Oberon und Titania

oder

Jubelfeier der Wiederverſöhnung,

ein Vorſpiel
bey der
Höchſterfreulichen Geburt
des Durchlauchtigſten
Erbprinzens
zu
Sachſen-Weimar und Eiſenach ꝛc.

von
Chriſtian Auguſt Vulpius.

gedrukt und zu haben bey Johann Michael Mauke
1783.

Perſonen.

Oberon.
Titania.
Puk.
Miranda.
Lilla.
Feen und Nimſen.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR

Dem

Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn

Herrn

Karl Auguſt

Herzog zu Sachſen,

Jülich, Kleve und Berg, auch Engern und Weſtphalen, Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Meißen, Gefürſteten Grafen zu Henneberg, Grafen zu der Mark und Ravensberg, Herrn zu Ravenſtein ꝛc.

Meinem gnädigſt regierenden Landesfürſten und Herrn.

39,6: 40

Durchlauchtigſter Herzog, Gnädigſtregierender Landesfürſt und Herr.

Die huldreichen Geſinnungen, welche **Ew. Herzogl. Durchlaucht** gegen die Wiſſenſchafften hegen, machen mir die angenehme Hofnung, daß **Höchſt Dieſelben** mir es in Gnaden vergeben werden, wenn ichs gewagt habe den Antheil, den ich an der allgemeinen Freude über die Geburt des Durchlauchtigſten Erbprinzens nehme, durch nachſtehendes Gedicht öffentlich an den Tag zu legen. Nichts wird mich mehr beruhigen, als wenn **Ew. Herzogl. Durchlaucht** meine ehrfurchtsvolle Abſicht, und die reinen Empfindungen meines Herzens, **Höchſt Dero** Gnädigſten Beifalls zu würdigen geruhen.

Ew. Herzogl. Durchlaucht

Jena den 9ten Hornung
1783.

unterthänigſter
Chriſtian Auguſt Vulpius.

Erſte Szene.

(Blütenhain.)

Puk. Miranda.

(Miranda bindet einen Blütenſtrauß. Puk bläſt auf der Flöte zu Miranda's Geſang.)

Miranda.

Zärtlich koſen ſich die Weſte,
lieblich ſchlägt die Nachtigal,
fröhlich hüpfen durch die Aeſte,
ſingend froh die Vöglein all.

Alles grünet, alles freuet
ſich, der junge Mai erwacht,
der uns ſeinem Füllhorn ſtreuet
Blüt' und Blum', und alles lacht.

Lieblich wehen Frühlings Lüfte,
hauchen Blüten rund umher,
ſüſſe angenehme Düfte,
alles iſt ein Wonnemeer! —

Wo ſein Fuß gieng ſieht man Spuren,
Lufft und Wolken heitern ſich,
und auf all den grünen Fluren
iſt ſein Walten ſichtbarlich.

In dem weiſſen Blütenhaine
ſingen froh die Vöglein all,
und im hellen Sonnenſcheine
wallt dahin der Waſſerfall.

Miran-

Miranda und Puk.

Zärtlich koſen ſich die Weſte,
lieblich ſchlägt die Nachtigal
fröhlich hüpfen durch die Aeſte
ſingend froh die Vöglein all.

Miranda.

Und alles dies ſchafft unſere Königin!

Puk.

Und Oberon unſer König! — Sieh Miranda es ſchwillt des Weinſtocks Auge ſchon. Die Wieſen grünen, die Bäume knoſpen und die Vögel ſuchen ihr Neſt. Blümchen ſproſſen auf, und die Saat kömmt hervor. Rund lacht der Blütenhain.

Miranda.

Hier iſt Eliſium! — Doch lieber Puk — Der Blütenſtraus iſt zwar ſchön, o er riecht ganz unvergleichlich! — Aber die Mannigfaltigkeit fehlt. Alles weiß! — So etwas rothes drunter. — Eine Roſe lieber Puk! —

Puk.

(Schlägt mit einem Stäbchen auf die Erde, es entſpringt ein blühender Roſenſtok.)

Du ſollſt ſie haben! — Sieh die ſchönen Roſen!

Miranda.

(Bricht Roſen und ſingt.)

Schöne Blumen Königin
kleine Dornenſtecherinn,
Zefirs koſen ſanft um dich;
liebe Roſ' ich breche dich.

Unter Blüten ſollſt du düften
nicht umſonſt in freien Lüften;
duften ſollſt du an der Bruſt
meiner Königin mit Luſt.

Puk.

Und was kriege ich davor das ich dieſe ſchönen Roſen hervorbrachte? —

Miranda.

Eine Roſe.

Puk.

Was ich ſelbſt gab? —

Miranda.

Willſt du mehr lieber Puk? — Sieh nur einmal an wie ſchön eine Roſe iſt! — Du weiſt wie lieb meiner Königin die Roſen ſind. Ihre ſchöne Hand hält beſtändig einen Roſenzweig, und ihr blondgelocktes Haar iſt immer mit friſchen Roſen umkränzt — O lieber Puk ich denke noch immer der ſchönen Stunde als Titania uns Roſenknoſpen aus ihren Kranze gab. Mit demſelben gab ſie uns Hüons Sohn und ſagte:

Alle Tage und Stunden
ſchaut eure Roſen an; und wenn ihr alle drey
zu Lilien werden ſeht, ſo merket dran, ich ſey
mit Oberon verſöhnt, und wieder neu verbunden,
Dann eilet mit Amandens Sohn herbey. *)

Wir eilten mit dem lieben Knaben fort, und pflegten ſeiner aufs beſte. Die Bienchen brachten Honig, und die Silfen mit Vergnügen Milch herbey. Wir wachten bei ſeiner Wiege, und ſpielten mit ihm wenn er erwachte. Frölich durchhüpften wir die Blumen Gefilde unſre liebe Laſt auf unſern Armen; lagerten uns an Quellen; lullten ihn ein; und weckten ihn wieder mit Geſang. — Endlich wur-

---

*) Oberon. Eilfter Geſang 35ſte Stanze.

wurden unſre Roſen zu Lilien. Roſa ſah es zuerſt, und ſeit dieſer Zeit nennt ſie unſer Reich Lilla. — Ungern gaben wir unſern kleinen Zögling ſeiner Mutter wieder. Aber es war Hüons und Amandens Sohn, und du weiſt welchen Dank wir dieſem lieben Paare ſchuldig ſind.

Puk.

Gewiß es war ein liebes Paar! — O Hüon und Amande heil euch daß ihr die Wiederverſöhnung Oberons und ſeiner Königin bewürktet! — Liebe Miranda gibts noch ſo ein Paar? — Mit den innigſten Vergnügen befreiete ich Hüon auf Oberons Befehl von ſeinen Banden, womit ihn die Räuber an dem Baum gefeſſelt hatten, als ſie Amanden mit ſich fort führten und ihn dem herbſten Schmerz überließen. *) — Mit Vergnügen trug ich die angenehme Laſt auf meinem Rücken übers Meer bis vor die Thür des alten Ibrahim.

---

*) Ebendaſ. XII. Geſ. 22. St. u. ſ. f.

Miranda:

Noch immer ſchwebt mir die Feier des Feſtes der zwei getreuen Seelen vor Augen! — (Singt.)

Schön iſt der Lohn der vielgetreuen Seelen,
wer kann die Wonne all' erzählen
die Bruſt an Bruſt die zwei Geliebten fühlt,
und ihren bittern Schmerz mit hoher Freude ſtillt

Schön iſt der Lohn der ſtets getreuen Triebe,
entzückend lohnt die holde ſüße Liebe,
und tilgt mit ſüßer Ruh und Wonnenluſt,
dem bittern Schmerz, der vor beängſten Bruſt.

Zweite Szene.

Die Vorigen. Lilla.

Lilla.

Ha ha ihr lieben zwei Geſpielen! — Wem iſt der ſchöne Straus? —

Miranda.

Der Königin.

Lilla.

Zu ihrem Feſtſchmuk?

Miranda.

Zu was vor einem Feſte? —

Lilla.

Haſt du den Tag vergeſſen wo ſich Titania mit Oberon verſöhnte? —

Miran-

Miranda:

Wie könnt ich das?

Lilla.

Zu vielen Jahren die nach der Zeit verfloſſen, häuft heute ſich ein neues Jahr, und Oberon will mit Titania die Jubelfeier dieſes Tags begehen.

Puk.

Heute? —

Lilla.

Ja heute. —

Miranda.

Wir wollen zur Feier dieſes Tags Blütenkränze winden. — (Sie ſingen)

Miranda.

Weißer als der Schnee auf hohen
Bergen, glänzt der Blütenhain. —
Komm wir müſſen an dem frohen
ſchönen Tag bekränzet ſeyn.

Lilla.

Frölich laß uns Kränze winden
in den angenehmen Hain;
laß uns ämſig Sträußer binden
von den Blüten ſilberrein.

Puk.

Bindet Sträußer, windet Kränze,
kränzt euch, ſchmükt euch frölich nur,
und beginnet frohe Tänze,
auf der neu begrünten Flur.

Miran-

Miranda.

Horcht es ſtimmt zu unſern Sange
lieblich jedes Vögelein
mit den angenehmſten Klange
fröhlich und entzükket ein.

Lilla.

Lieblich trillert ſanft und reine
hold die ſcheue Nachtigal,
lieblich ſingen in dem Haine
rund um uns die Vöglein all.

Puk.

Singet fröhlich, brechet Roſen,
horcht es ſchlägt die Nachtigal,
hört die Weſte lauter koſen,
lauter toſt der Waſſerfall.

Miranda.

Noch mehr Roſen lieber Puk! —

Puk,

Puk.

Roſen, und Lilien vor Oberon!

(Er ſchlägt auf die Erde, es entſpringen Lilien und Roſen.)

Lilla.

Ach die ſchönen Lilien! Denkſt du noch an die Zeit Miranda als unſre Roſenknoſpen Lilien wurden? —

Miranda.

Bei jeder Roſe, bei jeder Lilie denk' ich dran und ſegne das liebe Paar das Oberons und unſrer Königin Verſöhnung bewürkte.

Lilla.

So ſtandhaft, ſo treu, und ſo from als Amanden ſah ich nie ein Weib!

Puk.

Und ich nie ſo einem Mann wie Hüon.

Dritte Szene.

Vorige. Oberon.

(Eine ſanfte Muſik.)

Oberon.

Heute ihr Feen iſt ein feierlicher Tag! —

Puk.

Erhabener König des Feenreichs wir wollen das heutige ſchöne Feſt, den ſchönen Tag der Wiederverſöhnung froh feiern, uns —

Oberon.

Ich und Titania, wir alle werden dieſem Tag feiern. — Unſre Wiederverſöhnung iſts nicht allein die uns dieſem Tag frölich begehen heiſt, es iſt heute ein ſchöner Tag, ein Tag der unſre Feier fordert, es iſt —

Doch

Doch vorjezt genug! — Puk du folgſt mir! — Titania ſteht einer Fürſtin bey ihr Feen, und bald iſt alles glücklich geendet.

(Oberon und Puk gehen ab.)

◆ ◆ ◆

Vierte Szene.

Miranda. Lilla.

Lilla.

Dieſer Tag ſoll uns alſo noch feierlicher werden? — O Miranda es muß ein ſchöner Tag werden! —

Miranda.

Heil uns! —

Lilla. (Singt.)

Schöner Tag mit frohen Bliken,
mit den reineſten Entzücken,
grüſt dich meine frohe Bruſt! —

Miranda.

Du beglükeſt uns mit Freude,
du entzükeſt frö ich heute
uns mit ſüſſer Wonneluſt.

Lilla.

Schöner Tag ſey uns willkommen,
heiter, froh und unbeklommen
feiert dich das Feen Reich! —
Kränzt die Haare ſchmükt euch fröhlich
tanzt und ſinget, froh und ſeelig,
Dieſem Tag kömmt keiner gleich! —

Miranda.

Wie iſts doch ſo ſeelig fröhlich zu ſeyn, liebe Lilla!

Lilla.

Lilla.

Gewis meine Liebe, die Freude iſt vor Feen erſchaffen! Wie ſchön iſts Menſchen unter uns glüklich zu ſehen, glüklich zu machen, und über ihr Glück frölich zu ſeyn! —— Komm laß dir dieſen Kranz aufſezen. — (Singt.)

Dieſem Kranz band ich vor dich.

Miranda.

O Geliebte du vor mich? —

Lilla.

Welch ein fröliches Entzüken,
dich Geliebte ſchön zu ſchmüken!

Miranda.

Liebſte Freundin, welche Wonne
ſtralt mit jeder Morgenſonne
auf die rege Freundſchaft hin!

Lilla.

Wohl mir daß ich Freundin bin!

Miranda.

Hier haſt du einen ſchönen Roſenſtraus vor deinem Kranz.

Lilla.

Dieſes freundſchaftliche Geſchenke möge nur dann verwelken, wenn wir aufhören Freundinnen zu ſeyn.

Miranda.

So werden dieſe Roſen ewig blühen!

(Es erhebt ſich eine ſanfte angenehme Muſik. Beide ſehen ſich erſtaunt um.)

Lilla.

Miranda!

Miranda.

Unſre Königin kömmt.

Fünfte Szene.

Vorige. Titania. Gefolge von Feen und Nimfen.

(Eine lichte Wolke ſchwebt über den Haine; es wird alles in eine angenehme Helle verſezt.)

Lilla und Miranda. (Singen.)

Sei willkommen! ſei willkommen!
Königin im Frühlingshain;
ſeh wir haben froh vernommen
deiner Nähe Silberſchein.

Deine Blike ſtralen Freude,
Königin ſey uns gegrüßt!
an den frohen Tage heute,
da du uns ſo freundlich biſt.

Chor der Feen und Nimfen.

Königin ſey uns gegrüßt
da du uns ſo freundlich biſt!

Miranda.

Wo du gehſt entſpringen ſchöne
Veilchen, bunter Klee und Moos,
du entlockeſt frohe Töne
all den Vöglein klein und groß.

Feen und Nimſen.

Königin ſey uns gegrüßt
da du uns ſo freundlich biſt!
Du der Blumen Pflegerin
die auf jungen Wieſen blühn.

Lilla.

Grüßt ihr Blümchen und ihr Blüten
eure holde Königin,
ſinge Nachtigal in Frieden,
ſinge kleine Sängerin.

Feen und Nimſen.

Königin ſey uns gegrüßt
da du uns ſo freundlich biſt!

Mi-

Miranda und Lilla.

Jedes Blat in dieſen Haine
werde froh zur Sängerin
jedes Blümchen auf den Reine
grüße dich als Königin.

Feen und Nimſen.

Königin ſey uns gegrüßt
da du uns ſo freundlich biſt!

Titania.

Gewiß meine Lieben, es iſt heute ein froher feſtlicher Tag. — Die Jubelfeier unſrer Wiederverſöhnung mag die wenigſten Saiten ſtimmen, die ſchwächſten Silbertöne weken und die kleinſten Kehlen öffnen. Ein Tag wekt heute eure Silberſtimmen und fordert eurem Jubel, der euch allen ſo erfreut ſeyn wird, als er mir und Oberon iſt.

Lilla.

Deine Freude geliebte Königin, wird die unſrige höher ſtimmen! Eröffne uns welchem Tag wir feiern.

Titania.

Den ſchönen Tag welchem wir längſt mit Vergnügen entgegen ſahen als **Karl Auguſt** ſich mit **Luiſen** verband. Der beſte unſrer Wünſche und des Volks dieſes erhabenen Fürſtenpaares iſt erfüllt. Der Stamm des Haußes Weimar ſteht feſte, ein neuer Aſt vermehrt den uralten Baum dieſes Haußes, es iſt ein **Prinz** geboren! —

Alle.

Heil ihm! — Heil ihm!

Titania.

Ich habe **Luiſen** beigeſtanden, und komme jezt zurük. — Feiert dieſem Tag!

(Trompeten und Pauken.)

Feen und Nimfen. (Singen)

Willkommen Prinz willkommen!
Du freundlicher Knabe
ſey uns willkommen!
Du lieblichſte Gabe
des Himmels, Deinen Volke zu frommen,
ſey uns willkommen!
Willkommen Prinz willkommen!

Titania.

Das Schikſal iſt erfüllt, ſo ſagten die Weiſen und Seher. Auf einen Jubeltag ſollte der erhabene Fürſtenſohn geboren werden, — es iſt der unſrige.

Sechſte Szene.

Vorige. Oberon. Puk.

(Oberon kömt mit dem Lilienſtengel in der rechten Hand auf einer lichten Wolke herab. In der linken Hand hält einen Lorberkranz. — Puk tritt nebſt ihm aus der Wolke hervor.)

Oberon.

Es iſt alles erfüllt Titania! der heutige Tag iſt der Tag unſrer Wiederverſöhnung.

(Sie küſſen ſich.)

Feen und Nimfen. (Singen.)

Küſſet mit dem Kuß der Liebe
Fried' und ſüße Ruhe ein,
niemals wieder trübe
euch nur eine Stunde ſeyn.

Nie-

Niemals müſſen wieder wüſte
eure lieblings Haine ſeyn,
küſſet alle ſüſſe Lüfte
mit dem Söhnungskuſſe ein.

Oberon.

Ihr Lieben von meinen und meiner Königin Gefolge, **Oberon** verſpricht es euch, nie ſollt ihr durch ſein Verſchulden die Haine wieder leer, dem Anger freudenlos, und die Wieſen verdorret ſehn. Die Aehren ſollen nicht wieder verfaulen eh' ihre Jugend das erſte Milchhaar kränzt, die Hürden ſollen nicht wieder leer im überſchwemmten Felde ſtehen, und die Krähen frölich geſättigt auf den erſäufften Heerden hüpfen. Schneeigte Fröſte ſollen nicht auf eure Lieblings Blumen, auf die Roſe ſinken, und die Lilien ſollen nicht wieder mit ihrer blendenden Weiſſe um den Vorzug mit den Schnee ſtreiten. —

Wir ſind verſöhnt, kein Harm wird wieder unſre Tage verſchlimmern, und die eurigen euch freudenleer machen.

Titania.

Ueberlaſt eure goldenen Loken den loſen Winden zum Spiel, ſingt und feiert mit uns das Feſt, welches wir heute fröhlich begehen. Bekränzet die Wiege des vom Himmel erflehten Prinzen

Oberon.

Auf ihr fröhlichen Geiſter und Nimfen der Haine, frolocket mit uns und rufft fröhlich: Es iſt ein Prinz geboren! Halle nach lautes Echo dem Jubelton unſrer Freude! — (Singt.)

Schwirrt ihr Bienchen um dem lieben
längſt erwünſchten Fürſtenſohn
dient ihr Nimfen dem geliebten
Prinzen, wie um Wieg', um Tron.

Mit

Mit dem Honig dem euch gütig,
gab Titania, erquikt
liebe Bienchen dieſem Prinzen
der die frohe Welt erblikt.

Wirſt Du gröſſer, ſollen winden
Feen Dir den Lorberkranz
um die Schläfe, Dich begleiten
zu den hellen Waffenglanz.

Ewig grüne Deine Raute
und Dein Name froh und mild,
und ein Spiegel Deines Ruhmes,
ſei Dein liebes ſüſſes Bild.

(Es erſcheinet eine feurige Wolke und ſenkt ſich über den Hain. In derſelben ruht das Sächſiſche Wappenſchild.)

Feen und Nimſem (Singen)

Ewig grüne Deine Raute,
und Dein Name froh und mild,
und ein Spiegel Deines Ruhmes,
ſei Dein liebes ſüſſes Bild.

Oberon.

Prinz die grauen Ahnen winken
Dich zum Ruhm ins Waſſenfeld, -
Sieh Dir lächelt Ruhm und Ehre
Wenn Du gehſt als kühner Held.

Titania.

Roſen ſtreuen Fried und Tugend
Dir bis zu der Ehrenbahn,
Friede lächelt Dir und winket
Dich zu ſeinem Palmen Plan.

Deine

Deine Völker ſegnen frölich
Dich wie unſerm Karl Auguſt
wie Luiſen, Deine Mutter
wie Amalien mit Luſt.

Feen und Nimfen.

Ewig grüne Deine Raute
und Dein Name ſchön und mild,
und ein Spiegel Deines Ruhmes,
ſey Dein liebes ſüſſes Bild.

Oberon.

Nun liebe Titania — nun ihr Nimfen und frölichen Sängerinnen, ihr ſeeligen Geiſter des Feenreichs, iſt alles erfüllt. — Nie werden Oberon und Titania wieder mit einander brechen, nie wird ihre Verſöhnung einen nem Dichter wieder die Leierſtimmen. — Unſre Trennung, unſre Verſöhnung ſoll nie ein Dichter wieder ſingen, und ſäng er ſo ſchön wie Wieland. Nur ihn wars gegeben zu ſingen das Paar das ſich treu blieb bis in den Tod, und Oberons und ſeiner Königin Verſöhnung; aber er wird ſeine Leier nie wieder ſtimmen zu gleichen Liede.

Du erhabener Fürſtenſohn, ſchöner Zweig des Weimariſchen Hauſes, biſt es, der dem Knoten unſerer Einigkeit feſter ſchlingt. — Und nun:

Was ſoll ich holder Prinz
von Sachſens Heldenblut,
von Deiner Ahnherrn Ruhm
und ihren tapfern Mut,
von ihren Ruhme Dir
erhabener Säugling ſagen? —

Was

Was ſoll ich vor ein Loos
vom Schickſal Dir erfragen?
Die Vorſicht mache Dich
den groſen Vätern gleich,
an ihren Tugenden,
und ihren Gaben reich.
Einſt zeigt die Ehrenbahn
in reizend langen Fernen
Dir ihren Roſenweg
bis zu den goldnen Sternen,
da wandelt mancher Held,
bringt durch das goldne Thor
der Ehre, hebt sein Haupt
im Stralenkranz empor. —
Auch öfnet Weisheit Dir
die Bahn die Fürſten gehen
die Wiſſenſchaft und Kunſt
in ihren Land erhöhen:
wo froh der Unterthan

dem goldnen Zepter küßt
und guter Fürſten Huld
zu preiſen nie vergißt. —
Nun wähle theurer Prinz! —

Titania.

Du wirſt ſie beide wallen
Dir wird der Weisheit Pfad
und Heldenweg gefallen,
denn beide führen zu
des Ruhmes Tempel ein
die Vorſicht ſchenke Dir
nur Leben und Gedeihn,
ſo wird ſich einſt Dein Lob
bis zu den Sternen heben
und Dir Unſterblichkeit
gleich Deinen Ahnen geben.

Feen und Nimſen. (Singen.)

Willkommen Prinz willkommen!
Du freundlicher Knabe
ſey uns willkommen!
Du lieblichſte Gabe
des Himmels, Deinem Volke zu frommen,
ſei uns willkommen!
Willkommen Prinz willkommen

Oberon.

Heute ſey aus unſern Reiche die blaſſe Schwermuth zu traurigen Leichenzügen verbannt.

Titania.

Sie ſeys auf ewig!

Oberon.

Königin weke dem muntern Geiſt der Fröhlichkeit!

Titania.

Alle Traurigkeit ſey fern von euch ihr Nimſen, Geiſter und Feen, ſchlinget euch in raſchen Ringeltanz und gebt nicht dem finſtern Kummer und der blaſſen Schwermut Raum.

Miranda.

Wer wollte traurig ſeyn an einen ſolchen Tage?

Lilla.

Wer wollte ſich heute nicht freuen?

Oberon.

Eure Freude ſey rein wie die unſrige!

Titania.

Du Miranden und du liebe Lilla ordnet die Reigen an, ihr die ihr mir ſo geſchwind dienet, die ihr meine Befehle ſo gern vollziehet feiert dieſem Tag nach allen Kräfften, und weket zu Luſtbarkeiten die fröhlichen Feen und Geiſter unſres Reichs.

Miranda. (Singt.)

Ueber Fluten übers Meer
wandre ich ſchnell hin und her,
über Dorn und über Stein,
um zu Willen dir zu ſeyn.

Lilla.

Frölich dien ich dir beim Tanz
in den Hain, bei Sternenglanz
gieße Düfft' in Blümchen ſchön
die die Zefirs rund verwehn.

Titania.

Ich weis eure Dienſte mehr als zu gut. Ihr waret die die mit mir in die Einöde flohen, welche ich in ein Paradies wandelte, wo das fromme Paar ankam und bei den gaſtfreundlichen Einſiedler Herberge fand, und wo ihr Amandens Sohn von mir bekamt.

Miranda.

Königin wir thaten unſre Schuldigkeit!

Lilla.

Nim dieſem Blütenkranz von meiner Hand eben ſo gütig an, als du die Geſchenke der Sterblichen zuweilen annahmeſt.

Miranda.

Und von mir dieſem Roſenſtrauß.

Titania.

Ich nehme beides an als Geſchenke eurer Liebe. Habt vielen Dank davor.

Oberon.

Nun Titania wirſt du deinem Oberon mit Eiferſucht nie wieder quälen, nie wird er wieder über den Raub eines Knabens, noch über eine von dir einer Frau im Mund gelegte Entſchuldigung zürnen. — Wir ſind verſöhnt auf ewig! —

Alle.

Auf ewig! —

Oberon.

Dieſer Tag ſei ein ewiger Feiertag unſres Reichs.

Titania.

Dieſe Stunde ſey auf ewig von uns geſegnet!

Oberon.

Ja auf ewig!

Puk.

Beſte Luſt und Frölichkeit umſchwebe die Tage unſres Königs, und unſrer holden Königin!

Miranda.

Heil und ewige Frülingstage der Liebe! —

Lilla.

Ewiger Frühling dem kein Winter folge begleite eure Herzen! —

Feen und Nimfen.

Seliges Paar! ſeliges Paar!
in Ruhe und Frieden
durchwallet hinnieden,
in ewiger Freude
entfernet von Leide,
in ewiger Liebe
mit zärtlichen Triebe
die ſeligen Zeiten
die frölich hingleiten;
o ſeliges Paar!

Puk.

Nun laß uns dem frohen Tag feſtlich begehen.

Miranda.

Auf! auf!

Lilla.

Er töne lauter Geſang! Kommt und ſchlinget euch im Reihen Tanz!

(Puk, Miranda, Lilla, Nimfen und Feen ſtellen ſich zum Tanz.)

Titania.

Nun auf ihr Feen und Nimfen, auf ihr ſeeligen Geiſter aus Oberons Reich, feiert dieſem Tag mit Tanz und Geſange!

(Feen und Nimfen beginnen einen Tanz und kränzen eine Säule welche Oberon aus der Erde hervor ſteigen läßt, mit Roſen.)

Feen und Nimfen. (Singen.)

Heiligthum in unſern Hain
ſey bekränzet, ſey bekrönet,
nun auf ewig ſind verſöhnet,
Oberon, Titania.

Sey ein Denkmal ihrer Söhnung
ſich bekränzet ewig! — Freude!
ihre Söhnung feiern heute
Oberon, Titania.

(Es kommen leuchtende Wolken in Geſtalt eines Trones herab. Oberon und Titania ſezen ſich darauf.)

Feen

Feen und Nimfen. (Singen.)

Leuchtender Glanz im Haine!
Blüten und Roſen feiert mit uns!
Blümchen auf dem Reine
feiert mit uns!
Singt mit ſüſſen ſanften Schalle,
ſinget Vöglein mit uns alle
Weimars Prinzen ſüſſe Ruh.

(Vögelgeſang.)

Miranda. (Singt.)

Schlaf noch jezt **Du** zarter Knabe
halte ſüſſe ſanfte Ruh,
ſchlaf noch jezt **Du** Himmelsgabe
ſchlies die ſchönen Augen zu.
Philomelens Melodei
ſing' in unſer Lullabei

Feen und Nimfen.

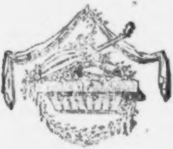
Lulla lulla lullabei.
lulla lulla lullabei.

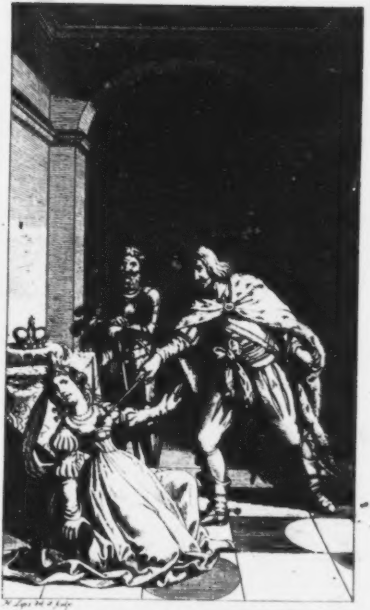
Lilla.

Zefirs müſſen um Dich koſen
Feen winden Kranz und Band
Dir von jungen Frühlings Roſen
angenehmes Himmelspfand.
Philomelens Melodei
ſingt in unſer Lullabei.

Feen und Nimfen

Lulla lulla lullabei
lulla lulla lullabei. :/:





H. Lips del. et sculp.

Stirb gottlose Vasthi!

Johann von Leiden

wahre

Geſchichte der Vorzeit.

Mit einem Kupfer von Herrn Lips.

Dresden und Leipzig,

in der Richterſchen Buchhandlung.
1793.

Vorrede.

Ich glaube nicht daß irgend eine Geſchichte der Vorzeit eine nützlichere Lehre für unſer Zeitalter liefern kann, als eben die von mir für die Leſewelt bearbeitete Erzählung der Begebenheiten in Münſter, während des Tumultfiebers der Wiedertäufer und der Regierung ihres Afterkönigs daſelbſt. — Ich habe mich mit einer heilſamen Sorgfalt ganz genau an die Geſchichtserzählungen gehalten und wo ich romantiſche Epiſoden einwebte, da lagen wenigſtens, wenn, auch entfernt, die Winke dazu, in der Geſchichte ſelbſt. — Die zuweilen angeführten Originalſtellen, ſtehen entweder deswegen unter dem Text, um den Leſern welche dieſelben verſtehen, (die andern mögen mir auf's Wort glauben,) zu zeigen, daß die Karakteriſtik der aufgeſtellten Perſonen nicht aus der Luft gegriffen iſt, oder eine allzudeutliche Schilderung verſchiedener nicht allzureinlicher Ereigniſſe in unſerer lieben Mutterſprache zu vermeiden. Man wird alſo dieſen Citaten ihren kleinen Platz gefälligſt gönnen. — Meine Hülfsquellen bei Bearbeitung dieſer Geſchichte waren:

1) Francisci hoher Trauer-Saal. ꝛc. Nürnb. 1670. Erſter Theil. S. 457. — 485.

2) Hiſtoriae miſcellae amphitheatrum curioſum. etc. von J. D. Ernſt. Leipzig 1696. S. 64 — 99.

3) Hiſtoria renati euangelii, deinde ſchiſmatum haereſiumque Anabaptiſtarum exortarum in urbe Monaſterienſi Weſtphaliae Ao. 1709. Siehe: Herm. Hamelmanni Opera genealogico-hiſtorica de Weſtphalia et Saxon. inferiori. Lemgouiae 1711. S. 1173 — 1288.

4) Hermanni a Kerſſenbroch Narratio de obſidione Monaſterienſi, ſeu, de bello Anabaptiſtico. Siehe: Menkenii Script. rer. German. T. III. S. 1503. — 1616.

Man hat auch eine deutſche Beſchreibung der Geſchichte der Wiedertäufer und Stadt Münſter, die den Namen Kerſſenbroch an der Stirn führt; da ich dieſelbe aber nie geſehen habe, ſo weiß ich nicht ob dieſelbe eine bloße Ueberſetzung dieſes lateiniſchen Aufſatzes, und ob ſie wichtiger iſt als derſelbe, oder nicht. — Schlözer hat gleichfalls eine Pieçe über dieſen Gegenſtand herausgegeben. Ich habe ſie aber nicht bei der Hand gehabt.

Was die Form und Geſtalt anbelangt in welcher gegenwärtiges Werkchen erſcheint, ſo iſt das ebendieſelbe, welche die Leſewelt jetzt am liebſten goutirt.

Weiter weiß ich nichts zu ſagen. — Geſchrieben den 22. Januar 1793.

Johann

Johann von Leiden.

Que l'analyſe de nos moeurs
Nous offre un tableau ridicule!
Bon Dieu! que d'hommes! que d'erreurs!
Comme la ſottiſe circule.

DUCROSAL.

Münſter.

In einem Wirthshauſe. *)

Johann.

(ſitzt an einem Tiſche, ſpeißt einen Häring und trinkt eine Kanne Bier.)

Weiß der Teufel wo die Schnüffler alle herkommen! und lauter Bekannte aus der Zeit meines Schneiderſtandes, 's iſt verflucht! — „Grüß dich Gott Hans Bockels! — Schönen Dank guter Freund! Nennt mich wenn ich bitten darf: Johann von Leiden. Denn, ſeht, es iſt ſo Brauch und Sitte in unſern Zeiten,

*) Im November 1533. — Da ich kein Tageregiſter bei Erzählung dieſer Geſchichte vor mir habe, ſo kann, und werde ich nur die Zeit der Hauptepochen angeben können. — Ich muß es alſo meinen Leſern überlaſſen, die Beſtimmung der Intervalle ſelbſt zu ſubſtituiren, wie ich es auch gemacht habe, und wie ich es thun mußte.

daß man, wenn man berühmt wird, ſeinen Geſchlechtsnamen wegwirft, und den Namen der Stadt annimmt, in welcher man geboren iſt. — Fängt der Maulaffe an zu lachen und fragt mich; „ſeit wenn, und wodurch ich mich berühmt gemacht habe?“ — Da muß das Wetter drein ſchlagen! Bin ich nicht, — weiter nichts zu erwähnen, — das Konterfei der berühmteſten Helden und Männer in Süden und Norden geweſen? Habe ich nicht den Holofernes, den Nebukadnezar, den Simſon, den Alexander und Jupiter, mehr als zwanzigmal vorgeſtellt? — Lacht der Kerl wieder, und ſpricht: „Ihr habt alſo wohl das Schneiderhandwerk an den Nagel gehängt und ſeid ein Komödiant geworden?“ — Das Wort Komödiant, ſpricht er ſo recht mit Nachdruck aus. — Einfaltspinſel! Schauſpieler heißt es. — „Wärt Ihr bei der Nadel geblieben. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden.“ — Geht mir mit dem goldenen Boden! Eine goldene Krone hat für mich weit mehr Reiz und wär ſie auch nur von Goldpapier. — Ich ſage ihm eine Stelle aus meiner Nebukadnezars-Parthie vor, und der Kerl reißt

Maul und Augen auf, wie ein Wallfiſch. Wo ſitzt mir denn nun der Schneider? — — Die Narren haben kein Kunſtgefühl und wiſſen den Teufel von dem Streben und Ringen nach beſſern Verdienſten, als die, welche ein ſimpler Handwerker haben kann. Eine Tirannenrolle iſt nicht ſo leicht zuſammen geſtickt, wie ein Wamms. Man kann ein rechter gewaltſamer Alexander ſeyn, ohne ein Paar Hoſen machen zu können. — Warum habe ich denn alle Mäntel und Hoſen verſchnitten? Ich hatte kein natürliches Gefühl für das Handwerk, für welches mich mein Vater beſtimmt hatte. — Warum habe ich denn die Könige ſo rührend geſpielt? Die Naturgaben lagen dazu in mir. Ich will mein Pfund nicht vergraben. — Heda! Mädchen!

Eine Magd. Was beliebt?

Johann. Noch einen Häring und eine Kanne Bier. — — Ich habe Durſt genug, die Schelde auszutrinken, wenn ſie Bier wär.

Ein Mann. Grüß dich Gott, Hans!

Johann. Eben ſo viel.

Der Mann. Wie geht dir's auf der Wanderſchaft?

Johann. Nichts von der Wanderſchaft? — Ich habe ausgewandert.

Der Mann. Der Tauſend! — Schon Meiſter?

Johann. Meiſter, lange ſchon.

Der Mann. Willſt du mir wohl ein neumodiſches Wamms machen?

Johann. Ich mache kein Wamms mehr. Ich bin ein Künſtler, und wenn ich etwas zuſchneide, ſo ſind's Leidenſchaften, aber keine Wämmſer.

Der Mann. Leidenſchaften? — Sind das etwa ſolche neue Pludderhoſen, wie ſie die Hofherrn jetzt tragen? — Die Dinger ſehen ſchnakiſch aus!

Johann. 's iſt ein wahrer Jammer, mit euch Leuten! Ihr verſteht unſereiner gar nicht.

Der Mann. So erkläre dich deutlicher. — Was ſind denn alſo Leidenſchaften?

Johann. Leidenſchaften — ſind, Leidenſchaften. Mit der *Erklärung* iſt's bei ſo etwas nicht gethan, man muß es *empfinden*. Sieh! eine Leidenſchaft, iſt nichts Körperliches.

Der

Der Mann. Alſo iſt eine Leidenſchaft, ein Geiſt?

Johann. Auch nicht. — Sieh! wir Künſtler nennen z. B. die Liebe eine Leidenſchaft.

Der Mann. Aha! — Nun merke ich ſchon, wo du hinaus willſt.

Johann. Ich mache jetzt weder Hoſen noch andere Schneiderarbeit mehr. Ich lebe von der **Kunſt**. — Bisher habe ich zu Harlem, Leiden, Utrecht und Rotterdam, mit viel Beifall agirt. Mein Simſon wird in Rotterdam unvergeßlich bleiben. Wie ich die Stadtthore von Gaza aushob, fiel beinahe die ganze Bühne zuſammen. — Wir hatten dort ein ſcharmantes Theater.

Der Mann. Was? Du, biſt Komödiant? — Verflucht! wo haſt du denn dieſes Handwerk gelernt? Es muß eine ſchwere Arbeit ſeyn!

Johann. Gar nicht! — Man lernt ſeine Parthie, und das andere giebt ſich von ſelbſt. — Den Heldenton, hatte ich gleich weg. Ich will dir einmal eine Probe geben, wie ich meine Reden zu ſagen pflege. (tritt auf den Tiſch und agirt.)

Du

Du hochgeſtirnte Nacht! Du Zeugin meiner Liebe!
Du zweigehörnter Mond! Du Zeuge meiner Triebe!
Du nah geleg'ne Stadt der Freuden Sammelplatz,
In deinen Mauern wohnt mein allerliebſter Schatz.

(Die Anweſenden werden aufmerkſam und richten ihre Augen auf den Deklamator auf dem Tiſche.)

Der Mann. Das klingt ſcharmant!

Johann. Das iſt noch nichts. Warte nur, es kömmt noch beſſer. (agirt weiter.)

Jetzt will ich in die Stadt mein Liebchen zu beſuchen;
Süß iſt ihr Liebeskuß wie Moſt und Honigkuchen,
Ihr roſinrother Mund iſt meiner Wünſche Ziel,
Ich eile froh dahin zum ſüſſen Lippenſpiel.
Und kömmt mir in den Wurf ein Philiſtäer Haufen,
Will ich voll Grimm und Muth mich mit den Schelmen raufen.

Es

Es ſoll mein ſtarker Arm, ſo wahr ich Simſon bin!
Sie alle insgeſammt — — — —

Ein Schneider. Wer wär er? Simſon? — Hans Bockels der Schneidergeſell biſt du, das kann ich beſchwören.

Johann. Bravo! — Das heißt Illuſion erregt!

Der Mann. Still doch! Hans iſt ja jetzt Komödiant.

Der Schneider. Was? ein Komödiant? — Gott ſey deiner Seele gnädig, Hans! Wie haſt Du dich entſchließen können, ein ſolches Handwerk zu ergreifen?

Johann. Kein Handwerk; eine Kunſt! — Ich ſage dir, Fürſten und Herren ehren unſer Spiel, und Salomo ſagt: Irre die Spielleute nicht. — Ihr wißt wohl, was ich war, aber ihr wißt nicht, was ich werden werde. Die Gnade Gottes iſt mächtig in mir geworden, und ſo gewiß, als ich hier auf dieſem Tiſche über euch erhaben ſtehe, und auf euch herabblicke, ſo gewiß wird eine Zeit kommen, wo ihr mit Ehrfurcht zu mir hinauf blicken werdet.

Der Schneider. Zu dir, hinauf? mit Ehrfurcht noch dazu? — Das wär doch ſchnakiſch!

Johann. Meine Zeit wird kommen, ſchnell und raſch, wie eine Waſſerflut. Der Menſch, denkt's nicht, und ſiehet es dennoch. (deklamirt.)

Mein Geiſt iſt ſtark und kühn, er weiß ſich zu erheben.
Zuweilen muß ich ſelbſt vor meinem Muth erbeben.
Mein ganzer Stolz erbebt, wenn ich mein Zepter ſeh,
Nach meiner Krone ſchau ich bebend in die Höh.
Ich denke ſelbſt bei mir: wie bin ich ſo beklommen?
Warum erbeb' ich jetzt? wie mag es doch wohl kommen?
Der Krone Stralenſchein, iſt er nicht ſo gelind?
Und dennoch, macht er mir, bald beide Augen blind.

Der Schneider. Ueber das Erbeben! — Das hört ſich alles recht gut an. Aber, eigentlich,

lich, weiß man doch nicht recht, was du damit ſagen willſt.

Johann. Ich habe erſt ſelbſt nicht gewußt, was ich eigentlich ſagen wollte, wenn ich eine Komödien-Parthie herſagte; aber, das hat nichts zu bedeuten. Jedermann mag ſich ſelbſt einen Sinn aus den Worten ziehen. Ich habe nichts dawider. — Mein Troſt iſt, daß euch zuletzt gewiß der Glaube in die Hände kommen wird, wenn ihr meine Erhöhung ſehen werdet.

Ein Schuhmacher. (lachend.) Erhebe dich nur nicht etwa gar über den Biſchoff, wenn du ſo hoch ſteigen willſt. Oder nimm dich in Acht, daß er dich nicht ſelbſt erhöhen läßt.

Ein Seiler. Gevatter! ich denke, der Kerl rappelt.

Der Schuhmacher. Er iſt betrunken, glaube ich.

Ein Wagner. Er iſt ein Anhänger der neuen Sekte.

Der Seiler. Potz Wetter!

Der Wagner. Ja, ja! — Er, und Matthies der Becker aus Harlem, ſind Leib und Seele.

Der Seiler. Verflucht!

Der Wagner. Matthies macht's noch ärger. Der nennt ſich gar einen Propheten.

Der Seiler. Geht mir mit den neuen Propheten. — Ich denke immer, es wäre beſſer, die Käuze trieben ein ehrliches Handwerk, als daß ſie die Leute verführen.

Der Wagner. Die neue Sekte wächſt täglich. Die großen Herren ſollten aufmerkſam werden.

Ein Schreiber. Ja wohl! ja wohl! — Die Müntzeriſche Rotte verbreitet ſich allenthalben. Thomas Müntzer hat in Sachſen ſeinen aufrühreriſchen Schädel verloren, ſein Bauernheer iſt geſchlagen und hat müſſen zum Kreuze kriechen. Melchior Rothmann hat ſeinen Lohn von den Strasburgern erhalten, und laufen ſeine Anhänger nach Holland und zu uns herüber. Ein wahrer Heuſchreckenſchwarm den man exkommuniziren ſollte.

Der Wagner. Die Fürſte[illegible]ſſen dazu thun! — Die Kerle treiben ein w[illegible] Skandal und taufen ſogar die Leute zum zweitenmal.

Der Schuhmacher. 's iſt ganz entſe[illegible]

Der leidige Teufel treibt ſichtbarlich ſein Spiel mit dieſen Menſchen.

Johann. Ich ſage euch, daß König Salomo bei all ſeiner Herrlichkeit dennoch keinen Häring ſpeiſen konnte. Es wird aber ein König kommen, der dem weiſen Salomo nichts nachgeben wird, und dieſes Königs Leibſpeiſe, ſind Häringe.

Der Schreiber. Und, wer wird denn der König ſeyn?

Johann. Das wird ſich zeigen.

Der Schreiber. Wo wird er regieren?

Johann. Im neuen Jeruſalem und Sion.

Der Schreiber. Er iſt ein Fantaſt! Wär er ein Schneider geblieben, ſo ſtünd's vielleicht beſſer um ſeinen Verſtand.

Johann. Ich bin mit meinem Verſtande zufrieden; wer es nicht iſt, dem kann ich nicht helfen. Jeder ſorgt für ſich ſelbſt und ſchlägt ſich durch die Welt, ſo gut er kann.

Ein jeder ſorgt für ſich und für ſeinen Unterkommen.
Ich mach' es eben ſo. Ihr habt es doch vernommen?

Wer Vögel fangen will, ſchlägt nicht mit Knitteln drein,
Und, wenn's am Muthe fehlt, der trinkt ein Gläschen Wein.

Der Schreiber. Herunter von dem Tiſche! — Hier, leiden wir keinen über uns.

Johann. Ihr ſucht Händel? Bei mir, findet Ihr keine. (ſpringt von dem Tiſche herab.) Seht zu, wo Ihr welche bekommt. Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Der Wagner. So biſt du der Unfriede, denn du verzehrſt nun ſchon den zweiten Häring.

Johann. Kind der Welt! Du biſt ſehr witzig. Der Unfriede, laß dir ſagen, verzehrt jederzeit den Frieden. Wenn der Häring könnte, wie er wollte, ſo gieng mir's auch nicht beſſer, als wie es ihm geht. Laß uns verzehren, was wir haben, und ſo lange wir können, denn es kömmt endlich doch die Zeit, in welcher andere Geſchöpfe von uns zehren. Dieſe gefräſſigen Vielfreſſer ſind zwar nur Würmer, welche ihr Daſeyn von uns ſelbſt erhalten, aber ſie ſind dennoch undankbar genug ihre Mutter zu freſſen. Die Sättigung des Appetits iſt auch eine Art von Leidenſchaft.

Der Schuhmacher. Hans! Dein Mundleder iſt gut.

Johann. Es taugt aber doch nicht für dich und deine Kunſt. Ochſenleder dient beſſer in deinen Kram.

Der Schuhmacher. Ueber den Spitzkopf! Wo haſt du denn die geſchwinden Antworten gelernt?

Johann. Dort, wo du ſie nicht gelernt haſt.

Der Seiler. Hans! Nimm dich in Acht, wenn du das Lehrgeld noch nicht bezahlt haſt. Da kömmt des Biſchoffs Hofnarr, der wird dir warm machen.

Johann. So mache ich ihn kalt.

Der Seiler. Du willſt ihn alſo todſchlagen?

Johann. Seinen Witz wohl, aber ihn ſelbſt nicht. Denn ich kann keinen Hofnarrn bezahlen.

Der Hofnarr. (tritt ein.) Euer Freund, aber nicht euer Narr, meine Herrn! Denn als Narr, bezahlt mich der Biſchoff ganz chriſtlich. Wein her! (ſingt.)

Wer den Wein nicht liebt und Saitenſpiel,
Entehrt der Freuden gar zu viel.

Das Lied hat der ehrbare Doktor Luther gemacht.

Der

Der Schreiber. Ihr habt die Weiber vergeſſen. Es heißt auch wohl:

Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang.

Hofnarr. Iſt mir auch recht! — (zu Johann.) Sieh da, ehrbarer Hans! Schmeckt's?

Johann. Ernſt lies ich's ſtehen.

Hofnarr. Aha! — Die Komödianten ſind doch verteufelt witzig! — Wie iſt dir's gegangen, ſeit ich dich in Rotterdam zum letztenmal als König Nebukadnezar Heu freſſen ſah?

Johann. Wie es einem jeden Thiere geht das Heu gefreſſen hat. Es wird ſatt.

Hofnarr. Das iſt gut! ſo kann ich mich ohne Gefahr neben dich ſetzen.

Johann. Es hat keine Gefahr. Deine Krippe iſt mir zu hoch. Du wirſt auf dem Schloſſe gefüttert, und du ſelbſt — kannſt meinem Appetit nicht reizen, ich freſſe keine Schatten.

Hofnarr. Sagt dir dieſer Bauch, daß ich ein Schatten bin?

Johann. Bewahre! Du biſt im geiſtlichen Futter. Aber dennoch biſt du ein Schatten. Der

Schatten deiner Seele, wenn du eine zu haben glaubſt.

Hofnarr. Allerdings! und zwar eine rechte nárriſche Seele muß ich haben, ſonſt wár ich kein Narr.

Johann. Bezahlt man Kopfgeld auf deinen Titel?

Hofnarr. Nichts weniger! denn ein Brod-dieb bezahlt kein Kopfgeld, lieber Hans. Dieſe Kappe iſt ſteuerfrei. (ſezt ihm ſeine Schellenkappe auf.) Wie dir meine rothe Schellenkappe ſo artig ſteht! Du ſiehſt aus, wie ein Kapphahn.

Johann. Da gleiche ich dir ja vollkommen!

Hofnarr. (nimmt die Kappe wieder.) Gleiche Brüder, gleiche Kappen. — Du haſt mich nur als Narr geſehen, aber ich ſah dich mehr als einmal gekrönt. Du ſahſt wahrhaftig recht königlich aus. Warum haſt du denn deine Kronen abgelegt? Die Theaterkronen drücken doch wohl nicht?

Johann. Wenn ſie zu enge ſind, auch.

Hofnarr. Willſt du wieder den Wirth machen, wie zu Leiden? — Ich habe immer noch dein Schild: zu den drei Häringen vor Augen.

Johann. Ich war beſtändig ein Liebhaber von Häringen. Und, ich bin es noch, wie du ſiehſt. Hier eſſe ich welche, und dort führte ich welche in meinem Schilde.

Hofnarr. Das muß ich ſagen, dein Wirthshaus war ein Ort, an welchem man nach allem *fragen* konnte. Im Grunde war's eine wahre Arche Noah, die Thiere lagen paarweis darinne unter und neben einander. Du hättſt dein Haus *zur Gelegenheit* nennen ſollen. Du weißt doch, wie die Gelegenheit abgebildet wird?

Johann. Warum nicht? Du ſitzſt mir ja gegenüber.

Hofnarr. Nein Hans! Nicht gegenüber, wir ſind ſo nahe beiſammen, wie Galgen und Dieb. — Deine Wirthſchaft trug dir aber wenig ein, glaube ich?

Johann. Meiner Frau aber deſtomehr. Deswegen habe ich ſie dort gelaſſen und bin weiter gereiſet.

Hofnarr. Du warſt in der halben Welt?

Johann. Immer in der *ganzen* Welt, und doch nur in England, Flandern, Holland, Lübeck und Liſabon.

Hof-

Hofnarr. Weit genug, um klug werden zu können. Du biſt als Schneider und Komödiant, nach Handwerksgebrauch, mit wenig Koſten gereiſet. — Das muß ich ſagen, du haſt manches Wamms und manche Komödie ſchon zuſammengeflickt. Deine Komödien waren alle ſehr ſäftig, und ſo viele ich deren geſehen habe, kenne ich keine einzige, in der nicht Kinder der Liebe, galante Weiber, Ehebrecherinnen oder geſchwächte Mädchen vorkommen. Dennoch enthielten ſie auch zuweilen köſtliche Lebensregeln, und auf jede Ausgelaſſenheit folgte eine Moral, die du irgendwo einem heidniſchen Philoſophen oder einem chriſtlichen Kirchenvater aus dem Munde nahmſt. — Mit einem Worte, deine Komödien waren wahre Monſtra von Tugenden und Laſtern zugleich, wie ihr Schöpfer. *) Meinſt du nicht auch?

---

*) „Ludos varii generis a ſe patria lingua compoſitos in theatris et ſcenis populo publice lucri gratia exercet: quibus interdum ludicra, interdum obſcoena et turpia, raro vero ſeria et cum virtute coniuncta admiſcet. Quibus rebus ita ingenium ſuum exercuit, ita facundiam illecebris ſermonis auxit et confirmauit, ita ſolertiam et verſutiam miſcuit vt quamcunque partem velit, popu-

Johann. Ich kannte mein Publikum.

Hofnarr. Das muß man dir laſſen! Deine Kinder ſchlugen nicht aus der Art, ſie waren ächte unächte *) Kreaturen, wie du ſelbſt.

Johann. Unſere Mütter waren Weiber.

Hofnarr. Und zwar Weiber voll Weiblichkeit. — Du biſt ein artiger Kerl, Hans! **) Du biſt jung und liebenswürdig. Du wirſt dein Glück bei den Weibern machen und haſt es ſchon gemacht. ***) Aber, deine Frau dauert mich.

Miche-

---

populum flectere poſſit. Profecto monſtrum ex virtutibus vitiisque mixtum diceres." — Kerſſenbroch.

*) „Natus eſt illegitimo toro etc." — Hamelmann.

**) „Adoleſcens longae ac decorae ſtaturae, plane imberbis, cuius mentum vix pauca lanugo attigebat, homo eleganti et mira, vt dixi, forma, in ſua dictione et idiomate valde facundus & delectabilis." — Hamelmann.

***) „Mulierculis propter elegantem corporis diſpoſitionem, faciem formoſam et iucundos ſermones eoſque admodum blandos gratiſſimus et acceptiſſimus, qui ſe obſequio, humilitate, et loquela omnibus accomodare nouerat." — Hamelmann.

Nicht einmal die Früchte deiner Gelehrſamkeit kann ſie genießen. — Hans! Du biſt ein Genie. Wir zelebriren gewiß noch einmal deine Erhöhung. Das ärgert mich nur, daß du bei all deiner Artigkeit und Weisheit, dennoch ein wahrer Hans ohne Bart biſt.

Johann. Sag mir nur, ob du gekommen biſt, Zank mit mir anzufangen?

Hofnarr. Weil ich die Wahrheit rede? — Mein Hans! ich zanke mich nicht gern, und mit meines gleichen, — gar nicht. — Weißt du was! nimm Dienſte bei dem Heſſiſchen Landgrafen. Er ſucht einen Hofnarrn. Ich befinde mich hier einmal wohl, ſonſt gieng ich zu ihm.

Johann. Ich bin ein freier Menſch und nehme keine Dienſte.

Hofnarr. Alſo, du willſt Komödiant bleiben? — Das iſt ein undankbares Handwerk. Und wenn du alles gethan haſt, was zu thun war, ſo wirſt du nicht einmal ehrlich begraben.

Johann. Ich ſage dir, — ob ich gleich nicht geſonnen bin, Schauſpieler zu bleiben, — das Publikum iſt ungerecht gegen den Schauſpielerſtand und gegen die Schauſpieler. Man ſpielt ſich den Tod an den Hals, und wenn man ihn am Halſe hat, will man uns nicht einmal gern in dieſer Umarmung ſehen; ja! man beſtraft uns ſogar als Verbrecher, weil wir — ſterblich ſind.

Hofnarr. Aufrichtig Hans! — Was haſt du denn eigentlich in Münſter vor? — Man beſchuldigt dich übeler Dinge.

Johann. Hm! was thut man nicht! — Ich habe Feinde, wie jeder Menſch. — Glaubſt du wohl, daß du ruhig im Beſitz deiner Narrenkappe biſt?

Hofnarr. Das glaube ich nicht.

Johann. Und glaubſt du, daß deine rothe Kappe allenthalben gilt?

Hofnarr. Das glaube ich eben ſo wenig, als du es glaubſt.

Johann. Wenn ich mich nicht irre, ſo haſt du auch ein Handwerk gelernt?

Hofnarr. Das Prinzenhandwerk möchte ich lernen, und ſollte ich auch Zeitlebens Lehrburſch bleiben. Sonſt aber erinnere ich mich nicht irgend etwas gelernt zu haben, als zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, und Späschen zu machen.

Johann. So bedauere ich dich.

Hofnarr. Iſt nicht nöthig. Wenn alle Stricke reißen, ſo kann ich immer noch ein Mönch werden, und mich auf Unkoſten des Staats ernähren laſſen.

Johann. Jedermann geht ſeinen Weg. (ſteht auf.) Ich gehe den meinigen.

Hofnarr. Trink erſt einen Becher Wein mit mir. — Wie kannſt du Bier trinken, ſo lange noch Wein wächſt? — Trink! — Iſt es wahr, Hans, daß du ein Wiedergetaufter biſt?

Johann. Frag den Wirth auf ſein Gewiſſen, ob der Wein nicht wiedergetauft iſt, und er wird ſagen: Nein!

Hofnarr. Was hat der Wirth hier zu thun? Wie kömmſt du darauf?

Johann. Wie dieſe Kappe auf deinen Kopf gekommen iſt, wie ich auf meine Frau gekommen bin, — durch Zufall.

Hofnarr. Deine Frau iſt naſſer Komplexion. Sie iſt eine Fiſcherstochter. —

Johann. Sie war es. — Sie machte eine Spekulation, und interpretirte Träume. Das mochte ich nicht leiden, weil ich ſah, daß die Menſchen zwar Träumereien aber Traumausleger nicht leiden mögen. Denn wer kanns immer recht machen. — Ich gab ihr einen Scheidebrief. Sie hatte einen ſchönen langen Hals, und jetzt ſagt man mir, ſie habe nach vielen Leiden zu Leiden, durch einen einzigen Streich Sprache und Kopf verloren. — Sie ſoll eine Wiedertäuferin geweſen ſeyn? — Was ſagſt du nun dazu?

Hofnarr. Das ich dir wünſche, nicht eben das zu erfahren, was das gute Weib erfahren hat. Aber — aber —

Johann. Nun?

Hofnarr. Du ſtehſt übel angeſchrieben.

Johann. Einen Strich durch die Rechnung! — Es iſt alſo wohl beſſer, ich mache ihn ſelbſt, ehe ihn ein anderer macht. — Meinſt du nicht auch?

Hofnarr. Ich meine gar nichts, denn die Meinungen ſind nicht ſteuerfrei.

Johann. Nun, (unbedachtſam) ſo ſollen ſie es werden! — Flieht aus Babylon und zieht mit dem König der Ehren im neuen Sion ein! — Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht. — Gott mit euch! (geht.)

Der Seiler. 's iſt richtig!

Der Schuhmacher. Das ſoll mein Gevatter, der Rathsherr ſogleich erfahren!

Hofnarr. (nimmt die Kappe ab und wirft ſie auf den Tiſch.) Meine Kappe iſt Zeuge jeder Narrheit. — Wein her! —

II.

In Matthies Wohnung.

Dinara. *) Sieh da! — Willkommen ſchöner Apoſtel!

---

*) Matthieſens Frau, wie die Folge zeigt. Hamelmann, nennt ſie Maria und ſagt von ihr: „erat formoſa." — In Bezug auf das, was Johann voll Liebesglut von ihrer Schönheit ſagt, und weil dieſe Frau in der Folge eine große Rolle ſpielen wird, will ich als Karakterzeichnung das hieherſetzen, was Kerſſenbrach in der Schilderung dieſes Weibes ſagt: „Dinara, Harlemica, Matthiſonis prophetae uxor, mediocri ſtatura, obeſula, cuius genae lacteo candore permiſta rubent, oculi ſcintillant." — Es war alſo völlig eine holländiſche Schönheit, eine Kopie für eine Göttin von Rubens.

Johann. (küßt ihr die Stirn.) Friede ſey mit Euch, ſchöne Frau.

Dinara. (ſteht auf und legt die Kunkel auf die Seite.) Mein Mann hat dich lange ſchon vergebens erwartet.

Johann. Wo iſt er?

Dinara. Er gieng mit unſern geweihten Freunden Knipperdolling und Rottmann, ſchon ſeit geraumer Zeit, in ein Wirthshaus, zu hören, was man in der Stadt ſpricht. Das Gemurmel wird laut. Wenn ſie vor den Rath gefordert werden, wollen ſie auf ein Kolloquium dringen.

Johann. Das iſt auch mein Rath. — Wenn Ihr mir es erlaubt, ſo will ich die erwählten Rüſtzeuge hier erwarten.

Diana. Was ſollte ich dir nicht erlauben! (ſetzt ſich und nimmt die Kunkel zur Hand.) Erzähle mir etwas, theuerer Apoſtel.

Johann. (ſetzt ſich ihr gegenüber.) Hier läßt es ſich beſſer empfinden, als ſprechen. — Dieſen blühenden Wangen, dieſen korallenen Lippen, dieſen ſtrahlenden Augen gegenüber, iſt man zugleich zu beneiden und zu beklagen.

Diana. Ach Johann! wie viel Schönes ſagſt

du

du da, das ich nicht auf Rechnung meiner Geſtalt, ſondern auf Rechnung deiner Artigkeit und Lebensart ſetzen muß.

Johann. Mein Herz iſt voll, der Mund geht über. Ich ſage nur die Wahrheit.

Glaub mir o ſchöne Frau! Du, meiner Augen Luſt,
Ein volles Herz ſchlägt hier entzückt in meiner Bruſt,
Und dieſes volle Herz ſchwingt ſich hinauf zum Munde,
Und ſpricht: ich liebe dich, mein Schatz! zu dieſer Stunde.

Dinara. Das muß wahr ſeyn! ſchöne Versgen weiß mein artiger Johann immer anzubringen.

Johann. Dieſe ſind von mir ſelbſt, aus meinem Schauſpiele Holofernes und Judith. Dort ſagt ſie Holofernes zu ſeiner Mörderin, und hier, ſagt ſie der entzückte Apoſtel aus Leiden zu der ſchönſten Frau in dieſer Stadt, ſeiner liebenswürdigen Quäkerin.

Dinara. Seyd doch ruhig!

Johann. Wer könnte das, wenn er bei Euch iſt? (ſteht auf.)

Wer

Wer könnte das bei Euch? der müßte wohl ein Stein,
Ein Klotz, ein Marmorblock, und gar kein Mann nicht ſeyn.

Ich bin verſichert, daß die weltgeprieſene Semiramis, die beſcheidene Eſther, die allerliebſte Ruth, die ſchöne Judith, (kneipt ſie in den Backen, indem er zu ihr tritt) und ſelbſt die vollbuſichte, hochbelebte Helena aus Griechenland, bloſe weibliche Schatten gegen die reizende Dinara waren. Ja, wenn ich ein Maler wär und die Göttin der Liebe malen ſollte, ich würde (will ſie küſſen) zu allgemeiner Satisfaktion —

Dinara. Mein Mann kömmt!

Johann. (ſetzt ſich nieder.) — Es iſt und bleibt alſo ausgemacht, daß Tugend und eheliche Pflicht —

(Matthies, Rottmann und Knipperdolling treten ein.)

Matthies. Es bricht los!

Rottmann. Ja, ja! es bricht!

Johann. Friede ſey mit Euch!

Knipperdolling. Krieg, iſt die Loſung!

Johann. Wie Gott will! — Was hat's denn gegeben?

Rottmann. Spektakel.

Knipperdolling. Ich hatte große Luſt den Hauptmann des Biſchoffs abzuwalten. Wie nennte mich der Kerl?

Rottmann. Einen zweiten Katilina. *)

Knipperdolling. Wer war der erſte Katilina?

Rottmann. Ein Römer deſſen Keckheit beinahe die ganze Republik umgeſtürzt hätte.

Knipperdolling. Nun gut! ſo will ich auch ein Katilina ſeyn. — Katilina Knipperdolling, der Mann, der ſich weder Biſchöffen noch Fürſten die Wahrheit zu ſagen ſcheut, ſoll allen die Köpfe warm machen, die nicht wollen, wie er will. — Wie ſtark ſind wir nun wohl?

Johann. Weiber und Kinder mitgerechnet, etwa 1000 Seelen.

Knipperdolling. Laßt nur erſt die Brüder von Harlem und Amſterdam kommen!

Rott-

---

*) „Coruinus illum Catilinae apud Saluſtium confert, et dicit: nihil eſſe de Catilina ſcriptum, quod in hunc non aptiſſime quadret. Magnam in eo corporis et animi vim, ſed ingenium malum et audax eſſe.“ — Hamelmann.

Rottmann. Die Köllner und Braunſchweiger, die Lübecker und Bremer nicht zu vergeſſen!

Knipperdolling. Wir wollen eine fürchterliche Muſterung halten. Wer nicht mit uns iſt, iſt gegen uns. Wer nicht glaubt, was wir glauben, den freſſe das Schwerd. Wehe dir Jeruſalem! — Wie wollen es Despoten wagen können, ſich gegen uns mit ihren Miethlingen zu ſtellen? Wir fechten für unſere eigene Sache, wir ſind unüberwindlich. Laßt ſie ankommen dieſe Söldener und Automaten welche die Fürſtengeiſel in die Schlacht treibt. Wir ſind Freiwillige, wir ſtreiten für unſere Meinung und werden die Nacken der Tirannen und ihrer ſünderbleichen Knechte, wie faules Holz zerſchlagen.

Johann. So ſagt der Herr: ich gebe ſie in euere Hände.

Matthies. Weib! — Schaff Wein herbei. — Dieſen Abend iſt bei mir Verſammlung. Ladet die Brüder und Schweſtern ein, die da wiedergetauft und als Unterthanen des neuen Reichs erkoren ſind, auf daß ſie hören mögen die Worte der Wahrheit.

III.

Auf der Straße.

Ein Rathsherr. Seht! Das ſind ſie, dieſe Querköpfe, die gleich dem hölliſchen Widerſacher umher ſchleichen.

Ein Mönch. Zu ſuchen, welchen ſie verſchlingen mögen.

Ein Hofjunker. Matthies und ſein Buſenfreund der Schneiderkomödiant ſind mir ſchon bekannt. Aber, wer ſind denn die beiden andern?

Der Rathsherr. Der im ſchwarzen Kleide, Magiſter Rottmann, iſt ein Kerl der ſich drehen und wenden kann wie ein Aal, *) ein wahrer Rottgeiſt. **) Er war bald der römiſchkatholiſchen, bald der lutheriſchen Religion zugethan, wie es ſein Intereſſe oder ſeine Laune wollte. Seiner öffentlich vorgetragenen Irrthümer wegen darf er die Kanzel nicht mehr beſteigen, und nun hat

---

*) „Homo, magis quam anguilla lubricus." — Hamelmann.

**) „Vt veriſſime a poeta dictum: Conueniunt rebus nomina ſaepe ſuis." — Kerſſenbroch.

hat er ſich an die Wiedertäufer angeſchloſſen. Er iſt nicht zu überzeugen, weil er nicht überzeugt ſeyn will. Bei dem geſtrigen Kolloquio mit den Gottesgelehrten beider Kirchen, ſuchte er nur blos ſeine Gegner zu überſchreien, und läugnete und bejahte friſch von der Fauſt weg, ohne Gründe anzuführen, die er nicht kennt, oder nicht kennen will. — Er iſt der Sprecher ſeiner Sekte. — Seinen Karakter Euch kennen zu lernen, will ich Euch nur die Art erzählen, wie er zu ſeiner Frau gekommen iſt.

Der Hofjunker. Durch einen Schwank vermuthlich?

Der Rathsherr. Durch eine Schandthat.

Der Mönch. Durch eine abſcheuliche Schandthat!

Der Rathsherr. Der vorige Stadtſchreiber, ein Mann, der gern über Religionsgrundſätze die Meinung aller Partheien hörte, lies ſich auch mit dieſem Rottmann in Geſpräche darüber ein, und bat ihn oft zu ſich, wo er ihm viele Freundſchaft erzeigte. Bei dieſer Gelegenheit machte der theuere Kirchenlehrer mit des Stadtſchreibers ſchöner *) Frau Bekanntſchaft. Der Iſabel gefiel der geiſtliche Schwadronör, die Liebe zu ihm machte ſie beinahe wahnſinnig, und er war nicht weniger in dieſes Weib verliebt. Da aber der gute Mann dem Ausbruche ihrer Zärtlichkeit im Wege war, ſo brachte ihm der ehrbare Herr ein Gifttränkchen, vielleicht gar mit Wiſſen und Willen der tugendhaften Frau, **) bei. Als nun der Mann todt war, nahm er den Tugendſpiegel zum Weibe. — Seht, ſo weit iſt es mit uns gekommen. Wir wiſſen nun die Schandthat, und dürfen es nicht wagen die Sache zu unterſuchen, oder das Bubenſtück gar beſtrafen zu wollen, aus Furcht den ganzen Schwarm gegen uns in Waffen zu ſehen.

Ein Edelmann. O! das iſt ſehr ſchlimm!

Der Rathsherr. Der vierte dieſer Rottgeſellen, der dicke, feiſte Mann mit den großen blauen Augen und dem ſchwarzen Barte, iſt der berüchtigte Bernhard Knipperdolling. Ein kühner Kerl, der zur Rebellion geboren iſt. Seine Frech-

---

*) „Erat pulchritudine mirabilis & corpore decoro."

**) „Forſan feminae in hac re conſentientis."

Frechheiten haben ihn ſchon einigemal ins Gefängniß gebracht, und weil er nicht Luſt hat zu arbeiten und alles verſäuft und verpußt, *) ſo iſt er nach und nach ſo heruntergekommen, daß er den Fürſten und allen Leuten, die noch etwas beſitzen, nun aus Neid, Gallſucht und Hunger, gram geworden iſt.

Der Edelmann. Wie gewöhnlich!

Der Rathsherr. Dem Manne, dem ſein eigenes Eigenthum nicht heilig war, dem iſt es auch nie das Eigenthum eines andern.

Der Mönch. Das iſt gewiß wahr!

Der Rathsherr. Knipperdolling iſt ein kecker Raiſonneur, der auf allen Bierbänken und in allen Weinhäuſern umher liegt und über die Fürſten und Obrigkeiten wie ein toller Hund herfällt. Nach allerlei verunglückten Spekulationen, wieder ohne Arbeit zu Gelde zu kommen, heckte er ein Gleichheitsſyſtem aus, das ſeinen Beutel nun

---

*) „Vir corpore praeſtans, fuit glaucis oculis, barba nigra, qui ſplendidis ſemper vſus eſt veſtibus, homo craſſus, inflatus & prodigus. — Novitatis ſemper fuit auidus amansque tumultus & petulans.“ — Hamelmann.

ihm wieder füllen ſoll. Wie weit er damit kömmt, wird die Zeit lehren. — Jetzt hat er ſich an die Wiedertäufer gehängt; aus Ueberzeugung von ihrer Lehre gewiß nicht, ſondern etwa bei einem verfallenden Aufſtande mit guter Manier ſtehlen zu können. — Das ſind die vier Ehrenmänner, welche ihrer Sekte und ihren Anhängern ein neues Reich verſprechen. Was aus dem Reiche werden wird, werden wir ſehen. — Ein verlaufener Schneider, der als Wirth, trotz ſeinem Kupplerhandwerk, welches er nebenher trieb, verdarb, und Komödiant werden mußte; ein ehrbarer Magiſter, der jedes Bubenſtück ſelbſt im Fall der Noth ohne Gewiſſensbiſſe begeht; ein verdorbener Becker, und ein Tagedieb, der ſein Vermögen in Sauß und Brauß durchbrachte; dieſes ſind die ehrwürdigen Glieder eines Konvents, der ein glückliches Reich, der das Reich der Gerechtigkeit gründen will, in welchem alle bisherige Herrſchaften abgeſetzet werden ſollen. Dieſes neue Reich aber, welches ſie wie ein Wamms oder einen Kuchen zuſammenflicken und kneten wollen, ſoll ein Reich des Glücks und der Gleichheit werden. — Ich habe nicht die geringſte Luſt, das glückliche Herrſchaftsgebäude in der Nähe zu ſehen, und werde morgen die Stadt verlaſſen.

IV.

Ein freier Platz. *)

Null **) (in einem kurzen, weißleinenen Rocke, die Lenden gegürtet, läuft wie beſeſſen umher und ſchreit mit gräßlicher Stimme.) Der Geiſt des Herrn hat mich ergriffen, bei dieſer letzten Zeit des fliehenden Jahres in welchem wir Eintauſend fünfhundert und drei und dreißig ſchreiben. Hört mich an!

(Das Volk gafft mit offenem Mund und Augen den Weiſſager an.)

Null. So ſagt der Herr durch mich. Thut Buſe! thut Buſe! und laßt euch wiedertaufen, ehe mein Zorn erwacht.

(Das Volk ſtrömt ihm nach.)

Mat-

---

*) In den letzten Tagen des Dezembers 1533.

**) War vorher Prediger zu St. Aegidien in Münſter. Gieng nachher, ſeine Lehre auszubreiten in die Niederlande, wo er dieſelbe mit ſeiner öffentlichen Hinrichtung beſiegelte.

Matthies. Die Sache geht gut! — Ein Schock ſolcher Maulaffen laſſen ſich gewiß wiedertaufen.

Rottmann. Heil uns allen!

(Eine Rotte bewaffneter Wiedertäufer und viele Nonnen folgen ihm.)

Rottmann. Hier ſind die geretteten Schaafe aus dem Kloſter. Ich übergebe ſie dir großer Prophet. Alles bringen ſie mit ſich. Die Schätze ihres Kloſters und ihrer Kirche legen ſie dir zu Füßen. Ach! ſie erkaufen ihre Freiheit mit irrdiſchen Schätzen nicht zu theuer.

(Die Kloſter- und Kirchenſchätze, ſilberne Bilder, Reliquien in goldenen Behältniſſen, Kruzifixe ꝛc. ꝛc. werden zu Matthies Füßen niedergelegt.)

Matthies. Kinder! ihr habt das beſſere Theil erwählt. — Ihr ſeyd frei. — Wir nehmen euch auf in unſere Gemeinſchaft.

Rottmann. Euere Feſſeln ſind zerbrochen und euer Kerker iſt geöffnet, Geiſt und Fleiſch ſind frei. Laßt euch wiedertaufen, nehmt Männer, werdet glückliche Gattinnen, (vor ſich) und gebt euer Geld her.

(Die Nonnen ziehen unter Klang und Sang in Rottmanns Wohnung.)

Rottmann. Hole der Geier alle Disputationen, Kontroverſen und Kolloquia. Die mit dieſen Schafen, waren die beſten, die ich zeither hatte. Die Meinungen unſerer und der heſſiſchen Theologen tragen keinen Batzen ein. Aber bei den guten Kindern folgte der Ueberzeugung das Geld.

Matthies. (giebt etlichen von ſeinem Gefolge einen Wink.) Tragt dieſe irrdiſchen Schätze in meine Wohnung, wo himmliſche Schätze euch erwarten, welche weder Roſt noch Motten verzehren können. Dieſe ſollen zum Beſten der Armen verwendet werden.

(Die Schätze werden fortgetragen.)

Rottmann. Prophet! ich brauche Geld.

Matthies. Ja doch! Sey nur ruhig. — Dort kömmt Knipperdolling. Du weißt 's, er iſt nicht zu ſättigen.

Knipperdolling. Krieg den Palläſten, Friede den Hütten! Das ſey die Loſung. — Wißt ihr auch, daß der Magiſtrat Soldaten gegen uns ausſchickt?

Matthies. Wie?

Knipperdolling. Die Bürger bewaffnen ſich gegen uns. Zieht alle ſtreitbare Männer zuſammen. — Wir wollen ſehen, wer das Feld behält. — Hier ſteh ich. (zieht das Schwerd.) Und hier ſteht mein Tambour. — Krieg den Palläſten und allen Menſchen die nicht denken wie wir. — Purſch! ſchlag Lärm.

Matthies. Halt! — Noch einen Augenblick. — Hier kömmt Beckels außer Athem.

Knipperdolling. Was giebt's, kleiner Prophet?

Johann. Sie rücken an gegen uns.

Knipperdolling. Nun? was ſagte ich? — Schlag Lärm!

(Der Tambour ſchlägt Lärm.)

Matthies. Nun, ſo ſey es!

Johann. (zieht das Schwerd.) Mit Ehren habe ich dich in allen Theatergefechten geführt, und ich hoffe, liebes Schwerd, dich gleichfalls nicht ohne Ruhm im ernſtlichen Gefechte auf Tod und Leben zu führen.

(Die Wiedertäufer ſtürzen bewaffnet aus ihren Häuſern herbei.)

Rottmann. Unſere Mannſchaft, iſt rüſtig und kampfluſtig.

Knipperdolling. Herbei Freunde und

Brüder! die Zeit des Gnadenreiches naht ſich: An euerer Spitze will ich unter die Feinde unſerer Glückſeligkeit mich ſtürzen und wir werden ſiegen. Hier, Gideon und ſein Schwerd! Hier Knipperdolling und ſein eiſenfeſter Arm.

Matthies. (fällt mit Verzuckungen zur Erde und wälzt ſich konvulſiviſch herum.) Herr! ich bin bereit deine Worte zu vernehmen. Rede mit deinem Knechte, er hört.

Rottmann. Wer unter euch kann leben? Nicht ein einziger. Ihr fechtet für die gerechte Sache und euer Bewußtſeyn iſt ein undurchdringlicher Schild.

Johann. Still! und vernehmet die Rede des großen Propheten.

Matthies. Ich habe ſie in euere Hände gegeben, ſagt der Herr durch mich. Ihr werdet ſiegen.

(Trommeln.)

Johann. Sie rücken an. — Stellt euch in Ordnung. —
Die Trommeln wirbeln ſchon. Wir wollen ſie erwarten.
Der Himmel weiß das Ding gar wunderbar zu karten.

Er

Er giebt in unſre Hand der Feinde ſtolzes Heer.
Drum, Brüder! Muth gefaßt, und tretet in's Gewehr.

(Einige Weiber kommen bewaffnet herbei.)

Knipperdolling. Was wollen die Weiber?

Ein Weib. Sie wollen mit ihren Brüdern und Männern die Ehre der Gefahr theilen. Sie wollen mit ihnen ſiegen oder ſterben.

Matthies. Gewährt! — Tretet in die Glieder ihr tapfern Amazonen.

Johann. Sehr wohl!
Der Herr ſieht euer Herz. — Wenn auch die Kräfte fehlen,
So wird er doch mit Muth, jetzo euch zwiefach ſtählen.

Rull. (kömmt gelaufen.) Die Bürger und Soldaten haben den Theil der Stadt, den man Oberwater nennt, beſetzt.

Matthies. Beſetzt den Markt.

Rottmann. Aufgebrochen! — Den Markt beſetzt!

Knipperdolling. (zu einem Buben.) Hol mir doch einmal eine Flaſche Wein. Gieb mir ſie aber ſo, wenn du ſie bringſt, daß es die andern nicht ſehen. (laut.) Richtet euch! — Marſch! — den Markt beſetzt.

(Sie marſchiren fort. Knipperdolling führt an. Rottmann und Matthies gehen zu beiden Seiten. Johann beſchließt den Zug.)

Johann. Rührt die Trommeln recht herzhaft und blaſet in die Trompeten, als käm der der jüngſte Tag.

So ziehen wir dahin, wo Ruhm und Ehre
winken;
Wer für die Freiheit fällt, der kann nicht
ſchimpflich ſinken.
Und ſinkt er auch, je nu!
Wir drücken brüderlich ihm doch die Augen zu.
Es ſtirbt ſich ſchön und ſüß, ſtirbt man in
Freundes Armen,
Auf würgt und ſchlagt den Feind! — Es
gelte kein Erbarmen!

V.

Auf dem Markt.

Knipperdolling. Es kömmt eine Geſandſchaft. Haltet euch ruhig.

Matthies. Wo iſt unſer Sprecher?

Rottmann. Hier bin ich.

Matthies. Halte dich bereit. Wir gehen den Abgeſandten entgegen.

(Trompeten.)

Johann. Antwortet! — Wir wollen ganz nach Kriegsmanier verfahren.

(Trompeten der Wiedertäufer.)

Rull. Ein Rathsherr und ein Hauptmann kommen mit zehn Mann Bedeckung und mit zwei Trompetern an.

(Die Repräſentanten der Wiedertäufer treten vor.)

Der Hauptmann. Friede für die Abgeſandten.

Matthies. Friede!

Rottmann. Wie kömmt es, daß ihr in Waffen gegen euere Brüder und Mitbürger ſteht?

Der Rathsherr. Laßt uns dieſe Frage an euch thun. — Warum wollt ihr die Ruhe und den Frieden der Stadt ſtören?

Rottmann. Das wollen wir nicht. Aber wir ſind entſchloſſen, gegen Angriffe uns zu vertheidigen und für unſern Glauben zu ſiegen oder zu ſterben. Und ihr ruft Soldaten, Bürger und

Bauern herzu, uns zu bekriegen. Ihr werft die Brücken ab und verwehrt uns alle Gemeinſchaft mit unſern Mitbürgern und Landsleuten, die, wenn ſie gleich nicht unſers Glaubens, dennoch unſere Mitbürger und geliebten Landsleute ſind. Ihr bewaffnet ſelbſt unſere Hände zum Brüdermorde.

Der Rathsherr. Das thun wir nicht und haben es nie thun wollen. Wir wünſchen aber Ruhe zu haben, und können wir dieſe auf keine andere Art erhalten, ſo ſind wir gezwungen, dieſelbe mit den Waffen zu ſuchen. — Es iſt unerhört, wie es hier zugeht. Euere Religionsmeinungen haben Weiber aus dem rechtmäßigen Ehebette ihrer Männer, haben Männer aus den Armen ihrer tugendhaften Hausfrauen, haben Kinder von ihren Eltern, und Eltern von ihren Kindern geriſſen. Brüder ſtehen gegen Brüder, Eltern gegen Kinder, und Kinder gegen ihre Eltern unter Waffen. Wollt ihr in euer eigenes Eingeweide wüthen? Wollt ihr alle Geſetze des Blutes und der Natur mit Füßen treten? Wollt ihr die heiligſten Banden der Verwandtſchaft und Freundſchaft mit Blute beflecken? — Nein! ihr ſeyd Menſchen und habt menſchliche Herzen. Verabſcheut

ſcheut alle Schandthaten und gebt unſerer Stadt Ruhe und Frieden wieder.

(Gemurmel unter den Wiedertäufern.)

Knipperdolling. (zu Matthies.) Der Teufel ſpricht aus dem Kerl! Diesmal wollen wir doch nachgeben. Wir können ja ein andermal —

Matthies. Schon gut! — Sie muſſen erſt Vorſchläge thun.

(Das Gemurmel wird ſtärker.)

Knipperdolling. Die Hunde knurren an der Kette. Laß es nicht zum Bellen kommen.

Rottmann. Nehmt den Frieden an; wir verlieren nichts dabei. In Reſpekt haben wir uns ja doch geſetzt.

Der Rathsherr. Was beſchließt ihr?

Der Hauptmann. Funfzig euerer Mitbrüder ſind von den unſerigen gefangen genommen worden. Bedenkt, daß wir ſie nicht retten können, wenn ihr nicht nachgebt. Eure Brüder ſind verloren, ſo bald ihr Gewalt braucht. Sie fallen, ein Opfer eueres Eigenſinns, wenn ihr keinen Vergleich eingeht.

(Das Murren der Wiedertäufer wird laut.)

Matthies. Nun dann! ſo ſpricht der Herr: ſchone das Blut deiner Mitbrüder. Unter welcher Bedingung können wir friedlich leben und die Waffen niederlegen?

Der Rathsherr. Was geſchehen iſt, ſey von beiden Theilen vergeſſen. In Zukunft lebe Jeder ruhig ſeines Glaubens und ſeiner Meinungen, wie er will. Das habe aber keinen Einfluß auf bürgerliche Verhältniſſe, und jedermann ſey unterthan der hieſigen Obrigkeit und dem Magiſtrate.

Matthies. So ſey es! — Es fließe kein Blut. Die Gerechten des Herrn freuen ſich des Friedens.

Der Rathsherr. Geiſſeln zu Aufrechtung dieſes Vertrags haben wir ſchon von euch an den Gefangenen. Von uns ſollt ihr deren auch welche erhalten. — Laut verkündige der Herold unter frohen Trompetenklange: es iſt Friede! die Ruhe iſt wieder hergeſtellt!

Alle. Friede! Friede!

(Trompeten von beiden Seiten.)

Null. So ſpricht der Herr: ihr habt wohl gethan,

than, und ich freue mich eurer erneuerten Eintracht.

(Die Abgeſandten ziehen fort.)

Johann. Die Strohkränzler *) gehen eiliger, als ſie kamen.

Knipperdolling. Laßt ſie nur gehen Sie ſind noch nicht reif. Wenn wir unſere Zeit erſehen, wollen wir ſchon Erndte halten. Wir wollen ſie wiedertaufen mit Gewalt und in ihrem eigenen Blute. — Rottmann! goldener Magiſter! dieſen Abend mußt du in unſerer Verſammlung eine Rede halten, die Hände und Füße hat.

Rottmann. Wenn ſie Füße hat, ſo läuft ſie ja davon.

Knipperdolling. Nein ſie ſchreitet ſcharf daher wie ein Gewaltiger, und packt mit kräftigen Händen die Herzen deiner Zuhörer.

Rottmann. Aha! — Deine Bilderſprache wird immer obskurer.

Knipperdolling. Laß das gut ſeyn. Mein Geiſt iſt hell und ein Licht vor den Leuten.

Rott-

---

*) Zum Unterſcheidungszeichen trug die Gegenparthei der Wiedertäufer Strohkränze. Auch beſteckten die Bewohner ihre Hausthüren damit.

Rottmann. So kannſt du auch ohne Laterne Menſchen ſuchen.

Knipperdolling. (ſchlägt ihn auf die Achſel.) Sie ſind ſchon gefunden. Sag, wo kann es menſchlicher zugehen, als bei uns? Wenn du bei uns nicht Menſchen gefunden haſt, ſo haſt du nie Anwartſchaft und Hoffnung darauf, je welche zu finden. Iſt nicht alles, was wir thun, menſchlich. Wir eſſen, wir trinken. —

Rottmann. — Betrinken uns!

Knipperdolling. Mit unter. — Wir ſchlafen. —

Rottmann. — bei Weibern und Mädchen. — Eine ganze Heerde Nonnen habe ich wieder in unſern Zwinger getrieben.

Knipperdolling. Du biſt ein vortrefflicher Hirt!

Rottmann. Sie ſollen gute Weide finden, dafür ſtehe ich.

Knipperdolling. Ich auch.

Rottmann. Lieben Kinder! — redete ich die Kloſterſchäfchen an. — Glaubt mir, es iſt etwas Erſchreckliches, zu einem ewigen Gefängniſſe gleichſam geboren zu ſeyn, und doch zu wiſſen und zu ſehen, daß alle übrige lebende Geſchöpfe die ganze Welt als einen Schauplatz des Vergnügens von der allgütigen Natur erhalten haben. — Sie ſeufzten, und ich fuhr fort: — Ich ſage es nochmals, es iſt ſchrecklich, wenn man zu Kerkerleiden beſtimmt iſt, zu einem Gefängniſſe, welchen der Menſch ſchon ſogar durch die Geburt zu entfliehen ſucht wenn er den Schoos ſeiner Mutter verläßt. —

Knipperdolling. Das war gut angebracht! — Man muß ſie zu Endzwecken ihres Daſeyns ganz verdeckt führen.

Rottmann. — Da uns doch — fuhr ich fort — die Natur Empfindung, Leben und das Gefühl unſers Jammers zugetheilt hat. Bei Gott! Das Loos der Sterblichen iſt zu hart, die geboren werden, ewig unglücklich zu ſeyn. Was iſt denn euer Verbrechen, weshalb man euch verſchließt? Daß ihr Mädchen ſeyd? ſchöne Blumen der menſchlichen Geſellſchaft mit Gefühl und Empfindung? Opfert man euch deshalb mit allen euern ſanften, angenehmen Trieben und Empfindungen, welche der Schöpfer in euer Herz legte? — Barbariſches Geſetz! unmenſchliche Feſſeln! Ihr ſeyd zum

Glück der Menſchen, ihr ſeyd für Männer die euch lieben und für die Freiheit geboren. Folgt mir und werdet glücklich. — Mein waren ſie. — Wir nahmen noch — (beſinnt ſich ſchnell.)

Knipperdolling. Was nahmt ihr mit?

Rottmann. Lebensmittel.

Knipperdolling. Den Kloſterſchatz hättet ihr mitnehmen und den Zwinger anſtecken ſollen. — Flammen heraus geführt, und andere hineingeworfen. — Ihr macht doch alles nur halb, wenn ich nicht dabei bin. — Sind die Mädchen hübſch?

Rottmann. Die häßlichſte davon iſt hübſcher, als du und ich. — Auf den Abend wollen wir ſie katecheſiren, wollen ihnen ſagen, was ſie glauben ſollen, und wollen ſie taufen.

(Ein Zug Weiber kömmt mit Klang und Sang herbei.)

Null. Die Schweſtern und Weiber kommen mit Sang und Saitenſpiel, uns als Sieger zu bekrönen.

Knipperdolling. Sie haben uns ſchon ſo oft gekrönt, daß es uns gar nichts Neues iſt. — Führt ſie wieder zurück. Am warmen Ofen ſitzt ſich's beſſer als hier. Ein Glas Wein iſt mir lieber

ber, als der Singſang. Und, wenn ich ja Kränze noch leiden mag, ſo ſind es die, welche vor den Weinhäuſern hängen uns gleichſam zuzurufen: Der Wein erfreut des Menſchen Herz!

VI.

Matthies Wohnung.

Matthies. Nun beſorg alles wohl. Fertige das Formular der Einladungsbriefe aus, und ſende Boten ab. Ich gehe zu unſerm Bruder Knipperdolling. (geht fort.)

Johann. Ganz wohl! (zu einem Schreiber welcher an dem Tiſche ſitzt.) Nun, ſo ſchreib, lieber Bruder Schreiber, was ich ſage. (geht umher und unterhält ſich indeſſen durch die Augen- und Zeichenſprache mit Frau Dinara, welche, mit einer Stickerei beſchäftigt, alle ſeine Artigkeiten eben ſo freundlich erwiedert.) Der Brief ſoll vom Herz zu Herzen reden. (diktirend.)

„Die Gnade Gottes ſey mit euch!
„Wir laſſen euch hierdurch wiſſen, daß von
„Gott geſendet zwei Propheten hierher nach
„Münſter gekommen ſind, welche vor Gott

„und Menſchen heilig und wohlgefällig le-
„ben und des Herrn Wort lauter und rein
„und ohne Menſchenſatzung lehren. Iſt es
„euch nun um euer Seelenheil zu thun, ſo
„kommt mit Weib und Kindern zu uns, ver-
„laßt Haus und Hof, begebt euch in das
„neue Jeruſalem und Sion, zu dem Tempel
„Salomonis, dem Dienſte Gottes lauter
„und rein beizuwohnen und trachtet nach
„dem, was droben iſt.“

Somit, genug! — Nun laß den Brief kopiren und ſende damit Boten aus, nach Oſnabrük, Lübeck, Hamburg, Weſel, Kösfeld, Schoppingen und Warendorf, damit wir bald Brüder und Schweſtern bei uns ſehen, uns zur Hülfe, und ihnen zum Troſte.

(Der Schreiber geht fort.)

Johann. Wie gefiel dir der Brief, mein Liebchen?

Dinara. Recht wohl.

Johann. Laß mich auch ein Bittſchreiben an dein Herz ſenden, ſchöner weiblicher Engel.

Dinara. Ach! da ſtehſt du ſchon recht gut angeſchrieben.

Johann. Wie glücklich ich bin! — Dein Mann will eine neue, ſogenannte Flammentaufe einführen. Wenn du willſt, kann mich dieſe Taufe dieſen Abend ganz glücklich machen. Wenn er predigt, und an die Worte kömmt: Vermehrt euch und füllet die Erde! ſo werden die Lichter ausgelöſcht. Im Dunkeln entſcheidet dann der Zufall für der Feuertaufe ſüſſeſten Liebesgenuß. *) Halte dich nur nahe zu mir, und meine zärtliche Umarmung wird dich nicht verfehlen.

Dinara. Aber, meine Pflicht?

Johann. Dein Mann hat ſich eine von den bekehrten Nonnen beſtellt. Und dem Zufall biſt du doch unterworfen, denn ſo will es dein Mann, der große Prophet. Ich, der kleine Prophet, und wir alle, befolgen ſeinen Willen.

Mich zieht mein Herz zu dir. — Ach! dieſe ſanften Triebe!

---

*) „Quae tunc per noctem iſtam flagitia promiſcue ſine verecundia & pudore ſint comiſſa, propheta in ſinu puellae, ſatis inverecunde deprehenſae declaravit. Hanc rem igneum baptisma appellabant.“ — Kerſſenbroch. Der Prophet ſorgte vorher für eine Beleuchtung à la Caglioſtro, und für einladende Betten.

Sie ſind der Vorgeſchmack der honigſüſſen
Liebe.
Ich drücke dir entzückt die weiche runde
Hand,
Und ſeufze: Engel ach! es iſt dir ſchon bekannt,
Daß Liebesfeuer wird mein ganzes Herz
verzehren,
Willſt du ſo grauſam ſeyn, und willſt mich
nicht erhören.

Dinara. Ich will nicht grauſam ſeyn.

Johann. O! glücklichſter Augenblick meines Lebens! — Die Zeit geht mit großen Geheimniſſen ſchwanger, meine Bruſt iſt trächtig von wichtigen Entſchlüſſen und Unternehmungen; du, mein Engel, meine Wonne, mein Alles, ſollſt Theilnehmerin meines Glücks, meiner Pracht, meiner Hoheit werden.

Dinara. Was willſt du damit ſagen?

Johann. Jetzt, laß mich davon ſchweigen. Sobald mein Plan reif iſt, ſollſt du alles erfahren, und mit mir zugleich die ſüſſeſten Früchte meines Unternehmens brechen. —

Ich fühle Muth und Kraft hinauf, hinauf
zu dringen,
Ich werde meinem Geiſt ein großes Opfer
bringen.
Hoch ſeh' ich mich und dich auf Sions Zinne
ſtehn.
Ach! ſieh du Engelsweib! wie iſt die Aus-
ſicht ſchön!

Dinara. (umarmt ihn.) Schöner Prophet! ſag mir doch. —

Johann. (küßt ſie.) Dringe nicht weiter in mich. Alles ſollſt du noch erfahren. Jetzt iſt meine Zeit noch nicht gekommen, und ich muß ſchweigen. Aber, bald werde ich reden, laut reden, mit einer Stimme, deren Ton die Donner des Himmels überſchreien ſoll. — Die Völker der Erde werden meine Stimme vernehmen und alle Nationen der Welt werden ſich verwunderungsvoll um mich her verſammeln. — Wir haben ſie gehört — werden ſie ſagen; — die Poſaunenſtimme der Wahrheit und wir ſind gekommen Zeugen und Theilnehmer deiner glücklichen Herrlichkeit zu werden. — Leb wohl Dinara! Meine Seele glüht vor Entzücken. Mein Herz bleibt bei dir.

(eilt fort.)

Dinara. Was will er mit dem allen ſagen? — Wie? — Wenn er den Entſchluß gefaßt hätte, meinen M — Hm! ſey es! Mein Mann denkt ſo wunder wer er iſt, ſeit er ſich den Propheten Henoch ſchelten läßt. — Er liebt mich ja doch nicht allein. — Warum predigt er auch ein Evangelium das uns treulos machen muß! — Es iſt alſo ſeine eigene Schuld. Und wer weiß, wie lange das Weſen hier noch dauert, und ob es nicht ein Ende mit Schrecken nimmt. — Bockels iſt zwar eben ſo gut ein Narr, wie mein Mann, aber — Bockels iſt doch der hübſchere Narr. Er gefällt mir; und meinetwegen, mag er thun, was er will. —

VII.

Auf dem Markt. *)

Johann. (umherlaufend im Prophetenrock.) Hebet euch von hinnen ihr Gottloſen die ihr nicht zu uns gehört!

Matthies. (eben ſo gekleidet und umherlaufend.) Das Blut derer die da nicht wiedergetauft ſind, trinke die Erde.

Das Volk. (frohlockend.) Ihr Blut trinke die Erde!

Johann. (vor ſich.) Die Entwickelung des Schauſpiels muß beſchleunigt werden.

Matthies. (vor ſich.) Wenn man den Kerlen keine Beſchäftigung giebt, ſo werden ſie lau, und zuletzt fallen ſie gar ab.

Johann. (zu dem Volke.) Wißt ihr auch ſchon, daß der Himmel in voriger Nacht Wunderzeichen für euch gethan hat?

Einer aus dem Volke. Nein, das wiſſen wir wahrhaftig nicht!

Johann. Nun! ſo hört dann zu, und erſtaunt. Dieſe Steine, welche ihr hin und wieder zerſtreut liegen ſeht —

---

*) Im Februar 1524.

Matthies. (vor ſich.) — haben euere Propheten dahin geworfen. —

Johann. — ſind vom Himmel gefallen.

Das Volk. Daß Gott erbarm!

Der eine. 's iſt gut, daß kein Rechtgläubiger auf der Straße geweſen iſt!

Der andere. Ja wohl! der wär nicht wieder zu uns gekommen! — Ei, da mein Gott! gar Steine vom Himmel zu fallen!

Johann. Zum Schrecken der Ungläubigen, und zur Freude der Rechtgläubigen. Der Mond ſtand blutroth am Himmel, und ſeht ihr wohl dieſe Blutstropfen auf dem Schnee rings umher? —

Matthies. (vor ſich.) Die Kälber haben uns wohlgeſchmeckt, denen wir das Blut abzapften!

Johann. Seht, und hört: Es hat Blut geregnet.

Das Volk. Ach du lieber Gott! gar Blut hat es geregnet!

Johann. Und ich ſage auch, es wird Schwefel und Feuer regnen wie damals, als Sodom und Gomorrha untergiengen, Feuerbrände und Pechkränze werden vom Himmel fallen, Münſter, wie dereinſt Troja, in einen Aſchenhaufen zu verwandeln,

deln, wenn ihr die Ungläubigen nicht vertilgt. — O Vater! Vater! ſchone uns, wir wollen dir gehorſam ſeyn, und alles erwürgen was lebendig iſt, wenn es nicht glaubt, was wir glauben, wenn es nicht eingehen will im Glauben in die neue Stadt Sion.

Das Volk. Ja, ja! das wollen wir.

Die Weiber. O die erſchrecklichen Wunderzeichen!

Johann. Weinet ihr Töchter von Jeruſalem und ſinget Klagelieder ihr Töchter von Sion!

(Weiber und Männer weinen und ſingen.)

Johann. Die Zuſchauer ſind gerührt. — Stell die Tafeln auf. — Wir müſſen das Eiſen ſchmieden, weil's warm iſt.

Rottmann. (kömmt.) Von allen Orten und Enden ſtrömen unſere Jünger herbei.

Johann. Deſto beſſer! — Meine Wundererzählungen haben Wunderwerke gewirkt.

Rottmann. Es iſt Zeit. Die Kataſtrophe nähert ſich.

Matthies. (wirft die Statue des H. Aegidius von einem Poſtamente und ſtellt zwei ſteinerne Tafeln darauf.) Hier ſind euere Geſetze, und wer eins der-

derſelben vorſetzlich übertritt, der ſterbe von der Hand des Geſetzgebers.

Das Volk. (wagt es nicht ein Wort dagegen zu ſagen und gafft die Tafeln an.) Ei! — die ſchönen Geſetztafeln!

Johann. So ſpricht der Herr: der ſey des Todes, wer das geringſte dieſer Geſetze nicht erfüllt. (zu Matthies und Rottmann.) Ein friſcher Schnitt! Ueberraſchung und Dreiſtigkeit thun weit mehr als ſchwerfällige Deliberationen und Anempfehlungen. — Da gaffen ſie die Tafeln an, und getrauen ſich nicht zu reden. Wir ſind nun unverletzlich und untrüglich.

Rottmann. Das iſt ſehr gut! Denn im Grunde, und unter uns geſagt, wir treiben die Impertinenz ein wenig zu weit.

Rull. (kömmt.) Wißt ihr auch, daß der Senat, und alles was in biſchöfflichen Dienſten iſt, die Stadt verlaſſen hat?

Knipperdolling. (hat das gehört indem er kömmt.) Laßt ſie gehen ſo haben wir Platz und wählen einen neuen Senat.

Rull. Das wollen wir!

Mat-

Matthies. Knipperdolling! ich befehle dir als Prophet meiner Verordnung zu folgen.

Knipperdolling. Was willſt du von mir?

Matthies. Hier ſtehen meine Geſetztafeln. Todesſtrafe wer ſich meinen Befehlen widerſetzt.

Rottmann. (zu Knipperdolling.) Ich wundere mich nur, daß wir einander nicht ins Geſicht lachen müſſen, wenn wir uns ſo reden hören.

Knipperdolling. Das wundert mich auch. — (laut.) Gieb mir deine Befehle, großer Prophet.

Matthies. Wir müſſen darauf denken, in dem neuen Sion, dem Kirchen- und Polizeiſtaate erfahrene Männer vorzuſetzen. Deshalb befehle ich dir, Knipperdolling, Bürgermeiſter zu ſeyn.

Knipperdolling. Dein Befehl iſt mein Wille.

Das Volk. Es lebe der neue Bürgermeiſter Knipperdolling!

Matthies. Dein Gehülfe im Amte, und zweiter Bürgermeiſter, ſey der wohlgelahrte und ſehr erfahrene Meiſter Kippenbrock. Die andern Magiſtratsperſonen wollen wir morgen ernennen. — (zu dem Volk.) Fallt nieder auf die Kniee!

Das Volk. (fällt nieder.) Wie du befiehlſt, großer Prophet!

Matthies. Ich und Johann, euere Propheten, wollen dem Gottesdienſte vorſtehen, mit Macht und Kraft. Allgewaltig ſey unſere Lehre, wie unſere Macht. — Steht auf!

Johann. Somit gründen wir das neue Sion.

Krechting. *) (kömmt.) So eben kommen fremde Brüder. Sie bringen die Nachricht mit, daß der Biſchoff von Münſter mit ſeinen Reiſigen im Anzuge gegen die Stadt iſt. Mit ihm kommen die Knechte ſeines Bruders, des Grafen von Waldeck, Völker der Grafen von Lippe und Bentheim. Von der andern Seite rückt der Landgraf von Heſſen heran, und auch der Herzog von Geldern und Biſchoff von Kölln, ſenden Soldaten gegen uns.

Mat-

---

*) War vorher Prediger zu Gildenhuſen, wurde mit zu dem Kolloquio gegen die Wiedertäufer berufen, und lies ſich von dieſen Schwärmern ſo ſehr hinreißen, daß er endlich, ſtatt ſie zu widerlegen, ſogar mit in ihre aufrühriſche Verbindung trat.

Matthies. Recht ſo! — Mögen ſie kommen dieſe Fürſten und Fürſtenknechte, wir wollen unter ſie fahren wie ein verzehrendes Feuer und ihre Heere vernichten, wie der Engel des Herrn vormals die Aſſyrier erſchlug. — Was wollen ſie, dieſe Despotenſöldner? Wie können ſie es wagen gegen uns auszuziehen, da wir unüberwindlich ſind? — Wer die Stadt verlaſſen will, der mag kleinmüthig fliehen. Wir bleiben. — Knipperdolling, laß die Thore ſchließen, beſetze ſie wohl und verordne Arbeiter an die Schanzen. — Hier ſoll man nun wichtige Unternehmungen ſehen. Wir ſind geſonnen, Blut und Gut für unſere Lehre auf das Spiel zu ſetzen.

Knipperdolling. Bei uns iſt Kraft und Macht. Der Feind ſoll erfahren, wie ſcharf die Schwerdter der Erwählten des Herrn ſind. Schande brandmarke einen jeden der zagt, und feig für gedungene Despotenknechte bebt.

Null. Der Herr iſt mit uns. Wer wollte zagen?

Knipperdolling. Schwört: zu leben und zu ſterben für euern Glauben und die Lehre unſerer Propheten.

Das Volk. Wir ſchwören!

Knipperdolling. Nun rufen wir jedes Jahrhundert vor die Schranken und fragen: ſaht ihr ſolche Männer wie uns? — Fort! — Das große Werk beginnt. Unſer Zeitalter will Wunderthaten gebähren. Wir ſind die Hebammen. — Kommt!

VIII.

Auf dem Markt.

Hubert Teutlinger. (zu dem Volke welches um die aufgerichteten Geſetztafeln umher ſteht.) Iſt das nicht ein Weſen! — Ich bin zwar nur ein Schmied meiner Profeſſion nach; und habe nicht ſtudirt, aber ich ſage euch, mit den Geſetzen iſt's nichts.

Einer aus dem Volke. Wie? — Das ſag du einmal dem Propheten ſelbſt, der ſie gegeben und hier aufgeſtellt hat.

Matthies. (tritt unter ſie.) Was giebt es hier? — Ihr ſprecht von euerm Propheten? Was ſoll er?

Hubert. Du, ein Prophet? Ha! Du willſt uns Geſetze geben als Prophet? Beweis deine Sendung durch Wunder. Solch ein Wicht, wie du einer biſt, will ſich als ein Abgeſandter Gottes verehren laſſen? Will uns überreden, was er gebiete, ſey göttliches Geſetz? — Du willſt uns göttliche Belohnungen und Beſtrafungen verheißen? Unflätereien ſind deine Gebete ſo gut wie deine Handlungen. *)

Matthies. Greift den Verwegenen, oder ihr ſeyd mit ihm alle Kinder des Todes!

Das Volk. Greift ihn!

(Das Volk umringt und hält ihn feſt.)

Matthies. Bindet den Verruchten! — Ruft herbei die Rechtgläubigen.

(Die Trommel wird gerührt.)

Matthies. Was ſagſt du nun Verwegener?

Hubert. Nichts, als daß ich das nicht widerrufe, was ich geſagt habe.

Matthies. So ergehe denn ein ſtrenges Gericht über dich.

---

*) „Vult nobis divina promere ſed potius merdam proferret.“ — Hamelmann.

Hubert. Vor Gottes Richterſtuhle werde ich eben das ſagen, was ich jetzt geſagt habe. Ich kann ſterben, aber ich widerrufe nicht. Du biſt ein elender Bube!

(Das Volk ſtrömt bewaffnet herbei.)

Das Volk. (durch einander.) Was giebt es? — Was ſoll's ſeyn? — Wer ruft uns herbei? ꝛc. ꝛc.

Matthies. Ich, euer Prophet, rufe euch hieher. — Dieſer verwegener Lotterbube, (auf Hubert zeigend.) wagt es, den Propheten des Herrn zu läſtern. Feuer verzehrte die Frechen, welche den Propheten Elias verſpotteten, und Bären zerriſſen die Lotterbuben, welche den frommen Eliſa höhnten. Und dieſer Schandbube läſterte mich. Was ſoll geſchehen? Sollen Bären kommen ihn zu zerreißen, oder ſoll Feuer vom Himmel fallen ihn zu verzehren?

Hubert. Laß ein Wunder geſchehen, laß Bären nach Münſter kommen, oder Feuer vom Himmel fallen, und ich glaube an dich und deine Sendung. Sonſt aber nicht.

Matthies. Deinetwegen ſoll kein Wunder geſchehen, aber beſtraft ſollſt du werden. Von mei-

meiner eigenen Hand ſollſt du ſterben. Euch allen zur Warnung und zum Exempel, ſoll dieſer gottesläſteriſche Bube ſeine Verwegenheit mit dem Tode bezahlen. (packt Huberten und wirft ihn nieder.) Deinen Schandmund ſollſt du auf immer ſchließen.

Hubert. Ein Mörder biſt du, aber kein Prophet!

Matthies. (reißt im Grimm einem Bewaffneten den Spies aus der Hand und giebt Huberten einige Stiche.) Stirb Läſterer der Propheten des Herrn!

Hubert. So wahr meine Seele lebt! — ein Betrüger biſt du, aber kein Prophet des Herrn.

Matthies. (entreißt einem Wiedertäufer ein Schießgewehr und drückt es auf Huberten ab.) Vertilgt ſey die Belials Brut von der Erde!

Hubert. Sterbend ſchwöre ich zu Gott: du biſt ein ſchändlicher Betrüger! — Du biſt ein Böſewicht. Gott wird dich richten. Ich fordere dich — vor Gottes Richterſtuhl. (ſtirbt.)

Matthies. Seine Seele geht den Weg der Verdammten. — Schafft ihn fort. — So ergehe es allen Läſterern, die ſich erkühnen, die Abgeſandten des Herrn zu beſchimpfen. — Nehmt ein

Exempel und ſpiegelt euch daran. — Des Todes iſt, wer an meiner göttlichen Sendung zweifelt, und wer ſich erkühnt mit mir zu rechten, deſſen Seele komme in den Rath der Verdammten. Ich übergebe ihn dem Teufel! — Amen.

IX.

Vor Matthies Hauſe. *)

Rottmann. Da kommen ſie ja, unſere dienſtbaren Geiſter.

(Eine Menge Volk ſtrömt mit den Koſtbarkeiten der theils geplünderten, theils angezündeten Kirchen und geiſtlichen Gebäude herbei.)

Rottmann. Alles hinauf getragen. Der Prophet wird es mit Wohlgefallen über euere Folgſamkeit in Empfang nehmen. — Nun? wie gieng's zu, lieber Bruder?

Krechting. Luſtig und bunt über Eck. Kein Heiligenbild hat beinahe ſeine Naſe mehr. Mehrentheils liegen ſie in demüthiger Lage auf dem Geſichte. Wenn aber die Figürchen von Gold und Silber waren, ſo nahmen wir ſie mit. Die Kir-

---

*) Den 24. 25. Februar 1534.

Kirchen ſind ſo arm, wie ihre Mäuſe. Das Moritz Kollegium ſteht in Flammen. Als den Kirchthurm das Feuer ergriff, gab's einen Mordlärm. Die Glocken fiengen an zu ſchmelzen, fielen herab und ſchlugen das Kirchdach zuſammen, wie ich eine Nuß aufſchlage. — Ich denke, der Biſchoff wird die Fackel von weiten ſehen. — Ich habe mit eigener Hand von mehr als zwanzig Heiligen den Kammerdiener gemacht und habe ihnen die bordirten Talare fein ſäuberlich abgenommen. Dieſe Schärpe, die ich trage, gehörte ehemals dem heiligen Longin, oder vielmehr ſeinem Bilde; weil ich ſie aber beſſer gebrauchen kann, als er, ſo bat ich ihn darum, und er gab ſie her, ohne ein Wort zu ſagen.

Rottmann. Das glaube ich!

Krechting. In der Lambertus-Kirche, fielen mir die Sibillen in die Augen die ihre Exiſtenz einem Bildſchnitzer dankender, Langeweile hatte und ein Mönch war. Ich habe die alten Weiber in meinem Leben nicht leiden können, weder lebendig noch abgebildet. Ich ſchlug alſo den alten Hexen die Arme entzwei und Bruder Null ſchnitt ihnen die Naſen ab.

Rottmann. Zum Teufel! wer kömmt denn dort? Die ſehen ja aus, als wollten ſie zur Frohnleichnams Prozeſſion ziehen.

Krechting. Das iſt der Prophet Johann und mein Kollege Knipperdolling.

Knipperdolling. (in einer Rüſtung, mit Schild, Helm und Lanze.) Wie gefall' ich euch? — Ich habe den ganzen Ritter St. Georg ausgezogen, und mich in ſeine Rüſtung gekleidet. Mir ſoll ſie beſſer Dienſte thun, als dem hölzernen Block, der mir nun eine warme Stube machen ſoll.

Rottmann. Und du, Johann?

Knipperdolling. Du ſiehſt verwünſcht aus!

Johann. Den Rock den ich trage, trug ſonſt der hohe Prieſter Melchiſedek. Ich habe ihn aus der Frohnleichnamsfeſts-Garderobe genommen. Er paßte mir eben, und gefiel mir. — Ich muß ſehr ehrwürdig ausſehen. Nicht?

Rottmann. So ehrwürdig, wie du willſt.

Matthies. (ſtürzt aus dem Hauſe.) Kommt alle herbei und hört, was ich euch ſage.

(Das Volk ſchließt einen Kreis um ihn herum.)

Jo-

Johann. Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der große Prophet ihm zu ſagen hat!

Kippenbrock. Was wird's denn wieder geben?

Rull. Eine Offenbarung. Gewiß, eine wichtige Offenbarung, Herr Bürgermeiſter! Das werdet Ihr hören.

Matthies. Betet!

(Sie fallen nieder und murmeln Gebete.)

Matthies. (wälzt ſich auf der Erde herum.) Ich will euch entdecken, was uns in der Stadt nützlich und erſprieslich iſt.

Johann. (wälzt ſich gleichfalls auf der Erde herum.) Höret! o höret den großen Propheten!

Rottmann. (vor ſich.) Nun ja! wie der Melchiſedecks Rock gleich wieder ausſieht!

Krechting. (vor ſich.) Dem kleinen Propheten iſt doch nichts zu koſtbar! — Hm! das ſchöne ſeidene Kleid! Ewig ſchade!

Matthies. (fährt auf mit wilder Geberde.) Steht auf!

(Sie ſtehen alle auf.)

Matthies. Es iſt der Wille des Vaters, daß alle, die ſich nicht zu unſerm Glauben bekennen, durch die Schärfe des Schwerds fallen ſollen; damit ein Hirte und eine Heerde werde. Einigkeit und Gleichheit müſſe im neuen Sion wohnen. Was ſoll die Gemeinſchaft des Lichts mit der Finſterniß? Was ſoll der Gerechte mit dem Gottloſen zu thun haben? Wie ſtimmen Gott und der Teufel zuſammen? — Hier ſey das ſchöne Sion! Hier ſey die Wohnung der heiligen Brüder ganz allein. Wie ſchön iſt es, wenn Brüder in Eintracht zuſammen wohnen! *)

(Das Volk ſchweigt.)

Knipperdolling. Großer Prophet! erlaube mir, zu reden.

Matthies. Rede!

Knipperdolling. Warum ſollen wir unſchuldiges Blut vergießen? das Blut der Einwohner, die uns nichts zu leide gethan haben, als daß ſie nicht glauben, was wir glauben? Warum ſollen wir die rächenden Arme aller Nationen und Fürſten gegen uns waffnen? Laßt uns lieber beſchließen, alle diejenigen aus der Stadt zu treiben,

die

---

*) „Ecce, quam bonum & jucundum, habitare fratres in vnum.“ — Hamelmann.

die ſich nicht wiedertaufen laſſen wollen. So werde die Wohnung des Vaters, das neue Jeruſalem gereiniget, und der Altar des Herrn unbefleckt erhalten. *)

Matthies. Deine Rede hat uns bewegt. Sie ſollen nicht ſterben die Ungläubigen. Jagt ſie zur Stadt hinaus, vertreibt ſie von Haus und Hof und nehmt ihnen alles was ſie haben, nur das Leben nicht, wenn ſie ſich nicht wollen zu unſerer Lehre bekennen; denn der Herr hat ſie in unſere Hände gegeben. — So ſey es!

Knipperdolling. Folgt mir! —

(Das Volk ſtrömt ihm mit Geſchrei nach.)

Matthies. So wird's auch gut gehen, denke ich!

Rottmann. Warum nicht? — Wir konfisziren die Güther der Emigranten, und befinden uns wohl dabei.

Matthies. Richtig! — Vor allen Dingen aber müſſen wir nun darauf denken, uns, da eine Belagerung unvermeidlich iſt, rechtſchaffen zu verproviantiren.

---

*) „Ita poſſe fieri, vt ara Domini & domus patris, novaque Hieroſolyma, ab impietate purgetur." — Kerſſenbroch.

Rottmann. Das wollen wir, bei einem Glaſe Wein, am warmen Ofen überlegen. — Hier iſt's verteufelt kalt.

X.

In Matthies Wohnung.

Matthies. Hier in meinem Kabinette liegen die Verzeichniſſe unſers Proviants. Aber wir müſſen ſie ſehr beträchtlich vermehren. Ich erwarte heute wieder zwölf Wagen mit Korn, und achtzig Tonnen Häringe.

(Er geht mit Rottmann in das Kabinet.)

Dinara. Kleide dich aus lieber Freund, — Du gefällſt mir in dieſem Kleide nicht halb ſo gut, wie in deiner gewöhnlichen Tracht.

Johann. (zieht ſeine Melchiſedecks Tracht aus.) Hier ſtehe ich nun in meiner gewöhnlichen Kleidung vor meinem Engel, vor welchem ſich mein Herz beugt.

Dinara. Nicht ſo laut! (aufs Kabinet zeigend.) Du weißt doch —

Johann. Ach! was vergißt man nicht, wenn man liebt.

Dinara. Ein Wort im Vertrauen. — Man ſagt, Knipperdollings Tochter ſey ein ſehr ſchönes Mädchen, ſie habe Augen auf dich, und du — ſeyſt gegen ihre Zärtlichkeit nicht unempfindlich. *) Wenn ich das wüßte, ſo —

Johann. Dieſe Aeuſſerung iſt mir ein unſchätzbarer Beweis deiner Liebe! — Knipperdollings Tochter ſey ſo ſchön, wie ſie wolle, Dinara iſt dennoch die Schönſte dieſer Stadt. — Wie könnte ich die Roſe verlaſſen, und zu der Diſtel flattern? Wie könnte ich Wehrmuth dem Honigſeime vorziehen? — O Dinara! von der Beſitzerin ſo vieler Reize geliebt, ſollte ich mich nach der Liebe eines andern Weibes ſehnen können? Wie kannſt du das von mir denken? — Kenne ich den Werth deiner Liebe, die Wundermacht deiner Reize nicht?

Wie wird doch, ſchönes Weib! der Morgenröthe Prangen,
Der Scharlach ſelbſt entfärbt, von deinen Purpur Wangen.

---

*) Einige geben ſie ihm vor dieſer Zeit ſchon zum Weibe. Ich glaube aber mit andern, daß er ſie nachher erſt zur Frau nahm, als er ſeine Vielweiberei öffentlich, als König, trieb.

Für deinem Mund erbleicht Granat und Schneckenblut;
Kein Biſamapfel riecht bei deinem Athem gut.
Die Flamme quillt aus Schnee, aus Marmor blühn Korallen,
Zinnober krönet Milch auf deines Buſens Ballen.
Kurz: ſchöne Frau: Du biſt der Schönheit Himmelreich,
Der Anmuth Paradies; ein Engel, der zugleich
Verlangen im Gemüth, Entzücken in den Augen,
Im Herzen Luſt gebiert. Aus deinen Lippen ſaugen
Die Herzen Honigſeim und zuckerſüſſe Luſt.
Wie ruht ſich's doch ſo gut auf deiner Schwanenbruſt!

Dinara. Nun gut! ich will dir glauben. Ich liebe dich gewiß recht herzlich. Wenn ich aber verſichert ſeyn ſollte, daß du mich hintergehen könnteſt, ſo würde ich —

Johann. Still! — Sie kommen! —

(In einem andern Tone.) Es wird gewiß noch alles recht gut gehen!

(Matthies und Rottmann kommen aus dem Kabinet.)

Matthies. Ich werde morgen wieder zwölf Boten mit Gelde fortſenden Lebensmittel einzukaufen.

Rottmann. Wenn ſie nur dem Feinde nicht in die Hände fallen, der mit Macht heranrückt.

Matthies. Alle doch wohl nicht. Darum ſchicke ich ihrer zwölfe nach verſchiedenen Gegenden aus. — (Zu Dinara.) Trag auf!

Dinara. (ſezt einen Tiſch in die Mitte, und beſezt denſelben mit Bechern und Weinkannen.) Hier iſt Freudenöl die Fülle.

(Sie ſezen ſich zechend um den Tiſch herum.)

Matthies. Wir müſſen uns decken. Die Tirannen werden nichts unverſucht laſſen und unſer neues Sion gewiß hart blokiren. Hier iſt gleichſam unſer Vaterland, das Land der Wiedergeburt, das müſſen wir zu retten, zu erhalten ſuchen.

Johann. Das müſſen wir!

Denn, wer ſein Vaterland nicht rettet, wenn er kann,
Steckt Furien ein Licht, Tirannen Weihrauch an.

Ein Mädchen. (kömmt ängſtlich, mit zerſtreuten Haaren, in Unordnung gebrachten Kleidern herein, und fällt vor den Zechern auf die Knie.) Erbarmen, meine Herrn!

Matthies. Was giebt es?

Johann. Was willſt du?

Das Mädchen. Erbarmen für mich und meinen armen, alten kranken Vater! Euere Leute riſſen ihn von ſeinem Krankenlager und warfen ihn entkleidet vor die Thür. Sie ſpotteten meiner Thränen, lachten meines Angſtgeſchrei's und höhnten mich bei meinen jammernden Bitten. Ach! mein Vater ringt mit dem Tode! Ein Barbar riß mich von dem halbtodten Greiſe hinweg. Er ſchleppte mich in ein Haus, und wollte — gerechter Gott! — Der Bube wollte mich ſchändlich behandeln. Die Verzweiflung gab mir Stärke und Muth. Ich rang mit ihm, riß ihm den Dolch von der Seite und bohrte den Stahl in ſeine unkeuſche Bruſt.

Matthies. Wie? Das haſt du gethan? (ſpringt auf.) Einen Rechtgläubigen haſt du Sünderin gemordet? — Du biſt des Todes!

Das Mädchen. Meine Tugend —

Matthies. Geh zum Teufel mit deiner Tugend! Wir brauchen ſie hier nicht.

Das Mädchen. Um Gottes Barmherzigkeit willen! erbarmt euch über meinen ſterbenden Vater. Ohne Bedeckung liegt er auf der Straße.

Matthies. Zur Stadt hinaus mit deinem Vater. In dem Sion der Gerechten, ſoll kein Ungerechter mehr ſterben, als du Sünderin, wegen deiner Schandthat, wenn du dich nicht bekehrſt, und dich wiedertaufen laſſen willſt.

Das Mädchen. Gott iſt gerecht! — und ich bin unter die Mörder gefallen. Stirb! ſtirb alter Vater, ich folge dir. (reißt Rottmann den Dolch von der Seite, und erſticht ſich.) Meine Tugend iſt unbefleckt. Mein Gott und Herr! nimm mich zu dir. (ſie ſtirbt.)

Matthies. (ruft ſeine Diener.) Werft den Leichnam dieſer Sünderin vor die Thür.

Ein Jüngling. (ſtürzt herein.) Wo iſt ſie? — Thereſe! wo biſt du? — Allmächtiger Gott! —

Da

Da liegt ſie und blutet. — Thereſe! (fällt über ſie her.) Fühlſt du den reinen Kuß keuſcher Liebe nicht mehr? — Sie iſt todt! — Todt! — Ihr habt ſie gemordet!

Matthies. Sie iſt eine Selbſtmörderin.

Der Jüngling. So wurde ſie es gewiß, um ihre Tugend zu bewahren. — Ich bitte euch! habt ein menſchliches Herz und laßt euch rühren. Endet den Jammer, der ſich über die unſchuldigen Bewohner dieſer Stadt auf euer Geheiß ſo ſchrecklich verbreitet. Sie haben euch ja nichts gethan, als daß ſie auf einen andern Glauben als ihr, hoffen ſelig zu werden. — Sähet ihr die Noth, euer Herz würde euch brechen. — Wie Mörder, mit Waffen, brechen die Euerigen in unſere Häuſer ein, mißhandeln Greiſe und Kinder. Sie achten weder Stand noch Alter und treiben die Unſerigen halb nackend vor die Stadtthore. Sie reißen den Weibern und Männern die Kleider von den Leibern, und geben ſchwangere Weiber nackend und blos, der Kälte und der Verzweiflung preis. Sie entreißen den jammernden Müttern die Kinder und taufen ſie wieder mit Gewalt. Sie zerſchneiden jedes Band der Blutsfreundſchäft mit hölliſchem Grimme. Kinder weinen nach ihren entriſſenen Eltern, Eltern ſuchen ihre verlorene Kinder. Mann und Frau, Bruder und Schweſter werden getrennt. Thränen fließen vergebens, jammernde Bitten können die Hartherzigen nicht entweichen. Unbarmherzig ſchlagen dieſe Unmenſchen auf Weiber und Kinder los, und durchſuchen alle Winkel der leeren Häuſer, um zu ſtehlen.

Matthies. Biſt du fertig?

Der Jüngling. Noch die Frage: Sind dieſe Schandthaten die wohlthätigen Früchte deines Evangeliums? *)

Matthies. Ich habe dich ausreden laſſen, weil ich nicht haben wollte, daß dein Herz unter ſeiner Laſt erliegen ſollte. Du haſt die eine Bürde abgeworfen, nun befehle und gebiete ich dir, nimm die andere Bürde gelaſſen auf dich. Den Körper dieſer Selbſtmörderin trag zum Moritzthore hinaus,

---

*) Nach der Schilderung des Jammers welcher durch die Wiedertäufer über die anders geſinnten Bewohner der Stadt Münſter damals kam, ſagt auch **Hamelmann:** „Hic erat fructus Evangelii ſui.“

aus, und dort will ich dich auspeitſchen laſſen, damit du weißt, mit wem du zu thun gehabt haſt.

Der Jüngling. Mit einem tollen Hunde! Das weiß ich wohl!

Matthies. Wie Bube? und du zitterſt nicht?

Der Jüngling. Ich zittere nicht. Vor dir am allerwenigſten.

Matthies. Weißt du, daß ich dich mit glühenden Zangen zerreißen laſſen kann?

Der Jüngling. Das kannſt du. Ich weiß es, daß du ein Unmenſch biſt.

Matthies. Du haſt den Propheten des Herrn zwiefach geläſtert.

Der Jüngling. Lächerlicher Beckermeiſter! wer hat dich zum Propheten gemacht? — Du, — unwiſſender als ein Stockknecht — willſt dich Prophet ſchelten laſſen? — Ich ſage dir, du biſt ein Tollhäusler. — Deinen Zorn verlache ich. Ich kann nichts verlieren, als mein Leben, und das achte ich nicht. Aber dich Buben will ich erſt durchbohren, ehe — (zieht einen Dolch und packt Matthieſen bei dem Kragen.)

Matthies. Steht dem Propheten des Herrn bei!

Johann. Wahnſinniger Bube!

(Alle ſpringen auf und ſuchen den Jüngling zu entwaffnen.)

Der Jüngling. (ſtößt nach Matthies, trift aber nur einen ſeiner Diener der ſich dazwiſchen wirft und den Stoß auffängt.) Böſewicht! —

Rottmann. (entreißt ihm den Dolch.) Unſinniger!

(Johann und ein Diener halten ihn feſt.)

Der Jüngling. Nun laßt mich im Oele ſieden, — zur Strafe, daß ich nicht geſchwinder war, und nicht dich, ſondern deinen unſchuldigen Knecht traf.

Matthies. (rafft ſich von der Erde auf.) Stürzt ihn zum Fenſter hinaus, und ſein Liebchen werft ihm hintennach.

Der Jüngling. Fürchte meinen Rächer!

(Er wird zum Fenſter hinausgeſtürzt. Das Mädchen werfen ſie ihm nach.)

Matthies. (trinkt.) Sapperment! — Das war ein Teufel! — (zu dem verwundeten Diener.) Du ſollſt wohl belohnt werden. — Wenn mein Haus unbewacht bleibt, ſo kann ich mehrere ähnliche Auftritte erleben. — Zehn Mann ſollen künftig an meiner Hausthüre die Wache haben. — Wenn's ſo zugehen ſoll, da mag der Henker Prophet ſeyn, aber ich nicht. — Laßt den Gevatter Gerhard kommen. Ich muß mir eine Ader ſchlagen laſſen.

(Geht ins Kabinet. — Johann und Rottmann folgen ihm.)

Dinara. Daß der Eſel ihn auch fehlen mußte! — Jetzt wär ich ihn los. — — Wie iſt dir lieber Mann?

(Geht ins Kabinet.)

XI.

Auf der Warte über dem Aegidienthore. *)

Knipperdolling. Seht ihr auch wohl, wie ernſtlich ſie es mit uns meinen.

Rottmann. Gewiß, ſehr ernſtlich! das ſieht man.

Knipperdolling. Mit ſieben Lagern haben ſie unſere Stadt umzingelt. — Dieſe, welche uns und in dieſem Thore gegenüber ſtehen, ſind

---

*) Den 1. März 1534.

sind Meiſſener. Viele derſelben haben vielleicht ſchon vor zehn Jahren gegen Thomas Müntzers Heer gefochten. Aber hier, ſtehen ſie weder gegen furchtſame Bauern, noch gegen einen verzagten Müntzer. Wir ſind Männer!

Rottmann. Seht doch! Trompeter und ein Herold. — Sie kommen heran. — Das gilt eine Aufforderung.

Knipperdolling. Und darauf folgt von uns eine Antwort, welche ſie ſich ſelbſt geben könnten, ohne unſere Lunge in Athem zu ſetzen.

(Trompeten außerhalb der Stadt.)

Knipperdolling. Schon gut! — Antwortet.

(Trompeten auf der Warte.)

Matthies. Was wollt ihr?

Des Biſchoffs Herold. (außerhalb der Stadt.) Ich bin des Biſchoffs von Münſter abgeſendeter Herold.

Knipperdolling. Das ſagt uns dein Wappenrock, der in dieſem Falle eben ſo deutlich ſpricht, als du ſelbſt ſprechen kannſt.

Der Herold. Im Namen des Biſchoffs und der mit ihm verbündeten Fürſten, deren Völſer jetzt dieſe Stadt umgeben haben, deren Fahnen vor euern Mauern wehen, hinter welche ihr euch umſonſt verbergt, fordere ich euch auf, euch zu ergeben. Der Biſchoff verlangt, daß ihr ihn anerkennen ſollt, als euern rechtmäßigen Herrn, als Herrn dieſer Stadt, oder daß ihr dieſelbe verlaſſen ſollt. In dieſem Fall verſpricht euch ſicheres Geleit.

Rottmann. Und die ewige Seligkeit noch obendrein. Nicht wahr?

Matthies. Sag deinem Herrn, dem Biſchoff, und allen mit ihm verbündeten Fürſten, daß er ſich nebſt ſeinen Völkern die Mühe nehmen möchte, die Stadt zu erobern, denn ſonſt würde er nie dieſelbe wieder zurück bekommen. Sag allen Heerführern welche gegen uns ſtehen, ſie möchten kommen, wir erwarteten ſie. Furcht kennen wir nicht. Drohungen ſchrecken uns nicht. Unſere Stadt iſt wohlverſehen mit Proviant, und an Waffen haben wir guten Vorrath. Unſere Donnerbüchſen ſchauen den Soldaten nicht umſonſt entgegen die es wagen wollen ſich dieſen Mauern zu nähern, und unſer Gewehr iſt in guter Bereitſchaft. Wir rufen euern Miethlingen

zu:

zu: Kommt heran! und euere Verwegenheit ſoll euch gereuen. Sag deinem Biſchoff, wir meinten, er habe beſſer gethan, wenn er mit allen dieſen Knechten zu einem Trinkgelage gegangen, oder daheim geblieben ſey ſein Chor abzuwarten, als daß er ſich in Unkoſten geſetzt habe, unſere Stadt zu berennen. Was glaubt ihr Elenden gegen das Volk Gottes unternehmen zu können? Wie mögen die Sünder gegen die Erwählten des Herrn beſtehen? — Verſucht euer Heil und zieht geſchlagen in euere Heimath weheklagend zurück. Beſſer wär es für euch geweſen, ihr wärt daheim bei euern Weibern und Kindern geblieben, als daß ihr einen Heereszug unternommen hättet der euch Schimpf und Schande bringen wird. Euer Kreuz- und Jammerzug wird zum Mährchen der Welt werden, und wir Zepterzerbrecher und Thronenzertrümmerer werden den Triumph genießen, euch verſpottet zu ſehen. — Mit dieſer Antwort trolle dich fort. — Wenn dieſe Warte von dem Fauſtſchlage eines Knaben zuſammenſtürzt, dann werdet ihr ſiegreich in die Stadt einziehen, aber nicht eher, ſo wahr meine Seele lebt!

Rottmann. Wie hurtig ſie davon ſprengen dieſe zaghaften Deſpotenknechte!

Knipperdolling. Sobald es ſich thun läßt, wage ich den erſten Ausfall.

XII.

Auf der Straße. *)

Rottmann (bleibt bei einem Aſchenhaufen ſtehen.) Wie iſt doch alles ſo eitel und vergänglich in der Welt! — Wie ſo mancher Doktor und Magiſter hat halbe Nächte durchwacht, die Tage durchſchwitzt und allen Freuden des Lebens und der Liebe entſagt, um ein Opus voll Gelehrſamkeit ediren zu können; und hier liegen ſeine Früchte auf ein Wort unſerer Propheten, vom Feuer vernichtet. — Wenn die Druckerei nicht erfunden worden wäre, ſo ſäh' es noch übler um die papierne Ewigkeit aus. Der einzige Laut eines Bücherhaſſers könnte ſie zerſtören. — Nun, meine gewaltigen Herrn! in Münſter iſt euer Schriftſtellerreich zu Grunde gegangen. Alle Bücher, die Bibel ausgenommen, lies der glattkinnichkinnichte *) Prophet aus Leiden verbrennen. Ehrbarer Doktor Luther, und du, tugendhafter Statthalter Chriſti in Rom, dieſes Feuerwerk hättet ihr ſehen ſollen, ihr würdet geſchimpft und anathematiſirt haben, daß es eine Luſt geweſen wäre. Sic tranſit gloria mundi! Gelaſſener Melanchton, was wirſt du dazu ſagen, wenn du von dem Bücherſcheiterhauſen in Münſter hören wirſt? — Nil, niſi bene!

---

*) Gegen das Oſterfeſt; in der Charwoche.

Kippenbrock. (kömmt.) Du nimmſt an unſerer Beſorgniß und Angſt keinen Antheil?

Rottmann. Seyd ihr wegen Berennung der Stadt in Verlegenheit?

Kippenbrock. Das nicht! aber — Wie? Du weißt nicht, daß vorige Nacht der große Prophet als ein neuer Simſon einen Ausfall in das Lager der Feinde gewagt hat?

---

*) Johann, war 1510. geboren, folglich damals kaum 24 Jahr alt. Es wird auch von ihm geſagt, er ſey: „plane imberbis geweſen, cuius mentum vix lanugo attigebat.“ Es iſt alſo ein Fehler, wenn er alt und mit einem großen Barte abgebildet wird, wie erſt kürzlich auf einem der Monatskupfer zu dem Gothaiſchen Taſchenkalender auf das Jahr 1795. geſchehen iſt.

Rottmann. Das weiß ich, aber —

Kippenbrock. Er iſt mit unſern Brüdern noch nicht wieder zurückgekommen.

Rottmann. Noch nicht?

Knipperdolling. (kömmt.) Freunde! Der große Prophet ſcheint bei ſeinem Ausfalle nicht ſo glücklich geweſen zu ſeyn, als ich bei meinen Unternehmungen gegen die Feinde war. Er iſt noch nicht wieder zurück. Ich befürchte eine traurige Nachricht hören zu müſſen.

Rottmann. Wenn dem ſo iſt — ſo können wir alle nicht außer Sorge ſeyn.

Kippenbrock. Seht doch! — Der Zug hieher! — Was giebt's denn?

(Das Volk zieht herbei.)

Das Volk. Ach! das erbärmliche Spektakel!

Rottmann. Was habt ihr?

Kerkering. Seht nur. So haben ſie uns einen unſerer Mitbrüder verſtümmelt zugeſchickt, die deutſchen Soldaten. Die Hände haben ſie ihm abgehauen, und Naſe und Ohren abgeſchnitten.

Rottmann. Du mein Gott! — Rede Un-

glück-

glücklicher? — Wo iſt der große Prophet? Du warſt mit ihm?

Der Verſtümmelte. Leider! war ich mit bei dem unglücklichen Ausfall. — Die Meiſſener haben uns alle, bis auf mich, den ſie ſo verſtümmelt mit der Trauernachricht zu euch zurückſchickten, mit der größten Wuth erſchlagen. — Des großen Propheten Kopf haben ſie auf einen Pfahl geſteckt und dem Biſchoff zugeſchickt, ſeinen Unterleib haben ſie an das Aegidienthor genagelt, und die übrigen Glieder ſeines prophetiſchen Leibes, haben ſie auf einen Scheiterhaufen geworfen.

Krechting. O Jammer und Noth! Matthies unſer großer Prophet iſt todt!

Kerkering. Bringt die traurige Nachricht ſeiner Frau ja recht behutſam bei, ſonſt wird ſie gegen ſich ſelbſt mit großer Traurigkeit wüthen.

Knipperdolling. O! Sion wird mit Trauer erfüllt!

Rottmann. Heulen und Wehklagen wird ſeyn im neuen Jeruſalem!

Das Volk. (ſchreiend.) Ach! unſer großer Prophet iſt todt!

Johann. (pathetiſch.) Stillt euere Klagen!

Thut Einhalt euerm Schmerz! — Laßt mich klagen. Ach! David hat ſeinen Freund Jonathan verloren. O mein Freund! mein Jonathan! Du warſt ein Mann Gottes, und ſein Wort wohnte in dir, wie du in dem neuen Sion zu Münſter gewohnt haſt. — Laßt es euch nicht befremden Freunde! daß er fiel, daß er ſtarb den ſchönen Tod für ſeine Jünger und Freunde. So fiel einſt das Werkzeug des Herrn, der fromme Held Makkabäus! So fielen, wie er, viele Helden und Streiter für das Wort des Herrn! — So war es beſchloſſen im Rathe des Herrn. Wer kennt die Wege der Vorſehung? Der Herr liebte ſeinen Propheten, darum nahm er ihn zu ſich. Trauert alſo nicht um den Erblaßten, beklagt ihn nicht, preißt ihn vielmehr glücklich, daß er ſeine ſterbliche Hülle mit dem Gewande der Unſterblichkeit ſo früh vertauſchen konnte. — Jetzt iſt er ſchon längſt in die Wohnungen der Seligen eingegangen und ſein Geiſt ſchwebt über dem neuen Sion. Heil ihm! Heil uns! Heil den Bewohnern des neuen Sion! — — Was ſeine Wittwe betrifft, ſo nehme ich es über mich, ihr den Tod ihres geliebten Gatten zu berichten, und über ein kleines,

wer-

werdet ihr mich mit ihr wiederſehen auf dem Markte. Dort habe ich euch alsdann noch etwas zu ſagen. — Ich bin nun euer Prophet allein. Was ich ſage, iſt Wahrheit und des Himmels Wille. Ich bin euer Prophet, und Rottmann, iſt Biſchoff meiner und unſer aller Kirche im neuen Sion.

Rottmann. So iſt es! — Verzagt nicht ihr Gläubigen. Moſes führte die Iſraeliten mitten durch das rothe Meer, ohne daß ſie einen Fuß naß machten, und Pharao der Tirann, erſoff mit allen ſeinen Reiſigen als er dem Volke Gottes nachſetzte. So werdet auch ihr erhalten werden und unſere Pharaonen, der Biſchoff und ſeine Helfershelfer werden zu Spott und Schanden werden.

XIII.

In Matthies Wohnung.

Dinara. Prophet! du kömmſt mit einer Trauerpoſt zu mir, ſagt mir dein Geſicht.

Johann. So iſt es. — Dein Mann, der große Prophet —

Di-

Dinara. — iſt todt, ſagt das Gerücht.

Johann. Das Gerücht ſagt die Wahrheit. — Faſſe dich, große, *) edle Seele. So wollte es der Herr. Deine auserleſene Schönheit erwarb dir meine Liebe, hier iſt die Hand des Propheten.. Du biſt mein Weib.

Dinara. Und die Trauerzeit? —

Johann. — erlaſſe ich dir als Prophet.

Dinara. Die Einwohner? —

Johann. Ich bin ihr Prophet. Wer will es wagen, mich zu fragen: Warum thuſt du das?

Dinara. Du haſt alle meine Bedenklichkeiten gehoben, denn ich liebe dich. — Wurde doch mein Mann vor Gottes Gericht zweimal ſchon gefordert, und ich dachte damals gleich, daß er —

Johann. Still davon! — Komm mit mir auf den Markt. Ich will unſere Verbindung bekannt machen, und dem Volke meine Propheten Meinung deshalb enthüllen. Komm mein Engel! und folge mir.

XIV.

---

*) Kerſſenbroh gedenkt ihres ſtolzen und anſtändigen Ganges, nennt ſie „Heroina,“ und ſagt noch obendrein von ihr: „venuſtate caeteras excellit.“ — Kurz, ſie war ein Weib das ganz für die Rolle geſchaffen war, welche ſie ſpielte.

XIV.

Auf dem Markt.

Das Volk. Der kleine Prophet kömmt mit der Frau des erſchlagenen großen Propheten! *)

Kerkering. Still! und hört, was er euch zu ſagen hat.

(**Johann** tritt mit Anſtand unter das Volk. — **Dinara** folgt ihm verſchleiert.)

Johann. Hört und vernehmt die Worte meines Mundes.

Das Volk. Wir hören!

Johann. (entſchleiert Dinara.) Dieſes Weib, die Frau meines erſchlagenen Freundes, des Propheten Matthies, — iſt Wittwe geweſen. (nimmt ſie bei der Hand.) Sie war es, und iſt es nicht mehr.

Das Volk. Wie? — Iſt der große Prophet wieder auferſtanden?

Johann. Still! — Eine fürchterliche Nachterſcheinung, bei deren Anblick euere Herzen wie Eis

erſtarrt

---

*) Nicht wegen der Leibesgeſtalt, ſondern wegen dem Range ihrer Sendung, wurden Johann und Matthies mit dieſen Beinamen unterſchieden. Sie nannten ſich ſelbſt ſo.

erſtarrt und euere Seelen wie Erz im Feuerofen zerſchmelzt wären, prophezeihte mir den Tod meines Freundes Matthies. Ich erbebte und ſprach: „O! wer wird ſein Volk tröſten?“ — Eine Stimme ſprach: „Du wirſt es tröſten.“ — Ich ſeufzte: „O! wer wird ſeiner Frau ſich annehmen?“ und die Stimme ſprach: „Du ſollſt dich ihrer annehmen, daß ſie das Weib eines Propheten bleibe; du ſollſt ſie ſogleich nach ihres Mannes Tode zum Weibe nehmen, ehe Wittwengram ihre Schöne entſtellt, und ehe der Kummer ihr Herz bricht.“ — Ich folge dem Befehle, und nehme ſie hiermit öffentlich zum Weibe.

(Das Volk verwundert ſich ſehr, wagt es aber nicht ſeine Verwunderung laut werden zu laſſen.)

Johann. Der Herr tröſtet dich ſchöne Wittwe, durch mich, ſeinen nunmehr einzigen Propheten. Ich nehme dich zu meinem Weibe.

Dinara. Mir geſchehe wie du geſagt haſt, heiliger Mann!

Johann. So feiert denn unſere Hochzeit mit Jubel. Unter Trompeten- und Paukenklang will ich das Brautbett beſteigen. — In meiner Wohnung

nung nehme ich die Glückwünſche meiner Freunde an.

(führt Dinara fort.)

Knipperdolling. (zu Rottmann.) Nun? was ſagſt du dazu?

Rottmann. Was die Unverſchämtheit betrift, ſo haben wir im Grunde einander alle nichts vorzuwerfen. Das Volk läßt ſich ja alles gefallen. — Im Hochzeithauſe gieb'ts Wein. Komm!

Knipperdolling. Glaub mir, das neue Ehepaar kennt ſich ſchon längſt ganz genau.

Rottmann. Das iſt bekannt! — Wir alle wußten es, nur der ſelige Matthies wußte nichts davon. — Wohl ihm!

XV.

Auf der Straße. *)

Knipperdolling. (zu dem verſammelten Volke.) Der Geiſt des Herrn iſt über mich gekommen. Die Hohen werden erniedrigt werden.

Das Volk. Wie? auch du ein Prophet?

---

*) Nach Oſtern.

Knipperdolling. Auch ich bin ein Prophet! — Der Geiſt des Herrn ſpricht durch mich: zerſtöret alle Kirchen, reißet nieder alle Tempel und vernichtet die ſogenannten Heiligthümer der Ungläubigen.

Johann. (ſtürzt, ein Schwerd in der Hand aus ſeiner Wohnung.) Wie? und du wagſt es, dich einen Propheten in der Stadt Sion, unter meinen Augen zu nennen? Dieſer Verwegenheit folge die gebührende Strafe.

Das Volk. Da hat er's nun!

Johann. Ich *allein* bin hier Prophet, und weiß deine Vermeſſenheit zu beſtrafen.

Das Volk. Nun wird er ſeine Sentenz erhalten.

Johann. Bisher warſt du Bürgermeiſter, und von jetzt an übergebe ich dir dieſes Schwerd, und du biſt *Nachrichter* allhier, damit, nach deinen eigenen Worten, die Hohen erniedrigt werden. Wirſt du es wagen dich nicht nach meinem Willen zu fügen, ſo werde ich ſogleich Befehl ertheilen dich in den Kerker zu werfen.

Knipperdolling. Ich ſehe mein Vergehen ein, ich bereue es, und nehme dieſes Schwerd, nebſt der verdienten Strafe an.

Johann. Dieſe Selbſterkenntniß deiner Schuld, und deine gelaſſene Fugung in des Willen des Herrn und ſeines Propheten, macht dich der Verſicherung würdig, daß du dich bald wieder zu einer wichtigern Stelle erkoren ſehen wirſt. Du wirſt in dem neuen Reiche glänzen nach deinem Verdienſt. Aber ich warne dich, mir und meinen Befehlen nicht wieder entgegen zu ſeyn, ſonſt wird es dir übel ergehen.

Knipperdolling. (nimmt das Schwerd.) Dieſes Schwerd Joſuas und Gideons ſoll allen die Köpfe ſpalten, die ſich gegen dich und dein Reich, würdiger Prophet, empören. Laßt uns ausziehen gegen die Pfaffnuzier,*) und eine ſchreckliche Niederlage unter dieſen Despotenknechten anrichten.

---

*) „Pfaffnutii" Pfaffenknechte, welchen Namen die Wiedertäufer den Völkern des Biſchoffs gaben. Sie nennten ſie: „miseri, feminei, imbelles." — Hamelmann. — Schimpfen konnten die Armſeligen, troz den deklarirtſten Schimpfern, welche in unſerm Dezennio geſchimpft, — aber nicht gehandelt haben.

Sie ſollen erfahren, was der Arm dieſes Schwerdführers vermag.

Johann. Ich werde einen neuen Senat verordnen, nach meiner Einſicht und Weisheit.

Das Volk. Heil dem neuen Senate!

Johann. So ſagt der Herr durch ſeine Propheten, Daniel *) und mich: „In den Tagen dieſer Regenten, (welche gegen uns ausgezogen ſind, und uns mit Verderben drohen,) wird der Gott des Himmels ein Königreich aufrichten, das in Ewigkeit nicht wird zerſtört werden; und ſein Königreich wird auf kein ander Volk kommen. Es wird alle dieſe gegenwärtigen Königreiche zermalmen und aufreiben, daſſelbe aber wird in Ewigkeit beſtehen. — Alſo hat uns der große Gott zu wiſſen gethan, was nach dieſem geſchehen wird.“ — Dieſe Nacht wagt einen Ausfall, ihr Beherzteſten dieſer Rechtgläubigen, und Knipperdolling wird euch anführen.

(geht in ſeine Wohnung zurück.)

Knipperdolling. So ſey es! — Bei St. Lambert verſammeln wir uns dieſe Nacht.

(geht fort. — Das Volk folgt ihm.)

Krechting. Unbegreiflich!

---

*) Proph. Dan. XI, 44. 45.

Klippenbrock. Still! — Hier könnte uns der Prophet hören. Komm mit mir in meine Wohnung.

Krechting. (im Gehen.) Er iſt Prophet, und da —

Klippenbrock. Er iſt Prophet! — Wir wollen ſehen, welchen Ausgang die Sache nimmt. Knipperdolling hält feſt an ſeinem Glauben und läßt ſich die Ueberzeugung von der Prophetenſendung nicht nehmen.

XVI.

In Johanns Wohnung.

Johann, Rottmann und Krechting,
(ſitzen rathſchlagend um einen mit Weine beſetzten Tiſch.)
Dinara und Adelheid Lyſting, *)
(ſitzen nicht weit davon an einem andern Tiſche und ſticken.)

---

*) Dieſe galante Frau war aus Amſterdam, ihrem Manne davon gelaufen, hatte die Lehre der Wiedertäufer angenommen, und ſich zu Münſter öffentlich mit dem Wiedertäufer Peter Simon verheyrathet, obgleich ihr erſter Mann noch am Leben war.

Hilla *) (tritt ein.) Friede ſey mit euch allen!

Johann. So wie mit dir, ſchöne Frau.

Dinara. (vor ſich.) Schön? **) Hm! es geht noch!

Adelheid. Einen erſchrecklich großen Mund hat das Weib.

Johann. Was bringt dich zu mir?

Hilla. Laß es dir gefallen, mich anzuhören.

Johann. Rede!

Hilla. Ich bin des Herrn Magd.

Johann. (reicht ihr einen Becher Wein.) Trink! und das Band deiner Zunge werde los.

Rottmann. (zu Krechting.) So wahr ich lebe! ein allerliebſtes Weib!

Hilla. (hat getrunken.) Prophet des neuen Sion! Die heilige Geſchichte nennt uns den Namen eines edlen Weibes voll Vaterlandsliebe und Entſchloſſenheit. Wir bewundern ihre That. Es

---

*) **Pheikon**, war ihr Geſchlechtsname.

) Und dennoch war ſie ſchön und artig, ob es gleich die Frau Prophetin nicht zugeben will. „Mulier eximia pulchritudine — ſagt **Kerſſenbroch von ihr — & placidis moribus.“ — **Hamelmann** ſagt, ſie ſey geweſen: „elegans & praeſtans mulier forma.“

war Judith, welche Betulien rettete und dem Prahler Holofernes den Kopf abſchnitt.

Johann. Ganz recht!

Sie trennte ſchnell den Kopf von Holofernes Leibe;
Drum wurde Lob und Preis dem tapfern Heldenweibe.

Hilla. Mit Entzücken habe ich ihre Geſchichte gehört und geleſen. Ihre That verdient Bewunderung und Nachahmung. Tag und Nacht iſt es mir nicht aus dem Sinne gekommen, was ſie gethan hat, und ſiehe! ich bin entſchloſſen, ihr nachzuahmen und mein Leben zu wagen, für unſere bedrängte Stadt.

Johann. Wie? — Du wollteſt —

Hilla. Dem heldenmüthigen Weibe, der Erretterin ihres Vaterlandes, der tapfern Judith, will ich ſuchen gleich zu werden.

Krechting. Gewiß! dieſe That wird dich und deinen Namen unſterblich machen.

Rottmann. Dein Name, ſchöne Frau wird glänzen, neben den Namen der größten Heldinnen der Vorzeit.

Johann. Mit Ruhm wird man von dir zu allen Zeiten ſagen:

Die Helden Seele wohnt' in einem ſchönen Leibe;
Sie war ein Mann an Muth; dem allerſchönſten Weibe
War ſie an Reizen gleich.

Hilla. Mein Entſchluß ſteht feſt. Ich rette dieſe Stadt, oder — ich ſterbe.

Johann. Kömmſt du ſiegreich zurück, ſo ſollſt du von mir königlich belohnt werden.

Denn deine That iſt groß, und edel, und erhaben!
Du ſollſt den ſchönſten Schmuck dann zur Belohnung haben.

Hilla. Ich werde hinaus gehen und durch Liſt und Verſtellung mich dem Biſchoffe zu nähern ſuchen. Findet er mich nicht häßlich, und würdigt er mich einer Umarmung, — ſo ſterbe er von meiner Hand.

Rottmann. Recht gut! — Aber wie?

Hilla. Durch Gewalt oder Liſt.

Johann. Liſt iſt beſſer als Gewalt.

Krechting. Aber — dieſe Liſt? —

Johann. Still! ich habe einen glücklichen Einfall. — Weib! Du ſollſt ein ſtark vergiftetes Hemd erhalten, *) und dieſes ſoll den Biſchoff in eine Welt ſchicken, wo er kein Hemd mehr bedarf. — Iſt die Methode nicht gut? Er wird dich zu ſeinem Lager ziehen, und da —

Hilla. Ich verſtehe! — Verlaßt euch auf mich.

Dinara. (zu Adelheit.) Ich denke nur, ſie iſt nicht ſchön genug, um ihr Vorhaben auszuführen, und eine Judith vorzuſtellen.

Adelheid. Und ich denke, ſie wird in den Armen des Biſchoffs Hemd, Entſchluß, und alles vergeſſen.

---

*) Induſium ex tenuiſſimo lino, inſigni arte a ſe elaboratum, ac praeſtantiſſimo veneno imbutum muneris loco adornat, quo Epiſcopum eius rei ignarum exſtinguat." — Kerſſenbroch.

XVII.

Im Lager des Biſchoffs.

Hilla. (auf das ſchönſte geziert und geſchmückt, *) begleitet von ihrer Magd.) **Abra,** (wird von einem Soldaten zu dem Hauptmann geführt.)

Der Soldat. Herr Hauptmann! Hier hat ſich ein Goldfiſchgen gefangen. Es kam aus der Stadt. Da iſt es!

(geht fort.)

Der Hauptmann Merwelt. Zum Teufel! ſolch ein Fang iſt der Mühe wohl werth. — Ihr kommt mir beide vor, als wenn ich auf einem Theater eine Prinzeſſinn und ihre Vertraute ſäh. — Kommt ihr aus dem Drachenneſte Münſter?

Hilla.

---

*) „Auri argentique datur illi electio. — 12 florenos pro viatico & tres annulos, quorum duo gemmas incluſas habent, ſibi dari poſcit.“ — **Kerſſenbroch.** — „Veſtibus pretioſiſſimis induitur, atque gemmis auroque & annulis ornatur mirum in modum.“ — **Hamelmann.** — Man ſieht, daß um die Komödie anſehnlich zu machen, man ihr es nicht an brillianter Garderobe fehlen ließ, und daß ſie alſo auch in dieſem Stück nicht vernachläſſiget war, um ihre Rolle mit Koſtum zu ſpielen.

Hilla. Aus der unglücklichen Stadt.

Merwelt. Aber, was führt dich denn zu uns du wiedergetaufter Engel?

Hilla. Noth und Verzweiflung.

Merwelt. Wie das? — Erkläre dich deutlicher.

Hilla. Führe mich, wenn es geſchehen kann, zu dem Biſchoff.

Merwelt. Du haſt gewiß ein Anliegen?

Hilla. Ach wohl!

Merwelt. Iſt dieſe (auf Abra zeigend.) deine Magd?

Hilla. Sie iſt es.

Merwelt. Gut! kommt!

(Führt ſie beide durch die Wachen nach des Biſchoffs Gezelte.)

Ein Page. (kömmt.) Der Biſchoff ſah Euch ſchon von weiten und läßt Euch fragen, Herr Hauptmann, was dieſer Aufzug bedeutet?

Merwelt. Melde uns an.

(Der Page geht in des Biſchoffs Gezelt zurück.)

Ein Hofherr. Herr Hauptmann! Ihr habt ſchöne Gefangene gemacht.

Merwelt. Es iſt beſſer, als wenn ſie mich dazu gemacht hätten.

Der Hofherr. Je nun! eine Liebeshaft und ein Kerkermeiſter dieſer Gattung mögen ſo gar übel nicht ſeyn. Von den runden Armen dieſer ſchönen Frau ließ ich mich gern feſſeln.

Hilla. Wie Ihr doch ſcherzen könnt!

Hofherr. Mein ernſtlicher Ernſt, ſchöne Frau!

Der Page. (kömmt.) Der Biſchoff erwartet Euch.

(Sie gehen in des Biſchoffs Gezelt.)

Der Biſchoff. Wer biſt du? Was willſt du?

Hilla. Ich habe die Banden der Ehe in der bedrängten Stadt Münſter williger getragen als die Verfolgungen, denen ich wegen der Ausübung meiner Glaubenslehren ausgeſetzt war. Durch die Flucht habe ich mich endlich zu dir gerettet, in der Hoffnung, daß du mich nicht verſtoßen wirſt. Willſt du auch meinen Mann begnadigen, ſo wird es dir bei Einnahme der Stadt, keine geringen Dienſte erzeigen. Er ſpielt in der Stadt keine unbedeutende Rolle, und weiß um alle Geheimniſſe der Wiedertäufer, ihres Propheten und ihrer Ober-

Oberſten. — Ich ſchmeichele mir, keine Fehlbitte zu thun und habe ein feſtes Zutrauen auf deine Gnade. — Verſchmäh o Herr! dieſes armſelige Geſchenk nicht, es hat keinen Werth, als den, den es von meinem Herzen erhält. Es iſt meiner Hände Werk, rein, wie meine Abſicht, rein, wie deine Güte und Gnade.

(Lärm vor dem Gezelte.)

Der Biſchoff. Was giebt es?

Ein Offizier. Ein gefangener Wiedertäufer aus Münſter, verlangt den Biſchoff dringend zu ſprechen.

Der Biſchoff. Führt ihn hieher.

Ramer. (wird herbei geführt.) Ja! Hier ſteht ſie die glattzüngichte Schlange, die dich zu vergiften ſucht.

Der Biſchoff. Wie? — Vergiften will ſie mich, dieſes Weib?

Ramer. Was ſie auch geſagt haben mag, alles iſt erlogen. Sie iſt das Werkzeug wiedertäufiſcher Betrüger die mir mein Weib, meine Kinder und mein Vergnügen entriſſen haben. Sie wurde von den Verräthern zu einer neuen Judith geweiht, und dieſes Hemde iſt vergiftet.

Der

Der Biſchoff. Mann! ſprichſt du die Wahrheit?

Ramer. Der Himmel iſt mein Zeuge! — Du haſt den Beweis in den Händen. — Ich will meinen Kopf verlieren, wenn ich Unwahrheit ſpreche.

Der Biſchoff. Als Geiſel, haltet dieſen Mann feſt. Hat er gelogen, ſo werde ihm ſein gebührender Lohn. Hat er aber Wahrheit geſprochen, ſo hat er unſer Leben gerettet, und er werde fürſtlich belohnt, nach ſeinen Verdienſten. Dieſes Weib übergebt der Marter.

Hilla. — So wißt es denn alle, die ihr es vielleicht nicht glaubet: Der Geiſt des Herrn iſt über mich gekommen, und hat mich erleſen die Welt von einem Despoten zu befreien.

Der Biſchoff. Mann! Deine Belohnung ſoll dir werden. (ſteht auf.) Die neue Judith hier, übergebt dem peinlichen Gerichte und der verdienten Straſe. *)

XVIII.

---

*) Dieſe neue Judith war ſo feſt in ihrem Glauben, daß ſie meinte, des Nachrichters Schwerd werde ihr nichts thun können. Sie ſpottete öffentlich darüber, und ſagte ihre Meinung dem Nachrichter

ſelbſt

XVIII.

Münſter.

In Johanns Wohnung.

Johann. Nun gut! was mag das helfen? — Durch ein Sendſchreiben müſſen wir die Soldaten auf unſere Seite ziehen.

Krechting. Der Einfall iſt gut!

Rottmann. Nun, ſo ſchreibt! (diktirend.)

„Der allmächtige Gott, der Himmel und Erde geſchaffen hat, hat uns das Licht der Erleuchtung geſendet, und ihr wandelt noch in Finſterniß und Dunkelheit, gleich dem Wanderer der den Weg verfehlt hat. Hört uns, und werft das Tirannenjoch ab. Wie könnt ihr glauben ſiegreich gegen uns zu ſtehen, da uns der Herr und ſein Wort ſchützt? Wir ſagen: Gott iſt mit uns, wer will gegen uns ſeyn? Doch wir rechnen euch das alles gar nicht zu, wohl aber, euerm Biſchoff, deſſen Tirannenrufe ihr gefolgt ſeyd. Beſſer hätte dieſer ſtolze Mann gethan, wenn

„er

ſelbſt in's Geſicht. Dieſer aber lachte, und ließ ſich nicht irre machen. — Der Kopf wurde ihr abgeſchlagen, und ihr Körper aufs Rad geflochten.

„er daheim geblieben wär und als ein guter Hirt „ſeine Heerde auf die Weide des Evangeliums „geführt hätte, als daß er hieher gekommen iſt „die Kinder der Freiheit zu bekriegen. Laßt ihn „die Apoſtelgeſchichte leſen, und er wird finden, „daß der Herr die Taufe alſo geordnet hat, wie „wir ſie ausüben, und daß eine Gleichheit, die er „nicht geſtatten will, dort befohlen iſt. Wir folgen dieſer Lehre, und er mag ſehen, ob er bei „ſeinem Vorſatze bleiben kann, uns zu vertilgen. „Saul verfolgte die Rechtgläubigen und die Stimme des Allmächtigen warf ihn zu Boden.“

Johann. Recht ſo! Nur ein wenig frappanter noch.

Rottmann. Ohne Sorge! Es ſoll ſchon noch kommen. — Weiter geſchrieben, Krechting. (diktirend.)

„Endlich, nehmt auch ihr es ſelbſt zu Herzen, „und bedenkt, gegen wen ihr eigentlich als Mitverfolger ausgezogen ſeyd. Es iſt der König aller Könige, der Herr ſelbſt, den ihr in ſeiner „Gemeine verfolgt. Er wird uns ſchützen gegen „euere Drohungen, und wenn euer Heer an Anzahl den Sandkörnern am Meere glich. Laßt

„euch

„euch das geſagt ſeyn, und fragt euch ſelbſt: ob euch nicht der Satan gegen die Kinder des Herrn in den Streit getrieben hat?“

Johann. Das war ein rechter Trumpf! — Weiter in dieſem Tone, und das ganze Heer empört ſich gegen ſeine Anführer.

Rottmann. (diktirend.)

„Ihr glaubt den Vorſtellungen und Abſchilderungen die man euch von uns macht, und wir ſeufzen: O ihr Leichtgläubigen! Wir lehren das Wort des Herrn lauter und rein, und unſere Stadt iſt die Wohnung des Gerechten. Ihr fechtet für Worte und Geld, wir aber für Haus und Heerd und für die gute Sache. Bedenket alſo, wie ſehr wir euch überlegen ſeyn müſſen. Gegen den Böſen der euch hieher trieb, gegen ſeine Mutter, gegen die babiloniſche Hure, gegen den Geiſt der Finſterniß, gegen die alte Schlange, gegen euer Sturmzeug und euere Donnerbüchſen, haben wir den Schutz des Höchſten, und wir ſind ſicher wie die Brut des Adlers, die er mit ſeinen Flügeln gegen die Angriffe der Geier ſchützt. Nochmals, bedenkt euch wohl, und habt nichts zu thun mit den Gerech-

„ten, wenn es nicht in Liebe und Güte geſchehen kann. Wir fürchten weder euere drohenden Mienen noch euere blinkenden Waffen, mit denen ihr voll Sklavenmuth gegen die Kinder der Freiheit ſteht. Ein Hauch des Herrn, und ihr zerfliegt wie Spreu!“

Johann. Dieſen Brief werft über die Mauern, damit ihn die Ungläubigen finden, leſen, und ſich gegen ihre Anführer empören. Rebellion im feindlichen Lager, und wir ſind gerettet!

XIX.

Auf der Straße. *)

Das Volk. Das iſt eine ſchöne Wirthſchaft!

Der eine. Ein ſchönes Beiſpiel!

Der andere. Ein rarer Prophet!

Der erſte. Ich ſage euch, im Bette, bei Knipperdollings Magd haben ſie den Propheten angetroffen.

Der andere. Und er hat, wie ihr alle wißt, eine Frau.

Der dritte. Das iſt ſchändlich!

---

*) Am 30. Julius.

Mollenbeck. Zur Strafe muß er gezogen werden. — Rührt die Trommel!

(Die Trommel wird gerührt. — Das Volk verſammelt ſich.)

Das Volk. Was giebt es?

Mollenbeck. Schlechte Streiche! — Der Prophet hat ſich bei Knipperdollings Magd als Ehebrecher ertappen laſſen. Er hat eine Frau, und will, als unſer Prophet, uns mit einem ſo ſchlechten Exempel vorgehen? Seht ihr nicht, wie er nur ſo nach ſeinen Lüſten und Begierden handelt? Er will uns betrügen. Er und ſeine Geſellen wollen uns am Narrenſeile herum führen. Sie bereichern ſich mit unſerm Gelde, und leben herrlich und in Freuden. Unſere Stadt iſt allen Kriegsgefahren ausgeſetzt und unſere Propheten, Biſchöffe und Bürgermeiſter leben im Sauß und Brauße. Sie werden ihre Zeit erſehen, werden ſich einmal aus der Stadt ſchleichen, und wir ſind dann allein der Wuth der Feinde überlaſſen. — Der Prophet geht nicht ehrlich mit uns um, das iſt ausgemacht! Und wenn er uns mit ſolchen Beiſpielen vorgeht, was ſollen wir thun? — Greift ihn und ſeine Mitgeſellen Rottmann, Krechting, Kerkering und Knipperdolling und alle die, welche zu ſeinen Miſſethaten ſchweigen und dieſelben billigen. Greift ſie und werft ſie in den Kerker. Unſere Noth ſteigt mit jedem Tage. Er hat noch kein Wunder gethan uns zu retten. Frau Hilla hat den Kopf verloren und ihr Körper fault auf dem Rade. Warum hat er ſie nicht durch ein Wunder der Schmach entzogen, da er ihre Abſicht lobte und billigte? Glaubt mir, ſeine Sendung iſt erdichtet. Er will uns unglücklich machen und uns verführen. Greift ihn! und er mag ein Wunder thun, ſich zu erretten, dann wollen wir an ihn glauben.

Das Volk. Greift ihn!

Mollenbeck. Da kömmt das feine Kleeblat.

(Sie ſtürzen auf Knipperdolling, Krechting, Rottmann und Johann zu.)

Johann. Belialsbrut! was beginnſt du?

Mollenbeck. Thu ein Wunder, und erlöſe dich ſelbſt von deinen Banden.

(Sie werden fortgeſchleppt.)

Dinara. (ſtürzt aus dem Hauſe und wendet ſich an einen Theil des Volks der unſchlüſſig ſtehen geblieben und dem andern Haufen nicht nachgefolgt iſt.) Wie? ihr Männer von Sion! könnet ihr hier ſo

unent-

unentſchloſſen ſtehen? Dürft ihr es nicht wagen euern Propheten zu retten? — Rettet ihn, und die ſchönſte Belohnung wird euerer guten That folgen. (wirft Geld aus.) Rettet meinen Gatten! rettet den Propheten und ſeine Freunde, euere Oberhäupter und Rathgeber.

Das Volk. (ſucht das Geld auf.) Rettet! rettet ſie!

Dinara. (nimmt ein Schwerd.) Im Namen des Herrn! folgt mir.

(Das Volk folgt ihr.)

Mollenbeck. Was ſoll das geben?

Das Volk. Freiheit dem Propheten und unſern Oberhäuptern!

Mollenbeck. Seyd ihr raſend?

Dinara. Zurück Unheiliger!

Das Volk. Freiheit dem Propheten!

(Es kömmt zwiſchen beiden Partheien zu einem ernſtlichen Handgemenge.

Dinara. Tod und Verderben über die Ungehorſamen!

Rottmann. Belohnung im Himmel und auf Erden den Getreuen.

(Die Gefangenen werden befreit.)

Johann. Greift die Anführer der gottloſen Empörer!

(Mollenbeck und andere werden feſt gehalten.)

Johann. (zu Mollenbeck.) Verräther! was bewegte dich zum Aufruhr gegen mich?

Mollenbeck. Was bewegte dich zum Aufruhr gegen unſern rechtmäßigen Herrn, den Biſchoff?

Johann. Der Ruf des Herrn und das Verlangen, euch glücklich zu machen.

Mollenbeck. Und die Begierde, Weiber und Mädchen zu verführen. Hat man dich nicht bei der Magd deines Spiesgeſellen auf verbotenen Wegen ertappt?

Johann. Mit mir, mit dem Propheten deines Herrn willſt du rechten? — Schweig Unwürdiger! — Als Abraham ſein Weib ſo oft vergebens erkannt hatte, ſchlief er bei ſeiner Magd Hagar. Als der Erzvater Jakob ſchon zwei Weiber genommen hatte, ſchlief er auch bei ſeinen Mägden. Was ſoll ich von David und Salomo ſagen? Die Menge ihrer Weiber iſt beinahe unzählbar. — Und ich ſage euch, in dem neuen Jeruſalem ſoll es einem jeden erlaubt ſeyn, ſo viele

Weiber zu nehmen, als er will. Die Zahl der Gerechten muß vermehrt werden, und es iſt des Herrn Wille daß die große Menge von Wittwen und Jungfrauen im neuen Sion nicht ohne eheliche Freuden ihre Tage verleben ſoll.

Rottmann. So geht denn hin ihr Männer von Sion und nehmt euch Weiber, ſo viel ihr deren bekommen könnt. Der Herr will, daß die Anzahl der Gerechten ſich vermehre, wie Sand am Meere.

Johann. So ſpricht der Herr: Wer nicht mit mir iſt, der iſt gegen mich, und mein Grimm ſoll ihn vertilgen von dieſer Erde.

Krechting. Es lebe der Prophet!

Das Volk. Er lebe!

Krechting. Alle ſeine Geſetze ſind herrlich und weiſe!

Das Volk. Herrlich und weiſe!

Johann. Die Köpfe dieſer Verräther übergebe ich dir Knipperdolling und deinem Schwerde. Im Namen des Herrn will ich ſie in deine Hände geben, denn ihr Verbrechen iſt ſehr groß und unverzeihlich.

Knipperdolling. Im Namen des Herrn ſollen ſie alle von meiner Fauſt ſterben. *)

XX.

Es iſt Nacht.

Johann. (läuft nackend durch die Straßen und ſchreit mit ſchrecklicher Stimme.) Der König von Sion kömmt! Der König von Sion kömmt!

(Die Leute fahren an die Fenſter. — Etliche lauſen aus den Häuſern auf die Straße.)

Das Volk. Was iſt das?

Johann. (im Vorüberlaufen.) Der König von Sion kömmt!

Der eine. Biſt du ein Geiſt, oder —

(Johann ſpringt in ſein Haus.)

Der andere. Die Geſtalt läuft in das Haus des Propheten.

---

*) Das geſchah auch, und es büßten ihrer 66. ihre Verwegenheit rechtſchaffen gehandelt zu haben, mit dem Tode. Das alles ließ das verblendete Volk geſchehen und wagte es nicht, ſich der Mordgier ihres vorgeblichen Propheten zu widerſetzen, der nur ſeine Lüſten auf Unkoſten des phantaſtiſchen Pöbels pflegen wollte.

Rottmann. (im Schlafhabit.) Was giebt's hier?

Ein Bürſtenbinder. Herr Biſchoff, ſo wahr ich lebe! eine mutternackende Geſtalt lief durch die Straßen und ſchrie: Der König von Sion kömmt!

Rottmann. Wie?

Der Bürſtenbinder. Wie ich ſage. Wir haben's alle geſehen. Was meine Augen ſehen, glaubt mein Herz.

Rottmann. Habt ihr die Geſtalt nicht angeredet?

Der Bürſtenbinder. Mein Gevatter, der Schwerdſeger hat's gethan. Er hat Herz und Muth, wie ein Löwe.

Der Schwerdſeger. Ja, Herr Biſchoff, ich habe Herz und Muth. Ich habe die Geſtalt angeredet, aber ſie antwortete nicht und lief in das Haus des Propheten.

Rottmann. Ruft die Brüder Krechting und Knipperdolling herbei. Ich will zu dem Propheten, und ihr erwartet mich hier.

(geht in Johanns Haus.)

Ein Nagelſchmied. Nachbar Martin!

(etwas heimlich.) Es kam mir beinahe ſo vor, als wenn der Prophet der nackende Schreihals ſelbſt geweſen wär.

Martin. Still! Das laß dir ja nicht merken. — Der Teufel traue! Du weißt, wie gern der gute Herr hängen und köpfen läßt. Eigentlich kam mir's zwar ſelbſt ſo vor, als wär er die Geſtalt in eigener Perſon, aber — (legt die Hand auf dem Mund.) auf meine Zunge ſoll gewiß kein Wort kommen, denn — du weißt's ja! — Wir wollen's gehen laſſen, wie es geht, denn wir können's ja doch nicht ändern.

XXI.

In Johanns Wohnung.

Johann. Da bin ich wieder.

Dinara. Du haſt dich doch nicht erkältet, liebes Hänschen?

Johann. Ach nein! Gieb mir nur hurtig mein Nachtkamiſol her. Ich lege mich nun zu Bette, und — Was ich fragen wollte! meine andern beiden Weiber ſchliefen doch?

Dinara. Wie die Katzen.

Johann. Nun gut! Sie dürfen noch nichts von meinen Kunſtſtücken wiſſen. Du allein, biſt die Vertraute meiner Geheimniſſe, meine oberſte, und erſte Frau. Und du ſollſt auch ganz allein **Königin** genannt werden. Die andern mögen mit dem Titel: Königliche Kebsweiber, vorlieb nehmen. Die Kinder allein, welche du unter deinem Herzen trägſt, ſollen Kronerben, und die von meinen andern Weibern, blos Vornehme im Staate werden. So wie du ſie alle an Schönheit, Muth und Geiſtesadel übertriffſt, ſo ſollſt du ſie auch alle an Range übertreffen, denn — (kriecht ins Bett.) ich werde wenigſtens noch dreißig Weiber nehmen, ehe ich zu meinen Vätern verſammelt werde.

Dinara. Ich will dir nicht widerſprechen, weil ich dein hitziges Temperament kenne, dennoch muß ich dir aber ſagen, daß du ſo, wie ich dich kenne, gewiß, an drei bis vier Weibern, nach meinen Gedanken, genug haben wirſt.

Johann. Ich ſage: nein! und du ſchweigſt, ſonſt muß ich, ſo lieb ich dich auch habe, dennoch gegen dich ſcharf ſeyn. Denn Widerſpruch leide ich nicht, und als König beſtrafe ich denſelben ſogar allezeit mit dem Tode.

Es bleibt mein feſter Schluß: es gilt kein
Widerſpruch.
Ich höre ihn nicht an, und damit iſt's genug.

Der Teufel möchte König von Sion ſeyn, wenn er nicht ganz unumſchränkt mit Menſchenköpfen wie mit Seifenblaſen ſollte ſpielen können. Wenn ich denn je zuweilen ein halbes Duzzend Köpfe im neuen Sion abſchlagen laſſe, ſo bin ich freilich auch gewiſſermaßen wieder zum Erſatz der Population verbunden, deshalb werde ich ſo viele Weiber nehmen, um etliche Schock Kinder zu zeugen. Die friedfertigen und fruchtbaren Weiber werde ich bis an das Ende meines Lebens mit meiner Gnade beehren. Die Unfruchtbaren aber werde ich verſtoßen, wie dort Ahasverus die ſtolze Vaſthi verſtieß. *) Die zänkiſchen und widerſprechenden Weſ

---

*) „Quae ſi vel propter infirmitatem muliebrem vel alia de cauſa recuſaret condormire Regi & non veniret ſtatuto tempore, ſtatim altero die, vt Vaſthi, iuxta illud ius in libro Eſther ſcriptum, ſolemniter repudiabatur & alia in eius locum eligebatur.“ — **Hamelmann.**

Weiber aber werde ich ſogleich zum Tode verdammen; denn ich werde keine Xantippe in meinem königlichen Pallaſte dulden.

Dinara. (vor ſich.) Und ich, werde ſchweigen, und im Stillen — mich ſchadlos halten.

Johann. Was ſagteſt du?

Dinara. Ich glaube, es kömmt jemand.

Johann. Ich meinte etwas gehört zu haben daß dich um deinen Kopf bringen könnte.

Dinara. Von mir? (weint.) Gewiß du biſt ſehr argwöhniſch und kränkſt meine Unſchuld empfindlich.

Johann. Betrage dich vernünftig, ſo haſt du nichts zu fürchten, und wirſt ſtets die vornehmſte und geliebteſte unter meinen Weibern bleiben.

Drum weine nicht mein Herz, ich bleibe dir ergeben,
Und liebe bis in Tod dich durch mein ganzes Leben.

Rottmann. (kömmt.) Glück auf!

Johann. Wie ſteht's?

Rottmann. Gut. — Das Volk iſt voll Erwartung.

Johann. Melde nun demſelben, daß ich in

drei

drei Tagen kein Wort reden dürfte und ſtumm bleiben müßte. Ich würde binnen dieſer Zeit erhabene Viſionen haben, und meine Befehle ſchriftlich ertheilen.

Rottmann. Das werde ich beſorgen.

Johann. Schick den zukünftigen Propheten Tauſendſchur *) zu mir.

Rottmann. Das Volk wird ſich wundern, wenn es den Goldſchmied Tauſendſchur als Propheten auftreten ſieht.

Johann. Das Volk hat ſich ſchon oft genug über unerwartete Zufälle und Begebenheiten gewundert. Auch wird es ſeine Verwunderung über einen unvermutheten Auftritt nicht zum letztenmal an den Tag legen. Die neuen prachtvollen, königlichen Szenen, ſollen die Wirkung gewiß nicht verfehlen, die ich mir von denſelben verſpreche.

Drum,

---

*) Der Name dieſes Mannes wird auch von Ernſten Antiſcoſchlerer, eben ſo von Franciſci; von Hamelmann, aber Thenſendſchur und Tauſentſchur; Ducentſchelmer und Duſentſchuer aber, von Kerſſenbroch geſchrieben.

Drum, nur beherzt und kühn dem Ziele zugeeilt,
Weil immer der gewinnt, der lange zagend weilt.

Rottmann. Leb wohl! — Ich will das Volk ſchon präpariren. (geht fort.)

Johann. (zu Dinara.)

Mein Engel küſſe mich mit deinem Purpurmund;
Bald führ' ich dich zum Thron und thu dem Volke kund:
Hier ſitzt die Königin dem Könige zur Seite,
Sie iſt des Herrſchers Luſt und ſeine Augenweide.

Nun rufe meine geliebte **Margaretha Moderſonne** *) hieher. In ihren Armen ſoll der Ueberreſt dieſer Nacht mir verſchwinden.

Dinara. Gewiß, du brauchſt mich zu ſonderbaren Dienſten, und ich —

Jo-

---

*) Dieſe Frau war nebſt **Dinara**, diejenige welche der König ſeiner Liebe vorzüglich werth hielt. Auch nur dieſe beiden Weiber geboren unter dem ganzen Heere ſeiner Frauen, dem Könige allein Kinder. Wir werden nachher eine ganze Namensliſte von Johanns Weibern leſen.

Johann. (auffahrend.) Du willſt mir alſo wieder widerſprechen gottloſe Vaſthi?

Dinara. (betroffen.) Ach nein! Das will ich nicht. Vergieb! — Ich werde Margarethen ſogleich wecken und ihr befehlen ſich zu dir zu verfügen.

Johann. So ſpricht ein vernünftiges Weib. Eine unvernünſtige Widerbellerin aber weiß ich zu beſtrafen: Das ſage ich dir zum letztenmal. Ich habe wichtigere Dinge zu thun, als mich mit meinen Weibern herum zu zanken. Geh! beſſere dich, und halte deine Zunge im Zaum.

Dinara. (geht.) Du haſt zu befehlen. (vor der Thür.) Albrecht!

Albrecht. (ein Diener, nachheriger Page Johanns.) Schöne Frau?

Dinara. (mit einem Händedruck.) Hier iſt der Schlüſſel zu meiner Kammer.

Albrecht. O! ſagt vielmehr, der Schlüſſel zum Paradieſe.

Dinara. Still! mäßige deine Freude hier. Man könnte uns hören. — Geh nur! aber — ſchweigen mußt du können, ſonſt —

Albrecht. Sorgt nicht!

Dina-

Dinara. (geht nach Margarethens Kammer.) Nun, ſo geh!

Albrecht. Ich glaube, ich werde vor lauter Freude das Schlüſſelloch nicht treffen können.

(Dinara öffnet Margarethens Kammer und geht hinein.)

Albrecht. (ſchleicht über den Gang nach Dinara's Kammer.) Dieſen Morgen hätte ich es nicht gedacht, daß ich —

Anna Lorenz. (eine von Johanns Weibern, öffnet ihre Kammerthür und ſieht heraus.) Er iſt's gewiß!

Albrecht. O weh! — Das iſt Anna!

Anna. Albrecht! — Biſt du's Albrecht?

Albrecht. Sey ſtill liebes Aennchen! Frau Dinara gieng über den Saal.

Anna. Komm herein in meine Kammer lieber Junge.

Albrecht. Gott bewahre! Der Prophet geht in ſeinem Gemach auf und ab. Er wacht. Wenn er mich nun rufte, oder wenn er dich beſuchen wollte. Morgen ſteckte mein Kopf auf einem Pfahle.

Anna. Du biſt zu furchtſam!

Albrecht. Ei! um Köpfe ſpielt ſich's nicht gut, wenn man ſie, wie der kaiſerliche Adler, nicht doppelt hat.

Anna. Wo willſt du hin?

Albrecht. In — in die Rüſtkammer. Der Prophet hat mir geſtern befohlen, ihm, ſo bald er erwacht ſey, das große Schwerd zu bringen.

Anna. So komm doch nur auf ein paar Küſſe herein.

Albrecht. Es geht' nicht an, liebes Aennchen! — Morgen wollen wir ſchon — Mach die Thür zu! Es kömmt jemand.

Anna. (ſchlägt die Thür zu.) Gute Nacht!

Dinara. (kömmt mit einem Lichte.) Ich hörte dich reden. Mit wem ſprachſt du?

Albrecht. Ich? — Ich ſprach mit mir ſelbſt. Denn — ſeht nur — ich war an der unrechten Kammer —

Dinara. Hier ſchläft ja Anna.

Albrecht. Nun ja doch! und weil ich nun ſo dumm war, und das nicht gleich merkte, ſo ſchimpfte ich auf mich ſelbſt. Und da ſah —

Dinara. Was ſah?

Albrecht. (unüberlegt.) Anna ſah heraus —

Dinara. Wie? — Sie ſah dich?

Albrecht. (vor ſich.) Wie dumm ich auch bin!

Dinara. Dummer Junge! (giebt ihm eine Ohrfeige.) Mit Schafköpfen gebe ich mich nicht ab. (reißt ihm dem Schlüſſel aus der Hand, geht in ihre Kammer und ſchlägt die Thür hinter ſich zu.) Mit dir iſt doch gar nichts anzufangen!

Albrecht. So? — Das iſt allerliebſt! — Eine Ohrfeige? — Das war alſo der Vorſchmack der gehofften Seligkeiten? Das war der Gruß bei dem Eingange in's Paradies? — Ei verflucht! Wie zärtlich! — Und die liebe Frau kann wahrhaftig recht kräftig zuſchlagen. — — Aber, bin ich nicht ſelbſt daran ſchuld? Habe ich die Ohrfeige etwa nicht verdient? — O ja! für meine Dummheit war das der verdiente Lohn. Die Lüge war ja gut genug, warum mußte ich denn ſo einfältig ſeyn, mir ſelbſt zu widerſprechen. Erſt hatte ich mit mir allein und ſelbſt geſprochen, und hernach laſſe ich Aennchen herausſchauen, und — O! ich einfältiger Narr! — Da ſtehe ich nun wie eine verlorene Schildwacht, und könnte glücklich ſeyn, wie ein König. — Ja! ſo geht's! wer kein Glück haben ſoll, der muß auch ſogar ſelbſt

ſein

ſein Unglück herbei lügen, wenn er's auf keine andere Art finden kann. — — Aber — ſtill! — Soll ich denn ſo ganz im Stillen wieder abziehen? Ich wüßte nicht warum? Hier reſidirt ja noch eine gute Freundin von mir. (geht an Aennens Kammer, klopft leiſe an, und ruft durchs Schlüſſelloch.) Aennchen! — liebes Aennchen!

Anna. (drinne.) Wer iſt da?

Albrecht. Albrecht, dein lieber Albrecht iſt da, ſcharmantes Aennchen!

Anna. (drinne.) Was willſt du?

Albrecht. Jetzt iſt's wieder geheuer. Wir können uns ſprechen. — Mach auf.

Anna. (drinne.) Das iſt ja allerliebſt! — Ich komme gleich.

Dinara. (öffnet ihre Kammer.) Albrecht!

Albrecht. Wer ruft mich? (geht nach ihrer Kammer zu.) Seyd Ihr's ſchöne Frau mit den ſanften Händen, wovon ich die eine ſo eben gefühlt und bewundert habe?

Dinara. Biſt du noch da?

Albrecht. (kömmt näher.) Wie Ihr ſeht.

Dinara. Komm! — Sey kein Narr, und zürne nicht.

Al-

Albrecht. Ach! Ich bin kein Narr. Ich zürne nicht, und habe ſchon alles wieder vergeſſen.

Dinara. Es war unbedachtſam von mir, aber — in der erſten Hitze — (zieht ihn in die Kammer.)

Albrecht. Nun ja doch!

(Die Thür wird geſchloſſen.)

Anna. (öffnet ihre Kammerthür.) Nun, ſo komm! — Albrecht! Albrecht! — Wo biſt du denn? — Mach kein Späschen. Komm! — (geht heraus.) Albrecht! — Wie? Gar nicht da? Hat er ſich fortgeſchlichen? — Glaubt der Bube mich foppen zu können weil er weiß, daß ich ihm gut bin? — Warte! ich will dir deine einfältigen Späschen mit baarer Münze bezahlen. — So viele Küſſe du bekommen hätteſt, ſo viele Maulſchellen kannſt du kriegen. — Still! da rauſcht etwas. — Nein! es war der Wind. — Der dumme Spasmacher! — Umſonſt ſoll er mich nicht zweimal ſchon geneckt haben. Erſt will er nicht herein, hernach treibt er Spas, klopft und — Was war das? (lauſcht.) Geſpräch in der Kammer des allerliebſten Chorengels? (ſchleicht an Dinarens Kammer und legt das Ohr ans Schlüſſelloch.) So wahr ich lebe! das iſt — das iſt Albrechts Stimme! — Hat mich der Spitzbube aus dem Bette gelockt um Zeugin ſeines Glücks und meiner Verachtung zu ſeyn? — Das ſoll — Sogleich zu — Wohin? Kann ich ihn anklagen, da ich ſelbſt nicht unſchuldig bin? — Das kann ich nicht. (geht unmuthig in ihre Kammer und in ihr Bett zurück.) Aber die Augen will ich ihm wenigſtens auskratzen die mir ſo tief ins Herz geblickt haben, daß ich ihr Feuer immer noch fühle. — Wie? wenn ich jetzt Feuer anlegte, daß ſie beide in den ſüſſeſten Augenblicken vernichtet würden? daß ſie nicht entrinnen könnten, und — Nein! dieſer Tod wär zu ſchön für ſie in dieſem Augenblick. Meine Rache ſoll quälender ſeyn. Sie — Sie die Verführerin ſoll ſie allein empfinden. Ihr den Liebhaber auf immer zu rauben, dies ſey meine Rache und mein Triumph, denn ihre Alltagsreize fürchte ich nicht. Ich bin auch kein Popanz, und habe gewiß mehrere Eroberungen ſeit zwei Jahren gemacht, als ſie in ihrem ganzen Leben machen wird.

XXII.

Auf der Straße.

(Einige Einwohner der Stadt ſtehen zuſammen, in einem vertrauten Geſpräche begriffen.)

Der eine. Man mag die Sache wenden und drehen wie man will, ſo bleibt ſie nicht fein. Der Biſchoff von Münſter und der alte Magiſtrat haben uns nicht ſo tiranniſch behandelt, als wir jetzt behandelt werden.

Der andere. Das iſt gewiß! — Aber wir ſechs Menſchen können uns nicht widerſetzen. Ihr wißt ja wie es denen ergieng die die Wahrheit ſagten. Knipperdolling hackt in die Köpfe hinein wie in's Kraut.

Der erſte. 's iſt ſchrecklich!

Der zweite. Heute iſt der dritte Tag, nun wird ja der Prophet die Sprache wieder bekommen.

Der dritte. Wer weiß was er jetzt wieder ausgeheckt hat. — Und ſagt mir, was ihr wollt, die Vielweiberei iſt ja doch in der Schrift verboten.

Der vierte. Ja wohl! — Und bedenkt

nur, wie der Prophet und ſeine Geſellen mit unſern Kindern umgehen. Mädchen von 12 Jahren ſind ſogar für ihrer Brutalität nicht ſicher. *)

(Es kommen mehrere Leute.)

Der erſte. Nun ſeyd ſtill! Die Wahrheit iſt jetzt bei uns verrufene Münze.

Ripping. Der Prophet kömmt zu ſeinem Volke. Die Zeit ſeines Verſtummens iſt vorüber. Er wird mit uns ſprechen.

(**Johann**, von ſeinen bekannten Freunden begleitet, tritt unter das Volk.)

Das Volk. Heil unſerm Propheten!

Krechting. Die Ankunſt des Königs von Sion iſt uns verheißen worden. Du wirſt uns alſo ſagen, wo er zu finden iſt, und wenn er kommen wird?

Johann. Er iſt ſchon gekommen. Er iſt ſchon hier.

Das

---

*) „Virgines immaturae, quae vix 11, 12 & 13. annum exceſſerant, ſtupratae ſunt; quod perpetuus morbus aut ſubita mors ſubſecuta docuit." — **Kerſſenbroch.** — „Nec erat puella amplius, ſi exceſſiſſet quatuordecim annos, quae reperiebatur virgo, quin ſtuprum pati cogeretur." — **Hamelmann.**

Das Volk. Wo? wo iſt er denn?

Johann. O ihr Hartgläubigen! Sind denn euere Herzen und Sinne jeder heilſamen, guten Ahndung verſchloſſen? — Ihr habt mich täglich um euch und unter euch geſehen, und ihr habt dennoch nichts geahndet? —

Das Volk. Was ſollten wir denn ahnden?

Johann. O ihr Ungläubigen! Wie weit geht euere Verblendung! — Ach Herr! leite ſie auf den Weg der Erkenntniß.

Tauſendſchur. Platz für mich! Ohren für meine Botſchaft und Weiſſagung!

Das Volk. Was? Will denn der Goldſchmied auch weiſſagen?

Johann. Laßt ihn! — Der Herr hat ihn erleſen.

Tauſendſchur. Lieben Brüder in Chriſto? Der Herr hat mir offenbaret und befohlen, euch kund zu thun, daß euer Prophet Johann Bockels, der Mann nach dem Herzen Gottes, König der ganzen Welt, und euer König ſeyn ſoll. Er wird herrſchen über alle Monarchen, Könige und Fürſten dieſer Erde. Er wird über alle, und niemand wird über ihn ſeyn. Er wird das Zepter und das Reich Davids, ſeines Ahnherrn, beſitzen in Friede, und wird regieren in Gerechtigkeit, ſo lange, bis der Herr ihn zu ſich fordern und der Regentenpflicht entledigen wird, nach ſeinem Wohlgefallen; eben ſo, wie er ihn erwählt hat.

Johann. (kniet mit gen Himmel geſtreckten Händen nieder.) O mein Vater! ſchon längſt haſt du mir auch ſelbſt deinen Willen zu erkennen gegeben, aber ich wollte davon keinen Gebrauch machen. Nun thuſt du es meinem Volke durch einen andern Mund kund, und ich kann nicht widerſtreben. Auf deinen Befehl übernehme ich freudig die Laſt die du mir auflegſt. Dein Wille geſchehe!

Tauſendſchur. (giebt ihm ein Schwerd.) Nimm hier das Schwerd der Gerechtigkeit, womit du dir alle Völker unterwerfen, und welches du alſo gebrauchen wirſt, wie du es dereinſt am jüngſten Tage verantworten kannſt.

Johann. (nimmt das Schwerd.) Das werde ich. — Meine Seele freut ſich dieſes hohen Berufes, den ich erfüllen werde.

Tauſendſchur. (überreicht ihm das Zepter.) Dieſem Stabe werden gehorchen die Völker der

Erde und werden ſich freuen der Regierung des Gerechten.

Johann. (nimmt das Zepter.) Der Herr ſey mit mir! — Meine Macht, iſt Gottes Kraft! *) — Ich werde weiden mit dieſem Zepter die Heerde der Gerechten.

Tauſendſchur. (ſalbt ihn mit wohlriechendem Oele.) So ſalbe ich dich hiermit, auf Befehl des Herrn als König des neuen Tempels und des Volkes des Herrn im Angeſicht der Bewohner des neuen Sion, wo dein Thron feſt ſtehen wird, wie die Säulen des Himmels. Herrſche in Ewigkeit über das erleſene Volk des Herrn.

Johann. (ſteht auf.) So ſeht dann hier euern König.

Tauſendſchur. Es lebe der König!

Das Volk. Es lebe unſer König!

Johann. So will es der Herr! — Ich zwar wollte wohl lieber ein Säuhirt, **) als ein König ſeyn; ja, ich wollte lieber Ochſen und Pferde, als Völker hüten, da es aber des Herrn Wille

---

*) Dieſe Worte waren ſein Wahlſpruch.

**) Eigene Worte des Geſalbten: „Mallem potius ſubulcum agere.“ — Hamelmann.

Wille iſt, daß ich König von Sion ſeyn ſoll, ſo kann ich nicht widerſtreben, und bin: euer Regent.

Rottmann. So huldiget nun ihr Einwohner des neuen Sion, euerm König.

(Das Volk fällt nieder.)

Rottmann. Hier ſteht er vor euch in ſeiner Jugendblüthe, erkohren vom Herrn, geziert mit den herrlichſten Gaben des Geiſtes und Leibes, ein anderer Salomo, der, ob er gleich noch als Jüngling ſeines Vaters David Thron beſtieg, dennoch an Weisheit ein Mann war.

Krechting. Erſchallet ihr Freudentöne!

(Trompeten und Pauken.)

Rottmann. Geſang und Tanz verherrliche dieſe frohen Stunden und der Wein fließe ſchäumend in die Becher zu Ehren des Geſalbten des Herrn.

Johann. Feſtlich ſey uns allen dieſer Tag!

Das Volk. Es lebe der König und die Königin!

Kippenbrock. Heda! den Freudenbaum herbei!

(Das Straßenpflaſter wird aufgeriſſen, und das Volk ſchleppt einen Baum herbei der mit Kränzen

zen und Bändern behangen iſt. *) Dieſer Baum wird in die Erde gepflanzt.)

Das Volk. Es wird ſchon gehen!

Kippenbrock. Wein und Muſik her!

(Mädchen und Weiber kommen. Die Muſik hebt an. Es wird um den Baum herum getanzt. — Die Alten leeren die Becher mit Freudengeſchrei.)

Johann. (kömmt und führt Dinara.) Wir bezeigen euch Unſer gnädiges Wohlgefallen. Führt die Mädchen herbei, wir wollen unter denſelben ein Duzzend für unſer königliches Bett wählen. **)

(Er ſetzt ſich und führt ſehr erbauliche Reden über Weiber und Liebesbezeugungen. ***)

XXIII.

---

*) „Curarunt ſibi erigi altam arborem, ornatam nexa et viridi corona, circa quam compilatis manibus ſeſe mutuo in gyrum, voce canoriſera praeeunte ducebant.“ — Hamelmann. „Choreas duxerunt cum mulierculis.“

**) „Accidit vt Rex pro ſua libidine ad priores vxores eligeret ex iſto numero adhuc duodecim praeſtantes corpore virgines & puellas quasquoque ſibi aſſignat vxores.“

***) „Multa loquitur de procacitate, elegantia & iucunditate puellarum Weſtphalicarum, & multa turpia & ſcriptu horrida immiſcet ſermoni de impudicis tactibus, ſpurcitiis, illicitis concubitibus; & turpiſſime loquitur de turpi amore.“ — Hamelmann.

XXIII.

In Johanns Wohnung.

(Die Geſellſchaft ſitzt beim Nachtiſche an der Tafel.)

Johann. (den Becher in der Hand.) Meine Freunde und Freundinnen, trinkt!

Wo nähm der Menſch wohl Freuden her,
Wenn er kein Freund von Wein und ſchönen Weibern wär?
Das Traubennaß, der Liebe Gluth,
Bekommen allen Menſchen gut.

(Sie ſtoßen an, und trinken.)

Alle. Langes Leben Herr König!

Johann. Ich danke euch. — — Eheſtens werde ich nun dem Biſchoffe von Münſter kund und zu wiſſen thun, daß ſein Heer gegen einen Regenten ſteht. Dieſen Brief, werde ich ihm zuſenden. Hört, was ich ihm ſchreibe. (lieſt.)

„Biſchoff von Münſter!

„Du haſt gegen meine Reſidenz zahlreiche „Schaaren ſtreitbarer Männer geſtellt und unter „deine Fahnen verſammelt. — Denkſt du denn „nicht daran, daß der jüngſte Tag für alle unge-

rechte

„rechte Fürſten und der Tag der Erlöſung für die „von ihnen verblendeten Völker erſchienen iſt? — „Du lagerſt umſonſt deine Völker um dich her, „deinen wankenden Thron zu befeſtigen. Gehe „zurück mit deinen Schaaren despotiſches Ungeheuer, über welches ſich die Strafe des Himmels „im Gewitterſturme zuſammenzieht. Ein unerwarteter Schlag wird dich treffen. Deine gemißbrauchten Soldaten werden dich binden und „unſerer gerechten Rache überliefern. Die Flucht „wird dich nicht retten. Welches Volk wird einem Tiger wie du einer biſt, Zuflucht gewähren?

Johannes,
König des freien Volks im neuen Sion.“

Rottmann. Mein Vorſchlag iſt: neue Apoſteln auszuſenden, um Rebellion in Holland und den Niederlanden zu verbreiten.

Johann. Ein jeder von euch, reiche Vorſchläge zum Beſten unſers Reichs ein. — Jetzt aber laßt uns luſtig ſeyn. — Gebt mir meine Harfe.

Albrecht. (bringt ihm die Harfe.) Hier, Herr König.

Johann. Albrecht! Wir ernennen dich hiermit als einen Diener von erprobter Treue, zu Unſerm zweiten Leibpagen.

Albrecht. (küßt ihm die Hand.) Zu viel Gnade!

Johann. Uebrigens bleiben Wir dir in Gnaden gewogen. (nimmt die Harfe, ſpielt und ſingt.)

Es lebe die Liebe! es lebe der Wein!
Im Rauſche da liebt ſich's ſo herrlich und ſein.
Das Liebchen umſchlungen,
Den Becher in der Hand,
Ein Freudenlied geſungen:
Sagt, iſt das nicht ſcharmant?

Rottmann. Ganz allerliebſt!

(Sie zechen und ſingen durcheinander.)

Krechting. (fällt, den Becher in der Hand, vom Stuhle.) Ja! ja! —

Kippenbrok. O weh! der hat zu viel geladen. Er ſinkt.

Johann. Man trage ihn in ſeine Wohnung.

(Krechting wird fortgetragen.)

Rott-

Rottmann. Soll denn die Morgenröthe in die Becher ſcheinen?

Johann. Diesmal nicht. (ſteht auf.) Die Tafel iſt aufgehoben.

(Sie ſtehen auf.)

Johann. Ein jeder gehe nun andern Unterhaltungen nach. — Was Uns betrifft, ſo ſoll **Chriſtina Röde** dieſe Nacht die Freuden Unſers königlichen Bettes mit uns theilen. (giebt ihr die Hand.) Gute Nacht! (geht mit ihr fort.)

(Die Gäſte taumeln davon.)

Anna Lorenz. (giebt Albrechten welcher dem Könige mit einem Windlicht vorleuchtet, indem er nach ſeinem Schlafgemach geht, einem bedeutenden Wink.) Schlaft wohl Frau Königin! (will gehen.)

Dinara. (nimmt ſie bei der Hand.) Hat Euch Albrecht verſtanden?

Anna. Was wollt Ihr damit ſagen?

Dinara. Könnt Ihr auch noch fragen? — Wenn Albrecht Euch ſo gut verſtanden hat, als Ihr **mich** verſtanden haben müßt, ſo ſtehen die Angelegenheiten gut. (geht fort.)

Margaretha Moderſonne. Sie iſt neidiſch!

Anna. Wie das? — Warum? — Worüber ſoll ſie neidiſch ſeyn? — Der König hat ja Chriſtinen und nicht mich mit ſich genommen.

Margarethe. Liebes, taubenartiges Aennchen! vom Könige iſt jetzt die Rede nicht, wohl aber von dem ſchmuckern Albrecht. — Ihr habt ihn beide gern um euch. Er ſoll artig — ſingen und erzählen. Ich will ihn auch einmal zu mir bitten. Sagt mir nur, wenn er abkommen kann.

Anna. Wie kann ich das wiſſen? Fragt ihn ſelbſt, wenn Dinara nichts dagegen hat.

Margarethe. Wenn Ihr klug wär't, ſo machten wir alle gemeinſchaftliche Sache. Das heißt, wir Weiber und des Königs Pagen, denn —

Albrecht. (kömmt.) Der König, welcher ſich in dem Schlafgemache nebenan befindet, hört, wie er ſagt, ein Gemurmel, und verlangt zu wiſſen: wer noch im Speiſeſaale ſpricht?

Margarethe. Wir beide, wie du ſiehſt.

Albrecht. Geht zu Bette; der König möchte ungehalten werden.

Margarethe. Willſt du mir leuchten?

Anna. Das geht unmöglich an! Er muß ja dem Könige erſt ſagen, wer hier noch geſprochen hat.

Margarethe. Nun ja! alsdann aber.

Anna. Geht's auch nicht an.

Margarethe. Warum nicht? — Wir nehmen Wein mit, und laſſen uns von Albrechten eine Rittergeſchichte erzählen. — Schlafen kann ich ohnehin noch nicht, alſo —

Anna. Nein! nein! Albrecht kann heute nichts erzählen. — Geh, und leg dich nieder. Du weißt wohl, daß du ſehr früh wieder auf ſeyn mußt.

Knipperdolling. (taumelt herein.) Zum Wetter! da giebt's ja noch Geſellſchaft — reizende Unterhaltung — (nimmt einen Becher.) und auch Wein. — Seht doch!

Margarethe. Nun ja! der fehlte noch.

Knipperdolling. Euer Wohlergehen, meine Täubchen!

Margarethe. Geht doch zu Bette.

Knipperdolling. Warum geht Ihr denn nicht zur Ruh? — In ſchöner Geſellſchaft verwacht

wacht ſich eine Nacht gar zu angenehm. Ich gehe nicht!

(Albrecht verläßt den Saal.)

Knipperdolling. Albrecht! Höre! Wo gehſt du hin? — Fort iſt er!

Margarethe. Ihr könnt auch noch fragen, wohin er geht? Er hat vielleicht Beſtellungen. — Wenn ich Albrecht wär, ich gieng zu Euerer Frau, da Ihr ſie allein laßt.

Knipperdolling. Da mag er hingehen: Es wird ihm nichts helfen. Denn wenn Rottmann nicht bei ihr wär, ſo gieng ich ſelbſt zu ihr.

Anna. Schöne Wirthſchaften!

Knipperdolling. Allerliebſte Wirthſchaften! — Ich ſag's ſelbſt. (trinkt.) Was iſt aber zu machen? — Die Weiber ſind nun einmal ſo und nicht anders.

Margarethe. Wie ſind ſie denn?

Knipperdolling. Je nun! ſie ſind ſo — wie ſie ſind.

Dinara. (kömmt.) Wie? und ihr ſeyd noch immer hier?

Knipperdolling. Ei! ſieh doch! — Guten Tag Frau Königin! Die Geſellſchaft wird immer ſchöner und intereſſanter. Allerliebſt. (trinkt.) Euer Wohlergehen!

Albrecht. (kömmt.) Der König läßt euch zum letztenmal ſagen, ihn nicht zu beunruhigen, und den Saal zu verlaſſen, oder — ich habe Befehl, euch hinaus zu werfen.

Dinara. Mich auch hinaus zu werfen?

Albrecht. An Euch werde ich freilich meine Hände nicht legen. —

Margarethe. (vor ſich.) Ein reſpektvoller Gedanke!

Knipperdolling. An mich aber, etwa?

Albrecht. An Euch zuerſt. Ich habe königlichen Befehl.

Knipperdolling. So will ich gehen. Aber, ich bitte euch, nehmt mich mit euch, denn meine Frau hat das Haus verſchloſſen. (nimmt eine Kanne Wein untern Arm.) Ich muß ſonſt unter freiem Himmel ſchlafen, und das geht nicht an. Es regnet ganz erſchrecklich. Es regnet mir ja in die Kanne, wenn ihr mich auf die Straße werft.

Bedenkt doch nur, das wär ja gar ein verdammter Streich!

Albrecht. Macht, daß Ihr fortkommt!

Knipperdolling. Nun ja doch! Aber, wohin denn?

Albrecht. Meinetwegen, wohin Ihr wollt. — Ich bitte Euch, geht! denn wenn der König ſelbſt aufſtehen und hieher kommen ſollte, ſo —

Knipperdolling. Ei! das wünſche ich mir und uns allen nicht, es zu erleben. — Kommt ihr Weiber! — Nehmt Proviant mit, wir können dennoch zuſammen bleiben.

(Man hört in der Ferne Kanonenſchüſſe.)

Dinara. Hört Ihr?

Knipperdolling. Die feindlichen Donnerbüchſen thun ihre Mäuler auf. Nun muß ich auf die Baſtei. — Albrecht! — Gieb mir ein Schwerd. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo mein Rappier hingekommen iſt. — Kinder! es wird Tag! — Gieb mir mein Schwerd! ſage ich. Ich muß auf die Baſtei, ſonſt iſt der Teufel los.

(Auf der Straße iſt Lärm.)

Knipperdolling. Hört ihr? — Beim Teufel! gieb mir ein Schwerd, oder ich ſchlage dich zu Boden.

Albrecht. Oho! — Ihr ſeyd mir auch der rechte Kriegsmann! Ein Soldat ohne Schwerd, iſt ein Pfaffe ohne Bibel.

Knipperdolling. Ganz recht! Alſo —

(6 Trommeln auf der Straße.)

Knipperdolling. Potz Wetter! (zum Fenſter hinaus.) Was giebt's, Kameraden?

Ein Bürger (draußen) Hört Ihr's denn nicht? — Der Feind beſchießt das Aegidienthor.

(Es fallen wieder Kanonenſchüſſe.)

Anna. Der Himmel ſey uns gnädig!

Margarethe. Sie laufen gewiß Sturm!

Knipperdolling. Das wär ein verdammter Streich! — Albrecht! wecke den König. (taumelt mit der Weinkanne fort.)

(Die Weiber laufen aus dem Saale.)

Johann. (kömmt.) Wo iſt Knipperdolling?

Albrecht. So eben iſt er fort auf die Baſtei.

(Johann eilt davon.)

Albrecht. (verläßt den Saal und geht nach dem Gange zu, auf welchem ſich die Weiberkammern befinden.) Ich muß doch ſehen, ob —

Anna. (öffnet die Thür und zieht Albrechten hinein.) Hab' ich dich endlich einmal, du Schalk! — Jetzt ſollſt du mir nicht entlaufen.

XXIV.

* * *

Uns und den Leſern mehrere Anmerkungen und Nachweiſungen zu erſparen, wollen wir nun, nach den vor uns liegenden Schriftſtellern, ehe wir weiter gehen, einige Seiten zu einer allgemeinen Karakteriſtik der Schneider-Majeſtät, ſeines Benehmens, und eine Schilderung ſeines Etats, nebſt andern Merkwürdigkeiten bei dem Antritt, und während ſeiner Regierung beſtimmen. Dieſes wird den Geſichtspunkt angeben, aus welchem all das Folgende zu betrachten iſt.

* * *

Als **Johann** nun als **König** des neuen Sion erwählt und anerkannt worden war, ſo

ſchüt-

ſchüttelten zwar einige bedenkliche Männer über die ſonderbare Standeserhöhung gewaltig die Köpfe, aber die Furcht vor der Todesſtrafe ließ ihre Bedenklichkeiten nicht laut werden. Denn ſie wußten wohl, und die Erfahrung hatte ihnen gelehrt, daß ihr neuer König in dieſem Punkte nicht den geringſten Spas verſtehen konnte, oder daß er eine furchtbare Inquiſition über Köpfe und Meinungen zu hegen pflegte. Es wagte alſo niemand ihn im Beſitze ſeines uſurpirten Ranges zu ſtören, und er fieng zeitig genug an, ſeine vermeinten königlichen Rechte ſehr imponirend in Ausübung zu bringen.

Eine Standeserhöhung der vornehmſten Anhänger Sr. Maj. gieng allen andern Einrichtungen zuvor.

Knipperdolling, vorher bis zum Nachrichter erniedrigt, wurde nun wieder erhöht, und erhielt von dem Könige den ehrenvollen Poſten eines **Statthalters** und **Gouverneurs** des neuen Sion.

Rottmann, des Königs getreuer Waffenträger, wurde, in Rückſicht ſeiner wunderbaren Beredſamkeit, von welcher ſein Souverain ſich mannichſaltigen Nutzen verſprach: königlicher Orator.

Zu königlichen Räthen wurden Gerhard Klöſter, Heinrich Redeker, (ſeiner Profeſſion ein Kürſchner,) Gerhard Reinink, (ein Krämer,) und Bernhard Krechting ernannt.

Polizeidirektor wurde Andreas Losfelder.

Hermann Tylbeck erhielt das Amt eines königlichen Haushofmeiſters.

Heinrich Krechting wurde des Königs Kanzler, und Johann Putmann geheimer Sekretair.

Bernhard Zwoll wurde mit der Würde eines Oberküchenmeiſters, und Gerhard Krechting mit der eines Truchſes, beehrt. So wie Eberhard Riebenſchneider die Würde eines Vorſchneiders erhielt.

Walter Schmering wurde königlicher Oberſchenk.

Gerhard aus Bonn und Johann Kulmann erhielten das Amt königlicher Thürhüter.

Zu Kämmerlingen wurden beſtellt Johann Suttorp und Hubert Kupferſchläger.

Chriſtoph Waldeck, ein Sohn des Biſchoffs, den ſeine jugendliche Hitze einſt bei einem Ausfalle der Wiedertäufer zu tief ins Gefecht trieb, wo er gefangen genommen und zu dem Könige gebracht wurde, der ihn wegen ſeiner ſchönen Geſtalt bei ſich behielt, ihm das Leben ſchenkte, und das Amt ſeines Erſten Leibpagen ertheilte.

Kaſper Weinſchenk, wurde Oberſtallmeiſter.

Liebwerth Oſtermann war des Königs Organiſt. Denn der König pflegte nach dem Klange einer kleinen Orgel faſt täglich mit ſeinen Weibern ein kleines Tänzchen zu machen, wenn er geſpeiſt hatte.

Die Namen der Vorſteher kleinerer Hofchargen, der Köche, Trompeter, Pauker, Stallmeiſter, Fähndriche ꝛc. ꝛc. will ich, um nicht gar zu weitläuftig zu werden, übergehen.

Nachdem der König für einen Hofſtaat geſorgt hatte, war er auch für ſeinen eigenen Aufputz beſorgt, den er, (den Sitten und Gebräuchen damaliger Zeiten gemäß,) ſehr geſchmackvoll ausgeſonnen hatte, wobei aber immer ſein theatraliſcher Geſchmack mit in Anſchlag kam; ein Umſtand, der ihm auch ſein königliches Poſſenſpiel ſehr erleichtern half.

Er ließ ſich zwei goldene, mit Steinen reichlich beſetzte Kronen machen, wovon die eine den gewöhnlichen Königskronen, die andere aber der Kaiſerkrone glich. Letztere trug er bei wichtigen Vorfällen und Feierlichkeiten, die erſtere aber jederzeit, ſo oft er öffentlich erſchien. Um ſeinen Hals, auf die Bruſt herab, hieng eine goldene, mit Edelſteinen beſetzte Kette, an welcher ſich unten eine mit einem goldenen und ſilbernen Schwerde durchſtochene Weltkugel befand, auf welcher ein mit den Worten:

Ein König der Welt überall!

bezeichnetes Kreuz ſtand. — Mehrere goldene, mit glänzenden Steinen beſetzte Ketten hiengen über ſeine Schultern hinab. Sein Schwerd trug er in einer goldenen Scheide, und von eben dieſem

ſem Metalle waren ſeine Sporen, und ſein dreifach geringeltes Zepter. An allen ſeinen Fingern prangten funkelnde Ringe.

In ſeinem Siegelringe, (am Gewicht 22. Flor.) führte er, wie an ſeiner Halskette, einen von zwei Schwerdern kreuzweis durchſtochene Weltkugel, mit der Umſchrift:

Der Konig in den nien Tempel
Fuhret die Zeichen vor ein Exempel.

Seine Kleidung war eben ſo theatraliſch als ſeine Handlungen und die andern Zierarten waren. Aus den Kirchenornaten, Meßgewändern, Heiligenanzügen, Umhängen, und dergl. wurden ſeine königlichen Talare, Mäntel, wohlberdirt und mit Pelzwerke verbrämt, gemacht, und nirgends fehlte es an Golde oder Silber, ſeiner Pracht den gewöhnlichen ſchimmernden Werth zu geben, den ſeine Handlungen ihm, trotz ſeinem Purpur, nie geben konnten.

Gewöhnlich trug er, wenn er öffentlich erſchien, Wamms und Hoſen von Gold oder Silber-Stück deren Falten durchſchnitten waren und durch welche ſtatt des Futters, purpurrother Sammt mit goldenen Neſteln anheftet, hervorſchimmerte.

Seine 28 Trabanten, deren Hauptmann Johann van Geel war, waren blau und grün gekleidet, des Königs Herrſchaft im Himmel und auf Erden anzuzeigen. Auf ihren rechten Aermeln trugen ſie das königliche Wappen, die mit zwei Schwerdern durchſtochene Weltkugel. Weiße Mützen, die Heiligen im neuen Reiche bezeichnend, trugen ſie auf ihren Köpfen.

Die Hofliberei war aſchgrau und grün; den alten und neuen Menſchen anzeigend, wie es der königliche Orator Rottmann zu erklären pflegte.

Ein jeder königlicher Diener trug einen Ring an dem einen Finger, als ein Zeichen der unendlichen Liebe gegen den Nächſten.

Dem Theaterkönige *) gefiel es, ſich ein Serail von den ſchönſten Jungfrauen der Stadt anzulegen, deren, außer der Favoritin und Königin Dinara, keine über 20. Jahr alt war. Von dieſen nennt man folgende:

1. Dinara die Wittwe des Propheten Matthies, welche die Leſer ſchon ziemlich kennen werden. Sie war die erſte und liebſte der Weiber des

ver-

---

*) Scenicum regem.“ — Kerſſenbroch.

verliebten Königs, führte allein den Titel: Königin und hatte einen beſondern Hofſtaat. Heinrich Röde war ihr Oberhofmeiſter. Sie hatte vier Trabanten, Oberſchenken und Stallmeiſter, trug goldene Kleider und Ketten, einen Purpurmantel, und eine Krone, wenn ſie öffentlich in Geſellſchaft des Königs erſchien.

2. Maria Heckers.
3. Anna Lorenz.
4. Katharina Miling.
5. Anna Kippenbrock.
6. Chriſtina Röde.
7. Margaretha Moderſonne.
8. Angela Kerkering.
9. Anna Averwege.
10. Eliſabet Wandtſcherer.
11. Katharina Averwege.
12. Eliſabet Dreggers.
13. Anna Knipperdolling.
14. Eliſabet Buſchobute.
15. Margaretha Grolle.
16. Mehrere, deren Namen Kerſſenbroch nicht angeben will, weil ihre Geſchlechtsnamen ſich noch zu Münſter befinden, wie er ſagt.

Auf

Auf die Jugend ſeiner Weiber ſah der König ſo ſehr, daß er ſich ſogar kein Gewiſſen daraus machte die Mädchen ſo jung in ſeine Umarmung zu ziehen, als er ſie haben konnte, ohne ſich um die Folgen zu bekümmern. *) Kein Sultan kann ſo despotiſch zu Werke gehen, als der ehrbare Schneidergeſell in ſeinem Königsſtande zu Werke gieng.

Dreimal wöchentlich hielt **Johann** öffentlich und auf dem Markte Gerichtstag, wo er faſt immer über die ſchändlichſten Verbrechen **) Urtheile zu fällen hatte, und dieſelben auf der Stelle vollziehen zu laſſen pflegte.

Wenn

---

*) Z. B. „quaedam quae cum nondum aetate matura viro eſſet, ita in primo congreſſu a Rege corrupta eſt, vt neceſſe habuerit, a Knupperl vxore chirurgiam exercente, curari.“ — Kerſſenbroch.

**) Ibi (auf dem Markt) cauſae turpiſſimae, & caſtibus auribus indigniſſimae turpiſſimo Iudici decidendae afferuntur, de inceſtu, de fornicatione, de adulterio, de impotentia coniugali, de coniugum diuortio, de reliquis rebus foediſſimis.“ — Kerſſenbroch.

Wenn er ſich nun an einem ſolchen Gerichtstage auf den Markt zu begeben pflegte, wo für ihn ein prächtiger Thron errichtet war, ſo geſchah dies mit großer Feierlichkeit.

Seine Räthe und Diener umgaben und begleiteten ihn in ihren Feierkleidern. Er ſelbſt ſaß zu Pferde, und neben demſelben giengen ſeine zwei Leibpagen Albrecht und Chriſtoph her, deren einer linker Hand ein bloßes Schwerd und ein goldenes Gefäß mit Edelſteinen angefüllt, der andere aber rechter Hand eine Krone und die Bibel trug. Trompeter giengen dem Zuge vor und die Trabanten eröffneten und ſchloſſen denſelben.

Der Stallmeiſter hielt ihm das Pferd und der König beſtieg den Thron. Eine Stufe tiefer ſaßen Rottmann und Knipperdolling, und auf den übrigen Stufen ſtanden im Spalier zu beiden Seiten herab die königlichen Räthe. Die Trabanten umgaben den Thron.

Das Volk ſtaunte Se. theatraliſche Majeſtät an, und Johann ſchwamm mit namenloſer Wonne in dem glänzenden Strome ſeiner ſelbſtgeſchaffenen Hoheit.

Da der König in Ausübung irgend eines Rechts keinem Souverain in der Welt nachſtehen mochte, ſo lies er auch Münzen von Gold, Silber und Kupfer ſchlagen. Auf der einen Seite dieſer Münzen waren die Worte zu leſen:

Dat Wort is Fleiſch geworden, und wanet in uns.
We nich gebore is uth de Wat un Geis,
Mag nich eingaen int Rike Gates.

Auf der andern Seite:

Ein König up re ons, ein Godt, ein
Glore, ein Doepe.

Mitten darunter:

Münſter 1534.

Nach dem allen wollen wir nun nur noch zu dem ganzen Tableau einen Zug aus des Königs Frauenleben ſetzen, um zu ſehen, wie arrogant er auch ſogar mit allem umgieng, was ihm lieb, oder wenigſtens angenehm war.

Auf ſeinem Polſterlager, von ſeinen Weibern und Pagen bedient, lag er ſpeiſend, oder dem edlen Verdauungswerke ob. Ihm gegenüber hieng eine Tafel, bezeichnet mit den Namen ſeiner Weiber.

der. Ohne zu ſprechen, wurde ein Pflöckchen bei dem Namen der Glücklichen geſteckt, welche für diesmal die Freuden des Betts mit dem Könige theilen ſollte.

Hatte die Dame nun ſonſt keine Verhinderungen, ſo wurde ſie ſogleich in ein Bad geführt, mit wohlriechenden Oelen eingerieben, mit köſtlichem Räucherwerk gebalſamt, prächtig angezogen, und mit Ringen und Ketten geſchmückt. Ein feines durchſichtiges Gewand umwallte ihren Leib, ein Blumenkranz deckte ihre Schläfe, entfeſſelt und wohlgeſalbt wallten ihre Haare den Nacken hinab, und die Reize ihres entfeſſelten Buſens erhöhten Perlen und Edelgeſteine die in traulicher Eintracht die Marmorhügel umgaben. In dieſer Form und Geſtalt wurde nun die Erkohrene mit Geſang und Muſik dem Könige zugeführt.

Man ſage mir, welcher aſiatiſche Satrap beſſer bedient werden kann?

Dies war der Mann, der die Werkſtätte als Schneidergeſell und die ſchwankenden Bretter, auf Biertonnen geſtützt, verlaſſen hatte, und König im neuen Sinn wurde.

Wir wollen ihn in all ſeiner Herrlichkeit nicht aus den Augen verlieren.

XXV.

Im Schloſſe.

Zimmer des Königs.

Johann, liegt auf ſeinem Polſterlager, und ſein Kebsweib, **Anna Lorenz**, neben ihm in ſeinen Armen.

Knipperdolling. Verzeih mein König und Herr!

Johann. Was bringſt du mir, getreuer Statthalter?

Knipperdolling. Nichts mehr und nichts weniger, als eine Herausforderung.

Johann. Wie? — Wer wagt es —

Knipperdolling. — Dich zu fordern? Ein Krieger aus dem Lager unſerer Feinde. Er forderte dich zum Kampfe mit höhnenden Worten, nannte dich einen elenden, zuſammengeflickten Lumpenkönig, und —

Johann. Schweig! — Ich ſchlage mich

nicht anders, als auf Donnerbüchſen. Sag ihm das und wirf Münzen hinab, damit der Kerl Reſpekt für meine königliche Würde bekömmt. Sag ihm, — damit es der Biſchoff wieder erfahren mag; — ich ſey im Begriff Münſter in den fürchterlichſten Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und ich würde die Stadt zu behaupten wiſſen, wenn es auch alle Könige und Fürſten der ganzen Welt ſich gegen mich zu verbinden wagten, denn der Herr ſey mit mir. Sag ihm, es würden aus dem Buſen des neuen Sion hervorgehen die Grundſätze ewiger Wahrheit. Die Klarheit derſelben würde alle Menſchen ergreifen, ſie würden ſich voll Ueberzeugung meinem Zepter unterwerfen, ich würde über ſie regieren unter dem ſchönen Titel eines Königs des neuen Sion, und in dieſer Qualität in dem Herzen meiner Unterthanen leben.

Knipperdolling. Ich werde ihm alles das, nebſt den Münzen über die Mauern der Stadt vorwerfen, ſo wie ein Gewapneter dem Streiche ſeines Feindes ſein wohlgehärtetes Schild verwirft.

(geht fort.)

Johann. Ein König iſt kein Abentheurer, und mir liegen wichtigere Sorgen ab, als mich im Zweikampf herumzuhauen. — Erhebe dich Anna und verlaß mich. Mein Orator Rottmann wird erſcheinen, und ich habe Reichsgeſchäfte.

Anna. (ſteht auf, küßt ihm die Hand, und verläßt das Gemach.) Ich bin deine Magd! (ab.)

Johann. Der Herr ſey mit dir! (geht in ſein Kabinet.)

XXVI.

Im Schloſſe.

Auf dem Saale.

Abend.

Die Weiber putzen unter Klang und Sang einen Strohmann als Biſchoff an.

Anna Lorenz. Seht nur wie gravitätiſch er ausſieht, der geiſtliche Herr aus Stroh und Lappen.

Christina Roede. Bindet ihm nun die Larve vor.

(Sie binden die Larve dem Strohmann an das Vordertheil des Kopfs.)

An-

Angela Kerkeringin. So! nun ſieht er ſchon beſſer aus, der liebe Herr!

Maria Heckers. Nun ſetzt ihm die Biſchoffsmütze auf.

Katharina Miling. Hier iſt ſie.

Margaretha Moderſonne. Gebt her! Ich will ihn krönen.

Anna. Gemach, ſchönes Gretchen! Das kann ich auch.

Katharina. Krönen, Aennchen? Hm! ich glaube, das kann ich auch, ſo gut wie ihr beide.

Angela. Warum nicht, Kätchen? Ich glaube, das können wir alle.

Albrecht. Je! ja doch! ihr ſeyd ja Weiber.

Angela. Nicht wahr?

(Sie ſetzen dem Strohmanne die Biſchoffsmütze auf.)

Maria. Er ſieht recht ehrwürdig aus.

Albrecht. Das finde ich eben nicht.

Maria. Doch wenigſtens ehrwürdiger, als ein gewiſſer Albrecht.

Albrecht. Meint Ihr mich? — Ich bin wenigſtens kein Strohmann.

Maria. Aber doch eben ſo entzündbar, als ein Strohmann.

Albrecht. Hm! bei uns iſt alles entzündbar. Wir haben lauter feuerfangende Sachen im Schloſſe.

Maria. So nimm dich in acht.

Katharina. Das iſt ja eine ewige Neckerei unter euch Leuten! — Ich glaube —

Maria. — Was denn?

Katharina. (lachend.) Daß dieſer Strohmann — ein Strohmann, und daß Albrecht ein glücklicher Liebhaber iſt.

Anna. Sagt mir nur! wozu die unnützen Schraubereien taugen? — Ich weiß überhaupt nicht, was Albrecht hier bei uns zu ſuchen hat?

Albrecht. Schöne Augen, Purpurlippen, runde Arme, volle Buſen, und Herzen voll Liebe.

Angela. Wenn das der König hörte!

Albrecht. Gott bewahre! Der darf kein Wort davon hören. Wenn Ihr aber Luſt habt, allerliebſte Angela, meinen Kopf auf einem Pfahle zu ſehen, ſo ſagt's ihm, daß ich euch alle ſehr reizend und ſchön finde. — Mein Gott! wer ſieht denn nicht etwas gern, das reizend und ſchön iſt?

Anna. Still! der Statthalter kömmt.

Knipperdolling. (tritt in den Saal.) Oho! (lacht aus vollem Halſe.) Ihr ſeyd Wetterhexen!

Albrecht. Das ſage ich auch.

Knipperdolling. Das iſt ja ein Biſchoff, wie er nur ſeyn muß! Ihr könnt doch allerlei Teufelszeug machen!

Anna. Was ſoll's denn aber nun mit ihm geben, wenn der Strohbiſchoff fertig iſt?

Knipperdolling. Er wird in Pontifikalibus auf einen ſchäbichten Eſel geſetzt, hinaus in's Lager geſchickt, *) und ich —

Anna. — Ihr geht mit dem Eſel hinaus?

Knipperdolling. Gott bewahre! Ich trete auf den Thurm und höhne den Biſchoff aus, und ſage ihm, er ſoll in's Chor gehen, wohin er gehört, uns in Ruhe laſſen und mit einer langen Naſe abziehen.

Albrecht. Das wird er aber doch nicht thun.

Knipperdolling. So hat er doch den Spott davon. — Der König! —

---

*) Das geſchah auch wirklich. — Auf **Knipperdollings** Schmähungen antwortete ein Kriegsobriſter: „Verſuche dein Heil, triumphirender Hund! wir werden das unſerige auch zu verſuchen wiſſen.“

Johann. (kömmt.) Seyd gegrüßt! — (betrachtet den Strohmann.) Gut! Wir ſind mit euerer Kunſt zufrieden, ihr glücklichen Weiber, die der König die Seinigen nennt! — Man ſchaffe den Strohmann in Rottmanns Haus.

(Der Strohmann wird fortgetragen.)

Johann. Mit anbrechendem Tage ſoll der Afterbiſchoff im Lager ſeyn.

(geht mit Knipperdolling fort.)

Margaretha. Bei welchem Namen hat der König für die Nacht das Pflökchen an die Tafel geſteckt?

Albrecht. Bei Eliſabeth Wandtſcherer. Sie iſt auch ſchon im Bade.

Anna. Schon in der Schwemme?

Margaretha. Hm! ſchon zwei Nächte hinter einander. (lacht.) Sie hat Glück! Ihre Verdienſte und Reize —

Albrecht. — ſind ihrem Glücke wahrhaftig nicht gleich. — Habe ich nicht wahr geſprochen? Der König denkt aber nicht ſo, wie wir.. —

Angela. Nun Albrecht? Haſt du denn die geſuchten ſchönen Augen gefunden?

Albrecht. Wer braucht hier lange zu ſuchen?

Die Schönheiten liegen ja ſo nahe zuſammen, wie das neue Sion und die Feldlager des Biſchoffs.

Angela. Da ſind aber Mauern und Wallgraben dazwiſchen.

Albrecht. Zwiſchen uns, Verbote und Riegel und Schlöſſer.

Angela. Schlöſſer ſchließt man auf, Riegel werden weggeſchoben, — ich dächte, das wüßteſt du längſt ſchon! — und Verbote achtet man nicht.

Maria. Ihr kommt zu tief in den Text. Das kann ich nicht zugeben.

Margaretha. Albrecht! willſt du wohl nach dem Arzt ſchicken? Aennchen hat Herzbeklemmungen.

Maria. Sie hören von ſelbſt wieder auf.

Angela. Hausmittel ſind auch gut. Albrecht hat ein Rezeptbuch geerbt, und da —

Albrecht. Ich pfuſche nicht gern in eine Kunſt oder Wiſſenſchaft die ich nicht verſtehe. Der König hat ein Univerſalmittel für alle Krankheiten.

(Trompeten im Hofe.)

Albrecht. Es geht zur Tafel!

(Die Weiber eilen nach dem Tafelgemach.)

Anna. Hurtig! (läßt ihren Schleier fallen.) Sonſt —

Albrecht. (hebt den Schleier auf.) Schöne Frau! (leiſer.) Liebes Aennchen!

Anna. (ſieht ſich um.) Nun? —

Albrecht. Euern Schleier habt Ihr verloren.

Anna. (unwillig.) Narr! das gab mir ja Gelegenheit und Verwand nach meiner Kammer zu gehen, und mir einen Schleier zu holen.

Albrecht. So, ſo!

Anna. (nimmt den Schleier.) Wirſt du denn nie klug werden?

Albrecht. Was half denn das alles? — Ich muß ja den König bedienen. Ich konnte alſo doch nicht abkommen.

Anna. Denkſt du denn, daß ich ſo einfältig bin und das nicht weiß?

Albrecht. Nun ja! aber — alſo —

Anna. Aber — alſo! Biſt du denn der *einzige* Mann im Schloſſe? (geht in's Zimmer.)

Al-

Albrecht. Verflucht! — das muß ich ſagen, das gute Kind iſt eben ſo aufrichtig, als ſchön. Nun aber — trotz ihrer Aufrichtigkeit! — gefällt mir Angela beſſer. Gretchen iſt auch nicht zu verachten —

(Trompeten im Hofe.)

Albrecht. Ja doch! wir hören's ja! — Und Chriſtinchen? — Hm! man hat die Wahl. (reißt die Fenſter auf und ruft auf die Straße.) „Der König von Sion ſitzt bei Tafel!“ (macht die Fenſter zu.) Alſo, wenn ihr wollt, ihr guten Leute, die ihr nichts zu eſſen habt — (leiſe.) ſo betet für das glückliche Verdauungswerk Sr. Majeſtät. (in den Hof rufend.) Nun? wo bleiben denn die Muſikanten? Herr Hoforganiſt!

Liebwerth Oſtermann (tritt in den Saal.) Da bin ich ſchon, mein Sohn.

Albrecht. Macht daß Ihr an die Orgel kommt!

Liebwerth. Könnt' ich denn nicht vorher —

Albrecht. Was denn?

Liebwerth. — etwa einen kleinen — Aber! was ich fragen wollte. Kennt denn der junge Herr die Frau Kanzlerin Krechting?

Albrecht. Ein wenig. — Warum das?

Liebewerth. (leiſe.) Sie möchte gern — ſie hat mir's ſehr deutlich zu verſtehen gegeben, — daß der junge Herr ſie näher kennen zu lernen ſich die Mühe nehmen möchte.

Albrecht. Ich? Ich, Herr Organiſt?

Liebwerth. (wird Angela gewahr, welche aus dem Tafelgemache kömmt.) Um ein Becherchen Wein wollt' ich bitten.

Albrecht. Ja! aber wegen der Frau —

Liebwerth. (räuſpert ſich mit bedenklichen Mienen.) Nur ein kleines Becherchen —

Albrecht. (verſteht ihn nicht.) Nun ja doch! aber wie geſagt —

Angela. Es iſt ja alles richtig! (tritt herzu.) Wozu das lange Fragen? nicht wahr, Herr Hoforganiſt?

Liebwerth. Ich ſoll dem Könige heute den 19ten Pſalm vorſpielen, und da —

(eilt in das Tafelgemach.)

Albrecht. (fühlt nun alles was Liebwerth und Angela ſagen wollten.) Wie dumm ich bin!

Angela. Du erwarteſt doch nicht, daß ich dir widerſprechen ſoll?

Albrecht. Das nicht. Aber Mitleid verlange ich von Euch.

Angela. Mitleid?

Albrecht. Ihr ſeyd ſehr grauſam!

Angela. Wie meinſt du das?

Albrecht. Ich wünſchte, mit einem Worte — denn Ihr habt doch alles gehört —

Angela. Alles.

Albrecht. Nun! ſo wünſchte ich, daß Ihr die Frau Kanzlerin ſeyn möchtet, die —

Angela. (giebt ihm einen zärtlichen Blick.) Um Mitternacht Albrecht, fordere auf deinen Wunſch Antwort. (zieht ſich wieder in das Tafelgemach zurück.)

(Die Muſikanten gehen über den Saal in das Tafelgemach.)

Albrecht. Auch gut! — Ein paar ſchöne Augen! Ein herrlicher Wuchs! So wahr ich lebe, eine vierte Grazie und zehnte Muſe. — Ich komme gewiß, mein Engel! (ſpringt herum.) Ich bin ein wahres Glückskind!

Gerhard Krechting. (kömmt aus dem Tafelgemach, ſchlägt die Arme über einander und ſieht ihm zu.) Albrecht!

Albrecht. (faßt ſich ſchnell.) Herr Truchſes!

Gerhard. Biſt du toll?

Albrecht. Ach nein! toll bin ich nicht, aber vergnügt bin ich. Erſchrecklich vergnügt.

Gerhard. Dein Vergnügen könnte ſchreckbar geſtört werden.

Albrecht. (erſchrocken.) Wie das?

Gerhard. Der König hat ſchon zweimal nach dir gefragt. Wenn du dein Amt ſo ſehr vernachläſſigen willſt, ſo wird er dich von Hunden zerreiſſen laſſen.

Albrecht. O weh! ich will —

Knipperdolling (ſtürzt in den Saal und hält ihn zurück.) Albrecht!

Albrecht. Laßt mich! ich bin des Todes, wenn ich —

Knipperdolling. Narr! ſo höre doch — Sitzt der König ſchon bei Tafel?

Albrecht. (will fort.) Ja doch!

Knipperdolling. (hält ihn zurück.) Sag ihm: ich müſſe ihn ſogleich nach der Tafel ſprechen.

Albrecht. Ganz gut! (eilt in das Tafelgemach.)

Gerhard. Was giebt's, Herr Statthalter?

Knipperdolling. Einen Spion haben meine Leute unter den Feſtungswerken aufgefangen. Ich machte kurzen Prozeß mit ihm und ließ ihn auf die Folter bringen. Anfangs rührte er ſich nicht, aber endlich gieng ihm der Mund doch auf. Es iſt morgen *) auf einen Sturm auf unſere Stadt abgeſehen. — Wir wollen uns alſo vorſehen.

Gerhard. Schön! ſchön!

Anna Knipperdollingin. (mit einer Schüſſel und einem Pokal.) Hier ſchickt Euch der König einen Hechtskopf und einen Becher Wein. Gleich nach der Tafel würde er Euch ſprechen. Ihr ſollt Euch die Zeit nicht lang werden laſſen. (geht wieder zurück.)

Gerhard. Wohl bekomm's! (geht fort.)

Knipperdolling. Danke ſchön! (ißt und trinkt.) Das muß wahr ſeyn! ein gutes Tafelweinchen führt der König. Den hat er allen der Verrathsliebe der Domherrn zu danken. Die guten Domherrn! Wein und Häuſer haben ſie hergeben müſſen. Je nun! Misbrauch geht we-

der

---

*) Den 20. Auguſt.

der mit dem Weine noch mit den Wohnungen vor. Es iſt alles beim Alten geblieben. Sonſt hat man hier gegeſſen, getrunken, Muſik gehalten und geliebt, — und jetzt geſchieht's auch noch.

XXVII.

Zimmer der Königin.

Mitternacht.

Dinara (liegt auf dem Ruhebette.) Kömmſt du?

Chriſtoph Waldeck. (kömmt.) Ihr ließt mich rufen. Die Stunde der Mitternacht naht ſich, und —

Dinara. Glaubſt du etwa an Geſpenſter?

Chriſtoph. Nein! —

Dinara. So erwähne die Mitternacht nicht. — Setz dich zu mir.

Chriſtoph. Ich darf nicht.

Dinara. Warum nicht?

Chriſtoph. Ich bin Euer Knecht, und Ihr ſeyd — Königin.

Dinara. Die Königin befiehlt es dir.

Chri-

Chriſtoph. Und ich kann ihr nicht gehorchen. — Ich diene auch dem König, und du — biſt ſeine Gemalin. Ohne ſeinen Befehl kann ich —

Dinara. Einfältiger Menſch!

Chriſtoph. Was verlangt Ihr ſonſt noch von mir? — Ich kenne meine Pflicht, und werde nie —

Dinara. Was willſt du damit ſagen? Glaubſt du etwa gar, ich könnte mich gegen meinen Knecht vergeſſen? Gnädig kann ich gegen dich ſeyn, aber deiner Verwegenheit kann ich auch Grenzen ſetzen.

Chriſtoph. Ich kann nie bei Weibern verwegen ſeyn.

Dinara. Aber bei Mädchen?

Chriſtoph. Noch weniger. —

Dinara. Wie alt biſt du?

Chriſtoph. Achtzehn Jahr, gnädige Frau.

Dinara. Du biſt wirklich ein artiger Menſch! Ein recht niedlicher Frauendiener. Aber du biſt ein wenig einfältig.

Chriſtoph. Darum wurde ich auch gefangen genommen. Ich hätte mir das Schwerd durch die Bruſt ſtoßen ſollen, ehe ich —

Dinara. Ich dachte gar! da wärſt du noch einfältiger geweſen. Jetzt lebſt du noch, und kannſt dein Leben genieſſen. — Chriſtoph! ſey klug. Du kannſt auch glücklich ſeyn, wenn du —

Chriſtoph. Glücklich?

Dinara. (ſehr freundlich.) Ganz gewiß, lieber Junge!

Chriſtoph. (kniet vor ihr nieder und küßt ihr die Hand.) Schöne, gnädige Frau! —

Dinara. (zärtlich lächelnd.) Nun lieber Junge? —

Chriſtoph. Ich bitte um Euer Vorwort bei Euerm Gemal.

Dinara. Gefällſt du dir nicht in deinem Dienſt? Ich will — (richtet ſich auf.) Ich brauche einen Stallmeiſter, und du ſollſt —

Chriſtoph. Schickt mich zu meinem Vater zurück.

Dinara. (wirft ſich wieder zurück.) Narr! —

Chriſtoph. Ich bitt Euch, (will ihr die Hand küſſen.) laßt mich —

Dinara. (zieht die Hand zurück.) Wage es nicht dieſe Bitte gegen meinen Gemal zu äuſſern, du möchteſt Urſach haben, es zu bereuen.

Chri-

Chriſtoph. Eben das habe ich auch gefürchtet, aber eben deswegen hoffte ich durch Euer Vorwort — — O! gnädige Frau! wollt Ihr nicht eben ſo gütig ſeyn, als Ihr ſchön ſeyd?

Dinara. Du willſt mich mit Schmeicheleien beſtechen, aber ich darf deinen gleißenden Worten kein Gehör geben. Beantworte dir die Frage ſelbſt: ob der König dich wie einen Gefangenen behandelt, oder wie einen ſeiner Anverwandten? Du haſt keinen Mangel und einen gnädigen Herrn. Deine Freundin bin ich, und wenn du Gefühl für meine Freundſchaft haben könnſt (richtet ſich auf.) wenn du mich eben ſo lieben wollteſt. als ich dich liebe, (wirft ihre Arme um ſeinen Nacken.) — wenn das Feuer (will ihn küſſen.) dieſer Lippen —

Chriſtoph. (ſpringt auf und reißt ſich los.) Schämt Euch!

Dinara. Chriſtoph!

Chriſtoph. Ich mag von keiner Bulerin geliebt werden! am wenigſten von Euch. Spart Euere Küſſe für Euern Gemal dem Ihr ſie ſchuldig ſeyd, ſpart ſie für Euere Liebhaber denen ſie das ſüßeſte Angeld verbotener Zärtlichkeit ſind.

In dem Garten Euer wollüſtigen Liebe wachſen für mich keine Früchte. Die Liebe, welche mir Früchte tragen ſoll, muß rein und zärtlich, muß keine üppige Pflanze ſeyn die im Treibehauſe der Wolluſt ohne Kraft und Saft empor ſchoß. — Gute Nacht, Frau Königin. (geht fort.)

Dinara. Schafkopf! — Auch noch Sottiſen von dir? Das fordert meine Rache. — Verſchmähte Liebe, gekränkte Zärtlichkeit, eine einſame Nacht und Grobheiten noch obendrein; — Das iſt mehr, als ich verzeihen kann!

Johann. (tritt, ein Licht in der Hand, herein.)

Dinara. (faßt ſich ſchnell.) Mein Gemal! Wie? — So unvermuthet?

Johann. (bitter.) Nicht wahr? Ja wohl unvermuthet und unerwartet. — Chriſtoph kam aus deinem Zimmer.

Dinara. Wie gewöhnlich.

Johann. Wie? Wie gewöhnlich? — Und du wagſt es, mir das ſo ganz gelaſſen ins Geſicht zu ſagen?

Dinara. Ich muß es dir ſagen. Vor dir darf ich ja kein Geheimniß haben.

Johann. Geheimniß! — Weib! —

Dinara. König! dein Weib.

Johann. Eben das ſoll —

Dinara. Ich muß dich bitten, deinem Pagen ernſtlich zu verweiſen daß er —

Johann. Aha! du willſt die Rolle wechſeln und Potiphars Weib ſpielen. Aber bei Gott! du ſollſt mich nicht betrügen. Dieſer Weiberkniff iſt zu alt, und dein Verbrechen iſt zu neu, als daß ich mich könnte hintergehen laſſen.

Dinara. Du hegſt falſchen Verdacht gegen mich, und ich bin unſchuldig. Wenn du mich nicht hören willſt, ſo richte mich, ohne mich zu hören. — Aber ich ſage dir, du mußt mich hören.

Johann. Nun gut! — Rede — und lüge mir etwas vor.

Dinara. Nun rede ich nicht.

Johann. Ich befehle es dir. Rede! — Sag, wollte Chriſtoph dich verführen? Wollte er es wagen, mein königliches Bett —

Dinara. Er hat weder an Verführung noch an dein königliches Bett gedacht. — Schon dreimal hat er die Stunden benutzt in denen ich hier allein zu finden war. Schon dreimal hat er knieend hier geweint und mich; um mein Vorwort bei dir gebeten.

Johann. Still! nicht weiter. Hier in deiner Gegenwart ſelbſt will ich ihn fragen. Zum Glück habe ich ihn ſogleich feſt nehmen laſſen. —

Dinara. Wie?

Johann. Ruhig! Wenn du unſchuldig biſt, kann nichts dich ſchrecken. — Was ſollteſt du ihm von mir erbitten?

Dinara. Seine Freiheit und die Zurückſendung zu ſeinem Vater.

Johann. (öffnet die Thür und rufet heraus.) Wache! — Bringt euern Gefangenen hieher.

Chriſtoph. (tritt mit gebundenen Händen herein.) Bin ich —

Johann. Still! — Wir fragen dich: um welches Vorwort bei mir haſt du Unſere Gemalin gebeten?

Chriſtoph. Um ihr Vorwort bei meiner Bitte: mich zu meinem Vater zurückzuſenden.

Johann. (betreten und ärgerlich.) So! — (geht umher.) Geht dir bei Uns etwas ab?

Chriſtoph. Nichts, als Vaterliebe. — Ach! ich brachte ein kindliches Herz mit mir hieher.

Jo-

Johann. Wie edel Wir dich behandelt haben, da du doch Kriegsgefangener warſt, weißt du.

Chriſtoph. Ich erkenne es dankbar. Laßt mich ziehen; ich will Friedenſtifter werden zwiſchen Euch und meinem Vater.

Johann. Wir bedürfen deiner zu dieſem unnützen Geſchäft gar nicht. — Von dir ſelbſt wird es abhängen, ob du dich in Zukunft Unſerer Gnade würdiger machen willſt, oder ob du es wagen wirſt durch deine wiederholte Bitte Unſern königlichen Zorn zu entflammen. — Wache! löſet ihm die Banden ab. — Du biſt frei.

(Chriſtoph wird fortgeführt.)

Dinara. Mein Gemal und König! — Schicke ihn zu ſeinem Vater zurück.

Johann. Kein Wort davon. — Soll ich ihn zurückſchicken daß er die Schwächen meiner Stadt entdecken kann? Er bleibt, eine ſichere Geiſel in meinen Händen. An ſein Leben knüpft ſich vielleicht das meinige.

Johann vom Geel. (tritt ein.) Herr König! Der Feind nähert ſich, wie man glaubt, der Stadt.

Johann. Wo iſt Unſer Gouverneur?

Geel. Auf der Veſte.

Johann. Ich komme!

(Geel geht fort.)

Dinara. Mein Gemal!

Johann. (reicht ihr die Hand.) Du biſt unſchuldig. Ich bin verſöhnt. — Ich bleibe dir gewogen.

Leb wohl! die Ehre ruft den König und den Held,
Sie ruft ihn fort von hier, ſie ruft ihn in das Feld.
Mit Lorbern ſchön bekränzt, naht er ſich bald dir wieder,
Und legt den Siegeskranz zu deinen Füßen nieder.
Dann ſagt er froh zu dir: geſchlagen iſt der Feind!
Und wieder hat mit dir die Liebe mich vereint.

(geht fort.)

Dinara. Hahaha! — Ueber die allweiſen Männer! — Was ſind ſie, als die Ballen unſerer Laune und Liſt? —

Albrecht. (kömmt.) Wie? Königin!

Di-

Dinara. Was willſt du?

Albrecht. Iſt es wahr? — Das Gerücht ſagt —

Dinara. Chriſtoph habe ſeinen Kopf verloren? Nicht wahr?

Albrecht. So iſt es. Wenigſtens ſpricht man im Schloſſe vom Gefängniß. —

Dinara. Den Kopf hat er nicht verloren, denn er hatte keinen. Im Gefängniß ſitzt er nicht, weil er vermuthlich auf ſeiner Kammer ſitzt.

Albrecht. Aber, was iſt denn vorgegangen?

Dinara. Das ſollſt du morgen erfahren. Iſt der König noch im Schloſſe?

Albrecht. Nein. — Ich ſoll ihm auf die Veſte folgen.

Dinara. Vor allen Dingen ſuche erſt den armen Chriſtoph auf und ſchick' ihn zu mir.

Albrecht. Gewiß, Frau Königin! ich blieb lieber ſelbſt hier. (geht fort.)

Dinara. Albrecht ſchickt ſich beſſer in die Zeit als Chriſtoph. O! du armer König! —

(Eine lange Pauſe.)

Chriſtoph. (kömmt.) Gnädige Frau —

Dinara. Iſt die Todesangſt vorüber? —

Sieh Christoph, wenn ich mich der Rachſucht hätte überlaſſen wollen, wenn ich nicht edler dächte, als du vielleicht glaubſt, wo wärſt du jetzt? — Lerne mich kennen. — Ein Wort von mir, und dein Kopf läg vor deinen Füßen. Ein Wort von mir, und du ſchmachteteſt ewig im Kerker. Aber ich bin nicht grauſam. So ſehr du mich auch beleidigt haſt, ſo willig vergebe ich dir. — Ich wünſche dich glücklich zu ſehen. Kannſt du, willſt du es nicht mit mir werden, ſo nenne mir das Mädchen der du dein Herz geſchenkt haſt, und — doch, nein! ich will dir dein Geheimniß nicht abdringen. — Brauchſt du aber eine Freundin, ſo ſuche und finde ſie in mir. (reicht ihm die Hand.) Rechne ganz auf mich.

Christoph. (küßt ihr die Hand knieend.) Mein Dank, gnädige Frau, ſoll —

Dinara. (drückt ſeinen Kopf an ſeinen Buſen.) Ich bin deine herzlichſte Freundin.

Christoph. (ſeufzt.) Ich danke Euch! (macht ſich los.) Schlaft wohl! ſchlaft ſanft und ſüß! (eilt davon.)

Dinara. O du ſechsfacher Dummkopf! —

XXVIII.

Auf dem Markt.*)

Das ganze Volk**) iſt verſammelt, und nimmt die Plätze an gedeckten Tiſchen ein.

Des Königs Truchſes, **Gerhard** läßt die Speiſen auftragen.***)

Tauſendſchur. Der König der Ehren kömmt! Er kömmt mit Pracht und wird einherwandeln unter euch in Gerechtigkeit.

Das Volk. Es lebe der König!

(Trompeten.)

Jo-

---

*) Den 30. Okt. 1534. früh um 9 Uhr. — Um 10 Uhr erſchien der König.

**) Nach einer veranſtalteten Zählung, befanden ſich damals gegenwärtig: 1600 ſtreitbare Männer; 1420 Greiſe und Kinder, und 5000 Weiber. Zuſammen 8000 Seelen. Nur die Kranken fehlten.

***) Die Gerichte welche der König dem Volke vorſetzen ließ, waren 1) friſches, mit Wurzeln gekochtes Fleiſch. 2) Eingeſalzenes und geräuchertes Schweinefleiſch und Schinken, ſo gut ſie das Vaterland der Schinken lieferte. 3) Braten. 4) Kuchen und Gebackenes. — Wenn man bedenkt, daß der König 8000 Menſchen zu ſpeiſen hatte, ſo muß man ſich über den Aufwand wundern der durch dieſe Mahlzeit verurſacht werden mußte. Inzwiſchen geſchah nichts ohne Urſach.

Johann kömmt in all ſeiner königlichen Pracht, die wir aus der Schilderung N. XXIV. kennen, einher geritten. Ihm folgen die **Königin**, alle ſeine **Hofleute**, **Weiber**, **Trabanten**, ſehr prächtig gekleidet. Es folgen ihm ferner Trompeter und Pauker und 32 mit Decken von Gold- und Silberſtücken belegte Pferde werden ihm nachgeführt.

Es wird geſpeiſt. Der **König**, die **Königin** und der ganze **Hofſtaat** bedienen das ſpeiſende Volk.

Das Volk. O! der übergroßen Gnade!

Tauſendſchur. Seht! der König der Ehren bedient ſeine Kinder.

Das Volk. Es lebe unſer Vater, der König von Sion!

Warendorf. Jauchzt und frohlockt; die Zeiten der Freiheit und Gleichheit kommen wieder!

Das Volk. (ſingt)

O! wie iſt es ſo herrlich und ſchön,
Sich unter Brüdern in Eintracht zu ſehn!

Rottmann. Glückliche Zeiten!

Kerkering. Glückliches Volk im neuen Sion!

Knipperdolling. Hier iſt die Weide der gerechten Schafe! Ihr frommer Hirt iſt bei der Heerde.

Albrecht. (vor ſich.) Nebſt allen ſeinen Schafhunden.

Angela Kerkeringin. (ſteht neben Albrecht.) Was war das?

Albrecht. Ich wünſche euer Hirt zu ſeyn!
Mein allerliebſtes Schäfelein!
— Kennt Ihr das Liedchen?

Angela. Ich denke doch wohl! Du haſt's ja erſt von mir gelernt. — Sieh nur einmal, wie Junker Chriſtoph ſo feierlich ausſieht!

Albrecht. Nun ja doch! — Seh' ich denn nicht eben ſo feierlich aus, als er?

Angela. Du haſt ein Schmetterlingsgeſicht.

Albrecht. So hütet Euch, denn ich fliege nach Süſſigkeit.

Angela. Sind das Tiſchreden?

Albrecht. Es ſind Gelegenheitsreden.

Angela. Aha! — D'rum ſind ſie ſo froſtig.

Albrecht. Sie richten ſich nach den Gegenſtänden, mein angeliſcher Engel.

Angela. Engel? Hm! wo hätt' ich denn die Flügel?

Albrecht. In den Augen. — Ich ſeh's Euch an, Ihr wünſcht in meine Arme zu fliegen. Sie ſind offen. Kommt nur!

Angela. Wenigſtens, jetzt nicht. Und, wer weiß auch, ob jemals wieder. Du biſt ein liederlicher Zeiſig und haſt Chriſtinen ihre goldene Haarnadel entwendet.

Albrecht. Das glaubt Chriſtinen nicht, und wenn ſie es beſchwören könnte. Sie hat mir die Haarnadel geſchenkt, und ich — habe ſie in baares Geld verwandelt, weil ich zuweilen gern eine Flaſche Wein trinke. Ihr aber ſeyd freilich geizig und habt mir noch nichts gegeben.

Angela. (ſteckt ihm ein Stück Brod in den Mund.) Da haſt du etwas.

(Der König erſcheint in einem weißleinenen Gewande mit gegürteten Lenden; ſo auch die Königin.)

Johann. (geht herum und reicht einem jeden ein Stückchen Brod mit den Worten.) Gleich wie viele Körner dazu gehören um ein ganzes einfaches Brod zu formiren, alſo werdet auch ihr euch ſo

feſt

feſt zuſammen fügen und vereinigen, auf daß ein Ganzes aus euch durch verſchiedene Theilchen entſtehen möge. —

Dinara. (folgt ihm mit einem gefüllten Weinpokale und läßt einen jeden daraus trinken, indem ſie ſagt.) Gleichwie viele Trauben und Beere dazu gehören um einen Becher mit Weine zu füllen, alſo werdet auch ihr, um ein Ganzes zu bilden, euch mit einander zu gleichem Zwecke vereinigen.

Rottmann. Gloria in excelſis Deo!

(Es wird geſungen.)

Johann. (erſcheint wieder in ſeinem königlichen Ornate.) Nun ſind wir aufs neue feſt mit einander vereiniget. Bisher waren alle Verſuche unſerer Feinde fruchtlos. — Es wird uns ferner gelingen, weil der Herr mit uns iſt und ſeine Gerechten ſchützt. — Nun frage ich euch: Wollt ihr das Wort des Herrn hören und ſeine Befehle pünktlich befolgen?

Das Volk. Das wollen wir!

Johann. So merket wohl auf die Rede dieſes Propheten, deſſen Stimme der Herr erweckt hat.

Tauſendſchur. Höret! Höret ihn, wie ihr mich gehört habt.

Warendorf. Der Herr hat mir offenbaret daß, um ſeine Lehre, unſern Glauben zu verbreiten und erſchreckliche Wunder zu thun, 27 Apoſteln ausgehen ſollen in alle vier Theile der Welt.

Albrecht. (vor ſich.) Den vier Winden gerade entgegen.

Angela. (hat etwas davon gehört.) Schweig Ketzer! oder ich gebe dich als einen Glaubensſpötter an. Du wirſt verbrannt.

Albrecht. Von Euch in den Flammen Eurer Augen und Küſſe. Das laſſe ich gelten!

Warendorf. Sie werden ſicher unter dem Schutze des Herrn und ſeiner Flügel wandeln, wohin ſie wollen, und ohne ſeinen Willen, wird ihnen kein Haar gekrümmt werden. Sollten dieſe Boten des Herrn aber zu Ungläubigen und Verſtockten kommen, die nicht hören wollen das neue Evangelium, die ſich nicht bekehren wollen zur neuen Lehre, ſo ſollen ſie an demſelben Orte, eine Münze des Königs von Sion zurücklaſſen, zum Zeichen, daß ſie da geweſen ſind, ſollen den Staub von ihren Kleidern ſchütteln, und weiter wandern.

Albrecht. (vor ſich.) Wenn ſie dürfen, verſteht ſich, und nicht etwa von ein paar Arm- und Beinſchellen, von Obrigkeits wegen, daran gehindert werden.

Johann. Wie der Herr befohlen hat!

Warendorf. (zieht ein Papier aus dem Buſen und lieſt die Namen der Apoſtel ab.) Dies ſind die Namen der erwählten Emiſſairs und Apoſtel.

Alle. Der Wille des Herrn geſchehe!

Johann. Dieſe Nacht ſollen euch die Thore geöffnet werden, auszugehen in alle Welt und zu predigen das neue Evangelium voll Heil und Gnade. Ein jeder von euch wird von mir einen goldenen Zehrpfenning, 9 Kronen am Werthe erhalten, und unſere beſten Wünſche werden euch folgen.

So zieht dann freudig fort, verbreitet neue Lehren;
Es wird die ganze Welt euch mit Entzücken hören.
Ihr ſäet Früchte aus, zur frohen Erndezeit.
Ihr kommt aus meinem Reich voll Pracht und Herrlichkeit.

— Nun wird der König mit ſeinem Gefolge ſpeiſen.

(Sie ſetzen ſich zur Tafel.)

Rottmann. (ſpricht das Tiſchgebet.) Amen!

(Chriſtoph reicht dem König, und Albrecht der Königin das Waſchbecken.)

(Die Speiſen werden aufgetragen.)

Johann. (ſteht nach dem erſten Gericht auf.) Noch habe ich ein Geſchäft abzuthun, wie der Herr mir befohlen hat.

Er ſprach zu mir: „Mein Sohn, mein König und mein Knecht,
Ich ſage, folge mir, ſey gütig und gerecht!“

(wendet ſich gegen einen Soldaten von der feindlichen Armee, der bei einem Ausfalle gefangen genommen und mit zur Mahlzeit gebracht wurde.) Mein Freund! wie biſt du hereingekommen, und haſt kein hochzeitliches Kleid an?

Der Soldat. (betrunken.) Ich komme zu der Hurenwirthſchaft, ohne zu wiſſen wie.

Johann. Freund! Deine Stunde hat geſchlagen. (zieht das Schwerd und ſpaltet ihm den Kopf.) Fahre wohl.

(Die Gäſte ſpringen erſchrocken auf.)

Johann. Ruhig! — Der Herr hat mir es geheiſſen. — Schafft den Rumpf fort.

Rottmann. O Herr! wer will vor dir beſtehen?

Johann. Wer der Gerechten einer iſt. (ſetzt ſich.) Tragt auf. — Setzt euch!

(Sie ſetzen ſich nieder und ſpeiſen.)

Johann. Muſik will ich hören!

(Muſik.)

Chriſtoph. (vor ſich.) O! mein Gott! — Welche Abſcheulichkeiten! —

Angela. (iſt in Ohnmacht gefallen und wird fortgeſchaft.)

Johann. Was hat ſie vor?

Albrecht. Sie kann kein Blut ſehen.

Johann. Und ich keine Närrin. — Bringt ſie zu Bette. — Meine Fauſt hatte Beſchäftigung, ich muß meinen Füßen auch etwas zu thun geben. (faßt die Königin bei der Hand.) Spielt auf! Es tanzt der König der Ehren im neuen Sion.

(Er tanzt mit der Königin.)

Johann. Die Fröhlichkeit ladet euch alle ein, es mir nach zu thun.

Das

Das Volk. Es lebe der König der Ehren im neuen Sion!

(Der Tanz wird allgemein.)

XXIX.

Im Schloſſe.*)

Schlafgemach des Königs.

Johann ſitzt mit **Dinara** und **Angela** beim Frühſtück.

Heinrich, **) von **Knipperdolling** und **Seel** begleitet, tritt herein.

Johann. Wie? was ſeh' ich? Warſt du nicht der ausgeſchickten Apoſtel einer?

Heinrich. So iſt es, mein König.

Johann. Und du kömmſt ohne Geſellſchaft, allein, und ohne uns die Früchte deiner Sendung zu zeigen, nach Münſter in das neue Sion zurück.

Hein-

---

*) Im Januar 1535.

**) Ueber den Zunamen dieſes Mannes ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig. Einige ſchreiben denſelben Hilverſum, andere Dorp. Die meiſten aber nennen ihn Braß, oder Graes.

Heinrich. (zeigt Hände und Füße an welchem zerbrochene Kettengelenke herabhängen.) Sieh dieſe Feſſeln, und erſtaune, daß ich wieder zurückkomme.

Johann. Was iſt das?

Heinrich. Beſchwert mit Ketten ſaß ich in dem biſchöfflichen Kerker zu Ingeburg, aufgefangen von den Feinden unſers Glaubens und unſerer Lehre. Schon war mir das Todesurtheil angekündigt, und ich war bereit, den Märtirertod mit Freuden zu leiden. Da kam in der Nacht, wie einſt zu dem Apoſtel Petrus, der Engel des Herrn in meinen Kerker, zerbrach meine Ketten mit ſeraphiſcher Stärke, ſprengte meine Kerkerthüren, und führte mich aus dem Gefängniß hieher zurück.

Johann. O! welch ein Wunder! — Seht ihr nun wohl, daß der Herr mit uns iſt?

Seel. Ja! der Herr iſt mit ſeinen Gläubigen.

Heinrich. An dem Thore unſerer Stadt verlies mich der ſchöne Bote Gottes und ſchwang auf einem herabſteigenden Regenbogen ſich wieder gen Himmel.*

Johann. O Pracht und Herrlichkeit! O herrliches Gnadenwunder! — Warum wurde mir dieſer Anblick nicht gewährt?

Heinrich. Indem er ſich nun hinausſchwang, ſagte er mit ſanfter, angenehmer Stimme: „Sage dem Könige im neuen Sion, der Herr würde ihm die Städte Weſel, Deventer und Amſterdam unterthänig machen, wenn er mehrere Propheten dahin ſenden würde.

Johann. (ſpringt auf und umarmt ihn.) O! du Bote des Friedens, wie iſt deine Rede ſo angenehm und ſüß!

Albrecht. (heimlich zu Angela.) Ich wette dennoch darauf, nicht halb ſo ſüß, als ein Kuß von Euern Roſenlippen!

Angela. Spötter!

Johann. *Du ſelbſt ſollſt erleſen ſeyn*, einer der Propheten zu werden die Wir ausſenden werden. Du trägſt von jetzt an Unſere Hofliverei und dieſen Ring an deinem Finger. — Wir geben dir einen Brief an die Brüder mit, wenn du gehſt, und 300 Goldgülden, die du anwenden ſollſt, Proviant einzukaufen und uns zuzuſchicken, denn der Mangel fängt an Unſer Volk zu drücken.

Heinrich. So ſey es.

Albrecht. (vor ſich.) So iſt es! will er ſagen.

Johann. Nun gehe hinaus auf alle Straßen

und

und mache kund dem Volke das große Wunder welches der Herr an dir gethan hat. — Dieſen Mittag erwarten Wir dich an Unſerer königlichen Tafel.

O ſeht! Der Herr ſteht uns ſo wunderbarlich bei,
Macht die Gefangenen durch ſeine Engel frei,
Wird uns mit ſeiner Kraft gar mächtig unterſtützen,
Und gegen unſern Feind und ſeine Drohung ſchützen.

XXX.

Im Schloſſe.

Chriſtophs Kammer.

Chriſtoph. Da ſind wir nun. — Was willſt du von mir?

Heinrich. Einen zärtlichen Gruß habe ich an Euch zu beſtellen.

Chriſtoph. Ich frage nichts nach zärtlichen Grüßen. Die Müh mir ſo etwas zu überbringen, hätteſt du dir erſparen können.

Heinrich. Und dennoch hoffe ich auf ein gutes Botenlohn.

Chriſtoph. Von mir? — Gewiß nicht! Ich habe mit Weibern nichts zu ſchaffen.

Heinrich. Hier iſt auch die Rede von keinem Weibe. — Ich bringe einen zärtlichen Gruß von dem Herrn Vater, junger Herr.

Chriſtoph. Mir? — Von meinem Vater?

Heinrich. Von Euerm Vater, dem Herrn Biſchoff.

Chriſtoph. Wär' es möglich?

Heinrich. Seyd nicht mißtrauiſch gegen mich und meine Rede. Euer Vater war ſehr gnädig gegen mich. Wir verſtehen uns zuſammen. Ich bin hier, die Stärke und Schwäche der Stadt auszukundſchaften und Euerm Herrn Vater genaue Nachricht davon zu geben. Meine vorgebliche Befreiung war Erdichtung.

Chriſtoph. Heinrich! — So klug das auch ausgeſonnen iſt, mich fängt man dennoch mit ſolcher Lockſpeiſe nicht.

Heinrich. Euer Vater hat mir ernſtlich befohlen, Euch mit mir zu bringen. Ihr geht doch mit?

Chriſtoph. Ich habe kein Zutrauen zu dieſem Vorgeben.

Heinrich. — Nun gut! — So leſet dieſen Brief, (giebt ihm einen Brief.) und habt Zutrauen zu mir und zu allem was ich Euch verſpreche und ſage.

Chriſtoph. (entfaltet den Brief.) O Gott! das iſt meines Vaters Hand! (küßt die Schrift und ließt.) — Heinrich! (umarmt ihn.) Ich folge dir. — Mein Vater wird dich fürſtlich belohnen.

Heinrich. Verbrennt den Brief und laßt Euch ja nichts merken, ſonſt ſind wir beide verloren. Ihr kennt die Schneidermajeſtät. — Das Volk jammert mich. Das Elend mehr ſich. Die Bubenſtücke des Königs nehmen zu. Ich bin meinen Brüdern ſchuldig, alles für ihre Rettung zu thun, was ich thun kann. — Morgen in der Nacht, gehen wir in Prophetenkleidern aus der Stadt, und zu Ingeburg umarmt Ihr Euern Vater, Junker. Damit Baſta! — Seyd klug, und benehmt Euch nicht unvorſichtig.

Chriſtoph. Sorge nicht! — Ich zähle die Stunden — Ich —

Heinrich. Ruhe! überlaßt Euch der Freude nicht zu merklich. Das Hofgeſindel hat Luchsaugen. — Wir ſprechen uns bald wieder.

XXXI.

Im Schloſſe.

Gemach des Königs.

Johann. Schändlicher Bube! — Alſo, er iſt wirklich fort?

Knipperdolling. Fort, und Chriſtoph mit ihm. Der Biſchoff wird ihm das Kunſtſtückchen gewiß gut bezahlen. — Laß ſie beide im Bildniß hängen.

Rottmann. (kömmt.) Teufel und alle Wetter!

Johann. Was giebt's?

Rottmann. Der Heinrich iſt ein verfluchter Kerl! — Von ſeiner Flucht und von Chriſtophs Entführung werdet Ihr wohl ſchon unterrichtet ſeyn, aber nicht von ſeinem weit größern Verbrechen.

Johann. Wie? — Was ſagſt du? — Und dieſes Verbrechen? —

Rottmann. Einen Brief hat er geſchrieben an die Bewohner von Münſter. Dieſer läuft in mannichfaltigen Abſchriften durch tauſend und aber tauſend Hände, und erregt Aufmerkſamkeit.

Knipperdolling. Potz Element!

Rottmann. Ich habe das Original des ſeinen Sendſchreibens einem Bürſtenbinder aus den Händen geriſſen. Der Kerl konnt's kaum leſen, und war doch ſchon faſt überzeugt. Ich gab ihm ein paar Maulſchellen und kaufte ihm eine Bürſte ab.

Knipperdolling. Nun! ſo gieng's noch an.

Johann. Wo iſt die Epiſtel?

Rottmann. Hier hab' ich ſie. — Hört nur! (lieſt.)

„Meine lieben Mitbrüder!

„Durch Gottes Hülfe bin ich entkommen und „ſchreibe euch dieſen wohlgemeinten Brief, aus „eigenem Antriebe, in Sicherheit, aus dem La„ger meines gnädigen Herrn, des Biſchoffs von „Münſter. Ich habe euere Stadt verlaſſen, „denn, ſagt mir: welcher gutgeſinnte und ver„nünftige Mann kann in derſelben bleiben? Wer

„kann

„kann an einem Orte verweilen, aus welchem „der geſunde Menſchenverſtand verbannt und verwieſen iſt? wo jeder Schweinhirt und Pferdeknecht auftreten und ſich ohne Scheu einen Propheten nennen kann? wo jeder Lotterbube auftreten und euch äffen kann? wo die Träume der „Schurken und ihr dummes Gewäſch als Prophezeihungen und weiſe Reden gelten? — Wie „mag man in einer Stadt leben, wo nicht menſchlich, ſondern viehiſch, wo nicht nach Gottes Gebot, ſondern nach den einfältigen Befehlen eines Narren gelebt wird?“

Knipperdolling. Eines Narren? Ei verflucht! da meint er Euch, Herr König, der Bube!

Johann. Schweig! — Weiter! —

Rottmann. (lieſt weiter.)

„Dreht und wendet alle eure Geſetze und Verordnungen wie ihr wollt, ſo laufen ſie auf Hurerei und Ehebruch, oder auf Schelmenſtreiche „hinaus. Wer ehrlich und Gott wohlgefällig leben will, wird geſtraft von einem verlaufenen „Schneider und Komödianten, deſſen Schandthaten nicht zu zählen ſind. Betrachtet ihn ein„mal

„mal genau dieſen Theaterkönig, dieſen Hans
„Bockels, der ein falſcher Prophet, ein Betrüger,
„ein Dummkopf, ein geiler Trunkenbold und ein
„Narr iſt, der in ein Zuchthaus, aber nicht auf
„den Thron gehört.“

Knipperdolling. Gott ſey bei uns!

Johann. Schweig ſag' ich — Könige ſind über alle Schmähungen erhaben. — Weiter!

Rottmann. (lieſt weiter.)

„Hat nicht dieſer geile Marktſchreier euch unzähligemal
„belogen? Hat er nicht mit deſpotiſcher
„Allgewalt euch Gattinnen, Schweſtern,
„und Töchter in der Blüthe ihrer Unſchuld entriſſen
„und ſeinen ſataniſchen Lüſten aufgeopfert? *) — Habt ihr nicht ſchon unzählige
„Beweiſe ſeiner Grauſamkeit? O zerbrecht —
„Brüder! zerbrecht die Ketten die euch an ein
„ſchreck-

---

*) „Teneriores puellae ad coitum cruciatae atque coactae et vulneratae grauiter, quarum octodecim ego vidi.“ — „Puellas lamentantes et plorantes ad ſe per famulos violenter raperent, et, vt cum venia loquamur, quae nondum nubiles erant, iſtarum pudenda, vel vulvas inſtrumentis atque illicita vi aperirent etc.“ — Hamelmann.

„ſchreckliches Sklavenjoch feſſeln. Eilt euerm
„rechtmäßigen Herrn wieder zu und überliefert den
„falſchen Propheten dem Biſchoff. Wie mögt
„ihr euch ſo ganz unbeſchränkt den Launen eines
„Gauklers überlaſſen, der euch mit Theaterpoſſen
„hinhält und mit falſchen Wahrſagungen täuſcht?
„Der ſich von euerm Schweiße und Blute nährt,
„und nicht einmal etwas für euch thun kann?
„Ihr füttert ihn zu eurer Schande für die Raben
„feiſt die ſeinen Körper vom Rade hacken
„werden, welches der Thron iſt der ihm gehört.
„— Warum laßt ihr euch von ihm zwiſchen die
„Mauern wie in einen Käſicht einſchließen? Wollt
„ihr Theilnehmer ſeines Verbrechens und ſeiner
„Todesſtrafe werden? — Ein ſiebenfacher Tod,
„Elend und Unglück ſchweben über euerm Haupte.
„Peſt und Hunger harren auf ihren Raub und
„das Schwerd iſt unerſättlich. — Suchet in der
„Schrift, findet die Nichtigkeit euerer Glaubenslehre,
„und verſtopft eure Ohren vor dem Gebrülle
„der falſchen Propheten die wie der Satan
„umher gehen euch und euer Eigenthum unerſättlich
„zu verſchlingen. Bedenkt euer Heil, erwägt
„euer Wohl und hört die Stimme eures

„be-

„bekümmerten Mitbruders der ſich gerettet und
„zur wahren Lehre bekehrt hat.“

Johann. Der Kerl gehört in's Tollhaus. Er iſt ein Rebell, und verdient den Tod.

Rottmann. Eben ſo denkt der Biſchoff gegen uns.

Johann. Mag er! — Wenn wir Hülfe und Proviant aus Friesland und Amſterdam erhalten, ſo mag er ſich wund liegen vor der Stadt und er ſoll ſie doch nicht erobern.

Rottmann. Proviant müſſen wir bald erhalten, ſonſt ſind wir verloren. Der Mangel drückt die Einwohner ſehr.

Johann. Einer von unſern ausgeſendeten Apoſteln wird doch wohl etwas zu unſerer Hülfe beitragen können.

Rottmann. Das Volk iſt in einer ſchlimmen Stimmung.

Johann. Verkündige ihm daß ich mit dem Oſterfeſte Hülfe, Proviant, und Entſatz erwarte. Bis dahin werden ſie nicht verhungern die Schelme. Und was uns betrifft, ſo ſind unſere königlichen Speicher und Keller wohl angefüllt mit Früchten und Getränken, mit Korn und Wein.

Knipperdolling. Die Fürſten haben ſich an den Kaiſer gewendet. Es iſt ihnen Reichs und Kreishülfe zugeſichert worden.

Johann. Ehe die Reichshülfe auf die Beine kömmt, will ich ganz Weſtphalen erobern, wenn ſich mir ſonſt keine Macht entgegenſetzt. — Glaubt mir, man wird *uns eher* Frieden anbieten, als *wir* um Pardon bitten. — Sind nicht alle unſere Ausfälle bisher glücklich für uns geweſen? — Und was wollen wir denn mehr? — Haben wir die Feinde nicht immer geſchlagen, wenn es zu Gefechten kam? Können ſelbſt die *Feinde* das Gegentheil ſagen?

Knipperdolling. Das können ſie nicht. Sie ſind immer von uns gepelzt worden.

Johann. Alſo habt Muth und Vertrauen, und es wird ſich alles wohl geben. — Dieſer Brief kann zwar Aufſehen machen, aber ſeine Wirkung wird nicht erheblich ſeyn, denn wir handhaben unſere königlichen Rechte ſehr ernſtlich. — Laßt ausrufen: „daß ein jeder, der es wagt, etwas gegen den König zu ſprechen, des Kopfs verluſtig ſeyn ſoll!“ — Das wird gute Wirkung thun.

XXXII.

Auf dem Markt.

(Das Volk rottet ſich lärmend zuſammen.)

Ein Bürger. Was kann das alles helfen! — Unſere Noth muß ſich enden. Hunger und Kummer quält uns, und der König lebt herrlich und in Freuden. — Wir wollen uns Gnade vom Biſchoff erbitten und ihm die Thore öffnen. Was hilft uns die evangeliſche Freiheit bei der wir verhungern müſſen? — Der König ſchaltet über unſer Geld und über unſere Güter nach Wohlgefallen, und wir müſſen Gras freſſen, wie die unvernünftigen Thiere. Was thut er denn für uns? Nichts. Die Weiber und Töchter ſeiner Unterthanen nöthigt er zu ſeinem Willen und nährt ſich von unſerer Habe. Es iſt ſchändlich! Mädchen die noch Kinder ſind und mit der Puppe umherlaufen, *) misbraucht er. Die Weiber anderer Männer verführt er und

---

*) „Multas teneres virgines vi quadam ſui miniſtri traxere a matribus, quibus adhuc puppis ludere conuenientius erat, quam viris adiungi." — Hamelmann.

führt ein Schandleben. — Die Abgeſandten des Landgrafen hat er verächtlich und ohne ihr Anbringen einer Antwort zu würdigen, zurückgeſchickt. Was bildet er ſich denn ein? Werden wir nicht alles büßen müſſen, was er ſündigt?

(Das unzufriedene Gemurmel wird immer lauter. Man ſchimpft mit Heftigkeit.)

Einer aus dem Volke. Da kömmt er! Sagt's ihm ins Geſicht, daß er weiß, wie er mit uns daran iſt.

(Der König kömmt in ſeiner Pracht mit ſeinem Gefolge und beſteigt den Thron.)

Der Herold. Ruhe! — Der König will mit ſeinem Volke ſprechen.

Johann. Was müſſen Wir von euch hören? Euer Murren wird ſogar laut gegen Uns? O! ihr Kleingläubigen! — Seyd ihr wiedergetaufte Chriſten oder ſeyd ihr ungläubige Heiden deren Gott der Bauch iſt? Soll euer elender Magen über euere herrliche Vernunft herrſchen? Seyd ſtark im Glauben, und unterdrückt euere Freßgier. Erinnert ihr euch nicht deſſen, was Paulus leiden mußte für ſeine Lehre? Hunger, Angſt, Kummer, Schiffbruch, Sturm und Un-

ge-

gewitter waren ſeine Verfolger, aber ſie erſchütterten ſeinen Heldenmuth dennoch nicht, und er blieb ſeinem Glauben getreu. — Ihr beklagt euch über Mangel? Erinnert ihr euch nicht, daß, um die Iſraeliten in unwirthbarer Wüſte zu ſpeiſen, der Herr Manna regnen lies. Dieſes hartherzige Volk murrte auch gegen ſeinen Anführer, und ſiehe da! es kamen Wachteln, die Rebellen zu nähren. Wißt ihr nicht, wie hart Samaria, Jeruſalem und Betulien belagert waren? Der Herr ſendete den bedrängten Städten Hülfe. — Ich ſage euch: Aus Amſterdam und aus Friesland werden uns bald Lebensmittel in Menge zuſtrömen und eure Kleinmüthigkeit wird beſtraft werden. — Man ſagt mir, ihr hättet Unſer Betragen gegen die Abgeſandten des Landgrafen getadelt. Ich ſage euch aber, Unſer Betragen gegen dieſelben iſt nicht zu tadeln. Sie waren Kundſchafter und wollten nur die Schwächen Unſerer Veſte ausſpähen, und unter uns den Saamen der Zwietracht ausſtreuen. — Und nun ſage ich euch zum letztenmal: Habt Zutrauen zu Uns und hofft auf die Hülfe des Herrn, ſonſt werden Wir euch zu beſtrafen und zu züchtigen wiſſen.

XXXIII.

Im Schloſſe.

Das Tafelgemach.

(Der König ſpeiſt mit ſeinen Freunden. — Es iſt Muſik.)

Knipperdolling. (den Becher in der Hand.) Es lebe der König der Gerechtigkeit.

Alle. (ſtoßen an und trinken.) Er lebe!

Albrecht. Heda! Trompeter blaßt auf!

(Trompeten.)

Johann. Wir danken euch! und bleiben euch in Gnaden gewogen.

(Die Muſik macht eine Pauſe.)

Albrecht. (zu Angela.) O weh! nun fangen die Wölfe an zu heulen!

(Auf der Straße erhebt ſich Heulen und Wehklagen.)

Johann. Welche unangenehmen Töne dringen in Unſere Ohren? Was iſt das?

Albrecht. Es ſind Leute die Appetit und nichts zu eſſen haben. Sie heulen nach Brode.

Eliſabeth Wandſcherer. (vor ſich.) O! es iſt ſchrecklich!

Knipperdolling. Ungenügſame Beſtien! Es giebt ja noch Mäuſe und Ratten genug in der Stadt.

Johann. Gebe ich dieſen Wehklagen Brod, ſo kommen die andern auch und misbrauchen meine Gutheit. —

(Das Geheul wird ſtärker.)

Johann. (ärgerlich.) Dieſe Frechheit reizt meinen ganzen Zorn. — Statthalter, öffnet morgen die Thore und laßt aus der Stadt alle ziehen die nicht Glauben haben an die Hülfe des Herrn. Sie mögen ſehen, wie es ihnen bei den Feinden ergeht.

Eliſabeth. Die Noth iſt groß!

Johann. Die Weiber reden nicht in das Geſpräch der Männer. — Greiſe, alte Weiber und Kinder mögen von hinnen gehen. Die Männer bleiben zurück die Stadt zu vertheidigen, und die Weiber mögen für unſer Vergnügen ſorgen, wozu ſie auf der Welt ſind.

(Das Geheul auf der Straße nimmt immer mehr zu.)

Johann. (ſteht auf.) Gute Nacht! — Margaretha ſoll uns folgen.

(geht mit Margarethen fort.)

Rottmann. Ich bleibe dieſe Nacht im Schloſſe.

Krechting. Ich mag mich auch nicht auf der Straße blicken laſſen.

Knipperdolling. Ei, bewahre der Himmel! Das Volk iſt ſo ſtark bei Appetit daß es den Teufel darnach fragt, ob es einen Ochſen oder ſeinen Statthalter auffrißt. Der Schleier der Nacht könnte eine That bedecken, über welche die Morgenröthe erſchrecken müßte. Es iſt alſo beſſer, wir bleiben hier, erſparen der Morgenröthe das Schrecken, und tragen unſere Schinken nicht ſo wohlfeil zu Markte. Die Kerle ſind brutal genug —

Albrecht. (treuherzig.) Einen Brutus zu ſchlachten.

Knipperdolling. (der Albrechts Allegorie nicht verſteht.) Ja wohl!

Albrecht. (hohnlächelnd.) Eine raſende Brutalität! — Wenn die Menſchenfreſſer über Euch herfielen und Euch fräßen, Herr Statthalter —

Knipperdolling. Gott bewahre mich in allen Gnaden!

Albrecht. — ſo wär das eine Ausnahme von der Regel. Dann, ſonſt frißt kein Thier das andere von einerlei Gattung. Die Kerle ſind Eſel!

Knipperdolling. Ja wohl!

Krechting. (hat alles verſtanden.) Du ſchweigſt, Albrecht!

Albrecht. Wenn ich nämlich ſchweigen will. —

Rottmann. Auch ich ſage, du ſchweigſt.

Albrecht. Schlaft wohl! (nimmt ein Licht.) Ich will Euch leuchten. Der König, mein Herr erlaubt keinem Fremden in ſeinem Schloſſe zu übernachten. —

Knipperdolling. Biſt du toll? — Wir ſollen aus dem Schloſſe gehen? Willſt du uns auffreſſen ſehen?

Albrecht. Soll ich gleichgültig mit anſehen, daß der Hunger die Menſchen auffrißt, und glaubt Ihr, daß ich eine ſolche Szene aushalten kann, ſo könnt Ihr mich eben ſo unempfindlich bei dem Tode der Menſchen durch Menſchen glauben, wenn ſie auch aufgefreſſen werden ſollten.

Knipperdolling. Du raiſonnirſt wie ein Kutſchpferd! —

Dinara. Albrecht! zeige den getreuen Freunden des Königs eine Kammer in der ſie übernachten können.

Albrecht. Darf ich armen Leuten nicht ein paar Brode hinabwerfen?

Dinara. Frag den König darum. — Gute Nacht! (geht.)

Albrecht. Gute Nacht ihr Herrn! — Moritz! leuchte den Herrn vor und führe ſie in die leere Kammer über dieſem Saale.

Rottmann. Vorn heraus? — Biſt du bei Sinnen? — Sollen denn unſere Ohren von dem Gewimmer der Brodwinſeler zerſprengt werden?

Albrecht. Vielleicht ſpringt zugleich die harte Rinde Euerer Herzen ab.

Rottmann. Rede nicht zu viel!

Albrecht. So geht, ſonſt komme ich wider meinen Willen immer tiefer in den Text den Ihr nicht hören mögt.

Eliſabeth. Hört nur das Gewinſel! — Es iſt ſchrecklich! Steine möchten ſich erbarmen.

Knipperdolling. Ich laſſe die Hunde niederhauen, wenn ſie nicht aufhören.

Eliſabeth. Beſſer, als wenn Ihr ſie verhungern laßt.

Maria. Albrecht! wirf den armen Leuten das Brod hinab das hier noch auf dem Tiſche liegt.

Albrecht. Ich wage zu viel dabei.

Rottmann. Wirf's nur hinunter. Vielleicht haben wir dann Ruh.

Albrecht. Auf Euere Verantwortung, Herr Orator. (wirft das Brod hinunter.) Da iſt Brod! — Macht daß ihr fortkommt. Wir können nicht ſchlafen.

(Draußen: „Wir auch nicht! Wir hungern!“)

Albrecht. Geht nur! — Es wird ſich alles geben. Es ſind viele Laſtwagen mit Getreide unterwegs. Wir erwarten ſie alle Tage.

(Draußen: „Ach! das iſt gut!“)

Albrecht. Sie ſchleichen fort.

Krechting. Dem Himmel ſey Dank! — Wir können nun nach Hauſe gehen. Kommt ihr Herrn.

Albrecht. Schlaft wohl!

(Knipperdolling, Rottmann und Krechting gehen fort.)

Eliſabeth. Die barbariſche Fühlloſigkeit dieſer Leute wird mich noch um's Leben bringen!

Albrecht. Und mich meine Zunge um den Kopf. (räumt auf.) Ich wollte, ich wär weit von hier. Die Sache wird gar zu traurig und ernſthaft.

Eliſabeth. O! ich wünſchte mit dir davon gehen zu können.

Albrecht. Wir würden nicht weit kommen, denn Ihr macht ja immer noch Schrittchen wie eine Jungfer.

Eliſabeth. Ernſthaft, Albrecht!

Albrecht. Ernſthaft genug. — Ich wollte Euch wohl etwas ſagen, aber hier —

Eliſabeth. Du weißt ja, wo ich ſchlafe. — Gute Nacht! (geht fort.)

Maria. Gieb mir ein Licht, Albrecht. Ich fürchte mich allein nach meiner Kammer zu gehen.

Albrecht. Ich will mit Euch gehen.

Maria. Wird das Eliſabeth erlauben?

Albrecht. Ich frage immer erſt hintennach um Erlaubniß, wenn ich mit Weibern zu thun habe. Das iſt ſo meine Gewohnheit, und — ſie gefällt.

XXXIV.

Im Lager.*)

Im Gezelt des Biſchoffs.

Der Kriegsoberſte. Es iſt ein Anblick zum Erbarmen! — Etliche ſiebenzig Greiſe, alte Weiber und Kinder wälzen wimmernd und wehe- klagend ſich auf der Erde herum, reißen das dürftig hervorkeimende Gras aus dem Boden und verſchlingen es. Halb entkleidet hat der Unmenſch, ihr Lügenprophet ſie aus der Stadt geſtoßen um die Anzahl der hungernden Menſchen zu vermindern. Was die Unglücklichen beſaßen, hat er denſelben zuvor nehmen laſſen damit ſeine Habſucht nicht unbefriedigt bleiben und daß er ſelbſt aus dem größten Elende noch Nutzen ziehen möchte.

Der Biſchoff. Der ſchändliche Verführer meines armen unglücklichen Volks!

Der Kriegsoberſte. In der Verzweiflung verfluchen die Elenden den Tag ihrer Geburt, raufen ſich die Haare aus, zerſchlagen die Bruſt, ringen ſich die dürren Hände wund, wünſchen daß die Erde ſie verſchlingen, oder daß der Himmel

Blitze

---

*) Den 29. Mai 1535.

Blitze für ſie haben möchte ihre Leiden mit ihnen zugleich zu vernichten. Zitternde Greiſe, unſchuldige Kinder — o! — Herr Biſchoff —

Der Biſchoff. Armes Volk! — (Es rollen ihm Thränen über die Wangen.) O! Mein Gott! —

Der Kriegsoberſte. Herr Biſchoff! dieſe Thräne welche auf Euer Kreuz fällt iſt der ſchönſte Edelſtein für daſſelbe. — Erbarmet Euch der Unglücklichen! Nehmt Euch der von verführeriſchen Buben gemishandelten Menſchheit an.

Der Biſchoff. Das will ich! — Laßt die Hungerigen ſpeiſen, die Durſtigen tränken; erquickt die Schmachtenden, und die Entblößten bedeckt. — Ich nehme ſie alle wieder an. Es ſind meine verlorenen aber wiedergefundenen Kinder. Sie werden ſich von ihren Irrthümern bekehren und werden getreuer an mir hangen, als wären ſie nie abgefallen. — Ehrlicher Ritter! — Schafft Hülfe und Rath! — Meine Kinder ſollen nicht darben, und ihre Stimme ſoll nicht wieder weheklagend gehört werden. Geht, und beſorgt alles wohl!

Der Kriegsoberſte. Herr Biſchoff! — Gott wird weiter helfen! —

Der Biſchoff. O ja! das wird er, denn er iſt ein Gott der Gerechtigkeit.

XXXV.

Münſter.

Zimmer im Schloſſe.

Johann. (geht nachdenkend auf und ab.) Warum beginnen? Um *ſchlecht* zu enden? — Nimmermehr! — Die Sache iſt zu weit gekommen. Was habe ich noch zu hoffen? Hülfe oder den Tod. Alſo — — Aber? ob denn auch noch Hülfe zu erwarten iſt? Die Propheten ſchicken kein Korn, die meiſten ſind niedergehauen worden, die Revolution in Amſterdam hat ein ſchlechtes Ende genommen, die Abgeſandten haben die Köpfe verloren, der Hunger wüthet fürchterlich in meiner Stadt, und ich — doch!

Wie kann ein großer Geiſt bei großer Noth verzagen?
Wer glücklich enden will, muß im Beginnen wagen.

Wer Kronen tragen will, der achte keine
Noth,
Der fürchte nur ſich ſelbſt, doch nimmermehr
den Tod.

— Es iſt beſchloſſen! — Fürchterliche Ausfälle will ich wagen. Der Mangel wird meine Leute antreiben wüthend zu fechten um Lebensmittel zu erbeuten. Bin ich ſo glücklich die Feinde in Furcht zu ſetzen, ſo wird es nicht ſchwer fallen mich ihrer Vorrathshäuſer zu bemächtigen. Haben wir wieder Proviant, kann ich dem Volke mit Brode den Mund ſtopfen, ſo ſoll mich kein Teufel aus meinem Neſte jagen. — Falle ich im Gefecht — ſo falle ich als König in meinem Berufe, an der Spitze meiner Völker. Die Welt wird von meinen Thaten reden, und mich bewundern. So ſey es!

Entſchloſſenheit und Muth, ſie gründey meinen Thron!
Bewunderung wird mir und meinem Glück
zum Lohn.

Knipperdolling. (kömmt.) Herr König! es wird immer ärger. Deine beiden Pagen, Albrecht und Moritz wollten entfliehen. Wir haben ſie noch erhaſcht, ehe ſie ſich die Mauer hinablaſſen konnten.

Johann. Wie? Und Albrecht auch? — Sie ſollen beide die Köpfe verlieren.

Eliſabeth Wandtſcherer (kömmt.) Herr König! (knieend.) Ich bitte für Albrechts Leben. Wenn es wahr iſt, was Ihr mir ſo oft geſagt habt, daß Ihr mich liebt, ſo gewährt mir meine Bitte zum Zeugniß Euerer Liebe.

Johann. Du wagſt es, für einen Verbrecher zu bitten? — Was konnte den Undankbaren bewegen davon zu gehen? Hatte er nicht vollauf? War er nicht im Beſitz meiner Gnade? — Was konnte ihm heiliger ſeyn als ſeine Pflicht?

Eliſabeth. Die Menſchlichkeit.

Johann. Was ſagſt du?

Eliſabeth. Er konnte den tauſendfachen Jammer nicht länger mit anſehen, der das arme Volk trifft. Dem Mangel und Elend ſind die Unglücklichen preis gegeben, und nirgends erſcheint Hülfe.

Johann. Weib! Wer gab deiner Zunge die Frechheit mir ſo etwas in's Geſicht zu ſagen?

Eliſabeth. Es iſt Wahrheit. Gefühl und

Menſchlichkeit warfen mich zu deinen Füſſen und gaben mir dieſe Sprache.

Johann. Du biſt eine Verbrecherin. Ich leſe deine Schuld in deinen verbulten Augen.

Eliſabeth. Der König hat dieſe Augen oft mit andern Ausdrücken geküßt.

Johann. Und Albrecht wohl auch? — Er ſtirbt.

Eliſabeth. Du biſt ein grauſamer Mann! Die Köpfe deiner Diener giebſt du dem Schwerde preis, und dein Volk läßt du verhungern. Das iſt ſchändlich!

Johann. Verbrecherin! Du haſt die Majeſtät des Königs beleidiget, du haſt ſeine Ehre und ſein Bett befleckt —

Eliſabeth. Es iſt an beiden nichts mehr zu beflecken. — Ich gebe dem Könige ſeine Ringe, allen Schmuck, und was ſein gehört, zurück. Ich verlange einen Scheidebrief.

Johann. (ergrimmt.) Dein Urtheil iſt geſprochen!

Eliſabeth. Wir ſind geſchieden?

Johann. (zornig.) Von mir und von der Welt ſollſt du geſchieden ſeyn. (ſtößt ihr das Zepter auf

auf die Bruſt.) Du biſt des Todes! Stirb gottloſe Vaſthi!

Eliſabeth. (ſinkt vom Stoße getroffen nieder.) Du biſt ein abſcheulicher Unmenſch!

Johann. (zu Knipperdolling.) Die Pagen verlieren die Köpfe ſogleich.

Knipperdolling. Wie du befiehlſt.

Johann. Dieſe Verbrecherin ſoll die Beſtrafung auf öffentlichem Markte von meiner eigenen Hand erhalten. Ich hege Gericht. Führt ſie fort. — Mein ganzer Hof ſoll Zeuge ſeyn, wie ich dergleichen Verbrechen beſtrafe.

Eliſabeth. (wird fortgeführt.) Ich klage dich der Unmenſchlichkeit vor Gott an. Du biſt ein eingefleiſchter Teufel! eine Peſt der Menſchheit! ein Scheuſal der Natur! ein wüthender Tyger! eine Beſtie in Menſchengeſtalt! ein —

Johann. (im äußerſten Zorn.) Fort mit ihr! — — Das fordert Blut! —

XXXVI.

Auf dem Markt.*)

(Der König ſitzt auf dem Throne. Vor demſelben haben ſeine Hofleute, Weiber und Trabanten einen halben Kreis nach dem Throne zu, geſchloſſen.)

(Das Volk ſteht erwartungsvoll umher.)

Eliſabeth. (kniect mit gebundenen Händen in dem Kreiſe.)

Johann. Dieſe Verwegene erwartet ihr Urtheil euch allen zum Beiſpiel und warnenden Exempel. (ſteigt vom Throne, zieht ſein Schwerd, und ſchlägt ihr den Kopf ab.) So beſtraft der König Widerſpenſtigkeit, Ungehorſam und Untreue. So ſchaffte Amman die Hure Thamar von ſich. Auch dieſe Eliſabeth war eine Hure, eine Ehrloſe, und der Herr hat mir befohlen, ſie zu vertilgen von der Erde. — Stimmt an das Loblied des Herrn.

(Die Weiber und das Volk müſſen den Geſang ſingen: „Allein Gott in der Höh ſey Ehr! ꝛc.“)

Johann. Die Pagen? —

Knipperdolling. Sind nach Euerm Befehle gerichtet, Herr König.

Jo=

---

*) Den 12. Junius.

Johann. Nun wohl! — Schafft den Körper fort aus meinen Augen.

(Eliſabeths Körper wird fortgetragen.)

Johann. Muſik ertöne!

(Muſik beginnt.)

Johann. (nimmt die Königin bei der Hand.) Wir wollen tanzen, meine Taube!

(Er tanzt mit der Königin.)

Johann. Im neuen Sion ſollen Freude und Luſt wohnen. — Ihr alle folgt meinem königlichen Beiſpiele, und tanzt.

(Der Tanz wird allgemein.)

Ein Bürger. (vor ſich.) Du mein Gott! Wir haben nicht einmal Salz und Brod und ſollen luſtig ſeyn. Von Hunger ausgemergelt, können wir ohne Stab kaum gehen, und ſollen tanzen. O Jammer und Elend! — Doch — der König köpft jetzt gar ſelbſt, und — (nimmt ſeine Frau bei der Hand.) Komm Elſe, wir wollen ſehen, wie wir fortkommen. (tanzen.) Das iſt ein luſtiges Elend!

Elſe. Wenn wir uns nun hungerig geſprungen haben, wer giebt uns denn etwas, unſere Kräfte zu erſetzen?

Der Bürger. Schweig! — Du haſt geſehen, wie der König den Widerſpruch beſtraft. — Tanze du nur. Vielleicht fangen wir eine Ratte dieſe Nacht, und morgen haben wir einen herrlichen Braten. Iſt das nicht, ſo ſchlachte ich unſern alten Kettenhund. Er verhungert ſonſt ohnehin, und wir können ihn beſſer gebrauchen.

Rottmann. Die Leute taumeln wie betrunken umher.

Krechting. Sie ſind matt wie die Fliegen.

Rottmann. Dort fallen ſchon wieder welche zu Boden.

Krechting. Es iſt auch kein Spas wenn man den Hunger vertanzen ſoll.

Knipperdolling. (kommt.) Nun werde ich doch wohl Ruhe haben!

Krechting. Wo geweſen?

Knipperdolling. Zu Hauſe. — Ich habe meine Frau aufgehängt?

Krechting. Wie? — Aufgehängt? — Deine Frau aufgehängt?

Knipperdolling. So wahr ich lebe! Sie machte mir's eben ſo toll, wie Eliſabeth dem Könige, *) und da dachte ich: fort mit dir! — Ich habe ſie gerade über's liebe Ehebett an welchem ſie gar zu ſehr hieng, gehängt, und nun will ich tanzen. (nimmt eine Frau beim Arm und tanzt.) Heiſa! luſtig! —

Rottmann. Gott ſey mir gnädig! — Wir wollen tanzen.

XXXVII.

Im Schloſſe.

Zimmer des Königs.

Dinara. Ich bitte dich, verachte den Rath eines Weibes nicht. Laß uns entfliehen. — Ich ſehe keine Rettung mehr für uns. — Wir ſind verloren!

Johann. Verlaß mich! Ich will die Sache wohl überlegen.

Dinara. Jeder Augenblick iſt koſtbar. Bedenke dich wohl. Der Biſchoff wird ſich fürchter-

---

*) Sie war eine gute Frau, wohlthätig und ſchön, aber ſie ſtimmte in Betreff des Glaubens und ſeiner Handlungen nie recht mit ihrem Manne zuſammen. Es geſchah ihr alſo auch zu viel.

ſich an dir rächen. Nur die Flucht kann uns retten. (geht fort.)

Johann. (geht nachdenkend umher.) Fliehen? — Fliehen? und wohin? — (betrachtet ſeine Krone.) Du glänzendes Spielwerk meiner Hände; wie ungern mag man ſich von dir trennen! — (die Hand an's Schwerd legend.) Wie? wenn ich meinen Feinden zuvorkäm', und? — — Aber, ſollte denn gar keine Hoffnung mehr übrig ſeyn?

Krechting. (tritt ein.) König!

Johann. (fährt zuſammen.) Krechting? (vor ſich.) Warum fahre ich bei dem ſtolzen Namen zuſammen der mir ſonſt ſo harmoniſch klang? Etwa weil ich mir denſelben mit Muth und Entſchloſſenheit errungen habe? (ſucht ſich zu faſſen.) Was bringſt du mir?

Krechting. Nothberichte.

Johann. Entſatz wär mir lieber.

Krechting. Geel und ſeine Anhänger ſind in Amſterdam hingerichtet worden. —

Johann. Wehe! wehe!

Krechting. Der Herr verläßt uns.

Johann. (ſchlägt an die Bruſt.) Sein Wille geſchehe!

Krechting. Wir ſind ohne Rettung verloren. — Unmenſchlichkeiten erzwingt der Hunger. Die Unſerigen nähren ſich von den Körpern der Erſchlagenen.

Johann. Das kann ich nicht verhindern. Ob ſie verfaulen oder ob ſie hungerige Magen füllen, das iſt einerlei.

Krechting. Die Verzweiflung herrſcht auf allen Geſichtern. — Unſere Brüder gleichen den Geſpenſtern. *)

---

*) **Hamelmann** führt aus **Heblons Chronikon** folgende Originalſchilderung von dem Zuſtande der Wiedertäufer damals in **Münſter** an. „Ihr Fleiſch hängte nur noch an den dürren Beinen, am Hals, gleich als an einem Rohr liegend: die Ohren, Naßlöcher, Backen, Leſzen, waren als dünne und durchſchneidend wie Papier; ſie waren alle ausgemergelt, kraftlos, unvermögend, und vermochten den abgekommenen ſchwachen Leib kaum hernach zu ziehen, ſondern wie die vierfüſſigen Thiere, ſind ſie auf der Erden mit Händen und Füſſen umkrochen. Etzliche giengen an Stecken ſchwankend. Der zu Boden fiel, wie feſt er ſich des unterſtund, mochte er aus eigenen Kräften nicht aufkommen, und wo einem an ſelben Orte niemand zu Hülf kame, gab er ſeinen Geiſt auf. Alſo ſind allenthalben auf dem Felde, das zwiſchen der Stadt und

Johann. Laßt uns lieber ſterben als in die Hände unſerer Feinde fallen. — Wir finden kein Erbarmen.

Rottmann. (kömmt.) O! das iſt ſchrecklich!

Johann. Was iſt dir? Deine Wangen ſind blaß wie Schnee. Deine Lippen beben. —

Rottmann. Mein Herz bebt ſechsfach mehr. Meine Bruſt iſt nicht von Stahl. — Wehe mir! Ich bin ein Menſch geworden, was ich bisher nicht war.

Johann. (zuſammenfahrend.) Rottmann!

Krechting. Was haſt du geſehen?

Rottmann. Hört, und bebt mit mir. — Ein rechtlicher Bürger der immer als ein gottesfürchtiger Mann von ſeinen Mitbürgern geliebt und geehrt wurde, hat ſein vierjähriges Kind geſchlachtet, ſeinen Hunger zu ſtillen. *)

Krech-

und den Blockhäuſern war, die todten Körper gelegen, und haben drey Knechte könnten vierzig Menſchen gefangen nehmen und um ſie her [illegible]en, gleich wie um den Pferden und Schafen geſchicht. ꝛc." — Wer kann das ohne Schaudern leſen?

*) Dieſe abſcheuliche Geſchichte iſt ein Faktum, welches Hamelmann S. 1277. erzählt.

Krechting. (hält die Hände vor's Geſicht.) O Gott!

Johann. (heftet die Blicke an die Erde.) Sein Kind?

Rottmann. Das Kind umhalſte wimmernd ſeine Mutter mit den dürren Händchen als es den Vater mit dem Meſſer auf ſich zukommen ſah. Aber der wüthendeſte Hunger zerriß die Banden der Natur. Wildlächelnd ſties ſie das weinende Kind zurück, und ſagte: „Wir hungern!“ — Der Stich geſchah von Vatershänden, und die Mutter trank das Blut ihres Kindes mit eben den Lippen mit welchen ſie es mit Mutterliebe zuvor geküßt hatte. — Der ältere Sohn lief aus dem Hauſe und irrt weheklagend auf den Straßen umher.

Johann. (ſtürzt zu Boden.) O mein Gott und Herr! (wüthend.) In den Tod! unter die Feinde!

Krechting. O! wer mag das ertragen?

Johann. (fährt wild auf.) Warum zittert ihr? Seyd ihr Männer oder Schulknaben? — Hinaus! Hinaus unter die Feinde! (will fort.)

Knipperdolling. (kömmt.) Der lange Hänſel, der Ueberläufer iſt wieder fort zu den Feinden. — Ein Herold hält vor dem Lambertsthore, fordert die Stadt zur Uebergabe auf, *) und läßt ſich merken, daß man die Schwäche unſerer Veſte kenne. — Hänſel hat gewiß alles wohl unterſucht und will die Feinde dahin anführen, wo ſie mit Erfolg angreifen können.

Johann. Sie mögen kommen. Mir iſt alles einerlei.

Knipperdolling. Was ſoll dem Herolde geantwortet werden?

Johann. Antwortet ihm: Ich würde, ſo lange noch ein Hauch in mir wär, die Stadt nicht übergeben.

(Knipperdolling und Rottmann gehen fort.)

Krechting. Du hoffſt alſo immer noch auf Beſſerung?

Johann. Nur mit meinem Leben gebe ich die Hoffnung auf. — Ich weiß nicht, warum mich eine Kindergeſchichte hat erſchüttern können, da ich Männer haben bluten ſehen. — Geht! — Kommt nicht wieder, mich weichher-

zig

---

*) Den 22. Junius.

zig zu machen, ich will es nicht ſeyn. Blut iſt die Loſung!

(Krechting geht fort.)

Johann. Pfui! — Wie konnte ich beben? Wie konnte ich wie vom Blitz getroffen zu Boden ſtürzen? Meine Seele war erſchüttert. Sie ſey es zum letztenmal geweſen. Die Menſchlichkeit will ich ausziehen, wie dieſes weiche Gewand. (wirft ſeinen Mantel ab.) Mit Stahl will ich meinen Körper und mein Herz umhüllen. Umpanzert ſey meine Bruſt, mein Herz. Wüthen und würgen will ich, wie ein Tieger und das Blut der Feinde ſoll labender mich umrauſchen als die Thränen der hungernden Knechte die an meiner Seite ermattet zu Boden ſinken. Soll ich fallen, ſo geſchehe es mit den Waffen in der Hand. Soll ich ſterben, ſo will ich königlich ſterben. — Heda! Knappen! wappnet mich. Gottes Macht iſt meine Kraft!

XXXVIII.

* * *

Das waren die letzten verzweiflungsvollen Zuckungen eines Theaterkönigs deſſen Spiel nicht eine beifallgebende Hand aus dem Haufen der unpartheiiſchen Zuſchauer in Bewegung ſetzen konnte. Er ſammelte all ſeine Kräfte zu einem entſcheidenden Abgange um nicht von einem helltönenden Pfeifen von der Bühne mit Hohne gejagt zu werden, er ſtrengte all ſeine Kenntniſſe und Kunſttriebe an, um nicht von einer Obſtkanonade verfolgt, ſeinen Muth mit ſeiner Ehre zugleich einzubüßen, er rang, ſo zu ſagen in dieſen fürchterlichen Augenblicken mit Himmel und Natur um die Erhaltung ſeiner Krone, aber er rang vergebens. denn ſeine Feinde waren geübtere Ringer als er, und die Verzweiflung kann zwar Wüthende, aber keine Helden zeugen. Aber ſeine Wuth vermehrte ſeine Tollheit und die feſte Ueberzeugung, der Himmel werde ihn durch ein Wunder retten, gab ſeiner Einbildungskraft einen neuen Schwung, der, je un-

zu-

zuverläſſiger er war, ihm deſto gefährlicher und ſchädlicher wurde.

Die Säulen ſeines Narrenthrones wankten, die Thorheit ſuchte die Schellenkappe ihm dieſelbe ſtatt ſeiner Königskrone aufzuſetzen, ſie wollte ihm die Pritſche ſtatt des Zepters in die Hand drücken, und ſeine Regierung endigte ſich mit Spott und Hohn, mit Schrecken und Schimpf.

* * *

Am Johannisfeſt (den 24. Junius) drangen in der Nacht 400 Mann unter dem Kommando ihres Oberſten Steding, angeführt von Hänſeln über die unachtſam beſetzten Wälle in die Stadt. Die ſchlafenden Wächter weckte das feindliche Schwerd und ſtreckte ſie in den ewigen Schlaf. Als Lärm wurde, befanden die Soldaten ſich ſchon in der Stadt.

Johann, aufgeſchreckt von ſeinem Lager durch das Geheul ſeiner Trabanten: „Der Feind iſt in der Stadt!“ riß ſich aus den Armen ſeiner Schlafgeſellin, warf ſeinen Mantel über, hieng ſeine prächtige Halskette um, ergriff ſein Schwerd, ſprang durch das Fenſter, und eilte nach dem Aegidienthore auf deſſen feſter Warte er ſich entweder

der vertheidigen zu können glaubte, oder durch welches er zu entfliehen und den Händen ſeiner Feinde zu entkommen hoffte.

Ein entſchloſſener Soldat drang in das Schloß. Alles war geflohen. Er fand daſelbſt nur einen kranken Pagen des Königs der ihm das Behältniß der königlichen Inſignien zeigte und ihm die Schlüſſel zu den Stadtthoren gab. Mit dieſer großen Beute eilte der Krieger zu ſeinem Oberſten der ihn und [illegible] [illegible] aufnahm.

Indeſſen ſammelten **Knipperdolling** und **Krechting** ihre Schaaren und fochten als Verzweifelnde gegen die Feinde.

Selbſt **Rottmann** ergriff das Schwerd, hüllte ſich in Knappenkleider und warf ſich, weil er lieber ſterben als ſich den Feinden ergeben wollte, unter die Streiter wo es am härteſten hergieng. Ein Schwerdſtreich und zwei Lanzenſtiche warfen ihn todt zu Boden und ſeine Beredſamkeit entfloh mit ſeinem Leben.

Knipperdolling trieb die Weiber auf die Mauern. Von dort herab höhnten dieſe die Soldaten vor der Stadt ihnen den Muth zu benehmen und glaubend zu machen ihre Mitbrüder hätten

hätten ihre Gräber bereits im Gefecht gefunden. Aber, ob ſie gleich ſo ſehr ſchimpften als ein paar hundert wohlgeübte Zungen erbitterter Weiber nur ſeit Anbeginn der Welt ſchimpfen konnten, ſo waren dieſe Weiberwaffen dennoch nicht ſtark genug den ſtärkern Männerwaffen Einhalt zu thun.

Unaufhaltſam wüthete das Schwerd in der Stadt und Knipperdolling, der um ſeine Rotte auf dem Markt eine Wagenburg geſchloſſen hatte, hinter der er ſich und die Seinigen wüthend vertheidigten, mußte endlich, als dieſelbe überſtiegen wurde der Uebermacht weichen und ſein Heil in der Flucht ſuchen. Er verſteckte ſich in ein Haus, wo er einige Tage mit Hunger und Durſt kämpfte, endlich aber, gegen die ausgerufene Belohnung von einem Weibe *) an die Feinde verrathen wurde, welche ihn mit großen Frohlocken gefangen nahmen.

---

*) Das Weib hies Katharine Hobbels, und der Tag ſeiner Gefangennehmung war der 27. Junius.

Krechting ſtritt in den Straßen an der Spitze der Fechtenden, aber mit ungleichem Glück gegen ſeine Feinde. Er wurde niedergeworfen und als Gefangener hart gebunden.

Die Straßen lagen voll Todte und die Bäche rauſchten blutroth neben den Kämpfenden dahin.

Die Weiber warfen Steine, Ziegeln und Balken von den Thürmen und Häuſern hinab auf die Feinde. Aber aller Widerſtand war vergebens. Durch die geöffneten Thore drangen mehrere Soldaten in die Stadt, und als die Morgenſonne die Spitzen der Thürme röthete, war der Sieg ſchon in den Händen der Feinde, und die Wiedertäufer vermochten nicht dem Eindringen geübter Krieger zu widerſtehen.

Dieſe armſeligen Ohnehoſen ſtreckten die Waffen. Aber nur die wenigſten erhielten in der erſten Wuth von den deutſchen Soldaten Pardon.

Der nach vielen Tagen endlich entdeckte Aufenthalt des Afterkönigs, von deſſen Tod oder Flucht man ſchon beinahe allgemein und mit großer Betrübniß überzeugt war, gab den Su-

chen-

chenden neue Freude. Sie ſtürmten das Thor und drangen zu ihm hinauf. Als er nun ſeine Feinde ſich ihm nähern ſah, war er nicht entſchloſſen genug ſich ſein Schwerd durch die Bruſt zu ſtoßen, wohl aber arrogant genug ſich den Soldaten mit ungemein viel theatraliſchem Anſtande entgegen zu ſtellen und denſelben mit donnernder Stimme zuzurufen:

„Wagt ihr es euere unreinen Hände an den Geſalbten des Herrn, an ſeinen Propheten den König von Sion zu legen, ohne zu befürchten, daß die Erde euch verſchlingen wird?"

Ein lautes Gelächter der Soldaten unterbrach ſeine Rede und ſie ſchrieen ihm zu:

„Nun wohl! laß ſehen mächtiger Strohkönig was du vermagſt. Wir wollen erwarten, was du thun wirſt. Du kannſt allenfalls ein Wunder thun und dich ſelbſt unſern Händen entreißen. Zeige uns deine Macht und Gewalt. Sprich ein Wort, daß wir verſinken. Wirf uns zu Boden durch deine

> Blicke. Zerreiß dieſe Ketten wie Strohhalme wenn du kannſt.“

Unter ſolchen Spottreden riſſen ſie ihm ſeine goldene Kette vom Halſe und ſchloſſen ihn mit eiſernen Ketten an Händen und Füßen. Er ſagte kein Wort weiter und die Soldaten ſchleppten ihn triumphirend fort.

> „Seht! — ſchrie ſie den gefangenen Wiedertäufern zu; — hier bringen wir euern Strohkönig. — Das iſt ein mächtiger Mann! ein großer Prophet für euch Strohköpfe die ihr ſeinen elenden Vorſpiegelungen geglaubt habt. Er kann nicht einmal mehr ſprechen, ſo ſehr iſt ihm der Muth gefallen.“

Johann aber erhob die Stimme endlich und ſprach zu ſeinem ohnbehoſeten Volke:

> „Seyd ſtandhaft wie ich, und ihr werdet erfahren daß der Herr mit uns iſt.“

Da ſchrieen die Soldaten:

> „Dein Herr iſt der Biſchoff von Münſter, elender Gaukelſpieler, der wird dir deinen verdienten Lohn auszahlen laſſen.“

Hier-

Hierauf wurde er an den Schweif eines Roſſes gebunden und ſo nach Iborg zu dem Biſchoff gebracht. Seine Gefährten Knipperdolling und Krechting wurden ihm nebſt andern nachgeführt.

Noch iſt zu bemerken, daß der Afterkönigin Dinara nebſt einigen andern Weibern der vornehmſten Wiedertäufer, der Kopf öffentlich den 7. Julius abgeſchlagen wurde.

XXXIX.

Iborg.*)

Im Gefängniß.

Kerkering. Da ſitzen wir nun, wie die Narren! **)

Krechting. Und zwar in Ketten.

Knipperdolling. Was werden ſie nun mit uns anfangen?

Krechting. Wenigſtens werden ſie uns in Oele braten, wie Krammetsvögel.

Knipperdolling. Verflucht!

Johann. Seyd ruhig!

Krechting. Ruhig? den Teufel auch! Wer mag in einer ſolchen Lage ruhig ſeyn? — Ich nicht. Seyd ihr's, wenn ihr es ſeyn könnt.

Johann. Ich ſage nochmals; ſeyd ruhig! — Der Herr wird uns erretten mit mächtiger Hand.

---

*) Den 21. Julius.

**) Dieſer Ehrenmann wurde gleich einige Tage darauf durch's Schwerd hingerichtet.

Kerkering. Erretten?

Johann. Und wenn wir mit unſern Sünden eine noch größere Züchtigung verdient hätten, als dieſe iſt der wir jetzt ausgeſetzt ſind, ſo wird ſich der Herr dennoch über uns erbarmen, wird uns nicht verlaſſen, und ſeine Hand nicht gänzlich von uns abziehen.

Knipperdolling. Ich denke, wir haben ohne Erlaubniß **Königs** geſpielt, und das wird uns übel bekommen.

Johann. Was vermag die Macht der ganzen Welt gegen diejenigen Gerechten welche der Herr ſchützt? — Seht! ich hätte mir das Schwerd durch die Bruſt ſtoßen können, als die Knechte der Fürſten mich aufſuchten und gefangen nahmen, um nicht in die Hände meiner Feinde zu fallen; aber ich that es nicht, weil ich überzeugt bin, daß der Herr meine Banden löſen und meine Feinde mit Blindheit ſchlagen wird, damit ich ihren Mordklauen entkommen kann.

Knipperdolling. Mich ärgert's nur, daß die Hexe, das Bettelweib mich an die Feinde ver-

verrieth! — Ich wär noch gewiß über die Stadtmauer davon gekommen.

Johann. Der Herr wird uns durch ein Wunder erretten.

Knipperdolling. Ich wollte, es wär ſchon geſchehen! —

Krechting. Das größte Wunder würde ſeyn, wenn wir ſtürben, ehe man uns zum Richtplatze führte; denn ſonſt kommen wir gewiß nicht aus den Ketten.

Johann. O! ihr Kleingläubigen!

Kerkering. Sie mögen mit uns machen was ſie wollen, ſo haben wir's verdient.

Johann. Menſch! wer ſagt dir das?

Kerkering. Mein Herz voll Ueberzeugung.

Johann. Das Herz iſt ein Lügner! — Was haben wir gethan? Ein freigebornes Volk haben wir entfeſſelt —

Kerkering — um ihm ſelbſt Feſſeln anzulegen. Wahrlich! kein Biſchoff in der Welt kann ſein Volk ſo tiranniſch behandeln, wie unter der Regierung des König von Sion das unſrige behandelt wurde. — Wir waren überhaupt die Män-

Männer gar nicht die eine neue heilſame Regierung einfuhren konnten. Denn mehrentheils waren wir doch Schafköpfe, oder Narren.

Johann. Verwegener Schwätzer, ſchweig!

Kerkering. Du biſt nicht mehr König, und deine Befehle gelten jetzt ſo wenig, als die meinigen. Jetzt ſind wir einander ganz gleich. Gleiche Brüder, gleiche Kappen! — Wir werden aber nicht viele Kappen mehr zerreißen, denn unſere Köpfe wackeln verdammt.

Johann. Du biſt ein feiger Menſch!

Kerkering. Und du mußt entweder ein Halbgott, oder ein Narr ſeyn, wenn du noch auf Hulfe warten kannſt. — Ich glaube, du biſt das letztere. — Glaubſt du denn daß der liebe Gott deinetwegen ein Wunder thun wird? Womit hätteſt du denn dieſe Gnade verdient? Damit, daß du eine ſogenannte Nation, das iſt, die Einwohner von Münſter unglücklich gemacht haſt? damit, daß du um deinen Lüſten zu fröhnen, die Vielweiberei eingeführt haſt? damit, daß du unſchuldiges Blut vergoſſen, und den Lügner und Betrüger geſpielt haſt? — Du biſt

ein

ein großer Sünder, und deinetwegen thut Gott kein Wunder.

Johann. Meine Langmuth übertrift deine Schmähſucht.

Kerkering. Weil du gefeſſelt biſt. — Wärſt du noch König, du würdeſt mir gewiß gleich den Kopf vor die Füße legen laſſen. Aber dieſes Schickſal ſteht dir jetzt ſelbſt bevor. Schmähſucht ſpricht nicht aus mir, aber wohl Wahrheit, und dieſe iſt frei und kühn. Du biſt ein Betrüger, das kannſt du nicht läugnen. Ein frecher Kerl biſt du, der zum Schneider und Komödianten verdorben war und nun glaubte den Regenten ſpielen zu können. Du haſt ihn geſpielt, aber ſo ſchlecht, daß du für deine Mühe nichts, als den Staupbeſen verdienſt.

Johann. Biſt du fertig?

Kerkering. Du biſt des Galgens zwiefach werth und verdienſt für das Unglück welches du über Münſter und ſeine Bewohner gebracht haſt Galgen und Rad achtfach auf dieſer Welt und in jener, eine ſechsfach heißere Hölle, als Kain der Brudermörder. — Nun bin ich fertig.

Johann. Gott ſey Dank!

Knipperdolling. Dem ſey nun wie ihm wolle. Unſere Rolle iſt geſpielt. Der Vorhang fällt, und wir — werden ausgepeitſcht und ausgepfiffen, ſo wahr ich lebe!

Krechting. Wir können keine beſſere Begegnung verlangen. — Alle Menſchen ſind Sünder, aber wir ſind die größten, und du Johann, biſt unter uns der allergrößte.

Knipperdolling. (ſingt ganz traurig.)

Der König ohne Thron und Kron
Sitzt hier und leidet Spott und Hohn,
Und hatte ſchöne Weiber!

Johann. (belebt.) Das muß wahr ſeyn, ſchöne Weiber habe ich gehabt! Ich wette darauf, in dieſem Punkte hatte es nie ein Monarch in der ganzen Welt beſſer als ich. — O mein Gott! wie viele Roſen —

Der Kerkermeiſter. (tritt ein.) Hans Bockels, der Biſchoff will mit dir reden.

XL.

XL.

Im Zimmer des Biſchoffs.

(Der **Biſchoff** ſitzt auf einem Throne, umgeben von ſeinen Hofleuten und Trabanten.)

(**Johann** wird gefeſſelt hinein geführt.)

Johann. (frech.) Hier bin ich. Was willſt du von mir?

Der Kanzler. Sagen will dir der Biſchoff, daß du ein Böſewicht biſt.

Johann. Oho! — Ich bin ein Menſch ſo gut wie der Biſchoff, und wir ſtehen alle in Gottes Gewalt.

Der Biſchoff. Unſeliger Menſch! was haſt du gethan? Warum haſt du mein armes Volk unglücklich gemacht?

Johann. Prieſter! Wir haben dir keinen Strohhalm zu kurz gethan. Wir haben dir eine von Uns wohlbefeſtigte Stadt übergeben die nun jeder Gewalt beſtehen mag.

Der Biſchoff. Wer ſoll mir meine aufgewendeten Kriegsunkoſten, wer ſoll mir meinen Schaden erſetzen?

Jo-

Johann. Haben Wir dir Schaden zugefügt, ſo wiſſen Wir auch dieſen Schaden zu vergüten. Wir haben Mittel dich zu bereichern, wenn du Unſerm Rathe folgen willſt.

Der Biſchoff. (lacht.) Laß hören! Wie ſoll das zugehen?

Johann. Laß für Uns einen eiſernen, mit Leder wohl überzogenen Käfidht machen, laß Uns in denſelben ſetzen, herumführen und für Geld ſehen, und du wirſt mehr erhalten, als deine Belagerung dir gekoſtet hat.

Der Biſchoff. Ob du mir das auch im Spott gerathen hätteſt, ſo ſoll es doch geſchehen. Für Geld will ich dich zwar nicht ſehen laſſen, denn ich will von einem Verbrecher keinen Nutzen ziehen, aber an die Höfe und durch die Länder meiner Bundesgenoſſen will ich dich und deine Geſellen Knipperdolling und Krechting in Käfichten führen laſſen, damit alle Menſchen die Wunderthiere ſehen mögen die ſo vieles Unglück über mein Volk gebracht haben.

Johann. Sey es! — Ich war zwar nie ein Wunderthier, aber ich bin ein gefangener König.

nig. Das Glück ſpielt mit Kronen wie mit Bettlerkrücken, aber der Herr iſt mit mir, und ohne ſeinen Willen kann mir kein Haar gekrümmt werden. Dem Wechſel und der Veränderung ſind alle Dinge auf Erden unterworfen. Ach!

Es iſt ja zwiſchen Tief' und Höhen
Nur ein Sonnenuntergang.

Alle Weltherrlichkeit iſt vergänglich und eitel. Daher ſage ich auch in dem letzten Chore meines Schauſpiels: Xerxes, alſo:

Dem Metalle zugefloſſen,
Dem der Tajus Schätze bot,
Bat oft eh der Tag verfloſſen
Um ein Stückchen ſchimmelnd Brod.

Man mag auch von mir jetzt, da ich unglücklich bin, denken was man will. Ich ſage mit Beliſarie:

Bei uns ſteht's was wir ſind, nicht was man von uns hält.
Geſetzt, daß andre nun uns widrig urtheiln mögen,
Der Lauf der Sternen kehrt ſich auch der Welt entgegen.

O!

O! die ihr Fürſten ſeyd und Kronen tragt! bedenkt doch, wie ſchnell ihr ſie, mit euerm Kopfe noch dazu verlieren könnt. Mein Beiſpiel warne euch alle.

Johannes, der vorher die Krone hat getragen,
Die ſeine kühne Hand ihm ſelber aufgeſetzt,
Den will ſein Unglücksſtern nun von dem Throne jagen
Der wird der alten Macht nun nicht mehr werth geſchätzt.
Ich werde dieſen Schlag nur mit Geduld ertragen,
Und denken: dieſe Welt gleicht dem erzürnten Meer.
Ich will ohn' Ungeduld mit ſtillen Herzen ſagen:
Es kömmt der größte Fall von hohen Orten her.
Hab ich mit Königsmuth die Krone tragen können,
So leg ich muthig auch ſie ohne Schmerzen hin.

Ein Hofjunker. Lauter übriggebliebene Schätze aus deinem Komödiantenleben. Jetzt kommen dir dieſe tröſtenden Brocken wohl zu gute. Hättſt du das wohl je geglaubt, als du ſtolz auf Häringsfäſſer und Biertonnen deine Throne errichten ließeſt?

Johann. Man führe mich fort. Unglück kann ich ertragen, aber keinen Spott — Lebt wohl! — Noch iſt der Abend aller Tage nicht da, und der Herr ſpricht: Ich werde mit meinen Gerechten ſeyn in alle Ewigkeit, denn bei mir iſt Heil und Friede.

XLI.

Vor dem Schloſſe Dulmen. *)

(Knipperdolling, Kerkering und Johann werden in eiſernen, mit Leder überzogenen Käſichten, auf mit Ochſen beſpannten Wagen, nach dem Schloſſe zugefahren.)

(Des Biſchoffs Hofnarr ſpringt auf Johanns Käſicht zu.)

Hofnarr. Guten Tag Gevatter Hans!

Johann. (empfindlich.) **) Ich bin *König*. Ob ich gleich unglücklich bin, ſo bin ich deshalb doch noch immer König.

Hofnarr. Sey was du willſt Gevatter, ich habe nichts dagegen, König Hans, oder Bauer Hans, das iſt bei *mir* einerlei. Wie geht dir's? — Du haſt eine Reiſe auf eine Manier gemacht, die dir kein König leicht nachmachen wird.

Johann. Man hat mich umher geführt wie ein Meerwunder.

Hof-

---

*) Im Oktober 1535.

**) „Si non appellaretur *Rex*, videbatur irasci, imo etiam palam eis imprecabatur.“ — *Hamelmann*.

Hofnarr. Potz Wetter! Das weiß ich wohl. — Du warſt auch bei dem Landgrafen?

Johann. Ei freilich! — Der Landgraf gefällt mir beſſer als ſeine Pfaffen. Dieſe haben mir den Kopf durch ihre Bekehrungsſucht rechtſchaffen warm gemacht. Und die Hofweiber hatten nur deshalb eine Bosheit auf mich, weil ich erlaubt und befohlen habe, daß ein Mann mehr als ein Weib nehmen könne und ſolle. Es wär den Weibern lieber geweſen, glaube ich, wenn ich die Vielmännerei eingeführt hätte.

Hofnarr. Das glaube ich auch. — Aber, ſag mir nur Hans, warum du die Vielweiberei gebilliget und gelehrt haſt?

Johann. Weil ſie in der Natur ſelbſt gegründet iſt. Es iſt nicht des Mannes Sache ſich nach Launen, Krankheiten und Schwangerſchaften eines Weibes zu geniren. Sind uns denn die Erzväter, ſind uns David und Salomo nicht mit guten Exempeln in Anſehung der Vielweiberei vorgegangen?

Hofnarr. Das war in alten Zeiten Hans! aber jetzt ſind die Weiber —

Johann. Sie mögen ſeyn was ſie wollen, ſo ſind ſie dennoch nur Maſchinen und ſchwache Werkzeuge. — Und überdies: hat denn nicht ſelbſt der fromme Doktor Luther dem Landgrafen Lips die Doppelehe erlaubt?

Hofnarr. Hanns! damit kannſt du dich nicht entſchuldigen, denn das hat einen Grund der in Lipſens Leibesbeſchaffenheit liegt. — Sieh! da kömmt ein ganzer Zug Weiber und Mädchen aus der Stadt.

Johann. Die werden auch auf mich ſchimpfen, und lägen im Grunde doch wohl alle gern mit mir im Bette, wenn ich nicht im Käficht ſäß.

(Die Weiber kommen näher.)

Eine Frau. Das iſt der Spitzbube der das weibliche Geſchlecht wollte unglücklich machen!

Ein Mädchen. Biſt du der König der Vielweiberei? Der Kerl der ſo viele Weiber genommen hat?

Johann. Weiber habe ich nicht genommen, aber Jungfern, und dieſe machte ich zu Weibern. Sieh Schätzchen, ſo war's! Du wärſt wohl auch gern dabei geweſen?

Das Mädchen. (hält die Hände vor's Geſicht und läuft fort.) Pfui Teufel!

Hofnarr. Siehſt du wohl, wie gut dir die Mädchen ſind?

Johann. Ich war ja nicht allein mit ihr.

Hofnarr. Nun Gevatter! — Du ziehſt nun in dein Schloß ein, und ich wünſche dir eine gute Wohnung, geräumlicher als deine jetzige iſt. — Du wirſt dich noch erinnern, daß wir vor einigen Jahren ein Geſpräch in einem Münſteriſchen Weinhauſe zuſammen hielten. Damals bat ich dich Hofnarr zu werden, und eine rothe Kappe aufzuſetzen, wie alle Narren welche tragen, aber du hatteſt keine Ohren für meinen guten Rath. — Was hat dir denn nun dein Königsſpiel geholfen? Als Narr mit der rothen Kappe hätte man dich laufen laſſen, wie man alle Narren mit rothen Kappen laufen läßt, aber mit der Krone — Halt! hier iſt ein Schlagbaum. Zum Narrn wird jeder Menſch, aber zu Königen werden nur wenige geboren. Eine Schellenkappe und eine Pritſche legt Frau Fortuna als Pa-

then-

thengeſchenk uns allen in die Wiege, aber mit Krone und Zepter iſt ſie nicht ſo freigebig. Es wär auch nicht gut. Denn zuletzt wären in einem Reiche mehr Könige, als die Unterthanen ernähren könnten, wenn Frau Fortuna mit ihren Kronenſpenden nicht ſparſam zu Werke gehen wollte. — Glaube mir Gevatter! unſere Köpfe ſind gar nicht zu Kronenſtöcken gewachſen.

Johann. Bleib du ein Narr, ich bleibe ein König.

Hofnarr. So nimm den Königstitel mit aufs Schafot. Du wirſt eine Kopfſteuer darauf bezahlen müſſen die deine Revenüen weit überſteigt. — Memento mori!

XLII.

* * *

Nun verſuchten die Gottesgelehrten ihr Heil an den Inquiſiten, fanden aber wenig Gehör und gaben zuletzt beinahe alle Hoffnung ſie zu bekehren auf. Doch zeigte der König Hans zuletzt deutliche Spuren der Reue und Bekehrung, als ihm das Todesurtheil angekündigt worden war, und er keine Rettung mehr hoffen konnte.

Die Vollziehung des Urtheils geſchah in **Münſter**, wohin die Inquiſiten gebracht worden waren, den 22. Januar 1536. auf dem freien Platze, der St. Lambertskirche gegenüber.

Hier war ein Schafot mit drei Säulen errichtet, von denen die mittelſte für **Johann** beſtimmt, und erhöheter als die beiden andern war, an welche **Knipperdolling** und **Krechting** gebunden wurden.

Als der vormalige König die glühenden Kohlen und eiſernen Zangen erblickte, verlies ihn ſeine ne ganze Standhaftigkeit. Er blickte thränend gen Himmel und ſeufzte:

„Gott ſey mir Sünder gnädig!“

Hierauf wurden alle drei Verbrecher an die Pfähle gebunden und an den muskulöſen Theilen des Leibes über eine Stunde lang mit glühenden Zangen gezwickt. Knipperdolling ſeufzte nur wenig bei der Marter. Krechting ſchrie bei jedem Zwick: „O mein Vater! mein Vater!“ — Johann betrug ſich ganz muthlos und betete ängſtlich.

Endlich wurden ſie an dem Pfahle jeder mit einem Dolche durch's Herz geſtoßen, und gaben ihren Geiſt auf.

Ihre Körper wurden zum ewigen Andenken dieſer Geſchichte in eiſerne Käſichte gethan und an dem Lambertsthurme aufgehängt, ſo, daß des Afterkönigs Käſicht eine Manneslänge höher als die beiden andern, zwiſchen beiden hängt.

Der Holländer L. van Voß hat den Schneiderkönig mit folgender Grabſchrift beehrt:

De Wint en Lucht het Volk tot Trooſt
der Zielen gaf,
Van d'aerd verſtoten, kryght de Lucht
hier tot ſiin Graf.

Nach Francisci's Ueberſetzung:

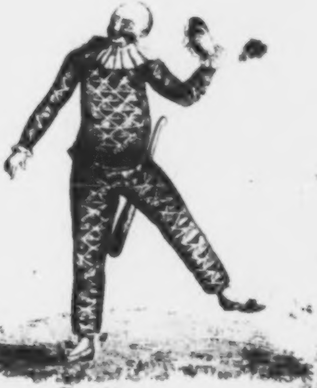
Der Wind und Luſt dem Volk zum Troſt
der Seelen gab,
Dem ward ſtatt Erd und Staub, die Luſt
dafür zum Grab.

[illegible]

HARLEKINS
REISEN und ABENTHEUER

Nebst

Beilagen *A B C D*



Berlin 1798.
bey Carl Ludwig Hartmann.

19 784-A

Landes-
Bibliothek
Weimar

Harlekins
Reiſen und Abentheuer.

„Ita cibum amicis paro, et convivium instruo, tanquam solus coenaturus; nec ostendere frugalitatem meam pudor est, qua nemo nisi intemperans offendatur.“

„Sic dimittendus conviva, ut qualis venerat, redire postridie possit.“

PUTEANUS.

Harlekins Prolog,
Erklärung und Selbſtgeſtändniſſe.

Et — — — publica verba juvant.

Ovid.

„Wie? — fragen die Leſer; — Harlekin? Lebt der gute Mann auch noch?“

„Wie Sie ſehen! — antworte ich. — Die Neuberin und Gottſched ſind zu ihren Vätern gegangen; meine Freunde Möſer und Flögel leben, wie ich höre, nicht mehr; aber man macht mir Hoffnung hier und dort noch einen Biedermann zu finden, der die gegen mich geſprochenen Anathemas haßt, und ich zeige mich meinen Freunden wieder. Sehen Sie! hier ſteht der Centunculus wieder vor ihren Augen. — Die bekannten Siebenſchläfer verſchliefen die Zeit ihrer Leiden und Verfolgungen, wie die Schwalben den Winter, und ich habe die meinigen verreiſet. — Da bin ich nun wieder, um — wie ich mir ſchmeichle, — nach meinem Berufe, den Leuten die Zeit zu vertreiben."

„Schon ſo alt, und noch immer ſo ſpashaft!"

„Ich gehöre unter die Race der muntern, und — wenn Sie es zugeben wollen? — der liebenswürdigen Alten."

„Noch immer der alte Egoiſt!"

„Egoiſten ſind wir nun einmal leider! alle; ich und Sie. Mehr oder weniger, das thut hier nichts zur Sache. — Meine Wenigkeit gehörte zur ecclesia pressa, nichts blieb mir, als das flebile beneficium emigrationis, welches leider! in den neuern Zeiten nur ganz allein gar vielen Menſchen geblieben iſt, die keine Harlekine ſind, — und ich werde, wenn ich mich auch wieder blicken laſſen darf, ohne geſteiniget zu werden, doch wohl noch lange wandern müſſen, ehe ich wieder ſagen kann: nun gehöre ich zur triumfirenden Schaar! — Ich denke aber doch, die liebe Frau Pathe Aufklärung — der ich ehemals manchen Ritterdienſt erwieſen habe, ohne mich zu rühmen! — dieſe gute Dame ſoll mir nach und nach wieder zu einem Plätzchen im Publiko verhelfen. — — Man ſagt zwar, es wären während meiner Abweſenheit viele Menſchenkinder aufgetreten, die auch, ohne einen bunten Rock, hier und dort in meiner Funktion bewaffnet und bewehrt geſtanden hätten; das kann mir aber nicht gefallen. Ich frage nach Bild und Ueberſchrift, und wer mein Amt verſehen will, muß auch meinen Rock tragen, ſonſt erkenne ich ihn für keinen ehrliebenden Harlekin, ſo wahr ich einer bin! Der Bart macht den Mann; die bunte Jacke macht den Harlekin. — Freilich iſt meine Tracht ein wenig aus der Mode gekommen, aber das iſt nicht meine Schuld. Ich bleibe gern alter Sitte und Mode getreu, und haſſe die unnützen Neuerungen. Mein Kleid iſt mir bequem; ich mag kein neues. Die Ausgaben in usum Delphini ſind nicht jedermanns Kauf, und ein Harlekin darf, wenn er ein wahrer Harlekin ſeyn will, keine editio serio castigata ſeyn. Zwar laufen mir vielleicht die Jungen mehr als andern Menſchen nach, die nicht ſo hundertfarbig gekleidet einhergehen, allein das hat nichts zu ſagen. Die liebe Jugend liefert determinirte Anblicke für jeden Philantropiniſten, und ein ſolcher Mann, bin ich doch nebenher auch? — Uebrigens, wenn ſie mich erſt lange genug wieder angegafft haben, bleiben ſie auch wieder zu Hauſe, wenn ich ausgehe. — Das verdrießt mich am ſtärkſten, daß ſie in Wien erſt einen Federmann, dann einen Schilfmann, aus mir gemacht haben. Ich habe nichts mit Federn zu thun, und mit fremden Federn mich zu ſchmücken, dazu habe ich nicht Krähenwitz genug. Dieſe Art ſich zu kleiden ſoll zwar jetzt ſtark in der Mode ſeyn, aber, wie ſchon geſagt, ich bleibe gern bei dem Alten, und bin kein Freund der Moden. — Alſo, wie geſagt! da ſtehe ich, wie ehemals, in meinem bunten Jäckchen, frank und frei, und mache dem hochgeehrteſten Publiko mein Kompliment, nach ehemaliger Sitte und nach altem Brauch.“

„Und die Reiſe, guter Freund?“ —

„Sie iſt zurückgelegt, und ich bin geſonnen, wenn es Ihnen gefällig iſt, mich anzuhören, meine Reiſefata getreulich zu referiren.“

„Nun, ſo erzähle der Herr!“

„Herzlich gern! Sie wiſſen ja ohnehin, wie ſchwatzhaft ich unter guten Freunden bin. — Was mir aber Sorge und mich ein wenig ängſtlich macht, das iſt, daß ich alter Kerl jetzt wieder vor einem, größtentheils ganz neuem Publiko, erſcheinen und auftreten muß. Die Wenigſten werden mich von ſonſt her noch kennen. Was ſie von mir wiſſen, wiſſen ſie aus Relationen und Büchern, und ich ſelbſt habe noch nie ein Buch von mir, das ausſieht wie eine eigene Biographie, geſchrieben, wie das jetzt gebräuchlich ſeyn ſoll. Ich kann mir alſo ſchon vorſtellen, daß viele meiner Auditoren von meinem Weſen eben ſo falſche Begriffe haben werden, als ich welche von Sr. Majeſtät dem Groß-Mogol hatte, ehe mir die Gnade gewährt wurde, ihn von Perſon, und genau kennen zu lernen. Es iſt mir aber darum zu thun, ſo wohl ſelbſt in dem rechten Lichte zu ſtehen, als auch meine Beſchauer gegen mich ſelbſt in's rechte Licht zu ſtellen, deshalb erbitte ich mir ſicheres Geleit für mich und mein Weſen, im Fall mir meine Kunſt mißglücken ſollte; denn ich bin zu alt dazu, um mich von neuem mißhandeln zu laſſen. Deshalb verbitte ich mir auch geziemend alle Applikationen. Ich weiß wohl daß mein Feind, der ſelige Kronegk, mich oder mir ſelbſt ſagen läßt:

— — — Es klatſchen mir die Herrn.
Kein Wunder! Jedermann ſieht ſeines Gleichen gern.

Glauben Sie mir auf's Wort! das hat er ganz gegen meine Meinung, ohne mein Wiſſen und meinen Willen hingeſchrieben. Sie wiſſen ja, wie's die Dichter machen! das ſind loſe Vögel, die ſogar, wenn's ihnen einfällt, Engeln Worte in den Mund legen, an die jene guten geflügelten Geiſter gar nicht denken. Wie viel leichter iſt es ihnen nun nicht, einen armen Harlekin etwas ſagen zu laſſen, an das er in ſeinem Leben auch nicht gedacht hat? Wer ſein Spiel mit Göttern und Göttinnen treibt, der kann ja wohl auch einen Erdenwurm in der bunten Jacke zum Fangball der Sottiſe machen. — Ich will alſo hiermit geſagt haben, daß ich ſchlechterdings keine ſolchen Prätenſionen mache, wie meine Feinde vorgeben, daß ich von keiner Gucks-Dankbarkeit weiß, ſondern daß ich ganz ſtill und beſcheiden meine Leute nehme, wie ich ſie finde, und mich über ihre Gutherzigkeit nie luſtig zu machen pflege. Ich bin ſogar dankbarer, als man es vielleicht denkt, und weiß meine Freunde zu ſchätzen. — Als Gottſched, Kronegk und andere Schriftſteller auf mich losſchlugen, kam ich gar nicht zum Gehör, — denn die litterariſche Juſtitz iſt ein gottloſes Stückchen Arbeit! — ich mochte ſchreien, bitten und flehen, wie ich wollte. Sie ſchlugen ſo lange zu, bis ich nicht mehr ſchreien konnte. Meine Kehle war damals ruinirt. Zum Glück hatte ich das Podagra noch nicht, und konnte mich fort machen, ſonſt hätten ſie mich gar tod geſchlagen. Das iſt ihnen aber nicht gelungen. Ich lebe, und ſehe meine Feinde im Grabe. Ich kann noch auf Gottſcheds Grabe Viktoria trinken, und er iſt mit ſammt ſeiner ſchönen, gelehrten Viktoria, (die mir armen Teufel auch ſo gram, als den guten Verſen war,) jetzt längſt eine Speiſe der undelikaten Würmer geworden. So geht's in der Welt! — Ich habe meine Feinde mit Sanftmuth überlebt und überwunden, und mich jagten ſie im Sturm und Drang fort. Das hat dem lieben Gottſched und ſeiner theuern Viktoria keinen Seegen, — wenigſtens keinen Eheſegen gebracht; und der Magiſter Schwabe hat wegen ſeiner Heldenthaten an mir und an der berührten Madame, auch keinen Beinamen mit in die andere Welt genommen. Ich habe meinen Namen an das Monument der Neuberin zu Laubegaſt geſchrieben, und ihr alles vergeben, was ſie mir in Leipzig zu Leide gethan hat, als ich ſo öffentlich proſtituirt wurde. *) — Daraus kann man ſehen, daß ich kein böſes Gemüth habe. Die guten Leute waren damals alle enragirt, und in der erſten Hitze ſchlägt mancher, er weiß nicht wohin. Sie wollten ſich einen ewigen Nachruhm erwerben, und ich war das Kunſtwerk, an welchem ſie ihren Gothenzorn und Hunnengrimm ausließen. Vom Poſtament haben ſie mich damals geſchmiſſen, das iſt wahr! aber zerſchlagen und vernichten konnten ſie mich nicht. Ohne Paß mußte ich davon laufen, aber die Füße konnten ſie mir nicht abhacken. In effigie verbrannten ſie mich, aber ich habe niemals mehr gefroren, als eben damals, da ſie meinen Scheiterhaufen anzündeten. Mit Steckbriefen verfolgten ſie mich, aber meine Exiſtenz konnten ſie mir nicht rauben. Sie blamirten mich in ihren Schriften,

---

*) „Die an der Pleiße Strand
den deutſchen Harlekin aus ihrer Zunft verbannt." —
S. Theaterkalender v. J. 1777. S. 78.

über dieſe liegen jetzt nur noch bei Antiquaren, und ich befinde mich unter allen was modern und artig iſt. Ihr Zetergeſchrei hörte ich, aber ich nahm, wie der kluge Vielerdulder Odyſſeus, meine Zuflucht zur Baumwolle. Mein Gehör iſt konſervirt, und ich bin gerettet!“

„Und die Reiſefata?“

„Jetzo gleich ſollen Sie meine beſtandene Abentheuer erfahren. — Um die Chronologie brauchen Sie ſich nicht zu bekümmern, denn ich bekümmere mich auch nicht darum. Zudem habe ich auch kein Diarium geführt. Zuweilen fehlte mir es ſogar an Schreibematerialien. Aber ich habe ein Gedächtniß, als hätte ich es von Skaligern geerbt, und erzähle ſo ſicher, als ein franzöſiſcher Hiſtoriograph, den groſen Mr. Arouet nicht ausgenommen. — Alſo, hören Sie!“

I.

Harlekin zu Angora.

Sie werden ſo gut wiſſen, wie ich es weiß, da Sie jetzt Bruce's belehrende Reiſe geleſen haben, daß die Nil-Quellen nicht im Königreich Angorá entſpringen; aber Sie werden wiſſen, wo dieſes Reich liegt, und ich weiß es auch, und ich habe es durchreiſet, oder vielmehr durchwandert, denn ich bin, trotz Mr. Lukas, ein ſtarker Fußgänger. Ich trug damals einen braunen Oberrock über meiner bunten Jacke, denn ich wußte nicht, ob ich in meinem Regenbogenhabit der Angoriſchen Polizei trauen durfte oder nicht, die ſehr ſtreng iſt und Kapriſen hat, trotz einer Engländerin.

Ich machte mich nach der Hauptſtadt des Landes, um zu ſehen, wo der Wind herkäme. Es gieng damals ſehr luſtig in der Stadt zu, und der König war krank. Er hatte in einem derben Rauſche ſeiner Favoritin alle Haarlocken abgeſchnitten, und verfiel, als er nüchtern wurde, und ſah, was er angerichtet hatte, in eine ſchreckliche Krankheit. Die Aerzte wußten keinen Rath und kein Mittel für die Krankheit, daher entſchloſſen ſie ſich, um des Königs Gewimmer zu endigen, ihm den Mund methodiſch mit Erde zu ſtopfen. Daran waren ſie eben, als ich in der Reſidenz ankam, und ich hörte in der Hofapothecke, wo das Büreau der öffentlichen Neuigkeiten war, davon ſprechen. Der gute König dauerte mich, und ich wünſchte, ihm das Leben retten zu können.

In der erſten Hitze dachte ich nicht an meine Unterkleider, nahm eine tüchtige Priſe und knöpfte, um zu meiner Doſe zu kommen, meinen Oberrock zu weit auf. Das Unglück war geſchehen, und die Menſchen gafften mit offenem Maule mich an, als ſie meine bunte Tracht gewahr wurden.

Der Hofapotheker liſpelte einem guten Freunde in die Ohren:

„Der Menſch iſt ein menſchliches Chameleon!“

Ein alter Notarius ſetzte behende die Brille auf die Ueberreſte ſeiner ehemaligen Naſe, und ich knöpfte den Oberrock wieder zu.

„Freund! — begann der Apotheker — woher des Landes?“

„Aus Deutſchland;“ — antwortete ich ihm ganz gelaſſen und leerte mein Gläschen Likör.

„Aha! — Alſo aus Deutſchland?“ — fragte der Apotheker bedächtlich.

„Ja! aus Deutſchland.“

„Um Vergebung! wie iſt denn heuer die Krauſemünze in Deutſchland gerathen? daß ich fragen mag.“

„Die Münze hat eine ſehr gute Erndte verſprochen. Sie wird mit jedem Jahre beſſer kultivirt.“

„So, ſo! — Ein vortrefflicher Artikel! überhaupt. — Der Herr ſind vermuthlich ein reiſender“ — — —

„Harlekin.“

„Harlekin? Aha! Id est — ?“

„Ein bunter Mann.“

„So, ſo! — Bei uns giebt's keine.“

„Das iſt nicht gut!“

„Wie ſo?“

„Ein **Harlekin** iſt ein Mann omnium horarum; ein Mann, der in alle Sättel paſt; ein wahrer Leibes- und Seelenarzt.“

„Was Sie ſagen!“

„Eine Univerſalmedizin in nuce.“

„Potz Wetter!“

„Eine unentbehrliche Staatsmöbel.“

Damit empfahl ich mich, und wurde zwei Stunden darauf von der Polizei-arretirt.

Sie fanden meine Definition von einem Harlekin latior, und wollten mich aus der Stadt führen laſſen. Ich appellirte an den König, und das wahr men ſie übel. Sie wollten mich dennoch transportiren laſſen. Ich bat um's Wort, und hielt folgende Rede:

„Eigentlich, hochgeehrteſte Herren! weiß ich gar nicht, was ich ſagen ſoll. Mein Kleid ſpricht deutlicher für mich, als die Hieroglyphe eines Hundes für die Wachſamkeit, und die eines Sperlings für die Wolluſt, nach Athanaſius Kirchers unumſtößlicher Erklärung ägyptiſcher Zeichenſchreiberei. Hier steh' ich in all meinen Reizen vor Ihnen, wie einſt die berühmte Phryne in halber Draperie vor ihren Richtern. Die Richter blickten hin, und waren von ihrer Unſchuld ſchuldigerweiſe überzeugt. Blicken Sie auf mich, und lachen Sie nicht.“

Die Herren von der Polizei lachten laut auf, als ich mich in Poſitur ſtellte.

„Meine Herren! — fuhr ich fort, und zog meinen Oberrock ſchnell wieder an; — Ich habe gewonnen!“

„Das müſſen wir noch einmal ſehen!“ — ſchrieen ſie alle.

„Zum zweitenmal — ſagte ich ganz trocken; — koſtet's Geld.“

Bei der Gelegenheit erhielt ich die Erlaubniß, die ich ſuchte, Repräſentationen geben zu dürfen.

Nun war mein Glück gemacht.

Die Angoraner zogen wie Bienen nach meiner Bühne, ließen ihr Honig zurück und ſchenkten mir den Stachel noch oben drein.

Meine Darſtellungen gefielen außerordentlich, und eine derſelben wurde ſogar von der obengenannten, beſchorenen Favoritin des Königs beſucht. — Nach dieſem Beſuche erhielt ich ſogleich Ordre, meine Künſte bei Hofe zu zeigen. Der todkranke König lachte ſich geſund, vergaß all ſein Leid und wurde wieder ſo rüſtig, wie er vorher geweſen war. Ich wurde wohl belohnt und kam zu einer Privat-Audienz bei dem König. Was der König damals alles mit mir ſprach, kann ich aber hier nicht aufzeichnen. Genug, er behielt mich als Hofſpasmacher in ſeinem Dienſt.

Als mein berühmter Amts- und Kunſtbruder, Dominiko in Paris, wünſchte, einen lateiniſchen Vers aus der Feder des Mr. de Santeuil unter die Büſte des Harlekins, — welche die Vorderſcene des Italiäniſchen Theaters ſchmücken ſollte, — zu haben, und doch eine abſchlägige Antwort zu erhal-

erhalten fürchtete, reſolvirte er ſich kurz, zog ſeinen bunten Ornat an, gieng zu dem Gelehrten und lazzirte ſo lange in deſſen Zimmer herum, bis dieſer ſo warm wurde, daß er ſelbſt mit herum ſprang. Darauf umarmten ſie ſich feierlich, und Mr. Santeuil machte dem luſtigen Gaſte ſogleich den bekannten Vers:

Caſtigat ridendo mores.

Das hatte ich mir hinter's Ohr geſchrieben. — Einen Vers wollte ich nicht haben, aber die Gunſt des ernſthaften Finanzminiſters, der gegen mein Engagement erſchrecklich viel einzuwenden hatte. Das wurde mir alles hinterbracht.

Ich reſolvirte mich, wie Bruder Dominiko, kurz, zog mein Jäckchen an, nahm Larve, Pritſche und Hut, und eilte zu dem Finanzminiſter.

Mit Einem Sprunge war ich in ſeinem Kabinette. Ich machte ein zierliches Harlekins-Kompliment. — Er lachte nicht. — Ich machte einen Sprung. — Er lachte noch nicht.

„Ich ſehe nicht ein, — ſagte er; — wie es möglich iſt, daß der König, wie man ſagt, von deinen Poſſen entzückt ſeyn kann.“

Ich bat um's Wort. Er ſagte nichts. — Ich hielt folgende Rede:

„Sr. Majeſtät der König waren auf den Tod krank. Die Aerzte gaben alle Hoffnung auf. Ich erſchien. Ich wurde ſein Arzt; und der König genas. — Ein berühmter deutſcher Arzt, Doktor Auerbach, ein Mann, der zu Leipzig vierzig Jahr praktizirte, machte die Bemerkung, daß der größte Theil ſeiner Patienten mehr aus Traurigkeit und Bekümmerniß, als an wirklichen heftigen Krankheiten geſtorben ſey. Ew. Excellenz können mir glauben, daß das Lachen eine der beſten und heilſamſten Medicamente in der Welt iſt. Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß der berühmte Erasmus Roterodamus zu der Zeit, als er die Epiſteln obscurorum virorum las, mit einem gefährlichen Geſchwür geplagt war? Er las und lachte über das: diabolice me inutilem faciam, ſo ſtark, daß das Geſchwür aufgieng und er gerettet wurde. — Ich habe die Ehre, Ihnen zu verſichern, daß noch kein Menſch ſeine Abendmalzeit übel verdaut hat, der ſich es gefallen lies, mein geringes Auditorium mit ſeiner Gegenwart zu beehren.“

Der Miniſter ſchwieg. — Ich aber fuhr alſo zu ſprechen fort:

„Ich ſehe gar nicht ein, — läßt mein Freund Möſer meine Wenigkeit ſprechen; — warum man mir es verdenken will, daß ich das Vergnügen meines Nächſten zu meiner Hauptabſicht erwählt habe. Ich glaube vielmehr, die Freude muß allezeit in einer Welt willkommen ſeyn, in welcher nach der Rechnung einiger Algebraiſten die Maſſe des Böſen gegen das Gute, wie maximum minimum ſteht. — Wenn man nun über mich und meine Schwänke lacht, ſo folgt man nur einem ſehr wohlthätigen Berufe der gütigen alma mater rerum. — Große Leute ſind als berühmte Lacher bekannt geworden. Unter dieſe gehört ſogar der berühmte Konſul M. Tullius, nach dem Zeugniß ſeines Freundes Quinctilian. Der Philoſoph Demokritus wurde der Lacher genannt; und König Philipp von Macedonien war ein großer Freund des Lächerlichen. Das waren auch Demetrius Poliorcerta und Sylla. — Geben Sie mir zu, daß die Gabe, das Gefühl des Lächerlichen zu erregen, keine kleine Kunſt iſt, keine Alltagsfrucht, die auf jedem Brombeerſtrauche reift. Das wiſſen alle

Kenner und Bewunderer des groſsen Ariſtophanes ſehr wohl. Die Grazien, welche überall einen Tempel ſuchten, wählten dazu das Herz des Ariſtophanes, und verlieſsen es niemals; ſagt der göttliche Plato in einem ſeiner Sinngedichte. Ariſtophanes iſt tod, die Grazien ſuchen einen neuen Tempel, ſchlieſsen Ew. Excellenz ihnen Ihr Herz auf.“

Ich begleitete dieſe Bitte mit einem komiſchen Lazzo, und der Finanzminiſter lachte laut auf.

„Ich habe meinen Prozeß gewonnen!“ — ſagte ich und ſprang davon.

II.

Was nun erfolgte.

Ich hörte den Miniſter noch auf der Treppe lachen. — Er lachte nachher, ſo oft er mich nur erblickte, ſogleich aus vollem Halſe; und wurde mein Freund. — Er ſelbſt erzählte dem König den Vorfall, und der König lachte mit ihm. — Ich erhielt ſogleich Beſoldungszulage.

Schade nur, daß die Freude zu Angora nicht von langer Dauer war.

Der gute König wurde plötzlich von ſeinem böſen Bruder entthront, in einen Thurm geſperrt und ſeiner Augen beraubt.

Der Finanzminiſter, mein lachender Freund, verlor ſeinen Kopf, des Königs Favoritin wurde vergiftet, und ich, und der Hof- und Kabinets-Philoſoph des dethroniſirten Königs, wurden auf die Inſel Bilgerit verbannt, und in's Exil geſchickt.

Fatale Sitten und Gebräuche unter jenem Himmelsſtriche!

Warum ich mit einem Philoſophen gepaart wurde? das weiß der Himmel!

Er ärgerte ſich über dieſe Paarung. Ich lachte darüber. — Er ſah mich kaum an; ich war ſehr freundlich gegen ihn, wie das überhaupt meine Art iſt.

III.

Harlekins Aufenthalt auf der Inſel Bilgerit.

Die Einwohner auf der Inſel Bilgerit waren rauhe, unkultivirte Menſchen, die gar nicht wußten, was Philoſophie war. Mein Gefährte wollte ihnen das begreiflich machen, und wurde verlacht. Er ſchimpfte, und wurde von dem rohen Volke tod geſchlagen.

Mir thaten ſie nichts.

Binnen drei Tagen war ich ihr Freund.

Die Küſtenbewohner krönten mich mit einem Strohkranze, (bei ihnen ein Zeichen der Verehrung,) ſetzten mich auf ein Dromedar, und führten mich in die Hauptſtadt der Inſel zu ihrem Regenten. — Sechs Tänzerinnen mit klingenden Schellen ſprangen vor mir her, und ſangen:

Das iſt der Mann den wir gerne ſehen!
Das iſt der Mann den wir gerne ſehen!
Das iſt der Mann den wir ſehr gern ſehen! u. ſ. w.

Der Regent, vor dem ich meine Künſte zeigte, nahm mich gnädig auf und lachte gar ſehr über mich. Ja, er prügelte mich ſogar mit eigenen Händen ungemein gnädig durch; worüber ſich einige Hofleute entſetzlich ärgerten, denn eine Prügelſuppe von des Regenten Händen gereicht, je derber, je lieber! war das höchſte Zeichen ſeiner Gnade.

Ich machte mir gar nichts daraus, und hätte meine empfangene Tracht gern an andere abgelaſſen, die ſich über die mir erzeigte Gnade ärgerten; aber das ließ ich mir nicht aus, und bezeigte mich kreuzlahm, auſſerordentlich vergnügt über den Zuſchuß von hohen Händen. Bei mir ſelbſt aber beſchloß ich, mich ſo bald als möglich aus dem Staube zu machen, und mein Glück ungeprügelt anderswo zu erwarten.

Als mein Rücken wieder heil war, verlangte mich die Gemahlin des Regenten zu ſehen. Ich gieng dahin, wohin man mich führte, wiewohl nicht ohne Herzensbeklemmung, weil ich ein abermaliges gnädiges Traktement zu erhalten befürchtete.

Ich mußte in der Antichambre warten, denn die Regentin war noch bei der Toilette, und ließ ſich ihre Haare ſo eben mit Urin und friſchem Kuhmiſte ſalben, wie man mir erzählte, um ſo geputzt und geſchmückt wie möglich, zu erſcheinen.

Sie wundern ſich über dieſe vortreffliche Salbe? Thun Sie das ja nicht, meine Damen! Sie wiſſen ja nicht, woraus Ihre Salben und Schönheitswaſſer fabrizirt werden. — Zu Bilgerit war der Kuhmiſt bei den Damen von Geſchmack am Brete. Ländlich, ſittlich! — Gebräuche und Moden ſind Länder- und Völker-Tyrannen; und wie Voltair's Mahomet ſagt: Le monde est fait pour les Tyrans!

Sie nennen das unſittlich? — Sagen Sie mir doch: was iſt unſittlich? Wir ſittlichen Völker in Europa haben für das Sittliche ſo verſchiedene Maaßſtäbe, daß wir en corps über die Sittlichkeit der Bilgeriter Damen nicht einmal die Achſeln zucken können.

Was denkt ein Deutſcher dabei, wenn eine Franzöſin öffentlich und laut von ihrer Arzenei, von ihren Kliſtiren ꝛc. ſpricht? wenn eine ſittliche Italienerin ihm ohne Bedenken ſagt: daß ſie wegen einer gewiſſen, böſen Krankheit Arzeneien gebrauche? Was ſollen die ſittlichen Völker insgeſamt denken, wenn ſie ſehen, daß auf der Portugieſiſchen Bühne der Wind, welchen mit jedem Worte ein altes Weib ihrem Herrn unter die Naſe ſtreichen läßt, der beſte Spas und die trefflichſte Pointe eines Schauſpiels iſt, welches ſehr gefällt, herzlich belacht und raſend beklatſcht wird? *) Was ſollen ſie denken, wenn der Verbeſſerer der Italieniſchen Bühne ein Kind auf's Theater bringt, das ſich unreinlich hält?

Der bekannte D. Smollet kannte eine Dame, welche ſich jederzeit von ihrem Adorateur auf das heimliche Gemach führen lies, wo er ſie, ſo lange es die Nothwendigkeit erforderte, unterhalten mußte. Welche Betrachtungen bleiben den Liebhaber in dieſem Fall? Wahrlich! in dieſem Standtpunkte hätte Petrarcha kein einziges Sonnet auf ſeine Laura gedichtet.

Bedenken Sie übrigens, daß in der Natur nichts ſo widerwärtig, nichts ſo ekel und niedrig iſt, das ſich nicht in den Gebräuchen einer, oder der andern Nation verjährt hätte.

In Paris liebt man mürbe geſchlagenes Fleiſch; in London ſpeißt man es halb roh. Und ein Leqiboljer rührt ſeinen Fiſch eben ſo wenig, als ein

---

*) Nach dem Bericht eines Augenzeugen. — S. Dalrymple Reiſen durch Spanien und Portugal. S. 173. 174.

Neuſeeländer an, wenn er nicht halb verfault iſt. — Die civiliſirten Kamtſchadalen trinken den Urin ihrer Gäſte eben ſo gierig, als die Bewohner von Nova Zembla ihr ſtinkendes Thranöl trinken. Die Kaffern verzehren mit Behagen die Eingeweide der Schafe, die Grönländer ſpeiſen mit ihren Hunden aus Einer Schüſſel. Und, finden Sie das ekelhafter, als wenn ein ſehr ſittlicher Franzos ſeine mit Schnupftoback überzogenen Finger in ſeine Schüſſel mit Ragout tunkt; jederzeit, bei dem dritten Biſſen ſeine Doſe hervorzieht, mit der angenehmſten Geſtikulation eine Priſe nimmt, und dann ſein Schnupftuch, ein wahres Tünchbret der Unſauberkeit, herauszieht, und ſeine Gunſtbezeugungen allen ſehr freigebig mittheilt, welche das Unglück haben ſeine Nachbarn zu ſeyn? — daß man zu Tibet den Unrath des Dalai Lama gepulvert über die Speiſen, gleich einer Würze, ſtreut, iſt bekannt. *)

Die Schrift der Europäer geht von der Linken zur Rechten; die der Juden, von der Rechten zur Linken; und die Chineſer ſchreiben in Säulen, von

---

*) S. Allgem. Hiſtorie aller Reiſen. VII. B. S. 219. — Happelii Relat. Curioſ. T. I. p. 146.

oben herunter. Eben ſo geht es auch mit den Sitten und Meinungen der Völker zu.

Es iſt nichts von Erheblichkeit in der Welt, in welches die Engländer nicht eine Rechnung miſchen, die Italiener Poſſen, die Deutſchen Wein, die Spanier Andacht und die Franzoſen Galanterie.

Das alles beiher geſagt!

Als die Regentin ihre Toilette gemacht hatte, unterhielt ſie ſich mit ihren Thierwärterinnen, zog Nachrichten von ihren Affen, Meerkatzen, Igeln und Schildkröten ein, und ſchlichtete einige Streitigkeiten, welche unter dieſen Weibern ausgebrochen waren, welches ſchier alle Tage geſchah.

Das erinnerte mich an einen Herzog von Parma, der ſich täglich damit beſchäftigte, Komödianten, die er bezahlte, auszuſöhnen. „Ich kann nicht glauben, — ſagte dieſer Prinz — daß es in Europa einen größern Politiker giebt, als ich einer bin, wenn er nicht das Geheimniß beſitzt, eine Bande Komödianten unter einander einig zu erhalten.“

Nach ausgeſprochenem Urtheil über die Sache der Thierwärterinnen, lies mich die Regentin vor ſich.

Sie verlangte meine Künſte zu ſehen, und ſah ſie. — Der Regent kam auch dazu. Beide bezeigten ſich ſehr zufrieden, und der Regent war ſo gnädig, mich abermals durchzuprügeln.

„Das iſt der Beweiß, daß der Regent ſehr gnädig, daß er der tapferſte Mann in ſeinem Reiche iſt, und daß man ſich vor ihm demüthigen muß;“ — ſagte ein Hofherr.

Ich wurde halb ohnmächtig in meine Hütte getragen, und der Regent ſendete mir für dieſe Nacht ein Mädchen. — Aber ich war wie gerädert, gedachte der, meiner geliebten Kolombine geſchworenen Treue, und entlies die Schöne, wie ſie gekommen war. Deshalb ſchimpfte das Mädchen gar ſehr auf mich, und ihre Brüder wollten mich wegen des, ihrer Familie angethauen Schimpfs ermorden. Ich ſtellte mich aber todkrank, entgieng dadurch ihren Dolchen, und fiel in die Hände der Landes-Aerzte.

Dieſe waren erbärmliche Ignoranten, ſchlugen mir eine Ader, und verſcharrten mich zum Schwitzen in ein Bündel Heu.

Ich hörte von ungefähr, daß ein holländiſches Schiff in dem Hafen lag, deſſen Kapitain dem Regenten ein Paar rothe Sammet-Hoſen und einen ſilbernen Treſſenhut, der Regentin aber eine Dormöſe und ein Hackebret geſchenkt hatte; wofür er die Erlaubniß erhielt, Sklaven einzukaufen. Der Regent verhandelte ſelbſt allergnädigſt achtzig Stück Unterthanen an den Kapitain und verdarb ſeinen Kaufleuten den Markt, weil er ſeine Waare ſehr wohlfeil losſchlug. Mich verkaufte er auch mit, für 30 Stück Nägel und eine Vogelflinte, und ich wurde nach dem Schiffe gebracht.

Der Kapitain wunderte ſich ſehr, ſtatt einen ſchwarzen, einen bunten Mann gekauft zu haben, und ſah mich mit groſen Augen an.

IV.

Die Seereiſe.

„Wo zum Teufel, Kilian! — rufte der Kapitain aus; — kömmſt du her? Sitzt ſo ein rederyker Kerl auf der Inſel unter den Schwarzen, und bringt mich um meine Nägel und um eine Vogelflinte. Da muß der Teufel drinn ſitzen!“

Ich theilte ihm ganz kurz meine Fata mit, und beſchwor ihn, mich nicht zu verſtoßen.

„Du biſt ein Narr! — ſagte der Kapitain; — Ich werde dich nicht über Bord werfen laſſen. Mich dauert nur meine Flinte. Dich hätte ich nach unſern Traktaten umſonſt bekommen müſſen, da du ein Weißer und ein Chriſt biſt. Der Regent hat mich betrogen, aber ich will ihn ſchon wieder betrügen. Die Liſt dieſes Purſchen ſoll vor meiner Schlauheit die Flagge ſtreichen, oder ich will mich in den Grund ſchießen laſſen. Lauter verlegene Waaren ſoll er bekommen.“

Das Schiff war gepfropft voll Sklaven, und wir ſegelten ab.

Zur Ehre der holländiſchen Menſchheit verhandelte der Kapitain ſeine Sklaven mit Profit an einen Engländer, übergab ſie ihm, und gieng wieder nach Bilgerit und Angora, neue Sklaven einzukaufen.

Ich mochte ihn auf dieſem Menſchenfangszuge nicht begleiten, und gieng bei dem Engländer an Bord, der mir verſprach, mich in den Staaten des Gros-Mogols, wohin ich wollte, auszuſetzen. — Und, er hielt Wort.

V.

Harlekin im Dienſte des Gros-Mogols.

Ich wanderte in einer Pilgrimskutte, mein buntes Kleidchen, in Wachstuch geſchlagen, unter dem Arme, nach einem Luſtſchloſſe zu, auf welchem der Gros-Mogol ſich damals eben befand.

Die Wache verwehrte mir den Eintritt in den Schloßhof. Wir diſputirten uns herum, und der Offizier kam herbei.

Schnell kleidete ich mich gehörig an, und bat ihn in meiner bunten Geſtalt, mir den Eintritt in den Schloßhof zu erlauben.

„Es ſoll dein Begehren gemeldet werden;“ — ſagte er, und lies mich in die Wachtſtube treten.

Bald darauf erſchien ein Page, beſah mich auf allen Seiten, und ſprang lachend davon.

Ein Hofherr kam nun wieder mit dem Pagen und beide gaften mich lachend an.

„Was willſt du in dem Schloßhofe thun?“ wurde ich gefragt.

„Ich will dem großen Beherrſcher von Indien meine Künſte zeigen;“ — gab ich zur Antwort.

„Nun! ſo komm mit uns.“

Ich folgte ihnen nach.

Der Gros-Mogol ſaß unter einem Baldachin im Garten. Vor dem Baldachin ſtanden vier und zwanzig Mädchen, tanzten und machten Muſik.

Schnell wie der Blitz ſtand ich mitten unter den Tänzerinnen und machte mein Kompliment auf ächte Harlekins-Manier.

Alle ſchrieen laut auf; und der Mogol lachte ſo ſtark, daß er ſich den Bauch halten mußte.

Da der vortreffliche italieniſche Aſtrolog Damaſzenus uns unumſtößlich gezeigt hat, wie man nach dem Ausdrucke des Lachens die Temperamente der Menſchen beſtimmt angeben kann, ſo kann ich meinen Zuhörern geradezu und ohne Gewiſſensſkrupel ſagen, daß der Mogol ein Phlegmatikus war.

Damaſzenus ſagt: „Eigen iſt dem melancholiſchen Temperamente der Ausdruck des Lachens: hi, hi, hi! der Choleriſche lacht: he, he, he! Wer ſanguiniſch iſt, lacht: ho, ho, ho! und der Phlegmatikus lacht: ha, ha, ha!“

Da nun der Mogol ha, ha, ha! ꝛc. lachte, ſo kann ich mich in meiner Angabe gar nicht irren.

Alſo

Alſo — der Mogol lachte. — Als er ausgelacht hatte und wieder zu ſich kam, fragte er:

„Wer iſt denn der Kerl?“

Ich ſprang ſchnell näher und erzählte ihm, mit Geſten meine Erzählung begleitend, einen luſtigen Lebenslauf, den ich den meinigen nannte, und hatte die Satisfaktion, daß der Mogol beinahe vor Lachen erſtickte.

Er befahl, man ſolle für mich ſorgen, und er ſelbſt wolle indeſſen überlegen, was mit mir anzufangen ſey.

Ich erhielt ſogleich ein gutes Logis, und Eſſen und Trinken vollauf. — Dieſe Nacht ſchlief ich herrlich, und früh lies mich der Hofmarſchall zu ſich rufen.

Er zeigte mir an, daß ſein Souverain geſonnen ſey, mich in ſeine Dienſte zu nehmen.

Damit war ich zufrieden.

Ich wurde Mogoliſcher Kabinets-Schwankmacher, und wurde beſſer bezahlt, als des Mogols Erſter Miniſter. Dieſer Mann aber machte dem guten Herrn auch immer üble Laune, da ich hingegen ihm nichts, als frohe Augenblicke und eine heilſame Erſchütterung ſeines Zwergfells gewährte.

Seine Zufriedenheit kontentirte auch mich ungemein, und ich fieng nach und nach an, das böſe Jahr 1737 und mein Unglück zu Leipzig zu vergeſſen.

Ich verglich das Schickſal der glänzendſten Epoche der Carlino's, Kurtze, Denners, Schernitzky's, u. a. meiner Brüder mit dem meinigen, und fand, daß meine Verbannung durch Gottſched, den kühnen Harlekinswürger, mich dermalen mehr beruhigen als beunruhigen konnte. Ich ſtand in einer Gage, in der noch nie ſeit Erſchaffung der Welt ein Harlekin geſtanden hatte. Ich ſtand in einem Anſehen, deſſen ſich auch Garrik nicht erfreuen konnte. Zwar weiß ich ganz wohl, daß mein Bruder, der ſelige Pietro Maria Cechini, von dem Kaiſer Matthias in den Adelſtand erhoben wurde; aber das half ihm weder zu Gelde noch zu einem Anſehen, deſſen ich als Mogoliſcher Kabinets-Schwankmacher genoß.

Zuweilen fragte mir mein gnädigſter Herr auch meine Meinung über ernſthafte, und ſogar über Staats-Angelegenheiten ab. Da ich ihm denn immer mit dem beſten Rathe von der Welt an die Hand gieng. Er gab dieſe meine Rathſchläge hernach für eigene Gedanken aus, und die Räthe fanden ſehr viel Weisheit darinne, denn ſie ahndeten ja nicht, daß ſie aus dem Kopfe eines — wie ich mich nie gern nennen hörte — Hannswurſts kamen.

Die Deutſchen, Hannswurſt; die Holländer, Pickelhäring; die Franzoſen, Jean Potage; die Italiener, Maccaroni; die Engländer, Jack Pudding; — So nennt jede Nation den Harlekin nach dem National-Lieblingsgericht. Die Originale zu dieſen Namen ſind Vielfreſſer, dumme Dorfteufel, grobe Rüpel, aber keine Harlekine, wie ich ein Harlekin bin. — Doch, was ereifere ich mich darüber? Sie kennen mich ja ſchon.

Hören Sie einmal an!

Mein allergnädigſter Herr war muſikaliſch. — Er ſpielte das Inſtrument Brummeiſen, auch genannt: die Maultrommel, und neuerlich, Mundharmonika, ganz excellent, und wer ſich bei ihm nur ein wenig inſinuiren wollte, der mußte das Brummeiſen ſpielen.

Lachen Sie nicht über meinen Mogol!

Ich habe den letzten Herzog von Merſeburg noch gar wohl gekannt. Dieſer Herr hatte eine ganz beſondere Liebe und Affektion gegen die Baßgeigen, und konnte auch nur durch dieſe Inſtrumente beruhiget werden, wenn ihm der Wirbel in den Kopf kam. Täglich war um zwölf Uhr Mittags Konzert auf dem Zimmer ſeiner Gemalin, und in demſelben ſpielte er die Baßgeige, von der er ein ſo großer Liebhaber war, daß er ſie ſelbſt in der Schloßkirche, unter dem Geſange, ja oft auch unter der Predigt, ſtrich. Er hatte eine Baßgeige von ungeheurer Größe, die er die Königin der Baßgeigen zu nennen pflegte, und die ihm, wenn er wegfuhr, auf einem großen Erndtewagen nachgefahren wurde. *) Als ſeine Gemalin eine Tochter gebar, wollte er das Kind nicht annehmen. Als man ihm aber ſagte, ſie habe eine kleine Baßgeige mit auf die Welt gebracht, ſo war alles gut. — Es ſollten der Herzogin zwei Güter als Allodium übergeben werden; um ihn zu dieſer Handlung zu bewegen, ſchickte man ſeine Baßgeige voraus, und dieſer folgte er mit Vergnügen.

Lachen Sie nun nicht über meinen Mogol und ſein Brummeiſen.

---

*) Memoires de Mr. B. de Poellnitz, T. I.

Er ſchenkte mir ein ſolches Inſtrument, ich übte mich auf demſelben und wurde gar bald deſſelben ſo mächtig, daß ich mich einen Künſtler konnte ſchelten laſſen. Das gefiel meinem Mogol gar ſehr. Spielten wir nun zuweilen in müßigen Stunden, deren der Mogol leider! zum Beſten ſeines Reichs gar viele hatte, zuſammen: ſo ſpielte er das erſte, und ich das zweite Brummeiſen. Kamen der Miniſter und der Beichtvater noch dazu, ſo ſpielten wir Quartetten.

Der Mogol lernte die Stückchen aus dem luſtigen Schuſter von mir, und ſpielte ſie königlich ſchön, mit Ausdruck und Gefühl.

Der Mogol hatte eine Tochter. Dieſer mußte ich Stunden auf dem Brummeiſen geben, und wurde durch die Bekanntſchaft mit ihr, in einen ſchlimmen Handel verwickelt.

Die Prinzeſſin Saffra war eine Dame von ungefähr acht und zwanzig bis dreißig Jahren, und war noch immer unverheurathet. Das war ihr ſchon längſt unerträglich geweſen, und ſie hielt ſich deshalb ſchadlos. — Jetzt liebte ſie einen jungen Offizier von der Leibgarde und war ihm ſehr ergeben. Der junge Herr aber wurde nach und nach, ich weiß nicht warum, kalt, und erkohr ſich ein anderes Liebchen. Davon hatte die Prinzeſſin Nachricht erhalten, und ſchäumte, ſo zu reden, und wie es die Mogoliſchen Prinzeſſinnen machen, vor Wuth. Sie beſchloß, ſich an dem Treuloſen empfindlich zu rächen, aber ſie wußte ſich ſo zu verſtellen, daß er nichts merkte. — Eines Abends beſtellte ſie ihn zu ſich, und als er kam, ſchnitt ſie ihm erſt die Kehle und dann den Kopf ab, hackte ihm ganz mogoliſch die Beine vom Rumpfe, und ſteckte den Körper in einen Sack. — Dieſen Unglücksſack gab ſie mir mit dem Befehl, ihn bei Verluſt ihrer Gnade in den Fluß zu tragen. Sie machte mir auch kein Geheimniß aus dem Inhalt des Sacks, und ich wagte es nicht einer Dame von ſolcher Reſolution eine abſchlägige Antwort zu geben; denn wie leicht iſt es ihr, dachte ich, deinen Rumpf dem Todten beizugeſellen! — — Ich wanderte alſo, an Armen und Beinen zitternd, mit meiner blutigen Fracht nach dem Fluſſe zu. Unterwegs ſties ich unglücklicherweiſe auf die Runde, und dieſe nahm mich nolens volens ſammt meinem Sacke mit auf die Wache. Der Sack wurde geöffnet, der Kopf des Offiziers wurde erkannt, und ich wurde als ein Mörder der Juſtiz überliefert. Ich wollte die Prinzeſſin nicht verrathen, und das Schwerdt ſchwebte mir über dem Haupte. — — So ſtanden die Sachen, als die Prinzeſſin ihres getreuen Dieners gedachte. Sie lies den Kerkermeiſter beſtechen, und ich mußte die Flucht ergreifen. Sie wurde nicht kompromittirt, und ich verlor leider! das ſchönſte Stückchen Brod, das ich in meinem Leben gehabt habe.

Ich lief in der Angſt durch die Tartarei, und kam durch ein Fleckchen zerfallene Grenzmauer nach China.

VI.

Begebenheiten in China.

Die Chineſer haben ſtrenge Polizei, und wären ſie nicht ſo groſe Liebhaber vom Bunten, ſie hätten mich gewiß halb tod geſchlagen, weil ich ohne Reiſepaß in ihr Land gekommen war. Aber da ſie mein buntes Jäckchen ſahen, führten ſie mich ungeprügelt zu einem Mandarin, der mich ſcharf examinirte, dem ich eine erdachte Lebensgeſchichte erzählte, und der mich, mit meinem luſtigen Benehmen zufrieden, mit einem Paſſe verſah, daß ich nach Peking reiſen konnte.

Eine ſolche ungeheuere Stadt habe ich in meinem Leben und auf allen meinen Reiſen nicht wieder geſehen. So viele Wimpel, Flaggen und Fahnen, wie ich in Peking vor allen Häuſern beinahe, auf langen, bunt gemalten und vergoldeten Stangen ſah, werde ich gewiß auch nie wieder ſehen. Ich war außer mir als ich in die Stadt trat, ſprach nichts, dachte aber, wie das gewöhnlich der Fall iſt, wenn man nicht ſpricht, ſehr viel.

Der Anſchlag an einem Hauſe:

„Hier iſt eine Wohnung für einen einzelnen Menſchen zu vermiethen;“

zog mich ſogleich in dieſes Haus. Es gehörte einem ſogenannten Maler. — Er zeigte mir das Logis, es gefiel mir, wir wurden Handels eins, und ich zog ſogleich ein.

Der Maler war ein Wittwer, Vater von drei Töchtern, und war ſchon hoch in die Jahre. Uebrigens war er ein gefälliger Mann, und ſtrich Wagen, Thüren, Fahnenſtangen, Särge, Schränke, Laden und Häuſer mit ſehr glänzenden Farben an.

Das nannte er: malen, und daher ſchalt er ſich ſelbſt einen Maler, wie das mehrere in und auſſerhalb China thun.

Wie nun die Menſchen ſind!

Ich bemächtigte mich bald ſeiner Gewogenheit und ſeines Zutrauens, und weil er mich an den Tiſch nahm, ſo wurde ich auch mit ſeinen Töchtern bekannt, die ſehr gute Mädchen, aber weder beleſen, noch ſehr witzig waren. Uebrigens ſtanden ſie, wie alle Chineſerinnen, auf ſehr ſchlechten, (d. h. ſehr kleinen,) Füßen. Ueber ſieben Zoll war keiner ihrer Füße lang. Kein Wunder, wenn ein ſolches Mädchen zu Falle kömmt! Das bewirken die Begriffe von Schönheit. Denn je vornehmer eine Chineſerin iſt, und je ſchöner ſie ſeyn will, je kleinere Füßchen muß ſie haben. Das iſt ſo in der Regel in China. Die Füße werden von Jugend auf ſtark eingewickelt und gepreßt, und dürfen nicht zum Wachsthum kommen. Man erduldet alle Qualen der Hühneraugen, und achtet keine Schmerzen des Krampfes, um kleine Füße zu haben. So mächtig iſt die Mode!

Die Malers-Töchter waren wahre chineſiſche Schönheiten; blaß von Geſicht, hatten kleine Aeugelein, über denen ſie, um ſie recht klein zu machen, die Haare aus den Augenbraunen geriſſen hatten, tingirten ihre Lippen mit einem rothen Zinnoberſtriche, (was einen ſehr guten Effekt macht,) hatten groſe Ohren und lange Arme, und waren ſehr gut bei Buſen.

Sie lachen, meine ſchöne Damen? — Lachen Sie über meine chineſiſchen Malers-Töchter?

Lachen Sie nicht über dieſe allein. Eine kleine Ausſchweifung in meiner Erzählung ſoll Ihnen reichlicherern Stoff geben, über mehr, als über meine Chineſerinnen allein, zu lachen.

Sie halten auf ſchöne, blendend weiße Zähne? die Damen in Indien färben ihre Zähne roth, in einigen Gegenden ſchwarz, und die Schönen in Japan vergolden dieſelben. Die Grönländerinnen färben ihr Geſicht blau und gelb, und wenn eine Türkin recht ſchön ſeyn will, muß ſie rothes Haar haben. In dieſem Fall ertrozt ſie durch die Kunſt, was ihr die Natur verſagt. Sie wiſſen doch, daß die Hottentotten-Geliebten ſtatt Perlen und Edelgeſteinen um ihre Arme und Füße, rauchende Eingeweide winden? die guten Geſchöpfe halten ſich in dieſem Schmucke für unwiderſtehlich. — Die Türſinnen vergolden ihre Augenbraunen, und färben ihre Fingernägel roſenroth. Zu Nathal trägt man 10 Zoll hohe Hauben aus Rindstalg, feſt auf den Kopf gepicht.

Ich muß Ihnen noch etwas über den Kopfputz jeder geſchmackvollen Chineſerinn ſagen. — Sie trägt die Figur eines kupfernen oder goldenen Vogels, nachdem es ihr Stand erlaubt, auf dem Kopfe. Die ausgebreiteten Flügel dieſes Vogels fallen über die Stirn, und bedecken die Schläfe; der Schwanz, welcher lang und ausgebreitet iſt, bildet einen ſchönen Federbuſch; der Schnabel aber bedeckt die Naſenſpitze der ſchönen Vogelträgerin. Der Hals iſt an den Körper dieſes künſtlichen Thieres durch eine Sprungfeder befeſtiget, damit er mit deſto größerer Freiheit, bei der geringſten Bewegung, zitternd ſich bewegen kann.

Was ſagen Sie zu dieſem Kopfſchmuck? Verdient er nicht eben ſo gut eine gefällige Nachahmung, als die wachstuchenen Quaſihelme der franzöſiſchen Chaſſeurs, welche unſere jetzigen Modedamen in den Schutz und auf ihre Köpfe genommen haben?

Ueberlegen Sie das mit allen ihren Freunden, Prieſtern und Prieſterinnen der ſchönen Modegöttin mit Falkenaugen, und geben Sie ihr gnädiges Fiat von ſich.

Zu meinen Wirthstöchtern zurück!

Es waren, wie geſagt, chineſiſche Schönheiten, gute Mädchen, und brave Haushälterinnen. Sie konnten auch ein wenig malen, (d. h. anſtreichen,) und vergolden; aber große Künſtlerinnen waren ſie nicht. Sie tranken beſtändig Thee, ſchwatzten aber dennoch doch wenig, und mediſirten gar nicht, ob ſie gleich, wie geſagt, die Theetaſſe nicht aus der Hand brachten.

Der Vater war eben ſo ſtolz auf die Schönheit ſeiner Töchter, als er auf ſeine Geſchicklichkeit ſtolz, und von ſeinen Kunſtverdienſten eingenommen war. Das war mir gleichgültig.

Ich beſuchte die Schauſpielhäuſer, deren es in Peking ſehr viele giebt. Sie ſind zum Beſten der Zuſchauer ſehr bequem eingerichtet, und in jedem derſelben können gegen 3000 Perſonen an Tafeln ſehr gut bewirthet werden. Die Zuſchauer können bekommen, was ſie verlangen, und das thut auch Noth, denn des Morgens gegen 10 Uhr gehen die Schauſpiele an, und endigen ſich gewöhnlich erſt mich 10 Uhr des Abends. Man lebt mit 10 bis 12 Fun, (Stübern) des Tags über in einem ſolchen Schauſpielhauſe, und für das Schauſpiel ſelbſt bezahlt man nichts.

Ich kenne einige Städte in Deutſchland, wo man das Schauſpielweſen ſehr vortheilhaft eben ſo einrichten könnte.

Die Chineſer ſind gegen uns erbärmliche Schauſpieler, aber ſie gefallen ihren Landsleuten ſehr.

Ich wünſchte, dem Kaiſer meine Aufwartung zu machen, und wendete mich an den Staats-Mandarin mit den zwei Pfauenſchweiſſen auf der Mütze. Ich legte Proben meiner Geſchicklichkeit vor ihm ab, gefiel, erhielt Vertröſtungen, und kehrte ſehr vergnügt in meine Wohnung zurück.

Der Maler ſah mir es an, daß ich vergnügt war, und ich entdeckte ihm meine Hoffnungen. Er fragte mich: ob ich geſonnen ſey in China zu bleiben? Ich bejahte ſeine Frage, und ſeine Töchter betrugen ſich von jetzt an noch artiger gegen mich. Beſonders ſchien es die Aelteſte, Kaba genannt, auf mich abgeſehen zu haben, und das konnte ich ihr weder verwehren, noch verdenken.

Mein Protektor, der Staats-Miniſter, lies mich bald darauf rufen, und ich wurde dem Kaiſer vorgeſtellt.

Da legte ich Proben meiner Talente ab, ſchien Se. Majeſtät wohl unterhalten zu haben, und gieng ſehr vergnügt von dannen.

Kaba war ſehr geſprächig, als ich zurück kam, und hätte ich nicht eben noch zu rechter Zeit an meine Kolombine gedacht, ich glaube, ich hätte ihr auf der Stelle einen Kuß gegeben, wenn ſie mir es erlaubt hätte.

Indeſſen erwartete ich mit Ungeduld eine zweite Audienz bei dem Kaiſer, aber es kam nicht dazu.

Ganz unvermuthet wurde ich eines Tages von 25 Mann Soldaten abgeholt, und aus dem Reiche, jedoch ſehr höflich, geführt. Man brachte mich bis in die Gegend des Forts der Portugieſen zu Makao, und händigte mir für meine Mühewaltung bei Produzirung meiner Kunſt vor dem Kaiſer, ein Gedicht über meine Kunſt ein, welches der gute Monarch ſelbſt gedichtet hatte.

Ich ſchüttelte den Staub von den Schuhen, bedankte mich ſehr ſubmiß, und gieng auf ein portugieſiſches Schiff.

So endigte ſich meine Sendung nach China.

VII.

Harlekin zu Batavia.

Daß ſich der Kaiſer von China die Mühe genommen hatte, meinetwegen den Pegaſus zu beſteigen, war eine ſehr große Ehre für mich. Ein Viatikum wäre mir aber lieber geweſen, denn meiner Kaſſe drohte ein baldiges Verſcheiden. Dennoch verlor ich den Muth nicht, und hofte auf Gelegenheit meine Börſe wieder füllen zu können.

Mit dieſer Hoffnung legte ich mich zu Bette, und gegen Mitternacht brach ein heftiger Sturm los, der gegen Morgen unſer Schiff an einem Felſen zerſchmetterte. Ich warf mich in's Meer, und erreichte halb ohnmächtig Land. Es war ein dürrer Sandfels, auf welchem ich mich befand. Ich ſuchte Lebensmittel, und fand eine Goldbörſe. Ich ſteckte die Börſe zu mir, bedauerte den, der ſie verloren hatte, konnte mich aber doch nicht recht über meinen Fund freuen, denn ich hatte groſsen Hunger.

Nachher fand ich einige Schildkröteneier, und die bekamen mir ſehr wohl.

Ein engliſches Schiff erlöſte mich, und nahm mich auf.

Der Kapitain, dem ich vorgeſtellt wurde, las Youngs Nachtgedanken, und ſah mich kaum an. Als er ſeine Augen aber auf meine bunte Kleidung warf, nannte er mich Yorik, und zeigte mir eine Stelle im Hamlet, wo ein Narr auch ſo genannt wurde. Er war übrigens ein ſehr ernſthafter Mann, und ſchenkte mir einen blauen Oberrock, um meine bunte Narrenblöße zu bedecken. Er ſelbſt trug auch einen Oberrock von eben dieſer Farbe.

Ich gieng ihm aus dem Wege, und er fragte nicht eher wieder nach mir, bis wir nach Batavia kamen. — Hier ſchenkte er mir zwei Guineen, und wünſchte mir, wohl zu leben.

Ich kam alſo nach Batavia, und es war gut, daß ich die Goldbörſe gefunden hatte, denn wer dort kein Geld hat, iſt übeler daran, als einer, der eine Reiſe nach Siberien ohne ſechs Pelze machen muß.

Ich fragte in Batavia ſo lange herum, bis ich einen Deutſchen fand, der daſelbſt das Tiſchlerhandwerk trieb, und beiher Sommervögel, Conchilien, Steine und Kräuter ſammelte, die er für Geld nach Holland und Deutſchland an die Liebhaber ſendete. Dabei befand er ſich nicht übel, und lebte ſehr gut. Das war er aber auch gewohnt, denn er war aus einer Reichsſtadt in Schwaben gebürtig.

Ich ſuchte dem Herrn Gouverneur meine Aufwartung zu machen, und das hielt ſehr ſchwer. Indeſſen gab ich auch diesmal meine Hoffnung nicht auf, und zog in das Haus meines Landsmanns, des Tiſchlers.

Einſtweilen fieng ich Schmetterlinge mit ihm, botaniſirte und ſuchte Schnecken, wie er.

Endlich kam ich doch noch bei dem Gouverneur zur Audienz, und erhielt von ihm die Erlaubniß, „mich ſo gut zu nähren, wie es mir möglich ſey.“

Ich kaufte ſogleich ein paar Javaniſche Knaben und Mädchen, die verhungern wollten, von ihren Eltern, die dadurch ihr Leben friſteten, um eine Wenigkeit, — denn dergleichen Menſchen kauft man unter dem Zepter der freiheitliebenden Holländiſchen Regenten, wie man in der Leipziger Meſſe Handſchuhe und Strümpfe zu kaufen pflegt; — gab ſie bei einem Chineſer in das gymnaſtiſche Philantropin, und lies ihnen ſpringen, klettern, und Seiltanzen lernen. Dazu kaufte ich noch einige Affen und Meerkatzen, die ich theuer bezahlen mußte, lies mir von meinem Freunde ein Theater erbauen, und gab bald darauf die ſonderbarſten und luſtigſten Repräſentationen, die man ſich denken kann. Mein Freund der linneiſche Tiſchler und ſeine Geſellen ſtanden mir getreulich bei, ein hübſches Javaniſches Mädchen formte ich zu einer soit disant Kolombine um, und nahm viel Geld ein. Die Plätze vor meiner Bühne waren beſtändig beſetzt, und mein ſelbſt erfundenes Stück, Harlekins Exiſtenz unter der Gehirnſchale einer Rieſin, zog ungemein viel Zuſchauer herbei. Man wußte zwar eigentlich nicht recht was es ſeyn ſollte, aber eben deswegen fand man es ſchön, und ich ſelbſt fand es am ſchönſten.

Das hätten meine Feinde ſehen ſollen!

Binnen vier Wochen hatte ich über 1000 Gulden reinen Profit in der Kaſſe.

Auf einmal regte ſich das holländiſche Natio-

[illegible] in Batavia, verklagte mich, belangte mich über verletzten guten Geſchmack vor Gericht, und ſuchte es dahin zu bringen, mir das Handwerk zu legen. Ich hatte über mein Privilegium von dem Gouverneur nichts Schriftliches aufzuweiſen und verlor den Prozeß, mußte über 200 Gulden Unkoſten bezahlen, und meine Bude zuſchließen.

Ich war mit meinem Erwerb zufrieden, gab meinen Kindern die Freiheit, in der ſie vermuthlich verhungert ſeyn werden, nahm die Javaniſche Quaſi-Kolombine, die ſich **Mantella** nannte, mit mir, und ſchiffte mich auf ein ſpaniſches Schiff ein.

VIII.

Wie es in der Kapſtadt gieng.

Wir erreichten glücklich das Vorgebürge der guten Hoffnung, ſtiegen an's Land, und giengen in die **Kapſtadt**.

Mantella überreichte dem **Gouverneur** daſelbſt eine Bittſchrift, fand Gnade vor ſeinen Augen, und ich erhielt die Erlaubniß, Darſtellungen geben zu dürfen. Ich nahm Geld genug ein, und war im Begriff noch mehr einzunehmen, als mir einſt ganz unvermuthet ein franzöſiſcher Kommodore meine Javanerin entführte, mit ihr in die See ſtach, und mich dadurch zwang, meine Repräſentationen zu ſchließen.

Um nicht müßig zu gehen, gab ich Tanzſtunden.

Dabei machte ich mich in verſchiedenen Häuſern beliebt, und erhielt endlich gar das Dekret eines Stadt-Tanzmeiſters. Ich unterwies Menſchen und Affen, und meine Eleven machten bewunderungswürdige Fortſchritte in der Kunſt. Ich ſchrieb eine Piece, bewies durch ſechszehn griechiſche, zwanzig ſpaniſche, zwei portugieſiſche, ſieben italieniſche, achtzig franzöſiſche, zehn lateiniſche, drei holländiſche, vier chineſiſche und zwei deutſche Noten, mit einigen Seiten Text garnirt, der Tanz ſey eine Erfindung der Grazien; berufte mich auf den Philoſophen Plato *), daß die Götter, und auf die P. P. Henriquez **) und Henao, ***) daß die Seeligen im Himmel tanze ken; ſagte mit Sokrates, daß der Menſch, der nicht tanze, eine eben ſo plumpe Seele als einen plumpen Körper habe, und wurde aus der Stadt verwieſen, weil der Gouverneur nicht tanzen konnte.

---

*) Lib. 2. de Legib.

**) Occupation des Saints dans le ciel. p. 26.

***) Empyreologia. L. 8. exercit. 63. Sect. 4.

Ich gieng auf ein portugieſiſches Schiff, das nach Goa ſegeln wollte.

IX.

Harlekins fernere Abentheuer.

Ein fürchterlicher Sturm überfiel uns auf der Fahrt, und wir kamen nicht nach Goa. Der Sturm zerbrach das Schiff, und wir ſcheiterten nahe bei einer großen Inſel. Die Portugieſen hatten dem heil. Antonio groſe Gelübde gethan, und ertranken. Mich warf eine Welle halbtod an's Land.

Ein ſchreckliches Geräuſch brachte mich zu Sinnen.

Ich ſchlug die Augen auf, und ſah mich mit einer groſen Anzahl Negern umgeben. Sie trombeteten und paukten wacker darauf los, ließen

Zinken und Zimbeln ertönen, und ſangen frohlockend in die Muſik:

Heil uns! Heil uns!
Er iſt gefunden.

Endlich entſtand eine Pauſe, und ich fragte:

„Meine Herren! was iſt das? was will das ſagen? was ſoll das bedeuten?“

Da trat ein Alter hervor, neigte ſich dreimal, und ſprach:

„Ich, der Zeit beſtalter Oberprieſter der heiligen Schlange Zilpora, thue dir kund und zu wiſſen, daß du ſehr glücklich ſeyn wirſt.“

Auf dieſe Anrede erhob ſich zwiſchen uns folgendes vertrautes Geſpräch.

Ich. Wie ſo, mein Herr?

Er. Du biſt der Gewünſchte und Gehoffte.

Ich. In welcher Rückſicht?

Er. Laß dir erzählen. — Du befindeſt dich jezt auf der Inſel Spirledulerit.

Ich. Dem Himmel ſey Dank! ſonſt wär ich ertrunken.

Er. Hier herrſchte der König Narbax mit Sanftmuth und Milde, und kaufte vor ungefähr drei Monden von einem franzöſiſchen Seefahrer ein ſchönes Mädchen, die er recht königlich herzlich liebte.

Ich. Daran that er wohl.

Er. Ja wohl, that er daran wohl! Er ſtarb aber vor vier Wochen, und hinterlies keinen Erben. Mit ihm ſtarb ſein Stamm aus, und ſeine Wittwe erbte ſeine Krone. Das Volk wünſchte, ſie möchte ihm einen König geben, fragte das Orakel um Rath, und erhielt folgende Antwort: „Wenn Sturm und Wellen einen Fremdling an's Ufer führen, wird die Inſel Spirlebulerit einen Kronerben erhalten.“

Ich. Sehr verbunden!

Er. „Der Fremde werde mit der Königin vier Wochen wohl verſchloſſen, mache die Königin zur glücklichen Mutter, und werde dann der heiligen Schlange Zilpora zur Speiſe vorgeſetzt.“ — Das ſind die Worte des Orakels, und du biſt der glückliche Fremdling.

Ich. Ich bedanke mich. — Ich bin nicht gewohnt, mich von Schlangen ſpeiſen zu laſſen.

Er. Das wird nichts helfen. Es muß ſo ſeyn. Weigere dich nicht, ſonſt biſt du verloren.

Ich. Ein Wort im Vertrauen. Ich kann

euerm Lande unmöglich einen klugen König ſchenken, denn ich bin ein privilegirter Narr.

Er. Das hat nichts zu ſagen.

Ich. Ein Adler zeugt keine Tauben, und —

Er. Du thuſt, was das Orakel befohlen hat, und bekümmerſt dich um weiter nichts.

Ich. Ich bin nicht geſchaffen worden, mich von Schlangen freſſen zu laſſen.

Er. Das kannſt du nicht wiſſen.

Ich. Dieſer ſchreckliche Gedanke wird mich untüchtig machen, eurer Königin auch nur ein einziges ſchönes Wort zu ſagen.

Er. Das wird ſich geben. — Wir führen dich zur Königin, und wenn du widerſpänſtig dich bezeigen ſollteſt, werden dich die Bambusröhre der Königlichen Leibgarde nachgiebig machen.

Ich dachte an das Königliche Bambusrohr zu Bilgerit, ſeufzte tief auf, und folgte, wohin man mich führte.

X.

Was weiter geſchah.

Man führte mich unter Trompeten- und Paukenſchall in die Stadt, die aber einer Stadt ſehr unähnlich ſah, nach der Königlichen Burg, die wenig burgähnliches hatte, der Königin zu.

Ein Seefahrer, der ſich auf einer Tour um die Welt bei wurmſtichigtem Zwieback und ausgetrocknetem Pökelfleiſche befindet, kann gewiß keinen fataleren Weg machen, als ich damals einen zu der Königin machen mußte, um nach vier Wochen von einer Schlange, die man hier heilig nannte, gefreſſen zu werden. Davon konnte keine Seele den geringſten Nutzen haben als die Prieſter, die ſich auf meine Unkoſten luſtig zu machen gedachten. So iſt in der Welt immer ein Luſtigmacher über dem andern, wozu ſich die Polizeien in's Spiel zu miſchen pflegen.

Nahe an der Pforte meines Glücks ſchien mein ſonſt ſo froher Muth gänzlich Abſchied von mir zu nehmen. Der Oberprieſter ſprach lange mit der Königin allein, und mir wurde indeſſen ein Frühſtück von Palmwein und Affenfleiſch vorgeſetzt. Es war delikat zugerichtet, aber es wollte mir nicht ſchmecken.

Als der Oberprieſter von der Königin zurückkam, brachte er einen Pfauenſchweif mit, der mir auf den Kopf gebunden wurde. Sechs Leibpagen entkleideten mich, ſetzten mich ein halbes Stündchen in eine Badewanne, umgürteten dann meine Lenden mit einem Federſchurz, hängten mir einen aus Binſenhalmen geflochtenen Mantel um, und banden mir hölzerne Sohlen unter die Füße. Dabei ſang die eine Hälfte meiner Kammerdiener:

So ſagt doch nur: was iſt denn das?
was iſt denn das?

Darauf antwortete die andere Hälfte, ſingend:

Wir zieren baß
den Königlichen Schlangenfraß.

Hierauf führte man mich unter Klang und Sang in den Hüttentempel der ſogenannten heiligen Schlange, die ein ſehr groſes Ungeheuer war, in einem ungeheuern Käfig lag, die Augen verdrehte wie eine franzöſiſche Theater-Medea, und die Zunge in beſtändiger Bewegung auſſerhalb des Rachens hielt.

Vor dieſem Ungeheuer mußte ich mich, nolens volens, mit den andern Menſchen proſterniren, und ſie, nach einer mir vorgeſagten Formel bitten, ſo gnädig zu ſeyn, mich in vier Wochen zu verzehren. Dieſer Teufel von einer Schlange ſchien zu nicken, und bekam ſogleich einſtweilen auf Abſchlag ein armes Schaf, das von ihr in eben einem ſo kurzen Zeitraume verſchluckt wurde, als ich Zeit brauche, eine Handvoll Hoffmanniſche Pillen zu verſchlucken.

Mir vergiengen die Sinne bei dieſem heiligen Schauſpiele, und ich fiel jetzt in meinem Leben zum erſtenmal wirklich in Ohnmacht.

XI.

Verfolg der Geſchichte.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich allein in einem nicht allzugroßen Gemache auf einer Binſenmatte liegend, die ein Bett vorſtellen ſollte.

„Ach! — rufte ich aus; — armer Harlekin! wie biſt du ſo unglücklich! deinem Tode zu Leipzig biſt du glücklich entronnen, dem Prorektor und einer Schauſpieldirektrice biſt du entkommen, um zu

Spirlebulerit von einer beſtialiſchen Schlange gefreſſen zu werden. O du unglückſeliger Harlekin!“

Da trat jemand in’s Zimmer, und ſagte in holländiſcher Sprache:

„Welche Stimme, welchen Namen höre ich?“

Ich richtete mich auf, ſah ein Frauenzimmer vor mir ſtehen, und wollte eben fragen: Wer biſt du? als ich in ihr meine Javaniſche Kolombine Mantella erkannte.

Ich. Sehe ich recht? Mantella hier?

Sie. Die bin ich. — Harlekin hier?

Ich. Der bin ich, und leider! bin ich hier, um von der verfluchten Schlange gefreſſen zu werden.

Sie. Das verhüte der Himmel! — So wie du mich hier ſiehſt, bin ich die verwittwete Königin. Der ſchlechte Menſch, der mich mit franzöſiſcher Lizenz entführte, verkaufte mich hier für drei Maas Goldſtaub mit franzöſiſcher Impertinenz, wie ſeine Leibeigene, an den König. Dieſer machte mich zur Wittwe —

Ich. Und das koſtet mir das Leben.

Sie. Noch nicht. — Binnen vier Wochen kann ſich gar viel ändern.

Ach. Ich rechne diesmal auf nichts, denn wir werden gewiß ſehr ſcharf bewacht werden.

Mantella ſprach mir fortdauernd Muth ein, aber es wollte und konnte ihr nicht recht gelingen, mich zu beruhigen. Ich durfte nicht aus dem Pallaſt gehen, und konnte auf nichts weniger, als auf die Flucht rechnen.

In dieſer ſchrecklichen Situation verfloſſen drei Wochen, die vierte kam herbei, und man machte ſchon zu dem Feſte Anſtalt, an welchem ich der Freßgier der Schlange preis gegeben werden ſollte.

Jetzt wurde Mantella ſelbſt ängſtlich und war mit mir überzeugt, nichts werde mich vom dem ſchrecklichen Opfertode retten können.

Und dennoch ſollte geſchehen, was wir nicht mehr zu hoffen wagten.

Der König und Beherrſcher der Inſel Mangria hatte kaum vernommen, daß der König zu Spirledulerit ohne Erben verſtorben ſey, als er ſich rüſtete die Inſel zu überfallen und zu erobern. Drei Tage vor meinem gewiſſen Ende landete er mit 60,000 Mann, überfiel die argloſen Spirleduleriter, lies 50,000 Mann niederhauen, verkaufte 20,000 Weiber, Jünglinge und Kinder an einen menſchenfreundlichen Engländer, der ſie nach Jamaika führte, nahm von der Inſel Beſitz, und lies ſich huldigen und krönen.

Die heilige Schlange wurde in Stücken gehauen und ihre Prieſter wurden in's Meer geworfen.

„Wie? — ſagte der Oberprieſter des Königs von Mangria, — kann man ſich wohl etwas Abſcheulicheres und Widerſinnigeres denken? Eine Schlange anzubeten! Nein, wahrlich! ſo einfältig ſind die Mangrianer nicht. Wir verehren unſern ſchönen, großen, **heiligen Affen**, und wiſſen, als kluge Leute, daß er allein unſerer Anbetung würdig iſt, denn von ihm kömmt Hülfe und Beiſtand. Ihm werde hier ein Tempel errichtet; und wer ſich nicht von der Schlange zum Affen bekehren will, der werde vernichtet.“

Dazu ließen es die noch übrig gebliebenen Spirleduleriter nicht kommen, und bekehrten ſich von der fleiſchfreſſenden Schlange zum früchteſpeiſenden Affen. Aber geſpeiſt mußte der Abgott auf jeden Fall werden.

Mich lies der König vor ſich rufen, und ich erzählte ihm, was ich wollte und wußte.

„Du gefällſt mir; — ſagte er. — Du ſollſt mit mir ziehen, und unter die Anzahl meiner Schirm- und Fächerträger aufgenommen werden. Täglich erzählſt du mir bei Verluſt deines Kopfs drei Schwänke, die mich zum lachen reitzen, und übrigens bleibe ich dir unwürdigem, ungeſtaltetem Weißen in Gnaden gewogen.“

Ich bückte mich ſehr tief, und hatte ſo meine Betrachtungen über das, was Se. Majeſtät zu ſagen geruhten.

Mantella wurde zur Bettmeiſterin des Königs ernannt, und als er 10,000 Mann Truppen und einen Stadthalter zu Spirlebulerit gelaſſen hatte, zog er mit uns nach Mangria zurück. — Hier empfieng man ihn mit Jubelgeſchrei, führte ihn durch zwei Dutzend Ehrenpforten, und illuminirte — die Bäume.

Der König lies ſeinen Heerzug in die Reichschronik eintragen, und legte ſich den Namen Araxamagat, d. i. der Siegreiche bei, wie jedermann weiß, der Mangrianiſch verſteht.

Ich war den Zähnen der Schlange entkommen, aber ich hätte dennoch, vor der Hand ſogar Gottſcheden und der Neuberin weit lieber, als den Affenanbetern, in die Hände fallen mögen.

XII.

Harlekin der Orator.

Des Königs von Mangria Schirm- und Fächerträger, mich mit eingerechnet, an der Anzahl ſieben, waren oder mußten wenigſtens Oratoren und Redner ſeyn. Jederzeit nach der Mittagstafel mußte einer derſelben eine Rede vor dem König halten, wofür er, wenn ſie dem Souverain gefiel, ein paar Schüſſeln voll Pompelmuſen, Melonen, oder ſo etwas erhielt; gefiel ſie ihm aber nicht, ſo lies ihm Se. Majeſtät den Hintern voll ſchlagen quantum satis. Das gefiel mir gar nicht.

Meine täglichen drei Schwänke hatten bisher dem König gefallen; als ſich aber der ſiebente Tag nahte, an welchem ich meine Rede halten ſollte, war mir es eben ſo, als wenn ich hätte ein Trauerſpiel ſchreiben ſollen. — Noch muß man wiſſen, daß das Thema, über welches geredet wurde, dem Redner jederzeit von der Frau Mama des Königs vorgeſchrieben wurde, und man mußte alſo gefaßt ſeyn, von der Zeder bis zum Yſop zu ſprechen, wenn es erforderlich war.

Nun

Nun hatte damals die Königliche Frau Mama im Sinne, ihren Herrn Sohn an die Prinzeſſin Tochter des mächtigen Königs von Sporenga zu verheurathen; aber ſie durfte es nicht wagen, mit dieſem Antrage ihm geradezu zu kommen, denn ihr Herr Sohn war dem lieben Eheſtande gar ſehr abgeneigt, wiewohl er, wie mir die Bettmeiſterin Mantella geſtand, dennoch kein Mädchenfeind war. — Um ihn nun auf andere Gedanken zu bringen, wurde mir aufgegeben, von den Vortrefflichkeiten und Süßigkeiten des Eheſtands zu ſprechen.

Der König — er lachte: hi hi hi! wenn er lachte, und war alſo ein Melancholikus — ſchüttelte, (wie das Sprichwört ſagt,) ſein caput melancholicum das balneum diabolicum, als er das Thema der Rede vernahm, und ich trat zitternd vor ihn, neigte mich more conſueto, und ſprach:

„Allergnädigſter König und Herr! — Der Mond und der Thau erkühlen die Erde, der Regen erfreuet das ſchmachtende Land, und die Weiber erfreuen das menſchliche Herz. Alles was da lebet und webet, das lebt und webt für Geſellſchaft, Verbindung, Verkettung, Verwebung und Vereinigung. So auch der Menſch. Er ſucht und findet ein Weib. Verlangen und Wunſch begegnen der Erfüllung, dem Manne begegnet das Weib. Er nehme ſie feſt und kette ſich an ſie und ihre Liebe durch die ſtarken und ſanften Banden der Ehe. Ach! warum ſollte auch das holdſeelige weibliche Geſchlecht ſo anmuthig, zuthätig, kitzelich, armfähig, bruſtlindig, anbiegig, ſanftliegig, mundſüßig, liebäugelig, einſchwätzig, mild, nett, glatt, ſchön und zart erſchaffen ſeyn, wenn wir uns nicht mit demſelben erluſtigen ſollten?“

Der König lies ſich ſeine Tobackspfeife bringen, die Königin Frau Mutter kaute Betel, und nickte mir Beifall zu, ich aber fuhr alſo in meiner Rede fort:

„Wozu duften uns die Roſen, als zum Geruch ſie zu brechen? Wozu keltert man Wein, als um ihn zu trinken? Was wär ein Turnierring, wenn nicht danach geſtochen würde? Warum hätte die Natur dem Weibe dieſe ſanfte Blödigkeit gegeben, als um ſie zur Stärke des Mannes zu geſellen? Des Mannes Feſtleibigkeit iſt der Magnet des Eiſens der weiblichen Blödmüthigkeit. So werden ihrer Zwei zu Einem, bleiben dennoch ihrer Zwei, und geben das liebliche Dritte, die angenehmen

Söhne und lieblichen Töchter. Dieſe ſind der Eltern angenehmer Winter-Mai, ihr Leidvergeſſen, und Wendunmuth. Sie ſind der Spiegel vergangener Jahre, die erneuerte Blüte des Alters.“

Der König runzelte die Stirn. Ich merkte warum, lenkte ein, und ſprach alſo weiter:

„Ach! wie iſt der Mann doch ſo glücklich, der ein Weib findet, das ihn liebt. Sie iſt ſein Ein und Alles, ſeine Freud' und Leidträgerin voll ſüßer Gefälligkeit und Anmuth. Sie nimmt ihm ab, was ihn drückt, oder trägt es mit ihm mit gleicher Achſel. Wer eifert mehr um ſein Heil, als ſie? Niemand warnt und hebt und trägt ihn treuer und williger als das Weib, die ſüße, angenehme Hälfte ſeines Lebens. Wer kein Weib ſein nennen kann, und ob er auch der Reichſte wär, hat doch nicht recht was ſein iſt. Mit keinem kann er in gleicher Freude das was ſein iſt, als nur mit ihr, genießen; er hat niemand dem er es bringen, niemand der ihm Beſcheid thun könnte, der das Seinige beſſer verwahret, verſchließet, verkramet, dem er es ſicherer anvertrauen könnte, als ſeinem lieben Weibe. O! wer ſein Leben zwiefach genießen will, der ſuche und nehme ſich ein Weib, die ihm ſey eine Geſellin in der Noth, ſeines Herzens ein Seſſel, ſeinem Leibe ein Küſſen, ſeines Unmuths ein Saitenſpiel, das andere Bein ſeines Stuhls, die ihm helfe auf dem Kopfe tragen, was er auf der Achſel trägt, die da ſey ſein Schatten im Sommer, ſein Feuer im Winter, ſeine frohe Mitzecherin und liebliche Bettwärmerin. O! wie iſt der Mann ſo glücklich, dem ein geliebtes Weib beſchert ward. Schreit er, ſo ſchweigt ſie; iſt er grimmſinnig, iſt ſie kühlſinnig; iſt er ſtillgrimmig, iſt ſie troſtſtimmig; iſt er wüthig, iſt ſie gütig. Er iſt die Sonne, ſie iſt der Mond; er iſt der Tag, ſie iſt die Nacht. Was des Tages Sonnenhitze verbrannte, das kühlt die ſanfte Mondennacht. Er wird ihr Abgott ſeyn, das Bett ihr Altar, auf welchem alle Verſöhnung geſchieht. Trift er ſie auf die rechte Seite, ſo hinkt ſie mit der linken; ſchlägt er ſie in's linke Auge, ſo hält ſie das rechte zu. Sie weiß mit Liebefreundlichkeit alles zu ertragen, zu verſchmerzen, zu kehren und zu wenden, bis es recht iſt. Des Mannes Glück iſt einfach, des Weibes Glück zweifach. Macht er ein Paar Strümpfe, ſo macht ſie zwei Paar Röcke. Wen er ſchilt, den lobt ſie gewiß nicht. Flucht er, ſo lächelt ſie. Iſt er unwirſch, ziſch, ziſch! ſo ſchweigt ſie die Kinder, und räumt ihm Stühle und Bänke aus dem Wege. Sie läßt ihn des Abends zanken und toben und ſpart ihre Geſetzpredigt auf den Morgen. Thut ihm der Kopf weh, gleich iſt's ihr allenthalben nicht recht. Klagt er ſich wenig, fragt ſie viel; klagt er ſich viel, fragt ſie wenig. Sie bindet ihm den Kopf und wird ſeine Arzenei und ſein Arzt. Sie ſelbſt und er ſelbſt iſt Ein Band. Sie iſt ſeine Ehre, ſeine Haustreue, ſeine Hausfreude, ſeine Hauszierde, ſein Hausſtern, ſein Hausmond, ſeine Morgenröthe, wenn ſie ſpät aufſteht, ſeine Abendröthe, wenn ſie ſpät niedergeht. Sie iſt ſeines Lebens Labung, ſein Lebensgeſpann, ſeine Königinn und Sklavin, ſeine Freundin in Noth und Tod, ſein Alles und ſein zweites Ich. Sie iſt ſeine Leibwache, ſein Hort und ſein Schutz, ſein Schirm und Schild. Sie wiegt das Kind, da weht der Wind, da liegen ſie beide alleine und ſind glücklich und froh, mit und durch ſich ſelbſt, verſchlungen, umwunden, gebunden, gefeſſelt, gekettet und ſelig vereint. Was ſoll ich weiter ſagen? des Mannes Herz darf ſich auf ſein Weib verlaſſen, ſie bringt ihrem Manne Glück und Ehre. Wer wollte ſie nicht wieder ehren?“

Ich bückte mich tief, und ſchloß meine Rede. — Die Königin Frau Mutter lächelte mir gnädig Beifall zu, und der König ſagte:

„Gebt dem beſtochenen Taugenichts hundert auf den Steiß!“

Sogleich packte mich die Leibwache an, und wollte mich auf den Exekutionsplatz führen, als die Königin Mutter zu ihrem Sohne ſagte: Amma tu ja so nashirebo; d. i. verdollmetſchet: „Sohn! handle nicht ungerecht.“

Da ſagte der König:

„Laßt den Hallunken laufen!“

Die Leibwache ließ mich los, und ich ſchlich mich davon.

XIII.

Unverhoffte Wendung.

Traurig verließ ich die Wohnung des Königs, und trat mit aufgeriegelten fünf oder ſieben *) Sinnen in's Freie. Das erſte, was mir in den zweiten meiner Sippe, in die Ohren fiel, war ein europäiſcher Kanonenſchuß, der mir diesmal weit angenehmer klang als ſelbſt ein geiſtentzückender Triller des kunſtreichſten aller Farinelli's und Caravelli's, aller Mara's und Argentinen in der Welt. Die Kugel ſauſte mir über dem Kopfe weg, und fiel gerade in den ſogenannten königlichen Pallaſt. Da gabs Lärm, Angſtgeſchrei und Beſtürzung in allen Ecken.

---

*) Nach Lavaters Phyſiognomik, IV. Th. S. 349.

Bei der dritten Kugel lag der Pallaſt an der Erde, und nun gieng's über die andern Kabanen, Reishütten und Backöfen der Stadt her.

Die Einwohner verließen die Stadt wehklagend, und der König entrann mit ihnen auf einen hohen Berg, wo er ſich zum Streite rüſtete.

Ich ſchlich mich indeſſen nicht ohne Gefahr nach dem Hafen, und wurde dort nach langem Winken und Schreien mit einem Boote auf das Schiff abgeholt. Hier erzählte ich meine Abentheuer.

Der Kapitain, ein Engländer, ſagte:

„Dieſe nackende Majeſtät von Mangria hat mich neulich im Menſchenhandel betrogen, darum ſchieße ich ihr jetzt die Stadt zuſammen.“

Das geſchah auch. Hierauf verbrannte man alle in dem Hafen liegende Fahrzeuge, lichtete dann die Anker, und ſtach in die See.

Ich war froh, daß ich wieder unter Chriſten war, und lies mir ein neues buntes Kleid von dem Schiffsſchneider verfertigen.

XIV.

Ankunft zu Liſſabon.

Wir kamen nach Kalikut. Da ich aber nicht Luſt hatte in der Nachbarſchaft des großen Mogols und ſeiner Prinzeſſin Tochter zu bleiben, begab ich mich auf ein portugieſiſches Schiff, und ſegelte gerade mit demſelben nach Europa.

Ohne Sturm und Unglücksfälle, erreichten wir endlich glücklich Liſſabon, und ich ſtieg ans Land.

Bei einer Limonienhändlerin miethete ich mir ein kleines Stübchen in einem nicht großen, aber netten Häuschen, und überlies es nun dem Schickſal, mit mir hier zu machen, was es wollte.

Ich kleidete mich nach Landesſitte, und wie es die vornehme Mode wollte, ganz ſchwarz, ſchaffte mir einen Degen und einen ungeheuer großen runden Hut an, kaufte mir ein Fernglas, parfümirte Handſchuhe, rothſeidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, einen Spitzenkragen, nahm ein nobles Air an, erlies dem alten Geographen Hübner und Schatz die Brille, und gieng ſpazieren. — Meine Wirthin hielt mich für einen Edelmann, und Miramika, ihre Tochter, wartete mir ſehr beſcheiden und ehrfurchtsvoll auf. — Ich hatte einige Edelſteine bei mir, machte einen davon zu Gelde, handelte bei allem was ich brauchte, genau, zahlte baar, und konnte es ein Weilchen mit anſehen, um abzuwarten, was Glück und Zufall für mich thun würden.

„Ihr ſeyd gewiß hieher gekommen, um Euch hier zu verheurathen;“ — ſagte Miramika.

„Vielleicht, liebes Kind!“ — war meine Antwort.

Sie wünſchte mir dazu Glück, und fragte mich nicht wieder.

Ich aber wußte, wie die Leſer wiſſen, ſelbſt nicht, warum ich nach Liſſabon gekommen war.

XV.

Was die Langeweile thut.

Indem ich nun ſo ganz ſtill und einfach vor mich hin zu leben gedachte, bekam ich einen harten Kampf mit einer grauſamen Feindin der Menſchen, in dem ſechſten Welttheile beſonders, mit der ſchlimmen Langenweile zu beſtehen, aus welchem ſich ſchon ſeit der Sündfluth, und noch eher, auch viele große, berühmte und erhabne Perſonen, durch mancherlei Wendungen zu ziehen ſuchten. Denn ſo tödtete z. B. die Stunden ſeiner Langenweile, wie die Geſchichte ſagt, oder verſuchte ſie wenigſtens zu tödten, König Sardanapalus mit Haſpeln, Kaiſer Auguſtus mit Drechſeln, Karl der Fünfte machte Uhren, und Domitian erſchlug Fliegen, oder zimmerte Bretſpiele. Die ägyptiſchen Pharaonen erbauten aus Langeweile Pyramiden für die Ewigkeit, und der berühmte Scipio Mückenhäuſerchen und Schneckenhäuſerchen. Aus Langeweile klapperte Demetrius, König in Aſien, mit goldenen Würfeln, eroberte Alexander, der kühne Macedonier, die halbe damals bekannte Welt, betrank ſich, und zündete Perſepolis an. Aus eben dieſem Bewegungsgrunde putzte Cyrus Bäume aus, hetzte Severus Rebhüner zuſammen, lies Heliogabalus zehntauſend Pfund Spinneweben in Rom ſammeln, ſieng Kaiſer Heinrich Finken, beſchlug Deiotarus Pferde, beſchnitt König Korvinus Weinſtöcke, egte Antoninus Pink, pflügte Diokletianus, ſetzte Agamemnon Maßholderbäume, ſtieg Kaiſer Maximilian nach Gemſen herum, tanzte und ſpielte Nero auf dem Theater, ſchrieb ſchlechte Schauſpiele, machte dumme Streiche, und ſteckte Rom in Brand. Die Langeweile machte den König Chriſtian zum Stückgießer, den Herzog von Merſeburg zum Baßgeiger, den Herzog von Eiſenberg zum Schatzgräber und den Pabſt Klemens XII zum Macaronimacher. *) Aus Langeweile machte Pabſt Urban VIII Boukette, und verſchenkte ſie an römiſche Damen, **) ſtellte der Herzog Karl von Mantua allerlei Lärm und Unfertigkeiten an, um das ſüße Vergnügen zu genießen, recht derb ausgeſchimpft zu werden, ſchlachtete Herzog

---

*) Mercure Historique et politique. M. Aout 1738.

**) Percel Tract. de l'usage des Romans. c. 1. p. 90.

Julius von Braunſchweig Wolfenbüttel Ochſen, *) verkaufte und verſetzte Graf Kaſimir von Hanau Dörfer und Aemter, und kaufte ſich dafür Nürnberger Spielſachen. **)

So gieng die Langeweile mit dieſen Männern, und ſo giengen ſie mit der Langenweile um, und es ſollte mir ſehr leicht werden die Reihe der Langenweiletödter noch weit anſehnlicher zu vermehren, wenn mir darum zu thun wär, meine Beleſenheit zu zeigen. Bei mir fieng ſie nun auch an, ihre Rechte geltend zu machen.

Ich durchblätterte das ganze anſehnliche Regiſter der lieben Heiligen mehr als einmal hin und her, und fand da Helfer und Rather für mancherlei Unglück, Gebrechen, Unheil und Beſchwerniſſe. Denn da ſah ich, es hilft und ſchützt S. Eutropius gegen die Waſſerſucht, S. Glidas gegen die Narrenſucht, S. Genou gegen das Zipperlein, S. Lupus gegen Wölfe und Marder, S. Veit gegen Schlaf und Tanz, S. Gertrut gegen Mäuſe, die den

---

*) S. Nemeitz vernünftige Gedanken, IV. Th. S. 151. 152. und 154. 155.

**) S. Moſers politiſche Wahrheiten, 1. B. S. 171.

Mägden das Werg abbeißen, S. Andreas gegen alte Weiber, S. Anna gegen Armuth, S. Chriſtoffel gegen einen ſchnellen Tod, S. Agatha gegen böſe Brüſte, S. Scholaſtika gegen den Donner, S. Flakrius gegen Feigwarzen, S. Meinus gegen Blattern, S. Liberinus gegen den Stein, S. Erasmus gegen das Bauchgrimmen, S. Ottilia gegen böſe Augen, S. Alo gegen böſe Pferde, S. Maturin gegen Melancholey, S. Kriſpin gegen ſchlechte Schuhe, S. Coſmus gegen Drüſen, S. Humprecht gegen den wüthenden Hundsbiß, S. Magnus gegen die Raupen, S. Joſt gegen die Kornmilben, S. Ludwig gegen das ſaure Bier, S. Wolfgang gegen die Gicht, S. Florian gegen Feuer, S. Lorenz gegen Rückenweh, S. Johannes gegen das Schafſterben, S. Feriol gegen das Gänſeſterben, S. Wendel gegen das Küheſterben, S. Appel gegen das Zahnweh, S. Quintin gegen den Huſten, S. Klara gegen rothe Augen, S. Valentin gegen die fallende Sucht und S. Ciriax gegen alle Teufel, — aber keinen Beſchützer, keine Beſchützerin gegen die Langeweile fand ich. Und dennoch haben Mönche das Verzeichniß geordnet. Wie konnten ſie ſich ſelbſt um einen ſo nöthigen Patron bringen?

So ſah ich mich auch gleichfalls vergebens nach einem Patron meiner Kunſt um.

Ich fand verzeichnet: S. Ludwig iſt Patron der Bierbrauer, S. Dorothea Patronin der Liebhaber, S. Ivo Patron der Juriſten, S. Cosmus und Damian der Mediciner, S. Thomas der Theologen, S. Katharina Patronin der Studenten, was ſehr klug gefügt iſt! S. Gregorius beſchützt die Schüler, S. Lukas die Maler, S. Cäcilia die Spielleute, S. Cosmus die Apotheker, S. Michael die Tuchmacher, S. Marx die Kürſchner, S. Sebaſtian die Schneider, S. Crispinus die Schuhmacher, S. Wolfgang die Zimmerleute, und S. Loi die Schmidte. S. Georg beſchützt die Reuter, S. Urban die Winzer, S. Niklas die Fiſcher und Schiffer, S. Anna die Bergleute, S. Euſtach die Jäger, S. Wendel die Hirten, S. Alban die Bauern, S. Gertraut die Wittwen, S. Afra die Reiſenden, und S. Maria Magdalena die Freudenmädchen. *) — Aber da iſt kein Patron und Schutzherr für einen ehrlichen Harlekin zu finden!

Ich beſchloß alſo ganz kurz, mich der heiligen

---

*) S. Reformir-Spiegel ꝛc. S. 105 — 170.

Cäcilia, der Beſchützerin der Spielleute, in die Arme zu werfen, und that's auch, ſo devot, wie möglich.

Dieſe Reſolution brachte mich denn auch auf den klugen Einfall, meine Langeweile mit Saitenſpiel und Sang zu tödten. Ich griff zur Guitarre, fand mich bald darein, und ſpielte und ſang ſogleich mein zierliches Leibliedchen:

Mein Liebchen ſchön wohl um und an,
das liegt bei'm Wirth im Keller,
ſie hat ein hölzern Röckchen an,
und heißt Frau Muskateller, ꝛc. ꝛc.

Das Liedchen gefiel auch der Jungfer Miramika, und ſie meinte noch dazu, ich ſey ein großer Sänger, was ich ſelbſt nie von mir geglaubt habe. So hatte ich alſo auch eine Gönnerin gefunden, und meine Stimme gefiel, ob ſie mir gleich gewiß nie, wie die des Hämmlings Caravelli, ein Herzogthum erſingen wird. *)

Aber ſo ganz ſchlecht muß ſie doch nicht ſeyn, denn ſie erregte noch eine zweite Aufmerkſamkeit, wie wir gleich hören werden.

*) S. Bijornſtähls Briefe, I. Th. S. 361,

XVI.

Eine Bekanntſchaft und eine Entdeckung.

Ein artiger junger Menſch trat nach einigen Tagen in mein Zimmer.

„Verzeihen Sie mir — ſagte er, — meine Zudringlichkeit. Ich habe Sie ſeit einiger Zeit bemerkt, und glaube, Sie ſind hier fremd zu Liſſabon?“

Ich. So iſt es.

Er. Vermuthlich ein Muſikus?

Ich. Nur Dilettant.

Er. Verzeihen Sie mir, bitte ich nochmals, meine Zudringlichkeit, und ſchreiben Sie alles meiner groſen Werbebegierde zu.

Ich. Sie ſind ein Werber.

Er. Gleichſam; aber keiner, der für den Tod von Batterien, oder für das kühne Erblaſſen auf dem Meere wirbt. Die Fahne, zu der ich werde, iſt ein Magnet, dem man nur allzu gern folgt. — Laſſen Sie eine Bouteille Wein holen, ich will mich näher erklären.

Ich lies ein paar Flaſchen Wein und Gebackenes aufaustragen, der junge Herr kneipte die ſervirende **Miramika** in den Backen, ergriff ein paar Limonien, legte ſie der Donzella auf den Buſen, und recitirte ein:

„Os fermosos limões, alli cheirando
Estão virgineas tetas imitando.“ *)

Miramika wurde feuerroth, ſchob ſeine Hände und die Limonien zurück, ſagte, indem ſie auf mich zeigte: „Das hat ſich dieſer Herr bei einer ältern Bekanntſchaft, noch nie unterſtanden,“ und verlies das Zimmer.

Der junge Herr lachte, trank, und ſetzte ſich mir gegen über. — Da kams dann zur Erklärung.

Er. Ich heiße **Gaudioſo**, und bin Geſellſchafts-Kavalier des **Erzbiſchoffs von Braganza**. Er und der **Legat des Heil. Vaters zu Rom** ſind ein paar allerliebſte Männer, die ihr Leben auf die delikatſte Art von der Welt der **Freude** weihen. Das Pannier dieſer Göttin iſt es welches ſie aufgeſteckt haben, und unter demſelben hat ſich eine ſtarke Anzahl froher Männer verſammelt, die ſich **Brüder der Freude** nennen. — Dieſe ſollen leben!

---

*) Lusiada. Canto. 9. St. 61.

Ich. Sie ſollen leben!

Wir ſtießen die Gläſer zuſammen, und tranken.

Gaudioſo fuhr fort:

„Ich habe Sie ſeit Ihrem Hierſeyn beobachtet. Ich merke, daß Sie an keine Geſchäfte gebunden, daß Sie frei, und hier ohne Freunde ſind. Ich biete Ihnen alſo den ehrenvollen Beitritt zu unſerer Geſellſchaft an, in der Sie es ſich ſo wohl ſeyn laſſen können, als Sie wollen. Wir zählen ſehr angeſehene Männer der Geiſtlichkeit und des Adels als Mitglieder unſeres Bundes, und ſind, wie wir glauben, hier die wahren Weiſen, die ihr Leben zu genießen wiſſen.“

Der Antrag gefiel mir nicht übel, wir wurden bald einig, und Gaudioſo verſprach, mich dieſen Abend noch bei dem Erzbiſchoff und der Geſellſchaft einzuführen.

Die Flaſchen waren geleert, er verließ mich ſingend, und beſtimmte mir die Zeit in welcher er wiederkommen, und mich abholen würde.

Als er fort war, kam Miramika und räumte die Flaſchen, Gläſer, Teller und Schalen hinweg.

„Das iſt ein freier Menſch!“ — ſagte ſie.

„Er meint's nicht böſe;“ — ſetzte ich hinzu.

Sie. Aber ernſtlich.

Ich. Ach nein!

Sie. Ach ja! Man kennt ihn ſchon. Meine Mutter nennt ihn nur den frechen Müßiggänger. Er treibt's ein wenig arg mit den Mädchen, gerade ſo, wie ſein Herr der Erzbiſchoff, der auch etwas Beſſeres thun könnte, als den Nonnen üble Träume zu machen.

Ich. So? Thut er das?

Sie. Ja, gewiß! — Und der Fant da, mit ſeinem Limonien-Gleichniſſe!

Ich. Das dich doch nicht beleidiget hat?

Sie. Warum nicht? — Wenn er mir es noch geſagt hätte, wenn wir *allein* geweſen wären, aber ſo — — Ihr habt ſo etwas noch nie gewagt, und wir ſind doch ſchon oft allein geweſen. Meine Mutter nennt's auch ein Wunder.

Ich. Wirklich?

Sie. Gewiß. — Denn ſagt mir doch ſelbſt, wenn ihrer zwei, Mädchen und Mann, allein beiſammen ſind, womit ſollten ſie ſich wohl beſſer unterhalten können, als —

Ich. Als von Limonien?

Sie. Freilich!

Sie lachte, und verlies das Zimmer.

Da hatte ich binnen kurzer Zeit eine neue Bekanntſchaft und eine Entdeckung gemacht.

XVII.

Die Geſellſchaft der Brüder der Freude.

Gaudioſo hielt Wort, kam, holte mich ab, und führte mich in einen ſehr luſtigen Zirkel zu ſeinem Herrn, der nebſt dem Legaten ein ſehr liebenswürdiger Mann war. Die Brüder der Freude nahmen mich ſehr freundſchaftlich auf, und zeigten ſich mir auf der lachendſten Seite. — Alle waren freudig und froh, ſcherzten, lachten, erzählten Schwänke und ließen ſich ſchmecken was aufgetragen wurde. Gaudioſo war ungemein luſtig und aufgeräumt. Das Glas in der Hand, tanzte er im Saale herum, und ſang:

Vinum ſacit vetulas
Leuiter salire,
Et ditescit pauperes,
Claudos ſacit ire.

Mutis dat colloquium,
Et surdis, audire.

Hierauf ſchob ein anderer zwei Stühle zuſammen, trat auf dieſelben, und hielt über die Stuhllehnen, wie von einer Kanzel herab, eine lächerliche Rede, die ihm nicht halb ſo ſauer werden konnte, als mir die meinige wurde, die ich vor dem Könige von Mangaria halten mußte. Das Thema hatte er aus des Spaniers *Huarte* Buche: *von der Prüfung der Köpfe*, genommen, wo er ſagt:

„Galenus beweiſt durch Gründe und Erfahrung, daß die *Eſel* mit ihrem Verſtande tiefſinnigere Sachen begreifen können, als weder Plato noch Ariſtoteles erfunden haben.“ *)

Ich muß es geſtehen, er plaiſantirte recht artig in dieſer Rede, und die Lacher waren auf ſeiner Seite.

Als mir nun einige Gläſer Wein in's Cerebellum geſtiegen waren, und ich ſah, daß alles was

---

*) „Tambien el Galeno prueva con muchas experiencias y razones, que los asnos alcançan con su ingenio las cosas mas subtiles y delicadas que Platon y Aristoteles hallaron.“ — *Huarte Examen de Ingenios.* Amsterd. 1662. p. 36.

luſtig und lächerlich heißt, hier zu Hauſe war, wagte ich es auch einen Schwank zu erzählen, der gar ſehr gefiel. — Da dies gelang, gieng ich weiter, und lies nach und nach den Harlekin ganz heraus. Nun wurde das Lachen zum Schreien. Der Legat hielt ſich beide Seiten, und der Erzbiſchoff hatte ſich Thränen in die Augen gelacht.

„Freund Gaudioſo — ſagte er, — hat uns einen trefflichen Geſellſchafter zugeführt. Wir ſind ihm Dank ſchuldig.“

Alle ſtimmten ihm bei, und er ſagte zu mir:

„Von morgen an iſt jeden Mittag ein Kouvert für Sie an meiner Tafel leer.“

Ich nahm dieſes Anerbieten dankend an, und als wir endlich aus einander giengen, verlies ich meine neuen Freunde ein wenig illuminirt, und ſehr vergnügt.

Gaudioſo begleitete mich, da wir Einen Weg vor uns hatten.

XVIII.

Sie waren irgendwo.

Nahe bei der Kirche des H. Antonio kamen wir an einem Hauſe vorbei, in welchem es ſehr luſtig hergieng.

„Halt, theuerer Bruder! — ſchrie mir Gaudioſo zu. — In dieſem Hauſe tönen Saitenſpiel und Sang, hier geht es luſtig zu. Ich bin in dem Hauſe bekannt. Wir müſſen die Kinder der Freude beſuchen.“

Damit gieng's auch ſogleich hinein.

Wir traten in einen hell erleuchteten Saal. Hier tanzte ein niedliches Mädchen mit einem ſchlanken Purſchen den reizenden Fandango. Rund an den Wänden herum ſaßen auf Stühlen in zierlicher Ordnung, je Paar und Paar, freundliche Mädchen bei engliſchen Seeoffizieren, jungen portugieſiſchen Herren, Mönchen und luſtigen Brüdern allerlei Standes, bunt durcheinander, wie einſt die Thiere in Noahs künſtlichem Schiffe.

Eine alte Duenna kam auf uns zu, blinzelte mich an, und nahm meinen Begleiter bei der Hand, ſo, wie man alte Bekannte bei der Hand zu nehmen pflegt. Sie hies ihn willkommen und mich dazu. Er aber ſchüttelte ihr wacker die Hand, und fragte mit lautem Lachen:

„Wo ſetz' ich meinen heil. Franziskus hin?"

„Setzt ihn an meinen Platz; — antwortete die Alte eben ſo, — denn ich habe am Schenktiſche Geſchäfte."

Das bezog ſich auf eine Anekdote,*) wie ich nachher erfuhr, die, von einem luſtigen Bruder erzählt, eines Abends einem Minoriten gegolten hatte. — Gaudioſo war alſo in dieſem Hauſe wohlbekannt, wie ich deutlich ſah.

---

*) „Quidam frater de ordine minorum Martianus, cum S. Franciscum pro meritis laudare vellet, ita concionatus est sibi ipsi respondens: Francisce, ubi vis sedere? Apud virgines? Respondit sibi ipsi, non, vltra Francisce! ubi vis sedere? Apud confessores? Non. Apud martyres? Non. Et cum non inveniret locum, quo tantum virum locaret, surrexit quidam rusticus: Si non potes aliter, bone pater, loces eum ad locum meum, ibo enim ad cauponem." — Frischlini Facetiae select. Argent. 1603. p. 77.

Er legte Mantel, Hut und Degen ab, nahm ein Mädchen bei der Hand, ergriff Kaſtagnetten, und begann ſogleich mit ſeiner Dame ein Fandangotänzchen. Ich warf mich auf einen Stuhl, und ſah dem Tanze zu.

Da kam ein weibliches Weſen, das man wirklich mehr ſchön als häßlich nennen konnte, rückte einen Seſſel neben meinen Stuhl, und ſetzte ſich zu mir.

Ich merkte nun wohl, wo wir waren, und die Leſer werden es auch merken, ohne daß ich es zu ſagen brauche.

„Ich heiße Diana, — ſagte das Mädchen; — bin aber nicht ſo grauſam wie die Göttin dieſes Namens. Willſt du dich mit mir unterhalten, oder ſoll ich dir eine andere Geſellſchafterin herſchicken?“

„Mir iſt das gleichviel;“ — antwortete ich ganz gelaſſen.

„So bleibe ich da; — ſagte ſie. — Du biſt ein Fremder?“

„Ja.“

„Wo zu Hauſe?“

„Eigentlich in Deutſchland.“

„Was willſt du trinken?“

Das fragte ſie, weil ſie hörte, ich ſey ein Deutſcher. Denn für ewige Trinker gelten die Deutſchen im Auslande. Man hat kaum zwei Minuten mit uns geſprochen, ſo frägt man uns: ob wir trinken wollen? — Kaiſer Karl V. pflegte zu ſagen: es halte eben ſo ſchwer, den Deutſchen das Saufen, als den Spaniern das Mauſen und den Franzoſen die Unredlichkeit abzugewöhnen.

Da ich Dianen antwortete: „es ſey mir alles gleich;“ fieng ſie an zu lachen, und fragte:

„Auch die Mädchen?“

„Für mich ſind die Mädchen Nullen;“ — war meine Antwort.

Sie antwortete ſchnell:

„So biſt du ein ſchlechter Nenner.“

„Ich verrechene mich ſelten;“ ſagte ich ganz gelaſſen.

Darauf fragte ſie mich: Ob ich kein Kavalier ſey? — Ich antwortete: Nein. — Schnell fuhr ſie fort:

„So biſt du ein Narr!“

„Der bin ich.“

Sie ſah mich mit großen Augen an. Es ſchien eine Frage auf ihren Lippen zu ſchweben, aber ſie that ſie nicht. Daher entſtand eine Pauſe, und ich forderte, um ſie zu unterbrechen, Wein.

Ein Pater nahte ſich mir ſehr freundlich:

„Haben der Herr etwa Meſſen zu leſen? Ich leſe ſie ſo gut und wohlfeil, als ſie irgend einer leſen kann.“

Diana bekräftigte, was er ſagte.

Ich gab ihm Geld zu zwei Meſſen für Gottſched und die Neuberin, aber ich bin überzeugt, er hat ſie nicht geleſen.

Als ich ihm nachſah, bemerkte ich, daß er das Geld einem Mädchen zuſteckte, und bald darauf mit ihr verſchwand.

Diana fragte mich: ob ich ihr Zimmer beſehen wolle? — Ein kaltes Nein war meine Antwort. Sie ſtand bald nachher auf, und verlies mich. Es war mir, als ſey ein Theil meiner Sünden von mir gewichen.

Ich wollte eben meinem Freunde Gaudioſo ſagen, daß ich fortgehen würde, als auf einmal ein Aufruhr, und ein ängſtliches Durcheinanderlaufen entſtand. Man griff nach Hüthen, Stöcken, Mänteln, Degen ꝛc. und ſtrömte der Saalthüre zu. Ich glaubte, es ſey Feuer, und ſprang auch auf. Gaudieſe nahm mich bei der Hand, zog mich nach einer offenen Thüre, und ſagte:

„Fort! fort! die Wache kömmt.“

Wir waren in einem Zimmer, deſſen Fenſter in einen Garten giengen. Gaudioſo hob einen Fenſterladen aus, ſprang zum Fenſter hinaus, und ſchrie:

„Nur mir nach!“

Ich ſprang ihm nach. — Wir waren im Garten. Er hinkte. Ich nicht. Es gieng hinauf auf die Gartenmauer, und von da hinab auf die Straße. Gaudioſo ſchien die Tour ſchon mehrmal gemacht zu haben. — Er hinkte noch ſtärker, und ich ſchleppte ihn an ſeine Wohnung.

Mir öffnete in der meinigen Miramika die Thür, und ich legte mich zu Bette.

XIX.

Eine Entdeckung und Herzenserleichterung.

Den folgenden Morgen begegnete mir der Pater, der mir Geld für Meſſen abgeſchwatzt hatte. Er grüßte mich, und ſagte:

„Eben habe ich Ihre Meſſen geleſen.“

Ich danke ihm. Er fuhr fort:

„Beim Teufel! das war geſtern ein ſchlimmer Handel. Ich habe in einem übelriechenden Eckchen, — ſo wahr ich lebe! im Sprachhaus der mitleidigen Donzellen, — bis Tagesanbruch geſteckt. — Man hat ſechszehn Mädchen fortgeführt, und die Mama dazu. Die andern haben ſich gerettet. Nun iſt die Wirthſchaft auf einige Monate zerſtöhrt. — Aber dem Dominikaner-Kloſter gegenüber ſteht ein gelbes Haus, das auch ſeine Verdienſte, und artige Mädchen aufzuweiſen hat, dorthin können Sie dieſen Abend gehen. Ich komme auch hin. Es giebt ein paar ſchöne Mädchen dort. Eine Andaluſierin und zwei Kaſtilianerinnen ſind daſelbſt anzutreffen, ein paar Mädchen! — Herr! bei der unbefleckten Empfängniß! es ſind Biſſen für einen Prinzen von Braſilien! — Gaudioſo hat ſich den Fuß verſprungen, wie ich höre? Ich will ihn beſuchen und tröſten.“

Das that ich mit ihm.

Mittags ſpeiſte ich bei dem Erzbiſchoff, und unterhielt die Geſellſchaft. Nach der Tafel blieb ich mit dem Legaten und dem Erzbiſchoff allein. Der Wein hatte mich treuherzig gemacht, und ich erzählte beiden meine Abentheuer mit der größten Wahrheit und Offenherzigkeit.

Sonderbar! Menſchen, die ſich gar kein Gewiſſen daraus machten, meine Rolle täglich, nur nicht auf dem Theater, zu ſpielen, waren gleichſam frappirt, betroffen, verblüfft, erſtaunt, einen ehrlichen Harlekin unter ſich zu ſehen, der das cum privilegio ſeines Standes, Weſens und Waltens geweſen war, was ſie sine privilegio ihres Standes, Weſens und Waltens waren.

So ſind die Menſchen!

Mir fiel das auf, aber ich lies mir nichts merken.

Nach einer kleinen Pauſe, in welcher jeder von uns dachte, was er wollte, erzählte ich einen Schwank, und die Herren lachten. Als ich ſie lachen ſah, wurde ich ernſthaft, nahm einen gewiſſen feierlichen Ton an, und ſprach:

„Hören Sie die Rede eines privilegirten Narrn! — die Weiſeſten der Schöpfung hienieden, deren Verſtand unſern Planeten erleuchtete, haben einſtimmig behauptet: die Welt ſey voller Narrn. Einige haben dieſe allgemeine Seuche beweint, andere haben ſie belacht. Demokrit und Heraklit werden Ihnen hier einfallen. Nicht leicht ein Menſch hat das unermeßliche Gebiet der Narrheit beſſer gekannt als Erasmus, der ein Lob der Narrheit ſchrieb. Spelta geißelte eben ſo, wie er, was zu geißeln war. Beide durchſuchten die Palläſte der Könige und die Bauerhütten, den Vatikan ſo wohl, als die kleinſte Zelle ſchmutziger Kapuziner, und zogen die Narrheiten ihrer Bewohner an das Licht. Schon vor ihnen reiſte Brand nach Narragonia, ſuchte Narren auf, ſchilderte ihre Eigenheiten, und Geiler von Kaiſersberg hielt ſogar hundert und zehn Predigten über dieſe Brandiſchen Entdeckungen. Es iſt ganz natürlich, daß die Narren ſich leichter finden laſſen, als die Weiſen; aber eben ſo gewiß iſt es, daß, nach Seneka's Ausſpruch, einer nicht weit zu gehen braucht, um Narren zu finden, wenn er ſich ſelbſt nicht vorbeigeht. *) Dazu gehört aber freilich gewiſſermaßen eine Selbſtverläugnung, wie ſie z. B. Johann Rhodus, Profeſſor der Arzeneikunſt zu Marburg, beſaß. Dieſer lies einen Haufen Narren aus allen Fakultäten an ſein Haus malen, ſich ſelbſt aber, mit

---

*) „Si quando fatuo delectari volo, non est longe quaerendus, me video." — Seneca Epist. 50.

einem Uringlas in der Hand, mitten unter dieſelben. Einſt gieng ein vornehmer Mann vor dieſem Hauſe vorüber und ſagte: „an dieſem Hauſe ſtehen trefflich viel Narren.“ Das hörte Rhodus, und antwortete: „O ja! es gehen ihrer aber noch viel mehr vorüber.“ *)

„Jeder Menſch trägt ſeinen Narrn bei ſich. Manche werden denſelben früher, manche ſpäter los. Einige nehmen ihn mit ſich in's Grab. Kaiſer Maximilian II pflegte zu ſagen: „Ein jeder junger Geſell muß ſieben Jahr am Narrenſeil ziehen, und verſäumt er in dieſem Zeitraum eine Stunde, ſo muß er wieder von vorn anfangen.“

„Haben wir etwa etwas verſäumt?“

Der **Legat** lächelte verlegen. Der **Erzbiſchoff** ſagte:

„Das haben der Herr gut gemacht!“

Hierauf ſpielte ich mit dem **Erzbiſchoff** eine Parthie Schach. Der **Legat** fertigte indeß eine Bulle aus. Er war eher mit ſeiner Bulle fertig, als wir mit unſerm Spiel. Ich bot eben dem Erzbiſchoff

---

*) Flögels Geſchichte der Hoffnarren, S. 2.

biſchoff Schach, als der Legat die weiſe Bemerkung machte:

„Der Erfinder des Schachſpiels war ein kluger Kopf.“

„Und dennoch ſpielt es ihm ein Narr nach;“ antwortete ich.

Ich gewann die Parthie. — Die Herren gähnten. Ich wünſchte ihnen eine angenehme Sieſte, und gieng.

Daheim packte ich auf, verlies den folgenden Tag Liſſabon, und ruhte nicht eher aus, als bis ich das glänzende Madrit erreicht hatte.

XX.

Scenen in Madrit.

Ich machte in Madrit beſonders zwei intereſſante Bekanntſchaften an dem Hofnarrn des Herzogs von Alba, *) und an dem Gros-Inquiſitor.

Der erſtere, Jokolo genannt, war kein All-

---

*) S. Dalrymple Reiſen durch Portugal und Spanien, S. 53.

tagskopf, der andere der wahre geiſtliche Feuer-Inſpektor in der eigenthümlichen Geſtalt.

Freund Jokolo's Laune wurde gefürchtet, aber ſie führte nicht wie die des Gros-Inquiſitors zum Scheiterhaufen.

Der Herzog, Jokolo's Herr, hielt ſich einen Narrn, um Wahrheiten zu hören; das antwortete er dem König, als dieſer ihn fragte: warum er einen Narrn beſolde? der König verlangte nachher dieſen luſtigen Wahrheitsmann zu hören und zu ſprechen, und hörte und ſprach ihn. Er hat mir alles ſelbſt erzählt, was bei dieſer Audienz vorgegangen war, und da er ein privilegirter Narr war, ſo habe ich nicht die geringſte Urſache, Mißtrauen in ſeine Relation zu ſetzen.

Jokolo war keiner von den groben Claus-Narrn, Arlotto's, Gonella's, oder ein ſo elender Spasmacher wie der bekannte Peter Proſch, der vorgiebt, ein Erzbiſchoff und ein Kurfürſt hätten ſich über ſeine erbärmlichen Tyrolerſpäschen beinahe zu Schande gelacht, *) ſondern

---

*) S. Leben und Ereigniſſe Peter Proſch eines Tyrolers. München 1789. m. K. — Vergl. die Anzeige

er gehörte in die feine und witzige Geſellſchaft der Brúſquets und Angeli's. Er war ein Inbegriff luſtiger Einfälle, Reden und Erzählungen. Sprüchwörter und Parabeln ſtanden ihm zu Gebote, und ſein Umgang war angenehm und lehrreich.

Er ſtellte mich ſeinem Herrn, dem Herzog von Alba vor. Dieſer war ſehr gnädig, und fragte mich, was ich davon hielt, daß er, den Sitten der Zeit zuwider, ſich einen Hofnarrn halte?

„In der That, — antwortete ich; — gnädiger Herr! bekämpfen Sie ein Vorurtheil, ſo wie es zu bekämpfen iſt, durch ſich ſelbſt. Ich glaube auch, man habe nur alsdann die Hofnarren abgeſchafft, als man keine Wahrheiten mehr hören wollte.“

„Bravo!“ — rufte der Herzog aus, und ließ mir einen Becher Wein reichen.

Ich aber, fuhr alſo fort:

„Ein ehrlicher deutſcher Kanzler und Rath, Georg Lamprechter genannt, pflegte zu ſagen:

dieſes Buchs in der Salzburger Oberd. Litterat. Zeitung v. J. 1789. 83. St. S. 93. 94.

Ein jeder Fürſt muß zwei Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt.“ *)

Der Herzog lachte, und ſagte:

„Da hat der Kanzler wahr geſprochen!“

Ich wollte eben weiter ſprechen, als der Gros-Inquiſitor angemeldet wurde, und auch ſogleich eintrat.

Der Herzog hieß mich bleiben, ſtellte mich dem furchtbaren Manne vor, und ſagte: „er predigt mir etwas über einen Text vor, über den ich gern predigen höre.“

„Er fahre fort;“ — gebot der geiſtliche Gewiſſen-Inſpektor, und ſetzte ſich neben den Herzog nieder. Jokolo lag neben ſeinem Herrn auf der Erde. — Es wurde von zwei Pagen Schokolade ſervirt. — Ich ſtand meinen Zuhörern gegenüber.

Die Augen des Gros-Inquiſitors forſchten nach etwas, das ich wohl hätte errathen wollen. Ich lies mich aber dadurch nicht irre machen. Jokolo ſpielte mit ſeiner rothen Kappe, und der Herzog mit ſeiner Schnupftobaksdoſe.

Ich aber ſprach:

---

*) S. Zinkgrefs Apophtegmata, I. Th. S. 269.

„Wenn ich mich zu gunſten der privilegirten ſogenannten Narrheit erkläre, ſo verſtehe ich diejenige darunter, von welcher Horaz redet, wenn er ſagt: Misce stultitiam consiliis brevem. Dieſe iſt es, die, klug angewendet, Sorgen, Anfechtung und Herzeleid mit ihrem ſanften Zauberſtabe von uns jagt. Ihre Holdſeligkeit verſüßet des Lebens Bitterkeit, und treibt den Gram von uns, der unſere Seele foltert. Der Augenblick ihrer Geburt war das Lachen der Freude. Sie iſt eine Freundin des menſchlichen Geſchlechts. Ihr Band verknüpft die bewohnte Welt, und wer ihr ein Plätzchen gönnt, gönnt es ſeiner Freundin und Wohlthäterin.“ *)

„Wo iſt der Herr her?“ — unterbrach mich der Gros-Inquiſitor.

„Aus Deutſchland;“ — war meine Antwort.

„Aha! — fuhr er fort; — dort ſind die Ketzereien zu Hauſe. — Wie befindet man ſich jetzt dabei?“

„Die Länder blühen, und ihre Bewohner leben froh von dem Ertrag ihrer Induſtrie.“

„Und die Fürſten?“

---

*) Spelta Saggio e Dilette del Pazzio, p. 5. 13.

„Sind glücklich, über glückliche Menſchen zu herrſchen.“

„Und die Gewiſſen?“

„Sind frei.“

„Und die Seelen?“

„Sind ſich ihrer Größe bewußt.“

„Und ſind verdammt.“

„Zum Glück?“

„Zur ewigen Pein.“

„Davon ahnden ſie nichts.“

„Leider! und gehen deſto ſicherer ewiglich verloren.“

Jckolo gab mir einen Wink, und ich ſchwieg, ob ich gleich weiter ſprechen wollte.

Der **Herzog** fragte:

„Warum haben die Deutſchen ihren Gracioſo *) von der Bühne verbannt?“

„Nur ſeiner bunten Jacke, nicht ihm ſelbſt haben ſie die Exiſtenz verkümmert. Aber es wird eine Zeit kommen, wo ſie auch dieſe wieder ſuchen werden. Das XIX. Jahrhundert wird gerecht ſeyn.“

---

*) Die Benennung des Harlekins der Spanier. Er hat ſeine eigene weißgrüne Tracht aus Jäckchen, Barett, ꝛc. beſtehend.

Der Gros-Inquiſitor ſtand auf. Der Herzog folgte ſeinem Beiſpiele, und gieng mit ihm in ein Seitenzimmer.

„Biſt du auch ein Ketzer?“ — fragte mich Jokolo, als wir allein waren.

Ich wußte nicht, was ich ihm antworten ſollte. — Er aber fuhr fort:

„Verlaß Madrit, geh nach Kadix, und ſchiffe dich nach Italien ein, wo du vielleicht eher deine Rechnung finden wirſt, als hier.“

Ich folgte ſeinem Rathe.

XXI.

Sonderbare Bekanntſchaften.

Nach einer angenehmen Fahrt kam ich mit einem engliſchen Schiffe in Genua an.

Hier machte ich die Bekanntſchaft eines Kapitains, vormals in Dienſten der Republik Lukka. Er nennte ſich Spavento und hatte ein martialiſches Anſehen. Seinem Vorgeben nach, war er auf der Inſel Kerſu geboren, und hatte dort den Umgang des bekannten Philoſophen Marleſtone Arbat genoſſen, der über 200 Jahr alt geworden ſeyn, und eine goldene Hüfte, wie weiland der Erzphiloſoph Pythagoras, gehabt haben ſoll. Der Kapitain wollte dieſe goldene Hüfte geſehen haben.

„Ich war, — ſagte er; — einer der Lieblingsſchüler dieſes gelehrten Mannes, des Orakels der Welt. Selbſt der höchſtſelige Pabſt ſchätzte ſeine Ausſprüche hoch, und einige nordiſche Regenten korreſpondirten perſönlich mit ihm. Der Senat von Venedig wollte ihm eine Ehrenſäule errichten laſſen, er verbat ſich aber dieſe Ehrenbezeigung. — Dieſer Mann war eingedrungen in die Geheimniſſe der Geiſterwelt, und enthüllte die Verborgenheiten der empyräiſchen Wiſſenſchaften und Kenntniſſe. — Das iſt es, was ich von ihm profitirt habe."

„Sie können alſo wohl auch Geiſter citiren?" — fragte ich.

Ganz kalt antwortete er:

„Das kann ich."

„Sie haben Umgang mit Geſchöpfen und Weſen höherer Art?"

„Den habe ich."

„Sie flößen mir Reſpekt und Bewunderung ein."

„Alles was da makrakosmiſch und mikrokosmiſch, was ſublunariſch und ſuperlunariſch iſt, liegt offen und unbedeckt vor meinen Augen, wie dieſes Kartenblatt vor den Ihrigen liegt."

„Sie kennen die Stellen verborgener Schätze?"

„So ziemlich."

„Wie reich müſſen Sie ſeyn!"

„Ich habe, was ich brauche."

„Ich muß geſtehen, daß eine ſolche Wiſſenſchaft mich lüſtern machen könnte zu —"

„Hier geht keiner mit den unvernünftigen Untugenden der Materien die Bahn, die zum Ziele führt; und dieſer Material-Untugenden ſind zwölfe. Die Unwiſſenheit, die Traurigkeit, die Unmäßigkeit, die Begierlichkeit, die Ungerechtigkeit, der Geitz, der Betrug, der Neid, die Liſt, der Zorn, die Verwegenheit und die Bosheit."

„Aber dergleichen vollkommene Menſchen" —

„Giebt es."

Ich wollte eben weiter fragen, als ein artiges Sträußermädchen in's Zimmer trat, und uns Blumen anbot.

Ich kaufte ihr einen Strauß ab.

Spavento ſah das Mädchen an, und nahte ſich ihr mit dieſen Worten:

„Prinzeſſin! wie kömmſt du in dieſe Geſtalt?“

Sie. Ich, eine Prinzeſſin? das iſt das erſte Wort, das ich von meiner Prinzeſſinſchaft höre.

Er. Es iſt ein Wort der Wahrheit.

Sie. Mein Vater war ein armer Fiſcher in Curzuola.

Er. Der dich nur erzog. Du wurdeſt an die Inſel als ein Wiegenkind getrieben, und er wußte nicht, daß er eine Abkömmlingin der Könige von Zypern in dir erzog.

Sie. Von dem allen weiß ich kein Wort.

Er. Aus dem Stamme Luſignam, der Jeruſalem und Zypern Könige gab, iſt die Prinzeſſin Violanta entſproſſen.

Sie. Ich heiße Roſa Primelli.

Er. Ich weiß, was ich ſage. — Sie dürfen nicht länger Blumen verkaufen.

Sie. Ich kenne ſonſt keine Nahrung.

Er. Ich werde für Ihre anſtändigere Erſcheinung ſorgen. Vertrauen Sie ſich mir an, erlauchte Violanta.

Sie. Wollen Sie mein Liebhaber, oder mein Vater ſeyn?

Er. Dein Bruder, ſchöne Violanta!

Sie. Auch gut. Aber nur nicht mein Liebhaber. Ich würde ſie eher fürchten, als lieben können.

Er. Fürchte nichts von einem Manne, der keine ſchnöden Begierden kennt, der die Wolluſt verachtet. — Ich bin gereiniget, und habe keine irrdiſchen Triebe.

Sie. Und wer iſt dieſer Mann?

Er. Er ſucht meine Freundſchaft und iſt ein Fremder aus Norden, der ſelbſt noch nicht weiß, was er werden kann.

Ich. Ich erwarte alles mit Gelaſſenheit.

Das Mädchen blieb bei dem Kapitain, der ſie fürſtlich herausputzte und ihr ſehr ehrerbietig begegnete. — Ich mußte ſie Prinzeſſin nennen, und that es.

XXII.

Was ſehr unerwartet kam.

Wir ſaßen eines Abends bis Mitternacht beiſammen. Die Prinzeſſin klimperte ganz leiſe auf der Mandoline, ich las in einem Buche Ueber die höheren Kräfte, das ich nicht recht verſtand, und Spavento zog einige Zirkel auf ein Pergamentblatt. Bald fieng er an, ängſtlich laut zu rechnen, warf endlich den Bleiſtift auf den Tiſch, lehnte ſich auf das Sofa zurück, und ſagte mit ſchwacher Stimme:

„Hier ſteht es. Meine Stunde hat geſchlagen!“

Er ſprach's, und verſchied.

Wir machten erſchrocken Lärm. Das Haus kam in Aufruhr. Der Wirth ſchickte nach dem Arzt. Wir bemühten uns den Kapitain in's Leben zurück zu rufen. Es war umſonſt. — Der Arzt ſagte:

„Er iſt tod und wird tod bleiben. Der Schlag hat ihn ſo recht getroffen, wie es ſeyn muß. Gott gebe uns allen ein ſo ſanftes Ende!“

„Er iſt doch als ein Chriſt geſtorben?“ — fragte der Wirth.

„Er ſchlug das Kreuz, — ſagte ich; — und verſchied.“

„Nun das iſt ſehr gut! — ſagte der Wirth; — ſonſt wär er nicht unter die Erde gekommen.“

Sogleich fanden ſich Gerichtsperſonen ein. Wir wurden ſcharf vernommen, und ſchon des Morgens erhielten wir die gerichtliche Weiſung, binnen drei Stunden die Stadt, und binnen drei Tagen das Gebiet der erlauchten Republick Genua zu verlaſſen.

Ich fragte die neukreirte Prinzeſſin Roſa, ob ſie mir folgen wollte? Sie bedachte ſich ein wenig, ſagte denn Ja, und wir reiſten auf Rom zu.

XXIII.

Mancherlei.

Unterwegs fragten und verwunderten wir uns, warum wir wohl eigentlich aus Genua verwieſen worden waren?

Roſa ſagte endlich:

„Ich glaube, die liebe Genueſiſche Juſtiz hat den Kapitain beerben mögen, ohne uns etwas davon ſehen und wiſſen laſſen zu wollen.“

Ich mußte ihr Beifall geben. Sie aber fuhr fort:

„Indeſſen iſt man ſo gar dumm auch nicht. Ich habe mich vorgeſehen, um wenigſtens nicht ganz leer auszugehen.“

Als ſie das ſagte, zog ſie eine Börſe mit ungefähr 100 Zechinen hervor, und im Buſen hatte ſie zwei ſchöne Ringe verborgen, die auch jetzt aus einem reitzenden Schacht an's Tageslicht gezogen wurden.

Ich. Mein Kind! du haſt einen guten Griff gethan.

Sie. In der Angſt greift man freilich auch zu, wenn man merkt, daß andere zugreifen wollen. Der todte Kapitain gönnt mir gewiß, was ich ergriffen habe. — Wie hoch ſchätzen Sie die Ringe?

Ich. Sie mögen gegen 200 Zechinen werth ſeyn.

Sie. Mit meiner Baarſchaft gedenke ich in Rom einen Handel mit Blumen und Galanteriewaaren zu etabliren. Ich denke mich davon zu nähren.

Ich. Recht gut, mein Kind!

Unter dergleichen Geſprächen kamen wir nach Rom, und ſahen uns ſogleich nach einem guten Logis um.

Wir beſuchten die Kirchen und die Theater, bewunderten die erſtern, und gähnten in den letztern.

Sechs Tage waren wir in Rom, als mir Roſa ſehr ernſtlich verſicherte, ſie könne es nicht länger aushalten, ſie müſſe nun einen Cicisbeo haben. Ganz offenherzig geſtand ſie mir, ſie ſey in dieſem Punkte eben ſo verwöhnt, wie eine Ehefrau. Sie fügte noch hinzu: ſie wundere ſich ſehr, daß ich, der ich ſchon nun einige Zeit um ſie ſey, und mit ihr unter einem Dache lebe, noch nicht darauf verfallen ſey, ihr in gewiſſer Rückſicht ihrer Bedürfniſſe entgegen zu kommen.

Mir fiel das wirklich auf, und ich erinnerte mich der Ehetrommel, welche die Molukken durch öffentliche Staats-Offizianten des Morgens rühren laſſen, um die Ehemänner zu wecken und ſie an ihre Pflicht gegen ihre Weiber zu erinnern. *) — Die Demoiſelle Roſa, die nicht am Herzdrücken ſterben

---

*) S. d'Argenſola Beſchreib. der Molukkiſchen Inſeln, S. 70.

wird, dachte ich, hat in dieſem Fall gegen dich einen eben ſo entſcheidenden Erklärungsſchritt gethan, als Madam Weſenbeck, die Gattin dieſes berühmten Profeſſors, ihn gegen ihren Gemahl that. Sie lies nemlich admonitoria ergehen, wenn ihr Mann in Leiſtung des debiti conjugalis ſaumſelig war, *) ehe ſie zu anderweitigen Hülfsmitteln griff. So kam ſie z. B. des Nachts in ſein Zimmer und rufte ihm ein: Si non tu, alius! zu; worauf er aber ein: Ego, non alius, erwiederte, ſo die wichtige Drohung vernichtete, und die liebe Frau befriedigte.

Ich gab der Signora Roſa zu verſtehen, daß mir ihre freie Erklärung ein wenig auffalle, und ſie fragte mich: Ob ich nicht Trinken und Eſſen fordere, wenn mich hungere oder durſte?

„Und ich — ſetzte ſie hinzu, als ſpreche ſie etwa vom Schnupſen, — ich habe die Liebe “

Hierauf kapitulirten wir mit einander auf eine Ueberlegungszeit von 24 Stunden.

Sie verlies mich, um eine Meſſe zu hören, kam

---

*) S. Bernhards Gelehrten-Hiſtorie, S. 70.

vergnügt. — Den folgenden Morgen reiſten meine Freunde fort, und die Prinzeſſin lachte mich aus — weil ich mich viel zu beſcheiden betragen, und ihr nichts angemerkt hatte.

Wer konnte das aber auch wiſſen?

XXV.

Harlekin und der Pabſt.

Spavento hatte mir eine Adreſſe an einen Pagen der Herzogin von Sperla hinterlaſſen. Dieſer Page war der Liebling des Abbate Moro, der die Signora Beatrice liebte, die von dem Kardinal Balſamino geliebt wurde. Auf dieſer fremden Liebesleiter ſtieg ich bis zum Pabſt. Denn der Kardinal, der Gefallen an meinem Umgange hatte, und meine Unterhaltungen liebte, empfahl mich dem Pabſt, deſſen Favorit er war. Und ſo kam ich zu Sr. Heiligkeit.

Mein Betragen intereſſirte den Pabſt, und er ertheilte bald Befehl mich unangemeldet vorzulaſſen.

Wenn wir nun ſo beiſammen ſaßen, ſprachen wir freilich ſehr kordat gegen einander, und es kam in ſolchen Stunden zu mancherlei Erklärungen, von denen ich nicht eine einzige wieder erzählen würde, wären Se. Heiligkeit nicht ſchon längſt Staub und Aſche.

Einſt ſaßen wir bei einem Gläschen guten Monte Pulciano, den der Pabſt ſehr gern trank, beiſammen, und expektorirten uns herzlich und ſtark. Von dieſer Unterhaltung will ich den Leſern etwas mittheilen.

Er. Man glaubt vielleicht Wunder, in welchem Roſengarten ein Pabſt ſitzt! Man verſuche es, und laſſe ſich nur nieder; es liegen auch Neſſeln auf dem päbſtlichen Stuhle, und kömmt ein unbehoſetes Stück von Geiſtlichkeit darauf zu ſitzen, ſo wird gar oft Feuer geſchrieen, ohne daß es brennt.

Ich. Ja wohl! ja wohl!

Er. Die deutſchen Biſchöfe und beſonders die Schriftſteller werden meinen Nachfolgern die Köpfe ſehr warm machen. Mein höchſtſeliger Vorfahr Gregor VII. wüthete mit Feuer und Schwerdt gegen die Schriftſteller und Bücher, *) allein er

---

*) S. Home's Verſuche über die Geſchichte des Menſchen, I. Th. S. 174.

erreichte ſeinen Zweck nicht ganz. In unſern Zeiten muß ſelbſt ein Pabſt leiſer auftreten als damals. Der böſe Gregorio Leti hat eine ſchlimme Bahn gegen uns gebrochen, und — was iſt denn jetzt ein Pabſt? — Meine Nachfolger werden die Revenüen aus Deutſchland ganz verlieren, vielleicht Land und Leute dazu. Unſer Nimbus will nicht mehr blenden, lieber Harlekin!

Ich. Man hat ihn gar zu oft geſcheuert.

Er. Das iſt es!

Ich. In der Chriſtenheit meint man, es ſitze niemand bequemer, als ein Pabſt.

Er. Wer das meint, kennt unſern Grosvaterſtuhl nicht.

Ich. Ich ſehe wohl, daß ſein Polſter ziemlich tief niedergedrückt iſt. Es lag aber auch freilich ſchon manche Laſt darauf. — Indeſſen iſt das Thrönchen doch ziemlich bequem.

Er. Ach! es iſt ein wahrer Theaterthron.

Ich. Herr Pabſt! glaubt das ja nicht. Ihr habt noch auf keinem Theaterthron geſeſſen; aber ich wohl. Jetzt bin ich aber dethroniſirt, und habe nichts, als meine Prätendentenſchaft für den Thron, welchen ich ſonſt beſas. Die Geſchmacks-Revolution, wie ſie es nannten, galt aber wirklich nur meiner bunten Jacke, denn mein Offizium bleibt immer noch in ſalvo.

Er. Lachen denn die Deutſchen nicht gern?

Ich. O ja! Es giebt aber einige gelehrte Herren, die ſich mehr ſchämen, über dem Lachen als über einem Plagiat ertappt zu werden. Dieſe haben die Axt an die Wurzel meines Sitzes gelegt.

Er. Alſo dieſe furchtbare Rota *) ſprach gegen dich.

Ich. Nenne dieſe ungerechten Richter in meiner Sache keine Rota, ſie handelten ſehr eigenmächtig, ſo, wie nur ein Leipziger Profeſſor und die Direktrice einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft handeln konnten.

Er. Du wirſt warm.

Ich. Ich glaube es. Aber man hat mich auch nicht zum beſten behandelt.

---

*) Dieſes erhabene Tribunal in Rom, deſſen Beſchlüſſe gedruckt werden, hat ſeine Unpartheilichkeit noch neuerlich, ſelbſt in einem Urtheilsſpruche gegen den Pabſt, in der famoſen Lepriſchen Erbſchaftsſache an den Tag gelegt. — S. Grellmanns Zuſtand des päbſtlichen Staats, S. 57—64.

Er. Ich will dir ein Breve mit nach Deutſchland geben, und meine getreuen Söhne in München, Paſſau und Wien wenigſtens ſollen dein Offizium wieder in integrum reſtituiren. In die proteſtantiſchen Staaten pfuſche ich nur zuweilen durch ein in partibus, und das iſt nicht immer ganz ſicher, aber die Baiern und Oeſterreicher halten feſt bei der Stange. Dort gelten meine Diſpenſationen, meine geweihten Windeln, meine geweihten Schlachtſchwerdter, Hüthe und Roſen noch. Alſo werden ſie dich dort auch gleich aufnehmen, wenn du mit einem Breve-Paſſe ankömmſt. Und zu leben — dächte ich, — wär es auf alle Fälle beſſer in Baiern und Oeſterreich als in Sachſen; wo ſie den Geſchmack weit eher, als die Kochkunſt kultivirt haben. Es iſt dir alſo wirklich gar ſehr zu rathen, das arme Sachſen zu quittiren, und das ſtrotzende Oeſterreicher- und Baier-Land zu deinem Aufenthalte zu wählen, wo man dich recht gut füttern, bezahlen, und deine Späschen baß belachen wird. Glaube mir und meinen Kardinälen, die genannten Völker ſind herrliche Leute für die Kunſt, Paschata quod celebrent semper, jejunia nunquam.

XXVI.

Memorabilia.

Zwei Tage darauf erhielt ich von Sr. Heiligkeit das verſprochene, ausgefertigte und unterzeichnete Breve, eben als die Herren P. P. der Jeſuiten, um den Umfang und die Nutzbarkeit ihrer Miſſionen anſchaulich, und ihre Verdienſte um die Kirche bemerklich zu machen, 25 Stück neubekehrte und getaufte Heiden, in ihrer Nationaltracht, als da waren, Chileſen, Tartern, Japaner, Grönländer, Irokeſen, Karaiben, Braſilianer ꝛc. ꝛc. dem Pabſte darſtellten, und ihn in allerlei Sprachen von den getauften Subjekten anreden ließen. Pasquin meinte zwar damals, dieſe vorgeblichen Heiden wären verkleidete Jeſuiten-Schüler geweſen, und Marforio bekräftigte dieſes Vorgeben; ich weiß aber nicht, wer Recht hatte, dieſe Spottvögel, oder die Jeſuiten. Genug, der heil. Vater nahm, was man ihm brachte, für baare Münze, und lies jedem Neubekehrten 300 Skudi auch baar auszahlen, nachdem er ſie in einer lateiniſchen Rede zur Beibehaltung der Rechtgläubigkeit ermahnt hatte. Hatten die

Herren Jeſuiten auch eine Komödie aufgeführt, ſo war's doch mit Beifall geſchehen. Doch konnte das ſpäterhin die Aufhebung ihres Ordens nicht abwenden, wie wir wiſſen.

Ich rüſtete mich bald hierauf zu meiner Abreiſe nach Neapel, und nahm vom Pabſte Abſchied, der mich beſchenkte, und mir ſein Stammbuch offerirte, in welches ich folgende Worte Sebaſtian Brands aus der Vorrede zu ſeinem Narrenſchiffe, ſchrieb:

„Wer ſich für einen Narren achtet, der iſt bald zu einem Weiſen gemacht; hingegen wer geſcheut ſeyn will, der iſt mein Gevatter Fatuus.“

Der Pabſt lachte, und gab mir ſeinen Segen.

XXVII.

Was zu Neapel geſchah.

In Neapel kam ich zu einem traurigen Schauſpiel. Ich ſah den Kapitain Spavento auf die Galeeren, und die Prinzeſſin Roſa in's Spinnhaus führen. Man beſchuldigte ſie verſchiedener Impoſturen und des Geiſtercitirens. Mehr konnte ich nicht erfahren. Aber ich hörte und ſah, daß die Juſtiz zu Neapel verwettert gern exekutirt.

Als ich ein mitgebrachtes Empfehlungsſchreiben an den Marcheſe Spernello Tona abgegeben hatte, verſicherte er mich ſeiner Freundſchaft und ſeines Schutzes. Er machte mich mit dem berühmten Pulicinell, Signore Tomoſo bekannt, und dieſes Mannes Bekanntſchaft gab mir viel Unterhaltung. Seine Tochter, die berühmteſte Franceskina, die Neapel noch auf der Bühne geſehen und bewundert hatte, war die gute Freundin des Erzbiſchoffs von Amalfi, und durch ſie erlangte ich auch die Protektion dieſes Herrn.

Eines Tages zeigte ich mich ihm als Harlekin in meiner ganzen Größe, und erhielt ſeinen Beifall und die Bewunderung der Signora Franceskina.

Das gute Mädchen wurde immer zutraulicher gegen mich, und ich konnte mir dieſe Annäherung gar nicht recht erklären, denn ſo gar einnehmend war ich doch wirklich nicht, daß ein ſo artiges Mädchen meinetwegen ſogleich hätte in Flammen gerathen können. — Endlich aber ſollte ſich das Räthſel löſen. Es war auf nichts geringeres, als auf meine Freiheit abgeſehen. Die Signora wollte mir nemlich gern das Seil des Eheſtandes über den Kopf werfen, um — mich binnen etwa acht Wochen **Vater** nennen zu können. Das ſteckte mir der Brighella der Geſellſchaft im Vertrauen.

Ich lies mir das geſagt ſeyn, und begab mich, als ich zuvor das Blut des heil. Januars hatte flüſſig machen ſehen, zu Schiffe, um nach **Maltha** zu ſegeln.

Aber das ſollte nicht geſchehen.

XXVIII.

Schlimme Aſpekten.

Das Schiffchen, auf welchem ich mich befand, welches der Republik Raguſa gehörte, zwölf Kanonen führte, und Maria Magdalena genannt wurde, fiel einem Algierer in die gottloſen Raubklauen. Ich wurde, wie meine Gefährten, rein ausgeplündert, verſchluckte jedoch weislich vorher ein paar Diamanten zu beſſerm Gebrauche, (was ich von dem außerordentlichen Goldſchlucker **Vaillant** gelernt hatte, *) und wurde, wie die andern, in Ketten an eine Ruderbank der Raubgaleere geſchmiedet. Mein Nachbar war ein Franziſkaner-Mönch aus Palermo, hies Bruder Jeronimo, und ertrug ſein Unglück eben ſo ſtoiſch, wie der Narr, der neben ihm ſas. Der war ich.

Wir ruderten aus allen Kräften darauf los, bekamen aber doch Peitſchenhiebe genug, und das machte uns ungeduldig. Der Bruder Jeronimo wurde nach und nach auch empfindlich, und ob er gleich ein geduldiger, ſanftmüthiger Mann war, ſagte er doch endlich ſchmerzgedrungen:

„Dieſen mahomedaniſchen Teufeln in Menſchengeſtalt möchte ich eben das thun, was einſt Bruder Rufinus dem hölliſchen Widerſacher anzuthun drohte, **) ſo ſehr ſchmerzt mich dieſe Behandlungsart. — Ja, ich glaube beinahe, der Teufel ſelbſt iſt es, der hinter mir lauert, und in Geſtalt des Peitſchenmeiſters mir den Rücken zerfleiſcht, weil wir ſeine erklärten Feinde ſind. Denn dieſer hölliſche Widerſacher nimmt oft gar mancherlei Formen und Geſtalten an, wie bekannt iſt. So erſchien er dem heil. Hilarius als ein Fuchs, der heil. Margaretha als ein Drache, der heil. Juliana als ein Engel, dem heil. Franziskus und heil. Martin gar als der Erlöſer, dem heil. Makario als ein Apotheker, Roberten als ein Bauer, einem Bürger zu Erfurt als ein Rabe, einem Würtenberger als ein Haſe, und dem Erzbiſchoff Bruno als ein Mohr. *) Man kennt ſeine Tücken und weiß ſie zu bekämpfen, aber die Peitſchenhiebe ſchmerzen ſehr, und die keuſche Aurea ſelbſt kann auf ihrem Stachelſtuhle nicht halb ſo unbequem geſeſſen haben, **) als ich hier auf dieſer Ruderbank ſitze, die von meinem Blute trieft.“

---

*) Dieſe intereſſante Geſchichte lieſt man in: Spons Reiſebeſchreibung, S. 5.

**) Als der Teufel dieſen frommen Bruder gar zu ſehr hudelte, und ſogar Blasphemien ausſties, ſagte er ganz Franziſkanermäßig zu ihm: „Aperi os tuum et ego in ipsum stercorizabo!“ — Alcoranus Franciscanorum, p. 290. T. I.

---

*) Belege darüber finden ſich in folgenden Schriften: Wynſicht Schaupl. merkw. Geſch. S. 36. 37. 38. Majolus T. I. dier. Canicul. p. 13. 15. Zeiler Theatr. tragic. p. 54. Goldwurm de miraculis, p. 21. 23. Rudolf Lib. 5. Hist. Francor. p. 117.

**) M. Marulus Exemplor. Libb. l. 4. c. 10.

„Ach, lieber Bruder! — ſeufzte ich; — ich habe auch noch in meinem Leben nicht ſo übel geſeſſen, als ich jetzt ſitze.“

„Wenn doch der liebe Gott und die heil. Jungfrau einen edeln Malthefer zu unſerer Rettung herbeiführte! — fuhr mein frommer Nachbar fort. — Dieſe Beſtien ſollten lebendig geſchunden, und ihre Seelen von mir, wenn ſie ſich nicht taufen laſſen wollten, dem Teufel übergeben werden, was für denſelben ein ſehr guter Fras ſeyn würde.“

Der gute Bruder ſprach vom Teufel, mir aber fiel dabei der ſeelenfreſſende Gott der Otaheiter *) ein, und ich ſagte kein Wort, zumal da ich ſo eben wieder ein paar Peitſchenhiebe bekam.

Gegen Abend gab man uns ein wenig Waſſer und ſchlecht gekochten Reis, den der Hunger uns zu dem herrlichſten Mal würzte.

Jeronimo betete den Abendſegen und übergab unſere Tyrannen dem Teufel zu offener Beute. Es kam aber keiner ſie abzuholen. Bei'm Morgenſegen exkommunizirte er die Barbaren, die nichts

---

*) S. Cooks dritte Reiſe. Anſbach. Ausgab. von Wezel, 2. Th. S. 345.

davon empfanden. Schläge regneten aber wieder genug auf uns herab.

Jetzt ſchimpfte der gute Frater laut ſeinem Zuchtmeiſter in's Geſicht, und war feſt entſchloſſen einen Märtirertod zu ertrotzen.

Der Kapitain des Schiffs kam dazu, und Jeronimo verdoppelte ſeine Verwünſchungen.

„Warum thuſt du das?“ — fragte jener ganz gelaſſen.

„Darum — ſchrie Jeronimo — daß ihr das Maas eurer Schandthaten füllen, und mich zur Ehre Gottes zum Märtirertode führen ſollt.“

„Dein Tod kann uns nichts nützen, — antwortete jener; — wohl aber dein Leben, denn du kannſt arbeiten und verkauft werden.“

„So behandelt mich menſchlich, und zerhaut mir den Rücken nicht, ohne daß ich etwas verbrochen habe.“

„Das ſoll geſchehen.“

Der Peitſchenmeiſter erhielt einen Verweis, und wir wurden gewaſchen und verbunden.

Da ſeufzte Jeronimo:

„Als der heil. Franziskus im Kamin, im Schnee, und im Dornſtrauche lag, kann er nicht ſolche Schmerzen empfunden haben, *) als ich jetzt empfinde!“

Ich ſeufzte mit ihm, und wir kamen endlich nach Algier.

XXIX.

Begebenheiten in der Sklaverei.

Wer Algier geſehen hat, weiß, wie gut ſich dieſe Stadt von weitem ausnimmt. Wir ſahen in ihr aber nichts, als das Leichenhaus unſerer Freiheit, das Lazareth unſerer Glückſeligkeit, und konnten ihr weder fern noch nahe die geringſte Schönheit abgewinnen.

Meine Unglücksgefährten wurden alle auf den Sklavenmarkt geführt, und dort verkauft. Mich, und den Bruder Jeronimo aber, behielt unſer Kapitain Aſſad Ibrahim für ſich. Wir wurden in ſein Haus geführt, erhielten neue Sklavenkittel, jeder eine achtzehn Pfund ſchwere Kette, und wurden als Haus-, Holz- und Waſſer-Sklaven angeſtellt,

---

*) Alcor. Francisc. T. I. p. 224. T. II. p. 68.

ſtellt, das heißt, wir mußten fegen, kehren, Holz machen, Waſſer tragen, auch wurden wir in der Küche gebraucht, und des Abends mit acht andern Unglücks-Kameraden in einen Stall verſchloſſen, wo wir ein gar elendes Nachtlager hatten. Neben dem unſrigen war noch ein Stall für acht Sklaven, und beiden Ställen gegenüber zwei andere Ställe voll Sklaven. — Unſere Koſt war ſchlecht, unſere Arbeit hart und ſchwer, und Prügel bekamen wir, ſo oft es unſerm Aufſeher einfiel uns welche zu geben; auch ſchlugen der Koch, der Kellermeiſter und der Haushofmeiſter nicht ſelten auf uns los.

Jeronimo übergab alle, die uns ſchlugen, dem Teufel, aber er mochte keinen haben, und unſere Schläge verminderten ſich eben ſo wenig, als ſich durch die neuſte Revolution, Frankreichs Staatsſchulden vermindert haben. Wir hatten keinen Troſt, als den, uns mit Geduld zu waffnen. Auch ſangen und beteten wir nicht wenig, und fanden Troſt, einander unſer Unglück zu klagen, nach dem bekannten Sprichwort.

Eines Tages lies ſich unſer Herr alle ſeine Sklaven vorführen. — Unſerer waren acht und dreißig von allerlei Nationen.

Jeronimo trat mit aller Freiheit hervor, und bat ihn, uns nicht ſo ſehr ſchlagen zu laſſen, und uns beſſere Koſt und Quartier zu geben, ſonſt würden ſich unſere Flüche über ſeinem Haupte häuſen. Aſſad gebot ihm zu ſchweigen, ſonſt würde er ihn erdroſſeln laſſen.

„Das wirſt du nicht thun, — antwortete Bruder Jeronimo kühn; — denn du würdeſt fürchten, ein Kapital an mir zu verlieren, da du geitzig, wie jeder Räuber biſt.“

Alſobald lies Aſſad dem armen Sprecher hundert auf die Fußſohlen geben, und wir mußten der Exekution zuſehen. — Jeronimo empfahl ſeine Rache allen Heiligen, und ertrug ſeine Strafe mit großer Standhaftigkeit. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, und bekam dafür einige Hiebe, die mich ſehr ſchmerzten.

Bald darauf lies Aſſad fragen: welche von uns muſikaliſch wären? Es fanden ſich unſerer achte. Vier Franzoſen, zwei Spanier, ein Neapolitaner und ich. Wir bekamen die Inſtrumente die wir ſpielten, und erhielten Ordre Muſik zu machen.

Ich benutzte das, nahm eine Mandoline, ſpielte und ſang, mit Geſten begleitet, ein luſtiges Intermezzo. Das gefiel dem lieben Herrn, und ich mußte ihn oft auf dieſe Art unterhalten.

„Willſt du dich beſchneiden laſſen, und ein Rechtglaubiger werden, — ſagte er; ſo ſollſt du frei ſeyn.“

Ich lehnte das aber ab, und behielt meine Kette.

Hierauf gieng Aſſad wieder in die See, und vierzehn Tage darauf lief die Nachricht ein, er ſey von einem Maltheſer gefangen genommen worden, der für ihn 6000 Piaſter Löſegeld fordere. Da gab es im Hauſe groſes Weheklagen. Jeronimo dankte dem heil. Franziskus, und Aſſads Sohn verkaufte über die Hälfte ſeiner Sklaven, vermuthlich, um das Löſegeld für ſeinen Vater zuſammen zu bringen.

XXX.

Die Verlegenheit.

Ich und Bruder Jeronimo wurden für eine ſchwarze Kaufmanns Wittwe gekauft, in deren Hauſe wir nebſt zwei andern Sklaven etwas beſſer, als bei unſerm vorigen Herrn gehalten wurden. Sie hatte keine Kinder, und ein alter Faktor führte ihre Geſchäfte.

Als ſie meine Talente vernommen hatte, mußte ich vor ihr ſpielen und ſingen, was ihr ſehr wohl gefiel. Mit jedem Tage wurde ſie freundlicher gegen mich, und lies mir endlich die Kette abnehmen, worauf ich auch ein beſſeres Kleid und eine beſſere Herberge erhielt. Sie ſchenkte mir oft ganze Schüſſeln voll Speiſen, und ich theilte ſie mit meinen Geſellen.

Nach und nach lies ich den Harlekin ganz heraus, und der ſchwarze Schatz Muzerade belachte meine Späſſchen mit der größten Behaglichkeit.

Sie that mir hierauf eben den Antrag, den mir Haſſan gethan hatte, aber ich lehnte ihn höflich von mir ab. Darüber verwunderte ſie ſich höchlich.

Einſt wurde ich zu einer auſſerordentlichen Stunde zu ihr gerufen. Ich kam, mußte ſpielen und ſingen, und dann fragte ſie mich:

„Wie gefalle ich dir?“

Eine Antwort nach Gefühl und Ueberzeugung würde ihr eben ſo wenig gefallen haben, als ſie mir ſelbſt gefiel; aber es war hier weder Ort noch Zeit auf Unkoſten meiner Aufrichtigkeit zu glänzen; ich ſagte ihr alſo eine große Lüge in's Geſicht, die man, in einem ſolchem Falle, einem Frauenzimmer immer nicht groß genug ſagen kann, zumal, wenn ſie wirklich häßlich iſt; und Muzerade war ſehr häßlich.

Sie lächelte, und ſagte:

„Ich erlaube dir, mich zu küſſen.“

Bei dieſem: Ich erlaube dir, wurde mir ungefähr eben ſo zu Muthe, als es einem Europäer werden muß, wenn ihm eine zärtliche Tſchuktſiniſche Dame, als ihrem Liebhaber, nach Landes Brauch und Sitte, die gefüllte Urinſchale reicht, ſich den Mund auszuſpühlen, ehe er einen Kuß auf ihre Roſenlippen drücken darf. *) Ich beſann mich zwar, daß eine Königin einſt dem häßlichen Schmutzbarte Alanus, mit deſſen Häßlichkeit man Kinder fürchten machen konnte, aus eigenem Antriebe einen Kuß auf ſeine gelehrten Lippen gedrückt, **) und daß ſo gar die heil. Jungfrau noch weiter gegangen war, und eben dieſem Muſter der Häßlichkeit ihren keuſchen Buſen nebſt ſeiner Milch preis gegeben hatte; *) das alles aber konnte mir den Kuß nicht verſüßen, den ich jetzt, cum permissione rauben ſollte. Indeſſen war hier nicht viel zu überlegen, und ich machte mich fertig, einzuerndten was mir geboten wurde, als mich, nahe am Ziele ein ſolches Zittern überfiel, daß mir ſchier alle Sinne vergiengen. Das konnte nicht unbemerkt bleiben, und Muzerade fragte, nicht ohne Befremdung:

---

*) S. Allgem. Hiſtorie aller Reiſen, XX. B. S. 384.

**) S. Ernſts hiſtoriſche Blumenleſe, 1. Th. S. 69.

„Was iſt dir?“

„Die Ehrfurcht“ — ſtammelte ich.

„Fürchte dich nicht, und brich die Frucht des Kuſſes, die ich dir zu brechen erlaube;“ — ſagte ſie ganz liebreich.

Jetzt rufte ich meine Imagination aus allen fünf Winkeln zuſammen, und ſprach bei mir ſelbſt:

„Harlekin! faſſe dich, und laß deine Einbildungskraft würkſamer ſeyn, als die Wirklichkeit iſt. Hat doch vermöge der göttlichen Gabe der Imagination der berühmte Gaffarelli in den Sternen des Himmels hebräiſche Buchſtaben, in den Plane-

---

*) S. Geſch. der Madonna, S. 89.

ten die puncta vocalia ergafft, *) ſollte dir es nicht möglich ſeyn, dir irgend etwas Angenehmes, nur einen einzigen Zug von deiner Kolombine, oder ſonſt von einem artigen Weibergeſichte, in's Geſicht der häßlichen Muzerade zu denken? Laß die herrliche Gabe der mächtigen Einbildungskraft über deine Unentſchloſſenheit ſiegen! War es einer Grönländerin, die gewiß auch keine Kopie einer amathuntiſchen Göttin war, möglich, zur Sonne zu werden, **) ſo werde Muzerade in deinen Augen wenigſtens, mit allen Flecken, Teichen, Sümpfen und mit der dunkeln Farbe ihres Geſichts, zum Monde, den ja auch Kaiſer Kaligula mit ſeiner Umarmung beehrte, ***) und du wirſt dieſes wohlverakziſete Geſicht ohne großen Widerwillen küſſen können, ſo wie du etwa deine neunzigjährige Tante küſſen würdeſt, die dich in ihr Teſtament als Univerſalerbe zu ſetzen verſprach.“

---

*) Er ſchrieb über dieſe ſcharfſinnige Entdeckung ein Buch, welches er Curiositates inauditas betitelte. — S. Bernhards Gelehrten Hiſtorie, S. 202.

**) Sie hies Malina. Ihre Geſchichte ſteht im XX. B. der Allgem. Hiſtorie aller Reiſen, S. 122.

***) Sueton in Callig. c. 22. Dio. l. 19. p. m. 761.

Nach dieſer Anrede an mich ſelbſt, die ich mit ſchneller dachte, als ich ſie jetzt niederſchreibe, drückte ich den Kuß des Verlangens auf Muzeradens Lippen, und empfieng von ihr einen Gegenkuß, dem ich, mit großer Ueberwindung, ein Guariniſches: un bacio molto saporito! zollte.

Sie lächelte ſehr freundlich, und ſprach:

„Wirſt du treu und verſchwiegen ſeyn, und dein Glück zu ſchätzen wiſſen, ſo ſollſt du bald noch glücklicher ſeyn.“

Das fuhr mir durch alle Glieder, gleich dem kräftigſten Peitſchenſchlage des ſchlagfertigen Zuchtmeiſters in Aſſads Hauſe.

„Ich werde — ſtammelte ich; — eines ſo großen Glücks nicht würdig ſeyn!“

„Das iſt meine Sorge,“ — ſprach ſie, und beurlaubte mich diesmal.

XXXI.

Was ſich ereignet.

Ich klagte mein glückliches Unglück dem Bruder Jeronimo, und verlangte einen guten Rath von ihm.

„Freund! — ſprach dieſer; — ich ſehe in dieſer Begebenheit den Finger des Himmels.“

„In Muzeradens unordentlicher Begierde?“

„In eben derſelben. Denn dieſe Begierde muß ſie zum Himmel führen.“

„Dieſe Begierde! — Bruder?“ —

„Verſtehſt du den Wink ſo ſchlecht von oben? Hörſt du die Stimme nicht: „führe mir dieſes Schäfelein zu?“ — Denn ſiehe! Muzerade iſt gegen dich entbrannt in unordentlicher Begierde, damit ſie durch dich und ihre wollüſtige Neigung zum Himmel, zur Ehre Gottes, geführt werde. Du mußt ſie umarmen, und ſie, wenn ſie von dir umarmt ſeyn will, muß eine Chriſtin werden. Damit büßet ſie ihre unordentliche Gier ab, und ſo wird ihr dieſelbe ſelbſt, und uns allen, zum Heil. Du bekehrſt, und ich taufe ſie. — Freue dich mit mir, dem Teufel eine Seele zu entreiſſen!“

„Aber ich ſage dir, ſie iſt ſchwarz, nicht mehr jung, und häßlich. — Würdeſt du“ —

„Ich würde alles thun, was ſie von mir verlangte, um ihre Seele dem Himmel, und ihren Leib der Chriſt-Katholiſchen Kirche zuzuführen.“

„Aber mein Gefühl widerſezt ſich ſchon dem bloſen Gedanken, dieſes häßliche Weib“ —

„Ich thue dein Gefühl und dich in den Bann, wenn du ihr nicht zu Willen biſt, jedoch mit der Bedingung, daß ſie ſich taufen laſſe. Sie iſt entzündet, und wird alles eingehen. — Auf dieſem Wege ſind in China und Japan, in der Barbarei und in Paraguai, beſonders durch die rev. P. P. ex Soc. Jeſu, viele Seelen dem Himmel und der heil. Kirche zugeführt worden. — Ich weihe dich hiermit feierlich zum Werkzeuge des Himmels ein, und du wirſt mit Ehre den Kampf beſtehen, der dir die Siegespalme verſpricht, um welche ich dich, wenn ich neidiſch wär, beneiden könnte.“

„Es bedarf keines Beneidens, wo das Beklagen am beſſerem Orte wär.“

„O! du hartſinniger Menſch! Gehe in dich, und bringe mich nicht in Eifer.“

Ich ſchwieg und dachte nach, wie ich dem Unglück, das mir drohte, entrinnen könnte.

Den folgenden Tag früh erhielt ich neue Kleider, und mußte in denſelben vor Muzeraden erſcheinen. — Ich ſang und ſpielte auf ihren Befehl, und dann ſagte ſie zu mir:

„Dieſen Abend werde ich die Freuden meines Lagers mit dir theilen, und du ſollſt glücklich ſeyn.“

Hierauf gab ſie mir einen Kuß, und entlies mich.

Ich wankte unter die Hausthür, ſetzte mich vor derſelben nieder, und überlegte, was zu thun ſeyn möchte, denn den Willen Muzeradens zu erfüllen war mir durchaus unmöglich.

Als ich nun hier ſaß, weckte mich ein lautes Getös aus meinem Gedankenſchlummer. Ich ſchlug meine Augen auf, und ſah unter Trommel- und Pfeiffenſchall auf einem prächtigen Roſſe einhertraben den Herold des Deys von Algier. Dieſer rufte mit heller Stimme aus:

„Kund und zu wiſſen ſey hiermit, daß der mächtige Dey und Beherrſcher von Algier Ebn Haſſar Terat, der Tapfere, vergangene Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt hat, an deſſen Deutung ihm viel gelegen iſt. Es werden demnach vor ihn geladen alle Deuter der Träume, die ſich befinden in Algier, und die ſich einer guten Belohnung verſichert halten können, wenn ſie ihm deuten können das nächtliche Traumgeſicht.“

Ich hatte in meinem Leben noch keinen Traumdeuter abgegeben, aber der Gedanke, mich auf gute Art vielleicht von Muzeradens Umarmung retten zu können, trieb mich zu dem ſonderbaren Entſchluß, dem Herold zu folgen, und in Hoffnung auf meine Welt- und Menſchenkenntniß, mein Heil in der Traumdeutung zu verſuchen.

Gedacht und gethan. Ich folgte dem Herold, und kam in die Burg des Dey von Algier.

XXXII.

Wie das Traumdeuten abläuft.

Es hatten ſich unſerer dreie eingefunden, ich, ein Spaniſcher Minorit, und ein Jude, genannt Machabäo, die den Traum des Dey auslegen und deuten wollten.

Wir wurden gemeldet, und mußten um den Vortritt zu dem Dey looſen. Der Jude ergriff das erſte, der Minorit das zweite, und ich das dritte Loos.

Der Jude wurde zum Dey geführt, kam bald darauf zurück, erhielt fünf und zwanzig Prügel auf die Fußſohlen, und wurde fortgeſchickt. — Der

Minorit kam zurück vom Dey, wurde rechts und links abmauſchellirt, und zum Pallaſt hinausgeworfen. — Der Himmel weiß, was ſie gedeutet und ausgelegt haben mochten!

Mir wurde bange, und wirklich wünſchte ich mich ſo eben, bei dergleichen Aſpekten, wieder in Muzeradens Wohnung zurück, als ich Befehl erhielt, vor dem Dey zu erſcheinen.

Er lag auf einem prächtigen Sofa, ſtrich ſeinen Bart als ich eintrat, und ſprach:

„Mir träumte vergangene Nacht, ich ſey in dem Garten meines Harems. Da erſchien mir ein freundlicher, weißgekleideter Knabe, überreichte mir eine Pflanze, und ſprach: „Ich überreiche dir hier eine Pflanze, ſtecke ſie in die Erde, begieße ſie fleiſſig, und ſie wird zu einem Gewächs erwachſen, an welchem du ſehen und finden wirſt drei harte, drei weiche, drei kurze, drei lange, drei ſchwarze, drei weiſſe, drei rothe Dinge, die dir gefallen, und dich vergnügen werden.“ Er ſprach's und verſchwand. — Ich pflanzte die Pflanze, begoß ſie fleißig, und ſah ſie mit jedem Augenblick höher wachſen. Sie blühte, und trug eine goldene Frucht, deren Glanz ganz Algier überſtrahlte. Ich freute mich des goldenen Glanzes, der rund umher ſich verbreitete, meine Seele war froh, und — ich erwachte. — Deute mir dieſen Traum.“

Ich neigte mich tief, und ſprach:

„Erhabner Beherrſcher! ich will es verſuchen, dieſen ſchönen Traum zu deuten. Er weiſſaget dir Freude und Heil.“

„Nicht wahr? — lächelte der Dev. — Deine Vorgänger ſagten das Gegentheil.“

Nun konnte ich begreifen, warum ſie abgeprügelt, abmauſchellirt, und aus dem Pallaſt geworfen worden waren.

Ich wiederholte was ich geſagt hatte, und ſprach weiter:

„Die Pflanze die dir gereicht wurde, was kann ſie anders bedeuten, als ein ſchönes Mädchen, welches du in dein Harem führen und verpflanzen wirſt? Dieſes Mädchen wird haben drei harte, drei weiche, drei kurze, drei lange, drei ſchwarze, drei weiſſe, und drei rothe Dinge, *) die dich vergnügen

---

*) „Mulier perfecte formosa erit, quae habuerit tria dura, tria mollia, tria brevia, tria longa, tria nigra, tria alba, tria rubra. Dura ſunt duo ubera et podex ſeu nates: Mollia, duae manus et venter; Brevia,

werden, die ich dir nachher erklären will, und deren Vollkommenheitsſtücke wir aus Europa zuſammen ſuchen wollen, *) wie du hören ſollſt. Dein fleißiges Begießen dieſer Pflanze erklärt ſich von ſelbſt, und ſie wird dir eine goldene Frucht, das heißt, einen Sohn tragen, deſſen Glanz Algier überſtrahlen wird, das heißt, der nach dir mit Weisheit über dein Gebiet regieren wird, ſo wie du ſelbſt regierſt. — Dies, Herr! iſt die Deutung deines Traums.“

„Habe ich je, in meinem Leben, einen Menſchen vernünftig ſprechen hören, — ſagte der Dey; — ſo iſt es dieſer Sklav, der es aber nicht länger mehr ſeyn ſoll. — Wie nennſt du dich?“

„Harlekin.“

---

naſus et duo pedes: Longa, digiti et duo latera: Nigra ſunt duo oculi et cunnus: Rubra duae genae, et os, ſeu labra: Alba, crura et cervix.“ — Bebelii Facetiae ſelect. p. 136. 2.

*) „Ea mulier omnibus dotibus naturae et forma praedita eſt, quae habeat caput ex Praga, ubera ex Auſtria, ventrem e Gallis, dorſum ex Brabantia, ex Colonia Agrippina crura alba et manus, pedes a Rheno, pudibunda ex Bavaria, et nates ex Suevia.“ — Ibid. p. 136.

„Nun wohl Harlekin! wem du auch angehören magſt, du biſt frei. Ich ſchenke dir 100 Piaſter, und ernenne dich hiermit in Gnaden zu meinem Hof-Hiſtoriographen und Traumdeuter. Du wohnſt in meiner Burg, ſpeiſeſt aus meiner Küche, und bekömmſt monatlich 100 Piaſter Beſoldung. So ſey es. — Nun erkläre mir die dreifachen Vollkommenheiten der Mädchen, und nenne mir die Stücke die zu ihrer Schönheit in Europa geſucht werden müßen.“

Das that ich, und der Dey hörte mir ſehr aufmerkſam zu. — Man meldete einen Sklavenhändler, ich trat ab, und lies der girrenden Muzerade wiſſen, was geſchehen war. Zugleich ſchrieb ich an den Bruder Jeronimo wegen der Bekehrung dieſer zärtlichen Wittwe, und bat ihn, meine mir zugedachte Stelle zu vertreten.

XXXIII.

Das kam unerwartet und ungelegen.

Als Traumdeuter des Dey, konnte mein Poſten allerdings, ihm ſelbſt, mir, und ganz Algier wichtig

wichtig und intereſſant werden, aber als Hiſtoriograph, gab's wenig zu thun. Um eine Biographie des Dey's etwa zu liefern, konnte man um das Ordnen der Materialien wahrhaftig nicht verlegen ſeyn; ein Verſchnittener konnte dieſelben binnen 30 Minuten auf das vollſtändigſte hererzählen, und ein Bogen gedruckt, in klein 8., umfaßte, ſehr weitſchweifig erzählt, alle ſeine Thaten, wer es hätte wagen wollen ſie drucken zu laſſen. Für ein deutſches, politiſch-ſtatiſtiſch-moraliſch-kritiſch-pſychologiſches Journal, das ſub auspicio eines Genius oder Dämon, eines Gottes oder einer Göttin, in der Welt herumvagirt, wär' aber ein ſolcher Beitrag ein ſehr intereſſantes und willkommenes Stück geweſen, und in dieſer Rückſicht, will ich noch nicht verzweifeln, dem Dey Ebn Haſſar Terat in Deutſchland in irgend einem monatlichen vehiculo ein — wenigſtens papiernes, Monument zu ſetzen, worüber in dem beliebten Intelligenzblatt der berühmten und gerechten Litteratur-Zeitung, ein Näheres und Mehreres geſagt werden ſoll.

Jetzt, von Jena, nach Algier zurück!

Wer bedenkt, was einem Menſchen überhaupt alles träumen kann, der kann auch leicht denken, daß ein Dey von Algier, deſſen ewige Ausſichten auf blutige Körper, abgehauene Köpfe, auf Geldkaſten und hübſche Weiber, auf Tieger und Löwen fallen, gar ſonderbare Träume haben muß; und das war auch der Fall bei meinem Herrn.

Dabei iſt es wahrhaftig kein Spas, bei einem Dey in Dienſten, geſchweige denn gar ſein Traumdeuter zu ſeyn. Der ſpaniſche Minorit, und Machabdo der Jude, werden an ihr Traumauslegen lange Zeit gedacht haben. Dennoch waren ſie, wie man in Algier dachte und ſagte, noch ſehr gnädig davon gekommen.

Da ich nun alles recht wohl überlegte, täglich eine Menge Beſtialitäten vor Augen ſah, und mir leicht einbilden konnte, daß das, was am grünen Holze geſchieht, an dem dürren noch weit ärger werden kann, ſo ſuchte ich mit Ehren davon zu kommen.

Ich ſtand in der Burg in großem Anſehen, und wußte mich durch mein Hofkleid auch in der Stadt in Reſpekt zu ſetzen. Beſonders aber ſuchte ich die Freundſchaft der Geſandten fremder Mächte in Algier, zu gewinnen. Unter dieſen entdeckte ich mich dem engliſchen Konſul, und dieſer war ſo großmü thig mir zu verſprechen, zu meiner Flucht mir behülflich zu ſeyn.

Indeſſen lies mich eines Tages der Dey zu einer ſehr ungewöhnlichen Stunde zu ſich rufen, und ſagte:

„Harlekin! — Ich habe den nemlichen Tag, als du mir meinen Traum auslegteſt, eine hübſche Sklavin gekauft, von der ich die Erfüllung deiner Traumdeutung erwartete. Sie iſt aber ungemein eigenſinnig, grämlich, und macht mir den Kopf weit wärmer, als ein ſpaniſches Bombardement meiner Reſidenz. Dieſes Mädchen iſt nach und nach in eine Art von Melancholie verfallen, aus der ſie meine Aerzte nicht zu retten wiſſen. Sollte dir vielleicht ein Kurmittel dieſer Art bekannt ſeyn, ſo wende es an mir gefällig zu ſeyn, und dir eine groſſe Belohnung zu verdienen.“

„Herr! — antwortete ich; — ich bin kein Arzt, glaube aber auch nicht, daß du einen finden wirſt, der ein Kräutlein kennt, das für das Malheur der Melancholie gewachſen iſt. Willſt du daher meinem Gutachten folgen, ſo nimm das Mädchen, um ſie zu retten, den Aerzten ab, und gieb ſie der Freude. Das heiſt, ſuche ſie luſtig zu unterhalten, und zu zerſtreuen. Vielen, die krank waren, wie das Mädchen krank iſt, hat die Muſik geholfen. Dieſe iſt aber nur eine klingende Freude. Wie viel angenehmer iſt die freudige Rede eines Menſchen! — Meine Schwänke haben den melancholiſchen König von Angora kurirt. Ich will vor dem Mädchen in meiner wahren Tracht erſcheinen, will ſie unterhalten mit meinen Lazzo's und Schwänken, und ich zweifle nicht, den Trübſinn von ihrer Stirn und aus ihrem Herzen zu bannen.“ —

Sogleich zog ich mein Harlekins-Gewand an, erſchien wieder vor dem Dey, lazzirte, und brachte ihn ſo ſehr zum lachen, daß er mich bitten mußte inne zu halten, um ſich nicht das Zwerchfell zu zerſprengen.

„Du biſt ein Teufelskerl! — ſagte er; — So habe ich noch in meinem Leben nicht gelacht; weder über einen Befehl von der hohen Pforte, noch über ein holländiſches Heringspräſent, noch über die republikaniſchen Freundſchaftsverſicherungen aus Hamburg und Bremen, worüber ich doch ſonſt am ſtärkſten zu lachen pflege! — Aber über deine Poſituren und Gebehrden, müßte ſelbſt der große Prophet lachen, wenn er noch lebte. — Geh, und laß dir von meinem Schatzmeiſter 300 Piaſter auszahlen. Dann wollen wir ſehen, ob du mein melancholiſches Liebchen kuriren kannſt, und darnach will ich dich verſchneiden laſſen, damit ich dich allenthalben um mich haben kann, auch wenn ich im Harem bin. Meine Weiber ſollen dich auch genießen."

Wie mir die letztere Erklärung von dem famöſen Schnitt gefiel, können ſich die Leſer leicht denken. Stärker hätte mich nicht leicht etwas frappiren können, als die Gelaſſenheit, mit der der Dey von einer Sache ſprach, die mich ſo nahe angieng, daß mich nicht leicht etwas näher treffen konnte. Schon der bloße Gedanke an das Unglücksmeſſer allein, machte mein Blut zu Eis, und weiter, durfte ich gar nicht denken. Doch faßte ich mich bald wieder, und verlies mit einem komiſchen Sprunge das Zimmer.

Der Dey lachte wie beſeſſen, und ich lief zum Schatzmeiſter, und lies mir die 300 Piaſter auszahlen. Darauf ſteckte ich zu mir, was ich brauchen konnte, und ſprang zum engliſchen Konſul. Er nahm Theil an meinem Leiden, und ſchickte mich mit einem Briefchen an einen engliſchen Kapitain, in den Hafen. Dieſer nahm mich in ſeine Kajüte, und weil er eben ſegelfertig lag, ſtachen wir drei

Stunden darauf in die See. — Kurz vorher waren bei der Erklärung des Dey, vor Schrecken, meine verſchluckten Edelſteine von mir gegangen, und befanden ſich nun wieder in meinen Händen.

XXXIV.

Eine weite Tour.

Was der Dey zu Algier gedacht und geſagt haben mag, als er mich nicht wieder ſah, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß mein Herz ſehr dankbar für den braven Konſul ſchlug, dem ich meine Rettung und Leibesintegrität zu verdanken hatte.

Wir hatten gute Fahrt, und kamen nach Livorno, wo wir drei Wochen blieben.

Hier wurde ich auf einem Koffeehauſe mit einem Manne bekannt, deſſen Namen ich nie erfahren habe, der aber von der Juſtiz aus Neapel getrieben worden war, wie er mir erzählte, weil er Satiren geſchrieben hatte; denn dort iſt es nicht wie in Frankreich, England und Deutſchland, wo man dieſes Handwerk öffentlich treiben darf. Ich kann auch nicht ſagen, wie weit er mit ſeinen Stachelſchriften gegangen iſt. Das aber muß ich noch bemerken, daß er mir eines Tags ein Stückchen Manuſkript mittheilte, daß ich ihn hierauf nie wieder geſehen habe, und nicht weiß, wohin er gekommen iſt. Ich theile dieſes Stückchen Manuſkript in der Beilage A mit, und überlaſſe es den Leſern, ſelbſt darüber zu urtheilen.

Als die Zeit der Abfahrt kam, gieng ich zu meinem Kapitain auf's Schiff, und ſegelte mit ihm in ſein Vaterland.

Wir landeten dort, und ich reiſete ſo ſchnell wie möglich, nach London, wo ich Nahrung für Herz und Kopf zu finden hoffte.

XXXV.

Eine gezwungene Anleihe und eine alte Bekanntſchaft.

Ich kam eben zu London an, als man daſelbſt mit großer Feierlichkeit ein neues Narrenhaus einweihte. Man kann dort nie genug Narrenhäuſer bauen. Sie vermehren ſich mit jedem Quinquennis, wie ihre Bewohner, und man hat derſelben ſchon ungeheuer viele, gegen die Bevölkerungsanzahl der Stadt gerechnet. Das einzige Bedlam würde ſchon hinreichend ſeyn, die ſämmtlichen Unterthanen vieler Reichsſtädte und Reichs-Prälaten zu faſſen, und dennoch bleibt es für die Londoner Narren ein wahrer Vogelbauer. — Aber das ſind keine gutwilligen und fröhlichen Narren, von denen ich ſpreche. Luft, Kohlendampf und unverdaubare Lektüre ſtürzen dieſe armen Leute in einen ſo beklagenswerthen Zuſtand. — In meinen Zirkel gehören ſie nicht. Wir wollen ſie in dem ihrigen laſſen.

Ich beſuchte die Parlaments-Sitzungen, die Theater und öffentlichen Häuſer, hörte viel ſprechen, wenig ſingen, viel radotiren und lärmen, ſah viel Geld verzehren, und fand allenthalben viel Hochmuth und Egoismus.

Eines Abends gieng ich ſpät nach meiner Wohnung. An einem Eckhauſe trat mir eine in einem Mantel gehüllte Figur entgegen, und redete mich kläglich an:

„Sir! ich bitte um der Ehre der brittiſchen Nation willen, gebt mir ein Almoſen. Ich habe eine Frau und drei Kinder, und keinen Biſſen Brod.“

Ich gab ihm Geld.

„Sir! — ſchrie jener; — das iſt nicht genug. Ich muß eine Guinee haben.“

„Die habe ich nicht bei mir;“ — antwortete ich.

Er zog ein Piſtol, ſetzte mir es auf die Bruſt, und wiederholte ganz kalt:

„Ich brauche, was ich fordere.“

„Ich habe keine Guinee.“

„God dam my! gebt mir, was Ihr habt, Ihr French dog, and German fellow!“

Ich gab ihm all mein Silbergeld. Er nahm's, wünſchte mir wohl zu ſchlafen.

Ich kam ſehr erſchrocken in meine Wohnung, und erzählte meinem Wirth, was mir begegnet war.

„England and liberty! — antwortete dieſer ganz gelaſſen; — ſo etwas pflegt hier nicht ſelten zu geſchehen. God ſave the King! man fordert, was man nicht hat. Ueber einer ſolchen Kleinigkeit lohnt ſich's kaum der Mühe, ein Wort zu verlieren. Man lebt hier zu London.“

Der Beſcheid ärgerte mich, und ich bezog den folgenden Tag eine andere Wohnung.

Mir gegenüber bemerkte ich an einem Fenſter ein weibliches Geſicht, das mir ſehr bekannt vorkam. Um es genauer betrachten zu können, ſteckte ich den Kopf zum Fenſter hinaus.

Das Mädchen bemerkte mich kaum, als ſie mir entgegen ſchrie:

„Theuerſter Freund Harlekin! ja, du biſt es! — Komm zu mir.“

Man wundere ſich mit mir, wenn ich ſage, daß ich die ſogenannte Prinzeſſin Violanta, die Signora Roſa ſah und ſprechen hörte, die ich vor zwei Jahren hatte zu Neapel in's Spinnhaus führen ſehen. — Ich folgte ihrer Einladung, und gieng zu ihr.

Sie fiel mir um den Hals, und vergoß ein paar Thränchen der Freude mich wieder zu ſehen.

„Ich war, — ſagte ſie, — auf 16 Monate zum Spinnhaus in Neapel verdammt worden. Als ich wieder frei wurde, nahm mich ein junger Engländer mit hieher. Ich lebe nun ſeit 5 Monaten hier. Vor drei Wochen aber hat mich mein Liebhaber verlaſſen, ich zehre nach und nach meinen kleinen Vorrath auf, und weiß noch nicht, wovon ich in der Zukunft leben ſoll.“

Ich fragte nach Spavento.

„Er wurde auf zwei Jahre auf die Galeeren geſchmiedet;“ — ſagte ſie.

„Warum?“

„Er hatte Geiſter citirt, und ſoll einem vornehmen Herrn viel Geld abgenommen haben.“

Wir ſaßen eine Zeit lang ſtumm neben einander. — Endlich fieng Roſa wieder zu reden an:

„Nimm mich zu dir, lieber Freund! ich werde mich ſonſt der lüderlichſten Lebensart preis geben müſſen. Jetzt kannſt du mich noch retten.“

„Ich will dich zu mir nehmen, aber du mußt ſparſam leben, denn ich weiß noch ſelbſt nicht, wo in der Welt für mich ein Stückchen Brod zu erwerben iſt, und auf den Zufall, kann man nicht immer rechnen.“

Sie verſprach, was ich forderte, und zog zu mir.

XXXVI.

Schriftſteller und Schriftſtellerei.

In meinem Hauſe wohnte ein Mann, der ſehr gut lebte, manche Guinee überflüßig verzehrte, und ſich ein Mädchen und einen Bedienten hielt. Mit dieſem machte ich Bekanntſchaft, und erfuhr auf dieſe Art, daß er der bekannte **Peter Stowne** war.

Als wir bekannter mit einander wurden, fragte ich ihn: Ob er Renten habe, von denen er lebe? Er antwortete mir:

„Ja, und Nein, wie Sie wollen. Meine Renten liegen in meinem Kopfe und in meiner Feder. Sind dieſe fleißig, ſo habe ich Renten, ſind ſie faul, ſo habe ich keine. Ich lebe vom Bücherſchreiben, wiewohl ich die meiſten meiner Schriftchen keine Bücher nennen kann. Piecen von drei, vier Bogen, geben den beſten Kauf und Abſatz für den Buchhändler, ſie ſind leicht zuſammen geſchrieben, und werden gut bezahlt. Erleben ſie einige Auflagen, ſo zieht man friſches Geld, ohne dafür etwas zu thun. Man ſchreibt über die auffallendeſten und abſtrakteſten Materien von der Welt, raiſonnirt und deraiſonnirt, ſo gut man kann, würzt die Piece mit einigen Bonmots, greift Thorheiten, Laſter, Eigenheiten, Liebhabereien der Menſchen ſo heftig, wie möglich an, und wird geleſen. Zeitumſtände, Stadtbegebenheiten, Sonderbarheiten, alles dient in meinem Kram, und es kann mir nie an Stoff fehlen etwas zu ſchreiben, das Abſatz findet. In einigen Jahren ſind die Piecen zerriſſen, verloren, vergeſſen, und man kann ſich ohne Gefahr ſelbſt wieder abſchreiben, was ein großer Vortheil iſt, wenn man ſo viel ſchreibt, wie ich ſchreibe. — Jetzt z. B. habe ich einen ganz beſondern Einfall, der viel Beifall finden wird. Ich ſchreibe Traktätchen über allerlei lächerliche, ſelbſt aufgeworfene Fragen und Themata, mit lateiniſchen Titeln, damit alles recht ſonderbar ausſieht. Hören Sie einmal folgende Fragen, Sätze und Skurrilitäten an, über die ich jetzt ſchreibe:

1. An, si mansissent homines in statu integritatis, excrementa eorum foetuissent?

Ueber die Ausführung und Beantwortung dieſer Frage ſoll herzlich gelacht werden.

2. An licentia peccandi pertineat ad Jura Majestatis?

Etwas für unſere politiſchen Kannengießer und machiavelliſtiſchen Schuhmacher, die die Staatsſyſteme wie ihr Schuhleder behandeln.

3. An mulier arcta non sit sana?

Etwas zur Erſchütterung des Zwerchfells.

4. An vetulae possint rejuvenescere?

Dieſer Schrift hänge ich eine Abhandlung über die Schminke, Waſchwaſſer und Salben an. Auch wird beiläufig über die Moden geſprochen und viel Beleſenheit gezeigt.

5. An pictor depingere possit aegrotum, ut ex imagine Medicus de genere morbi judicare queat?

Beiläufig, etwas von der Charlatanerie der neumodiſchen Aerzte.

6. An Ulysses projectus fuerit usque in Americam?

Hier wird gelegentlich etwas über die Entdeckungs-Reiſeſucht geſagt.

7. An Asini annumerandi sint feris animalibus?

Gelegentlich, über die Eſel etwas überhaupt.

8. An crepitum ventris emittendi sit apprecanda salus?

Für Liebhaber gemeiner und ſaftiger Späschen.

9. Quatenus per vim Magneticam et occultas qualitates solvi possint omnes difficultates Physicae?

Sie können leicht abſtrahiren, daß der Magnetismus in dieſer Schrift hergenommen wird.

10. Quomodo Characteres nihil significantes per commodam explicationem aliquid significare incipiant? Quaestiones curiosae.

In dieſer Piece wird der Satire der freieſte Lauf gelaſſen, und über mancherlei geſprochen.

„Ich geſtehe — ſagte ich; — daß Sie das, was Sie treiben, ſtudirt zu haben ſcheinen.“

„Ich habe es wirklich ſtudirt.“

„Ich ſelbſt hätte wohl Luſt die Feder zu ergreifen, um — wenigſtens die Langeweile zu tödten.“

„Und Geld zu verdienen. — Schreiben Sie etwas. Für einen Buchhändler will ich ſorgen.“

„Nun gut!“

„Haben Sie ſchon ein Thema?“

„Wie wär's wenn ich z. B. etwas über die Hunde ſchriebe?“

„Ueber die Hunde? — Hm!“ —

„Ich könnte in dieſer Piece mancherlei Anekdoten anbringen.“

„Und könnten gelegentlich der allzugroßen und extravaganten Liebe der Menſchen, beſonders der Damen, zu Hunden, etwas abgeben. Gut! — Aber ich dächte, wir kehrten und wendeten das Ding ein wenig.“

„Recht gern! — Rathen Sie mir. Sie ſind ein Praktikus der“ —

„Still! wir müſſen die Menſchen nicht geradezu angreiffen.“

„Schreibe ich lieber alſo überhaupt, *über die Liebe der Thiere zu Menſchen*. Nicht?“

„So geht's! — Sie laſſen die Hunde, auf die Sie von andern Thieren kommen, von den Menſchen wieder geliebt werden, weil dieſe die Menſchen lieben. — Bravo! — Schreiben Sie ſo etwas, es wird gehen.“

Ich ſchrieb wirklich eine Piece: *Ueber die Liebe der Thiere zu den Menſchen, und die Dankbarkeit der Menſchen durch Gegenliebe der Thiere.*

Die Schrift wurde gut bezahlt, gedruckt, und erlebte binnen zwanzig Wochen, vier Auflagen.

Damit ſich die Leſer von dieſer erſten Frucht meiner Schriftſtellerei eine Idee machen können, theile ich in der Beilage B. den Eingang derſelben mit.

XXXVII.

Bis zur Abreiſe.

Da ich ſah, daß die Sache gut gieng, ſchrieb ich mehrere Flugſchriften über alles, was ſich mir nur darbot. Reiſen in den Hundſtern, und in die Kometen; Wallfahrten nach Otaheiti und Botany-Bay, ꝛc. und beſonders, die Geſchichte einer Vorrede, die ungemein viel Beifall erhielt. Endlich ſchrieb ich gar ein Wochenblatt, welches mich ſehr gut nährte. Davon erſchienen wöchentlich zwei Bogen in klein 4. und das Ganze führte den einfachen Titel: Dialogen. Man kann leicht denken, daß ich dazu alle Stadtgeſchichten, Zeitungsneuigkeiten, politiſche und hiſtoriſche Relationen nutzte, die mir nur vor die Augen oder Ohren kamen. Auch Roſa war dabei meine getreue Mithelferin, und trug Materialien, wie eine Biene Honig, ein. Ich finde von dieſen Dialogen nur noch ein einziges Fragment, welches ich um etwas geſchlagen hatte, das in meinem Koffer lag, und dieſes will ich in der Beilage C. den Leſern mittheilen.

Es wurde demnach von mir und Peter Stowne, ſehr viel geſchrieben. Ob alles gut war? iſt eine verfängliche Frage. Aber wenigſtens wurde alles gekauft und geleſen.

Da ich ſah, daß es ſich in London ſo leicht und ſo gut leben lies, beſchloß ich das Ende meiner Tage daſelbſt ruhig zu erwarten, und den Boden meines Vaterlandes nie wieder zu betreten. Aber das ſollte nicht ſeyn.

Ueber ein Jahr hatte mein Freund Peter ſchon mit meiner Roſa geliebelt, was ich gar wohl bemerkte, aber mir darüber nichts merken liek, weil ich dabei nicht intereſſirt war. Endlich aber wurde die Sache ernſthaft, und beide thaten mir kund, daß ſie ſich vor dem Altare ewige Treue ſchwören würden.

Ich beſtärkte ſie in ihrem Vorſatz, und machte ihnen ein Hochzeitgedicht. Sie wurden ein Paar, und ich blieb ein Gelegenheitsſchriftſteller, was ich ſehr eintrdglich ſand.

Ein paar Jahr darauf aber wurde unſer Zirkel grauſam zerriſſen.

Mein Freund Peter hatte in einer Piece den Herzog von * * ſehr lebhaft angegriffen. Eines Abends wurde ihm ein Auge aus dem Kopfe geſchlagen, und als er noch heftiger ſchrieb, wurde er eingezogen, und mit nach Botany-Bay geſchickt. Seine Frau folgte ihm aus ehelicher Zärtlichkeit freiwillig nach. Ich aber konnte mich nicht dazu entſchließen, nahm zärtlichen Abſchied von meinen Freunden, und blieb in London.

Ein paar Jahr darauf erhielt ich einen Brief durch ein königliches Retourſchiff, in welchem mir Roſa ſchrieb, ihr geliebter Mann ſey am Vorgebürg der guten Hoffnung geſtorben, und ſie habe ſich anderweit mit einem Seeoffizier auf der Norfolks-Inſel verheurathet.

Indeſſen war, wider mein eigenes Wiſſen, meine Feder auch ſpitziger geworden, als ſie ſonſt war, und mein Buchhändler, der eben keiner von denen war, die Bücher ihrer Sprache, aus Litteratur-Unkunde, aus andern Sprachen in die ihrige, überſetzen laſſen, *) gab mir ein franzöſiſches Penſum auf, welches er voll Patriotismus für ein eigenes Produkt ausgab. Dies brachte ihn in's Gefängniß. Mir lies er Zeit zu entfliehen, und weil eben ein Parlementair-Schiff nach Frankreich abſegelte, gieng ich auf demſelben dahin mit ab.

XXXVIII.

Ueber Paris nach Schwaben.

Ich kam eben nach Paris als der Türkiſche Geſandte dort angekommen war, und ſah, wie das ſouveraine franzöſiſche Volk, (dieſe Quaſi-Nachkömmlinge der Katonen und Brutuſſe,) ſich in Maſſe erhob, um ſich um ein paar Aeper zu rauſen und halb tod zu ſchlagen, die der Türkiſche Geſandte

---

*) Dies that wirklich ein Buchhändler in England. Er hies Thomas Osborney und lies, aus einer franzöſiſchen Ueberſetzung Miltons verlorenes Paradies, in's Engliſche überſetzen! — The plays of W. Shakespeare, by S. Johnson and J. Stevens. 2. Edit. Lond. 1778. Vol. I. p. 210.

mitleidig zum Fenſter hinaus warf. Indeſſen — Hunger thut wehe!

Da ich eine artige Summe Geld bei mir hatte, verlies ich Paris ſehr bald, kaufte mir vom Direktorio einen Paß, und paſſirte mit demſelben glücklich in die Schweitz. Hier mußte ich mein bischen Lebensunterhalt ſehr theuer bezahlen, und trat bald meine Reiſe in's glückliche Schwabenland an.

Einige Meilen über der Grenze lies mich das Ungefähr auf einen Kapuziner ſtoßen, ein leibhaftes Kontrefait der Visage de pain d'épice, des Lazariſten, von welchem der ehrliche Jean Jaques ſein bischen Latein lernte, *) mit dem ich bald in ein Geſpräch kam. Er klagte ſehr über die Aufklärung, und über den Unglauben der Menſchen.

„Ich habe — ſagte er; — alles gethan, was ſich thun läßt dieſen verderblichen Strom zu dämmen. Ich habe ſchon über hundert Piecen gegen Aufklärung und Unglauben, gegen die Aufklärer und Ungläubigen drucken laſſen, eine ganz geringe Anzahl von Büchern! die doch aber wenig

---

*) Confessions de Rousseau, T. I. Edit. de Geneve. p. 228.

geleſen wird; ich habe über hundert Predigten über den Unglauben gehalten, aber es will von dem allen nichts fruchten.“

Mir fiel bei der ganz geringen Anzahl von hundert Schriften des Kapuziners ein, daß ein gewiſſer Lutheriſcher Theolog des vorigen Jahrhunderts, Namens Jakob Raupius, ein dogmatiſches Werk: Bibliotheca theologica portatilis, ſchrieb, das nur aus 10 Quartbänden und einen Foliobande beſteht, und dennoch tragbar iſt. *) — Und bei der Predigt-Anzahl meines jetzigen Gefährten fiel mir ein, daß es noch weit kritlicher war, zwei und dreißig Predigten über das Wörtchen Und zu halten, was aber dennoch geſchehen iſt. **) In magnis et voluisse sat est!

„Wir werden es aber, — fuhr der Kapuziner fort; — gewiß noch erleben, daß der jüngſte Tag uns ganz unvermuthet über den Hals kommen wird.“

---

*) S. Nicolais Reiſen, VII. B. S. 50.

**) S. Novellen aus der gelehrten und curiöſen Welt, v. J. 1674. S. 1847.

Ich gab ihm, weil ich ihm nicht widerſprechen mochte, Beifall. — Er aber redete weiter:

„Zeichen und Wunder ſind ſchon geſchehen. — Vor acht Tagen ſtarb in der nächſten Stadt ein Fremder, der — ach Gott! ſein Körper zeigte es nach ſeinem Tode, daß der Unglückliche ſich an einer Nonne vergriffen hatte.“ *)

„Vergriffen?“

„Ja! vergriffen. — Der Beweis ſtand uns allen vor Augen.“

„Wer war er?“

„Gott weiß es! — Er nannte ſich Aſtolf. Weiter weiß ich nichts von ihm zu ſagen. Er ſtarb aber chriſtlich. Ich habe ihn zum Tode bereitet. — — Als er bald ſterben wollte, ſchenkte er mir ſeine Manuſkripte. Es war närriſches Zeug darunter. Ich habe das Papier alles nach und nach verſchenkt, verbraucht und vernichtet, wie ich dazu

---

*) „Qui coit cum Monacha, vel Moniali, quando talis moritur, remanet virga ejus tensa, unde dicitur in carmine apud vulgares: Qui monachae potitur, virga tendente moritur.“ — Kornmann de mirac. mortuorum. P. IV. c. 67. Leonellus Faventinus Pract. med. P. II. c. 75.

kam. — Ein paar Lagen ſind mir übrig geblieben.“

„Laſſen Sie ſehen!“

„Hier ſind ſie. Ich mag das weltliche Zeug nicht leſen. — Wollen Sie mir nicht etwas für mein armes Kloſter ſchenken?“

„Mit Vergnügen!

Ich gab ihm einen Gulden, und er verlies mich.

Als ich allein war, las ich Aſtolfs Manuſkript, das des Kapuziners heiligem Eifer entgangen war, und fand einige Unterhaltungen in Elyſium, die ich in der Beilage D. den Leſern mittheile, die daraus ſehen können, wie unpartheiiſch und generös ich hierbei zu Werke gehe, denn ich könnte dieſelben gar wohl unterdrücken, wenn ich nicht ſelbſt zu beſcheiden und billig von mir und meiner Kunſt dächte. — Indeſſen jeder Stachel ſeiner Satire, die auch gegen mich und meine attribuirte Perſon gewetzt iſt, kann mir eigentlich gar nicht gelten, da er ſchwerlich je einen ächten Harlekin, vielweniger mich ſelbſt geſehen haben mag.

XXXIX.

Expektorationen.

Invitum qui ſervat, idem facit occidenti, würde ich dem Herrn Aſtolf zurufen, wenn er noch lebte. Aber meine Reſignationen werden die Leſer leben müſſen.

So bin ich immer geweſen, und werde ſo ſeyn bis an's Ende meines Lebens. Wenn ich mit meiner Perſon, durch mich ſelbſt, mit meiner Jacke, oder durch meine Pritſche, gemeinnützig werden kann, ſo geſchiehts eben ſo gern, als wenn ich, um der lieben Gemeinnützigkeit willen, wie jener patriotiſcher Spieler zu handeln hätte, der ſeine Knochen in ſeinem Teſtamente zu Würfeln vermachte. *) Jeder erbietet ſich in der Welt, der Gemeinnützigkeit beabſichtiget, dazu, wozu ſeine Kräfte und ſein Vermögen ihm Erlaubniß geben. Wenn die ägyptiſche allgeliebte Rhodope von ihrem verdienten Gelde eine Pyramide baute, wenn das griechiſche Gemeinliebchen, Phryne ſich erbot, die Stadtmauern von Theben mit hundert Thoren zu erbauen, wenn

---

*) Paschasius Justus Lib. 1. de Alea.

jene Corteggiana Veneziana von ihrem Leibesgewinn *) eine Kapelle für 60,000 Kronen erbaute, und nach ihrer Bekehrung, in ihrem Teſtamente noch Spitäler, Wittwen und Waiſen mit 300,000 Kronen bedachte, — ſo thaten alle dieſe ſchönen Vielgeliebten nur das, was ihnen ihr Vermögen zu thun erlaubte, und im Grunde und eigentlich genommen, eben nicht mehr, als der blutarme Spieler that, der ſeine Knochen zu einer allgemeinen Gemeinnützigkeit einem Kunſtdreher überlies.

Eben ſo bin auch ich geſonnen über meine Jacke, Pritſche ꝛc. zu disponiren, wenn der Tod mir ein Tänzchen in Holbeins Manier, oder in irgend einer andern, anbieten ſollte. Nur bin ich mit mir ſelbſt über den Ort der Depoſition dieſer meiner Kleidungsſtücke noch nicht einig. Einmal gedachte ich ſie den Eichſtädter, Bamberger, Augsburger ꝛc. Kontroverspredigern zu vermachen, da die Herren doch einmal für Reliquien eingenommen ſind; ein andermal dachte ich in dieſer guten Abſicht an die Baieriſchen Hofpoeten, von denen außer München, kein Menſch eine Zeile zu leſen

---

*) Zeileri Theatr. trag. p. 371. 372.

bekömmt, und leſen mag, an die Paſſauer, Prager, ꝛc. Theaterdirektoren, an die Altonaer politiſchen Journaliſten, an die Deutſchen in Paris ꝛc. ꝛc. und bin noch immer nicht recht einig, welchem Subjekt ich durch Ring und Stab auf dieſe Art, die Inveſtitur angedeihen laſſen könnte. Ich denke aber immer, ich werde es endlich mit meinen Kleinodien, wie Nathans Ringbeſitzer mit ſeinem Talismann machen, um Kontroversprediger, Hofpoeten, Theaterdirektoren, Journaliſten, und die arme Geſellſchaft Deutſcher Männer in Paris, zugleich zu befriedigen; obgleich die letztern eigentlich alles am nöthigſten brauchten.

Entweder werde ich, wenn ich mir von meinem Obern die Erlaubniß zu ſterben, erbitte, — wie ſich der fromme Raubvogel *) und Jeſuit, Johann Wallis, die Sterbeerlaubniß von ſeinem Rektor erbat, **) — das Loos entſcheiden laſſen, oder ich werde dieſe teſtamentariſchen Koſtbarkeiten nach Udine auf den Trödelmarkt ſchicken. Die Antiquare werden ſie nicht verderben laſſen, denn ich will's noch erleben, daß man über die Inſtrumente meines äuſſerlichen Karakters Diſſertationen ſchreiben wird, von denen ich aber alsdann keine Zeile mehr werde leſen können; denn Ich bin nur Ich, ſo lange ich Ich bin, und ſo lange meine Ichheit dauert. — Man ſieht, daß ich Jakob Böhmens Schriften kenne, denn zu unſern Zeiten ſprechen wir ſo unverſtändlich gar nicht mehr. Mit der Frau Pathe Aufklärung iſt auch ihre Tochter, die Deutlichkeit in Deutſchland angekommen.

---

*) So nennte man die Jeſuiten, weil ſie kein Chor hatten, und nicht ſangen. Raubvögel ſingen nicht.

**) S. Pelzels Böhmiſch-, Mähriſch- und Schleſiſche Gelehrte und Schriftſteller aus dem Orden der Jeſuiten, S. 85.

Ich denke noch immer daran, wie ich das erſtemal, — es war eine Nacht, die die nächſte Verwandtſchaft mit der ägyptiſchen Finſterniß hatte, — meiner lieben Frau Pathe Aufklärung die Laterne vortrug? Sie wär' wahrhaftig in die flache Pleiſſe geſtürzt, — denn der Weg gieng durch die Vorſtadt, — hätte nicht Schönemanns Laterne, mit einer Halliſchen Kerze verſehen, ihr das nahe Unglück bemerkbar gemacht. Und dieſe Luzerne, trug ich. — Alſo, meine Herren! ziehen Sie die Schlafmützen und Kappen ab.

Novarini ſchrieb eine Storia della vita di Vergine Maria nell' utero di Santa Anna, und wußte auf's Haar zu ſagen, wie es ſeiner Heldin in dem engen Behältniß ergangen war, und ſo könnte auch ich das Leben meiner Frau Pathe ſeit ihrem Debut auf der Pythagoriſchen Gabel, dem Biuio Herculis, ſchreiben, da ich ihr, wie geſagt, die Laterne vortrug, — Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se! — und die Leuchte ihres Fußes in meiner Hand hielt. Damals gieng noch alles ruhig ab, aber jetzt iſt es zu Erklärungen, Gegenerklärungen, Ausflüchten, Verantwortungen, Deklarationen, Deduktionen, Manifeſten, Antimanifeſten, Erläuterungen, nothwendigen Berichten, gründlichen Urſachen, Ermahnungen, Erörterungen ꝛc. gekommen, die eine völlige Urkundenſammlung zu einer Geſchichte des Lärmblaſens liefern. Sie hat ihre Wehen, und wir wollen ihr zurufen, was Gottſched pathetiſch ſeiner Viktoria bei einem bekannten falſchen Lärme zurufte:

— — — „Geduldig meine Schöne!
So leicht gebiert man nicht gelehrter Männer
Söhne.

Es ſchmerzete das Haupt dem Zevs drei Monden lang,
Bevor Tritonia aus ſeiner Stirne ſprang.“ *)

Wie dem aber nun ſey! ſo glaube ich, daß ich, der ich als Läternenträger ab initio der Frau Pathe Aufklärung diente, ihr pro tempore ſicher die Schleppe ihres faltigen Gewandes nachtragen müßte, eines Gewandes, welches ſo weit und gros, als der allesbedeckende Mantel der Liebe, und ſo umfänglich, wie die Aegide der chriſtlichen Gelaſſenheit iſt. — Aber wenn ich der guten Dame nun auch noch ſo treu bei Nacht und Tag gedient habe, was iſt mir dafür geworden? Welchen Lohn habe ich für meine Arbeit erhalten? Man hat mich fortgejagt, und andere haben ſich das Verdienſt zugeeignet, das mein war, haben den Lohn erhalten, die Belohnung bekommen, die mir gehörte. So geht's in der Welt! — Je tiefer ich nach und nach in die Welt hinein kam, je deutlicher ſah ich, je lebhafter empfand ich das Philandriſche:

Sic vos non vobis!

---

*) S. Roſts Vorſpiel. S. 15.

XL.

Wallfahrt mit der Bettmeiſterin zum Prälaten.

Doch, nun zurück, auf meine Reiſe!

Mein Weg trieb mich an einen Ort, bei welchem eine Wallfahrt war, wobei zugleich, wie dort gewöhnlich, Jahrmarkt gehalten wurde.

Da gab's ein Weben, Schweben, Laufen, Rennen, Drücken, Stoßen ꝛc. durcheinander, als man ſich es kaum denken kann. Handel und Wandel florirte auf allen Ecken, es wurde um Schuhe, Stricke, Spiegel, Büchſen, Pulver, Salben und glückliche Stunden gehandelt. Geiſtliche und weltliche Bürger, Bauern, Soldaten, gutwillige Mädchen und fromme Matronen krabbelten und zappelten durch und an einander herum, wie auf einer Maskerade. Hier waren geweihte und ungeweihte Herrlichkeiten zu erhandeln, und zwei Maler beſchäftigten ſich, Figuren nach der Natur zu zeichnen, die ein Bilderbuch für die Jugend zieren ſollten. Ein Wurmdoktor pries ſeine Arkana an. Die Menge gaffte, und kaufte, und ein Hanswurſt, beluſtigte die Zuſchauer mit Schenkenwitze und Zweideutigkeiten, die kreiſchend geboren, und von den Spektatoren wiehernd empfangen wurden.

Dieſer gemeine Spasmacher war ein elendes Stück von jammervoller Ungereimtheit und zweideutiger Luſtigkeit. Er kannte aber ſein Publikum, und — gefiel. Das war Wallfahrtsgeſchmack!

Ein heftiger Regen ſtöhrte die allgemeine Freude des Volksfeſtes, und trieb die Menſchen auseinander.

Eine feiſte, rothbackigte Dirne, hochgeſchürzt und ſtark bebrüſtet wie eine Helena, bat mich, ihr einen Platz in meinem Wagen zu gönnen, den ich ihr einräumte, und ſie rieth mir, auf die unweit gelegene Reichs-Abtei zuzufahren, in welche ſie gehöre.

Ich. In die Reichs-Abtei gehört die Jungfer?

Sie. Ja. — Ich bin dort Bettmeiſterin und Wäſcherin Sr. Gn. des Herrn Abts.

Ich. Aha! —

Sie. Er iſt gar ein guter, milder und freigebiger Herr. — Er hat auch ſchöne Einkünfte.

Ich. Das glaube ich.

Sie. Ich will dem Herrn ſchon eine gute Aufnahme verſchaffen.

Ich. Kann Sie das?

Sie. O ja! — Ich gelte etwas bei dem Herrn Abt. — Wenn ich ihm das Bett mache, unterhält er ſich zuweilen mit mir. Da ſpricht er oft ein Langes und Breites, um von dem Studieren auszuruhen; denn er iſt ſehr gelehrt.

Ich. So?

Sie. Ja, gewiß und wahrhaftig! — Haben Sie ſich auch Ablaß gehohlt?

Ich. Freilich!

Sie. Ich auch. — Das geſchieht bei mir ſo alle Jahre etlichemal, hier und dort. Es iſt eine Luſt und Freude, ſo ein Wallfahrtchen mit zu machen. Man ſieht bei der Gelegenheit manchen hübſchen jungen Purſch. Man kann ſich auch recht wohl divertiren, wenn man's vernünftig anfängt.

Ich. Das glaube ich.

Wir kamen in der prächtigen Reichs-Abtei an. Meine hochbuſichte Geſellſchafterin ſprang aus dem Wagen, ich kehrte in dem nahegelegenen Wirthshauſe ein, und wurde bald darauf zu dem Herrn Reichs-Prälaten gebeten.

Er empfieng mich ungemein artig, zeigte mir die Merkwürdigkeiten des Kloſters und der Kirche ſelbſt, und ſpeiſte mit mir allein, auf ſeinem Zimmer.

Weil ich ſah, daß ich gut aufgehoben war, gab ich ihm etwas von meiner Kunſt nach der Tafel preis. Er lachte ſich ſchier außer Athem, und wir ſchieden als gute Freunde auseinander.

Seine Bettmeiſterin brachte mir, von dem Herrn Abt geſendet, vier Flaſchen Wein, mit Ring und Stab geſiegelt, in's Wirthshaus. Ich ließ mich ſchön bedanken, gab der Ueberbringerin einen Gulden, ſprach:

Ring und Stab! O ſeyd mir auf Rheinweinflaſchen willkommen!
Ja, wer die Schafe ſo tränket, der heißt mir ein Hirt!
Dreimal geſegneter Trank! dich gewann mir die Muſe, die Muſe
Schickt dich, die Kirche ſelbſt drückte das Siegel dir auf; *)

---

*) Schiller, in ſeinem Muſen Almanach für das Jahr 1797. S. 71.

führte noch ein kleines chriſtliches Geſpräch mit der Kloſter-Schönen, wünſchte ihr dann eine gute Nacht, und reiſte den folgenden Morgen weiter.

XLI.

Der Prälat und die Prälatin.

Der Prälat führte einen guten Tafelwein, war ein freundlicher Mann, und glaubte an Wunder, beſonders an die, von ſeinem Heiligen. Und daran that er auch ſo ganz unrecht nicht, denn es war doch noch immer in der That ein fortdauerndes Wunder, wie dieſer Heilige bis auf dieſe Stunde, in der Welt mehr als 300,000 Müſiggänger ernährte, die ſich ſeines Ordens Jünger nannten. Darauf mochte ich aber den Prälaten nicht aufmerkſam machen. — Im Punkte der Prieſterehe hielt er es gänzlich mit den P. P. ex Soc. Jeſu, und ſtatuirte, ein Geiſtlicher ſündige weit weniger, wenn er Hurerei und Ehebruch treibe, als wenn er ein Weib nehme. *) Ob er gleich kein ſo entſetzli-

---

*) Coster Enchirid. Controvers. artic. de caelib. ſacerd.

cher Weiberfeind war, wie der Jeſuit Landsberg, — den ich hiermit den Damen denunciren will! — der ſich ſo abſcheulich heraus lies, daß er ſchrieb: „Ich muß mich ſchämen und ausſpeien, daß mich ein Weib in die Welt gebracht hat;“ *) — ſo war doch der gute Herr Prälat ziemlich ſpöttiſch auf die ſchönere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts zu ſprechen, daß er ſogar ſagte: „In unſers Heilands Geſchlechtsregiſter findet man nur vier Weiber namhaft gemacht, und das waren alle keine ſonderlichen Stückchen von Tugend und Ehrbarkeit. Thamar und Bathſeba waren Ehebrecherinnen, Rahab war eine Hure, und Ruth eine durchtriebene heidniſche Dirne.“ — Und der Herr Prälat hatte eine feiſte Bettmeiſterin, die, wie ſie ſelbſt ſagte, viel bei ihm galt.

Aber es mochte dem guten Herrn wohl gehen, wie jenem, der, als er das Wahrzeichen der Stadt Hamburg ſah, eine Katze, die auf eine Maus lauert, **) ſagte: Tamdiu ludit felis cum mure,

---

propos. 9. p. 547. — Hasenmuller Hist. Jesuit. c. 6. p. 123.

*) S. Pfefferkerns Thüring. Geſch. S. 67.

**) S. Sanders Reiſen, 2. Th. S. 680.

donec illum edat. Wer weiß, wie lange die Bettmeiſterin mit ihrem milden Herrn geſpielt hatte, ehe ſie ſein Vertrauen gewann!

Genug von ihm!

Mein Weg führte mich, um in die Reſidenz zu kommen, auf eine zweite Prälatur zu, wo eine weibliche Prälatin mit dem Krumſtabe regierte. Unweit davon klagte mir ein Mädchen, daß ſie zu arm ſey, ſich in einen Bettelorden einzukaufen, und alſo Verzicht auf eine Stelle in dem Kloſter thun müſſe, wo ſie doch gern geweſen wär.

Ein Zufall machte mich mit dem Kloſter-Arzt bekannt, der eine diplomatiſche Geſchichte der Abtei zum Druck fertig liegen hatte, und mir die Dedikation des Werkes an die Aebtiſſin vorlas, in welcher er dieſe Dame mit der alles erwärmenden Sonne verglich. Eine, wie ich glaube, unſchickliche Vergleichung für eine Dame. Wenigſtens mir fiel Viauds Sonnett dabei ein:

Que me veut donc cette importune?
Que je la compare au Soleil:
Il est commun, elle est commune:
Voilà ce qu'ils ont de pareil.

Der medizinische Geſchichtſchreiber führte mich in das Kloſter, wo ich koſtbare Gefäße, und eine ſchlechte Bibliothek ſah. Wir ſpeiſten mit der Aebtiſſin, tranken ſchlechten Wein, und führten ein langweiliges Geſpräch über langweilige Sachen.

Ich nahm mir die Freiheit, etwas von den heidniſchen Klöſtern, von büßenden Fakirs, und von Chineſiſchen Heiligen zu erzählen, die bei lebendigem Leibe verfaulen, und die Würmer ſelbſt mit dem abgefaulten Fleiſche ernähren. *) Das erregte Senſation, und die Frau Aebtiſſin bedauerte die armen Seelen dieſer blinden Heiden ſehr chriſtlich.

Nach Tiſche eröffnete mir der Arzt, daß er viel bei der Frau Aebtiſſin gelte, und ich hatte das auch ſchon ſo ziemlich bemerkt. Ja, ich hörte nachher, daß der Jünger des heil. Galenus die chriſtliche Dame ſo unumſchränkt regiere, wie der Kardinal Düperron den heil. Vater Paul V. regierte, der insgemein zu ſagen pflegte: „Laßt uns Gott bitten, daß er den Kardinal Düperron regiere; der kann mich zu allen bereden.“ **)

---

*) S. Allgemeine Hiſtorie aller Reiſen. V. B. S. 242.

**) Raynal T. I. Anecdotes litteraires. p. 46.

So wurde Petri Schiff immer von geliebten Steuermännern regiert, und unter Ganganelli's Schiffahrt, ſteuerte es mit großer Sorgfalt eine freundliche Signora. Denn die Signora Vittoria regierte den P. Buontempi, und dieſer den Pabſt. *)

Vor meiner Abreiſe ſchüttete mir die gütige Frau Aebtiſſin ein paar Tropfen von dem Eichſtädter Wunderöl der heil. Walburge **) auf den Rock-Aermel, und befahl mir in allen Nöthen daran zu riechen. — Ein paar Flecken hat mir's gemacht, aber aus keinerlei Noth geholfen.

---

*) S. Reiſen in verſchiedene Länder von Europa, 1 Th. S. 283.

**) S. des Abt Gerberts Reiſen, S. 172.

XLII.

Der Kloſter-Arzt.

Wenn das von der Eichſtädter Oel-Fabrik übel genommen werden ſollte, ſo bitte ich, mir es nicht übel zu nehmen, zu ſagen, was die Wahrheit zu ſagen verlangt. Ihr Nahrungszweig wird dennoch darunter nicht leiden, weil mein Büchlein ſchwerlich im Eichſtädter Territorio Spielraum der Leſefreiheit erlangen wird.

Ich war noch bei der Aebtiſſin, als ſich die Chorſtunde nahte. Wir tranken nach Sitte und Brauch die Geſundheit des Schutzpatrons, darauf die aller Heiligen, *) und der Doktor ſchloß mit einem:

Vivunt una joviales,
Dies agunt feriales,
Quot optarunt esse tales?

Hierauf beurlaubten wir uns, und ich gieng mit zu dem Doktor, der, wenn Hippokrates Recht

---

*) Augustinus Sermon, 231. de tempore.

hat, *) ein ſehr vortreffliches Genie war, wie ſein Spitzkopf bewies. — Er hatte beſſern Wein als die Aebtiſſin, und las mir mancherlei aus ſeiner Kloſtergeſchichte vor, von deren Erſcheinung er ſich viel Beifall, Ruhm und Ehre verſprach.

Als wir einige Flaſchen Nierenſteiner geleert hatten, führte er mich in ſein Muſeum, und zeigte mir ſeine Präparata, Skelette und Bücher. Endlich zog er mit einer vielſagenden Miene einen weißſeidenen Vorhang zurück, und ich ſah — das Portrait der Aebtiſſin.

„Sie hat es mir geſchenkt, — ſagte er. — Und ich, habe es zur Göttin meiner litterariſchen Kapelle gemacht.“

Um das Portrait herum hiengen eine Menge pretia affectionis, die er von der geiſtlichen Mäzenatin erhalten hatte, und in einem rothangeſtrichenem Käſtchen, verwahrte er, wie er ſagte, ihre Briefe.

---

*) „Longissima enim habentes capita generosissimos existimant.“ — Hippocr. de aere, loc. et aquis.

Ich merkte nun wohl, woran es beiden fehlte und nicht fehlte. Bei meinem Abſchiede erzählte ich ihm, was mir kurz vorher ein Kapuziner von Aſtolf erzählt hatte, und ſprach von den Zeichen, die nach ſeinem Tode geſchehen waren.

Der Doktor lachte laut auf, und ſagte:

„Der Kapuziner war ein Narr! — Wär dem ſo, ſo könnte nach ſeinem Tode nicht leicht ein Nonnen-Beichtvater, oder Nonnen-Kloſter-Arzt, auf andere Art in's Grab geſenkt werden. — Denn wo Menſchen ſind, geht's menſchlich zu."

Ich mußte ihm Beifall geben, und wir ſchieden als gute Freunde von einander.

XLIII.

Schluß.

Ich dachte, als ich wieder in meinem Reiſewagen ſas, über ſo mancherlei von den Bewohnerinnen der Jungfernklöſter nach, die man Nonnen nennt, „etwa ſo, wie lucus a non lucendo den Namen haben ſoll," — ſagt Lichtenberg; *) und da fiel mir ein, wie ſehr man ſich darüber aufgehalten hat, **) daß der große Linné bei ſeiner Thier-Klaſſifikation, den Menſchen und die Fledermaus in Eine Klaſſe ſetzte. Wenn ich nun an die Nonnen dachte, ſo fiel mir dieſe Klaſſifikation nicht halb ſo ſtark mehr auf, denn in der That! die menſchliche Veſpertilionen-Art wird hier ſehr ſichtbar. Daran ſcheint man nicht gedacht, und auf das Nonnenweſen mit allen Veſpern, Metten, ꝛc. nicht gerechnet zu haben.

Mit dieſen Gedanken kam ich in der Reſidenz an. Hier überlegte ich, was wohl für mich zu thun ſeyn möchte.

Eine Tour inkognito nach Sachſen zu machen, blieb mein Lieblingswunſch. Die Zeit der Leipziger Michaelis-Meſſe nahte ſich, und ich entſchloß mich, ſie zu beſuchen. — Mit der ſchnellſten Extrapoſt eilte ich dahin, und da bin ich nun!

Ich ſchrieb hier meine Memoires, und halte von hier aus, meine Rede ans Publikum, mit der ich dieſe Reiſebeſchreibung eröffnete, als ich mein Inkognito abgelegt hatte.

---

*) Göttinger Taſchen-Kalender, v. J. 1789. S. 197.

**) S. Home Verſ. über die Geſchichte des Menſchen, 1. Th. S. 10 u. 11.

Was ſagen Sie nun dazu?

Sie fragen: Was ich ſelbſt dazu ſage?

Hier iſt meine Antwort, ſo, wie Otho Meleander ſie in einem ähnlichen Falle gab:

Qui quandoque sales non immiscere facetos
Novit: is indignus, qui voret ore salem, est.
Quive recensentem non vult audire lepores,
Est lepus, atque animi non habet ille salem.
Musica vita Deo grata est hominumque catervae.
Exeat e mundo, qui joca pura fugit.

Beilagen

A. B. C. D.

Omnis habet sua pensa dies: tamen unica nugis
Forte potest anno vilibus hora dari.
Seria cum ponis, cape delectantia vitam,
Sic agis: est ingens vita Catonis opus.

SEBAST. SCHEFFER.

Beilage A.

Karnevals-Scenen zu Palermo.

(Geſchrieben von dem aus Neapel verbannten unbekannten Mann.)

1.

Ein Doktor (erhebt ſein Antlitz, und ſetzt die Brille mit einer großen und erhabenen Manier auf die Naſe.) Wohlaufgeſchaut meine werthſten Masken!

Schau'n Sie hier die große Fontana,
ſie iſt die ſchönſte in Europa!

und dennoch iſt ſie zu Palermo befindlich. Aber ich habe die Ehre, Ihnen Wort und Verſicherung zu geben, dieſes Waſſer dieſer köſtlichen Fontana iſt das beſte, reinſte, klarſte, hellſte und vortrefflichſte Waſſer in ganz Europa. Glauben Sie mir auf mein Wort! Ich weiß was ich ſage, denn ich ſchreibe jetzt eine Waſſer-Geſchichte, die ich mit Kupfern geziert herausgeben und drucken laſſen werde. In dieſer Geſchichte werde ich das Waſſer hiſtoriſch, kritiſch, moraliſch und phyſikaliſch unterſuchen, um darzuthun, daß Waſſer, Waſſer iſt, und das Beſte in der Welt, wie Pindar ſagt. — (Nimmt die Brille von der Naſe, und hält den Hut auf.) Wollen Sie wohl gefälligſt auf meine Waſſergeſchichte pränumeriren?

(Die Masken gehend lachend davon.)

Ein **Pulicinell.** Herr Bruder! ich pränumerire und will Pränumeranten ſammeln, wenn Sie das ſechſte Exemplar drein geben.

Der Doktor. (ärgerlich, wirft den Hut auf den Kopf.) S'iſt gar keine Liebe zu den Wiſſenſchaften mehr in der Welt!

(Ein Trupp Bauern und Bäuerinnen ziehen einher; in der Mitte ein tanzendes Mädchen. Die Spielleute ſpielen in der Manier der l'aria Turchesca auf.)

Der Pulicinell. Herr Doktor! da giebt's etwas zu verdienen. Ein Mädchen das eine Tarantel gebiſſen hat!

Doktor. Die Mädchen *tanzen* ihren Unſinn aus. Dabei giebt's nichts zu verdienen.

Bau-

Bauern und Bäuerinnen. (ſingen.)

Non fù Taranta, ne fù la Tarantula;
Mà fù lo vino della garratella.
Doue te mozico dill' amata doue fù?
Ohime si fusse gamma,
Ohime mamma,
Ohime!

(Das Mädchen tanzt immer fort.)

Chor. Den te mussicaula Tarantella!
Sotto la Pudia della vacella.

(Das Mädchen tanzt heftiger fort.)

Chor. Alla mari mi portati,
Che voleti che mi sanati.
Alla mari, alla via:
Cosi m'ama la Donna mia.
Alla mari, alla miri;
Mentre campo, t'aggio amari.

(Das Mädchen ſinkt entkräftet zu Boden.)

Pulicinell. Ei ſchöne Macke! wie natürlich!

Ein Fremder. Spielt die herzerquickende Carmagnole auf, und ſie wird gleich wieder zu ſich kommen.

Pulicinell. Wo denkt der Herr hin? Das Mädchen ſoll ja nicht in's Narrenhaus kommen, ſie ſoll kurirt werden.

Alle. (lachen laut auf.) Tarantella.

Der Fremde. (läuft davon.) Maskenfreiheit!

Pulicinell. Maskenfreiheit für Waſſergeſchichtſchreiber und Carmagnolentänzer!

2.

Ein Aſtrolog. Ich verkündige euch, was ich in den Sternen geleſen habe. — Kommt alle herbei!

(Viele Masken drängen ſich herzu.)

Ein Herold. Hört und laßt euch ſagen. Die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Tunis ſetzt einen Preis von 30 Dukaten auf die gründlichſte Beantwortung der Frage: Welches iſt dem Menſchen zuträglicher, groß oder klein von Geſtalt zu ſeyn?

Ein Pulicinell. Ich beantworte dieſe Frage, und bin des ausgeſetzten Preiſes gewiß. — Hier iſt meine Antwort: Wüchſen auf den Bäumen Diamanten, ſo wär es gut, groß zu ſeyn, ſie abzubrechen; träten wir auf Perlen, ſo wär es beſſer, klein zu ſeyn. — Da aber keins von beiden iſt, ſo iſt die mittlere Statur die beſte. — Meine ſchönen Masken! Habe ich es nicht getroffen? gebührt mir nicht der Preis?

Der Herold. So gehe Er nach Tunis, und laſſe Er ſich das Geld auszahlen.

(Lautes Gelächter.)

Alle. Die Sternen-Lektüre! Die Sternen-Lektüre!

Der Aſtrolog. Hört, was die Sterne ſagen: Uebers Jahr um dieſe Zeit wird wieder Karneval ſeyn.

(Alle lachen.)

Pulcinell. Freund! ſchickt Eure Beobachtungen an die Akademie nach Tunis, ich trete Euch für Eure Entdeckung meinen gewonnenen Preis ab.

(Ein Trupp Fiſcher zieht ſingend und jubelnd einher.)

Die Fiſcher. (laufen auf den Aſtrologen zu.) Heda! Ein Schwertfiſch! Ein Schwertfiſch! (ſingen).

Mamassu di paianu,
Palletu di paianu,
Maiassu stigneta.

Palleta di paianu,
Pale la stagneta
Pro nastu varita
Pressu di visu,
E da terra!

(Der Aſtrolog läuft davon, und die Fiſcher ihm nach.)

Pulicinell. Man ſollte glauben, ſie liefen nach dem Preiſe der Akademie zu Tunis! — Ihr kriegt nichts, ihr guten Fiſcher!

Beilage B.

Etwas aus Harlekins in London edirter Schrift: Ueber die Liebe der Thiere zu den Menſchen, und die Dankbarkeit der Menſchen durch Gegenliebe der Thiere.

Sonderbar genug iſt oft die Veranlaſſung, welche dem Schriftſteller die Feder in die Hand giebt, und eben ſo ſonderbar iſt auch oft der Stoff, den er ſich wählt, um über irgend etwas zu ſchreiben. Der Titel dieſer Piece zeigt, worüber der Verfaſſer derſelben mit ſeinen Leſern ſprechen will.

Auf die ſonderbaren Materien zurück zu kommen, welche ſich oft Schriftſteller wählten, die Leſer zu unterhalten, ſo wiſſen wir z. B. daß Favorinus ein Buch ſchrieb zum Lobe des Quartanfiebers. Mirandola lobte die Grobheit; Mathias Czanack die Krätze.; Pirhaimer und Fabricius Campanus verherrlichten in beſondern Schriften das Podagra; Erasmus von Roterdam die Narrheit; Poſſeratius lobte die Blindheit und den Eſel, und Archippus ſchrieb über den Schatten des Eſels; Waver ſchrieb über den Schatten überhaupt; Hutten übers Fieber, und Liebhard übers heimliche Gemach; Cölius Calcagninus ſchrieb ein Lob des Hintern und der Flöhe, und Heinſius lobte die Läuſe *), die der heil. Franziskus auch wie alle andere Thiere, z. B. Eſel, Wölfe, Mäuſe ꝛc., Brüder nannte, und keine tödtete, um nicht das fünfte Gebot zu übertreten **). So menſchenfreundlich erweiterte er das: „Du ſollſt nicht tödten!“ Und war kein ſolcher Barbar wie der berühmte Ageſilaus, der König der Lacedämonier, der öffentlich und im Tempel der Pallas eine Laus erſchlug, die ihn biß, indem er ſagte: „Einen Nachſteller umzubringen, das kann ſelbſt am Altar geſchehen ***).“

---

*) Zeileri Epist. Cent. I. ep. 1. f. 2.

**) Vita S. Francisci, p. 163.

***) Plutarch Apophth. Lacon. f. 208. T. II. Op.

Doch zurück zu meinem Vorhaben!

Ich will von der Liebe der Thiere zu den Menſchen ſchreiben. — Die Geſchichte liefert uns namhafte und ausgezeichnete Beiſpiele, die uns zum Belag unſers Themas dienen ſollen.

So gab es einſt eine **Gans**, die den Philoſophen **Lacydes** ſo außerordentlich liebte, daß ſie nicht ohne ihn ſeyn konnte. Wohin er ging, folgte ſie ihm nach, ins Bad, ins Bett und in den philoſophiſchen Hörſaal *). Aber er erkannte auch die große Liebe dieſes guten Thieres, und ließ ihr, als ſie ſtarb ein ſo prächtiges Leichenbegängniß halten, als wäre ſie ſein Sohn oder Bruder geweſen **).

Ein liebenswürdiger **Eſel** liebte den griechiſchen Kritiker **Ammonius** und ſeine Verſe ſo ſehr, daß er nicht von ihm ging, und ſein Futter zu freſſen vergaß, las ihm dieſer ſeine Gedichte vor ***).

Ein **Kranich** war in einen Spaniſchen Soldaten verliebt, und konnte nicht ohne ihn leben †). Ein **Pfau** liebte ein Mädchen ſo heftig und zärtlich, daß er aus Liebe zu ihr ſtarb *), was ſie ſelbſt kaum von ihrem menſchlichen Liebhaber erwarten konnte.

---

*) Plinius H. N. L. X. c. 22. Athen L. III. p. 606.

**) Aelian. Hist. animal. L. VIII. c. 41.

***) Bayle Dict. Art. Ammonius.

†) Happelii Relat. Curios. T. II. p. 767.

Eben ſo ſehr war ein Papagei in ein Hoffräulein der Herzogin von Arſchot verliebt **), und ein Delfin im Lukriniſchen See in einen Knaben ***). Eine Gans liebte den Knaben Olenus und die Nimfe Glauce wurde von einer Gans und von einem Widder zugleich geliebt †).

Und welches unter allen Thieren liebt die Menſchen wohl mehr als ein getreuer Hund? Die Geſchichte liefert uns hiezu eine Menge von Belegen. Was iſt es nun wohl mehr als eine zärtliche Dankbarkeit, wenn Menſchen die Hunde wieder lieben? — Zudem ſind die Hunde die verſtändigſten Thiere der ganzen vierbeinichten Schöpfung, und werden, wie billig, alſo geliebt und geehrt.

Der Herr von Leibnitz erzählt in den Annalen der Pariſer Akademie, daß [illegible]inen Bauernhund bei Zeitz gekannt habe, der etliche dreißig Wörter menſchlich ausſprechen konnte, worunter auch franzöſiſche, alſo die der Hofſprache, waren *).

---

*) Zeileri Epist. Cent. I. ep. 26.

**) Happelii Relat. Curios. T. II. p. 778.

***) Plinius H. N. L. IX. c. 8.

†) Ibid. X. 26.

Giebt es nicht ein Land **), wo ein Hund gegeben wird, um den Adelſtand zu erlangen? Und einſt wurde ja ein Hund ſogar zum König von Norwegen eingeſetzt ***).

Wenn ich täglich ſehe, wie zärtlich die Damen ihre Hunde behandeln und lieben, ſo freue ich mich gar ſehr darüber, und will den Schönen von London, (wenn ſie es nicht ſchon wiſſen), ganz im Vertrauen erzählen, daß unſere Weltumſegler auf einer der Societätsinſeln zu Huaheine die Damen eben ſo zärtlich gegen die Hunde geſinnt fanden, von denen eine ſogar einen jungen Hund an ihren ſchönen Buſen ſäugte †).

Doch damit wir nicht allzu tief ins Beſondere gerathen, ſo wollen wir vor der Hand erſt wieder ins Allgemeine zurück gehen.

Ich ſage alſo [illegible] ꝛc. ꝛc.

---

*) S. Riverhals Lukumon, I. Th. S. 89. 90.

**) S. Allgem. Hiſt aller Reiſen, IV. Th. S. 197. 251.

***) Alb. Cranz Norvegia, f. 344.

†) Berl. Samml. von Reiſen, XXI. B. S. 237.

Beilage C.

Fragment aus Harlekins in London unter dem Titel: Dialogen, herausgegebener Wochenſchrift.

Rathsherr. So wahr ich Rathsherr, Kirchenvorſteher zu St. Urſula und ein ehrlicher Mann bin! es thut mir ſehr leid, daß wir unſern braven Organiſten eingebüßet haben. Er war noch einer von den alten Orgelſpielern, er ſpielte alle ſeine Sachen a quatuor vocum.

Altarmann. Ja, das that er!

Kirchner. So wahr Gott lebt! das that er.

Rathsherr. Nun wollen wir aber einen Organiſten annehmen, der a quinque vocum ſpielt.

Altarmann. Das wird ſehr gut ſeyn.

Rathsherr. Ja, ja!

Kirchner. Ich habe einen gehört a quindecim vocum.

Rathsherr. Der ſchickte ſich für uns, weil unſerer eben gerade funfzehn Rathsherren ſind.

Kirchner. Je nun! er ſteht im Begriff ſich zu der vakanten Stelle zu melden. Er iſt eben im Vorzimmer, ſich denenſelben demüthigſt zu empfehlen.

Rathsherr. Ich müßte ihn denn doch zuvor examiniren.

Altarmann. Verſtehen ſich denn der Herr Senator auch auf Muſik?

Rathsherr. Wie Er ſo ſonderbar fragen kann! — Ein Rathsherr muß *alles* verſtehen. — Laßt den Organiſten eintreten. — Sie ſind es, der die Orgelſpielkunſt usque ad quindecim vocum gebracht hat?

Organiſt. So iſt es.

Rathsherr. Verſtehen Sie denn auch den Poſaunen-Fußton?

Organiſt. Warum nicht? Der Fußton iſt derjenige Ton, welcher mit den Füßen getreten wird.

Rathsherr. Recht ſo! Das habe ich oft geſehen. — Sie können doch das große D angeben?

Organiſt. Das kömmt dem Organiſten nicht zu, das muß der Kalkant thun.

Rathsherr. So, ſo! — Sie kennen doch die Regiſter.

Organiſt. Sobald ich mich einſchreibe, kenne ich ſie.

Rathsherr. Können Sie wohl errathen, wo bei unſerer Orgel die Windlade liegt?

Organiſt. Vor dem Loche.

Rathsherr. Wo hat aber unſere Orgel das Loch?

Organiſt. An der Windlade.

Rathsherr. (zum Kirchner und Altarmann.) Ich frage ihn recht verfänglich.

Altarmann. Ja wohl!

Rathsherr. Aber er beſteht gut.

Kirchner. Scharmant.

Rathsherr. Jetzt ſoll's noch beſſer kommen. — Verſtehen Sie den Continuo mit den Ziffern?

Organiſt. Die Ziffern gehören in die Rechenſchule. Ich ſpiele ohne Ziffern.

Rathsherr. So? — Geht's auch?

Organiſt. Es geht.

Rathsherr. Wiſſen Sie das Ventil zu ſuchen?

Organiſt. Ich werde ja wiſſen, worauf der Organiſt ſitzt!

Rathsherr. Ich ſehe und höre, daß Sie ſehr wohl beſchlagen ſind. — Aus welchem Clavis ſpielen Sie den Glauben? der alte Organiſt ſpielt ihn aus B dur.

Organiſt. Ich habe eine ganz neue Methode, und ſpiele den Glauben aus gar keinem Clavis.

Rathsherr. Sie ſind ein ſehr venerabler, theoretiſcher und praktiſcher Organiſt, und ſollen den Dienſt haben. — Stellen ſie ſich jetzt meiner Frau vor. — Gott befohlen! — — Nicht wahr, den habe ich warm gemacht?

Kirchner. Rechtſchaffen!

Rathsherr. Aber er beſtand ſehr wohl, das muß ich ſagen. — Ja, mein Gott! wenn ich nun in dieſer Kunſt keine Kenntniß gehabt hätte, wie hätte es da ausgeſehen?

Kirchner. Schlecht.

Rathsherr. Drum weiß ich gar wohl, was zu einem Rathsherrn gehört. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Beilage D.

Aſtolfs Unterhaltungen in Elyſium.

Erſtes Geſpräch.

Plautus. Merkur! Erlaube mir die Frage: Wer iſt dieſer Schatten, den du ſo eben in unſere Gefilde geleitet haſt?

Merkur. Ich glaube, er iſt ein Belletriſt. Doch will ich das nicht behaupten. — Freund! ein wenig näher. Hier iſt jemand, der dich kennen zu lernen wünſcht. — Herr Plautus, ci devant Dramendichter in Rom, der mir ſelbſt die Ehre erzeigte, mich auf die Bühne zu bringen.

Ehrenfried. Ungemein viel Vergnügen für mich, die Bekanntſchaft des unterhaltenden Herrn Plautus zu machen!

Plautus. Sehr verbunden!

Neukirch. Welch Land betrat dein Fuß, du, uns willkommner Schatten!
Eh' wir das Glück, bei uns, dich hier zu sehen, hatten?

Ehrenfried. Ich bin ein Deutſcher.

Neukirch. Traukſt du, o Menſchenkind! wie wir, der Muſen Söhne,
Als du lebendig warſt, auch aus der Hypokrene?

Ehrenfried. Ein wenig.

Plautus. Warſt du ein Freund der Bühne?

Ehrenfried. Ein entſchiedener Freund derſelben.

Plautus. Willkommen! — Bringſt du uns viel Neues aus der theatraliſchen Welt mit?

Ehrenfried. Dort werden Wunderwerke geboren.

Joſeph Skaliger. Eheu! Prodigia?

Korneille. Laß hören, wie ſie geſtaltet ſind.

Gottſched. Leben etwa die ſterbenden Kato's wieder auf?

Ehrenfried. Nein! dieſe Helden, ſind einmal für allemal in Deutſchland zu Grabe gegangen.

Nur

Nur in Frankreich erweckt man ſie wieder vom Tode, um ſie noch einmal ſterben zu ſehen.

Korneille. Eh bien!

Neukirch. Damals, als ich mit Mühe und Fleiß, die Abentheuer des Prinzen von Ithaka in deutſche Verſe vertirte —

Ehrenfried. Man hat ſie jetzt in Wien in eine Oper gedrängt.

Neukirch. Was ich höre!

Ehrenfried. Es iſt ein rührendes Stück Arbeit!

Neukirch. Das glaube ich.

König. Gleicht dieſe Oper wohl jenen Singſpielen, welche ich zuweilen meiner Feder entfließen lies, als ich noch inter vivos, zu Dresden war?

Ehrenfried. Ziemlich.

König. Das freut mich! — O jene glücklichen Zeiten! —

Lohenſtein. Sag' mit mir:

> Mein Geiſt fleucht neues Licht, und bult
> mit ſeinem Schatten. *)

---

*) S. Lohenſteins Schauſpiel Ibrahim. Bresl. 1701. S. 5: V. 11.

Plautus. Flamma fumo est proxima! *)

Neukirch. Hört man jetzt auf Deutſchlands Bühne keine klagenden Schäfer mehr?

Ehrenfried. Nicht einen, aber tobende Ritter in Menge.

Ariſtophanes. Sie ſind auch nicht zu verachten.

Ehrenfried. Sie gefallen.

Ariſtophanes. Wohl! ſo werden die meinigen, vielleicht auch wieder in friſches Andenken kommen.

Korneille. Und die Könige auf der Bühne? —

Ehrenfried. Dann und wann kommen auch welche zum Vorſchein.

Korneille. Eh bien!

Gottſched. Und: der Teufel iſt los?

Ehrenfried. Wird immer noch zuweilen, hier und dort gegeben.

Gottſched. Daß ſich Gott erbarme!

Ariſtophanes. Um Vergebung! auf dem Theater iſt der Teufel immer los. Er bleibt alſo an ſeinem Platze.

---

*) Plautus in Curculio. A. I. Sc. 1.

Lope de Vega. Ohne Widerrede.

Ehrenfried. Er hat ſogar in persona bei uns jetzt ein Rollenfach erhalten.

Lope. Der Teufel? — Gott ſey Dank! Endlich werdet ihr Deutſchen einmal klug.

Calderone. Lange nach uns.

Lope. Je nun! beſſer ſpät, als gar nicht.

Ehrenfried. O! wir werden groß.

Seneka. Man mißt euch mit dem Poſtament, auf welchem ihr ſteht. *)

Calderone. Und dieſes Poſtament ſind wir.

Alle. Wir!

Ehrenfried. Das geſtehen wir ſelbſt ein; denn wir ſind in Deutſchland ſehr beſcheiden.

Skaliger. Schön, daß du das ſelbſt ſagſt. **)

Ariſtophanes. Wie ſteht's mit der Menagerie auf euerer Bühne?

Ehrenfried. Sehr gut! die Wiener verſehen uns mit Bären, Affen, Schlangen, Elephanten, Katzen ꝛc. nach Herzensluſt.

---

*) „Quare magnus videtur? Cum basi illum sua metiris." **Seneca.** Ep. 76.

**) Man erinnert ſich doch gleich an Skaligers: Nos fuimus Tröes?

Ariſtophanes. Auch mit Fröſchen?

Ehrenfried. Dieſe Vorſorge bleibt den Komponiſten überlaſſen.

König. Man komponirt doch fein natürlich?

Ehrenfried. So natürlich, wie möglich! bis auf das kleinſte Yha! und Kikriki!

Ariſtophanes. Vortrefflich! — Wie gut müßte ſich daneben mein Brekekecks Koacks! ausnehmen.

Viktoria Gottſched, geborene Kulmus. Und wie ſingt man?

Ehrenfried. Zum Entzücken! Leſet ihr denn weder das Staats-Riſtretto, noch die Theater-Journale?

Gundling. Wollen dieſe Piecen doch verſchreiben laſſen.

Riedel. (nimmt eine Priſe): Quod sic!

Ariſtophanes. Und bei dieſen Sirenentrillern bedient ihr euch der Baumwolle nicht?

Ehrenfried. Zuweilen möchte man das gern thun, aber wer hat gleich welche bei der Hand? — Man unterhält ſich alſo indeſſen, um nicht unterzuliegen, mit der lieben Nachbarſchaft.

Voltaire. Was ich nie leiden konnte!

Freron. Auch nicht einmal in deinem Kaffeehaus?

Voltaire. Da dacht' ich ja an dich.

Freron. Und an deine eigenen Schauſpielertalente. *)

Merkur. Silentium! Keine Anzüglichkeiten. — Könnt ihr denn niemals Ruhe halten?

Voltaire. Ich bin's nicht kapable!

Merkur. Ruft doch die Belle Bonne.

Voltaire. Ich ſchweige.

Viktoria. Alſo euere Oper iſt jezt ſehr glänzend?

Ehrenfried. Transparent vom Anfange bis zum Ende.

Ariſtophanes. Und bunt?

Ehrenfried. Wie ein Tulpenbeet.

Hafiz. Alſo ohne Geruch?

Ehrenfried. Dieſer Sinn wird nebſt ſeinem Bruder den Geſchmack, bei dem Operweſen, nicht mit in's Theater gebracht.

Marivaux. Helas!

---

*) S. Reiſe durch Helvetien. Leipzig 1782. II. Th. S. 35.

Viktoria. Ihr kommt alſo nur mit drei Sinnen in's Theater?

Ehrenfried. Ich bitte um Verzeihung, Frau Profeſſorin! wir gehen demungeachtet immer noch mit fünf Sinnen in's Theater.

Viktoria. Wie iſt das möglich?

Ehrenfried. Das geht ganz natürlich zu, denn ſeit Lavaters Exiſtenz hat man bewieſen, daß wir Menſchenkinder nicht fünf, ſondern ſieben Sinne haben. *)

Gundling. Iſt zu notiren!

Gottſched. Und zu unterſuchen.

Ariſtophanes. O! ihr glücklichen ſiebenſinnigen Menſchen! Hätte man dieſe Entdeckung zu meiner Zeit gemacht, ich hätte die ſieben Sinne auf's Theater gebracht.

Ehrenfried. Es wird in Deutſchland, denke ich, endlich auch noch dahin kommen.

Plautus. Bene!

Viktoria. Welches ſind denn jetzt im Schauſpiel wohl die weiblichen Lieblingsrollen des Publikums?

---

*) S. Phyſiognomiſche Fragmente, IV. Th. S. 149.

Ehrenfried. Noch vor kurzen waren es ungetreue Weiber und geſchwächte Mädchen. —

Anaxandrides. (lachend.) O! über die Nachahmer! *)

Salomo. Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne!

Terenz. Ich finde das ganz natürlich!

Plautus. Richtig!

Ehrenfried. Jetzt aber kommen die duldenden Weiber, und die treuloſen Bräute und Mädchen, und die alten Jungfern an's Bret.

Viktoria. Dieſe werden auch nicht ohne Effekt auftreten.

Ehrenfried. Ach nein!

Freron. Und die Zairen?

Ehrenfried. Rendevous im Morgenlande giebt man ſich jetzt nur noch in den Opern.

Freron. Um ſich taufen zu laſſen?

Voltaire. Hörſt Du Merkur? Er kann keine Ruhe halten.

---

*) Der komiſche Dichter Anaxandrides aus Camire, auf der Inſel Rhodus, brachte zuerſt Liebesabentheuer und geſchwächte Mädchen auf die Bühne. S. **Bayle** Diction. hist. et crit. Art. Anaxandrides.

Merkur. Monſieur Freron! ſchweig.

Marivaux. Euer Luſtſpiel in Deutſchland? —

Ehrenfried. (lächelnd.) Es iſt nicht das Deinige, Freund Marivaux! — Drama's ſtehen bei uns beſſer an ihrem Platze. Euch Franzoſen verdankt man bei uns nichts, als zuweilen euere Geſprächigkeit.

Le Sage. So wahr man mich guillotinirt hat! da verdankt man uns das Schlimmſte, was man uns verdanken könnte.

Ehrenfried. Uebrigens ſchreit alles nach Handlungen.

Calderone. Die Leute werden klug!

Marivaux. Und die Delikateſſe des feinen Luſtſpiels?

Ehrenfried. Damit geht man um, wie Sir Rymer meint, daß man mit der Portia umgegangen ſey. *)

Shakſpeare. Oder, wie Sir Rymer mit mir umgegangen iſt. **)

Ehrenfried. Ganz recht!

---

*) S. Ueber W. Schakſpeare von Eſchenburg. S. 201.

**) S. Ebendaſ. 1. B. S. 200—202. u. a. St. m.

Korneille. Und die Trauerſpiele? —

Ehrenfried. Schlachtfelder.

Lope. Schön! — Wer wird das nicht natürlich finden?

Calderone. Niemand.

Horaz. Nisi cum pituita molesta est. *)

Marivaux. Und keine Ausnahmen?

Ehrenfried. O ja! Aber der große Haufe iſt blind.

Seneka. Nun ſo tröſtet euch ihr guten Köpfe Deutſchlands! Was dem großen Haufen gefällt, iſt nicht euer Werk, **) ſo wenig es das meinige war. Euch, bleiben Kenner und Nachwelt.

Ehrenfried. In der That entſteht auch dadurch jetzt manches Mißjahr in der dramatiſchen Erndte.

Marivaux. Das kann nicht anders kommen!

Ariſtophanes. Und die Satyre?

Ehrenfried. Dieſe ſchwingt ihre Geißel ſanft und behäglich über alle Thorheiten und Narrheiten der Menſchen.

---

*) Horat. Epist. 1. L. 1. v. 108.

**) „Nunquam volui populo placere: nam quae ego-ſcio, non probat populus; quae probat populus, ego nescio.“ Seneca. Epist. 29.

Ariſtophanes. Sanft und behäglich? Nicht beſſer?

Ehrenfried. Man ſchreibt zwar Bahrdts mit der eiſernen Stirne, aber man bringt ſie nicht auf die Bühne.

Bahrdt. Freund! laß mich hier ruhen. Oben haben mich die kleinen Buben genug geneckt.

Ariſtophanes. O Sokrates! o Sokrates!

Merkur. Keine Perſonalia aufgewärmt!

Sokrates. Laß ihn! Ich höre ihn nicht. Ich unterhalte mich mit meinem Dämon.

Ehrenfried. Oben thut man das auch.

Sokrates. Gute Unterhaltung! Kennt man denn oben auf der Welt meinen Dämon?

Ehrenfried. Man hat ihm ganz neuerlich das Inkognito geraubt.

Ariſtophanes. Ad vocem Dämon fällt mir ein zu fragen: Bringt ihr denn auch Dämonen auf euere Bühne?

Ehrenfried. Gute und böſe; beſonders in den Opern.

Plautus. Auch Götter?

Ehrenfried. Die ewigen, ja! Aber ſo, wie ſie von Wien aus zu uns kommen, würdet ihr ſie eher für reiſende Handwerksburſche und Bänkelſänger, als für Götter halten.

Plautus. Ei!

Lucian. O weh!

Merkur. Schweigt! ihr beiden ſeyd wahre Wiener, und habt uns auch wenig Ehre gelaſſen. Wenn ich jetzt nur Lärm anfangen wollte —

Mad. Dacier. O! nicht doch, beſter Freund!

Merkur. Ich lache dazu. Es hat noch neulich ein guter Freund von uns die Ehre der Götter Griechenlands gerettet, und hat mächtig in's chriſtliche Weſpenneſt geſtöbert. Das hat nichts zu ſagen. — Wir bleiben doch, was wir waren.

M. Dacier. Alſo, von Wien aus —

Merkur. Kommen Impoſturen, und geben in wenig andern Städten Deutſchlands Zoll und Geleite ab. Sie verſtehen ſich auf's Einſchwärzen!

Ehrenfried. Drum kommen auch die Mohren in den dramatiſchen Weſen in den Kours.

Shakſpeare. Da mögen, nach Freund

Rymers Warnung, die Weiber die Wäſche in acht nehmen! *)

Andreas Gryphius. Sie ſind doch ſchwarz genug, euere Mohren?

Ehrenfried. Wo es an der Geſichtsfarbe fehlt, hilft man an der Karakterfarbe nach.

Marino. Con amore?

Ehrenfried. Wenigſtens zum Beſten der Theaterkaſſen. — Darauf rechnen die preßhaften Impreſſare, die uns von Wien aus dergleichen Machwerk liefern, gar ſehr. Schwarze Geſichter, Federkleider, Schilfanzüge, ꝛc. alles bringen ſie vor's Auge. Uebrigens kömmt bei unſern Zugopern ſo viel Zauberei, wie möglich, in Anſchlag. Die Zauberinſtrumente ſind dabei nicht vergeſſen. Glockenſpiele, Waſſerharmonien, Zauberflöten, Zauberzittern, Zauberſagots, Zaubertrommeln, ꝛc. alles iſt auf Wirkung berechnet.

---

*) Um eins von Sir Rymers durchdachten Urtheilen über Shakſpears Stücke preis zu geben, wollen wir zur Erklärung dieſes Ausrufs ſeine Kritik über Othello wählen. „Aller moraliſcher Nutzen des Trſp. Othello — ſagt dieſer Ehrenmann; — läuft auf drei wichtige Lehren hinaus; daß kein Mädchen vom Stande mit einem Mohren davon laufen; daß jede Ehefrau ihre Wäſche wohl in acht nehmen; und daß jeder Ehemann mathematiſche Beweiſe haben müſſe, ehe ſeine Eiferſucht ein tragiſches Ende nimmt.“ — Nun wird man den Geiſt der Rymerſchen Kritiken wohl hinlänglich kennen.

Apulejus. Haben ſie denn meinen goldenen Eſel noch nicht auf die Bühne gebracht?

Ehrenfried. Deinen goldenen Eſel noch nicht, aber andere genug, wiewohl verkleidet.

Ariſtophanes. Freund Gundling! ſchreib doch gelegentlich einen Brief nach Wien, in Betreff meiner Fröſche.

Gundling. Riedel hat ja wohl Korreſpondenz dahin?

Riedel. Ich will ſchreiben.

Ehrenfried. Nur an das Theater auf der Wieden adreſſirt. Der Vorſchlag findet gewiß Beifall. — Aber lieber Ariſtophanes! deine Fröſche werden ſie wohl rezipiren, aber deinen Witz laſſen ſie unberührt.

Lucian. Gelegentlich, Freund Riedel! auch ein Wort nach Wien wegen meinen Hetären.

Riedel. Sie kopiren keine Natur.

Plautus. Was denn?

Riedel. Wieneraniſmus.

Ariſtophanes. Freunde! das bringt Geld ein.

Eckhof. Und der Geſchmack.

Riedel. Sie kaufen ihm Krücken.

Eckhof. O! mein deutſches Publikum!

Gryphius. Iſt denn zwiſchen Tief' und Höhen
Nur ein Sonnen-Untergang? *)

Eckhof. Ach Leſſing! unſer deutſches Publikum!

Leſſing. Laßt mich ſchlafen. Ich träume von einer ſchönen Zukunft.

Ehrenfried. Guter Eckhof! deine Jünger ſind nicht mit dir.

Eckhof. Was gaben ſie mir?

Ehrenfried. Nichts als Zweifel über die Aechtheit deiner Sendung.

Skaliger. Nos fuimus Trões.

Korneille. Erzähle uns etwas von den Helden des deutſchen Schauſpiels.

---

*) S. Gryphius Schſp. Leo Arminius, im 1. Th. ſeiner Schriften, S. 42.

Ehrenfried. Sarmäts Feuerbäre; Strohmänner —

Ariſtophanes. Du biſt ein Spaßvogel!

Ehrenfried. Nichts weniger! — Mit Füßen getretene Landgrafen; ehemalige Sauhirten —

Racine. Menſch, der du warſt —

Ariſtophanes — und nicht mehr biſt! ſcherze nicht mit uns.

Merkur. Foi de Dieu! er ſcherzt nicht.

Roſcius. Iſt es möglich?

Merkur. En vérité.

Racine. Unmöglich!

Korneille. Undenkbar!

Merkur. O Zevs und Latona! Soll ich bei dem Styx ſchwören, daß er die Wahrheit redet?

M. Dacier. Bei Gott! ich bin einer Ohnmacht nahe!

Viktoria. Ich vergehe!

Gottſched. Meine Kulmus! haſt du denn dein Balſambüchschen nicht bei dir?

Viktoria. Ach Gott! der Magiſter Schwabe hat es ja beſtändig in Beſchlag genommen.

Florian. Hier, meine Damen, ſind Odeurs, ſo fein ſie jemals meine Galatea aus Thymian gepreßt hat.

M. Dacier. Gehen Sie mir mit Ihren Hirten-Gerüchen!

Mad. Des Houlieres. Kommen Sie zu mir Chevalier! Wir können das Eau de Thymian brauchen; ich leſe eben die Ueberſetzung meiner Idyllen.

Racine. Euere Helden, keine edlen Ritter?

Seneka. Keine Könige der Völker?

Ehrenfried. Nein.

Korneille. Was denn?

Ehrenfried. Edle Banditen.

Racine. Das Maas meiner Leiden iſt voll!

Skaliger. At quibus illustreis ortus natura negavit,
Ilis virtus instar nobilitatis erit. *)

Ehrenfried. Uebereile dich nicht! — Je toller, je lieber. Die Moralität an die Krücke, die Immoralität auf den Kothurn. Das iſt Tagesordnung.

---

*) Jos. Scaligeri Silva Carminum. XXXIV. 5. 6.

Le Sage. Und bei dieſer Unordnung bedeckt ſich kein Präſident?

Ehrenfried. Die Präſidenten des guten Geſchmacks bedecken ſich alle, aber — ohne Erfolg.

Racine. Ihr ſeyd Barbaren!

Gottſched. (lächelnd.) Amour!

Racine. In Frankreich wird es beſſer ſeyn. Dort ſind die Helden der Bühne —

Ehrenfried. Sansculotten.

Racine. Verräther!

Merkur. Foi de Dieu! —

Racine. Ah c'en est fait! je cede à la rigueur du sort.
Je vais mourir: je me meurs; je suis mort!

Guarini. (ſeufzend.) O gni legno ha il suo tardo!

Zweites Geſpräch.

Skaliger. Wie? Racine und Korneille verlaſſen uns?

Merkur. Ihre feinen Nerven machen dieſe Entfernung nothwendig.

Marivaux. Sie kommen auch wieder.

Merkur. Gebt ihnen nur Cheniers Bartholomäus-Nacht zu leſen. Sie werden ſich ſchon erholen.

Florian. Das thut nicht, ſie bekommen ſonſt gar Verzuckungen.

M. Dacier. Ach! ja wohl!

Merkur. Oder den neuen Pariſer Brutus.

Freron. Laßt die Todten ruhen!

Voltaire. Merkur! verſtopfe dieſem Journaliſten den Mund, oder — ich werde hitzig.

Freron. Ich dachte, — witzig.

Merkur. Haltet Ruhe! oder ich ſchlage drein.

Horaz. Pfui!

Merkur. Sie hören ja nicht. — Setzt euch auseinander, oder mein Kaduzifer ſoll euch —

Voltaire. Nur gemach.

Merkur. Macht mich nicht wild!

Plautus. Ihr wißt ja, wie es dem Soſia gieng.

Merkur. Keine Anſpielungen! daß die Sache nicht noch zur Sprache kömmt.

Plautus. Es iſt ja vorbei!

Terenz. Ja wohl! laßt das gut ſeyn.

Viktoria. Schatz!

Gottſched. Mein Kind? Meine Kulmus?

Viktoria. Schaff mir doch etwas zu leſen?

Riedel. Hier liegt Koſts Vorſpiel.

Viktoria. (rümpft die Naſe.) Sie brauchen ſich nicht zu bemühen!

Gottſched. Hier ſind meine Oden und Lieder.

Riedel. So heißt der Titel.

Gottſched. Und es ſind auch Oden und Lieder.

Riedel. Meinen Sie?

Klotz. Wußten Sie das nicht ſchon?

Viktoria. Schlag mir den Titel Sapho auf in Bayle's Wörterbuche. Die Verdeutſchung dieſes Artikels iſt Schwaben ſehr gut gelungen. — Meine Herrn! ich leſe.

Riedel. Und wir ſprechen.

Gundling. Nun mein Herr! reden Sie weiter.

Ariſtophanes. Der edle Bandit hat die Heldenmänner vertrieben.

Marino. Solchen Leuten geht man aus dem Wege.

Calderone. Habt Ihr denn nichts Heiliges auf euerer Bühne?

Ehrenfried. Wir profaniren nur Profanitäten.

Lope. Ich dächte aber doch, z. B. ein Erzengel Michael, ein Ritter St. Georg, der den Lindwurm erwürgt, ſollte auf euerer Bühne ſo gut als auf der unſrigen Wirkung thun.

Ehrenfried. Gewiß! — Indeſſen iſt das noch nicht geſchehen. Wie wohl ſich, wie ich glaube, da wir den Satan einmal auf der Bühne haben, z. B. aus Miltons verlorenem Paradies, eine ſcharmante Oper machen ließ.

Merkur. Das ſag' nicht zu laut, daß es die Wiener nicht hören, ſonſt machen ſie ſich gleich an die Arbeit. Sie wiſſen ohnehin nicht mehr, wo ſie noch Sujets für ihre Opern auftreiben ſollen.

Lope. Sie mögen meine Schauſpiele durchſtöhren. *) Ich denke ſie ſollen Stoff genug finden.

Merkur. Ach! die armen Teufel können ja kein Deutſch, geſchweige denn Spaniſch.

Le Sage. Ueber die armen Deutſchen! die Franzoſen verſtehen das beſſer, und überſetzen aus dem Spaniſchen und Portugieſiſchen, ohne ein Wort davon zu verſtehen. **)

---

*) Er ſchrieb 1800 Schauſpiele und 400 Autos Sacramentales, die alle aufgeführet wurden. Er hat 133225 gedruckte Bogen geſchrieben und da er 73 Jahr alt ſtarb, ſo kommen, nach ſeiner eigenen Angabe, auf jeden Tag ſeines Lebens, 5 Bogen. — Wo zeigt uns die Welt noch einen Autor, wie dieſen? S. Flögels Geſch. der kom. Litterat. IV. Th. S. 172.

**) Der Academicien de Paris, Mr. de la Harpe, überſetzte Camoens Luſiade, ohne, nach dem Vorbericht ſeines eigenen Buchhändlers, Portugieſiſch zu verſtehen. Das war doch wohl ein blos franzöſiſches Kunſt-

Holberg. Das heis ich eine Kunſt!

Le Sage. Ja! den Franzoſen iſt kein Ding unmöglich!

Dante. (ſeufzend.) Das habe ich an der franzöſiſchen Ueberſetzung meiner divina Comedia geſehen! *)

Kamöens. Freund Voltaire! ſchlag an deine Bruſt.

Voltaire. Es iſt ſchon geſchehen.

Holberg. Deutſcher Freund! ſag mir doch, bringt man denn auch zuweilen noch meine Schauſpiele auf das deutſche Theater?

Ehrenfried. Deinen politiſchen Kannengießer zuweilen. Er iſt aber umgearbeitet worden.

Holberg. Ich verſtehe dich! — Und meinen Bramarbas?

Terenz. Freund Holberg! du —

ſtück? S. II. Th. des Magazins der Spaniſch. und Portugieſiſchen Litteratur.

*) S. die Horen 1795. 3. St. S. 45.

Holberg. Nun ja doch! Thraso, miles. — Ich verſtehe dich!

Terenz. Ich wollte nur —

Horaz. Dort kömmt Menander!

Terenz. Still! Er braucht nichts vom Thraſo zu hören.

Gryphius. Seyd nur ruhig! Thraſo, Bramarbas und Horibilikriblifax — *)

Merkur. Sind Brüder.

Klotz. Sehr beſcheiden geſagt!

Merkur. In Elyſium lieben wir die Beſcheidenheit eben ſo ſehr, wie die Wahrheit.

Klotz. Was ſagt denn aber die Kritik zu euerm jetzigen Theaterweſen?

Ehrenfried. Sie mag ſagen, was ſie will, ſie wird überſchrieen. „Wir wollen das — ſchreit der groſe Hauſe, — was Wirkung thut. Was uns frappirt, was uns entzückt, wollen wir ſehen, und fragen weder nach gutem Geſchmack, noch nach Sinn und Menſchenverſtand. Genug, wenn es uns nur gefällt.“ — Darauf ſchreien denn die Schauſpieldirektoren: „Zugſtücke her!“ — Sie nennen ſie auch Kaſſenſtücke. — Dieſer Ruf wird vernommen, und flugs leimen die Dramendichter, — mehrentheils ſelbſt Schauſpieler, — ſo etwas zuſammen, das ausſieht als wär's ein Schauſpiel. Da werden nun etliche fauſtdicke Sottiſen, feierliche Trompetenſtöße, rührende Dolchſcenen, wüthende Abgänge an das Stück Schweinefleiſch geworfen, welches das Sujet des Drama's genannt wird, und die dramatiſche Olla Potrida iſt fertig, wird genoſſen und ſchmeckt herrlich.

---

*) S. Theater-Kalender v. J. 1788. S. 46. ff.

Seneka. Wohl bekomme ſie ihnen!

Klotz. Klagt man denn nicht hie und da über verdorbene Magen?

Ehrenfried. Nur wenig. Man iſt an ſtarke Speiſen gewöhnt. Kommißbrodt und Kartoffeln! Zug- und Kaſſenſtücke!

Eckhof. Und die Kunſt? —

Ehrenfried. Geht nach Brode. Fabrikwaare! die wohlfeilſte, die angenehmſte.

Eckhof. Studium? —

Ehrenfried. O! ich bitte dich, frag' nicht nach ſolchen altfränkiſchen Dingen.

Archilochus. Kamſt du zu mir in die Lehre?

Ehrenfried. Nie.

Merkur. Foi de Dieu! er ſagt die Wahrheit.

Florian. Foi de Cavalier! —

Merkur. St! ci-devant! —

Florian. So war es auch in Paris, als ich dieſe Welt quittirte.

Lope. Erlaubt mir, meine Meinung über all das frei heraus zu ſagen.

Skaliger. Rede! wir erlauben dir's.

Lope. Als ich noch auf der Erde war, ſchrieb ich einige Schauſpiele nach allen Regeln der Kunſt, und es wollte dieſe Kunſtprodukte keine Seele ſehen. Ich ſchrieb dramatiſche Mißgeburten und alle Welt lief in's Schauſpielhaus. — Nun machten die Kritiker Lärm, und ſchlugen an die große Glocke. Dieſe Glockentöne drangen bis in das Seſſionszimmer der Akademie zu Madrit. Sie nahm ſogleich Notiz davon, und miſchte ſich nolens volens in die Affaire, ich weiß nicht wie und warum. Die Akademie machte mir Vorwürfe über meine Regelloſigkeit, und legte mir auf, mich zu verantworten. Was ich nicht gebraucht hätte, that ich, und gab eine Piece über meine neue Kunſt, Schauſpiele zu machen, *) heraus. Darinne ſagte ich nun meine Meinung offenherzig, und geſtand der löblichen kritiſchen Inquiſition mein Vergehen mit folgenden Worten: „Ich ſchreibe Schauſpiele nach der Kunſt; die die erfanden, die nach dem Beifall des Volks geitzen; denn da ſie das Volk bezahlt, ſo iſt's auch billig, als Thor zu reden, ihm für ſein Geld Spas zu machen.“ — Die Herren ſchwiegen; ich ſchrieb fort, und das Volk applaudirte. — So wird's, wie ich merke, in Deutſchland endlich wohl auch werden.

Ehrenfried. An manchen Orten vielleicht, aber gewiß nicht an denen, in welchen Männer von Geſchmack an der Spitze der Bühnen ſtehen. —

---

*) Seine Schrift: Arte nuevo de hazer commedias en este tiempo; etc.

Nur mit dem Opernweſen will ſich das nicht recht thun laſſen.

König. Freund! der Oper iſt ſchon etwas mehr zu gute zu halten.

Ehrenfried. Aber die Folgen ihrer Wirkung?

König. Wer will dieſe berechnen? Sie können eben ſo nüzlich werden, als ſie ſchädlich zu werden ſcheinen.

Ehrenfried. Iſt das denkbar?

König. Wenigſtens nicht unmöglich.

Lope. Zuerſt ſchreibt man ſo, wie es die Menge haben will, des lieben Beifalls wegen. Zulezt wird's Manier.

Viktoria. O Phaon! Phaon!

Gottſched. Viktoria! Kind, was iſt dir?

Viktoria. Ueberlaß mich meiner Fantaſie, und rede nicht in meine Begeiſterung.

Gundling. Merkur! wer iſt denn jener Schatten, der ſo tiefſinnig umherſchleicht, als ſuche er etwas, das er nicht zu finden hoffe?

Merkur. Ein franzöſiſcher Novelliſt, der erſt ſeit geſtern hier iſt.

Marivaux. Ha! mit dieſem laßt uns ein paar Worte über den jetzigen Theatergeſchmack meiner Nation ſprechen.

Merkur. Heda, Herr Novelliſt!

Novelliſt. Bürger! was forderſt du von mir?

Merkur. Nur ein wenig näher; das ſollſt du gleich hören.

Novelliſt. Ich komme, ich nahe mich euch, edle Bürger!

Gottſched. (zu Königen.) Ohne Lebensart!

Novelliſt. Ich frage noch einmal: was wollt ihr von mir?

Merkur. Wir laden dich zu einer Unterhaltung ein.

Novelliſt. Wohlan! da bin ich.

Anmerkung. Das dritte dieſer Geſpräche fehlt, und ſcheint von Herrn Aſtolf vielleicht gar nicht geſchrieben worden zu ſeyn. Wir bedauern es ſehr!

Viertes Geſpräch.

Merkur. Alles, meine Herren und Damen! was uns der franzöſiſche Novelliſt von dem Schauſpielweſen ſeiner Nation erzählte, hättet ihr ſchon längſt in der ganz und außerordentlich vortrefflichen Zeitſchrift: Frankreich im Jahr 1795, welche bei Bohn und Compagnie in Lübeck erſcheint, leſen können. — Sie muß ja in euerm Journal-Klub zirkuliren?

Gundling. So iſt es.

Gottſched. Nugae venales! — Zu der Zeit meines Erdenwallens —

Merkur. Ach! damals verſtand man den Journalton noch gar nicht.

Gottſched. Wenn du das ſagſt, kühner Argusbezwinger! ſo ſchweige ich.

Lope. Die Rede iſt vom Schauſpielweſen, und nicht von dem Journaltone, der ohnehin nicht immer der beſte ſeyn kann, da er nicht *Eines* Mannes Werk, ſondern die Kompoſition *vieler Menſchen* iſt. Was aber ein Schauſpiel anbetrift, ſo ſpricht in demſelben nur Einer durch viele oder wenigſtens mehrere Organe.

Marivaux. Ich behaupte, das eben ſollte umgekehrt ſeyn.

Lope. Das würde allerliebſte Schauſpiele geben!

Marivaux. Ich verſtehe das nicht nach den Buchſtaben, ſondern nach dem Sinne. Dabei dürfte das Originalgepräg doch nichts verlieren.

Lope. Ihr Franzoſen behauptet lauter Eigenheiten!

Marivaux. Ich kenne keine größern Egoiſten, als euch Spanier.

Lope. Meinſt du? — Es fragt ſich nur —

Merkur. Die Fragezeiten der Literatur ſind vorüber.

Hübner. Leider!

Weiße. Leider! leider!

Merkur. Man nennt das itzt altfränkiſche Schulmethode.

Weiße. Sie hatte auch ihr Gutes. Man

muß nicht undankbar ſeyn. Uns Alten treten die Neuern auf die Schultern; „was Wunder, wenn ſie Rieſen zu ſeyn ſcheinen?“ *) oder ſich wenigſtens einbilden, es zu ſeyn? — Als ich noch Schulkomödien ſchrieb —

Lope. Schulkomödien? (lacht.) Das müſſen erbauliche Schauſpiele geweſen ſeyn!

Weiße. (ſpöttiſch.) Wenigſtens waren es keine Autos Sacramentales.

Merkur. Freund Lope! was ſagſt du dazu?

Lope. Ich meinte, du liebteſt die Fragmethode nicht?

Merkur. Nur zuweilen.

Plautus. Er ſchläfert lieber ein.

Merkur. Das geſchieht nur durch Flötentöne.

Ehrenfried. Wie in unſern neuern Opern. — Wenn unſere jetzigen Opernkomponiſten, die vierteljährig ihre Talente auszuſtellen wiſſen, Opium bedürfen, ſo bedienen ſie ſich der Flötentöne.

---

*) S. deutſches Magazin v. J. 1795. M. Septemb. S. 229.

Plautus. Aha! Sie haben alſo einen Ahnherrn. Als Argus entſchlief, blies unſer Freund Merkur auch ein Stückchen auf der obligaten Flöte.

Merkur. Der Spas galt damals einer Kuh, jetzt — gilt er dem Beifall.

Gottſched. Bei der alten Tragödie einen Bock. *)

Merkur. Jetzt, bei den Wiener Opern, Böcke über Böcke.

Lope. O! wer mag in euern Parterren ſitzen?

Merkur. Wer bezahlt. — Man fürchtet dort keine Hörner.

Ehrenfried. Weder Zuſchauer noch Dichter.

Ovid. (lächelnd.) Tunc pauper cornua ſumit. **)

Gott-

---

*) Die Belohnung der alten griechiſchen Preis-Trauerſpiele. S. Flögels Geſch. der komiſchen Litteratur IV. Th. S. 31.

**) Ovid. de arte amandi. v. 239.

Gottſched. (pathetiſch.) Qui cornua faciunt, ne cornua ferre recusent.

Viktoria. Wie war das, mein Schatz?

Gottſched. Sagte König Ottokar in Böhmen. *)

Ovid. Wie der Gemahl meiner Korinna.

Merkur. Laßt das Parodiren. Es gehört für die Franzoſen. Nicht wahr, Freund Voltaire?

Voltaire. Helas! — Habt ihr Deutſchen noch immer keine Parodieen auf euerer Bühne?

Ehrenfried. Dem Himmel ſey Dank! noch nicht, als ich von der Welt ſchied. Denn der Schikanedriſche Hamlet iſt eine Plattheit, aber keine Parodie.

Viktoria. Wir haben keine Altäre der Frivolität Platz geſtattet. Deshalb trieb mein Gemahl auch den Harlekin von der Bühne.

Love. O weh! — Habt ihr deshalb nun keinen Harlekin mehr auf dem Theater?

Ehrenfried. O ja! nur nicht in eigener Kleidung.

---

*) Zeileri Theatr. tragic. p. 181.

Lope. Wär's dann nicht eben ſo gut geweſen, ihr hättet euerm Gracioſo *) die Tracht gelaſſen?

Ehrenfried. Freilich! — Man hängt aber nun einmal an der Form.

Lope. Wehe euch, wenn euch von allen euern Kunſtwerken nur noch die Form bleiben wird!

Ehrenfried. Wohl wahr!

Lope. Seyd ihr dann nicht mehr, als zuvor, zu beklagen?

Ehrenfried. Gewiß!

Lope. Füllt die Form aus, und ihr vertauſchet dann wenigſtens keinen Kern gegen die Schale.

Gottſched. Geſetzt aber, den Kern hat ein Wurm zerfreſſen?

Lope. So wird die Schale auch nichts taugen.

Gottſched. Nimmt man das Gleichniß von einer Haſelnuß, ſo läßt ſich das Löchlein der Schale verkleben, durch welches der Wurm bis zum Kern gedrungen iſt.

---

*) Der Harlekin der Spaniſchen Bühne.

Lope. Und dergleichen Verkleber nennt man? —

Gottſched. Verbeſſerer.

Ehrenfried. Altreißer!

Marivaux. Reſtaurateurs! — (bei Seite.) Mon Dieu! l'Allemand n'est pas capable d'atteindre à ce genie admirable de la langue françoise!

Lope. Ich halte nichts vom Kleben. — Integrität, meine Herrn! Integrität! — Wenn ihr Spasmacher auf der Bühne braucht, ſo laßt ihnen ihre ausgezeichnete Kenntlichkeit. Tritt ein ſolches Subjekt auf, ſo weiß man ſogleich, was es will, und kommt nicht in Verſuchung, anders zu denken und anders zu ſehen. Wenn euere Theater-Helden Panzer und Federn tragen, warum ſollen euere Luſtigmacher keine bunten Kleider anziehen?

Gottſched. Freund, du ſprichſt wie ein Spanier. Uns iſt der bunte Hundertfleck fatal.

Ehrenfried. Das wohl nicht, aber es iſt bei uns nun einmal Manier —

Lope. Manier? — Was nennſt du Manier?

Merkur. Kömmſt du ſchon wieder mit der Schulmeiſtermethode?

Ehrenfried. Er will —

Lope. Ich will ſagen, daß zwei, drei, von allen ariſtoteliſchen Einheiten völlig überzeugte Kritiker, hundert dramatiſchen Schriftſtellern keine Norm geben können, ſteif zu werden, wenn man von ihren Stücken Wirkung erwartet. Und eben ſo wenig können hundert Menſchen, die eine bunte Jacke nicht lieben, Tauſenden das Vergnügen rauben, dieſelben zu ſehen. Wenigſtens haben ſie kein Recht dazu, es zu thun.

Gottſched. Aber der Geſchmack? —

Lope. Was iſt Geſchmack?

Merkur. Immer und immer die Fragmethode!

Lope. Frage und Erklärung. Sonſt verſtehen wir uns ja nicht.

Viktoria. Soll ich meine Meinung ſagen, ſo ſage ich: Ueber den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten. Indeſſen kann man doch wohl ſagen: Das, was ihr als Geſchmack annehmt, iſt zwar auch Geſchmack, aber kein guter Geſchmack. Der Harlekin gehört keinesweges auf die Bühne eines geſchmackvollen Publikums.

Lope. Unterſcheidet ihr nicht das Luſtſpiel von der Poſſe?

Ehrenfried. Allerdings.

Lope. Nun, ſo brauche ich weiter nichts zu ſagen. Jede Perſon, wohin ſie gehört.

Calderone. Der König, in's Trauerſpiel, der Narr, in die Poſſe.

Merkur. So ſprecht ihr gegen euch ſelbſt. Ihr habt Könige in die Poſſen, und Narren in's Trauerſpiel gebracht.

Voltaire. Sie ſchrieben in Spanien, und für Spanier.

Lope. Du ſagſt die Wahrheit.

Merkur. Alſo ſeyd ruhig, und raiſonnirt nicht über die Wiener. Schikaneder kennt ſein Publikum, und je elender man es dort haben will, je elender macht er's. Man adoptirt ihn ja bei manchem Nationaltheater.

Marivaux. Mon Dieu! wer kömmt hier?

Merkur. Ein ehemaliger deutſcher Heldenſpieler.

Voltaire. Näher mit ihm! — Er wird uns viel Unterhaltung gewähren.

Merkur. Freund Allbrand näher!

Allbrand. Hier bin ich.

---

suh

Beim Verleger dieſer Reiſen und in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands ſind unter andern auch noch folgende Bücher zu haben:

Albert von Ranken, oder: wem das Glück nicht will, der ſucht es vergebens. Aus den Papieren des Grafen v. P... 8. Berlin 1797 18 gr.

Aſcher, S., Eiſenmenger der Zweyte. Nebſt einem vorangeſetzten Sendſchreiben an den Herrn Profeſſor Fichte in Jena. 8. Berlin 1794 8 gr.

Auserleſene Früchte des Parnaß. Geſammelt von F. W. A. Schmidt und E. C. Bindemann. 2 Bändchen. ſedez. Berl. 97. 1 thlr.

Baron Vanini und Roſemont; oder Beyſpiele von Verirrungen des menſchlichen Herzens. 8. Berlin 1796. 12 gr.

Belz, J. G. F., lehrreiches landwirthſchaftliches Wörterbuch; oder: Sammlung der bewährteſten Mittel wider mancherley Uebel, die den Landmann in vielen Theilen ſeiner Wirthſchaft und beſonders in der Viehzucht, treffen. Auch für andere, die keine Landwirthe ſind, brauchbar. In alphabetiſcher Ordnung. 8. Berlin 1797. 12 gr.

Bourguet, Dr. David Ludwig, kurzer Grundriß der Naturlehre als Leitſaden bey ſeinen Vorleſungen. Mit Kupfer. gr. 8. Berlin 1797. 1 thlr.

Bouterwek, Friedrich, fünf koſmopolitiſche Briefe. 8. Berlin 1794. 10 gr.

— — Miſcellaneen oder Gedichte, Philoſopheme, Phantaſien, Erzählungen und Launen. Zwey Bände, 8. Mit in Kupfer geſtochenen Titeln. Berlin 1794. Jeder Band 20 gr. Beyde 1 thlr. 16 gr.

— — Schweizerbriefe an Cäcilie. Geſchrieben im Sommer 1794. Erſter Band. 8. Berlin 1795. 22 gr.

— — — zweyter Band. 8. Berlin 1796. 1 thlr. 2 gr.

Brunn, Friedrich Leopold, Profeſſor am Königl. Joachimsthalſchen Gymnaſium in Berlin, Grundriß der Staatskunde des deutſchen Reichs in ihrem ganzen Umfange, mit Inbegriff der ſämmtlichen preußiſchen und öſtreichiſchen Staaten. Zum Gebrauch der obern Klaſſen in höhern Schulen und Gymnaſien. Mit einer vom Herrn Geheimen Sekretär Sotzmann neu entworfenen Karte, welche das deutſche Reich nach ſeinen Kreiſen, ſo wie die geſammten Länder der preußiſchen und öſtreichiſchen Monarchie, darſtellt. gr. 8. Berlin 1797. 2 thlr. 12 gr.

Die Karte allein 1 thlr. 8 gr.

Charakterſchilderungen vorzüglich intereſſanter Perſonen gegenwärtiger und älterer Zeiten. Erſter Band. Mit einem Titelkupf., eine Scene aus dem Leben der letztverſtorbenen Königinn von Frankreich. 8. Berlin 1795. 1 thlr.

Inhalt.

1. Marie Antoinette, Königinn von Frankreich.
2. Einige Züge aus dem Leben des Herzogs von Orleans.
3. Marquis de la Fayette.
4. Robespierre.
5. Nekkers Leben und Charakter.
6. Leben Caron von Beaumarchais.
7. Stanislaus Auguſt, König von Pohlen.
8. Karl der erſte.
9. Kurze Charakterſchilderung Guſtav Adolfs, Königs von Schweden.
10. Eleonore Chriſtine, Tochter Chriſtian des IV. Königs von Dännemark.
11. Ludwig der Neunte.
12. Graf von Stafford.
13. General van der Merſch.
14. Kurze Lebensgeſchichte Mohameds.

Deſſelben Buchs zweyter Band. Mit einem Titelkupfer, des jetzt verſtorbenen Königs von Preußen

Majeſtät mit dem Grafen von Sombreuil auf dem Schlachtfelde vorſtellend. 8. Berlin 1796. 1 thlr.

Inhalt.

1. Marquis von Favras.
2. Kardinal Granvella.
3. Margar. v. Parma, Statthalterinn der Niederlande.
4. Leben des Fürſten Gregorius Gregoriewitſch Orlow.
5. Dantons Leben und Charakter.
6. Karl, Freiherr von Mack.
7. Einige Züge aus dem Leben des Grafen von Moira.
8. Skizze aus dem Leben Ludwig XIV.
9. Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachſen.
10. Herrmann, Deutſchlands Befreier von der Herrſchſucht der Römer.
11. Muley Iſmael, Kaiſer von Marokko,
12. Franz Eugen von Savoyen.
13. Graf von Sombreuil.
14. Salaheddin, Sultan von Damas.
15. Leben des Dichters Matthäus Prior.
16. Der brave heſſiſche Officier.

Deſſelben Buchs dritter Band. Mit einem Titelkupfer, eine Scene aus dem Leben des verewigten Prinzen Ludwig von Preußen. 8. Berl. 1797. 1 thlr.

Inhalt.

1. Einige Züge aus dem Leben des verewigten Prinzen Ludwig von Preußen.
2. Rudolf von Habsburg.
3. Peter der Große Zaar von Rußland.
4. Ein Beiſpiel, von Franz des Erſten Gerechtigkeitsliebe.
5. Eine Scene aus dem Leben der Königin Margarethe von Frankreich, Gemahlin Ludwig des Neunten.
6. Milton.
7. Lord Camden.
8. Malesherbes.
9. Roland.
10. Reveillon.
11. Bennemer.
12. Waſers Leben und Charakter.
13. Valentin Günter.
14. Tapferes Betragen der Schweizer bei Meaux.
15. Richard.
16. Schwarzbeck.
17. Der Geuſenbund.
18. Feldmarſchall Münnich.
19. Lord Clive.

Claſſiſche Blumenleſe der Deutſchen. Erſter Band. Mit in Kupfer geſtochenen Titel. 8. Berlin 1797. 1 thlr. 4 gr.

Der zweite Band erſcheint zur Oſtermeſſe 1798.

Hauſen, Carl Renatus, der Geſchichte öffentlichen ordentlichen Lehrers zu Frankfurt a. d. Oder, nach den Quellen ausgearbeitete Darſtellung des Weinbaues und des mit einheimiſchen Weinen getriebenen in- und ausländiſchen Handels in den Marken Brandenburg von 1173 bis auf gegenwärtige Zeit. Nebſt ökonomiſchen Grundſätzen, nach welchen der ehemals blühende Weinbau in den Marken Brandenburg wieder hergeſtellt werden könne, abgefaßt von Anton Bernhard Thiele, Prediger in Rathſtock und Hatheno, gr. 8. Berlin 1798. 14 gr.

Hüllmann, K. D., akademiſchen Privatlehrers zu Frankf. a. d. Oder, Geſchichte der Mongolen, bis zum Jahre 1206. Ein Beytrag zur Berichtigung der Geſchichte und Erdbeſchreibung des mittlern Aſiens. gr. 8. Berl. 1796. 12 gr.

— — Hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch über die Lamaiſche Religion. gr. 8. Berlin 1796. 4 gr.

Juliane von Steinau. Eine intereſſante Geſchichte aus der letzten Hälfte des jetztlaufenden Jahrhunderts. Erſter Band. 8. Berlin 1796. 1 thlr. 4 gr.

— zweiter Band. 8. Berl. 1797. 1 thlr. 8 gr.

Koeler, Dr. G. D., Rector des Gymnasiums zu Detmold. Die Republik Athen. Etwas zur Parallele der alten und neuen Staatskunst. gr. 8. Berlin 1794. 10 gr.

Koſegarten, Ludwig Theobul, Doktor der Theologie und Philoſophie, Paſtor zu Altenkirchen auf Wittow, Predigten. Zwey Sammlungen. gr. 8. Berlin 1794. Altenkirchen und Leipzig 1795. Auf Druckpapier 1 thlr. 18 gr. Auf Engl. Papier 2 thlr. 2 gr.

Malwina, oder merkwürdige Begebenheiten eines intereſſanten Mädchens. Mit dem Bildniß der Malvina. 8. Berlin 1797. 1 thlr.

Müchler, Karl, Dramatiſche Bagatellen. Zwey Bändchen. Mit den Bildniſſen der Madame Unzelmann und Baranius. 8. Berlin 1794 und 1796. 1 thlr. 8 gr.

Der Wunſch vieler Liebhaber der Müchlerſchen Dramatiſchen Bagatellen, auch einzelne Stücke daraus bekommen zu können, hat mich beſtimmt, mehrere derſelben beſonders drucken zu laſſen, und ſie ihnen hiermit anzubieten. Nemlich:

Den Scharlachmantel. Luſtſpiel in einem Aufzuge. 4 gr.

Den Bildhauer. Luſtſpiel in einem Aufzuge. 4 gr.

Pſyche. Singeſpiel in zwey Aufzügen. 6 gr.

Was kümmerts mich! Luſtſpiel in einem Aufzuge 4 gr.

Hier iſt das mittelſte Stockwerk zu vermiethen. Poſſe in zwey Aufzügen. 6 gr.

Das Geheimniß. Luſtſpiel in einem Aufzuge. 4 gr.

Das verauctionirte Serail. Luſtſpiel in einem Aufzuge 4 gr.

* Zamenide. Ein dialogirtes Feenmärchen. 3 gr.

Müchler, Karl, **Juliane von Allern, oder: So beſſert man Koketten.** Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 8. Berlin 1796. 8 gr.

Neuer berliniſcher Muſenalmanach für 1794. 95. und 96. Herausgegeben von F. W. A. Schmidt und E. C. Bindemann. Mit Titelkupfer und Muſik. Sedez und brochirt. Jeder Jahrgang 13 gr. Alle drey 1 thlr. 15 gr.

Des guten Abſatzes ungeachtet, den ich von den Jahrgängen 1794. 1795. und 1796. des Neuen Berliniſchen Muſenalmanachs gehabt habe, und deſſen Werth daraus zur Genüge erhellt, ſind mir doch mehrere Exemplare liegen geblieben, die das Schickſal vieler andern Bücher nicht verdienen. Ich habe mich daher entſchloſſen, dieſe drey Jahrgänge brochirt, und unter dem Titel: Auserleſene

Früchte des Parnaß. Geſammelt von F. W. A. Schmidt und E. C. Bindemann, für den heruntergeſetzten Preis von 1 thlr. den Liebhabern von Gedichten nochmals anzubieten. Jedoch ſteht es auch jedem frey, für eben dieſen Preiß die Muſenalmanache ſelbſt zu nehmen.

Reviſion kritiſcher Journale und Zeitungen. Erſten Bandes, erſtes Stück. 8. Berlin 1794. 8 gr.

— — Erſten Bandes, zweytes Stück. 8 gr.

Totts Denkwürdigkeiten über die Türken und Tartarn. Drey Theile. 8. Berlin 1794. 1 thlr. 12 gr.

Vieth, Gerhard Ulrich Anton, öffentlichen Lehrers der Mathematik zu Deſſau, Verſuch einer Encyclopädie der Leibesübungen. Erſter Band, welcher die Geſchichte der Leibesübungen enthält. Mit Muſik und einer Kupfertafel, 8. Berlin 1794. 1 thlr. 14 gr.

— — zweyter Band, welcher das Syſtem der Leibesübungen enthält. Mit ſieben Kupfertafeln, 8. Berlin 1796. 1 thlr. 18 gr.

Dies Buch iſt faſt allgemein als ein ſehr nützliches anerkannt worden. Jedoch muß ich auch öfters hören: daß es zu theuer iſt, und daß es deshalb nicht ſo allgemein gebraucht wird, als es ſeinen Inhalt nach verdiente. Weit entfernt, einer nützlichen Sache durch Intereſſe zu ſchaden, und ſie gleichſam zu erſticken, will ich daher den Preis deſſelben herunterſetzen, und beyde Theile für 2 thlr. 12 gr. erlaſſen.

Vollmer, (J. M.) Prediger in Schönfließ bey Berlin, Jubel- und Dankpredigt nach geendigten 50 Amts-Jahren. Nebſt einigen Beylagen, gr. 8. Berlin 1797. 4 gr.

Wesling, Andreas, Franz Roſenberg. Eine Geſchichte unſerer Zeit. 8. Berl. 1795. 1 thlr.

Abentheuer und Fahrten
des
Bürgers und Barbiers
Sebaſtian Schnapps.

Ein komiſcher Roman aus den neuſten
Zeiten.

Caſus ubique valet; ſemper tibi pendeat hamus:
Quo minime credas gurgite, piſcis erit.
OVID.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer 1798.

Der Schlagbaum.

Eine Vorrede iſt, — wie ich glaube, — eine Art von Schlagbaum.

Der Autor ſteht an dieſem Querbalken, — gleichſam wie eine Art von Schildwache, — und ſcheint zu ſagen, ſagt's auch wirklich:

„Ehe Sie weiter ziehen, ehe Sie mein Gebiet — die Schildwache iſt Grundherr! — betreten, laſſen Sie ein paar Worte mit ſich reden.“

So außerordentlich höflich, geht's ſonſt bei den Schlagbäumen nicht zu. Hier, iſt's eine Ausnahme.

Bei dieſem Schlagbaum wird nichts abgefordert, als ein wenig Geduld, die ſehr wohlfeil, und allenthalben zu haben iſt. Die Territorial-Rechte der Autoren ſind alſo leicht zu überſchreiten, und geſetzlich, kann hier nichts abgefordert werden. — Man überfliegt den Schlagbaum, man kriecht unter demſelben hin, und der Bewahrer deſſelben, kann und darf's nicht verwehren.

Alſo, — lieber aufgezogen!

Nun gut! — Aber hören Sie:

„Sehen Sie! hier iſt ein Schlagbaum. Halten Sie ein wenig an, wenn's gefällig iſt. Iſt's nicht gefällig, ſo ziehen Sie in Gottes Namen weiter. Sie ſind Zoll- und Geleitfrei.“

Und dennoch iſt das Schlagbaumsrecht der Autoren, ein ſehr altes Recht, welches aus den crimſten Zoll- und Geleitzeiten herſtammt.

ſtammt. — Die Leſer ſehen alſo hieraus, und erfahren, — wenn ſie es noch nicht wußten, — daß ſie, in Rückſicht ihrer Zoll- und Geleitsfreiheit, Ritterrechte der Vorzeit haben. Den Rittern hat man in unſern Zeiten, dieſes Recht abgedrungen, die Leſer aber, haben es noch.

Und, das haben wohl viele meiner Leſer noch nicht gewußt?

Wie viele Leſer mögen ihre Privilegia nicht kennen, wie viele mögen ſie auch wohl unwiſſend überſchreiten!

Das beiläufig geſagt, und nun wieder an den Schlagbaum zurück.

Sind Sie noch da, ſo bitte ich, laſſen Sie ſich noch etwas ſagen;

„Die Spanier haben ihre Pikaro's, Takanno's, Lazarillo's, Gusmanns ꝛc. und die Franzoſen haben einige dieſer Gaunerhelden (in der Romanenwelt,) zu ſich, über die Pyrenäen, in's blanke Feld ihrer Litteratur gezogen. Wie wär es denn, wenn wir einmal den Deutſchen auch einen ſolchen, Picaro, Picarillo, Picaron, Picaronazo, Picarote, einen ſolchen Coquin, Filou, Chevalier d' industrie, und Rogue, Highway-man etc. darſtellten?"

Nach der Frage, eine Pauſe, — und dann weiter:

„Ob der Gauner, Bürger Sebaſtian Schnapps, deſſen Abentheuer die Leſer jetzt leſen werden, der Mann wirklich iſt, der einem ſolchen Picaro etc. völlig ähnlich ſieht, das will der Autor eben nicht behaupten, aber er bittet, ihm das bekannte: Anch'io pittore! angedeihen zu laſſen. Alſo, con licenza e permiſſione, meine Herren und Damen! wohl auf, und angeſchaut."

„Man hat uns ſchon lange mit Köchen verglichen, und unſere Bücher mit öffentlichen Speiſetafeln. Iſt das eine paſſende Vergleichung, ſo mögen Sie dieſelbe zu Ihrem eigenen Beſten beibehalten, wo nicht, ſo bin ich mit einer andern, die gut und paſſend iſt, auch zufrieden.“

„Martials bekanntes:

> Innocuos permitte ſales, cur ludere nobis
> Non liceat?

mag — wenn ich ſo reden darf, — die Draperie des romantiſchen Gemäldes, das ich jetzt aufſtelle, verbrämen, und Meleanders:

> — Perlege, vera me locutum
> Dices, ac mihi gratias benigne
> Solues, haec ioca mixta lectiora
> Seriis grauioribus, ſub auras
> Quod tuli; — — —

decke mich, wie die ausgebreiteten Schwingen des königlichen Vogels, manches — Stadtwappen decken.“

„Und nun, — den Schlagbaum aufgezogen!“

„Das hatte ich Ihnen zu ſagen, wo nicht ſo kurz wie möglich, doch ſo deutlich als möglich. — Leſen Sie Schnappſens Abentheuer!“

Geſchrieben, im Monat September, am Tage Kreuzerhöhung, 1797.

Erſtes Buch.

Terra ſalutiferas herbas eademque nocentes
Nutrit; et urticae proximae ſaepe roſa eſt.
Ovid.

Erſtes Kapitel.

Die Bekanntſchaft vor der Stadt.

Da ſas unſer Held, der bekannte *) Freund Schnapps, wie Herkules am Scheidewege, aber nicht zwiſchen zwey Göttinnen, ſondern zwiſchen zwey ſteinernen Kreuzen, die, wir wiſſen nicht, was, bezeichneten.

„Ach! — ſprach er bey ſich ſelbſt; — armer Exulant, guter Schnapps! wie biſt du zu

---

*) Wir ſetzen voraus, daß unſere Leſer die Schauſpiele: Die beyden Billets; der Stammbaum, und der Bürgergeneral, geſehen oder geleſen haben, in welchen unſer Schnapps der Held der Fabel iſt. Haben die Leſer aber den ehrbaren Barbier aus dieſen Stücken nicht können kennen lernen, ſo müſſen ſie es noch thun: denn jene Karakteriſtik des Helden Schnapps, wird hier als bekannt vorausgeſetzt.

beklagen! Wohin wirſt du gehen? wohin wirſt du dich wenden?"

Er verfiel in tiefes Nachdenken. Nach einer ziemlich langen Pauſe aber, ſprang er endlich auf, warf ſein Felleiſen über die Schulter, ergriff ſeinen Knotenſtock, rief laut aus: Audaces fortuna juvat! und gieng auf gutes Glück, weiter.

Ein halbes Stündchen mochte er ungefähr raſch darauf los gegangen ſeyn, als er auf einen ganz gut gekleideten Mann traf, der, ein Buch in der Hand, hier einen kleinen Spaziergang zu machen, und nach ſeinem Aeußern, und ſeiner Perücke zu urtheilen, ein Stück der Geiſtlichkeit zu ſeyn ſchien.

Unſer Freund Schnapps, dem in dem vor ihm liegenden Städtchen an einer Bekanntſchaft ſehr viel gelegen war, ſties, als er nahe hinter dem leſenden Spaziergänger war, einen tiefen Seufzer aus. Dieſer Seufzer wurde vernommen, und, wie es ſchien, beherziget, denn der Leſende drehte ſich herum, und ſah Schnappſen mit einem ſehr theilnehmenden Blick an.

Schnapps zog ſein Hütchen ſehr freundlich; Jener, nicht weniger.

„Um Vergebung, mein Herr! — ſtammelte Schnapps; — Erlauben Sie mir die ganz kurze Frage: Bin ich denn auf dem rechten Wege nach der Kaiſerl. freien Reichsſtadt Isni zu?“

„Ja! Sie ſind auf dem rechten Wege;“ — antwortete der Spaziergänger.

„Das iſt mir lieb!“ — fuhr Schnapps fort; — „Uebrigens, iſt es mir, als einem Kosmopoliten, aber ganz gleichviel, wo ich bin, in Schwaben oder in der Tartarey, in einer Reichsſtadt die frey iſt, oder in St. Petersburg, das nicht frey iſt. Ich bin dermalen auf einer mediciniſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-philoſophiſch-ökonomiſch-philologiſch-kritiſchen Reiſe, und bin“ —

„Um Vergebung! Habe ich etwa die Ehre, mit“ —

„Ich bin ein reiſender Gelehrter.“

„So, ſo!“

„Und, wie die Philoſophen zu wandern pflegen — omnia mea mecum porto! — Es iſt blos der Bequemlichkeiten wegen."

„Je nun! ich" —

„Vermutlich habe ich die Ehre, einen Litteratum vor mir zu ſehen?"

„Quaſi!" — lächelte jener.

„Wie ſo? quaſi?" — fragte Schnapps.

„Ich bin Organiſt und Schulmeiſter, hieſelbſt, in Isni."

„Es freut mich, daß ich" —

„Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?"

„Sebaſtianus Aquavitarius."

„Viel Vergnügen!"

Hier entſtand eine ſtarke Pauſe. — Endlich kamen die Herrn wieder in's Gleis der Unterhaltung.

Schnapps. Sie ſtudierten vermutlich, ſo ein wenig, ambulando?

Organiſt. In Kants ewigen Frieden.

Schnapps. Aha! (will ſich zeigen) Aber, mit Ihrer, und Herrn Kants Erlaubniß! ich glaube

glaube an keinen ewigen Frieden. Der Menſch iſt zu Krieg und Streit geboren.

Organiſt. Meinen Sie?

Schnapps. Es liegt in ſeiner Natur. Sie werden doch wohl glauben, daß in dem Menſchen alle Elemente vereiniget ſind? Da nun die Elemente beſtändig im Streite ſind, ſo iſt auch der Menſch zu Streit und Unfrieden geboren. Folglich iſt ewiger Friede in der Welt, eine philoſophiſche Schimäre. Das mag mir der liebe Herr Kant gar nicht übel nehmen! aber mit ſeinem ewigen Frieden iſt's nichts; wenigſtens, halten die Philoſophen keinen. Das habe ich Vater Märten oft demonſtrirt, wenn ich ihn bar — inſtruirte.

Organiſt. Sie werden ja hitzig!

Schnapps. Ich bin nun ſo! Das haben die Aquavitarii alle, ſeit Menſchengedenken; damit, will ich ſagen, ſeit mein Ahnherr Vizekanzler bey Kaiſer Karl dem Großen war.

Organiſt. (ſieht ihn mißtrauiſch an) Wirklich?

Schnapps. Auf Aquavitariſche Parole! Eigentlich, ſind wir von Adel, und ſtammen aus Italien. Unſere Anherrn ſchrieben ſich, ein jeder, d' Aqua Vita, bis in's ſechszehnte Jahrhundert, und dann, nahm einer von uns einen lateiniſchen Namen an, ſtrich in der groſſen Weimariſchen Bibel, wo ſeine Genealogie ſtand —

Organiſt. Im ſechszehnten Jahrhundert?

Schnapps. Im ſechszehnten, oder ſiebenzehnten Jahrhundert, das iſt einerley! — ſtrich, ſage ich, in der Genealogie ſeines Hauſes, ſein Wappen durch, und ſchrieb darunter: (öffnet die Schreibetafel, und lieſt daraus) Sicut, juxta Anatomicos, oſſa, nervi, caſo, inteſtinaque hominum uno eodemque modo ſunt facta; ita et nobilitas vera conſiſtit in animo, non invenis. — Seit dieſer Zeit, ſchreibt ſich, wie er, jeder von unſerer Familie: Aquavitarius, ohne de, und von.

Organiſt. (lächelnd) Und Sie — — ſind jetzt auf Reiſen?

Schnapps.

Schnapps. Wie geſagt. Ich denke, meine Reiſe in etwa 16 bis 20 Bänden in Druck zu geben. Dürfte ich Sie wohl um einige [illegible]riſche, ſtatiſtiſche ꝛc. Memorabilia von Jsni bitten?

Organiſt. Ich bin, — ich muß es geſtehen! — in dergleichen Sachen ſehr unerfahren, und —

Schnapps. Oder wollen Sie einſtweilen, auf meine Reiſebeſchreibung pränumeriren?

Organiſt. So etwas, muß ein Organiſt von Jsni ſich vergehen laſſen.

Schnapps. O! ſo müſſen Sie nicht in Ihrem undankbaren Städtlein bleiben. So ein Mann, wie Sie einer ſind, muß geradezu nach Frankreich gehen!

Organiſt. Dort hört man jetzt weder gern von Orgeln, noch von dem ewigen Frieden etwas.

Schnapps. Wer ſagt das? — Ich muß das beſſer wiſſen! Ich bin Mitarbeiter an — Wenn ich nur wüßte, ob ich reden dürfte.

Organiſt. Reden Sie!

Schnapps. Nein! ich will nicht reden. Sie könnten etwa glauben, ich — — Und, wir können nicht alle nach Korinth kommen.

Organiſt. Aber nach Isni, doch?

Schnapps. O ja!

Organiſt. Die Stadt liegt ſchon vor uns. — Ich bin ſehr erfreut, Ihre werthe Bekanntſchaft gemacht zu haben, und empfehle mich Ihrem Andenken.

Hiermit zog der Organiſt ſeinen Huth, gieng in ein am Wege liegendes Gartenhaus, und lies unſern Wanderer ſtehen, der nun ganz mißmuthig in die Stadt ſchlich.

Zweites Kapitel.

Bekanntſchaft in der Stadt.

Schnapps war in der Stadt Isni, im beſten Gaſthofe abgetreten, hatte ſich ein Zimmer einräumen laſſen, beſtellte ſich eine Abendmahlzeit, eine Flaſche Wein, und warf ſich auf das Sofa.

„Se-

„Sebaſtian Schnapps der Siebente! — ſprach er zu ſich ſelbſt; — du logirſt hier ſehr gut. Aber wie wird es um die Bezahlung deiner Zeche ausſehen?“

Hier nahm er ſein ledernes Beutelchen heraus, zählte ſeine Baarſchaft, und fand ſie 39 Kreutzer ſtark. — Er ſeufzte, ſchob das Geld wieder in die Börſe, ſteckte ſie zu ſich, und ſeufzte abermals.

Da trat eine kleine, unterſetzte weibliche Figur, etwas ſtark beleibt, und:
wie die Heldin der Iliade,
von Hals und Bruſt ein wenig ammenhaft,
mit einem freundlichen Abendgruſſe in das Zimmer, und deckte den Tiſch.

Schnapps ſtierte ſie freundlich an, konnte aber keinen Gegenblick faſſen, denn ſie ſah ſo gerade vor ſich hin, daß auch kein einziger Seitenſtrahl auf ſeine Seite fiel. — Schon legte ſie die Meſſer an den Teller, und wollte wieder gehen, als der müde Reiſende ſeine Stimme erhob.

„Meine Freundin! — ſagte er: — wen habe ich denn das Vergnügen, vor mir zu ſehen?“

„Ich bin die Tochter des Hauſes;“ — war ihre Antwort.

„So wahr ich die Welt geſehen habe! — ſchrie Schnapps; — ich ſehe hier eine wahre Madonnen-Figur vor mir.“

Die Jeniſche Schöne ſah ihn an, und wußte weder was er damit ſagen, noch was ſie darauf antworten ſollte.

„Ja, ja! mein Engelskind!“ — ſagte Schnapps, ſprang auf, und ergriff ihre Hand.

Sie zog die Hand zurück, und lief mit einem:

„Gängen's!“ — *)

aus dem Zimmer.

Bald darauf aber, kam ſie wieder, und trug die Suppe auf.

Schnapps ſetzte ſich zu Tiſche, ſeufzte, und lies ſich's wohl ſchmecken. Ein plumper Kerl, der

---

*) d. i. Gehen Sie!

der Hausknecht loci, trug nach und nach den Wein und die übrigen Speiſen auf. — Schnapps ſchickte alle Schüſſeln, rein geleert zurück, und lobte die Speiſen gar ſehr

Aber die Tochter des Hauſes kam nicht wieder zum Vorſchein.

Als nun unſer Reiſender geſättiget war, ſtopfte er ſeinen Ulmer Pfeifenkopf aus der unbezweifelten Fabrik, und gieng hinunter, in die Gaſtſtube.

Hier ſas ein ſtarker Zirkel von Bürgern; da wurde geſchmaucht und getrunken.

Der Wirth bewillkommenete ſeinen Gaſt und räumte ihm den Grosvaterſtuhl ein, auf welchen Schnapps ſich ſtreckte, Bier forderte, und die blauen Tobacks-Ringel in die Luft blies.

Die Bürger ſchielten den Fremden an, ruften den Wirth, und ziſchelten ihm die Frage in die Ohren: wer der Herr dort im Grosvaterſtuhle ſey?

„Ein reiſender Gelehrter,“ — ziſchelte der Wirth ihnen wieder zu.

Als dieſe Antwort an den rechten Mann kam, ſetzte ſich endlich einer aus der Geſellſchaft, ein Schumacher ſeiner Profeſſion, Adam genannt, in Poſitur, räuſperte ſich einigemal ſtark, wendete ſich dann gegen den Reiſenden, und fragte:

„Alſo haben wir das Vergnügen, einen reiſenden Herrn Gelehrten bei uns zu ſehen?

Schnapps. (leichthin) So iſt es.

Adam. Ei, ei! das iſt ja ſchön! — Wir freuen uns, die Bekanntſchaft eines ſo werthen Gaſtes zu machen.

Schnapps. Ich freue mich gleichfalls darüber! — Ich merke, die Herren haben hier ſo einen kleinen Klub?

Adam. Gleichſam! Aber, Jakobiner ſind wir nicht.

Alle. Gott bewahre!

Schnapps. Wohl Ihnen, meine Herrn! denn, denique, wird noch ein ſchweres Gericht über die Jakobiner des ganzen Erdbodens ergehen.

Adam. Das läßt ſich denken! — auch kann es gar nicht anders ſeyn.

Schnapps. Quod ſic!

Adam. Ja, ja!

Schnapps. (gelaſſen) Omnino.

Adam. Ich habe an all das ſchwärmende und lärmende Weſen, wie es heutiges Tags in der Welt vorgeht, keinen Glauben. Es geht damit nicht gut zu Ende. Es iſt aber alles auch nichts Neues.

Schnapps. Quod ſic!

Adam. Der Herr ſind ein Gelehrter, und werden mich begreifen.

Schnapps. (lächelnd) Omnino.

Adam. Wenn wir auf den Anfang aller Dinge reflektiren mögen, ſo haben wir auch das Ende vor Augen. Wie es einmal gegangen iſt, ſo geht's immer. So giengs der erſten Welt, und ſo, wird es auch der letzten Welt ergehen.

Schnapps. Ich erlaube mir, zu fragen: das heißt? —

Adam. Je nun! — Soll ich deutlicher reden?

Schnapps. Ich bitte darum.

Adam. Es gieng mit der erſten Welt, wie es mit einem jungen Baume geht. Der grünet und blühet ſchön, wächſt herrlich empor, bringt aber keine Früchte, wegen ſeiner wilden Art. Alſo brachte die Natur Anfangs auch wenig gute Früchte, ob ſie gleich blühte, in Ueppigkeit und weltlicher Kunſt, denn ſie konnte den heil. Geiſt nicht ergreifen. Darum ſprach der Herr: es reuet mich, daß ich die Menſchen gemacht habe, und erregte die Natur, daß alles Fleiſch ſtarb das im Trockenen lebte, bis auf die Wurzel und den Stamm. Dieſe Wurzel blieb in der Erde und hat den wilden Baum gedüngt und angerichtet, daß er ſollte beſſere Früchte tragen. Als er aber wieder geblüht hatte, brachte er böſe und gute Früchte zugleich. *) — Und ſo iſt, und bleibt es!

Schnapps.

---

*) S. Jakob Böhmens Morgenröthe im Aufgang ꝛc. 1634. C. 6. und 7. der Vorrede.

Schnapps. (ſpringt auf) Freund! wer du auch ſeyn magſt, (küßt ihn) ich gebe dir den Bruderkuß.

Adam. (erotiſch) Ich erwiedere ihn!

Schnapps. Ja! — Sie finden ſich allenthalben, die verwandten Seelen!

Wirth. (zu ſeiner Frau) Siehſt du nun, welch ein Mann Meiſter Adam iſt? und willſt ihm immer nicht unſere Marie zur Frau geben!

Wirthin. Er iſt ja ein Wittwer! und —

Wirth. — ein Mann, den die Gelehrten ſchätzen, und küſſen!

Marie. Aber wenn dem Meiſter Adam ein Mädchen als Frau, küſſen ſoll, ſo hat das gewiß mehr auf ſich, als wenn ihn ſo — ein reiſender Gelehrter küßt.

Wirth. Rede nicht ſo einfältig! — Ein Gelehrter, iſt mehr werth, als hundert Weiber.

Wirthin. Was ſagſt du da?

Adam. Mein Herr! Wer Sie auch ſeyn mögen! Wir ſind, glaube ich, geurſtändet. — Beſuchen Sie mich Morgen. Jetzt, iſt zehn Uhr vorbei, und ein ordentlicher Mann —

Schnapps. Ich verſtehe! — Morgen, ſprechen wir uns.

Adam. Gewiß?

Schnapps. Bei meiner ewigen Seele!

Adam. Ich erwarte das in Grimmigkeit *) meines Verlangens.

Der Zirkel trennte ſich. — Der ſo genannte Klub gieng nach und nach auseinander, und Schnapps, der Wirth, die Wirthin, und ihre Tochter Marie, blieben noch bei einander.

Schnapps, nahm ſich etwas vor, und lies ſich noch einen Krug Bier reichen.

Drittes Kapitel.

Schnapps ſucht ſich in Sicherheit zu ſetzen.

„Ach, du mein Gott!“ — ſeufzte Schnapps.

Die Wirthin nahm den Seufzer auf und fragte:

„Sind der Herr müde?“

Schnapps.

---

*) Ebendaſ. S. 38.

Schnapps. Nicht ſo wohl müde, als vielmehr traurig, und innerlich betrübt.

Wirthin. Du mein Gott! Wo fehlt's denn dem Herrn?

Schnapps. Ach, liebe Frau Wirthin! Jeder Menſch hat in der Welt ſein Pfund, und ſeine Portion Jammer. Das iſt nun einmal nicht anders. Des Wünſchens und Suchens, wird hienieden kein Ende. Auch ich wünſche mir, und ſuche etwas. — Präter propter ſechszehn bis zwanzig Meilen von hier, habe ich ein kleines Landguth, deſſen Beſitz mir jährlich 600 Gulden Revenüen einbringt. —

Wirthin. Ei der Tauſend!

Schnapps. Dazu verdiene ich jährlich, durch meine Schriften circa 6 bis 800 Gulden; und da meint ihr guten Leute wohl, mit dieſem Einkommen kōme ich recht gut und ruhig leben?

Wirth. Warum nicht?

Schnapps. Nein! — Mir fehlt etwas, das ich ſuche.

Wirthin. Was könnte denn das wohl ſeyn?

Schnapps. Ein gutes, liebes, frommes Weib. — Und nach einem ſolchen bin ich ausgereiſet.

Wirthin. Je, du mein Gott! ſollte ſich denn das nicht finden laſſen? — Wenn das manches Mädchen wüßte! — Zwölf bis 1400 Gulden Einkünfte jährlich, und —

Schnapps. Und ein Mann, wie ein Kind. So bin ich! — Ein Mann, der ſeine Frau auf den Händen tragen würde. — Dieſes mein Wünſchen und Suchen, macht mich traurig.

Wirthin. Ach! das muß nicht ſeyn! — Wer weiß, wo ſich ganz unvermuthet einmal etwas findet, das —

Schnapps. Ich bin ſchlecht und recht; kein Freund von Prunk und Ueppigkeit. Aeuſerlicher Glanz iſt mir zuwider. Je ſchlichter, je beſſer. — Aber die Mädchen hängen mehrentheils leider! zu viel an dem Aeuſerlichen. Das erſchwert einem ehrlichen Manne das Finden und Wählen. — (ergreift Mariens Schürze)

Wo hat denn die artige Jungfer das ſchöne Zeug her?

Wirthin. Es iſt Selbſtgemachtes.

Schnapps. Scharmant! allerliebſt! — das gehört zu den guten Tugenden der Hauswirthlichkeit.

Wirthin. Ja! dazu, iſt meine Tochter erzogen.

Schnapps. Wohl der guten Mutter, die ſo handelt! Eine ſolche befördert das Glück ihrer Tochter. — (ſteht auf und bläſt ſeine Pfeife aus) Herr Wirth! giebt es denn hier einen Bankier?

Wirth. Nein! Faro darf nicht bei uns geſpielt werden. Die Hazardſpiele ſind ſcharf verboten.

Schnapps. Das iſt ſehr gut! — Ich meine aber, giebt es hier keinen Kaufmann, der Wechſelgeſchäfte macht?

Wirth. Einer iſt hier, der ſich mit ſolchem Weſen abgiebt.

Schnapps. So? — Nun, meine liebe Frau Wirthin! auf morgen früh beſtelle ich mir ein Schokolädchen. Vor jetzo aber, (will ihr die Hand küſſen) wünſche ich Ihnen —

Wirthin. (weigert ſich) Ach! ich dachte gar! — Nä! laſſen Sie das! ich habe Kraut geputzt, und da —

Schnapps. (ſchüttelt ihr die Hand) Ich wünſche Ihnen wohl zu ruhen. — Gute Nacht, ſchöne Jungfer! ſchlafen Sie recht wohl.

Marie. Gleichfalls! — Laſſen Sie ſich etwas Angenehmes träumen.

Schnapps. So müßte es etwas von Ihnen ſeyn.

Marie. Da wär's was rechtes!

Wirth. 's iſt ein Blitz Mädel!

Schnapps. Sie hat Witz.

Wirthin. (lachend) Etwas, für's Haus!

Schnapps. Scharmant! — — Was mich freut, das iſt, daß ich hier bei ſo allerliebſte, gute, liebe Leutchen gekommen bin.

Wirthin. Sie müſſen uns nehmen, wie wir ſind!

Schnapps. Scherzen Sie nicht! — Herr Wirth, haben Sie die Güte mich zu begleiten.

ten. Ich habe ein Schächtelchen mit einem kleinem Brautſchmucke für meine Zukünftige bei mir. Eine Kleinigkeit! Etwas über 500 Gulden am Werthe. — Das Schächtelchen iſt mit meinem Pitſchier auf allen Ecken wohl verſiegelt, und — ich gebe es Ihnen aufzuheben.

Wirthin. O! es ſoll bei Mariechens Pathengeld gelegt, und ſo wohl aufgehoben werden, als wenn es unſer Eigenthum wär.

Wirth. Ja, ja!

Marie. Sie ſollen's ihrer Braut wohlbehalten überliefern können.

Schnapps. O, daß das doch bald geſchehen könnte! — Nochmals, ſchlafen Sie wohl!

Der Wirth leuchtete ihm auf ſein Zimmer, und erhielt hier das bezeichnete Schächtelchen, in welchem ſich aber, wie die Leſer leicht denken können, nichts weniger, als Schmuckſtücke, wohl aber einige bleierne Knöpfe, ein paar zinnerne Schnallen, und drei Würfel, befanden, die alle recht ſauber, dreifach eingepackt waren. Uebrigens, deckte ein dreifaches Siegel Schnappſens Betrug.

Er legte ſich lachend zu Bette und ſchlief lachend ein.

Der Wirth, ſeine Frau und Tochter aber, hielten vor Schlafengehen noch ein intereſſantes Dreigeſpräch, und meinten endlich alle dreie, eine Heurath mit dem Fremden, ſey für Mariechen eine weit beſſere Parthie, als die, mit Meiſter Adam. Die Wirthin aber ſchloß die Unterhaltung mit folgenden Worten.

„Marie! wenn du den Fremden wegfiſchen könnteſt, ſo wärſt du gut und wohl verſorgt.“

Marie nickte mit dem Kopfe, und die Familie, begab ſich zur Ruh.

Viertes Kapitel.

Einträglicher Beſuch.

Kaum regte ſich **Schnapps** des Morgens auf ſeinem Zimmer, als der Hausknecht mit Waſſer erſchien. — Bald darauf aber, trat, ſchwarz und roth gekleidet, auf den Sohlen neuer gelber Pantöffelchen, die Haare in zierliche Flechten gelegt, den runden Hals mit einer goldenen Kette umwunden, Marie, die liebliche Wirthshaus-Grazie, mit der Schokolade in das Zimmer, und bot Schnappſen ſehr freundlich einen guten Morgen. — Dieſer Morgengruß wurde ſogleich von ihm galant erwiedert, und ehe ſich's die Schöne verſah, hatte der raſche Fremdling einen Kuß auf ihre linke Hand gedrückt.

Marie lächelte ein gefälliges: „Sie ſind ein loſer Herr!“ heraus, und verlies eilig, mit einem ſchnellen Knix das Zimmer.

Schnapps trank die Schokolade, und machte Plane.

„Ehrlicher Schnapps! — ſprach er bei ſich ſelbſt! — wenn du klug biſt, ſo weißt du, was du zu thun haſt. Mach die Wirthstochter zärtlich, die Eltern treuherzig, den Schuhmacher zutraulich, und prelle ſie alle viere. — Punktum!“

Er trank die Schokolade, raſirte und friſirte ſich, warf ſich in die Kleider, und ließ ſich gegen Mittag von dem Hausknecht zu Meiſter Adam führen.

Dieſer ſaß in ſeiner Putzſtube, ſpielte auf der Zither und ſang dazu.

Schnapps. Freund! Sie verzeihen —

Adam. Tauſendmal willkommen!

Schnapps. Es freut mich, Sie ſo luſtig und aufgeräumt zu finden. Auch ich, überlaſſe mich zuweilen gern den Freuden des Saitenſpiels und Sanges.

Adam. Sang und Muſik ſind tröſtliche Dinge des menſchlichen Lebens!

Schnapps. So iſt es. Selbſt unſer Gefühl iſt ja nichts anderes, als innerliche Muſik, immerwährende Schwingung der Lebensnerven. *) Wär ich Fürſt, ich würde in meinem Lande die Muſik ganz vorzüglich begünſtigen, und für die Kultur des Geſanges, würde ich alles thun. In meinem Lande dürfte mir ſchlechterdings keine gute Stimme verloren gehen, und hätte ſie ein Junker oder Fräulein vom älteſten Adel, und größten Reichthum. **) Der Men-

ſchen

---

*) S. den Roman Hildegard von Hohenthal. I. Th. S. 44.

**) Ebendaſ. S. 38.

ſchen ganzes Thun und Laſſen iſt, oder ſollte wenigſtens, Harmonie und Muſik ſeyn ſo lange ſie hienieden wallen.

Adam. Und wird es auch dereinſt dort, (gen Himmel zeigend) ſeyn. Dort, wo die ewige Beſchäftigung der Engel nur ein Thun iſt, mit Singen, Klingen, Tanzen, Freuen und Jubiliren. Dort iſt eine himmliſche Muſica, denn dort ſingt jeder nach der Qualität ſeiner Stimme, und der Fürſt der Engel führet den Reihen an, wie ein Cantor mit ſeinen Schülern. *)

Schnapps. Ja, ja! — Werther Freund! Sie ſind ein Mann der hohe und tiefe Kenntniſſe umfaßt, und der —

Adam. Ach Gott! Das iſt alles Gabe von oben.

Schnapps. Ja, ja! Eſt Deus in nobis! heißt es da.

Adam. Wie iſt es, mein Werther! wollen Sie dieſen Mittag mit mir vorlieb nehmen?

Unſer

---

*) S. Jakob Böhmens Morgenröthe S. 220.

Unſer Schnapps ſträubte ſich nicht lange, ſpeißte mit dem erfahrenen Schuhmacher, und perſuadirte ihn, auf ſeine Reiſebeſchreibung zu pränumeriren, die er ſchreiben wollte. Meiſter Adam pränumerirte auf zwey Exemplare mit 6 baaren Gulden, die für Schnappſen, ein geſundenes Kapitälchen waren.

Sie ſprachen mancherley bey einer Bouteille Wein mit einander, und als Meiſter Adam eben das Zimmer einmal verlies, friſchen Wein zu holen, erſah Schnapps das Tempo, that einen Griff in ſeines Freundes Geldkäſtchen, nahm beſcheiden zwey Laubthaler heraus, ſteckte ſie zu ſich, nahm die Zither und klimperte, bis jener zurückkam, ein Stückchen darauf.

Gegen Abend ſchieden ſie endlich zärtlich von einander, herzten und küßten ſich brüderlich, und Schnapps zog mit einem Räuſchgen in ſeine Herberge ein. Hier beſtellte er ſich eine gute Abendmalzeit, und gieng auf ſein Zimmer, über eilf Gulden reicher, als er daſſelbe verlaſſen hatte.

Bis das Eſſen aufgetragen wurde, warf er ſich auf's Bett, überrechnete ſeine Einnahme, und machte Plane, dem Wirth etwas abzunehmen, den er noch nicht recht beyzukommen wußte.

Fünftes Kapitel.

Schnapps iſt wohlthätig, wie St. Krispin. — Eine ſonderbare Erſcheinung und Unterhaltung.

Nach Tiſche gieng Schnapps in die Wirthsſtube, und traf die Geſellſchaft von geſtern, wieder daſelbſt an. Auch fand ſich Meiſter Adam ein.

Schnapps wußte das Geſpräch ſogleich auf die Armenanſtalten verſchiedener Städte zu leiten, und fragte nach dem Inſtitut dieſer Art, in hieſiger Stadt. Als er nun darüber Auskunft erhalten hatte, zog er einen Laubthaler aus der Taſche, und ſagte:

„Wo eine gute Armenpolizey herrſcht, iſt es billig, daß jeder Reiſende, der des läſtigen Anbettelns dadurch überhoben wird, etwas dazu beyträgt, dem Inſtitut ſeine Dankbarkeit zu bezeigen. Deshalb, werther Freund Adam! gebe

ich

ich Ihnen dieſen Laubthaler, denſelben der Armenkaſſe von mir, zuzuſtellen.“

Die Verſammlung riß Mund und Augen über dieſe Wohlthätigkeit auf, und da Schnapps eben jetzt die Stube ein wenig verlies, ſo war dieſer Abgang ſo wohl, wie der eines beliebten Schauſpielers berechnet. Denn ſogleich ſchrieen alle, wie aus Einem Munde:

„Das iſt ein kreuzbraver Herr!“

Adam erweiterte dieſe Lobeserhebung, und die Wirthin, liſpelte ganz vernehmlich:

„Er kann's!“

Als Schnapps nun wieder zurück kam, wurde viel über Gemeingeiſt geſprochen, und die Geſellſchaft vernahm die Reden des Fremden wie man ehedem ein Orakel vernahm.

Mitten im Geſpräch ertönte auf einmal vor dem Wirthshauſe ein Horn. Der Wirth ſprang auf, verlies die Stube, und kam eben ſo ſchnell zurück.

„Meine Herrn! — ſchrie er; — Das iſt etwas Sonderbares! Ein ganz geharniſchter Ritter, ſteigt ſo eben vor meinem Gaſthofe ab.“

„Ein ganz geharniſchter Ritter?“ — fragten alle.

„Wie ich ſage! — antwortete der Wirth. — So ganz geharniſcht, wie man es nur ſeyn kann. Akkurat ſo, wie die geharniſchten Herzoge in meiner großen Bibel abgebildet ſind.“

Er hatte kaum ausgeſprochen, ſo trat wirklich ein ziemlich ſtarker, großer Mann, in völliger Rüſtung in die Stube, warf ſeine Blechhandſchuhe auf den Tiſch, nahm den Helm ab, und bot der Geſellſchaft einen guten Abend.

Die Anweſenden ſtanden ehrerbietig auf, und erwiederten den Gruß des gerüſteten, ſonderbaren Mannes.

„Herr Wirth! — begann der Gewappnete; — daß meine Roſſe gute Stallung finden!“

„Sorgen Sie nicht!“ — ſtammelte der Wirth.

„Und mir, einen Humpen Wein, Brod und Butter, und ein eigenes Zimmer;“ — fuhr jener fort.

„Soll beſorgt werden. — Belieben aber der Herr Baron etwa etwas Warmes zu ſich zu nehmen, ſo“ —

„Dazu, iſt es für mich zu ſpät. Doch wenn für meinen Knappen etwas Warmes zu haben iſt, ſo wird es ihm traun wohl munden. Ichteswanne aber, mir meinen Wein.“

„Das Zimmer ſoll gleich parat ſeyn, — ſagte der Wirth; — es wird nur ein wenig aufgeräumt.“

Der Ritter legte Schwert und Dolch auf den Tiſch, und ſetzte ſich nieder. — Der Wirth brachte Wein. Der Ritter forderte ein großes Glas, und leerte es auf einen Zug aus.

„Sapperment! — lispelte einer von den Bürgern; — der kann ſaufen!“

Bald darauf trat des Ritters Knappe mit Schild und Lanze ſeines Herrn, in die Stube, und referirte: die Roſſe ließen es ſich baß ſchmecken; worüber der Ritter ſich freute.

„Ich will nicht Hans bey der Hecke heißen und will des Ritter-Namens unwerth ſeyn, — ſagte er; — wenn mir meine Roſſe

nicht

nicht eben ſo lieb ſind, als ich mir ſelbſt bin. Ja, meine Herrn! ein Roß iſt gar ein kluges, geſcheutes Thier. Auf Ritterwort und Ehre! mancher Gaul hat mehr Verſtand als ſein Reuter."

Schnapps. Das glaube ich ſelbſt. — Die alte Geſchichte meldet uns ſogar, daß Roſſe geſprochen haben.

Hans. Wie? — Geſprochen? Roſſe?

Schnapps. Geſprochen, wie wir beyde mit einander ſprechen. Nur, daß ſie griechiſch ſprachen.

Hans. Das iſt einerley! griechiſch, arabiſch, kalmuckiſch oder deutſch; wenn ſie nur geſprochen haben.

Wirth. (in aller Herzens-Einfalt) Hat doch auch Bileams Eſelein geſprochen.

Hans. Das war aber kein Roß.

Schnapps. (ſchlau) Von Eſeln, hat man mehrere und häufige Exempel.

Hans. Wer waren denn aber die Teufelsbeſtien von Roſſen, die da parlirten wie unſer einer?

Schnapps.

Schnapps. Sie gehörten den Prinz Achilles und waren seine Streitwagen-Pferdte. Daher denn auch das Sprichwort kömmt: Er raiſonnirt wie ein Kutſchpferd.

Hans. Mordio! der Herr ſpricht traun ſehr gelehrt.

Schnapps. O! ich bitte unterthänig —

Hans. Kann ich die Geſchichte nicht ausführlich zu leſen bekommen?

Schnapps. Ich weiß nicht ob Dieſelben Griechiſch verſtehen?

Hans. Nein. — Herr! es iſt ſchändlich, wenn ein Deutſcher nicht auf ſeine Mutterſprache mehr hält, als auf alle andere Sprachen in der Welt. So hat Kaiſer Rudolf auch gedacht, ſagt mein Burgkaplan, und der hat viel geleſen. Ich bin ein Deutſcher, geboren zu Schild und Helm, wie meine Vorfahren, und will keine andere, als die Sprache meines Vaterlandes verſtehen. Und wer etwas dawider hat, der kann Fehde haben, oder Kampf. — O! ihr braven Pfahlbürger und Reichsſtädter von Isni! liebt alles was Deutſch iſt, und werft das Ausländiſche zum Teufel. (ergreift ſein Glas) Die Deutſchen ſollen leben! und wer da nicht mittrinkt, den ſoll das —

Alle. (erheben die Krüge) Die Deutſchen ſollen leben!

Hans. So recht, ihr braven Bürger! Alles Deutſch, nur um und an, und keine fremden Lappereien! Deutſcher Sinn hat mir den Harniſch angelegt, und deutſcher Muth hat meine Lenden gegürtet mit dem Schwerte. — Meint ihr die ganze Ritterſchaft liege in den letzten Zügen? Seht mich an, und ich antworte euch darauf. — Herr Wirth! Wein her. — (zu ſeinem Knappen) Berthold! laß dir's ſchmecken. Du kennſt deinen Herrn, er ſieht es gern wenn Menſchen und Vieh ſich ſättigen. — (zum Wirth) Mir, nur Brod und Butter, wie geſagt, hieher. — Berthold! öffene mein Felleiſen, und gieb die Wachstuchrolle heraus. — Die Herrn ſollen, indeß ich ſpeiſe, eine Unterhaltung haben. (zu Schnapps) Herr Geſchichtkenner! leſe er doch einmal laut und öffentlich ab, was hier, auf dieſem Pergament ſteht.

Schnapps rollte das Pergament aus einander, und las, bei der größten Stille, mit lauter Stimme, folgende Schrift ab.

Sechſtes Kapitel.

Was Schnapps ablas.

„Glück, Heil, und Friede allen, die dieſes leſen!“

„Bekannt iſt männiglich die Lage des trefflichen uralten Ritterſitzes und Schloſſes, genannt die Hecke; Spinetum geſchrieben in allen Diplomen des Mittelalters welche in lateiniſcher Sprache dieſes Schloſſes erwähnen, gelegen im ſchönen Lande der Schwaben.“

„Auf dieſer genannten ritterlichen Veſte haußte ſeit Kaiſer Heinrichs des Voglers, oder Finklers, Zeiten das edle Geſchlecht, genannt: Die Herrn bei der Hecke.“

„Den Urſprung dieſes edlen Geſchlechtsnamens, will man verſchieden angeben, und einige Chronikenſchreiber berichten ſogar, die Vorfahren der Edlen bei der Hecke, hätten bei obgenannten Kaiſer Heinrich, der bekanntlich ein ſehr großer Freund des Vogelfanges war, und daher ſeinen Beinamen erhielt, ſo ſehr in Gnaden geſtanden, daß derſelbe, ihnen als Lehensſtück, gedachtes Schloß übergeben, und mit demſelben den Ahnherrn derer von der Hecke, die Obſorge und Aufſicht über eine kaiſerliche Vogelhecke, anvertraut habe. Welches man aber, als nicht dokumentirt, dahin geſtellt ſeyn laſſen will."

„Vielmehr berichten glaubwürdige Schriftſteller, der Erbauer genannter Burg, habe vielleicht auf dem Platze, auf welchen er dem Stammſchloſſe ſeines hochadelichen Hauſes Grund und Boden gab, eine Dornenhecke gefunden, und die Hecke als Benennung ſeiner Veſte, beibehalten."

„Doch, dem ſey nun, wie ihm wolle, ſo iſt ausgemacht, daß die Beſitzer dieſer durchaus alten Burg, ſich von jeher Herren bei der Hecke geſchrieben haben, und daß die-

dieſelben ohne ein von vor ihrem Namen zu führen, eben ſo gut, und ächt adelich waren, als es alle Edle mit: Am, Im, Aus dem, Zu der, Von der, Zu und auf ꝛc. ꝛc. ſind, die ſich dieſer Wörterchen ſtatt des volltönenden Wörtleins von bedienen, um dadurch zu dokumentiren, zu welcher Kaſte des deutſchen Menſchengeſchlechts ſie gehören; wie männiglich bekannt iſt.“

„Es nannten ſich alſo, wie geſagt, von jeher, die erhabenen Ahnherrn unſerer Edlen, von denen wir ſprechen, Herren bei der Hecke, und vermehrten ſich durch Gottes Segen nach und nach in ihrer Hecke dergeſtalt, daß ſie unter Kaiſer Friedrich dem Rothbart, ſchier aus Mangel an Raume und edler Nahrung, genöthigt wurden, eine Familienwanderung anzutreten.“

„Es zogen demnach, nachdem einem Dutzend Fräuleins bei der Hecke in den benachbarten Nonnenklöſtern Quartier gemacht worden war, zehn Junkherrn und Herrleins bei der Hecke mit beſagtem

Kaiſer

Kaiſer nach Welſchland, von denen vor Mailand ſieben Brüder Menſchen erſchlugen, und endlich ſelbſt erſchlagen wurden.“

„Von denen übrigen drei Heckiſchen Kämpen aber, weiß man weiter nichts zu ſagen, als daß der eine derſelben in der Lombardey ein Weib nahm, und der Ahnherr der Familie della Spineta wurde, deren Geſchlechtswappen noch bis auf dieſen Tag, die Abkunſt ihres Stammes beweißt. Denn es führen nemlich die Nobili della Spineta eben ſo, wie die Edlen bei der Hecke, im rothen Felde, eine, auf einem grünen Hügel ſich erhebende und in die Breite ziehende ſilberne Dornecke, mit drei rothen Feldröslein horizontal belegt. Auf dem Schilde ruht ein adelicher Turnierhelm mit anhangendem Kleinod, belegt mit einem roth und weißen Wulſte, hinter welchem ſich ein geöffneter, ausgebreiteter ganzer ſchwarzer Adlersflug erhebt, belegt mit drei rothen Feldröslein. Die Helmdecken zu beiden Seiten, ſind roth und ſilbern.“

„In Deutſchland aber blieben, bei obgedachter Familienwanderung, zwei Brüder des Heckiſchen Geſchlechts zurück, von deren Nachkommen alle hernach lebende Herrn bei der Hecke, bis auf unſere Zeit, in gerader Linie abſtammen.“

„Dieſe Schrift hat mein Burgkaplan verfaßt;“ — ſagte der Junker, und nahm ſie aus Schnappſens Händen zurück. — „Und hier, — ſetzte er hinzu, indem er ein anderes Pergament aufrollte; — iſt mein Stammbaum.“

Der Stammbaum wurde angegafft, und wieder zurück gegeben.

Und nun, entſtand eine lange Pauſe.

Siebentes Kapitel.

Fortſetzung des fünften Kapitels.

Hans.

Vor drei Tagen bin ich ausgeritten aus meiner Veſte, und bin jetzt auf dem Wege einer Ritterfahrt durch Deutſchland. Beſonders will ich nach Thüringen ziehen, wo man noch Turniere hält, wie die Zeitungen und Zeitſchriften melden, und will verſuchen, was mein Speer vermag. — In dieſen Armen, ihr Herrn! iſt Kraft der vorigen Jahrhunderte.

Schnapps. Das iſt ſehr augenſcheinlich!

Hans. Gnade Gott allen Böſewichten die ich auf meiner Fahrt finde! Ich will den Buben über den Kopf kommen, wie ein Donnerwetter; ſo wahr ich Hans heiße!

Schnapps. Dieſelben werden aber dabei, ſich mancher Unannehmlichkeit ausſetzen.

Hans. Da frage ich den Teufel danach!

Schnapps. Und werden hie und da anſtoßen.

Hans. Wo's Stöße giebt, fällt einer. Geradezu! das giebt die beſten Reuter. Sie ſollen erfahren, daß ich einer von den Alten bin. — Gott ſchenke Deutſchland die alten Zeiten wieder! damahls war Redlichkeit in allen Ecken, und die Schurken wurden lendenlahm geſchlagen. O heilige Vorzeit! für dich lebe ich.

Schnapps. (halblaut) Ein ſehr edler Herr!

Adam. Ein vortreflicher Edelmann!

Schnapps. Ein wahrer Edelmann!

Adam. Gott ſegene ihn, und ſein chriſtliches Vorhaben!

Hans. Der Herr ſchreibt mir die Geſchichte von den redenden Roſſen auf! Ich bezahl's.

Schnapps. Mit Vergnügen! — Auch das Streitroß des edlen Danen Ogier und das Pferd des Ritters Horimiz ſollen geſprochen haben.

Hans. Das ſchreibe der Herr auch dazu. Ich bezahl's. — Morgen ſoll er mein Streitroß ſehen. Wenn man's dieſem Thiere nicht

gleich

gleich anſehen wollte, daß es Menſchenverſtand hat, ſo müßte man ſelbſt keinen haben!

Schnapps. Das iſt möglich! — Auch iſt ein Pferd übrigens, ein ſehr edles Thier. Man hat Exempel von Pferdebelohnungen und Beſtrafung, folglich hat man ihnen auch Verſtand und Einſicht zugetraut.*) Die Araber, eine ſehr kluge Nation, führen Pferde-Genealogien. Alexander der Große, lies ſeinem Leibhengſte zu Ehren, eine Stadt erbauen. Und ein Pferd, wurde einſt ſogar Burgermeiſter.

Hans. Das ſchreibt mir der Herr alles ausführlich auch mit auf. Ich bezahl's.

Schnapps. Der große Caſar, hatte ein Pferd mit Menſchenzehen.

Hans. Auch mit aufgeſchrieben! — Ich bezahl's.

Schnapps. Summa Summarum, ein Pferd, iſt, wenn es will, ein ſehr edles Thier!

Hans. Der Herr iſt ein verſtändiger Mann! Er iſt wohl gar ein Burgermeiſter?

Schnapps.

---

*) Beiſpiele, ſiehe in Bayle Diction. Artic. Roſen; und Neckers Briefe an Iſelin, 1782. S. 267.

Schnapps. Ach nein!

Hans. Er verdient's aber zu ſeyn, eben ſo gut, als das Pferd das auch Burgermeiſter wurde.

Schnapps. Heutiges Tages, geht's nicht mehr nach Verdienſten in der Welt.

Hans. Das iſt verflucht dumm!

Schnapps. Indeſſen — jeder Menſch iſt glücklich, der ſeine Belohnung in ſeinen Handlungen, und in ſich ſelbſt findet. Dieſen Troſt, können uns Menſchen nicht rauben, ſagt der weiſe Seneka.

Hans. 's iſt aber traun ein armer Sünder Troſt!

Schnapps. Je nun! wir ſind ja alle arme Sünder.

Adam. Ja wohl!

Hans. Still mit dem Pfaffen-Geleier! Redet etwas Klügeres, von Pferden, Rüden, Steubern, Bracken, und dergleichen. — Herr! hat noch kein Hund geſprochen?

Schnapps. Ich erinnere mich nicht davon etwas geleſen zu haben.

Hans. Schade! — Wenigſtens, ein paar Hünerhunde, ſollten geredet haben. Das ſind kluge Thiere!

Schnapps. Der Doge Doria zu Genua hatte einen Hund von dem Kaiſer zum Geſchenk erhalten, dieſer hatte viel Verſtand, fras aus goldenen Schüſſeln, und bekam nach ſeinem Tode, ein Monument, das noch zu Genua ſteht.

Hans. Verflucht! das iſt artig. — Auch mit aufgeſchrieben! Ich bezahl's.

Schnapps. Es haben mehrere Hunde Monumente erhalten.

Adam. Ach ja!

Hans. Nur alles aufgeſchrieben! Ich bezahl's. — Herr Wirth! für dieſen gelehrten Mann, einen Humpen Wein.

Schnapps. O! ich bitte unterthänig! Ich —

Hans. Ohne Umſtände! — Sapperment! der Herr verdient, von der löblichen Ritterſchaft Zeit ſeines Lebens in Weine, freigehalten zu werden, weil er die edlen Thiergeſchichten ſtudiert hat. Es giebt nicht viele Menſchen die

ihre

ihre Zeit ſo klug im Studieren anwenden, wie der Herr gethan hat. Den Aufſatz, will ich ihm gut bezahlen, ſo wahr ich edelbürtig bin! Aber morgen früh um acht Uhr muß er fertig ſeyn, denn da reite ich weiter. — Knapp! ſieh nach den Roſſen, und ich, will mich zur Ruh legen. — Gute Nacht!

Damit ging der Ritter aus der Stube, und die verſammelten Jsnier Bürger, thaten eben das nach und nach.

Schnapps aber, brachte bei der ſchönen Marie noch einige Scherze an, ſchrieb dann, auf ſeinem Zimmer den, von dem Junker verlangten Aufſatz, und legte ſich ſpät nieder.

Früh händigte er dem Ritter den folgenden Morgen, den Aufſatz ein, und erhielt von dieſem zwei blanke Thaler dafür.

Der gewappnete Mäzen glaubte zuverläſſig damit den Verfaſſer des beſtellten Aufſatzes fürſtlich belohnt zu haben; dieſer aber glaubte es nicht. Doch ſteckte er ganz gelaſſen das Geld zu ſich, und wünſchte dem Junker eine glückliche Reiſe, der, von mehr als hundert Buben und Pflaſtertretern begleitet, in völliger Rüſtung, mit ſeinem Schildknappen die Stadt verlies.

Der Aufzug war neu und auffallend, und hätte gewiß in jeder Stadt eben die Szene geliefert, die er zu Isni lieferte.

Achtes Kapitel.

Sonderbare Zufälle.

Freund Schnapps machte eben gedankenvoll einen kleinen Spaziergang um die Stadt, als er nicht weit vor ſich ſchön Mariechen erblickte, die, ein Handkörbchen am Arme, nach einem Garten zugieng. Er, der gewohnt war das Tempo immer in Acht zu nehmen, ſchlich ihr nach, ſie in dem Garten ganz freundlich zu überraſchen. Sie war ſchon hinein, als er an die Gartenthür kam, und ſie verſchloſſen fand. Er ſah über den Zaun, und konnte Mariechen nicht im Garten erblicken. Da er ſie überraſchen wollte, verhielt er ſich ruhig, rekognoſzirte rundherum und gewahrte endlich ein Loch im Zaune. Durch dieſes kroch er ſchnell in den Garten hinein.

Nun durchſtrich er den ganzen Garten; aber nirgends war Mariechen zu ſehen. Er wurde bedenklich, und nahm ſeinen Weg auf das, mitten im Garten ſtehende Gartenhäuschen zu.

Er lauſchte an der Thür, und vernahm ein ſanftes Lispeln und Murmeln von menſchlichen Stimmen; ja, er glaubte ſogar, einige Küſſe ſchallen zu hören. — Das machte ihn neugierig. Es wurde drinne ſtill. Er klinkte die Thür auf, trat hinein, und ſah ſchön Mariechen in den Armen eines jungen, ihm unbekannten Menſchen, eben ſo glücklich, als es vielleicht ehemals die keuſche Cinthia in Endimions Armen geweſen ſeyn mochte.

Die Schöne ſchrie laut auf, als ſie den unberufenen Zuſchauer erblickte. Schnapps aber, der genug geſehen hatte, gieng ſogleich von dannen.

Er war noch nicht an der Gartenthür, als ihm Mariechen, in der größten Unordnung ihres Anzugs nachkam.

Sie.

Sie. Ach! Herr Aquavitarius! ich bitte Sie um aller Heiligen willen! —

Er. Was giebt's?

Sie. Ach! Sie haben — machen Sie uns nicht unglücklich!

Er. Ihr habt euch ja ſelbſt glücklich gemacht.

Sie. Ich bin — Ach Gott! meine Eltern! —

Er. Die armen, rechtſchaffenen Eltern!

Sie. Mein guter Ruf —

Er. (ſeufzend) 's iſt ſchrecklich!

Sie. Wenn Sie nicht ſchweigen, ſo bin ich unglücklich, und der junge Menſch dazu. Er iſt ein lutheriſcher Kandidat, und —

Er. Das heißt Toleranz exerzirt! Pfui! ſchäme ſie ſich. — — Nein! ich kann nicht ſchweigen. Ihre Eltern müſſen wiſſen, die Stadt ſoll's erfahren, was —

Sie. Lieber Herr! verlangen Sie von mir, was Sie wollen, nur ſchweigen Sie. Ich will Ihnen alles geben, was —

Er. Was will ſie mir geben?

Sie. Ach! lieber Gott! Ich will Ihnen ein goldenes Kreuzchen und zehn alte Thaler geben. —

Er. Ich bin der Mann nicht, der ſich erkaufen läßt etwas zu verſchweigen, deſſen Verſchwiegenheit mich zum Mitſchuldigen machen würde. Wenn ſie aber ja glaubt, meine Diskretion belohnen zu können, ſo behalte ſie in Gottes Namen das goldene Kreuzchen, und gebe ſie mir die zehn alten Thaler und 50 Gulden, ſo — will ich ſchweigen.

Sie. Ach! wo ſoll ich denn das Geld hernehmen?

Er. Das weis ich nicht.

Sie. Ich müßte es meinen Eltern ſtehlen.

Er. Das will ich ihr nicht rathen. — Ich bleibe bei dem, was ich geſagt habe. Jetzt, ſchweige ich. Kömmt ſie aber dieſe Nacht nicht zu mir, auf mein Zimmer, und bringt mir 50 Gulden und die zehn alten Thaler, ſo rede ich morgen, ſo laut ich kann. Adies!

Sie. (hält ihn zurück) Herr! — Sie ſind — kein edler Mann!

Er. Höre ſie, Jungfer! menagire ſie ſich. Was ſie iſt, weiß ich gewiß; aber was ich bin, weiß ſie nicht. Uebrigens keine Injurien — ſonſt ——

Sie. Wer für Geld —

Er. Sie ſchweigt, oder ich rede; Sie zahlt; oder ich rede. Adies!

Damit eilte Schnapps fort, in die Stadt zurück, beſtellte ſich bei ſeinem Wirth ein gutes Mittagsmal auf zwei Perſonen, und ließ Meiſter Adam zu ſich bitten, der auch erſchien, und mit ihm vorlieb nahm.

Nach Tiſche giengen beide in die Gaſtſtube, und Schnapps ſprach von ſeiner Abreiſe.

Wirthin. (verlegen) Wie? Sie wollen fortreiſen?

Schnapps. Höchſtens, morgen gegen Mittag werde ich weiter reiſen. Laſſen Sie einſtweilen für mich Poſtpferde beſtellen. Sonſt, war es eine Grille von mir, zu Fuße zu reiſen, aber — ich will dieſer Grille den Abſchied geben, und will künftig fahren.

Wirthin. Ei du mein Gott! ich dachte —

Schnapps. Ja! ich meinte auch ſo mancherlei, aber —

Marie. (einfallend) Wer reutet denn da vorbei?

Adam. (gelaſſen) Ein Bauer.

Schnapps. Der Menſch hegt und pflegt zuweilen Hoffnungen, die ein einziger Augenblick vernichtet.

Wirthin. Iſt Ihnen hier etwas begegnet, das —

Schnapps. Nichts von Bedeutung! Indeſſen —

Marie. (ſpringt ans Fenſter) War das nicht? —

Adam. (gelaſſen) Eine alte Frau gieng vorbei.

Schnapps. Freund! Sie wollten mir ja einige Stadt-Merkwürdigkeiten zeigen?

Adam. Kann geſchehen.

Sie giengen. — Die Wirthin brummte in der Stube hin und her, und Marie, ſas wie auf Kohlen.

Gegen Abend kam Schnapps zurück, beſtellte ſich ein gutes Abendeſſen, und gieng nicht von ſeinem Zimmer.

Der Gauner harrte auf ſchön Mariechen, und gegen Mitternacht kam ſie wirklich. Sie trat weinend ein, gab Schnappſen ein Päktchen, und wollte gleich wieder fortgehen. Er hielt ſie zurück.

Marie. Ach! nehmen Sie es nicht ſo genau — Ich — Es ſind nur 35 Gulden und die 10 alten Thaler — Nehmen Sie dieſes goldene Kreuzchen noch dazu, und —

Schnapps. Nun gut! — Ich will billig ſeyn, und will chriſtlich an ihr gottloſen Kreatur handeln; aber — beſſere ſie ſich, und werde ſie vorſichtiger.

Marie. Ach Gott! ich weiß ſelbſt nicht, wie's kam. Sonſt haben wir immer die Thür hinter uns abgeſchloſſen, und diesmal mußten —

Schnapps. Beſtraft werdet ihr für eure Unvorſichtigkeit. Sie durch Geld, und er durch Furcht. Indeſſen, mein liebes Mariechen! da ich merke daß Ihnen das Vergnügen der —

Marie. O laſſen Sie mich!

Schnapps. Ach! das ſind unnöthige und nichtshelfende Ziereréien. Ich habe den Ruf ihres guten Namens und ihrer Ehre, wie man zu ſagen pflegt, in meiner Hand, ich kann damit machen was ich will, und ſie will ſich weigern, ihre Perſon meinen Armen anzuvertrauen? Was gilt ihr mehr: Ihre Perſon, oder ihr guter Ruf? Jener Kandidat der Gottesgelahrheit, der —

Marie. Den liebe ich. Und wen ich liebe, den —

Schnapps. Sie darf's ja nicht einmal öffentlich ſagen und geſtehen, daß ſie jenen Candidatum liebt!

Marie. Was thut das? Muß man denn gleich alles ſagen und geſtehen, was wahr iſt?

Schnapps. Wenn nun aber einmal — du mein Gott! und er, ein Kandidat, und ſie eine Katholikin, und — Ach! lieber Himmel! Wie kann ſie ſo einfältig, und im Unglück ſo gelaſſen und ſorglos ſeyn?

Marie. Im äusserſten Nothfall, gehen wir miteinander fort, und —

Schnapps. Wohin?

Marie. Unter die Schauſpieler!

Schnapps. Ja, ja! die unglücklich Verliebten ſtürzen ſich der Göttin Thalia eben ſo vorbereitet in die Arme, wie die betrunkenen Bauerpurſche in die Hände der kirrenden Werber laufen. Doch dem ſey nun, wie ihm wolle! ich will —

Marie. Nein! und ſollte mir es das Leben koſten! ich —

Schnapps. Still! was war das?

Marie. Ach! es iſt jemand an der Thür.

Und ſo war's auch. — Die Frau Mamma hatte diesmal ihr Töchterchen beſſer belauſcht, als jemals, war ihr nachgeſchlichen, hoffte den Fremden mit Marien zu überraſchen, riß jetzt die Thür auf, und trat in das Zimmer.

Wirthin. (intrikat lächelnd) Guten Abend Kinderchen! — Nun? wie iſt's? — Iſt's mit dem Eheverſprechen richtig? ſo wollen wir's morgen früh dem Vater vortragen.

Marie. Ach liebe Mutter! ich —

Wirthin. Nun! du brauchſt dich nicht ſo verſchämt zu ſtellen. Es iſt ja recht gut, daß —

Marie. Ach! ihr irrt Euch, liebe Mutter!

Wirthin. Das wäre mir ſehr ungelegen! denn eine ſolche Nachtviſite muß einen honetten Ausgang nehmen, ſonſt —

Marie. O! es iſt gewiß alles ſehr ehrbar zugegangen, was hier —

Schnapps. Meine liebe Frau Wirthin! Es giebt Dinge in der Welt, von denen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt.

Wirthin. Das iſt mir zu gelehrt, mein werther Herr! das verſtehe ich nicht. Was ich aber gar ſehr wohl verſtehe, iſt —

Schnapps. Die Wahrheit ſteht in der Mitte.

Wirthin. So bin ich die Wahrheit. — Ich frage daher: Was haben Sie meiner Tochter verſprochen?

Schnapps. Verſchwiegenheit.

Wirthin.

Wirthin. Wenn es die Eltern zufrieden ſind, ſo kann die ganze Stadt wiſſen, wie ſie beide mit einander ſtehen. Aber ich, möchte das gern jetzt wiſſen. — Nun? wie ſteht ihr mit einander?

Marie. O, reden Sie!

Schnapps. Nun gut, ich will reden! und die Jungfer Tochter, wird bekräftigen, was ich ſage. — Meiſter Adam hat mich zum Vertrauten ſeiner Neigung zu Mariechen gemacht, und bat mich ſie zu ſondiren. Das habe ich gethan. Ich fand ſie aber eben nicht ſehr geneigt ſeinen Neigungen zu entſprechen. Da ich das erfuhr, glaubte ich mich meiner Pflicht gegen meinen Freund entledigt zu haben, und wollte eben von mir ſelbſt ein paar Worte ſprechen, als die Frau Mamma hereintraten.

Wirthin. (hitzig) So? — Und was wollten Sie denn — (ſetzt ſich) von ſich ſelbſt mit meiner Tochter ſprechen?

Schnapps. Liebes Mariechen! — wollte ich ſagen; — ich bin Ihnen gut, und ich hoffe, wenn es der Himmel will — — Kurz, ich wollte ihr ſagen: Morgen reiſe ich, wie Sie wiſſen, von hier ab, und wenn ich wieder komme, werde ich Sie fragen: ob Sie mir auch gut ſeyn können? — Das war es.

Wirthin. Wenn Sie aber meiner Tochter gut ſind, warum wollen Sie denn abreiſen?

Schnapps. Ich will ihr Zeit zum Nachdenken und Ueberlegen, laſſen.

Wirthin. Und du konnteſt um Mitternacht, ſo ganz allein, zu einem Fremden gehen, der dir gut iſt? he?

Schnapps. Eben weil ich ihr gut bin, hatte ſie nichts zu fürchten. — Wehe dem Manne, dem weibliche Tugend nicht heilig iſt! Und, überdies —

Wirthin. Wollen Sie meine Tochter heurathen?

Schnapps. Dazu, gehört auch die Einwilligung Ihrer Tochter. Ich werde dem Herzen des guten Kindes keinen Zwang anthun — Dazu gehört von ihrer Seite Ueberlegung. Höchſtens, binnen vier oder ſechs Wochen, komme ich hieher zurück, und dann frag' ich nach ihrer

Ein-

Einwilligung. Ich mag keine Frau im Raube gleichſam erbeuten.

Wirthin. (ſteht auf) Gut! — Gut, gut! — daß du aber ſo um Mitternacht umſonſt, und wider nichts umher ſpazierſt, und deine Mutter um den Schlaf bringſt, und dich ſo — (giebt ihr eine Ohrfeige) Marſch! in's Bett!

Schnapps. Aber, mein Gott! —

Wirthin. Meiner auch! — dergleichen Konverſationen die zu nichts führen, dulde ich nicht. Und von Ihnen, mein Herr! iſt es gar nicht fein, ſich —

Schnapps. Ich bin Herr meines freien Willens!

Wirthin. Ihr Wille, iſt ſehr miſerabel!

Schnapps. Glauben Sie das nicht. — Ich handle nach Grundſätzen, und von Ihrem Betragen gegen mich, hängt es ab, ob ich wieder zurück kommen ſoll, oder nicht.

Wirthin. Ich verſtehe alles! — Ich kam nur zu bald, ſonſt —

Damit gieng ſie fort, und ſchlug die Thür zu, ohne Gute Nacht zu ſagen. Mariechen war gleich nach erhaltener Ordre abgegangen, weil ſie wußte, wie es kam, wenn die Hand ihrer Mutter einmal in den Gang gekommen war.

Schnapps legte ſich nicht ganz zufrieden zur Ruh, ſchlief aber dennoch die höchſte Morgenſtunde ſehr ruhig herbei.

Neuntes Kapitel.

Schnapps verläßt Jena.

Nach dem Frühſtück forderte Schnapps ſeine Zeche, und ſchickte nach Poſtpferden. — Der Wirth gab ihm die Rechnung, und das vermißte Schmuckſchächtelchen, das Schnapps nicht zurückzufordern, vergas. Er bezahlte die Rechnung dem Wirthe, ohne daß dieſer das geringſte davon ahndete, mit ſeinem eigenen Gelde, und

ſprach

ſprach viel, bis die Pferde kamen, von ſeiner Zurückkunft.

Die Frau Wirthin kam erſt jetzt zum Vorſchein, machte ein ſehr ärgerliches Geſicht, erlaubte ſich mancherlei Anſpielungen, die Schnapps ſehr philoſophiſch überhörte. Endlich fragte ſie, als eben ihr Mann aus der Stube gieng:

„Fragen denn der Herr gar nicht nach Mariechen?“

„Sie läßt ſich nicht ſehen, — antwortete Schnapps ſehr gelaſſen; — und ich ſchließe daraus, was daraus zu ſchließen iſt.“

Die Wirthin antwortete nicht, und gieng in die Küche. — Bald darauf trat Mariechen mit rothen Augen in die Stube.

„Ach! — ſagte ſie ganz leiſe; — Meine Mutter hat mich bald halb tod geſchlagen. — Verrathen Sie mich nur nicht.

„Gewiß nicht! — antwortete Schnapps eben ſo, und ſetzte ſogleich ſehr laut hinzu: — Wenn ich wieder hieher zurückkomme, werde ich ſehen, wie Sie gegen mich geſinnt ſind, liebes, gutes Kind!“

Jetzt trat die Mutter wieder herein, und wollte eben ſprechen, als der Poſtillon blies.

Schnapps leerte ein Glas Wein, und griff nach ſeinem Felleiſen.

„Frau Wirthin! — ſagte er; — Ihre Tochter denkt edel und nobel. So denke auch ich. Sie werden es bereuen, das gute Mädchen gekränkt zu haben. Doch, Sie ſind Mutter, und Ihre gute Tochter wird zu vergeſſen ſuchen, was ihr unangenehm war.“

„Aber — fiel die Wirthin ein; — haben denn der Herr wirklich ernſtliche Abſichten?“

„Die ernſtlichſten von der Welt, was nämlich betrift — Doch, davon, ſpreche ich nun nicht mehr.“

Die Leſer hören, daß Schnapps Doppelſinn in ſeine Worte zu legen wußte. Er war aus der wahren Schule der Alfarache, Takano's, Pikaro's, und aller Helden ſeiner Art. —

Die Wirthin drang ihm endlich die feierlichſte Verſicherung ſeiner Zurückkunft ab, die er ganz politiſch garantiemäßig, mit gehöriger

Re-

Reſervatio, von ſich gab. — Nun wurde ſie freundlicher.

Marie trug ihm das Felleiſen ſelbſt nach, und als er es aus ihren Händen, am Wagen empfieng, liſpelte ſie ihm zu:

„Sie haben mich rechtſchaffen gerupft! das muß ich Ihnen nachſagen.“

„Werde in Zukunft vorſichtiger, liebes Kind! — antwortete ihr Schnapps, eben ſo. — Verſchließ die Thüren, und werde klug.“

— „Aber daß ich meinen Vater beſtohlen habe“ —

„Laß dir's von deinem Liebhaber wieder geben. — Leben Sie recht wohl!“ — ſchrie er ſehr laut, und fuhr davon.

Zehntes Kapitel.

Die Künſtler in der Dorfſchenke.

Zu Wangen, blieb Schnapps nur Einen Tag, nahm ſein Reiſebündel wieder auf den Rücken, und gieng nach Buchhorn zu.

Ungefähr eine Stunde von dieſer Stadt, kehrte er, ziemlich durſtig, in einer Dorfſchenke ein. Ein großer, mit Stroh belegter Leiterwagen, ſtand vor der Thür des Hotels, und drinne, giengs ſehr laut her.

Eine Geſellſchaft von acht männlichen und vier weiblichen Perſonen in der Zechſtube verbreitete die Lautheit umher, dazu ſpielte noch einer auf der Geige, und ein Frauenzimmer ſang Schnappſens Leibliedchen: Freut euch des Lebens ꝛc. mit klarer Stimme.

Schnapps forderte einen Krug Bier, grüßte die Geſellſchaft, und ſetzte ſich einem kleinen, unterſetzten Manne gegenüber, der ihn mit wahren Kunſtblicken in die Muſterung nahm.

Der Mann war ziemlich abentheuerlich gekleidet, trug einen rothen mit ſchmalen, angelaufenen Treſſen beſetzten Rock, eine blaue Weſte mit Flintern beſetzt, und hatte einen weißen runden, mit einer rothen Feder beſteckten Huth auf dem Kopfe. Vor ihm lagen ein Buch und ein Hirſchfänger, ein paar weiße Handſchuhe und eine Tobakspfeife. In der Ecke ſaßen zwei junge Herrn in ehemaligen grünen Röcken, an welchen die Sonnenſtralen ihr ſengendes Recht ſehr unbarmherzig ausgeübt hatten, und neben dieſen, ſas ein Frauenzimmer in einem braunen Reuthabit, die einen, mit einer Kokarde und einem Federbuſche gezierten, dreieckichten Hut auf dem Kopfe, und ein Butterbrod in der Hand hatte.

Der Geiger, den ein grauer Ueberrock ſein nennte, gieng geigend in der Stube auf und ab, und die Dame, welche ſeine Töne mit Geſang begleitete, ſas, ſich ſchaukelnd, in ein Negligee gehüllt, das weis konnte genennt werden, wenn es gewaſchen war, auf einem hölzernen Stuhle.

Zwei Frauenzimmer ſaſen in der andern Ecke der Stube. Die eine, ſtillte ein Kind, die andere, ſchnitt Brod in eine, mit Milch gefüllte Schüſſel. Beide, waren ſehr romantiſch gekleidet. — Die übrigen Herren, lagen auf den hölzernen Bänken ausgeſtreckt, waren eben nicht nach dem Modejournale gekleidet, und ſchienen — etwas zu überlegen.

Der Mann im rothen Rocke, hatte wie geſagt, Schnappſen auf's Korn genommen. Dieſer aber ſtopfte ſich ſein Pfeifchen, tränk, und ſchien auf nichts zu reflektiren.

Endlich, nahm der Rothrock das Wort, und fragte:

„Wohinzu, gedenken der Herr?“

„Nach Buchhorn;“ — antwortete Schnappe.

„Wohin, wir auch wollen.“

„So?“

„Um Vergebung! der Herr ſind wohl gar ein reiſender —“

„Gelehrter.“

„Aha!

„Aha! ich meinte ſchier einen Kunſtgenoſſen vor mir zu ſehen. Ich bin der Direkteur einer Schauſpielergeſellſchaft, und reiſe nach Buchhorn, wohin ich verſchrieben bin, das dortige Nationaltheater mit meiner Truppe zu eröffnen.“

Schnapps. Ei! ſehen Sie doch! das iſt ja recht artig!

Direkteur. Ich hatte Verſchreibungen an dreierlei Oerter, aber, aus guten Gründen, zog ich Buchhorn allen andern vor. Denn, ſehen Sie! die Stadt hat ſeit mehr als zwanzig Jahren kein Schauſpiel gehabt. Was ich nun dort gebe, iſt neu, und die älteſten Stücke bringen Geld ein. Indeſſen, ſind bei mir auch viele neue Stücke, beſonders Manuſkripte, einſtudiert, mit denen ich mich allenthalben produziren kann. So habe ich beſonders ein ſehr ſchönes Drama, — womit ich auch die Bühne zu Buchhorn zu eröffnen gedenke; — *Seelenruh und Himmelswonne*; oder: *Der alte Tauſendſapperloter aus Brabant.* Ein ſcharmantes, gefälliges Stück Arbeit, von einem, mit der Zeit berühmten Theaterdichter. Von eben dieſem Verfaſſer, beſitze ich ferner ein Stück, genannt: Der Schmetterling in dreierlei Geſtalt; oder: Ihr Kröten ſcheert euch zum Teufel! Ein pikantes Stück!

Die Dame im dreieckigten Huthe. Mein Schatz! vergiß doch mein Leibſtück nicht: Die Zyperkatze; oder: Heroismus im Weiberkittel. Ein Stück, worinne ich eine meiner Forcerollen habe; den weiblichen Huſaren.

Direkteur. Das Stück iſt gut, aber nicht für jedes Publikum. — Ein Direkteur muß erſt den Geſchmack jedes Publikums ſtudiren, wo er ſpielt. Manches Auditorium nimmt mit Hausmannskoſt vorlieb, manches will ſtarke, manches ſchwache Speiſen haben. Da muß man ſich nun in Zeit, Ort und Umſtände zu ſchicken wiſſen. — Ein Schauſpieldirekteur muß Menſchenkenntniß beſitzen, ſonſt iſt es mit ihm nichts. Die Deutſchen ſind gar delikate Purſche, was das Schauſpielweſen betrift und zahlen nicht gern viel. In England, nimmt man's damit nicht ſo genau. Da verdient manche cher Direkteur, mir nichts, dir nichts, oft in Einem Jahr ſeine 3 bis 4000 Pfund Sperlinge.

Schnapps. Sperlinge?

Direkteur. (belehrend) Ja! ſo heißt die Münze daſelbſt. Es iſt ein Sperling auf dieſelbe geprägt. — Das kömmt von einer gewiſſen Königin her, die eine Liebhaberin von Sperlingen war. Dieſe lies die erſten Münzen mit dieſem Wappen prägen. Nachher, hat man's beibehalten. — Ein Pfund ſolcher Sperlinge, gilt gegen 10 Gulden hieſige Währung.

Schnapps. (lächelnd) So, ſo!

Direkteur. Ein Direkteur muß das alles wiſſen. Er muß in der Wappenkunde und in der Münzwiſſenſchaft beſchlagen ſeyn. Er muß über alles Erklärungen geben können. Er muß leſen, denken und belehren. — Ach mein Gott! es iſt ſehr ſchwer ein gehöriger Schauſpieldirekteur zu ſeyn.

Schnapps. Wohl wahr!

Direkteur. Iſt das nicht, ſo mag er der Kunſt Valet geben, und etwas anderes treiben.

Hier leſe ich eben eine Abhandlung über's Vehmgericht, blos der jetzigen Ritterſtücke wegen. Alle Augenblicke ſchlägt das Wetter eine Vehmgerichtsſzene in ein ſolches Stück. Hat man nun keine Kenntniſſe von ſo etwas, ſo geht's Koſtum mit ſammt der Illuſion zum Teufel!

Schnapps. Ganz natürlich!

Direkteur. Darum heißt es: Lis, was geſchrieben ſteht, ſo wirſt du belehrt.

Schnapps. In der That, Sie treiben Ihre Kunſt recht kunſtmäßig; was gar ſehr zu loben iſt.

Direkteur. Schuldigkeit! — dazu bin ich da.

Schnapps. Ihre Herren Kollegen, denken nicht alle ſo.

Direkteur. Leider! und das iſt der Ruin der Kunſt. Darum, muß ſie wandern, und — wandern.

Schnapps. Je nun! die Menſchen ſind ja geborene Pilger.

Direkteur. Aber die Kunſt muß Haus und Heerd haben, ſonſt wird nichts daraus.

Schnapps.

Schnapps. Den wird ſie alſo nun in Buchhorn bekommen?

Direkteur. Ich hoffe es. Thalia ſoll dort unter Buchen ruhen, wohin mich der Ruf des Horns zog. — War das nicht gut geſagt?

Schnapps. Allerdings!

Direkteur. Ja! ich helfe manchem Autor nach.

Die Dame. Das muß der Künſtler überhaupt können, denn die Herrn Autoren ſchlafen zuweilen; dann, muß man für ſie wachen.

Direkteur. Haben Sie auch für die Bühne gearbeitet?

Schnapps. Einiges. — Immer aber, ohne, oder unter einem fingirten Namen.

Direkteur. Aha! aus Beſcheidenheit? Ich verſtehe! — zum Beiſpiel?

Schnapps. Kennen Sie die kleinen Piecen: Die beiden Billets? Den Stammbaum? Den Bürgergeneral?

Direkteur. Ei! welcher Direkteur ſollte dieſe niedlichen Meiſterſtücke nicht kennen?

Schnapps. Sie ſind von mir.

Direkteur. Was ich höre! — O! es freut mich unendlich den Verfaſſer dieſer vortrefflichen Schauſpiele kennen zu lernen. — Mann! Sie ſind der allgemeinen Verehrung werth. Ihr Schnapps in jenen Schauſpielen, iſt ein Meiſterſtück von einem feinen, abgefeimten Spitzbuben!

Schnapps. O! Sie ſind allzugütig!

Direkteur. Wahrheit! Wahrheit! Ein ſolcher Kujon wie Mſr. Schnapps, verdiente allenthalben an den Pranger geſtellt zu werden.

Schnapps. Ei!

Direkteur. Es iſt eine Karakteriſtik, und in derſelben eine Wahrheit, in dem Hollunken, daß man glaubt, man ſähe ihn vor ſich.

Schnapps. Ei!

Direkteur. Ich ſpiele dieſen Gauner ſelbſt, und weiß, was ich ſage. Man glaubt, den verworfenen Buben ſich gegenüber zu ſehen, wenn man dieſe Rolle ſtudiert und ſpielt. Es iſt wie geſagt, dieſer Karakter, ein Meiſterſtück!

Schnapps. Allzugütig!

Direk-

Direkteur. Sie ſind alſo, der Herr Anton Wall?

Schnapps. Ein Schriftſteller-Name. Mein eigentlicher Name —

Direkteur. Dürfte ich um denſelben bitten?

Schnapps. Aſtolf Bliomberis.

Die Dame. Ein ſchöner Name!

Direkteur. Weiß Gott!

Schnapps. Unſere Familie ſtammt eigentlich aus der Provence her. Im Hugenottenkriege wanderte ein gewiſſer François Bliomberis aus, und lies ſich in Deutſchland nieder. — (lächelnd) Man will unſer Geſchlecht von dem berühmten Ritter dieſes Namens herleiten. Es kann ſeyn. Ich ſtreite aber darüber mit keiner Seele.

Sämtliche Herren und Damen freuten ſich nach der Reihe, mit vielen Komplimenten die intereſſante Bekanntſchaft des Herrn Schauſpieldichters Bliomberis zu machen, und es wurde

hin

hin und her komplimentirt, bis der Direkteur wieder das Wort nahm.

Eilftes Kapitel.

Fortſetzung.

Direkteur.

Sie werden alſo nach Buchhorn gehen?

Schnapps. Dahin, werde ich gehen. Indeſſen werde ich mich daſelbſt nicht lange verweilen.

Direkteur. Wenn wir doch das Vergnügen haben könnten, in Ihrer Anweſenheit Ihre Schauſpiele darzuſtellen! Beſonders wünſchte ich Ihre werthe Meinung über die Darſtellung meines Schnapps zu hören. Dieſer nichtswürdige Gauner muß —

Schnapps. (einfallend) Ich bedauere, daß es mir ſchlechterdings unmöglich iſt, Ihren Wunſch zu erfüllen. Der Menſch hängt nicht immer von ſich ſelbſt ab, und jedermann hat ſei-

ne

ne Geſchäfte, wie Hamlet ſehr weislich ſagt. Et ego, ſetze ich hinzu.

Direkteur. Das bedauere ich herzlich!

Die Dame. Mich, macht es untröſtlich! — Ich rechnete auch ſchon auf einen kleinen Prolog von Ihrer geſchätzten Feder, aber — da ich höre —

Direkteur. Dennoch würde es Ihnen —

Schnapps. Wie ſtark iſt Ihre Geſellſchaft?

Direkteur. Zwölf Perſonen ſtark. Ich habe aber noch einige Mitglieder verſchrieben, die in Buchhorn eintreffen, und meine Geſellſchaft verſtärken werden. Es iſt ſündlich, ſage ich, wie unſere jetzigen Schauſpieldichter die Perſonals in ihren Stücken häufen. Ein Direkteur kommt dabei oft in die größte Verlegenheit, und man muß ſtreichen, was das Zeug halten will. — Viele Schauſpieler, viele Gagen! Woher nehmen? Und noch dazu, ſind die Schauſpieler jetzt rar. Der böſe Krieg und die Werber nehmen der Göttin Thalia ſo viele Zöglinge weg. Das iſt nicht gut! Die Uebriggebliebenen ſteigen

auch

auch hernach in dem Preiße, und die Kunſt geht nach Brode. Ach, lieber Herr Bliomberis! nichts wird weniger nach Verdienſt bezahlt, als das Schauſpiel.

Schnapps. So iſt es nicht überall. Ich kenne Schauſpieler, die mehr Gehalt haben als mancher Staatsminiſter.

Direkteur. O ja! — So ſollte es aber überall ſeyn, denn der Künſtler muß erſchrecklich bezahlt werden, wenn's nach der Gerechtigkeit gehen ſoll. Seine Kunſt iſt univerſal. Er iſt in Einer Perſon, König, Miniſter, Bürger und Bauer. Ja, er iſt eigentlich Alles, das fac totum der bildenden Natur, die Quinteſſenz ihrer Reſourçen im Wirken und Darſtellen.

Schnapps. Aber er gehört denn doch nicht zu den Nothwendigkeiten des Staats.

Direkteur. Und doch! Er iſt ja das beſte Sprachorgan des Staats. Durch den Schauſpieler können Nationen erhoben und geſtürzt werden.

Die

Die Dame. Und die Schauſpielerinnen repräſentiren ja die Muſen. Andere, nennen ſie die Grazien der menſchlichen Geſellſchaft.

Direkteur. Nehmen Sie der Welt das Schauſpiel, ſo ſtürzt ſie in ein Chaos zuſammen.

Die Dame. Nehmen ſie der menſchlichen Geſellſchaft die Schauſpielerinnen, ſo nehmen Sie ihr Grazien und Muſen, ſo rauben Sie der Welt die Sonne.

Schnapps. Die Sonne iſt uns allen gemein, und darf uns freilich nicht genommen werden.

Die Dame. Sehen Sie!

Direkteur. Die Schauſpieler ſollten beſſer als irgend ein Weſen im Staate, bezahlt werden, aber leider! geſchieht das nur höchſt ſelten.

Schnapps. Vielleicht daß Buchhorn —

Direkteur. Hoffen wir! ſagt unſer lieber Herr Iſland.

Schnapps. Werden Sie in Buchhorn einen Intendanten bekommen?

Direkteur. Eine Oberdirektion, aus vier geſchmackvollen Kauf- und Handelsleuten, beſtehend.

Schnapps. Nun, ſo wird der Geſchmack gewiß aſſekurirt werden; denn dergleichen Herren, ſind vorſichtig bei ihren Entrepriſen.

Direkteur. Den litterariſchen Theil der Direktion, behalte ich ganz allein, und jene Herren, übernehmen nur die Oekonomie der Bühne.

Die Dame. O! die Herren der Oberdirektion ſind Kenner der Kunſt.

Schnapps. Das läßt ſich denken!

Indem ſchrie einer von den Schauſpielern:

„Was zum Teufel! iſt das?“

Er riß das eine Fenſter auf; die übrigen von der Geſellſchaft ſtürzten an die andern Fenſter die auf die Straße giengen. Alle ſtaunten und ſchrieen laut auf:

„Eine wunderbare Kavalkade!“

Ein langer, hagerer, ſchwarzbrauner Mann in einem rothen, mit breiten Golde beſetzten Rocke, einen Degen an der Seite, und einen rothen Federhut auf dem Kopfe, trabte auf einem ſteifen

ſteifen Schimmel auf das Wirthshaus zu. Ihm folgte ein dicker, unterſetzter Kerl in bunter Kleidung, und führte einen ſtark bepackten Eſel am Zaum, auf deſſen Gepäck ein Affe in einem rothen Jäckchen ſaß.

„So wahr ich lebe! — ſchrie die Direktrice — Ein Wurmdoktor und ein Hanswurſt!“

„Lumpenvolk!“ — brummte der Direkteur, erhob ſich, und trat an das Fenſter das in den Hof gieng.

Ohne alle Ahndung trat Schnapps neben ihn und ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus.

Der Wurmdoktor ritt in den Hof, erhob ſeine Augen an das Fenſter, wurde Schnappſen gewahr, ſchlug die Hände zuſammen, und ſchrie:

„Schnapps? — Je! verfluchter Kerl! wie führt dich denn der Teufel hieher?“

Ein allgemeines Staunen bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft.

Der Direkteur fuhr zurück, und ſagte:

„Sap-

„Sapperment! der Kerl muß mich irgendwo als Schnapps auf der Bühne geſehen haben.“

Schnapps, der eine, ihm ſehr unangenehme Entdeckung befürchtete, beſchloß ſogleich derſelben zuvor zu kommen. Er wendete ſich gegen die ganze Verſammlung, und gab, nothgedrungen eine Erklärung von ſich.

Zwölftes Kapitel.

Was nun geſchah.

„Sehen Sie dieſen Mann — begann Schnapps; — nicht mit denjenigen Augen an, mit welchen man einen Wurmdokter des gewöhnlichen Schlages ſonſt anzuſehen pflegt. Er iſt keiner derſelben, ob wohl ein großer, ſehr großer Sonderling, und bisweilen, iſt es nicht ganz richtig in ſeinem Kopfe. Deshalb hat er auch bei all ſeinen Kenntniſſen, den Stand erwählt, in welchem er ſich jetzt befindet. Vor mehr als zwei Jah-

Jahren, machte ich zum erſtenmal ſeine Bekanntſchaft auf dem Schloſſe eines gewiſſen Grafen, meines Freundes, deſſen Name nichts zur Sache thut. Der Graf, ein ſehr luſtiger Herr, hatte ſeine Ankunft vernommen, und um einen Spas mit ihm zu haben, gab man mich für einen Chirurgum aus, damit es in arte etwas zu ſtreiten geben möchte, und als er nach meinem Namen fragte, nannte ich mich, weil ich eben damals an dem Stammbaume arbeitete, Schnapps. Er ſelbſt, nennt ſich Knallerpaller, und ich habe ſeiner, wie Sie wiſſen werden, in meinem Stücke, der Stammbaum, gedacht. Davon aber, bitte ich, laſſen Sie ſich ja nichts gegen ihn merken; denn er iſt ſehr choleriſch, und wie geſagt, im Kopfe nicht ganz richtig. Ich will hier als Barbier Schnapps meine Rolle fortſpielen. Wir beiden ſind, wie er meint, Herzensbrüder, und in dieſem Wahne müſſen wir ihn erhalten. — Noch muß ich bemerken, daß der Graf ihm die Geſchichte des fingirten Barbiers Schnapps ſo umſtändlich erzählt hat, daß er alles ſo weis, wie es in meinen Schauſpielen ſteht, die Sie kennen. — Ich werde meiner Rolle getreu bleiben. Sollte ich mich aber ja etwa vergeſſen, ſo bitte ich, geben Sie mir ein Zeichen, damit ich mich wieder finde.“

Kaum hatte Schnapps ſeine Rede geendet, als der Wurmdoktor Knallerpaller hereintrat, und ihn ſogleich embraſſirte.

Knallerpaller. Himmel! Schock Tauſend Peſtilenz! Bruder Schnapps! wie führt dich denn das heilige Donnerwetter hieher? Kerl! du ſiehſt ja, ſtraf mich Gott! aus, wie ein verwünſchter Prinz.

Schnapps. (ernſthaft) Es freut mich, theurer Doktor! dich hier zu ſehen. Quomodo te habes?

Knallerpaller. Perbene! Himmel Element! Ich freue mich, wie eine Braut die ihren Bräutigam mit funkelnden Augen erblickt, dich hochnothpeinlichen, ſeelenſchwankenden, liſtathmenden Knaſterium hier zu finden.

Direkteur. (leiſe zu ſeiner Geſellſchaft) ’s iſt richtig! der hat einen derben Rapps.

Die Dame. Ja! er iſt verrückt.

Schnapps.

Schnapps. Et ego etiam, amice! — Doch davon, nachher mehr. Jetzt — mache ich dich mit dem Herrn Direkteur des Buchhorniſchen Nationaltheaters, ſeiner Frau Gemahlin, und ſeiner werthen Geſellſchaft bekannt.

Knallerpaller. Ich freue mich auſſerordentlich dieſer Bekanntſchaft. (den Damen die Hände küſſend) O! meine ſchönheitbegabten, leiſetretenden, markdurchleuchtenden, liebeathmenden Damen! ich bin ihr Sklav.

Direkteur. (leiſe) Herr Bliomberis! dieſer Menſch, iſt ein größerer Narr, als Sie aus Freundſchaft für ihn, glauben.

Schnapps. Ich muß geſtehen, ſeit ich ihn nicht geſehen habe, hat ſich ſein Raptus vermehrt. (ſeufzend) Gott bewahre uns alle! —

Knallerpaller. Wofür?

Schnapps. (lächelnd) Für der gelben Sucht.

Knallerpaller. Du biſt ein Narr! — Meine liebeerweckenden, holdaufblickenden, tiefempfindenden Damen! der Barbier Schnapps hier iſt ein böſer Chriſt.

Direktrice. O! Schnapps iſt bekannt. (lachend) Wir kennen ihn ſchon lange.

Knallerpaller. Kennen Sie Ihn? Er iſt ein durchtriebener ſchelmiſcher Galgenvogel, glauben Sie mir, meine überallesgeehrten, und vorzüglichgeſchätzten Damen!

Direkteur. Der Herr Doktor ſind ſehr erfahren in der Kunſt, die man Wortzuſammenfügung nennt. Das muß Ihnen viel Mühe koſten.

Knallerpaller. Glauben Sie das nicht. Domi mihi naſcuntur verba; non ex in nundinis Norimbergenſibus emo, mein lieber Herr Konfrater.

Direkteur. (empfindlich) Ich bin —

Schnapps. (zupft ihn) Sie vergeſſen —

Direkteur. Ja ſo!

Schnapps. Machen Sie lieber, daß Sie ihm aus den Augen kommen. Ich werde es auch ſo machen.

Knallerpaller. Nebulo! was haſt du da zu liſpeln?

Schnapps. Wir ſprechen von theatraliſchen Gegenſtänden.

Knallerpaller. Ich ſpiele auch Komödien. Einen erzellenten Hanswurſt habe ich. Unſere Schauſpiele —

Direkteur. (entrüſtet) Mein Herr! entweihen Sie dieſe Benennung nicht. Das, was Sie ſpielen, ſind keine Schauſpiele.

Knallerpaller. Was denn ſonſt?

Direkteur. Das ſind Wurmdoktor-Poſſen!, und weder Sie, noch Ihr Hanswurſt, ſind Schauſpieler. Das zu ſeyn, dazu ſind ſie beide noch viel zu wenig.

Knallerpaller. Lächerlicher Mann!

Direkteur. Haſenfus!

Knallerpaller. Pönhaſe!

Direkteur. Wurmkuchenfabrikant!

Knallerpaller. Abgeſchmackter Narr!

Direkteur. (zieht den Hirſchfänger) Donner und Doria!

Knallerpaller. (zieht den Degen) Was will der Herr?

Schnapps. Nicht doch, meine Freunde!

Knallerpaller. Melire er ſich nicht in unſere Händel, elender Bartputzer!

Schnapps. Narren können nicht beleidigen!

Knallerpaller. Sapperment! bin ich ein Narr?

Direkteur. Ein ſechsfacher Narr!

Knallerpaller. Hanswurſt! rüſte dich zum Angriff.

Der Hanswurſt ſprang ſogleich herbei, ergriff den Direkteur und zwei Schauſpieler, und warf ſie zu Boden. Dieſes war das Signal zu einem allgemeinen Angriff. Akteure und Aktricen fielen über den Wurmdoktor her. Dieſer und ſein Hanswurſt wehrten ſich wie Löwen. Die Schlägerei wurde allgemein. Der Wirth ſprang herbei und gerieth unter die Streitenden, ſchlug auf beide Partheien los, und wurde von beiden Partheien geſchlagen. Es gab einen entſetzlichen Lärm, und Schläge fielen hageldicht, wohin ſie kamen.

Schnapps erſah das Tempo, nahm ſein Felleiſen unter den Arm, ergriff ſeinen Stab, und eilte davon.

Dreizehntes Kapitel.

Ein ſonderbarer Mann.

Er umgieng die Stadt Buchhorn, und ſchlug nach fleißiger Erkundigung, vielleicht aus guten Gründen, den Weg nach der freien Reichsſtadt Ravensburg ein, die er dieſen Tag noch nicht erreichen konnte, und deshalb auf ein anſehnliches Dorfwirthshaus zugieng, hier zu übernachten.

Das Haus war leer und eine freundliche Wirthin fragte nach ſeinem Begehren.

„Wenn ich hier ein gutes Nachtlager haben könnte, ſo ſollte mir es lieb ſein;“ — ſagte Schnapps.

„Das ſoll der Herr haben;“ — antwortete die Wirthin eben ſo freundlich, wie ſie gefragt hatte.

Schnapps. Nun dann, das iſt allerliebſt, ſchöne Frau!

Wirthin. Schön? — Ja! wers glaubte! Ich habe vier Jahr einen Mann und ſchon zwei Kinder gehabt, und da, läßt ſich's mit der Schönheit noch halten.

Schnapps. Hat denn die ſchöne Frau keinen Spiegel?

Wirthin. Schäkern der Herr nur! — Sonſt noch etwas zu Befehl?

Schnapps. Ein gutes Abendbrod.

Wirthin. Gebackene Eier und Fiſche?

Schnapps. Allerliebſt!

Wirthin. Die ſoll der Herr haben.

Die Wirthin gieng in die Küche, und Schnapps zog indeſſen ſeinen Schlafrock aus dem Felleiſen, legte ſeinen Rock ab, ſezte eine weiße Mütze auf, zog Pantoffeln an, und machte ſich's komod. Er beſtellte und erhielt einen friſchen Trunk, ſtopfte ſich ein Pfeifchen und pflanzte ſich ganz behäglich in einen ledernen Grosvaterſtuhl.

„Wie muß es denn jetzt wohl um den bewußten Wurmdoktor, um den Hanswurſt, um die Aktricen, und um die ſämmtliche Schauſpieler-Truppe ſtehen?" — fragte er ſich in ſeiner Ruhe ſelbſt, und lachte überlaut als er an das Handgemenge in jenem Wirthshauſe dachte.

Da trat ein gutgekleideter Mann in die Stube, grüßte ihn höflich, beſtellte ſich Wein, und ſetzte ſich hinter den Tiſch. — Schnapps der, wie wir wiſſen, ſehr ſprachluſtig war, ſpann ſogleich ein Geſpräch mit dem Unbekannten an.

Schnapps. Um Vergebung! ſind der Herr aus dieſem Orte?

Der Unbekannte. Ich wohne ſeit einigen Jahren hier.

Schnapps. Sind alſo hier nicht gezogen und geboren?

Der Unbekannte. Nein.

Schnapps. Es ſcheint in dieſem Hauſe gute Wirthſchaft zu ſeyn.

Der Unbekannte. O ja!

Schnapps. Der Herr leben als Proprietair hier?

Der Unbekannte. Ja.

Schnapps. In philoſophiſcher Einſamkeit?

Der Unbekannte. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Menſch.

Schnapps. Das gehört zum Philoſophen. Ich bin auch ſo; ſchlicht und recht. Dergleichen Schlag von Menſchen giebt eigentlich die wahren Philoſophen. Man kann auch Philoſoph ſeyn, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Der Unbekannte. Das kann ſeyn!

Schnapps. Ein Menſch der ſich ſelbſt genug iſt, iſt ein Philoſoph ohne Widerſpruch.

Der Unbekannte. Das iſt mir einerley!

Schnapps. Sie werden in Ihren Beſchäftigungen finden, daß —

Der Unbekannte. Ich habe keine Beſchäftigung.

Schnapps. Jeder Menſch in der Welt hat Beſchäftigung, ſie beſtehe auch worinne ſie wolle.

Der Unbekannte. Wenn Sie das Beſchäftigungen nennen, daß man ſich aus- und an-

zieht,

zieht, daß man ißt, trinkt, ſchläft, und einer artigen Frau gut iſt, ſo habe ich welche. Sonſt, weiß ich von keinen andern.

Schnapps. Sie leben ſich in dieſem Fall ganz ſelbſt. Das iſt aber auch Philoſophie, dieſe Lebensart führen zu können.

Der Unbekannte. Ich kann nicht widerſtreiten, denn ich verſtehe von dem allen nichts. Ich weiß blos daß ich lebe, eſſe, trinke, ſchlafe, herumwandle, ſitze, meine Triebe befriedige, und daß ich endlich, weil ich ein Menſch bin, ſterben muß.

Schnapps. Leſen und ſchreiben Sie nichts?

Der Unbekannte. Ich leſe nichts, als in der Kirche ein Lied das ich mit andern Chriſten ſinge, und zuweilen, ſehe ich in den Kalender. Ich ſchreibe des Jahrs nur zweimal Quittungen für meinen Prokurator, der mir mein Geld auszahlt, wofür ich lebe, und meine Wäſchzettel.

Schnapps. In der That, Sie leben recht, wie — — Ich weiß nicht, wie ich

mich

mich ausdrücken ſoll. — Und ſo haben Sie Zeit Ihres Lebens gelebt?

Der Unbekannte. Seit meinem ſechs und zwanzigſten, bis in mein vierzigſtes Jahr, welches ich vorgeſtern zurückgelegt habe.

Schnapps. Und haben nie Langeweile gehabt?

Der Unbekannte. Ich wüßte mich deſſen nicht zu entſinnen.

Schnapps. Aber heftige Leidenſchaften haben Sie doch? denn, wenn Sie lieben —

Der Unbekannte. O! ich habe ſchon viel geliebt. Ich habe auch einen Nebenbuler ſchon über einer Liebesangelegenheit, erſtochen.

Schnapps. Erſtochen? einen Menſchen? Ei der Teufel! und das können Sie ſo gelaſſen ſagen?

Der Unbekannte. Es iſt geſchehen. Ich kann ihn nicht wieder erwecken.

Schnapps. Iſt Ihnen denn aber das ſo ungeahndet hingegangen?

Der Unbekannte. Mein Onkel, der kaiſerliche Geſandte, hat die Sache unterdrückt.

Schnapps. Verzeihen Sie! ich habe alſo wohl die Gnade, mit —

Der Unbekannte. Jetzt habe ich mein Weſen mit der Wirthin im Hauſe, wie jedermann weiß. Ich gebe ihr jährlich 400 Gulden Zuſchuß, ſonſt könnte ſie nicht auskommen, denn ſie hat zwei Kinder und ſchlechte Nahrung.

Schnapps. Verzeihen Sie, Herr Baron! ich habe hier ein goldenes Kreuzchen, ein ſcharmantes Präſentchen für eine hübſche, junge Wittwe der man gut iſt. Dieſes Kreuzchen könnten Sie mir ——

Der Unbekannte. Was ſoll's koſten?

Schnapps. Es iſt ſeine 20 Gulden unter Brüdern werth. Aber —

Der Unbekannte zog die Börſe, legte acht Laubthaler auf den Tiſch, nahm das Kreuzchen, trank ſeinen Wein aus, wünſchte Schnappſen wohl zu ſpeiſen, und gieng zur Thür hinaus.

Bald darauf trug man ihm das Eſſen auf. Er ſpeißte mit viel Appetit, und wurde von einer

Magd

Magd bedient. Aber die Wirthin lies ſich nicht ſehen.

Vierzehntes Kapitel.

Schnapps kömmt in ſein Element.

Schnapps hatte abgeſpeiſt. Er wünſchte die Wirthin zu ſprechen, aber ſie kam nicht zum Vorſchein. — Die Magd räumte ab. Er fragte:

„Wo iſt denn die Frau Wirthin?“

„Sie iſt zum Herrn gegangen;“ — antwortete die Magd.

„Zu welchem Herrn?“

„Der vorhin hier war.“

„Wie heißt er?“

„Das weiß ich nicht. Sie nennen ihn im Dorfe, nur den Herrn.“

So eben trat ein Mann in die Stube und forderte etwas zu trinken. Es war, wie Schnapps nachher erfuhr, der Küſter des Dorfes. — Er lies ſich ſogleich mit ihm in ein Geſpräch

ſpräch ein, und man kann leicht denken, daß er ſich nach dem Unbekannten erkundigte, den die Magd den Herrn nannte.

„Von dieſem Herrn, — antwortete der Küſter; — weiß ich Ihnen weiter nichts zu ſagen, als daß er hier wohnt.“

Schnapps fragte weiter. Der Küſter, blieb bei ſeiner Antwort, ſchien verdrüslich zu werden, als Schnapps weiter in ihn drang, und fieng ein Zeitungsgeſpräch an.

Da Schnapps ſah, daß nichts zu erfahren war, lies er vom Fragen ab, und ſchlug in des Küſters Geſpräch ein, der nun wieder freundlich wurde.

Nach einigen Stunden kam die Wirthin und trug, an einem Bändchen hängend, das Kreuzchen auf der Bruſt, das Schnapps ſo gut an den Herrn verkauft hatte. Sie ſetzte ſich, zog ein Spinnrad herbei, ſpann, und miſchte ſich in das Geſpräch.

Wirthin. (zu Schnappſen) Sind der Herr nicht müde?

Schnapps. Es geht noch!

Wirthin. Sie wollen vermuthlich nach Ravensburg?

Schnapps. Nach Ravensburg, und noch weiter. Ich bin ein Wundarzt, und mache eine kleine Reiſe zur Erweiterung meiner Kenntniſſe. Jetzt komme ich von Isni, wohin ich verſchrieben war, und glücklich einer Magiſtratsperſon den Staar geſtochen, und den Kaiſerſchnitt an einer Kaufmannsfrau gemacht habe. Es waren ein paar ſchwere Stückchen Arbeit, aber ſie ſind mir, dem Himmel ſey Dank! gelungen.

Küſter. So etwas macht Freude!

Schnapps. Omnino! das heißt: allerdings. — O! ich habe ſchon manchen ſchönen Schnitt in meinem Leben gemacht. Jeder gelingt freilich nicht. Aber der in Isni, iſt gelungen.

Wirthin. Sind Sie noch unverheurathet?

Schnapps. Leider, immer noch!

Wirthin. Wenn Sie es beklagen, ſo müſſen Sie es ändern.

Schnapps.

Schnapps. Zu einer ſolchen Aenderung, gehört noch eine zweite Perſon, und dieſe, iſt nicht ſo leicht gefunden, als man denken mag.

Wirthin. Ach! warum denn nicht?

Eben wollte Schnapps antworten, als der Unbekannte hereintrat. Der Küſter ſtand auf, und grüßte ihn demüthig. Schnapps zog ſeine Mütze ſehr verbindlich. Er winkte beiden, und ſagte:

„Keine Umſtände!“

Die Wirthin küßte ihm die Hand, gieng aus der Stube, kam bald wieder, und brachte Wein. Er ſetzte ſich in den Grosvaterſtuhl. Die Wirthin ſchob ein Tiſchgen vor den Stuhl, ſtellte den Wein darauf, rückte ihren Schemmel an den Grosvaterſtuhl, zog ihr Spinnrad herbei, und ſetzte ſich neben den Herrn der ihr mit der Hand über's Geſicht fuhr, und ihr darauf ganz öffentlich einen Kuß gab.

Schnapps nahm eine Prieſe Tabak und der Küſter ſah auf den vor ihm ſtehenden Tiſch.

Nach einer kleinen Pauſe, kam's zu Worten. —

Der Herr. Herr Küſter! was machen die Bienen?

Küſter. Unterthänig aufzuwarten! ſie befinden ſich recht wohl.

Der Herr. Ein herrliches, gutes, arbeitſames, häusliches Thier, eine Biene! —

Küſter. O ja!

Der Herr. Ein Sinnbild unſerer lieben Frau Wirthin!

Küſter. O ja!

Der Herr. Nicht wahr Lieschen?

Wirthin. Ach gehen Sie doch! Sie machen mich immer roth.

Der Herr. Lieschen! dem Herrn Küſter Wein.

Wirthin. Gleich!

Küſter. O! ich bitte unterthänig —

Der Herr. Keine Umſtände! Mein Onkel, der kaiſerliche Miniſter, pflegt zu ſagen: Nimm, was du kriegen kannſt.

Schnapps. Da haben Dero Herr Onkel ganz recht.

Der Herr. Der hat immer recht.

Wirthin. (bringt dem Küſter Wein) Wohl bekomme es! (ſetzt ſich wieder an ihren vorigen Platz) Bienen, möchte ich wohl haben.

Der Herr. Lieschen ſoll welche haben! (küßt ſie) Ja! Lieschen ſoll Bienen haben.

Schnapps. (nimmt eine Priſe) Man ſchreibt jetzt viel über die Bienenzucht.

Der Herr. Ob der türkiſche Kaiſer wohl auch Bienen hält?

Schnapps. O ja! in ſeinen Harems-Gärten. Seine Bienen bauen alle in ſilberne, ſtark übergoldete Bienenſtöcke, von denen jeder einen Thierkopf repräſentirt. Da ſieht man Elephantenköpfe, Löwenköpfe, Tiegerköpfe, Hirſchköpfe, Kameelköpfe, Fiſchköpfe, Bärenköpfe, Affenköpfe, Ochſenköpfe, Pferdeköpfe ꝛc. und alle ſind Bienenſtöcke.

Der Herr. So?

Schnapps. Der jetzige franzöſiſche Geſandte hat unter ſeinen Geſchenken, auch unter andern, dem türkiſchen Monarchen zwei ſilberne, ſtarkvergoldete Bienenſtöcke in Form und Geſtalt zweier Elendsthierköpfe zu Füßen gelegt, die ſehr gnädig aufgenommen worden ſind. Ich habe dieſe Nachricht im Neuen grauen Ungeheuer, einer höchſtvortrefflichen und ſehr glaubwürdigen Zeitſchrift, geleſen.

Der Herr. So ein türkiſcher Kaiſer, muß doch — ein verfluchter Kerl ſeyn!

Schnapps. Ein mächtiger Herr! und reich — reich, wie ein Nabob!

Der Herr. Und hat mehr als 500 Weiber.

Wirthin. Ach! der arme Herr!

Küſter. Das iſt nun gottlos!

Schnapps. Ländlich, ſittlich! — Wären wir Türken —

Küſter. Gott bewahre uns!

Schnapps. — ſo fänden wir nicht allein, das nicht gottlos, ſondern auch recht ſchön. Der niedrigſte Mann in der Türkei hat zwei, drei Weiber.

Küſter. Da müſſen die Küſter dort beſſer, als bei uns, beſoldet werden, wo ſie kaum eine halbe Frau ernähren können.

Schnapps.

Schnapps. Ja freilich giebts im Türkenlande mehr Geld, als in Schwaben, aber die Leute ſind ſehr dumm in der Türkei, und nicht halb ſo klug, als wir hier zu Lande ſind.

Küſter. Das iſt auch ſchlimm!

Schnapps. Sie fühlen das nicht, weil ſie in ihrer Dummheit erzogen und geboren ſind. Noch dazu, dünken ſie ſich alle noch weit klüger zu ſeyn, als wir ſind.

Küſter. Das einfältige Volk! Sie müſſen gar keine Zeitungen leſen?

Schnapps. Nicht einmal den Reichs-Anzeiger, der doch in der ganzen Welt geleſen wird.

Küſter. 's iſt zum Erbarmen!

Schnapps. Ich bin ein Menſch der Curioſa liebt, und ſchrieb deshalb einmal, um den Alkoran, der der Türken Bibel iſt, aus der beſten Hand, ächt und eine gute Ausgabe, zu bekommen, an einen gewiſſen Juſſuf Hamed nach Konſtantinopel. Ach du mein Gott! da erhielt ich zur Antwort: Man habe gar keine Druckereien im türkiſchen Reiche.

Küſter. Ach! das dumme Volk! und wir haben in Buchhorn, in Isni, in Wangen, in Ravensburg, und allenthalben, Druckereien, mehr als wir brauchen können.

Schnapps. Das iſt ke'n Wunder, lieber Mann! Wir ſind eine chriſtliche, aufgeklärte Nation, und die Türken, ſind bis dieſe Stunde noch blinde Mohametaner. Ach! davon ließe ſich viel erzählen!

Küſter. Der Herr ſcheinen die Türken recht gut zu kennen!

Schnapps. O ja! ſo ziemlich. Ich habe ja als Volontair-Wundarzt bei der ruſſiſchen Armee, den Feldzug gegen die Türken mitgemacht. Wenn die Türken damals nicht den König von Preuſſen und Schweden auf ihre Seite bekommen hätten, ſo waren wir jetzt in Konſtantinopel, ſo wahr ich lebe!

Küſter. 's iſt immer möglich! — die Ruſſen müſſen ein hartes Volk ſeyn.

Schnapps. Menſchen, wie Eiſen und Stahl. Selbſt die Frauenzimmer ſind dort viel här-

härter und ſtärker als bei uns. Aber dennoch ſind ſie ſehr verliebt.

Wirthin. Sind ſie hübſch?

Schnapps. 's geht noch! Keine Schwäbinnen ſind 's wahrlich nicht, weder vom Kopf, noch von Geſtalt. Sie bekommen erſchreckliche Schläge, wenn ſie verheurathet ſind.

Wirthin. Gott bewahre!

Schnapps. Ja! das muß ſo ſeyn. Bekommen ſie keine Schläge, ſo glauben ſie von ihren Männern nicht recht geliebt zu werden.

Wirthin. Sie ſind nicht klug!

Schnapps. Das Pulver haben ſie freilich nicht erfunden. Aber, mein Gott! ländlich, ſittlich. Als wir Otſchakof erobert hatten, wollte mich ein reicher Obriſter an ſeine Tochter verheurathen, wenn ich mit ihm nach Tobolskoi hätte gehen wollen. Aber Gott bewahre mich! für jenen ewigen Schneegegenden. Ich gieng nach abgeſchloſſenen Frieden wieder in mein liebes Vaterland zurück, und dachte: macht was ihr wollt, in Rußland, ich bleibe in Schwaben. — Uebrigens, war ich ohnehin ſchon weit und breit

her-

herumgereiſet, und ſehnte mich nach Ruhe. Vor zwei Monaten wollten ſie mich wieder als Regimentsfeldchirurgus mit zum Kragen *) haben, aber ich dankte, mache jetzt eine Luſtreiſe für mich, und diene der bedrängten Menſchheit.

Küſter. Sind Sie denn auch in Frankreich geweſen?

Schnapps. Bis Straßburg bin ich gekommen. Aber übrigens, habe ich Holland und die Niederlande, Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei, Moldau, und ein Stück von der Tartarei geſehen.

Küſter. Giebt's denn in der Tartarei auch Bienen?

Schnapps. O ja! Aber ſie ſind weit größer als die unſerigen. Ich habe dort welche geſehen, die circiter, ſo groß waren, als meine Fauſt.

Küſter. Wetter! die müſſen Honig eintragen!

Schnapps.

---

*) So nennen die Schwaben die Mannſchaft ihres Reichs-Kontigents-Kreis-[illegible]

Schnapps. Das ſind die großen Wabitzkis, wie ſie es dort nennen. Sechzig bis achtzig Stück formiren einen Bienenſtock. Aber man trift ſie nur in den Gärten der Vornehmen und Reichen an, und ſie müſſen ſehr delikat behandelt werden. Sie tragen das ſogenannte Purpurhonig ein. Es ſieht purpurroth aus, und hat einen Melonengeſchmack, iſt aber etwas ekel für den, der es nicht gewohnt iſt.

Wirthin. Wen eine ſolche Biene ſticht, der — —

Schnapps. Der denkt daran! Ich bin dieſen Inſekten ſtark aus dem Wege gegangen, denn ſie ſind weit böſer als unſere deutſchen Bienen, weil ſie größer ſind. — Einige Tartarn ſpeiſen ſie mit viel Appetit. Sie ſollen ungefähr, wie unſere Feldtauben ſchmecken. Ich befand mich einſt caſu bei einem niedlichen Tartarmädchen allein, und dieſes Geſchöpfchen, wollte mich verſichern, es —

Da ertönte draußen, aber noch etwas vom Wirthshauſe entfernt, eine Trompete. Schnapps verſtummte, und die Wirthin ſchrie:

„Ach du lieber Himmel! da bekommen wir wohl Einquartierung."

Der Küſter lief vor die Hausthür und kam nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück; ein Wurmdoktor und ſein Hanswurſt, bitte um Nachtquartier.

„Das kann er bekommen;" — ſagte die Wirthin und verlies die Stube.

Der Herr ſah nach der Uhr, wünſchte Schnappſen wohl zu ſchlafen, und gieng. Der Küſter that eben das, und folgte ihm. — Die Wirthin kam nicht wieder herbei, und Schnapps, der wohl merkte, daß ſein Freund Knallerpaſter im Anzuge war, ſetzte ſich, wiewohl etwas verdrüslich, in ziemende Verfaſſung ihn zu empfangen.

Funfzehntes Kapitel.

Doppelte Anerbietungen und Vorſchläge für Schnappſen.

„Je, du Himmel-Elementer! — ſchrie der Wurmdoktor als er in die Stube trat und Schnappſen erblickte; — Finde ich dich hier wieder, feige Memme? Warum lieſeſt du mich denn im Stiche als“ —

„Sey doch nicht ſo wunderlich! — antwortete Schnapps gelaſſen. — Warum ſollte ich mich denn auch mit herumraufen? die Parthie war ja ungleich.“

„Das iſt wahr! aber ich und mein Hanswurſt, haben die Kerls doch garſtig geſegt. Sie werden an uns gedenken. Herr Bruder! 's hat mörderliche Schläge geſetzt.“

„Wie kamt ihr denn endlich wieder auseinander?“

„Durch die Dorfwache. Der Amtsvoigt ſtrafte uns beiderſeits um 11 Gulden ab, gebot uns ruhig zu ſeyn, und die Sache war beigelegt.

Der

Der Direkteur und ſeine Geſellſchaft machten, daß ſie fortkamen, und dich ließ ich auf dem Heuboden ſuchen, aber du warſt verſchwunden. Ich habe, wie du ſiehſt, ein Loch im Kopfe, ſo auch mein Hanswurſt. Aber der Direkteur hat zwei Löcher im Kopfe, und eine Aktrice hat beinahe die Naſe eingebüßt.“

„Daß ſich Gott erbarme!“

„Einige Schauſpieler ſind bleſſirt, und die Direktrice iſt beinahe um die Ueberreſte ihrer Zähne gekommen. Es war ein mörderlicher Handel!“

„Du biſt ein großer Hitzkopf!“

„Ich laſſe mich nicht beleidigen.“

Die Magd kam, dekte den Tiſch, und trug kalte Speiſen auf. Der Wurmdokter, ſein Hanswurſt, und der Affe, ließen es ſich ſehr wohl ſchmecken.

Schnapps. Wohin gedenkſt du nun zu ziehen?

Knallerpaller. Gen Ravensburg, wo übermorgen der Jahrmarkt beginnt. Dort iſt

etwas

etwas zu verdienen. Willſt du mir Geſellſchaft leiſten?

Schnapps. Ich werde allerdings nach Ravensburg kommen, aber erſt in ein paar Tagen, weil ich hier noch etwas zu verrichten habe.

Knallerpaller. Eine Pferdekur?

Schnapps. Gott bewahre!

Knallerpaller. Wo ſtreichſt du denn eigentlich herum? und wohin gedenkſt du zu gehen?

Schnapps. Zur franzöſiſchen Armee.

Knallerpaller. Kerl! du haſt, wie ich gehört habe, verfluchte Streiche gemacht; biſt verwieſen —

Schnapps. Doch nicht aus der Welt.

Knallerpaller. Wovon lebſt du?

Schnapps. Ich verdiene mir hier und da, ſo viel, als ich brauche, und unter den Franzoſen, gedenke ich mein Glück zu machen. Es läuft ja jetzt ſo mancher nach Frankreich der weit weniger taugt, als ich tauge, und findet offene Bruderarme; warum ſollte mir es nicht gelingen, auch welche zu finden?

Der Wurmdoktor ſuchte Schläppſen zu bereden, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen. Er ſchien ſich zu bedenken und fand es endlich rathſam ihm die Verſicherung zu geben, zu Ravensburg zu ihm zu ſtoßen und ſein Gehülfe zu werden.

Die Zeit des Schlafengehens kam endlich herbei, und die Freunde begaben ſich zur Ruh.

Den folgenden Tag zog der Wurmdoktor fort, und Schläpps verſprach ihm nach Ravensburg zu kommen, gedachte aber keineswegs Wort zu halten.

Er ſchlürfte ſein Täschen Kaffe mit großer Gemächlichkeit, als der unbekannte Herr, den wir jetzt Felden nennen wollen, in die Stube trat, und ihn freundlich grüßte. Nach einigen gleichgültigen Reden kam es zu einer wichtigern Unterhaltung, bei deren Eröffnung die Wirthin die Stube verlies.

Felden. Herr Chirurgus! ich halte Sie ſo wohl für einen klugen, als auch für einen dienſtfertigen Mann; und überhaupt für einen Philoſophen, der ſich über mancherlei Kleinigkeiten

ten hinausſetzen kann. Deshalb habe ich Ihnen einen Vorſchlag zu thun, der für Sie ſehr einträglich ſeyn ſoll.

Schnapps. Befehlen Sie nur!

Felden. Heyrathen Sie die Wirthin dieſes Hauſes. Für dieſe Gefälligkeit ſchenke ich Ihnen 500 Gulden.

Schnapps. O! Sie ſind allzugnädig! Wenn die artige Frau mich haben will, ſo ſoll von meiner Seite, gar kein Hinderniß obwalten, ihr meine Hand zu reichen.

Felden. Sie ſoll Sie nehmen. — Aber zuvor — da Sie ein Chirurgus ſind, und die Operation vielleicht an ſich ſelbſt verrichten können —

Schnapps. Welche chirurgiſche Operation?

Felden. Sie wiſſen doch, daß der türkiſche Kaiſer gewiſſe Leute hat, die ſeine Weiber bewachen?

Schnapps. O ja!

Felden. Dieſe ſind aber —

Schnapps. Ich verſtehe ſie. — Nein! dazu kann ich mich nicht entſchließen. Ich liebe meine Integrität, und kann —

Felden. So kann Sie Lieschen nicht heurathen.

Schnapps. Ich muß es bedauern, daß ich Ihnen nicht willfahren kann. Unter dieſen Bedingungen, nehme ich keine Frau. Die ratio matrimonii würde —

Felden. Es iſt gut! — Wir haben gar nicht davon geſprochen.

Schnapps. Wie es Ihnen beliebt. — Wir werden heute einen ſchönen Tag bekommen.

Felden. O ja! — Adieu, Herr Chirurgus!

Er gieng, und Schnapps warf ſich in den Grosvaterſtuhl.

„Eine verdammte Zumuthung! — ſprach er bei ſich ſelbſt; — der Herr iſt ſehr klug! — Nein Schnapps! ſo weit iſt es mit dir noch nicht gekommen, daß du dich — — Pfui! über einen ſolchen Antrag! Schnapps! warum haſt du ihm keine Sottiſe geſagt?“

Hier-

Hierauf ermannte er ſich, kleidete ſich an, ſchnürte ſein Bündel, und fragte nach ſeiner Zeche.

Der Herr habe alles bezahlt, ſagte die Magd. — Schnapps lies ſich bedanken, und fragte nach der Wirthin.

„Sie iſt bei dem Herrn, in der Oberſtube;“ — antwortete die Magd.

„Ich laſſe mich ihr empfehlen;“ — ſagte Schnapps, drückte der Magd ein paar Kreutzer in die Hand, verlies das Wirthshaus, wo man ihm doppelte gutgemeinte Anträge gethan hatte, und wanderte weiter.

Sechszehntes Kapitel.

Eine Reisegefährtin.

„Ich will — ſprach Schnapps: — nach der freien Reichsſtadt Ueberlingen zu wandern, woſelbſt ein Bad iſt, das dem Magen ſehr gut thut.“

So ſprach er, erkundigte ſich fleiſſig nach dem Wege, und gieng nach Ueberlingen zu.

Gegen Mittag erreichte er ein Dorf und gieng auf das Wirthshaus los, vor welchem eine ausgeſpannte Kutſche ſtand. Er kam in das Haus, und trat in die Stube.

Hier ſaß ein Frauenzimmer in einem blauen Reutkleide, und trank Kaffe. Schnapps grüßte ſie zierlich, legte ab, und beſtellte ſich bei dem Wirthe eine Mittagsmalzeit. — Indeſſen ſetzte er ſich dem Frauenzimmer gegenüber, und bemerkte, daß ſie gar nicht häßlich, wiewohl ein wenig ſtark gemalt war. Er hielt ſie deshalb für eine Oeſterreicherin.

„Gedenken Dieſelben --- fragte Schnapps; --- auch Ihren wertheſten Weg nach Ueberlingen zu nehmen?“

„Ja! — antwortete ſie. — Ich werde aber heute wohl dieſe Stadt noch nicht erreichen.“

„Schwerlich, wenn Sie nicht bis nach Mitternacht reiſen wollen.“

„Nein! —

„Nein! — Ich bin keine Freundin vom Nachtreiſen, und liebe die Bequemlichkeit.“

„Dieſelben werden etwa Anverwandte zu beſuchen haben?“

„Ich reiſe blos zum Vergnügen.“

„So ganz allein?“

„Ganz allein.“

„Ei! das iſt viel gewagt für eine Dame.“

„Je nun! Wer wagt, gewinnt zuweilen.“

Der Kutſcher trat herein, und fragte die Frau Lieutenantin, wenn er wieder anſpannen ſolle?

„In einer Stunde ungefähr;“ — gab ſie zur Antwort.

Schnapps. Die Madam ſind alſo vom Militair?

Lieutenantin. Gleichſam. Ich befand mich eben zu Venedig, als mir ein Lieutenant dort ſeine Hand anbot. Ich nahm ſie an. Mein Mann gehörte zur Marine, und ich war zwei Jahre mit ihm verheurathet, als er in einem Seetreffen gegen Tuneſer Seeräuber blieb. Er hinterließ mir ein artiges Vermögen, und ich, gieng nach Deutſchland zurück. Seit anderthalb Jahren bin ich nun auf Reiſen, und ſuche mein Leben zu genießen.

Schnapps. Daran thun Sie ſehr wohl!

Lieutenantin. Wenn ich einmal einen Reiſegefährten finden könnte, der Kopf und Geiſt genug hätte, mir die Langeweile zu vertreiben, ſo könnte ich mich vielleicht entſchließen, nicht mehr allein zu reiſen. Aber ich fürchte —

Sie zog eine franzöſiſche Karte hervor und machte ſogenannte Kunſtſtücke. Schnapps fand dieſelben zum Erſtaunen wunderbar. Die Dame verſicherte, ſie könne noch allerlei artige Sächelchen, ſtand auf, ergriff eine Zither, ſpielte, und ſang dazu.

Schnapps, der indeſſen ſein Eſſen erhalten hatte, ſpeiſte und hörte ihr mit Verwunderung zu. Beſonders machte ein italieniſches Liedchen, das die Frau Lieutenantin ſang, ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſie bat, es zu wiederholen. Und ſie war ſo gefällig, ihm ſeine Bitte zu gewähren. Da ſang ſie:

Quel

Quel d' Amore è un certo male
Mal fra tutti maledetto,
Che per un deſtin fatale
A gratarſi è l'uom ſoggetto.
Nelle parti ove il prurito
Caſtigar ſuol l' appetito.

Coſi pur l' inamorato
Sempre veglia notte, egiorno,
Perche teme averſo il fatto
Del maligno Capricorno;
E il prurito del ſuo amore
Lo riſuelga a tutte l' ore.

Nach einigem Hin- und Herreden, bot die Frau Lieutenantin Schnappſen einen Platz in ihren Wagen an. Er ſchlug ihn nicht aus.

Die Dame ſchien zutraulich zu werden, und Schnapps war ſehr zärtlich und redſelig.

Der Kutſcher meldete, es ſey angeſpannt. Die Zechen wurden berichtiget. Schnapps hob die Dame in den Wagen, warf ſein Felleiſen hinein, ſtieg nach, und die Kutſche rollte ſchnell davon.

Siebenzehntes Kapitel.

Schnapps lernt die Frau Lieutenantin genauer kennen.

Während einer Unterhaltung von einigen Stunden, wurden unſere Reiſenden ganz zutraulich gegen einander, und eröffneten ſich wechſelſeitig ihre Vermögensumſtände ſehr offenherzig, wobei ſie ſich beiderſeits den Wein, den die Frau Lieutenantin bei ſich führte, ſehr wohl ſchmecken ließen.

„In dieſer Schatulle — ſagte die Donna; — ſtecken 300 Dukaten baar, und für mehr als 1000 Dukaten Juwelen. Im nächſten Wirthshauſe will ich Ihnen einige ſehr geſchmackvolle Schmuckſtücke zeigen.“

„Ach! — ſeufzte Schnapps; da bin ich ein blutarmer Kerl dagegen! In dieſem Felleiſen, ſteckt meine ganze Garderobe, und ein ledernes Beutelchen umſchließt mein ganzes Vermögen von ſechszig Gulden.“

Hierauf ſchien er in tiefes Nachdenken zu gerathen. Eigentlich aber hatte er ſeine Gedanken

blos

bles auf die Schatulle ſeiner Reiſegefährtin gerichtet.

„Laſſen Sie uns — fuhr endlich die Dame fort; — gemeinſchaftliche Sache machen. Wir wollen auf Unkoſten der Dummköpfe in der Welt leben.“

Schnapps. Hier iſt meine Hand. Unſere Klugheit gilt dem Angſtgeſchrei der Dummköpfe. Off- und Devenſiv-Aliançe!

Lieutenantin. (ſchlägt ein) Trutz- und Schutzbündniß. — Alſo, wir wollen auf Spekulation zuſammen leben?

Schnapps. Das wollen wir.

Lieutenantin. Dem Himmel ſey Dank, daß ich endlich einen Mann fand, wie ich ſchon längſt einen ſuchte!

Schnapps. Wohl mir, daß ich ſo glücklich war auf eine ſo einſichtsvolle Dame zu ſtoſſen.

Lieutenantin. Ich habe eine Uniform in meinem Koffer, die Ihnen akurat paſſen wird. Dieſer werden Sie ſich in Zukunft bedienen, ſo wie eines Lieutenants-Patents, aus Lukka datirt.

Sie führen den Namen Fronſart, und gelten für meinen Mann. Sind Sie das zufrieden?

Schnapps. Vollkommen! — O! Sie ſind ein engliſches Weibchen!

Lieutenantin. Nennen Sie mich Ihre Bella.

Schnapps. Herzlich gern!

Bella. (nimmt die Flaſche) Auf Du, und Du!

Schnapps. So ſey es! Auf Du und Du, engliſche Bella!

Bella. Nun wohl! So iſt der Bund geſchloſſen.

Schnapps. Geſchloſſen! — Kluge Köpfe begegnen ſich, wie ſich verſchwiſterte Ideen begegnen.

Bella. Nun einige Fragen, theurer Fronſart! — Kannſt du fechten?

Schnapps. (unverſchämt) Wie ein Fechtmeiſter.

Bella. Das iſt ſehr gut! denn das Fechten iſt dir bei dem, was wir treiben werden, unumgänglich nöthig. — Kannſt du ſpielen?

Schnapps. Spielen kann ich wohl, aber —

Bella. Still! ich werde dich in die Lehre nehmen. Du ſollſt bald ein vollkommener Grek werden.

Schnapps. O! ich bin gelehrig.

Bella. Kannſt du unverſchämt ſeyn?

Schnapps. Wie ein Nachdrucker.

Bella. Gut! du ſollſt Wunderdinge ſehen. Das erſte Pröbchen, welches ich dir von meinem Wollen und Können geben werde, ſoll dich überzeugen, daß ich mein Handwerk verſtehe, und daß ich, wie ein weiſer Finanzier auch die kleinſte Einnahme nicht verſchmähe, die ich ohne weitere Ungelegenheit machen kann. Sechzig Gulden, die ich ſchon gleichſam ganz gewiß habe, ſind beſſer, als 600 Gulden, die ich erſt bekommen ſoll. Man muß keine Kleinigkeit verachten, ſo kömmt das Große ohnehin nach.

Schnapps. Ja, ja! Schöne Bella! du ſprichſt wie eine Profeſſorin.

Bella. Was man in der Welt treibt, muß man methodiſch treiben, ſonſt, taugt alles nichts.

Hierauf wurde wieder getrunken. — Schnapps geſtand aufrichtig, daß ihn ſchläferte. Bella geſtand ihm eben das, und ſo beſchloſſen ſie, bei dem ſanften Hin- und Herſchwanken des Wagens, ſich einem ſüſſen Schläfchen zu überlaſſen.

Bella drückte Schnappſen zärtlich die Hände; er ſeufzte, und entſchlief.

Als er endlich wieder erwachte, ſtreckte er ſeine rechte Hand aus, nach der Hand ſeiner Gefährtin, von deren Annehmlichkeiten er ganz ſanft geträumt hatte, konnte ſie aber nicht erreichen. Ein Flor ſchien vor ſeinen Augen zu ſchweben, die er auſrieb, und unbeweglich ſas er auf einer Stelle. Er fühlte um ſich, und fühlte naſſes Gras. Er ſprang auf, und ſties ſich an einen Baum. Er ſah um ſich. Verſchwunden waren Wagen und Dame, wie ein leichter Morgentraum. In einem Wäldchen, unter einer ſchlanken Tanne, hatte, wie es ſchien, Bürger

Schnapps

Schnapps ſeine Nachtſtunden verſchlafen, denn eben jetzt, röthete ſich der Himmel in Oſten und verkündigte den Anfang der Sonne. Er befühlte ſich, wie ein Menſch, der an ſeinem Daſeyn zweifeln könnte, ſich befühlen würde, und fühlte ſich vom Nacht- und Morgenthau ziemlich benäßt. Er ſah ſich noch einmal überall um, und endlich brach er in Worte aus:

„Himmel-Tauſend-Element! — ſprach er ergrimmt; — Ich bin genarrt! — Schnapps! die Lieutenantin hat dir einen verdammten Streich geſpielt. Sie hat dir zuverläßig einen Schlaftrunk gegeben, hat dich mit Einverſtändniß ihres Kutſchers, hier abgeladen, hat dich ausgelacht, und iſt davon gefahren."

Und ſo war's wirklich auch.

„Ei, verflucht! — fuhr er fort; — das muß doch wahr ſeyn: „Unum punctum plus ſcit Mulier quam Diabolus!" Die Sirene hat mich eingeſchläfert, und hat mich angeführt. Wenn ich es recht überlege, ſo hat ſie mir's gleichſam voraus geſagt, und ich Dummkopf habe nichts geahndet!"

Indem

Indem er ſo perorirte, ſties er mit dem Fuße an ſein Felleiſen. Er konnte kaum ſeinen Augen trauen, als er dieſes ſah, denn er glaubte ganz gewiß von der Frau Lieutenantin ganz ausgeplündert worden zu ſeyn.

Jetzt hätte er die ganze Begebenheit und ſeine Exportation beinahe für Scherz genommen, aber es fiel ihm eben noch zu rechter Zeit ein, nach dem Eingeweide ſeines Felleiſens zu ſehen, welches er auch ſchweigend und unverzüglich that. Er fand ſeinen Schlafrock, ſeine paar Hemden, Strümpfe, Mützen, Pantoffeln, ſeine chirurgiſchen Werkzeuge ꝛc. aber ſein Beutelchen mit dem Gelde ſuchte er vergebens. Große Angſtſchweißtropfen traten ihm auf die Stirn. Er leerte das Felleiſen ganz aus, ſuchte und ſchüttelte, aber vergebens. Sein Beutelchen war fort.

„Nun! — ſchrie er; — ſo müſſen alle Wetter d'rein ſchlagen! Die Maſſette hat mich beſtohlen. Mord und Wetter! ich bin geplündert. Ich, der ich ſelbſt die beſten Spekulationen auf ihre Dukaten und Pretioſa machte, ich

ich bin von einem Weibe überliſtet und betrogen worden. Ach! mein ſchönes Geld, das ich der dummen Gans in Jeni abnahm, hat mir wieder eine Schlange in weiblicher Geſtalt abgenommen, und lacht nun meiner Einfalt, wie ich der Dummheit Mariechens lachte! O verflucht über die Weiber!" —

Starr und ſtumm ſah er auf ſeine Habſeligkeiten herab, und fuhr endlich in die Taſche, wo er gegen anderthalb Gulden in kleiner Münze fand. Er ſah das Geld bedenklich an, und ſprach:

„Dies iſt alſo mein ganzer Reichthum? — Ein ſolches Lumpengeld für meine Bedürfniſſe? — Was fange ich an? — Eile ich der Taſchenſpielerin nach? O! wie ſoll ich ſie einholen? Wo ſoll ich ſie ſuchen und finden? — — Freund Knallerpaller! ſoll ich bei dir Zuflucht ſuchen?"

Er wurde immer wehmüthiger, und endlich traten ihm die Thränen in die Augen. — Er packte ſeine Habſeligkeiten wieder in das Felleiſen, ſeufzte, und ſprach:

„Ich bin doch dazu verdammt von keinem honetten Streiche Nutzen ziehen zu können: Keine einzige Spekulation gewährt mir einen glücklichen Erfolg! — O Frau Lieutenantin! mußte ich Sie kennen lernen, ehe Sie mich konnten kennen lernen? Sie haben mir ein verdammtes Prävenire geſpielt! Ja, ich kenne Sie! tanquam ex ungue Leonem. — Ach, armer Schnapps! was wirſt du nicht alles wagen, leiden und dulten müſſen, ehe du wieder ein Kapitälchen zuſammenſchlägſt, wie dir die girrende Bella eins geraubt hat.“

Sprach's, und nahm das Felleiſen auf den Rücken, ſuchte einen gebahnten Weg, fand ihn, und kam bald auf die Landſtraße.

Die Sonne gieng jetzt mit majeſtätiſcher Pracht auf. Schnapps ſetzte ſich auf einen Grenzſtein und ſuchte einen Entſchluß zu faſſen. Er ſann hin und her, und konnte zu keiner Entſchließung kommen. Am wenigſten behagte ihm der Gedanke zu Knaller-Allern ſeine Zuflucht zu nehmen, und dennoch blieb dieſes immer vor der Hand, die klügſte Reſolution, die zu faſſen war.

Da liefen ein paar Windſpiele herbei und ſchnoberten ihn an. Er blickte ſie beweglich an, ſah ſich um, und ſah einen jungen Mann in einem grünen Rocke, eine Flinte unter dem Arme, auf ſich zukommen.

Achtzehntes Kapitel.

Schnappſen geht eine neue Sonne auf.

„Gott gebe Ihnen einen glücklichern Tag, als mir, mein Herr!“ — rufte er dem jungen Manne, den Hut in der Hand, zu.

Jener griff in die Taſche, und fragte:

„Wer iſt Er?“

„Ich bin — antwortete Schnapps ſeufzend; — ein Chirurgus, den ein liſtiges Weib beſtohlen und ausgeplündert hat.“

„Ein Weib?“

„Eine Schlange! eine Erz-General-Betrügerin von dem beſten Schlage.“

Jener lachte, und gab ihm einen halben Gulden. Er pfiff den Hunden, und gieng weiter. Bald aber drehte er ſich wieder herum, und fragte:

„Weiß Er ein probates Mittel gegen Hühneraugen?"

„O ja!" — antwortete Schnapps ſchnell.

„So folge Er mir. — Ich bin der Beſitzer jenes Schloſſes und Dorfes, und habe eine Tante, die erſchrecklich von Hühneraugen geplagt wird. Kann Er ihr helfen, ſo wird ſie ihm ſeine Hülfe gut bezahlen."

Schnapps bedachte ſich nicht lange und folgte dem Edelmann, den wir Junker Günther nennen wollen; nach. — Auf dem Wege wurde wenig geſprochen. Als ſie dem Dorfe ganz nahe waren, kam es endlich zu einer kleinen Unterhaltung.

Günther. Wer war denn die Schöne, die —

Schnapps. Die mich ſo niederträchtig ausplünderte? Eine Vagabundin, eine Taſchenſpielerin war es, die ſich Frau Lieutenantin ſchelten

ten lies, mich in ihren Wagen nahm, mir einen Schlaftrunk gab, mich in den Wald exportirte, liegen lies, fortfuhr, und mir über 200 Gulden und ein paar Ringe, wie auch eine goldene Taſchenuhr, ſtahl.

Günther. Teufel! das iſt viel!

Schnapps. Ja wohl, viel! Mein ganzes Vermögen, war es, womit ich als Volontair-Chirurgus eine Campagne bei der Armee mitmachen wollte. — Nun iſt alles fort!

Günther. C' eſt fort!

Schnapps. Eine ſolche ſchändliche Kreatur verdiente, daß — Nein! ich will ihr nichts Böſes wünſchen. Sie wird ihrem Richter nicht entgehen.

Günther. Es wird ſo eine — Ex-Marquiſe geweſen ſeyn!

Schnapps. Ach nein! Sie war eine deutſche Spitzbübin.

Günther. War ſie hübſch?

Schnapps. Ach ja!

Günther. Er wird ſich in ſie vergafft haben —

Schnapps. Ach! ich glaubte, ſie habe ſich in mich vergaſſt, und —

Günther. (lacht) So?

Schnapps. (beinahe empfindlich) Je nun! ich —

Günther. Er hat ſeinen Irrthum theuer bezahlt! Denke Er ſein daran, und nehme Er ſich in Zukunft in Acht.

Sie waren jetzt an dem Schloſſe, und giengen hinein.

Schnappſen wurde ein Frühſtück vorgeſetzt, das ihm ſehr wohl behagte, und dann führte ihn der Junker zu ſeiner Tante, dem funfzigjährigen Fräulein Erdmuthe, deren Füße Schnapps beſah, und ſagte:

„Ich werde Ihnen ein Pflaſterlein präpariren, welches, fleißig gebraucht und aufgelegt, den Hühneraugen bald den Reſt geben, und Sie binnen 3 bis 4 Wochen auf ewig von dieſen ungebetenen Gäſten befreien ſoll.“

Der Junker erzählte nun ſeiner Tante Schnappſens Relation und angeblichen Verluſt,

worüber

worüber dieſe die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug.

Erdmuthe. Die gottloſe Kreatur!

Schnapps. Wenn ſie mir wenigſtens nur meine Uhr gelaſſen hätte.

Erdmuthe. Das iſt ja eine Hauptſpitzbübin! — Am Ende, gehört ſie wohl gar zu der Bande, die jetzt das liebe Schwabenland unſicher machen ſoll.

Schnapps. Immer möglich!

Erdmuthe. Ein gottloſes Stück!

Günther. Sie wird ſchön gelacht haben, wie ſie das Bischen gehabt hat.

Schnapps. Ach ja wohl! Und ich, habe geweint. Ich habe wahrlich geweint!

Erdmuthe. Ei! das glaube ich. Ich hätte ſelbſt geweint.

Schnapps. Meine Uhr dauert mich beſonders. Sie war ein Geſchenk einer Dame. Dieſe war ſehr ſenſibel und ſchamhaft, mußte Ader laſſen, und wollte doch ihren bloſen Fus nicht berührt wiſſen. Ich wagte es alſo, und ſchlug ihr durch den ſeidenen Strumpf hindurch, glücklich eine Ader.

Erdmuthe. Bravo!

Schnapps. Sie war vor Freude außer ſich, bezahlte mich gut, und ſchenkte mir noch obendrein eine goldene Uhr.

Erdmuthe. Wo geſchah das?

Schnapps. Zu Straßburg, und die Dame, war eine Engländerin.

Erdmuthe. Ja! einer Engländerin, ſieht das Stückchen ähnlich. Die Engländerinnen ſind launicht, ſenſibel, und großmüthig, wie ich in mehr als funfzig Romanen geleſen habe.

Schnapps. Nun iſt das ſchöne pretium fort!

Erdmuthe. Hilft Er mir von den Hühneraugen, ſo ſoll Er eine andere Uhr haben. — Nicht wahr, mon Neveu! Er kann ſich bis dahin, bei uns aufhalten?

Günther. In Gottes Namen! wenn er keine wichtigeren Geſchäfte hat.

Schnapps. Wo ſoll ich jetzt ohne Geld, hin? —

Günther. Apropos! ich habe einen kranken Jagdhund. Sollte der Herr etwa ſich auf Hundekrankheiten verſtehen, ſo —

Schnapps. Wenn ihm zu helfen iſt, ſoll ihm gewiß geholfen werden. Ich verſtehe mich in etwas auf Hundekrankheiten. Das habe ich in Siebenbürgen profitirt, wo ich einſt bei einem Scharfrichter im Quartier lag, als ich in den Krieg gegen die Türken zog.

Günther. Zu Felde geweſen?

Schnapps. Als Volontair-Staabs-Chirurgus, bei den Oeſterreichern und Ruſſen.

Günther. Ei! das iſt mir lieb. Sie müſſen mir von Ihren Campagnen erzählen; ſo etwas höre ich gern. Ich wollte auch immer in den Krieg ziehen, aber meine Tante will's nicht zugeben.

Erdmuthe. Nein! du biſt der Einzige deines uralten Hauſes und darfſt dich den Kriegsgefahren nicht ohne Noth exponiren; es ſey denn, es gälte für's Vaterland.

Schnapps. Gott bewahre, Herr Baron! Wer zu leben hat, muß nicht aus bloſem Muthwillen in den Krieg ziehen, wenn es nicht, wie das gn. Fräulein ſehr ſchön ſagen, wenn es nicht gilt, für's Vaterland. Alsdann aber, dulce et decorum eſt pro patria mori! Ein armer Teufel aber, wie ich einer bin, der ſagt: ubi bene, ibi patria! und plackt ſich in Campagnen herum, um etwas zu verdienen.

Günther. Aber die Ehre! —

Schnapps. Regieren Sie Ihre Unterthanen gerecht und gütig, das iſt Ihnen auch Ehre, und bringt Ihnen großen Ruhm, vor Gott und allen Menſchen.

Erdmuthe. Was ich auch ſage. — Mon dieu! der gemeine Mann iſt doch auch ein Geſchöpf Gottes, zwar zur Unterthänigkeit, aber dennoch auch zum glücklichen Leben geboren.

Günther. Nun! ſo wollen wir zu dem Hunde gehen. Der arme Sappermenter iſt ſehr krank. — Kommen Sie, Herr Chirurgus!

Schnapps fand die Krankheit des Hundes äußerſt bedenklich, und ſagte gerade heraus, es ſey derſelbe ein Kandidat des Todes. Jedoch verſicherte er, alles anwenden zu wollen, was das gute Thier den Klauen des Todes entreiſſen und ihm allenfalls das Leben erhalten könne. Doch zweifele er ſelbſt an einem guten Erfolge. Damit deckte er ſich auf alle Fälle. Jedoch ſchritt er ſogleich zur Kur, und lies dem Hunde mancherlei einfüllen.

Für Hühneraugen wußte er wirklich ein gutes Hausmittelchen, und ſo hofte er, wenn auch nicht auf einer, doch wenigſtens auf der andern Seite, Ehre einzulegen.

Neunzehntes Kapitel.

Schnapps, der verliebte Spekulant.

Indeß nun Schnapps den kranken Hund kurirte, und die Fuszehen des Fräuleins bepflaſterte, hatte er in dem Schloſſe ſehr gute Tage, lies es ſich ſehr wohl ſchmecken, und regalirte ſeine hohen Beſchützer täglich mit einer Menge Fanfaronaden,

naden, wie wir deren welche aus ſeiner Fabrik, ſchon kennen. Dieſe Unterhaltungen gefielen dem Junker, und das Fräulein hielt Schnappſen für einen ſehr gelehrten Mann, dem weiter nichts fehle, als beſſere Uebung und Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, um einer der größten Gelehrten in Schwaben und Deutſchland zu ſeyn.

Schnapps hatte aber auch ſeine Augen im Hauſe rund herum geworfen, und ſie blieben mit ungemein viel Wohlbehagen auf der Schließerin des Schloſſes, einer gewiſſen Mamſell Eliſabeth, ruhen, die ſich Elsbeth nennte und nennen lies, weil ſie eine ſehr große Freundin der Ritterromane war, und gefunden hatte, daß in denſelben der Name Elsbeth ungleich beſſer, als der, Eliſabeth, klänge. Man that ihr den Gefallen und konfirmirte dieſe Umtaufe; wie ihre Perſon denn überhaupt im Schloſſe ſehr viel galt, da ſie bei dem Junker gar ſehr in Gnaden ſtand.

Sie war eine Perſon von etwa acht und zwanzig Jahren, von der Natur ſehr rund und etwas feiſt geformt, hatte viel Farbe, pech-

ſchwarze

ſchwarze Augen und Haare, und niedliche Füßchen, auf welche ſie ſich nicht wenig einbildete.

Auf dieſer Dame nun, ruhten, wie geſagt, Schnappſens Blicke mit Wohlgefallen, und ſie faßte, als ſie das bemerkte, ſogleich ein Plänchen.

Dieſes Plänchen beſtand in nichts mehr, und in nichts weniger, als in einem Attentat auf Schnappſens Hand und Namen. Sie hofte durch ihren Einfluß Schnappſen gleichſam unentbehrlich, zum Vertrauten des Junkers, und ſich zu ſeiner Frau zu machen. So, hofte ſie den Junker noch feſter, als jetzt, halten zu können, und Schnappſen traute ſie Klugheit genug zu, ſich über gewiſſe Dinge hinaus zu ſetzen, über die ſich nicht jeder Ehemann hinausſetzen mag.

In dieſer Rückſicht lies ſie ſich die Blickhuldigungen des Herrn Chirurgus Mondenſtern, — ſo nennte ſich Schnapps jetzt; — gefallen, und erwiederte dieſelben nach und nach ſogar mit feurigen Gegenblicken, die Schnappſens Herz ganz entzündeten. In dieſer Rage, machte er Verſe, und ſteckte ſie ihr zu. Sie fand ſie

ſehr

ſehr artig, und verhies ihm, um was er ſie bat, — ein Rendezvous.

Hierzu war die ſtille Mitternachtſtunde beſtimmt. — Schnapps ſchlich vor Elsbeths Kämmerlein, klopfte an, und wurde eingelaſſen.

Er. O mich dreimal Glücklichen! —

Sie. Still! ſprechen Sie leiſer, Neben an iſt ja das Schlafzimmer des gnädigen Herrn.

Er. Theures Mädchen! dieſes Glück —

Sie. Setzen Sie ſich doch.

Er. (ſetzt ſich zu ihr aufs Kanapee und ergreift ihre Hand) Dieſes ſchöne, runde, weiche Händchen! Ach Gott! wer doch ſo glücklich ſeyn dürfte, es ſein zu nennen.

Sie. Herr Mondenſtern! ſehen Sie ſich vor. Ich könnte ſie bei dem Worte nehmen.

Er. Nehmen Sie mich dabei! Ich provocire darauf.

Elsbeth ſtieg auf, zog eine Schublade auf, und beſetzte den Tiſch mit Gebackenem und Wein.

Er. Ach Gott! Sie ſind allzugütig.

Sie.

Sie. Zu nachgiebig, zu leichtſinnig bin ich vielleicht. Was werden Sie von mir denken? — Hätten Sie nicht in Verſen um dieſe Zuſammenkunft gebeten, ſie wär gewiß unterblieben. — Aber, Gott weiß es! Verſen kann ich nun einmal nicht widerſtehen.

Er. Das macht mich glücklich! O! wie liebe ich jetzt mein Bischen Poeſie, da es —

Sie. Trinken Sie doch!

Er. Ihre Liebe!

Sie. Die Ihrige.

Er. So iſt es Ihre Geſundheit, die wir trinken.

Sie. O Sie Scherzgott!

In dieſem Tone wurde das Geſpräch zwiſchen beiden, über eine halbe Stunde fortgeführt. Nach und nach aber, nahm es doch eine ernſtlichere Wendung, wurde ernſthafter, und endlich endigte es mit einem völligen Heurathsvorſchlage, und einer nicht abgeneigten Gegenerklärung.

Sie. Vor allen Dingen aber, müßten wir erſt wiſſen, daß Sie hier feſtſäßen, und daß wir die Einwilligung des Barons und des

Fräu-

Fräuleins bekämen, ohne daß ich meinen Dienſt einbüßte.

Er. Richtig, mein Kind! Zu dem, hätte ich noch etwas auf dem Herzen.

Sie. Jetzt, aufrichtig alles heraus!

Er. Wenn ich etwa 400 Gulden hätte, ſo gieng ich auf eine benachbarte Univerſität, und holte mir den Doktorhut.

Sie. Ei!

Er. Frau Doktorin würde doch auf jeden Fall beſſer klingen, als Frau Chirurgin. — Und ich, kann jede Stunde promoviren, wenn ich das Geld dazu habe.

Sie. So?

Er. Dann wären wir auf jeden Fall gedeckt. Ich ſuchte in der Nähe ein Stadtphyſikat zu erhalten, praktizirte — und da Menſchen Menſchen ſind, und der Herr Baron theils mit der Zeit uns überdrüßig werden, auch wohl gar ſterben könnte, — ſo wären wir doch nicht in Verlegenheit, wenn ſich etwas uns Unangenehmes ereignen ſollte.

Sie. Ich ſehe ein, daß Sie recht haben und ſehr überlegt handeln. — Aber, wo ſollen die 400 Gulden herkommen? — Ich habe mir zwar nach und nach etwas erſpahrt, das aber mehr in Pretioſen, als in baarem Gelde beſteht. Wenn ich auch etwa 200 Gulden zuſammenbringen könnte —

Er. Gut! Mögen es nur 200 Gulden ſeyn. Ich lege bei der Fakultät, wo ich Doktor werde, einen Schein für den Reſt des Geldes ein, und wir zahlen die Summe nach und nach ab.

Sie. Geht das an?

Er. Recht gut! — Ich kenne hundert Doktoren, die es eben ſo gemacht haben.

Sie. Nun! ſo iſt uns ja geholfen.

Schnapps war außer ſich. Von Liebe, Geldgier und Wein befeuert, wagte er es, einen Kuß auf Elsbeths Purpurlippen zu drücken, und fand keinen Widerſtand. Aber ſeiner fernern Verwegenheit wurden Schranken geſetzt, und als er endlich gar zu ausgelaſſen wurde, ſchob ihn Elsbeth, nachdem ſie ihm einen herzlichen Kuß

ge-

gegeben und gute Nacht gewünſcht hatte, ſchäkernd aus ihrer Pfalz, und verſchloß die Thür hinter ſeinem Rücken.

Zwanzigſtes Kapitel.

Was ſich ereignete.

Warum es Schnappſen gar nicht einfallen durfte, Doktor zu werden, kann man leicht errathen. Er wollte nur ein zärtliches Romänchen ſpielen und die Mamſell um ihr Gold prellen. Das war ſein Plan.

Elsbeth aber nahm, was er gab, für baare Münze, und wünſchte ſich wirklich Frau Doktorin zu werden.

So dachten beide, und ſteuerten nun aus allen Kräften auf das Ziel ihrer Wünſche und Hoffnungen los.

Die Mamſell war gegen Schnappſen außerordentlich zärtlich, aber den höchſten Preis ihrer Gunſt lies ſie ſich doch nicht abringen, obgleich

Schnapps alles wagte und that, was in ſolchen Fällen von Gier und Herzensluſt zu wagen und zu thun iſt. Aber mit dem Junker ſprach ſie von der ehelichen Doktorpriſe, und erhielt deſſen Beifall zu ihrem Plane, da er ihr erklärte, daß er ſich ohnehin nun nach dem Willen ſeiner Tante, nach einer Frau umſehn müſſe.

Die Erklärung gab Elsbeths Betriebſamkeit einen neuen Sporn. Sie zog die Tante mit in das Spiel, und wußte es ſo geſchickt zu karten, daß Schnapps in Beiſeyn des Fräuleins und Junkers um ſie anhielt. Man gratulirte beiden, und lies durch den Gerichtsſchreiber ein Eheverſprechen aufſetzen, welches Elsbeth und Schnapps als Brautleute, und der Junker und ſeine Tante als Zeugen unterſchrieben.

Der Junker und das Fräulein waren ſo großmüthig, da der Hund geſund geworden, und die Hühneraugen abgefallen waren, Schnappſen 100 Gulden zu verehren. Dazu, that die Braut 200 Gulden, und Schnapps machte ſich reiſefertig, um als Doktor, wie er ſagte, bald wie-

wieder zurückzukehren, und die Früchte einer keuſchen Ehe in Elsbeths Armen zu genießen.

Den Abend vor ſeiner Abreiſe bot er alle Kräfte ſeines Geiſtes auf, Elsbeth zu einer vertrauten Zuſammenkunft zu überreden, aber vergebens. Sie ſchlug es ihm ab, verhies ihm aber die Gewährung ſeiner kühnſten Wünſche bei ſeiner Zurückkunft.

Das wurmte ihn ſtark. — Er ſetzte ſich nieder, ſchrieb Verſe, und gab ſie ſeiner Braut, als er ihr angenehme Ruhe wünſchte. Sie las die Verſe, lächelte, wünſchte ihm gute Nacht, eilte auf ihr Zimmer, und verſchloß es.

Nun war alles verlohren!

So dachte aber Schnapps der Kühne, nicht. Er machte vielmehr den Plan zu einer gewaltſamen Ueberrumpelung.

Zu dem Ende ſchlich er ſich in den Garten, lehnte eine Leiter an, und ſtieg zu Elsbeths Zimmerfenſtern hinauf, in der rechten Hand eine Blendlaterne, in der linken, einen Blumenſtraus.

In Elsbeths Zimmer war kein Licht. Auch in der Kammer brannte kein Nachtlicht. Er fand ein offenes Fenſter und ſtieg ins Zimmer.

Vergebens durchſuchte er Zimmer und Kammer. Elsbeth war nirgends. Im Bette hatte ſie noch nicht gelegen.

Noch ſtand er unentſchloſſen, was zu thun ſey, im Zimmer, als er auf dem Saale ein Geräuſch vernahm, das nach der Thür zukam. Sogleich drehte er die Blende vor das Licht ſeiner Laterne, und verſteckte ſich in den Alkoven, wo Elsbeths Garderobe war, hinter ein paar Enveloppen.

Elsbeth trat bald darauf mit einem Lichte in das Zimmer, ſetzte es auf den Tiſch, und fieng an ſich zu entkleiden.

Schnapps konnte ſich kaum noch zurückhalten, und er wollte eben aus ſeinem Hinterhalte hervorbrechen, als er die Thür des Zimmers öffnen hörte, und den Junker hereintreten ſah. — Der Junker gab der ſchönen Elsbeth ein Papier, und ſagte:

„Hier iſt der Ehekontrakt, den der Dummkopf unterſchrieben hat. — So, liebes Elschen! biſt du recht gut untergebracht.“

Elschen lachte zärtlich, und legte den Kontrakt in ihr Schreibepult.

Hierauf gieng ſie mit dem Junker in die Kammer, und die Thür wurde ſorgſam verſchloſſen.

Schnapps kam hervor, legte ſein rechtes Ohr an das Schlüſſelloch der Kammerthür, und hörte wenig ſprechen. — Hierauf gieng er zum Schreibepulte, nahm den Kontrakt zu ſich, und ſtieg wieder zum Fenſter hinaus, zu welchem er herein gekommen war, trug die Leiter fort, und begab ſich auf ſein Zimmer zur Ruh.

Des andern Tags war man früh auf. Elsbeth war ungemein freundlich, und Schnapps war es nicht weniger. Der Junker lies anſpannen. Schnapps packte zuſammen; erhielt von dem Fräulein noch eine ſchöne Uhr, urmarmte die freundliche Schließerin, und lies ſich von ihr noch einmal auf ihr Zimmer führen, wo eine ſehr zärtliche Szene erfolgte. Dann ſtieg er in den Wagen, und fuhr davon.

In der nächſten Stadt ſtieg er in einem guten Gaſthofe ab, ſchickte den Wagen zurück, ſetzte ſein Geld in Gold um, und trat den folgenden Tag ſeine Wanderſchaft wieder, wie zuvor, an, ſchlug aber den Weg nach Konſtanz ein, und gedachte an nichts weniger, als an den Doktorhut.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Politika.

Gegen Abend erreichte Schnapps ein wohlgebautes Wirthshaus, wo er gute Herberge vermuthete, und auch fand.

Seine Aufmerkſamkeit zogen einige ganz rechtlich gekleidete Männer auf ſich, die in einem ſehr ernſthaften Geſpräche begriffen waren, denen er ſich näherte, und bald Gelegenheit fand, ſich in ihre Deliberationen zu miſchen, wie wir ſogleich hören werden.

Vorher aber, wollen wir die ſprechenden Perſonen ein wenig genauer bezeichnen.

Der eine dieſer Herrn, war pro tempore Gerichtsſchreiber, vorher war er Läufer ſeines gnädigen Herrn geweſen. Der andere, ſeines vorhergehenden Geſchäftes, ein Gaſtwirth, war jetzt von einer der löblichen Reichsſtädte Schwabens *) zum Feldwebel bei dero Kreiskontingent ernennt worden, und gieng zur Armee. Der dritte, war Fourier bei den Krietruppen eines Reichsprälaten. Der vierte, war ein Spezereikrämer aus der benachbarten Stadt. Der fünfte, war ein freier Reichsbürger. Der ſechſte, ein reiſender Galanteriehändler, ſchien ſich für Geld und gute Worte von kommandirenden Generalen zum Geſchäftsträger gebrauchen zu laſſen. Der ſiebente und

---

*) S. darüber nach: Häberlins Staats-Archiv, 1796. IV. Stück. S. 457.

und letzte Mann dieſer Geſellſchaft, war ein reiſender Muſikus.

Dieſes waren die Herren, deren reſpektables Korps jetzt Schnapps noch mit ſeiner Perſon vermehrte.

Wir hören ſie ſprechen.

Gerichtsſchreiber. Ich bleibe dabei, daß die Klöſter den Staat am beſten aus ſeiner Verlegenheit reiſſen könnten, wenn ſie wollten. Dort ſind genug Schätze unnütz vergraben. Man betrachte ſie als eine Schatzkammer des Staates, und öffne ſie, wenn es Noth und Umſtände erfordern.

Fourier. Damit iſt es nichts! — Mein Vorſchlag wär, das Vermögen aller Perſonen einzuziehen, die anderer Meinung als ihre Regierungen ſind, und mit dieſen Kapitalien die Löcher der Staatsbedürfniſſe zuzuſtopfen.

Muſikus. Cospetto di Baccho! Dabei könnten große Ungerechtigkeiten vor ſich gehen.

Schnapps. Was ich, unmasgeblich, auch glaube.

Gerichts-

Gerichtsſchreiber. Bei dergleichen Konfiskationibus müßte ſehr behutſam zu Werke gegangen werden, und ehe die darüber anzuſtellenden Unterſuchungen geendiget wären, könnte der Staat ſchon verloren ſeyn. Nein! hier muß auf ſchleunige Hülfe geſehen und gerechnet werden.

Reichsbürger. So geht's wieder über die armen Bürger her.

Fourier. Ferner ſollte man gegen Leute, die weder Glauben noch Religion haben, die von derſelben ſpöttiſch reden, ſolche Proceſſus Criminales anſtellen, welche ſie des criminis Rebellionis beſchuldigten, und die Karten in proceſſu et determinatione cauſae alſo miſchen, daß ſie das Spiel verlieren, und ihre Güter zum allgemeinen Beſten hergeben müßten.

Gerichtsſchreiber. Herr! dabei könnten abermals vermaledeite Ungerechtigkeiten vorgehen.

Krämer. Die Juden ſollte man bei dem Kopfe nehmen und derb barbieren.

Schnapps. Das geſchieht aber ohnehin ſchon.

Krämer. Doch noch nicht nach Verdienſt.

Schnapps. Aber nach Kräften.

Krämer. Nein, nein!

Galanteriehändler. Akziſen bringen Geld ein.

Gerichtsſchreiber. Nur wenig aber in die Kaſſen. Und es iſt doch fatal, jeden Biſſen, den man in den Mund ſteckt, erſt verakziſen zu müſſen.

Muſikus. Grundſteuern — meine Herren!

Galanteriehändler. Kopfgeld! — Geſetzt, ich habe 100,000 Köpfe im Lande, und jeder muß dafür, daß er einen Kopf hat, einen Gulden abgeben, ſo erhalte ich 100,000 Gulden, mit leichter Mühe.

Gerichtsſchreiber. Ein gleiches Quantum trift die Armen zu hart. Und geſetzt, die

Bauern merken, wo das hinaus will, ſo zeugen ſie keine Kinder mehr, um das Kopfgeld zu erſpahren.

Schnapps. Meine Herrn! es ſey mir erlaubt, ein paar Worte zu ſagen. — Sie werden wohl gehört haben, daß man in Spanien, Italien, und andern eiferſüchtigen Ländern, Schlöſſer hat, die den Frauenzimmern angelegt werden? dadurch wird der congreſſus verhindert. Geſetzt, man aplizirte dies generaliter in einem Staate, und behielt ſich, von Obrigkeitswegen, die Schlüſſel zu dieſen Schlöſſern vor. Begehrt nun ein Mann oder Liebhaber den Schlüſſel zu dem Schloſſe ſeiner Frau oder Geliebten, ſo zahle er dafür jederzeit einen nach ſeinem Vermögen beſtimmten Preis, und der Staat wird eine gute, auſerordentliche Einnahme dadurch erhalten.

Reichsbürger. Ei verflucht!

Feldwebel. Das iſt ſpitzig ausgeſonnen!

Muſikus. Signore! voi ſiete un nomo capitato!

Galanteriehändler. Sie könnten Finanzrath werden!

Schnapps. Es giebt ja wohl auch Steuern auf Urin, Dünger, Speiſe und Trank? Iſt man nun zu außerordentlichen Auflagen gezwungen, ſo koche man es den Menſchenkindern ſo, ut nihil edant, nihil bibant, nihil habeant, nihil poſſideant, quin ſingulis momentis redimere cogantur. Hoc demum modo, locupletabitur aerarium elegantiſſime. *)

Alle. (gaffen ihn an) Ei!

Gerichtsſchreiber. Mein Herr! Sie ſind vermuthlich ein Profeſſor der Staatsmaximen?

Schnapps. Nichts weniger, als das. Ich bin ein Wundarzt.

Fourier. Aha! darum kennen Sie den Schaden ſo gut!

Eben wollte Schnapps antworten, als der Wirth ſehr verlegen hereintrat, und meldete, es

---

*) Lath. de Cenſu, l. 1. c. 5. n. 2. 3.

ſey ſo eben eine Kavallerie-Patrouille in's Dorf eingeritten. Dieſe Nachricht endigte das politiſche Geſpräch. Der Feldwebel und der Fourier giengen in's Dorf, ihren Kriegsgefährten entgegen, und Schnapps, der ſehr über Müdigkeit klagte, erhielt von dem Wirthe ein Kämmerchen, in welches er ſich verſchloß, und ſich ſogleich zu Bette legte.

Hier gab er ſeinen Gedanken Audienz und überlegte, ob er den Weg nach Konſtanz zu Lande machen, oder ob er über den Bodenſee gehen wollte. Es war noch nichts entſchieden, als er entſchlief.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Schnappſens Unglück und Entſchluß.

Mit Tages Anbruch machte ſich Schnapps auf den Weg und verlies das Wirthshaus, ohne ſich um ſeine geſtrige Geſellſchaft zu bekümmern.

Un-

Ungefähr eine halbe Stunde weit war er in einem dichten Walde fortgewandert, als ſich ganz unvermuthet vier handfeſte Kerle zu ihm geſellten. Schnapps ahndete Böſes und wollte ein freundſchaftliches Geſpräch einleiten, auf welches ſich aber ſeine ungebetenen Begleiter gar nicht einließen, ſondern ihm ohne Umſtände, und mit deutlichen Worten, Uhr, Börſe und Felleiſen abforderten. Er wollte Einwendungen machen, aber die Forderer rennten ihn derb gegen einen Baum, und indem ihn der eine bei der Bruſt packte, nahm ihm der andere Uhr und Börſe, der dritte das Felleiſen ab. Schnapps ſchrie, und man ſetzte ihm ein Meſſer an die Kehle. Er ſchwieg und weinte. Indeſſen wurde er am ganzen Leibe viſitirt, und da fanden die unerbetenen Viſitatoren auch noch die eingenähten Goldſtücke.

„Sapperment! — ſagte der eine; — der Spitzbube hat Gold!“

„Heda! — ſchrie der vierte; — Ich höre Hufſchlag.“

Die

Die Gauner ſtürzten mit der Beute davon, und Schnapps fieng wieder an zu ſchreien.

Es ſtürzten zwei Reuter herbei. Es war der wohlbekannte Junker Hans bei der Hecke, und ſein Knappe.

„Ich bin beſtohlen, beraubt und geplündert worden. Dort laufen die Spitzbuben!“ — ſchrie Schnapps.

„Sind es Ritter?“ — fragte Hans.

„Ach Gott bewahre! Spitzbuben ſind es.“

„Gegen ſolche Staudenhechte ziehe ich mein ritterliches Schwert nicht.“

Schnapps klagte ſeinen Verluſt und ſein Unglück vergebens mit thränenden Augen. Der Junker ritt nicht vom Platze.

„Er dauert mich; — ſagte er endlich. — Aber er iſt ein gelehrter Mann und wird ſich ſchon wieder zu helfen wiſſen. Hier iſt ein kleines Reiſegeld.“

Damit warf er Schnappſen ein paar halbe Gulden zu, und ritt ſchnell davon.

Schnapps war der Verzweiflung nahe, weinte, ſeufzte und klagte, aber umſonſt. Endlich hob er die zwei halben Gulden auf, und ſchlich wimmernd weiter bis zum nächſten Orte, wo er zum Amtmann gieng, und ſein Unglück erzählte. Der Amtmann nahm ſeine Erzählung ad acta und gab ihm die Verſicherung völliger Satisfaktion, wenn die Räuber zu kriegen wären. Auch lies er ihm in der Geſindeſtube Speiſe und Trank reichen, und ſendete ihm 6 Kreutzer Reiſegeld aus der Armenkaſſe.

Klagend ſchlich Schnapps weiter und ſprach:

„Alles, was ich den Weibsbildern abpreſſe, geht wieder fort wie's kömmt. Weiber und Spitzbuben beſtehlen mich, und ich kann nichts ruhig beſitzen, was ich auf eine ſpekulative Art erhalte. Es iſt zum Raſendwerden! — Was fange ich nun an? — Kehre ich wieder zu meiner Elsbeth zurück? das kann ich nicht wohl wagen. — Suche ich den Wurmdoktor auf? Gott weiß es, wo der ſteckt. — Armer Schnapps!

Schnapps! wie arm biſt du jetzo! Auch deiner Equipage und deiner Inſtrumente beraubt, biſt du jetzt einer der erklärteſten Bettler auf Gottes Erdboden! — — Wohin? wohin? — — Zur Armee! und ſollte ich dort —, — Nein! Kompagnie-Feldſcherer muß ich wenigſtens werden. — Aber zu welcher Armee ſoll ich gehen? — Zur Kreisarmee? — Nein! zur franzöſiſchen Armee!“

Zweites Buch.

Vivitur ex rapto; non hoſpes ab hoſpite tutus,
Non ſocer a genero; fratrum quoque gratia rara eſt.

Ovid.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Der fromme Schnapps in frommer Geſellſchaft.

„Zur franzöſiſchen Armee?“ — fragte eine Stimme hinter Schnappſens Rücken.

Schnapps drehte ſich herum, und ſah nun einen Mann, bürgerlich gekleidet, in einem dunkelbraunen Rocke vor ſich ſtehen, den er grüßte, und der ſeinen Gruß ganz höflich erwiederte.

„Zur franzöſiſchen Armee ſoll's gehen?“ — fragte der Braunrock abermals.

„Ja! — antwortete Schnapps; — dahin ſoll's gehen.“

„Und warum denn?“

„Weil alles Unglück auf mich losbricht. Weil ich beraube, ausgeplündert und beſtohlen werden bin; weil ich nicht weiß, wohin ich mich ſonſt wenden ſoll, um nicht als Bettler zu verhungern.“

„Aha! — Ich meinte, es ſollte aus Liebe für die franzöſiſchen Waffen geſchehen. — Der Herr iſt vermutlich“ —

„Ich bin ein Wundarzt, der das Seinige gelernt hat!“

„So wird der Herr auch nicht verhungern.“

„Wer traut, wer glaubt mir? Meine Päſſe, meine Certiſikate, meine Korreſpondenz, alles, haben mir Straßenräuber mit mehr als 1000 Gulden Geld und Werth an Pretioſen abgenommen. Meine Inſtrumente, Kleider, Wäſche, Rezeptbücher, alles, iſt fort!“

„Der Unfall iſt ſehr groß, das muß ich geſtehen! Aber“ —

„Ach Gott! ich werde wahnſinnig.“

„Bewahre der Himmel!“

„Was ſoll ich anfangen?“

„Der Herr haben vielleicht ſtudirt?“

„Natürlich! — Ich hätte Doktor werden können, wenn ich gewollt hätte.“

„Nun,

„Nun, ſo kann ich vielleicht — — Ich bin Verwalter auf dem vor uns liegenden Edelhofe einer verwittweten Frau von Morgenröth. Dieſe ſucht eine Art von Sekretarium und Vorleſer. Wollen der Herr mit mir gehen, und ſollten der Herr der gnädigen Frau anſtändig ſeyn, ſo" —

„Ich folge Ihnen, und danke Ihnen herzlich für Ihre gütige Theilnahme an meinem Schickſal."

Sie giengen, ſprachen noch mancherlei mit einander, und kamen auf dem Edelhofe an. Der Verwalter gieng zu ſeiner gnädigen Frau und Schnapps wurde derſelben bald darauf vorgeſtellt.

Die Baronin ſas in einem mit Betten umlegten Armſtuhle, nahm die Brille von der Naſe und legte ein ſtarkes Predigtbuch weg, als Schnapps eintrat. Er nahte ſich ihr ehrfurchtsvoll, hielt eine kleine Anrede und erzählte ſein Unglück ſehr rührend.

„Leſen Sie mir doch einmal etwas vor;“ — ſagte die Baronin, und reichte ihm das Predigtbuch.

Schnapps las einige Seiten aus einer Waſſerpredigt ſehr affektvoll her, und fand Beifall.

Baronin. Schade! daß Sie kein Prediger geworden ſind!

Schnapps. Es war mein ernſtlicher Wunſch und Wille, aber mein Vater war dagegen. Indeſſen habe ich doch das Meinige gelernt. Aber mein Unglück iſt jezt groß.

Baronin. Ich ſuche einen Menſchen, der meine kleine gottſelige Korreſpondenz mit einigen würdigen Geiſtlichen und andern frommen Perſonen führen kann, da mir meine Augen ſehr ablegen. Ferner, verlange ich von dieſem Menſchen, daß er unverdroſſen genug iſt, mir des Tags ein paar Predigten, etliche geiſtliche Betrachtungen, ein paar moraliſche Gedichte und dergleichen, vorzuleſen. — Dafür zahle ich ihm ein jährliches Salarium von 100 Gulden, und gebe ihm Tiſch, Logis, Holz und Licht frei.

Schnapps.

Schnapps. Wenn es die gnädige Frau ein paar Wochen mit mir verſuchen wollten —

Baronin. In Gottes Namen! — Sie ſollen mein Sekretarius heißen.

Sie ſchellte und es trat eine bejahrte Art von Donna herein, die die Baronin, Frau Gertrud nannte, und der ſie befahl, ſowohl Schnappſen ein Zimmer anzuweiſen, als auch ſonſt auf's Beſte für ihn zu ſorgen.

Mit dieſer Donna gieng Schnapps ab. Sie war ſehr geſprächig und freundlich, und führte ihn auf ein artiges Zimmer.

„Hier, — ſagte ſie; — können der Herr in Friede und Ruhe bei uns wohnen, denn bei uns geht's, wie in einem Kloſter, ſtill und einſam zu.“

Schnapps. Die Frau Baronin iſt eine ſehr gottesfürchtige Dame.

Gertrud. Ja! ſchon ſeit drei Jahren. Vorher, war ſie ein arges Weltkind. Ich war's auch, leider! Aber ſeit drei Jahren, wie geſagt, ſind wir zur geiſtlichen Wiedergeburt gelangt. Sonſt umflatterten uns nichts als junge Herrchens, jetzt aber, ſind nur geiſtliche, geſetzte und fromme Männer, unſere Freunde.

Schnapps. Wohl Ihnen! die Weltkinder taugen nichts. Sie ſind zum Argen geboren, und ſtecken voll Trug und Liſt. — Man muß ſich ſehr hüten, wenn man mit ihnen Umgang zu pflegen hat, daß man nicht betrogen wird. — Ich habe mir es ſchon längſt recht herzlich gewünſcht, ein ruhiges, friedliches Eckchen in der Welt anzutreffen, wo man ſich, entfernt von allem Weltgeräuſch, ſanften Erbauungen und Betrachtungen überlaſſen könnte. Vielleicht, daß der Himmel mir jetzt meinen Wunſch hier gewähret!

Frau Gertrud hörte Schnappſen ſo andächtig zu, daß ihr kein Wort von ſeiner Rede verloren gieng. Sie referirte auch der Baronin getreulich wieder, was ſie gehört hatte, und beide meinten, gar klar und deutlich zu ſehen, daß der Himmel unmittelbar ihnen Schnappſen geſendet habe, ihn durch ſie, und ſie durch ihn, erbauen zu wollen.

Der Schelm Schnapps wußte auch ſeine Rolle ſo gut zu ſpielen, daß die Baronin ganz zu ſeinem Vortheil geſtimmt wurde. Er war daher kaum drei Tage mit ihr unter einem Dache, als ſie ihm ſchon ein Geſchenk mit Wäſche und Kleidungsſtücken machte, die er ſehr wohl gebrauchen konnte. Frau Gertrud ſorgte ſehr für ſeine leiblichen Bedürfniſſe, und bei jeder Bouteille Wein, die Schnapps von ihren Händen erhielt, hielt er ihr einen erbaulichen Sermon.

Er ſchrieb eine geiſtliche Morgen- und Abendbetrachtung, und als er dieſelbe der Baronin überreichte und vorlas, beſchenkte ſie ihn großmüthig mit einer ſilbernen Taſchenuhr dafür. Für Frau Gertrud, die ſehr gewohnt war ihre Morgengeſchäfte ſingend zu verrichten, ſchrieb er ein Morgenlied, welches ihr ſo wohl gefiel, daß ſie ihm ein Präſent mit einer ſilbernen Rauchtobaksdoſe machte. Dazu kam ſie ſeinen Trink- und Speiſewünſchen immer ſo bereitwillig zuvor, daß Schnapps gar leicht merken konnte, wie wohl angeſchrieben er bei ihr ſtehe.

Kurz, er brachte es ſo weit, daß die beiden Betſchweſtern ihre gänzliche Zufriedenheit in ſeine Unterhaltungen ſetzten, und von der Unentbehrlichkeit ſeiner Geſellſchaft bald völlig überzeugt wurden; etwas das dem Pfarrer des Orts nicht gefiel, der geradezu geſtand, der Fremde ſey ihm verdächtig; welches Geſtändniß aber die Baronin ſo übel aufnahm, daß der geiſtliche Herr gleich darauf, nicht wieder zur Tafel gezogen wurde. Denn ſo redlich es der Pfarrer auch meinen mochte, ſo war er doch, als ein ehrlicher Mann, Schnappſen keineswegs an Schlauheit gewachſen, und dieſer wußte gar weißlich ſo lange zu miniren, bis der geiſtliche Herr zum Sprunge reif war. Und das geſchah. Frau Gertrud mußte, unwiſſend was ſie that, die Lunte legen, und die Baronin, zündete dieſelbe, in eben dieſer Unwiſſenheit an. Der Pfarrer kam nicht mehr zu der Baronin. Das wollte Schnapps haben. Leicht hofte er ſich einiger Pretioſen der Baronin zu bemächtigen, hinter Gertruds Geldſchränkchen zu kommen, dann weiter zu gehen, und die frommen Weiber auszulachen.

Das

Das war ſein Vorhaben; und Schnapps war ein böſer Menſch!

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Ein Schnappſiſcher Abſchied.

Frau Gertrud war, wie die Baronin, Wittwe, und Schnapps hatte ihre Eheſtandserzählungen ſchon vernommen, als es ihm einfiel, bei beiden über fünfzigjährigen Schönen neue Eheſtandsempfindungen zu erregen. Bei der Baronin mußte er leiſer auftreten, als bei der Frau Gertrud, deshalb nahm er auch das Herz dieſer Eheſtands-Kandidatin zuerſt in die Preſſe, und machte ihr eines Mittags nach Tiſche, ſo warm, daß ſie überall Empfindungsblößen gab. Und da er nun meinte, ſich auf dieſen Poſten behaupten zu können, verſuchte er einen Generalſturm auf die Baronin.

Eines Morgens erſchien er ſo traurig vor ihr, daß es nothwendig zu einer Erklärung kommen mußte. — Er wurde gefragt: was ihm fehle?

Schnapps. Ach Gott! — Ich bin hier ſehr glücklich, aber —

Baronin. Aber? — Reden Sie!

Schnapps. Der Gedanke, daß es nicht ſo bleiben kann, wie es iſt, daß es endlich doch einmal enden, daß ich wieder in die Welt zurück muß, und daß ich dann doppelt unglücklich ſeyn werde! — Dieſer Gedanke — dieſe Gewißheit macht mich mißmuthig und traurig. — Der Menſch will doch gern die Ausſicht auf ein gebautes Neſtchen haben, und dieſes kann ich mir nur durch die Ausübung meiner Wiſſenſchaften bauen. Es wird alſo wohl nicht anders ſeyn können, als daß ich mich wieder in das bunte Weltgewühl ſtürze, und dieſen holden Ort der Ruhe verlaſſe, wo ich mich, ach! ſo wohl befand.

Baronin. (nach einigem Nachdenken) Nein! Sie dürfen nicht wieder in die gottloſe Welt zurück, da Ihr Herz ſchon ſo ſehr geheiliget iſt.

Wir wollen nachdenken, wie Sie der Welt gänzlich entriſſen werden können.

Schnapps ſprach kein Wort weiter, weil er ſeine Schritte berechnet hatte, nahm ein Buch, und las der Baronin, die ihm ſehr zerſtreut zuhörte, etwas vor.

Gegen Abend, als ſich der Vorleſer wieder bei ihr einfand, machte ſie ihm folgende Propoſition:

„Herr Sekretarius! ich habe über Ihre Lage nachgedacht.... Ich ſage es noch einmal: Sie ſollen und müſſen der verdammten Welt entriſſen werden. Hören Sie mich an: Frau Gertrud iſt zwar den Funfzigen näher, als ich, aber ſie hat 3000 Gulden auf Intereſſen, eine artige Leibrente, und ſchöne Pretioſa. Sie ſind auch kein Jüngling mehr. Wie? wenn ich euch beiden 3000 Gulden ſchenkte, und euch in meinem Teſtamente zu Erben meines baaren Geldes und meines Mobiliar-Vermögens erklärte? Wollten Sie ſich wohl ehelich mit Frau Gertruden verbinden und bei mir bleiben? — — Ich verlange erſt in acht Tagen Ihre Erklärung. Ueber-

legen

legen Sie alles recht wohl [illegible] Sie mir dann Ihre Entſchlieſsung.

Schnapps unterlies nicht; [illegible] nach Tiſche, Frau Gertruden die Propoſition der Baronin vorzutragen. Sie erklärte, daß ſie mit derſelben ſchon bekannt ſey, und daß ſie es Gott anheim ſtelle, wie er dieſe Angelegenheit regieren und lenken wolle.

Eine geleerte Flaſche Madera auf die eine zweite folgte, machte Frau Gertruden ſo ſchmelzend, wie möglich, und als endlich auch die zweite und dritte Flaſche geleert war, bekam die gute Frau einen ſo ſtarken Anfall von Schwindel, daß Schnapps genöthiget wurde, ſie ganz ſäuberlich auf ſein Bett zu tragen. Hier lag ſie gar nicht lange, als ſie ſanft entſchlief, und heftig zu ſchnarchen anfieng.

Dieſe Kriſis ſuchte der Gauner zu benutzen. Er bemächtigte ſich ihrer Schlüſſeln und ſchlich ſich auf ihr Zimmer. Hier öffnete er ihr Geldſchränkchen und fand einen artigen Vorrath an baarem Gelde. Von dieſem eignete er ſich zehn Dukaten und eine Handvoll Laubthaler zu. —

Hier-

Hierauf gieng er auf sein Zimmer zurück, ſchrieb über das entwendete Geld eine Quittung, die einige herzbrechende Ausdrücke enthielt, ſchob ſie der ſchlafenden Schönen in den Buſen, und ſteckte ihr ihre Schlüſſeln wieder in die Taſche.

Sie lag vom ſanften Schlummer gefeſſelt hart darnieder und ahndete nicht die ehrloſen Eingriffe in ihren Geldvorrath.

Schnapps aber, ſteckte einige Hemden zu ſich, nahm ſeinen Stab, und ſchlich ſich, als der Morgen anbrach, davon.

Er eilte dem Bodenſee zu, lies ſich überſetzen, und gab ſeinem Körper eher keine Ruhe, als bis er Konſtanz erreicht hatte.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Künſtlerin in ihrer Kraft und Allgewalt.

Aber auch hier hielt ſich Schnapps nicht auf, und mochte weder die im heiligen Eifer beſpieene Statue des armen Huß, der zum Kanzelträger

ver-

verdammt iſt, noch ſonſt eine Stadtmerkwürdigkeit ſehen. Er eilte, ſo ſchnell er konnte, ohne ſonderbare Abentheuer, die fetten Gauen der Geiſtlichkeit durch, und raſtete nicht eher, als in Waldshut, wo er ſehr ermüdet ſeinen Einzug hielt. Hier beſchloß er ein paar Tage auszuruhen.

Die Langeweile trieb ihn ins Theater, wo er der Darſtellung des Schauſpiels: Agnes Bernauerin beiwohnen wollte. Aber wie erſtaunte er nicht, als er in der Perſon der holden Agnes ſeine wohlaffektionirte Frau Lieutenantin vor ſich, auf der Bühne ſah.

Er wendete ſich an ſeinen Nachbar, und fragte:

„Wie heißt dieſe Dame?“

„Es iſt die Demoiſelle Roſendorn;“ — war die Antwort.

„Demoiſelle Roſendorn?“

„Ja! — eine höchſtvortrefliche Schauſpielerin, die hier ſehr geehrt und alle Tage beſungen wird.“

„So?“

O! ſie ſpielt göttlich!"

Schnapps wurde überzeugt, daß die Zuſchauer der jetzigen Demoiſelle Roſendorn, ehemaligen Frau Lieutenantin Bella, wirklich ſehr wohl wollten. Sie wurde ſtark beklatſcht, und als das Stück geendiget war, herausgerufen; wobei ſie ſich gar lieblich benahm.

Schnapps dachte der belobten Aktrice gleich einen Beſuch zu, und eilte auch des folgenden Tags zu ihr.

Sie lies ihn vor, und empfing ihn an der Toilette. — Bei ſeinem Eintritt ſchien ſie zu ſtutzen, faßte ſich aber ſogleich wieder, und präſentirte ihm einen Stuhl.

Er. Die Demoiſelle verzeihen! — Als ein Bewunderer Ihrer theatraliſchen Talente, und zugleich, wenn es Ihnen gelegen iſt, eine vormalige Bekanntſchaft zu erneuern — bin ich ſo frei —

Sie. Sie urtheilen vielleicht zu nachſichtsvoll von meinen eingeſchränkten Talenten! Ich bin Ihnen für die Ehre Ihres Beſuchs ſehr verbunden. — Was aber eine vormalige Bekanntſchaft betrift, von der Sie zu ſprechen belieben, ſo möchte hier wohl ein kleiner Irrthum obwalten. Denn, in der That, ich kann mich nicht entſinnen —

Er. Ich dächte aber doch!

Sie. (lächelnd) Ich muß wiederholen, was ich ſagte. Ich kann mich nicht entſinnen, jemals die Ehre gehabt zu haben, Sie —

Er. Wollen Sie ſich der kleinen Fahrt nicht mehr erinnern —

Sie. Sonderbar!

Er. Wo wir auf Du und Du —

Sie. (ernſthaft) Mein Herr! Ich weiß nicht, wie —

Er. Wo Sie, meine liebe Bella —

Sie. Bella? — Bella? Mein Gott! der Name meiner geliebten Zwillings-Schweſter. Haben Sie meine Schweſter geſprochen? Wo? — O! daß ich ſie ſehen, daß ich ſie ſprechen, daß ich in ihre ſchweſterlichen Arme eilen, und ſie an meinen Buſen drücken könnte! — War ihr Gemal, der Lieutenant bey ihr?

Er. (lächelnd) Sie war ganz allein!

Sie. Wie? — Sind Sie etwa gar — doch!. Sie tragen ja keine Uniform.

Er. (dreiſt) Madame! keine Verſtellung! Ich vergebe Ihnen alles.

Sie. Was ſagen Sie?

Er. Die Nothwendigkeit iſt eine —

Sie. Nochmals! Sie irren ſich in der Perſon, und nehmen meine Schweſter Bella für mich. Unſere große Aehnlichkeit macht dieſen Irrthum verzeihlich, und da ſie ein Freund meiner Schweſter waren, ſo ſollen Sie auch mir willkommen ſeyn.

Er. Madame! Ich bin kein —

Sie. Mein Herr! Ich bin keine —

Er. Mein ledernes Beutelchen, das —

Sie. Was wollen Sie mit Ihrem ledernen Beutelchen?

Er. Frau Lieutenantin! Ich kann vergeben und vergeſſen.

Sie. (ſpringt auf) Unverſchämter!

Er. (gelaſſen) Der Menſch iſt nicht immer bei ſich. Und, wie geſagt —

Sie. Reſpekt mein Herr! ſonſt ſollen Sie Ihre Vermeſſenheit bereuen. Ich drohe nicht ohnmächtig. — Ihre Sottiſen ſind — — Aber, ich —

Er. Noch einmal, Madame! Sie täuſchen mich nicht zum zweitenmal. Geben Sie mir meine 60 Gulden wieder, und ich gehe. Wo nicht, ſo bin ich gezwungen. —

Sie. (reißt die Thür auf) Jetzt gehen Sie, oder ich will Ihnen den Weg zeigen laſſen.

Er. Kommen Sie zu ſich, und ſchicken Sie mir das Geld, ſonſt werde ich morgen genöthigt ſeyn der Obrigkeit den ganzen Vorgang zwiſchen uns zu eröffnen.

Schnapps gieng, und die Demoiſelle ſchlug die Thür hinter ihm zu.

Drei Stunden nach dieſem Vorgange, erhielt Schnapps einen Beſuch von einem Polizeibeamten, der nach ſeinen Paß fragte. Schnapps erzählte die Geſchichte ſeiner doppelten Beraubung, und erhielt ſogleich die Weiſung:

„Der

„Der Herr ſuche nicht ehrliche Perſonen verdächtig zu machen, da er ſelbſt höchſt ſuſpekt iſt. Er nehme ſein Bündel und wandere binnen einer Stunde aus der Stadt, oder ich werde ihn cum clamore atque rumore öffentlich hinausführen laſſen. —— Verſteht er mich?“

Der Herr von der Polizei gieng, und der Wirth rieth Schnappſen freundſchaftlich auch zu gehen.

„Die Polizei verſteht bei uns keinen Spas, — ſagte er. — Die Demoiſelle Roſendorn iſt hier bei der Obrigkeit beliebt, und Sie enden nichts.“

Schnapps bezahlte ſeine Zeche, mochte es mit der Obrigkeit nicht aufnehmen, und verließ die Stadt.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Schnapps entſcheidet eine wichtige Streitfrage.

„Jetzt habe ich mich eigentlich ſehr einfältig betragen! — ſagte Schnapps zu ſich ſelbſt, als er ſich auſſerhalb der Stadt auf freiem Felde befand. — Hätte ich der allgewaltigen Künſtlerin eine Beſchämung und ein Selbſtbekenntniß erſpahrt, ſo würde ſie mir gewiß auf eine andere Art das reſtituirt haben, was ſie mir, wie ich gewiß weiß, auf meine eigene Manier geraubt hatte. Oder wenigſtens, hätte ich doch auf einige frohe Tage rechnen können, die ſie mir als einem Bekannten ihrer angeblichen Schweſter, gemacht haben würde. O Schnapps! du willſt immer ſo klug ſeyn, und diesmal haſt du dich erſchrecklich einfältig betragen!“

Dies, und noch vielmehr, ſagte er, ehe er ſeine Nachtherberge, ein unanſehnliches Dorfwirthshaus, erreichte.

Ugy

Unter einem Trupp Fuhrleuten, Handwerksburſchen, Hechelmännern, ꝛc. nahm er hier ſein Nachtlager auf einer Streu, und früh wanderte er weiter.

Ein paar Stunden weit, war er gegangen, als er unweit einem Dorfe, vier nicht ſchlechtgekleidete Menſchen in einem heftigen Wortwechſel auf offener Straße begriffen fand. — Kaum wurden die Streitenden ſeiner anſichtig, als ſie alle viere auf ihn zu liefen, und ſchrieen:

„Dieſer Herr ſoll den Ausſpruch thun!“

Schnapps entſchuldigte ſich ganz natürlich damit: „er wiſſe nicht wovon die Rede ſey und könne keinen Ausſpruch thun, ohne von dem objecto litis unterrichtet zu ſeyn. Doch wolle er, wenn man ihm die Streitſache vorgetragen habe, herzlich gern ſeine Meinung ſagen, ohne jedoch auf ein Schiedsrichter-Anſehen Anſpruch zu machen.“

Alle fanden dieſe Erklärung ſehr vernünftig und verſchoben die Darſtellung ihrer Streitfrage bis zu der Ankunft in das nächſte Wirthshaus.

Sobald man daſelbſt angelangt war, ließ ſich ein jeder etwas zum Frühſtück geben, und dann begann die Handlung.

Maler. Ich bin ein Maler. Dieſer Herr, iſt ein Bildhauer, dieſer, ein Tonkünſtler, und jener, ein Schauſpieler.

Schauſpieler. Ja! das bin ich, mit Gott und Ehren!

Maler. Unſer Streit betraf die Frage: welchen von uns Künſtlern der Vorzug gebühre?

Schnapps. Das wird wohl auf die Vollkommenheit ankommen, zu welcher Sie es in Ihrer Kunſt gebracht haben.

Tonkünſtler. So iſt es nicht gemeint. Jeder von uns, repräſentirt ſeine Kunſt, und es iſt die Frage: welcher von unſern Künſten gebührt vor der den andern, der Vorrang?

Schauſpieler. Unſtreitig der Schauſpielkunſt, denn ſie allein iſt es, die alles verſinnlichen kann. Dies iſt aber keinesweges der Fall, weder bei der Bildhauerkunſt, noch bei der Malerei, noch bei der Tonkunſt. — Entſcheiden Sie nun!

Schnapps.

Schnapps. Wir wollen pro primo die Frage feſtſetzen: was nennen Sie verſinnlichen? Pro ſecundo, wollen wir fragen: iſt die Verſinnlichung allein der Endzweck der Kunſt? Dieſe beiden Fragen beantworten Sie mir erſt, ehe ich meine Meinung ſagen kann.

Schauſpieler. Verſinnlichung iſt Darſtellung.

Schnapps. Was iſt Darſtellung?

Schauſpieler. Oſtentation einer Sache, wie ſie wirklich iſt.

Schnapps. Wodurch und zu welchem Endzweck wird dieſe Oſtentation bewürkt?

Schauſpieler. Sie wird durch Kunſt bewürkt zu dem Endzweck, der Natur ſo nahe zu kommen, daß jedermann ſagen muß; das iſt Natur!

Schnapps. Alſo repräſentirt Ihre Kunſt die Natur?

Schauſpieler. Gewiß! — Können das andere Künſte, in eben dem Grad, in welchem es unſere Kunſt kann, bewürken? Nur für das Auge, für das Ohr, können die Künſte dieſer

Herrn

Herrn ſeyn, aber nicht für alle fünf Sinne zugleich, wie die Schauſpielkunſt!

Schnapps. Zugegeben!

Bildhauer. Wie?

Schnapps. Zugegeben, ſage ich, für fünf Sinne, das iſt, für den alten Sinnglauben. Wir haben aber, nach der neueſten Entdeckung, nicht fünf, ſondern ſieben Sinne *) Hunger und Durſt ſind auch Sinne. Würkt alſo, die Schauſpielkunſt auch auf die Befriedigung des Hungers und Durſts?

Schauſpieler. Ich nehme nur fünf Sinne an!

Die andern. Nein! es gelten die ſieben Sinne.

Schnapps. Sehen Sie alſo, wie gefährlich es iſt, auf die Sinne zu provoziren?

Schauſpieler. Geſetzt nun, ich nehme ſieben Sinne, mit Hunger und Durſt, an, ſo können doch Muſik, Malerei, und Bildhauerkunſt

---

*) S. Lavaters Phyſiognomiſche Fragmente. IV. Th. S. 349.

kunſt die beiden hinzugekommenen Sinne eben ſo wenig, als unſere Kunſt befriedigen. Streichen wir ſie alſo von der Sinnentafel, als verglichen, weg, und behalten wir die übrigen, die ſeit alten Zeiten da ſind.

Schnapps. So gehen wir zur zweiten Frage: iſt die Verſinnlichung allein der Endzweck der Künſte?

Schauſpieler. Der Geiſtesgenuß erfolgt auch aus der Verſinnlichung. Folglich, gewährt die Schauſpielkunſt beides.

Schnapps. Beſchreiben und malen Sie mir ein Gemälde, eine Statue, eine Sinfonie ſpielen Sie mir vor, und ſchildern Sie mir dieſelbe mit Worten. Wo liegt die Kraft? In der wirklichen Darſtellung. Folglich iſt Wirklichkeit der Endzweck der Kunſt, aber, nicht Darſtellung. Der Schauſpieler iſt nur Repräſentant der andern Künſte, indem jene wirklich da ſind.

Schauſpieler. So umfaßt er aber alles, folglich iſt er Meiſter aller Künſte in Einen Punkt vereinigt.

Bildhauer. Wie ſchafft er eine Statue? durch Worte, und dieſe, ſind nicht die Statue ſelbſt. — Mein Herr! ich habe eine Diana aus Marmor gebildet, die —

Tonkünſtler. Ich habe eine Oper komponirt —

Maler. Ich habe eine Medea gemalt —

Schauſpieler. Ich ſtelle einen Abällino dar, der — ein wahrer Janus mit zwei Geſichtern, und —

Schnapps. Attention Meſſieurs! Sie ſind alle vortreffliche Künſtler in Ihrer Art, aber wie können Sie ſich um den Vorrang ihrer Künſte ſtreiten, von welchen keine ſieben Sinne, geſchweige denn, deren fünf und vierzig befriedigen kann. Dieſes Wunder allein kann die Dichtkunſt bewürken. Dieſe befriedigt alle neun Muſen. Geben Sie jeder Muſe nur fünf Sinne, ſo befriedigt die Dichtkunſt fünf und vierzig, mit dem Apoll, funfzig, und noch dazu, göttliche Sinne.

Maler. Freund! Sie haben ſich trefflich aus der Schlinge gezogen! — Adio!

Ton-

Tonkünſtler. So ſage auch ich. — Gott befohlen!

Bildhauer. Sie ſind ein wahrer äſthetiſcher Kaſuiſt. — Adieu!

Schauſpieler. Sie würden bei uns, keine Rollen und Brandchens ſpielen. — Leben Sie wohl!

Die Künſtler verlieſen das Wirthshaus, und wanderten weiter.

Schnapps aber, der in der entfernteſten Ecke der Stube eine artige weibliche Figur wahrgenommen hatte, die hinter dem Tiſche ſas und Kaffe trank, blieb zurück, lies ſich noch einen Krug Bier geben, ſtopfte ſeine Pfeife, und gieng auf und ab, nachdenkend, wie wohl mit der Kaffetrinkerin ein Geſpräch anzuſpinnen ſey.

Das gab ſich aber, wie wir hören werden, von ſelbſt.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Eliſe Purpurroth.

Das Frauenzimmer redete Schnappſen ſelbſt an, als er eben noch nachſann, mit welcher Frage an ſie, er die Unterhaltung eröffnen müßte.

Sie. Mein Herr! Sie verzeihen! — Sind Sie auch zu Fuße hieher gekommen?

Er. Ja! — Ich bin ein paſſionirter Fusgänger.

Sie. Ach Gott! — Ich glaubte etwa — — So muß ich heute hier bleiben. Ich kann nicht weiter gehen.

Er. Wie? Sie ſind auch eine Fusgängerin?

Sie. Leider! wahrlich aber nicht aus Paſſion, ſondern aus Noth.

Er. Ei, ei! ſo ein ſchönes, allerliebſtes Geſichtchen, und Noth!

Sie. Ach! mein Unglück iſt ſo groß, daß ich für daſſelbe gar keine Worte habe.

Er. Lieber Gott! wenn ich wüßte —

Sie. Wollen Sie ſich einer Unglücklichen annehmen?

Er. Mit dem größten Vergnügen! Aber, ich befürchte nur — Liebes Kind! aufrichtig zu reden, ich bin kein Kapitaliſt, ich —

Sie. Geld verlange und brauche ich nicht.

Er. (freudig) Aber mein Gott! wie können Sie, da Sie Geld haben, oder wenigſtens keins brauchen — [illegible]?

Sie. (vertraut) Geben Sie mir Giſt.

Er. (erſchrecken) Giſt?

Sie. Rattenpulver.

Er. Rattenpulver? — Woher ſoll ich das nehmen?

Sie. Sind Sie kein Rattenfänger? Kein Kammerjäger?

Er. Sapperment! nein. — Wiſſen Sie, daß ich das —

Sie. So können Sie mir auch nicht helfen!

Er. Ein Kammerjäger iſt zwar —

Sie. (weint) Muß mir denn alles fehlſchlagen? — Ich glaubte nun ganz gewiß von Ihnen Rattenpulver bekommen zu können, und zu meinem Unglück, müſſen auch Sie kein Kammerjäger ſeyn, da Sie doch ſo ausſehen.

Er. Wenn Sie dieſe Sottiſen nicht weinend ſagten, mein Kind! ſo würde ich — — Indeſſen, glaube ich gar — Laſſen Sie mir Ihren Puls fühlen. — Sie haben — Sie ſind — Ja! 's iſt richtig!

Sie. (ſchnell) Was iſt richtig?

Er. Das, was richtig iſt. — Liebes Kind! Sie müſſen —

Sie. (raſch) Was muß ich?

Er. Trinken Sie ein Glas Waſſer.

Sie. (ſtark) Keine Beleidigungen, Monſieur!

Er. (vor ſich) Sie iſt verrückt!

Sie. Was ſagten Sie? Ich ſey verrückt? — Herr! eine Aktrice iſt nie verrückt. Aber morgen iſt St. Valentinstag, und du ſollſt mein Valentin ſeyn. Sie aber nicht, Monſieur!

ſieur! Herr! auf mich hat ein Mann Verſe gemacht, der eine Kunſt zu lieben geſchrieben hat.

Er. Ja, ja! Ich glaube alles.

Sie. (lachend) Scherz bei Seite! — Sagen Sie mir: habe ich meine Rolle recht natürlich geſpielt?

Er. Ihre Rolle?

Sie. Meine Rolle. — Ich bin Schauſpielerin, und bin nach Rheinfelden, zu der Schauſpielergeſellſchaft daſelbſt, für unglücklich, betrübte und wahnſinnige Rollen verſchrieben worden. Ich wollte Ihnen eine Probe aus dieſem meinen dreifachen Rollenfache geben. Verzeihen Sie! Aber, daß ich Blaſen an den Füßen habe, und heute nicht weiter gehen kann, das iſt gewiß wahr.

Er. (mißtrauiſch) So? — Ihr werther Name?

Sie. Eliſe Purpurroth.

Schnapps ſah ſie wieder mißtrauiſch an, und ſie ſchenkte ſich ganz gelaſſen eine Taſſe Kaffe ein, trank ſie aus, und ſprach weiter.

Eliſe.

Eliſe. Nicht wahr, ich habe einen artigen Namen?

Schnapps. Er iſt dennoch weit weniger artig, als Sie ſelbſt ſind. — Nur, verzeihen Sie! der Rattenfänger will mir nicht recht aus dem Kopfe. Dieſe Aeußerung, war denn doch ein wenig —

Eliſe. Ich bin ein muthwilliges Geſchöpf?

Schnapps. Das glaube ich wohl! aber —

Eliſe. Vergeben Sie mir! Wollen Sie das aber nicht, ſo nennen Sie mich eine Rattenfängerin, ich will ſuchen Sie in mein Netz zu ziehen, und —

Schnapps. Da wär ich alſo eine Ratte?

Eliſe. Alles, was Sie ſeyn wollen! nur kein Franzos und kein Froſch. Das ſind zwei Geſchöpfe, gegen die ich die ſtärkſte Antipathie habe.

Schnapps. Die Demoiſelle ſind ungemein ſcherzhaft!

Eliſe. Ich habe Ihnen einen Vorſchlag zu thun. — Laſſen Sie uns ein Fuhrwerk miethen, ſo gut es hier zu haben iſt, und —

Schnapps.

Schnapps. Ich kann nicht von der Parthie ſeyn.

Eliſe. O! Sie grauſamer Mann! Sie wollen mich hier allein zurück laſſen? Der Gedanke bringt mich um!

Schnapps. Die Demoiſelle haben ſo gute Laune, daß Sie auch ohne mich, ſich recht wohl hier befinden werden.

Eliſe. Sie ſind empfindlich? Vergeben Sie mir meinen unzeitigen Scherz, und reiſen Sie mit mir. Wir ſetzen uns auf einen Strohwagen, und wenn die Leute glauben, man bringe uns nach einem Spital, ſage ich ihnen, daß ich auf ein Theater gehe, und Sie — Wohin gehen Sie?

Schnapps. Zur franzöſiſchen Armee.

Eliſe. So reiſen Sie in Gottes Namen allein. Ich wollte eher eine Nonne, als die Gefährtin eines Mannes werden, der zu den Franzoſen geht. Jetzt glaube ich wirklich, daß Sie ein —

Schnapps. Was?

Eliſe. Wenn Sie den ſechſten und ſiebenten Sinn nicht mit zu den Franzoſen nehmen, thun Sie wohl daran, denn die franzöſiſchen Truppen haben dieſe beiden Sinne doppelt. Auch glaube ich es Ihnen, was Sie vorhin mir zu verſtehen gaben, nun herzlich gern, daß Sie nicht bei Kaſſe ſind, da Sie zu dieſer überreichen Armee gehen. — Frau Wirthin! führe Sie mich hin, wo ein Bett ſteht. Adieu, ſchöner Herr!

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ein ſchlimmer Wiß und eine Unterhaltung.

Schnapps ſchüttelte den Kopf, und ſprach bei ſich ſelbſt:

„Es hat dennoch bei dieſer Eliſe übergeſchnappt!“

Hierauf berichtigte er die Zeche und war im Begriff dieſes Wirthshaus zu verlaſſen. Die Götter aber hatten beſchloſſen, daß dies nicht mit ganz heiler Haut geſchehen ſollte. Deshalb fuhr ihm, als er über den Hof gieng, ein ergrimmter Hund zwiſchen die Beine, ſchlug ſein mörderiſches Gebiß in Schnappſens linke Wade, und dieſer ſank zu Boden.

Der Wirth ſprang herzu und verjagte den Hund. Die Wirthin ſchrie heulend:

„Da haben wir's Unglück mit dem verfluchten Hunde!“

Schnapps aber, zu Boden liegend, ſprach:

„Iſt das Sitte und Manier ſolche Beſtien zum Unglück ehrlicher Reiſenden zu halten? Bin ich unter Chriſten, oder Türken? Schon die Griechen, die doch Heiden waren, nannten dergleichen wüthende Beſtien verächtlich Lemures, [*]) und hatten Geſetze zum Rechte der Gebiſſenen.“

Da trat ein kleiner unterſetzter Mann in den Hof, vor welchem der Wirth ſich ängſtlich ſehr tief bückte. Es war der Herr Amtsvoigt des Orts. Er fragte, was es hier gebe? und als ihm dieſe Frage klagend von Schnappſen beant-

---

[*]) S. Chandlers Reiſen durch Klein-Aſien. S. 70.

wortet worden war, befahl er den Gebiſſenen in die Stube zu tragen, welches auch ſogleich geſchah. — Hier beſichtigte er den Biß, und ſagte:

„Ohne große Weitläuftigkeiten, will ich, weil ich eben dazu komme, die Sache hier richterlich beilegen. Ich befehle ihm, Gaſtwirth allhier, den Hund erſchlagen zu laſſen, dem Gebiſſenen 5 Gulden Schmerzgeld und für ihn einen Platz auf dem Poſtwagen, für zwei Stationen zu bezahlen; ſodann aber mir 5 Gulden gerichtliche Unkoſten zu erlegen, wovon ich ihm jedoch die Hälfte ſchenken will, und bei 50 Gulden Strafe keinen beiſſichten Hund wieder in ſein Haus aufzunehmen; und das, von Rechtswegen!“

Der Wirth zitterte am ganzen Leibe. Die Wirthin rang die Hände weinend, und hies ihren Mann einen Eſel über den andern. Der Amtsvoigt lies ſich Wein geben, und Schnapps wuſch klagend und ſchreiend ſeine Wunde mit Brandewein.

Amtsvoigt. Es iſt nur ein Glück, daß der Herr, wie Er ſagt, ſelbſt ein Chirurgus iſt! Denn in unſerm Orte, iſt keiner vorhanden.

Schnapps. Herr Amtsvoigt! dieſe Höllenſchmerzen —

Amtsvoigt. Glaub's! — Ein Hundebiß iſt ein Biß — der — Ja! ein Hundebiß, iſt ein fataler Biß. Deshalb habe ich auch 5 Gulden Schmerzgeld diktirt. Und der Platz auf dem Poſtwagen wird auch nicht zu verachten ſeyn. Ich kalkulire bei meinen Strafen auf die Umſtände. Da der Herr in den Fus gebiſſen worden iſt, ſo ſorge ich für ein Fuhrwerk; und das alles in möglichſter Kürze und Behendigkeit, damit das languens Jurisconſultorum conſilium, mir nicht zur Laſt gelegt werden kann.

Schnapps. Theuerſter Herr Amtsvoigt! Die Schmerzen dieſes infernaliſchen Bißes —

Amtsvoigt. Sind dem Herrn auch durch die allerberühmteſte Juriſten-Fakultät nicht wieder abzunehmen, und das Jus retorſionis kann nicht hier adhibirt werden, ſonſt müßte der Herr den Hund wieder beiſen, und bekäm dann kein

Schmerzgeld. Ueberdies, iſt ein Hund eine unvernünftige Beſtie, darum ſoll er todgeſchlagen werden. Denn ein Hund kann, exempli gloria, den berühmteſten Feldherrn auf der Welt, ja, einen König, beiſen, und kann deshalb nicht härter, als am Leben geſtraft werden. Dieſes iſt das ultimum refugium der Juſtiz. Die Leges verhängen und wollen es ſo, alſo geſchieht es auch, denn, Mundus ab his regitur.

Der **Wirth** zahlte mit traurigen Gebährden die ihm diktirte Strafe auf, und legte das Poſtgeld für zwei Stationen dazu.

Demoiſelle **Eliſe Purpurroth** kam herbei, und fieng an, Schnappſen zu necken.

Eliſe. Das iſt die gerechte Strafe für des Herrn Entſchluß, ohne mich mitzunehmen, weiter reiſen zu wollen! Meine Blaſen an den Füßen und des Herrn Hundesbiß in der Wade ſind nun zum Bande für uns und unſere Unzertrennlichkeit, geworden.

Schnapps. Die Demoiſelle haben kein Wundfieber, wie ich, zu beſorgen!

Eliſe. Ich bin den Fiebern nicht gram.

Amtes

Amtsvoigt. Die Demoiſelle ſind ſehr ſcherzhaft!

Eliſe. Meine Mutter hat in meiner Geburtsſtunde gelacht.

Schnapps. Die meinige muß geweint haben.

Amtsvoigt. Eine allerliebſte Unterhaltung!

Eliſe. Alle Unterhaltungen mit mir, müſſen allerliebſt ſeyn, weil ich ſelbſt allerliebſt bin. Nicht wahr?

Amtsvoigt. O ja!

Eliſe. Sagen Sie mir doch etwas Artiges; Sie ſind ja ein Herr, der die Gerechtigkeit liebt. Wollen Sie mir alſo auch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo —

Schnapps. O weh! das war ein ſchrecklicher Stich! Ich wollte 10 Gulden darum geben, wenn —

Eliſe. Wenn der Stich noch einmal käm? (zieht eine Stecknadel aus dem Halstuche) Warten Sie! ich —

Schnapps. O! ich bitte! —

Amtsvoigt. Wenn die Demoiſelle —

Eliſe. Soll ich Sie ſtechen?

Amtsvoigt. Der Reſpekt will es nicht erlauben, daß ich ſo etwas geſtatten darf.

Eliſe. Der Reſpekt beraubt Sie des Vergnügens von mir recht ſanft geneckt zu werden. Ich ſteche ſehr gern!

Amtsvoigt. Sie ſind ein loſes Bienchen! (lacht ſelbſtgefällig) O! ich kann auch ſcherzen.

Eliſe. (lächelnd) Das höre ich!

Amtsvoigt. Wirth! eine volle Flaſche! — Darf ich mich unterſtehen, der Demoiſelle mit einem Gläschen Malaga aufzuwarten?

Eliſe. O ja! — Warten Sie mir nur damit auf. — Sie ſollen leben!

Amtsvoigt. Danke, danke, ſchönes Kind!

Eliſe. Sagen Sie: artiges Kind. Schön bin ich nicht.

Amtsvoigt. Und doch! (küßt ihr die Hand) Ich wollte ſogar behaupten —

Wirth.

Wirth. Hier iſt Wein, Herr Amtsvoigt!

Amtsvoigt. Müßt ihr denn den Schnabel beſtändig in der Stube haben?

Eliſe. Er hat's geſehen, daß Sie mir die Hand küßten.

Amtszoigt. Je nun! das iſt eben keine Sünde, aber ich kann's nicht leiden, wenn es meine Bauern ſehen, daß ich zärtlich bin; denn ich bin ihr geſtrenger Herr, und die Weiber müſſen ſo gut, wie die Männer, vor mir zittern; das heißt, ſo viel als es recht iſt.

Schnapps. Ach Gott!

Eliſe. Will's nicht verübergehen? — Meine Blaſen brennen auch abſcheulich —

Amtsvoigt. Die Demoiſelle ſollten ſich abwarten.

Eliſe. Wollen Sie mich hier behalten?

Amtsvoigt. Ich bin verheurathet.

Eliſe. Schade! ſonſt hätten Sie mich zur Frau nehmen können. Ich heurathe auch, ſobald mich ein Mann haben will. Es hat ſich bis jetzt noch keiner finden wollen. Ich bin den Män-

Männern zu einem ſo ernſthaften Schritte, viel zu luſtig. Sie ſollten aber bedenken, daß ſich in der Ehe das alles geben wird.

Amtsvoigt. Vielleicht, daß dieſer Herr —

Eliſe. Nein! der iſt mir zu alt.

Schnapps. Alt bin ich eben nicht —

Eliſe. Funfzig gewiß!

Schnapps. Bitte um Verzeihung! Erſt drei und vierzig.

Eliſe. So müſſen Sie viel Kummer gehabt haben.

Schnapps. Den habe ich gehabt!

Eliſe. Und oft gebiſſen worden ſeyn.

Schnapps. Heute, leider! zum erſtenmal. Aber die ungeheuern Strapazen, die ich, beſonders in Siebenbürgen und in der Tartarei ausgeſtanden habe —

Eliſe. Haben Sie auch Pferdefleiſch gegeſſen?

Schnapps. Pferdefleiſch und Eſelsfleiſch.

Eliſe. Sonſt frißt doch kein Thier ein anderes ſeines Geſchlechts, aber —

Schnapps.

Schnapps. Mamſell! das war impertinent!

Eliſe. Aber die Tartarn thun's. — Iſt's nicht wahr? — Sind Sie ein Tartar?

Schnapps. Sie lieben unnützes Geſchwätz.

Eliſe. Nun ja doch! wir unterhalten uns ja.

Schnapps. Wenn Sie kein Frauenzimmer wären —

Eliſe. So wär ich ein Mann.

Schnapps. So wollte ich Ihnen antworten. Aber mit Weibern, geht's wie mit böſen Schuldnern. Wenn man mit denſelben rechnen will, überſteigen die Zinſen immer das Kapital.

Eliſe wollte antworten, als der Poſtwagen kam. Sie beſtieg denſelben, warf dem Amtsvoigt einen Kuß zu, und ſetzte ſich neben Schnappſen. Der Wagen rollte fort, und der Amtsvoigt verließ das Wirthshaus mit einer guten Ermahnung an den Wirth.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Geſpräch auf dem Poſtwagen.

Auf dem Poſtwagen, befanden ſich auſſer Schnappſen und Eliſen, noch ein Fechtmeiſter, eine Kammerjungfer, ein Kaufmann, ein Notarius und ein Jude, und es kam bald zu einer allgemeinen Unterhaltung.

Fechtmeiſter. Gott und mein Patent können es bezeugen, daß ich ein Fechtmeiſter bin, ſo gut, wie es nur einen in der Welt geben kann, aber ich habe kein Glück. Ich habe dem General Cüſtine zu Mainz Unterricht im Fechten gegeben, und er hat gute Fortſchritte gemacht. — Was mich aber ärgert, das iſt, daß die deutſchen Handwerkspurſche, das Betteln, fechten nennen. Das verdroß dem General Cüſtine auch, und darum verließ er Deutſchland. — Meine Herrn! ich habe einen gewiſſen Stoß, den mir der Teufel nicht parirt. — Sehen Sie, ich —

Jude. Gotteswunder! net aff mich.

Fechtmeiſter. Memme! ich werde dich nicht mit den Fingern erſtechen.

Jude. Jau! wenn man ſall haben Onglück —

Fechtmeiſter. Du biſt ein Narr! — Sehen Sie, ich —

Kammerjungfer. Nicht auf mich, Herr Fechtmeiſter! Der Poſtwagen ſtößt mich ohnehin ſchon genug zuſammen.

Kaufmann. Ja! er ſtößt verteufelt.

Notar. Es iſt aber hier auch niederträchtiger Weg!

Eliſe. Ach ja wohl!

Schnapps. Es iſt ein Weg, wie es nur Wege im ſteinichten Arabien giebt. In der Tartarei giebt es aber auch ſolche infernaliſche Paſſagen. Ich habe dort oft geflucht, daß ſich der Himmel hätte aufthun mögen, wenn ich ſolche verdammte Wege zu paſſiren hatte. Sie wurden aber dadurch nicht beſſer.

Notar. Zahlten Sie Chauſſe-Geld in der Tartarei?

Schnapps.

Schnapps. Nein.

Aber hier zahlt man welches, und trift doch ſolche Wege an. Es iſt hier zu viel Freiheit. Die Steine können liegen, wo ſie wollen.

Kammerjungfer. Ach! — das war ein Stoß!

Kaufmann. Mein Likörfläſchgen hat den Reſt bekommen!

Fechtmeiſter. Her damit! wir wollen die Ueberreſte ſalviren.

Kaufmann. Hier iſt es.

Fechtmeiſter. Delikat!

Kaufmann. Ich ziehe ihn ſelbſt ab.

Notar. Aha! der Galgen hier am Wege, iſt treflich geſpickt.

Kammerjungfer. O! das iſt ein abſcheuliches Schauſpiel!

Notar. Das aber nützliche Betrachtungen erzeugt. Ein memento mori für jeden Schelm.

Schnapps. In der Moldau hängt man die Diebe an die Bäume der Landſtraßen.

Eliſe. Je nun! man liebt ja die Fruchtbäume an den Landſtraßen, als gemeinnützig.

Schnapps. Einen gottloſen Wunſch habe ich bei dieſer Gelegenheit, einmal in der Moldau gehört. Als ich eines Tags dort mit einem Freunde an einem Baum vorüber gieng, an welchem eine Frau hieng, ſeufzte derſelbe: Wollte Gott, daß doch alle Bäume dergleichen Früchte trügen!

Jude. Gott'swunder!

Kammerjungfer. Der gute Mann hat vielleicht eine böſe Xantippe zur Frau gehabt.

Schnapps. Er war unverheurathet.

Eliſe. Nun, ſo hatte er gewiß ein paar Dutzend Körbe bekommen.

Schnapps. Das kann ich nicht wiſſen. Aber, er war ein ſehr artiger Menſch. Dennoch muß ich geſtehen, daß er zuweilen Satyren ſchrieb.

Eliſe. Der arme Menſch! wie fatal muß ihm die Welt geweſen ſeyn.

Notar. Liebes Kind! difficile eſt, ſatyram non ſcribere. Alle Menſchen ſind geborne Satyriker. Der Kinder erſtes Wort: Pappa, iſt Satyre.

Eliſe. Mamma, klingt auch beſſer. Und wenn's mit dem Pappa nicht richtig iſt; ſo iſt es doch gewiß mit der Mamma richtig. Sie werden auch bemerkt haben, daß die Kinder eher Mamma, als Pappa ſprechen lernen. Den Pappa muß man ihnen erſt produziren, aber die Mamma, kennen ſie von ſelbſt.

Kaufmann. Ei, ei! Sie ſprechen ja da ſo kordat, daß es ein Wunder iſt.

Eliſe. Ich ſelbſt bin ein Wunder, weil ich ein Mädchen, und aufrichtig bin.

Kammerjungfer. Ei Demoiſelle! Sie ſind ſehr bei Laune. Ich ſollte meinen, die Aufrichtigkeit ſey eine Haupttugend des weiblichen Geſchlechts. Und tugendhaft, ſind wir doch wohl alle?

Eliſe. Wenn wir *wollen*, o ja!

Der Poſtwagen hielt vor dem Poſthauſe ſtill, und die Paſſagiere ſtiegen ab.

Drei

Dreißigſtes Kapitel.

Ein Hirte und zwei Schäfchen.

Der Jude, der Kaufmann, der Fechtmeiſter und Notar blieben an dem Orte des Poſtwechſels, und nur Eliſe, Schnapps und die Kammerjungfer fuhren weiter. — Sie hatten ſich alle dreie auf Einen Sitz geſetzt, und Schnapps ſas zwiſchen zwei Feuern; was ihm ſehr wohl that.

Eliſe ſang; die Kammerjungfer ſeufzte zuweilen, und Schnapps überlies ſich ſeinen Betrachtungen. Es wurde dunkeler, und die Mädchen fingen an zu ſprechen.

Eliſe. Das Fahren auf dem Poſtwagen will mir gar nicht gefallen.

Kammerjungfer. Ach Gott! mir auch nicht.

Eliſe. Wir wollen alle dreie in dem nächſten Städtchen ein paar Tage ausruhen.

Kammerjungfer. Ich bin's zufrieden. Aber wir müßten uns knapp einrichten, ſonſt

möch-

möchte ich etwa mit meinem Gelde nicht reichen.

Schnapps. Meine Börſe erlaubt mir's nicht, an's Ausruhen zu denken.

Eliſe. So wollen wir Sie freihalten. Ich allein will Sie ernähren, wie den Drachen, ob ich gleich nur noch einen Gulden im Vermögen habe.

Schnapps. Einen Gulden? und damit wollen Sie bis Rheinfelden leben? wollen ausruhen? wollen mich auch noch ernähren?

Eliſe. Alles das ſoll geſchehen. — Im nächſten Städtchen will ich ſchon Geld bekommen. Wir geben ein Konzert.

Schnapps. Ich kann nichts ſingen, als: Blühe liebes Veilchen!

Kammerjungfer. Ich bin auch keine Sängerin.

Eliſe. Ich bin eben ſo wenig eine Sängerin. Aber wir ſingen doch. Wollen's die Leute nicht hören, ſo gehen ſie fort. Sie ſchimpfen auch wohl, aber wir haben das Entreegeld.

Kammer-

Kemmerjungfer. Und ſetzen uns Ungelegenheiten aus.

Schnapps. Wie wär's, wenn wir vor Anfang des Konzerts fortgingen, das Geld einſteckten, und gar nicht ſängen?

Eliſe. Gott bewahre! Man nennte uns Betrüger, und könnte uns gerichtlich beſtrafen. Singen wir aber, ſo nennt man uns nur Stümper, und kann uns nicht gerichtlich beſtrafen. Das hat die Stümperei in den Künſten, vor andern Stümpereien im menſchlichen Leben zum voraus. Stehlen Sie ungeſchickt, ſo werden Sie gehangen, aber ſingen Sie ſchlecht, ſo pfeift man Sie höchſtens aus, und damit iſt's abgethan. Man ſagt auch vielleicht: „Sie haben's aus Noth gethan!" Das mögen die Zuhörer ſagen, wenn ſie nur bezahlen, und uns Geld geben, was wir nicht haben.

Schnapps. Eigentlich —

Eliſe. Habe ich recht. Nicht wahr? — Wollen wir mit dieſen Grundſätzen alle dreie beiſammen bleiben, ſo gehe ich nicht nach Rheinfelden und wir reiſen als Virtuoſen durch halb

Deutſchland auf anderer Leute Unkoſten. — Haben Sie Dienſte, Mademoiſelle?

Kammerjungfer. Ich reiſe, um welche zu ſuchen.

Eliſe. So habe ich Ihre Einwilligung, wenn Sie Ihren Vortheil verſtehen. Dieſen Herrn laſſen wir ein Röckchen machen, und nennen ihn unſern Bruder. Wir ſind aus den Niederlanden, durch den Krieg von Haus und Hofe vertrieben und nähren uns als Dilettanten durch die Kunſt. So ſchlüpfen wir allenthalben durch. Wir erzählen, ehe wir auftreten, einen rührenden Roman von der Geſchichte unſerer Vertreibung, weinen unſern verbrannten Effekten ein paar Thränen nach, und rühren, ehe wir ſingen. Wir können auch einen Vater mit verbrennen laſſen. Wir beiden haben ſollen von brutalen Soldaten gemißhandelt werden, und ſind ihnen im Hemde entflohen; unſer Bruder hat einen Bajonetſtich in die Wade bekommen. Wir haben nichts als unſer Leben, und ein paar elende Stimmen gerettet, und bitten das Publikum, vorlieb zu nehmen. Ich wette darauf,

man

man nimmt vorlieb. — Und merken wir, daß etwa ein paar unerbittliche Kunſtrichterherzen ſich unter den Zuhörern befinden, ſo rücken wir ihnen mit ſanften Händedrücken und zärtlichblickenden Augen vor die Anti[illegible]mbre der Kritik, und rühren ſie, ehe ſie geurtheilt haben. Denn die Kunſtkritik iſt nicht leichter als durch ſo etwas zu beſtechen. — Wir nehmen [illegible]in, und nähren uns gut!

Schnapps. Demoiſelle Purpurroth! Sie ſind in der That, ein höchſtvortrefliches und kluges Mädchen! Mit Ihnen, und in Ihrer Geſellſchaft, wage ich alles. — Ja! wir wollen Konzerte geben. — Und nebenher, will ich engliſches Pflaſter und Seifenſpiritus verkaufen.

Eliſe. Scharmant! — Sie machen Pflaſter und Spiritus, und wir verkaufen dieſe Koſtbarkeiten. Denn uns, muß man mehr als Ihnen dafür geben, weil man es von uns aus ſchönen Händen erhält. Handeln kann man mit uns auch nicht, weil wir unglücklich ſind. Wir ſagen, unſer Vater ſey ein Apotheker geweſen.

Schnapps. Gut! und ich bin, — was ich würklich bin, — ein Chirurgus, der nur aus Noth ſingt.

Eliſe. Nein! das iſt nichts. Die Leute könnten ſprechen: der Ke[illegible] ſollte lieber Bärte putzen, als ſingen. Sie müſſen gar nichts von der Art können. Das Pflaſter und den Spiritus machen u[illegible]ädchen, damit, wenn ſie nichts taugen, [illegible] Kaufleute keinen Lärm anfangen können.

Schnapps. Aber, glauben Sie denn —

Eliſe. Still!

Schnapps. Anzüglichkeiten dürfen nicht mit unter laufen. Meine Fabrikate ſind gut. Denn ich verſtehe meine Wiſſenſchaft ex fundamento.

Eliſe. Ich kann Sie nicht examiniren. Ihr Pflaſter iſt gut, Ihr Spiritus iſt herrlich! — Können Sie ſonſt nichts als —

Schnapps. Ich kann rechnen, ſchreiben, ſilhouetiren —

Eliſe. Bravo! Sie ſind Silhouetteur geweſen. Das iſt gut! Dabei, können Sie her-

um-

umreiſen, ohne daß man Sie fragt: warum thun Sie nichts? — Geſang, Pflaſter, Seifenſpiritus, Silhouetten! Scharmant! vier Nahrungszweige.

Kammerjungfer. Laſſen Sie mich dieſelben vermehren. Ich kann extrafeine Fleckkugeln machen.

Eliſe. Engel!

Kammerjungfer. Auch Seifenkugeln.

Schnapps. Dieſe mache ich auch.

Kammerjungfer. Ich flechte ſchöne Haarringe mit Deviſen.

Eliſe. Unvergleichlich!

Kammerjungfer. Ich mache Blumen und Putz.

Eliſe. Und ich verkaufe alles. — Laßt hören: Geſang, Pflaſter, Seifenſpiritus, Silhouetten, Fleckkugeln, Seifenkugeln, Haarringe, Blumen, Putz! Wir ſind gar nicht zu ruiniren. Wir ſind unüberwindlich! — Ich kann nichts, aber alles was ihr macht, will ich an den Mann bringen. Das iſt eine große Kunſt! — Indeß ihr daheim ſitzt und laborirt, gehe ich umher, erzähle unſere geſchwiſterlichen Unglücksfälle, verkaufe, ſammle Subſkribenten, komme wieder, bringe Geld mit, laſſe mir's in eurer Geſellſchaft recht wohl ſchmecken, und lache mit euch, unſere Gönner aus. — Aber der Herr, iſt unſer Stiefbruder, denn er iſt zu alt, und hat von keiner von uns auch nur Einen Zug im Geſicht, um für unſern rechten Bruder gelten zu können.

Schnapps. Das iſt mir gleichviel! ſchafft nur Geld genug herbei.

Eliſe. Und zwei Zimmer müſſen wir im Gaſthofe beſtändig haben; denn vor manchen Leuten, laſſen wir den Bruder gar nicht ſehen.

Schnapps. Keine Sticheleien!

Eliſe. Dazu, haben wir Gründe. Weibliches Unglück rührt ſtärker, als männliche Fatalitäten.

Schnapps. Eine Fatalität iſt —

Eliſe. Sie ſind keine. Wir ſind Ihre Fatalitäten. — Empfindlich dürfen Sie nicht ohne Noth ſeyn, ſonſt können wir nicht zuſammen bleiben. Denn das Bonmotiſiren kann ich nicht laſſen, und ſollte es auch über mich ſelbſt her-

hergehen, wenn ich keinen andern Gegenſtand habe. Ich meine es aber nicht böſe, und bin ein gutes, grundehrliches Geſchöpf. — Alſo, das iſt Kontrakt ich darf meinem Witze freien Lauf laſſen. Ich erlaube euch aber, eben das zu thun.

Schnapps. Gut! — So bin ich's zufrieden.

Eliſe. Wie heißt der Herr?

Schnapps. Sebaſtin Silberberg.

Eliſe. Pfui Teufel! Sebaſtian? — Nichts! Silberberg, mag er als Stiefbruder der Demoiſellen Purpurroth heißen, aber Bruder Baſtel kann ich ihn nicht rufen. Er ſoll Wilhelm heißen. Und die liebliche Schweſter?

Kammerjungfer. Mein Vorname, iſt Jakobine.

Eliſe. Nun gut! Jakobine, Eliſe und Wilhelm. Ein herrliches Kleeblatt.

Schnapps. Wir wollen recht gut und verträglich mit einander leben.

Eliſe. Gewiß! — Aber noch eine Bedingung. — Bruder Wilhelm läßt ſich's nie einfallen, ſich in eine ſeiner beiden Schweſtern zu verlieben.

Jakobine. Das mache ich auch aus.

Schnapps. Eben ſo wenig, als ich mich, aus Furcht vor dem Wunderzeichen an meinem Leibe, ſelbſt nach dem Tode,*) in die Arme einer Nonne werfen möchte, eben ſo wenig, werde ich mich in meine Schweſtern Eliſe und Jakobine verlieben, weil in dieſem Herzen eine Roſe thront, die —

Eliſe. Dem Welken nahe iſt!

Schnapps. Die mich mächtig gegen die Verführungen aller Weiber ſchützt.

Eliſe. Auch ohne dieſe Beſchützerin, haben der Herr Bruder nichts von uns zu fürchten.

Jako-

---

*) „Qui coit cum monacha vel moniali, quando talis moritur remanet virga eius tensa; unde dicitur in carmine apud vulgares:

Qui monachi potitur
Virga tendente moritur."

V. Kornmann de miraculis mortuorum, 1610. P. 4. c. 67. Cf. Leonellus Faventinus, Pract. med. P. 2, c. 75.

Jakobine. Weder zu fürchten, noch zu hoffen.

Schnapps. Sorgen Sie nicht! Meine Furcht wird nie zeitig, und meine Hoffnung bleibt ſtets unreif. Verdienen, und helfen Sie mir nur genug Geld verdienen, verſchaffen Sie mir die Freuden der Tafel und des behäglichen Lebens, und lieben Sie — wen Sie wollen.

Eliſe. So recht! — Wir ſind ein herrliches Kleeblatt!

Schnapps. Darum führte uns auch der Himmel zuſammen.

Eliſe. Zwei Schäfchen und einen Hirten!

Schnapps. Das war —

Eliſe. Still! — Hier ſind wir am Poſthauſe. Friſch! ausgeſtiegen und in dem beſten Gaſthofe eingekehrt. Heda! Zimmer für einen Hirten und zwei Schäfchen!

Ein

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Die erſten Operationen des Kleeblatts.

Sie giengen in den beſten Gaſthof, wurden aber doch herzlich ſchlecht logirt, weil der Gaſthof ſelbſt herzlich ſchlecht war.

Nach einem elenden Abendbrod legten ſie ſich alle dreie voller Plane und Entwürfe nieder, entſchliefen und erwachten ſo wieder. Nun wurden ſogleich Ingredienzien herbei geſchafft, und die Verfertigung des engliſchen Pflaſters, des Spiritus, und der Fleck- und Seifenkugeln, nahm ihren Anfang. Schnapps und Jakobine waren außerordentlich thätig. Eliſe, gieng ſingend auf und ab und that nichts.

Gegen Mittag machte ſie ihre Toilette und legte ſich an's Fenſter, denn das Pflaſter zu betreten, wollten ihr ihre wunden Füsſchen heute noch nicht erlauben.

„Wir befinden uns in einem elenden Neſt! — ſagte ſie endlich. — Ich ſehe es den Vorüber-

geh-

gehenken an, daß ſie gar keinen Sinn für ein Konzert haben können. Wie es ſcheint, beſchäftigen ſich die hieſigen Einwohner blos mit der Viehzucht, und wir ſind alle ſchon erzogen."

Schnapps ſeufzte.

„Seifenkugeln — fuhr Eliſe fort; — ſcheinen die Einwohner gar nicht brauchen zu können. Um ſich zu reinigen, ſind ſie gewiß der ſtärkſten Lauge bedürftig, womit ſie ihr bleiernes Zinngeräthe abwaſchen. Silhouetten ſtehen bei ihnen vermuthlich eben ſo wenig in Anſehen, als Seifenſpiritus. Brandewein und Roſmarienöl werden ſie aber gewiß kennen und zu ſchätzen wiſſen."

„Was fangen wir alſo hier an?" — fragte Schnapps.

„Wir wollen — antwortete Eliſe; — dieſes Neſt als unſer Laboratorium anſehen, wollen hier Vorrath machen, und weiter reiſen."

Nach einer kleinen Pauſe, fuhr ſie fort:

„Noch habe ich keinen einzigen Menſchen in ſeidenen Strümpfen hier vorübergehen ſehen,

aber

aber viele in Haarbeutelperücken, und mit meſſingenen Kämmen in den Haaren.“

Endlich ſchlug ſie das Fenſter unwillig zu, und warf ſich aufs Bette. — Jakobine und Schnapps arbeiteten ſtillſchweigend fort.

Bei Tiſche wurde die Geſellſchaft lauter und Eliſe lies ſogar Wein auftragen, der aber ſchlecht war, und worüber Schnapps der ſchwachen Kaſſe wegen, Vorſtellungen machte.

„Es ſoll hier nicht wieder geſchehen, — ſagte Eliſe; — denn der Wein taugt nichts. Die ſchwache Kaſſe aber, bringt mich nicht in Verlegenheit.“

Nach Tiſche mußte Schnapps in die allgemeine Gaſtſtube gehen, um das Terrain zu rekognoſziren. Das that er und ſtattete, als er zurück kam, folgenden Rapport ab.

„Schweſter Eliſe hat richtig geurtheilt. Dieſer kleine Ort nährt ſich blos vom Vieh- und Fruchthandel und enthält, den Magiſtrat ausgenommen, gar keine Honoratioren. Uebrigens, habe ich vernommen, daß vier Stunden von hier, der deutſche Armee-Kordon anhebt,

und

und daß man, in Rückſicht der Paſſage, ſehr ſtreng iſt. Da wir nun" —

„Herr Bruder! — begann Eliſe; — mein Rath iſt, der Armee ſo wenig wie möglich, nahe zu kommen, und uns lieber hinaufwärts ins Schwabenland, und nach der öſterreichiſchen Grenze zu, zu ſchlagen."

„Das meine ich auch;" — fiel Jakobine ein.

„Wenn wir nur Päſſe hätten!" — erinnerte Schnapps.

„Seyd ihr morgen mit einer Quantität Pflaſter und Kugeln fertig?" — fragte Eliſe.

„O ja!" — antwortete Schnapps.

„Gut! — fuhr Eliſe fort; — ſo reiſen wir übermorgen von hier ab, und ich verſchaffe uns bis dahin, Päſſe."

Den folgenden Tag nahm Eliſe etliche Päckchen Pflaſter und ein paar Schächtelchen Fleckkugeln zu ſich, putzte ſich recht theatraliſch heraus, und gieng aus.

Nach einigen Stunden kam ſie zurück, und warf drei Dukaten und einen Paß auf den Tiſch.

Eliſe. Verkauft beſſer als ich, wenn ihr könnt, und handelt auch noch dazu einen Paß ein.

Schnapps. Ei! wie iſt denn das zugegangen?

Eliſe. Morgen mit Tagesanbruch, müſſen wir von hier fort, denn ich habe zweien Herrn des Magiſtrats verſprechen müſſen, ſie morgen in ihren Gärten zu beſuchen, und habe nicht die geringſte Luſt Wort zu halten. — Nun fragt kein Wort weiter. Ich habe Fleckkugeln und Pflaſter zum Pfande eingeſetzt, mein Verſprechen zu löſen. Aber dieſer köſtliche Paß iſt mehr werth, als das Pfand, und für die Hälfte der Waare, habe ich mehr bekommen, als unſer ganzer Vorrath koſtet. Der junge Herr, der mir dieſe drei Dukaten geſchenkt hat, dauert mich, daß ich ihn nicht wieder ſehen ſoll. Aber ich kann ihm nicht helfen. Er war keine Magiſtratsperſon, ſonſt hätte ich wirklich Wort gehalten. — Ich ärgere mich, daß ein ſo artiger, junger Menſch in dieſem Neſte verwittern muß! —

muß! — Er hat dieſen Abend Verlöbniß, ſonſt wär er zu uns gekommen.

Schnapps. Nun! das muß ein artiger Zeiſig ſeyn! Hat eine Braut, und will —

Jakobine. Wer war er denn?

Eliſe. Das weiß ich nicht. Es ſah erſchrecklich gelehrt bei ihm aus. Alle Tiſche und Stühle lagen voll Bücher und Papiere. An den Wänden hiengen Portraite von Gelehrten, und auf dem Schreibepult, lag eine Handvoll Dukaten.

Schnapps. Honorarium und Brautgeld!

Eliſe. Gleichviel! Von dieſen Dukaten, ſchenkte er mir dreie. Ich gab ihm ein paar elende Fleckkugeln, und über zehn herzliche Küſſe. — Er hat ſie theuer genug bezahlt.

Schnapps. Ja wohl!

Eliſe. Wenn ich ihn je in meinem Leben wieder ſehe, will ich meine Schuld gewiß abtragen.

Gegen Abend hatte Schnapps einen Wagen zu beſtellen, den er auf zwei Tage, ſehr theuer bezah-

bezahlen mußte. — Ueber die Zeche bekamen die Mädchen Zank mit dem Wirth, konnten aber doch nichts abhandeln, weil er ſich auf den Ausſpruch der Obrigkeit berufte, und Eliſe aus guten Gründen die Sache dorthin nicht gebracht wiſſen wollte. Jakobine gab hin, was ſie von Gelde noch bei ſich hatte, und Schnapps legte 10 Laubthaler, wie er ſagte, ſeine ganze Baarſchaft, in die gemeine Kaſſe. Acht Dukaten aber hatte er irgend wohin eingenäht, weil er der Zukunſt nicht traute.

Man bezahlte, behielt 38 Gulden Ueberſchuß, den Schnapps auf Rechnung zu ſich nehmen mußte, und reiſte von dannen.

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Wie wohl es der Geſellſchaft geht, und was Schnapps thut.

Unſere Reiſenden befanden ſich im Fürſtenbergiſchen Gebiet, als ſie in einem artigen Städtchen Halt machten.

„Eine

„Eine geheime Ahndung — rufte Eliſe aus, als ſie ſich recht bequem einquartirt hatten; — ſagt mir, daß wir hier einen guten Fang thun werden.“

„Der ſehr nöthig iſt;“ — ſetzte Schnapps hinzu.

Die Wirthin war eine muntere, geſprächige Frau. Eliſe wußte ſie bald für ſich einzunehmen. Ihre rührende Erzählung wurde mit großer Theilnahme angehört, und eben ſo hörten ſie ihre Tiſchgäſte an, denen ſie die Wirthin wieder erzählte.

Schnapps trat eben in die Gaſtſtube und fand unter den Anweſenden gute Aufnahme.

Bald darauf zeigten ſich Eliſe und Jakobine auch, aber nur auf Augenblicke, in der Gaſtſtube. Eine borgte der Wirthin eine Nähenadel ab, die andere, gab Geld her und bat, man möge ihr Zwirn holen laſſen.

„Ein paar niedliche Geſchöpfchen!“ — rufte ein junger Herr aus der Geſellſchaft aus. — „Sie ſcheinen aber ſehr furchtſam und ſchüchtern zu ſeyn;“ — ſetzte er hinzu.

„Ach

„Ach Gott! — ſagte Schnapps; — das kann nicht anders ſeyn. Meine armen Schweſtern haben viel erdulten müſſen. Jetzt ſind ſie arm, und unverdiente Armuth und Schüchternheit paaren ſich immer. Sie ſind ſehr geſchickt im Putzmachen, wenn Sie alſo die Güte haben wollten, ſie in dergleichen Arbeit zu empfehlen, ſo würden Sie ſich ein groſſes Verdienſt der Wohlthätigkeit erwerben."

„Meine Herrn! — ſagte der junge Mann; — Laſſen wir uns, vor der Hand, ſämtlich ſchwarze Huthmaſchen von den artigen Händen der Demoiſellen machen."

Das waren alle zufrieden.

„Alſo neun Huthmaſchen! — Aber, wir holen ſie ſelbſt ab."

„Wie es Ihnen beliebt!" — antwortete Schnapps, und eilte mit der Beſtellung zu den Mädchen.

Eliſe lachte, und ſagte:

„Das geht gut!"

Bald darauf erſchien der junge Herr, der ein Doktor der Rechte war, ſelbſt, und brachte

brachte eine Kokarde als Modell, nach welcher die andern gemacht werden ſollten. Eliſe ſpann ſogleich ein Geſpräch an, und binnen einigen Minuten, konnte ſie auf ſeine Dienſtfertigkeit rechnen. Schnapps gieng auf ſein Zimmer, wohin ihm Jakobine bald nachfolgte, und ſich raſch über die Kokardenarbeit machte. Eliſe machte den Doktor zärtlich, und bald darauf gab ſie ſeinem Herzen den Gnadenſtoß.

Er erbat ſich die Erlaubniß mit einem Freunde zum Abendeſſen kommen zu dürfen, erhielt ſie, kam mit ſeinem Freunde, und traktirte köſtlich.

Eliſe und Jakobine nahmen die beiden Gäſte in Beſchlag, und Schnapps gieng, nach aufgehobener Tafel, abgeredetermaſen auf ſein Zimmer, wo er vorgab, Briefe ſchreiben zu müſſen, und wo man ihn mit Punſche ſtark verproviantirte.

In ein paar Tagen waren die Kokarden, der ganze Vorrath von Pflaſtern, Spiritus und Fleckkugeln ſehr gut verkauft. Die beiden Mädchen ſpielten auch gegen ihre Liebhaber ſehr glücklich, und die Kaſſe erhielt beträchtlichen Zuwachs.

Die Damen ſchaften ſich neue Kleider, bekamen auch welche geſchenkt, montirten Schnappſen doppelt und trugen doch noch Ueberſchuß in die Kaſſe.

Es wurde ſehr gut gelebt und die Liebhaber waren außerordentlich freigebig, ſo, daß ſich nach gedachter Equipirung, als am achten Tage die Kaſſe geſtürzt wurde, in derſelben über 500 Gulden befanden.

Eliſe ſagte:

„Wenn wir 500 Gulden haben, reiſen wir ab.“

Schnapps wurde nachdenklich, und als eines Abends die Liebhaber ſich bei ſeinen Gefährtinnen befanden, überlies er ſich auf ſeinem Zimmer, bei einer Bouteille Champagner nachfolgenden Reflexionen.

„Die Mädchen verdienen viel Geld auf die leichteſte Art von der Welt, und errichten ſich auf Unkoſten leichtſinniger Thoren goldene Säulen des Unterhaltes. Das iſt ſchon längſt da geweſen!

weſen![*]) Die bethörten Purſche, mit denen es die Mädchen zu thun haben, kennen das demoſtheniſche: non emo tanti poenitere! nicht; und ich — ſehe dem allen in ruhiger Gelaſſenheit zu.“

Hier trank er zwei Gläſer Champagner ſchnell hintereinander.

„Das kann aber nicht immer glücken, — und allenthalben, kann es nicht ſo gehen, wie es hier geht. — Leichtverdientes Geld geht auch leicht wieder fort. Die Mädchen ſind keine Haushälterinnen, und wir können vielleicht wieder ärmer werden, als wir waren. Schade um das ſchöne Geld!“

Er trank wieder.

„Wie? wenn ich die Baarſchaft in Sicherheit brächte? wenn ich damit fortgieng? — Ich rächte mich dadurch blos an Weibern für einen Diebſtahl eines Weibes das mich beſtohlen hat. — Zu dem, bekommen die Mädchen gewiß

---

*) Crates viſa aurea imagine Phrynes ſcorti Delphis erecta exclamavit: En Graecorum incontinentia trophaeum!

wiß wieder anderes Geld von den Liebhabern, und mir hilft die Summe ein Stückchen durch die Welt. — Uebrigens, will ſich's auch gar nicht für mich ſchicken, mit ſolchen leichtſinnigen Geſchöpfen in der Welt herumzureiſen, und mich gleichſam ſelbſt zum Mitſchuldigen ihrer Vergehungen zu machen. Noch dazu darf ich mich ja nicht einmal unterſtehen einer ſelbſt, nur einen Kuß zu geben. Bin ich nicht ein wahrer, armer Tantalus? Ich will ſie züchtigen. Ich will ſie verlaſſen. — Vielleicht beſſern ſie ſich, und ich habe ein gutes Werk geſtiftet.“

Beſchloſſen und gethan.

Als die Mädchen den folgenden Tag mit ihren Liebhabern eine Parthie auf's Land machten, ſtellte ſich Schnapps krank. Sie waren aber kaum fort, als er die ganze Baarſchaft zu ſich ſteckte, das beſte Röckchen anzog, und wie zu einem Spaziergange, ganz ungehindert das Wirthshaus verlies, nachdem er vorher eine gute Abendmalzeit beſtellt hatte.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Die Rührung eines Spitzbuben.

Schnapps war ungefähr hundert Schritte weit über das Stadtthor hinausgekommen, als ihm der Wagen mit den beiden Demoiſellen und ihren Liebhabern, gerade entgegen rollte.

„Herr Bruder! — ſchrie ihm Eliſe zu; — wohinaus?“

Schnapps war ſehr ärgerlich ſich ſo unerwartet im Fortgehen gehindert zu ſehen, doch faßte er ſich ſogleich und antwortete eben ſo freundlich, wie er gefragt wurde:

„Euch entgegen wollte ich gehen, und einen kleinen Spaziergang machen, 's freut mich, daß ich es ſo gut getroffen habe. Aber zu bald iſt es mir doch. Ich will deshalb noch ein wenig, bis es Tiſchzeit wird, um die Stadt herumgehen.“

„Ach das kannſt du morgen thun! — ſagte Eliſe. — Jetzt ſetzeſt du dich in unſern Wagen, da der Herr Doktor ohnehin ausſteigen will, und fährſt mit deinen lieben Schweſterchen in die Stadt zurück.“

Was ſollte Schnapps einwenden, ohne ſich verdächtig zu machen? Er mußte ſein Entweichen einer günſtigeren Periode heimſtellen, und jezt darauf Verzicht thun.

Der Doktor und ſein Freund ſtiegen aus, und Schnapps wollte eben in den Wagen ſteigen, als ein Junge ganz athemlos auf den Doktor zu ſprang, und ganz laut zu ihm ſagte:

„Herr Doktor! der Herr Lizenziat läßt Ihnen ſagen, daß Ihr Herr Vater mit den Gerichtsdienern in das Wirthshaus gegangen iſt, wo die fremden Mammſellen wohnen. Er läßt alles einpacken, und will die Mammſellen ins Spinnhaus führen laſſen.“

„Gut! — ſagte der Doktor ängſtlich und gab dem Jungen Geld; — Lauf zurück, und ſag dem Lizenziaten, er ſolle meinen Vater zu beſänftigen ſuchen.“

Der Doktor gab den erſchrockenen Mädchen einen Wink, und ſie ſtiegen aus den Wagen. Er hies dem Kutſcher fortfahren, und nun nahm der Doktor die beiden Mädchen und führte ſie ſchnell nach den Gärten zu.

Hier wurde in einem ſchmalen Wege, zwiſchen zwei Zäunen Rath gehalten.

„Mein Vater iſt der Stadtrichter, — begann der Doktor, — hat in dieſem Orte keinen Höhern über ſich, und iſt ein harter unerbittlicher Mann. Bekömmt er Sie in ſeine Gewalt, ſo läßt er Sie ohne Gnade in's Spinnhaus führen. Zurück können Sie nicht gehen. Fliehen Sie, ſo eilig Sie können. Ich muß in die Stadt. Findet Sie mein Vater nicht, ſo ſchickt er auf die Landſtraßen. Dies muß ich, wo möglich, zu verhindern ſuchen. — Dort geht die Straße nach der Grenze zu. Drei Stunden von hier, iſt ein Poſthaus. Hier iſt meine Börſe. Leben Sie ewig wohl!“

Eben das ſagte und that Jakobinens Liebhaber, und als die Damen, ſtarr, bleich, und ohne Bewegung, wie Büſten, die Börſen in den Händen hatten, ſprangen die Seladons eilig davon, und überließen ſie dem guten Glück.

Nach

Nach einer ziemlich ſtarken Pauſe, in der ſie ſich nur zuweilen ſtillſchweigend anſahen, fragte Schnapps:

„Was iſt nun anzufangen?"

„Uns hurtig auf die Füße zu machen, ehe man uns etwa hier findet;" — antwortete Eliſe ſchnell.

Sogleich ſetzten ſie ſich alle Drei in Bewegung, und eilten der Grenzſtraße zu. Im Gehen, wurde ganz natürlich geſprochen, und wir wollen hören, was ſie ſprachen.

Jakobine. Der verdammte Kerl von Stadtrichter!

Eliſe. Der Schöps, der Dokter! Hätte er ſich nur etwas der Art merken laſſen, ſo wären wir längſt fortgeweſen.

Schnapps. Mich dauert unſere Equipage, die wir zurücklaſſen müſſen.

Eliſe. Meine Korreſpondenz dauert mich, die nun in die Klauen des alten Eſels fällt.

Schnapps. Und unſer Paß!

Jakobine. Ach! und unſer Geld.

Eliſe. Es iſt eine verfluchte Geſchichte, die mich ſelbſt übellaunicht machen kann.

Schnapps. Ich weiß gar nicht, welch ein guter Genius mir zu einem Spaziergange rieth. Ich danke dem Himmel, daß ich ſeinem Rathe folgte. That ich's nicht, ſo ſas ich jetzt warlich ſchon, Gott weiß, in welcher ſtinkenden Kobe eines Zucht- oder Arbeitshauſes.

Eliſe. 's iſt ein ärgerlicher Handel!

Jakobine. Ach Gott! wenn man uns nur nicht nachſetzt und einholt.

Schnapps. Das wär zum Erhängen! — Aber es hat mir ſchon vor ein paar Tagen ein Unglück geahndet. Ihr habt's zu weit getrieben. Wir hatten genug zuſammen geſchlagen, und konnten eher, und mit Ehren, wenigſtens ohne Angſt, fortgehen. Aber da gefielen euch die Pürſchgen, da wolltet ihr euch nicht von ihnen trennen, und —

Eliſe. Nicht moraliſirt!

Schnapps. Nur gnädig! Wenn Ihnen meine Geſellſchaft nicht anſteht, ſo können Sie es nur ſagen. Ich glaube durch die Welt ohne

Ihre

Ihre Spekulationen kommen zu können, die, wenn ſie alle; ſo wie die jetzige enden und geendet haben, ſehr übel berechnet ſind und waren. Ich habe auch Erfahrung, und wenn ich künftig nicht meine Meinung ſagen darf, ſo bin ich auch nicht willens, meine Haut für Sie zum Markt zu tragen. Bin ich allein, ſo mache ich keine Spekulationen, die in die Arbeitshäuſer führen. Wenigſtens, macht mich die Liebe nicht ſo blind, den Ausweg einer Sache nicht ſehen zu können. Ein guter Hirt weiß ſeine Schaafe zwar zu ſcheeren, aber er ſchindet ſie nicht. Und ſo muß ein Mädchen auch mit ihren Liebhabern verfahren, wenn ſie ihr Negotium verſtehen will.

Eliſe. Sind Sie fertig?

Schnapps. Ja.

Eliſe. Sie haben recht. Aber wir liegen im Waſſer, wozu hilft das Predigen? Ziehen Sie uns heraus, aber predigen Sie nicht. Ich ſehe nicht ein, wozu uns jetzt der Unſinn helfen ſoll?

Schnapps. (hitzig) Unſinn? — Weil Sie nicht wiſſen, und es bewießen haben, daß

Sie

Sie es nicht wiſſen, was Sinn oder Unſinn iſt, ſo nennen Sie meine gutgemeinte Empfindlichkeit Unſinn. Sie haben meinetwegen nichts zu wagen gehabt, aber wie es mir, ohne meine Schuld hätte ergehen können — — Genug davon! Aber ich ſehe es deutlich ein, es iſt, es geht nicht anders, wir müſſen uns trennen.

Wir, die wir wiſſen, daß Schnapps die ganze von den beiden Mädchen erworbene Summe in den Taſchen hat, wir merken wohl, warum er ſo auf Trennung dringt, aber wir verabſcheuen den nichtswürdigen Gauner auch gewiß alle.

Eliſe. Hier iſt die Börſe, die mir der Doktor gab. Sie hören nun auf zu klagen!

Schnapps. Aber —

Eliſe. Schweigen Sie! Gehen Sie jetzt gleich. Verlaſſen Sie uns. Ich will mit Jakobinen allein gehen, und wenn man uns ja einholen ſollte, ſo ſollen Sie Unſchuldiger, bei uns Schuldigen, nicht gefunden werden, und nicht mit uns leiden. — Nehmen Sie die Börſe!

Da ſtand Schnapps, und konnte die Börſe nicht nehmen. Ja, er wurde ſogar gerührt.

So hat es Augenblicke gegeben, in denen ſelbſt die größten Spitzbuben gerühret und grosmüthig wurden. Und ſo, gieng es auch jetzt, ſelbſt wider ſeinen Willen, glaub' ich, Schnappſen.

Schnapps. Dahin wollte ich Sie haben!

Eliſe. Wie?

Schnapps. Ihr Herz iſt gut. — Sie ſind leichtſinnig, aber edeldenkend. Ihre Grosmuth rührt mich. Behalten Sie die Börſe. Wir trennen uns nicht. Meine Grosmuth ſoll Sie aber auch rühren. Hören Sie mich an: Sie waren kaum aus dem Hauſe, als ein Geſpräch zwiſchen zwei Männern, die ich nicht ſehen konnte, im Hofe, mir alles entdeckte, was uns drohte, und geſchehen ſollte. Deshalb raffte ich mich auf, gieng Ihnen entgegen, und war —

Eliſe. Und waren doch einfältig genug, in der Angſt die Kaſſe im Stiche zu laſſen!

Schnapps. Meinen Sie? — Nein! ſo dumm iſt Silberberg nicht. Er hat die Kaſſe bei ſich.

Jakobine. Sie haben die Kaſſe gerettet?

Schnapps. Ich habe ſie bei mir.

Eliſe. (küßt ihn) Engliſcher Herr Bruder!

Schnapps. Das Küſſen iſt ja gegen den Vertrag.

Eliſe. Nehmen Sie's übel?

Schnapps. Gott bewahre! — Jetzt, da ich Ihr edles Herz geprüft habe, ſind Sie mir noch zehnmal werther und theurer, als vorher. Jakobinchen! küſſen Sie mich auch.

Jakobine. (küßt ihn) Herzlich gern!

Eliſe. Nun ſind wir mit einander zufrieden.

Jakobine. Und wollen es bleiben. — Ach! ich liebe den Frieden ſo ſehr!

Schnapps. Die Moral mußten Sie erſt noch mitnehmen, ehe ich —

Eliſe. Nun moraliſiren Sie meinetwegen noch drei Stunden lang. — Haben Sie die Kaſſe aber wirklich?

Schnapps. Auf mein Ehrenwort! — darum wollte ich ja nicht in den Wagen ſteigen. Bemerkten Sie denn meine Winke gar nicht?

Eliſe. Ich habe nichts geſehen.

Jakobine. Ich auch nicht.

Schnapps. Seht, ſo tief wart ihr in das Anſchauen eurer Liebhaber vertieft, daß ihr nicht einmal meine Aengſtlichkeit und meine vielbedeutenden Winke bemerktet! Beſſert euch in Zukunft. Liebt, aber wißt auch zur rechten Zeit wieder aufzuhören.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Szenen bei Nacht und Ungewitter.

Schon waren ſie beinahe anderthalb Stunden weit gegangen. Die Mädchen fingen an Müdigkeit zu klagen, der Abend kam immer ſtärker heran, und ein Gewitter war im Anzug. Schon donnerte es in weiter Entfernung, aber das Grenzdorf, welches ſie liegen ſahen, hofften ſie doch noch zu erreichen. Sie ſtrengten alle ihre Kräfte an, und kamen eben an den Wald, der ſeitwärts an der Straße lag, als es anfieng

ſtär-

ſtärker zu blitzen, näher zu donnern; und auf einmal fiel ein ſolcher Platzregen herab, daß ſie ſich genöthigt ſahen, in den Wald zu flüchten, wo die ſtärkſten Bäume ihnen bald keinen Schutz mehr geben konnten. Da ſiengen die Mädchen bitterlich zu weinen an. In eben dieſem Augenblick entdeckte Schnapps eine dicht mit Stroh überlegte Jägerhütte. Der Eingang war niedrig, der Raum des Innern aber ziemlich geräumlich. Es war da nicht viel zu überlegen. Schnapps kroch voran, und die Mädchen weinend ihm nach. In der Hütte war es, wie man leicht denken kann, ſo finſter, daß eins dem andern ins Geſicht greifen konnte, ohne es eher, als nach dem Griffe zu merken. Sie fanden in der Ecke eine Bank, ſetzten ſich darauf, und indem die Mädchen weinten, meditirte Schnapps. — Draußen tobten Sturm und Ungewitter auf das heftigſte fort. Es folgte Schlag auf Schlag und der Regen ſtrömte wie in Bächen hernieder.

„Ach mein Gott! das erſchreckliche Wetter!“ — ſeufzte Jakobine.

„Das Wetter iſt fürchterlich — ſagte Schnapps; — aber wir können Gott danken, daß wir im Trockenen ſind. Und ob wir gleich hier in der ſchrecklichſten Dunkelheit ſitzen, und obgleich Sturm und Donner uns umtoben, ſo iſt dieſer Auffenthalt doch unendlich reitzender, als ein Zimmer im Arbeits- und Spinnhauſe.“

Die Mädchen ſchwiegen, und ſeufzten.

„Dieſe Nacht wird doch zu überſtehen ſeyn! — fuhr Schnapps fort; — Dann, können wir in Freiheit weiter gehen, und ſind einer großen Beſchimpfung entgangen. Ich wette darauf, der Stadtrichter ärgert ſich weit mehr, als wir uns ärgern, daß wir uns nicht haben kennen lernen. — Das Doktorchen wird dieſe Nacht auch nicht auf Roſen liegen. Und, wer wohl unſere Zeche bezahlen wird? — Hätten wir nur das Abendeſſen hier, das ich zum Scheine des Wiederkommens, im Gaſthofe beſtellte! Ich bin wirklich hungerig.“

Jakobine durchſuchte ihre Taſchen, fand einiges Backwerk und gab's Schnappſen. Elliſe, gab keinen Laut von ſich.

Es entſtand eine ſehr ſtarke Pauſe. — Ein außerordentlich ſtarker Donnerſchlag endete das Schweigen.

„Das war ein entſetzlicher Schlag!" — ſeufzte Jakobine.

„Es kann nicht allzuweit von hier eingeſchlagen haben;" — ſetzte Schnapps hinzu.

Es wurde wieder ſtille.

Schnapps wagte es, ſich bei Jakobinen einige Freiheiten herauszunehmen, kam aber übel an, und trug ſehr zerritzte Hände davon. Er beruhigte ſich alſo, lehnte ſich zurück, und ſchlummerte ein. Die Mädchen wollten auch ſchlafen, vermochten es aber nicht.

Nach einigen Stunden verhallte der Donner, und der Regen ſtrömte weniger heftig.

„Ach! wenn es doch Morgen wär!" — ſtöhnte Jakobine.

Schnapps erwachte, und wollte eben ſprechen, als Jakobine ſagte, ſie höre ein ſtarkes Pferdegetrappel. Die andern lauſchten, und hörten eben das. Es kam immer näher und wurde ſtärker. Endlich hörten ſie ganz vernehmnehmlich viele Pferde an der Hütte vorbei trappeln.

„Das iſt ein ganzes Kavallerie-Kommando!“ — liſpelte Schnapps.

„Ach Gott! — ſeufzte Jakobine, am ganzen Leibe zitternd; — wenn es nur nicht etwa den Reutern einfällt unſern Auffenthaltsort zu unterſuchen.“

Jetzt fiel ein Schuß. Die Mädchen fuhren heftig zuſammen. Schnapps nicht weniger; und drei Köpfe fuhren in Einem Moment gegen einander.

Draußen hörten ſie ſprechen.

Die Mädchen zitterten heftiger. Schnappſen ſchlug das Herz ſtark an die Rippen.

Die Reuterei ſetzte ſich in Galopp. Bald war ſie vor der Hütte vorüber, und es erfolgte eine Todenſtille.

Der Regen ſtrömte wieder ſtärker herab.

Jakobine. An dieſe Nacht will ich denken, ſo lange ich lebe!

Schnapps. Es iſt wahr! es iſt eine ſehr ſchlimme Nacht.

Jakobine. Ach! und der morgende Tag —

Schnapps. Wird ſo gar angenehm auch nicht ſeyn. — Wenn nur nicht etwa hier herum ein Kavallerie-Regiment Poſto gefaßt hat. Die Kerle examiniren, wie die Zolleinehmer.

Jakobine. Warum nahmen Sie aber auch den Paß nicht mit, da Sie doch die Kaſſe zu ſich nahmen.

Schnapps. Wußte ich denn, wo er ſteckte?

Eliſe. In meinem Portefeuille...

Schnapps. Wirklich? — Nun, ſo iſt's gut! Ihr Portefeuille habe ich zu mir geſteckt.

Eliſe. O Sie kluger Silberberg! Dafür ſollen Sie morgen ein Dutzend Küſſe bekommen. In dem Portefeuille ſtecken noch mancherlei Schriften, an denen mir ſehr viel gelegen iſt. Geben Sie mir's.

Schnapps. Wenn's Tag wird. Jetzt kann ich nicht auspacken.

Jakobine. Nun iſt mir doch wieder ein großer Stein vom Herzen!

Jetzt vernahmen ſie wieder Pferdegetrappel, ganz nahe an dem Orte ihres Auffenthalts vorbei.

„Das iſt wirklich ein Kavallerie-Detaſchement, — ſagte Schnapps. — Man hört das gleich an dem gleichen Pferdetritt. Es müſſen in der Nähe ſchlechterdings Soldaten eingerückt ſeyn; und was wir hören, ſind Patrouillen.“

Nach einer kurzen Pauſe, klagten die Mädchen über Hunger.

Schnapps. Auch ich muß in dieſe Klage mit einſtimmen. Indeſſen müſſen wir unſern Mägen Geduld zuſprechen. Die größten Männer in der Welt, von deren Thaten alle Länder erſchallen, haben oft eben ſo gut, als die nichtigen Menſchenkinder, die gar nichts gethan haben, was man groß nennen könnte, *) —

ha-

---

*) „L'huomo che ſpende ſenza fare qualche attione heroica, e ſegnalata, chiamaſi: Figlio di Niente.“ — Huarte Eſſamin. de gl' ingegni de gli huomini. Venet. 1510. p. 313.

haben oft eben ſo viel vom Hunger ausſtehen müſſen, wohl oft noch weit mehr, als wir jetzt von dieſem ungebetenen Patron auszuſtehen haben. — Der Hunger iſt eine Nothwendigkeit des Lebens; denn hätten wir keinen Hunger, ſo könnten wir nicht eſſen, und hätten folglich auch keine Lebenserhaltung.

Jakobine. Natürlich!

Schnapps. In unſerer jetzigen Lage aber, iſt der Hunger eine ſehr große Schickſalswiderwärtigkeit, die uns zuſtößt. Wir ſelbſt befinden uns in einer ſehr unangenehmen Lage, in welcher die Unfälle heftig auf uns losſtürmen. Das Unglück zwickt und zwackt an uns herum, wie ein Jude an einen Dukaten, den er beſchneidet. Einige As kann er dem Dukaten wohl nehmen, aber er bleibt doch ein Goldſtück. So iſt es auch mit uns. Wir gleichen Weinſtöcken, die verderben, wenn ſie nicht beſchnitten werden, aber im Gegentheil, deſto luſtiger ausſchlagen, grünen, blühen, und Früchte bringen! Wir gleichen Weintrauben, die keinen Wein geben, wenn ſie nicht gekeltert werden. Wir gleichen dem Saffran, der nur unter den Fustritten der Menſchen, wie die Wegebreite, deſto luſtiger wächſt.

Eliſe. Nun, Sie beſchnittener Weinſtock; Sie gekelterte Weintraube, und getretener Saffran! ſind Sie fertig? — Aus welchem Predigtbuche des vorigen Jahrhunderts, haben Sie denn dieſe Troſtgründe aufgerafft?

Schnapps. Aufgerafft? — Alles eigene Erfindung, um euch arme Schäfchen zu tröſten.

Eliſe. Ein Stückchen Brod wär mir lieber als alle Ihre Gleichnißerſchöpfungen zu unſerm Troſt.

Schnapps. Brod habe ich nicht; meine Tröſtungen wollen Sie nicht; alſo kann ich auch ſchweigen.

Er ſchwieg wirklich, und da die Mädchen auch ſchwiegen, ſchlummerte er ein.

Als er geweckt wurde, beklagten ſich die Mädchen, er habe entſetzlich geſchnarcht, und zeigten ihm, daß das Morgenlicht durch die Hüttenthür hereinbrach.

„Gott

„Gott ſey Dank! — ſagte er; — So wär denn dieſe ſchreckliche Nacht überſtanden und der ſchöne Morgen iſt angebrochen. Es regnet, glaube ich, nicht mehr. Aber, mein Hunger iſt ſtärker geworden.“

„Wozu das Schwatzen? — ſchrie Eliſe unwillig. — Stecken Sie die Naſe in's Freie, und ſehen Sie, wie es draußen ausſieht.“

Schnapps that, wie ihm befohlen war, trat hinaus, und redete hinter ſich in die Hütte:

„Kommt heraus, Kinder! die liebe Sonne geht auf. Kommt, und athmet mit mir, die reinſte Morgenluft.“

Die Mädchen folgten ſeinem Rufe, und verließen die Hütte.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

Sie wußten ſich zu helfen.

Sie hatten den Wald verlaſſen, und waren auf der Landſtraße. — Hier überlieferte Schnapps Eliſen

Eliſen ihr Portefeuille. Sie öffnete daſſelbe, und fand den Paß zum allerſeitigen großen Vergnügen. Hierauf unterſuchten die Damen das Eingeweide der Börſen, die ſie bei'm Scheiden von ihren Liebhabern erhalten hatten. Schnapps ſuchte ſich in der Gegend zu orientiren, und darauf nahmen ſie ihren Weg auf das Grenzdorf zu, das ſie geſtern nicht hatten erreichen können.

Sie waren nicht weit gegangen, als ſie aus der Gegend, wohin ſie wollten, einen Mann auf ſich zugeritten kommen ſahen, der, ſeinem Anſehen und ſeiner Kleidung nach, ein wohlhabender Weinhändler zu ſeyn ſchien.

Er ritt langſam bei ihnen vorbei. Sie grüßten einander, redeten ſich aber nicht an.

Der Reuter war ſchon einige Schritte weit vorüber, als er hielt und zurückrufte:

„Heda! Jüngferchen! ein paar Worte.“

Unſere Reiſegeſellſchaft nahte ſich ihm, und er redete weiter:

„Dort, in jenem Dorfe, auf welches euer Weg zugeht, wurden dieſe Nacht von berittenen Stadt- und Gerichtsdienern, zwei Mammſellchen und ein Herr geſucht, die nach der Beſchreibung dieſer Leute, euch ſehr ähnlich ſehen müſſen. Nehmt euch wohl in Acht, daß euere Aehnlichkeit mit ihnen, euch nicht in Ungelegenheit bringt. Wenigſtens, wird man euch gewiß in dem Dorfe anhalten."

Das ſagte er, und ritt weiter.

Unſere Geſellſchaft war über dieſe Notiz, wie vom Donner gerührt, und keins konnte lange Zeit, ein Wort ſprechen.

„Was fangen wir nun an?" — jammerte endlich Jakobine.

„Vor allen Dingen, — ſagte Schnapps; — müſſen wir jetzt in den Wald, und in unſere Hütte zurück."

Das geſchah. — Sie eilten der Hütte zu, und nahmen auf der kaum verlaſſenen Bank, wieder Platz.

Nun wurde viel deliberirt, und nichts beſchloſſen. Die Klage über Hunger wurde heftiger, und Eliſe war wieder ſehr kleinlaut geworden.

„Proviant muß ich ſchaffen, — ſchrie Schnapps; — es entſtehe auch daraus, was da wolle. Der Hunger könnte uns eine Kapitulation für's Spinnhaus abzwingen, und das verhüte der Himmel!"

Er trat vor die Hütte und ſchaute ſich überall vergebens nach Hülfe um.

Endlich erſchien ſie doch.

Ein Jüdlein kam mit einem einſpännigen Wägelein daher gefahren. Schnapps redete das Männlein an, und erfuhr, er handele mit Kleidern, mit denen er umherfahre.

Schnapps beſah die Garderobe, fand alte und neue Kleider, und unter denſelben, auch Bauernkleider.

Unſer Schnapps gab, wie wir wiſſen, wenn es darauf ankam, Lügen zu erdenken, dem ſinnreichen Vielerdulter Odüſſeus, ohne Merkurs Beiſtand, nichts nach, und deshalb konnte es ihm auch gar nicht fehlen, dem Juden etwas aufzubinden.

„Ich bin — ſagte er; — ein Schauſpieldirektor, und bin, um den ſchönen Morgen zu genießen,

nießen, ein wenig in's Freie gegangen. Hier will ich nun meine Equipage erwarten, die mit meinen Leuten aus dem nächſten Orte ſchon ausgefahren ſeyn muß. Einige hübſche Bauernkleidungen könnte ich eben brauchen, und wenn er billig ſeyn will, mein Freund! ſo will ich ihm zwei weibliche Bauernanzüge und ein männliches Bauerngewand, abhandeln. Ja ſogar dieſen Tragkorb, der auf dem Wagen liegt, kaufe ich ihm ab.“

Der Jude lachte, und ſagte:

„Werden wir Handels einig, ſo gebe ich dem Herrn den Korb obendrein, ob ich gleich kein Weibsbild bin.“

Schnapps ſuchte vollſtändige Anzüge aus, größtentheils neu, handelte nicht lange, bezahlte ſie gut, und erhielt auch den Tragkorb.

Der Jude hörte und vernahm ganz deutlich, daß Schnappſens Magen gewaltig lärmte, und bot ihm ein Fläſchgen Likör zum Kauf an. Schnapps nahm, und bezahlte es.

„Ich

„Ich will meine Leute hier mit einem Frühſtück überraſchen, was ihnen ganz unverhoffst kommen wird;" — ſagte Schnapps.

Als der Jude das hörte, bot er ihm auch ein weißes Brod, und ein Stück Schweizerkäſe an.

Schnapps nahm, und bezahlte alles; und als der Jude fortfuhr, ſchrie er ihm nach:

„Freund! wenn ihm meine Leute begegnen, ſo ſage er ihnen, ſie ſollten zufahren; bei dem ſteinernen Kreuze an der Ecke des Waldes, wartete ich."

Der Jude nickte, und fuhr fort.

Schnapps aber eilte in die Hütte, wo man ſogleich über das Frühſtück herfiel, und Schnappſens herrlichen Einfall pries.

„Silberberg! — ſagte Eliſe; — Er iſt ein Goldmann!"

Jakobine kneipte ihn in den Backen, und ſagte:

„Freundchen! Sie ſind ein vortrefflicher Menſch!"

„Nun aber — fuhr Eliſe fort; — hinaus vor die Thür, damit wir uns ankleiden können.“

Sie ſchoben ihn hinaus und verwandelten ſich ſchnell in Bäuerinnen, indem Schnapps auch im Freien ſeine Toilette als Bauer machte.

Die Mädchen kamen als Bäuerinnen aus der Hütte, und ſahen allerliebſt aus. Ihre vornehmen Kleidungsſtücke warfen ſie in den Korb. Eliſe nahm den Korb auf den Rücken, und ſo traten ſie ihre Wanderſchaft an.

Sie waren kaum aus dem Walde, als ſie von einem leeren, mit zwei Pferden beſpannten Rollwagen eingeholt wurden. Ein Bauer kutſchirte.

„Woher des Landes?“ — rufte ihn Schnapps an.

„Ich habe — antwortete der Bauer; — von Rothaus, wo ich her bin, Seiltänzer nach Ober-Mettingen gefahren, und komme jetzt zurück.“

„Wollt Ihr uns für ein Trinkgeld, nicht mitnehmen?“

„Warum nicht? Herzlich gern!“

Raſch ſtiegen die Mädchen [illegible] den Wagen, und Schnappe nahm neben [illegible] Bauer auf dem Kutſcherſitze Platz, um ihn [illegible] und jenes ausfragen zu können.

Sie waren noch nicht weit gefahren, als ſie von drei Reutern eingeholt wurden, deren Anſehen dieſelben ganz deutlich als Gerichtsdiener karakteriſirte.

„Heda! — ſchrie der eine dieſer Gerichtspatrouille; — Haben euch nicht ein paar Landſtreicherinnen begegnet? Sie haben auch einen Kerl bei ſich. Sie ſind vornehm, in blaue, mit Flor überzogene Kleider gekleidet, trugen Hüte mit weißen und ſchwarzen Schwungfedern, ſehen ſehr honett aus, ſind aber Erzdirnen, die jungen Leute ſchröpfen; wahre Schandbälge, an denen die Obrigkeit ein Exempel ſtatuiren muß. Sie haben unſers Herrn Stadtrichters Söhnchen, das Doktorchen, teufelmäßig geſchröpft. Und das Donnerwetter weiß, wohin ſie ſo ſchnell gekrochen ſind. Wir haben alle Winkel durchſtöbert, und nichts gefunden.“

„Uns

„Uns hat keine Seele begegnet, als ein Jude mit einem kleinen Wagen;“ — ſagte Schnapps.

„War der Wagen des Juden bedeckt;“ — fragte jener weiter.

„Ja; er war bedeckt.“

„Sapperment! den Wagen müſſen wir viſitiren!“

Damit ſprengten ihrer zwei ſchnell davon. Der dritte aber hielt noch ſtill, ſchlug Feuer auf, und zündete ſeine Tobakspfeiſe an.

Als ſeine Kammeraden ein Fleck voran waren, ſtieg er vom Pferde, trat an den Wagen, und ſagte zu Eliſen:

„Der Herr Doktor iſt ein braver junger Herr, deſſen Geſundheit ich ſchon oft für ſein Geld getrunken habe. — Mammſellchen! — ſetzte er leiſer hinzu; — Ich kenne Sie. Aber ich will Sie nicht kennen.“

Den Mädchen, die bisher wie auf Kohlen geſeſſen hatten, gab's zugleicher Zeit einen Schlag, der ihnen durch alle Glieder fuhr. Ihr Erſchrecken war ſichtbar.

„Fürchten Sie nichts von mir! — ſagte der Gerichtsdiener ganz treuherzig; — Ich will's dem Herrn Doktor ſchon ſagen, daß Sie in Sicherheit ſind."

Eliſe und Jakobine fuhren ſogleich nach den Börſen, und eine jede drückte ihm einen Dukaten in die Hand.

Er ſah die zwei Dukaten, und dann die beiden Mädchen bedenklich an. Eliſe merkte, was er ſagen wollte, und warf ihm die ganze Börſe zu. Er bedankte ſich durch freundliches Kopfnicken, und ſie fuhren fort.

Sechs und dreißigſtes Kapitel.

Ein ſehr kurzes Kapitel.

Der Bauer lächelte ſo vielbedeutend, als wollte er ſagen:

„'s iſt mir, als merkte ich etwas!"

Er wurde aber nicht laut, und Schnapps verwickelte ihn in ein ökonomiſches Geſpräch.

Als ſie abſtiegen, ihn bezahlten, und ſich von ihm trennten, ſagte er lächelnd:

„Bauern habe ich doch nicht gefahren! — Aber ich bin gut bezahlt worden, und bekümmere mich um weiter nichts. Sie ſind jetzt nicht mehr im Fürſtenbergiſchen, aber rechts und links, können Sie wieder hinein kommen.“

Damit gab er den Pferdten die Peitſche, und fuhr davon.

Die Reiſegefährten ſprachen nun von ihrer ausgeſtandenen Angſt, und eilten einem Wirthshauſe zu, wo ſie vor der Thür blieben, und unter einer Linde, wie Bauern, kalte Speiſen zu ſich nahmen.

Eine Stunde weit von dieſem Orte zogen ſie ihre Bauerkleider in einem Buſchhölzchen aus, kleideten ſich wieder in ihre vorige Tracht, ſchenkten die Kleider einem Bettler, und giengen auf das nahegelegene Poſthaus zu.

Schnapps verlangte den Poſtmeiſter zu ſprechen, mit einer Lüge gut gewaffnet, hörte aber, er ſey ausgeritten. Dieſe Nachricht war ihm noch lieber.

Er verlangte Poſtpferdte; und ſogleich wurde eingeſpannt.

Nun gieng es von hier, mit Poſtpferdten Tag und Nacht fort, bis ſie die freie Reichsſtadt Pfullendorf erreicht hatten, wo ſie Halt machten, und ſich müde und matt in den beſten Gaſthof der Stadt einquartierten.

Sieben und dreißigſtes Kapitel.

Wie es in der freien Reichsſtadt Pfullendorf hergieng.

Vor allen Dingen wurde, als die Geſellſchaft im Trockenen war, die Kaſſe revidirt. Man hatte eine ſtarke Tour mit Poſtpferdten gemacht, man hatte ſich auf der Reiſe nichts abgehen laſſen, und Schnapps hatte auch zu ſeinem ſchon vernähten Vorrath, noch einige Dukaten hinzugefügt, weil er, als ein kluger Mann auf mancherlei Folgen, die ſich ereignen konnten, gefaßt ſeyn wollte. Als daher der baare Vorrath demonſtrirt wurde, beſtand derſelbe noch in

96 Gul-

98 Gulden und 15 Kreuzern. Für drei Menſchen, welche gut leben wollten, immer ein ſehr eingeſchränktes Kapital. Daher kam es über die Vermehrungsart deſſelben zur Deliberation.

Eliſe. Sucht nur euere Pflaſter und Blumenfabrik wieder hervor!

Jakobine. Ich bin bereit.

Eliſe. Und ein Konzert, wird hier wohl gegeben werden müſſen, es falle auch aus, wie es wolle.

Schnapps. Das iſt nun wohl einerlei, wenn wir nur etwas einnehmen. Giebt es doch Menſchen, die das edle Brummeiſen zur Mundharmonika für Konzertſäle machen, die ſich mit Pfeiffen und Fäuſten *) hören laſſen,

---

*) Von einem ſolchen Fauſtkonzert findet ſich folgende intereſſante Nachricht in der malerischen Reiſe nach Rom. I. Th. S. 116. „Ein junger Pfarrer ballte ſeine beiden Fäuſte und ſchlug mit der rechten, an die linke Fauſt an, nicht anders, als wenn er Feuer ſchlüge, und mittelſt der gegenſeitigen Berührung der eingeſchlagenen Finger, brachte er die vernehmlichſten Töne, eine Arie und ein Allegro mit vollkommenen Läufen und Trillern heraus" u. ſ. w.

warum ſollten wir den Leuten nicht etwas vorſingen, ſo gut wir's können?

Eliſe. Ja wohl! — doch könnten wir es wohl bis auf die letzt aufſpahren.

Schnapps. Sodann, könnte man auch wohl hören, ob die Menſchen hier nicht etwa Luſt hätten auf Subſkription ein Nationaltheater errichtet zu ſehen.

Eliſe. Auch gut!

Schnapps. Bei dieſer Gelegenheit, könnte ich auch hier eine Wochenſchrift ankündigen und ſchreiben.

Eliſe. Nur erſt Konnexionen! — Hinunter in die Gaſtſtube und geſehen, woher hier der Wind kömmt. Wittern Sie junge Kaufleute aus. Wir brauchen Garderobe.

Schnapps. Ei ja wohl!

Jakobine. Wahrlich! recht nöthig. Beſonders, Wäſche. Die Wirthsleute müſſen denken, wir ſind vom Galgen gefallen. Ohne Koffer —

Eliſe. Aber mit Extrapoſt!

Schnapps

Schnapps ſchlich, der Ordre gemäs, in die allgemeine Gaſtſtube, fand auch einen bunten Zirkel Trinkgäſte, konnte aber nicht recht an ſie kommen. Endlich machte er ſich an den Wirth und erzählte die Geſchichte zweier ihm abgeſchnittener und vom Wagen geraubter Koffer, ſo natürlich, daß derſelbe die Hände über den Kopf zuſammen ſchlug und ſich kreuzte und ſegnete. Die Gäſte wurden aufmerkſam.

Wirth. Ei! du mein Gott! — das iſt Malheur!

Schnapps. Ein Verluſt, von mehr als 3000 Gulden.

Wirth. Tauſendſapperment!

Schnapps. Ein Glück war es noch für uns, daß wir einige Rollen Gold in einem Kaſſettchen im Wagen, bei uns hatten. — Lieber Gott! wer in der Welt Unglück haben ſoll, der hat es derb. An der Niederländiſchen Grenze liegen unſere beiden Landhäuſer in der Aſche. Unſere Heerden und Pferde, haben die Feinde weggetrieben, unſere Meublen uns geraubt. Was wir retten konnten, nahmen wir in zwei Koffern mit uns, und dieſe — O Gott! ich darf gar nicht daran denken. Die verdammten Franzoſen!

Ein Kaufmann. Ja! es ſind wahre — Ich mag's gar nicht ſagen, was ſie ſind!

Schnapps. Irokeſen, Vandalen, Unmenſchen ſind ſie!

Wirth. Ja, ja! das beweiſen die Zeitungen.

Schnapps. Und Fakta.

Kaufmann. 's iſt ſchade, daß die ſchöne Freiheit in ſolche Hände gerathen iſt!

Schnapps. Ach! ſie gehen mit ihr um, wie Bathſeba mit dem Urias umging. Sie lärmen und ſchreien von Freiheit, und möchten doch gern die ganze Welt zu ihren Sklaven machen.

Wirth. Ja, ja! ſo ſteht's aus.

Schnapps. Noch dazu, ſind ſie ja ſelbſt nicht frei. Die rothe Mütze macht's nicht aus. Ich ſage in dieſem Fall: Non omnis Sacerdos Sanctus, ſed omnis Sanctus eſt Sacerdos. So geht's auch mit den franzöſiſchen Freiheitspredigern.

digten. Non cathedra facit Sacerdotem, ſed Sacerdos Cathedram. Non locus ſanctificat hominem, ſed homo locum. Es lies ſich darüber noch weit mehr ſagen, aber — — Punktum! — Ich weiß, was mich ihre Freiheit koſtet!

Kaufmann. Wohin gedenken Sie nun zu gehen?

Schnapps. Ach! für mich trage ich keine Sorge, aber meine beiden armen Halbſchweſtern, junge, unerfahrene, unſchuldige Dinger, die — — dieſe dauern mich. Sie ſind zwar ſehr geſchickt und kunſtreich in weiblichen Putzarbeiten, aber — wer giebt Fremden gern etwas zu verdienen?

Kaufmann. Ich bin ein Schwager unſers Konſulats. Beide Herrn Konſuln haben Schweſtern von mir geheurathet. Unſere Familie iſt ſtark, ich will ſehen, was ich morgen bei den Weibern für Ihre Demoiſellen Schweſtern thun kann.

Schnapps. Vergelte es Ihnen der Himmel!

Kauf-

Kaufmann. Wir haben eigentlich keine rechte privilegirte Putzmacherin hier. — Wenn alſo —

Schnapps. Grosmüthiger Mann!

Kaufmann. Nun! wir wollen ſehen — — Und Sie, waren ein Oekonom?

Schnapps. Ich habe Chirurgie ſtudiert, und kann mich allenthalben examiniren und [illegible] laſſen. Dabei habe ich Bellettres und Sprachen ſtark frequentirt, und nebenbei, kann ich ſcharmante Silhoneten verfertigen. Ich mache einen guten Vers, habe didaktiſche und dramatiſche Kenntniſſe, und — habe eine zwar alte, aber die beſte Methode, zu ſchröpfen.

Kaufmann. Ich will Sie meinen Schwäger empfehlen.

Schnapps. Thun Sie das, theuerſter Mann!

Wirth. Hören Sie! Ihre Schröpfmethode, möchte ich wohl probiren. Ich bin ſeit einiger Zeit mit böſem Blute geplagt, und —

Schnapps. Ja, ja! ich will Sie ſchröpfen. — Als ich im letztern Türkenkriege mich

als

als Volontair-Feld-Staabs-Chirurgus bei der Ruſſiſchen Armee befand, hatte ich nach und nach einige Tartariſche Chans auf meine Art geſchröpft, und ſie waren mit mir ſo wohl zufrieden, daß ſie mich deshalb nur Martſiskowitzkywotz, d. h. der Schröpfer, nannten. Davon war natürlich in der Armee geſprochen worden. Als ich nun eines Tages in meinem Gezelt ſas, ein Pfeifchen türkiſchen Knaſter rauchte, und im Galeno las, kam eilends eine Ordonnanz geſprungen und rufte mich zu dem Feldmarſchall Potemkin Taurotſchefskoi. Ich eilte zu ihm. „Mon cher Silberberg! — rufte mir der gute, leutſelige Herr entgegen; — Ich höre viel Gutes von ſeiner Schröpfkunſt. Er ſoll mich ſchröpfen.“ — Dictum, factum! Ich ſchröpfte ihn. Damals bekam ich ein ſchönes Präſentchen! So wahr ich ehrlich bin! 1500 Goldrubel; denn der Fürſt hatte Geld, wie Heu, Die infamen Janitſcharen nahmen mir aber alles ab, als ſie mich gefangen nach Konſtantinopel ſchleppten.

Kaufmann. Sie ſind in Konſtantinopel geweſen?

Schnapps.

Schnapps. Leider! — Auf mein Ehrenwort ließ man mich frei umher gehen, und ich trieb meine Kunſt. — Nun begab ſich's, daß ein reicher Kaufmann eine ſchöne Georgierin gekauft hatte, die er ſehr liebte, und dieſe wurde krank. Holland war in Nöthen, und kein Türkiſcher Arzt konnte ihr helfen. Ein guter Freund empfiehlt ihn mich. Ich komme und kurirte das ſcharmante Kind wirklich. Aber — wie das nun ſo geht! — der Teufel hatte ſein Spiel. Wir wurden zärtlich gegen einander, der Herr Ali — ſo hies der Kaufmann, — erwiſchte uns, und ich konnte mir nicht anders helfen, ich — ſtach ihn nieder.

Kaufmann. Sapperment!

Schnapps. Ich entfloh, und es kam zwar nicht heraus, was ich gethan hatte, aber — an die Todesangſt, die ich hatte, will ich gedenken, ſo lange mir die Augen offen ſtehen. Wär's herausgekommen, man hätte mich ſans façon den Hunden vorgeworfen. Zum Glück ſchröpfte ich einen Baſſa von drei Roßſchweifen glücklich, und erhielt dafür meine Freiheit.

Wirth. Sie haben ſich etwas in der Welt verſucht!

Schnapps. Was hilft mir's? — Der Tartar Chan Jzeb Britzky wollte mich bei ſich behalten. Wär ich nur bei ihm geblieben! Aber freilich, man iſt ein Menſch, der Religion hat, und —

Kaufmann. Die Tartarn haben wohl gar keine Religion?

Schnapps. Wenig. — Es ſind rauhe Menſchen. Aber wir haben ſie viel Gutes erzeigt. Das machts, weil mir der Chan wohlwollte.

Indem trat ein dicker Mann herein, den die andern mit Hutabziehen empfingen. Schnapps erkundigte ſich bei dem Kaufmann: wer der Herr ſey? und erhielt zur Antwort.

„Beider Rechte Doktor. Ein gelehrter Mann. Ein großer Kriminaliſt und Philoſoph.“

Schnapps ſchwieg.

Indeſſen hatte einer aus der Geſellſchaft dem Doktor ganz kurz alles referirt, was Schnapps von

von ſich gegeben hatte, und der Doktor fieng an den Fremdling mit Kriminaliſten-Blick zu fixiren. Endlich pflanzte er ſich in einen Grosvaterſtuhl der herbeigetragen wurde, und nahm; weil man bei der Tafel, an welcher er ſas, nicht ſo vorſichtig als bei des Kanzler Prats Tiſche *); geweſen war, ſeinen Siz ein wenig ſeitwärts derſelben, lies die Tabakspfeife auf ſeinem Schmeerbauche ganz behäglich ruhen, und öffnete den Mund.

Doktor. Mein Bruder, der Amtsverweſer, hat mir heute geſchrieben. Sie haben bei ihm ein paar Emigranten auf Malefizwegen ertappt. Die Köpfe wackeln ihnen.

Wirth. Ei!

Doktor. Ja! es wird wohl über ſie hergehen. Mein Bruder iſt glücklich in ſolchen Fällen.

---

*) Der Kardinal Kanzler Anton du Prat unter Kön. Franz I. in Frankreich, war ſo dick, daß er ſeinen Tiſch mußte ausſchneiden laſſen, um Platz für ſeinen Bauch zu gewinnen. — Varillas Hiſtoire de Francois I. L. 8. p. 291.

Fällen. Er verſteht's aber auch, dergleichen Purſchen derb einzuheitzen.

Kaufmann. Die armen Emigranten ſind aber auch jetzo recht übel daran!

Doktor. Das ſind ſie! Aber wenn ſie ſich auf Maleſizwegen ertappen laſſen, ſo müſſen ſie hängen. So, wird man ſie am beſten los. Bringen ſie nichts mit, wovon ſie leben können, ſo müſſen ſie bleiben, wo ſie waren. Es könnten ja endlich gar Völkerwanderungen entſtehen, und dieſen können die Kriminalgerichte durch Wachſamkeit gar leicht vorbeugen. Wir haben ſelbſt Arme und können deshalb für fremde Bettler nicht ſorgen. Jeder Staat hat ſeine Noth. Und die Armen-Noth, iſt die größte, die er haben kann.

Wirth. Ach lieber Gott! wir ſind alle arme Menſchen.

Doktor. Wenn wir nichts haben, Ja!

Wirth. Es hat ein jeder ſein Kreuz.

Doktor. O ja!

Wirth. Fehlt's hier nicht, ſo fehlt's dort. — Ich gebe den Armen gern.

Doktor. Man muß einen Unterſchied machen. Allen Bettlern Almoſen zu geben, heißt den Staat mit liederlichen Geſindel überhäufen; heißt die Tagediebe privilegiren, die nicht arbeiten wollen, und ſich über unſere Freigebigkeit luſtig machen. Die Gutherzigkeit der Schwaben hat ihnen eine ſolche Bettelei über den Hals gezogen, daß ſie aus Furcht Almoſen geben müſſen, wenn ſie nicht von dem Geſindel ihre Häuſer wollen angezündet und ſich ſelbſt ermordet, beraubt und geplündert ſehen. — Man ſollte eine allgemeine Jagd auf die Gauner machen, und mit einemmal alle Galgen voll hängen, damit man Ruhe bekäme. Werden die Kriminalſtellen bei uns weichherzig, dann könnt ihr nur alle gutwillig mit den Gaunern und Bettlern theilen, wenn ihr beim Leben bleiben wollt. Ich wollte jedes Städtchen in Schwaben binnen kurzer Zeit zur Feſtung machen, wenn ich nur die Bettler jedes Diſtrikts zum Feſtungsbau treiben dürfte.

Schnapps. Ja, es giebt viel böſes Geſindel im lieben Schwabenlande.

Doktor. Alle Länder ſchieben ihre Vagabunden in unſern Kreis. Und wir, ernähren ſie auch, und laſſen uns plündern und brandſchatzen, wies den Spitzbuben gefällt.

Schnapps. Meine Koffer ſind mir auch von ſolchen Spitzbuben abgeſchnitten worden.

Doktor. Sie ſchneiden Koffer und Kehlen ab, wie ſie dazu kommen können. — Man ſagt's, man ſchreibt's, man druckt's, — aber, was hilft's? Nichts! — Sie haben alle Augen und Ohren, und doch will kein Menſch ſehen und hören. Ich ſage es öffentlich, die Obrigkeiten, die ihre Galgen einfallen laſſen, geben Privilegia zum Stehlen und Rauben. Und das, müſſen ſie dereinſt verantworten. Malum judicium omnis mali cauſa eſt! Wenn das Bettelvolk Schandthaten, Mord und Todſchlag begeht, ſo kann daſſelbe der Obrigkeit gerade in's Geſicht ſagen: „Das ſind nicht unſere, es ſind euere Thaten. Denn erlaubtet ihr uns nicht das zu ſeyn, was wir ſind, ſo könnten wir nicht begehen, was von uns begangen wird. Ihr ſeyd alſo Mitſchuldige, und könnt uns gar nicht richten.“ Auf dieſes Thema könnten die Bettler ihre Defenſion, ja wenn ſie ſonſt wollten, ihre Anklage gegen die Obrigkeit ſelbſt, bauen. Und wer könnte ſagen: Sie haben unrecht? Tu es judex, ne quid accuſandus ſis, vide! Ich bin dem Bettelvolke ſo gram, wie meinen Sünden, aber Obrigkeiten, die dem Bettelweſen nicht ſteuern, kann ich noch weit weniger leiden. Wer Hände hat und arbeiten kann, und nicht arbeiten will, ſondern lieber ſtiehlt und bettelt, den Taugenichts ſchicke ich nicht etwa durch Landesverweiſung meinem Nachbar zu, dieſer ſchändlichen und nicht mehr nützlich ſeyn wollenden Kreatur, werfe ich noch 10 Gülden zum Beſten des Staats nach, und laſſe ſie aufknüpfen. Denn der Menſch iſt in der Welt, um zu arbeiten, und nicht zu ſchmarotzen und zu faullenzen. Und in die bürgerliche Geſellſchaft, gehören ſolche Purſche gar nicht. Denn der Staat iſt in allen ſeinen Fugen und Verbindungen, der größten Beeinträchtigung und Gefahr unterworfen, der die meiſten arbeitsfähigen Tagediebe ernährt, der ſie ſtehlen, rauben, plündern, bren-

nen

nen und morden läßt. Das ſind meine Prinzipia, und ich getraue mir dieſelben vor der ganzen Welt zu verantworten.

Schnapps. Dieſe Prinzipia ſind gewiß eben ſo ſchön, als ſie richtig ſind!

Doktor. Meint der Herr?

Schnapps. Die Wahrheit liegt am Tage.

Doktor. Darum ſehen ſie die Nachteulen nicht.

Hier entſtand eine ſtarke Pauſe. Die Zuhörer ſchienen in ihren Herzen zu bewegen, was der Doktor geſagt hatte. Er ſelbſt aber, trocknete ſich den Schweis von der Stirn, und ſah dann finſter vor ſich hin.

Dieſes Benehmen des Doktors hatte Einfluß auf die ganze Geſellſchaft. Keiner der Verſammlung ſprach ein Wort. Bald ſah jeder vor ſich hin und ſeine Blicke wurden immer finſterer.

Schnapps glaubte ſich in einem Zirkel kopfhängender Kartheuſer zu befinden.

Der Wirth verlies die Stube, kam aber bald wieder zurück und trat gleichſam frohlockend wie ein Freudenbote mit der Nachricht ein:

„Nun wirds bald wieder lebhaft werden! der Herr Rektor, der Kantor, und Herr Morlak kommen.“

Auf dieſe Nachricht erhob die Geſellſchaft die Köpfe, wie auf ein verabredetes Signal, und ein ſichtbares Lächeln überſchwebte jedes Geſicht.

Acht und dreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Die drei angekündigten Herrn traten ein, wurden begrüßt, grüßten wieder, und nahmen ihre Plätze ein.

Morlak. Die Herren erlauben uns da fortzufahren, wo wir geſtern ſtehen blieben und den Faden der zerriſſenen Unterhaltung wieder anzuknüpfen. — Ein Staat, der nicht alle, in ihm dazu verborgen liegende Kräfte anſtrengt,

ſchö-

ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften zu protegiren, iſt und bleibt ein armſeliges Ding von einem Staate, der endlich von innen und außen ganz roſtig wird. Warum? Er hat keine Kraft- und Schwungfedern. Daher muß jeder Staat darauf bedacht ſeyn, vor allen Dingen, ein gutes Theater zu etabiliren.

Kantor. Und der Muſik den möglichſt größten Spielraum zu geben.

Rektor. Ἀπέχου κυάμων! — Je beſſer und feſter gegründet ein Staat ſeyn will, deſto mehr muß er ſich der ſpartaniſchen Lebensart zu nähern ſuchen. Der Staat kann all das Recitiren und Singen entbehren, nie aber Einfalt der Sitten. Wozu ſoll die Gaukelei der Phrygier? Was das Tanzen den Pferdten ſchadet, erfuhren die Sybariten. Ἔξω οἱ κύνες!

Morlak. Ein Staat ohne Kultur der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, iſt ein politiſches Ding ſans gout et ſans exactitude.

Rektor. Setzen wir einen Staat unter die Aufſicht und Vormundſchaft der ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, ſo geben wir demſelben einen böſen Hofmeiſter, der eine Jungfrau ſchändet, die er bewahren und bewachen ſoll. Riſum teneatis amici!

Kantor. Die älteſten und unkultivirteſten Völker hatten und haben Sang und Muſik.

Rektor. Der Geſang iſt eine widernatürliche Ausſprache der Worte.

Kantor. Die Exklamationen der erſten Menſchen, waren Geſang. Jeder Vokal iſt eine Sangnote.

Rektor. Quis temperet a lacrimis! die Vokalen haben noch keinen Staat regiert. Und ein Staat, der von Muſikern regiert würde, müßte ein —

Kantor. — ſehr harmoniſcher Staat ſeyn.

Morlak. Nehmen Sie dem Staat Wiſſenſchaften und Künſte, ſo nehmen Sie der Welt das Licht. Wie treffend kann die Regierung von der Bühne herab auf das Volk würken! wie kann es durch dieſelbe die Pflege alles deſſen anempfehlen, was gut und edel iſt. Von hier aus erweckt ſie Patriotismus —

Rektor. — und verbreitet Sklavenſinn.

Morlak. Wenn ſie das thut, ſo iſt ſie eine elende Kupplerin des Despotismus.

Doktor. Nun ſagt mir aber nur, was ihr ewig lärmt und ſtreitet? Euch zu gefallen, wird man weder einen ſpartaniſchen, noch einen theatraliſchen, noch einen muſikaliſchen Staat errichten. Und gäb man euch Herrn die Mittel, ſolche Staaten zu gründen, ſo würde der Rektor bald von den ſpartaniſchen Eiſenſtangen erdrückt, der Kantor tod gegeigt werden, und Herrn Morlak jagten ſeine Theatermänner ſelbſt fort. Ein Staat muß alles, was zum Luxus gehört, entweder entbehren, oder vernünftig anwenden können. Eigenheiten muß er aber nicht privilegiren, und auf Unkoſten der Geſetze und des Wohls für's Ganze, muß weder eine freie Kunſt, noch ſonſt etwas dieſer Art dominiren. Der Staat muß eben ſo gut entbehren, als toleriren können. Die Waſſerſuppen der Spartaner, die Flöten der Phrygier und der Sybaritismus dürfen und können zu unſern Zeiten, nicht mehr prävaliren. Jedes dahin, wohin es gehört. — Ich liebe ein gutes Konzert, ich ſehe gern ein lehrreiches Schauſpiel, beides, wenn es zu haben iſt; aber ich bin nicht unglücklich, wenn ich es entbehren muß. Aber bei euch Herrn heißt es: nil medium.

Rektor. Das medium iſt ζωὴ καὶ ψυχὴ des Staats, und dieſes medium, iſt der Spartanismus.

Doktor. Quod non, Domine! Der Spartanismus iſt für unſere heutige Welt ein Extrem. Wer Teufel wollte auch, beſonders in Pfullendorf, nackend umher lauſen, und ſich ſtatt der Dukaten, mit Eiſenſtangen ſchleppen? Die liebe Schuljugend würde ein erbauliches Schauſpiel haben, wenn ihr Herr Rektor in puris naturalibus einherträt, ihr Zuchtſittigkeit zu predigen.

Ein allgemeines Gelächter endigte dieſes Geſpräch, bei welchem Schnapps als Zuhörer geſeſſen und ſeine beiden Männer wohl gefaßt hatte. Dieſe waren, wie man leicht denken kann, der Kantor und Morlak. — Er nahm die Gelegenheit

heit wahr, und bat beide ſehr wortreich, als die Geſellſchaft ſich eben ſehr hitzig in ein politiſches Kriegsgeſpräch verwickelte, ihm die Ehre ihres Zuſpruchs auf ſeinem Zimmer zu gönnen, wo er ihnen etwas zu eröffnen habe.

Die Herrn nahmen die Einladung an, und folgten ihm, wohin er ſie invitirt hatte.

Neun und dreißigſtes Kapitel.

Die Enthuſiaſtiſirten.

Wir, die wir das edle Kleeblatt, die wir den Hirten und die Schäfchen, ſchon ſo genau kennen, wir kommen der neuen Bekanntſchaft um viele Schritte näher als die, welche dieſelbe machten. Wie nach einem verabredeten Operationsplane, der das beſondere hatte, daß er durch keinen Spion dem Feinde verrathen war, giengen die Damen ſogleich methodiſch zu Werke, und indem Jakobine den Kantor fixirte, hielt Eliſe den ſchönen Geiſt Merlak feſt. Schnapps war

eine

eine Art von Mediateur, ein Punkt, in welchem ſich vier Linien vereinigten und vier Punkte berührten. Dabei ſorgte er auch gar weislich für angenehme Leibesnahrung, lies ein artiges Abendbrod auftragen, an welchem die Herrn Theil nehmen mußten, ob ſie gleich höchlich verſicherten: ſie wären ſchon dabei geweſen. Es wurden einige Bouteillen Wein geleert, und nach aufgehobener Tafel, wurde Punſch aufgetragen. Eliſe ſas wie eine Königin hinter dem Punſchnapſe und gab ihren klugen Reden mit dem Punſchlöffel, gleichſam wie mit einem Zepter, Nachdruck.

Nach einer rührenden Erzählung ihrer erdichteten Unglücksfälle, kam das Geſpräch, auf die Nationaltheater-Entrepriſe. Morlak war in ſeinem Elemente, ſah im Geiſte ſchon ſeine Trauerſpiele auf der Bühne paradiren, und der Kantor ſtellte ſich eben ſo, an die Spitze als Direktor, des Orcheſters. Auch wollte er eine Oper in dem neuſten Geſchmacke komponiren.

Eliſen fiel es nicht ſchwer, die beiden Männer zu enthuſiaſtiſiren. Morlak deklamirte Stellen aus ſeinen theatraliſchen Produkten, und der Kantor ſang einige von ihm komponirte Lieder ab.

Morlak erbot ſich, eine Anrufung an's Publikum zu ſchreiben, demſelben die Nützlichkeit des Schauſpiels aus der Geſchichte und aus der Natur der Sache ſelbſt zu beweiſen, ihm ein: Thue desgleichen! an's Herz zu legen, und ſelbſt Unterzeichnung unter ſeinen Freunden zu ſammeln. Jakobine und Eliſe ſollten das Konſulat zu gewinnen ſuchen, und zu den andern Honoratioren, wollte der Kantor Schnappſen begleiten.

Der Punſch und die Blicke der Mädchen begeiſterten zu großen Unternehmungen. Die Freunde der Muſen ſahen Thaliens Tempel im Geiſte ſchon eröffnet.

Kantor. Wenn die erſte Simfonie ertönt!

Morlak. Wenn zum erſtenmal der Vorhang auffliegt, Schweigen und Erwarten die Aufmerkſamkeit feſſelt, und die reinen Jamben der Eröffnungsrede über die ſchönen Lippen der

De-

Demoiſelle einhertanzen, wie die ſanften Grazien im Gefolge der freundlichen Horen!

Kantor. Wenn nun wieder ein ſanftes Harmonieſtück die Ohren der lauſchenden Zuhörer füllt!

Morlak. Wenn ſie auftritt, die Heldin meines Stücks!

Schnapps. Wenn der erſte Beifall von den Händen rauſcht!

Eliſe. Wenn man mir das erſte Bravo! zuruft.

Morlak. Wenn ich entzückt und wonnetrunken aus dem Schauſpielhauſe auf mein Zimmer eile, ein Gedicht auf die ſchöne Darſtellerin zu ſchreiben! auszugießen die Empfindungen meines gepreßten Herzens!

Kantor. Wenn eine Arie, die ich con amore ſetzte —

Morlak. Wenn eine Szene, die ich voll Begeiſterung entwarf —

Eliſe. Wenn eine ſanfte gefühlvolle Stelle meiner Rolle —

Morlak.

Morlak. Ach Gott! ach Gott! ich vergehe!

Jakobine. Herr Kantor trinken Sie doch!

Eliſe. Herr Dichter! laſſen Sie ſich nicht nöthigen.

Morlak. Ach Gott, nein! Aber — (mit Begeiſterung) Ich bin außer mir!

Reichte Hebe mir den Becher,
wohlgefüllt mit Nektarwein,
könnte ich, beglückter Zecher,
nicht wie jetzt, ſo ſelig ſeyn.
Du, o zehnte aller Muſen!
blickſt Begeiſterung in Buſen,
blickſt mir Wonn' in's Herz hinein!

Die Herren fantaſirten fort. Der Punſch und die Mädchen begeiſterten, ein paar Küſſe berauſchten, und die Entzückten ſchlichen endlich halbträumend davon. Auf ihren Zimmern ſchrieb Morlak noch ein Gedicht, und der Kantor komponirte ein Gracioſo, ehe ſie ſich zu Bette legten. Schnapps und ſeine Gefährtinnen aber lachten ganz herzlich ihr Schlafſtündchen herbei.

Vierzigſtes Kapitel.

Vielerlei und Mancherlei.

Es kann einem Schriftſteller — zumal, einem der einen Roman ſchreibt, — eben ſo gehen, — und es geht ihm auch zuweilen ſo, — wie es einem Frauenzimmer geht, das zu verſchiedenen Zeiten mit einem Stück ihres Putzes beſchäftiget iſt. Geſetzt, ſie arbeitet an einem Aufſatze. Einmal iſt ſie ſo ſorgfältig bei ihrer Arbeit, daß ſie ſich auch nicht erlaubt eine einzige Nadel leichter einzuſtecken als die andere. Ein andermal, thut ſie das nicht. Es geht huſch huſch darüber hin, und wird doch auch ein Aufſatz. Von auſſen ſieht man's dem Dinge nicht an, ob's con amore ſeine Exiſtenz erhielt, oder nicht; aber bei dem Zergliedern läßt ſich das beſtimmen. — Indeſſen thut der Aufſatz ſeine Dienſte, er ſey ſo bedenklich wie möglich, oder ſo unbedenklich wie auch möglich, gemacht. Ja, die Dame kann in dem unbedenklich gemachten Bonnet, eben ſo

gut

gen Eroberungen machen, eben ſo ſehr gefallen, als hätte die Kopfzierde, während der Kriſis der größten Bedenklichkeit, ſeine Exiſtenz erhalten. Genug, die Feder weht, und der Eſprit *) iſt gehörig angebracht.

Das ſoll eine Art von Vorrede, Erklårung, Aviſo, oder wie man's nennen will, an die Leſer ſeyn, und ſoll eigentlich ſagen:

> Zuweilen wird der Verfaſſer dieſes Romans im Erzählen ſehr umſtåndlich ſeyn, zuweilen nicht. Dabei wird aber der Gang der Geſchichte, und der Roman ſelbſt, als Roman betrachtet, gar nichts verlieren.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung, die hoffentlich nur den *einzigen* Fehler hat, daß ſie nicht

---

*) *Eſprit* nennt die Sprache der Mode das Sultåndchen, welches die Damen jetzt auf ihre Kopfaufſätze ſtecken. Man weiß, und iſt es ſchon gewohnt, daß die Benennungen der Modeputz-Ingredienzien, oft ſehr ſymboliſch ſind. *Deshalb* wird wohl auch ein *Sultan* jetzt *Eſprit* genannt; verſteht ſich, — von den Damen. — Uebrigens, war ſonſt der Eſprit im Kopfe, jetzt paradirt er *an dem* Kopfe.

nicht früher gekommen iſt, fährt der Verfaſſer in der Erzählung der Begebenheiten ſeines Helden und ſeiner Heldinnen, fort.

Die beiden Mädchen fanden Gnade vor den tiefblickenden Augen der Herrn Konſuln und des ganzen Magiſtrats. Morlak und der Kantor waren thätiger als thätig. Die Schrift zur Subſkriptionseinladung erhielt Approbation und zirkulirte mit Beifall. Alles ſchien einen glücklichen Ausgang der Petition zu weiſſagen, und jedermann ſah ſich ſchon im Geiſte von der neuen Nationalbühne recht wohl unterhalten. — Morlak legte die letzte Hand an ſein Trauerſpiel: Han-Nickel, der große Spitzbube, und ſchrieb eine Oper: Die Zauberperücke, welche der Kantor beſtmöglichſt in Muſik zu ſetzen, bemüht war.

Er veranſtaltete ein Concert ſpirituel, in welchem, von Eliſen eine Arie, und von ihr und ihm ſelbſt, ein Duett aus der neuen Oper abgeſungen wurde, welche viel Beifall erhielten. Die Einnahme gehörte den Demoiſellen, und betrug, nach Abzug der Unkoſten, über 100 Gulden, die unſern Freunden ſehr gelegen kamen.

Morlak kündigte eine Deklamationsſzene, (wie die Bekanntmachung ſie nannte,) an. In derſelben wurden von ihm, von Schnappſen, Eliſen und Jakobinen, Szenen aus ſeinen Schauſpielen deklamirt. Er überlies den Damen die Einnahme, und dieſe, ſtrichen gegen 60 Gulden ein.

Es ſey uns erlaubt, da das vortreffliche Trauerſpiel Han-Nickel, der große Spitzbube, ſo viel wir wiſſen, noch Manuſkript iſt, hier eine der deklamirten Szenen deſſelben, einzurücken, die hoffentlich den Leſern einen Begriff von dem Ganzen geben wird, und die wir hiermit zur weiteren Bekanntmachung den Herausgebern der Theateralmanache und Journale, empfohlen haben wollen.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Eine Szene aus dem Schauſpiele: Han-Nickel, der große Spitzbube.

Land-Jäger-Meiſter.

Bei Gott! dieſer Bube, dieſer Han-Nickel,*) macht mir viel Sorge und Bekümmerniß. Allenthalben ſtreiſt er umher, und dennoch kann ihn der Arm der Gerechtigkeit nirgends nahe genug kommen, ihn zu ergreiſen, und zur verdienten Straſe zu ziehen. — Jetzt ſoll er in dieſem Forſte hauſen. — Sehen möchte ich ihn doch einmal.

Han-Nikel. (tritt aus dem Gebüſch hervor) Wünſche wohl geruht zu haben, Herr Land-Jäger-Meiſter!

L. J. M.

---

*) Die Geſchichte Han-Nickels und ſeiner Bande iſt in einer beſondern Piece beſchrieben, deren Titel ich aber nicht genau angeben kann, weil ich ſie nicht bei der Hand habe. Sie verdient aber geleſen zu werden.

L. J. M. (erſchrocken) Wer biſt du?

H. N. Ihr wolltet mich ja gern ſehen. Hier, ſeht mich an.

L. J. M. Mein Gott! Sollteſt du etwa gar —

H. N. Ja, ich bin der, den Ihr ſehen wolltet. (fürchterlich groß) Ich bin Han-Nickel.

L. J. M. (wie vom Blitz getroffen) Gott!

H. N. (ſchlägt ihm auf die Achſel) Herr! Hier ſtehen ein paar große Männer neben einander.

L. J. M. (verlegen lächelnd) Warum nicht? — O ja! —

H. N. Höre, was ich dir ſagen will. — Ihr wünſcht mich zu fangen und zum Tode zu verurtheilen. Aber wahrlich! ich ſage euch, könntet ihr euern Endzweck erreichen, ihr würdet in mir ein Meiſterſtück der Natur zerſtöhren, und das, giebt ſie nicht zu, ſie, die Freundin aller Menſchen, die kühn hinaus ſchreiten über die Schneckenlinien des gewöhnlichen Lebens. — Ihr nennt mich einen Spitzbuben, weil ich hier und dort zuweilen etwas mitnehme. Ihr ſagt, ich ſey ein Räuber, weil ich die verloren gegangene Gleichheit der Güther wieder herſtellen will. Ihr nennt mich einen Mörder, und ſolltet mich des Himmels Racheſchwert nennen. Euere Proklamationen ſchildern mich als eine Peſt der menſchlichen Geſellſchaft, ich bin aber nur ein wohlthätiges Fieber, welches die Geſundheit herbeiführt die ſich überladen hat. Wiſſe, die Natur hat etwas Außerordentliches in mich gelegt, das ich nur, fern von euern Konvenienzzirkeln ſichtbar machen kann, und, nicht wahr? ich habe es ſichtbar genug gemacht? Die Sonne beſcheint meine Thaten, die euerigen, hüllen ſich in Finſterniß und Schleier. Mein Leben wird Biografen beſchäftigen, und die Nachwelt wird ſagen: Han-Nickel lauerte im heiligen Dunkel der Wälder auf große Thaten, indem ſeine Feinde in erleuchteten Antichambren auf Hinterliſt und Trug ſannen. — Legt mir das Handwerk, wenn ihr könnt! (ſchrecklich) Ich bin Han-Nickel!

L. J. M. (ängſtlich) Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

H. N.

H. N. (erhaben) Adieu! (ſchießt ein Piſtol ab) Seht! ich bin laut, und ihr wagt es nicht mich zum Schweigen zu bringen? — (ſtark) Fort!

L. J. M. (ſchleicht fort. — Vor ſich) Tauſendelement! das iſt ein großer Kerl!

H. N. (ſieht ihm nach) Wie dauern mich die kleinen Menſchen! (nach einer Pauſe) Je nun! wir können nicht alle groß, können nicht alle Han-Nickels ſeyn! — — Heda! Marie Lieſe! meine Geliebte!

Marie Lieſe. (kömmt freudig geſprungen) Mein Han-Nickel?

H. N. (küßt ſie) Ich weihe dich mit dieſem Kuſſe zur Braut eines großen Mannes. Dein Name wird neben dem meinigen leben, wie der Name Kleopatra, neben dem Namen des großen Antonius.

M. L. Ach! was du da ſagſt!

H. N. Stunden kommen, Stunden fliehen, aber mein Ruhm bleibt ewig. Was die Natur in mich gelegt hat, lege ich aus, und wie es auch kommen mag, ſo ſichert mir mein Leben die Unſterblichkeit.

M. L. O du großer, lieber — lieber Mann!

H. N. Theuerſte Marie Lieſe! liebe mich um mein ſelbſt willen.

M. Lieſe. Um deinet- und um meinetwillen will ich dich lieben!

H. N. So gefällſt du mir.

M. L. Und du gefällſt mir auch. — Aber — lieber Han-Nickel! — Ach Gott!

H. N. Was iſt dir?

M. L. Ich bin ſo ängſtlich.

H. N. Das darf nicht ſeyn. — Was iſt es, das dich ängſtlich macht?

M. L. Die Zukunft. — So oft wir bei einem Galgen vorbeiziehen, denke ich —

H. N. An ſolchen Stellen mußt du nichts, gar nichts denken.

M. L. Die weißen Schädel blinken ſo ſchrecklich vom Rade herab.

H. N. Laß ſie blinken. Sie ſind weder unſere Sonne, noch unſer Mond.

M. L.

M. L. Ach Trauter! wenn nun auch wir einmal —

H. N. Der Menſch entgeht ſeinem Schickſal nicht. Und oben, auf dem Rade, ruht ſich's eben ſo gut, wie in einer marmornen Gruft. Unſer Name lebt fort. Der Leib mag liegen, wo er will, (gros) er liegt unter dem blauen Aether, wie eine Braut unter der Decke des hochzeitlichen Betts.

M. L. Ach! — Ein Hochzeitbett und das Rad ſind wohl zwei ſehr verſchiedene Ruhebetten. (mit ſchmelzender Wehmuth) Doch! doch! — Roſen hier, Dornen dort — (mit Ausdruck) dort!

H. N. Geh! bereite das Mittagsmal.

M. L. Ach ja! — (feierlich) Dort! (küßt ihn und eilt ab) Lieber hier, als dort!

H. N. (wird nachdenkend) Das Rad oder der Sarg! Das iſt die Frage. Iſt es beſſer, ſein Leben als großer Mann am Galgen, oder als eine kleine Seele auf dem Sterbebette zu verhauchen? — (faßt ſich ſchnell) Han-Nickel! — Pfui! ſchäme dich! Bleib, was du biſt, und werde kein Grübler. Die Sonne ſcheint wohl auf's Rad, aber nicht auf den Sarg. Alſo ſchwinge dich raſch der Sonne entgegen, und — (groß) vollende deinen Adlerflug! (ab)

Die Szene fand viel Beifall. Morlak, der des Land-Jäger-Meiſters, Schnapps, der Han-Nickels, und Elſe, die Marie Kieſens Rollen laſen, mußten ſie noch einmal leſen, und ein rauſchendes Applaudiſſement ſagte ihnen, was man dabei empfand.

Zwei und vierzigſtes Kapitel.

Briefe, Geſpräche und Begebenheiten.

Schnapps befand ſich in Pfullendorf ſehr wohl, ſteckte auch wieder ein paar Dukätchen bei Seite, und vernähte ſie in ſeine Kleider, ſo, daß er nun ſiebenzehn vernähte Dukaten bei ſich trug, die er für den äußerſten Nothfall aufſpahrte, und ein ſolcher ereignete ſich leider! bald.

Er gieng eben eines Tags zu dem Kantor, als er zu ſeinem größten Erſtaunen einen Wagen ankommen ſah, in welchem Fräulein Erdmuthe, Junker Günther, und die geliebte Elsbeth ſaſen. Der Wagen hielt vor dem Gaſthofe, in welchem Schnapps nebſt ſeinen Damen logirte. Die bekannten Perſonen ſtiegen aus, die Koffer wurden abgepackt, und Schnapps ſah und merkte ganz deutlich, daß es ſeinen Bekannten Ernſt war, ſich da einzuquartieren, wo auch er ſeine Wohnung hatte. Das war ihm ſehr ungelegen, und er konnte es nicht wagen in ſeine Wohnung zurück zu kehren, ſo lange er Perſonen mit ſich unter Einem Dache wußte, deren Daſeyn ihm ſehr läſtig werden konnte.

Er entſchloß ſich alſo kurz, gieng nicht zum Kantor, ſondern wanderte zur Stadt hinaus, und gerade auf Möskirch zu.

Als er daſelbſt angekommen war, und Quartier genommen hatte, ſetzte er ſich ſogleich nieder und ſchrieb folgenden Brief an die in Pfullendorf zurückgebliebenen Schönen, die, wie er leicht denken konnte, ſeine Abweſenheit fühlen würden:

„Gott zum Gruß!

„Ich melde meinen theuerſten Schweſtern, „daß eine kleine Spekulation mich hieher nach „Möskirch geführt hat, wo ich dieſes ſchreibe. „Komme ich binnen jetzt und drei Tagen nicht „nach Pfullendorf zurück, ſo bitte ich euch „brüderlich, ſchickt einen unſerer Freunde ab, „oder kommt ſelbſt zu mir, nach Siegmarin„gen, wohin ich jetzt gehe, und wo ich blei„ben werde, bis ihr mich abholt. Warum? „will ich euch mündlich erklären. Ich bin

Euer bis in den Tod herzlich
getreuer Bruder
Silberberg.“

Dieſen Brief ſchickte er ab, und eilte den andern Tag nach Siegmaringen.

Hier befand er ſich in einem Wirthshauſe, in welchem zwei reiſende Schauſpieler lagen, mit denen er ſich ſogleich als Direkteur des Pfullendorfer National-Theaters, bekannt machte, und beide ſehr geſtimmt fand, Engagement bei ſeiner Bühne anzunehmen. Dieſes Erbieten kam den vacirenden Künſtlern ſehr gelegen, und Schnapps ver-

verſprach ihnen, nach erprobter Fähigkeit, ſehr gute Kontrakte. Indeſſen nährten ſich dieſe Herrn von einer kleinen Beikunſt; ſie verkauften Zahnſtocher und Ohrenlöffel. Deshalb ertheilte ihnen Schnapps einen ſehr kräftigen Lobſpruch.

In dem Wirthshauſe befand ſich ein Mädchen, die Tochter des Hauſes, welches ihn lebhaft an die gute Büſerin Marie zu Isni erinnerte; nur fand er ſie nicht ſo gefällig, wie jene Schöne. Roſine zu Siegmaringen brummte den ganzen Tag im Hauſe herum, und würdigte die Gäſte nicht eines einzigen freundlichen Blicks. Schnapps ſuchte ſich vergebens bemerkbar zu machen. Roſine brummte bei ihm vorbei und hatte keine Antworten für ſeine zuvorkommenden Fragen.

Indeſſen gab Schnapps den beiden Schauſpielern einen Brief an ſeine Schweſtern, und ſchickte ſie nach Pfullendorf. Er ſelbſt wartete ſehnlich darauf, abgeholt zu werden. Aber der geſetzte Termin verſtrich, und es erſchien weder ein Abgeſandter, noch ein Wagen für ihn.

Jetzt wurde Schnapps mismuthig, hängte den Kopf, ſprach brummend mit ſich ſelbſt.

ſchalt

ſchalt auf die Mädchen in Pfullendorf, und da — wurde er von der brummenden Wirthstochter bemerkt.

„Was fehlt dem Herrn?“ — fragte ſie.

„Ich erwarte einen wichtigen Brief, — antwortete Schnapps; und bin ärgerlich, daß er noch nicht da iſt.“

Er ſprach noch davon, als ein Bothe aus Pfullendorf kam, und ihm den Brief brachte. Er riß ihn begierig auf, und las:

„Wir können uns gar nicht erklären, was
„dem Herrn Bruder eingefallen iſt, warum er
„ſich nach Siegmaringen ſetzt, und von uns
„abgeholt ſeyn will. Wenn es ihm beliebt,
„wieder uns mit ſeiner Gegenwart zu beglücken,
„ſo wird er den Weg zu uns leicht finden
„können. Uebrigens weiß der Herr Bruder
„ſehr wohl, daß er nicht unentbehrlich iſt.
„Kapriſen werden nicht gut gethan. — Wir
„haben eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht.
„— Was wird der Herr Bruder
„thun?

Eliſe.“

Schnapps war ſehr ärgerlich als er den Brief geleſen hatte, und lies ſich in ein Geſpräch mit dem Bothen ein, der ein Tagelöhner aus dem Wirthshauſe war, in welchem die Damen zu Pfullendorf wohnten. Dieſer referirte ihm unter andern:

„Es iſt ein altes gnädiges Fräulein in unſerm Gaſthofe angekommen, die einen Herrn Vetter bei ſich hat, der ſich mit den Jungfer Schweſtern bekannt gemacht hat. Er hat einen Erbſchaftsprozeß und hat ſich auf acht Wochen bei uns eingemiethet.“

Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für Schnappſen, der nun wohl einſah, daß er unter ſolchen Umſtänden nicht wieder nach Pfullendorf zurückkehren konnte. — Er ſetzte ſich nieder und ſchrieb auf den erhaltenen Brief folgende Antwort:

„Ich merke ganz deutlich, daß ihr mich gern
„los ſeyn wollt, deshalb will ich mich euch auch
„nicht aufdringen, weil ihr Weiber ſeyd.
„Kein Wort werde ich weiter an euch über die
„Urſachen verlieren, die mich beſtimmten,

„hieher zu gehen. Aber ihr ſeyd ſehr undankbar gegen einen Menſchen, der für euch ſo viel gewagt und gethan hat, daß es erſchrecklich iſt. Mein Gewiſſen iſt ruhig, aber das eurige wird es nicht ſeyn können. Undankbarkeit iſt eine häßliche Untugend. Ich wünſche euch nichts Böſes, aber es wird ohne meinen Wunſch über euch kommen. — Habt ihr noch ein Fünkchen Gewiſſenhaftigkeit, ſo ſendet mir etwas Geld hieher, und ich will euch fernerhin nicht mehr beſchwerlich fallen. Auf jeden Fall erwarte ich Antwort von euch, ehe ich von hier wieder abreiſe, und das ſo ſchnell, wie möglich. Der Himmel ſey mit euch, und ſey Richter zwiſchen euch und mir!“

Mit dieſer Antwort ſchickte er den Bothen wieder nach Pfullendorf ab, und wurde nun noch grämlicher, als zuvor.

„Der Herr hat gewiß ſchlechte Nachrichten erhalten?“ — fragte Roſine ganz unbefangen.

Schnapps. Man verſpätet eine Zahlung an mich.

Roſine. Das iſt ſchlimm!

Schnapps. Nun muß ich noch einige Tage länger hier liegen.

Roſine. Iſt das ein ſo groſſes Unglück?

Schnapps. Ich habe Langeweile. Keine Beſchäftigung, nichts zu leſen —

Roſine. Mein Vater hat eine Chronik, die ſich gar ſchön leſen laſſen ſoll. Auch liegen der gehörnte Siegfried, Kaiſer Oktavian und Eulenſpiegel in unſerm Brodſchranke. Die kann ja der Herr leſen, bis das Geld kömmt.

Schnapps. Ach ſchönes Kind! eine Unterhaltung mit dir, iſt mir weit angenehmer, als die Lektüre von hundert Siegfrieden.

Roſine. Ich habe dazu nicht viel Zeit übrig.

Schnapps. Ich will mit Dir von deinem Liebhaber ſprechen.

Roſine. Ich habe keinen.

Schnapps. So nimm mich dazu.

Roſine. Gott bewahre! dazu, iſt er mir nicht hübſch genug. — Ich bin aufrichtig.

Schnapps. Das höre ich. — Indeſſen, zur Abwechſelung —

Roſine. Ich halte nichts von der Abwechſelung.

Sie gieng fort, und lies ihn allein ſtehen. — Schnapps nahm ſeinen Hut, und gieng, ſich zu zerſtreuen, in's Freie.

Zwiſchen gegenſeitigen Zäunen ſchöner Obſtgärten, ſprach ihn ein Wanderer um Feuer auf ſeine Tobakspfeiſe an Bei dieſer Gelegenheit kamen ſie in ein Geſpräch, und es ergab ſich, daß der Wanderer ein Maler war, der gar viel zu erzählen hatte.

„Ach! lieber Herr! — ſagte er; — der Künſtler hat ſeine Noth bis er Künſtler wird, und iſt er es, ſo bleibt die Noth wie ein angetrautes Weib bei ihm.“

Schnapps. So geht es aber allen Menſchenkindern.

Maler. Jedermann beurtheilt die Werke des Künſtlers, und die wenigſten Menſchen faſſen

ihren

ihren Sinn, und können ſie beurtheilen. — Ich malte in einer namhaften Stadt in Graubünden für eine Kirche eine Madonna. Sie war fertig. Ich will gleich auf der Stelle zum Pinſel werden! wenn ſie nicht ein Meiſterſtück war. — Der Kirchenvorſteher fand ihr Geſicht viel zu menſchlich für eine Madonna, und er behauptete, ſie dürfe keine blauen, ſondern müſſe ſchwarze Augen haben. — Ich demonſtrirte ihm, welcher Gattung von weiblichen Geſichtern man ſchwarze Augen gebe, daß die blaue Farbe, die Farbe des reinen Aethers und der Tugend ſey. Alles umſonſt! Er verlangte für die Madonna ein paar ſchwarze mailändiſche Mädchen-Augen und ein überirrdiſches Geſicht, wovon er gar keinen Begriff hatte. Ich wurde ärgerlich, ſetzte meiner Madonna einen halben Mond in's Haar und verkaufte ſie um den halben Preis des Werthes, an einen Liebhaber, als Diana.

Schnapps. Sie wußten ſich doch zu helfen!

Maler. Zu meinem Schaden. — Drei Stunden von hier, habe ich ein Altarblatt für ein reiches Stiſt gemalt. Aber — kaum die Farben ſind mir bezahlt worden. Ich weiß, woran das liegt, und will's ändern. Es iſt mein Unglück, daß ich ein Deutſcher bin, und daß ich einen deutſchen Namen habe. Jetzt will ich wieder auf ein paar Jahre nach Rom gehen, und wenn ich wieder zurückkomme, will ich einen italieniſchen Namen führen. Meine [illegible] Arbeiten will ich für fremde ausgeben, und will mir durch Betrug Brod verſchaffen.

Schnapps. Das können Sie mit guten Gewiſſen thun, denn Horatius ſagt: pictoribus atque poetis ſey ſo etwas erlaubt.

Maler. Die Deutſchen [illegible] vorurtheilsvolle, blinde Menſchen. Jede Nation ſchätzt und ehrt ihre Künſtler auch bei der größten Mittelmäßigkeit. Die Deutſchen aber haben keinen Sinn für ſolche Nationaltugenden.

Schnapps. Leider!

Maler. Die Großen laſſen ſich einſchläfern, und die Kleinen erwachen nie. Die wenigſten haben auch Gefühl für das Große und

Wahre

Wahre der bildenden Künſte. Sie kopiren nur ihre erbärmliche Natur und können ſich nie zu den großen Idealen der Griechen erheben. — Gott ſey mit Ihnen!

Der Maler gieng, und Schnapps kehrte auch in die Stadt und in ſein Wirthshaus zurück.

Hier kam ihm Roſine entgegen, und fragte lachend nach ſeinem Befinden.

„Ich dachte gar, — ſetzte ſie hinzu; — Sie hätten ſich etwa aus Liebe zu mir, in den Fluß geſtürzt, weil Sie ſo lange ausblieben.“

„Mein Kind! — fragte Schnapps; — woher kömmt dieſe ungewöhnliche Laune?“

„Ich muß lachen — antwortete Roſine naiv, — wenn ich den Herrn nur anſehe! Er ſieht gar zu komiſch aus.“

Sie gieng, und Schnapps begab ſich, ärgerlich über dieſe Sottiſe, auf ſein Zimmer.

Drei und vierzigſtes Kapitel.

Was Schnäppſen ſehr unerwartet kam.

Nach einigen Tagen kam der Bothe von Pfullendorf wieder zurück und brachte Schnappſen ein Päckchen und einen Brief. Er las:

„Da der Herr Bruder, der Himmel weiß warum! ſeinen Schweſtern den Stuhl vor die Thür ſetzt, ſo ſind ſie nicht geſonnen denſelben zurück zu ſchieben, doch bedauern ſie gar ſehr, daß ſich derſelbe ſo ſehr im Lichte ſteht und die Früchte ihrer Induſtrie nicht mit ihnen theilen will, die jetzt eben ſo ſehr reif ſind, als ſein Entſchluß, uns zu verlaſſen, unzeitig iſt.“

„Ihr kennt und wißt ja meine Bewegungsgründe nicht!“ — murmelte Schnapps, und las weiter.

„ — da es nun nicht ſcheint, daß der Herr Bruder ſich bewegen laſſen wollen, wieder zu uns zurück zu kehren, ſo nehmen wir hier-

„durch,

„durch, was uns ſehr leid thut! von ihm feierlich Abſchied, und wünſchen ihm Glück und Heil auf ſeinen fernern Reiſen, die er ohne uns machen wird. Wir ſchicken ihm hierbei ſeine Wäſche und Kleidungsſtücke, wie auch 50 Gulden Geld. Mehr, können wir jetzt nicht füglich entbehren.“

„Die Weiber ſind doch immer geitzig!“ — brummte Schnapps, und las weiter.

„Wir geben dem Herr Bruder die Verſicherung, daß unſer Gewiſſen eben ſo ruhig, wie das ſeinige [illegible], auch ſind wir gar nicht undankbar, wie er meint. Es wird deshalb gewiß nichts Böſes über uns kommen, wie er uns profezeiht. Wir ſchreiben dieſe Profezeihung auf Rechnung ſeiner, wir wiſſen nicht wodurch entſtandenen, übeln Laune, und empfehlen ihn in den Schutz des Himmels.

Eliſe.
Jakobine.“

Schnapps war ſehr ärgerlich als er den Brief geleſen hatte, und fieng an, den Bothen zu exami-

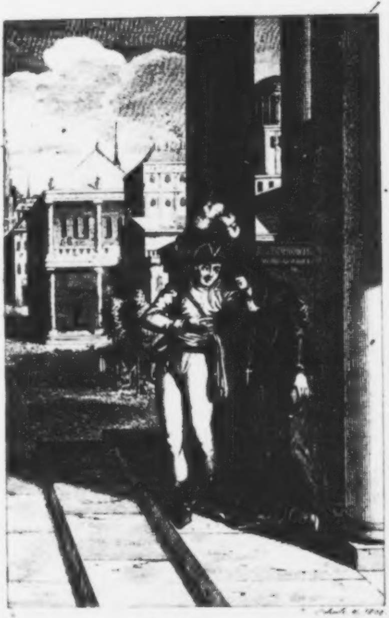
examiniren, der ihm erzählte, daß ſich die Jungfern recht wohl befänden, daß der Herr Baron wirklich in Pfullendorf eine Zeitlang bleiben werde, und daß nun bald Komödien aufgeführt werden würden.

Schnapps antwortete den Mädchen ſehr lakoniſch:

„Ich danke und beklage, ich verlaſſe und be-
„weine euch.

Schnapps.“

Der Bothe eilte nach Pfullendorf zurück, und Schnapps wollte den folgenden Tag die Stadt verlaſſen, als er auf obrigkeitlichen Befehl arretirt, und vor Gerichte geführt wurde.



Ich liebe sie!

Glorioſo

der

große Teufel.

Eine Geſchichte
des Achtzehnten Jahrhunderts.

Von dem Verfaſſer des Rinaldini.

> La fortuna juega a la pelota con los hombres.
>
> Ant. Perez.

Erſter Theil.

Rudolſtadt,
bei Langbein und Klüger.
1800.

Erſtes Buch.

Hinaus in die Welt,
in's feindliche Leben!
Da ſind wir, es geben
uns Menſchen ihr Geld.
Wir nehmen's, und kehren,
wer will uns das wehren?
o herrliches Glück!
in Höhlen zurück.

Welcher meiner Leſer hat wohl, — was ich in unſern novelliſtiſchen Zeiten von und bei einem jedem Theile der leſenden Menſchheit erwarte, hofſe, und vorausſetze, — wenn er Zeitungen lieſt, nichts von dem berühmten großen Teufel geleſen? Er hat ſich und ſeinen Namen, ſeine Thaten und ſein Andenken, beſonders in dem Kriege der Neapolitaner, hauptſächlich aber der Kalabreſen, gegen die Franzoſen, verewigt. — Dieſer Mann iſt es, der hier auftritt, und deſſen Memorabilia die Leſer empfangen. Seine Geſchichte fällt in eine der merkwürdigſten Epochen unſerer Zeit, die den Italienern ewig unvergeßlich bleiben wird, auch jetzt noch, da die große Nation den bereits angezogenen Stiefel der Jungfrau Europa, der nach den alten Geographen ihr Arm war, nolens volens wieder hat ausziehen müſſen, und zwar, ein wenig ſchneller, als ſie ihn anziehen konnte.

Geſchrieben am Tage der 40 Ritter. 1800.

Glorioſo.

Erſtes Buch.

La flor entre las cambronéras huele,
y resplandéce.
Cervantes.

I.

Ein buntes Leben,
ein buntes Bild!
Dahin zu ſchweben,
ſo ſanft und mild,
daher zu fahren
durch die Gefahren
wie Sturm und Wind,
geſchwind, geſchwind! —
O welch ein Streben!
o welch ein Leben!
welch buntes Bild!

Tobend und ſchreiend, taumelnd und wankend, flutete müde und matt, von Wein erfüllt, von genoſſener Andacht durchglüht, und von der Annäherung eines Gewitters getrieben, eine Wallfahrtsgeſellſchaft auf ein Wirthshaus zu, das an der Straße lag. Das bunte Menſchengewühl wälzte ſich von Girace her einem Schutzdache entgegen. Dort war das Feſt U. L. Frau auf der Flucht *), gefeiert worden, und die andächtige Geſellſchaft hatte ſich Ablaß geholt. Jetzt gieng der Zug zurück, aber ein annäherndes Gewitter trieb, wie geſagt, einen Trupp von mehr als hundert Männern, Weibern und Kindern in eine enge Herberge, die eigentlich kaum Raum genug hatte, die Hälfte des begeiſterten Schwarms zu faſſen. — Der Pfarrer und ſein Küſter, wankten mit der Kirchenfahne voran, und pflanzten ſich mit

---

*) Es verſteht ſich: nach Aegypten; wohin ſchon mehrere Menſchen als U. L. Frau geflohen, aber auch wieder zurückgeflohen ſind.

wehendem Panier vor die Thür des Wirthshauſes, die ſo ſchmal und niedrig war, daß ſie eher einen Eingang zu einem Aufenthalt des Leids, als der Freude, ſignaliſirte.

Der Wirth und die Wirthin, die Tochter des Hauſes und die Magd, bekamen nun alle Hände voll zu thun, und wo nur ein leeres Plätzchen war, da lieſen ſich Menſchen nieder. Bald war das ganze Neſt bis unter's Dach vollgepfropſt. — Der Pfarrer blieb, wie geſagt, im Freien, und ſeine hochentglühte Köchin, fächelte die ſchweißtriefenden brennenden Wangen ihres ſchnaufenden Gebieters und Herrn mit einem Zipreſſenzweige. So wird in Indien ein Nabob, aber von keiner Köchin, und mit keinem Zipreſſenzweige, gefächelt. Dabei verliert aber der Pfarrer eben ſo wenig, wenn der Schweiß für nichts gerechnet wird, als der Nabob.

Da ſie nun ſo ſaßen, und die gefüllten hölzernen Becher leerten, kam es unter der Geſellſchaft, die im Hauſe, und alſo dem Pfarrer am nächſten lag, zum Geſpräch, und einer der Bauern von ſeiner Heerde begann plötzlich:

„Hört einmal! Wie ſäh es denn wohl aus, wenn jetzt Glorioſo mit ſeinen Helfershelfern hereinträt, und ſpräch: Seyd einmal ſo gut, und macht Platz!“

„Da machten wir ihm Platz;“ — antwortete ein anderer.

„Wie aber? — fuhr der erſte fort; — wenn er ſpräch: Gebt heraus, was ihr habt!“

„Wie könnt ihr aber nur — fragte der Pfarrer unwillig; — auf ein ſo fatales Geſpräch kommen?“

Bauer. Ja! wie kömmt man darauf? Iſt denn nicht der Name Glorioſo allenthalben, durch ganz Kalabrien, die Loſung? Wo hört man nicht von ihm ſprechen?

Pfarrer. Leider! allenthalben; das iſt wohl wahr! Man ſollte aber dennoch den Böſen nicht an die Wand malen!

Wirth. Ja wohl! — 's wird mir immer angſt und bange, wenn ich ihn ſo citiren höre.

Bauer. Du kennſt ihn alſo noch nicht?

Wirth. Gott bewahre! Wenn's ſeyn kann, mag ich ihn gar nicht kennen lernen. Ich höre immer genug und ſatt von ihm. Denn da iſt kein Reiſender, der hier einkehrt, der nicht ein Geſchichtchen von ihm zu erzählen weiß. — So hat er neulich in Buretto ein artiges Stückchen geſpielt.

Bauer. Das mußt du erzählen! Ich höre gar zu gern etwas von dem Teufelskerl erzählen.

Da ſie nun ſo ſaßen, und die gefüllten hölzernen Becher leerten, kam es unter der Geſellſchaft, die im Hauſe, und alſo dem Pfarrer am nächſten lag, zum Geſpräch, und einer der Bauern von ſeiner Heerde begann plötzlich:

„Hört einmal! Wie ſäh es denn wohl aus, wenn jetzt Glorioſo mit ſeinen Helfershelfern hereinträt, und ſpräch: Seyd einmal ſo gut, und macht Platz!“

„Da machten wir ihm Platz;“ — antwortete ein anderer.

„Wie aber? — fuhr der erſte fort; — wenn er ſpräch: Gebt heraus, was ihr habt!“

„Wie könnt ihr aber nur — fragte der Pfarrer unwillig; — auf ein ſo fatales Geſpräch kommen?“

Bauer. Ja! wie kömmt man darauf? Iſt denn nicht der Name Glorioſo allenthalben, durch ganz Kalabrien, die Loſung? Wo hört man nicht von ihm ſprechen?

Pfarrer. Leider! allenthalben; das iſt wohl wahr! Man ſollte aber dennoch den Böſen nicht an die Wand malen!

Wirth. Ja wohl! — 's wird mir immer angſt und bange, wenn ich ihn ſo citiren höre.

Bauer. Du kennſt ihn alſo noch nicht?

Wirth. Gott bewahre! Wenn's ſeyn kann, mag ich ihn gar nicht kennen lernen. Ich höre immer genug und ſatt von ihm. Denn da iſt kein Reiſender, der hier einkehrt, der nicht ein Geſchichtchen von ihm zu erzählen weiß. — So hat er neulich in Buretto ein artiges Stückchen geſpielt.

Bauer. Das mußt du erzählen! Ich höre gar zu gern etwas von dem Teufelskerl erzählen.

Die Köchin. Ich auch.

Pfarrer. Maria! ſchäme Dich.

Köchin. Wenn Ihr's befehlt, o ja!

Bauer. Erzähle, Wirth!

Wirth. Nun, hört einmal! — Der Spitzkopf Glorioſo kömmt zu dem Wirth in Buretto, giebt ſich für einen Viehhändler aus, und ſagt, er führe eine Heerde von 300 Stück Schafen, die hinter ihm her komme, zum Verkauf umher. Der Wirth ſchließt gleich einen Handel mit ihm, und handelt ihm 25 Schafe ab. Es währt aber lange, und die Schafe wollen nicht kommen. Er thut, als könne er ſich das gar nicht erklären. Der Wirth hilft ihm auf die Sprünge, und meint, die Schafe würden vielleicht bei dem Zoll angehalten. Das nimmt Glorioſo gleich für ausgemacht an, und bittet den Wirth, ihm drei Dukaten zu leihen, die Schafe bei dem Zoll auszulöſen. Das thut der Wirth, und giebt ihm, zum Ueberfluß, auch noch ſein Maulthier, damit er deſto ſchneller hin und her kommen könne. Glorioſo ſetzt ſich auf, und reutet davon. — Unterwegs begegnet ihm ein Jude. Mit dieſem läßt er ſich in ein Geſpräch ein, und verhandelt ihm endlich das Maulthier für 25 Dukaten. „Du giebſt mir 22 Dukaten, und bezahlſt dem Wirth in Buretto 3 Dukaten, die ich ihm ſchuldig geblieben bin;" — ſagt er. Der Jude zahlt, und reutet nach Buretto. Da kömmt der Spas zur Rede. Der Jude muß das Maulthier zurückgeben, und der Wirth büßt ſein Geld auch ein. — An die Thür hatte er, wie er immer zu thun pflegt, geſchrieben: Glorioſo war hier. — Nun wußten ſie, mit wem ſie zu thun gehabt hatten.

Bauer. 's iſt ein verfluchter Kerl!

Küſter. Wie hat er es denn in Regio gemacht!

Bauer. Nun? — Was hat er denn dort ausgeübt?

Küſter. Wißt ihr das nicht?

Wirth. Nein! 's iſt mir noch keine Silbe davon zu Ohren gekommen, und ich höre doch ſonſt mancherlei und allerlei. — Wie war's denn? —

Küſter. Nun, ſo hört! — Er kömmt nach Regio zu einem Edelmann, als ein Bauerknecht gekleidet, und ſagt: „Herr! wir bringen da eine Laſt Korn von Euerm Guthe. Vor der Stadt haben wir das Unglück gehabt, ein Rad zu zerbrechen, und Euer Verwalter zerbrach gar das Bein. Kommt, und ſeht das Unglück ſelbſt.“ — Der Edelmann läuft hinaus vor die Stadt, und Glorioſo voran. Als er aber den Edelmann auf dem Wege weiß, kehrt er ganz unbemerkt, durch ein Seitengäßchen, wieder um, geht in ſein Haus zurück, und ſagt zu ſeiner Frau: „Der Herr läßt Euch ſagen, er habe in der Eil ſeine Börſe vergeſſen, Ihr möchtet ihm Geld ſchicken.“ — Die Frau giebt ihm 6 Dukaten, und er geht damit davon. — Der Edelmann findet weder das Korn, noch den Verwalter, ſieht den Knecht auch nicht wieder, geht zurück, hört von ſeiner Frau, was geſchehen iſt, ſieht an der Thür die Schrift: Glorioſo war hier, und weiß nun, daß er betrogen worden iſt.

Köchin. Ueber den liſtigen Spitzkopf!

Küſter. Das ſind nur welche von ſeinen kleinen Stückchen, aber die großen — die großen! die ſind erſt remarkabel! — Er hauſt ganz erſchrecklich im Lande umher.

Pfarrer. Er wird ſchon auch noch ſeinen Lohn empfangen, wenn's Zeit, und ſein Maas voll iſt. Nur Geduld! Es kömmt alles, was kommen ſoll.

Wirthin. Wenn er uns nur vom Leibe bleibt!

Bauer. Er iſt ja des Teufels! allenthalben, und wer weiß, ob er nicht auch in Girace war! — Dort hätte es wenigſtens für ihn vielerlei zu fiſchen gegeben.

Pfarrer. Die Obrigkeiten ſollten den Hecht doch ein wenig beſſer auf's Korn nehmen!

Wirth. Ach! die lieben, guten Obrigkeiten thun ihr Möglichſtes! Aber, was hilft's?

Küſter. Unſer gebenedeites Kalabrien hat für Leute von ſeinem Gewerbe, gar zu viele Schlupfwinkel.

Indem erhob ſich ein mächtiges Getümmel. — Man zog die Wirthstochter aus dem Hauſe in's Freie, und die Magd ſchrie aus Leibeskräften:

„Ach heil. Gennaro! ſie iſt von einer Tarantel geſtochen worden!“

Das Mädchen ſank nieder, und lag leblos auf der Erde. Die Mutter jammerte, und der Pfarrer ſchrie nach Muſik.

Gleich griffen einige Weiber nach ihren Tambourinen, und einer von den Bauern, ließ ſeine Schallmei *) ertönen.

Alle ſchrieen:

„L'Aria Turchesca!“ **)

---

*) La Zampogna rustica de pastori.

) So heißt die Melodie und der Geſang bei dem Taranteltanz. Man findet dieſe Muſik im **Hamburger Magazin, XIII. Th. S. 5.

Muſik und Geſang zum Tanz für die Tarantella begannen *). — Das Mädchen richtete ſich auf, und fieng an zu tanzen **). Alles, was Athem hatte zu ſingen, ſang:

'S war nicht die Tarantel, die Tarantel war's nicht!
Der Wein war's, der Wein that's! er iſt es, er ſticht!

---

*) Ueber den Tarantelſtich und Tanz, ſiehe: Franciſci Schaubühne, I. Th. S. 673—690. — Happelii Relat. Curios. T. II. p. 29—34. — Tharſanders Schauplatz, III. Th. S. 581. — Blainville Reiſen, III Th. S. 460. — Hamb. Magaz. I. Th. S. 68. XIV. 90.

**) Eine Abbildung des Taranteltanzes findet man in der Voyage pittoresque de Naples et Sicile. T. I. p. 240. No. III.

Wo hat's dich gebiſſen? Ach! ſag's doch
mein Kind!
Wo war's denn? wo war es? o! ſag' es
geſchwind!
„Ach, wär's nur am Bein!
Ach Mutter! o nein!
's war nicht die Tarantel, die Tarantel
war's nicht!“ *)

Das Mädchen tanzte heftiger, die Muſik wurde lauter, ſchneller ſprang das Mädchen, und die andern ſangen:

„Hin zum Meere, nur behende,
tragt mich, daß die Qual ſich ende.
Ach! an's Meer, an's Meer will ich!
Liebt noch wohl mein Liebchen mich?

---

*) „Non fu Taranta, ne fu la Tarantula;
Ma fu lo vino della garratella
Dove te mozicò dill' amata dove fu?
Ohime! si fusse gamma,
Ohime mamma,
Ohime!“

Ja! an's Meer! da will ich hin.
Ach! mein treuer Liebes Sinn,
ſehnt ſich zu dem Liebchen hin *)!“

Keuchend taumelte endlich, entkräftet, im Schweiße gebadet, das Mädchen zu Boden. Man trug ſie in's Bette.

„Nun iſt ſie geheilt!“ — ſchrieen alle.

Der Pfarrer ſegnete ſie ein. Muſik und Geſang verſtummten. Es gab eine ſtarke Pauſe. — Endlich ſchrie einer aus der Geſellſchaft:

„Das

---

*) „Alla mari miportati,
Se voleti che mi sanati.
Alla mari, alla via:
Cosi m'ama la Donna mia.
Alla mari, alla miri;
Mentre campo, t'aggio amari.“

„Das Lied von Rinaldini! Laßt uns das Lied von Rinaldini ſingen!“

„Ja! — wiederholten alle; — Laßt uns das Lied von Rinaldini ſingen!“

Sogleich kam alles in Bewegung. Muſik und Geſang ertönten.

Romanze.

In des Waldes düſtern Gründen,
und in Höhlen tief verſteckt,
ruht der Räuber allerkühnſter,
bis ihn ſeine Roſa weckt.

„Rinaldini! — ruft ſie ſchmeichelnd; —
Rinaldini! wache auf!
Deine Leute ſind ſchon munter,
längſt gieng ſchon die Sonne auf.“

Und er öffnet ſeine Augen,
lächelt ihr den Morgengruß,
ſie ſinkt ſanft in ſeine Arme,
ſie erwiedert ſeinen Kuß.

Draußen bellen laut die Hunde,
alles flutet hin und her,
jeder rüſtet ſich zum Streite,
ladet doppelt ſein Gewehr.

Und der Hauptmann ſchön gerüſtet,
tritt nun mitten unter ſie.
„Guten Morgen, Kameraden!
ſagt, was giebt es denn ſo früh?“

„Unſre Feinde ſind gerüſtet,
ziehen gegen uns heran.“
„Nun wohlan! ſie ſollen ſehen,
wie der Waldſohn fechten kann.

Laßt uns fallen oder ſiegen!“ —
Alle rufen: „Wohl! es ſey!“
Und es tönen Berg' und Wälder
rund herum, von dem Geſchrei.

Seht ſie fechten, ſeht ſie ſtreiten;
jetzt verdoppelt ſich ihr Muth,
aber ach! ſie müſſen weichen,
nur vergebens ſtrömt ihr Blut.

Rinaldini eingeſchloſſen,
haut ſich muthig kämpfend durch,
und erreicht im düſtern Walde
eine alte Felſenburg.

Zwiſchen alten, düſtern Mauern,
lächelt ihm der Liebe Glück,
es erheitert ſeine Seele
Dianorens Zauberblick.

Rinaldini! lieber Räuber!
raubſt den Weibern Herz und Ruh.
Ach! wie ſchrecklich in dem Kampfe,
wie verliebt im Schloß, biſt du!

„Holla! heda!“ — ſchrieen ein paar, wie es ſchien, verwegene Geſellen, die jetzt auf das Wirthshaus zu kamen.

„Was giebt's?“ — fragte der Wirth ärgerlich.

„Platz gemacht!“

„Für wen?“

„Für den großen Teufel.“

„Gott bewahre uns in allen Gnaden, und ſchütze uns in Ewigkeit! — ſchrie die Wirthin. — Was ſoll der Teufel hier? Ich habe keine Herberge für Teufel, ich bin eine gute Chriſtin, und habe mit dem Böſen nichts zu ſchaffen.“

„Der Teufel gehört nicht unter uns;“ — ſagte der Pfarrer entrüſtet.

„Der große Teufel, ſage ich euch, wird und will hier ſein Nachtbrod verzehren. — Mord und Wetter! wißt ihr noch nicht, wer der große Teufel iſt? — Ihr miſerablen Kürbisköpfe! — Den großen Teufel nennen wir, ſeine Leute, den berühmten Allerweltskammerdiener, Glorioſo.“

„Glorioſo?“ — ſchrieen alle, wie aus Einem Munde.

„Glorioſo? — Der will hier ſein Nachtbrod verzehren?“ — fragte der Wirth ſtammelnd.

„Das will er. — Er will Deinem verdammten Habichtsneſte die hohe Ehre erzeigen, ſich es darinnen wohl ſchmecken zu laſſen. Trag auf, alte Kreuzſpinne!“

„Ach Gott! ach Gott! — ſchrie die Wirthin. — Das ganze Haus iſt bis unter die Dachſparren gepfropft voll Menſchen.“

„Sie müſſen Platz machen, und wir wollen ſchon dafür ſorgen, daß ſie dünner werden.“

Amice! — ſagte der Pfarrer zum Küſter; — Wir wollen machen, daß wir fortkommen.“

„Die Herren werden naß werden;“ — lächelte, als er das hörte, Bartholo, einer der beiden Geſellen des annoncirten großen Teufels.

Pfarrer. Ach nein! — Ich hoffe, wir werden unſere Heimath noch ganz gemächlich erreichen, ehe das liebe Wetter losbricht.

Bartholo. Unmöglich! — Es donnert ſchon. — Bald werden Tropfen fallen. — — Bleibt hier, und lernt den Gran Diavolo kennen. Ich weiß wohl, ihr geiſtlichen Herrn, ſeyd bis jetzt unſere Freunde nicht, aber das thut nichts! wir wollen uns ſchon noch mit der Zeit bei euch inſinuiren. — Und, in der letzten Stunde, verlaßt ihr uns ja doch nicht. Nicht wahr?

Pfarrer. Ich glaube — das Wetter zieht vorüber.

Bartholo. Nein! wir bekommens ganzbeinigt.

Pfarrer. Wir haben eigentlich gar nicht weit nach Hauſe.

Bartholo. 's wär jammerſchade, wenn das freundliche Mädchen, mit dem als lerliebſten Adlerknäschen, naß werden ſollte! — 's iſt wohl ſo eine — Jungfer Baſe?

Pfarrer. Meine Köchin.

Bartholo. Hm! hm! Die müßt Ihr in Ehren halten, und wir wollen's auch thun. Sie ſoll heute die Ehre haben, für den großen Teufel zu kochen.

Pfarrer. Das wird ſchwerlich angehen! Sie iſt viel zu ſchüchtern. —

Bartholo. Hat nichts zu ſagen! — Marſch Mädchen! in die Küche! — Wenn du deine Sache gut machſt, beſchenkt dich der große Teufel. Er iſt teufelmäßig liberal, mußt du wiſſen!

Pfarrer. Ich dächte aber doch —

Bartholo. Hier iſt gar nichts zu denken, mi Domine! Die Köchin geht in die Küche, und damit, Baſta! Wir ſind nicht gewohnt, uns widerſprechen zu laſſen.

Pfarrer. Stat pro ratione voluntas! Geh, Maria! und — koche.

Bartholo. Bravo! Der Herr ſoll auch mitſpeiſen.

Pfarrer. Ich danke!

Bartholo. Was? — Was unterſteht Er ſich zu ſagen? Er will nicht mit dem großen Teufel ſpeiſen? Er will die Ehre nicht erkennen, die Er haben ſoll, in der höchſtvortrefflichen Geſellſchaft des großen Teufels zu ſeyn? Er will das poculum hilaritatis nicht mit ihm leeren? Er will ſeine weiſen Reden nicht bewundern? Er will ſeine Geſellſchaft fliehen? Das will Er?

Pfarrer. Wir ſchicken uns gar nicht zuſammen.

Bartholo. Warum nicht? —

Wirth. Wird denn Signor Glorioſo noch lange ausbleiben?

Bartholo. Er wird gleich hier ſeyn.

Wirthin. Ach Gott! wir ſind arme Leute, — wenn er nur nicht — etwa denkt, — es ſey bei uns —

Bartholo. Etwas zu holen? — Macht euch keine Sorge. Er wird ſchon wiſſen, was hier zu thun iſt. Er iſt ein humaner Mann. — Die ganze Wallfahrtsgeſellſchaft, den Herrn Pfarrer mit eingeſchloſſen, ſoll mit 30 Dukaten wegkommen. Darauf gebe ich mein Wort.

Küſter. Was? — Wir? 30 Dukaten? — Die ſollten wir geben? — Wir haben nicht 3 Dukaten bei uns. Was wir hatten, iſt alles in Girace geblieben.

Bartholo. Nur ihr ſelbſt nicht. — Und da ihr noch da ſeyd, ſo zahlt ihr, ohne Widerrede, oder — ihr kommt nicht lebendig nach Hauſe.

Unter den Bauern entſtand ein Gemurmel. Einige griffen zu Knütteln, andere be waffneten ſich mit Hacken, Beilen, Aexten, und was ſie ſonſt noch finden konnten. Ein paar rüſtige Bauerpurſche traten hervor, und einer ſagte ganz beſtimmt:

„Ihr bekommt nichts von uns!“

„Element! — ſagte der andere; — Glaubt ihr Staudenhechte denn, wir hätten keine Fäuſte? Probirt's einmal! — Da müßte ja das Wetter drein ſchlagen, wenn wir uns ſollten ſo gutwillig von ein paar ruppigten Geſellen, wie ihr welche ſeyd, plündern laſſen! Nein! — So lange wir noch eine Hand regen können, habt ihr nichts von uns zu erwarten, als — Schläge.“

„Wer ſpricht hier von Schlägen? fragt Glorioſo;“ — und trat mitten unter ſie.

Sechszehn ſeiner Geſellen folgten ihm.

Alle ſchwiegen, und den beiden Bauerpurſchen entfiel der Muth weiter zu ſprechen.

Glorioſo ſah ſie ſchweigend, mit imponirenden Blicken, an, und fragte ganz gelaſſen:

„Iſt mein Eierkuchen gebacken?“

Die Wirthin bejahte zitternd und bebend dieſe Frage.

Glorioſo befahl den Eierkuchen zu bringen, und verzehrte ihn ſtehend vor der Thür.

„Iſt die Zeche hier ſchon gemacht?“ — fragte er.

„Dreißig Dukaten habe ich gefordert, — ſagte Bartholo; — und die wollen ſie nicht geben. Schläge ſollen wir bekommen.“

„Lumpenvolk! Ich will euch die Schläge anſtreichen; ihr ſollt an mich denken! — donnerte Glorioſo. — Vierzig Dukaten ſollt ihr geben.“

„Wo ſollen wir 40 Dukaten hernehmen?“ — murmelten die Bauern durcheinander.

Glorioſo trank einige Gläſer Wein, und ſagte:

„Meinen Eierkuchen und den Wein, bezahle ich mit 2 Dukaten. Alſo bekomme ich noch 38 Stück Dukaten. — Friſch! aufgezahlt.“

„Wir haben ſie nicht!“ — ſagte ein alter Bauer.

Glorioſo. Der Wirth mag das Geld für euch auslegen.

Wirth. Ich? — Ach lieber Gott! —

Wirthin. Wie kämen wir denn zu 38 Dukaten?

Glorioſo. Ihr zahlt, oder ich ſtecke euch das Neſt über'm Kopfe an.

Wirthin. Ach! allerliebſter Herr großer Teufel! ſeyd doch barmherzig, und thut das nicht.

Glorioſe. Ich brauche Geld.

Wirthin. Nehmt's doch, wo es iſt. Aber — wir? — Wir ſind ja arme Leute.

Wirth. Wir haben Euch nach unſern beſten Kräften bewirthet —

Wirthin. Haben Euch das Beſte gegeben, was wir haben —

Wirth. Verlangen gar nichts dafür —

Wirthin. Machen uns eine Ehre daraus, wenn es Euch geſchmeckt hat —

Wirth. Wollen Euch gern noch ein paar Flaſchen Serentiner mit auf den Weg geben —

Wirthin. Ein Dutzend —

Wirth. Aber, Geld —

Wirthin. Haben wir wahrhaftig nicht!

Da kam einer von ſeinen Leuten und ſagte Glorioſo etwas in's Ohr. — Er trat weiter hervor, und ſah in's Feld hinaus.

Ein Maulthiertreiber jagte mit drei ledigen Maulthieren eilends vorüber.

„Was giebt's?“ — ſchrie man ihm zu.

„Das Donnerwetter bricht los, und hinter mir traben etliche funfzig Dragoner her;“ — antwortete der Gefragte, und jagte davon.

„Rechts um!“ — ſchrie Glorioſo.

Im Nu ſtürzten alle ſeine Geſellen mit ihm, auf eine nahe Waldanhöhe zu, und kamen den Bauern bald aus den Augen.

Dieſe jauchzten laut auf. — Trompeten ſchmetterten, funfzig Dragoner flogen herbei. Die Bauern liefen ihnen entgegen, und ſchrieen:

„Der große Teufel iſt mit ſeinen kleinen Teufeln, dort in den Wald hinein!“

„Vorwärts!“ — kommandirte der Hauptmann, und die Dragoner jagten auf den Wald zu.

Die Wallfahrer lauſchten, liefen weit in's Feld hinaus, und bald hörten ſie Schüſſe in der Entfernung fallen.

Indeſſen brach ein furchtbares Wetter los. Der Sturm trieb alle unter Dach. — Schreckliche Blitze flammten am finſtern Horizont, der Donner rollte fürchterlich; ein raſender Sturmwind erwachte. Das Haus zitterte. Alle lagen betend auf den Knieen, und der Pfarrer ließ geweihte Kerzen anzünden.

II.

Was kannſt du erſinnen?
was kannſt du erdenken?
was kannſt du gewinnen?
Mit Pfiffen und Schwänken,
entgeht man der Liſt.

„Verdammte Kerle, die Dragoner! — murmelte Glorioſo. — Fechten wie Räuber, und haben meine ganze Bande verſprengt.“

Noch immer vor ſich hinbrummend, trat er, in Bauerkleidern, in ein Wirthshaus. — Die Wirthin kam ihm entgegen.

Er. Habt ihr Gäſte?

Sie. Keinen einzigen. — Eben ſind vier Maulthiertreiber fortgezogen. Sie wollen vor Nacht noch in Regio ſeyn.

Er. Da werden ſie wacker drauf los traben müſſen!

Sie. Ja wohl! und des Nachts iſt's gar unſicher. Der Teufelskerl Glorioſo treibt's gar zu arg.

Er. Sie haben ihn ja.

Sie. Wer?

Er. Die Dragoner.

Sie. Das wäre! Sie hätten ihn endlich einmal?

Er. Ich hörte es dieſen Morgen von einem Sbirren. — Ich will dieſe Nacht aber doch hier bleiben. Morgen komme ich auch noch nach Regio. Dort will ich meinen Sohn beſuchen. Er dient bei dem Gerichtspräſidenten. — Ich habe einen Prozeß, damit will's nicht rücken und nicht flecken. — Nun will ich einmal vor die rechte Schmiede gehen. Mein Sohn wird mich ſchon vorführen. Er ſteht gut bei ſeinem Herrn.

Sie. Ich wünſche viel Glück!

Er. Danke! —

Sie. Ihr wollt doch etwas ſpeiſen?

Er. Ja! — Ich will mir's wohl ſeyn laſſen.

Sie. Das iſt recht!

Er. Man weiß ja nicht, wie lange man's haben kann.

Sie. Ja wohl! Heute roth, morgen tod. Ein Glas und ein Menſch, ſind zerbrechliche, hinfällige Dinge.

Er. Zumal, wenn man ſie fallen läßt.

Sie. Ja wohl!

Er. Tragt auf, was ihr habt.

Die Wirthin eilte geſchäftig in die Küche, und Glorioſo ſtreckte ſich auf eine Bank, einem Holzſchnitte gegenüber, den er aufmerkſam in die Augen faßte. — Der Wirth trat in die Stube, und bewillkommnete ihn.

Wirth. Nun Bruder Landmann! Du betrachteſt ja den Kerl recht aufmerkſam.

Glorioſo. Wer ſoll das ſeyn?

Wirth. 's ſoll Rinaldini ſeyn.

Glorioſo. Eine ſchöne Fratze!

Wirth. Ich glaub's ſelbſt nicht, daß er getroffen iſt. — Das Ding hängt nun ſchon ein acht Jahr da, und iſt ganz räucherigt geworden. Wie's neu war, ſah's doch beſſer aus.

Glorioſo. Ein Teufelskerl, der Rinaldini!

Wirth. Ei ja wohl! — Wo muß er denn jetzt wohl ſtecken?

Glorioſo. In Cypern, wißt's *).

---

*) Man weiß das aus dem II. Theil des Ferrandino, die Fortſetzung der Geſchichte Rinaldini's.

Wirth. Ei verflucht! da iſt er ja gar unter den Türken? — Ja! ſo geht's ſolchen Leuten. — Er war berühmt und beliebt, und — iſt doch vogelfrei. — Ein elendes Handwerk, das Räuberhandwerk!

Glorioſo. Ja wohl! — 's wird mit dem Glorioſo auch noch einmal ein ſchlimmes Ende nehmen.

Wirth. Das kann gar nicht anders kommen. Wie man's treibt, ſo gehts. — Sein großer Teufelsname, wird ihn wenig ſchützen. — Was hört man denn von ihm?

Glorioſo. Die Dragoner ſollen ihn erwiſcht haben.

Wirth. Bravo!

Die Wirthin trug kalte Speiſen, und eine Flaſche Wein auf. Glorioſo ſpeißte mit Appetit, und das Geſpräch wurde allgemeiner. — Der Küſter und der Barbier des

Orts kamen hinzu, ſetzten ſich zu der Geſellſchaft, und machten das Geſpräch lebhafter. Glorioſo ließ Wein auftragen, und traktirte. Man kam auf die Franzoſen zu ſprechen, und meinte, ſie könnten wohl gar noch einmal nach Kalabrien kommen.

Wirth. Was? die Franzoſen nach Kalabrien? Zu uns? Da ſetze ich mein Leben zum Pfande, daß das nicht geſchieht.

Barbier. Nun, nun! man ſieht, wie es geht. Die Franzoſen ſind eine große mächtige Nation, und wer weiß, was ſie noch alles durchſetzen. — Gebt Acht! ſie werden den Papſt vom Throne —

Wirthin. Das verhüte Gott!

Barbier. Und führen de facto eine neue Religion ein.

Wirthin. Gott bewahre!

Wirth. Ach! ich dachte gar!

Barbier. Man ſieht, wie es geht! Die Geſchichte ſtellt mancherlei facta dieſer Art dar. — Hat's Mahomet doch auch effektuirt. Das Schwerd dringt allenthalben durch.

Wirth. Nur nicht durch unſere Berge. — Und eine neue Religion nehmen wir gar nicht an.

Küſter. Nein! die wird nicht angenommen.

Barbier. Man ſieht, wie's geht! Die Welt iſt rund. Heute oben, morgen unten, und ſo vice verſa. Der Papſt —

Küſter. Bleibt bis an's Ende der Welt in ſeiner Dignität. Kein Papſt, keine Welt mehr! Entweder der Papſt bleibt, oder

der jüngſte Tag kömmt *)! das haben die größten Köpfe ſchon ausgemacht.

Wirthin. Ja! das glaube ich ſelbſt.

Küſter. Das haben, wie geſagt, gelehrte, und auch ſogar heilige Männer, ſchon längſt geſagt.

Wirthin. 's wär aber doch fatal, wenn die Franzoſen machten, daß der jüngſte Tag kommen müßte!

Barbier. Man ſieht, wie es geht! Sie ſind freie Menſchen. —

Wirth. Was wären ſie?

Barbier. Sie ſind unter einander ſo egal — wie ein paar Eier.

---

*) „Con Pontefici finira il monde." — Profezia veridica di tutti i sommi Pontefici. Venezia 1700. p. 43.

Wirthin. Falſch! Die Eier ſind gar nicht egal.

Barbier. Man ſagt nur ſo! — Sie kündigen an, Krieg den Paläſten, und Friede den Hütten. Element! das macht Eindruck.

Wirth. Auf mich nicht. Behalte, was du haſt, und ſtrebe nicht nach höhern Dingen, iſt mein Wahlſpruch.

Küſter. Bene, recteque loquasti! Das iſt wohl und gut geſprochen.

Wirth. Was ſagſt du dazu, Bruder Landmann?

Glorioſo. Nichts.

Küſter. Es kann ſo etwas nicht von jedermann ſogleich penetrirt werden, und der ehrliche Mann hier ſcheint eben kein Freund vom Simuliren zu ſeyn.

Glorioſo. Getroffen!

Barbier. Man ſieht, wie's geht! Wer weiß, was wir noch erleben. Die Zeit geht jetzt mit lauter Neuigkeiten ſchwanger.

Glorioſo. Noch eine Flaſche Wein!

Wirthin. Gleich!

Glorioſo. Ich traktire heute. Wer weiß, wer morgen mich traktirt.

Barbier. Ja wohl, ja wohl! Man ſieht, wie's geht! — Wenn die Franzoſen zu uns kommen ſollten —

Wirth. Nimmermehr!

Barbier. Man ſieht, wie's geht! Es geſchehen wunderbare Dinge in der Welt, und wer's recht überlegt, der —

Wirth. Trinkt einmal.

Wirthin. Da iſt Wein. — 's kömmt auch noch mehr Geſellſchaft.

Barbier. Geſellſchaft?

Wirthin. Zwei Sbirren ſteigen ſo eben ab.

Barbier. Was müſſen die ſuchen?

Wirth. Etwas Ehrliches doch nicht.

Die Sbirren traten in die Stube, forderten Wein und Eſſen, und ſetzten ſich an den Tiſch. — Der eine warf ſeine Augen gleich auf Glorioſo, der ausgeſtreckt auf der Bank hinter dem Tiſche lag.

„Purſch! — fragte er; — Wer biſt du?“

„Ein Bauer;“ — antwortete Glorioſo.

„Ein ehrlicher, rechtſchaffener Mann!“ — ſagte der Wirth.

„Ein humaner Mann!“ ſagte der Barbier.

„Ein guter Chriſt!“ — ſetzte der Küſter hinzu.

„Wir ſind dem großen Teufel auf der Spur, — ſagte der Sbirre. — Hier herum, in dieſer Gegend, ſteckt er. Das wiſſen wir gewiß."

Wirth. Verflucht! — Ich dachte die Dragoner hätten ihn erwiſcht.

Glorioſo. Das habe ich auch gehört.

Sbirre. Bewahre! — Sechſe von ſeinen Kameraden haben ſie eingebracht. Er ſelbſt aber iſt entkommen.

Glorioſo. Er entläuft dem Galgen doch nicht.

Sbirre. Das nicht! aber — Du haſt doch einen Paß, Bauer!

Glorioſo. Einen Paß, auf welchen ich durch die ganze Welt reiſen kann.

Sbirre. Den möchte ich ſehen.

Barbier. Ich auch.

Glorioſo. Wer wird ſo neugierig ſeyn?

Sbirre. Ich bin's.

Glorioſo. Nun! ſo ſeyd's!

Sbirre. Damit kömmſt du nicht aus. — Du mußt deinen Paß aufzeigen.

Glorioſo. Eßt nur erſt.

Sbirre. Nichts! — Jetzt gleich den Paß aufgezeigt, oder —

„Nun! wenn's nicht anders iſt, und ſeyn ſoll, — ſagte Glorioſo, indem er ſich langſam erhob, — ſo ſollt ihr ihn ſehen.“

Damit gieng er hinter dem Tiſche vor, trat vor die Sbirren, ſchlug ſeinen Bauernkittel auseinander, zog mit beiden Händen zwei Piſtolen mit Doppelröhren aus dem Gürtel, ſchoß die Sbirren nieder, nickte der Geſellſchaft zu, gieng zur Thür hinaus und flachte:

„Nun muß ich dieſe Nacht wieder unter freiem Himmel ſchlafen!“

Starr und zitternd ſahen ihm der Wirth und die andern nach, und keiner getraute ſich ihm zu folgen.

Er aber gieng in den Stall, zog das eine Maulthier der Sbirren heraus, ſetzte ſich auf, und ritt davon.

III.

Geliebelt und geſcherzt,
die Szene bleibt dir neu.
Entſchloſſen und beherzt,
ſo iſt der Spas vorbei.

In einer wilden Einöde warf ſich Glorioſo bei einem Buſche nieder, packte Mantel und Mantelſack von dem Maulthiere ab, das ziemlich ermüdet, einer Quelle und der Weide entgegen lechzte. Den Mantelſack unterm Haupte, mit dem Mantel bedeckt, entſchlief er endlich, und wachte, getroffen von den Stralen der Sonne, auf. — Sogleich viſitirte er den Mantelſack, in welchem er ein ledernes Koller, etwas Wäſche, und — worüber er ſich beſonders freute, — einen Regierungsbefehl fand, „dem Sbirren Tonello, der in Regierungsangelegenheiten ausgeſchickt ſey, allenthalben Hülfe zu leiſten, und Quartier zu geben.“

Er warf ſeine Bauerkleider ab, montirte ſich als einen Diener der Gerechtigkeit, beſtieg ſein Maulthier, und wendete ſich auf St. Agatha zu. Hier hielt er bei dem entlegenen Nonnenkloſter an, und that ſeine Gegenwart kund.

Die Pförtnerin erſchien, und fragte: was er verlange?

„Ich bin, — gab Glorioſo zur Antwort, — eine von der Obrigkeit abgeordnete Perſon, und bin befugt, hier Quartier und Zehrung zu fordern. — Die Frau Aebtiſſin mag nur dieſe Vollmacht der Regierung leſen, und ſie wird gleich wiſſen, wie ſie gegen mich ihre Schuldigkeit zu beobachten hat.“

Er gab ſein Papier ab, das die Pförtnerin der Aebtiſſin übergab, die dem Gerichtsmann ſogleich in dem Wirthſchaftsgebäude des Kloſters, Quartier anweiſen ließ. — Der Wirthſchaftsverwalter des Kloſters bewirthete ihn aufs beſte, und Glorioſo gab ihm zu verſtehen, es ſey der Klugheit gemäs, ihn gar nicht für das was er ſey, für einen Diener der Gerechtigkeit, auszugeben. Das leuchtete dem Verwalter ein, und um den vermeinten Sbirren ganz unkenntlich zu machen, gab er ihm die Kutte eines Laienbruders, und als ein ſolcher galt, und mußte er im Kloſter gelten. Bei dieſer Vermummung befand ſich der angebliche Bruder Tonelli recht wohl, und ſicher dazu, wie er meinte.

Bei einer Flaſche Wein erweiterte ſich des Kloſter Wirthſchaftsverwalters Fraggier, und Glorioſo's Vertraulichkeit.

Verwalter. Eine Frage im Vertrauen!

Glorioſo. Ich errathe ſie.

Verwalter. Nun?

Glorioſo. Sie betrifft die Abſicht meiner Sendung?

Verwalter. Errathen!

Glorioſo. Nun gut! — Wir ſind gute Freunde, alſo — Aber Verſchwiegenheit!

Verwalter. Die heiligſte!

Glorioſo. Es gilt dem Spitzbuben Glorioſo, dem ſogenannten großen Teufel, der in dieſer Gegend herum ſein Weſen treibt. Er iſt ein verſchlagener Purſch, und macht verteufelte Schwänke. Man hat ſogar in Erfahrung gebracht, daß er hie und da als — bedenkt nur! — als Sbirre ſich produzirt hat.

Verwalter. Verflucht!

Glorioſo. D'rum muß man vorſichtig ſeyn. — Man laſſe ſich ja nicht täuſchen und irre führen. Fällt etwas vor, ſo muß ich um alles wiſſen, ſonſt ſtehe ich für nichts.

Verwalter. Nur ruhig! — kömmt er hieher, ſo ſoll er uns nicht entwiſchen.

Der Verwalter referirte der Aebtiſſin, was er erfahren hatte, und dieſe ſprach ſelbſt mit dem vermeinten Handlanger der Gerechtigkeit. Dieſes Geſpräch koſtete ihr eine Börſe, die Glorioſo auf ihrem Tiſche ſah, und ſich liſtig zuzueignen wußte. Darüber gab's viel Unglück in dem Kloſter. Man viſitirte nach dem Diebe, und der wirkliche Dieb viſitirte cum privilegio aufs ſchärfſte mit, aber natürlich vergebens.

Die Kloſterpförtnerin war es, auf die nun Glorioſo ſeine Augen warf. Seine Schmeicheleien gewannen ſie ihm bald, und ſeine zärtlichen Blicke, ſetzten ihr einſames Kloſterherz in die liebevollſte Verlegenheit. In der Angſt dieſer Verlegenheit überließ ſie ſich ihren Gefühlen, und der rüſtige Bruder Tonello hatte gewonnenes Spiel. Ihr einſames Stübchen neben der Kloſterpforte wurde lebhaft, und die vereinten Götter der Liebe und des Weins machten den engen Raum zum weiten Tummelplatz ihrer Siege. Einſchläfernde Tropfen brachten die gute Pförtnerin zur Ruhe, und ehe ſie erwachte, zog Glorioſo in einer Nacht, da er ſich der Schlüſſeln ſeines Liebchens bedienen konnte, einem Marienbilde in der Kirche, einen ſchönen Ring vom Finger, und nahm U. L. Frau ihre glänzenden Ohrgehänge ab.

Früh gab es darüber Lärm. — Glorioſo eilte mit den andern in die Kirche, bezeigte ſein Erſtaunen, und ſiehe da! man wurde ein geöffnetes Fenſter gewahr, welches in der Nacht wohlbedächtlich von ihm geöffnet worden war.

„Ich laſſe mich hängen! — ſagte Glorioſo der Aebtiſſin ganz im Vertrauen; — der große Teufel iſt mit ſeinen langen Fingern dem Kloſter näher, als man es denkt. — Vorſicht und Behutſamkeit! wir müſſen ihn erhaſchen.“

Gegen Mittag kam ein Sbirre vor das Kloſter, zeigte ſein Kreditiv von der Regierung, und verlangte eingelaſſen zu werden.

Glorioſo zog ſein Maulthier aus dem Stalle, führte es aus dem Kloſter, gieng auf dem Sbirren zu, ſagte:

„Kömmſt du Kamerad? — Gut! löſe mich ab. Ich ziehe weiter;“

ſetzte ſich auf, und ritt davon.

Der Sbirre ſah ihn mit offenem Munde nach, erkundigte ſich, wer dieſer Menſch ſey? und erfuhr, was er nicht wußte.

Er blieb dabei, er kenne ihn nicht, er ſey ſein Kamerad nicht, ſey kein Sbirre.

Nach und nach wurde man im Kloſter nachdenkend, und verfiel endlich darauf, der fingirte Sbirre ſey wohl gar Glorioſo ſelbſt geweſen.

Sbirre. Beim Teufel! das iſt ſehr wahrſcheinlich.

Pförtnerin. Er hatte ja aber ein Regierungskreditiv!

Sbirre. Kann er es nicht geſtohlen haben? — Und, er hat's geſtohlen! — Eine Tagereiſe von hier* hat er, in einem Wirthshauſe, zwei meiner Kameraden niedergeſtreckt. Einer iſt geblieben, der andere liegt in Gottes Gewalt. — Das Maulthier des einen hat er davon geritten —

Verwalter. Er iſt's geweſen!

Pförtnerin. Ach heil. Agathe! Da iſt er es auch geweſen, der die Börſe der

Frau Aebtiſſin geſtohlen, und der die L. Frau um Ring und Ohrengehänge geplündert hat. — Ach! und — wer weiß — was er noch alles gemacht hat. — Ach! der verfluchte Kerl! Das kann großes Unglück geben!

Verwalter. Es hat ja ſchon welches gegeben!

Pförtnerin. Ja wohl! ja wohl! — 's kann aber noch mehr an den Tag kommen.

Verwalter. Das verhüte der Himmel!

Pförtnerin. Ach ja!

Sbirre. Adio! — Wir müſſen ihm auf die Spur kommen!

IV.

Entſchloſſenheit naht ſich dem Ziele,
und führt, was ihr gefällt, dahin;
ſie naht ſich dem verlornen Spiele,
und rechnet dennoch auf Gewinn.
Sie ſetzt und wagt,
ganz unverzagt,
und ſie gewinnt, die kühne Spielerin!

Glorioſo trabte auf die Manetiſche Gebirgskette zu, und erreichte gegen Abend ein einſames Wirthshaus. Er fand es leer, und kehrte in demſelben ein.

Bei ſehr magerer Koſt, die nur ſein Hunger würzte, fragte er: was es Neues gebe?

„Bei uns, — antwortete der Wirth; — nichts. Aber zwei Stunden von uns, zu Maneto, werden morgen zwei Spitzbuben gehängt. Sie ſollen, wie man ſagt, Teufelsgeſellen von dem groſzen Teufel Glorioſo, wie ſie ihn nennen, ſeyn."

„Das kann nicht ſchaden, — ſagte Glorioſo; — und mich, kann's nicht intereſſiren."

Der Wirth dehnte ſich behäglich aus, und lächelte: „Ja! ſo etwas intereſſirt mich. Ich wollte, daß alle Spitzbuben der ganzen Welt auf einen Haufen getrieben würden, und ich könnte ſie hängen ſehen."

„Schatz! eure Waldungen reichten nicht hin, Galgen genug zu liefern;" — ſagte Glorioſo ganz gelaſſen, und forderte die zweite Bouteille Wein.

Als ſie der Wirth brachte, fragte er:

„Wo kömmt der Herr her?"

„Aus Regio."

„Und — wenn man fragen darf? — wohin ſoll es gehen?"

„Nach Salerno."

„Aha!"

„Und von dort gerade nach Neapel."

„Aha! — Vermuthlich in Geſchäften?"

„In Geſchäften."

„So, ſo!"

Indem ſie noch ſprachen, wurde es vor dem Hauſe lebhaft. Es kam eine mit vier Maulthieren beſpannte Chaiſe an, aus der ein Frauenzimmer ſtieg, die ganz allein, und außer dem Vetturino *), ohne Begleiter war. — Sie ließ ihren Koffer abpacken, und kam in die Stube.

---

*) Lohnkutſcher.

„Ei, ei! Signora! — ſagte der Wirth, — So allein?"

„Ganz allein;" — antwortete ſie, ſah wohin ihr Koffer geſtellt wurde, und legte zwei Paar Piſtolen auf den Tiſch.

„Und Ihr fürchtet Euch nicht?"

„Nein. — Wer würde auch einem einzelnen Frauenzimmer etwas zu leide thun?"

„Kein Menſch!" — ſagte Glorioſo.

„Nun! — fuhr der Wirth fort; — das möchte ich eben nicht behaupten. — Geſetzt, Ihr hättet das Unglück, einigen Schnapphähnen von der Bande des großen Teufels in die Hände zu fallen, ſo möchte ich Euere Sicherheit nicht garantiren."

„Auf dieſen Fall, bin ich gefaßt;" — ſagte die Signora.

„Und wie?“

„Meine Herrn! würde ich ſagen: machen ſie mich nicht unglücklicher, als ich es ſchon bin.“

„Das würde wenig helfen!“

„Hier iſt meine Börſe, würde ich ferner ſagen; theilt chriſtlich mit mir.“

„Und ſie thäten es gewiß!“ — fiel Glorioſo ein.

„Ich zweifele!“ — ſagte der Wirth.

„Thäten ſie es nicht, — fuhr das Frauenzimmer fort, — ſo ſetzte ich mich zur Wehre, und dabei könnte ich doch nichts verlieren, als mein Leben, das ohnehin keinem Menſchen eine Stunde ganz eigen gehört.“

„Bravo! — ſchrie Glorioſo. — Signora! ich biete mich Euch zum Begleiter an. Euere Reſignation bezaubert mich.“

Die Dame wollte antworten, als ein junger Menſch heranſprengte, der abſtieg, und in's Haus trat. — Er fragte nach einem Frauenzimmer.

„Ich bin verloren!“ — ſchrie die Signora.

„Habt Ihr von dieſem Manne etwas zu fürchten?“ — fragte Glorioſo.

„Alles!“ — war ihre Antwort.

„Ruhig! — Verlaßt Euch auf mich. Ich beſchütze Euch. Er krümmt Euch kein Haar.“

„Rechnet auf meine ganze Dankbarkeit.“

„Ich rechne auf nichts; Ihr aber, könnt auf mich rechnen.“

Der junge Mann trat in die Stube, und ſchrie der Dame ſogleich entgegen:

„Ha Betrügerin! finde ich dich endlich?“ —

„Ruhig mein Herr! — fiel ihm Glorioſo in die Rede; — keine Beleidigungen gegen dieſe Dame.“

„Dame? — Eine Landſtreicherin, eine Betrügerin iſt ſie, die mich ausgeplündert hat!“

„Warum habt Ihr Euch ausplündern laſſen? — Hier iſt der Ort nicht dazu, ſie zur Rede zu ſetzen.“

„Hier, und allenthalben!“

„Nein! denn hier bin ich; ich, der ich ſie beſchützen und vertheidigen werde.“

„Kennt Ihr ſie?“

„Ja.“ —

„Aha! Ich bin alſo wohl“ —

„Keine Beleidigungen gegen mich, oder ich ſchieße Euch bei dem erſten beleidigenden Worte nieder."

„Wie? — Glaubt Ihr" —

„Was Ihr glaubt, oder nicht glaubt, mag ich nicht wiſſen. Genug, daß Ihr wißt, dieſe Dame ſteht unter meinem Schutze."

„Wie dürft Ihr Euch unterſtehen, Betrügerinnen zu beſchützen?"

„Ohne Antwort und Erklärung. — Ich beſchütze ſie; und damit, Punktum! — Und jetzt haltet Ruhe, oder reutet weiter."

Der Fremde ſah den Eiſenfreſſer bedächtlich an. Die Signora kam zum Worte:

Fiora. Feliſardo! wie kannſt du gegen mich wüthen? gegen mich, die ich —

Feliſardo. Die Signora Fiera iſt wohl beleidiget? Soll ich ſie nicht etwa auch gar um Verzeihung bitten?

Glorioſo. Warum nicht? — Sie iſt eine Dame, die —

Feliſardo. Die mich in ihre Schlingen zog, falſchen Spielern überlieferte, ſelbſt betrog, plünderte, und mich beinahe zur Verzweiflung brachte.

Glorioſo. Seyd Ihr reich?

Feliſardo. Nein.

Glorioſo. So kann ich es Euch nicht verdenken, daß Ihr geſpielt habt, aber mit einer Signora — wie Ihr dieſe hier ſchildert, — hättet Ihr Euch nicht einlaſſen ſollen.

Feliſardo. Kannte ich ſie? —

Glorioſo. Laßt ſehen, ob man Euch zufrieden ſtellen kann?

Feliſardo. Wie?

Glorioſo. Wer ſeyd Ihr?

Feliſardo. Ein unbeſonnener Menſch!

Glorioſo. Das braucht Ihr nicht ſelbſt zu ſagen. — Was treibt Ihr?

Feliſardo. Ich bin ein Maler.

Glorioſo. So hättet Ihr malen, und nicht ſpielen ſollen. Merkt Euch das für die Zukunft. Wer etwas gelernt hat, muß ſeine Kunſt treiben, und nicht durch Spiel Erwerb ſuchen. — Indeſſen, da es einmal geſchehen iſt, ſo will ich nicht weiter moraliſiren. — Wie viel hat man Euch abgenommen?

Feliſardo. Ueber 200 Dukaten.

Glorioſo. Das iſt viel! — Schöne Fiora! gebt auf mein Wort dem Maler wieder, was davon auf Euren Antheil gekommen iſt; es ſoll Euch alles auf eine andere Art wieder erſtattet werden.

Fiora. Die Spieler haben allein Vortheil von ihm gehabt. Mich hat er gemalt, und dafür will ich 50 Dukaten bezahlen.

Glorioſo. Honett! — Legt noch 10 Dukaten zu, und gebt ihm 60 Dukaten Reiſegeld.

Feliſardo. Wie? Ich ſollte —

Glorioſo. Nicht wahr, das demüthiget dich? — Alſo ſiehſt du, wie klein es von dir gedacht war, etwas wieder zu fordern, das verloren iſt. Und wer weiß, was du ſonſt noch gethan hätteſt, hätte ich mich nicht ins Mittel geſchlagen. — Du biſt ein Künſtler, und deine Kunſt muß und wird dir wieder Geld, auf eine beſſere Manier, verſchaffen.

Feliſardo. Das iſt es nicht allein, was mich —

Glorioſo. Still! — Ich merke alles. — Jetzt ſpeiſet, und wenn Ihr gegeſſen, und ein paar Flaſchen Wein getrunken habt, hoffe ich Euere Angelegenheiten, zu Euerer beiderſeitigen Zufriedenheit, in's Reine zu bringen. — Jetzt kein Wort weiter davon!

Der Wirth mußte auftragen. Man ſpeißte und trank. — Die Blicke des Malers waren Verräther ſeiner Empfindungen, und Fiora war muthwillig, oder mitleidig genug, zuweilen zu ſeufzen. Seufzer, die Feliſardo zärtlich erwiederte.

„Ich weiß nun alles, ſagte Glorioſo. — Morgen reiſen wir — ohne Widerrede! — alle dreie, von hier zuſammen fort, und unterwegs ſprechen wir über etwas mit einander, das, wenn Ihr klug ſeyd, für uns alle vielleicht ein erfreuliches Uniſono giebt."

„Ja! — ſagte Fiora, — wir reiſen zuſammen. Nicht wahr Feliſardo?"

„O ja!" — antwortete dieſer freundlich und ſchnell.

„Ich danke dem Himmel! — ſagte der Wirth, — daß alles ſo friedlich abgelaufen, und beigelegt werden iſt."

VI.

Die Liebe zürnt, die Liebe trennt,
und ſie vergleicht
gar leicht,
was ſich gekennt.

Der Tag brach an. Die Reiſenden waren munter. Man vereinigte ſich zu einer Zuſammenreiſe, und Fiora ſchien jetzt nie mit dem Maler entzweit geweſen zu ſeyn. — Es wurde noch ein Knecht gemiethet, des Malers und Glorioſo's Maulthiere wurden mit an die Chaiſe gehängt, man ſetzte ſich ein, und fuhr mit Sechſen davon.

Der Wirth ſah der Reiſegeſellſchaft nach, ſchob bedenklich die Mütze vom rechten aufs linke Ohr, und premulgirte laut ein kräftiges: „Das hätte ich nicht gedacht!“

Die Geſellſchaft aber ſtimmte ein Liedchen an, und ſchlug fröhlich und wohlgemuthet den Weg nach Fiumare ein.

Gegen Mittag hielt man, der Maulthiere wegen, in einer ſchattigten Gegend an. Es lagerte ſich die Geſellſchaft bei einer Quelle, man packte Wein und kalte Speiſen aus, und jetzt kam es zur Erklärung. Glorioſo begann:

„Dieſer Maler Signora! liebt Euch, und Ihr ſeht ihn wenigſtens nicht ungern. Wolltet Ihr ihn verlaſſen, ſo könnte es ihm das Leben koſten, wenigſtens — würde er in der erſten Verzweiflung, ſehr alberne Streiche machen. Dies zu verhüten, bleibt ihr beiſammen, ſo lange, — bis der junge Herr kälter wird. Er lebt ſeiner Kunſt, und die Signora giebt ihm Modelle und Küſſe. Dabei aber, darf ſie in ihren eigenen Spekulationen, nicht geſtört werden. — Darüber wird's nun zuweilen Krieg geben. Den muß ein Dritter beilegen. Dieſer Dritte, will ich ſeyn. — Ich bin ein Menſch, der von ſeinem Gelde lebt. Ich bin ein Sizilianer, heiße Oldrino, und bin nirgends lieber als auf Reiſen, und in der Fremde. Laßt uns gemeinſchaftliche Kaſſe zuſammen machen, und Italien durchreiſen. — Wollt Ihr das?"

„Hier iſt meine Hand!" — ſagte Feliſardo.

„Und hier — iſt die meinige; — ſtimmte Fiora ein. — Wir wollen zuſammen bleiben, ſo lange — als es uns bei einander gefällt."

„Ich werde dich ewig lieben, Fiora!“ — ſagte Feliſardo mit naſſen Augen. — „Du biſt meine erſte, und ſollſt meine letzte Liebe ſeyn.“

Glorioſo lächelte:

„Fiora! — haltet dieſen Seladon warm!“

Der Vetturino trat herzu, und ſagte ängſtlich:

„Meine Herrſchaften! es iſt hier nicht geheuer. — Ich habe zwei Kerle erblickt, die da herum ſchleichen, denen nichts Gutes zuzutrauen iſt. Sie blickten ſo mit einer gewiſſen Miene herum, als wollten ſie ſagen: Da giebt's ja etwas für uns!“

„Was iſt da zu thun?“ — fragte Feliſardo verlegen.

„Mein Rath iſt, — ſagte der Vetturino; — wir fahren weiter.“

Glorioſo ſagte kein Wort dazu, und gieng gelaſſen auf den Wagen zu. Eilig folgten ihm Feliſardo und Fiora. Der Vetturino ſpannte an, und man wollte eben einſteigen, als man zwei Bewaffnete kommen ſah. — Glorioſo trat ihnen entgegen und fragte:

„Was befehlen die Herren?“

Der Vetturino, der Knecht, Feliſardo und Fiora ſtellten ſich in Poſitur. — Der eine von den Kerlen muſterte die Reiſenden und ihre Anſtalten, und ſagte:

„Zwei gegen Fünfe! — Hm! — Ihr gebt 5 Dukaten, und könnt ungeſtört weiter reiſen.“

„Wir geben 2 Dukaten, — ſagte Glorioſo, — und reiſen weiter, oder fünf Kugeln, und weiter nichts.“

Der Kerl ſtutzte, ſah ihn zweifelhaft an, und ſagte endlich:

„Gebt her die 2 Dukaten!“

Glorioſo gab ihm das Geld, und lächelte:

„Ihr ſeyd billig!“

„Wie's fällt! — antwortete jener. — Man muß einen Unterſchied machen, und die Zeiten ſind ſchlecht.“ —

Damit gieng er mit ſeinem Kamerad zurück, und die Reiſegeſellſchaft fuhr weiter.

„Wenn wir nur noch jenes Schloß erreichen, — ſagte der Vetturino, — ehe uns das Donnerwetter über den Hals kömmt, das ſchon aus der Ferne her ſeinen Anzug verkündiget!“

Es wurde raſch darauf los gefahren, und eben als das Donnerwetter losbrach, erreichten ſie das Schloß.

VII.

Wo kannſt du ſicher ſeyn?
Nähmſt du den Platz bei Todten ein,
ſie würden dich verrathen.
Nur deine Liſt kann dich befrein.
Den Sprung gewagt! — Er wird gerathen.

Auf die Anfrage: ob man ihnen eine Einkehr im Schloſſe vergönnen wolle? ließ der Herr des Schloſſes ihnen ein: Herzlichgern! zur Antwort geben. — Sie wurden in einen Saal geführt, und waren nicht lange in demſelben, als der Schloßherr, Marcheſe Cigalini, zu ihnen kam, und ſie willkommen hieß. Er war ein wohlgebildeter, langer Mann, deſſen Mienen Spuren des tiefſten Trübſinns zeigten. Er lächelte nur mit einer gewiſſen Art von Verlegenheit, und war nur mit Zurückhaltung freundlich.

Man trug Wein, Früchte und Backwerk auf. Der Marcheſe nöthigte ſeine Gäſte ſehr verbindlich, und man langte zu.

Fiora war ſehr geſprächig, und zwang endlich der Einſilbigkeit des Marcheſe eine Unterhaltung ab. — Die Wuth des Gewitters nahm zu, es folgte Schlag auf Schlag, laut ſtrömte der Regen herab; in Feuer ſtand der Horizont. Der Marcheſe trat an's Fenſter, da ſchlug eine Wanduhr, und ein Glockenſpiel ſpielte die Melodie eines Trauergeſanges. Bewegt trat der Marcheſe vom Fenſter, bedeckte ſeine Augen mit ſeiner rechten Hand, und warf ſich auf ein Sofa. — Die Thür gieng auf, zwei ſchwarzgekleidete Knaben traten in den Saal. Der eine trug ein Kruzifix, der andere ein Buch. Sie nahten ſich dem Marcheſe, und ſangen in die Töne des Glockenſpiels mit ſanfter Stimme:

Du wirſt ſie wiederſehn,
und ſie hat dir vergeben.
Sie wird im andern Leben,
dir froh entgegen gehn.
Sie lächelt dir voll Huld.
Die treue Dulderin,
vergiebt dir alle Schuld,
mit treuem Liebes Sinn.

Der Marcheſe griff nach dem Buche, nahm das Kruzifix in die Hand, warf ſich am Sofa nieder, und ſchien ſehr herzlich zu beten. — Das Glockenſpiel ſpielte eine andere Melodie, und die Knaben ſangen:

Aus den heitern Friedenshöhen
lächelt dir ein ſanfter Stern,
wirft die Strahlen ſanft hernieder
blickt auf deine Pfade gern.
Nahſt du endlich dich dem Ziele,
ſteigt dein Engel froh herab,

leitet dich zum ſchönen Sterne
der dir Licht und Leben gab.

Das Glockenſpiel verſtummte. Der Marcheſe ſtand auf, gab Buch und Kruzifix zurück, und die Knaben verließen den Saal.

Unbeweglich ſtanden die Zuſchauer dieſes ſonderbaren Schauſpiels. In Fiorens Augen zitterten Thränen, und Feliſardo ſchluchzte laut. — Der Marcheſe ſchien ſich zu ſammlen, und wendete ſich dann zu ſeinen Gäſten:

„Sie verzeihen, daß ich Ihre gute Laune durch eine ſo ſonderbare Szene ſtören mußte, aber ich kann und darf nicht anders. Die Buſe, die ich mir ſelbſt auferlegt habe, zwingt mich, gewiſſenhaft zu ſeyn. Ich will der ganzen Welt zeigen, wie ſtrafbar ich bin. Ja, und wenn der König ſelbſt hier wär, ich würde, ſchlägt die Stunde des Unglücks, die ſo eben ſchlug, mich meiner Buſe nicht entziehen. Der Himmel kennt mein Verbrechen, wie könnte ich es alſo vor der Welt verbergen wollen? — Nein, Fiorliſa! alle Menſchen ſollen es wiſſen, wie ungerecht ich gegen dich war. — Hören Sie! Ich liebte, und wurde wieder geliebt. Mein Wahnſinn brachte mich um mein Glück, brachte mich um alle Freuden des Lebens. In einem Anfall von eiferſüchtiger Wuth, ermordete ich meine Geliebte. Sie ſtarb, indem ſie mir vergab, und ich entdeckte, daß ſie unſchuldig war. — Meine Buſe ſoll dauern, bis ich zu ihr komme. — Ihre ſchöne reine Seele eilte den Gegenden des Friedens zu, aber ihre irdiſche Hülle weilt noch bei mir.‘,

Er riß, als er das ſagte, die Thür eines Schrankes auf, und zeigte ſeinen Gäſten den balſamirten Körper ſeiner Geliebten. Fiora wankte auf den Schrank zu, und ſank mit einem: „Jeſus Maria!“ zu Boden.

Nach und nach kam ſie wieder zu ſich. Man brachte ſie auf ein Sofa. Sie bat mit ſchwacher Stimme, den Schrank zu verſchließen, und ſie in ein anderes Zimmer zu bringen. Das geſchah. — Der Marcheſe wetteiferte mit Feliſardo in zärtlicher Beſorgniß um Fiora, und dieſe ſtammelte:

„Ach Marcheſe! — Fiorliſa, dieſe Unglückliche, — war meine Schweſter.“

„Ihre Schweſter?“ — fragte der Marcheſe beſtürzt und verlegen.

„Meine unglückliche Schweſter!“

Indem vernahm Glorioſo ein Getümmel in dem Schloßhofe. Er ſprang in den Saal zurück, fuhr ans Fenſter, und erblickte ſechs Sbirren, die mit den Bedienten des Marcheſe in einem lauten Geſpräch begriffen waren.

„Wir haben ſichere Spur, — ſagte der eine von den Sbirren, — daß er ſich hier in dieſem Schloſſe befindet. Macht keine Umſtände, und liefert ihn aus."

„Wenn ihr ihn findet, — antwortete ein Bedienter, — ſo nehmt ihn mit euch. Aber ſeht euch wohl vor. Unſer Herr verſteht in ſolchen Dingen wenig Spas."

„Ach! was Spas! was Spas! — fiel der Sbirre ein; — öffentliche Sicherheit geht in der Welt über allen Spas. — Ihr geſteht doch ein, daß Fremde in dem Schloſſe ſind?"

„Die ſind da."

„Und unter dieſen iſt er."

Damit giengen die Sbirren in's Schloß.

Glorioſo, der leicht denken konnte, daß er es ſey, der geſucht wurde, ſuchte ſich aus den Händen ſeiner Verfolger zu retten.

Schnell

Schnell riß er den Schrank auf, in welchem Fiorliſens Körper ſtand, ſich dahinein zu verbergen, und Sicherheit bei den Toden zu ſuchen. Aber der Ungeſtüm, mit welchem die Angſt ihn zu Werke gehen hieß, und mit welchem er die Thür aufriß, machte, daß der ganze Schrank zu Boden ſtürzte. Das Gepolter trieb den Marcheſe in den Saal. Glorioſo eilte mit einem: „Ich bin verloren!" ihm entgegen, zeigte auf den umgeſtürzten Schrank, und ſprang in das Seitenzimmer. Er ergriff und ſchob Feliſardo hinaus in den Saal, verriegelte die Thür, und ſagte zu Fiora:

„Mädchen! biſt du ein Weib, ſo rette mich durch irgend eine Liſt. Ich werde von Sbirren verfolgt, die im Schloſſe ſind, und weiß nicht, wie ich ihnen entgehen ſoll."

„Unglücklicher! wer du auch ſeyn magſt, — ſeufzte Fiora; — rette dich ſelbſt, ſo gut es dir möglich iſt. — Ich habe weder Rath noch Hülfe für dich. Unbekannt hier im Schloſſe, wüßte ich keinen Winkel für mich ſelbſt, wie könnte ich dir einen Ort zeigen, wohin du dich verbergen könnteſt?“

Glorioſo riß ein Fenſter auf, und ſah auf ein Fuder Heu, das unter eine Schoppe gefahren, aber nur halb bedeckt war.

„Lebe wohl Fiora! — ſagte er; — Riegele ſogleich die Thür wieder auf, und ſage keiner Seele, daß Glorioſo bei dir war.“

„Glorioſo?“ — ſchrie Fiora laut auf, und ſank auf einen Stuhl zurück.

Glorioſo aber ſprang zum Fenſter hinaus auf das Heufuder.

Zweites Buch.

Wie kannſt du begehren
in Frieden zu wandeln?
Zwar kannſt du verheeren,
kannſt wunderbar handeln,
doch ward dir hienieden
kein häusliches Glück,
kein zärtlicher Blick
der Ruhe beſchieden.

VIII.

Ei! welch ein Gewinn
den Klaußner zu finden!
Geſtalten entſchwinden
dem forſchenden Sinn,
O Glorioſo! wohin?

Ueber das Heufuder hinweg kroch Glorioſo durch die Schoppe, wo die Maulthiere der Sbirren angebunden ſtanden. Auf das eine dieſer Thiere ſetzte er ſich, und trabte, von keinem Auge bemerkt, zum Schloßhofe hinaus. — Durchnäßt bis auf die Haut erreichte er den Forſt. Hier nahm er den

Mantelſack von dem Maulthiere, zäumte es ab, gab ihm die Freiheit, hin zu gehen wohin es wollte, und kroch durch die verwachsenſten Stellen in die Tiefe des Waldes, wo er endlich, zu ſeinem großen Erſtaunen, auf einen ziemlich breiten freien Platz kam, in deſſen Mitte ein kleines Haus ſtand. — Ein Kettenhund machte Lärm. Ein ziemlich bejahrter Mann ſchob ein Fenſter auf, und ſah heraus. — Glorioſo bat um Quartier. Der Mann, in einer Klaußnerkutte, öffnete ihm die Thür, bewillkommnete ihn, und hieß ihn eintreten.

„Ich habe mich, — ſagte Glorioſo, — bei dem Gewitter im Walde verritten. Mein Maulthier iſt gefallen, und ich finde endlich, was ich ſeit mehr als ſechs Stunden ſchon ſo nöthig brauche, ein Obdach.“

„Das wird aber auch beinahe alles ſeyn, — antwortete der Klaußner, — was du findeſt. Mein Haus iſt klein, meine Koſt iſt ſchmal. Ich lebe hier von den kleinen Einkünften, die mir meine mediziniſchen Kenntniſſe eintragen. Die Bauern brauchen mich als Arzt, und einigen Menſchen in der Stadt liefere ich Kräuter. Das alles trägt aber, wie geſagt, nur wenig ein. Hätte nicht zuweilen ein Abt eine Indigeſtion, ſo wäre durch mediziniſche Wiſſenſchaften, hier herum, gar nichts zu erwerben. — Ich bin demnach darauf verfallen, noch ein Nebengeſchäft zu treiben, welches aber vermuthlich bald mein Hauptgeſchäft werden wird, denn es trägt, hoffe ich, mehr ein, als das andere."

„Darf man es wiſſen?"

„Warum nicht? — Ich thue, was eigentlich jeder Menſch in der Welt thun ſollte. Ich benutze die Leichtgläubigkeit der

Menſchen. — Schon fängt man an, in der Gegend, mich den weiſen Mann zu nennen, bald wird man mich den Alleswiſſenden nennen, und ich zweifle gar nicht daran, daß mich meine ſogenannten übernatürlichen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften nicht allein gut nähren, ſondern mir auch ſogar ein Kapitälchen einbringen werden.“

„Das glaube ich ſelbſt!“

„Die Menſchen ſind einmal ſo ſtolz, zu glauben, daß für alle ihre irdiſchen Angelegenheiten überirdiſche Remedia vorhanden ſind. Dabei will ich ſie laſſen, und will ihr Orakel werden. Die Geſchäfte, die ich dabei zu treiben habe, werden mich eben ſo ſehr unterhalten, als ſie die Rathfragenden befriedigen ſollen. Abwechſelung ſoll die Seele des ganzen Wunderſpiels ſeyn. Dabei hat man den Vortheil, ſich durch einen Grad der

Wiſſenſchaft in den andern hinüber zu ſchleichen, und man behält immer dabei den Rücken frei. Demnach werde ich Antworten und Rath ertheilen durch die Lecanomantia, d. i. durch die Weiſſagungen und Ausſprüche aus Becken und Bechern; durch die Hydromantia, aus Waſſer; durch die Dactylomantia, aus Ringen; durch die Alectryomantia, mit Hähnen; durch die Catoptromantia, aus Spiegeln; durch die Crystallomantia, aus Kriſtallen; durch die Axinomantia, mit Beilen und Aexten; durch die Coscinomantia, mit einem Siebe; durch die Gastromantia, mit Gläſern; und endlich, wenn es ſeyn muß, durch die Necromantia ſelbſt, wobei es zum Citiren und Erſcheinen der Geiſter kömmt.“

„Ein weites Feld, das ſich dem Geldverdienſte öffnet! — Aber, wie willſt du alles dies ſo allein vollbringen können?“

„Ich habe einen Knaben, der eben jetzt in der Stadt iſt und verſchiedenes für mich einkauft. Dieſer iſt gut abgerichtet, und ſteht mir bei. — Gelegentlich werde ich auch einer Zigeunerbande ein pfiffigtes Mädchen abkaufen, und dann iſt das Korps ſtark genug, die ganze Gegend zu befriedigen, in Furcht und Hoffnung zu ſetzen.“

Der Klaußner konnte kaum aufhören von ſeinen Angelegenheiten zu ſprechen und Glorioſo hörte ihn zu, bis ihm der Schlaf die Augen ſchloß. Er ſtreckte ſich auf einen Strohſack, und ſchlief, bis ihn ſein Wirth mit der Bemerkung weckte, die Sonne ſtehe ſchon hoch.

Der Tauſendkünſtler brachte ihn auf einen Fußweg, der, wie er verſicherte, durch den Forſt auf die Heerſtraße führe, und Glorioſo wandelte auf demſelben fort, neuen Abentheuern entgegen.

IX.

Die Gegend vorüber,
im Strome hinab,
rollt Welle an Welle
in's ſchäumende Grab;
erhebt ſich von neuen,
ſinkt wieder hinab.

Den Forſt im Rücken, ſchlug er ſich links in die Gebirge, wo er ſich in einem einſamen Wirthshauſe nothdürftig verproviantirte, und gegen Mittag ein kleines, von hohen Bergen umkränztes Thal erreichte, in welchem er ſich, ziemlich ermüdet, unter einigen Bäumen niederwarf. Hier hielt er kurze Tafel, und ſchlief endlich ein.

Menſchenſtimmen weckten ihn auf. Er ſchlug die Augen auf, und ſah ſich von einigen Kerlen umgeben, die hohen Rath zu halten ſchienen, was ſie mit ihm anfangen wollten. Er ſprang auf, und fragte keck und entſchloſſen:

„Wer ſeyd ihr?“

„Das wird er erfahren;“ — war die Antwort.

„Was wollt ihr?“

„Die Börſe, die Uhr“ —

„Halt! Clericus Clericum non decimat. — Wenn ihr das an mir thun wollt, was wollt ihr andern thun?

„Wie verſteht er das?“

„Könnt ihr's nicht begreifen?“

„Wir haben keine Zeit dazu, uns über ſo etwas den Kopf zu zerbrechen. Die Zeit iſt edel.“ —

„Euer Gewerbe auch?“

„Was will er damit ſagen?“

„Ich will damit ſagen, daß ihr euch ſchämen ſolltet, mir die Börſe abzufordern.“

„Schämen? — Seinetwegen? — Warum das?“

„Wenn ihr mich kenntet“ —

„Nun? was wär's denn da?“

„So würdet ihr ſagen: ſchlaf ruhig großer Teufel! Dir thun wir nichts.“

„Großer Teufel? Herr! das iſt ein berühmter Name, den er nicht mißbrauchen darf.“

„So nenne ich mich Glorioſo.“

„Glorioſo? — Was? — Er wär“ —

„Ich bin Glorioſo, detto il Gran Diavolo.“

„Wär es möglich? — Halt! das muß Bartholo wiſſen, der hat unter ihm gedient.“

„Iſt Bartholo bei euch? — Führt mich hin, wo er iſt.“

Das geſchah. — Immer tiefer gieng es in die Gebirge hinein, und endlich kamen ſie an eine mit Buſchwerk verwachſene Schlucht. Wer das nicht genau wußte, gieng vorüber, ohne nur das geringſte davon zu muthmaßen, ſo verſteckt und verwachſen war die ſchmale Oeffnung, durch die ſich ein einzelner Mann drängen mußte. Sie führte in ein kleines Thal, das mit hohen Felſen, voller Höhlen, umgeben war.

„Das iſt ein herrliches Plätzchen!“ — ſagte Glorioſo, und durchflog mit lüſternen Blicken die beſchränkte Gegend, die die

Natur für die tiefſte Verborgenheit gebildet hatte.

Bartholo ſtürzte ſogleich frohlockend ihm entgegen, und die ganze ehrenwerthe Geſellſchaft, die aus zehn Männern, zwei Weibern, und vier Kindern beſtand, jubelte laut:

„Es lebe der große Teufel!“

Selbſt die Hunde gaben ihre Töne mit zu dem Chor, und die ſtammelnden Kinder klatſchten in die Händchen.

Glorioſo. Ihr habt euch ſcharmant logirt!

Bartholo. Nicht wahr? — Daß du aber bei uns biſt, das macht dieſes Thälchen noch zehnmal ſchöner und angenehmer, als es wirklich iſt.

Glorioſo. Wie ſtark ſeyd ihr?

Bartholo. Wie du uns hier ſiehſt; zehn ſtreitbare Köpfe ſtark.

Glorioſo. Lumperei!

Bartholo. Freilich wohl!

Glorioſo. Da läßt ſich nichts Kluges ausführen.

Nano. Wir wollen werben.

Glorioſo. Das müßt ihr thun.

Nano. In deinem Namen?

Glorioſo. Das verſteht ſich.

Bartholo. Ha! in acht Tagen, ſind wir funfzig Köpfe ſtark, oder ich laſſe meinen Kopf in ſo viele Stückchen hacken.

Die Werbungen begannen ſogleich den folgenden Tag. Fünf Mann, und Bartholo mit ihnen, wurden ausgeſchickt, die Gebirge zu durchſtreifen, und Rekruten aufzuſuchen. Zwei Mann wurden nach Proviant geſendet, und zwei Mann ſollten Gewehre und Munition auftreiben. — Glorioſo blieb mit den Weibern daheim, und traf Anſtalten, die Felſenhöhlen zu reinigen, und ſo bequem wie möglich, zu Quartieren zu machen. In die Mitte des Platzes wurde ein Gezelt aufgeſchlagen; dieſes bezog Glorioſo, und pflanzte darauf das Zeichen ſeiner Hauptmannſchaft, einen Hut, mit emporſtehenden Pappelzweigen. Das Thal ſelbſt, nennte er Glorioſetta. — Alles war eingerichtet, und die Ausgeſchickten wurden nun wieder zurück erwartet. — Der Proviant kam zuerſt, auch wurden einige Gewehre und Munition geliefert. — Glorioſo ſchickte dieſe Geſellen wieder fort, und bald kamen auch die andern mit Rekruten zurück. Am fünften Tage war die ehrenwerthe Bande ſchon Fünf und Zwanzig Mann ſtark, und nun fieng Glorioſo ſeine Operationen auf alten Fuß wieder an.

Kaum hatte er ein paar Wochen ſo gehauſet, als der Ruf ſeiner Exiſtenz, und der glänzenden Thaten ſeiner Leute, ſo viele Landſtreicher und unnütze Brut herbei lockte, daß er mit einer Bande von beinahe zweihundert Köpfen die ganze lange Gebirgskette, und alle Forſte von Buvo bis Nicoſtro, eine Strecke von mehr als funfzig Italieniſchen Meilen, beſetzt halten konnte. Alle in dieſer Gegend einzeln liegende Wirthshäuſer waren von den Seinigen okupirt, und verſchiedene, dort liegende Dörfer und Flecken, waren ganz in ſeiner Gewalt. Es wurde geraubt und geplündert, und mehrere Perſonen fanden bei der Vertheidigung ihres Vermögens, oder Lebens, den Tod. Beſonders wurden die Klöſter hart mitgenommen, und von allen Oertern des untern Kalabriens lieſen in S. Severina, bei dem Statthalter, Beſchwerden über die Gewaltthätigkeiten der Räuber ein.

Es wurde alſo darauf gedacht, dem Unweſen ein Ende zu machen. Soldaten, Sbirren, und Milizen wurden aufgeboten, und in verſchiedenen Korps rückten einige tauſend Mann in die Gebirge ein.

Glorioſo zog ſeine Geſellen bei S. Georgio zuſammen, und hier kam es zu einer blutigen Aktion. Die Räuber unterlagen, und was nicht niedergehauen wurde, wurde gefangen davon geführt. — Glorioſo entkam nur mit genauer Noth, und floh in ſeinen Schlupfwinkel Glorioſetta, wo er jetzt ganz allein war, und ſich in ſeine verſteckten Schlupflöcher verbarg.

Hier wollte er den Sturm vorübergehen laſſen, und ſich dann wieder unter die Menſchen wagen. — Keiner ſeiner Leute, weder ein Weib, noch ein Kind, ſuchte den Schlupfwinkel auf, woraus er ſchloß, ſie müßten entweder in die obern Gebirgsgegenden verſprengt, oder alle gefangen genommen, und niedergehauen worden ſeyn; und ſo war's auch.

Mangel an Proviant hauptſächlich, trieb endlich Glorioſo aus ſeiner Freiſtätte wieder in die Welt hinaus. Er ſchlich ſich an der Küſte hin, und kam nach Metramo. Hier traf er einen Franziskaner an, der ſein Reiſegefährte wurde. Von dieſem erfuhr er mancherlei, was ihn intereſſiren konnte.

Franziskaner. Ich gehe nach Cantanzaro, wohin ich verſchrieben worden bin, und zwar, keiner ganz angenehmen Beſchäftigung entgegen.

Glorioſo. Wie ſo?

Franziskaner. Es werden daſelbſt in einigen Tagen einige funfzig Malefikanten, Männer und Weiber, Geſindel von des verruchten Glorioſo Bande, gerichtlich abgethan werden. Die PP. meines Ordens daſelbſt, können nicht herum kommen, und haben ſich Gehülfen verſchrieben, unter denen ich auch mit bin. — Dieſes ſchlechte Volk nun zum Tode zuzubereiten, das nenne ich eine unangenehme Beſchäftigung, und das iſt ſie auch.

Glorioſo. Das will ich Euch gern glauben! — Könnt Ihr mir denn nicht ſagen, ob man das Haupt der verruchten Bande auch mit in obrigkeitlicher Gewalt hat?

Franziskaner. Das weiß ich nicht. Wenn Ihr aber mit nach Cantanzaro geht, ſo werdet Ihr es wohl erfahren.

Glorioſo. Mein Weg geht gerade auf Coſenza zu.

Franziskaner. Ihr wollt alſo die Hinrichtungen zu Cantanzaro nicht mit anſehen?

Glorioſo. Nein! — Ich bedauere, daß es nicht geſchehen kann, aber, meine Geſchäfte wollen mir es nicht erlauben. Ich bin ein Pferdehändler, und —

Franziskaner. Und geht zu Fuße?

Glorioſo. Das geſchieht wohl oft. Wir verkaufen und vertauſchen alles, was uns feil gemacht wird, geben oft die Pferde unter dem Leibe weg, und gehen, wie Ihr an mir ſeht, wenn wir bei dem Handel etwas profitiren können, lieber zu Fuße.

Unter dieſem Geſpräch kamen ſie nach Arena. Hier trennten ſie ſich. Der Mönch gieng rechts, und Glorioſo blieb links auf ſeinem Wege, an der Küſte hin.

X.

„Und herrlich, in der Jugend prangen,
wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
mit züchtigen, verſchämten Wangen,
ſieht er die Jungfrau vor ſich ſtehn.“

Unweit Briatico traf Glorioſo auf einen Juden, der, wie er hörte, in dem Orte wohnte. Dieſem klagte er, er ſey geplündert, und ſeines Maulthiers beraubt worden, doch habe er einen Ring gerettet, den er gern verkaufen, und ſich ein Pferd, und ſtandesmäßige Kleider anſchaffen wolle.

Der Jude beſah den Ring, erbot ſich ihn zu kaufen, und auch für Kleider und ein Pferd zu ſorgen. — Glorioſo kehrte bei ihm ein, und in wenig Stunden kam alles in Ordnung. Ein Schwager des Juden, Elias, gab, da er es gut an den Mann bringen konnte, denn Glorioſo handelte, da er von fremdem Gute kaufte, nicht lange, ſein Pferd her. Elias ſelbſt verkaufte ein Kleid und eine Uniform, einen Mantel und Mantelſack an ihn, und von dem Gelde für den Ring blieb ſo wenig übrig, daß es Glorioſo dem Meſchores des Juden ſchenkte. Man nannte ihn einen großmüthigen Kavalier, und Elias ſagte:

„Sieht man's doch gleich, daß Sie ſind ein Edelmann, da Sie ſind ſo gewaltig generös, und gar nicht knauſerig; müſſen auch wohl haben noch viele Spänc daheim?“

Glorioſo nickte ihm mit einem Ja den Abſchied zugleich zu, und ritt gewiß noch weit fröhlicher davon, als der Jude über ſeinen gemachten guten Handel vergnügt zurückblieb.

Zu Pferde gieng es nun friſcher darauf los, und bald erreichte Glorioſo Coſenza. Hier blieb er nur ein paar Tage, ruhte aus, und reiſte weiter.

Eine Stunde ungefähr vor Roſſano holte er einen rechtlichen Mann ein, der auf einem ſchwerbepackten Maulthier ganz gemächlich die Straße hinzog. Mit dieſem kam er bald in ein Geſpräch, und erfuhr von ihm, er heiße Gomello, und ſey ein Lederhändler aus Roſſano. Allem Anſchein nach ſchien er ein begüterter Mann zu ſeyn, und Glorioſo beſtrebte ſich durch allerlei Umwege ſeinem Zwecke näher zu kommen. Deshalb ſagte er, wie ganz unbefangen:

„Ich bin in Roſſano ganz unbekannt. Es iſt mir aber das frohe luſtige Leben in dieſer Stadt von einem Freunde, der es kennt, ſehr lebhaft geſchildert worden, und deshalb bin ich entſchloſſen, da ich blos zu meinem Vergnügen reiſe, mich einige Wochen daſelbſt aufzuhalten.“

„O! — begann Gomello. — Es wird Ihnen ganz gewiß recht wohl in Roſſano gefallen. Ein Mann, wie Sie, der blos für ſein Vergnügen lebt, und mit einer gefüllten Börſe nach Roſſano kömmt, kann ſich dort das Leben ſo angenehm, wie möglich, machen.“

„In der That! — fuhr Glorioſo fort; — kann ich wohl wirklich ſagen, daß ich, wie der Herr ſich ausdrückt, blos für mein Vergnügen lebe, und was die Börſe betrifft, die ich mit nach Roſſano bringe, ſo hät ſie wirklich ein gutes Gewicht. Alſo werde ich mich in der lieben Stadt recht wohl befinden. Nur wünſchte ich dort ein wenig bekannt zu ſeyn, damit ich in ein Logis zu kommen wüßte, in welchem ein Mann meines Standes doch ein wenig aufgehoben iſt.“

„Ich will zwar mein Haus nicht ſelbſt rühmen, — ſagte Gomello; — aber das muß und kann ich doch mit aller Wahrheit ſagen, es iſt eins der größten und ſchönſten Häuſer in Roſſano. Sie können ſich davon ſelbſt überzeugen, wenn wir in die Stadt kommen. Und wenn Ihnen in meinem Hauſe drei bis vier artige Zimmer anſtehen, ſo können Sie dieſelben gleich beziehen, und brauchen nicht erſt lange in der Stadt herum, nach einem Quartiere zu reuten *), und

---

*) In dieſem Theile Italiens findet man, ſelbſt in den Städten, ſelten Wirthshäuſer für Leute von Stande. Reiſende dieſer Art logiren in Privathäuſern.

zu erwarten, in weſſen Hände Sie fallen. Ich bin ein ſchlichter, gerader Mann, meine Frau iſt eben ſo, und übertheuert ſollen Sie von uns nicht werden, darauf können Sie ſich verlaſſen, mein lieber Herr — Ich weiß Ihren wertheſten Namen noch nicht!“

„Ich heiße Baron Oldrino. — Ihr Quartier nehme ich unbeſehen an. Schwerlich kann ich einen beſſern Hauswirth, als den in Ihrer Perſon, bekommen.“

Die Sache wurde gleich richtig gemacht, und als ſie nach Roſſano kamen, war Glorioſo auch gleich, und zwar ſo gut, einquartirt, als er es ſich nur wünſchen konnte. Er bezog zwei artige Zimmer im zweiten Stock des Hauſes, die auf eine ſehr lebhafte Straße giengen, und die beſſer meublirt waren, als man dies bei einem Lederhändler geſucht hätte. Gomello war aber ein nahrhafter, thätiger Mann, der einen ſtarken Handel trieb, und ſich ein ſehr ſchönes Vermögen erworben hatte. Seine Frau war eben ſo thätig als er, und da das Beiſpiel des Herrn und der Frau belebte, ſo regte und rührte ſich in dieſem Hauſe alles auf das kräftigſte und thätigſte. Dieſes hatte nun freilich den ſichtbarſten Einfluß auf ihren Wohlſtand. Dieſer war im Hauſe in allen Dingen ſichtbar. — Und Glorioſo befand ſich, mit einem Worte, in dieſem Hauſe ſehr wohl.

Sein Leben ohne Beſchäftigung, und das Vergnügen des dolce far niente, trieb ihn aus den Kirchen auf Spatziergänge und öffentliche Häuſer, und feſſelte ihn oft halbe Tage lang an ſeine Fenſter (die, wie geſagt, in eine lebhafte Straße giengen), wenn er nicht ausgehen mochte. Dahin zogen ihn aber, mehr und ſtärker, als die Lebhaftigkeit der Straße, ein paar ſchöne Augen. Seinem Hauſe gegenüber hatte er in dem unterſten Stock eines kleinen Hauſes ein Mädchen geſehen, die des Morgens ihre Fenſterladen aufſchlug, deren Bild nicht mehr, weder wachend noch ſchlafend, aus ſeinen Sinnen kam. Er hatte ſie geſehen, aber er konnte ſie nicht wieder zu ſehen bekommen. Zwar ſtieg er immer ſo früh wie möglich auf, die Fenſterladen wieder öffnen zu ſehen, aber immer fand er ſie ſchon offen.

Einſt war er ſo glücklich, ſo früh zu erwachen, daß er die Fenſterladen noch vor den Fenſtern ſah, und nun erwartete er mit der zärtlichſten Ungeduld, zu ſehen, wie ſie ſo ſchön, von ſo niedlichen Händchen geöffnet würden. Er wartete und harrte, und gieng nicht von dem Platze. Er ſah nach der Uhr, und ſah, daß er gar zu früh gekommen war.

End=

Endlich hörte er die Ketteln fallen. Die Laden knarrten, ſie wurden geöffnet, — aber nicht von kleinen, niedlichen Händchen, ſondern von ziemlich braunen, dürren Händen. Darauf ſteckte eine alte Matrone den Kopf zum Fenſter hinaus, ſah nach der Windfahne des Eckhauſes, und zog ſich ſchneckenmäßig wieder zurück. Da ſtand Glorioſo, ſah gedankenlos das gelbe Papier an *), und ärgerte ſich, als er wieder zu ſich kam, daß er nicht wenigſtens, da ſeine Hoffnungen ihn getäuſcht hatten, ſeine Glasfenſter in jene Oeffnungen zaubern konnte, hinter denen die

---

*) In Kalabrien trifft man in den Städten, nur in den vorzüglichſten Häuſern, Glasfenſter an. Die gewöhnlichen Fenſter ſind von Horn, und in den meiſten Häuſern, beſonders armer Leute, verſehen Rahmen mit in Oel getränktem Papier dieſe Stelle.

ſchönen, ſchwarzen Feueraugen, wohl ihn, er aber ſie nicht, ſehen konnten.

Verdrüßlich legte er ſich wieder zu Bette, und dachte hin und her, wie es möglich zu machen ſey, die ſchönen Augen wieder und näher zu ſehen, und konnte nichts erdenken und erſinnen. — Endlich fiel ihm ein, ſeine Wirthin in das Spiel zu ziehen. Er ſprang entſchloſſen aus dem Bette, gieng in die Wohnſtube ſeines Hauswirths, und wußte nun nicht, wie er das, was er ſagen und geſtehen wollte, vorbringen ſollte.

Er ſetzte ſich, ſprach von gleichgültigen Dingen, heftete endlich ſeine Augen ſtarr auf den beabſichtigten Punkt, und fragte ganz unbefangen, wie es ſchien:

„Wer bewohnt denn das kleine Haus, uns gegenüber?“

Frau Roſa drehete ſich herum, und fragte lächelnd:

„Haben Sie etwas geſehen?“

Glorioſo. In dem Hauſe habe ich noch keine Seele geſehen, als dieſen Morgen eine alte Frau, die die Laden öffnete.

Roſa. So! — Ich dachte, Sie hätten etwas anderes geſehen.

Glorioſo. Was denn?

Roſa. Etwas Schönes.

Glorioſo. Giebt es denn in dem häßlichen Schneckenhauſe etwas Schöneres, als die alte Schnecke, die ich dieſen Morgen ſah?

Roſa. Das will ich meinen! In dieſem häßlichen Schneckenhauſe, wie Sie es zu nennen belieben, wohnt ſicher das ſchönſte Mädchen in ganz Roſſano.

Glorioſo. Scherz!

Roſa. Nein! Ernſt; wahrer, wahrhaftiger Ernſt!

Glorioſo. Wie käme denn aber ein ſo ſchönes Mädchen in eine ſolche Hütte?

Roſa. Ja, mein Gott! wie kömmt der Menſch dahin und dorthin? Unglück —

Glorioſo. Das ſchöne Mädchen iſt unglücklich?

Roſa. Glücklich kann man ſie wahrhaftig nicht nennen!

Glorioſo. Wer iſt ſie denn?

Roſa. Ihr Vater war Hauptmann unter den Milizen, wurde mit gegen die Räuberbande des infamen großen Teufels, — Gott ſey bei uns! — kommandirt, und wurde — wie man erzählt, — in einem Gefechte, als ſeine Leute weichen wollten, und er ſich herzhaft an ihre Spitze ſtellte, von dem großen Teufel ſelbſt erſchoſſen.

Glorioſo. Iſt es möglich!

Roſa. So erzählt's jedermann.

Glorioſo. Unglücklicher Mann!

Roſa. Von einem ſolchen infamen Straßenräuber erſchoſſen zu werden! — — Genug, tod war er. Er hinterließ eine kranke Frau und eine ſchöne Tochter, aber kein Vermögen.

Glorioſo. Und der Staat ernährt nicht die Frau und die Tochter eines Mannes, der ſein Leben ſo ehrenvoll für ſeine Sicherheit verlohr?

Roſa. Ach! der Staat bekümmert ſich um ſo etwas nicht.

Glorioſo. Schande!

Roſa. Die guten Leutchen bekommen eine kleine Penſion aus der Militairkaſſe, die ungefähr hinreicht, ſich Salz und Brod zu verſchaffen, und für die übrigen Lebensbedürfniſſe muß das arme Mädchen durch Händearbeit ſorgen.

Glorioſo. Armes, unglückliches Geſchöpf! — Frau Wirthin! wie könnte den guten, armen Leuten wohl etwas gegeben werden, das —

Roſa. Sie nehmen nichts an. Wir haben als chriſtliche Nachbarn ſchon einigemal etwas für ſie thun wollen, aber — ſie nehmen, wie geſagt, nichts an.

Glorioſo. Aber doch für Arbeit? — Ich brauche mancherlei, und wollte gern alles doppelt und dreifach bezahlen, wenn —

Roſa. Hören Sie! Sie haben das ſchöne Mädchen geſehen, oder —

Glorioſo. Ein einzigesmal habe ich ſie geſehen, aber nur —

Roſa. Sehen Sie! — Ja! wer ſie ſieht, iſt von ihr entzückt. Wenn ſich nur ein rechtſchaffener Mann für ſie fänd! — Liebſchaften, — und zwar welche, die viel eingetragen hätten, — hätte ſie ſchon genug haben können, aber ſie iſt zu gottesfürchtig, und zu tugendhaft, und mag mit ſolchen Dingen nichts zu ſchaffen haben. — Da iſt ein junger Graf — ich will ihn nicht nennen, der hat ihr einmal 100 Stück Dukaten geſchickt, aber der iſt ſchön angekommen! Mit Schande und Spott hat er ſein Geld wieder nehmen müſſen.

Indem gieng ein alter Kapuziner auf das Haus zu, klopfte an, und wurde eingelaſſen.

„Das iſt der P. Hilario, — ſagte Frau Roſa; — der Beichtvater der guten Leute, der Einzige, der Zutritt zu ihnen hat. Es heißt, er verkaufe Cöleſtinchens Arbeiten, denn ſie ſelbſt geht nirgends damit hin.“

Gomello's Eintritt in die Stube, endigte dieſes Geſpräch. Glorioſo gieng auf ſein Zimmer, und behielt das Haus, in welchem ſeine Seele war, in den Augen. — Der Kapuziner verließ daſſelbe, und er eilte ihm in ſein Kloſter nach. Hier fragte er nach dem Pater Hilario, und wurde zu ihm auf ſeine Zelle geführt.

„Herr Pater! — ſagte Glorioſo; — verzeiht einem Fremden eine Zudringlichkeit, die einen guten Endzweck hat, oder ihn wenigſtens haben ſoll.“

P. Hilario. Eine Zudringlichkeit dieſer Art, führt ihre Verzeihung ſchon bei ſich ſelbſt. — Darf ich fragen: wen ich ſpreche?

Glorioſo. Baron Oldrino. — Ich bin auf Reiſen, halte mich ſchon ſeit beinahe 14 Tagen in Roſſano auf, und wohne bei dem Lederhändler Gomello.

P. Hilario. Ein braver Mann!

Glorioſo. So habe ich ihn auch gefunden. — Von ihm habe ich in einem zufälligen Geſpräch, das traurige Loos eines tugendhaften Mädchens vernommen, die mit ihrer Mutter mir gegenüber wohnt, und in deren Haus ich Euch vor wenigen Stunden gehen ſah. — Ich bin ein Mann von Empfindungen, habe Vermögen, und möchte —

P. Hilario. Ich errathe, was Sie ſagen wollen, und was Sie thun möchten.

Thun Sie beides nicht. Geſchenke werden in jenem Hauſe nicht angenommen.

Glorioſo. Das weiß ich. Aber ich wollte —

P. Hilario. Hier ſind drei Paar Manſchetten die — — Ich muß Ihnen ſagen, daß ich —

Glorioſo. Ich weiß alles! — Was koſten die Manſchetten?

P. Hilario. Alle drei Paar?

Glorioſo. Alle.

P. Hilario. Jedes Paar, Einen Dukaten.

Glorioſo. Ein Lumpengeld! Armuth muß man nicht drücken. Hier ſind 9 Dukaten.

Damit nahm er die Manſchetten, legte das Geld auf den Tiſch, und eilte davon.

— Der Pater ſah ihm mit offenem Munde nach, und als er ſprechen wollte, war Glorioſo ſchon längſt aus der Zelle hinaus. — Bedächtlich ſtrich der gute Alte das Geld zuſammen, ergriff ſeinen Krückenſtock, und eilte, ſo ſchnell er konnte, zu der Verfertigerin der Manſchetten.

XI.

Der Zufall leitet ſeine Schritte,
ſein Wunſch, ſein Glück begegnet ihm;
da tritt ſie freundlich in die Mitte,
die Liebe, und mit Ungeſtüm,
entflieht den Lippen, was im Herzen
die heiße Sehnſucht ſtill verdeckt,
ein ſanftes Wort, von ſanften Schmerzen
raſch zum Bekenntniß aufgeſchreckt.

Glorioſo ſah den Pater zu Cöleſtinen gehen, ſah ihn bald wieder von dorther zurück kommen, und ſah ihn auf ſeinem Zimmer.

Keuchend trippelte der gute Alte herein. Glorioſo gieng ihm entgegen, rückte einen Stuhl herbei, und hieß ihn ſetzen. Er ſetzte ſich; und nach einer langen Pauſe begann er:

„Ich komme, wie Sie geſehen haben, — denn ich ſah Sie am Fenſter ſtehen, — aus der Nachbarſchaft. Ich trug die 9 Dukaten dahin, weil ich weiß, Bis dat, qui cito dat, und weil ich wußte, daß die armen Weiber nothwendig Geld brauchen. Aber, durchaus hat das fromme Mädchen die 9 Dukaten nicht genommen. Mit vieler Ueberredung kam es dahin, daß ſie 6 Dukaten behielt, dieſe dreie gab ſie zurück.“

Glorioſo. Ich nehme ſie nicht wieder. Sie ſind in guten Händen.

P. Hilario. Wie? — Ich brauchs kein’ Geld.

Glorioſo. Ein ſo guter Mann wie Ihr, kennt ſicher noch mehrere Hausarme, Leute, die ſich zu betteln ſchämen müſſen; dieſe drückt die Noth am ſtärkſten. Man kann mit einem Dukaten oft viel Noth für

Augenblicke ſteuern. Gebt dieſes Geld Dürftigen, die kein Almoſen öffentlich fordern können.

P. Hilario. Herr Baron! Ich kenne einen armen, alten Mann, der durch wüthenden Haß ungerechter Menſchen in das tiefſte Elend geſtürzt wurde. Sein Stand verbietet ihm, öffentlich zu betteln. Dieſer Mann ſoll das Geld bekommen.

Glorioſo. Gebt es ihm! und kann ich ferner helfen —

P. Hilario. Vor der Hand iſt dies genug. Man wird Sie dankbar ſegnen. — — Ich mußte, — weil das gute Mädchen darauf beſtand, — d'rüben, ihr den Wohlthäter nennen, dem ſie das Geld zu verdanken hat. Sie ſagte: Sie habe dem Herrn Baron längſt ſchon bemerkt.

Glorioſo. Bemerkt? — Mich? —

P. Hilario. Das ſagte ſie. — Und Ihre Wirthin, Frau Roſa, hat viel Gutes von Ihnen geſprochen. — Die gute Frau ſchleicht des Abends zuweilen hinüber, und unterſtützt die armen Weiber mit mancherlei Viktualien und dergleichen.

Unter dieſem Geſpräch hatte Glorioſo einen Becher mit guten Lacrima di Cristo *) gefüllt, er reichte ihn dem Pater, und dieſer nahm ihn an.

„Zur Stärkung der Menſchen, — ſagte er, — wächſt der Wein; und ich leere auf das Wohlſeyn eines großmüthigen Armen

---

*) Der herrliche Wein des Veſuvs, bei deſſen Genuß einſt, wie die Sage geht, ein deutſcher Domherr ſeufzte: „O Domine! cur non etiam in terris nostris lacrimatus es?“

Freundes dieſen Becher. Gott ſegne Sie, und ſchenke uns allen ſeinen Frieden!“

Er gieng, und Glorioſo begleitete ihn bis vor die Thür. Dann ſtellte er ſich an's Fenſter, und ſah, daß der Pater wieder zu Cöleſtinen gieng. Vermuthlich um die Gutthätigkeit des vermeinten Barons nach Kraft und Würden zu rühmen.

Man kann darauf rechnen, daß jetzt von den Weibern, ſo gut als von dem Pater, der Baron Oldrino aus vollen Herzen geſegnet wurde, und was würden dieſe dankbaren Menſchen gethan haben, hätten ſie den frommen Geber, als den berüchtigten großen Teufel gekannt? — Wie ſo oft mag in der Welt ein ähnlicher Fall gleiche Wirkung hervorgebracht haben! — Wenn nach des bekannten Cinthio Ausſpruch *), der Teufel ſelbſt,

---

*) Rinaldini, I. Th. S. 17.

ſelbſt, wenn er gleich ein Teufel iſt, edel handeln kann, ſo könnte ein Kaſuiſt, der über dieſen Fall zu ſprechen hätte, dabei nicht in Verlegenheit kommen. Sollte aber dieſer Grundſatz umgeſtoßen werden können, ſo würde der große Teufel ſich weder auf Segen noch Lob etwas zu gute thun können. Zwei Seiten hat die Sache in jedem Fall, wer wird ſich alſo an die ſchlimme halten? Aber das Intereſſe, das Glorioſo bei ſeiner Handlung hatte? Die Vergütung, die er dem guten Mädchen ſchuldig war, deren Vater noch dazu von ihm ſelbſt erlegt worden ſeyn ſollte? — In der That! ich ſehe das Gedränge — und weiche ihm aus.

Auch Frau Roſa hatte erfahren, was geſchehen war. Sie gab dies dem Baron den folgenden Morgen, als ſie ihm auf der Treppe begegnete, zu verſtehen, und ſagte:

„Sie müſſen wohl geſchlafen haben; Sie müſſen recht heiter erwacht ſeyn, denn man hat Sie in Morgen- und Abendgebete, in der Nachbarſchaft, eingeſchloſſen.“

Glorioſo lächelte, und eilte die Treppe hinab, ſeine gewöhnliche Morgenmeſſe zu St. Giakomo zu hören. — Er gieng und hörte.

Als er aus der Kirchthür trat, befand er ſich hinter einem ſchwarzverſchleierten weiblichen Weſen, dem er eben vorzukommen ſuchte, als dieſes auf den glatten Marmorplatten ausglitt, und niederfiel. Er ſprang eilig hinzu, hob die Gefallene auf, die ſich an ihn lehnte, und ſeufzte:

„Ach heil. Jungfrau! — Ich habe mir den Fuß vertreten.“

„Wollen Sie mir es erlauben, ſo werde ich Sie in Ihre Wohnung führen.“

„Ich kann nicht auftreten; — ſagte das gute Kind, zitternd; — eine Sänfte wär mir lieber.“

Als ſie das ſagte, wurde Glorioſo gewahr, welch ein unerwartetes Glück ihm mit des Mädchens Unglück begegnete. Es war Cöleſtine, ſeine ſchöne Nachbarin, die ſich jetzt auf ihn geſtützt hatte.

Er. Sie ſollen eine Sänfte haben!

Sie. Führen Sie mich zu jener Bank — Ich kann — Ach Gott! ich kann nicht auftreten.

Er. Erlauben Sie mir —

Sie. Sie wollen —

Er. Eine ſüße Laſt!

Er faßte ſie ſanft, und trug ſie auf die Bank vor der Kirchthür.

Er. Ich will ſogleich nach einer Sänfte laufen —

Sie. Dieſe Güte! —

Er. Nehmen Sie es für eine nachbarliche Gefälligkeit! Denn, wie ich ſehe, bin ich ſo glücklich, meiner ſchönen Nachbarin dieſen kleinen Dienſt zu erweiſen?

Sie. Ja! ich bin — Sie ſind — Ihre Güte —

Er. O ſchöne Cöleſtine! — Erlauben Sie mir nur drei Worte noch, ehe ich nach der Sänfte gehe.

Sie. Sie werden —

Er. Ich liebe Sie! —

Er ſagte das, drückte ihr die Hand, gieng nach einer Sänfte, kam mit derſelben zurück, hob ſie hinein, und ließ ſie in ihre Wohnung tragen. Von weitem folgte er der Sänfte nach, ſah Cöleſtinen ausſteigen, in ihr Haus wanken, und eilte auf ſein Zimmer. — Aber hier wurde es ihm zu enge; er ließ ſatteln, ſetzte ſich auf ſein Pferd, und ritt in's Freie.

Gegen Abend kam er erſt wieder zurück, und war kaum entkleidet, als Frau Roſa auf ſein Zimmer kam. — Lächelnd begann ſie:

„Ich weiß alles, was dieſen Morgen bei St. Giakomo geſchehen iſt. Ich bin eine Vertraute geworden. Von drüben herüber bringe ich Ihnen den ſchönſten Dank.“

Glorioſo. Wie befindet ſich Cöleſtine? — Es wird doch keine ſchlimme Folgen haben?

Roſa. Ach nein! — Aber — das müſſen Sie doch ſelbſt geſtehen? Es war ein ſonderbarer Zufall, der Sie mit dem guten Mädchen in's Geſpräch brachte.

Glorioſo. Ja wohl!

Roſa. Und — ſie hat mir alles entdeckt. — Ich weiß, was Sie ihr geſagt haben. Und ich muß Ihnen ſagen, ſie iſt darüber in Verlegenheit. — „Was muß er — ſagte ſie, — von mir denken, daß er es wagen konnte, bei der erſten Unterredung, die ihm der Zufall verſchaffte, mir etwas zu ſagen, das bei meiner Lage, mich eher beleidigen, als erfreuen kann!“

Glorioſo. Ein freies Geſtändniß der Herzensempfindungen eines Mannes, darf und kann kein Mädchen beleidigen. — Ich liebe ſie! und das will ich ihr noch tauſendmal ſagen.

Roſa. Alles recht gut! Aber bedenken Sie doch nur —

Glorioſo. Was?

Roſa. Die Lage des guten Mädchens.

Glorioſo. Die ſoll ſich ja verbeſſern.

Roſa. Wollen ſie denn — — Gerade heraus geſprochen! — Wollen Sie Cöleſtinchen Ihre Hand vor dem Altar, als Gemahl reichen?

Glorioſo. Unter gewiſſen Umſtänden, ja.

Roſa. Aber dieſe Umſtände?

Glorioſo. Liegen nicht außer mir. Man muß ſich darüber gegeneinander erklären.

Roſa. Sind Sie Ihr eigener Herr?

Glorioſo. Der bin ich.

Roſa. So kann ich bei der ganzen Sache keine Hinderniſſe finden. Sie haben das gute Mädchen geſehen, geſprochen, ſie gefällt Ihnen, Sie lieben Sie ſogar, wie Sie ſagen —

Glorioſo. Sie kennt mich ja nicht. Sie weiß nicht, wer ich bin, und —

Roſa. Sind Sie ein ehrlicher Mann, ſo wüßte ich nicht —

Glorioſo. Ein kleiner Umgang mit einander wird uns beide beſtimmen können, uns unſere Meinung über den ernſtlichſten Schritt des menſchlichen Lebens aufrichtig ſagen zu können.

Roſa. Da ſehe ich Hinderniſſe! Zu einem Umgang wird ſie ſich ſchwerlich entſchließen.

Glorioſo zuckte die Achſeln, und Frau Roſa ſah verlegen zur Erde.

„Meine liebe Frau Wirthin, — ſagte er endlich; — kann der guten Cöleſtine alles wieder erzählen, was ich geſagt habe; und das andere, wird ſich finden.“

„Wir wollen ſehen!“ — ſagte Frau Roſa, und beſorgte Glorioſo's Abendtiſch.

Täglich ließ er ſich nach Cöleſtinens Befinden erkundigen, und am fünften Tage, hörte er, ſie könne wieder auftreten, und ſey außer aller Gefahr.

Er ergriff die Feder, und ſagte ihr in einem Briefe, viel Schönes. Sie ſchrieb ihm zurück:

„Cöleſtine dankt Ihnen herzlich für „Ihre wohlwollende Theilnahme, und „wird ſich beſtreben, ſich derſelben immer würdiger zu machen.“

Er ſchrieb ihr wieder, und ſie ließ ſich mündlich durch Frau Roſa ſeiner Freundſchaft empfehlen.

XII.

Ein Stein! — Ihn wirſt am nahen Ziele
der Neid in deines Laufes Bahn.
Du dienſt dem Zufall ſtets zum Spiele,
nimm Nieten, wie die Treffer an.
Ein neuer Wurf! Die Augen liegen.
Du mußt dich mit dem Wurf begnügen.

So weit war die Sache gekommen, als Glorioſo eines Tages ganz unerwartet, da er eben von einem Spatzierritt zurück kam, eine geſchmackvolle Equipage vor Cöleſtinens kleiner Wohnung halten ſah.

Er pflanzte ſich an's Fenſter und erwartete die Zurückkunft eines galanten Herrns, der, wie er glaubte, hier abgeſtiegen ſey. — Die Thür gieng endlich auf, und er erblickte, von Cöleſtinen begleitet, — eine Dame, die in den Wagen ſtieg, und davon fuhr.

Cöleſtine blieb einige Minuten in der Hausthür ſtehen, ſah dem Wagen nach, und blickte endlich zu Glorioſo's Fenſter hinauf. Er grüßte ſie. Sie dankte ihm freundlich, erröthend, gieng in's Haus zurück, und ſchloß die Thür.

Den folgenden Morgen ſuchte er Frau Roſa auf.

Man kann denken, worauf ſogleich das Geſpräch kam. Die Dame, die er bei Cöleſtinen geſehen hatte, war der Gegenſtand ſeiner Unterhaltung.

„Sie iſt — ſagte Frau Roſa; — eine reiche Gräfin, die jetzt aus Neapel kömmt, wo ihr Mann geſtorben iſt. Sie hat eine ſchöne Villa bei unſerer Stadt, und unfern von hier, ein prächtiges Schloß. Cöleſtinchens Herr Vater war gar gut in ihrem Hauſe angeſchrieben. Da ſie nun hier ſein Unglück vernommen hat, iſt ſie geſtern ſelbſt, wie Sie geſehen haben, ganz ohne Stolz, zu der armen Wittwe und ihrer Tochter gekommen, hat ſie beklagt, beſchenkt, und hat ihnen angeboten, ſie auf ihr Schloß zu begleiten, und dort als Freundinnen bei ihr zu leben.“

„Haben die Weiber dieſes Anerbieten angenommen?“

„Das weiß ich nicht. — Ich fragte wohl, ſo ein wenig krumm herum, aber ſie wichen mir aus, und beantworteten meine krummen Fragen nicht. — Geradezu, wollte ich nicht ſo gar ſehr neugierig erſcheinen, und — alſo habe ich auch keine Gewißheit über ihre Entſchließungen.“

Glorioſo beſchloß, ſich an den P. Hilario zu wenden, und wollte eben zu ihm gehen, als ein Bedienter erſchien, nach dem Herrn Baron Oldrino fragte, und ihm ein Billet übergab. Er erbrach es, und las:

„Den Herrn Baron Oldrino wünſcht
„zum Frühſtück auf ihrem Landhauſe
„bei ſich zu ſehen,
die Gräfin Lana.“

Ohne ſich lange zu bedenken, kleidete er ſich an, warf ſich in einen Wagen, und fuhr mit dem Bedienten der Einladung entgegen.

Die Gräfin befand ſich in einem Pavillon des geſchmackvoll angelegten Gartens. Man führte ihn zu ihr. Er fand ſie allein.

Nach einigen Komplimenten wurde das Frühſtück aufgetragen, und als die Bedienten ſich auf einen Wink der Gräfin entfernten, kam es zur Unterhaltung.

Gräfin. Ich habe, mein Herr Baron! ehe ich das Vergnügen hatte, Sie perſönlich kennen zu lernen, Ihre Bekanntſchaft durch Ihre guten Werke gemacht.

Glorioſo. Eine, für mich, in der That! ſehr vortheilhafte Bekanntſchaft!

Gräfin. P. Hilario, und eine gewiſſe Cöleſtine, machten mich darauf aufmerkſam.

Glorioſo. Mein Name gieng über ehrliche und ſchöne Lippen.

Gräfin. Ich habe der tugendhaften Cöleſtine und ihrer Mutter angeboten, mich auf eins meiner Schlöſſer zu begleiten, und morgen, werden wir dahin abreiſen. —

Glorioſo. Morgen ſchon?

Gräfin. Es konnte heute noch nicht ſeyn. — Sie wiſſen nun, wo Cöleſtine zu finden iſt. Ich habe ſie als Tochter angenommen. — Ihre Briefe hat ſie mir gezeigt. Ich habe ſie geleſen.

Glorioſo. Haben Sie?

Gräfin. Sie ſind Ihr eigener Herr?

Glorioſo. Das bin ich.

Gräfin. Ihre Güther liegen in Kalabrien?

Glorioſo. Güther habe ich nicht.

Gräfin. Kapitale?

Glorioſo. Kapitale beſitze ich.

Gräfin. Das Guth, auf welches wir gehen, liegt acht Stunden von hier. — Sie werden uns doch beſuchen?

Glorioſo. Nur allzugütig, kommen Sie meiner Bitte, dies wagen zu dürfen, zuvor!

Ein Diener trat ein, und meldete, der beſtellte Maler ſey da.

„Er ſoll kommen!“ — ſagte die Gräfin, und ſtand auf.

Glorioſo folgte ihrem Beiſpiel, und empfahl ſich. Die Gräfin lächelte:

„Alſo, auf meinem Schloſſe ſehen wir uns wieder?“

Er küßte ihr die Hand, dankte nochmals für dieſe gütige Einladung, und gieng. — Die Thür wurde geöffnet, der angemeldete Maler trat ein, ihm entgegen, und betroffen trat Glorioſo zurück.

XIII.

So unerwartet! ſo betroffen!
Ein Gruß treibt ängſtlich dich davon.
Was du begannſt ſo froh zu hoffen,
iſt ſchnell mit dieſem Gruß entflohn.
Fort, fort, von hier!
Wir folgen dir.

Der Maler war der uns, und ihm bekannte Liebhaber der holden Fiora, war Feliſardo.

„Wie? — ſtammelte er; — Du hier?“

Verlegen fragte Glorioſo:

„Biſt du in Roſſano?“

„Seit drei Tagen. — Aber, wie iſt es möglich, daß du dich“ —

„Ich wohne bei dem Lederhändler Gomello. — Du beſuchſt mich doch?“

„Eine Bekanntſchaft?“ — fragte die Gräfin.

„Eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft!“ — lächelte Glorioſo.

Feliſardo. Eine merkwürdige Bekanntſchaft!

Gräfin. Deſto beſſer!

Feliſardo. Beſſer?

Glorioſo. Deine Fiora iſt doch mit hier?

Feliſardo. Nein.

Glorioſo. Wo iſt ſie geblieben?

Feliſardo. Erkundige dich bei dem Marcheſe Cigalini nach ihr.

Glorioſo. Sie iſt doch nicht bei ihm geblieben?

Feliſardo. O ja! — Ihre Schweſter zu beweinen, und — zu erſetzen.

Glorioſo. Unerhört!

Feliſardo. Nichts weniger! — Aber, daß du —

Glorioſo. Du beſuchſt mich doch? Wenn? —

Gräfin. Sicher heute noch. Denn morgen, hoffe ich, geht der Herr mit mir auf's Land. Wenn Sie uns alſo dort beſuchen, Herr Baron! werden Sie noch einen Freund mehr antreffen.

Feliſardo. Baron? —

Glorioſo. Wie ſteht es mit deiner Geſundheit?

Feliſardo. Baron? —

Glorioſo. Du weißt doch, daß ich Hauptmann bin? Meine Kompagnie kampirt ganz in der Nähe.

Dieſes ſagte er in einem ſehr bedeutenden Tone, verließ ſchnell den Pavillon, und noch ſchneller den Garten. Raſch rollte er nach der Stadt zurück, ließ ſatteln, ſteckte ſeine Koſtbarkeiten zu ſich, ſetzte ſich auf ſein Pferd, und ritt ſchnell davon.

Erſt gegen Abend hielt er bei dem Hospitio eines Kloſters an, in welchem er übernachtete. Mit Tagesanbruch machte er ſich wieder auf den Weg, und hielt gegen Mittag in einem Dorfe an. Hier verproviantirte er ſich, ſuchte ungangbare Gegenden, und erreichte endlich Tomala, wo er ſein Pferd verkaufte, den Golfo di Taranto überſchiffte, in der Provinz Otranto ſich ausſetzen ließ, und bei Taviano an's Land ſtieg.

Hier begegnete er ganz gelegen einem Pferdehändler, dem er einen ſchönen Rappen, mit Sattel und Zeug, abkaufte, und ſo beritten ſchlug er die Heerſtraße ein.

Gegen Abend erreichte er ein einſames Wirthshaus, in welchem er Nachtquartier ſuchen mußte. — Man trug ihm eine leidliche Abendmahlzeit auf, bei der er eben ſaß, und ſich mit dem Wirthe unterhielt, als ein junger Kavalier, von zwei Bedienten begleitet, nach einem Nachtquartier fragte, vom Pferde ſtieg, und in die Stube kam.

Glorioſo kam bald mit ihm in's Geſpräch, und als ſie einige Flaſchen Wein, der noch das beſte bei der Mahlzeit, und gewiß im ganzen Wirthshauſe, war, geleert hatten, wurde Lorentino (ſo hieß der Kavalier) noch geſprächiger, als er ohnehin war. Es wurde noch mehr Wein gebracht und getrunken, und er wurde ganz zutraulich und offenherzig.

„Ich bin — ſagte er, — immer ein Freund des Scherzes und der guten Laune geweſen, und werde es auch bleiben, bis man mich in einen Sarg ſperrt. — Ich war ein lockerer Zeiſig, und habe in Neapel dreimal Schulden halber Arreſt gehabt. Zweimal löste mich mein Onkel aus, aber das drittemal wollte er nicht daran. Da ſtarb er, hinterließ mir 200,000 Stück Dukaten, und drei Rittergüther. Das Geld habe ich ſchon in Empfang genommen, habe die eine Hälfte verjubelt, und die andere auf Intereſſen gegeben. — Der lieben Abwechſelung wegen habe ich die Stadt verlaſſen, und bin hieher, in dieſen entfernten Winkel des Reichs gekommen, um das dritte meiner ererbten Rittergüther, das ich noch nicht kenne, ein wenig in Augenſchein zu nehmen. Es ſoll, wie ich höre, ſehr romantiſch liegen; und rundherum, in der ganzen Gegend, ſoll es keine ſo hübſchen Mädchen geben, als auf meinem Grund und Boden. Dieſe wollen wir doch auch ein wenig beſehen. — Sie ſollen leben! — Mein Freund! ich bitte um Ihren Namen."

„Baron Oldrino."

„Baron! wir trinken Brüderſchaft. — — Wohin trägt dich dein Weg!"

„Wohin ich will. Ich reiſe blos zum Vergnügen."

„Scharmant! — Wie wär's, du giengſt mit mir auf mein Guth?"

„Ich nehme dieſe Einladung an."

„**Bravo! — Nun habe ich doch einen Geſellſchafter! — Kein Teufel hat mich begleiten wollen.** Es war, als gieng die Reiſe an's Ende der Welt. Und da finde ich einen Reiſenden, der dieſe Gegend zum Vergnügen durchſtreift. — Herr Bruder! wir wollen uns, auf meinem Guthe, allen nur möglichen Spaß machen!"

So wurde fortgeſprochen, bis der Wein die Herrn auf's Strohlager ſtreckte.

XIV.

Die Freude wohnt,
wo Frohſinn thront.
Man ſcherzt und ſchäkert, lacht und küßt,
wo Freude wohnt,
und ſie belohnt
ſelbſt eine kleine, frohe Liſt.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als ſie ſich auf den Weg machten. Sie trabten muthig darauf loß, durchritten intereſſante Gegenden, und erreichten den dritten Tag früh Lorentino's Ritterſitz.

Der Kaſtellan hatte Wachen ausgeſtellt, und ſobald dieſe ihre Signale gegeben hatten, donnerten die Kanonen des hohen Felſenſchloſſes ihrem Herrn ein lautes Salve! entgegen.

Lorentino wendete ſich lächelnd zu Glorioſo, und ſagte ganz behaglich:

„Das kann mir gefallen!“

„Mir auch!“ — erwiederte dieſer.

Die Bedienten ſchrieen:

„Das iſt königlich!“

„Der Kaſtellan, — ſagte Lorentino, — ſoll meine Gnade haben!“

„Die meinige dazu;“ — lächelte Glorioſo.

Sie kamen näher, und nun ertönten Salven aus kleinerm Gewehr, und die Glocken klangen laut Willkommen! willkommen! über die Ebene herüber. — Vor dem Dorfe kam ein Zug ſtattlicher geſchmückter Landleute ihnen mit Muſik entgegen. Sie ſtreuten Blumen, warfen Kränze dem willkommenen

Gäſte entgegen, und jubelten ihm laut ihr Vivat! zu.

Ein alter Bauer trat hervor, und ſagte:

„Willkommen ſey unſer Herr! — Seit zwanzig Jahren iſt keiner unſerer Herren zu uns gekommen, und wir ſind recht froh, einmal einen zu ſehen. Er laſſe ſich es bei uns wohl gefallen, bleibe recht lange bei uns, und ſey unſer guter, lieber Herr!“

„Euer Freund will ich ſeyn!“ — antwortete Lorentino raſch.

„Gott ſegene unſern Herrn!“

„Euere Güte und Aufmerkſamkeit rührt und erfreut mein Herz, und ich werde darauf denken, euch Beweiſe meiner Dankbarkeit und Liebe zu geben.“

„Ach! welch ein guter Herr iſt das!“ — ſchrieen die Männer.

„Er iſt ein rechter ſchöner, liebenswürdiger Herr!“ — ſagten die Weiber.

„So ein Mann, verdient es, unſer Herr zu ſeyn!“

„Er gefällt uns!“

Der Pfarrer hielt auch eine Bewillkommungsrede in Verſen, und zwei Mädchen ſangen ein Liedchen ab.

Lorentino ſtieg ab, drückte dem Pfarrer die Hand, küßte die Mädchen, beſchenkte ſie, trat mitten unter die Bauern, und zog, von ihnen begleitet, durch eine Ehrenpforte auf's Schloß. — Glorioſo gieng neben ihm, und die Bauern erkundigten ſich bei den Bedienten, wer dieſer Herr ſey?

„Ein Kavalier, — war die Antwort, — und Bekannter unſers Herrn.“

„Er hat ein ausgezeichnetes Geſicht!“ — ſagte der Pfarrer.

„Es iſt ſo etwas Wildes in ſeinen Blicken, das ihm aber recht gut anſteht!“ — lispelten die Weiber.

Der Küſter gab auch ſein Wort dazu, und ſagte:

„Er hat etwas Kriegeriſches in ſeinen Blicken! — Ein wahres Generalsgeſicht!“

Auf dem Schloſſe war ein Frühſtück veranſtaltet, an welchem jedermann Theil nehmen durfte! — Lorentino nahm einen Becher, trank, und ſagte:

„Auf's Wohlſeyn meiner lieben Freunde!“

„Es lebe unſer edler Herr!“ — antwortete die ganze Menge.

Die Muſik ertönte, und einige flinke Paare tanzten Nationaltänze. Dann zog der ganze Zug auf den Dorfplatz, wo getanzt und geſungen wurde, bis ſpät in die Nacht.

Lorentino ließ ſich von dem Kaſtellan im Schloſſe herum führen. Glorioſo gieng mit ihm.

„Es ſieht hier freilich aus, — ſagte Lorentino, — wie es in einem Schloſſe ausſehen muß, das ſeit zwanzig Jahren von ſeiner Herrſchaft nicht beſucht worden iſt. Es ſollen aber Gegenanſtalten getroffen werden. Die Zimmer ſollen beſſer meublirt, und die nöthigen Reparaturen ſollen noch in dieſem Jahr vorgenommen werden.“

Indem ſie über einen Marmorſaal giengen, der mit alten Familienbildniſſen geziert war, bemerkten ſie in der Mitte des Fußbodens einen kleinen runden Stein, der mit dem Wappen des Hauſes Lorentino in erhabener Arbeit geziert war. Er zeigte in gerader Richtung an die Decke des Saals, wo eben dieſes Wappen in Moſaik befindlich war. Sie beſahen die Bildniſſe, laſen die darunter befindlichen Namen, ſtellten phyſiognomiſche Betrachtungen an, und ließen ſich von dem Kaſtellan, nach mündlichen Traditionen, die Geſchichten und Begebenheiten einiger abgebildeten Ahnherrn des Lorentiniſchen Hauſes erzählen. — Lorentino hörte aufmerkſam zu, und ſagte endlich:

„Hieher ſoll meines Onkels Portrait kommen, und hieher das meinige. — Aber, was iſt das? — Mein Portrait würde alſo die Reihe ſchließen? Denn da iſt kein Platz mehr für ein Bildniß meines Nachfolgers. Mein Portrait ſchließt ſich gerade an das Bildniß meines Ahnherrn an. — Sonderbar! — Ich bin jetzt der Einzige meines Hauſes. Sollte ich auch der letzte ſeyn?“

Nach einer kleinen Pauſe, ſetzte er hinzu:

„Sey es! — Es ſind ja mehrere alte Häuſer ſchon ausgeſtorben. Das meinige wird nicht das letzte ſeyn. — Genug! hier kömmt mein Portrait, und ich reiche meinem Ahnherrn die Hand.“

Glorioſo ſcherzte über ſeine Bedenklichkeiten. — Lorentino ſagte ganz ernſthaft:

„Es giebt gewiſſe Vorbedeutungen, Anzeigen, Ahndungen, die nicht immer ſchlechterdings zu verwerfen ſind. — Doch davon genug!“

Er verließ den Saal, und gieng in Glorioſo's Begleitung auf den öffentlichen Dorfplatz, wo die fröhlichen Landleute ſich in ihrer Manier beluſtigten. Lorentino ermunterte ſie zur Fröhlichkeit, ſprach freundlich mit den Alten, beſchenkte die Kinder, und ſcherzte mit den Mädchen.

„Sieh einmal! — ſagte er, — welch ein ſchöner, friſcher, und geſunder Schlag von Mädchen! — Sieh, wie ihre Augen glühen vom innern Feuer! wie ihre Lippen dem Kuſſe entgegen ſchwellen! wie die vollen Buſen ſich wolluſtathmend heben!“

„Bemerke dies nicht!“ — erwiederte Glorioſo.

„Warum nicht?“

„Verführe deinen Unterthanen die Töchter, und ſie ſind deine Freunde geweſen.“

Lorentino lächelte:

„So genau nehmen es die guten Leute nicht!“ — ergriff die Hand eines artigen Mädchens, und fragte ſie: wie alt ſie ſey? ob ſie ſchon einen Liebhaber habe? und ob ſie bald heurathen wolle?

„Ich werde, — ſagte das Mädchen, — auf St. Sebaſtian funfzehn Jahr alt, und heurathe, ſo bald mich einer heurathen will.“

„Das muß der gnädige Herr auch bald thun, — ſagte ein alter Bauer. — Er muß uns eine ſchöne gnädige Frau zuführen, muß bei uns bleiben, und hübſche Junkerchen unter uns aufwachſen laſſen, damit das alte Geſchlecht nicht ausſtirbt.“

Glorioſo. Hörſt du?

Lorentino. Biſt du ſo beſorgt für mein Geſchlecht?

Bauer. Warum ſollte ich es nicht ſeyn? Es iſt ja das Geſchlecht meines gnädigen Herrn, und das iſt eben das, als wenn es unſer eigenes wär.

Lorentino. Was ſagſt du dazu, ſchalkhaftes Schwarzauge?

Das Mädchen. Macht nur, daß wir bald etwas zu wiegen bekommen!

Lorentino. Ich bin noch zu jung zum Heurathen.

Bauer. Zu jung, iſt man dazu ſelten, aber zu alt, kann man leicht zum Heurathen werden. Das thut dann auch nicht gut.

Ein junger, flinker Bauerburſch nahte ſich jetzt, machte ſeinen Kratzfuß, nahm des ſchwarzäugigten Mädchens Hand, und ſagte:

„Wenn es der gnädige Herr erlauben, ſo will ich mit meiner Braut einen Valero tanzen.“

Lorentino, als merke er gar nicht, was der beſorgte, höfliche Bräutigam damit ſagen wollte, lächelte ihm ganz freundlich zu:

„Das will ich herzlich gern erlauben, aber nur unter keiner Einzigen Bedingung.“

„Und die wäre?“ — fragte der Bräutigam betroffen.

„Daß du dich, mit dieſer deiner Braut, ſogleich, und auf der Stelle, trauen läßt.“

„Das geht nicht!“

„Warum nicht?“

„Wir können uns erſt über's Jahr trauen laſſen.“

„Warum?“

„Weil ich über's Jahr erſt meinen Antheil an einer Schaafheerde bekomme. Jetzt, könnte ich noch keine Frau ernähren. Wir ſind beide arm.“

„Das ſoll nicht im Wege ſtehen! Ruft den Pfarrer, und öffnet die Kirche. Hier ſteht ein Brautpaar. Ich bin der Bruder der Braut, und ſtatte ſie mit 100 Dukaten aus.“

In einem Nu lag der Bräutigam ihm zu Füßen. Das Mädchen aber küßte ihm die Hand.

„So habe ich mich aus der Affaire gezogen, — ſagte Lorentino zu Glorioſo. — Man wird mit mir zufrieden ſeyn, und das Schwarzauge kömmt mir aus dem Geſicht. — Glaubſt du aber wohl, daß das Mädchen ein Schelm iſt? Sieh! als ſie mir die Hand küßte, — hat ſie mich recht zärtlich gebiſſen.“

Der Pfarrer kam, die Kirche wurde geöffnet. Das Brautpaar wurde kopulirt.

Die Bauern rühmten und prießen ihren gnädigen Herrn und ſein gutes Herz, und dieſer zählte im Schloſſe die 100 Dukaten Brautſchatz auf. — Braut und Bräutigam mußten mit auf dem Schloſſe ſpeiſen.

Lorentino ſchien mit dem Kaſtellan und dem Küſter geſprochen zu haben, und vermuthlich, mit Hülſe einiger goldenen Ueberredungsgründe, einverſtanden zu ſeyn, denn dieſe beſchäftigten ſich ſo ſehr mit dem Bräutigam, und tranken ihm ſo wacker zu, daß er weggetragen werden mußte. — Darauf nahm Lorentino die Braut mit auf ſein Zimmer. Sie kam nach einiger Zeit, vergnügt, mit 100 Dukaten zurück, und ſuchte ihren Bräutigam auf.

XV.

Die Rechnung war gemacht,
das Facit war gezogen,
und dennoch ſah der Herr
ſich allerliebſt betrogen.
Es thaten's ihrer zwei,
doch war's nicht einerlei.

Familienangelegenheiten und Geldſachen erforderten Lorentino's Reiſe zu ſeinem Prokurator nach Tarent. Glorioſo wollte ſeine Zurückkunſt auf dem Schloſſe erwarten.

Lorentino reiſte ab, und Glorioſo blieb zurück.

Ein artiges Bauermädchen, wie der Bediente ſich ausdrückte, verlangte ihn zu ſprechen. — Sie wurde vorgelaſſen.

Als ſie eintrat, ſah Glorioſo, daß ſie nicht allein artig, daß ſie ſogar ſchön war. — Er

— Er gieng auf ſie zu, nahm ſie bei der Hand, die ſie zurückzog, und die ſeinige küßte.

Er. Was bringt dich, liebes Kind! zu mir?

Sie. Eine Bitte.

Er. An mich?

Sie. Eine Bitte, — oder wie Sie es ſonſt nennen wollen. — Eine Angelegenheit —

Er. Was iſt es?

Sie. 's iſt etwas Sonderbares!

Er. Nun?

Sie. Ich weiß gar nicht, wie ich es ſagen, wie ich es vorbringen ſoll! —

Er. Hat deine Angelegenheit keinen Namen?

Sie. Ach ja! — Aber ich weiß ihn nicht zu finden. — Wie ich hieher gieng, da dachte ich, ich würde alles ſogleich herausſagen können, aber da ich nun da bin, da will's nicht gehen.

Er. Nur Muth gefaßt!

Sie. Unſer lieber gnädiger Herr hat vor ein paar Tagen eine Braut ausgeſtattet — 's war gleich abgethan, und ſie hatte die Schürze voll Goldſtücke —

Er. Aha! — Du willſt wohl auch ausgeſtattet ſeyn?

Sie. Das iſt's!

Er. Von mir?

Sie. Ja!

Er. Warum aber nicht lieber von deinem gnädigen Herrn?

Sie. Der iſt ſchon dabei geweſen, und hat das Seinige gethan.

Er. Nun ſoll's alſo an mich kommen?

Sie. Ja!

Er. Ich bin aber nicht ſo reich, wie Lorentino.

Sie. Ich nehme mit weniger vorlieb, als das iſt, was Florette bekommen hat.

Er. Hat dir Florette geſagt, wie's zugegangen iſt als ſie das Geld bekam?

Sie. Nein! — Ich kann mir's aber denken.

Er. Vielleicht irrſt du dich!

Sie. Das kann auch ſeyn! — Ich wollte aber Floretten darum verdenken, wenn ſie nicht dankbar geweſen wär. Hundert Dukaten, ſind ſchon ein hübſches Sümmchen. Sie wird's nie wieder ſo auf einem Brete bekommen. — Ich bin mit der Hälfte zufrieden.

Er. In einigen Tagen kömmt Lorentino zurück. Ich wette darauf, wenn du ihn darum bitteſt, er giebt dir eben das, was er Floretten gegeben hat.

Sie. Wer weiß auch!

Er. Ich wette darauf.

Sie. Sie wollen mir alſo nichts geben?

Er. O ja! Aber — 50 Dukaten —

Sie. Sind zu viel? — Sie ſind wohl ein armer Teufel?

Er. Du ſollſt die 50 Dukaten Brautſchatz haben.

Sie. Wenn?

Er. Jetzt gleich.

Sie. So zahlen Sie nur auf!

Glorioſo gieng in ſein Kabinet, und zählte das Geld auf. Die Braut ſah durch die Glasfenſter, und ergötzte ſich an dem Scheine des blinkenden Goldes.

„Hier liegt das Geld!“ — ſagte Glorioſo.

Sie gieng in das Kabinet, und ſtrich das Geld zuſammen.

„Du mußt aber auch quittiren;“ — ſagte Glorioſo.

„Ach! herzlich gern!“ — ſeufzte die ausgeſtattete Schöne.

Da riß eine ſtarke Hand die Kabinetsthüren auf. — Die Zärtlichen fuhren auseinander.

Verlagswerke
zur
Oſtermeſſe 1800
von
Langbein und Klüger
in Rudolſtadt.

Kirchner (J.), Kantor in Rudolſtadt, kurzer Entwurf zu einem für künftige Landſchullehrer nöthigen muſikaliſchen Schulunterrichte, 8. broch.

Schellenberg (J. Ph.), allgemein nützliches Unterrichtsbuch zur Bildung der Jugend in Stadt- und Landſchulen. Pränumerationspreis 12 gr.

Vergnügen und Unterricht, eine Monatsſchrift für Kinder, ihre Lehrer und Freunde, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung in und außer den Schulſtunden. Herausgegeben von **Langbein**. 3r und 4r Band, mit 2 Kupfern und Muſik. 8. broch.

Zwölf Lieder, von J. F. Schink, in Muſik geſetzt von F. Methfeſſel. 4. broch.

Freund, der falſche. Ein Roman der Miß Robinſon in 4 Theilen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von W. Schenk. Erſter Theil mit Titelk. 8. broch.

Glorioſo der große Teufel. 3 Theile mit Titelk. vom Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini. 8. broch.

Polterabend. Ein Schnack von C. G. Cramer, Verfaſſer des Jägermädchens, kl. 8. mit Titelk. von Schüle.

Roſalinde, oder, die gerettete Unſchuld. Eine Auferſtehungsſcene. 12. mit Titelk. broch.

Schwärmerin, ſchöne, von J. F. Schink, kl. 8. mit Titelk. von Stölzel. broch.

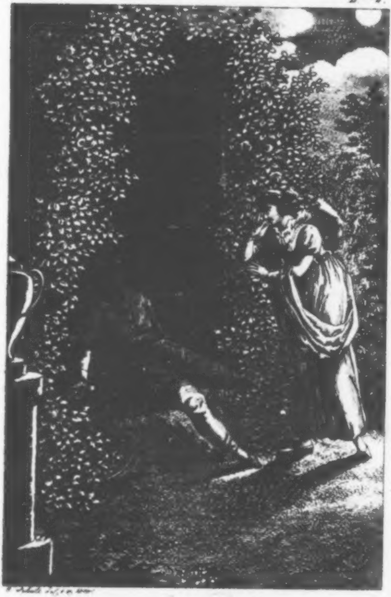
Streifereien, kleine, in die Litteratur der Ausländer für Damenbibliotheken, kl. 8. mit Titelk. von Stölzel. broch.

Tonetta Spadora, die Giftmiſcherin, aus dem Staatsarchiv des Hofs zu B**** Leider kein Roman.

Urſulinernonne, die doppelte. Aus den Papieren des Grafen R*** mit der aſchgrauen Maske.

Carl der Zwölfte bei Bender. Ein Schauſpiel in 5 Akten vom Verfaſſer des **Rinaldo Rinaldini.** 8.

II 71.



Leonardo!

Glorioſo
der
große Teufel.

Eine Geſchichte
des Achtzehnten Jahrhunderts.

Von dem Verfaſſer des Rinaldini.

[d. i Christian Aug. Vulpius.]

> Las palabras son como monedas; que una
> vale por muchas, como muchas no por una.
> Quevedo.

Zweiter Theil.

Rudolſtadt,
bei Langbein und Klüger.
1800.

DJ 4:346 b

Landes-
Bibliothek
V

INC

Glorioſo.

Zweiter Theil.

Ningun pennasco mas peligroso para dar al
traues nauios grandes, que le Passion.
Ant. Perez.

Drittes Buch.

So geht's im Leben
der wilden Welt.
Iſt das ein Streben
nach Raub und Geld!
Du mußt erbeben,
ſiehſt du ihn leben,
des Raubes Held.

XVI.

Auch Mädchen des Landes
ſind liſtig und klug,
und mit des Verſtandes
behäglichem Trug,
erobern die Schönen,
ihr Werk zu bekrönen,
das goldene Vlies.

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Baron! für Ihre Güte, mit der Sie meine Braut ausſtatten!" — ſagte ein junger Bauernpurſch lächelnd, und trat in das Kabinet.

Glorioſo, ſo ärgerlich er auch im Grunde über dieſe ungelegene Erſcheinung war, mußte dennoch über dieſe kordate Am rede lachen, nahm das Mädchen bei der Hand, führte ſie ihrem Liebhaber zu und ſagte:

„Macht daß ihr zuſammen kommt!“

Sie küßten ihm beide die Hände, und ſprangen davon. — In der Zimmerthür drehte ſich das Mädchen herum, bückte ſich ſuchend, und ſagte:

„Ich habe meinen Blumenſtrauß verloren! Er iſt von dir, Lubino! Den Strauß laſſe ich nicht im Stiche.“

Damit ſprang ſie in's Kabinet zurück, fand den Strauß, hob ihn auf, liſpelte Glorioſo zu:

„Ich will ſchon ein andermal quittiren!“ und ſprang ihrem harrenden Bräutigam nach.

Glorioſo ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Ich merke wohl, Schalkheit und Liſt gedeihen allenthalben!“

Lorentino, dem er, als er wieder zurück kam, dieſe Begebenheit erzählte, lachte herzlich darüber, und entdeckte ihm bei dieſer Gelegenheit, er habe in Tarent ein Mädchen geſehen, deren Anblick ihn bezaubert habe.

„Ich habe, — ſagte er, — nie geglaubt, daß es mit mir ſo ernſtlich werden könnte, ſollten mir einmal ein paar ſchöne Augen gefallen; ich konnte nicht begreifen, wie es möglich ſey, ſich ſo zu verlieben, wie man es in Romanen und Gedichten geſchildert findet, und ſiehe da! jetzt, begreife ich alles. Es iſt mir eben ſo zu Muthe, wie jenen Dichtern und Romanenhelden, denen ich immer ihre Bekenntniſſe nicht glauben wollte, und ich bin, mit Einem Worte, verliebt; — ſo verliebt, wie es nur ein Menſch in der Welt ſeyn kann.“

Glorioſo. Da iſt leicht zu helfen.

Lorentino. Zu helfen? — Wie?

Glorioſo. Man heurathet die Geliebte.

Lorentino. Das wird nicht angehen.

Glorioſo. Nicht angehen? — Warum nicht?

Lorentino. Es iſt ein Bürgermädchen, in das ich mich verliebt habe.

Glorioſo. Hm!

Lorentino. Sie iſt nicht meines Standes.

Glorioſo. Aber doch Ihres Herzens?

Lorentino. Das hilft mir nichts. Ich darf ſie nicht heurathen. Das erlauben mir die Familienpakta nicht.

Glorioſo. Da kann der König helfen; diſpenſiren.

Lorentino. Das kann er nicht! Sie kennen die Rechte der Barone dieſer Reiche nicht. Der König darf ſich ſo etwas nicht erlauben.

Glorioſo. So müſſen ſie zuſehen, ob das Mädchen —

Lorentino. Sie wird für das tugendhafteſte aller tugendhaften Mädchen in Tarent gehalten.

Glorioſo. Gehen Sie nicht wieder nach Tarent.

Lorentino. Kann ich das?

Glorioſo. Wollen Sie mit gewaltſamer Unvorſichtigkeit der Flamme zutaumeln, die ſie nur verzehren, aber niemals kühlen kann?

Lorentino. Stehen Sie mir bei! Rathen Sie, helfen Sie mir.

Glorioſo. Ich weiß da weder Hülfe noch Rath.

Lorentino. Wenn man das Mädchen entführen könnte!

Glorioſo. Glauben Sie wirklich an ihre Tugend, ſo dürfen Sie auch nicht hoffen, mit Gewalt etwas von dem Mädchen zu erhalten, das ſie Ihnen nicht aus Liebe geben mag.

Lorentino. Freund! ich bin auf dem Wege viele dumme Streiche zu begehen.

Glorioſo. Kluge Streiche, wären beſſer. Der klügſte Streich aber, den Sie begehen könnten, wär, das Mädchen und den ganzen Handel zu vergeſſen. Ich weiß wohl, daß Sie ſagen werden: ich kann nicht, aber ich behaupte, in ſolchen Fällen, kann der Menſch alles, was er können will. — Indeſſen iſt hier noch ein Vorſchlag.

Lorentino. Laſſen Sie ihn hören!

Glorioſo. Suchen Sie Ihre Güter zu verkaufen, gehen Sie in ein anderes Land, und heurathen Sie da, wo Ihnen die Familienpakta nicht entgegen ſind, das Mädchen.

Sie ſprachen noch, als der Kaſtellan die Ankunft eines Kouriers aus Neapel meldete; er übergab die Depeſchen, und Lorentino ſah ſich zum Oberſtallmeiſter des Königs ernannt. — Ein Freund hatte einen Brief beigelegt, und machte Lorentino auf eine gewiſſe junge Gräfin aufmerkſam.

Lorentino theilte Glorioſo den Inhalt der erhaltenen Depeſchen mit. Glorioſo gratulirte, und fragte: wenn er nach Neapel abreiſen werde?

„Das muß ſogleich morgen geſchehen;“ — war Lorentino's Antwort.

„Und die Schöne zu Tarent?“ — fragte er weiter.

„Ich werde ſie nie vergeſſen!“ — ſeufzte Lorentino.

Zwei Tage darauf reiſte er nach Neapel ab, und Glorioſo, der nicht mit ihm gehen wollte, verließ einen Tag ſpäter das Schloß, ohne daß die ausgeſtattete Landſchöne ſichtbar wurde, um zu quittiren, wie ſie doch verſprochen hatte.

XVII.

Man trifft ſich wohl, man findet ſich,
und findet mehr oft, als man ſucht.
Es fügte ſich ſchon meiſterlich,
wenn ihr noch Sorge trugt.

Eine Stunde vor Tarent ſtand nahe bei einer Kapelle eine Säule, auf welcher zu leſen war:

> Die Königliche Regierung ſetzt auf den Kopf des Räubers Glorioſo, auch unter dem Namen des großen Teufels bekannt, einen Preiß von 300 Stück Golddukaten, und macht dieſes hiermit öffentlich bekannt.

Als Glorioſo dieſes Memento mori ſo ganz unerwartet erblickte und las, lief ein kalter Schauer ihm durch alle Glieder. Er wußte nicht, ob er weiter reiſen, oder ob er zurückgehen ſollte.

So in ſich ſelbſt gekehrt und unentſchloſſen, nahten ſich ihm und der Kapelle zwei Mönche, die dort beten wollten. Ihr Anblick brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt. Er gab ſeinem Pferde die Sporrn, wendete ſich rechts, und trabte auf die Appenninen zu.

Unfern Suſetta ſtieß er auf einen Kerl, der ihn ſtark fixirte, und endlich verwunderungsvoll ausrief:

„Sehe ich dich wirklich?"

„Wen glaubſt du zu ſehen?"

„Du kennſt mich alſo nicht?"

„Nein."

„Es iſt mir lieb, daß meine Kunſt mich ſelbſt *dir* unkenntlich gemacht hat! — Du kennſt alſo deinen Bartholo nicht mehr?"

„Du, Bartholo?"

Damit ſprang er vom Pferde, und ſchüttelte ihm traulich und froh die Hand.

Bartholo. Haſt du nicht einen gewiſſen Pfahl erblickt?

Glorioſo. Wohl, habe ich!

Bartholo. Was ſagſt du zu der Inſchrift?

Glorioſo. Daß ſie für mich gar nicht tröſtlich klingt, und daß ſie mich in große Verlegenheit ſetzt. — Wo ſtreichſt du herum?

Bartholo. Zwiſchen den Bergen krieche ich hin und her, wie ein Murmelthier. Ich hoffe auf eine Zigeunerbande zu treffen; zu dieſer will ich mich ſchlagen. — Und was denkſt du zu thun?

Glorioſo. Aufrichtig geſprochen, ſo weiß ich das ſelbſt noch nicht. — Indeſſen glaube ich, es wird wohl das Beſte ſeyn, mich ganz den Apenninen zu übergeben, und mich, da ich nun nicht mehr zurücktreten kann, ſo furchtbar wie möglich zu machen.

Bartholo. Dann bleibe ich bei dir. — Ich dachte ſchon darauf, Soldat zu werden. Der Papſt läßt werben. Auch in unſerm Königreiche kompletirt man die Regimenter. Die Franzoſen machen in Oberitalien immer mehr und mehr bedenkliche Fortſchritte. Ich wollte denn doch lieber dem Kalbfell folgen, als immer ſo in Nacht und Dunkel in den Gebirgen umherkriechen, wie eine Blindſchleiche.

Glorioſo. Nähern ſich die Franzoſen dem Kirchenſtaate, beſetzen ſie ihn gar, ſo ziehen unſere Soldaten ſich ſicher, wenigſtens, an die Grenze, und wir können dann unſer Spiel ſo ziemlich ſicher treiben.

Mit dieſem Entſchluß eilten ſie den Bergen zu, und erreichten gegen Mittag ein elendes Wirthshaus, das allein, gegen den Ge birgspaß zu, ſtand. — Hier hatten ſie ſich kaum zu einem kärglichen Mittagsmal geſetzt, als mehrere Reiſende ankamen, die alle davon ſprachen, daß die Franzoſen wirklich in Rom eingerückt wären.

„Sie transportiren den Papſt, — ſagte der eine, — haben ſein Land zu einer Republik gemacht, und werden nun ſicher auch über uns herfallen.“

„Das werden ſie wohl bleiben laſſen; — fiel ein anderer ein. — Der König wird ihnen mit einigen 40,000 Mann entgegen treten, und ſie werden bleiben, wo ſie ſind.“

„Ja! — ſagte ein dritter; — Der König kann ihnen nicht einmal das Patrimonium Petri laſſen; er muß es den Franzoſen wieder abnehmen.“

Indem ſie ſo ſprachen, kam ein Trompeter. Dieſer eilte zu ſeinem Regimente. Er erzählte, alle Regimenter hätten Ordre erhalten, ſich eilig auf ihre Waffenplätze zu begeben. Die Milizen ſelbſt würden an die Küſten rücken."

„Rücken die Milizen und Soldaten aus, — ſagte ein Bauer, — ſo freſſen uns die Banditen auf."

Trompeter. Habt ihr nicht auch Fäuſte? Könnt ihr euer Eigenthum nicht ſelbſt vertheidigen? Soll ſich denn nur der Soldat allein ewig für euch herum ſchlagen, zum Krüppel hauen, oder gar todſchlagen laſſen? — Gegen eine Handvoll Buſchkönige werdet ihr doch wohl die Waffen ergreifen können, noch dazu, wenn's für Haus und Heerd geht!

Bauer. Das läßt ſich alles gut ſagen, aber — auch thun?

Trompeter. Das Thun iſt euere Sache.

Bauer. Wenn ſo ein dreißig, vierzig Kerle ein Dörfchen überfallen, das ihnen etwa zehn bewaffnete Männer entgegen ſtellen kann, was iſt das? — Und die Staudtenhechte haben im Grunde doch nur Reſpekt für Soldaten. Denn die Milizen ſelbſt achten ſie nicht.

Maulthiertreiber. Das iſt wohl wahr!

Trompeter. Seyd ihr denn ſtark mit ſolchem Volke geplagt?

Bauer. Sie ſtecken in den Bergen. Bald ſind ſie ſtark, bald ſchwach. Wenn ſie aber einen Streich ausführen wollen, ſind ihrer immer genug. — Ihr habt doch wohl die Tafeln geſehen, auf welchen die Regierung einen Preiß auf den Kopf des großen Teufels ſetzt?

Trompeter. Er lebt alſo doch noch?

Bauer. Es muß ja wohl ſo ſeyn! — Wer weiß, ob er nicht in den Bergen ſteckt. — Rücken nun die Soldaten an die Grenzen, ſo kömmt er hervor, und nimmt uns, was wir haben. — 's iſt eine verfluchte Wirthſchaft!

Trompeter. Ihr ſolltet einmal alle, in Maſſa, aufſtehen, und die Räuber mit Stumpf und Stiel ausrotten.

Bauer. Wer trägt gern ſeine Haut zu Markt? Man löſcht nicht eher, als bis es brennt; und dann iſt's oft viel zu ſpät.

Glorioſo wußte nun genug. Er berichtigte ſeine Zeche, und ritt ganz ſtill davon. Bartholo war ſchon voraus gewandert, und bei einem Hohlweg trafen ſie einander.

„Haſt du Spuren von einer Gegend, — fragte Glorioſo, — in der ſich Menſchen finden, wie wir ſie ſuchen?“

„Ich glaube welche zu haben;" — antwortete Bartholo, und führte ihn durch Hohlwege und enge Päſſe tief in die Gebirge hinein.

„Wie ich merke, — ſagte Glorioſo, — ſo biſt du hier herum ſchon zu Hauſe."

„Das habe ich dir ja ſchon geſagt, — war Bartholo's Antwort. — Ich drückte mich hier in allen Schluchten herum. Die Gegenden ſind hier allerliebſt, und ein Berg- Höhlen- Wald- und Buſchgenie, wie das meinige, orientirt ſich bald in dergleichen angenehmen Gründen."

Jetzt öffnete ſich ihren Blicken ein Thal. Rauch ſtieg an den Bergen auf. Auf dieſen giengen ſie zu.

XVIII.

„Zwei Männer ſprachen ſich;“
dies ſoll die Loſung ſeyn.
Nun ſprich,
was gehſt du mit der Loſung ein?

Um ein Feuer herum, in einem Thale, hatte ſich eine Zigeunerbande gelagert.

Es wurde geſotten und gebraten, geſungen und gefaullenzt. In den Geſang der Zigeunerinnen tönte das Geſchrei der kleinen Kinder, und mehrere Eſel verſtärkten die Töne des ſonderbaren Konzerts.

Einige Hunde fuhren auf die Ankommenden los, und ein paar Zigeuner liefen herbei, zu ſehen, was es gebe?

„Wer ſeyd ihr? und was wollt ihr hier?“ — fragten die Zigeuner.

Bartholo antwortete gelaſſen:

„Wir wollen euch zuſprechen, und ſind Männer, die euch nicht fürchten.“

Die Zigeuner ſahen ſie mit zweifelhaften Blicken an. — Endlich fragte der eine:

„Wollt ihr etwa gar das Handwerk grüßen?“

Glorioſo. Treibt ihr ein Handwerk?

Zigeuner. Mehr als eins.

Glorioſo. Iſt man mit euerer Arbeit zufrieden?

Zigeuner. Man muß damit zufrieden ſeyn.

Glorioſo. Wenn's ſo iſt, ſo —

Zigeuner. So?

Glorioſo. So iſt's auch gut. — Iſt euer Prinz *) bei euch?

---

*) So nennen die groſsen und ächten Zigeunerbanden ihren Anführer; oft nennt er ſich auch Fürſt. Nachrichten von dieſen Leuten findet man in folgenden Büchern: Fritsch Diatr. Hist. polit. De Zygenorum origine, vita ac moribus. Jen. 1660. Thomasius De Cingaris. Lips. 1677. Seileri Epist. Cent. I. Ep. 70. Tharſanders Schauplatz. III. Th. S. 331. ff. Grellmanns Zigeuner. Deſſau 1783. — — Die Spanier nennen dieſe Menſchengattung Gitanos, die Portugieſen Siganos, die Holländer Heyderum (Heiden), die Engländer Gypsies, die Franzoſen Bohemiens, die Italiener Zingari. Le Voyageur François. Vol. XVI. p. 117. — Nach Deutſchland überhaupt kamen ſie zuerſt im Jahr 1418. Gülchiſche Chronik. Bl. 263. Nach Baiern, 1439. Aventin Baier. Chron. F. 418. — Die Deutſchen nennen ſie Zigeuner, und gaben ihnen dieſen Namen vielleicht von ihrem Zie-

Zigeuner. Er iſt mitten unter uns. — Wollt ihr ihn ſprechen?

Glorioſo. Ja.

Zigeuner. So folget uns.

Sie folgten ihren Führern durch den bunten Schwarm, und wurden zu einem langen, hagern Mann geführt, der, ſchlecht gekleidet, unter einigen alten ausgeſpannten Tüchern lag, und ganz behäglich ſein Pfeifchen ſchmauchte.

hen aus einem Gau in den andern. Schon längſt nannte man umherſtreifende Menſchen dieſer Art, Gauner. Aus Zieh Gauner, iſt nach und nach vielleicht Zigeuner entſtanden. Sie ſelbſt nennten ſich anfänglich Aegyptier, woher auch wohl der Engländer Gypsies kömmt. — Es iſt bekannt, daß die erſten aus Oſtindien kamen.

„Hier ſind zwei Männer, Sirpatone! — ſagte der eine ihrer Führer, — die dich ſprechen wollen.“

Sirpatone. Seyd mir willkommen! — Tolendo! beſorge du zwei Schaalen mit Waſſer, und Brod. Habt ihr Männer, von unſerm Waſſer mit uns getrunken, von unſerm Brode mit uns gegeſſen, ſo ſeyd ihr unter uns wohl aufgenommen, und ſicher.

Glorioſo. Darauf rechnen wir.

Sirpatone. Was wollt ihr von mir? Kann ich euch mit meiner Armuth dienen, ſo geſchieht's gern.

Glorioſo. Aufrichtig geſagt, ſo hat Neugier den ſtärkſten Antheil an dieſem Beſuche bei euch.

Sirpatone. Neugier?

Glorioſo. Oder Wißbegier; wie du es nennen willſt. Ich wünſchte euer Leben und Weben ſo mitten unter euch zu ſehen.

Sirpatone. Lieber Gott! was ſiehſt du daran? — Ein Haufe Menſchen, die von einem Tage zu dem andern leben, ſo kärglich wie möglich, und ſelten gut. Du ſiehſt, die wenigſten von uns ſind ganz gekleidet. Oft fehlt uns alles; unſere Kinder ſchreien nach Brod, und unſere Hunde ſuchen Aas. — Die Männer jagen wohl zuweilen ein Stück Wildpret auf, aber was iſt das unter ſo viele? Wir flicken Keſſel, Pfannen, putzen Gewehre aus, die Weiber wahrſagen und prophezeihen den Landleuten, und viele ſuchen hier und dort etwas mit Liſt zu erkapern. Der Himmel iſt unſer Dach, die ganze Welt iſt unſere Hütte, und der harte Boden iſt das Lager, auf welchem wir ruhen. — Das ſind die Herrlichkeiten, die du bei uns ſehen kannſt.

Glorioſo. Ihr könntet es aber beſſer haben?

Sirpatone. Und wie?

Glorioſo unterdrückte eine Antwort, die ihm auf den Lippen ſchwebte, und wendete ſich zu einer jungen Zigeunerin, die herzu trat, und ihm ein Kränzchen brachte. Er gab ihr Geld, und wollte eben ein Geſpräch mit ihr anknüpfen, als einer aus dem Zigeunerhauſen herbei kam, einen Schritt zurücktrat, und ſtutzte. Glorioſo fixirte ihn, und jener ſchrie:

„Sirpatone! weißt du auch wer hier, wer bei dir, wer in deiner Gewalt iſt?“

„Du kennſt mich alſo?“ — fragte Glorioſo.

„Ich ſollte dich nicht kennen? — antwortete jener. — Du kennſt mich gewiß auch. Habe ich nicht unter dir gedient, als wir bei Buretto fochten?“

„Du biſt Torrone?“

Torrone. Du nennſt mich, und kennſt mich.

Glorioſo. So iſt es.

Sirpatone. Darf ich rathen?

Glorioſo. Ich bin Glorioſo.

Sirpatone. Reſpekt!

Torrone. Wir glaubten dich alle tod.

Sirpatone. Du biſt in meiner Gewalt. Wie wirſt du dich löſen?

Glorioſo. Wie ein Räuberhauptmann.

Torrone. Bravo!

Glorioſo. Und, wie wirſt du dich löſen?

Sirpatone. Ich?

Glorioſo. Du biſt mein Gefangener.

Sirpatone. So kühn biſt du? — Zähle meine Leute.

Glorioſo. Willſt du die meinigen zählen?

Sirpatone. Wie?

Glorioſo. Ein Signal, und ſie ſtürzen herab in dieſes Thal.

Sirpatone. Gemach! Wir wollen uns die Hälſe nicht brechen. Hier iſt ein Buch. Es enthält die Geſchichte des berühmten Peter von Terail, genannt Bayard, des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel. Dieſer ſah einſt in einem Gefecht gegen die Engländer ſich ſo umringt, daß er auf nichts als auf Tod oder Gefangenſchaft rechnen durfte. Er ſchlug ſich durch, zu einem Hügel, wo ein entwaffneter Ritter unter einem Baume lag, dieſen nahm er gefangen, und gab ſich ihm gefangen. Nun fragte ſich's: Wer des andern Gefangener ſey? — Sind wir nicht jetzt gegen einander in gleichem Fall?

Glorioſo. Du biſt beleſen, wie es ſcheint!

Sirpatone. Die Langeweile giebt mir Bücher in die Hand.

Glorioſo. Willſt du nicht lieber Waffen tragen?

Sirpatone. Ich weiß ſie auch zu führen.

Glorioſo. Du gehſt mir alſo in's Gehege?

Sirpatone. Dir nicht. — Was wir treiben, geht nur in's Kleine. Du, handelſt in Großen.

Glorioſo. Noch geht nicht alles, wie ich es wünſche, doch es wird, hoffe ich, die Zeit kommen, in der ich ſagen kann: Jetzt geht's ganz anders. — Sollten einige von deinen Leuten in meine Dienſte treten wollen, ſo werden ſie mich in einigen Tagen in der Gegend von Cegliano finden. Dir, verehre ich zum Andenken, dieſes Roß. — In die Mitte dieſes Thals laß einen Pfahl ſetzen, und daran ſtehe: Hier ſprachen ſich zwei Männer. — Dies ſey hinfort die Loſung zwiſchen uns und den Unſerigen. Lebe wohl!

XIX.

Spiel, und Geſang, und Gärtnerei,
im Hintergrunde Zärtlichkeit.
Es fragt ſich nun: wie weit
der Sänger noch vom Ziele ſey?

In einer Höhle erwarteten Glorioſo und Bartholo den Morgen. Es wurde Tag, und Glorioſo begann:

„Bei Cegliano ſey unſer Sammelplatz. Sieh zu, daß du Leute findeſt, wie wir ſie brauchen. Ich gehe rechts, und du gehſt links. Wenn wir uns wieder treffen, müſſen wir Geſellſchaft haben. Zählen wir nur erſt zehn Köpfe, ſo zählen wir auch hundert. Lavinen gleich vermehren wir unſere Stärke. — Ich ziehe jetzt in dieſer Kutte als Spielmann mit der Laute fort. Ein Häuflein klimpere ich ſicher zuſammen, und wie geſagt, bei Cegliano iſt unſer Sammelplatz.“

Damit ſchieden ſie von einander. Bartholo gieng links, und rechts gieng Glorioſo, jeder ſeinen Weg.

Unfern S. Vito nahte er ſich gegen Abend einem ſtattlichen Schloſſe. Er gieng darauf zu, ſtellte ſich unter den Balkon des Schloſſes, ergriff die Laute, ſpielte, und ſang:

Romanze *).

Mein Vater war aus Ronda,
es ſtammte meine Mutter
bekannt aus Antequera.
Es fiengen mich die Moren,
zu meinem Herzeleid.

---

*) Nach einer altſpaniſchen Romanze im Cancionero de Romances. Anvers. 1568. p. 245.

Mit ihnen mußt' ich wandeln
gebunden nach Gomera;
ſie wollten mich verhandeln.
Hier ſtand ich ſieben Tage.
Kein Käufer fand ſich ein.

Der Tod war mir geſchworen.
Da kam am achten Tage
ein alter Hund von Moren,
bezahlte mich, und legte
mir ſchwere Ketten an.

Ach! welch ein hartes Leben
führt' ich in ſeinem Hauſe!
Ich mußte Matten weben,
ich mußte Waizen malen,
in meiner Sklaverei.

Ein Zaum lag mir am Munde,
vom Waizen nichts zu eſſen;
mein Leib trug manche Wunde
von blut'gen Peitſchenhieben;
mich drückten Kett' und Schloß.

„Hilf Gott, ach! hilf mir Armen!“
ſo flehte ich mit Thränen.

Gott weckte das Erbarmen
des Moren alter Amme;
die nahm ſich meiner an.

Sie wuſch mir meine Wunden,
ſie gab mir Trank und Speiſe.
Sie hat mich ſelbſt verbunden,
ſie hat mich ſelbſt gewaſchen,
und klagte laut mit mir.

Sie hatte ihre Freude
an mir betrübtem Knaben.
Oft weinten wir wohl beide.
Einſt brach ſie meine Ketten,
und ich war wieder frei.

Der Mor ritt aus, zu jagen;
ich lief aus ſeinem Hauſe.
Gott hörte meine Klagen,
er ſey dafür geprieſen.
Wohl mir! ich bin nun frei.

Da fragte vom Balkon herab eine weibliche Stimme:

„Sänger! Wer biſt du?“

„Ich bin ein Sizilianer, — antwortete Glorioſo. — Von den Barbaresken gefangen, ſchmachtete ich lange in den Ketten der Sklaverei zu Tunis. Nun bin ich wieder frei, und gehe umher, mit Sang und Saitenſpiel mich zu ernähren, und andere zu ergötzen.“

„Iſt es das, ſo mußt du ein fröhlicheres Lied als das ſingen, welches du ſo eben ſangſt.“

„Wär ich bei Euch im Schloſſe, ſo ſollte das recht gern geſchehen.“

„Das Thor ſoll dir geöffnet werden.“

Es wurde ihm das Thor geöffnet, und er trat in ein ſchönes Schloß.

Ein geſchwätziges Kammermädchen führte ihn zu ihrer Gebieterin. Er ſpielte luſtige Lieder, und ſang dazu.

Donna Vittoria fand Wohlgefallen an dem Sänger und ſeinen Liedern, und die Kammerjungfer Dorida machte die Bemerkung: der Sänger ſey ein ziemlich artiger Purſch.

Dorida. Wie nennſt du dich?

Glorioſo. Leonardo.

Dorida. Und biſt ein Sizilianer?

Glorioſo. Ein Sizilianer, vier Stunden weit von Palermo auf dem Lande geboren.

Dorida. Was haſt du ſonſt getrieben?

Glorioſo. Nichts als Muſik. In Tunis aber war ich Muley Haſſans Gärtner.

Dorida. Und biſt jetzt ohne Brod und ohne Herrn?

Glorioſo. So iſt es.

Dorida. Ihr Gärtner, gn. Frau, iſt alt. —

Vittoria. Man könnte ihm Leonardo zum Gehülfen geben, meinſt du doch?

Dorida. Ich meine, und Sie haben zu befehlen.

Vittoria. So will ich denn befehlen, daß Leonardo ſeyn ſoll, wozu du ihn gemacht ſehen willſt. Es verſteht ſich, wenn er das will!

Dorida. Willſt du?

Glorioſo. Warum ſollte ich nicht wollen?

Dorida. So iſt die Sache gemacht. — In andern Kleidern mußt du dich auch beſſer ausnehmen.

Vittoria. Natürlich! — Mein Haushofmeiſter ſoll für alles ſorgen, was dir fehlt.

Die Zofe ſprach weiter fort, erzählte mit der größten Geläufigkeit ihre Geburt und Schickſale, und machte ihm endlich die Entdeckung von ſich ſelbſt, ſie fürchte ihr allzuzärtliches Herz, das ihr ſchon einigemal unangenehme Stunden gemacht habe.

Antonio, der Gärtner, ſetzte ihrer Rede einen Damm vor, und ſie ſchied von Glorioſo eben ſo freundlich, als ſie zu ihm gekommen war.

XX.

Geſchah's aus Eiferſucht? Iſt's Wahrheit,
was jene Warnungsſtimme ſprach?
Wie weit entfernt folgt Klarheit
erſt der Erklärung nach!

Die Muſikſtunden des metamorphoſirten Leonardo hatten mit Donna Vittoria ihren Anfang genommen; das ganze Muſikgeſchäft wurde ernſtlich betrieben, und die gelehrige Schülerin bemerkte ſelbſt, ſie mache Fortſchritte in der Kunſt. Der Lehrmeiſter wurde beſchenkt, Dorida nahm Antheil an allem, was geſchah, und nur Antonio ſchüttelte den Kopf über den muſikaliſchen Gärtner, der, wie er meinte, es ſchwerlich in ſeinem Leben bis zur Geſchicklichkeit eines wahren Kunſtgärtners bringen werde. Doch da er die

Protektionen ſah, die ſeinen Gehülfen umſchwebten, blieb es bei dem Kopfſchütteln, ohne daß er ganz laut wurde.

Eines Tages war Vittoria gar ſehr bei heiterer Laune, ſie ſcherzte mehr als ſie ſpielte und ſang, und fragte unter andern auf einmal ganz traulich:

„Leonardo! wie vielmal haſt du ſchon geliebt?“

Glorioſo. So viel ich weiß, nur zweimal.

Vittoria. Nur zweimal? Wie alt biſt du?

Glorioſo. Sechs und zwanzig Jahr.

Vittoria. Darf man die Gegenſtände deiner Liebe wiſſen?

Glorioſo. Warum nicht?

Vittoria. Laß hören, wer ſie waren.

Glorioſo. Ich war funfzehn Jahr alt, als ich mich in eine Madonna in der

Kirche S. Giuliano zu Palermo verliebte, und dieſer blieb ich treu, bis ich in die Sklaverei kam. Da ſah ich einſt die Tochter meines Herrn, liebte ſie, und ſah ſie nicht wieder.

Vittoria. Sonderbare Liebſchaften! — Und wie wird's in Zukunft werden?

Glorioſo. Wer will das wiſſen?

Vittoria. Eine Madonna hängt in meinem Betzimmer, aber eine Tuneſerin läßt ſich ſchwerlich in meinem Schloſſe finden. Was iſt nun zu thun?

Dorida kam, und deckte den Tiſch. Geſpräch und Lehrſtunden wurden geendiget.

Glorioſo verzehrte ſein Abendbrod im Garten in einer Roſenlaube. Nachtigallen ſangen, ſanfte Wohlgerüche flogen durch den Garten, hell herab ſchien der Mond, und das lieblichſte Uniſono eines Waſſerfalls lullte ihn in Schlaf. — Er lag und träumte.

Ein ſchönes Mädchen warf ihn mit Blumen; ſie kam näher. Er fühlte ihre Lippen auf den ſeinigen, und ihre Wangen glühten an ſeinen Wangen. Leonardo! koßte ſie traulich; Leonardo! liſpelte ſie ſanft; Leonardo! ſprach ſie lauter, und — er erwachte.

Sein Traum war Wirklichkeit geworden. Ein Mädchen ſtand vor ihm. Sie hatte ihn mit Blumen geworfen, ſie nannte noch ſeinen Namen, als er erwachte.

Dorida war es, die vor ihm ſtand. — Er ſprang auf, umfaßte ſie, und ſchrie:

„Biſt du mein Gartendieb, auf den ich hier lauerte?“

„Schweig! — lächelte Dorida; — Ein Lauerer wie du, würde ſchlafend ſchwerlich einen Dieb erhaſcht haben, wenn er dich nicht ſelbſt geweckt hätte. — Ich habe dich allenthalben geſucht, um dir, unter vier

Augen etwas zu entdecken. Folge mir in den Pavillon.“

Sie gieng voran; er folgte ihr. — Sie verſchloß hinter ſich die Thür, und im Finſtern kam's auf einem Sofa zum Geſpräch.

Sie. Du ſchwebſt in Gefahr.

Er. Ich?

Sie. Wenigſtens naht ſie ſich dir. — Dein heutiges Geſpräch mit meiner Frau iſt der Vorbote eines Sturms, der dir droht.

Er. Wie das?

Sie. Iſt dir ihre Vertraulichkeit nicht aufgefallen?

Er. Ein wenig ſtark.

Sie. Du hätteſt von einer Geliebten ſprechen ſollen. Jetzt glaubt ſie dich frei und ungebunden, und — dein Unglück iſt entſchieden.

Er. Wie ſo?

Sie. Deutlicher kann und darf ich nicht ſprechen. — Genug, wenn ich dir ſage: Du biſt unglücklich. — Ich habe mich für dich intereſſirt, ich bin dir gut, ich könnte dich wohl gar lieben, und jetzo — warne ich dich. — Fliehe ein ſogenanntes Glück, das deiner harrt, entziehe dich Armen, die ſich dir öffnen, und ſey klug. — Vor der Hand wär es allenfalls gut, dich krank zu ſtellen. — Indeſſen ändert ſich vielleicht mancherlei. — Jetzt kann ich länger nicht bei dir bleiben. Verdacht darf nicht geſchöpft werden. Deine Warnung haſt du nun. Sey klug, und folge gutem Rathe.

Sie verließ und verſchloß den Pavillon, gieng in's Schloß zurück, und Glorioſo ſuchte ſein Lager in der Roſenlaube wieder auf. Hier lag er ſinnend und nachdenkend, und ſuchte vergebens Klarheit in verworrene, dunkele Erklärungen und Warnungen zu bringen.

XXI.

Die Schreckensnachricht läuft von Mund zu Munde,
von Ohr zu Ohr:
Die Teufel ſtehen jetzt im Bunde;
O ſeht euch vor!

Er hatte nicht allzulange nachdenkend gelegen, als er in der Ferne Töne menſchlicher Stimmen hörte. Er verließ die Laube, und kroch hinter ein dichtes Bosket. Die Stimmen kamen näher. Endlich vernahm er Worte:

„Nur behutſam! — Ohne Geräuſch! — Wir überraſchen ſie gewiß.“

Wen ſuchen ſie zu überraſchen? Wer ſind dieſe Männer? fragte Glorioſo ſich ſelbſt.

Jetzt ſah er ganz genau ſechs Bewaffnete, die ihm ganz nahe waren. Er hörte ſie ſprechen:

„Der Emiſſair ſteckt ſicher bei ihr.“

„Vielleicht zählen ſie Franzöſiſches Geld.“

„Oder trinken Franzöſiſchen Wein.“

„Oder haben wenigſtens den Wein, den ſie trinken, mit Franzöſiſchem Gelde bezahlt.“

„Sie werden ſich ſchön umſehen, wenn wir ſie ſo ganz unerwartet in Empfang nehmen!“

„Und die Papiere! die Papiere!“

„Die ſind die Hauptſache.“

„Der Miniſter bezahlt ſie gut.“

„Kommt nur, und folgt mir fein ruhig und ſtill nach. Ich kenne hier alle Schliche.“

Sie giengen auf das Schloß zu. Als Glorioſo ſie weit genug entfernt glaubte, kroch er aus dem Bosket hervor, und nahm ſeinen Weg dahin, woher jene gekommen waren. Er fand die Hinterthür des Gartens offen, ſah angebundene Maulthiere, ſchwang ſich behende auf eins derſelben, und trabte raſch davon.

„Vitteria wird eines Einverſtändniſſes mit den Franzoſen bezüchtiget, — ſprach er bei ſich ſelbſt; — und ſoll verhaftet werden. Mich hätte man gelegentlich auch mit in Empfang genommen, und in dem vermeinten Franzöſiſchen Emiſſair einen weit ſchlimmern Vogel entdeckt. — Fort, in die Berge!“

Dahin gieng es, gerade auf den beſtimmten Sammelplatz bei Cegliano zu.

Hier harrte Bartholo ſeiner Ankunft. Er war nicht allein. Drei alte

Kammeraden und ſechs Neugeworbene waren bei ihm.

„Da ſind wir! — ſchrieen ſie ihm entgegen; — und erwarten dich.“

Bartholo. Du kömmſt allein?

Glorioſo. Ich habe nichts gefunden.

Bartholo. Ich, deſtomehr. Dieſe neun Eiſenherzen, und einen Vorſchlag, der ſich wird hören laſſen.

Glorioſo. Nun?

Bartholo. Ein kühner Purſch, ein Kerl wie ein halber Höllenhund, ein entſprungener Franziskanermönch, der ſich, dir nachzuäffen, Fra Diavolo *) nennen läßt,

---

*) Bruder Teufel. — Die Leſer werden dieſen ehrwürdigen Bruder aus den Zeitungen kennen. Er ſpukt bis dieſe Stunde noch in Italien herum. Man

ſteht an der Spitze von dreißig Wagehälſen, wie du ſie dir nur wünſchen kannſt. Er bietet ſich dir und ſeine Geſellen an, wenn er nach dir der Erſte im Kommando ſeyn darf. Francoleone will er ſich nennen, und dir den Diavolo allein überlaſſen.

Glorioſo. Er ſey mir willkommen!

Bartholo. Er iſt ein Höllenkerl, das kannſt du glauben! und ſeine Leute ſind Purſche, wie ſie ſelbſt Rinaldini nicht beſſer gehabt haben kann.

Es wurde ſogleich eine Deputation an ihn abgeſchickt, und den folgenden Tag vereinigten ſich die beiden ehrwürdigen Chefs. — Sie trafen Einrichtungen, wählten ſich

---

ſpricht von Pardon und einer Militärcharge, die er von dem König beider Sizilien erhalten haben ſoll.

Lagerplätze und Stationen, ließen werben, ſchleppten Munition und Proviant zuſammen, und ehe acht Tage vergiengen, ſah ſich Glorioſo an der Spitze eines Korps von ſechzig Mann. — Von Oria bis Nuoi dehnte das Korps ſich in alle benachbarte Gegenden aus; bei Cegliano war Glorioſo's Hauptquartier, und Francoleone kommandirte in der Gegend von Eramo die Vorpoſten.

Hauptangriffe hatten ſie nicht zu befürchten, denn alles, was Soldat war, rückte jetzt gegen die Franzoſen vor, oder ſtand bei der Reſervearmee, die Neapel decken ſollte. Daher handirten die edlen Gäſte in der ganzen Gegend als gebietende Herren, und verſchiedene Klöſter und Städte zahlten ihnen Tribut und Schutzgelder.

Seit vielen Jahren konnte man ſich einer ſolchen Wirthſchaft, wie Glorioſo's Bande trieb, nicht entſinnen.

„Die Teufel, — hieß es überall, — ſind mit einander in einen Bund getreten, und wir bezahlen die Zeche.“

Dieſe bezahlte man auch wirklich redlich. — Man mag bezahlen, weil man ſein Guth nicht vertheidigen will. Wir wollen Glorioſo folgen.

XXII.

So lebt man gut und heiter,
ſo lebt man wohl und froh,
erſteigt die Freuden Leiter
in dulci iubilo,
und ſollte ſie auch wanken,
man ſchaukelt hin und her.
Der Wein giebt Muth, Gedanken,
er giebt wohl auch noch mehr,
zu einem raſchen Ende,
ſelbſt Meſſer in die Hände.

Im Refektorio der reichen Ciſtercienſer Mönche zu S. Damalo gieng's luſtig und fröhlich her. Celebrirt wurde der Wahltag des neuen Herrn Abts, und dabei wurde gelebt, ſecundum ſaciem Sanctorum, d. h. von den jubilirenden Mönchen verdollmetſchet: luſtig und in Freuden. Das Poculum hilaritatis atque charitatis wurde fein fleißig geleert, und die Geſundheiten der Heiligen *) wurden nicht vergeſſen.

Der rothbenaſete P. Kellermeiſter krähte mit heiſcher Stimme:

Vivat in aeternum
Qui mihi dat Falernum,
Qui mihi dat villum
Malo passio torqueat illum.
Nulla salus lymphis,
Vinum te poscimus omnes!

„Bravo! — ſchrie der Abt; — Guter Wein iſt die Neſtel, die Leib und Seele zuſammen bindet.“

Vinum facit vetulas
Leviter salire,
Et ditescit Pauperes,

---

*) Daß dies geſchieht, ſagt ſelbſt der heil. Augustinus Sermon. 231. de Tempore.

Claudos facit ire.
Mutis dat colloquium,
Et surdis audire!

Alle jauchzten dem Abte Beifall zu, ſchwangen und leerten auf ſeine Geſundheit die hoch gefüllten Becher.

„Heilſam und dienlich iſt uns Gelehrten der Wein, — ſagte der P. Lektor; — denn wir wiſſen ihn gelehrt zu trinken; und alſo heißt es davon:

Si bibis indocte, sunt noxia vina bibenti;
Sunt bona, si docte dulcia vina bibis.

„Gott ſegene mir die Klöſter!“ — ſchrie der P. Burſarius *).

---

*) Auch P. Seckelmeiſter genannt. Sie führen die Rechnung und verwahren die Schatulle. — Leukfeld Antiqu. Walkenried. T. II. p. 142.

„Und beſonders unſer liebes Kloſter! — ſetzte der P. Küchenmeiſter hinzu, denn alſo ſteht von, und über demſelben geſchrieben:

Bonum est hic esse:

Wer will das läugnen? Geſtehen wir es nicht ſelbſt jetzo alle mit frohem Munde ein?

Nam homo vivit hic purius,

„Das zeigt ſelbſt unſere weiße Kleidung, die die Livree der Seeligen, und ſogar der h. Engel iſt, wie Johannes ſagt, und ſelbſt geſehen hat.

Quiescit securius,

Das wiſſen wir alle. Und heißt es nicht: Qui bene bibit, bene dormit, ganz eigentlich und wahr?

Cadit rarius,

Man müßte denn gar zu unvernünftig getrunken haben!

Resurgit facilius.

Denn wie viele ſind unſerer nicht, die wir uns alle bemühen, die Gefallenen wieder auf die Beine zu bringen, wenn es ja zum Fallen kommen ſollte!

Moritur fidentius,
Purgatur citius,

Denn wir leſen darauf los, was das Zeug hält, wenn wir Seelenmeſſen für unſere Brüder leſen,

Praemiatur copiosius. Amen!“

„Wir ſind glückliche Menſchen! — jauchzte der P. Kellermeiſter; — Indeß ſich die miſerablen Laien plagen und martern, ein Stückchen Brod zu erjagen, haben wir ſchon ganze Rebhüner verſchlungen. In der Welt iſt Mangel und Kummer, bei uns iſt alles vollauf. Was haben wir nicht alles!

Claras aedes, bonum vinum,
Bonum panem, bonum linum,
Et Pallium tempestiuum.

Indiae galli capones,
Turdi, lepores, pavones,
Pingui carne vitulina,
Non Bouina, sed Ouina,
Nostra plena est coquina.

Einmal für allemal; es leben die glücklichen Mönche!

Viuant una iouiales,
Dies agunt festiales,
Quot optarunt esse tales?“

„Nun dann, wohlan! — ſagte der Abt; — ſo laßt uns, meine Brüder! Deo fauente, anſtimmen das ſchöne Kloſtertrinklied, welches P. Gervaſio in chriſtlicher Liebe, bei geiſtert von Gott und ſeiner blinkenden Gabe, die auch wir jetzt dankbar genießen, für uns gedichtet und komponirt hat!"

Alle Kehlen ſetzten ſich in ziemende Verfaſſung, und es wurde geſungen:

Sumus hic sedentes
Sicut conferentes,
In omnibus gaudentes,
Nullum offendentes,
Sed laeti
Faceti
Concinentes!

Hospitem laudemus
Sibi decantemus.
Tunc iterum potemus!
Secundum convivemus:
Honesti,
Modesti
Iubilemus!

Ergo infundatur!
Si cor jucundatur,
Tristitia fugatur,

Plausus innouatur,
Et laeti
Faceti
Concinatur!

Virgo generosa,
Dei speciosa,
Prae caeteris formosa,
Paradisi rosa,
Sit genti
Bibendi
Gratiosa!

So lebten und jubelten die Mönche in S. Domalo.

Unſere lieben alten Deutſchen, deren Wahrheiten noch immer durch alle Länder gehen, hatten einen ſogenannten Spruch von den Freudenperioden der Menſchen *). Er ſtehe hier, wie ich ihn gefunden habe:

---

*) Schertz mit der Warheyt. Frkf. a. M. 1501. S. 4.

Wie lang man freud hab.

Wiltu einn tag frölich ſein? Gehe ins bad.
Wiltu einn wochen frölich ſein? Laß zur adern.
Wiltu einn monat frölich ſein? Schlacht ein ſchwein.
Wiltu ein jar frölich ſein? Nim ein jung weib.
Wiltu allweg frölich ſein? So werd ein pfaff, ſo ſingſtu frů vnd ſpat, bei todten vnd lebendigen.

Der Schluß dieſes Spruchs ſagt, warum er hier ſteht, und wie er hieher kömmt.

Nun zu den Mönchen zurück!

Dieſe hatten kaum ihr fröhliches Trinklied geendiget, als eine tiefe Baßſtimme vor der Thür des Speiſeſaals ertönte. Die Mönche lauſchten beſtürzt. Die Stimme ſang:

Quantus tremor est futurus,
Quando Iudex est venturus,
Cuncta stricte discussurus?

Alle ſahen ſich ſtaunend und ſchweigend an. — Endlich aber wankte der P. Kellermeiſter von ſeinem Polſterſitze auf, und fragte, von zwölf Bouteillen Sorentiner beherzt gemacht:

„Wer wirft ſich hier ſo frech und naſeweiß zu unſerm Richter auf?“

„Der Teufel;“ — war die Antwort, und Glorioſo trat in's Zimmer.

Alle ſchlugen erſchrocken ein Kreuz, viele ſanken von ihren Sitzen, und die Sprache war entflohen. Den Abt machte der Schreck ſogar halb nüchtern. Er ſchleuderte dem Eintretenden, der ſo furchtbar ſich ankündigte, einige Kreutze mit flacher Hand entgegen, und begann endlich:

„Wir wiſſen, und ſind deſſen, weil wir gelehrt und beleſen ſind, kundig, daß der Böſe, mit deſſen Namen du dich nennſt, den Menſchen in mancherlei Form und Geſtalt erſchienen iſt. Denn, ſo erſchien derſelbe dem Heil. Hilarius in der Geſtalt eines Fuchſes, der Heil. Margaretha als ein Drache, der Heil. Juliana als Engel, und den HHeil. Franziskus und Martin gar in der Geſtalt des Erlöſers *). Alſo iſt es auch möglich, daß du, Fürſt der Finſterniß, uns frommen Religioſen, in menſchlicher Geſtalt erſcheinen kannſt. — Aber was willſt, was ſuchſt du hier?“

„Examiniren will ich euch?“

„Du willſt mit uns diſputiren, wie du ſchon gethan haſt bei vielen Frommen und

---

*) M. Marulus Exempl. L. IV. c. 10. — Majolus. T. I. Dier. Canicul. p. 13.

Heiligen, das merke ich. Was kann dir aber das helfen? Hier iſt ein Syllogismus, den du mir löſen wirſt. Ecce signum!“

Damit ſtreckte der Abt dem vermeinten Höllenprinzen ein Kruzifix entgegen. Glorioſo neigte ſein Haupt. — Alle ſchrieen:

„Wir haben überwunden!“

Glorioſo lächelte und ſagte:

„Ihr ſeyd überwunden, und zwar vom Weine. Iſt das ein Leben, wie Ihr es führt, welches ſich für fromme Religioſen ſchickt und ziemt? Faſten und Beten ſollt Ihr, und Ihr ſchwelgt, wie raſende Bachusprieſter. — — Der Teufel, den Ihr meint, iſt nicht hier, aber wohl ein anderer. Ich bin der große Teufel, Glorioſo, und wundere mich, daß ihr nicht ſchon längſt mich aufgeſucht habt, und es dahin kommen laßt, daß ich euch aufſuchen muß.“

Der Abt fragte mit bebender Stimme:

„Was willſt du von uns armen Mönchen?“

„Arm ſeyd Ihr nicht. Armuth kann nicht ſchwelgen. Ich warne und bitte Euch: beſſert Euch. — Jetzt aber zählt mir 500 Stück Dukaten auf.“

Dieſe Forderung machte den Abt beinahe ganz nüchtern. Er fieng an zu bitten und zu flehen, konnte aber nichts erbitten und erflehen.

Indem kam ein Laienbruder ängſtlich in den Saal, und meldete mit ſtammelnder Zunge. Etliche Kerle von Glorioſo's Bande ſtatteten Beſuche in den Viehſtällen des Kloſters ab, und äußerten viel Wohlgefallen an den ſchönen, feiſten Maſtochſen des Kloſters.

Glorioſo gieng in dem Saale auf und ab, und beſah die Gemälde.

Als er ſo, ein ſchönes Stück betrachtend, mit dem Rücken gegen die Tafel ſtand, bemeiſterte ſich ein heiliger Entſchluß der Seele des P. Küchenmeiſters, er winkte dem Abt bedeutend zu, ergriff ein großes Küchenmeſſer, und ſtürzte auf Glorioſo los.

XXIII.

Der Wein war's, der Wein that's
der thut das, und ſticht.

Aber des muthentflammten Religioſen Unglück wollte, daß Glorioſo ſich in eben dieſem Augenblick herumdrehte. Er zog raſch ein Terzerol, und der kühne P. Küchenmeiſter lag mit zerſchmettertem Arme im Saale.

Plötzlich entſtand ein allgemeiner Aufruhr. Wie von Einem Gedanken beſeelt griffen die Mönche nach Meſſern, und mancherlei Waffen. Sie ſtürzten wüthend auf den einzelnen Mann los, und betend und bittend den Himmel, für ſicher treffende Meſſerſtiche, ſtand der Abt im Winkel des Saals.

Glorioſo ſprang auf das Katheder des Lektors, und ſtreckte kreuzweis gelegt, den Mönchen, wie von einem Walle herab, die Doppelröhre ſeiner Piſtolen entgegen. Laut auf brüllte das enragirte Korps der Mönche:

„Greift ihn an!“

Entſchloſſen bedeckten ſie ſich mit Polſterkiſſen, und rückten heran, das Katheder zu ſtürmen. — Schnell und entſchloſſen ſprang Glorioſo aus ſeiner Verſchanzung, ſchlug die Vorderſten zu Boden, ſchoß ein paar Kugeln unter ſie, erreichte den Abt, packte ihn, ſetzte ihm das Piſtol auf die Bruſt, und ſchrie:

„Ein Abt iſt jetzt verloren!“

„Um aller Heiligen willen! Haltet ein!“ — ſchrie der Abt.

Die Mönche ſtaunten, und blickten unentſchloſſen die Gruppe an. Endlich ertönte der Zuruf des P. Burſarius:

„Einer für alle! — Greift an!“

„Im Namen Gottes! Haltet ein! oder ihr ſeyd auf ewig von mir verflucht, erkommunicirt, und verdammt;“ — brüllte der Abt.

Die Mönche ſtutzten. Der P. Burſarius aber ſagte:

„Zum Beſten der Kirche und des Staates, werde der Abt, — das iſt des Höchſten Wille! — ein Märtirer, und wir rächen dann ſeinen Tod an dem verfluchten Teufel Glorioſo.“

„Mäßige dich nun um Gotteswillen nicht mehr, edler Glorioſo! — ſagte der Abt, als er den P. Burſarius ſo ſonderbar ſprechen hörte; — Schieße in Gottes Namen nieder, was dir vor's Rohr kömmt. Ich gebe dir, was du verlangſt, und vergebe noch obendrein dir alle Sünden, die du thuſt, gethan haſt, und noch thun willſt.“

Da traten zehn Kammeraden Glorioſo's in den Saal. Den Mönchen entfielen mit dieſer Erſcheinung Waffen und Muth. Mit Einem Tempo ſtürzten alle auf die Kniee, und ſtimmten wehmüthig ein Ex profundis an.

„Und was meint ihr, — fragte Glorioſo gelaſſen, — was nun geſchehen wird?"

Alle ſchwiegen.

„Vor allen Dingen, — fuhr Glorioſo fort, — verlange ich die ſchon geforderten 500 Stück Dukaten."

„Die ſollt Ihr, redlicher Mann! ſogleich haben;" — ſeufzte der Abt, und gieng, das Geld zu holen.

Die Mönche blieben proſternirt. Glorioſo ſchrie ſeinen Leuten zu:

„L'Aria Turchesca *)!"

---

*) Glorioſo. I. Th. S. 13.

Sogleich traten die Räubermuſikanten ein, und ſpielten friſch auf.

„Friſch auf und munter! — Getanzt, meine Herren!“ — rief Glorioſo den Mönchen zu.

Was war zu thun? — Die Mönche bequemten ſich nach der ſtattlichen Aufforderung, zum Tanz, und im Chor wurde dazu geſungen:

'S war nicht die Tarantel, die Tarantel war's nicht!
Der Wein war's, der Wein that's! er iſt es, er ſticht!
'S war nicht die Tarantel, die Tarantel war's nicht!

Indeſſen zahlte der Abt das Geld auf, und Glorioſo's Helfershelfer leerten die Ställe der tanzenden Mönche aus. — Dann wünſchte ihnen der große Teufel wohl zu ruhen, und zog mit den Seinigen und der Beute davon.

XXIV.

Verſprechen macht Pflicht. —
Glaubſt du ihm nicht?
Er iſt entſchloſſen und kühn.
Und wenn wir mit ihm ziehn,
finden wir ihn ſicher mit ſeiner Schaar
bei der Braut, am Altar.

Eines Tages lag Glorioſo ruhend unter ſeinem Gezelt, als ein junger, gutgekleideter Mann ihm von ſeinen Leuten zugeführt wurde, den er ſogleich anredete, und ihn fragte: wie er hieher komme?

Der junge Mann antwortete ganz beſtimmt:

„Ich ſuchte dich.“

„Mich? — Und in welcher Abſicht?“

„Vier Tage bin ich in den Bergen umher geirrt, wurde endlich von deinen Leuten angehalten, und verlangte zu dir geführt zu werden. Es geſchah, und ich bitte dich, mich anzuhören."

„Rede!"

„Familienhaß und Zwiſt theilt ſeit zweihundert Jahren die edlen Familien Toraldo und Fiana. Bis auf meinen Vater hat dieſer Haß fortgeerbt, nicht bis auf mich. Ich ſah die einzige Tochter und Erbin des Hauſes Fiana, und liebte ſie. — Wir ſprachen uns zuweilen verſtohlen, und ſchwuren uns ewige Liebe. Unſere Eltern entdeckten unſer Verſtändniß, und trennten uns. Wir fanden Mittel unſere Wächter zu hintergehen, und vollzogen heimlich unſere Vermählung, ohne Prieſter. Laura iſt meine Gattin vor Gott. — Wir wollten mit einander entfliehen, und wurden verrathen. Laura wurde in ein Kloſter gebracht. Dort wurde ſie Mutter. — Jetzt ſoll ſie eingekleidet, und auf ewig mir entriſſen werden. — Dies iſt die Geſchichte meines Unglücks.“

„Und um mir dieſe Novellenbegebenheit zu erzählen, haſt du mich aufgeſucht?“

„Sie dir zu erzählen, und dich um deinen Beiſtand zu bitten, kam ich hieher.“

„Um meinen Beiſtand? — Du biſt ein ſonderbarer Menſch! — Wie könnte ich in dieſer Angelegenheit dir beiſtehen?“

„Und das wüßteſt du nicht?“

„Nein.“

„So habe ich mich in dir geirrt, und hielt dich für mächtiger, als du biſt. — Gieb mir Geleit, und laß mich ſicher wieder von dir ziehen.“

„Was wär denn wohl in deiner Sache zu thun?“

„Ich weiß es nicht!“

„Geſetzt, du wärſt Glorioſo, deine Sache wär die meinige, ich trüg ſie dir vor, und bät um deine Hülfe —“

„So würde ich dir helfen.“

„Und wie?“

„Ich würde meine Laura dem Kloſter entreißen, und würde ſie ihrem Gatten geben.“

„Das iſt leichter gefordert und geſagt, als gethan.“

„Du willſt mir alſo nicht helfen?“

„Hilf dir ſelbſt.“

„Wie?“

„Geh hin, und fordere in meinem Namen deine Gattin dem Kloſter ab. Ich gebe dir Leute mit, auf die du dich verlaſſen kannſt. Vielleicht giebt man ſie dir.“

„Und wenn man's nicht thut?“

„So zünde das Kloſter an, und trage deine Laura durch die Flammen.“

„Was? — Ich ſollte ſo gottlos ſeyn, und das Kloſter abbrennen?“

„Aber mir willſt du das doch zumuthen? — Du meinſt, bei mir gieng das noch drein? — Mein Freund! Ein Kloſter habe ich noch nicht abgebrennt, und um deinetwillen ſoll's auch nicht zum erſtenmal geſchehen. Was du nicht thun magſt, will ich eben auch nicht thun. Und wenn ich's thät, — wofür?“

„Für 1000 Stück Dukaten.“

„Dafür baut man kein neues Kloſter auf, und meine Mühe würde mir damit auch nicht bezahlt.“

„Mehr habe ich nicht dafür zu geben. Ich bin aus meines Vaters Haus entflohen. Zweitauſend Dukaten ſind mein ganzes Vermögen. Die Hälfte davon gebe ich dir, die Hälfte brauche ich zu meiner Flucht, zu unſerm Unterhalt.“

„Und da müßt ihr euch knapp behelfen.“

„Ach wohl!“

„Man ſollte euch armen Seelen alſo lieber unentgeltlich helfen.“

„Du wirſt das nicht thun!“

„Das Kloſter brenne ich nicht ab.“

„Gieb mir Sicherheit, und laß mich gehen.“

„Man müßte lieber verſuchen —“

„Was?“

„Deine Laura auf eine andere Art zu retten.“

„Und wie?“

„Man könnte einen Meiſterſtreich ausführen, wenn man ſie am Tage ihrer Einkleidung, vom Altare weg, entführte!“

„Wie wär das möglich?“

„Möglich wär's wohl!“

„Das glaube ich nicht. In Gegenwart ſo vieler Menſchen —“

„Hm! — Das Kloſter liegt allein. Die Menſchen müſſen erſt dahin gehen, um drinne zu ſeyn. — Wenn man ſie nun nicht hinein ließ?“

„Aber —“

„Du weißt den Tag der Einkleidung?“

„Beſtimmt.“

„Hier iſt Glorioſo's Hand und Wort, du ſollſt deine Gattin erhalten.“

XXV.

Das thaten Kühnheit, Liſt und Macht.
Dahin hatt' es der kühne Mann gebracht,
daß niemand ihm entgegen trat,
daß man ihm gab, um was er bat.

Um Mitternacht brach Glorioſo mit ſeinen Leuten auf. Vor Sonnenaufgang waren alle Wege und Päſſe beſetzt, die in das Nonnenkloſter führten, in welchem Laura eingekleidet werden ſollte. Wer ſich dieſen Wegen nahte, wurde ausgeplündert, angehalten, und zurück geſchickt. — Glorioſo ſelbſt beſetzte in einiger Entfernung das Kloſter, zog eine kleinere Anzahl ſeiner Leute demſelben näher, und gieng, von vieren begleitet, in die Kirche, wo die Einkleidung vor ſich gehen ſollte.

Man wunderte ſich im Kloſter, der Fremden ſo wenige zu ſehen, da man bei Nonneneinkleidungen gewohnt war, viel Volk zu erblicken, und ahndete nicht, welch ein gefürchteter Zuſchauer in der Nähe war.

Die Meſſe begann, die Predigt war gehalten, und die feierliche Handlung gieng vor.

Als Braut geſchmückt, trat Laura, todtenbleich und wankend, von zwei Nonnen geführt, zum Altar, und eben hatte der Prieſter ſeine Anrede an die geiſtliche Hochzeiterin geendiget, als Glorioſo näher kam, und laut ein gebieteriſches: „Haltet ein!" ausrief.

Staunen feſſelte die Blicke und Zungen der Zuſchauer des geiſtlichen Schauſpiels. Nur der Prieſter fragte hocherzürnt:

„Verwegener! Was willſt du? Wer biſt du?"

„Ich will, — ſagte Glorioſo, — euch ſagen, daß dieſe unglückliche junge Frau keine

Braut der Kirche ſeyn kann. Sie iſt Gattin und Mutter. Gebt ſie ihrem Kinde und ihrem Gemahl zurück. Ich bin gekommen, ſie euch abzufordern, und wollt ihr mir ſie nicht geben, ſo nehme ich ſie.“

„Wie? Elender! — ſchrie der Prieſter, — du wagſt es, ſo etwas zu fordern? Wer giebt dir dieſe regelloſe Kühnheit und Frechheit?“

„Billigkeit und Macht.“

„Macht? — Welche Macht iſt hinreichend, der Kirche zu entreißen, was ihr gehört?“

„Die meinige.“

„Wer biſt du?“

„Ich bin Glorioſo.“

Laut auf ſchrie die ganze Verſammlung. Laura ſank zu Boden. Alles kam in Aufruhr.

„Ruhig! — donnerte Glorioſo. — Ein Piſtolenſchuß, und das Kloſter ſteht in Flammen.“

Der junge Toraldo ſtürzte herbei.

„Laura! meine Laura! — Erwache, und eile in die Arme deines Gatten!“

Laura erhob ihre Augen, wankte auf, und ſtürzte in die offenen Arme ihres Geliebten.

Die ganze Gruppe blieb ſprachlos.

Glorioſo winkte gelaſſen ſeinen Leuten zu. Eine Sänfte wurde in die Kirche getragen. Laura ſtieg ein, und vor jedermanns Augen trug man ſie davon aus der Kirche. Ihr Geliebter folgte ihr.

Glorioſo nahm den Prieſter bei der Hand, und ſagte:

„Ich bitte um 300 Dukaten, für meine Mühe.“

Der Prieſter wankte einige Schritte zurück:

„Frecher Böſewicht!“ — ſchrie er.

Glorioſo legte die Hand an ein Terzerol, und er ſchwieg.

„Trag der Aebtiſſin meine Bitte vor;“ — ſagte er, und verließ die Kirche.

Vor den Kloſterpforten blieb er mit ſeinen Leuten ſtehen, und bekam, was er gefordert hatte.

XXVI.

Die Trommeln wirbeln, Fahnen wallen
dem Vaterlandes Heer voran.
Die Schaar betritt des Ruhmes Bahn
mit kühnem Muth, und Wohlgefallen.
Auf! aus der Höhlen finſtrer Nacht,
in's freie Feld, zur offnen Schlacht!

Von allen Seiten her kam die Nachricht: die Armee des Königs iſt geſchlagen, und zur Hälfte zu Grunde gerichtet. Ga[illegible]a iſt durch ſchändliche Verrätherei in den Händen der Franzoſen, ſie marſchiren auf Neapel los. Der König hat ſich mit ſeiner Familie eingeſchifft, und geht zu den getreuen Sizilianern. Die Hälfte des Volks erklärt ſich ehr- und treuvergeſſen für die Sieger.

Bald darauf erſcholl die Poſt: die Franzoſen ſind in Neapel eingerückt. Die Lazaroni's haben wie Verzweifelnde gegen ſie gefochten, die Truppen ſind theils zu dem Feinde übergegangen, theils geflohen. Kardinal Ruffo ſteht mit einem kleinen Korps von 6000 Mann bei Salerno, ſammelt die Flüchtigen unter die Fahnen ſeines Königs, und hat alle Waffenfähige aufgeboten, zu ihm zu ſtoßen, und mit ihm die Sache ſeines Königs und des Vaterlandes zu vertheidigen.

Schnell durchtönte die Schreckensnachricht das Land. Die Bauern strömten nach Salerno, die Bürger bewaffneten ſich, die Edlen flohen auf ihre Schlöſſer, und wo in Kalabrien eine Bergveſte war, die wurde, ſo gut es ſeyn konnte, von dem Beſitzer eilig in Vertheidigungsſtand geſetzt.

Der Ruf des Kardinals gieng flügelſchnell durch das ganze Königreich. Die Kalabreſen ſtrömten herbei, unter ſeinen Fahnen gegen den Feind zu fechten. Ein Pardonbrief für alle Banditen und Räuber durchlief das Land. Sie wurden eingeladen, ſich als Vertheidiger des Vaterlandes bei dem königlichen Heere einzufinden. Die Einladung drang in die Schlupfwinkel der Wälder und Höhlen.

Ein ſolcher Brief gelangte auch zu Glorioſo's Händen. Er las ihn, und verſammelte ſeine Geſellen.

„Brüder! — begann er, — leſet dieſe Aufforderung und den Pardonbrief des Kardinals Ruffo, im Namen des Königs. Er ladet uns ein, bewaffnet bei ihm zu erſcheinen zur Vertheidigung des Vaterlandes, und verſpricht uns Amneſtie, Verzeihung, und Belohnung. Er fordert uns auf im Namen des Königs, der heil. Kirche, und des Vaterlandes. — Was meint ihr? Folgen wir ſeinem Rufe? Ziehen wir ihm zu? — Es gilt für die gute Sache des Vaterlandes.“

Ein ſtarkes Gemurmel durchlief die Verſammlung. Man ſprach hin und her, und ſchrie endlich:

„Auf! zur Vertheidigung des Vaterlandes!“

Glorioſo ſprach weiter:

„Des Kardinals Fahnen wehen bei Salerno. Dort ſammelt er die Vertheidiger des Landes gegen die räuberiſchen Feinde. Sie haben geplündert, gemordet, haben Schätze und Koſtbarkeiten der Kirchen geraubt, brandſchatzen, und greifen, mit Einem Worte, uns in's Handwerk. Wollen wir das zugeben?“

„Nimmermehr!“ — ſchrieen die Räuber.

„Alſo folgen wir dem Rufe des Kardinals, und ziehen zu ihm.“

„Aber, — begann Bartholo, — beſſer wär es doch, wenn die Aufforderung und der Pardonbrief mit des Königs Handſchrift und Siegel verſehen wär.“

„Der Kardinal, — antwortete Glorioſo, — handelt jetzt mit Vollmacht, und im Namen des Königs, der nach Sizilien geſegelt iſt.“

Es entſtand eine Pauſe. Glorioſo ſprach weiter:

„Und was haben wir zu erwarten, wenn wir hier, wenn wir müßige Zuſchauer bei dem großen Spiele um die Rettung des Vaterlandes bleiben wollen? Das ganze Reich bewaffnet ſich. Allenthalben ſehen wir kampfluſtige Schaaren. Selbſt mit dieſen können wir zum Gefecht kommen. Und geſetzt, es gelingt den Franzoſen, auch Salerno wegzunehmen, immer weiter vorzudringen, ſich endlich ſogar auch unſern Schlupfwinkeln zu nähern, werden ſie uns nicht aus denſel den vertreiben, um ſich ſelbſt darinne feſt zu ſetzen?"

Albano. Ja, ja!

Montano. Das werden ſie ſicher thun!

Albano. Das iſt ſo ihre Sache!

Montano. Hm! Kenne ich ſie etwa nicht? Habe ich nicht unter ihnen gedient? Sie ſind, beim Teufel! nur das im Großen, was wir im Kleinen ſind. Wir können es nicht arg genug machen, ſie machen es noch ärger.

Glorioſo. Sie ſind wohl noch dazu ſo artig, uns ſelbſt den Prozeß zu machen.

Montano. Darauf könnt ihr rechnen. Sie leiden keinen neben ſich, der ihr Handwerk treibt.

Glorioſo. Ueberlegt, und prüfet. — Was *mich* betrifft, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich der Ehrlichkeit des wackern Kardi nals anzuvertrauen, und meinen Säbel gegen die allgemeinen Feinde des Königreichs, und ganz Italiens, zu ſchwingen. — Sagt, wo ſie haußen, giebt es da für uns etwas zu thun? Müſſen wir nicht, wenn's hoch kömmt, nur ihre Knechte ſeyn? Ihre Kommiſſairs laſſen uns nichts übrig, als Stricke.

„**Montano.** Sie ſind ſelbſt welche.

Albano. Bedenkt's nur, Brüder! es ſoll geplündert werden, und uns nimmt man nicht dazu.

Montano. Laßt uns ſie ſelbſt plündern! Sie ſind beladen.

Alle. Auf! auf, zum Kardinal!

Glorioſo. Das Vaterland muß gerettet werden!

Albano. Das Vaterland werde von ſeinen Unterdrückern befreit!

Glorioſo. Geſchieht das mit durch uns, ſo iſt alles getilgt, was man juſtizmäßig uns anrechnen kann.

Albano. Alles iſt vergeſſen, abgethan und vergeben!

Glorioſo. Folget mir!

Alle. Wir folgen!

Glorioſo. Ich führe euch den Fahnen der Ehre und des Ruhms zu.

Glorioſo ſchrieb einen Brief an den Kardinal und machte Anſtalten zum Aufbruch. — Bald erhielt er Antwort, die er ſeinen Geſellen mittheilte, und muſterte ſein Korps. Er hatte indeſſen mehrere Landſtreicher und Zigeuner an ſich gezogen. Auch Sirpatone zog mit ſeinen Geſellen ihm zu.

So brach er endlich an der Spitze eines Korps von viertehalbhundert Mann auf, und ſetzte ſich in den Marſch.

Die ganze Gegend frohlockte über ſeinen Abzug, und die Klöſter feierten denſelben, wie ein Feſt.

Aus allen Gegenden wirbelten dem Zuge Trommeln, tönte demſelben der Glocken Sturmgeläute entgegen. Auf allen Straßen ſtrömten wilde Schaaren von Bewaffneten einher. Mancher vereinte ſich noch mit dem kühnen Räuberkorps, und Glorioſo war nur noch ein paar Tagereiſen weit von Salerno entfernt, als er ſich als Anführer von vierhundert Wagehälſen ſah, deren berufene Kühnheit ein ſtarkes Certifikat des hohen Vertrauens in ihren Muth war.

Ein Offizier des Kardinals kam der ſtreitluſtigen Schaar entgegen, ſah die Bewaffneten verwunderungsvoll an, freute ſich, ſie ſo wohl gerüſtet zu ſehen, und verlangte ihren Anführer zu ſprechen. Er wurde zu Glorioſo geführt, der ihn, im vollen Staate ſeiner Würde, empfieng.

Viertes Buch.

Ketten zerbrochen,
und Ketten empfangen.
Das Wort iſt geſprochen;
Was kannſt du verlangen?
Hier Ehre und Geld,
ein ſtattlicher Held!
belohnt und verehrt,
mit Ketten beehrt.

XXVII.

Wie du den Räuber ſahſt, wirſt du den Krieger finden,
kühn, liſtig, und beherzt. — Die Räuberſtreiche ſchwinden,
vor ſeinen Thaten hin.

Offizier. Biſt du der kühne Mann, der ſich Glorioſo nennt?

Glorioſo. Ich bin Glorioſo.

Offizier. Du haſt dem Kardinal deine Ankunft gemeldet, und er ſieht derſelben harrend entgegen.

Glorioſo. Das iſt mehr, als ich mir ſchmeicheln durfte.

Offizier. Er gedenkt ein kühnes Wageſtück auszuführen, deſſen Ausführung er dir anvertrauen will.

Glorioſo. Dieſes Zutrauen ehrt mich und meine Leute. Er ſoll ſich nicht in uns geirrt haben.

Der Offizier händigte ihm Pardonbriefe für ſich und ſeine Leute ein. Es wurde ihnen in denſelben auch Sold und Belohnung verſprochen. Nun zog unter lautem Jubel die Mannſchaft dem Hauptquartier des Kardinals zu.

Dieſer, ein muthiger, feiner, und beredter Mann, empfieng Glorioſo ſehr traulich, ſprach lange mit ihm, lobte ſeinen Muth, ſeine Vaterlandsliebe, und vertraute ihm endlich das Unternehmen an, zu deſſen Ausführung er ihn beſtimmt hatte.

Ein Franzöſiſches Korps zog über Altavilla heran. Dieſem die Stirn zu bieten, daſſelbe in die Gebirge zu locken, und es dort aufzureiben, das war das Wageſtück, welches Glorioſo beginnen und unternehmen ſollte.

Kardinal. Ich rechne dabei eben ſo ſehr auf Euere Erfahrenheit, als ich auf Euern Muth rechne, meine Wünſche und Hoffnungen zu erfüllen.

Glorioſo. Ich werde, dieſes Zutrauens mich würdig zu machen, thun, was ich thun kann.

Kardinal. Und es wird gelingen. Der Gebirgskrieg iſt den Franzoſen fremd. Ihr könnt ſie nach und nach vernichten. Zu Euerm Korps gebe ich Euch noch zweihundert Liparoten, hundert Macedonier, eine Kompagnie Artilleriſten, und Geſchütz, ſo viel Ihr deſſen bedürft. — Zugleich überreiche ich Euch hiermit, im Namen des Königs, das Patent eines Obriſten der chriſtlichen Armee. — Euer Korps wird mir den Weg nach Neapel offen erhalten, und mir Zeit geben, meine Armee zu organiſiren. Nun geht mit Gott an Euer Werk, und ſeyd glücklich in Euerm Unternehmen.

Glorioſo. Herr Kardinal! Beſiegt, ſeht Ihr lebendig mich nicht wieder. Als Sieger küſſe ich Euch die Hand, die mir dieſes Patent gab, und ehe Ihr zwölfmal Euer Morgengebet verrichtet habt, ſollt Ihr gewiß erfreuliche Nachrichten von mir erhalten. Sollte ich aber mit meinem Korps zuſammen gehauen werden, ſo ſoll der Feind ſeinen Verluſt gewiß nicht geringer anſchlagen können, als wir den unſerigen. Meine Leute ſind kaltblütig in Gefahren, und glühend heiß im Gefecht. Sie wiſſen zu fechten, und wer ſein Leben oft für ein paar Dukaten ſo unbefangen auf's Spiel ſetzte, der wird gewiß nicht weniger für das Vaterland, für den König, die Kirche, für Ehre und Ruhm, thun. — Gott befohlen!

Kardinal. Ich gebe Euch den Seegen der Kirche. — Gott ſey mit Euch, der heil. Januar ſchütze Euch! — Alles, was Ihr thut, wird ſogleich durch mich der König erfahren.

Glorioſo. Empfehlt mich ſeiner Gnade!

Damit gieng er, und zog, ohne Aufenthalt, den Franzoſen entgegen.

Bei Marano traf er auf das erſte Piket des Feindes. Es wurde zuſammen gehauen. In der Nacht drang er in Altavilla ein, und drängte die Vorpoſten bis Fuscolo zurück. — Mit Tages Anbruch ſchlug er die Franzoſen bei Ariano, und manöverirte ſie glücklich in die Triviciniſchen Gebirge.

Hier, aller Winkel und Schliche kundig, überraſchte er ſie einzeln, verſprengte, und ließ niederhauen, was Stand halten wollte. Bald konnte er dem Kardinal ſchreiben:

„Gottes Seegen uns allen!

Herr Kardinal! Das Franzöſiſche Korps von zwei bis drittehalbtauſend Mann unter Anführung des General Tolomieu, den ich Euch gefangen zuſchicke, iſt aufgerieben und verſprengt. Ich rücke wieder in die Ebene, und erwarte zu Ariano Euere weiteren Befehle.

Glorioſo.

Der Franzöſiſche Oberbefehlshaber in Neapel hörte kaum von der Niederlage ſeiner Truppen, und vernahm, welch einem Manne er dieſen Unfall zuzuſchreiben habe, als er ein neues, ſtärkeres Korps gegen ihn ſendete. Zugleich ſchrieb er ihm:

„Freiheit und Gleichheit!
Die Parthenopeiſche Republik iſt gegründet, die Fahnen der großen Nation wehen neben den Fahnen der Freiheit auf Neapels Kaſtelen. Keine Macht der Welt wird ſie von denſelben herabreißen, denn der ſtarke Arm der unüberwindlichen Söhne der Freiheit hat ſie dahin gepflanzt, und wird ſie dort zu vertheidigen wiſſen. — Dir, tapferer Mann! biete ich den Schutz und die Freundſchaft der großen, nie beſiegten Nation an. Wirf dich in die Arme der Freiheit, und ziehe mit uns gegen die Tirannen und ihre Miethlinge zu Felde. Ein Mann, wie du, muß keinem König dienen, denn Männer können die Deſpoten weder neben ſich leiden, noch belohnen. Willſt du dein Heldenherz von den Fahnen der

Freiheit umflattern laſſen, willſt du mit deinen Leuten zu uns kommen, ſo biete ich dir die Stelle eines Brigadechefs an. Höre, was dir die Freiheit ſagt, vernimm ihren göttlichen Ruf, und folge.“

Glorioſo ſchickte dieſen Brief, nebſt ſeiner Antwort, dem Kardinal zu. Dieſe Antwort aber war:

„Für König und Vaterland!

Für die gerechte Sache meines Königs und meines Vaterlandes werde ich fechten, und ſo ſoll die große Nation mich im Felde ſehen.

Glorioſo.

Das friſche Korps rückte an. — Glorioſo zog ſich in die Gebirge. Der Feind folgte keck ihm nach. Hier lockte Glorioſo denſelben zertheilt in unbekannte Winkel, und 500 Franzöſiſche Soldaten fanden in dem Gebirge ihr Grab.

Aber auch Glorioſo verlohr bei den Gefechten Leute, und eine Verſtärkung, die ihm der Kardinal ſchickte, kam ihm ſehr gelegen.

XXVIII.

Es miſcht ſich die Liebe,
auch unter die Krieger.
Und dann fragt ſie lächelnd:
Wer iſt nun hier Sieger?

Eines Tages hatte es Lärm bei den Vorpoſten gegeben, und eine Streifparthei kam mit Beute zurück, die ſie den Franzoſen abgenommen hatte.

„Sie hatten geplündert, — ſagte Bartholo, — und wir nahmen ihnen ab, was ſie genommen hatten. Bei der Gelegenheit fielen uns auch ein paar Weiber in die Hände, die die Franzoſen mit fortführen wollten.“

Glorioſo trat aus dem Gezelte, und vor ihm ſtanden die Gräfin Lana, und ſeine geliebte Coeleſtine.

Gräfin. Was ſehe ich?

Coeleſtine. Oldrino?

Gräfin. Der nicht Oldrino iſt, der —

Glorioſo. Glorioſo heißt, und das Schrecken der Wanderer war. Dieſer Glorioſo iſt jetzt im Dienſt des Königs, iſt Obriſter, und bekämpft die Feinde ſeines Vaterlandes.

Gräfin. Iſt es möglich!

Glorioſo. So iſt es.

Coeleſtine ſchlug ſeufzend die Augen nieder, und die Gräfin ſpielte verlegen mit dem Zipfel ihres Schleiers.

„Wir waren, — ſagte ſie endlich, — auf der Villa einer Freundin, als die Franzoſen die Villa überfielen, ausplünderten, und uns, der Himmel weiß mit welchem Recht, und warum, mit ſich fortführten. Ihre Leute haben uns befreit, und wir bitten um ſicheres

Geleit zu einem meiner Schlöſſer, nicht allzuweit von hier entlegen.“

„Ihr Verlangen iſt mir Befehl;“ — war Glorioſo's Antwort.

Er ließ auftragen, was ſein Vorrath zu geben vermochte, und die Damen frühſtückten mit ihm unter ſeinem Gezelt.

Glorioſo nahte ſich Coeleſtinen, ergriff ihre Hand, und ſagte:

„Oldrino wagte es, Ihnen zu ſagen: ich liebe Sie! — Der Räuberhauptmann Glorioſo hätte es nicht gewagt, dieſes Geſtändniß zu wiederholen. Der Obriſt Glorioſo Nardonello fragt ſchüchtern: darf er glauben, der Liebe Coeleſtinens würdig zu werden?“

Erröthend antwortete Coeleſtine:

„Die Beſcheidenheit und gutmüthige Wohlthätigkeit des Barons Oldrino gewannen ihm mein Herz.“

„Iſt

„Iſt es möglich?“

„Vor dem Namen Glorioſo bebte ich zurück. — Was den Obriſten Nardonello betrifft, ſo iſt er der Achtung ſeines Vaterlandes würdig, wie ihm der König der ſeinigen gewürdiget hat, und dieſe Achtung kann und wird ihm auch Coeleſtine nicht verſagen.“

„Ich könnte ſtolz ſeyn auf das, was die liebenswürdige Coeleſtine mir ſagt, aber die Frage, die ich an ſie zu thun wagte, harrt auf eine Antwort, die von mehr, als von bloſſer Achtung ſpricht. — In Wüſten und Einöden folgte mir das Bild eines geliebten Mädchens, hier ſteht ſie endlich ſelbſt vor mir, und ich frage ſie nochmals: darf ich glauben, ihrer Liebe würdig zu ſeyn?“

„Herr Obriſt! — begann die Gräfin; — Was Coeleſtine ihnen nicht mündlich ſagen kann, ſoll ſie Ihnen in einem Briefe ſagen. Sie laſſen uns auf mein Schloß geleiten, und von dorther erhalten Sie den Brief."

Glorioſo gab einigen ſeiner Leute Befehl, die Damen zu begleiten. Auf Maulthieren zogen ſie davon, und in banger Erwartung blieb der verliebte Krieger zurück.

Seine Leute kamen wieder, und brachten ihm einen Brief, in welchem die Gräfin für das Geleit dankte, und ihre glückliche Ankunft auf ihrem Schloſſe ihm meldete.

XXIX.

Der überlegnen Macht
weicht ſelbſt die Tapferkeit.
Der ſtärkſten Kühnheit lacht
die Ueberlegenheit.

Der Franzöſiſche Obergeneral gab Befehl, ſich, es möge koſten was es wolle, der Perſon des gefürchteten Mannes zu bemächtigen, und ſein Korps zu vernichten. Fünftauſend Mann brachen gegen ihn auf.

Glorioſo, jetzt an der Spitze von 1400 Mann, war kühner geworden, verließ ſich nicht mehr auf ſeine ſchützenden Berge, und gieng dem überlegnen Feinde in's freie Feld entgegen. — Hier entſchied die Kavallerie. Vergebens fochten Glorioſo's Kammeraden mit unbeſchreiblicher Bravour. Sie lagen unter. Beinahe ſein ganzes Korps wurde zuſammen gehauen, und kaum entkam er ſelbſt mit der Flucht.

Er ſuchte ſeine, ihm bekannten, Schlupfwinkel auf, und kam, beinahe ganz entkräftet, bei einer Klauſe an.

Der Klauſener nahm ihn ein, erquickte ihn, und brachte ihn zur Ruh. — Er wußte nicht, wen er beherbergte.

Mit Tages Anbruch machte Glorioſo ſich auf den Weg, und kaum hatte er ſeine einſame Nachtherberge verlaſſen, als Franzöſiſche Soldaten in dieſelbe kamen, und ihn, aber vergebens, dort ſuchten.

Glorioſo verbarg ſich am Tage in ihm wohlbekannte, verborgene Höhlen, und des Nachts wanderte er, auf Schleifwegen, weiter.

So kam er aus dem Gebirge, bis vor ein Schloß, wo er ſich, ermüdet, hungerig und durſtig, bei der aufgezogenen Zugbrücke niederwarf. Man ſah ihn, vernahm ſeine Bitten, ließ die Brücke nieder, und nahm ihn in das Schloß ein.

XXX.

Von Teufelsſpuk und Hexerei
laßt euch etwas erzählen.
Jedoch, es bleibt dabei,
ihr habt zu wählen.

In dem Schloſſe lag der Kaſtellan eines gewiſſen Marcheſe Tremonte, mit 25 Kalabreſen, und 12 Liparoten. Sie hatten Geſchütz auf den Mauern, Munition im Schloſſe, waren gut verproviantirt, und der Kaſtellan hatte Ordre von ſeinem Herrn, das Schloß, wenn es angegriffen würde, bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und das zu thun, war er, wie er ſagte, auch entſchloſſen. — Glorioſo lobte ihn dieſer Erklärung wegen, ſagte, daß er Obriſter in Dienſten des Königs ſey, und erbot ſich, gleich den andern, zur Vertheidigung des Schloſſes. Auf dieſe Erklärung übertrug man ihn das Kommando im Schloſſe, und er ſchickte einen liſtigen und verſchlagenen Purſchen von ſeiner Beſatzung, mit einem Briefe an den Kardinal.

Die Langeweile und der Mangel an Beſchäftigungen verſammelte die ohnehin geſprächigen Kalabreſen und Liparoten in Einen Zirkel, in welchen gewöhnlich geſungen, geſpielt, und erzählt wurde. Mangone, einer der Liparoten, war beſonders in furchtbaren Geſpenſter- und Geiſtergeſchichten unerſchöpflich. Mit offenem Munde ſaßen dann die Zuhörer um ihn herum, und verſchlangen gleichſam ſeine Erzählungen.

Auch Glorioſo trieb die Langeweile in dieſen Zirkel, und die Geſellſchaft rief dem Erzähler zu:

„Nun Mangone! erzähle einmal ein

paar recht ſchöne Geſchichten, daß der Herr Obriſt auch hört, was du kannſt."

„Ja, ja! erzähle!" — ſagte Glorioſo.

Mangone ließ ſich nicht lange bitten:

„Ich will, ſagte er, ein paar niedliche Erzählungen aufſuchen, die ihr noch nicht gehört habt. Die eine heißt: Die Rekreation zu Lukka, und die andere: Die Teufelin. Sie werden euch gefallen."

Hierauf erzählte er:

Die Rekreation zu Lukka.

„Ein junger Neapolitaner, aus einem ſehr guten Hauſe, Aleſſandro genannt, gieng auf Reiſen, hielt ſich lange zu Rom auf, und kam, um nach Florenz zu gehen, nach Lukka. Er ritt, von ſeinem Bedienten Lorenzo begleitet, dem Stadtthore zu, wo ihm drei Reuter begegneten, von denen ihrer zwei ihn als alte Bekannte grüßten, ihn Landsmann nannten, und an mancherlei angenehme Abentheuer erinnerten. Aleſſandro kannte dieſe Herren zwar wirklich nicht, da ſie aber von Sachen ſprachen, die nur in Privatgeſellſchaften bekannt worden waren, ſo wußte er doch nicht recht, wie er mit ihnen daran war; er erwiederte ihre Komplimente, und freute ſich, ſie wohlauf, und ſo munter zu ſehen. Sie bedauerten, daß ihre Geſchäfte ihnen nicht vergönnten, mit ihm in Geſellſchaft die Freuden von Lukka zu genießen, empfahlen ihn aber dem Dritten ihrer Geſellſchaft, einem Kavalier der Stadt, Donato genannt, der ſich auch ſogleich erbot, bei ſeiner Zurückkunft Aleſſandro's Parthieen zu formiren. — Man ſchied hierauf mit vielen Artigkeiten von einander, und Aleſſandro nahm Quartier in dem vornehmſten Hotel der Stadt.

Gegen Abend kam Donato zu Aleſſandro, betrug ſich überaus artig, und erbot ſich, ihm während ſeines Aufenthaltes zu Lukka, zum Führer bei Beſichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt zu dienen. — Dieſer Obliegenheit entledigte er ſich des folgenden Tages mit ungemein viel Sorgfalt, und gab Tages darauf ſeinem Gaſt ein geſchmackvolles Abendeſſen. Man war bei Tiſche ſehr aufgereimt, und Donato's Diener, Francesko, unterhielt die Herren mit Saitenſpiel und Sang. Sie wurden ſehr munter, und leerten die Flaſchen fleißig.

„Da Ihr morgen ſchon Lukka wieder verlaſſen wollt, — begann endlich Donato, — ſo werdet Ihr um das Merkwürdigſte kommen, was ich Euch noch hier zeigen könnte. Das thut mir leid! — Es ließe ſich aber doch wohl noch machen. Die Dame, zu der ich Euch führen wollte, ihre geſammelten

Seltenheiten zu bewundern, iſt eine ſehr gute Freundin von mir, und ſie wird es nicht übel nehmen, wenn wir ihr dieſen Abend noch einen Beſuch abſtatten."

Er ſendete ſogleich ſeinen Diener ab, und dieſer kam mit der Antwort von der Dame zurück: „es werde ihr ſehr angenehm ſeyn, die beiden Herren bei ſich zu ſehen."

Nun wurde nicht länger gezaudert, man machte ſich auf den Weg, und kam in ein ſehr prächtiges Palais, wo eine Dame von nicht gemeiner Schönheit ihre Gäſte ſehr artig und munter empfieng. Ein paar artige Mädchen waren in ihrer Geſellſchaft.

In einem ſchönen, hellerleuchteten Saal hiengen vortreffliche Gemälde der beſten Meiſter, in deren Anſchauen ſich Aleſſandro ganz verlohr. Kaum kam er wieder zu ſich, als er ſich mit der Dame allein in dem Saal befand, die ihn bei der Hand nahm, und ihn in ein paar andere Säle führte, die eben ſo geſchmackvoll als prächtig ausgeziert und aufgeputzt waren. Ueberall war ein Ueberfluß von Gemälden und Statuen; und Gold, Silber, und Edelgeſteine waren in großer Pracht bei den Dekorationen verſchwendet.

Die Dame ſetzte ſich an ein Pianoforte, ſpielte, und ſogleich ertönte aus allen vier Ecken des Saals eine vollſtändige Sinfonie mit Trompeten und Pauken.

Verwunderungsvoll ſah Aleſſandro die Dame an. Dieſe lächelte, ſtieg auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in einen dritten Saal, deſſen Wände mit Schränken dekorirt waren. Von dieſen Schränken öffnete die Dame einige, und zeigte ihrem Gaſt viele Seltenheiten, Münzen, Gemmen, Antiken, Putz, Kleidertrachten, Waffen und Geräthe fremder Völker, und andere Sachen von Werth.

Aleſſandro ſtaunte noch alles an, was er ſah, und wollte eben ſeine Verwunderung laut werden laſſen, als ein eherner, ſchneeweißer Hahn auf dem einen Schranke ſeine Stimme erhob, und laut zu krähen anfieng. Er ſchlug die Flügel, wurde lebendig, flog herab auf die Tafel, und ſchlug mit ſeinen Flügeln beide Lichter aus.

Aleſſandro befand ſich mit der Dame im Finſtern, und dennoch in keiner erwünſchten Situation. Sein Herz fieng wirklich an, etwas ſtärker als gewöhnlich zu klopfen. Die Dame aber, wie es ſchien, über ihres Haushahns Betragen entrüſtet, ſchlug mit einem Schlüſſel an die Wand, und alſobald fuhr ein Flämmchen aus derſelben, welches nicht allein die beiden Tafellichter, ſondern auch alle Kerzen auf den Wandleuchtern anzündete. Sie bat ganz höflich, ihrem ungezogenen Hahne ſeine Unhöflichkeit zu verzeihen, und dieſer flog auf ſeinen vorigen Sitz wieder zurück, und blieb unbeweglich.

„Was Ihr bisher geſehen habt, — begann die Signora, — muß Euch wohl ſehr wunderbar vorkommen. Indeß werdet Ihr doch erſt das Wunderbarſte noch zu ſehen haben.“

Als ſie das geſagt hatte, ſchloß ſie einen Schrank auf, in welchem aufrechtſtehende Todtengerippe, mit konſervirten menſchlichen Geſichtern ſtanden. — Sie blickte ihn ſehr bedeutend an, und er fragte:

„Nennt Ihr dies auch Seltenheiten?“

Sie gab keine Antwort, ſah betrübt zur Erde, und trocknete ſich Thränen aus den Augen.

Indem bemerkte Aleſſandro, daß die Gerippe lebendig wurden. Eins ſtieß das andre mit dem Ellnbogen in die Seite; das gieng nach der Reihe ſo fort, und bald waren alle auf den Füßen. Ein paar ſprangen aus dem Schranke, riſſen den andern die Hüftknochen von dem Leibe, und giengen damit auf Aleſſandro los.

Dieſer ſah ſeine Begleiterin an, bemerkte an ihren Mienen, daß er auf ihren Beiſtand nicht zu rechnen habe, zog den Degen, und ſetzte ſich zur Wehre. Bald bewaffneten ſich die andern Skelette mit großen Meſſern und kamen ihren Kammeraden zu Hülfe, und es entſtand ein heftiges Gefecht.

Aleſſandro ſah und fühlte, wie ſehr man ihm überlegen war, erſah das Tempo, traf die offenen Thüren, und ſprang in der größten Verlegenheit die Treppen hinab, bis in den Hof, wo er ſeinen treuen Lorenzo ſeiner harrend, mit einer brennenden Fackel fand. — Die Skelette raſſelten ihm nach, und es kam in dem Hofe zu einem zweiten Gefecht. Aleſſandro ſtieß mit dem Degen, und Lorenzo ſchlug mit der Fackel wacker unter die Knochenmänner hinein. Da ließ einer derſelben ſein Meſſer fallen. Darüber kamen ſeine Kammeraden ein wenig in Verlegenheit und Unordnung, welchen Augenblick Aleſſandro und Lorenzo benutzten, das offene Hausthor trafen, und einem fernern Streite entliefen.

Athemlos kamen ſie in ihrer Herberge an, und verwünſchten, als ſie ſich in Sicherheit ſahen, die Lukkeſer Rekreation.

Den folgenden Morgen gieng Aleſſandro aus, den dienſtfertigen Donato zur Rechenſchaft zu ziehen. Dieſer war aber nicht anzutreffen, und ein alter Mann, der in ſeiner Wohnung ſich befand, wollte von einem Menſchen, Donato genannt, gar nichts wiſſen.

Aleſſandro nahm alſo ſeine Zuflucht zu der Obrigkeit, und gieng zu dem Gonfaloniero der Stadt, welchem er ſein Abentheuer erzählte. Dieſer, nachdem er ſich von Aleſſandro

dro an Ort und Stelle hatte führen laſſen, zeigte ihm, wo geſtern durch ein Blendwerk der Pallaſt der bekannten Dame zu ſehen geweſen war, die leere Stätte eines zerſtörten Hauſes, ehemals ein Gaſthof, deſſen Beſitzer vieler Mordthaten ſchuldig, war enthauptet, und ſein Haus niedergeriſſen worden. Sie fanden im Hofe noch das Meſſer, welches das eine Skelet bei Lorenzo's Fackelſchlage verlohren hatte, und überzeugten ſich, daß Aleſſandro in abgeſchiedener Geſellſchaft ein ſehr ſchlimmes Abentheuer, dennoch glücklich genug noch, beſtanden habe. Dazu gratulirte ihm der humane Gonfaloniero, und Aleſſandro verließ Lukka mit dem beſtändigen Andenken an die Rekreation, die ihm von einem Geſpenſterſpuk gegeben worden war.“.

Dieſe Erzählung wurde mit dem gehofften und erwünſchten Beifall belohnt, und ſelbſt Glorioſo ſagte, daß ſie intereſſant ſey. Mangone bedankte ſich, froh über das Kompliment, und gieng ſogleich zu der zweiten Geſchichte über.

Die Teufelin.

„Arnoldo, ein gelehrter Mann, in ſeinen beſten Jahren, wurde von ſeinem Fürſten als Abgeſandter auf einen Fürſtentag geſchickt, wo damals mancherlei verhandelt, und viel geſchmauſt und bankettirt wurde.

Die Herren Geſandten hatten ſich eben eines Tages freundſchaftlich zu einem ſplendiden Gaſtmal verſammelt. Hier wurde gut geſpeiſt, und nach damaliger Vorzeitsſitte, beſonders, weil auch Deutſche dabei waren, wacker gezecht. Arnoldo that fleißig Beſcheid, und gieng endlich, wie ſeine Herren Kollegen, ziemlich illuminirt gegen Abend nach Hauſe. Ein Freund begleitete ihn, und ſie ſtanden, lachend und ſcherzend noch vor der Hausthür, als ſie ein vorübergehendes hübſches, freundliches Mädchen gewahr wurden, die ihre Aufmerkſamkeit erregte.

„Ha! ſieh da, die hübſche, zierliche Fraskataperin! — ſagte Arnoldo; — Die könnte mir in Abweſenheit meiner Frau wohlgefallen, wenn ſie ihre Stelle vertreten wollte.“

Sein Begleiter ſtimmte in dieſen Wunſch ein. Das Mädchen blieb lächelnd ein Weilchen ſtehen, nickte ihnen freundlich zu, und gieng ſchnell davon.

Arnoldo's Freund wünſchte ihm wohl zu ruhen, eilte, wie es ſchien, der freundlichen Fraskatanerin nach, und Arnoldo ſtolperte auf ſein Zimmer. — Hier fieng er eben an, ſich zu entkleiden, als ganz leiſe an ſeine Thür geklopft wurde. Auf ein halbverwunderungsvoll geſagtes Herein! öffnete ſich die Thür, und — das ſchöne Fraskatanermädchen trat in's Zimmer, neigte ſich ſehr freundlich, und lächelte ihm freundlich: „Guten Abend!" zu.

„Allerliebſtes Mädchen! — begann Arnoldo; — Darf ich meinen Augen trauen? — Was führt dich zu mir?"

„Euer Wunſch, allerliebſter Herr, den ich hörte, als ich vor einer Stunde vor Euch vorbeigieng; — antwortete ſie ſchelmiſch, und ſetzte hinzu: — „Seht, da bin ich nun! Doch bitte ich deßhalb nicht ungleich von mir zu denken. Aber das muß ich Euch offenherzig geſtehen, daß mir noch kein Mann in der Welt auf den erſten Blick ſo wohl gefallen hat, als Ihr mir gefallt."

Arnoldo nahm dieſe Erklärung willig an, gab ſelbſt eine um die andere dagegen, ſchenkte die Becher ſein fleißig voll, behielt die runde Fraskatanerin bei ſich, und verlebte mit ihr eine der reizendſten Nächte ſeines Lebens. — Früh, als er noch im Schlafe lag, war ſeine Schlafgeſellin davon geſchlichen, und als er erwachte, war ſie fort. — Er bewunderte ihre Uneigennützigkeit, und gieng an ſeine Geſchäfte.

Gegen Abend, um die Zeit des vorigen Tages, klopfte es wieder an ſeine Thür, und Arnoldo, der die zärtliche Fraskatanerin wieder zu ſehen hoffte, rufte ein erwartungsvolles, frohes Herein! der vermeinten Klopferin entgegen.

Die Thür gieng auf, und nicht das gutwillige Mädchen, ſondern eine der ſchrecklichſten und abſcheulichſten Teufelsfratzen trat in das Gemach. — Zitternd an Armen und Beinen, mit emporſträubenden Haaren, erblickte Arnoldo das teufeliſche Ungeheuer, und vermochte es nicht, einen Laut von ſich zu geben. — Die Szene lebhafter zu machen, nahm der Böſe das Wort, und ſprach:

„Nun? was ſtaunſt, warum bebſt und zitterſt du? Schreckt dich meine Geſtalt? — Ich glaube dir es wohl, daß ich dir als Fraskatanerin beſſer gefallen habe, als jetzt. Das hat aber nichts zu ſagen, ich bin und bleibe doch immer derſelbe, ſo oder ſo geſtaltet. — Du wirſt dich erinnern, was du geſtern Nacht mit mir getrieben haſt. Ich bin unbezahlt davon gegangen. Jetzt bin ich hier, meine auſſenſtehende Schuld einzukaſſiren. Ich überlies dir meinen Leib, dafür fordere ich deine Seele.“

Arnoldo fuhr heftig zuſammen, als er dieſe Schreckensforderung vernahm. Der Böſe aber redete weiter:

„Es bleibt dir keine Wahl. Du ergiebſt dich mir, oder ich zerreiße dich in Stük cken. Haſt du mit mir geliebelt und gekoſet, ſo laß dir auch nun gefallen, ganz mein eigen zu ſeyn. Hier gilt kein Zaudern.“

Als er dies ſagte, ſtreckte er ſeine Mordklauen nach Arnoldo's Gurgel aus. Dieſer bebte zitternd zurück, und der Schreck gab ihm Sprache und Worte. Er erbat ſich eine kurze Friſt, und die Ablegung der ſchrecklichen Geſtalt von dem ungeſtümen Forderer.

„Erſcheine mir, — ſeufzte er, — wie du geſtern zu mir kamſt, in der Geſtalt des hübſchen Fraskatanermädchens, und wir werden dann eher mit einander in Richtigkeit kommen können, als jetzt.“

Der infernaliſche Unhold grinzte gräßlich lachend, und verwandelte ſich auf der Stelle in das freundliche Fraskatanermädchen, welches ihm ein ſo weiches Lager geſchenkt hatte.

„Da bin ich, lieber Arnoldo! — ſagte die artige Teufelin, — zu deinem Dienſt, wenn du zu dem meinigen ſeyn willſt.“

Ach! wie ſo ganz anders ſah Arnoldo alle Dinge jetzt. Ein Bund mit der hochbuſigten Fraskatanerin hatte gar nichts Schreckendes für ihn, und der Gedanke, in ihre Hände zu fallen, verſcheuchte jedes entfernte Schrecken für hölliſchen Mordklauen, denen der Unglückliche ſich überliefern ſollte. Seine Begierden überlieferten ihn dem grauſamſten Seelenfeinde.

Der Kontrakt zwiſchen beiden wurde aufgeſetzt und mit Arnoldo's Blute unterzeichnet. Er enthielt unter andern die Punkte und Verſprechungen: daß der Böſe ihn bei weltlichen Ehren und in der Gnade ſeines Fürſten erhalten wolle, und daß er nie gehalten und genöthiget ſeyn ſolle, bei teufeliſchen Hexengelagen zu erſcheinen.

Als nun alles berichtiget war, erlernte Arnoldo von ſeinem jetzigen Meiſter mancherlei Kunſtſtücke, und kam an dem Hofe ſeines Herrn bald in großes Anſehen.

So blieb es viele Jahre, bis ihn endlich der Böſe überredete, doch einmal wenigſtens nur verlarvt einem Hexengelage beizuwohnen. Neugier ließ ihn einwilligen, und er wurde zu einer Konverſation geführt, in der er, zu ſeinem größten Erſtaunen, mitten unter dem Hexengeſindel, ſeine theuere Ehegattin erblickte. Dieſer Anblick machte ihn ſo unbedachtſam, ſich ihr mit Vorwürfen und mit Entlarvung ſeines Geſichts zu erkennen zu geben. Alſobald frohlockte laut auf die ganze Verſammlung, und hieß den hochgeehrten Mann willkommen. Man umringte ihn liebkoſend und ſchmeichelnd, und die ſchönſten Weiber der Geſellſchaft ließen nicht eher mit Bitten nach, als bis Arnoldo ſeiner

Frau vergab. — Dieſe Verſöhnung wurde hoch gefeiert, und Arnoldo wohnte nachher gewöhnlich den Hexengelagen bei, wo ſeine unordentlichen Begierden freien Spielraum erhielten.

Dieſe Freude dauerte aber ſo gar lange nicht. Denn als einſt einige Hexen eingezogen und zum peinlichen Verhör gebracht wurden, bekannten ſie auf Arnoldo, der auch nicht abläugnete, was man von ihm ſagte. Da that der Arm der Gerechtigkeit ihm und ſeiner Frau ihr Recht an. Sie wurden öffentlich hingerichtet.“

XXXI.

Durch Blut und über Leichen
wankt kühn einher der Sieg.
Geſetz' und Pflichten ſchweigen,
Erbarmen flieht den Krieg.

Mangone hatte eben ſeine Teufelsgeſchichte geendiget, als der Thurmwächter ein Signal gab. Man eilte auf die Mauer, ſah Gewehre blinken, und wurde endlich einen Trupp Soldaten gewahr. Sie näherten ſich dem Schloſſe, und man ſah, daß es Franzoſen waren. Sie giengen ohne Furcht heran, glaubten das Schloß gewiß ganz unbewacht und unbeſetzt, meinten es ein wenig auszuplündern zu können, waren aber kaum nahe genug gekommen, als ihnen Glorioſo aus zehn Feuerſchlünden ein ſchlimmes Salut tem entgegen donnern ließ. Die eine Hälfte des Trupps blieb vor dem Schloſſe liegen, die andere nahm mit ſchrecklichem Geſchrei die Flucht.

„Nun können wir uns nur auf einen zweiten Beſuch gefaßt machen, — ſagte Glorioſo. — Beſonders müſſen wir auf unſerer Huth ſeyn, daß ſie uns nicht des Nachts überfallen, und das Schloß überrumpeln. Sie halten viel auf ſolche Nachtexpeditionen.“

Gegen Morgen wurde er durch ein Signal vom Lager geſchreckt.

„Es nähern ſich Bewaffnete dem Schloſſe;“ — hieß es.

Man ſetzte ſich in Vertheidigungsſtand.

Bald darauf kam ein einzelner Mann der Brücke näher, er winkte, und ſchwenkte den Hut. Man erkannte in ihm den Liparoten, den Glorioſo zum Kardinal geſendet hatte. Er brachte einen Brief von demſelben, in welchem er Glorioſo's Unglück beklagte, ihm meldete: „daß er ein kleines Korps Türken zum Sukkurs erhalten habe, daß er jetzt 20,000 Mann ſtark im Begriff ſey, gegen Neapel aufzubrechen, und daß er ihm 300 Mann ſende, mit welchen er die Gebirge beſetzen, und den linken Flügel der Franzöſiſchen Armee zu beſchäftigen ſuchen ſolle.“

Glorioſo übernahm ſogleich das Kommando über die ihm zugeſendeten 300 Mann, verließ das Schloß, und rückte den Bergen zu. Die Franzöſiſchen Vorpoſten wurden zurückgeſchlagen, und Glorioſo nahm von den unwegſamſten Bergen und Anhöhen Beſitz.

Der Feind ſtand ihm gegenüber, wagte es aber nicht, ſeine Poſitionen anzugreifen.

Nach einigen Tagen bemerkte er Bewegungen bei dem Feinde, und ſah, daß derſelbe ſich nach und nach zurückzog.

Bald kam die Nachricht, der Kardinal habe das Mitteltreffen der Franzöſiſchen Armee zurückgedrängt, und die Engländer und Ruſſen wären gelandet. Ein paar Tage darauf murmelte man von einer verlohrenen Schlacht der Franzoſen, und ſagte, die Engländer und Ruſſen hätten Neapel erobert.

Der Feind zog ſich immer ſchneller zurück, und eben ſo ſchnell folgte ihm Glorioſo nach.

Bei Marano ſtieß er zur Armee des Kardinals. Sie griffen zwiſchen Sarano und Coma die Franzoſen an, ſchlugen ſie, und erhielten die Nachricht, die Kaſtele in Neapel hätten kapitulirt, und ſich an die Engländer und Ruſſen ergeben.

Dicht vor Neapel hielt noch ein Franzöſiſches Korps Stand. Dreihundert Ruſſen griffen es an, ſchlugen daſſelbe in die Flucht, und der Kardinal zog in Neapel ein.

Allgemein bekannt ſind die Mordſzenen der Lazaronen und Kalabreſen in Neapel; ihre an den Franzoſen und ſogenannten Patrioten verübten Grauſamkeiten erſtiegen den höchſten Gipfel. Ich mag ſie hier nicht wiederholen *). — Nur mit Mühe gelang es den Engländern, Ruſſen und Portugieſen, dem Morden nach und nach Einhalt zu thun, nachdem ſchon gegen 8000 Opfer ihrer Wuth unter ihren Dolchen ihr Leben verblutet hatten.

---

*) Alles iſt ausführlich in dem Buche: Die Ruſſen und Engländer in Neapel. Leipz. 1800. zu leſen.

Ein gewiſſer D. Rodio *) erklärte ſich zum Anführer einer ſogenannten chriſtlichen Armee, die aus Kalabreſen, Liparoten, Macedoniern und Lazaronen beſtand. Der Kardinal weihte ihre Fahnen **), und ſie zogen, gleich einem alleoverheerenden Heuſchreckenſchwarme der retirirenden Armee der Franzoſen nach.

In Neapel wurde es endlich nach und nach ruhiger.

---

*) Ebendaſ. S. 79.

**) Ebendaſ. S. 106—108.

XXXII.

Der Saiten Zaubertöne,
des Liedes ſüßer Sang,
vergnügten ſanft die Schöne. —
In Mauern bannt der Zwang
den Körper, doch die Seele,
ſchweift frei und froh herum;
es macht die offne Kehle,
die Vorſicht ſelber ſtumm.

Der König, der nach der Eroberung der Stadt einige Tage in Neapel geweſen war, war nach Palermo zurückgeſegelt, hatte vorher den Kardinal Ruffo, dankbar für die geleiſteten Dienſte, zum Generalſtatthalter des Königreichs ernannt, königlich beſchenkt *),

---

*) Nächſt ſeiner Charge erhielt er auch die Abtei S. Sophia, und ein ſehr beträchtliches adeliches Guth zum Geſchenk für ſeine Familie.

und war von demſelben auf den tapfern Glorioſo aufmerkſam gemacht worden. Er verlangte ihn zu ſehen, und dieſer mußte ſich entſchließen, die Reiſe nach Palermo anzutreten.

Er gieng dahin auf einer Engliſchen Fregatte ab, wurde dem König vorgeſtellt, gnädig von ihm empfangen, und beſchenkt.

Er wurde an die Tafeln der Landesbarone gezogen, und überall empfieng man ihn mit Neugier und Bewunderung. — Oft kam das Geſpräch auf Rinaldini, und Glorioſo lernte jetzt hier jene Laura kennen, die die Leſer der Geſchichte Rinaldini's kennen. Sie hatte ihren Geliebten geheurathet, und lebte glücklich mit ihm, als ſeine Gattin.

Glorioſo beſtieg eine Brigantine, nach Neapel zurück zu kehren, um der Expedition gegen Rom beizuwohnen. Ein Sturm verſchlug das Fahrzeug ins hohe Meer, und ein

Tuneſer Seeräuber bemächtigte ſich deſſelben. Die kleine Mannſchaft wurde in Feſſeln gelegt, und nach Tunis geführt. Schrecklich wurde da erfüllt, was er einſt vor dem Schloſſe, nahe bei S. Vito, heuchelnd ſagte. — Er blieb ein Sklav des Schiffkapitains, und wurde dem Gärtner als Gehülfe zugegeben.

Aſſad, der Gärtner, war ein frommer Muſelmann, deſſen Lippen beſtändig von Koransſprüchen und weiſen Sentenzen überfloſſen. Er predigte den ganzen Tag, und gab ſeinem Geſellen Arbeit vollauf. Glorioſo arbeitete, und beſeufzte ſein Schickſal.

Vierzehn Tage hatte er im Garten gearbeitet, als ſein Herr, Iſſuf, ihn rufen ließ. Als er vor ihm trat, redete er ihn an:

„Wo biſt du her? Wer biſt du? Kannſt du dich löſen?“

„Ich bin, — antwortete Glorioſo, — ein Unterthan des Königs beider Sizilien, bin Obriſter in ſeinem Dienſt, und hoffe, mein König wird mich löſen, wenn du mir erlaubſt, ihm zu ſchreiben, daß mein Unglück mich in Sklaverei gebracht hat.“

Iſſuf. Ich erlaube dir, deinem König zu ſchreiben. — Vor jetzt aber, da ich dich für einen geſchickten, treuen Menſchen halte, werde ich dich meiner Schweſter übergeben, die eines Aufſehers über ihre Sklaven bedarf. Ich laſſe dir deine Feſſeln abnehmen —

Glorioſo. Ich danke dir!

Iſſuf — und nehme nur dein Ehrenwort von dir, daß du, ohne ausgelöſet zu ſeyn, nicht entweichen willſt.

Glorioſo. Ich gebe und verſpreche dir, was du forderſt.

Iſſuf. Du biſt Soldat, und wirſt Zucht und Ordnung unter den Sklaven meiner Schweſter halten. Ihr Haushofmeiſter iſt dein Vorgeſetzter. Er iſt ein guter Mann, und du wirſt dich gefällig und wohl gegen ihn betragen.

Der Haushofmeiſter trat ein. Iſſuf übergab ihm Glorioſo, den ſeine Feſſeln abgenommen wurden, und dieſer führte ihn in das Haus ſeiner Gebieterin. Sechzehn Sklaven wurden vorgeführt, und er wurde ihnen als ihr Aufſeher vorgeſtellt. — Glorioſo ſchrieb an den König, und Iſſuf verſprach ihm, den Brief abzuſchicken.

Er bezog eine kleine Wohnung, nahe bei dem Gefängniß ſeiner Untergebenen, die in den Garten gieng, vertheilte die täglichen Arbeiten; und betrug ſich ſo, daß der Haushofmeiſter ihn ſeiner Frau als einen ordentlichen, getreuen Diener rühmte. Sie ließ ihn kommen, ſprach mit ihm, und war ſehr mit ihm und ſeinen Antworten zufrieden.

Zu ſeiner Freude fand er eine Guitarre bei dem Haushofmeiſter, die dieſer ihm überließ. Er bezog dieſelbe, und gieng mit derſelben Abends in den Garten, wo er ſich in eine Laube ſetzte, und ſich mit Spiel und Geſang die Stunden verkürzte.

Hier ſaß er eines Abends, ſpielte, und ſang eine von den Sizilianiſchen Canzonetten, die er zu Palermo gehört hatte. Sie gehörte unter die Reihe von Rinaldiniſchen Liedern des Landes. Er ſang:

Wechſelgeſang.

„Geh' nicht in die Berge,
Rinaldo wohnt dort!
Er plündert, beraubt dich,
Und ſchleppt dich mit fort.“

„Ich geh' in die Berge,
Rinaldo wohnt dort!

Er kennt mich, er liebt mich.
Ich zieh' mit ihm fort."

„Ha! Roſa, du Röslein,
In Wälder verſteckt!
Hat auch die Liebe
Im Freien geneckt?"

„Es neckt mich die Liebe
Im Feld und im Wald.
Dort glänzen Gewehre,
Wir wandern nun bald!

Er hatte kaum geendet, als er nahe bei der Laube applaudiren hörte. Verwundert über die vaterländiſchen Beifallstöne, trat er aus der Laube, und fragte:

„Wer iſt hier?"

Es rauſchte hinter den Büſchen hervor, und ein Mädchen kam auf ihn zu.

„Guten Abend, lieber Landsmann!" — tönte ihr Gruß ihm, in Sizilianiſcher Sprache, entgegen.

Das Mädchen kam näher; ſie ſtand vor ihm. — Er redete ſie freundlich an:

„Gebe dir Gott einen frohen Abend, liebe Landsmännin! Wie findet mein Glück dein Unglück hier?“

„Ich bin eine Sizilianerin, meinem Vaterlande entführt bei einem Ueberfall der Barbaresken unſers Städtchens, bin Sklavin, und Zofe der ſchönen Nadine, der liebenswürdigen Tochter unſerer gebietenden Frau. — Wir hörten ſchon ſeit einigen Abenden mit Vergnügen dich ſingen. Ich erkundigte mich nach dir, und erfuhr, du ſeyſt der Aufſeher über die Sklaven unſers Hauſes. — Dieſen Abend ſchlich ich mich mit meines Fräuleins Wiſſen und Erlaubniß hieher, dich zu ſprechen, und zu fragen, wer du biſt?“

„Ich bin Offizier im Dienſt unſers Königs, der, wie ich hoffe, mich löſen wird.“

„Mein Fräulein iſt eine Freundin des Saitenſpiels und Sangs. Tritt, wenn du Abends ſingſt, unter jenen Zypreſſenbaum. Dort biſt du unſern Zimmern gegenüber, und Nadine kann dich recht deutlich hören und verſtehen. Sie läßt dich fragen: ob du etwas brauchſt, das ſie dir ſchicken könnte?“

„Ich wüßte nichts.“

„Beſinne dich darauf. Es wird ihr Freude machen, dir etwas ſenden zu können. Morgen ſiehſt du mich wieder, jetzt, gute Nacht!“

„Deinen Namen!“

„Alleriona.“

Damit ſprang ſie fort, und Glorioſo ſchlich, dem Abentheuer nachdenkend, langſam in ſeine Wohnung zurück.

XXXIII.

So fragt man ſich,
ſo fragt man euch:
Woran ſind wohl
nicht Weiber reich?

Den folgenden Abend war Glorioſo um die gewöhnliche Zeit auf dem beſtimmten Platze. Er lehnte ſich an den Zypreſſenbaum; er ſpielte, und ſang. Bald hörte er aus den Fenſtern ſich Beifall zuklatſchen. Er ſpielte fort, und legte dann ſich unter dem Baume nieder.

Alleriona kam mit einigen gefüllten Schaalen.

„Nadine, — ſprach ſie, — ſchickt dir hier Erfriſchungen und Früchte. Sie weiß dir noch nicht beſſer für das Vergnügen zu danken, das dein Geſang ihr macht.“

Glorioſo nahm dankend an, was ihm geſchickt wurde. Alleriona ſetzte ſich zu ihm nieder, und ein Geſpräch begann.

Alleriona. Lieber Landsmann! ich wünſchte über alles das, was geſchieht, dich freudiger zu finden.

Glorioſo. Warum?

Alleriona. Warum? — Sonderbare Frage! Siehſt du nicht, merkſt du nicht, daß deiner hier ein gar liebes, holdes Abentheuer harret?

Glorioſo. Ich verſtehe dich nicht!

Alleriona. Oder willſt mich nicht verſtehen. Gleichviel! — Ich nehme an, du verſtehſt mich wirklich nicht, und erkläre dir alles frei, offen, treulich, und deutlich. — Die Mädchen ſind hier gebohrene Sklavinnen; das weißt du, und ſollte es auch nur aus Büchern ſeyn. Dieſe armen Geſchöpfe werden bei dem wichtigſten Schritte des menſchlichen Lebens, bei der Verheurathung, nicht einmal um ihren Willen nur gefragt, werden einem Manne überliefert, der vielleicht die Häßlichkeit ſelbſt iſt, und bleiben, was ſie ſind, — Sklavinnen. — Der Gedanke nach Freiheit regt in ihrer Seele ſich mächtig; aber ſie wiſſen ihn nur nicht zu faſſen; ihn geltend zu machen, verſtehen ſie gar nicht. — — Nadine iſt ein ſchönes Mädchen, und ſteckt, wie alle ihre Schweſtern, im Käfich. Ich ſtecke bei ihr. — Ich erzähle ihr beſtändig Geſchichten und Begebenheiten aus meinem Vaterlande, und ſehe und bemerke, was ſie dabei empfindet, was ſie denkt und wünſcht. Nadine hat viel ſanfte, ſchwärmeriſche Sinnlichkeit. Herr Landsmann! wie gefällt dir die?

Glorioſo. Was hilft ſie mir?

Alleriona. Sie iſt für dich.

Glorioſo. Für mich?

Alleriona. Wenn du klug biſt, und zu benutzen weißt, was zu benutzen iſt. — Verſtehſt du mich wieder nicht? — Höre! — Nadine hat dich ſingen hören, und ohne dich geſehen zu haben, gefällſt du ihr. Sie weiß, daß man in unſerm Lande nur Paar und Paar im Eheſtande lebt, daß die Weiber bei uns nicht verſchloſſen werden, und ſie wünſcht, mit dir, in dieſem Lande zu ſeyn. — Du thuſt ihr ja wohl den Gefallen, ſie dahin zu bringen?

Glorioſo. Auf Flügeln?

Alleriona. Auf Flügeln der Liebe, die wir in ein Schiff bringen.

Glorioſo. Seyd ihr ſo Flottenreich?

Alleriona. Ein Schiff iſt wenigſtens zu haben! — Mit Einem Worte! ich bin des Lebens hier überdrüßig. Ich muß in mein Vaterland zurück, es koſte auch, was es welle. Nadinen laſſe ich entführen. Willſt du ſie nicht entführen, ſo wird ſich ſchon ein andrer finden, der einem hübſchen Mädchen, mit für ein paarmal hunderttauſend Dukaten Juwelen und Koſtbarkeiten, den Gefallen thut, ſie mit ſich in ſein Vaterland zu nehmen, das, und ſollte es auch Schweden ſeyn, doch immer zehnmal beſſer iſt, als dieſes Raubneſt hier. — Sind die Schaalen leer? — Ich muß nun wieder zu Nadinen. Gute Nacht! — Morgen Abend ſprechen wir uns wieder.

Sie gieng, und ließ Glorioſo nachdenkend zurück.

Jiſuf kam den folgenden Morgen, beſuchte ſeine Schweſter, vernahm von ihr, daß ſie mit Glorioſo zufrieden ſey, ließ ihn aufſuchen, und wandelte mit ihm im Garten umher. Endlich ließ er des Gartens Waſſerthor öffnen, und zeigte ihm verſchiedene Gattungen von Fahrzeugen, die, um ausgebeſſert zu werden, hier lagen. Hundert Sklaven arbeiteten daran.

„Ueber dieſe Sklaven, und über dieſe Arbeit, trage ich dir die Aufſicht auf, und werde deine Dienſte wohl zu belohnen wiſſen;“ — ſagte Iſſuf.

Glorioſo küßte ihm die Hand, bedankte ſich, und verſprach ſeines Zutrauens ſich würdig zu machen. — Alleriona trat herbei, brachte von Nadinen dem Onkel ein ſchönes, ſelbſtgeſticktes Schnupftuch, dabei ließ ſie ihn bitten, ſie zu beſuchen. Iſſuf gieng, den Wunſch ſeiner Nichte zu erfüllen. Alleriona drehte ſich herum, ſchlug Glorioſo auf die Schulter, zeigte auf die Fahrzeuge, und fragte:

„Sind wir nicht Flottenreich?“

Damit eilte ſie dem Onkel ihres Fräuleins geſchäftig nach, und Glorioſo wiederholte:

„Sind wir nicht Flottenreich!“

Er ſah ihr nach und lächelte:

„Woran ſind nicht die Weiber reich?“

XXXIV.

Die ſchöne Wirklichkeit
gebiert den ſchönſten Traum.
Man erndet kaum
ſelbſt im Gebiet der Möglichkeit,
erwünſcht're Seligkeit!

Der Abend kam. Glorioſo nahm ſeinen Platz wieder ein, ſpielte und ſang die Romanze von dem Gefangenen *).

Romanze.

„Lenz und Lerchen ſind gekommen,
Nachtigallen hör' ich ſchlagen,
und ich muß hier einſam klagen,
da die ganze Welt ſich freut.

---

*) Cancionero de Romanzes, p. 265.

In dem Kerker ſchmacht' ich traurig;
nicht des jungen Tages Sonne
füllt mein armes Herz mit Wonne,
ewig iſt es um mich Nacht.

Ach! ein Vöglein das erfreulich
zwitſcherte in ſanften, ſüßen,
angenehmen Morgengrüßen,
traf des wilden Jägers Pfeil.

Daß der Himmel ihn beſtrafe!
Mir in meinen bangen Leiden,
raubte er die Morgenfreuden,
mit des Vögleins ſanften Gruß."

Meine Haare ſind gewachſen,
fließen bis auf meine Lenden,
und die Nägel an den Händen,
ſind die Meſſer für mein Brod.

Wollte das der gute König?
Welch ein Schickſal iſt wohl härter!
Thut's für ſich der Kerkerwärter,
handelt er gewiſſenlos.

Einen Sproſſer, eine Droſſel,
könnt' ich ſolch ein Vöglein haben,

könnt' ich's mit Vernunft begaben,
ſchickt ich's mit der Botſchaft fort:

Leonore! dem Geliebten
ſollſt du einen Kuchen ſenden,
ſelbſt von deinen ſchönen Händen
zubereitet, eingemengt.

In dem Kuchen ſey verborgen
eine Zange, eine Feile,
und ſo viel von einem Seile,
als der Kuchen faſſen kann.

Und der gute König hörte
dieſe Wünſche, dieſe Klagen,
gab Befehl, ſogleich zu ſagen
dem Gefangnen: Du biſt frei!

An eine Leine gebunden, ſenkte man ein weißes Tuch aus dem Fenſter hinab. Glorioſo gieng hinzu, lößte das Tuch von der Leine ab, und fand Früchte und Mandeltorten in demſelben.

„Ja, ja! — ſagte er: — Ueberzuckerte Mandeltorten, das ſeyd ihr *)!“

Ein Briefchen lag dabei, geſchrieben von Allerionen. Er las:

> „Iſſuf wird dich morgen rufen laſſen, mit dir über etwas zu ſprechen. Du darfſt nur Ja ſagen, und alles wird gut gehen. Man wünſchet dir eine angenehme Nacht, und ſüſſe Träume.“

Wirklich ließ Iſſuf ihn den folgenden Morgen zu ſich rufen.

---

*) Ein Spas nach Guarini (Madrig. 18.)

Un cibo di fuor dolce, e dentro amaro,
Donna, voi mi porgeste;
Quasi dir mi voleste,
Gusta, e impara à saper che tale i'sono!

„Glorioſo! — ſagte er; — Ich habe eine Nichte, die mich um etwas gebeten hat, das ich ihr nicht abſchlagen konnte. Meine Schweſter hat auch darein gewilliget. Nun brauche ich noch deine Einwilligung.“

„Du haſt zu befehlen!“

„Nadine, meine Nichte, weiß, daß du ſehr gut auf der Guitarre ſpielſt. Sie wünſcht von dir Unterricht auf dieſem Inſtrumente zu erhalten. Willſt du ihr denſelben ertheilen?“

„Mit Vergnügen.“

„Du biſt ein kluger, ein beſcheidener Mann, und wirſt in den Lehrſtunden dich anſtändig zu benehmen wiſſen. Bezahlt ſollen ſie dir gut werden.“

„Euere Zufriedenheit wird meine ſchönſte Belohnung ſeyn!“

„Hier iſt eine Guitarre. Ich habe ſie für Nadinen gekauft. Bringe ſie ihr, und unterrichte ſie aufs beſte.“

Glorioſo gieng, und wurde zu Allerionen geführt.

„Ich führe dich, — ſagte ſie, — zu Nadinen. Was ſie gethan hat, hat ſeine Urſachen. Sey klug, und gieb uns allen, was wir wünſchen.“

Nadine empfieng ihn ſehr verlegen. Von Allerionen unterrichtet, ſprach ſie ziemlich gut Italieniſch; ſie ſprach mit Wärme, Zärtlichkeit und Ausdruck, und Glorioſo las, was ſie nicht ſagte, in ihren großen, ſchwarzen Augen, die freundlich ihm entgegen glühten.

Sie bat ihn, etwas zu ſingen. Er ſpielte und ſang. Alleriona trat herzu, nahm die Guitarre. Sie ſpielte, und ſang:

Ich liebe, und ſag's nicht,
ich liebe, und wag's nicht
zu ſagen.
Sie liebt mich, und ſagt's nicht,
ſie liebt mich, und wagt's nicht
zu ſagen.

„Iſt das alles?“ — fragte Glorioſo.

„Iſt's nicht genug?“ — fragte Alleriona zurück, und verließ das Zimmer.

Glorioſo ergriff Nadinens Hand. Schüchtern und betroffen wollte ſie dieſelbe zurückziehen, und vermochte es nicht. Ihre Blicke fielen zur Erde. Sie zitterte. Ein hohes Roth überflog ihre Wangen. Jede Ader wurde zum klopfenden Pulſe. — Glorioſo drückte ihr ſanft die Hand, und küßte ſie. Sie ſank auf ein Sofa, und ſeufzte tief auf.

Alleriona trat in's Zimmer.

„Die Lehrſtunde iſt vorüber, — ſagte ſie, — morgen, um dieſe Zeit, kömmt der Herr wieder.“

Glorioſo verließ das Zimmer, und gieng zu den Schiffsarbeitern.

Des Abends brachte er, wie gewöhnlich, ſein Ständchen, wurde mit Beifall und Leckereien belohnt, legte ſich zur Ruh, und träumte von Nadinen.

XXXV.

Ach! man beginnt ſo ſchön
und endet ſo verlegen!
Wer kann auf allen Schlangenwegen
dem Zufall raſch entgegen gehn?

Der folgende Tag erneuerte die Szenen ſeines Vorgängers. Nadine war verlegen, und Glorioſo wurde herzlicher. Nach und nach verfloſſen dieſe Verlegenheiten und Herzlichkeiten ſo ſehr in einander, daß daraus Unterhaltungen entſtanden, die nichts weniger als Muſiklehren und Belehrungen waren.

Alleriona, ſtets geſchäftig, munter, und wachſam, trat kräftig in die Mitte, demonſtrirte und ſprach ſo lange, bis Nadine und Glorioſo ſich in ihren Entdeckungen und Wünſchen ſelbſt entgegen kamen.

Ein hoher Rath dieſer Art beſchloß alſo die Flucht.

Glorioſo forſchte nun die ihm untergebenen Sklaven aus, ſie für ſein Vorhaben zu gewinnen. Seine Landsleute waren die erſten, denen er ſich vertraute; dann zog er Spanier und Portugieſen in ſein Intereſſe. Das größte Fahrzeug wurde von ihm auserſehen, ihn über die Wellen in ſein Vaterland zu führen. Zwanzig Sklaven waren unterrichtet. Zehn Dänen, Schweden und Engländern wollte er ſich erſt vertrauen, wenn man die Anker lichtete.

Indeſſen ließ Iſſuf eines Tages ihn zu ſich rufen.

„Ich bemerke, — ſagte er, — mit Wohlgefallen deinen Dienſteifer. Ich ſehe, wie gut die Arbeit unter deinen Händen gedeiht, und wünſche ſtets ſo gut bedient zu werden. — Aus deinem Vaterlande ſcheint dir keine Hülſe zu kommen. Dein König hat jetzt andere, und wichtigere Sorgen, als an deine Auslöſung zu denken. Nimm an, was ich dir biete, Freiheit und Glück. — Willſt du der Unſerigen einer werden, ſo übergebe ich dir das Kommando eines meiner Schiffe, und könnte meine Nichte dir gefallen, ſo nimm mit ihrer Hand eine Ausſteuer, die dich reich und wohlhabend machen kann. — Was willſt du thun?“

Glorioſo antwortete ihm ohne langes Bedenken:

„Herr! was du mir bieteſt, iſt viel, iſt mehr, als ich erwarten konnte. Aber ich muß undankbar ſcheinen, und kann deine Geſchenke nicht annehmen.“

„Und warum nicht?“

„Du machſt ſie mir auf Unkoſten meines Glaubens, den ich nie verläugnen werde. — Wie könnteſt du ſelbſt mich achten, Zu trauen zu mir haben, wollte ich ſo leichtſinnig die Religion meiner Väter verlaſſen? Was würdeſt du von einem Muſelmann denken, der, um einiger zeitlichen Güter willen, ſeinem Glauben entſagen könnte?“

Iſſuf ſchwieg, beantwortete dieſe Frage nicht, und fuhr fort:

„Findeſt du Nadinen gelehrig?“

„O ja!“

„Macht ſie Fortſchritte?“

„Gewiß!“

„Wird ſie mir bald etwas vorſpielen können?“

„Ich hoffe es.“

„Sie iſt ein gutes Mädchen.“

„Ich zweifle nicht daran.“

„Sie hat ein edles Herz, hat Verſtand, und — iſt reich. — Sage ihr, daß ihr Oheim darauf bedacht iſt, ſie bald, und glücklich zu vermählen.“

„Ich werde ihr das ſagen.“

„Ich liebe ſie, wie meine eigene Tochter.“

„Sie verdient es!“

„— Welches von meinen Fahrzeugen, die deiner Aufſicht übergeben ſind, wird wohl am erſten wieder auslaufen können?“

„Das größte, hoffe ich.“

„Willſt du meinen Anerbietungen nachdenken?“

„Ich werde immer, wie jetzt, denken.“

Iſſuf entließ ihn, und Glorioſo gieng zu den Arbeitern.

Als dieſe Mittag machten, begab er ſich zu Nadinen.

Alleriona. Wie kömmt es, daß du zu einer ſo ungewohnten Stunde zu uns kömmſt?

Nadine. Was bringſt du mir?

Glorioſo. Ein Auftrag, deines Oheims führt mich hieher.

Nadine. Ein Auftrag an mich?

Glorioſo. An dich?

Alleriona. Von Iſſuf.

Nadine. Von meinem Oheim?

Glorioſo. Er läßt dir ſagen, daß er, da er dich wie ſeine eigene Tochter liebe, für dich beſorgt geweſen ſey, und dir einen Gemahl gewählt habe.

Nadine. Mir? — Einen Gemahl?

Glorioſo. Das ſoll ich dir ſagen.

Nadine. Das kannſt du?

Glorioſo. Muß ich nicht?

Nadine. Und was denkſt du dir dabei?

Glorioſo. Daß es heilſam ſeyn wird, dich zu verſtellen.

Nadine. Wie?

Glorioſo. Um dich, um uns nicht zu verrathen.

Alleriona. Es wird Zeit, unſer Vorhaben auszuführen! — Wir müſſen fliehen, und zwar, ſo bald, wie möglich.

Nadine. Ach ja!

Glorioſo. Ich denke, das wird höchſtens in drei Tagen geſchehen können.

Alleriona. Wir ſind bereit.

Glorioſo. Nadine! ſprich mit deinem Oheim, und mache ihn arglos und ſicher.

Eben wurde Iſſufs Ankunft gemeldet. Glorioſo zog ſich zurück. — Er gieng, und ſprach mit den Vertrauten ſeines Plans. Alle frohlockten ihrer nahen Erlöſung entgegen.

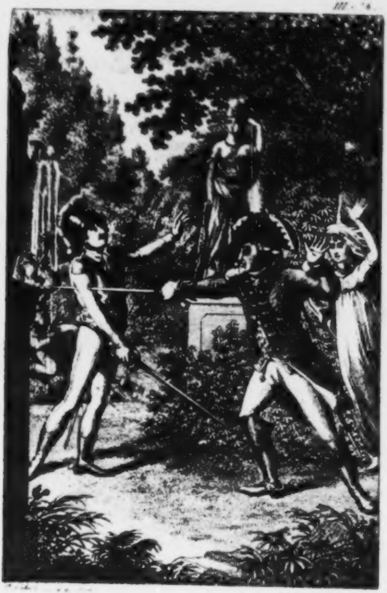
Alleriona kam in den Garten, forderte dem Gärtner Blumen ab, und lispelte Glorioſo zu:

„Du biſt mein! Mein auf ewig!“

„Halt ein, verdammter Hund!“ — donnerte eine Stimme.

Die Liebenden fuhren aufgeſchreckt auseinander.

III. S. 6.



Und geht hier vor.

Glorioſo

der

große Teufel.

Eine Geſchichte
des Achtzehnten Jahrhunderts.

Von dem Verfaſſer des Rinaldini.

[d. i. Christian August Vulpius]

Fortuna se ha de temer quando mas
se tenga en la mano.

Cervantes.

Dritter Theil.

Rudolſtadt,
bei Langbein und Klüger.
1800.

Dd 4. 346 c

[illegible] Bibliothek [illegible]

Inc.

Glorioſo.

Dritter Theil.

> El Amor entero, entero quiere lo que ama, no le Satisfaze una, ni otra parte. Todo, todo lo apetesçe, de aquy los zelos,
>
> A. Perez.

Fünftes Buch.

Wo leitet nicht Liebe
die Liebenden hin?
Wer mag ihn wohl halten
den wankenden Sinn?
Die Wellen enteilen
dem Auge ſo ſchnell!
Es fliehen die Wolken:
dort wird es ſchon hell!

XXXVI.

Von wonnevollen Roſenhöhen
wo freundlich holde Liebe lacht,
geſchleudert ſich hinab zu ſehen
in finſtre, feuchte Kerker Nacht,
o welch ein Schmerz
für das entzückte Herz!

Mit funkelnden Augen, die Hand an den Dolch gelegt, trat Iſſuf in das Zimmer. Nadine ſtürzte, laut aufſchreiend, auf ein Sofa; Alleriona ſank bei ihr nieder. Glorioſo ſtand unbeweglich.

„Heimtückiſcher Gleißner! — ſagte Iſſuf mit erſtickter Stimme; — Iſt das der Lohn für ſo viele dir geſchenkte Liebe? Belohnſt du ſo mein Zutrauen? Iſt das die Vergeltung, die du deinem Wohlthäter für ſeine Wohlthaten ſchenkſt? — Du haſt den Tod verdient. Nach unſern Geſetzen mußt du ſterben.“

„Oheim! o! mein Oheim!“ — jammerte Nadine.

„Schweig, elende Verführte!“ — ſchrie Juſſuf. — Feſſelt dieſen Verräther und werft ihn in das ſchrecklichſte Gefängniß.“

„Das kannſt du befehlen, und es wird geſchehen; — ſagte Glorioſo gefaßt und gelaſſen. — Aber dadurch, wirſt du dir keine Triumfbogen bauen. Ich bin in deiner Gewalt, aber ich ſtehe auch unter Gottes Schutz.“

„Verderbe dich Allah! boßhafter Betrüger!“

„Er wird mich ſchützen!“

Kaum hatte Alleriona ihren Mund Nadinens Ohren genähert, als dieſe aufwankte, ſich vor Iſſuf nieder warf, und jammerte:

„Strafe mich! Nur ich bin die Schuldige. Ich habe ihn verführt.“

„Einfältiges Mädchen! — ſagte Iſſuf. — Wie könnteſt du verführen? — Du willſt ihn retten. Aber dein Bemühen iſt vergebens. Er ſtirbt, nach des Geſetzes Ausſpruch.“

Sogleich wurden Glorioſo Feſſeln angelegt. — Nadine weinte laut. Sie bat, flehte, rang die Hände, aber nur vergebens. Iſſuf blieb unerbittlich. Er befahl die Klagende in ihr Gemach zu führen, und Glorioſo wurde in ein ſchreckliches Gefängniß gebracht. Man ſetzte einen Topf mit Waſſer und Reis hinein, und die Thüren wurden verſchloſſen.

Mit ſchweren Ketten belaſtet, warf er ſich auf den feuchten Boden, und ſtumm blieb ſein Schmerz.

XXXVII.

Die Szene ändert ſich
eh man es denkt und meint.
Oft hat ſich wunderlich
der Zufall mit dem Glück vereint;
wenn noch im dichten Schleier
die Hoffnung ſelbſt erſcheint,
wird unvermuthet, ſchnell die Ausſicht freier.

Drei Tage hatte Glorioſo ſchon des Kerkers Ungemach erduldet, als der Kerkermeiſter ihm einen Franziskanermönch zuführte.

„Friede ſey mit dir, mein Sohn! — begann der Pater. — Juſſuf ſchickt mich hieher, dich zu bewegen, deiner Religion zu entſagen, und Mahomeds Lehre anzunehmen, um dein Leben zu retten. Ich nahm dieſen Auftrag an, dir abzurathen, dies zu thun, und bin gekommen, in deinem Glauben dich zu befeſtigen. Was könnten alle Schätze dieſer Erde dir helfen, nähmſt du Schaden an deiner theuer erlößten Seele! — Ein Mann wie du, ein Soldat, kann den Tod nicht fürchten. Achte dein irdiſches Leben nicht, um das ewige zu erhalten. Gehe getroſt dem Tode entgegen, um dort die Krone der Unſterblichkeit zu erhalten. Stirb als ein Märtirer, — Tauſende giengen dir ſchon mit ihrem glorreichen Beiſpiel vor, — um den Lohn deiner Standhaftigkeit vor Gottes Thron zu erhalten.“

Glorioſo verſprach ihm das, beichtete, und der Mönch gieng, ihn ſegnend, zurück. — Er war entſchloſſen zu ſterben, und zwei Tage vergiengen ihm in banger Ungewißheit. Mit jedem Augenblick erwartete er abgeholt, und zum Tode geführt zu werden.

Endlich öffnete ſich die Thür des Kerkers. Man führte ihn heraus, in den Hof des Hauſes.

Hier ſtand ein Janitſcharenaga, und ein Kadi. Dieſer fragte ihn:

„Biſt du der Obriſte des Königs beider Sizilien, Glorioſo Nardonello?"

„Der bin ich;" — antwortete Glorioſo, und erwartete nun, ſein Todesurtheil zu vernehmen.

Der Aga wendete ſich zu den Sklaven und ſagte:

„Nehmt ihm die Feſſeln ab."

Dies geſchah.

„Du folgſt uns zu dem Dey;" — ſagte der Kadi.

Soldaten umgaben ihn, und man führte ihn vor den Dey. Bei dieſem war der Engliſche Konſul, der ihn ſehr freundlich grüßte. Der Dey begann:

„Dein König läßt durch den Konſul des Königs von England dein Löſegeld für dich zahlen, und biſt frei. Aber du warſt Jſſufs Sklav, und haſt in ſeiner Schweſter Hauſe tolle Streiche angefangen. Er will dich beſtraft wiſſen. Was haſt du gethan?"

„Ich liebte Nadinen, ſeine Nichte; das iſt mein Verbrechen, wenn es eins iſt;" — antwortete Glorieſo.

„Ein Ungläubiger darf ſo etwas nicht wagen; — ſagte der Dey. — Darauf ſteht der Tod."

„Herr! es iſt zwiſchen uns nichts Unerlaubtes geſchehen."

„Du haſt Nadinen berührt, geküßt; das iſt ein Verbrechen. Ich kann die Geſetze nicht vernichten, und der Gerechtigkeit darf ich nichts vergeben. — Du mußt Nadinen heurathen, und deinem Glauben entſagen."

„Nadinen mein zu nennen, iſt mein Wunſch, aber meinem Glauben entſagen, das kann ich nicht.“

„So willſt du ſterben?“

„Der Soldat fürchtet den Tod nicht, aber es ſey der Tod im Gefecht. Dieſer Tod wär ſchimpflich. Ich bitte um Gnade!“

„Ich kann und darf dich nicht begnadigen.“

„Du kannſt es ſicher, wenn du willſt.“

„Dein Löſegeld fiel Jſſuf heim, und ich müßte dich als meinen Sklaven zu ewiger Sklaverei verdammen.“

Der Konſul nickte Glorioſo bedeutend zu. Dieſer verſtand ihn, und ſagte:

„Ich übergebe mich dir, und deiner Gnade!“

„Ihr hört, — ſagte der Dey, — was er ſagt. Er iſt mein Sklav auf ewig.“

Die Umſtehenden neigten ſich, und ſprachen:

„Wir hörten, was er ſagte. Dein Sklav iſt er auf ewig."

Der Dey fuhr fort:

„Er iſt mein Eigenthum, wie jede Sache, die mein eigen iſt. Ich ſchalte damit nach meinem Wohlgefallen."

Die andern wiederholten:

„Er iſt dein Eigenthum, und du kannſt damit ſchalten nach deinem Wohlgefallen."

„Nun dann! — fuhr der Dey fort, — ſo ſchenke ich dieſes mein Eigenthum, meinem Freunde, dem wackern Konſul der Engländer."

Der Konſul neigte ſich, und ſprach:

„Herr! ich danke dir, und nehme dieſes Geſchenk von deiner Huld und Freundſchaft an. — Du, Glorioſo Nardenello, biſt mein Sklav, nunmehr mein Eigenthum, und ich

ſchenke

ſchenke dir die Freiheit. — Kadi! ſchreibt dies alles nieder, und fertiget die Schriften darüber aus.“

„Das wird geſchehen!“ — ſagte der Kadi.

Da trat Iſſuf herzu, neigte ſich, und ſprach:

„Großer Dey! mein ruhmgekrönter, gerechter Herr! was ſoll nun aus Nadinen werden?“

„Gieb ihr einen Mann;“ — antwortete der Dey ganz ernſthaft und gelaſſen.

„Wird ſich, — fuhr Iſſuf fort, — ein Muſelmann finden, der die von Chriſtenhänden frech Berührte, nun zu ſeinem Weibe nehmen wird?“

„Warum nicht? — ſagte der Dey. — Sie iſt ja reich, und er hat nichts Unanſtändiges mit ihr gethan.“

„So nimm ſie ſelbſt in dein Harem;“ — ſagte Iſſuf, nicht ohne Ingrimm.

Der Dey ſtrich ſeinen Bart, und ſagte ganz unbefangen:

„Dem ſey ſo, wie du geſagt haſt.“

Mit ergrimmten Blicken drehte Iſſuf ſich herum, und verließ den Saal.

Lächelnd wendete ſich der Dey zu Glorioſo, und ſagte:

„Du haſt mir einen ſchlimmen Handel an den Hals geworfen, und noch obendrein ein reiches Mädchen! Was werde ich nun mit ihr anfangen?“

Lächelnd gieng er davon, und Glorioſo folgte dem Konſul in ſeine Wohnung. Hier ſagte dieſer:

„Der Spas bei'm Dey, mein Freund! koſtet viel Geld. Der Dey, ein Renegat, hat nur gute Laune, wenn er Zechinen klingen hört. Hätteſt du Geld genug, ich wette darauf, im Stillen, verkaufte er dir auch Nadinen.“

Der Konſul hatte kaum ausgeredet, als ein Janitſchar ankam, und ihn zu dem Dey einlud. Er gieng, und als er zurück kam, ſagte er:

„Habe ich es nicht geſagt? 1000 Stück Zechinen, und Nadine iſt dein. Willſt du, kannſt du das Geld ihm geben?“

Ein fürchterlicher Lärm auf der Straße ſtörte dieſes Geſpräch. Man fragte: was es gebe? und erfuhr, Iſſuf habe den Verſuch gemacht, den Dey umzubringen. Sein Dolchſtoß hatte dem Dey die Hand verletzt. Er war ſogleich von des Deys Leibwache niedergehauen worden. Die Stücken ſeines Leibes wurden den Hunden vorgeworfen, und ſein anſehnliches Vermögen konfiſcirte der Dey.

Glorioſo wurde mit dem Konſul zu dem Dey gerufen.

„Deine Geſchichte mit Juſufs Nichte, — ſagte er zu Glorioſo, — hätte mir beinahe das Leben gekoſtet. Der Verräther hat aber den ihm gebührenden Lohn erhalten. Jetzt bin ich Nadinens Vormund. Ich erlaube dir, ſie zu beſuchen.“

Glorioſo flog zu Nadinen. Die Szene war intereſſant.

Als Glorioſo zu dem Konſul zurück kam, ſprachen ſie über die Angelegenheiten und Begebenheiten des Tages.

Den folgenden Tag war Nadine mit ihrer Mutter aus Tunis verſchwunden. Man vermuthete, ſie habe ſich tiefer in's Land, zu einem Bruder, begeben.

XXXIX.

Der Frohſinn hüpft im leichten Kleide
durch blumenvolle Felder hin.
Wer hemmt den Wunderflug der Freude?
und wer berechnet den Gewinn?

„Wir ſind, — ſagte der Dey zu Glorioſo, — beide um eines und eben daſſelbe Mädchen gekommen. Sie iſt verſchwunden. Ich habe nicht Luſt ſie aufzuſuchen. Ich beerbe ſie und ihre Mutter, weil ich ſie für tod halte. Willſt du ſie in den Wüſten aufſuchen, ſo ſieht es dir frei. Mein Rath aber wär, das nicht zu thun, denn du möchteſt wohl eher Tiegern und Löwen zur Beute werden, oder in die Hände der Räuber fallen, als das Mädchen finden, das, wenn du ſie auch wirklich fändeſt, dennoch nicht mit dir gehen dürfte. Es iſt alſo am beſten, du giebſt ſie auf, und gehſt allein in dein Vaterland zurück, wozu ich dir guten Wind wünſche."

Damit entließ ihn der Dey, und Glorioſo machte ſich reiſefertig.

Auf einer Engliſchen Fregatte verließ er Tunis, dankbar für die Freundſchaftsdienſte des ehrlichen Konſuls. — Der Kapitain des Schiffs hatte Tunis kaum hinter ſich, als er Gelegenheit bekam, auf einen Franzöſiſchen Kaper Jagd zu machen. Dieſer war nicht zum Gefecht zu bringen. Man verlohr ihn nicht aus den Augen. So wurde er bis in die Gewäſſer von Korfu gejagt. Hier kam es endlich, unfern der Inſelgruppe Burſi Serpa, zum Treffen. Vergebens ſuchte der Franzoß zu entfliehen. Er wehrte ſich mit der höchſten Verzweiflung, und wurde endlich genommen. — Der Engländer ſegelte mit ſeiner Priſe dem Ruſſiſchen Admiral zu, der Korfu belagerte und beſchoß. Die Franzöſiſche Beſatzung im Kaſtel wehrte ſich mit Muth und Entſchloſſenheit. Der Ruſſiſche Befehlshaber ließ zum Sturm blaſen. Glorioſo konnte dabei kein müßiger Zuſchauer bleiben. Als Freiwilliger wohnte er, auf erhaltene Erlaubniß des Ruſſiſchen Admirals, dem Sturm bei. — Die Veſte wurde erſtürmt. Der Kommandant ergab ſich. — Glorioſo wurde verwundet aus den Laufgräben getragen. Man brachte ihn auf das Landhaus eines Griechen, der ein Wundarzt war, wo er Pflege, Kur, und Wartung fand.

Timoteo, — ſo hieß der Grieche, — war ein guter, vorurtheilsfreier Mann, der in ſeiner Jugend große Reiſen gemacht, und viele Länder geſehen hatte. Er unterhielt ſeinen Kranken mit intereſſanten Erzählungen von dieſen Reiſen, und ſeine Frau und Töchter warteten den Verwundeten mit viel Sorgfalt und Pünktlichkeit. Sie waren ſeine Geſellſchafterinnen, ſangen Lieder, und erzählten ihm mancherlei Geſchichten und Mährchen.

Glorioſo. Belohne euch der Himmel, was ihr guten Mädchen an mir armen Kranken thut!

Kliſſa. Ach! es geſchieht alles recht gern!

Evira. Gewiß! recht herzlich gern. — Dabei denken wir an keine Belohnung. Der Himmel giebt den Menſchen Gutes, ohne ihr Bitten.

Glorioſo. Er wird euch gute, brave Männer geben.

Kliſſa. Die guten Männer, — ja, die Männer überhaupt, — ſind bei uns ſelten genug. Wer weiß, ob wir jemals welche bekommen.

Glorioſo. Warum nicht?

Evira. Nein, wahrhaftig! die Männer ſind ſelten bei uns. Die meiſten Mädchen ſterben hier als Jungfrauen. Man ſchmückt ihren Sarg mit der Jungfrauenkrone, ſenkt ſie in's Grab, legt einen Kranz darauf, und — ſie ſind da geweſen.

Glorioſo. Das iſt nun freilich ſchlimm!

Kliſſa. Schlimm? — Warum eben ſchlimm? — Kann man unverheurathet nicht auch glücklich und zufrieden leben? — Seyd ihr verheurathet?

Glorioſo. Nein.

Kliſſa. Wärt Ihr jetzt geſtorben, hätte weder Weib noch Kind an Euerm Grabe geweint. — Das iſt auch ein Troſt. — Ein Soldat ſollte überhaupt gar nicht heurathen. Und ich möchte auch keinen Soldaten zum Manne haben, — wenn ich ihn lieb hätte. Zög er in's Feld, grämte und härmte ich mich tod.

Glorioſo. Liebes Kind! es treffen nicht gleich alle Kugeln.

Kliſſa. Die, die Euch ſuchte, traf.

Glorioſo. Aber Tauſende haben mich auch ſchon geſucht, und nicht getroffen. — Dieſe hier mußte mich blos treffen, um mir ein Paar liebenswürdige Mädchen kennen zu lernen. Dabei habe ich gewonnen.

Kliſſa. Eine Wunde.

Glorioſo. Weißt du das?

Kliſſa. Ich ſehe es ja.

Glorioſo. In dem Liedchen, das du geſtern ſangſt, hieß es:

Amors Pfeile machen Wunden,
Die das Auge nicht erkennt.

Kliſſa. Euere Wunde iſt gar gut zu ſehen, und einem Amor verdankt Ihr ſie auch nicht. Oder —

Glorioſo. Was?

Kliſſa. Nichts.

Evira. Meine Schweſter iſt muthwillig.

Glorioſo. Wenn ſie nur nicht grauſam iſt!

Kliſſa. Ach nein! Ich kann keinen Käfer umbringen.

Glorioſo. Es giebt aber eine gewiſſe Grauſamkeit, die beinahe allen ſchönen Mädchen eigen iſt. — Manche Männer haben darüber ſchon ihr Grab gefunden.

Kliſſa. Die armen Männer!

Glorioſo wollte weiter ſprechen, als Evira aufſprang, und ausrief:

„Kliſſa! — Dort kommen die Kranzſchweſtern.“

Sogleich ſprang Kliſſa aus dem Zimmer zur Thür hinaus, und Evira blieb nur auf vieles Bitten zurück, ihm zu ſagen, wer die Kranzſchweſtern wären.

„Das ſind, — ſagte Evira, — alle unverheurathete Mädchen, und die jungen Weiber und Wittwen der ganzen Gegend. Jede trägt einen Kranz, und deshalb heißen ſie Kranzſchweſtern. Von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen kommen wir hier, unter der großen Eiche bei unſerer Wohnung, zuſammen. Hier wird Liebeshof gehalten. Das heißt, es wird geſungen, getanzt, geſcherzt, und allerlei ſonderbare und ſchwere Fragen werden aufgeworfen und beantwortet.“

„Das muß ich ſehen und hören!“ — ſagte Glorioſo, und ließ ſich, nach erhaltener Erlaubniß, auf den Platz tragen.

Hier begannen die Kranzſchweſtern einen Ringeltanz, ſangen Lieder, erzählten Geſchichten, warfen ſich mit Blumen, und ſchwärmten durch einander neckend herum. — Endlich ergriff die Oberkranzſchweſter einen Lilienſtengel, trat auf eine Terraſſe, und begann:

„Jetzt gebiete ich Friede und Ruhe! froh zu beginnen und klug zu enden das ſtille Gericht des Liebeshofes.“

Sogleich ſetzten ſich die Schweſtern in einen Kreis, und alle wurden ruhig und ſtill.

Die Oberkranzſchweſter trat in die Mitte des Kreiſes, und ſprach:

1. Frage.

„Eine Jungfrau hat zwei Liebhaber. Dem einen nimmt ſie den Kranz ab, den er auf ſeinem Haupte trägt, und ſetzt ihn ſelbſt auf, dem andern ſetzt ſie ihren Kranz auf, den ſie trug. — Nun iſt die Frage: Welchen von dieſen beiden liebt ſie eigentlich? Den, von welchem ſie nahm, oder den, dem ſie gab?“

Sinnend ſaßen die Schweſtern und überlegten. Endlich ſprang die muntere Kliſſa auf, neigte ſich, und antwortete:

1. Antwort.

„Den, dem ſie gab.“

Wie aus Einem Munde riefen alle: „Ja! den, dem ſie gab.“

Glorioſo dachte der Entſcheidung nach, und fand in derſelben viel Weiberphiloſophie. „Und gewiß iſt es, — ſagte er bei ſich ſelbſt, — ſie lieben den mehr, dem ſie geben, als den, von dem ſie nehmen!“

Es kam zu einer andern Frage:

2. Frage.

„Eine Jungfrau hat drei Liebhaber. Der eine iſt ein ſehr tapferer Mann, der andere iſt reich und vornehm, der dritte iſt klug und gelehrt. — Welchen, unter dieſen dreien, ſoll ſie wählen?"

Sogleich trat eine artige Schweſter auf, und antwortete:

2. Antwort.

„Den dritten."

Allgemeiner Beifall belohnte ihren Ausſpruch. — Es wurde weiter gefragt:

3. Frage.

„Wer kämpft mit größern Leiden, der, der liebt, und nicht wieder geliebt wird, oder der, den Eiferſucht quält?"

Evira ſtand auf, und antwortete:

3. Antwort.

„Der letztere."

„Gewiß! gewiß!" — ſchrieen alle. Auch Glorioſo nickte Eviren Beifall zu. — Es kam zu einer andern Frage.

4. Frage.

„Ein Mädchen hat zwei Liebhaber. Der eine entdeckt ihr ſeine Liebe aufrichtig, den andern hält die Furcht zurück, dieſes zu thun. Welcher von beiden liebt ſie am ſtärkſten?“

Man ſann nicht lange darüber nach, und antwortete gleich:

4. Antwort.

„Der letztere.“

Eine neue Frage wurde aufgeworfen:

5. Frage.

„Es kann einer die Liebe einer Frau, einer Wittwe, und einer Jungfrau, die in allen einander ſich gleich ſchätzen können, erhalten; Welche ſoll er wählen?“

Die Antwort kam langſam zum Vorſchein:

5. Antwort.

„Die Liebe der Wittwe."

Darüber gab es Debatten. Man ſprach mit Gründen für und gegen dieſe Antwort. Nichts wurde entſchieden. In der folgenden Verſammlung ſollte noch einmal darüber geſprochen werden. — Darauf wurde ein Rundgeſang angeſtimmt:

Rundgeſang.

Eine.

Wär ich doch das ſanfte Lüftchen
das ſich auf den Zweigen wiegt,
oder jene muntre Schwalbe
die ſo ſchnell vorüber fliegt!
Rathet doch wohin ich eilte,
wo ich, ach! ſo froh verweilte.

Alle.

Zu dem Liebchen willſt du eilen,
bei ihm willſt du froh verweilen.

Eine.

An der lauten Meeresküſte
ſitzt der Traute, ſchaut in's Meer,
überſtiegt's mit ſchnellen Blicken,
ſchwebt auf Wellen hin und her.
Ach! was will er doch erſinnen?
Sagt, was möcht' er wohl beginnen?

Alle.

Ueber Wellen möcht' er ſchweben,
bei dem Liebchen froh zu leben.

Eine.

Auf dem Hügel, durch die Büſche,
glänzt ein wunderſchönes Schloß,
Waffen klirren, und dort drüben
wiehert laut ein braunes Roß.
Sagt was giebt es in dem Schloſſe?
Sagt, wer ſitzet auf dem Roſſe?

Alle.

Der Geliebte ſitzt zu Roſſe,
führt ſein Liebchen nach dem Schloſſe.

Hierauf folgte ein munterer Tanz, man ſang noch einige Lieder, und dann gieng die Geſellſchaft auseinander.

XL.

Die Wunde die die Liebe ſchlug,
weiß Liebe auch zu heilen.
Sie nimmt und giebt. Der ſüſſe Trug
wird ſtets ſein Ziel ereilen.
Wer hemmte ihren Freuden Flug?
Was kann ſie nicht ereilen?

Glorioſo beſſerte ſich von Tage zu Tage. Er gieng ſchon ſpatzieren. Die Mädchen begleiteten ihn, zuweilen auch der Vater.

Nach und nach wurden die Spatziergänge größer, und endlich ſtreifte Glorioſo oft weit und breit allein umher. — Die Ruinen bei Criſida reizten ſeine Aufmerkſamkeit. Er konnte nicht aufhören ſie zu betrachten und zu bewundern.

Einſt wandelte er unter dieſen Trümmern, froh wie der Jüngling in einem Blumengarten umher, als er auf dieſer wüſten Stätte einen Menſchen gewahr wurde, der unter dem Säulengange nachdenkend einher wandelte. Eine braune Einſiedlerkutte umgab ihn, ſeine Schritte waren langſam feierlich, und ſein Geſicht war zur Erde geſenkt.

Glorioſo trat unter einen verfallenen Bogen. Der Einſiedler kam ihm näher. Er hörte ihn ſprechen; er vernahm Worte:

„Begraben? — Ja! lebendig hier begraben, unter Ruinen, unnütz der Welt, und mir ſelbſt zur Laſt! — Und warum? — — Kannſt du denn deine Liebe nie vergeſſen? — — Thor! Thor der du biſt! — Wirſt du nie deinen Thorheiten Grenzen ſetzen? — Du biſt für die Welt, ihre Freuden ſind für dich verloren. — Zu viel, zu viel aufgeopfert einer — Treuloſen!“

Er ſprach Italieniſch, und Glorioſo glaubte ſogar eine bekannte Stimme zu hören.

Der Einſiedler gieng vorüber, und verlohr ſich unter den Ruinen. Glorioſo ſuchte ihn vergebens auf. Er ſchien verſchwunden zu ſeyn.

Der ſonderbaren Erſcheinung nachſinnend, gieng er nach ſeiner Wohnung zurück. Unfern derſelben kam ihm Kliſſa entgegen. Sie gab ihm einen Brief, und ſagte:

„Der Ruſſiſche Admiral hat ihn geſchickt.“

Er las den Brief.

Der Admiral freute ſich zu hören, daß er wieder hergeſtellt ſey, und machte ihm bekannt, daß in einigen Tagen Schiffe nach Sizilien ſegeln würden. Glorioſo beſchloß, ſich dieſer Gelegenheit zu bedienen. Er machte dies ſeinem Wirthe bekannt. Die Mädchen horchten hoch auf, und Kliſſa ſagte:

„Ich dachte, du würdeſt bei uns bleiben.“

Glorioſo hatte den Einſiedler im Kopfe und gieng täglich aus, ihn wieder zu ſehen. — Das gelang ihm endlich. Er ſah ihn unter einem Baume liegen, und gieng auf ihn zu. Der Einſiedler fuhr auf, ſah ihn genau an, und ſtammelte endlich:

„Biſt du es ſelbſt? — Sehe ich deinen Geiſt? — Biſt du nicht Glorioſo?"

„Der bin ich. — Aber du?" —

„Bin ich ſo unkenntlich geworden?"

„Mir ganz."

„Kennſt du den unglücklichen Künſtler nicht mehr, den du einſt wieder mit einer Buhlerin ausſöhnteſt *), die — — O verdammtes Weib!"

„Wie? Du biſt —?"

„Feliſardo, der Unglückliche!"

---

*) I. Th. S. 67—70.

„Feliſardo? — Ja du biſt es! — Und du, auf Korfu?"

„O! meine Verzweiflung könnte mich bis an's Ende der Welt treiben!"

„Gemach! gemach! — Deine Verzweiflung taugt nichts, und noch weniger taugt der Gegenſtand derſelben."

„Fiora iſt das treuloſeſte aller Geſchöpfe auf Erden! — Du weißt, wie ſehr, wie unausſprechlich ich ſie liebte. — — Ein fürchterliches Wetter führte uns auf das Schloß des Marcheſe Cigalini *). Er unterhielt uns mit einem tragiſchen Poſſenſpiel **). Fiora erblickte den Leichnam ihrer Schweſter ***), und ihr empfindſames Herz

---

*) I. Th. S. 73.

**) S. 75—78.

***) S. 79.

fieng Feuer für den tragiſchen Liebhaber der angebeteten Fiorliſa. — Vermuthlich wollte ſie das Unrecht wieder gut machen, das ihre Schweſter dem Marcheſe angethan hatte. — Du entflohſt den Sbirren *), und uns behielt der tragiſche Marcheſe auf ſeinem Schloſſe. — — Beinahe erſt einen Monat darauf merkte ich was vorgieng. Ich ſuchte mich zu überzeugen, und überzeugte mich. — In Fiorens Armen tröſtete ſich der Marcheſe darüber, daß Fiorliſa nicht mehr in denſelben lag. — Ich wurde wüthend. Mein Dolch traf Fiorens Arm, ſtatt ihr treuloſes Herz zu treffen. Der Marcheſe ließ mich mißhandeln, und ich verließ das Schloß. — Unſtät und flüchtig irrte ich umher, und konnte die Ungetreue nicht vergeſſen. — Bei der Gräfin Lana ſah ich unvermuthet dich wieder *). —

---

*) I. Th. S. 85.

*) S. 146—148.

— Nachher hörte ich oft von dir ſprechen. Man gedachte deiner nicht im Beſten. — Plötzlich kam der Ruf: Glorioſo ſteht bei der Armee in Anſehen, hat Pardon erhalten, und hält ſich tapfer. — Ich floh die politiſchen Angelegenheiten des Landes, und gieng nach Sizilien. Dort fand ich keine Ruh. — Ich ſchiffte nach Korfu, und auch hier quält mich das Andenken an die Ungetreue, und martert mich bis auf den Tod.“

„Du biſt ſehr krank! — Aber, du ſollteſt dich deiner Krankheit ſchämen. Du biſt kein Mann. — Man hat dir dein Spielzeug genommen, und du weinſt wie ein Kind.“

„Ich ſchäme mich deſſen nicht, weſſen ſich der gröſte beſungene Held, der Held Homers, der tapfere Achill, nicht ſchämte *).“

---

*) „Achille, beau comme le jour,
Et vaillant comme son épée,

„Du haſt die ſchwache Seite eines Helden aufgefaßt, und wirſt deshalb doch kein Held. — Durch Thränen allein erhielt aber Achill ſeine Briſeis nicht wieder. Und wenn du deine Fiora auch wieder erhalten könnteſt, würde dich das nicht noch unglücklicher machen? — Ermanne dich. — Fange nur erſt an dich zu ſchämen, und es wird nach und nach beſſer um dich ſtehen. Schenke einem guten, edlen Mädchen dein Herz, und du biſt ganz geheilt."

So ſprach Glorioſo noch länger fort, und brachte es endlich dahin, daß Feliſardo ruhiger zu werden ſchien. Er entriß ihn den Ruinen, und brachte ihn mit in ſeine Wohnung. Hier harrte ſeiner die heilſamſte Arzenei. Die Augen der ſanften Evira bereite-

Pleura pour son amour,
Comme un enfant pour sa poupée.
Sarrazin.

ten ihm dieſelbe, und als Glorioſo endlich, um zu Schiffe zu gehen, ſeinen Wirth dankbar verließ, geſtand ihm der Maler, es ſey ihm jetzt ſehr wohl. Er nannte ihn ſeinen Retter und Arzt. Glorioſo aber nahm Evirens Hand, legte ſie in die Hand Feliſardo's, und ſagte:

„Werdet, und macht Euch gegenſeitig glücklich!“

Kliſſa wurde von ihm beſchenkt, und tauſend gute Wünſche begleiteten ihn in den Hafen.

XLI.

Sind Glück und Liebe dir erſchienen?
Kennſt du auch Träume, die entfliehn?
Wie dürfte dir die Freude dienen
wenn Wunſch und Glück ſich dir entziehn?

In Palermo, wo das allgemeine Geſpräch die Blutſzenen in Neapel betraf, wurde Glorioſo dem König vorgeſtellt, gnädig von ihm aufgenommen, beſchenkt, und erhielt Ordre nach Neapel zu gehen, bis man ihn zur Armee rufen würde.

Er kam nach Neapel, und vernahm, Naſelli ſey in Rom eingerückt. Der Kardinal empfieng ihn ſehr offen, wieß ihm eine Penſion an, und gab ihm Erlaubniß, bis er zur Armee gerufen werde, ſich aufzuhalten, wo er wolle.

Neapel ſchwamm in Blute. Glorioſo enteilte der fürchterlichen Blutbühne, und gieng tiefer in's Land, die Greuel der Menſchen zu fliehen.

Coſenza hat eine angenehme Lage. Dieſe Stadt wählte Glorioſo zu dem Orte ſeines Aufenthaltes. Er ſuchte und fand gute Wirthsleute, und bezog ein artiges Quartier in der Hauptſtraße der Stadt. Seine Beſchäftigungen waren Lektüre und Muſik. Spatzierengehen füllte ſeine müßigen Stunden aus.

Als er einſt gegen Abend von einem ſolchen Spatziergange zurück kam, keuchte ihm ein altes Mütterchen nach, die endlich, ganz entkräftet, da ſie ihn nicht erreichen konnte, ihm nachſchrie:

„Mein Herr! mein Herr! um aller Heiligen willen! haltet Stand.“

Er drehte ſich herum, und da er ſah, daß ihm der Zuruf galt, gieng er auf die Alte zu, die auf einen Stab geſtützt, ihm zukeuchte:

„Das iſt gut! das iſt gut!“

Glorioſo. Was iſt gut?

Die Alte. Daß Ihr endlich ſteht — und mit mir ſprecht. — Ich habe keinen Athem mehr, und — ach Gott! ach Gott! —

Glorioſo. Was willſt du von mir?

Die Alte. Ihr ſeyd doch wirklich der Herr Oberſte Nardonello?

Glorioſo. Unbezweifelt.

Die Alte. Nun ſo — Ach Gott! das Seitenſtechen! — der Huſten! — Ich bin — ich muß mich ſetzen. — Habt Geduld mit mir. Ich bin eine gar zu arme, alte Frau! — — Eine Botſchaft — oder wie Ihr es nennen wollt, — habe ich an Euch, von einer armen, kranken Perſon.

Sie kennt Euch, und Ihr kennt ſie. — Sie hat Euch geſehen — Ihr giengt vor meinem Häuschen vorbei, — und es war, als bekäm ſie neues Leben.

Glorioſo. Sie? — Wer? —

Die Alte. Das arme Cöleſtinchen.

Glorioſo. Cöleſtine? Krank? Hier? — — Wo iſt ſie? Hurtig! hurtig! Führe mich zu ihr.

Die Alte. Gemach! gemach! — So über Hals und Kopf kann's nicht gehen. Ihr ſeht ja, wie es um mein Fußwerk ausſieht. Und, chi va piano, va sano. Kommt!

Die Schneckenreiſe gieng fort bis zu einem kleinen, armſeligen Häuschen, der augenſcheinlichſten Herberge des Jammers und Kummers. Die Thür eines ſchrecklichen Verhältniſſes, das man in dieſem Hauſe eine Stube nannte, gieng auf, und Glorioſo ſtand vor Cöleſtinens Krankenlager.

„Cöleſtine! Geliebte Cöleſtine! Wie muß ich Sie hier finden?"

„Arm, unglücklich, krank, dem Tode nahe. — Mein Unglück kennt keine Schranken mehr, ich muß um Ihre großmüthige Hülfe bitten. Meine Mutter iſt tod, meine Wohlthäterin, die großmüthige Gräfin Lana *) iſt, eines heimlichen Verſtändniſſes mit den Franzoſen und Patrioten überwieſen, öffentlich hingerichtet worden, und ich bin von allen Menſchen verlaſſen."

„Das ſind Sie nicht, theuerſte Coeleſtine! — Wie könnte Sie der verlaſſen, der Ihnen das zärtlichſte und heiligſte Geſtändniß ſeines Herzens gab **), das er halten wird, bis in den Tod."

„Edler

---

*) I. Th. S. 143.

**) S. 132.

„Edler Mann!“

„Sie ſind nicht allein in der Welt, meine Liebe ſteht bei Ihnen, und wird Sie retten.“

Glorioſo gieng zu einem Arzt. In ſein Haus wurde Cöleſtine gebracht, und die beſte Sorgfalt und Pflege ſicherte die Hausfrau ihnen zu. — Die Alte wurde von Glorioſo reichlich beſchenkt, und Cöleſtinen zur Wärterin gegeben. — Das gute Mädchen erholte ſich bald wieder, und in einigen Wochen war ſie geneſen.

„Ich werde morgen, — ſagte ſie, — zum erſtenmal wieder Meſſe hören, und werde Gott in ſeinem Tempel für ſeine Hülfe danken können.“

„Laſſen Sie uns, liebe Cöleſtine! — fiel Glorioſo ein, — bald Hand in Hand, in dem Tempel, des Prieſters ſüſſe Erlaubniß uns zu lieben, und mir ein ſanftes Ja! aus

Ihrem ſchönen Munde, vor dem Altar, hören!“

Sie ſchlug die Augen nieder, und ſeufzte tief auf. — Nach einer kleinen Pauſe ſprach ſie:

„Edler Freund! ſeyn Sie nicht eigennützig, fordern Sie nichts mehr von Ihrer Freundin, als Freundſchaft.“

„Cöleſtine! — Ich habe geglaubt“ —

„Was glaubte ich nicht ſelbſt? — Aber — Man ſollte nie“ —.

„Ich verſtehe Sie nicht. Aber das glaube ich zu verſtehen, daß ich nicht glücklich ſeyn ſoll.“

„Glücklich? — Sie? Mit mir?“

„Nicht?“

„O Nardonello! Sie ſind — — Gewiß! Sie ſind ein edler Mann, aber — Ach Gott!“ —

„Ich glaube Sie zu verſtehen.“

„Ach nein!“

„Ich bin nicht mehr der, der ich war. Der König und das Vaterland ehren mich.“

„Bringen Sie mich in ein Kloſter.“

„In ein Kloſter?“

„Bringen Sie mich dahin!“

„Kann ich das? — O Cöleſtine! mein Herz“ —

„Ihr Herz? — Dabei beſchwöre ich Sie, bringen Sie mich in ein Kloſter, übergeben Sie mich der Einſamkeit und Ruh. Beten will ich für Sie, meinen Wohlthäter, und meinen —“

„Reden Sie aus!“

„Ich kann nicht.“

„Ich beſchwöre Sie, bei allen, was Ihnen heilig iſt! reden Sie.“

„Darf ich?“

„Ach Cöleſtine!“

„Meinen Feind“ —

„Ich?"

„Sie."

„Ich?"

„Sie, der — Mörder meines Vaters *)."

„Cöleſtine!"

„Meiner ſterbenden Mutter mußte ich in der Stunde ihres Todes das Verſprechen geben: Nie meine Hand dem Mörder meines Vaters zu reichen. — Dies iſt das unglückliche Geheimniß, deſſen Geſtändniß Sie mir entpreßt haben."

„Ich bin der Mörder Ihres Vaters nicht."

„Man ſagt es allgemein."

„Ich widerſpreche dieſer, wenn auch allgemeinen, dennoch unwahren Sage. Ich bin der Mörder Ihres Vaters nicht. — Ihr

---

*) I. Th. S. 117.

Gewiſſen aber nicht ohne Noth zu belaſten, Sie zaghaft und unglücklich zu machen, werde ich Ihr Verlangen erfüllen, und Sie in ein Kloſter bringen.“

„Großmüthiger, edler Mann!“

„Ich gab Ihnen mein Herz, warum ſollten Sie keinen Anſpruch auf etwas machen können, das weit weniger iſt als das, was ich Ihnen freiwillig gab. — Ich gehe, und wenn Sie mich wieder ſehen, komme ich, Sie dahin abzuholen, wo Sie zu ſeyn ſo ſehnlich wünſchen. — Leben Sie wohl, ſchöne Cöleſtine! Ihr Gebet wird mir Ihre Liebe nicht vergüten, aber Sie werden beruhiget ſeyn, und das iſt mehr als das, was ich fordern kann.“

XLII.

Der Zufall führt ganz unverhofft,
worauf man hofft,
ſo gern herbei.
Und wie benimmt man ſich dabei?

Glorioſo war großmüthig genug, ſein Verſprechen zu halten. Er ſprach mit der Aebtiſſin des Klaren Kloſters, und fand ſie bereitwillig, Cöleſtinen aufzunehmen.

Dieſe empfieng die Nachricht mit Entzücken. Glorioſo ſelbſt begleitete ſie ins Kloſter, und rührend war der Abſchied, den beide von einander nahmen:

Der Aufenthalt zu Coſenza wurde Glorioſo nun verhaßt, er ſprach Cöleſtinen noch einmal, und gieng nach Neapel zurück. Hier war der Kardinal eben im Begriff, ihn zu der

Armee zu rufen, die unter Naſelli und Burcardo in Rom eingerückt war. — Dahin gieng er ab, und kam zu Rom an. Die Generale empfiengen ihn ſehr freundſchaftlich, und ſtellten ihn an die Spitze eines kleinen Freikorps, das aus Liparoten, Macedoniern, und dem Ueberreſt ſeines ehemaligen Korps beſtand. Es lag daſſelbe vor der Stadt, und Glorioſo hatte ſein Quartier in der St. Sebaſtiansſtraße *). Ein ſchöner Garten lag an ſeinem Hauſe, und dieſer wurde fleißig von ihm beſucht. Eine nicht allzuhohe Mauer trennte denſelben von einem Garten, der ſehr geſchmackvoll angelegt war. Er überſah ihn oft, und ſah ihn immer Menſchenleer.

Einſt aber gewahrte er endlich in der Gegend eines Pavillons eine weiße, weibliche

---

*) Strada di Porta S. Sebastiano.

Figur, die aber ſeinen forſchenden Blicken bald entſchwand. Er erkundigte ſich bei ſeinem Hauswirth, und erfuhr, eine ihm unbekannte, vielleicht fremde Dame, bewohne das Gartenhaus, und habe dem Beſitzer deſſelben den Garten abgemiethet.

Dieſer Beſitzer war ein Gärtner, der noch einige Gärten in der Gegend hatte, von denen er ſich nährte. Glorioſo ſuchte und machte ſeine Bekanntſchaft. Er erkundigte ſich nach mancherlei, um endlich mit Manier das Geſpräch auf die unbekannte Dame zu bringen. — Dahin kam es.

„Ich weiß nicht, — ſagte der Gärtner, — wer ſie iſt. Vielleicht iſt ſie gar eine Fremde. Sie iſt aber ſehr gut bei Mitteln, und lebt recht wohl.“

Glorioſo fragte weiter:

„Iſt ſie ſchön?“

„Wie eine Madonna;“ war die Antwort.

„Iſt ſie allein?“

„Sie hat eine Kammerjungfer, und einen alten Diener bei ſich.“

„Hat ſie Geſellſchaft? Erhält ſie Beſuche?“

„Sie geht zuweilen aus, vermuthlich in die Kirche. Zu ihr aber kommen ſelten Menſchen.“

„Wie nennt ſie ſich?“

„Schlechtweg Signora Serafina.“

„Womit beſchäftiget ſie ſich gewöhnlich?“

„Sie ſpatziert im Garten herum, und wie meine Tochter ſagt, die ſie gar wohl leiden kann, und die ſehr oft bei ihr iſt, lieſt ſie in Büchern, ſtickt, ſtrickt, ſingt, und ſpielt auf der Laute. Auch ſoll ſie oft Briefe ſchreiben. — Sie iſt übrigens ſehr großmüthig, und thut den Armen viel Gutes.“

„Iſt ſie noch jung?“

„In der Mitte der Zwanzig etwa.“

Das war alles, was Glorioſo von der Unbekannten erfahren konnte. Er belohnte den Gärtner demungeachtet, und beſchloß, nun ſelbſt auf nähere Entdeckungen auszugehen.

Er ſtellte Poſten aus, erfuhr eines Tages, daß ſie ausgehe, eilte ihr nach, und folgte ihr in die nächſte Kirche, wo ſie Meſſe hörte. Ihr Geſicht war ſtark verſchleiert, aber das Feuer ihrer ſchwarzen Augen durchbrach die florene Scheidewand mit treffender Allgewalt. — Sie betete ſehr andächtig, verließ die Kirche, gieng in ihre Wohnung zurück, und Glorioſo folgte ihr, bis ſie vor ſeinen Augen verſchwand.

Er legte ſich auf die Lauer, ſah ſie in der Entfernung im Garten luſtwandeln, ſann hin und her, und wußte nicht, wie er ſich bemerkbar machen ſollte.

Endlich ergriff er die Guitarre, ſetzte ſich nahe an der Mauer nieder, ſpielte und ſang.

Kaum hatte er ſein Lied geendiget, als drüben im Garten zum Zeichen des Beifalls in die Hände geklatſcht wurde. — Glorioſo ſprang auf, ſah über die Mauer, und erblickte ein freundliches Mädchen, die lächelnd ihm entgegen nickte.

„Haben Sie geſungen?“ — fragte ſie.

„Ich habe geſungen;“ — war Glorioſo's Antwort.

„Der Herr Offizier ſingen recht ſchön!“

„Es geht wohl noch.“

„Wahrhaftig? recht ſchön. — Ich habe ja auch applaudirt.“

„Ich danke!“

„'s iſt gern geſchehen.“

„Wiſſen möchte ich aber wohl, wem die ſchönen Händchen gehören, die mein Geſang in Bewegung geſetzt hat?“

„Die gehören Jungfer Loretten, in Dienſten der Signora Seraſina.“

„Iſt die Signora im Garten?“

„Nein.“

„Ein ſchöner Garten!“

„O ja!“

„Den ich wohl einmal durchwandeln, und genauer beſehen möchte.“

„Nichts iſt leichter, als das. Sie dürfen es ja nur thun.“

„Wird's erlaubt ſeyn?“

„Warum nicht?“

„Jetzt?“

„Zu jeder Stunde.“

„Auf deine Verantwortung?“

„Auf meine Verantwortung.“

„Ich komme.“

„Ich erwarte Sie.“

Geſagt, gethan. — Glorioſo trat in den Garten, Loretta gieng ihm entgegen, und führte ihn herum. — Sie traten in den Pavillon. Hier lag auf einem Sofa eine Laute unter Notenblättern.

„Deine Signora iſt muſikaliſch?“

„So gut, wie der Herr Offizier. — Sie ſind —?“

„Obriſt.“

Loretta verneigte ſich.

Auf einem Tiſchchen lagen Bücher. Glorioſo ergriff Petrarka's Gedichte. Er ſchlug ſie auf, und las feierlich deklamirend:

Pace non trovo, e non ho da far guerra,
E temo, e spero, ed ardo, e son un ghiaccio;

E volo sopra 'l ciel, e giaccio in terra;
E nulla stringo, e tutto 'lmondo abbracio *). .

„Iſt es möglich?“ — fragte eine Stimme hinter ihm.

Schnell drehte ſich Glorioſo herum, ſah ein reitzendes Weib vor ſich ſtehen, und Petrarka's Sonette entſanken ſeinen Händen. — Verlegen zog er den Hut, und neigte ſich tief. Er wollte ſprechen, und wußte nicht, was er ſagen ſollte.

Loretta ſagte:

„Signora Seraſina! — Der Herr Obriſt, — ich weiß nicht, wie er heißt.“

---

*) „Frieden finde ich nicht, und habe nichts, womit ich Krieg führen kann. Ich fürchte, und hoffe. Ich brenne, und bin Eis. Ich überfliege den Himmel, und liege auf der Erde. Ich faſſe nichts, und umarme die ganze Welt.“

XLIII.

Man ſpricht wohl her und hin,
und weiß ſich zu beſcheiden,
doch bleibt nur der Gewinn
auf einer von den beiden Seiten.
Wer dieſen nun erſpielt
der traf das Ziel wonach er zielt.

„Ich bin, — ſagte er, — der Obriſt Nardonello, in Dienſten Sr. Maj. des Königs beider Sizilien.“

Loretta ſetzte hinzu:

„Der Herr Obriſt iſt unſer Nachbar, und hat dieſen Garten allerliebſt gefunden.“

„Der Garten, — fuhr Glorioſo fort, — iſt ſchön, ſchöner aber noch iſt, was ihn ziert und belebt.“

„Das gilt uns!“ — lächelte Loretta Serafinen zu.

Seraſina neigte ſich zierlich, und lächelte gleich Loretten:

„Der Kriegsgott war, wie man erzählt, ſtets galant.“

„Ihn belebte die himmliſche Göttin der Liebe, und er — wurde von ihm geliebt.“

„Wir haben, wie ich merke, beide den Ovid geleſen.“

„Jetzt eben las ich im Petrarka“ —

„Und es erſchien nicht der Geiſt der vielbeſungenen, durch ihren Dichter nun unſterblichen, Laura?“

„Die reitzendeſte Wirklichkeit erſchien, und alle Schatten flohen.“

„Doch nur der Sonne zu, um — ſich zu verſtärken.“

Seraſina zog einen Stuhl herbei, Loretta ſetzte den andern, erhielt einen Wink, und flog aus dem Pavillon. — Glorioſo und Seraſina ſetzten ſich.

„Sie

„Sie liegen hier mit in Garniſon?"

„So iſt es."

„Werden wir bald Frieden haben?"

„Ich hoffe, Ruh und Friede ſind in Rom jetzt wieder hergeſtellt."

„Man ſagt's."

„Man ſagt's nur? Man ſieht, man empfindet's nicht?"

„So ſagt man."

„Und Sie?"

„Ich? — Ich lebe mit der ganzen Welt in Frieden. Non ho da far guerra. Sie aber ſagen: Pace non trovo."

„Temo."

„Und ſind Soldat? — Spero ſollten Sie ſagen."

„Darf ich?"

„Ob Sie dürfen? Hoffen, glaube ich, darf jedermann; und gewiß, auch jeder hofft. Selbſt neben dem Sterbenden ſteht Hoffnung noch, bis ihm die Augen brechen. — Hoffnung iſt die einzige Freundin des menſchlichen Lebens."

„Sie täuſcht nur aber allzuoft."

„Nicht ſich ſelbſt."

„Deſto grauſamer aber andere, die Freude von ihr hofften."

Loretta trat in den Pavillon und ſagte Seraſinen etwas in's Ohr. Sie nickte, und Loretta gieng wieder fort.

Nach einer kleinen Pauſe nahm Glorioſo wieder das Wort:

„Ich ſehe, ſchöne Signora! daß Sie muſikaliſch ſind."

„Ein wenig. — Ein Dilettant darf nie Anſprüche machen, dies kömmt nur wahren, und vollendeten Künſtlern zu."

„Die Kunſt ſucht überall Geleite."

„Es geht ihr, wie der Liebe."

„Dabei verliert die Liebe nichts."

„Die Kunſt noch weniger.“

„Die Kunſt verlangt Bewunderung, die Liebe, Einklang. Die Kunſt nimmt Sinne, Liebe nimmt Herzen in Beſchlag.“

„So hat ſie Herz und Sinne zugleich.“

„Nur hat die Kunſt das zum voraus, daß ſie gewöhnlich froher iſt, als Liebe. Sie iſt ſich mehr ſelbſt genug als Liebe, die im Beſitz noch ſtets nur wünſchet und verlangt. — Man ſollte dieſe Niezufriedene mehr fliehen, als ſuchen, mehr fürchten, als wünſchen. Sie iſt ein Kleinod, deſſen Beſitz den, der es beſitzt, nur immer ärmer macht.“

„Andere ſchätzen dieſen Werth.“

„Drum kann ſie auch nicht allein ſeyn, und dies macht, daß ſie ſo zweiſeitig wird.“

Loretta kam zurück, trug Wein auf, Gebackenes, Früchte, und ſervirte.

Ein alter Diener trat in den Pavillon, brachte einen ſchwarzgeſiegelten Brief, und gab ihn Serafinen. Er gieng. Sie entfaltete, las den Brief, und ſteckte ihn ganz ruhig zu ſich.

„Ihr Wohlſeyn, ſchöne Signora!“ — ſagte Glorioſo, indem er den Becher leerte.

Serafina erwiederte dies, und ſetzte hinzu:

„Wohlſeyn macht Glücklichſeyn.“

„Ach! Zum Glücklichſeyn gehört ſo viel!“

„Und ſo wenig! Man will es ſeyn, und man iſt es. — Dies klingt zwar ein wenig parador, iſt aber, genau betrachtet, dennoch wahr.“

„Gemeinhin liegt das Unglück uns immer näher, als das Glück.“

„Man glaubt es.“

„Und erfährt es beinahe täglich.“

„Sind Sie unglücklich?“

„Glücklich bin ich wenigſtens nicht.“

„Vermählt?“

„Nein.“

„Nun dann, ſo — werden Sie ſich doch wohl einmal vermählen?“

„Gewiß! ſo bald ich finde, was ich ſuche.“

„Sie müſſen dabei nicht allzubedächtlich zu Werke gehen. Bei'm Wagen, muß man wagen; und wer wagt, gewinnt, ſagt das Sprichwort.“

„Haben Sie ſchon gewagt?“

„Ich hatte.“

„Und waren glücklich?“

„Ich war es. — Zwei Jahre dauerte mein Glück. Der Krieg entriß mir den Gemahl. Er fiel bei Lodi unter Frankreichs Fahnen.“

„Sie ſind nicht von hier?“

„Ich bin eine Genueſerin.“

Glorioſo ſchwieg. Serafina ſah ihn lächelnd an, und fuhr fort:

„Ich bin eine Genueſerin. Nach einer allgemeinen Sage iſt dies mir nicht günſtig. Das Sprichwort nennt uns senza fede. Glauben Sie das nicht! Auch Genueſerinnen wiſſen treu zu lieben, wenn ſie treu geliebt werden. Liebe fordert Liebe, und Treue will durch Treue belohnt ſeyn. Piaga per allentar d'arco non sana *), ſagt Petrarka, und wer um Treue ſpielt, muß Treue auf's Spiel ſetzen.“

Seufzend ſchlug ſie die Augen nieder. Glorioſo griff verlegen nach Petrarka's Gedichten, und las, was ihm bei'm Aufſchlagen derſelben in's Geſicht fiel, deklamirend, wie gewöhnlich, ab:

---

*) „Eine Wunde wird durch den abgeſpannten Bogen nicht geheilt.“

Non sa, come Amor sana, e come ancide,
Chi non sa, come dolce ella sospira,
E come dolce parla, e dolce ride *).

Serafina lächelte:

„Wie ſonderbar Sie finden!“

„Ich empfinde, was ich finde;“ — antwortete Glorioſo.

Verlegen, wie es ſchien, begann Serafina mit einem:

„Herr Obriſt“ —

brach ab, und ſchwieg.

Loretta verließ den Pavillon.

---

*) „Der weiß nicht, wie Liebe heilet, weiß nicht, wie tödlich ſie verwundet, der nicht weiß, wie ſüß ſie ſeufzt, wie ſüß ſie ſpricht, wie angenehm ſie lächelt.“

XLIV.

Iſt das Erklärung? iſt es keine?
Wer fragt wohl nach dem Scheine
wenn er die Wirklichkeiten ſucht?
Was ſpricht dein Herz? —
Wohlan! es ſey verſucht!

„Sie ſchweigen? — ſagte Seraſina. — Ich glaube Sie in dieſem Augenblick wie durch den Schlag einer Zauberruthe ganz verwandelt zu ſehen.“

„Mich?“

„Gewiß!“

„Gewiß?“

„Ich könnte beinahe in die Verſuchung gerathen, dieſe Verwandlung zu beſchwören.“

Glorioſo ſchlug das Buch auf mit dem er ſpielte, und las:

E que' begli occhi, che i cuor fanno smalti,
Possenti a rischiarar abisso e notti;
E torre l'alme a' corpi, e darle altrui;
Col dir pien d'intelletti dolci ed alti;
Co' i sospir soavemente rotti;
Da questi Magi trasformato fui *).

Serafina blickte zur Erde. Glorioſo ergriff ihre Hand, und ſagte:

„Glauben Sie, daß nur der Zufall allein, oder der Wunſch dieſen nachbarlichen Garten zu ſehen, mich hieher gebracht hat?“

„Und, was ſonſt?“

„Signora! Der Wunſch Sie zu ſehen hat mehr Antheil an meinem Hierſeyn, als

---

*) „Dieſe ſchönen Augen voll herzenzerſchmelzender Gewalt, die Abgrund und Nächte erhellen, die Seelen den Leibern entführen und ſie andern geben; Worte voll ſüſſen, erhabenen Scharfſinn, mit Seufzern lieblich unterbrochen; das ſind die Zauberer, die mich verwandelt haben!“

Sie glauben. Sollten Sie aber etwa — es ungern ſehen, daß —"

Sie warf ihm einen ſprechenden Blick zu. Er ſchien ihn zu deuten, und wollte ſprechen. Serafina kam ihm zuvor:

„Erlauben Sie! — Wir müſſen uns trennen."

„Trennen? Wir müſſen? — Verſtehe ich Sie recht?"

„Ich weiß nicht, wie Sie mich verſtehen wollen, aber das glaube ich, daß es gut iſt, wenn wir uns trennen."

„Ich glaube das nicht. Sie müßten denn — — Sie ſind frei und ungebunden?"

„Seit dem Tode meines Gemahls."

„Sie wollen frei bleiben?"

„Darüber mag mein Herz entſcheiden."

„Es entſcheide.“

Er ſtieg auf; ſie mit ihm. — Eine Pauſe.

„Signora! — Darf ich hoffen Sie wieder zu ſehen?“

„Ach!“

„Ich darf?“

„Wenn Sie wollen.“

„Wenn ich will? — Signora! meine Wünſche —“

Loretta kam in den Pavillon zurück. — Sie kredenzte, und es entſtand eine lange Pauſe. — Endlich fragte Serafina:

„Womit vertreiben Sie ſich hier die Langeweile des Garniſonlebens?“

„Ich leſe, dichte, ſinge, und ſpiele.“

„Sie gehen nicht in Geſellſchaften?“

„Wenig.“

„Ich, noch weit weniger.“

Eine Pauſe. — Glorioſo nahm Abſchied. — Man ſeufzte herüber, und hinüber. Langſam verließ er den Garten, gieng auf ſeine Wohnung zu, und ſah kaum, daß ſein Adjutant vor ihm ſtand, der ihn ſuchte.

XLV.

Was Liebe giebt, ſoll Liebe nehmen?
Wer hebt den Schleier, der die Zukunft
deckt?
Was hat zu quälen, zu beſchämen
des Neides Dämon dir geweckt?

Der Adjutant brachte ihm eine Einladung zu dem Kommandanten, wohin er ihm folgte. — Don Naſelli führte ihn in ſein Kabinet.

„Herr Obriſt! — ſagte er; — ich habe Ihnen einen Auftrag zu geben. Ich weiß gewiß, daß ſich in der Gegend, die Sie bewohnen, ſey's in Ihrer, in der Lateiniſchen Straße *), oder in der Gegend der Ring-

---

*) Strada di Porta Latina.

mauer der Chiuſa, in irgend einem alten Gebäude, in unterirdiſchen Gängen, Kellern ꝛc. eine Geſellſchaft Verbündeter, ſogenannter Patrioten zu verſammeln pflegt. Sie ſpielen uns im Rücken, wechſeln Briefe mit den Franzoſen, ſenden Emiſſaire aus, erhalten welche, kurz, halten es mit dem Feinde, uns eine Diverſion zu machen. Dieſe Vögel der Finſterniß müſſen an's Licht gejagt werden. Die Ausführung dieſes Geſchäfts übertrage ich Ihnen, und weiß, Sie werden ſich als Mann von Pflicht und Ehre benehmen. Gehen Sie ſo behutſam wie möglich dabei zu Werke, und ſeyn Sie in Ihren Entdeckungen glücklich.“

Glorioſo verſprach, was von ihm gefordert wurde, und vertheilte Kundſchafter in die bezeichneten Gegenden.

Ein Geſchenk von einigen Granatäpfeln, die er Serafinen ſchickte, brachte ihn einen

Beſuch von Loretten, die die Dankſagung ihrer Signora ihm überbrachte.

„Sie iſt, — ſagte die Zofe, — ſeit einigen Tagen ſehr zerſtreut, und ich möchte beinahe ſagen, unruhig, ſogar des Nachts. Sie ſeufzt, ſpricht mit ſich ſelbſt, und ich weiß nicht, was ihr iſt. — Jetzt läßt ſie den Herrn Obriſten erſuchen, ihr bald ſeine Gegenwart zu ſchenken.“

Das geſchah ſogleich.

Seraſina empfieng ihn im Pavillon des Gartens, wo ſie, in einem Buche leſend, ſaß. — Eine ſtarke Verlegenheit ſchien die gegenſeitigen Komplimente zu ſtempeln. — Allgemeinere Gegenſtände führten zur Unterhaltung. Loretta gieng geſchäftig ab und zu.

Man gieng im Garten auf und ab. Seraſina gieng neben Glorioſo, und ihre Worte waren Töne einer engliſchen Harmo nika. Glorioſo ſprach bei ſich ſelbſt das, was Petrarka von ſeiner Laura ſagte:

Non era l'andar suo cosa mortale,
Ma d'angelica forma; e le parole
Sonavan altro, che pur voce umana *).

Getroſt konnte er nun, eben wie jener Dichter, hinzuſetzen:

Qual maraviglia se di subit'arsi **)?

So gieng die reitzende Signora neben ihm, wie geſagt, im Garten auf und ab.

---

*) „Ihr Gang war nichts Sterbliches, war der Gang eines Engels, und ihre Worte klangen anders, als eine bloß menſchliche Stimme.“

**) „War es ein Wunder, wenn ich ſo plötzlich entbrannte?“

Erano i capei d'oro all'aura sparsi,
  Che'n mille dolci nodi gli avvolgea,
  E'l vago lume oltra misura ardea
  Di quei begli occhi.
E'l viso di pietosi color farsi *).

Das Geſpräch nahm eine zufällige, aber dennoch gewünſchte Wendung. Sie kamen zu einer Laube, ſetzten ſich nieder, und das Geſpräch ſchnitt tiefer ein. Im gemeinen Leben würde man ſagen, ſie kamen tiefer in den Text. Aus dieſem tiefen Texte ſollen die Leſer nun etwas hören.

„Ich muß es geſtehen, — ſagte Serafina, — die letzte unſerer Unterhaltungen hat mich unruhiger zurück gelaſſen, als Sie mich

---

*) „In tauſend Knoten geſchlungen flatterten ihre goldenen Haare in die Luft, und ein unausſprechlich reitzendes Licht brannte aus ihren ſchönen Augen. Es trug ihr Geſicht das Bild des Mitleids.“

ſanden. — Sie ſehen, daß ich aufrichtig bin, vielleicht aufrichtiger, als ich es ſeyn ſollte. Sie werden mein Geſtändniß nicht mißbrauchen. — Wir kommen jetzt auf ein ähnliches, oder vielmehr dem vorigen ganz gleiches, Geſpräch. Gehen wir nur noch Einen Schritt weiter, ſo dürfen wir uns entweder nie wieder, oder wir müſſen uns alle Tage ſehen."

„Und können, dürfen wir das nicht?" — fragte Glorioſo, indem er einen Kuß auf ihre Hand drückte.

„Man darf nicht immer, was man kann."

„Doch wohl nur unter gewiſſen Einſchränkungen?"

„Dürften? müſſen wir keine machen?"

„Wir ſind beide frei und ungebunden."

„Wollen wir uns binden?"

„Ich bin es ſchon. — O Seraſina! wenn Sie mich verſtehen“ —

„Ich fürchte, daß ich Sie verſtehe.“

„Das fürchten Sie? — Und ich habe es gehofft, gewünſcht.“

„Nun dann! So will ich“ —

„Nur Eine Frage! — Spricht Ihr Herz für mich?“

„Es ſpricht — für Sie.“

„So bin ich glücklich! — — Können Sie es mit mir werden? Wollen Sie mit dieſem, für mich ſprechenden Herzen, mir Ihre Hand ſchenken?“

„So raſch? So unvorbereitet?“

„Wenn Sie freilich unvorbereitet ſind, ſo —“

„Sie kennen mich noch viel zu wenig.“

„Ihre Seele liegt in Ihren ſchönen Augen.“

„Herr Obriſt! — Wir ſprechen ein andermal von einer Angelegenheit, die — — uns beiden ſo wichtig wird.“

„Wie Sie befehlen.“

„Nicht in dieſem Ton, lieber Nardonello! — Laſſen Sie mir ſo viel Zeit, Ihnen etwas ſchreiben zu können.“

Sie ſtand auf, gieng in den Pavillon, und ſetzte ſich an den Schreibetiſch.

Glorioſo unterhielt ſich beinahe eine Stunde lang mit ſich ſelbſt, und mit Loretten.

Endlich kam Seraſina aus dem Pavillon, gab Glorioſo ein zuſammengefaltetes Papier, und eilte aus dem Garten.

Er entfaltete das Papier, und las:

„Drei angefangene Briefe habe ich
„zerriſſen. Hier iſt der vierte Brief.
„— Ich liebe Sie.

Seraſina.“

Schnell eilte Glorioſo ihr nach, auf ihr Zimmer.

„Sie ſind mir zu ſchnell gefolgt, mein Lieber!“ — rief ſie ihm entgegen.

„Nicht ſchnell genug, meinte ich;“ — antwortete Glorioſo, indem er ihre Hand ergriff, und ſie zärtlich an ſein Herz drückte.

Serafina ſchlug die Augen nieder. Glorioſo ſuchte ihre Blicke. Sie ſchlug die Augen auf. Er zog ſie an ſich, ſchob ihr einen Ring an den Finger, und drückte einen Kuß auf ihre ſchwellenden Lippen.

Lorettens Ankunft ſtörte die zärtliche, ſtumme Unterhaltung. Der Tiſch wurde gedeckt. Glorioſo blieb zum Abendeſſen. — Es war ein ſehr heiteres, frohes Mal. — Nach Tiſche ſpielte und ſang Serafina; dann ſpielte und ſang Glorioſo.

Spät giengen ſie auseinander. Glückliche, ſüſſe Träume wünſchten ſie ſich beide einander, und ſchieden küſſend.

Glorioſo ſtand eben bei ſeiner Hausthür, als eine lange in einen Mantel gewickelte Figur auf ihn zukam. Er blieb ſtehen, und legte die Hand an den Degen. Die Figur ſprach:

„Keine Waffen gegen mich! — Hören Sie die Stimme der Warnung. Sie ſtürzen ſich in Verlegenheit und Unglück. Fliehen Sie den Umgang der Signora Serafina.“

„Welcher neidiſche Dämon ſagt mir das?“ — fragte Glorioſo heftig.

Der Sprechende fuhr gelaſſen fort:

„Kein neidiſcher Dämon, ein Freund ruft Ihnen die Warnung zu: Sehen Sie ſich vor! Sie werden unglücklich, und in große Verlegenheiten gezogen, wenn Sie die Bekanntſchaft der Signora nicht aufgeben.“

„Ich höre nur die Stimme und Warnung eines Neidiſchen, vielleicht eines mißgünſtigen Nebenbuhlers.“

„Sie irren ſich. Nicht Neid, nicht Eiferſucht ſpricht aus mir. Darüber können Sie ruhig ſeyn.“

„So erklären Sie ſich deutlicher.“

„Das kann ich nicht.“

„Nicht?“

„Nein. — Genug, daß ich Sie warne. Sie wiſſen, Sie ahnden nicht, in welchen Schlingen Sie ſich befinden, welche Bekanntſchaft Sie gemacht haben. — Nochmals, ſehen Sie ſich vor. Man wird auf Ihre Unkoſten ſpielen. Sie ſtehen in Verhältniſſen, Sie haben Pflichten, die Ihrer gemachten Bekanntſchaft geradezu entgegen ſind, die Sie unglücklich machen können, wenn Sie ſich nicht von der Bahn, die Sie betreten haben, eiligſt zurück ziehen. —

Schlafen Sie wohl! und nehmen Sie, was ich Ihnen ſage, wohl zu Herzen.“

Er gieng, und Glorioſo blieb nachdenkend zurück. — Er kam auf ſein Zimmer. Sein Diener übergab ihm ein Billet. Es war von einem Offizier ſeines Korps, und enthielt blos die Worte:

> „Wir ſind der bewußten Verſammlung auf der Spur.“

Ziemlich gedankenvoll gieng er zu Bette, und ſchlief wenig.

Sechſtes Buch.

Am Ziele dort prangen
die Kränze ſo ſchön.
Dahin zu den Kränzen,
wir müſſen ſie ſeh'n!
O Unſchuld! du traute
Gefährtin der Ruh,
o decke mit Schleiern
der Freude uns zu!

XLVI.

Die Warnung, — gab ſie Freundſchaft, gab ſie Liebe?
Wer ſagt dir das? — Es adelt dieſe Triebe
noch mehr ein unbeſcholtnes Herz.

Treſino, der Offizier, deſſen Billet Glorioſo den Abend zuvor gefunden und geleſen hatte, erſchien ſehr früh bei ihm.

Glorioſo. Nun, Freund Treſino! Sie ſind, wie Sie mir ſchreiben, auf einer gewünſchten Spur?

Treſino. So iſt es.

Glorioſo. Was haben Sie entdeckt?

Treſino. Der Keller, oder was es iſt, in welchen die Patrioten ihre unterirdiſchen Verſammlungen halten, iſt entdeckt. Er liegt in einem Garten. Ich werde Ihnen den Platz zeigen. Wir können nun Maaßregeln nehmen, die Geſellſchaft zu überraſchen, und aufzuheben.

Glorioſo. Gut! — Nur müſſen wir bei der Sache vorſichtig zu Werke gehen.

Treſino. Unbeſorgt! — Auf ſo etwas verſtehe ich mich.

„Ein Unbekannter, — ſagte Glorioſo's Diener, indem er in's Zimmer trat, und ſeinem Herrn einen Brief überreichte, — hat bei dem Hauswirth dieſes abgegeben. Der Brief hat Ihre Addreſſe."

Glorioſo öffnete den Brief, ſah ihn von einer weiblichen Hand geſchrieben, und las:

„Sehen Sie ſich vor! Ihre Bekanntſchaft mit der Signora Seraſina kann Sie in große Ungelegenheiten bringen. Im Garten der Villa Albanigo, bei der großen Fontana, können Sie dieſen Morgen freundſchaftliche Winke erhalten.“

Glorioſo kleidete ſich an, gieng mit Treſino zur Parade, und eilte dann in die Villa Albanigo, die Perſon zu finden, die ihm freundſchaftliche Winke zu ertheilen verſprochen hatte.

Ein Mädchen wandelte bei der Fontana auf und ab. — Sollte Liſe es ſeyn, von der die Entdeckung kommen ſollte?

Sie war es.

Es war Romana, die Tochter des Gärtners, in deſſen Garten Seraſina wohnte, ein artiges, junges Mädchen.

„Kommen Sie?"

„Biſt du es mein Kind! die mich hieher beſchieden hat?"

„Ich bin es, und habe Sie erwartet."

„Was haſt du mir zu ſagen?"

„Ich habe Sie geſehen, Sie gefallen mir, und ich — kann Sie unmöglich betrügen laſſen!"

„Wer will mich betrügen?"

„Ich rechne auf Ihre Diskretion."

„Das kannſt du. Hier, Hand und Wort darauf."

„Bei uns wohnt eine gewiſſe Signora Seraſina, die Sie kennen. Sie iſt eine ſehr gute Dame. Aber ſie hat etwas mit Ihnen vor, das auf einen Betrug hinaus läuft."

„Wär es möglich?"

„Glauben Sie mir!"

„Was iſt es, das Sie —"

„Was es iſt, weiß ich nicht, aber es iſt etwas, das nicht fein iſt. — Leben Sie wohl! Seyn Sie vorſichtig, und verrathen Sie mich nicht. Die Freundſchaft eines armen Mädchens kann Ihnen nicht verdächtig ſcheinen.“

Glorioſo drückte ihr eine Börſe in die Hand. — Mit großen Augen ſah ſie ihn an, und fragte:

„Was denken Sie von mir? — — Feil iſt meine Freundſchaft nicht. Nehmen Sie Ihre Börſe zurück. Ich bin arm, aber nicht eigennützig.“

Mit dieſen Worten gab ſie ihm die Börſe zurück, und entfernte ſich ſchnell. — Glorioſo ſah ihr betroffen nach.

XLVII.

War's Zufall? war es Plan?
Begieng nur Eiferſucht den tollen Streich?
Verſtellung wandelt eine breite Bahn,
und Liebe ſelbſt gebietet: ſchweig!

Endlich kam er wieder zu ſich, und wollte ihr folgen, als er einen jungen Mann in römiſcher Uniform auf ſich zukommen ſah, der, ohne große Komplimente, ſogleich ihm heftig entgegen rief.

„Nardonello! ein Wort.“

Gelaſſen antwortete Glorioſo:

„Das Wort?“

„Lieben Sie die Signora Seraſina?“

„Mein Herr!“

„Beantworten Sie meine Frage.“

„Wer will mich dazu zwingen?"

„Ich."

„Sie?"

„Ich. — Sie ſind einer Gegenliebe der Signora unwerth."

„Beleidigungen ertrage ich nicht."

„Laſſen Sie ſehen."

„Was wollen Sie ſehen?"

„Beweiſe deſſen, was Sie ſagten."

„Welche wollen Sie haben?"

Ohne ein Wort zu ſprechen, zog der Offizier den Degen. Gelaſſen ſagte Glorioſo:

„Was Sie jetzt thun, habe ich ſicher mehrmal gethan, wie ſie. Bedenken Sie, was Sie thun."

„Ich habe bedacht, und handle. — Ziehen Sie!"

Glorioſo zog, drang auf ſeinen Gegner ein, und desarmirte ihn.

„Sie ſehen, — ſagte er, — daß ich zu fechten weiß, und daß ich Ihnen überlegen bin.“

„Stoßen Sie mich nieder, oder Sie ſind verlohren!“ — ſchrie der Offizier, ergriff ſeinen Degen, und drang wüthend auf Glorioſo ein.

Dieſer vertheidigte ſich gelaſſen. Der Offizier wurde hitziger. Glorioſo durchſtach ihm den Arm, und der Degen entſank ſeiner Hand.

Es rauſchte um die Hecke herum, und **Serafina**, in Lorettens Begleitung, ſtand vor ihnen.

„Nardonello! — Amadeo! — Um aller Heiligen willen! was geht hier vor?“ — ſchrie ſie.

„Dieſer Herr nöthigte mich ihn zu verwunden; — antwortete Glorioſo. — Es iſt Ihr Ritter. Sorgen Sie für ſeinen

Verband. — Küſſen Sie ihm die Wunde heil.“

Seraſina. Nardonello! was ſagen Sie?

Glorioſo. Haben Sie mich nicht verſtanden?

Seraſina. Wie können Sie —

Glorioſo. Meinen Sie, ich wüßte nichts? Ich könnte nichts ahnden?

Seraſina. Was wollen Sie wiſſen?

Glorioſo. Verbinden Sie Ihren Ritter, und ſagen Sie ihm, er möchte ſich doch ja nie wieder an Männer wagen. Sein Degengeklimper iſt Männern nur ein Spiel. Er ſoll ſich das Lehrgeld von ſeinem Fechtmeiſter zurück zahlen laſſen.

Amadeo. Hölle und Tod!

Glorioſo. Suchen Sie einen Wundarzt auf, wenn Ihre Dame nicht mitleidig ſeyn will.

Seraſina. Amadeo! was haben Sie gethan? — Iſt, was hier vorfiel, auf meine Rechnung geſchehen, ſo erkläre ich hiermit feierlich, daß ich unſchuldig bin.

Glorioſo. Natürlich! — Der Zufall führte Sie hieher.

Seraſina. Bei Gott! ſo iſt es.

Glorioſo. Sie ſehen meinen Sieg, und ich — ſehe und empfinde den Ihrigen. Leben Sie wohl, ſchöne Signora!

Seraſina. Mit dieſem ſchändlichen Verdacht im Herzen dürfen Sie mich nicht verlaſſen. — Amadeo! reden Sie! Was trieb Sie an, dieſen unbeſonnenen Streich zu begehen?

Amadeo. Meine Liebe.

Seraſina. Kann mich das ſchuldig machen?

Amadeo. Sie ſind unſchuldig, und ich war raſend.

Er eilte, als er das geſagt hatte, ſchnell davon. — Nach einer langen Pauſe ſagte Serafina:

„Leben Sie wohl!“

Sie drehte ſich herum, blickte Glorioſo an, und zögerte zu gehen.

„Auch nicht einmal ein Lebewohl?“

Glorioſo ſchwieg. — Serafina trocknete ſich Thränen aus den Augen.

„O! ihr Männer!“

„O! ihr Weiber!“

„Wie unglücklich macht ihr uns!“

„Wie glücklich macht ihr Weiber uns Männer!“

„Spott verdiene ich nicht. — Sie ſollen mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Dieſes Bekenntniß will ich Ihnen abzwingen.“

„Freiwillig würden Sie es ſchwerlich erhalten.“

„Was berechtiget Sie zu dieſer Sprache?“

„Ihr Betragen.“

„Mein Betragen? — Was habe ich gethan? — Ein Unbeſonnener liebt mich, greift Sie an; — welche Schuld kann dabei mir zur Laſt fallen?“

„Mein Leben rettete mir meine Fauſt, aber wenn ich gegen Meuchelmörder —“

„Meuchelmörder? — Nardonello! — Gegen Meuchelmörder?“

„Gegen Hinterliſt und Betrug jeder Art —“

„Abſcheulich! — Nardonello! Sie morden mich ohne Waffen. Tödtend iſt Ihr Argwohn, Ihr ſchändlicher Verdacht. Glauben Sie, was Sie ſagen, ſo muß ich Sie haſſen, — haſſen, wie ich meine Sünden haſſe!“

„Sie werden Ihnen vergeben.“

„O! es iſt ſchändlich! wie Sie mich behandeln!“

„Und Sie behandeln mich ſehr edel.“

„Nardonello!“

„In's Verderben ſtürzen, hintergehen, betrügen, wollen und werden Sie mich.“

„Jetzt müſſen Sie ſich rechtfertigen.“

„Kommen Sie mir zuvor. Ich folge Ihrem Beiſpiel.“

„Wer goß den hölliſchen Verdacht in Ihre Seele? Nennen Sie mir die ſchändliche Kreatur, die es wagte, Ihr Herz mit Argwohn gegen mich zu erfüllen. Sie ſoll nicht unbeſtraft es gewagt haben, uns zu entzweien, uns — die wir uns Liebe ſchwuren.“

Treſino kam die große Allee herunter. Glorioſo eilte ihm entgegen.

„Man machte es mir wahrſcheinlich, Sie hier zu finden, — ſagte er. — Don Naſelli wünſcht Sie eiligſt bei ſich zu ſehen.“

Er gieng ſogleich mit ihm davon. Serafina ſank auf eine Raſenbank.“

XLVIII.

Herrlich, in erhöhterm Glanze,
ſtralt die Unſchuld doppelt ſchön,
pflanzt das Panner ihres Sieges,
auf der Freude Roſenhöh'n.

„Herr Obriſt! — ſagte Don Naſelli ernſthaft; — geben Sie Ihren Degen ab.“

Glorioſo ſah ihn fragend an, zögerte, gab aber endlich dem Adjutanten ſeinen Degen. Dieſer verließ das Zimmer.

Naſelli fuhr fort:

„Sie gehen als Staatsgefangener nach der Engelsburg.“

„Ich? — Als Staatsgefangener?“

„Wie ich ſage.“

„Mein General! Ich bin kein Staatsverbrecher.“

„Hm!“

„Haben Sie Beweiſe vom Gegentheil? — Ich muß bitten, mir dieſelben vorzulegen.“

„Die ſogenannte Patriotengeſellſchaft und ihr Verſammlungsort iſt ſehr lange Ihren ſcharfſichtigen Blicken entgangen?“

„Wir ſind jetzt auf der Spur.“

„Doch?“

„Treſino hat die Entdeckung gemacht.“

„Hat er?“

Er klingelte. Ein Offizier trat ein. Naſelli gebot:

„Treſino wird arretirt.“

Der Offizier verließ das Zimmer. — Glorioſo ſtaunte.

„Herr General! — ich weiß nicht, was ich denken, was ich ſagen ſoll!“

„Das glaube ich Ihnen.“

„Sie haben Verdacht gegen mich, gegen den braven Tresino. Wer ſind unſere Ankläger? Stellen Sie uns dieſelben vor.“

„Das ſoll geſchehen. —. Jetzt gehen Sie in's Gefängniß.“

Glorioſo gieng, und wurde in die Engelsburg gebracht.

Den dritten Tag wurde er vor Gericht gefordert. Don Naſelli ſelbſt präſidirte bei demſelben.

„Sie ſind des Einverſtändniſſes mit einer Geſellſchaft von Menſchen angeklagt, die ſich Patrioten nennen, und gegen den Staat zu Gunſten der Franzoſen konſpiriren.“

„Ich kenne dieſe Menſchen nicht, ich weiß nichts von dem ſchändlichen Bunde; — antwortete Glorioſo. — Treu habe ich meinem König ſtets gedient, treu werde ich ihm dienen, bis an's Ende meines Lebens. Mit

Verräthern habe ich keine Gemeinſchaft. Wer kann das Gegentheil mir beweiſen?“

„Haben Sie keine Bekanntſchaft mit einer gewiſſen Signora Serafina?“

„Ich kenne ſie, dieſe Verrätherin. Ich liebte ſie.“

„Iſt dieſe Serafina nicht das Herz, die Seele des Patriotenbundes?“

„Das weiß ich nicht. — Das weiß ich aber, daß ſie mich auf irgend eine mir unbekannte Art in Verlegenheit bringen, daß ſie mich hat betrügen, hintergehen wollen. — Einer ihrer Liebhaber, ein Römiſcher Offizier, Amadeo, fiel an dem Tage, an welchem ich in Arreſt geſchickt wurde, mich im Garten der Villa Albanigo an, und nöthigte mich, ſeine Verwegenheit blutig zu beſtrafen. Serafina erſchien gleich darauf auf dem Kampfplatze, und alles ſchien ein abgeredeter Plan zu meinem Verderben zu ſeyn.“

Naſelli ſchellte. Man führte Seraſinen herein.

„Hier iſt ſie ſelbſt, — ſagte Glorioſo; — ſie mag reden, aber die Wahrheit.“

„Ich wiederhole und verſichere, — ſprach Seraſina; — die Wahrheit alles deſſen, was ich dieſen Morgen ausgeſagt habe. Ich bin ſo ſchuldig, wie ich geſagt habe. — Der Obriſt Nardenello hat keinen Antheil an unſerm Bunde. Der Plan war gemacht, ihn durch mich in denſelben zu ziehen, als wir erfuhren, er habe den Auftrag, uns auf die Spur zu kommen, aber Amadeo's blinde Eiferſucht vernichtete alles. Hat Amadeo ihn angeklagt, ſo hat er ſchändlich gelogen. — Amadeo war das Haupt unſers Bundes, und ich — theilte dieſe Würde mit ihm. Rom wollten wir befreien, und —“

Naſelli gebot ihr, zu ſchweigen. — Er

ſtieg auf, umarmte Glorioſo, und reichte ihm ſeinen Degen.

Seraſina wurde abgeführt. — Glorioſo erhielt ſeine Freiheit wieder; Treſino die ſeinige mit ihm.

Glorioſo kehrte in ſeine Wohnung zurück, und erhielt bald darauf einen Brief von Don Naſelli an den König, und die Ordre, denſelben nach Palermo ſelbſt zu überbringen.

XLIX.

Der Zufall ſpielt der ſonderbaren Spiele
ſo mancherlei und viele,
daß ſelbſt Gewißheit ſich oft ſtaunend
fragt:
Haſt du zu träumen dies gewagt?

Glorioſo konnte Rom nicht verlaſſen, ohne ſeiner Freundinn Romana zu danken. Er ſuchte ſie auf, ſie zu beſchenken. Sie wollte nichts annehmen. Er ſagte ihr, daß er Rom verlaſſen würde. Sie weinte, und nahm als Andenken, nach vielen Bitten, endlich einen Ring von ihm an.

Glorioſo eilte nach Neapel, gieng zu Schiffe, und kam glücklich mit ſeinen Depeſchen in Palermo an. Der König empfieng ihn freundlich, durchlas die Briefe und Schriften, und äußerte nichts von ihrem Inhalt. — Glorioſo war nun wieder unbeſchäftiget, ſpazierte umher, ſpielte, ſang, und meditirte. Er gieng an öffentliche Oerter, wo man von den Blutſzenen und Hinrichtungen in Neapel ſprach, und zu ſeiner großen Verwunderung vernahm er, ſein Freund Lorentino *) ſey des Hochverraths ſchuldig befunden, und hingerichtet werden. Die ſonderbare Ahndung, er möchte ſeine Familie, wie die Reihe der Bildniſſe in ſeinem Schloſſe beſchließen **), war ſchrecklich in Erfüllung gegangen. Glorioſo gedachte derſelben, und wiederholte ſich Lorentino's damals geäußerte Worte:

> „Es giebt gewiſſe Vorbedeutungen, Anzeigen, Ahndungen, die nicht immer ſchlechterdings zu verwerfen ſind."

In

---

*) 1 Th. S. 150.

**) S. 161.

In dieſen Betrachtungen wurde er durch einen Befehl, zum König zu kommen, geſtört.

Der König kam ihm freundſchaftlich entgegen, und redete ihn an:

„Ich habe noch immer nicht Zeit gehabt, an Ihre Belohnung zu denken. Endlich iſt es geſchehen. Ich ſchenke Ihnen das mir zugefallene Stammſchloß der Familie Lorentino, und ernenne Sie zum Kommandanten aller Milizen jenes Diſtrikts in meinem Königreich.“

Er gab ihm die Schenkungsbriefe, und Glorioſo vermochte es kaum, einige Worte des Dankes zu ſtammeln. Er kam zum Handkuß bei der Königlichen Familie, und der König wünſchte ihm glückliche Reiſe.

Wie ein Träumender beſtieg er die Barke, die ihn nach Neapel führte. Er wartete dem Kardinal Ruffo auf, der ſich eben anſchickte, zur Papſtwahl nach Venedig zu reiſen, und gieng ſchnell nach Coſenza.

Man kann leicht denken, wohin er gieng. — Im Klaren Kloſter ſuchte er Cöleſtinen auf. — Sie ſah und ſprach ihn mit freudiger Verwunderung. Er erzählte ihr, wohin er gehe, und wie der König ihn geehrt und belohnt habe. Sie freute ſich ſeines Glücks. — Noch war ſie nicht eingekleidet. Glorioſo bot ihr wiederholt an, was er ihr ſchon längſt angeboten hatte, ſein Herz und ſeine Hand. Sie verſicherte ihm, daß ſie ſein Anerbieten annehmen würde, ſobald ſie nicht mehr im Kloſter ſeyn möchte.

Er verließ Coſenza, und reiſte mit klopfendem Herzen auf ſein Schloß zu.

L.

Den Zauberſtab ſchwingt laute Freude,
ein frohes Völkchen ſcherzt und lacht,
wie freuen ſich die guten Leute,
und jubeln ſpät bis in die Nacht!
Und in das Schloß, mit leiſem Tritte,
ſchleicht ſcherzend die Vertraulichkeit,
geheimnißvoll folgt ihrem Schritte
die unbewachte Sicherheit.

Schon ſah er das Schloß liegen. Er hielt an, und ſprach bei ſich ſelbſt.

„Der Herr dieſes Schloſſes wurde, als ich ihn hieher begleitete, von ſeinen Unterthanen freudenvoll empfangen *). Tauſend frohe Wünſche tönten ihm entgegen. Ich, in ſeiner Geſellſchaft, wurde für einen Edelmann,

---

*) I. Th. S. 155.

ſeines Gleichen, gehalten, und war es nicht. Er war ein Verräther ſeines Königs, der ihn mit Wohlthaten überhäufte *), ich war geächtet, und ſtellte für die Rechte des Königs mich ſeinen Feinden entgegen. Lorentino fiel unter dem Schwerdte der Gerechtigkeit, und mir ſchenkte der König das Stammſchloß des Gefallenen. — Dort liegt es, das Schloß, auf welchem ich frohe Tage verlebte, ohne zu ahnden, daß ich einſt Herr deſſelben ſeyn würde. Wie ſonderbar! — — Ich habe noch eine Quittung dort zu erhalten **). Werde ich ſie jetzt verlangen? verlangen mögen? — Sonderbarer Wechſel der Dinge! — Wohlan Nardonello, der große Teufel iſt von dir gebannt worden, ziehe nun, ein Engel des Friedens, in dein Schloß ein, und ziehe, wenn es möglich iſt, einen Engel dir nach.“

*) II. Th. S. 13.

**) I. Th. S. 172. II. Th. S. 8.

Sein vorausgeſchickter Diener kam ihm entgegen geſprengt.

„Herr!"

„Was giebt's?"

„In dem Dorfe ſieht's wunderbar aus."

„Wie ſo?"

„Alles, Jung und Alt, Weib und Kind, — alles iſt auf den Beinen."

„Nun?"

„Sie haben Fahnen und Muſik, Kränze und Kronen; und am Eingange des Schloſſes ſteht eine Ehrenpforte, mit einer Sonne, und drüber ſtehen die goldenen Buchſtaben O. N. Das ſoll heißen, wie mir einer ſagte, Oldrino Nardonello. Es flattern auch Papiere an der Ehrenpforte herum, darauf ſtehen gewiß Verſe. — Der Kaſtellan kömmt uns entgegen geritten."

Glorioſo ritt weiter, und ſagte bei ſich ſelbſt:

„So war es auch, als ich mit Lorentino hieher kam.“

Am Hügel fiel ein Schuß. Nun wurde es im Dorfe laut. — Der Kaſtellan kam an, ſtieg vom Pferde, und huldigte dem neuen Herrn. Glorioſo empfieng ihn und ſeine Huldigung ſehr froh gelaunt.

Glocken ertönten, Freudenſchüſſe fielen, mit Muſik und Geſang kamen ihm die Dorfbewohner entgegen, und ein jubelndes Willkommen! willkommen! ſchallte laut durch die Lüfte.

„So war es auch, — ſagte Glorioſo zum zweitenmal bei ſich ſelbſt; — als ich mit Lorentino hieher kam *).“

---

*) I. Th. S. 156.

Ein artiges Mädchen trat Glorioſo, der vom Pferde geſtiegen war, entgegen, überreichte ihm einen Kranz, und ſagte ein paar Verſe her. Glorioſo küßte ſie auf die Stirn, und ſchenkte ihr eine Halskette.

„Dieſe Kette, Mariette, — ſagte eine ältliche Frau, die ihre Mutter zu ſeyn ſchien, — mußt du an deinem Hochzeittage tragen.“

„Und ich komme zur Hochzeit;“ — ſagte Glorioſo.

Der Richter des Dorfs trat nun herzu, und hielt eine kleine Rede, und darauf huldigten alle Anweſende ihrem Herrn, und ſchwuren ihm den Eid der Treue.

„Einſt ſchwuren mir auch Menſchen einen Eid der Treue, — ſagte Glorioſo bei ſich ſelbſt; — und dieſes Band verkettete uns zu unedlen Handlungen. Jetzt ſoll dieſer Eid mir beſſere, edlere Früchte bringen.“

Sie kamen an's Schloß. Zwei junge Weiber, Kinder auf den Armen, traten aus der Ehrenpforte ihm entgegen. Es war Florette *), die von Lorentino ausgeſtattete Schöne, und Liſena, die 50 Dukaten Schuldnerin **). Sie führte ihn zu einem Papier, das an der Ehrenpforte hieng, und lächelte, wiewohl ein wenig ſchalkhaft, ihm freundlich zu:

„Gnädiger Herr! Hier hängt meine Quittung."

„Aber die Intereſſen?" — lächelte Glorioſo ihr fragend zu.

Liſena zeigte auf ihr Kind. Es fieng an zu weinen.

---

*) I. Th. S. 167. S. 171.

**) I. Th. S. 172. II. Th. S. 8.

„Ruhig! ruhig! — ſagte Glorioſo; — Ich verlange nichts. Die Mutter läuft davon, wenn ſie quittiren ſoll, und du weinſt. Was iſt mit euch zu thun?“

„Laſſen Sie uns laufen, — ſagte Liſena ganz naiv, — und bleiben Sie uns in Gnaden gewogen.“

Glorioſo drückte ihr die Hand, und gab ihr einen bedeutenden Blick, den ſie verſtand.

„Wenn meinen Mann etwa einmal, unglücklicherweiſe, ein Wolf freſſen ſollte, — ſagte ſie, — dann, bitte ich um eine Penſion.“

„Die laß dir dann von dem Wolfe geben;“ — lächelte Glorioſo.

„Wollen Sie für ihn gut ſagen?“

„Nein! Es möchte dir einfallen, mit dem Wolfe ein Bündniß zu ſchließen.“

„Es ſoll ungültig ſeyn, gnädiger Herr! wenn Sie es nicht mit unterzeichnen.“

„Gönne dem Wolfe ein Schäfchen, und er läßt dir den Mann.“

Er wendete ſich nun zu Floretten.

„Haſt du deinen Brautſchatz wohl angelegt?“

„O ja! — Ich lebe mit meinem Mann recht vergnügt; wir rühren uns, und ſind nicht arm. Man kann mit 100 Dukaten ſchon etwas anfangen.“

„Warum nicht? — Man bekömmt Muth, beißt die Leute in die Hände, *) —“

„Und läßt ſich wieder beißen.“

Dabei hielt ſie ihm ihr Kind entgegen, und ſagte ganz ernſthaft:

---

*) I. Th. S. 166.

„Der Bube heißt Lorenzo, wird groß und ſtark, und beißt ſchon um ſich —"

„Wie die Mutter."

„Davon wiſſen Sie ja doch nichts aus Erfahrung. Oder, beißt Liſena auch?"

„Nein, ſie quittirt blos; aber ſo langſam, wie möglich."

Der Pfarrer hielt eine lateiniſche Rede, fieng mit einem: Quod felix faustumque sit! an, und endete mit Deus vobiscum! in zierlicher Ordnung.

Glorioſo dankte ihm kurz, und fragte: Ob die Tafel bereitet ſey? Als dies bejaht wurde, invitirte er ſeine Gäſte, unter dieſen auch Liſena und Floretten.

Florette. Bewahre der Himmel, gnädiger Herr! das würde ſich gar nicht ſchicken. Sie würden an Ihrer Tafel an mir ſchlechte Freude erleben, und ich ſelbſt müßte mir wie nur hingeborgt vorkommen. Wenn

Sie einmal zu uns kommen, und bei uns eine friſche Milch verzehren wollen, ſo will ich mich zu Ihnen ſetzen, aber an die Schloßtafel bringen Sie mich nicht.

Glorioſo. Ich bitte mir's aber aus.

Florette. Bitten Sie ſich etwas anderes von mir aus. — Den kleinen Schreier auf dem Arme, könnte ich doch nicht mit zur Tafel nehmen, und trennen von ihm kann und mag ich mich auch nicht. Ich danke für die Gnade, aber mir laſſen Sie meinen Willen. Sie ſollen auch mein lieber, guter, gnädiger Herr ſeyn und bleiben.

Glorioſo. Und Liſena?

Liſena. Denkt wie Florette, und meint's eben ſo.

Glorioſo. Da habe ich zwei Körbe auf einmal bekommen.

Liſena. Sie ſind ja leer. Geben Sie ſie uns wieder.

Glorioſo. Macht euch im Dorfe recht luſtig. Tanz und Geſang halte euch munter. Verzehrt, was ihr habt und könnt; ich zahle die Zeche.

Liſena. Das weiß man ſchon. Sie ſind ein guter Herr. Sie legen bei uns aber alles recht wohl und auf Zinſen an.

Die Dorfbewohner giengen zum Tanz, und die gebetenen Gäſte zur Tafel.

Nach der Tafel zogen die jungen Leute mit Muſik auf's Schloß, und gegen Abend waren alle Köpfe illuminirt. Uebrigens aber gieng alles ruhig und friedlich ab.

Glorioſo war allein auf ſeinem Zimmer, als ſpät des Abends Liſena ganz unvermuthet eintrat.

„Liſena! darf ich meinen Augen trauen? Du hier?"

„Ja! trauen Sie Ihren Augen. Ich bin hier. — — Meinen Mann hat der

Wein auf den Rücken geworfen, er ſchläft wie ein Ratz. Der Kaſtellan liegt im Hauſe des Pfarrers auf den Ohren, und der Pfarrer ſchläft ganz ruhig vor der Kirchthür. Ich weiß nicht, ob ich jemals wieder eine ſo gute Gelegenheit finden werde, mit Ihnen ein paar Worte allein zu ſprechen. Deshalb bin ich hieher gekommen.“

„Allerliebſt!“

„Denken Sie aber nichts Arges von mir.“

„Gott bewahre!“

„Quittirt habe ich auch, alſo —“

„Du wirſt aber —“

„Ein Geheimniß habe ich Ihnen zu entdecken.“

„Ein Geheimniß?“

„Wie ich ſage.“

„Haſt du auch Geheimniſſe?“

„Ich habe keine. Sie aber werden eins ganz in der Nähe finden."

„Ich?"

„Sie."

„In der Nähe?"

„Hier im Schloſſe."

„In dieſem Schloſſe?"

„Hier giebt es ein Geheimniß. Welches, weiß ich nicht; aber da iſt eins, das iſt gewiß. Und das kann ich Ihnen ſagen, der Kaſtellan weiß um das Geheimniß."

„Der Kaſtellan?" —

„Liſena wollte antworten, als die Thür aufgieng. Florette trat in's Zimmer. — Betroffen ſahen die beiden jungen Weiber ſich mit großen Augen an. Keine konnte ein Wort ſprechen. — Glorioſo mußte laut auflachen. Das brachte ſie endlich zur Sprache.

Florette. Ich ſehe wohl, daß ich zu

einer ſehr ungelegenen Stunde gekommen bin, aber —

Liſena. Sey ohne Sorge! Der gnädige Herr nimmt's nicht übel; darauf wollte ich ſchwören.

Florette. Wirklich?

Glorioſo. Gewiß, liebes Weibchen!

Liſena. Ich hatte dem gnädigen Herrn nur etwas zu ſagen, und das iſt geſchehen.

Florette. Iſt's vorbei?

Liſena. Ja.

Florette. Ich habe auch zweierlei anzubringen.

Liſena. Darf ich es mit anhören?

Florette. O ja!

Liſena. Nun! ſo bleibe ich hier, und wir gehen hernach zuſammen fort. So giebt's gar keinen Verdacht.

Florette. Nicht den geringſten.

Glorioſe. Und was haſt du denn anzubringen?

Florette. Das Geſpaße von heute hat meinem Mann den Kopf wirblicht gemacht. Der Wein kam dazu, und er gab mir derbe Stiche. Ich ſchwieg aber, und ließ es gut ſeyn.

Liſena. Es iſt mir eben ſo gegangen.

Florette. Morgen, wenn er nüchtern iſt, will ich ihm ſchon auf ſeine heutigen Reden dienen. Er ſoll ſich verwundern.

Liſena. Ich werde auch nicht ermangeln, das Meinige zu thun.

Florette. Sie wiſſen alſo nun, daß unſere Männer eiferſüchtig ſind. — Das zweite iſt — — Der Kaſtellan weiß etwas, es geht etwas in dieſem Schloſſe vor, das Sie ſich durchaus nicht verbergen laſſen müſſen.

Liſena. Das iſt es ja eben, was ich dem gnädigen Herrn auch entdeckt habe.

Glorioſo. Woher wißt ihr aber —

Florette. Daß in dem Schloſſe ein Geheimniß ſteckt? — Das ganze Dorf murmelt davon. Es iſt aber nur ein Gemurmel, wie geſagt. Etwas Gewiſſes weiß man nicht.

Glorioſo. Ich danke euch für euere Nachrichten. — Ich werde ſuchen, das Geheimniß zu entſchleiern.

Liſena. Und nicht wahr, wenn's entſchleiert iſt, zeigen Sie es uns auch?

Glorioſo. Das iſt nun billig. — Jetzt trinken wir vor der Hand einen Becher zuſammen, auf allerſeitiges Schweigen. Das wird euch doch nicht unmöglich ſeyn?

Florette. Daß ich ſchweigen kann, können Sie mir glauben; ſonſt wüßte mein Mann —

Glorioſo. Mancherlei?

Florette. Ach! er dürfte nur Einerlei wiſſen, um raſend zu werden.

Glorioſo. Ihr ſeyd Spitzbübinnen!

Florette. Nein! geſtohlen habe ich noch nichts.

Liſena. Ich gewiß auch nicht!

Glorioſo. Herzen.

Liſena. Herzen? — Das iſt kein Diebſtahl.

Glorioſo. Man kann nichts edleres ſtehlen.

Liſena. Man giebt's aber auch wieder hin, wie man's genommen hat.

Es entſtand ein Geräuſch im Vorſaal. Ohne ein Wort zu ſprechen, zeigte Glorioſo auf eine Thür. Die Weiber verſtanden ihn, und ſprangen ſchnell in das Seitenzimmer.

LI.

Der Wein, der Schlaf,
was hat er nicht erlaubt?
Wie manches Küßchen wurde nicht geraubt,
wo man ein Liebchen ſchlafend traf?
Und dann, noch obendrein,
wie offenherzig macht der Wein!

Glorioſo öffnete die Thür des Zimmers, und trat in den Saal. Der Richter des Dorfs war über einen Stuhl gefallen, lag am Boden, und konnte nicht wieder aufkommen. Glorioſo hob ihn auf, merkte wohl, daß er derb geladen hatte, und fragte ihn:

„Was wollt Ihr, guter Alter?“

Wankend machte er ſtammelnd ihm bekannt, er habe ihm etwas zu entdecken. Glorioſo hatte Geduld genug, nachdem er ihn niedergeſetzt hatte, ihm aber eine halbe Stunde zuzuhören, und brachte dann aus all dem Miſchmaſch nur eben das heraus, was die beiden Weiber ihm auch von einem gewiſſen Geheimniß des Schloſſes geſagt hatten. — Er bedankte ſich bei dem Alten, und wünſchte ihm wohl zu ruhen. Zwei junge Purſche, die vor dem Saale ſaßen, und den Richter vermuthlich herauf begleitet hatten, waren eingeſchlafen. Sie wurden geweckt, nahmen den Richter in Empfang, fielen mit ihm die Treppe hinab, brachten aber keine Seele in Aufruhr, weil im Schloſſe alles betrunken in den Ecken lag. Endlich rafften ſie ſich wieder auf, und fielen die zweite Treppe hinab. So kamen ſie in den Schloßhof.

Glorioſo gieng zu ſeinen Weiberchen zurück. — Alles war ruhig und ſtill im Seitenzimmer. Glorioſo ſah hinein, und ſah die Schönen in zärtlicher Umarmung eingeſchlaſen auf ſeinem Bette liegen. — Leiſe nahte er ſich ihnen, und weckte ſie mit einigen Küſſen. Sie fuhren auf.

„Heilige Mutter! — ſchrie Liſena; — das haben wir ſchön gemacht!“

„Wenn das unſere Männer wüßten!“ — ſchrie Florette laut auflachend.

„Das könnte uns ſchön bekommen!“

„Die würden drein ſchlagen!“

„Thun ſie das?“ — fragte Glorioſo.

„Das verſteht ſich!“ — ſagte Florette.

„Und zwar derb;“ — ſetzte Liſena hinzu.

„Das iſt doch aber brutal.“

„Wer kann's ändern?“

„Was will man machen? Läuft man fort, ſo nehmen ſie ſich andere; oder kömmt man wieder, ſo geht's erſt recht über das Fell her.“

„Ihr armen Weiberchen!“

„Was hilft's?“

„Jetzt haben wir einen rechten dummen Streich gemacht, und hätten wirklich etwas verdient.“

„Ich habe es Euch ja gegeben.“

„Ja! das dürfte Lubino *) nur wiſſen.“

„Wenn Euch Euere Männer etwas thun, ſo kommt nur zu mir.“

„Nein! das ſchickte ſich doch nicht. Mann, iſt Mann.“

---

*) II. Th. S. 8.

Glorioſe füllte indeſſen einen Becher. Auf das Verſprechen des Schweigens wurde er geleert. — Die Weiber nahmen und gaben noch einige Küſſe, eilten aus dem Schloſſe, und Glorioſe gieng gedankenvoll zu Bette.

LII.

Hat Eiferſucht ihr Neſt gebaut,
wird ſie auch bald im Neſte laut.

Den folgenden Morgen ließ ſich der Kaſtellan nicht ſehen. Erſt gegen Mittag kam er zu Glorioſo. Dieſer empfieng ihn ganz unbefangen, und durchgieng mit ihm das Schloß. — Sie kamen in den mit den Familienbildniſſen des Hauſes Lorentino gezierten Marmorſaal *).

Betroffen blieb Glorioſo vor Lorentino's Bildniß ſtehen:

„Unglücklicher! — ſagte er; — was du geahndet haſt, iſt geſchehen **). Dein

---

*) I. Th. S. 160.
**) S. 161.

Portrait ſchließt ſich an das Bildniß deines Ahnherrn in dieſer Reihe. Du haſt dieſe Reihe geſchloſſen; du warſt der Letzte deines Hauſes.“

„Ich erinnere mich, gnädiger Herr! — ſagte der Kaſtellan; — der ahndungsvollen Worte Ihres Freundes in dieſem Saale.“

Glorioſo ſeufzte, und ſah ſchweigend vor ſich nieder. Seine Blicke fielen auf die Marmorplatte, die mit dem Wappen des Hauſes Lorentino bezeichnet, in gerader Richtung auf eben dieſes Wappen in Moſaik an der Decke, zeigte. *) Er betrachtete die Platte genau, und je länger er ſie beſah, je weniger ſchien ſie genau in den Fußboden zu paſſen. — Dies bemerkte er gegen den Kaſtellan. Dieſer ſtammelte eine Verſicherung des Gegentheils heraus.

---

*) I. Th. S. 160.

„Dergleichen Dinge — ſagte Glorioſo; — zeigen in Schlöſſern oft etwas an.“

„Was könnten ſie anzeigen?“ — fragte der Kaſtellan gelaſſen.

„Sie geben Winke. Man hat in alten Zeiten zuweilen etwas verborgen. Ueberhaupt, hat beinahe jedes altes Schloß ſeine Geheimniſſe.“

Dabei ſah er den Kaſtellan ſteif an. Dieſer erröthete ſichtbar. — Glorioſo fuhr fort:

„Ich werde dieſe Platte aufheben laſſen.“

„Aber, wozu, gnädiger Herr?“

„Zu — Befriedigung meiner Neugier.“

Es kam eine Deputation von Bauern. Sie dankten für die geſtrige gnädige Freihaltung. Glorioſo entließ ſie freundlich. — Nun kamen Weiber, Florette und Liſena an ihrer Spitze, in eben dieſer Abſicht. Glorioſo ließ ein Frühſtück auftragen. Die Männer wurden zurückgerufen. Es mußte Muſik kommen. Es wurden Nationallieder von der Tarantel, und Romanzen von Rinaldini geſpielt und geſungen. — Als das laute Völkchen endlich entlaſſen wurde, hieß Glorioſo Floretten, Liſenen, und ihre Männer zurück bleiben. Er erkundigte ſich theilnehmend nach ihren Umſtänden, und bot ihnen Hülfe und Unterſtützung an, wenn ſie derſelben bedürften.

Lubino lächelte:

„Da würden die Nachbarn ſchöne Augen machen, wenn der gnädige Herr wieder Geld hergäben! zumal, wenn ich es bekäm, oder meine Frau. Sie ſprechen ſo —“

„Pfui doch Lubino!“ — ſagte Liſena erzürnt.

Glorioſo fragte gelaſſen:

„Was ſagen ſie?“

„Je nun! — ſtammelte Lubino, und drehte den Hut in der Hand herum; — der gnädige Herr — ſagen ſie — erzeigten uns die Gnade, — und ſähen uns — meine Frau gern.“

„Ich ſehe euch alle gern, — ſagte Glorioſo; — und werde euch immer gern ſehen, wenn ihr es zu verdienen ſucht, daß man euch gern ſieht. Euch Viere zeichne ich beſonders aus. Das ſteht doch wohl bei mir? — Gehe, und ſeyd fleißig und gut, und meine Gnade ſoll euch nie fehlen.“

Sie giengen.

„Du haſt ſchöne dumme Streiche gemacht!“ — ſagte Liſena zu ihrem Mann.

„Das weiß die heilige Mutter!“ — ſeufzte Florette ergrimmt.

Die Ellenbogen geriethen an einander. Glorioſo ſah das, und rief ſie zurück.

„Euere Weiber ſollen nie wieder in dieſes Schloß kommen, — ſagte er; — damit ihr ruhig werdet, und die Leute nichts darüber ſprechen können."

„Wie der gnädige Herr befehlen!" — ſagte Lubino.

Sie verließen den Saal.

Vor dem Schloſſe erhob ſich ein ſchrecklicher Zank. Es kam beinahe zu Thätlichkeiten. Der Pfarrer legte ſich darein, und beruhigte die Zankenden endlich wieder.

Glorioſo ſah ſich nach dem Kaſtellan um. Er war mit den Bauern davon gegangen.

LII.

Aus Nacht und Dunkel ſchwebt die Fülle
der allerreinſten Schönheit auf,
und aus des Abgrunds düſtrer Hülle,
ſchwingt ſich das Bild zum Lichte auf.

Er ſchickte nach dem Kaſtellan. Man ſagte ihm, er ſey ausgeritten. Das verdroß ihn, und er beſchloß, bei ſeiner Zurückkunft ernſthaft mit ihm zu ſprechen. — Indeſſen nahm er ſeinen Diener zu ſich, machte ſich mit ihm an die Marmorplatte, und hob ſie ganz leicht auf. Aufgehoben blieb ſie liegen, und Glorioſo gieng zu Tiſche. Er hatte abgeſpeißt, und der Kaſtellan war noch nicht zurück gekommen.

Seine Sieſte zu halten, gieng er in den Marmorſaal, ſtreckte ſich auf ein Faulbettchen, zog die flornen Vorhänge zu, und ſchlummerte ein. Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als ein nahes Geräuſch ihm dieſelben wieder öffnete. — Er blickte durch die Vorhänge in den Saal, und ſah in der Tiefe der abgehobenen Platte ſich etwas bewegen, ohne unterſcheiden zu können, was es war. Es ſchien etwas Schwarzbehaartes zu ſeyn. Es bewegte ſich hin und her, und kam nicht höher herauf.

Glorioſo lauſchte. — Er hörte ſeufzen, und endlich ſprechen. Aus der Tiefe ſcholl es dumpf herauf:

„Wo bin ich? — Wie komme ich hinauf? — Sind Menſchen hier? — Hört mich jemand? — Will man mir helfen?“

Die Stimme war klagend, ſanft, und angenehm.

Glorioſo fragte:

„Wer ſpricht hier?“

„Ich bitte um Hülfe!“ — ſcholl es von unten herauf.

Glorioſo ſtand auf, gieng raſch auf die Oeffnung zu, und hörte die Saalthür aufgehen. — Er ſprang hinzu, und ſah den Pfarrer, der ihm ſeinen Beſuch zugedacht hatte.

Verlegen führte er ihn aus dem Saale in ein Zimmer, ſchützte dringende Geſchäfte vor, und bat ihn, ein andermal wieder zu kommen.

Kaum war der Pfarrer fort, als er in den Saal zurück eilte, die Thür hinter ſich abſchloß, und auf die Oeffnung zu gieng. — Er blickte hinab, und ſah — ein ſchönes, ſchwarzgelocktes Mädchen in der Tiefe ſtehen. Sie erblickte ihn kaum, als ſie ihm entgegen rief:

„Sind Sie ein Menſch, und haben Sie ein menſchliches Herz, ſo nehmen Sie ſich meiner an.“

„Mein Fräulein! — antwortete Glorioſo von der unvermutheten Erſcheinung noch betroffen; — erwarten Sie Schutz und Theilnahme von mir, bei Hand und Ehre!“

Sie ſtreckte ihre Hand aus, und mit derſelben ihm ein kleines Kruzifix entgegen. Glorioſo legte ſeine Finger darauf, und ſchwur ihr zu, was er ihr verſprochen hatte. — Nun griff er hinab, ihr unter die Arme, und hob ſie in den Saal.

Verlegen ſah ſie ſich allenthalben um. Sie zitterte ſichtbar am ganzen Leibe, und mit bebender Stimme ſagte ſie endlich:

„Um aller Heiligen willen! — mein Herr! — Ihren Namen. — Nur Ihren Namen zuerſt.“

„Nardonello.“

„Nardonello? — Gewiß, Nardonello?“

„Auf Ehre und Gewiſſen!“

„Nicht Lorentino?“

„Nein.“

„Nicht Lionato Lorentino, der Neffe von Lorenzo Lorentino?“

„Nein.“

„Iſt dieſes nicht ſein Schloß?“

„Es war es.“

„Es war es? Iſt es nicht mehr?“

„Nein. — Ich bin jetzt der Beſitzer dieſes Schloſſes.“

„Gott ſey gelobt! — — Wo iſt Lionato?“

„Er ſtarb zu Neapel, durch's Schwerd der Gerechtigkeit.“

Ihre Blicke hoben ſich gen Himmel, und als ſie wieder ſanken, fielen ſie auf das Portrait des alten Lorenzo Lorentino, Lionato's

Onkel *). — Wuth entflammte ihre Augen, es ballte ſich ihre Fauſt, ſie ſank ohnmächtig zu Boden.

Glorioſo brachte ſie auf das Ruhebett, und ſprang nach Erfriſchungen.

---

*) I. Th. S. 151. 161. 6

LIV.

In dieſen Augen thront die Liebe
ſich ihres Sieges unbewußt,
es klopft ein Herz voll ſanfter Triebe
in dieſer runden Schwanenbruſt,
und ihres Mundes ſanftes Lallen,
bezaubert ſchnell mit Wohlgefallen.

Als er in den Saal zurück kam, war die Schöne wieder zu ſich gekommen.

„Bringen Sie mich aus dieſem Saale!“ — bat ſie mit ſanfter Stimme.

Glorioſo bot ihr den Arm, und führte ſie auf ſein Zimmer. Hier ließ ſie ſich nieder, und bat um Nahrung. — Glorioſo trug Schokolade und andere Erfriſchungen auf, und hatte Muſe genug, die Bemerkung zu machen, die Schöne laſſe es ſich ſehr wohl ſchmecken. — Nach dieſer ſtillen Szene kam es endlich zur Unterhaltung.

„Mein Herr Baron, ſind Sie nicht vermählt?“

„Nein, mein Fräulein!“

„Sie ſind Soldat?“

„Obriſter der Königlichen Armee. Ich diente gegen die Feinde des Vaterlandes. Für meine Dienſte belohnte mich der König durch das Geſchenk dieſes Schloſſes, deſſen Lehen ſein rebelliſcher Unterthan Lorentino mit ſeinem Kopf verloren hatte. — Aber Sie, mein Fräulein! die Sie wie eine Wundererſcheinung meinen Blicken entgegen ſtiegen, ſind Sie auch eine Bewohnerin dieſes Schloſſes geweſen, ohne daß wir etwas davon wußten?“

„So iſt es, leider!“

„Wie? — Sie wohnten wirklich hier?“

„In unterirdiſchen Zimmern wuchs ich auf.“

„Hier geboren?"

„Nicht geboren, aber ſehr jung hieher gebracht."

„Darf ich hoffen, mit ihrem Vertrauen beehrt zu werden?"

Miranda, — ſo hieß das ſchöne Mädchen, — ſah zur Erde. Sie ſchien etwas zu überlegen. — Endlich heftete ſie ihre Blicke auf Glorioſo, und ſagte:

„Seyn Sie gut und edel gegen mich. Gott wird Sie belohnen! — Ich vertraue mich Ihnen ganz an. Ich kenne nicht die Welt, nicht die Menſchen, aber meine gute Mutter hat ſterbend noch mich gewarnt, vorſichtig zu ſeyn."

Glorioſo gab ihr die heiligſten Verſicherungen des anſtändigſten Betragens gegen ſie.

Er ſtand einem ſchönen, offenen Geſichte gegenüber, große, ſchwarze Augen funkelten ihm entgegen, und ein lieblich geöffneter Mund ſendete die freundlichſten Ergießungen ihm in ſanften Worten zu. Seine Bewegungen verriethen, was in ihm vorgieng. Mirandens Unerfahrenheit konnte ſich das nicht erklären.

Sie bat nun eine Stunde Ruh. Glorioſo wünſchte ſie ihr, ließ ſie allein, verſchloß das Zimmer, und übergab ihr den Schlüſſel.

Er fragte nach dem Kaſtellan. Es hieß, er ſey noch nicht zurück gekommen. — Er gab Befehl ihn nicht zu ſtöhren, verſchloß die Vorſäle und Zimmer, und eilte einer Unterſuchung entgegen, die wir uns denken können.

LV.

Entſchleiert weicht die Nacht
die das Geheimniß deckte,
was Grauſamkeit verſteckte
hat Edelmuth an's Licht gebracht.

Mit Lichtern verſehen, ſtieg er in die Tiefe, aus welcher er Miranden gezogen hatte, hinab. Er befand ſich auf einer Wendeltreppe, welche ihn in ein geräumiges Gewölbe führte. Eine zweite Treppe brachte ihn in einen Thurm, in welchem er zwei Zimmer fand, die geöffnete Thüren und ſtark vergitterte Fenſter hatten. — Die Zimmer waren ſparſam meublirt. Er ſah ein Bett, einige Stühle und Tiſche. In einem Schranke hiengen weibliche Kleider. Sie gehörten, wie er deutlich ſah, Miranden.

Er wollte ſich genauer umſehen, als er Riegel knarren, und Schlöſſer öffnen hörte. Menſchliche Fußtritte tönten die ſteinerne Treppe hinauf. Er ſtellte ſich hinter den Schrank.

Eine männliche Stimme rief im Vorzimmer:

„Miranda! Miranda!“

Da nicht geantwortet wurde, fragte ſie weiter:

„Hexe! wo biſt du?“

Alles blieb ſtill. Die Fußtritte kamen näher, und der Kaſtellan trat in's zweite Zimmer. Er ſah ſich um, und brummte:

„Bei allen Teufeln! ſie iſt nicht hier. — Wie könnte ſie entkommen ſeyn?“

Jetzt wurde er die Lichter gewahr, und trat betroffen zurück.

„Donnerwetter! — ſchrie er; — was iſt das?“ und wollte aus dem Zimmer eilen.

Glorioſo aber trat ſchnell hinter dem Schranke hervor, und hielt ihn feſt.

„Halt, Herr Kaſtellan! So leicht entkömmt man mir nicht.“

„Gnädiger Herr! — Ich bin —“

„Ein elender Purſch? Das weiß ich. — Ich fordere Rechenſchaft.“

„Herr! — was ich that, that ich auf Befehl. Auf meine Rechnung kömmt nichts davon.“

„Das wird ſich zeigen. — Wie kamſt du hieher?“

„Wie gewöhnlich. Durch die Thür des Thurms.“

„Zeige mir dieſen Eingang.“

Er führte ihn durch ein ſtarkverwahrtes eiſernes Pförtchen aus dem Thurme. Sie kamen in einen mit Neſſeln, Diſteln und Geſträuche verwachſenen Zwinger des Schloſſes. Von hier gieng es unter der Erde hinauf, in einen abgelegenen Winkel des Schloßhofs. Der Eingang war mit einer Fallthür verſehen. Dieſen mußte der Kaſtellan verſchließen, dann nahm ihm Glorioſo die Schlüſſeln ab.

Sie kamen in's Schloß. — Glorioſo übergab den Kaſtellan ſeinem Diener Tomaſo.

„Du bewachſt den Kaſtellan in dieſem Winkelſtübchen, — ſagte er, — gehſt nicht von ihm, und ſtehſt mit deinem Leben mir für ſein Entkommen.“

„Seyn Sie unbeſorgt, — erwiederte Tomaſo, — er ſoll mir nicht entkommen.“

Glorioſo ſchickte nach dem Richter des Dorfes. Dieſem übergab er den Kaſtellan. Er wurde in das Schloßgefängniß gebracht, und bewacht.

Der Richter fragte:

„Nicht wahr, gnädiger Herr! dies iſt eine Folge meiner Entdeckung?“

„So iſt es.“

„Und das Schloßgeheimniß iſt enträthſelt?“

„Es iſt.“

„Und wir werden —“

„Ihr werdet, ſobald es Zeit iſt, alles erfahren.“

„Darauf freue ich mich!“

Glorioſo gieng in den Marmorſaal, brachte die Platte wieder an ihren Ort, und bedeckte die geöffnete Tiefe.

In dem Zimmer, in welchem ſich Miranda befand, wurde es laut. Sie öffnete die Thür. Glorioſo trat ihr entgegen. Sie gieng auf ihn zu, gab ihm die Hand, und drückte ſie ihm freundlich.

„Ich habe wohl geruht, — ſagte ſie,

— und habe einen guten Traum gehabt. Dieſer Traum giebt mir Zutrauen zu Ihnen. Sie ſind mein Retter, bleiben Sie auch mein Beſchützer.“

„Das werde ich, liebe Miranda!“

Nachſinnend ließ ſie ſich auf ein Sofa nieder. Endlich begann ſie:

„Ich bin Ihnen die Erzählung meiner Geſchichte ſchuldig, hier iſt ſie.“

Glorioſo ſetzte ſich ihr gegenüber. Miranda erzählte:

„Lionato Lorentino war der Neffe eines gewiſſen Lorenzo Lorentino, den er nach deſſen Tode beerbte *). — Dieſer Lorenzo war ein grauſamer, ungerechter Mann. Unverheurathet ſchwärmte er allenthalben umher, und ſtellte unſchuldigen Mädchen und ehrlichen Weibern nach. Sie zu verführen, war ſein Wunſch, ſein Beſtreben, und das höchſte

---

*) 1. Th. S. 151.

Ziel ſeiner Heldenthaten. Verführt, verließ er ſie, und belachte ſeine Siege. — — In Cirenza ſah er meine Mutter, die Tochter eines Rechtsgelehrten in dieſer Stadt, der frühzeitig geſtorben war. Seine Gattin war ihm bald nachgefolgt, und meine Mutter lebte als eine Waiſe bei einer alten Tante. Dieſer behagten die glänzenden Dukaten des Wollüſtlings, ſie wurde die Kupplerin, meine Mutter wurde verführt, entehrt, ſie wurde Mutter eines unglücklichen Geſchöpfs, das ich bin."

Thränen fielen aus Mirandens Augen auf ihren ſchönen Buſen hinab. — Nach einer kurzen Pauſe fuhr ſie in ihrer Erzählung fort:

„Mein unnatürlicher Vater ließ meine Mutter darben. Ihre Briefe blieben unbeantwortet, und meine Mutter kam in die äuſſerſte Noth. Sie verkaufte das letzte Stückchen von Werth, und war deshalb nach Tazant gegangen. Hier traf ſie den Grauſamen unvermuthet an, und machte ihm die bitterſten Vorwürfe. Er verſtellte ſich, heuchelte Reue, und verſprach ſogar meiner Mutter, ihr ſeine Hand zu reichen. Sie glaubte ihm. Was glaubt eine Unglückliche nicht, die Noth und Kummer zu Boden drücken? — Wir wurden auf dieſes Schloß gebracht, aber — als Gefangene in ein paar elende Stübchen eines Thurms geſteckt.“

Glorioſo ſagte ihr, daß er ihren Aufenthalt gefunden habe. Des Kaſtellans erwähnte er nicht. — Miranda erzählte weiter:

„Ich war damals 8 Jahr alt. — In jenem Kerker wuchs ich auf, unterrichtet und belehrt von meiner Mutter. Selten ſchöpften wir des Abends in dem Zwinger friſche Luft, wenn es uns der Kaſtellan erlaubte. Dieſer war der einzige Menſch, den wir zu ſehen

ſehen bekamen. Mein Vater kam nicht zu uns. Ich kenne ihn nur aus ſeinem Bilde, das meine unglückliche Mutter von ihm erhalten hatte, und für mich aufbewahrte. — Sie können ſich unſere traurige Lebensart denken! — Meine Mutter ſchrieb Briefe auf Briefe an meinen Vater. Er antwortete nicht. Wir wußten nicht, was er mit uns vorhatte."

Sie ſeufzte, faltete die Hände, und fuhr endlich in ihrer Erzählung wieder fort:

„Endlich wollte einmal der Kaſtellan einen Brief von meiner Mutter an meinen Vater nicht annehmen. — „Er lebt nicht mehr;" — ſagte er. „Und was wird aus uns werden?" — jammerte meine Mutter. — „Ich habe meine angewieſenen Revenuen für Sie, — antwortete der Kaſtellan, — bis an Ihren Tod." — „So ſoll ich alſo hier ſterben?" — fragte meine Mutter. —

Kalt bejahte der Kaſtellan dieſe Frage. — „Und meine Tochter?“ — fragte meine Mutter weiter. — „Will ſie mir ihre Hand geben, — antwortete der Kaſtellan, — ſo kann ſie frei werden.“

Hier ſchwieg die Erzählerin, ſchien ſich zu faſſen, und ſagte endlich:

„Erlaſſen Sie mir das Gemälde einiger Szenen. — Ich habe Ihnen nun das Schrecklichſte zu ſagen. — Vor einigen Tagen ſtarb meine gute, unglückliche Mutter, und nach ihrem Tode wurde der Kaſtellan ſo ungeſtüm, daß ich entſchloſſen war, mir das Leben zu nehmen, als ich eine ungewöhnliche Helle vor meinem Zimmer gewahr wurde. Ich fand eine Treppe, die ich vorher nicht kannte, ich ſtieg hinauf, und kam zu der Oeffnung, aus der Sie mich zogen.“

„Mein Fräulein! — ſagte Glorioſo; — ich werde Ihre Geſchichte dem König überſenden. Er ſpreche Ihnen Ihr Erbtheil zu. Bis dahin haben Sie die Güte, mir noch Aufenthalt auf Ihrem Schloſſe zu gönnen."

„Was ſagen Sie? — Ihr Blut hat Ihnen erworben —"

„Was Ihr Blut Ihnen als Erbtheil beſtimmte."

„Machen Sie mich nicht undankbar!"

„Undankbar kann Miranda nicht ſeyn!"

„Gewiß nicht! — Aber, ſetzen Sie mich nicht in Verlegenheit. — Schreiben Sie wenigſtens nur jetzt nicht gleich an den König. Ich will Ihnen dazu ſelbſt die Zeit beſtimmen."

„Sie müſſen Gerechtigkeit erhalten."

„Nur nicht auf Ihre Unkoſten. Sie ſind ja kein Lorentino."

„Laſſen Sie mir meinen Willen. — — Vor der Hand ſage ich Ihnen, daß ich den

Kaſtellan habe feſtſetzen laſſen. Er ſoll beſtraft werden.“

„Er hat mich ſchwer beleidiget, aber dennoch iſt mir noch kein Leid geſchehen. Der Himmel hat es verhütet. Ich vergebe dem böſen Menſchen.“

Glorioſo ließ ihn herbei führen. Er ſtürzte vor Miranden nieder, und flehte um Vergebung. Sie gab ſie ihm. — Glorioſo befahl ihm ſogleich das Schloß und ſein Gebiet zu verlaſſen. Er eilte zitternd davon.

Glorioſo ſendete einen Eilboten an den König, und den verſammelten Dorfbewohnern machte er ſeine Entdeckung des entdeckten Schloßgeheimniſſes bekannt. Die Bauern ſahen das ſchöne Fräulein verwunderungsvoll an, und Glorioſo erlaubte ihr, ſich ein Paar Dienerinnen und Geſellſchafterinnen aus den jungen Dörferinnen auszuſuchen. Miranda wählte zwei artige Mädchen zu ihrer Aufwartung, und Floretten und Liſenen, — welch ein Zufall! — erſuchte ſie, ihr zuweilen Geſellſchaft zu leiſten.

Dies geſchah.

Glorioſo hatte Miranden die beſten Zimmer des Schloſſes eingeräumt. Dort ſaßen ſie zuſammen, erzählten, ſpielten, und ſangen. Glorioſo wurde Mirandens Lehrmeiſter auf der Guitarre. — Wenn Florette und Liſena kamen und ihre Zithern mitbrachten, gab's oft ein Konzert.

Selbſt Glorioſo ergötzte ſich daran, den Weiberchen ihre naiven Volksliederchen und Romanzen ſingen zu hören; oft bat er ſie um Wiederholungen.

Einſt ſaßen ſie an einem Feiertage, an welchem die jungen Weiberchen ſo gut wie möglich geputzt auf dem Schloſſe erſchienen, beiſammen. Es wurde geſcherzt, gelacht, geſpielt, und geſungen. Florette, Liſena, Miranda, und ihre beiden erleſenen Zofen Marina und Zerline ſaßen im Kreiſe. Seitwärts ſaß Glorioſo. Man neckte ſich, und ſcherzte über mancherlei.

„Höre Liſena! — ſagte Florette; — du biſt ja immer ſo ſpitzfindig. Laß dir einmal ein Räthſel aufgeben, und löſe es.“

Liſena nahm die Aufforderung an. — Florette ſagte das Räthſel:

Ich kenn' ein Reich von vier Provinzen
eine jede hat ihren Prinzen.
Hat man alles recht durch einander geſteckt,
ſo wird was Großes ausgeheckt.
Drauf geht's an ein Schlagen und Stechen.
Im Lande, darf kein Fremder zuſprechen;
Es gilt drinn' weder Bitte noch Recht,
bald liegt der Prinz, bald liegt der Knecht;
ja die Frau darf es wagen
ganz keck ihren Mann zu ſchlagen.

Dies Reich hat wenige reich gemacht,
viele aber in's Unglück gebracht.

Liſena rieth hin und her, die andern mit ihr; keine konnte das Räthſel errathen. Glorioſo ſteckte Miranden ein Papierchen zu, darauf ſtand die Auflöſung geſchrieben. Laut machte ſie bekannt, die Löſung des Räthſels ſey: *ein Kartenſpiel*. Alle bewunderten den Verſtand des Fräuleins.

„Nun aber — ſagte Liſena; — gebe ich auch ein Räthſel auf:

Ich kenn' ein Paar, Mann und Weib,
die haben beide Einen Leib,
ſind älter als alle Männer und Frauen
die jemals thät die Sonne beſchauen.
Das Weib iſt ſchwarz, der Mann iſt weiß,
ſie iſt voll Schlaf, er iſt voll Fleiß;
ſie können ſich nie vergleichen,
kömmt ein's, muß das andere weichen.
Mehr hellere Augen hat die Frau

als in dem Schweif der ſtolze Pfau,
doch ſieht ſie weniger als ihr Mann,
der nur Ein Auge gebrauchen kann.

Miranda ſah ſich freundlich nach ihrem Orakel um, aber dieſes ſchwieg jetzt ſelbſt, nachſinnend. — Niemand konnte das Räthſel errathen. — Liſena frohlockte darüber, und ſagte die Auflöſung: Tag und Nacht.

Glorioſo bat nun die Weiber: ein Liedchen zu ſingen. Sie ergriffen die Zithern, ſpielten und ſangen:

Gegengeſang.

Liſena.

Nun bin ich, ſprach Moroſilis,
wohl meiner Sache ganz gewiß,
und weiß, daß mich Anello liebt.

Fiorette.

Sie brach ein Röslein, gab es mir,
Anello! nimm, ich gebe dir,
was dir kein ander Liebchen giebt.

Liſena.

Maroſolis, mein Liebchen! hier,
dies rothe Röslein, gleichet dir,
du biſt der Mädchen holde Zier.

Florette.

Sie nahm mich freundlich bei der Hand,
ſich hier, wo ich das Röslein fand,
war in Gedanken ich bei dir.

Liſena.

Hier gab er mir mit Mund und Hand,
der treuen Liebe Unterpfand,
und ſchwur: ich bin auf ewig dein.

Florette.

Und als Anello ſie umſchlang,
als Lippe ſich zur Lippe drang,
da giengen ſie das Bündniß ein.

Liſena.

Und Amor lauſcht' im grünen Raume,
ganz nah, auf einem Maulbeerbaume,
er pflückt' und warf ein Beerlein h'rab.

Florette.

Das Perrlein fiel auf Liebchens Bruſt,
es thronte hier mit ſtolzer Luſt,
ein Athemzug, es fand ſein Grab.

Liſena.

Es färbt ſich Liebchens Buſen Schnee,
dem Mädchen wird ſo wohl ſo weh,
ſie ſinkt an ihres Trauten Bruſt.

Florette.

Es küßt der Traute nach und nach
das halberblichne Liebchen wach,
ſich ſeiner ſelbſt ſo unbewußt.

Beide.

Und endlich wachten beide auf,
es giengen tauſend Sonnen auf,
ſie leuchteten mit hellem Schein.
Sie flohn' in eines Buſches Nacht,
hier wurde, Bruſt an Bruſt, gewacht,
und endlich ſchliefen beide ein.

„Ihr ſeyd loſe Weiber!“ — ſagte Glorioſo.

Die Weiber lachten, und verlegen ſchlug Miranda die Augen zur Erde. Ungeduldig drängte ſich ihr voller Buſen herauf, die leichte, florene Wand zu durchbrechen, ſchneller klopfte ihr Herz, und jede Ader wurde zum klopfenden Pulſe.

Glorioſo ergriff die Guitarre, präludirte kurz, ſpielte, und ſang:

Liebe iſt des Lebens Seele
iſt das Glück der ganzen Welt.
Wie ſo manche finſtre Höhle
hat ihr ſanfter Blick erhellt!

Mag uns dieſe Sonne ſcheinen
bis des Lebens Abend winkt,
bis zum ewigen Vereinen
Herz am Herzen nieder ſinkt.

Spät wurde aufgebrochen. Spät giengen alle zur Ruh.

LVI.

Da tönt zum treuen Liebesbunde
ein ſanfter Schwur aus ſüßem Munde,
die Wonne treuer Liebe lacht,
ſie giebt dem Herzen frohe Kunde,
ſie weiß was froh und glücklich macht.

Das Rohr unter'm Arm, ſtrich Glorioſo durch's Feld, Geflügel für die Tafel zu erjagen. — Er kam an eine kleine Kapelle. Nahe dabei ſaß Liſena im Schatten der Pappeln, die die Kapelle umſchatteten, neben einem Korbe mit Früchten, die ſie geſammelt hatte, und nach Hauſe tragen wollte. — Der edle Jäger und die Früchteſammlerin, trafen ſich unvermuthet, und grüßten ſich lächelnd. Liſena rief ihm entgegen:

„Sie kommen mir eben recht, gnädiger Herr! ich hätte Sie längſt gern allein gehabt, Ihnen etwas zu erzählen.“

„Nun?“

„Wenn's gefällig iſt, laſſen Sie ſich bei mir nieder.“

Glorioſo ſetzte ſich zu ihr.

„Die Erzählung?“

„Erſt eine Frage: Wie ſteht's um Ihr Herz?“

„Gut.“

„Wirklich gut?“

„Ich weiß es nicht anders.“

„Nun gut! — Ich weiß aber ein Herz, um welches es nicht ſo gut ſteht. Das klopft und ſtrebt, und hat mancherlei Wünſche.“

„Iſt das dein Herz?“

„Von dieſem iſt jetzt nicht die Rede.“

„Wem gehört das Herz, von welchem du ſprichſt?“

„Einem artigen ſiebenzehnjährigen Mädchen, das zum erſtenmal dieſe Gefühle hegt?“

„Wer iſt das Mädchen?“

„Rathen Sie.“

„Marina?“

„Die iſt nicht gemeint.“

„Zerline?“

„Auch nicht.“

„Miranda?“

„Die iſt's, von der ich ſpreche. — Haben Sie denn gar nichts gemerkt?“

„Nichts.“

„Da haben wir Weiber beſſere Augen. — Miranda iſt verliebt; iſt in Sie verliebt.“

„In mich?“

„In Sie. — Leben Sie wohl! Ich muß nach Hauſe; der Mann zankt, das Kind ſchreit; beide hungern. — Sie wiſſen nun, was Sie zu thun haben. Laſſen Sie ein

Herz nicht länger hungern, das ſich nach Herzenskoſt ſehnt. — Gott befohlen!"

Sie gieng fort. — Glorioſo ſchoß einen Faſan, und kehrte langſam in's Schloß zurück.

Miranda war im Garten. Er fand ſie in einer Laube. Sie ſaß gedankenvoll, und zerpflückte Blumen. — Glorioſo's Ankunft weckte ſie aus ihren Träumen. Sie fuhr zuſammen, ſuchte ſich zu faſſen, und lächelte ihm entgegen:

„Wo waren Sie ſchon ſo früh?"

„Auf der Jagd."

„Und haben ſchon wieder gemordet?"

„Wir ſpeiſen heute einen Faſan; die ganze Ausbeute meiner Jagd."

„Sie ſind wohl müde?"

„Wenig."

„Ich wollte Sie dieſen Morgen um einen Spatziergang bitten. Florette war im Schloſſe, und ſagte, Sie wären auch ſpatzieken gegangen. Ich wußte nicht wohin. Ich glaube, ich wär Ihnen nachgegangen. — In's Freie möchte ich gern. Selbſt der Garten wird mir zu enge. Ich weiß nicht, wie das kömmt. — Jetzt aber iſt der Wunſch, weiter zu gehen, vorüber. Es iſt mir, als wär er ſchon erfüllt."

Glorioſo überdachte, was ihm Liſena vertraut hatte, und ließ ſich behäglich neben Miranden nieder.

„Vielleicht — ſagte er; — ſehnen Sie ſich nach etwas?"

„Wonach?" — fragte ſie ſchnell.

„Man weiß ſich das oft ſelbſt nicht zu ſagen. — Man fühlt es wohl, aber man hat keine Worte dafür."

„Das könnte ſeyn!"

„Denken Sie über ſich und Ihre Wünſche nach. Ueberlegen und erforſchen Sie alles recht lebhaft, und ich hoffe, wir wollen

dem

dem auf die Spur kommen, was Ihnen ſelbſt dieſen weiten Garten zu enge macht.“

Sie zupfte an ihrer Buſenſchleiſe, und ſah erröthend vor ſich hin.

Glorioſo fragte nach einer kleinen Pauſe:

„Wollen wir noch ein wenig in's Freie gehen? —“

Sie lächelte, und ſtieg auf. Er nahm ſie bei der Hand, die, wie von einem Schlag getroffen, zuckte, und führte ſie zum Garten hinaus, in eine romantiſche Gegend. — Sie verlor ſich ganz in's Anſchauen. Staunen feſſelte ihre Zunge. Ihre Blicke ſtiegen himmelan. — Endlich begann ſie:

„Ach! wie iſt es hier ſo ſchön! — Wie überwältiget mich die Empfindung, reißt mich hin, und ſchlägt mich zu Boden! — Ach! wohin ſoll mein Auge ſich wenden? wo ſoll es ruhen? — — O Nardonello! Sie haben keine Empfindung für meine Gefühle, denn ſie entbehrten nie im Kerker, was meine Augen jetzt ſehen. — Noch weiter auf den Berg hinauf! — Ich muß noch mehr, muß weiter ſehen.“

Sie ſprang voran, den Berg hinauf. Warf ſchnell die Blicke rund herum, ſank auf ihre Knie bei der Kapelle nieder, die auf des Berges Gipfel ſtand, und betete, und weinte.

Glorioſo ſtand einige Schritte weit von ihr, lehnte ſich an eine Fichte, und ſprach:

„Mein dürft' ich dieſe edle Seele nennen? Mein? — Und womit hätte ich dieſes Glück verdient?“

Er näherte ſich ihr, als ſie wieder um ſich blickte, nahm ſie bei der Hand, und hob ſie auf.

„O Miranda! — gutes, liebes Mädchen!“

„Gut nennen Sie mich? Lieb? — Ach! wem bin ich lieb? Mein Vater hat mich verkannt, — ich bin eine Waiſe, — die Mutter iſt tod —“

„Es lebt Ihr Freund. Er wird Ihnen ſeyn, was Ihr unbarmherziger Vater Ihnen nicht ſeyn wollte.“

Sie legte ihr Geſicht auf ſeinen Arm. Ihre Thränen fielen ſanft auf ſeine Hand hinab. — Er hob die Hand, und küßte dieſe Thränen auf. — Mit kindiſchem Entzücken warf ſie ihre Arme um ſeine Bruſt, drückte ſie ihn feſt an ſich, und ſagte mit zitternder Stimme:

„Ach Nardonello! verlaſſen Sie mich nicht.“

„Nie, theuere Miranda!“

„Ach Gott!“

— „Hier iſt die Hand, die, willſt du ſie ergreifen, dich durch's Leben führen ſoll.“

„Mein Herz iſt dein! — Ich folge dir.“

„Miranda! liebſt du mich?“

„Was ich für dich empfinde, was hier für dich in meinem Buſen ſchlägt; was könnte das wohl ſeyn, als Liebe?“

„Es iſt Liebe. — Und hier in dieſer, meiner Bruſt, glüht Liebe rein für dich, wie ſie für mich in deinem Buſen glüht.“

„Ach Nardonello!“

„Meine Miranda!“

„Laß uns glücklich ſeyn!“

„Wir werden es ſeyn.“

„Laß uns lieben — zärtlich — ewig —“

Sie ſank in ſeine Arme. — Ihre Herzen ſchlugen einander raſch entgegen, und ihre Lippen begegneten ſich.

Miranda zog ihn ſanft vor's Bild der Hochgebenedeiten. Hier fielen ſie umſchloſſen nieder, hier ſchwuren ſie ſich ewige Treue und Liebe.

LVII.

Belohnung für den Edelmuth,
für Liebe ſüße Preiße.
So Ende gut, und alles gut!

Der Weg nach der Kapelle war Mirandens Lieblingsgang geworden; ſie wandelte denſelben beinahe täglich. — Der Hochgebenedeiten brachte ſie ihr tägliches Opfer. Glorioſo freute ſich ihres kindlichen Sinnes, und war feſt entſchloſſen, geliebt von ihr und ſie liebend, ſie nie in die Welt hinaus zu laſſen, die ſie nicht kannte.

„So wird ſie, — ſagte er; — glücklich, ſo werde ich es ſeyn. Ihre Wünſche ſind beſchränkt, in ihnen ruht ihre Seligkeit. Die Welt ſoll ihr ihren Himmel, ſoll mir ihn nicht verderben.“

Ich bin überzeugt, ich und die meiſten meiner Leſer, würden eben ſo gedacht, gehandelt haben, wie Glorioſo handelte und dachte.

Liſena dachte vielleicht eben ſo, als ſie zu Glorioſo ſagte:

„Sie haben einen Edelſtein gefunden. Wollen Sie ihn ächt tragen, ſo laſſen Sie ihn nicht von fremden Händen faſſen. Er könnte ausgetauſcht werden.“

Glorioſo verſtand ſie. Lächelnd fragte er:

„Aber wer hat dich, Rubin, gefaßt?“

„Ich mich ſelbſt, — war ihre Antwort; — drum iſt die Faſſung eben nicht allzu zierlich gerathen. Aber haltbar iſt ſie, wie Sie wiſſen.“

„Ich?“

„Ich hatte ja einmal zu quittiren.“

„Ja! damals —“.

„Damals und immer. Ich bin noch, wie ich war. — — Aber eine Belohnung könnte ich von Ihnen fordern?“

„Du?“

„Ich.“

„Wofür?“

„Habe ich nicht durch die Entdeckung des Schloßgeheimniſſes Ihnen zuerſt die Wünſchelruthe in die Hand gegeben, nach dem Flötz zu ſchlagen, das ſich Ihnen öffnete, und wo Sie Ihren Edelſtein fanden?“

„Auf dieſe Art freilich!“

„Und alſo!“

„Womit könnte ich dich aber belohnen?“

„Womit die Reichen immer die Armen belohnen können. — Florette hatte 100 Dukaten erhalten *). Ich bekam nur 50 Dukaten **) von Ihnen.“

---

*) I. Th. S. 167.

**) S. 172. — II. Th. S. 8.

„Florette war dankbarer, wie du.“

„Wer will das behaupten?“

„Du ſelbſt haſt es vermuthet *), und ich glaube es.“

„Nun gut! — Soll ich etwa nachholen, was ich verſäumt habe?“

„Du ſollſt die 50 Dukaten haben, aber nicht eher, als an meinem Hochzeitstage.“

„Gut! — Ich warte.“

„Mich haſt du auch warten laſſen **).“

„Glauben Sie, daß das an meinem guten Willen, an meiner Dankbarkeit lag?“

„Woran ſonſt?“

„Ich war verliebt. Lublno war immer bei mir. Und wer vergißt unter ſolchen Umſtänden nicht kleinere Schulden abzutragen, wenn er größere zu entrichten, ja ſogar einzukaſſiren hat?“

---

*) I. Th. S. 170.

**) II. Th. S. 14.

„Aha!“

„Es wird Ihnen eben ſo gehen; wenn es Ihnen nicht ſchon ſo gegangen iſt. — Wollen Sie noch mehr wiſſen?“

„Ich weiß genug.“

„Und bleiben mein gnädiger Herr?“

„Dein Freund.“

Liſena neigte ſich zierlich, und küßte ihm die Hand.

Miranda trat in's Zimmer.

„Was treibt Liſena wieder?“ — fragte ſie, und zwar befremdet, wie es ſchien.

„Ich habe ſie beſchenkt, und ſie verſpricht dankbar zu ſeyn;“ — ſagte Glorioſo nicht ſo ganz unbefangen.

Liſena ergriff Mirandens Hand, und küßte ſie.

„Ich huldige dankbar — ſagte ſie; — meiner gnädigen Frau!“

„Ein neckiſches Weib!“ — lächelte Glorioſo.

Nicht ohne Bedeutung wiederholte Miranda:

„Ja, ja! Ein neckiſches Weib!“

Schnell ſetzte ſie in einem andern Tone hinzu:

„Es ſind Briefe an Sie angekommen.“

Ein Kurier hatte ſie gebracht. Sie wurden den Glorioſo übergeben. Er beſah das Siegel, und ſagte:

„Dieſe Depeſche kömmt vom König. Sie ſpricht von Dir Miranda, und wird, wie ich hoffe, Dich in den Beſitz deines Eigenthums, dieſes Schloſſes, ſetzen.“

Aengſtlich blickte Miranda ihn an. — Er wollte das Siegel brechen. Sie hielt ihn ab.

„Nardonello! löſe dieſes Siegel nicht ſo ſchnell."

„Warum nicht?"

„Löſe es noch nicht. Höre mich. — Was auch der König mir zugedacht haben mag, es gehört Dir, meinem Erlöſer, meinem Retter, meinem großmüthigen Freund, dem Mann, den ich liebe, meinem Gemahl. — Nur mein Gemahl ſoll dieſes Siegel löſen. Was mein iſt, ſey ſein, was ſein iſt, gehört mir. — Dieſe Depeſche bleibt uneröffnet, bis Mirandens Gatte ſie löſen kann."

„Edle Seele!"

„Ich bin die Deinige! Was edel iſt an mir, iſt dein."

Glorioſo ſchloß ſie in ſeine Arme. Sie blickte ſanft an ihm hinauf. Er küßte ihren Mund, er küßte ihre ſchönen Augen. Sie drückte ihn mit ſüßer Allgewalt an ihre Bruſt, und liſpelte ihm zu:

„Jetzt gehen wir zum Altar!"

Der Prieſter wurde geholt. — Im Marmorſaale, über jener Platte, die Mirandens Kerker öffnete, ſtand der Altar, hier gaben und nahmen ſie das ſüße Ja, das heilige Verſprechen treuer Liebe, und des Prieſters Amen! beſiegelte den ſchönen Bund.

Glorioſo löſte nun das Siegel. — Der König freute ſich des Edelmuths ſeines Vaſallen, beſchenkte ihn mit einem andern Schloſſe, und gab Miranden ihr väterliches Erbgut.

Neue Verlagsbücher
zur Oſtermeſſe 1800
von
Langbein und Klüger
in Rudolſtadt.

C. G. Cramer, der Polterabend, Ein Schnack. Zwei Theile, mit Titelkupfern von Schule. 8. 2 rthl.

Ebendeſſelben Jägermädchen. Zwei Theile. Zweite Auflage, mit Titelk. von Stölzel, 8. 2 rthl. 8 gr.

Ebendeſſelben Harfenmädchen, mit einem Titelk. von Schule, 8. 1 rthl. 8 gr.

Freund, der falſche. Aus dem Franz. von Fr. Schenk. 1r Th. mit einem Titelk. von Schule. 1 rthl. 4 gr.

Glorioſo der große Teufel, vom Verf. des Rinaldo Rinaldini. Drei Theile, mit Titelk. von Schule, 8. 2 rthl. 12 gr.

Langbein Vergnügen und Unterricht. Eine Monatsſchrift für Kinder, ihre Lehrer und Freunde, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung in und außer den Schulſtunden, 3ter, 4ter Theil, mit 2 Kupfern und Muſik. 2 rthl.

Roſalinde, oder die gerettete Unſchuld. Eine Auferſtehungsſcene, mit einem Titelk. 12. broch. 8 gr.

Schink, J. Fr., die ſchöne Schwärmerin, mit einem Titelk. von Stölzel, 8. broch. 1 rthl. 8 gr.

Daſſelbe auch unter dem Titel:

Streifereien, kleine, in die Litteratur der Ausländer, für Damenbibliotheken, mit einem Titelk. von Stölzel, 8. broch. 1 rthl. 8 gr.

Tonetta Spadora, die Giftmiſcherin, aus dem Staatsarchiv des Hofs zu B*** leider kein Roman, 8. 12 gr.

Urſulinernonne, die doppelte, aus den Papieren des Grafen R*** mit der aſchgrauen Maske. 8. 1 rthl.

Daſſelbe auch unter dem Titel:

Prinzeſſin Paulina, oder Gattin, Mutter und Urſulinernonne zugleich. 8. 1 rthl.

Karl der Zwölfte bei Bender. Ein Schauſp. in 5 Akt. vom Verf. des Rinaldo Rinaldini. 8. 8 gr.

Schinks, J. Fr., zwölf Lieder, in Muſik geſetzt von Fr. Miethfeſſel. 4. broch. Pränumerationspreiß 8 gr.

Schellenbergs, J. Ph., allgemein nützliches Unterrichtsbuch zur Bildung der Jugend in Stadt- und Landſchulen, 8. Pränumerationspreiß 12 gr.

Arnold, D. J. F., grauer Engel. Eine orientaliſche Geſchichte, mit Titelk. von Stölzel. 8. 16 gr.

Ebendeſſelben Tauſendſaſa. Eine Poſſe in 3 Akt. 8. 6 gr.

Beckers Geſchichte ſeiner Gefangenſchaft in Paderborn, 8. 4 gr.

Collenbuſch, Dr., der aufrichtige Volksarzt, 2 Theile, 8. 12 gr.

Cramer, C. G., Peter Schmoll und ſeine Nachbarn, 2 Th., mit Titelk. von Stölzel, 8. 2 rthl.

Dilthey, Carl, der kleine Sittenkatechismus. 2te Auflage, 12. 2 gr.

Ebendeſſelben kleine franzöſiſche Materialiſt, oder franzöſiſches Leſebuch für Lehrlinge der Kaufmannſchaft, 8. 8 gr.

Ebendeſſelben moraliſches Gängelband, 8. 16 gr.

Langbein, C., Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen wißbegieriger Kinder, 12. 4 gr.

Ebendeſſelben Thüringiſches Wochenblatt für Kinder, ihre Lehrer und Freunde, 8. 4 Bände, broch. 4 rthl.

Ebendeſſelben Vergnügen und Unterricht. Eine Monatsſchrift für Kinder, ihre Lehrer und Freunde zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung in und außer den Lehrſtunden, 1r, 2r Bd, mit Muſik u. einem Kupfer, broch. 8. 2 rthl.

Oberländer über die Seelenruhe eines Chriſten bei ſeinem Tode. 1 gr.

Ebendeſſelben chriſtliche Religionsvorträge zur Unterhaltung für gute Seelen, 8. 16 gr.

Schneeglöckchen, 8. 18 gr.

Schellenberg, J. Ph., Fibel für Bürger- und Landſchulkinder, welche bald leſen und etwas Nützliches lernen wollen, 8. 4 gr.

Ferdinand Sternheim. Eine Lectüre für junge Leute, mit einem Titelk. 8. 6 gr.

Vogels, D., Blumen auf den Lebenspfad edler Menſchen geſtreuet, mit einem Titelk. 8. 16 gr. Auch unter dem Titel:

Stunden der Erholung und des Troſtes. 18 Bändchen, mit einem Kupfer, 8. 16 gr.

Ebendeſſelben Huldigungen der Freude, des Edelmuths und der Zufriedenheit, 8. 12 gr.

Verketzerungsſucht, moraliſche, gelehrte und poſitiſche. Ein Beleg zur heutigen philoſophiſchen Toleranz, von einem Freunde der Wahrheit, 8. 8 gr.

1.

Rinaldo Rinaldin

Ein
Schauſpiel in fünf Aufzügen

von
dem Verfaſſer des Romans gleiches
Namens.

Aufgeführt
auf dem deutſchen Theater in Altona.

1,X

Arnſtadt und Rudolſt
bey Langbein und [illegible]
1801.

Vulpius, Christian
[illegible]

19 A 1608.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Perſonen.

Rinaldo Rinaldini. Hr. Blum

Cinthio, Hr. Pauly

Lodoviko, Hr. [illegible]

Sebaſtiano, Hr. [illegible]

Nikolo, Hr. [illegible] } **Rinaldinis Geſellen.**

Nero, Hr. Deichmann

Agoſtino, ein Knabe von 10 — 11 Jahren. [illegible] Deichmann

Roſalie. [illegible]

Der Alte von [illegible]lleja. Hr. [illegible]

Olimpia. [illegible]

Loretta, ihr Kammermädchen. Dem.

Der Kapitain. — Hr. [illegible]

Dianora Martagno. Dem. [illegible]

Violanta, ihre Geſellſchafte

Ein Zigeuner-Madchen.

Ein Bauer. Hr.

Ein Bänkelſänger. Hr.

Bartolo, Hr. [illegible]

Tonio, } **Maulthiertre**

Brono, Hr. [illegible]

Anello, } Hr. [illegible]
Fiſcher.,
Thomas, } Hr. [illegible]
Ein Offizier. iſt ~~[illegible]~~ Lutkowitz
Anführer der Sbirren. iſt Frauendel.
Bürger.
Bauern.
Wache.
Sbirren.
Zigeuner.
Räuber.

Erſter Aufzug.

In den Appenninen.

(Dichter Wald. Im Hintergrunde entfernte Ruinen, eines zerfallenen Schloſſes — Morgendämmerung.)

Erſter Auftritt.

Lodoviko. **Sebaſtiano.** **Räuber** (liegen zerſtreut um ein Wachtfeuer herum, rauchen Taback, putzen Gewehre ꝛc. — Hernach) **Nero.**

Lodoviko (liegt unter einem Baume.)

Wer kömmt? Iſt das Sebaſtiano?

Sebaſtiano (kömmt.) Er ſelbſt.

Lodov. Du haſt die Runde gemacht?

Sebaſt. (ſtreckt ſich zu ihm unter den Baum) Ja, die habe ich gemacht.

Lodov. Nichts Neues?

Sebaſt. Nero hat ſich wieder zu uns gefunden.

Lodov. Was du ſagſt! — Nero? Wo iſt er?

Nero (kömmt) Hier. — Guten Morgen!

Lodov. Willkommen Kammerad! (präſentirt ihm ein Fläſchchen.) Haſt du Appetit?

Nero. Appetit zu trinken, habe ich beſtändig.

Lodov. Da geht dir's wie mir.

Nero. Proſit! (trinkt)

Lodov. Wohl bekomm's! — Nun? Wo biſt du denn herum geſchwärmt ſeit du in der letzten blutigen Affaire von uns kamſt? Wir glaubten dich alle ſchon elevirt. So oft ich bei einem Galgen vorbei kam hob ich meine Augen hinauf, und ſah mich nach dir um.

Nero. Ich danke für die gütige Theilnahme! Du ſiehſt aber, daß ich noch immer inter vivos bin. [illegible] zu den Andern.)

[illegible] Deſto beſſer, daß dir noch kein Rabe [illegible]geſchrey entgegen gekrächzt hat. Ein fataler [illegible] für die Todten das miſerabelſte Ex profun-

dis,

dis, für die Lebendigen ein wahres Memento Mori! Wo haſt du dich denn herum gedrückt?

Nero. Durch den Kirchenſtaat, wo, Gott ſey Dank! ein ehrlicher Kerl, als Bettler, allenthalben durchkömmt.

Lodov. Du haſt dich alſo glücklich wieder bis zu uns gebettelt? Das iſt mir ſehr lieb!

Nero. Nun? und wie iſts denn unterdeſſen bei euch hergegangen?

Lodov. Nach der letzten verdammten Bataille, herrlich und in Freuden.

Nero (ſieht und greift ſeine Jacke an.) Was zum Teufel! Sind das nicht Treſſen?

Lodov. Excellente Treſſen! Das Jäckchen hat ehemals Sr. Gnaden, dem Herrn Baron Rovezzo gehört, aber bei ſeiner Mobilien- und Kleidertheilung, iſts an mich gekommen.

Nero. Wie war das?

Lodov. Laß dir's erzählen. (trinkt und giebt ihm das Fläſchchen) Du weißt doch noch, daß ſich unſer Hauptmann einmal in ein Landmädchen verliebt hatte, die Aurelia hieß?

Nero. Das weiß ich. Sie machte ihm den Kopf rechtſchaffen warm.

Lodov. Und ſie war kein Landmädchen, als ſie recht bei dem Lichte beſehen wurde; ſie war nur auf dem Lande erzogen worden, und war eine Tochter eines gewiſſen Prinzen, der ſie an einen Baron Rovezzo verheurathete.

Nero. Darein mußte ſich der Hauptmann ergeben.

Lodov. Er ergab ſich auch darein. Aber einige Zeit darauf traf er ſie ganz ungefähr an, und ſah und erfuhr, daß ſie von ihrem elenden Kerl von Mann gemißhandelt wurde. Das traf ihm Herz und Galle. Der Baron kam dazu, wurde inſolent, maulſchellirte ſeine Frau, und wollte dem Hauptmann mit Hetzpeitſchen den Weg zeigen laſſen. — Daß ihm das übel bekam, kannſt du denken. — Des Nachts giengs über ſein Schloß her, und da kam ich zu der Treſſen-Jacke.

Nero. Ei verflucht! und ich mußte indeſſen in Lumpen paradiren — Wo kam denn aber die ſchöne Aurelia hin?

Lodov. Der Hauptmann dachte ſo nobel, und brachte ſie ſelbſt in ein Kloſter.

Nero. Iſt denn Roſalie noch bey dem Haupt[illegible]

[illegible] Sie iſt noch bey ihm. Er hat ein em[illegible]es Temperament, ohne eine Guitarre und ohne

ohne eine Geliebte kann er gar nicht leben. Muſik und ein paar ſchöne Augen werden ihn überall hin, durchs Leben begleiten. So geht er wenigſtens nie ohne Licht.

Nero. Das iſt nicht gut, er wird dadurch zu ſicher. Glaubt mir's! ſie paſſen ihm rechtſchaffen auf den Dienſt.

Lodov. Iſt das ein Wunder? So weit wie er hat's noch keiner von ſeinem Metier gebracht. — Aber, was hat er auch für Leute? Wir ſind doch wahre Eiſenfreſſer —

Sebaſt — und Allerwelts Kammerdiener.

Lodov. Bravo, trockener Sebaſtiano! Die Allerwelts Kammerdiener ſollen leben!

Alle. Sie ſollen leben! (Sie trinken)

Lodov. Und der Hauptmann dazu. Viva valoroso Capitano Rinaldini!

Alle. Viva!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Rinaldo (gekleidet wie auf dem Kupfer zum ersten Buche der Geſchichte Rinaldini, im 1. Theil.)

Rinaldo (zieht den Huth) Ich danke!

Alle (ſpringen auf) Guten Morgen, Hauptmann!

Rinaldo. Guten Morgen. — Zieht euch in die Schloß-Ruinen zurück. (zu Sebaſtiano) Die äuſſerſten Vorpoſten können abgelöſet werden.*

(Sebaſtiano ab)

Rinaldo (hängt ſeine Büchſe an einen Baum) Iſt Nikolo noch nicht zurück?

Lodov. Noch nicht.

Rinaldo. Guten Morgen!

Alle. Guten Morgen!

(gehen nach den Ruinen zu, in welchen ſie verſchwinden.)

Dritter Auftritt.

Rinaldo

(gerührt und in Betrachtungen verloren.)

Der Nebel flieht, die Sterne verbleichen, Aus [illegible] Roſen, und ſie kömmt die Königin des Tages, [illegible]e, alles belebende Sonne! Sie kömmt, [illegible] ſie ſpiegelt ſich in meinen Thränen. —

und

Wie oft ſah ich ſie in meinen Thälern bei meiner Heerde, und ſie fand mich froh und heiter. — Nein! ſie geht mir nie wieder ſo ſchön auf, als damals, da ich noch bei meinen Ziegen war. Sie war der Spiegel meines reinen Auges, ſo auch in mein Herz, und ſah es ſo klar, wie mein Auge. Und jetzt? — Auch mir ſcheint ſie, die goldene Sonne, wie ſie allen Guten und Böſen ſcheint. Ach! und ihre wohlthätigen Stralen ſind treffende Blitze für mein ſchuldiges Herz — O Rinaldo! was iſt aus dir geworden? (Er geht nach dem Hintergrunde zu, bleibt plötzlich ſtehen, und geht erſt wankend, dann entſchloſſen, wieder in den Vorgrund zurück) Wie? Wenn ich in ein fernes Land gieng, wieder zu meinem Hirtenſtabe griff, und mich in die Einöde ſtiller Triſten verbärg? O! daß ich dieſes Glücks theilhaft werden könnte! Was hält mich noch im Taumelkreiſe der Welt, was hält mich unter dieſen Menſchen zurück, wo ich, von Gefahren umlagert, gewiß noch das Opfer eines gerichtlichen Todes werde? (wirft ſich unter einen Baum) Ach! wie unglücklich bin ich!

Vierter Auftritt.

Rinaldo. Cinthio.

Cinthio (nähert ſich ihm langſam) Da [illegible] wieder und träumſt! Was iſt dir? Haupt[illegible] biſt nicht mehr der, der du warſt.

Rinaldo. Wohl wahr! Einſt war ich ein unſchuldiger Knabe, und jetzt bin ich der Anführer einer Räuberbande.

Cinthio. Wer ſieht dir das an? Wer hält dich nicht, wenn du dich in groſen Städten zeigſt, für einen Kavalier vom edelſten Hauſe?

Rinaldo. Und dennoch ſetzt man Preiße auf meinen Kopf.

Cinthio. Wer will ſie verdienen?

Rinaldo. Vielleicht einer der unſrigen ſelbſt.

Cinthio. Pfui! So handeln die nicht, die dir den Eid der Treue geſchworen haben.

Rinaldo. O! ſie ſind Menſchen, und — böſe Menſchen... Denn gut wirſt du uns beim Teufel! doch nicht nennen wollen?

Cinthio. Du haſt einmal üble Laune. — Was hilft jetzt das Grübeln und Grilliſiren? Nun iſts zu ſpät

Rinaldo. Wehe mir und dir, und uns allen, daß es zu ſpät iſt.

Cinthio. So können wir's auch nicht mehr ändern. (ſetzt ſich)

Rinaldo. O Cinthio! welchen Tod werden wir [illegible]

Cinthio.

Cinthio. Den, der uns zugedacht iſt. — Auf keinen Fall bezahlen wir den Todtengräber ſelbſt. — Der Eingang in's Leben iſt ein Pfad, den Könige und Bettler auf gleiche Art betreten. Der Ausgang hat vielerlei Pforten. Ob wir durch die Seiten- oder Mittel-Thür hinauskommen, das iſt einerlei. Hinaus läßt man uns gewiß. — Will's der Himmel ſo haben, ſo können wir auch ruhig auf unſern Betten ſterben.

Rinaldo. Ruhig?

Cinthio. Wie viele ſterben denn ruhig? Mit Schmerzen wenigſtens, beynahe jeder.

Rinaldo. Aber nicht mit Schande?

Cinthio. Schande? — (ſpringt auf) Es läßt ſich mit dir beinahe gar nicht mehr ſprechen! — Wer zog dich unter uns?

Rinaldo. Mein Leichtſinn.

Cinthio. So hadre mit dieſem, und wüthe nicht gegen dich ſelbſt. — Wo du ſtehſt, ſtehſt du nun einmal. Jetzt kannſt du für dich nichts mehr thun, als aufmerkſam ſeyn, vorſichtig zu ſtehen. Stehſt du ſo, ſo haſt du das Deinige gethan. Fällſt du, ſo iſt es nicht deine Schuld. — Gehe hin und diene einem Staate mit Guth und Blut, mit Leib und Leben, mit Denken, Wiſſen, Wirken und Wollen, nach allen beſten

Kräften, und vermodere, wenn's Glück gut iſt, im Kerker unſchuldig Oder, giebt es keine Beyſpiele? — Wie ſo mancher Wohlthäter eines Staates ſtarb in Ketten! — Stirbſt du ſo, ſo kannſt du wenigſtens nicht über Undank klagen. Du haſt genommen und man nimmt dir wieder. So kompenſirt ſich's (ſetzt ſich [illegible]) Und was wärſt du denn jetzt wohl wenn du in Oſtiala geblieben wärſt, und deines Vaters Ziegen gehüthet hätten?

Rinaldo. Was ich jetzt nicht bin; ein ehrlicher Menſch.

Cinthio. Du haſt Handlungen ausgeübt, um die dich die edelſten Menſchen beneiden könnten.

Rinaldo. Sie haben keinen Werth. Ein Räuber übte ſie aus [illegible]

Cinthio. (ſpringt auf) Was geht das deinen Handlungen an? — Der Teufel ſelbſt kann edel handeln, wenn er gleich ein Teufel iſt.

Rinaldo. Wer ein unedles Gewerbe treibt, kann nebenbei kein edles treiben.

Cinthio. Verflucht! was du da ſagſt! — Sind dir nicht Freudenthränen gefloſſen? hat man dich nicht im Gebete eingeſchloſſen? Hat man dich nicht geſegnet?

Rinaldo.

Rinaldo. Ach! man wußte nicht, daß man einen Räuber ſegnete.

Cinthio. Freudenthränen, Gebet und Segen galten deinen edlen Handlungen.

Rinaldo. Konnten mir aber nichts helfen. — Ich ſage dir, ich kann mich meiner Thaten weder rühmen noch freuen, denn, wenn auch einige darunter gut geweſen ſeyn ſollten, ſo waren der böſen doch weit mehrere, die mich einſt noch zum Rabenſteine führen werden.

Cinthio. Biſt du ſchon dort?

Rinaldo. Wer kennt die Stunde ſeines Ziels?

Cinthio. Kein Menſch. — Und das iſt auch recht gut, ſonſt könnte man nicht einmal ruhig ſchlafen, was doch noch das Beſte im menſchlichen Leben iſt. (wirft ſich unter einen Baum.)

Rinaldo. Wir? — Wir, ruhig ſchlafen?

Cinthio. Ich kann's!

Rinaldo. So haſt du es weiter gebracht, als ich.

Cinthio. (ärgerlich) O ja!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Nikolo.

Nikolo. Heda! Hauptmann!

Rinaldo. (ſteht auf) Biſt du wieder da?

Nik. Friſch und geſund.

Rinaldo. Was giebt's?

Nik. Wein giebt's.

Cinthio. Wein?

Nik. Einen ganzen Transport. Er gehörte den reichen Mönchen zu Mangolo. Deshalb haben wir ihn nicht bezahlt.

Cinthio. Das verſteht ſich ohnehin!

Nik. Was das Luſtigſte bei der Sache iſt: Ein Pater der dabey war, mußte uns allen, wie wir den Wein hatten, noch obendrein die Abſolution ertheilen. — Er gab ſie uns, mit kläglicher Stimme, und wir ließen ihn ziehen.

Cinthio. Bravo!

Rinaldo. Der Vorfall wird Auſſehen machen.

Cinthio. Lärm wird's geben, und wir machen uns weichen. — Man muß in der Welt alles mit machen.

Nik. Die Burſche lauren nun auf die Vertheilung der Beute.

Rinaldo. Geh, Cinthio! und beſorge ſie in meinem Namen.

Cinthio. Mit Vergnügen! (ſteht auf) Jſt der Wein gut?

Nik. Superber Monte Pulciano, und delicioſer Monte Fiaſcone.

Cinthio. Alle Wetter! Der muß gleich verſucht werden.

(Geht mit Nikolo ab)

Rinaldo. Jezt ſteht ſie da, in all ihrer Pracht, am wolkenleeren Himmel, die Königin des Tages! Wald und Thal ſind erwacht, und tauſend Kehlen frohlocken im frohen Morgengeſange. In finſtere Einöden, ach! und auch in die Hölen der Räuber bringt ihr freundlicher Blick — (lehnt ſich an einen Baum) Wie iſt mir? Was empfinde ich? Was ſchlägt mich zu Boden und füllt mein Herz mit Wehmuth? — Deine reinen Stralen, großes Licht der Welt, durchdringen mein Innerſtes. O! vernichte mich, und laß mich anbetend hin vergehen! (faltet die Hände und bedeckt [illegible] Geſicht.

Sechster Auftritt.

Rinaldo. **Roſalie,** (eine Guitarre überhängend, kömmt und naht ſich ihm langſam und leiſe.)

Rinaldo. Unglücklicher! hier liegſt du in Wildniſſen und Einöden, mußt die Menſchen fürchten, mußt fliehen das ſchöne Licht der Sonne.

(In den Büſchen bläßt eine Flöte die Melodie eines rührenden Geſanges.)

Rinaldo. (ſpricht, indem geblaſen wird) Alle meine Träume ſind dahin! -- Die ſchrecklichſte Wirklichkeit hält mich in ehernen Banden! — O Rinaldo! wie willſt du enden?

(Pauſe. — Die Flöte verſtummt.)

Roſalie. (tritt herzu. — Sanft) Guten Morgen, mein Lieber!

Rinaldo. (ſucht ſich zu faſſen) Guten Morgen, liebe Roſalie!

Roſalie. (legt traulich ihren Arm auf ſeine Schulter) Was fehlt dir? Du biſt nicht heiter.

Rinaldo. (blickt gen Himmel) Sieh! (frappirt.) Heiter war vor kurzem noch der Himmel, und iſt es auch nicht mehr.

Roſalie. Gewitterwolken ſind vor die Sonne getreten. In Oſten hat ſchnell der ganze Himmel

ſich

ſich umzogen. — Vor deiner Stirn ſtehen auch Wolken.

Rinaldo. Sie werden vorüber ziehen!

Roſalie. Dann giebts wieder Sonnenſchein, und darauf freue ich mich!

Rinaldo Ich auch, liebes Mädchen! ich auch.

Roſalie. Es mag dir wohl mancherlei durch den Kopf gehen, dies und jenes mag dir unangenehm ſeyn, du magſt erzürnt ſeyn — aber auf mich doch nicht!

Rinaldo. (drückt ihr die Hand.) Gewiß nicht!

Roſalie. Nun! ſo magſt du finſter ſeyn gegen die, die es dir nicht recht machen. Aber Roſalie, iſt immer freundlich, wenn ſie bei dir iſt, und gegen ſie, ſollteſt du auch freundlich ſeyn.

Rinaldo. (lächelnd) Ich bin es!

Roſalie. (fährt mit der Hand über ſeine Stirn.) Herab mit euch, ihr häßlichen Furchen! ihr dürft dieſe ſchöne, glatte Stirn nicht verunſtalten — Du lächelſt? — Ach! die Falten ſind weg (gen Himmel zeigend) Sieh! die Wolken ſind auch fort! Die Sonne iſt wieder ohne Schleier. — Wenn wir einmal anderswo, nicht mehr in Hölen und Wäldern, die Sonne ſehen, wenn wir in das ſchöne Land, über's Meer gehen, von dem du

neul

B. J. Weimar

treulich ſprachſt, in das Land, wo ewiger Frühling lächelt, wenn wir dort ſind, —

Rinaldo. (innig) Ja! wir werden dahin kommen!

Roſalie. Da werde ich dich, wie die immer lächelnde Natur, beſtändig heiter ſehen. Nicht wahr?

Rinaldo. (küßt ſie) Immer heiter!

Roſalie. Ach! du lieber guter Mann! wenn du den Leuten nur nicht mehr ſo furchtbar wärſt; — Gegen mich möchteſt du wohl zuweilen zornig ſeyn, denn ich weiß ja doch, wie ich dich wieder beſänftigen kann, — aber die armen Menſchen, die du nicht wie mich liebſt, denen du mit gezogenem Gewehr ein drohendes: Halt da! zurufſt, die —

Rinaldo. (einfallend, indem er ihr ein Piſtol auf die Bruſt ſetzt) Halt da!

Roſalie. (lachend) Ach! ich fürchte mich nicht. — Ich weiß dich gleich zu beſänftigen.

Rinaldo. Und wie?

Roſalie. Ich küſſe dich — (küßt ihn) und ſinge dir ein Liedchen. — Soll ich ſingen?

Rinaldo. Ja! ſinge. (ſtreckt ſich unter einen Baum)

Roſalie

Roſalie. (ſetzt ſich, ſpielt und ſingt)

Am Bache lag's Liebchen
im lieblichen Traum,
ſein Schlummer war ruhig,
er athmete kaum.

Da ſah ihn das Mädchen,
ſie ſchlich ſich herzu,
und freute ſich innig
der friedlichen Ruh.

Sie küßte ihm leiſe
das zärtliche Licht
der zitternden Augen;
er regte ſich nicht.

Sie ſchlang ſeine Locken
um Finger und Hand,
und küßte behaglich
das ringelnde Band.

Er athmete ſtärker,
ſein Auge ging auf;
Sie küßte, ihn grüſſend,
ein Küßchen darauf.

„Was ſchlummert mein Liebchen
am rauſchenden Bach?
Was küß' ich im Grünen
den Schlafenden wach?

Im Arme der Liebe
ſchläft Liebchen ſo weich.
Ach! wechsle mein Trauter!
dein Lager doch gleich.“
(Rinaldini iſt eingeſchlummert.)

Roſalie. Wie? — Er ſchlummert? — — Wahrhaftig! — (ſteht auf.) O! ſchlummere ſanft und ſüß! kein ängſtlicher Traum entreiſſe deinen Augen den ſanften Schlaf. Und wenn du ja träumen mußt, ſo träume von dem, was dich über alles liebt, ſo träume von mir! (wirft ihm Küſſe zu, und ſchleicht ſich, immer nach ihm ſehend, fort.) Schlafe ſüß: ſchlafe ſanft! und erwache froh und heiter! (Sie geht) Schlafe wohl! ſchlafe wohl!

(Als ſie ganz am Ende des Theaters iſt, kömmt Sebaſtiano ſchnell heraus.)

Roſalie. (winkt ihm kein Geräuſch zu machen, und deutet auf den Schlafenden.)

Sebaſtiano. (nickt und geht wieder zurück.)

Roſalie. (ſchleicht wieder zurück, ſieht zu, ob Rinaldo noch ſchläft. Da ſie ſich davon überzeugt hat, iſt ſie froh, und drückt durch Pantomime dies aus. Sie legt ihre Hand aufs Herz, küßt ſie, wirft Rinaldo den Kuß zu, ſieht ihn zärtlich an, drückt ihre Liebe aus, und ſchleicht ſich, immer nach ihm zurückſehend, davon.)

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Rinaldo. **Der Alte von Fronteja.** (in einem blauen, mit Sternchen beſetzten griechiſchen Gewande, einen gelben Gürtel, umwundenen Füſſen, mit Sandalen, einen purpurrothen Mantel über den Schultern, auf der Bruſt mit einem Edelſtein befeſtiget, mit weißen Haupt- und Barthaar)

Der Alte. (wirft, indem er kömmt, eine blaue kleine tode Schlange bey Rinaldo nieder)

Rinaldo. (fährt bey dem Geräuſche zuſammen.) Roſalie! was -- (ſchlägt die Augen auf, erblickt den Alten, ſtaunt, und erhebt ſich langſam, ihn betrachtend. — Endlich wirft er von ungefähr einen Blick ſeitwärts, ſieht die Schlange, und ſpringt auf.)

Der Alte. Wie kannſt du ſo unvorſichtig ſeyn, in dieſen Gegenden, wo es von giftigen Thieren wimmelt, dich ſo ſorglos dem Schlafe zu überlaſſen? — Dieſe Schlange nahte ſich dir, als du ſchlieſſt, ich kam dazu, und — ſie iſt tod.

Rinaldo. Ich ſehe dich ganz unbewehrt.

Der Alte. Es giebt Worte, die die Kraft der Waffen doppelt erſetzen.

Rinaldo. Und mit Worten tödeſt du?

Der Alte. Mit Worten. (geht)

Rinaldo.

Rinaldo. Mann!

Der Alte (ſich herum wendend) Oeffene den Kopf dieſer Schlange. In ihrem Gehirne wirſt du einen kleinen grünlichen Stein finden. Nimm ihn zu dir. Er ſchützt gegen Vergiftungen. — Gott ſey mit dir! (geht)

Rinaldo. (geht ihm nach) Schenke deinen Namen meiner dankbaren Erinnerung.

Der Alte. (kehrt zurück) Namen machen die Menſchen weder merkwürdiger noch beſſer, als ſie wirklich ſind. Erinnere dich meiner Geſtalt, und ich werde in deinem Andenken auch ohne Namen fortleben.

Rinaldo. Wer biſt du?

Der Alte. Ich bin, was du eben ſo gut als ich ſeyn könnteſt, ein Freund der Weisheit.

Rinaldo. Iſt die Weisheit eine ſo allgemeine Freundin?

Der Alte. Die Weisheit iſt uns Allen gemein, wie die Sonne. Ihre Stralen erwärmen jedes empfängliche Herz. — Mein Sohn! laß die Kräfte, die in dir liegen, nicht länger ſchlummern. Wecke ſie mit dem Hauche der Entſchloſſenheit. — Lebe wohl!

Rinaldo. Wohin gehſt du?

Der Alte. Nach Neapel, und von dort nach Sizilien — Wir werden uns wiederſehen.

Rinaldo. Weißt du das?

Der Alte. Ich weiß es, und — weiß noch mehr, als das.

Rinaldo. Weißt du wo du biſt?

Der Alte. Warum nicht?

Rinaldo. Glaubſt du ſicher und ohne Gefahr deinen Weg verfolgen zu können?

Der Alte. Wie wär ich hieher gekommen? — Wir ſehen uns wieder. (geht)

Rinaldo. Wer iſt dieſer Mann? — Er ſcheint zu wiſſen, wer ich bin — Was will er hier? — Wie kam er hieher? Und meine Wachen ſollten — (will gehen)

(drinne: "Halt da!")

Rinaldo. Ha! Noch kennen ſie ihre Pflicht. Er wird angehalten. Sie werden ihn zurückführen. — Wird ihn ſeine Weisheit löſen? Wird die Kraft ſeiner Worte ſeine Feinde beſiegen? Was wird er beginnen?

(Der Alte kömmt, von Räubern umgeben, heraus.)

Der Alte. Hieher müßt ihr mir folgen, ehe ich mit euch gehen kann. (auf Rinaldo zeigend) Dieſer dort, wird euch geben, was ihr von mir verlangt; er iſt mein Schuldner. (rechts ab)

Die Räuber. Hauptmann? Was ſoll geſchehen?

Rinaldo. (betroffen) Er paſſirt.

(die Räuber rechts ab.)

Rinaldo. Ja, ich bin ſein Schuldner! — Aber ich hätte mich nicht mahnen laſſen ſollen! (nachdenkend) Nach Neapel geht er? — Dann nach Sizilien? — Und: "Wir ſehen uns wieder," ſagte er, wiederholt. — Wo? — In Neapel, oder in Sizilien?

Achter Auftritt.

Rinaldo. Nikolo.

Nikolo. (kömmt links herein.) Hauptmann! dein Wein iſt aufgehoben, und hier — (reicht ihm eine Börſe) iſt auch etwas auf deine Portion, in klingender Münze.

Rinaldo. Trag's zu Roſalien.

Nikolo. Bekommen wir heute noch ein Geſchäft?

Rinaldo.

Rinaldo. Davon in einer Stunde, bey der Parole. (Nikolo ab.)

Neunter Auftritt.

Rinaldo. Sebaſtiano.

Sebaſt. (kömmt links herein) Hauptmann! Ein Bauer kömmt gerade auf meine Poſition zu.

Rinaldo. Zieh den Poſten zurück, und laß ihn paſſiren. (Sebaſtiano, links ab.)

Rinaldo. Vielleicht bringt er Neuigkeiten. (hängt ſeine Büchſe über, und geht nach dem Wege zu.) Mich ſoll er bey Laune treffen, ſo wenig ich auch dabei bin. — Aber, er ſoll nichts entgelten. — Aha! da kömmt ja der ehrliche Mann ſchon.

Zehnter Auftritt.

Rinaldo. Ein Bauer.

Rinaldo: Guten Morgen, guter Freund!

Bauer. Schönen Dank, (zieht den Huth, und ſieht ihn mit großen Augen an.) lieber Herr!

Rinaldo. Wohin aus?

Bauer. In die Stadt.

Rinaldo. Auf dieſem Wege?

Bauer. Man kömmt hier näher. — Wohin will denn der Herr ſchon ſo früh?

Rinaldo. Auf die Jagd.

Bauer. Aha! —

Rinaldo. Was giebt's Neues?

Bauer. Neues? Kömmt Er denn nicht aus der Stadt? Dort wiſſen ſie ja immer Neuigkeiten genug, oft mehrere, als wahr ſind.

Rinaldo. Ich lebe auf dem Lande, und bin erſt ſeit drey Tagen in dieſer Gegend.

Bauer. Aha! — (ſchiebt den Huth) Vor 14 Tagen hat's auf der Grenze viel Blut gegeben.

Rinaldo. Wie ſo?

Bauer. Die Toskaniſchen Soldaten haben den verfluchten Kerl, den Rinaldini, erwiſcht.

Rinaldo. So? haben ſie ihn endlich einmal?

Bauer. Ja! ſie haben ihn, Gott ſey Dank!

Rinaldo. Ei, verflucht!

Bauer. Ein tauſendelementiſcher Kerl! Er hat ſich mit ſeinen Leuten, wie ein Teufel mit ſeinen verdammten Kumpanen, gewehrt; 's hat aber nichts

nichts geholfen. Sie ſind Alle zuſammen gehauen, und niedergeſchoſſen worden.

Rinaldo. Alle?

Bauer. Alle mit einander, die Spitzbuben!

Rinaldo Alſo Rinaldini auch mit?

Bauer. Auch mit.

Rinaldo. Das iſt ja gut.

Bauer. Freilich iſt's gut! Der Gauner König hätte ſchon längſt den Galgen verdient. — Es iſt nur Jammerſchade, daß ſie ihn nicht lebendig bekommen haben, und daß er ſo ehrlich geſtorben iſt. Indeſſen mag ich doch nicht hin, wo er jetzt ſitzt.

Rinaldo (lächelnd) Man kann nicht wiſſen —

Bauer. Nein, nein! — Unſer einer ſtirbt doch reputirlicher und honetter. Nicht wahr?

Rinaldo. Das verſteht ſich!

Bauer. Wir beiden ſind aber auch keine Spitzbuben. Nicht wahr? — Gott befohlen! (geht.)

Rinaldo (winkt, indem er geht, mit dem Schnupftuche in die Büſche.)

(drinnen wird gepfiffen.)

Bauer (ſieht ſich um.) Nun? —

Rinal

Rinaldo (dreht ſich herum.) Was iſt das?

Bauer. Das klingt verdächtig.

Rinaldo. Es werden doch nicht etwa gar welche von Rinaldini's Leuten dem Blutbade entronnen ſeyn?

Bauer. Das wär ein verfluchter Streich! — Herr! ich habe zwanzig Ducaten bei mir; es iſt unmündiger Kinder Geld; wird mir das abgenommen, ſo weiß ich nicht, was ich anfangen ſoll.

Rinaldo (ſieht ſich um.) 's iſt ja alles wieder ruhig!

Bauer. Wenn ſie nur nicht hinter den Büſchen ſtecken.

Rinaldo. Ach nein!

Bauer. Etwa in der alten Burg. Das Volk iſt wie die Eulen, wo's am dunkelſten iſt, da ſitzen ſie am liebſten. — (ſieht ſich beſorgt um.) Wie wär's denn? — Könnten wir nicht zuſammen gehen? Ihr habt Gewehr —

Rinaldo. Was würde uns das gegen ein Duzzend Menſchen helfen, die — Ich mag's gar nicht ausſprechen.

Bauer. 's iſt auch nicht rathſam!

Rinaldo (lacht.)

Bauer. Wie kann der Herr aber lachen? — Mir, ſtehen die Angſttropfen auf der Stirn.

Rinaldo. Ich habe keine zwanzig Ducaten bei mir.

Bauer. Ach! und wenn's zwanzigmal weniger iſt, ſie nehmens mit. Die ſind wie die Sperlinge, wenn's keine Körner giebt, freſſen ſie Raupen.

Rinaldo. 's iſt eine verfluchte Wirthſchaft!

Bauer. Ich wollte hundertmal lieber unſerm Amts-Voigt in die Hände fallen — und das will viel ſagen! — als ſolchen — Ach! da kommen welche. (kriecht hinter einen Baum.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Lodoviko. Räuber.

Lodov. Wer hat hier ſignaliſirt?

Rinaldo. (zeigt auf den Baum, hinter welchem ſich der Bauer verſteckt hat, und geht.)

Lodov. (geht auf den Baum zu.) Von's di's!

Bauer. Gott verzeihe mir meine Sünde! — Schönen Dank!

Lodov. Wohinaus?

Bauer.

Bauer. (kömmt hervor) In's Freie. — Was koſtet denn ſo ungefähr die Paſſage?

Lodov. Wa? Du willſt handeln?

Bauer. Je nun! warum nicht? Wir wollen einander nicht zu kurz kommen laſſen, wir ſind ja ehrliche Leute.

Lodov. Das verſteht ſich! — Was giebſt du gutwillig?

Bauer. Zwei Dukaten.

Lodov. Oho! Er? — Ein Bauer? Zwei Dukaten? Da haſt du gewiß alle Säcke voll.

Bauer. Warum nicht gar!

Lodov. Du haſt meine Ehrlichkeit implorirt, ich nehme die Deinige in Beſchlag. Alſo: halb Part!

Bauer. Ich dachte gar! Das wär ja kein Handel. (ſieht ſich um) Hört! wir wollen billig ſeyn gegen einander. Ich gebe Euch 2 Dukaten, und ſage Euch, wo ihrer 200 zu haben ſind.

Lodov. Zweihundert? — (reicht ihm die Hand) Ja! — Nun! wo ſtecken die 200 Dukaten!

Bauer. Der Kavalier dort, — der dort mit der Büchſe umher ſpaziert —

Lodov. Welcher Kavalier?

Bauer. Der dort!

Lodov. Der? (lacht) Was ſoll der?

Bauer. Was er ſoll, weis ich nicht, aber was er hat, weiß ich.

Lodov. Was hat er?

Bauer. Zweihundert Dukaten hat er bei ſich.

Lodov. Der? —

Bauer. Er hat mir's ſelbſt geſagt.

Lodov. Selbſt?

Bauer. Selbſt. — Nehmt ſie ihm ab, und mich laßt in Gottes Namen gehen.

Lodov. (pfeift. — Drinnen wird geantwortet.)

Bauer. Wißt ihr was? — Ich bin von Natur mitleidig! — wenn ihr ihn feſt haltet, ſo laßt mich gehen. Ich mag's nicht gern mit anſehen, wie's ausſieht, wenn man einem Geld abnimmt.

Lodov. Du bleibſt! —

Bauer (vor ſich) O verflucht! Das wird eine ſchöne Affaire werden!

Rinaldo (kömmt zurück) Was giebt's?

Lodov. Die 200 Dukaten heraus, die du bei dir haſt! Dieſer Bauer hat dich verrathen.

Rinaldo (geht auf ihn zu) Du?

Bauer (fällt nieder.) Ach! lieber Herr! in der Angſt —

Rinaldo. Haſt du gelogen?

Bauer. Ach ja! — Ich dachte, ich wollte ſo auf gute Manier — (Pantomime des Davonlaufens.)

Rinaldo. Und mich wollteſt du alſo in's Unglück bringen?

Bauer (beinahe trotzig) In der Angſt hilft man ſich, ſo gut man kann. Um mich zu retten, hätte ich wohl unſern Herrn Pater ſelbſt angegeben. Das iſt nun einmal nicht anders in der Welt!

Rinaldo. Es iſt aber ſchlecht!

Bauer (ſteht auf.) Ich kann die Menſchen nicht ändern.

Rinaldo. Ich auch nicht. — Du ſollſt nun erfahren —

Bauer. Ach! ich merke ſchon, was nun kommen wird. (greift in die Taſche)

Rinaldo

aldo (zu Lodewiko) Er hat 20 Dukaten bei

ow. Aha! Haſt du?

er. 's iſt unmündiger Kinder Geld. Es iſt
nzige Vermögen zweier armen Waiſen, die
und Ach über euch ſchreien werden. Das
uch keinen Segen bringen. (zieht ein ledernes
en, und giebt's Lodewiko) — Da iſt's!

ewiko (ſieht Rinaldo an, und wiegt das Beutelchen
gend) Hm!

er. Die armen Würmer müſſen nun bet-
hen!

ev. Sie haben ja dich noch, ihren Vor-

er. Darauf iſt nicht zu rechnen.

aldo. Elender! — (zu Lodewiko) Gieb dem
nichts das Geld in Rinaldini's Namen zurück.

owiko (giebt dem Bauer das Beutelchen wieder)
Du? In Rinaldini's Namen.

aldo. Merke dir das! Rinaldini iſt kein ſo
Menſch, wie Du einer biſt. Er iſt kein ge-
Beutelſchneider, iſt auch, dem Himmel ſei
noch nicht tod! und arme Waiſen ſollen

ſo

ſo viel an ihm liegt, nie über ihn klagen. Er kennt ihren Vater und Rächer, (gen Himmel zeigend.) den du Gefühlloſer, nicht kennſt! (ab)

Lodov. Höre du! beſſere dich.

(Die Räuber gehen fort.)

Bauer. Gleichfalls!

Lodov. Verdanke es deinem Glücke, daß du dem Hauptmann in die Hände fielſt. War er nicht, ſo giengſt du jetzt etwas leichter nach Hauſe. — Du wirſt doch nun wohl auf Rinaldini ſchimpfen?

Bauer. Ich?

Lodov. Ja! 's iſt ſo eure löbliche Bauerndankbarkeit, von der ſich ſo etwas hoffen läßt. Wir kennen euch. Ihr ſeid Schelme, und taugt nichts.

(ab.)

Bauer. Wir ſind ja Alle Menſchen! — Nun! das muß ich laut ſagen, Signor Rinaldini iſt ein höchſt vortrefflicher Mann, und wer etwas gegen ihn ſagt, der hat's mit mir zu thun. Aber — aus dem Wege gehe ich ihm doch!

(ab.)

Zwölfter Auftritt.

Roſalie. (hernach) Nikolo. Nero. Lodoviko.

Roſalie (kömmt eilig mit einem Papier in der Hand.) Rinaldo! wo biſt du? Iſt er nicht mehr hier? Er ſchlief ſo ſanft, und ich — Wollte ich ihn nicht auch wecken? — Nikolo! Nero! Lodoviko!

(ſie kommen.)

Nero. Was beliebt?

Roſalie. Ich ſuche den Hauptmann. Wo iſt er?

Nikolo. Er viſitirt, glaube ich, Sebaſtiano's Poſten.

(Roſalie ab.)

Nikolo. Was hat ſie vor?

Nero. Hat ſie noch immer Geiſtererſcheinungen?

Lodov. Still! Der Hauptmann hat ſie auch gehabt.

Nero. Ich glaube dennoch keine.

Nikolo. Der Hauptmann läßt ſichs nicht ausreden.

Nero. Einbildungen! Warum iſt denn mir noch kein Geiſt erſchienen?

Lobov. Geiſter erſcheinen nur Geiſtern.

Nero. Iſt denn der Hauptmann ein Geiſt.

Lobov. Ein großer Geiſt! Das wirſt du ihm doch nicht abſtreiten wollen?

Nero. Ja! wenn du es ſo nimmſt. Aber ſag doch einmal,-kommandirt er nicht auch große Geiſter?

Lobov. Macht ihn das nicht *noch größer*?

Nero. Das iſt auch wieder wahr.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Sebaſtiano.

Sebaſtiano. Hört Kammeraden! es iſt nicht geheuer.

Lobov. Der Teufel wird doch nicht ſein Spiel haben, und uns ſchon wieder Soldaten über'n Hals ſchicken!

Nero. Wie ſtark ſind wir jetzt?

Lobov. Hier, unſerer 60. — Rechts kampiren 20, und links, 18 Mann.

Nero. Hm! das geht an.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Cinthio.

Cinthio (geht ſchnell über's Theater, von der rechten zur linken Seite.) Kammeraden! an euere Poſten. (ab.)

Sebaſt. Hört ihr's — Es giebt wieder etwas.

Lobov. Da muß der Teufel drinne ſitzen! — Nicht einmal unſern Wein können wir in Ruhe austrinken! Daß dich! über den Neid! Das haben wir alles dem wohlfeilen Monte Pulciano zu verdanken. Sei's! Qui bene bibit, bene dormit. (mit Nikolo und Sebaſtiano ab.)

Nero. Ich komme doch immer, wie gerufen! — Geſtern Nacht erſt angekommen, und heute, geht's ſchon wieder zum Tanze! (ab)

Funfzehnter Auftritt.

Roſalie. (hernach) Rinaldo.

Roſalie. Ich finde ihn nicht! — Ob er wohl — Ha! da kömmt er! — Rinaldo!

Rinaldo. So ängſtlich? — Was haſt du?

Roſalie: Dieſes Papier habe ich im Walde gefunden. (giebt es ihm.) Man ſucht deine Leute von dir abwendig zu machen. Man verſpricht ihnen Pardon und eine Belohnung von 1000 Zechinen, wenn ſie dich überliefern.

Rinaldo (hat geleſen.) Das verſpricht man! — (zerreißt das Papier, und ladet es als Pfropf in die Büchſe) Ich will, in meiner Leute Namen, ihre Aufforderung, ihnen mit ihren eigenen Worten entgegen donnern. — Fürchte nichts! Lebendig bekommen ſie mich nicht, und den Tod fürchte ich nicht. Seit Jahren ſchon, iſt er mein beſtändiger Begleiter geweſen. Ich kenne ihn. Er iſt ſogar mein Freund, und ich rechne auf ihn, wie man auf ſeine beſten Freunde rechnet. — — Roſalie! Du weinſt?

Roſalie. Dieſe Thränen gelten jetzt nur mir. — Aber ſollten meine Thränen einſt auf den Hügel fallen, der deine Aſche deckte, ſo würde ich den Himmel bitten: gieb ihm, um den ich weine, nicht nur meine Thränen, gieb mich ihm ganz, wie ich ihm mich ſelbſt gegeben habe. (legt ihr Geſicht an ſeine Bruſt.)

Rinaldo. Roſalie! wird es dir auch wohl vergönnt ſeyn, zu meinem Grabe zu wallfahrten? Weißt du gewiß, wo es ſich erheben wird?

Roſalie. Wo es auch ſeyn mag, nur immer [illegible] möglich; und kann es ſeyn, neben dem mei-

meinigen; denn ich gehe nicht wieder von dir, bis das Schickſal mich von dir reißt. Mein Daſeyn iſt an das Deinige gekettet, und ich kann ſterben, aber von dir gehen, dich verlaſſen, kann ich nicht.

(Küſſe und ſchweigende Umarmung.)

Rinaldo. Du biſt mein!

Roſalie. In Tod und Leben, dein!

(Pauſe. — In der Entfernung fällt ein Schuß. — Hörnertöne, als Signale.)

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Cinthio. Lodoviko. (hernach) Nero. Räuber.

Cinthio. Sie rücken gegen uns an!

Lodov. Es ſind uns welche im Rücken. Sie ſuchen uns zu umzingeln.

Nero und Räuber (kommen.) Wo iſt der Hauptmann?

Rinaldo. Hier bin ich. Hat man mich wohl je vermißt, wenn es zum Gefechte gieng? — Cinthio! führe ſie auf die Anhöhe. Von [illegible] ohne Verweilen, in's Thal. Der [illegible]

Paß iſt von Alſetto, Severo, und Altaverde mit Mannſchaft beſetzt. Die ganze Maſſe drängt ſich nach Tomare, den Alſiniſchen Forſten und Bergen zu. — Sie ſuchen uns, und wir wollen ſie angreifen. — Bei dem dritten Signal, bin ich bei euch.

(Cinthio, Lodoviko, Nero und Räuber ſchnell ab.)

Roſalie. Nun wieder zum Gefechte!

Rinaldo. Für Haut und Leben.

Roſalie. Laß deine Gefahren mich mit dir theilen! Mit dir laß mich dem Tod entgegen gehen! An deiner Seite will ich fechten, und mit dir, will ich fallen, oder ſiegen!

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Der Alte von Fronteja.

Der Alte (iſt langſam herbei gekommen, und tritt zwiſchen beide) Willſt du mir das Mädchen anvertrauen?

Roſalie (tritt zurück.) Wie?

Der Alte. Sie iſt ſicher bei mir. Der Aus[illegible] des Gefecht's iſt ungewiß, und ich kann ſie

be-

beſchützen; ich werde ſie beſchützen, weil du ſie liebſt, und weil ich dein Freund bin.

Rinaldo. Wunderbarer Mann! wer biſt du?

Der Alte. Dein Freund, wie ich ſchon geſagt habe.

Rinaldo. Enträthſ'le mir —

Der Alte. Wir ſehen uns wieder.

Rinaldo Weißt du es gewiß?

Der Alte. Ich weiß es. (es fällt ein Schuß) Man ruft dich. Du mußt gehen, und dein Liebſtes verlaſſen. Genug, daß du es in Sicherheit weißt. — Folge mir Roſalie! In Neapel, ſollſt du deinen Rinaldo wieder ſehen.

Rinaldo (entſchloſſen) Ja! ich will dir trauen. — Ich übergebe dir Roſalien —

Roſalie. Rinaldo!

Rinaldo. Folge ihm. Er wird uns nicht betrügen.

Der Alte. O Rinaldo! wie könnte ich das? — Wenn du wüßteſt, wenn du ahnden könnteſt, was auch nur ein Traum dir ſagte —

Rinaldo (geſpannt) Rede!

Der Alte (gutmüthig ihm die Hand drückend) Wir ſehen uns wieder. (Es fällt ein Schuß.)

Rinaldo. Lebe wohl, Roſalie! (er küßt ſie.) Lebe wohl!

Roſal. (umſchlingt ihn.) O! mein Geliebter!

Rinaldo Dieſer Freund ſagt dir: wir ſehen uns wieder.

Der Alte. Beruhige dich, und folge mir.

Rinaldo. (zum Alten) Hier, nimm auf Treue und Glauben, das Beſte was ich habe, nimm mich ſelbſt in ihr, in deine ſchützenden Arme. — Roſalie! beruhige dich; weine nicht.

Roſalie. O! daß du hier bliebſt, daß du immer bey mir wärſt, du ſollteſt ſehen, wie die Freude, daß du mein biſt, mich über mich ſelbſt erheben könnte. Da würden keine Thränen fließen, als Thränen der Liebe.

(es fällt ein Schuß.)

Roſal. (fährt heftig zuſammen; laut aufſchreiend) Ah!

Rinaldo.

Rinaldo. (zieht ein Piſtol aus dem Gürtel, und ſchießt es ab.) Ich komme! — Roſalie! (er küßt ſie) Gott ſey mit dir! (ſtürzt ab.)

Roſal. (ſinkt in die Arme des Alten) Rinaldo!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Neapel.

(Straße nach dem Hafen — Im Hintergrunde das Kaſtel des Hafens; Schiffe vor Anker liegend ꝛc.)

Erſter Auftritt.

Lodoviko. (In einen rothen Mantel gehüllt. ein [illegible] Haar, einen großen runden Huth auf dem Kopfe. Er zählt Geld in die Hand.)

Der Kapitain zahlt ſchlecht! Die Signora zahlt gut. Und, ich weiß gar nicht, wie das kömmt, von Weiberhänden nimmt ſich das Geld noch einmal ſo gut, als von Männern. 's iſt mehr Luſt, mehr Intereſſe dabei! und 's iſt auch was Seltenes, das recht! Denn im Durchſchnitt ſind die Weiber alle geizig. Nur für einen einzigen Artikel, ſpendiren ſie etwas, die Moden ausgenommen; für

Kunſt-

Konfidenzen. — — Aber Lodoviko! ein ſchlechter Kerl biſt du doch! „Kannſt du das läugnen?„ — Nein! — „Halunke ſo beſſere dich!" — Das will ich. Ich will wieder gut machen, was ich ſchlecht gemacht habe. Ich will meinem braven Hauptmann alles entdecken. Er ſoll mich nieder ſchießen, und ſoll ſich ſalviren. — Und der Korſe? — Muß auch nieder. — Halt! dort kömmt er. — Lodoviko! mit Bedacht. Chi va piano, va ſano. — Keine dummen Streiche gemacht. Erſt etwas in eine Armenbüchſe, und dann, nieder mit dem Korſen! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Olimpia. (ſtark verſchleiert) **Der Kapitain,** (in Korſiſcher National-Militärtracht. — Beide treten von verſchiedenen Seiten auf.)

Olimp. Ha! ſieh da Kapitain! Ihr? — Nun? Wie laufen die Speculationen?

Kapitain. Sie laufen nicht, ſie ſind im Gange. Langſam, aber ſicher. Wir wiſſen, woran wir ſind. Die Vermuthung iſt endlich zur Gewißheit geworden. Die Entdeckung iſt gemacht.

Olimp. Was ſagt Ihr? — Gemacht? — Wirklich, mit Gewißheit, gemacht?

Kapit. Gemacht.

Olimp. Graf Mandockini? —

Kapit. Dieſer reiche Liebling der galanten Welt, der alle Engländer an Verſchwendung, alle Nabobs an Diamanten übertrifft, iſt der gefürchtete Beherrſcher der Hölen und Einöden, das Schrecken der Wanderer, iſt der Mann, auf deſſen Kopfe ſo viele Preiße ſtehen.

Olimp. Kapitain! Wollen wir dieſe verdienen?

Kapit. Blos von ihm ſelbſt. Ich denke, das iſt ſehr billig. — Was andere für ihn geben wollen, mag er für ſich ſelbſt geben. — Er kann und wird uns nicht entgehen.

Olimp. Aber unſer Freund der gute Alte von Fronſa, ſprach ſo freundſchaftlich von dem Grafen, ſagte: laßt Mandochini auch euern Freund ſeyn! —

Kapit. Nun ja doch! iſt denn das nicht Freundſchaft genug, wenn wir ihn nicht verrathen? Wir wollen ja ſein Unglück nicht, nur ſein Geld. Haben wir ſeine Börſen, ſo mag er ſeinen Kopf ruhig und ſicher nach Sizilien tragen, wo ihn

der

der weiſe Alte für die hochherzigen Korſen in Beſchlag nehmen will.

Olimp. Aber Mandochini iſt nicht mehr, was er war.

Kapit. Genug daß er es war! — Er mag hier von uns ungeſtört leben und handeln, aber ſeine Exiſtenz ſoll er bezahlen, und zwar ſo theuer, wie möglich. Es geht ja doch nicht von dem Seinigen. Was wir ihm abnehmen, hat er erſt Andern abgenommen; wir thun alſo blos, was er ſelbſt gethan hat, und zwar, noch weit reputirlicher, mit Manier, und nicht ſo inſolent und gewaltſam, wie er. — Ich brauche Reiſegeld. Zu dem alten Charletan gehe ich nicht zurück. Was ich gefunden habe, will ich benutzen, und die ſchöne Olimpia, wird hoffentlich ſo diskret ſeyn, mir keinen Strich durch die Rechnung zu machen. Entweder geht ſie mit mir, oder jedes von uns, geht ſeinen eigenen Weg, für ſich ſelbſt — Alles nach Belieben. Ich genire nicht, aber mich laſſe ich auch nicht geniren. (ab.)

Dritter Auftritt.

Olimpia (allein.)

So? ſehr determinirt! (ſieht ihm nach.) „Jedes von uns, geht ſeinen eigenen Weg, für ſich ſelbſt?“ — Was meinte er damit? denn daß er etwas damit ſagen wollte, darauf verwette ich mein Leben! Jch kenne ihn. — Noch dazu ſagte er das ſo markirt. ſo beziehend! —- Hm! — Sollte er wiſſen, daß ich meinen Weg ſchon eingeſchlagen habe? — Der Kapitain hat ſein Geheimniß aus eben der Quelle, aus welcher ich das Meinige habe. Sollte Lodoviko mich zum Beſten des Kapitains, hintergehen? — — Aber warum? Beſſer als ich, bezahlt ihn der Kapitain doch gewiß nicht! —

Vierter Auftritt.

Olimpia. Loretta.

Olimp. Nun? Kömmſt du endlich?

Loretta. Jch komme, und Er, kömmt auch.

Olimp.

Olimp. Er kömmt? — Loretta! — Wann dochini kömmt?

Loretta. Er las, zitterte, küßte das Billet, ſchenkte mir zwei Dukaten, und ſagte: „Sage der Dame, die dieſes ſchrieb, daß ich ſo gewiß kommen würde, als ich Athem und Daſeyn habe.“ — Ein ſchöner Mann! Schönes neues, funkelndes Geld! (beſieht die Dukaten). Geld, als käm's den Augenblick erſt aus der Münze!

Olimp. Er küßte das Billet? Das galt dem lockenden Namen Aurelia. — Olimpia! du haſt eine reizende Angel ausgeworfen, und gefangen iſt, was du fangen wollteſt. Aber wirſt du es auch behalten können? — Genug! es iſt gewagt. Was ich mit Sehnſucht erwarte, werde ich auch zu behalten wiſſen. (ab. — Loretta folgt ihr.)

Fünfter Auftritt.

Rinaldo, *) (mit einem offenen Briefe, kömmt aus einem Hauſe.)

Von dir? Von dir, Aurelia? — Trügen mich meine Augen nicht? Aurelia? — Dem Kloſter

---

*) Gekleidet, wie auf dem Kupfer zum [illegible] Buch des 1ſten Theils der Geſchichte Rinaldi[illegible], [illegible] Haube mit Federn beſteckt.

entflohen? Hier in Neapel? — Und was könnte, was dürfte mich abhalten, dieſer Einladung zu folgen? — Nichts, als der Tod. — Aurelia! ich komme. (Steckt den Brief zu ſich)

Sechſter Auftritt.

Rinaldo. Der Kapitain, (geht im Hintergrunde auf und ab.)

Rinaldo, (wird ihn gewahr.) Ha! der geheimnißvolle Korſe! Der ſonderbare Mann, der von allen bemerkt wird, und keine Seele zu bemerken ſcheint! — Wie oft bin ich ihm ſchon zu Gefallen gegangen. — Vielleicht gelingt es mir jetzt, ihn zum Geſpräch zu bringen. (Sieht nach der Uhr) Noch habe ich Zeit dazu. (Er geht auf ihn zu.) Herr Kapitain!

Kapit. Was beliebt?

Rinaldo. Nicht wahr, Kapitain?

Kapit. Kapitain. (kömmt vor.) Was ſoll's ſeyn?

Rinaldo. Ihr werdet mich ſchon oft, auf öffentlichen Häuſern, Euch gegen über geſehen haben?

Kapit.

Kapit. Iſt das alles?

Rinaldo. Ich bitte Euch, mir eine Bemerkung zu verzeihen.

Kapit. Eine Bemerkung über mich?

Rinaldo. Ueber euch. — Ihr fallt allgemein auf.

Kapit. Das iſt möglich.

Rinaldo. Ihr wollt das vielleicht?

Kapit. Es kömmt mir nicht in den Sinn.

Rinaldo. Ihr ſitzt immer in Gedanken. — Vielleicht nagt irgend ein geheimer Kummer an Eurem Herzen?

Kapit. Den ich nicht wüßte!

Rinaldo. Oder irgend eine Verlegenheit macht euch ſprachlos?

Kapit. Ich bin nie verlegen.

Rinaldo. Drücken Euch etwa Sorgen, ſo —

Kapit. Ich habe keine Sorgen.

Rinaldo. Ihr geht in öffentliche Geſellſchaften, und —

Kapit. Ich bin immer allein, auch in der größten Geſellſchaft.

Rinaldo. Das iſt nicht gut.

Kapit. Wie ſollte es beſſer ſeyn?

Rinaldo. Mittheilung macht den Menſchen glücklich.

Kapit. Nicht immer.

Rinaldo. Unterhaltung ſichert wenigſtens vor Langeweile.

Kapit. Langeweile kenn ich nicht.

Rinaldo. So ſeyd Ihr beneidenswerth, und müßt ein groſer Philoſoph ſeyn.

Kapit. Philoſoph kann jeder Menſch [illegible] wenn er es ſeyn will; und [illegible] [illegible], wenn er es iſt.

Rinaldo. Das Letztere glaube ich, das Erſtere nicht.

Kapit. Das ſteht bei Euch. In Glaubensſachen nimmt man es ſo genau nicht. Und jemehr man ſich in dieſem Punkte ſelbſt täuſcht, deſto glücklicher iſt man.

Rinaldo. Glücklicher?

Kapit. Es ſteht bei jedem Menſchen ſelbſt, es zu ſeyn. Jeder iſt glücklich, ſo bald er es nur ernſtlich will.

Rinaldo Ihr ſeyd es?

Kapit. Ich bin es.

Rinaldo. Ich beneide Euch.

Kapit. Das glaube ich.

Rinaldo. Da aber jeder Menſch ſeine eigenen Begriffe von Glückſeligkeit hat, ſo —

Kapit. So wünſcht Ihr zu wiſſen, welches die Meinigen ſind? — Sie liegen etwas weit auſſerhalb dem Zirkel dieſer menſchlichen Welt.

Rinaldo. Ich verſtehe euch nicht.

Kapit. Möglich! — Es verſteht und begreift in dieſer Welt überhaupt nicht leicht ein Menſch den andern. — Das beſte Einverſtändniß, können nur Seelen und Geiſter knüpfen.

Rinaldo. Ihr kennt die Geiſterwelt?

Kapit. So gut, wie ich euch kenne.

Rinaldo. Ihr mich? — Kenne ich mich doch beinahe ſelbſt nicht.

Kapit. Auf einen gewiſſen Punkt doch wohl.

Rinaldo. Ihr wißt, wer ich bin?

Kapit. Ich ſage ja, daß ich euch kenne.

Rinaldo. Ich habe euch doch nie geſehen, als ſeit ich in Neapel bin.

Kapit. Das weiß ich. — Auch ich ſehe Euch hier zum Erſtenmal; aber dennoch kenne ich Euch.

Rinaldo. Ihr ſchaut alſo in's Verborgene? — Ihr geht mit Geiſtern um?

Kapit. Ich ſpreche jetzt mit einem Menſchen, der ſich, wie ich hoffe, gebeſſert hat. (ab)

Rinaldo. Er kennt mich? Er weiß wer ich bin? Wie? und die Entdeckung meines Namens iſt in der Gewalt eines ſolchen Sonderlings? — Wer iſt er, dieſer ſonderbare Sterbliche, der irrdiſche Geſellſchaft nicht die ſeinige nennt? — Ha! er muß mir Rede ſtehen, oder ich vernichte ihn, dieſen Feind meiner Ruhe! (geht.)

Kapitain (kömmt zurück, hält ihn auf, nimmt ihn bei der Hand, und führt ihn vor) Du vernichteſt mich nicht. — Ich könnte dich vernichten; aber du haſt von mir nichts zu fürchten. Ich bin weder Fiskal, noch Kriminal-Richter. Und das ſind doch die Leute, die du zu fürchten haſt.

Rinaldo.

Rinaldo. Herr Kapitain! mein Name —

Kapitain. Koſtet Geld. — (vertraut) Man kann ihn bei jeder Obrigkeit verkaufen.

Rinaldo. Herr Kapitain! es giebt eine gewiſſe Sprache, die Beleidigung wird, ſo bald ſie Ernſt iſt.

Kapit. Das weiß ich.

Rinaldo. Alſo, ohne Umſtände! Wer bin ich?

Kapitain (vertraut, indem er ſich beſorgt umſieht, und ihn auf die Seite führt) Der geächtete und gefürchtete Mann, der das Schrecken der Reiſenden, und das Erblaſſen der Wanderer iſt; der König der Schlupfwinkel, und Beherrſcher der Berghölen; (noch vertrauter.) — Du biſt Rinaldini.

Rinaldo (betroffen.) Lebe wohl!

Kapit. (hält ihn zurück) Wohin? — willſt du die Ruhe fliehen, die dich hier umgiebt?

Rinaldo. Ich fürchte dich.

Kapit. Sey ohne Furcht. Dein Schickſal intereſſirt mich. Ich will dir davon Beweiſe geben, die dich ganz ſicher ſtellen ſollen. Aber laß dich nicht wieder auf der alten Bahn finden, ſonſt wirſt du den Freund in einen Feind verwandelt ſehen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Loretta.

Loretta (kömmt von der Seite und geht, als ſie den Kapitain ſieht, in den Hintergrund nach dem Hafen zu.) Der verwünſchte Kapitain!

Kapitain (dreht ihn herum, und zeigt auf Loretta.) Dieſes Mädchen ſucht dich. — Du folgſt ihr nicht.

Loretta (entfernt ſich) Er bemerkt mich!

Rinaldo Du nennſt dich meinen Freund —

Kapitain. Ich bin es.

Rinaldo. Du weißt nicht —

Kapitain. Ich weiß alles. Du biſt eingeladen —

Rinaldo. Und nichts in der Welt ſoll mich abhalten, dieſer Einladung zu folgen, ſo wahr ich —

Kapit. Baſta! Keine Schwüre, die du nicht erfüllen darfſt.

Rinaldo (raſch.) Ich will, ich werde ſie erfüllen, und wenn —

Kapit. Ruhig! — Noch immer ſo trotzig und unbändig? Bedenke, daß du jetzt nicht mehr kommandirſt, ſondern, daß du kommandirt wirſt.

Rinaldo (trotzig) Von dir?

Kapit. Willſt du einen Freund gegen ein Weib verlieren? Was kannſt du von ihr erwarten? Wenn es köſtlich, und noch ſo köſtlich iſt, ſo iſt es doch nur Liebe. Und die Weiber lieben uns nur in ſich ſelbſt. Wir ſind ihr Spiegel, ihr Mond, in deſſen Spiegelſcheibe nur ihre Sonne wieder auferſteht. —

Rinaldo. Du wirſt und ſollſt mich nicht abhalten, die Dame zu ſprechen.

Kapit. Bei den Haaren will ich dich nicht zurückziehen, aber ich verbiete es dir, ſie zu ſprechen.

Rinaldo. Nur ein gegründetes Warum? wenn ich dir folgen ſoll.

Kapit. Ich ſehe weiter als du ſiehſt. Meine Macht —

Rinaldo. Gieb mir eine Probe deiner Macht!

Kapit. Du ſollſt ſie haben. — Folge mir unter die Ruinen von Portici.

Rinaldo. Ich folge dir nicht. Gieb mir dieſe Probe hier.

Kapit. Biſt du, unerſchrockener Held der Nächte, zum furchtſamen Knaben geworden? Zerbrich

deine

deine Klinge, und laß dir eine Spindel reichen. Ich durchblicke dich ganz. — Jetzt erlaube ich es dir, das Weib zu ſehen, die dich zu ſprechen wünſcht. Lerne ſie kennen, und dann auch mich.

(ab.)

Achter Auftritt.

Rinaldo. (hernach) Loretta.

Rinaldo. Kenne ich ſie nicht ſchon? Aber auch dich der du dich meinen Freund nennſt? — O Aurelia! Könnte mir auch wohl ein Freund nur Eine verlorne Stunde erſetzen, in der ich dich nicht geſehen hätte?

Loretta. (kömmt.) Herr Graf! — Ihr werdet erwartet.

Rinaldo. Ich folge dir. (geht mit ihr ab.)

Neunter Auftritt.

Lodoviko. (verlarvt.)

Ja! er iſt es! Das iſt Loretta. Er geht zur Signora Olimpia. — Nun! zu der mag er gehen, aber — — Donnerwetter! wie konnte ich aber auch ſo ein verteufelter Hallunke ſeyn? — Der brave Hauptmann ſollte dem korſikaniſchen Gauner zur Beute werden? und daran wär ich ſchlechter Kerl ſchuld? — Nein! beim Teufel! das ſoll nicht ſeyn. — Das Geld liegt in der Armenbüchſe, und nun — — Wohl aufgepaßt, Herr Kapitain!

Zehnter Auftritt.

Kapitain. Lodoviko.

Kapit. Was giebts?

Lodov. Nichts. — Wenigſtens nichts Neues, — Aber, wenn ihr doch einmal von Geben ſprecht, ſo ſagt, was gebt Ihr?

Kapit. Was ich bekomme.

Lodov. Habt ihr ſchon etwas?

Kapit. So gut, als wenn ich's hätte.

Lodov. So pränummerirt wenigſtens Etwas.

Kapit. (giebt ihm Geld.) Ein Morgentrunk.

Lodov. Gratias! (vor ſich.) Pro nobis! (geht ab.)

Kapit. (ihm nachſehend) Warte Patron! Ich ahnde, was du vor haſt. Aber du haſt es mit mir zu thun. Mich hintergehſt du nicht; mir thuſt du auch nichts, aber dich, ſollen die Sbirren abſolviren, ehe du noch gebeichtet haſt. (ab.)

Eilfter Auftritt.

(Zimmer.)

Loretta. Rinaldo. Olimpia, (eine Larve vor dem Geſicht, kömmt aus dem Seitenzimmer.)

Rinaldo. Alſo, hier? — Hier ſoll ich ſie ſprechen? Wo iſt ſie?

Loretta. Hier iſt ſie ſchon. (geht ab.)

Rinaldo. O, Aurelia! wie glücklich macht mich dieſer Augenblick! Die kühnſten meiner Hoffnungen ſind zur ſchönſten Wirklichkeit geworden.

Olimp. Ich fürchte —

Rinaldo. (ergreift ihre Hand.) Was könnte die fürchten, die ich anbete?

Olimp. Was gewiß zu fürchten iſt.

Rinaldo. Und was?

Olimp. Daß hier eine Verwechslung vor ſich geht. — Ihr ſprecht mit mir, wie mit einer Längſtbekannten, und ſo viel ich weiß —

Rinaldo. Das iſt nicht Aureliens Stimme!

Olimp. Eine Aurelia ſpricht mit Euch, aber wie es ſcheint, ſchwerlich die, die Ihr meint!

Rinaldo. Nicht Aurelia Rovezzo?

Olimp. Die bin ich leider, nicht! — Ach guter Graf! wie ſehr wünſchte ich, Ihr hättet euch nicht geirrt! — Ich habe Euch geſehen, bemerkt, — mit Wohlgefallen bemerkt — und daraus iſt, fürchte ich, Liebe geworden. — Jetzt muß ich wünſchen, Euch nie geſehen zu haben. — Verlaßt mich! Huldiget Eurer geliebten Aurelia, und überlaßt mich meinen Gefühlen. — Eure Aurelia —

Rinaldo. Wie konnte ich mich auch ſo wirklich täuſchen! Wie konnte meine Fantaſie mich ſo weit irre führen? — Aurelia! wie konnte ich hoffen,

dich

dich je wieder zu ſehen? Du ſch[illegible]läſter, und ich — habe ja kein Recht auf [illegible] Liebe.

Olimp. Ich beklage Euch. — Laßt uns aber ſo ſchnell wie möglich enden. Wir haben beide angenehm geträumt. Unſere Trennung ſey unſer Erwachen. Die Rückerinnerung, (ſie legt ihre Hand auf die Seinige) wird uns bleiben.

Rinaldo. Iſt der Traum verſchwunden, ſo ſchenkt mir eine ſüße Wirklichkeit. Dieſe neidiſche Larve —

Olimp. Erſpart meinem Geſicht eine Beſchämung, die dieſer ſonderbare Schritt herbei führen müßte. — Und nun, genug von unſerm Abendtheuer! Wir wollen zuweilen darüber lachen. Lebt wohl Graf!

Rinaldo. Ich gehe nicht von hier. Ich fühle mich feſt gehalten —

Olimp. Von mir?

Rinaldo. Ich weiß nicht was es iſt, das mich an dieſe Stelle feſſelt.

Olimp. Es iſt Neugier.

Rinaldo. Nein, nein!

Olimp. Eigenſinn.

Rina[illegible] weit mehr, als Neugier und Eigenſin[illegible] huldige der ſchönen Unbekannten. —

Olimp. Mit getheiltem Herzen.

Rinaldo. Ich liebe Aurelien, wie meine Schweſter. Beſitzen werde ich ſie nie.

Olimp. Damit rechnet Ihr auf mich?

Rinaldo. Ich bin frei, und ungebunden. —

Olimp. Auch ich bin es.

Rinaldo. Wir könnten glücklich ſeyn!

Olimp. Graf! ich bitte Euch, verlaßt mich.

Rinaldo. Kann ich das? — Muß ich das? — Ohne Euch zu ſehen?

Olimpia (nimmt die Larve ab, und wirft ſich auf einen Stuhl) Was habe ich Unbeſonnene gethan!

Rinaldo (fällt vor ihr nieder) Nun iſt Neapel für mich ein Paradies! (bedeckt ihre Hand mit Küſſen.) In dieſen Augen lacht mir der Himmel!

Olimpia (beugt ſich über ihn) Graf! — Iſt das kein Traum?

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Der Kapitain.

Kapit. Neu, und dennoch nicht unerwartet!

Rinaldo (ſpringt auf) Und Ihr ſeyd mir gefolgt?

Kapit. Wie du ſiehſt.

Olimpia (bedeckt ihr Geſicht mit den Händen.) Oh!

Rinaldo (greift an den Säbel) Ich will —

Kapitain (wirft ihm einen fürchterlichen Blick zu.) Willſt du dich nennen hören?

Rinaldo (läßt den Arm ſinken). Verdammt!

Kapitain (geht auf Olimpien zu, und zieht ihr gelaſſen die Hände von den Augen) Du haſt dich von mir geriſſen, und haſt dich dieſem Manne ergeben. Er fühle ganz den Werth und das Unglück von dir geliebt zu werden. Ich entſage dir und fordere nichts von dir zurück, als den Ring, den ich dir zum Pfande meiner Treue gab.

Olimpia (zieht den Ring vom Finger, und giebt ihm denſelben.)

Kapit. Gott befohlen! (ab.)

Drei

Dreizehnter Auftritt.

Olimpia. Rinaldo.

Olimpia (ſpringt raſch auf.) Nun bin ich dein, und du biſt mein!

Rinaldo. Ach! Du ahndeſt nicht, wie theuer ich vielleicht dieſe glücklichen Augenblicke bezahlen muß!

Olimp. Sie ſind verſchenkt, und haben keinen Preiß. — Schlagen wird ſich der Korſe nicht mit dir.

Rinaldo. Das iſt es nicht was ich fürchte. — Er iſt Herr meines größten Geheimniſſes.

Olimp. Er iſt kein Verräther — Ich bin ihm ungetreu geworden, und fürchte dennoch nichts von ihm. — Hätte er mir das gethan, ſicher hätte mein Dolch ſein Herz gefunden. Ich liebe grenzenlos; werde ich aber betrogen, ſo fließt Blut, ſo wahr ich Athem und Leben habe.

Rinaldo. Du biſt furchtbar!

Olimp. Nicht dir! nicht dir!

Rinaldo. Und deine Liebe?

Olimp. Iſt treu und wahr. — Für Augenblicke ſpiele ich kein ſo gewagtes Spiel, wie Liebe iſt.

Rinaldo. Und der Kapitain.

Olimp. Ich habe ihn nicht ſelbſt, mein Herz hatte ihn nicht gewählt Mein Schickſal führte mich ihm zu; Verlegenheit und Lage wanden dieſe Banden, die keine Blumenketten waren. Jetzt ſind ſie zerriſſen. Du ſtarker Mann, haſt meine Ketten zerbrochen, um neue mir zu geben. — Hier iſt die Hand, mein Herz — ich trage willig dieſe Feſſeln, und leicht und gern!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Loretta.

Loretta (kömmt, und giebt Olimpien ein Billet)

Olimpia (reißt es auf, und blickt hinein. — Schnell.) Wo iſt er?

Loretta (zeigt auf ein Seiten-Zimmer) Hier.
(ab.)

Olimp. Mein ehrwürdiger, mein verehrter Freund! (eilt in das bezeichnete Seiten-Zimmer)

Rinaldo.

Rinaldo. Was iſt das? — Wem eilt ſie ſo freudig, ungeſtüm entgegen? — Einem Freunde? Und dieſer Freund? — (empfindlich) Olimpia! — — (geht raſch umher) Rinaldo! und du ahndeſt nicht, wie das ſich löſen wird? (bleibt ſtehen)

Loretta (kömmt zurück, und geht nach dem Seitenzimmer zu, in welches Olimpia gegangen iſt.)

Rinaldo (hält ſie zurück) Wer iſt — — Wer iſt bei der Signora?

Loretta. Der Prinz Della Torre.

(ab, in das Seiten-Zimmer.)

Rinaldo. Der Prinz Della Torre? Und dieſem eilte ſie ſo froh entgegen, indem ihre Lippen noch von meinen Küſſen glühten?

Loretta (kömmt aus dem Seiten-Zimmer, und geht übers Theater, durch die Mittelthüre wieder ab.)

Rinaldo. Rinaldo! — — Ja! ſo iſt es! Das Spiel eines liſtigen Weibes ſollſt du intereſſant machen, und - bezahlen Darauf iſt es angelegt. Laß ſehen, wie du dich halten wirſt.

Funfzehnter Auftritt.

Rinaldo. Der Kapitain.

Kapit. Nun Freund! bin ich eigennützig? — Du haſt doch, hoffe ich, meine Gefälligkeit erkannt?

Rinaldo. Ich habe.

Kapit. Alſo wirſt du mir auch erlauben, auf eine Gegengefälligkeit Anſpruch zu machen?

Rinaldo. Ich werde.

Kapit. Gut dann! ſo — Ich bin in einer Verlegenheit —

Rinaldo. Du, der du mir vor kurzen erſt ſagteſt, du ſeyſt nie verlegen?

Kapit. Die Umſtände haben ſich geändert. Ich bin wirklich in Verlegenheit, und nehme deine mir angebothene Hülfe an.

Rinaldo. Womit kann ich helfen?

Kapit. Mit Gelde. — Du leihſt mir 2000 Dukaten, und ich ſetze dir meine Verſchwiegenheit zum Pfande ein. Die Sache ſieht, glaube ich, einer Prellerei ähnlich, ſie iſt's aber nicht.

Rinaldo (höflich). Davon bin ich überzeugt, Herr Kapitain! Ich weiß, was ich Euch zu verdanken habe, ich weiß, was ich Euch ſchuldig bin.

Kapit. Ich nehme entſchiedenen Antheil an deinem Schickſal. —

Rinaldo. Ich bin Euer Schuldner. — Wenn ich Euch 2000 Dukaten gebe, ſo bitte ich Euch, ſie als einen kleinen Tribut meiner lebhafteſten Dankbarkeit anzunehmen. — Ich bin nicht mit einer ſo ſtarken Summe von baaren Gelde verſehen, als Ihr vielleicht glaubt, aber ich will einige Koſtbarkeiten zu Gelde machen, und bis übermorgen ſollt Ihr haben, was ihr verlangt.

Kapit. Freund! meine Bedürfniſſe ſind dringend.

Rinaldo. So will ich zu ſehen, Euch das Geld bis morgen Abend zu verſchaffen, wo ich Euch bei mir zu ſehen, hoffe.

Kapit. Ich verpflichte mich zu einer Gegengefälligkeit, die dir gewiß nicht anders, als angenehm ſeyn kann.

Rinaldo. Ich bin und bleibe, wie geſagt, Euer Schuldner! Euer großer Schuldner!

Kapitain (macht eine Verbeugung und geht; — kehrt aber ſchnell wieder um) Olimpia, iſt nicht allein.

Rinaldo. Ich weiß es.

Kapit. Der Prinz Della Torre iſt bei ihr.

Rinaldo. Ich weiß es.

Kapit. So! — (Verbeugung — ab.)

Rinaldo (ſieht ihm nach) Zu früh Herr Kapitain! viel zu früh! — Wollt Ihr die Gegend um mich herum hell machen? — Ich errathe, was das geben ſoll! — Hier dieſe Schöne, dort der finſtere Herr. Beide im Lichte einer Entdeckung. O Rinaldo! wird es denn auf einmal ſo hell um dich? O! geh zurück, und verbirg dich in's Dunkel deiner Hölen und Wälder!

Sechszehnter Auftritt.

Rinaldo. Olimpia.

Olimp. (verlegen, froh) Und doch noch hier?

Rinaldo. Nur — um mich zu empfehlen.

Olimp. Nicht ſo!

Rinaldo. Wie ſonſt?

Olimp. Ihr verkennt mich!

Rinaldo. Kenne ich euch doch noch nicht.

Olimp. Lernt mich kennen.

Rinaldo. Wie?

Olimp. Indem ich ſage, daß ich euch kenne.

Rinaldo. Ihr mich?

Olimp. Ja! ich kenne Euch, und mich ſollt Ihr auch kennen lernen (vertraut, indem ſie ihn bey der Hand nimmt) Gefürchteter Mann! fürchte den Kapitain. Du biſt ſein ſicherſtes Kapital in Neapel. Er zieht, ſo lange es ihm beliebt, von die Intereſſen. Weiß er ſich einmal nicht anders zu helfen, oder will er Neapel verlaſſen, ſo greift er dich, wie einen Sparpfennig, an. — Auf dieſer Speculation des Kapitains ganz allein, beruht deine bisherige Sicherheit. Du biſt ſein Nothpfennig. — Auch in *meiner* Gewalt biſt du, aber ich *liebe*. Von mir haſt du nichts zu fürchten. — Du brauchſt einen Beſchützer gegen den Kapitain. Er iſt gefunden. Ich habe ihn dir erworben.

Rinaldo. Olimpia!

Olimp. Der Prinz Della Torre wird dein Freund. Er iſt bey mir. — Unter ſeinem Schutze biſt du ſicher, und wenn auch nicht hier, doch wenigſtens auf ſeinen Gütern, in Kalabrien. — Kennſt du mich nun?

Rinaldo. Ich kenne dich, und — danke dir! (küßt ſie.) Wenn wir uns wieder ſehen —

Olimp. Biſt du im Schutz des Prinzen, wie du in meinem Herzen biſt. Willſt du dies Herz enthüllen, ich widerſtrebe nicht. Du ſollſt von Schleiern nicht hintergangen werden. Sieh, und finde es, wie es wirklich iſt.

Rinaldo. Und du? —

Olimp. Ich kenne dich, und liebe dich. — Was du noch wiſſen willſt, das frage mir morgen ab. Bis dahin, — lebe wohl! (wirft ihm einen Kuß zu, und eilt in das Seitenzimmer)

Rinaldo. (ihr nachſehend.) Und doch? — Und du? Und Er? — (ironiſch) Hab' ich nicht Schutz? Hab' ich nicht Liebe? — Was will ich mehr? —

(ab.)

Siebe

Siebenzehnter Auftritt.

(Starke Abenddämmerung. Straße, nach dem Hafen zu. — Auf dem Leuchtthurm des Hafens, brennt das Leuchtfeuer. Der Zugang zu dem Hafen, iſt mit Laternen erleuchtet Die Hafenwache zieht zum Zapfenſtreich, mit Janitſcharenmuſik übers Theater)

Lodoviko. Roſalie (in einem Mantel gehüllt.)

Lodov. Seit Wochen weiß ich, daß er hier iſt, und ſeit einer Stunde habe ich erſt erfahren, daß er hier, in dieſem Hauſe wohnt.

Roſalie. O Lodoviko! Wenn ich ihn wieder ſehe! wenn ich in ſeine Arme eile! —

Lodov. Und wenn ich ſage: Guten Abend, Hauptmann!

Roſalie. Wenn er mich in ſeine Arme ſchließt! mich an ſein klopfendes Herz drückt! —

Lodov. Das wird eine herrliche Scene geben! — Ich bin doch ein wahrer Glücksvogel! — In den Hafen gegangen, wo ich gar nichts zu thun hatte, und ſolch ein Fiſchchen gefangen! —

Roſalie. Kaum den Fuß an's Land geſetzt, und einen Bekannten gefunden! —

Lodov.

Lodov. Es lebe der Zufall! Ich bin ſein Freund, und will er der meinige bleiben, ſo weiß ich, wer dabei gewinnt.

Roſalie. Laß mich keinen Augenblick mehr verlieren! Führe mich zu ihm. Ach! er iſt hier! und ich bin noch nicht bei ihm? — Lodoviko! haſt du geliebt, wie ich liebe?

Lodov. Das weiß ich nicht. Aber geliebt habe ich einmal.

Roſalie. So weißt du auch was Sehnſucht iſt.

Lodov. Das weiß ich.

Roſalie. So kennſt du meine Ungeduld, ihn zu ſehen! Ihn, den aufzuſuchen, mich die Liebe über Meere trieb.

Lodov. Komm, liebes Kind! — Heda! freie Paſſage! (öffnet die Thür.) Die Liebe geht voran. (Er bringt eine Blendlaterne unterm Mantel hervor, deren Schirm er herum dreht, daß man Licht ſieht.) Und hier iſt ihre Fackel.

(Er geht in's Haus. Roſalie folgt ihm.)

Achtzehnter Auftritt.

Rinaldo (kömmt und geht raſch auf ſeine Wohnung zu.)
Der Kapitain (kömmt von der andern Seite.)
(hernach.) **Anführer der Sbirren und Sbirren.**

Kapitain. Mandochini!

Rinaldo (dreht ſich herum) Ihr? — Wolltet Ihr zu mir?

Kapit. Zu Euch, um Euch zu ſagen, daß ich gewiß weiß, daß der Prinz Della Torre, daß Olimpia — — — Still! man kömmt! —

(Die Sbirren kommen.)

Kapit. Guten Abend, Lorenzo!

Anführer der Sbirren. Guten Abend! (beleuchtet ihn mit der Laterne.) Aha! Ihr, Herr Kapitain! —

Kapit. Wohin geht's!

Anf. d. Sbr. Auf die Wache.

Kapit. Was giebt's Neues?

Anf. d. Sbr. Die größte Neuigkeit des Tages, bei uns, ſeyd Ihr ſelbſt, Herr Kapitain! In

allen

allen Geſellſchaften, zerbricht man ſich über Eurre Perſon die Köpfe.

Kapit. Man ſoll ſie ganz laſſen!

Anſ. d. Sbr. Ohne Spaß! —

Kapit. Ganz ernſtlich, und mit aller Gewißheit, kann ich verſichern, daß man mich bald, recht bald, genauer kennen lernen wird. — Aber, beiher geſagt: Ich kann der neapolitaniſchen Welt eine noch weit größere Neuigkeit, heute noch, jetzt gleich, erzählen. Eine Neuigkeit, über deren Wichtigkeit und Größe, ſie meine Wenigkeit ſogleich vergeſſen wird.

Anſ. d. Sbr. Nun! ſo ſagt ſie.

Kapit. Wißt! — hier in Neapel, mitten unter euch, iſt der verrufene Räuberhauptmann Rinaldini.

(ab.)

Anſ. d. Sbr. (nach einer Pauſe) W — as?

Rinaldo. (ſchnell gefaßt.) Und du verſtehſt ihn nicht, verſchlagener Lorenzo?

Anſ. d. Sbr. Wie ſo?

Rinaldo. In Rom war Rinaldini, ſagte der Wache ſelbſt, wer er war und ging davon.

(ins Haus ab.)

Anf. d. Sbr. (kömmt zu ſich.) **Mordelement! nun hab' ich's! Ein Kapitain? Ja, ja! Ein ſchöner Kapitain! — Er ſelbſt** (dem Kapitain nachdrohend) **iſt Rinaldini!** (zu den Sbirren) **Mir nach!** (mit den Sbirren ſchnell ab dem Kapitain nach)

(Der Vorhang fällt.)

Drit-

Dritter Aufzug.

In Kalabrien.

(Wald und Gebirge.)

Erſter Auftritt.

Bartolo, Tonio, Brono.

Bartolo.

Kommt! hier iſt ein niedliches Plätzchen! Eine Quelle, Schatten, — und die Ausſicht in's Thal, Da haben wir unſere Thiere und unſere Buben in den Augen, und können unſer Morgenbrod in Ruhe verzehren!

(Sie lagern ſich unter einen Baum.)

Tonio. Wir ſind ein wenig gar zu früh ausgerückt.

Brono.

Breno. Zwei Stunden vor Sonnen Aufgang. Ich fühl's. Es liegt mir in allen Gliedern.

Bart. Dafür ſind wir auch in ein paar Stunden in Fiskaldo, und können die Jahrmarktsfreuden recht ordentlich und vollſtändig genießen.

(ſie bringen Morgenbrod und Weinflaſchen hervor.)

Bart. Es wird viel Volk, und manchen Spaß geben! — Ein wahrer Mädchenmarkt iſt zu der Zeit in Fiskaldo.

Tonio. Ja! Allerliebſte Schwarzaugen.

Bart. Ein Blauauge möchte ich doch einmal wiederſehen! Blos der Abwechslung wegen.

Tonio. Haſt du ſchon eins geſehen?

Bart. Ja! Vor zwei Jahren. Es war eine deutſche Edelfrau. Sie reiſte mit ihrem Manne herum.

Tonio. Daß die Deutſchen doch ſo gern in der Welt herum ziehen!

Bart. Auch die Weiber ſo gar! — Es iſt eine kurioſe Nation! Blaue Augen, blonde Haare, und einen Durſt haben ſie, — einen Durſt —

Breno. Wie ich! (winkt)

Bart. Das wär was rechtes! — So ein Deutſcher trinkt dir — wenn er ſo recht im Zeuge iſt — Ja! was ſoll ich ſagen! — er iſt kapabel, und trinkt eine ganze Stunde hintereinander weg, ohne aufzuhören.

Brono. Ich geh!

Bart. Was willſt du wetten? Ich ſetze gleich zehn Dukaten dran!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Agoſtino (wie die andern Räuber, mit Piſtolen, Säbel, und einer Stutzbüchſe, bewaffnet.)

Agoſt. Haſt du ſo viel Geld? Heraus damit!

Tonio. Was zum Teufel! —

Bart. Wer iſt er denn, Mosje?

Agoſt. (wichtig.) Das wird ſich zeigen. — Heraus mit dem Gelde!

Bart. Mit unſerm Gelde?

Agoſt. Mit euerm.

Bart. Wer will's denn haben?

Agoſt. Ich.

(Alle lachen.)

Bart. Geh' er nach Hauſe, und ſpreche er, Er ſey da geweſen.

Agoſt. Hieher auf dieſen Stein. legt ihr euer Geld, zieht euch aus, und legt die Kleider dazu.

Bart. Ei verflucht!

Agoſt. Donnerwetter! habt Reſpekt wenn ich etwas befehle, oder euch ſoll — (zieht ein Piſtol und ſtreckt's ihnen entgegen)

Bart.
Tonio.
Brono. } (halten die Hände vor.) Nun, nun, nun!

Agoſt. Gethan was ich befehle, oder ich will euch zuſammen ſchießen, daß kein Knochen von euch zu einem Meſſerſtiel taugen ſoll! — Das Geld heraus! Die Kleider herunter!

Tonio (zu den andern) Wollen wir's denn thun?

Brono. Ich dachte gar!

Agoſt. Nicht räſonnirt! — Einer nach dem Andern ſteht auf, legt Geld und Kleider ab, und geht. Und wer nicht parirt, den faſſe ich ſo ſicher, daß er in ſeinem Leben nie wieder einen Finger bewegt.

Tonio. Das iſt ja ein Mord-Bube!

Bart. Er hat Sukkurs. — Hinter den Büſchen werden ſie ſtecken. — Was wollen wir machen? —

Tonio. Ja! er hat Sukkurs. —

Breno. 's iſt aber doch eine Schande für uns, wenn wir —

Agoſt. Eine Schande? Eine Ehre für euch iſt es, daß ich mich mit euch abgebe. Jch könnte jetzt vielleicht einen Kavalier vom Pferde ſchießen, aber, ich will mich einmal zu euch herablaſſen.

Tonio. Das iſt ein Spitzkopf! Aus dem wird einmal ein rechter —

Agoſt. Rinaldini. — Sag's nur heraus. — Auf den Grabhügel ſeines Ruhms ſteige ich, und rufe laut: Hier ſteht der kühne Agoſtino! — — Macht! macht! und haltet mich nicht auf. — Oder ſoll ich das Signal geben, und euch größern Kammerdienern übergeben?

Bart. Nein! nein! — Wir wollen uns fügen.

Tonio. Es iſt aber bloß des Sukkurſes wegen.

Bart. Freilich!

Tonio. Denn ſonſt —

Bart. Nun! ſo wehre dich.

Tonio. Nein! Ich bin ein Kinderfreund. (zieht ſich aus, und legt das Beutelchen hin) Ich gebe den Kindern gern.

(die Andern thun eben das)

Agoſt. Gern oder ungern; davon iſt nicht die Rede. Ihr müßt! — — Die Hüthe könnt ihr behalten. Die Sonne ſticht, und ihr könntet Kopfſchmerzen bekommen; das will ich doch nicht haben. —

Bart. Nun! Sind wir nun in Ordnung?

Agoſt. Ich bin's. — Adio! (ſchießt ein Piſtol ab.) Viva Agoſtino!

(Die Maulthiertreiber laufen ab. Agoſtino ſpringt [illegible] den Räubern entgegen.)

[illegible]

Drit

Dritter Auftritt.

Agoſtino. Cinthio. Sebaſtiano. Räuber.

Cinth. Was giebt's?

Agoſt. Seht! dort laufen ſie noch. — Ihrer Dreie. — Und hier, liegen ihre Kleider, und ihre Beutel.

Cinth. Was heißt das?

Agoſt. Ich habe ſie ausgeplündert.

Cinth. Du?

Agoſt. Ich. — Und mit einer Manier, — mit einer Manier! — O! die hätteſt du ſehen ſollen! — Du hätteſt mich auf der Stelle umarmt, und hätteſt geſagt: Bravo Agoſtino! aus dir wird ein rechter Kerl werden! ein Kerl, wie ich einer bin!

Cinth. Bravo Agoſtino! — Dein Probeſtück iſt gut gerathen, und du ſollſt zur Belohnung deiner Herzhaftigkeit, das ſchönſte Paar meiner Piſtolen bekommen.

Agoſt. Doch die, die Rinaldini geführt hat?

Cinth. Dieſe.

Agoſt.

Agoſt. Ich danke dir! Und das verſpreche ich dir, ich will mit dieſen Piſtolen nie einen Schuß thun, ohne mit dem Schuß Ehre einzulegen. (läuft, nach dem Gelde der Maulthiertreiber.)

Sebaſt. Der wird entweder bald auf den Pelz gebrennt, oder er wird ein großer Kerl!

Agoſt. (bringt Cinthio das Geld.) Hier iſt das Geld.

Cinth. Es iſt dein.

Agoſt. Nein! es muß getheilt werden.

Cinth. Es iſt dein: weil es dein Probeſtück bezahlen hilft.

Agoſt. Obligato! — (ſchwenkt den Huth) Viva Cinthio! Viva valoroſo Agoſtino! (ſpringt ab.)

(Drinne fallen Schüſſe, man ruft: "Cinthio, Cinthio.")

Vierter Auftritt.

Vorige. Nikolo. Nero. (hernach) Rinaldo, (in Pilgerskleidern.)

Nikolo. Freudenſchüſſe!

Nero.

Nero. Lärm und Jubel!

Cinth. Was habt ihr vor?

Nero. Einen herrlichen Fang haben wir gethan!

Nikolo. Er iſt nicht zu bezahlen!

Cinth. Was iſt es?

Nikolo. Texire ſelbſt!

Rinaldo. (ſieht ihn an) Kennſt du mich nicht mehr?

Cinth. (fliegt auf ihn zu) Rinaldini! (umarmt ihn) Sehe ich dich wieder? höre ich dich wieder ſprechen? und es iſt kein Traum?

Rinaldo. O Cinthio! — Cinthio, mein Freund! Ich komme wieder.

Cinth. Haben dich die Menſchen aus ihren ſchaalen Zirkeln heraus getrieben? Suchſt du wieder Schutz und Obdach in den Einöden? Sagte ich dir das nicht voraus? — Glaube mir, wir taugen nicht mehr in die bürgerlichen Geſellſchaften.

Rinaldo. Das habe ich empfunden.

(Es werden Feldſtühle herbei getragen, und ein Tiſchchen wird mit Wein und Früchten beſetzt.

Nikolo, Sebaſtiano, Nero und die Räuber, gehen nach und nach ab. — Rinaldo und Cinthio ſetzen ſich.)

Cinth. Laß uns in Gebirgen und Wäldern leben, und die hochgethürmten Städte fliehen. Hier, auf Kalabriens Boden gedeihen unſere Werke noch viel beſſer als in den Appenninen. Die Natur ſcheint uns für dieſes Land, und das Land für uns geſchaffen zu haben. Je tiefer wir hinein kommen, je beſſere Wohnung finden wir; und an Unterhalt, kann es uns nie fehlen. — Ich ſtehe an der Spitze von 80 Mann, und kann deren mehrere haben, wenn ich will. Ich trete dir meine Hauptmannsſtelle ab. —

Rinaldo. Behalte, was dein iſt. Bleibe, was du biſt. Mich laß als Klausner einen der verſteckteſten Winkel bewohnen.

Cinth. Biſt du klug? — Könnte man dich nicht erkennen, und dich Wehrloſen in die Arme der holden Juſtiz werfen? Als ein wehrloſer Klausner biſt du jedem Zufall der Gewalt unterworfen. Die Menſchen verfolgen dich, die Obrigkeiten haben dich geächtet, ſie haben Preiße auf deinen Kopf geſetzt, und überallhin verfolgt dich dein eigner Name, als ein Verbrechen. — Nur an der Spitze deiner Kammeraden findeſt du Anſehen und Sicherheit. Kannſt du noch wählen?

Rinaldo. Laß mich nur wieder zu mir ſelbſt kommen. Noch weiß ich nicht recht, wie mir iſt. Ich bin einem fürchterlichen Gewitter entflohen, das über meinem Haupte ſchwebte. Ich mußte fliehen, und habe auch Roſalien verloren. In Neapel ſendete ich ſie voraus nach Coſenza, dorthin ſchrieb ich ihr, und nun ſuche ich ſie vergebens. — Ach, Cinthio! meine Kräfte ſind dahin, und mein Geiſt iſt von mir gewichen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Roſalie.

Cinth. Ich beſchwöre ihn, wieder zu dir zurückzukehren. — Geiſt meines Freundes! kehre wieder! und was er verloren glaubt, ſein Liebſtes, eile in ſeine Arme!

Roſalie (tritt vor). Ich bin bei dir.

Rinaldo (ſpringt auf) Roſalie!

Roſal. Wie könnte ich fehlen, wo du biſt? — Die Sorgfalt deines Freundes hat mich dir erhalten, und meine Liebe folgt dir ſo unzertrennlich, wie der Schatten ſeinem Körper.

Rinaldo. Deine Gegenwart macht mich heiter und froh. Mit deinem Anblick kehren Hoffnungen und Gefühle zurück. Ich fühle mich im Kreiſe meiner Lieben wieder glücklich. — Wo iſt Lodoviko?

Cinth. Er kam mit Roſalien hier an, als er deinen Brief zu Coſenza fand. Sein Gewiſſen hat ihn zur Beichte gezwungen. Ich habe ſie ihm abgenommen, und es ſteht nun bei dir, unter welchen Bedingungen du ihn abſolviren willſt. (ab.)

Rinaldo. Was will er damit ſagen?

Roſal. Laß mich dich wieder ſehen als Rinaldini; wirf das Trauergewand der Verborgenheit von dir und tritt aus der Hülle des Wallers, wieder hervor, als der gefürchtete Mann, den Italiens klügſte Regierungen vergebens nachſtellen, wenn er im Arm der Liebe ruht, umgeben von den Waffen ſeiner Freunde. (zieht an ſeiner Kutte.) Furchtbare Geſtalt meines geliebten Rinaldini! ich rufe dich hervor aus der Nacht deiner Pilgrimſchaft.

Rinaldo (wirft die Kutte ab, und ſteht in der Tracht des erſten Aufzugs, vor ihr) Der Räuberhauptmann ſteht vor dir!

Roſal. Und meinen Geliebten umarme ich!

Sechster Auftritt.

Vorige. Lodoviko (gefeſſelt)

Lodov. Hauptmann!

Rinaldo. Lodoviko? warum trägſt du dieſe Feſſeln?

Lodov. Ich bin ein Verräther, ich bin ein elender Kerl! Ich habe mich Cinthio entdeckt. Von dir erwarte ich mein Urtheil, denn dich trift meine Verrätherei.

Rinaldo. Mich?

Lodov. In Neapel habe ich dich verrathen. Durch mich wußte der verdammte Kapitain, wer du warſt.

Rinaldo. Iſt es möglich.

Lodov. Allwiſſend iſt jener Betrüger nicht. — Der Teufel hat mich bei'm Kopfe gehabt, ich bin ihm aber wieder entwiſcht. Ich nahm mir vor, alles wieder gut zu machen. — Du ſiehſt, wie ich dir gedient habe. Mit groſſer Gefahr bin ich mit Roſalien aus Neapel gekommen. — Frage ſie ſelbſt. — Ich habe dein Eigenthum reſpektirt, und mit Reue über meine verfluchte Entdeckung, habe ich mich zermartert, wie ein Büſender mit der Gei-

Geiſel. Endlich mußte es heraus. Ich bekannte. Cinthio ließ mich ſchließen. Das verdiente ich. Aber er hätte das nicht gebraucht. Ich wär dennoch gekommen, mein Urtheil aus deinem Munde zu hören. Sprich es aus. Beſtrafe mich!

Rinaldo. Ich vergebe dir.

Lodov. Hauptmann!

Rinaldo. Ich vergebe dir alles.

Lodov. Laß mich Schurken geißeln, laß mich hängen. Vergieb mir nicht ſo leicht. Das zermalmt mich.

Rinaldo. Ich bin in Sicherheit. Roſalie und meine Schätze ſind gerettet. Du haſt ehrlich an meinem Eigenthum gehandelt; das haſt du mir gethan. Ich vergebe dir. — Und wenn du willſt, kannſt du bei mir bleiben, du wirſt mich nie wieder verrathen.

Lodov. Wahrlich nicht! — Sieh, Hauptmann! ich weine. Pfui über mich Buben! — Laß mich windelweich ſchlagen. Beſtrafe mich nur mit etwas, ſonſt kann ich dir nicht wieder in's Geſicht ſehen. Ich kann nicht ruhig werden, wenn du mich ſo ganz frei ausgehen läßt.

Rinaldo. Nun gut dann! du ſollſt beſtraft werden.

Lodov. Recht ſo, Hauptmann! laß mir das Fell über die Ohren ziehen.

Rinaldo. Es wird ſich eine Beſtrafung für dich finden. — Geh jetzt, frei und losgeſprochen. Ich rechne in Gefahren auf dich. (ab, mit Roſalien.)

Lodov. Das ſollſt, das kannſt du, Hauptmann! Jedem deiner Winke gehört mein verdammtes Leben, großmüthiger Mann! — Rinaldini! wenn ich das je vergeſſe, ſo will ich den Tod an jeder Feige freſſen. (ab)

Siebenter Auftritt.

Cinthio. Nero. Nikolo.

Cinth. Ihr habt über Mangel an Beſchäftigung geklagt. Heute ſoll es welche geben.

Nero. Bravo!

Nikolo. Rinaldini wird doch auch Antheil daran nehmen?

Cinth. Ich hoffe es.

Nero. Nun? was ſoll's geben?

Cinth. Was es für uns allenthalben giebt. — Wir beſuchen den Jahrmarkt zu Fiskaldo.

Nero. Aha! dort ſoll's viel und mancherlei geben!

Cinth. Wir müſſen aber behutſam zu Werke gehen.

Nero. Natürlich! wir leeren die Sparbüchſen und Kaſſen nur mit Sicherheit, im Nachhauſegehen!

Cinth. Und, um in den Fall einer Entdeckung geſichert zu ſeyn, ziehen wir uns Alle in die nahen Gebirge von Fiskaldo. Du Nero, gehſt nach Oſten, und du Nikolo, führſt deine Leute nach der Johannis-Kapelle zu. Faßt dort Poſto, und ſeyd wachſam.

Nero. Sorge nicht!

Nikolo. Du weißt, wie wir dergleichen Expeditionen auszuführen wiſſen.

Nero. Haben wir Poſto gefaßt, ſo ſpioniren wir auch ein wenig auf dem Markt herum.

Cinth. Gegen Mitternacht ſind die Anhöhen von St. Lucito unſer Sammelplatz. — Und nun — auf Wiederſehen!

Nero. Gott befohlen!

(Sie ſtoßen in die Hörner, und gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Achter Auftritt.

Fiskaldo.

(Marktplatz, mit Krämerbuden von allerlei Gattung beſetzt. Ueberall Gewühl der Käufer und Verkäufer.)

Zigeuner und Zigeunerinnen.

(Muſik mit Tambourins, Kaſtagnetten, Triangels und Trompeten.)

Chor.

Hin und her, und her und hin,
wandern wir mit frohem Sinn,
finden Freunde hier und dort,
gern geſehn an jedem Ort.
Wo wir leben,
wo wir ſchweben,
giebts es auch ein frohes Leben.
Hier Zigeuner, dort Zigeuner!
macht es fein, und immer feiner!

Hin

Hin und her, und her und hin,
wandert ihr mit frohem Sinn!

(Sie tanzen.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Olimpia. Loretta. (Beide in Tabarro's, Hüthen mit Federn, und maskirt — Hernach) Der Kapitain.

Loretta. Wie ich Euch ſage, Signora! Glaubt mir auf's Wort.

Olimp. Unmöglich!

Loretta Ich habe ihn mit eigenem Augen geſehen.

Olimp. Dieſe Nachricht überraſcht mich.

Loretta. Und mich überraſchte ſein Anblick.

Kapitain (verlarvt; kömmt) Schöne Signora! Erlaubt mir ein paar Worte.

Olimp. Mein Herr! —

Kapitain (nimmt die Larve ab) Ein alter Bekannter.

Olimpia (erſchrickt) Verwünſcht! —

Kapit. Wie es ſcheint, ein unangenehmes Rencontre. — Ich bin aber dennoch ein Schuldner des Zufalls. Gern oder ungern geſehen, ſo bin ich nun einmal hier. Und Ihr —

Olimp. Ich bin im Schutze des Prinzen Della Torre, auf deſſen Gebiete ich mich befinde, und deſſen Freundſchaft ich genieſſe.

Kapit. Ich gratulire! — Gegen mich braucht Ihr den Schutz Eures Freundes nicht anzurufen; auch werde ich Euch nicht in Verlegenheit ſetzen. Ich verlaſſe Fiskaldo, ehe es wieder Tag wird.

Olimp. Was wollt ihr aber hier?

Kapit. Und ihr könnt fragen? — Ich ſuche ein gewiſſes Kleinod, um das ich in Neapel kam. Liſtig wurde ich darum gebracht; und beinahe wär ich ſelbſt eine Beute der Sbirren geworden: Den Spaß ſoll mir der Gaunerkönig zwiefach bezahlen. In Neapel galt es nur ſeiner Börſe, nun aber, gilt es ſeinem Kopfe.

Olimp. Ihr wollt, alſo den Abſichten ſeines und unſers Freundes, des guten Alten, dennoch entgegen handeln?

Kapit. Der ſogenannte Alte von Fronteja iſt ein Scharlatan, von dem ich mich nicht weiter bei der Naſe herumführen laſſe. Ein Menſch der ſelbſt kommandiren kann, läßt ſich nicht von andern kommandiren.

Olimp. Ihr ſeyd kein Korſe!

Kapit. Ich bin ein Kosmopolit, und laſſe mich nicht preſſen, ſo lange ich ſelbſt preſſen kann. — Eure Expedition auf Korſika iſt eine Chimäre. Und, geſetzt auch, ſie wär das nicht, ſo habt ihr ungemein viel Ehre davon, euch von einem Räuberhauptmann anführen zu laſſen!

Olimp. Rinaldini iſt ein edler Mann!

Kapit. (lachend.) Sehr edel!

Olimp. Der des Zutrauens des Alten würdig iſt.

Kapit. Des Alten? O ja!

Olimp. Wir wollen uns darüber nicht ſtreiten. Der Alte kennt Euch —

Kapit. Und ich kenne ihn. — Vielleicht bin ich eher in Korſika, als er und ſeine Allirten. Er und Rinaldini ſind, wie ihr ſelbſt einſt ſagtet, meine Sparpfennige. Ich greife ſie an, ſobald es mir beliebt, oder wenn ich Geld brauche.

Olimp. Greift nicht zu raſch zu!

Kapit. Sie entkommen mir gewiß nicht.

Olimp. Braucht ihr jetzt Geld?

Kapit. Noch ſeyd Ihr keiner meiner Sparpfennige. (verlarvt ſich wieder) Adio ſchöne Signora! — Iſt der Prinz auch einer der Eurigen? auch ſo ein Unus ex illis? oder iſt er nur der Eurige allein?

Olimp. (ſich raſch herum drehend, ſpöttiſch.) Glückliche Expedition! (ſchießt ab. — Loretta mit ihr.)

Kap. (lacht laut auf) Gleichfalls! — Du und Er! — Habe ich ihn, ſo kömmt dann auch an dich die Reihe; und der myſteriöſe Alte folgt euch beiden nach. Ich bin mir ſelbſt mein Vaterland, und meine Welt. Und auf euere Rechnung will ich leben, da ihr auf andrer Rechnung lebt. — Friſch an's Werk! (ab.)

Zehnter Auftritt.

Lodoviko. Cinthio. (als Bauern gekleidet.)

Lodov. Viel Volk! und mancherlei Pretioſa. Dort ſteht ein niedliches Schatullchen.

Cinth. Keine Unbeſonnenheit!

Lobov. Ohne Sorge! Ich weiß, was ich mir ſelbſt, und was ich uns allen ſchuldig bin.

Cinth. Dort iſt ein Weinhaus.

Lobov. Ich hab's auch ſchon bemerkt.

Cinth. So etwas darf nicht blos bei einer Bemerkung bleiben.

Lobov. Das iſt auch meine Meinung!

(beide gehen in das Weinhaus.)

Eilfter Auftritt.

Rinaldo, (als Jäger gekleidet) Zigeuner. (hernach)
Ein Bänkelſänger. Volk.

Rinaldo. Sieh doch! da geht's ja recht luſtig und bunt durcheinander her!

Ein Zigeunermädchen. Gott zum Gruß, blanker Bruder! Iſt etwas von dir zu verdienen? — Gieb her deine Hand, und laß ſehen, was du für'n Zeiſig biſt.

Rinaldo. (reicht ihr die Hand) Sag an kleine Hexe!

Zigeun. Klein bin ich, aber mit der Hexe iſt's nichts. (reibt ſeine rechte Hand mit ihrer Schürze ab) Du haſt eine hübſche nervigte Hand! Ihr Jäger habt doch derbe Fäuſte. — Ei der Teufel! Bruder Jäger! du biſt reich.

Rinaldo. Davon, weiß ich nichts.

Zigeun. Da ſteht's in der Hand. Biſt du's noch nicht ſo wirſt du's werden. Ein ſchöner breiter Tiſch! das Cingulum Veneris iſt gar artig apikt, — Bruder Jäger! Du biſt ſehr verliebt, aber ein flatterhaftes Pürſchchen. — Nichts für mich! Meine Liebhaber, müſſen treu und beſtändig ſeyn

Rinaldo. Biſt du es?

Zigeun. Ich bin ein Mädchen, und ein Mädchen braucht's nicht zu ſeyn. Das iſt blos eine Männertugend.

Rinaldo. Aha!

Zigeun. Höre, Bruder Jäger! deine Soror vitalis gefällt mir gar nicht.

Rinaldo. (zieht die Hand ſchnell hinweg.) Aber mir gefällt ſie.

Zigeun. (will ſeine Hand wieder nehmen) Menſch gieb deine Hand her.

Rinaldo.

Rinaldo. Die Soror vitalis taugt ja nichts.

Zigeun. Nein! ſie taugt auch nichts. Aber ich will doch ſehen, ob du wirklich eines unnatürlichen Todes ſtirbſt.

Rinaldo. (giebt ihr Geld.) Da, nimm! und mach, daß du fort kömmſt.

Zigeun. Was? Gold? — Menſch! du biſt wirklich reich.

Rinaldo. Gold? — Ich habe mich vergriſſen!

Zigeun. Bei mir, vergreift man ſich nicht. — Willſt du's etwa wieder haben? Großen Dank! Was ich einmal habe, das halte ich feſt. Wenn's dein Herz wär, das könnteſt du allenfalls von mir wieder bekommen, aber ein Goldſtück, in Ewigkeit nicht. (läuft fort.)

(Muſik der Zigeuner.)

Ein Bänkelſänger. (kömmt indeſſen mit einem Schubkarren, richtet ſein Gemälde auf, tritt dann auf einen Schemmel an daſſelbe und demonſtrirt mit dem Stäbchen)

Rinaldo. Aha! ein Intermezzo!

(Das Volk läuft dem Bänkelſänger nach und ſchließt einen Halbkreis um ihn.)

Bänkelſ.

Bänkelſ. Wohl aufgeſchaut! und angehört meine lieben Chriſten und Freunde!

Volk. (durcheinander.) Das müſſen wir hören.

Ziegeunermädchen. (ſchleicht ſich herbei.) Nun? wie iſt's? Sind wir wieder einig?

Rinaldo. Warum denn nicht? Mit hübſchen Mädchen bin ich nie uneinig.

Zigeun. Bin ich wirklich hübſch?

Rinaldo. Haſt du keinen Spiegel?

Zigeun. Du biſt ein loſer Zeiſig! Aber, höre! Du bezahlſt doch für mich?

Rinaldo. Du haſt ja Geld.

Zigeun. Dein Goldſtück, habe ich meiner Mutter gegeben, und weiter habe ich kein Geld.

Bänkelſ. Hier meine lieben Chriſten und Freunde! werdet ihr ſehen und hören, das klägliche Ende, des berühmten Räuberhauptmanns Rinaldini?

Rinaldo. (vor ſich.) Bin ich denn allenthalben im Spiele?

Zigeun. Ach! das iſt excellent!

Rinaldo. Vortrefflich! — Ich feiere Rinaldini's Exequien mit, — (bei Seite.) bei lebendigem Leibe.

Bänkelſ. Seht! da wird er angegriffen mit ſeiner Bande, von 300 Mann Soldaten, in den Gebirgen und unwegſamen Thälern. — Hier kömmt es zum Gefecht. – Seht, wie er ſich wehrt, wie er fechten thut, wie ein Verzweifelnder —

Zigeun. Allerliebſt!

Ein Bürger. Alles ganz deutlich und natürlich, und ſchön gemalt!

Bänkelſ. „Ich bin der tapfere Rinaldini,“ thut er ſagen, „und werde nicht weichen.“

Ein Bauer. Ach du lieber Gott!

Bänkelſ. Und nun haut er um ſich herum, und thut ſich wehren gar mörderlich. — Was kann's aber helfen? Viele Hunde ſind des Haaſen Tod, und der tapfere Räuberhauptmann muß unterliegen. Denn, ſeht, da bringen ſie Kanonen, und ſchießen mit Kartetſchen unter die Räuber.

Alle. (beklagend.) Ach!

Bänkelſ. Da ſtürzen ſie darnieder, und Rinaldini thut fallen mitten unter ihnen.

Alle. (beklagend) Ach!

Bänkelſ. Er ſchleppt ſich noch bis zu einer Höle, mit dreyzehn Wunden belaſtet, und das Blut [illegible] in Strömen von ihm rinnen. — Aber ach Herr und Gott! da ſinkt er nieder und kann nicht weiter kommen.

Alle. (beklagend.) Ach!

Bänkelſ. (ſingt.)

Da lag er hart verwundet,
und ſeufzte jämmerlich:
„Ach! wer erbarmt ſich meiner?
wer kömmt und rettet mich?
Sind alle meine Leute
Gefallen und geflohn?
Ach! wär doch hier ein Prieſter,
Die Zunge ſtammelt ſchon.“

(ſteigt vom Schemmel, geht mit dem Huthe herum, und ſammelt Geld ein) Mai! e io son'um povero Chriſtiano! (ſingt weiter)

So ſeufzte Rinaldini,
und ſprach mit großem Schmerz!
„Ach! brich doch mein getreues,
zu viel beſchwertes Herz.“

(ſteigt wieder, nachdem er von allen, auch von Rinaldini, Geld erhalten hat, auf den Schemmel.)

„Erbarm

„Erbarm dich mein, o Herre!
und nimm mich zu dir auf.“
Drauf gab er mit Verzucken,
Sein Räuberleben auf.

Sein Kopf iſt abgeſchlagen,
und zu Pienza ſteht
er dort auf einem Pfahle,
wo man vorüber geht.

Alle. (ſingen in der nehmlichen Melodie)

Erlös uns Herr vom Uebel,
und nimm dich unſer an,
damit wir nie betreten
des Laſters breite Bahn!

(Der Bänkelſänger wickelt indeſſen ſein Bild zuſammen, fährt mit ſeinem Schubkarren weiter, und das Volk ſtrömt ihm nach.)

Zigeun. (zu Rinaldo.) Wie hat dir's gefallen?

Rinaldo. Mir kann's recht wohl gefallen.

Zigeun. Mir auch. — Dort an der Ecke erzählt und ſingt der Mann ſeine Geſchichte wieder, und ich muß ſie noch einmal hören.

(läuft fort.)

Rinaldo. Ein toller Handel! — Wie könnte mich

mich wohl eine ſolche Farce nachdenkend machen? — Nachdenkend? und warum nicht?

(bleibt nachdenkend ſtehen.)

Zwölfter Auftritt.

Rinaldo. Olimpia. Loretta. (beide maskirt.)

Loretta. Da! ſeht ſelbſt. — Er iſt es wirklich!

Olimp. Der Unglückliche! — O! wenn er wüßte! — Ich muß ihn retten! — (geht auf ihn zu.) Graf Mandochini!

Rinaldo. (erſchrocken) Wer ſpricht mit mir?

Olimp. Eine Bekannte, eine Freundin.

Rinaldo. Ich kenne ſie nicht.

Olimp. Du kennſt ſie, und ſollſt ſie als deine wahre Freundin kennen lernen. Gefürchteter und verfolgter Mann! ſieh dich vor. Ein Verräther ſchleicht dir nach. — Willſt du mehr wiſſen, willſt du ſicher ſeyn, ſo flüchte in den Pallaſt des [illegible] Del'a Torre. Du ſtehſt an der Thür dieſer Freiſtatt. Verſäume, dich zu retten, nicht

die

die Zeit, ſie ſteigt im Preiſe mit jeder fliehenden Sekunde.

(ab mit Loretta, in den Pallaſt.)

Rinaldo. Dieſe Stimme der Warnung? Auf dem Munde einer Freundin? und wer könnte dieſe ſeyn? — — Sie nannte den Prinz Della Torre? Wie? wenn man mir Fallſtricke auf dieſe Art legte? —

Dreizehnter Auftritt.

Rinaldo. Lodoviko. Loretta (in der Hausthüre des Palais. Hernach) Der Kapitain. Sbirren. Volk. Cinthio. Nikolo. Nero. Agoſtino. Sebaſtiano. Räuber.

Lodov. (kömmt eilig.) Hauptmann! dort ſprach ein Korſe mit einigen Sbirren, und nannte deſſen Namen.

Rinaldo. Ein Korſe? — Meinen Namen?

Lodov. Komm! es iſt nicht geheuer hier.

Kapit. (geht raſch auf Rinaldo zu, und ſchlägt ihn auf die Schulter) Jetzt bezahlt der Herr! (nimmt die Larve ab.) 2000 Dukaten ſind verdient.

Lodov. (zieht ein Piſtol.) Noch nicht, (ſchießt nach ihn.) verdammter Hund!

Kapit. Gefehlt — im Namen des Königs! Haltet ihn feſt. (ſchreiend) Hier ſteht Rinaldini!

Rinaldini. (dreht ſich ſchnell herum, und ſpringt in das Palais hinter ihm. Loretta ſchlägt die Thüre zu.

Allgemeines Geſchrei. Rinaldini! Rinaldini!

(Cinthio, Nero, Sebaſtiano, Nikolo, Agoſtino, Räuber, ſtürzen herbei. — Das Volk eilt hinzu.)

Lodov. Hier ſteht er! haltet ihn feſt, aber macht euch ſchuß frei. (hält die Piſtolen den Sbirren entgegen.) Wollt ihr Rinaldini fangen, ſo lernt ihn auch näher kennen.

Cinth. Braver Purſch! Du ſollſt gerettet werden. (zieht den Säbel und winkt den Seinigen, die eben das thun.)

Agoſtino. Rettet den Hauptmann! Mir nach!

Kapit. Das iſt er nicht!

Cinth. Haut euch durch!

Nikolo. } zuſammen. Dringt ein!
Nero. Wehrt euch!
Agoſt. Schlagt zu!
Sebaſt. Drauf los!

(Die Räuber dringen ſchießend und einhauend ein, drücken die Sbirren zurück, nehmen Lodovike in die Mitte, und ziehen ſich fechtend über das Theater.)

Sbirren (ſich vertheidigend mit Säbeln und Piſtolenſchüſſen) Allarm! Allarm! — Steht feſt! — Allarm!

Kapit. Er iſt entflohn!

(Die Trommel wird gerührt, die Sturmglocke geläutet. — Die Unbewaffneten entfliehen. Die Sbirren werden zurückgedrängt. Der Kapitain wird fechtend gegen die Räuber, im Gedränge mit fort gedrückt. Wildes Geſchrei der Fechtenden und Fliehenden durcheinander.)

Vierzehnter Auftritt.

(Ein dunkles Gemach.)

Loretta. Rinaldo.

Loretta (führt ihn herein) Nur mir nach, und fürchtet nichts. Ihr ſeyd hier völlig in Sicherheit. (geht ab)

Rinaldo. Wo bin ich? — Wer ſagt mir Schutz und Sicherheit zu? Giebt es noch Menſchen, die freundſchaftlich an dem Schickſal des Geächteten Theil nehmen?

— [illegible] Licht?

Funfzehnter Auftritt.

Rinaldo. Olimpia (weiß gekleidet und ſchwarz verſchleiert, tritt mit einem Lichte herein.)

Olimp. Deine Freundin. — Was man einmal geliebt hat, kann man ſo leicht nicht haſſen, und wäre man auch getrennt und hintergangen worden. Wir ſahen uns in Neapel. Dort, lernte ich den Graf Mandochini kennen, hier, ſpreche ich mit dem verfolgten Rinaldini, deſſen Rettung mein Werk iſt. Die Freundſchaft darf ſich deſſen rühmen.

Rinaldo. Dieſe Stimme —

Olimp. Klingt ſie deinen Ohren nicht fremd?

Rinaldo. Ich kenne ſie.

Olimp. Du kennſt auch mich.

Rinaldo. Freundin! — wenn ich dich ſo nennen darf — mach meine Ungeduld nicht länger um den ſchuldigen Dank verlegen. Wer biſt du?

Olimpia (ſetzt das Licht ab, und entſchleiert ſich.) Kennſt du mich noch?

Rinaldo. Olimpia!

Olimp. Nichts mehr?

Rinaldo. Meine Retterin! (küßt ihr die Hand.) die großmüthige Freundin! —

Olimp. Die dich liebte, und (ſeufzend) noch liebt.

Rinaldo. Dir, dir bin ich mein Leben ſchuldig! Was kann ich dir geben? wie kann ich dich belohnen? — Ach! was könnteſt du aber auch von einem Unglücklichen fordern?

Olimp. Ich fordere. Ich bin eigennützig. Ich verlange — dein Bekenntniß, daß du mir dein Leben ſchuldig biſt.

Rinaldo. Nur das?

Olimp. Was mehr? — Was kannſt du mir jetzt weiter geben, als Dank? — aber es wird eine Zeit kommen, in der ich dich mahnen werde.

Rinaldo. O! daß ſie ſchon da wär, dieſe Zeit! — Aber womit könnte ich deine Großmuth belohnen?

Olimp. Durch Zutrauen. — Ich führe dich an einen verborgenen Ort dieſes Schloſſes, ich ſorge für dich, bis du ſicher nach Sizilien entfliehen kannſt.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Der Alte von Fronteja.

Der Alte (wirft einen Mantel und runden Huth ab und ſteht in ſeiner Kleidung, wie im Erſten Akt, vor ihnen.) Du darfſt nur deinen Freunden folgen, und du wirſt deinen Feinden entgehen.

Olimp. Welche Erſcheinung! — Du hier?

Der Alte. Bin ich nicht immer wo die ſind, die ich Freunde nenne? — Rinaldo! hier iſt der entſcheidende Punkt, auf welchem wir ſtehen. — Willſt du wieder zu den Deinigen in deine Hölen und Wälder zurückkehren, oder willſt du dein Leben einer edleren Thätigkeit weihen?

Rinaldo. Wenn du mein Freund biſt, ſo entreiße mich der mir verhaßten Lebensart. — Was andere meiner Fauſt und meinem Namen verdanken, wird mir zum Fluch. Ich bin gebannt, geächtet; ich werde verfolgt, und habe doch ſo manches Unglück ſchon verhütet. — Aber ach! ich habe Blut vergoſſen, auf meinen Namen iſt geraubt und geplündert worden. Ach! wie viele ſind gefallen! wie viele habe ich ſchon in den Tod getrieben. — Ach! wer hätte mir das prophezeihend an meiner Wiege geſungen! — Was riß mich aus meinem ſtillen Thale, von dem Quell, der mich labte, und meine kleine Heerde in friedlicher Einöde tränkte? Wehe mir! — Soll ich denn nirgends Ruhe finden?

Der Alte. Du ſollſt ſie finden, wenn du ſie finden willſt!

Rinaldo. Der Schiffer freut ſich nach dem Sturme des ſichern Hafens, und vergißt die Gefahren der Wellen, die ihn umſchwebten. — Mir lächelt kein freundlicher Port!

Der Alte. Er lächelt dir. — Nicht mehr unſtät und flüchtig irrſt du aus einem Winkel in den andern; nicht mehr geächtet, verfolgt, dem geringſten

Miſſethäter gleich geachtet, der im Hohlwege mordet; kannſt du, wenn du willſt, auf den Fittigen des Ruhms emporſteigen zum Tempel der Unſterblichkeit. Vergeſſen ſind deine Räuberſtreiche, und die ganze Welt ſpricht nur von deinen glorreichen Thaten. Münzen und Denkſchriften, Ehrenbogen und Statüen verewigen deinen Namen, und deine Büſte prangt im Tempel des Nachruhms. Willſt du enden, ſo ende ſo, und du endeſt beneidenswerth groß!

Rinaldo. Freund!

Olimp. Kann die Stimme der Liebe dich begeiſtern, ſo hörſt du ſie. O, Rinaldo! werde ſo groß, wie du es werden kannſt, und deine Kränze ſind gewunden.

Rinaldo. Wohin ihr mich auch führt, — ich folge. — Ich bin wiedergeboren! Ein neuer Eingang in's Leben bricht mir an. Hell leuchtet mir der Freundſchaft Kerze vor. Dies ſchöne Licht umleuchtet meine Schritte! Es flammt der Stern des Ruhms, mich ziehen ſeine Stralen zu ſeinem Tempel hin. Und habt ihr Kränze, flechtet ſie in meine Locken. — Rinaldo iſt kein Räuber mehr, er wird ein Held, und dankbar küßt er ſeine Freunde!

(Umarmung.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

In Sizilien.

Erſter Auftritt.

(In einem Pavillon, deſſen Thür offen ſteht, und die Ausſicht in einen Garten giebt.)

Dianora. Rinaldo.*) Violanta.

Violanta. Da iſt weder Attention noch Theilnahme! — Unſer Ritter iſt verſtimmt, (legt eine Guitarre aus der Hand, und ſteht auf.) wie meine Guitarre. — Wohin floh Eure Laune?

Dianora (ſitzend, mit einem Blumenſtrauße ſpielend.) Haſt du's noch nicht bemerkt?

Viol.

---

*) Auf die Art, wie im 2ten Akt gekleidet.

Viol. Wahrhaftig nicht!

Dian. Sie floh dem Freien zu. Im Schloß iſt's ihr zu enge. Nicht wahr, Ritter?

Rinaldo (ſteht auf) Ach nein! Da thut Ihr mir zu viel! Wo könnt ich lieber ſeyn, als hier, bei Euch, und unter Freunden?

Dian. Und dennoch werdet Ihr nicht Meiſter Euers Trübſinns.

Viol. Das war nicht immer ſo!

Rinaldo. Und doch! — Ach! ich bin ein unglücklicher Menſch!

Viol. Nun ja! Da fängt er wieder an zu klagen! das iſt nicht auszuhalten! So geht's den ganzen Tag! — Ich gehe! — (will gehen) Wer kömmt da?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Lodoviko (in kurzer Tracht, als Jäger.)

Viol. Was will er, guter Freund?

Lodov. Ich ſuche einen gewiſſen — Ritter de la Claire.

Viol. Hier ſteht der traurige Gaſt!

Rinaldo (dreht ſich herum.) Du, Lodoviko? du? — Woher?

Lodov. Von Euerm alten Freunde von Fronteja bring' ich einen Gruß, und dieſes Brieſchen. Er iſt nicht weit von hier, ganz in der Nähe bewohnt er eins der ſchönſten Schlöſſer.

Rinaldo (nimmt den Brief) Wie kamſt du (indem er lieſt.) zu dem Alten? Wo biſt du herum geſtrichen?

Lodov. Nur durch Sizilien, doch iſt's mir übel genug gegangen. Zeit meines Lebens will ich an meine Wanderſchaft gedenken! Wenn Ihr's erlaubt, ſo will ich Euch eine kleine Schilderung von einem meiner Abentheuer machen. — Nur bin ich etwas heiſch.

Dian. Violanta, gieb doch den guten Mann einen Becher Wein.

Lodov. Ah! Gratias. — (nimmt den Becher aus Violantens Hand) Sehr obligirt! (trinkt) Ah! der Wein iſt vortrefflich! (zu Rinaldo) Das ſind ſcharmante Weſen! (ſetzt den Becher auf den Tiſch.) — Stellt euch nur die Barbarei vor, die in unſerm aufgeklärten Lande ausgeübt wird. — Ich gehe zwiſchen hier und Fronteja ganz gelaſſen meines

Weges,

Weges, und komme an einen Hohlweg. Da ſteht auf einmal — der Teufel weiß, wo er her kam! — ein ganz ſchwarz verkappter Mann vor mir. —

Rinaldo. Ha!

Lodov. Der fordert mich in einem gebietenden Ton vor dem Richterſtuhl der Richter der Wahrheit im Verborgenen.

Rinaldo. Nun ja! die Wahrheit iſt ja ſtets verborgen.

Lodov. Ich lachte ihn aus, und als er grob wurde, ſchlug ich ihn hinter die Ohren. Das bekam mir aber übel. Der Kerl pakte mich mit Rieſenſtärke an, warf mich wie einen Sperling zu Boden, mauſchellirte mich links und rechts ſo lange ab, bis mir alle Sinne vergingen, warf mich wie ein Feldhuhn auf eine Achſel, und ſchleppte mich fort, bis vor eine Kapelle, wo er mich wie einen Nußſack nieder warf. Sogleich ging die Thür auf, zwei ſchwarz vermummte Kerle zogen mich bei den Beinen hinein; wie eine abgeſchlachtete Ziege, und ſtellten mich vor's heimliche Gericht. Da ſagte man mir verdammte Dinge. — (leiſe heimlicher zu Rinaldo) Du wirſt mich ſchon verſtehen! (laut) Diktirte mir Bußen, ich weiß gar nicht wofür! (heimlicher zu Rinaldo) Für Handwerksſtreiche!

ſtreiche! (laut) und ließ mich ganz mörderlich zergeißeln.

Rinaldo. Nun? — und dann? —

Lodov. Dann, warfen ſie mich in eine Hecke, und ließen mich liegen. Ich kroch auf allen Vieren fort, und kam endlich nach Frontcja. Die Schwarzen ſagten — (heimlicher zu Rinaldo.) ſie hätten dich auch ein wenig (mit Pantomime.) in der Lehre gehabt —

Rinaldo. (nickt mit dem Kopfe) Der Kapitain iſt einer von dieſer ſchwarzen Rotte.

Lodov. Aha! nun kann ich mir das Traktament erklären — Zu mir ſagten ſie, die mir gegebene Züchtigung —

Rinaldo. Sey für Neapel?

Lodov. Dafür hab' ichs auch gerechnet. Aber die Schwarzen ſagten nichts davon. Sie meinten nur es ſey für meine Peccata ordinaria. — 's ſind Höllen-Kerle!

Viol. Du nimmſt dieſe freygebigen Herrns wohl fleißig in's Gebet?

Lodov. O ja! wie der Nachtwächter den Teufel.

Viol.

Viol. Und erinnerſt dich ihrer fein oft?

Lodov. O ja! — Sie haben mir die Rückerinnerung an ihre Exiſtenz ſo feſt eingegraben, daß ich ſie bei jedem Stoß einer Windfahne in allen Gliedern und Nerven fühle.

Viol. Ei, verwünſcht!

Lodov. Sie haben mir ein Calendarium perpetuum auf's Leder geprägt, daß ich die Buchſtaben und Karaktere in jeder Ader fühle, wenn die Hähne muſiciren. — Aber wenn ich nur gelegentlich einen dieſer Kalendermacher unter die Fäuſte bekommen kann! Ich will ihn den Schnäbeln der Raben ſo zerfleiſcht hinterlaſſen, daß ſie ihn ohne Mühe, mit Federſtäubchen ſollen forttragen können! — — Ich bekomme doch wohl Antwort auf den Brief? Und — (zu Violanten.) nicht wahr! auch ein kleines Frühſtück?

Viol. Zehne für eins! — Gehe nur mit mir.

(ab. — Lodoviko ihr nach.)

Lodov. Geht's in die Küche, folg' ich Euch wie Euer Schatten.

Drit-

Dritter Auftritt.

Dianora. Rinaldo.

Rinaldo. Dianora! — Ich will —

Dian. Wovon wir geſtern ſprachen — Willſt du dich endlich deutlicher erklären?

Rinaldo. Ach! fordere dazu mich nicht auf.

Dian. Du willſt Sizilien verlaſſen —

Rinaldo. Ach! daß ich muß! daß ich nicht bleiben kann!

Dian. (unruhig) Gehſt du allein?

Rinaldo. Allein. — Wer ſollte mit mir gehen?

Dian. Du mußt Sizilien verlaſſen? — Haſt du anderswo Verhältniſſe, die dich aus dieſem Lande ziehen?

Rinaldo. Schreckliche Verhältniſſe!

Dian. Haſt du — — Aufrichtig ſag es mir: Haſt du eine Gattin?

Rinaldo. Ich habe weder Weib noch Kind, weder Vater noch Vaterland.

Dian. Und dennoch binden dich Verhältniſſe?

Rinaldo. Dennoch.

Dian. Sind es politiſche Verhältniſſe?

Rinaldo. Auch.

Dian. Hat man dich irgendwo verbannt, geächtet? —

Rinaldo. Allenthalben.

Dian. Wie iſt das? O! rede deutlicher. Entdecke dich mir. Du weißt ja, daß du dich der Liebe entdeckſt! (legt ihre Hand auf ſeine Schulter.) O rede! ſprich! — Wer biſt du?

Rinaldo. Ach! forſche nicht nach meinen Namen.

Dian. Iſt de la Cintra nicht dein Name?

Rinaldo. Nein.

Dian. Wie nennſt du dich?

Rinaldo. Das laß mich dir nicht ſagen. Wenn ich fort bin, ſollſt du erfahren, wen du deiner Freundſchaft, deiner Liebe gewürdiget haſt.

Dian. Du machſt mir bange! Marcheſe Romano nannte dich ſeinen Freund, gab vor, dich zu kennen.

Rinaldo. Trau dem Marcheſe und ſeiner Geſellſchaft nicht.

Dian. O räthſelhafter Mann! ſprich deutlicher. Nur gegen mich ſey nicht geheimnißvoll.

Rinaldo. Ich darf nicht.

Dian. Ich gab dir meine Liebe, ich ſchenkte dir mein Herz, und du kannſt Geheimniſſe für mich haben? Für mich? für deine Dianora? — — Ich will dir mehr entdecken, als du weißt. Ich bin bereit, mit dir zu gehen, dir zu folgen, wohin du auch gehen magſt.

Rinaldo. Bleib! bleib! — — Du kannſt mich nicht begleiten.

Dian. (verſchämt.) — Ich ſelbſt — Ich biete meine Hand dir an.

Rinaldo. Unglückliche! Deine Hand gehört einem edleren Manne als mir.

Dian. Sie gehört meinem Gatten.

Rinaldo. Allmächtiger Gott! — Ach! meinen Namen kannſt du nicht mit Ehre führen.

Dian. (zitternd.) Was ſagſt du? — Rede! Wer biſt du?

Rinaldo. Ich bin — Ach Gott! ich kann es dir nicht ſagen.

Dian. Sey, wer du willſt. — Ich muß es wiſſen.

Rinaldo. Italien nennt mich mit Abſcheu, und mit Fluch.

Dian. (bebend.) Du biſt? —

Rinaldo. (außer ſich) Ich. — Ich bin Rinaldini.

Dian. Gerechter Gott! (ſtürzt zu Boden)

Rinaldo. Dianora! Dianora! — Hülfe!

Vierter Auftritt.

Vorige. Der Kapitain. Lodoviko.
Violanta.

Rinaldo. Leb wohl! leb wohl! und öffne deine ſchönen Augen nie wieder mich zu ſehen. (läßt ſich auf ein Knie nieder, indem er ſie küßt.) Leb wohl, und glücklicher als ich!

Kapit. (tritt ein.) Ha! finde ich dich hier, Meuchelmörder! (zieht einen Dolch.)

Rinaldo. Wer ſagt mir das? (ſpringt auf)

(Ein Schuß fällt. — Der Kapitain taumelt zur Thür des Pavillons hinaus)

Lodov. (kömmt) Ich habe ihn nicht gut gefaßt. — — Fort! fort! die Pferde ſtehen geſattelt.

Viol. (ſpringt herein.) Was giebt es hier.

Rinaldo. Steh Dianoren bei! — Leb wohl! — Lebt wohl! und flucht mir nicht. (ſtürzt ab. — Lodoviko ihm nach)

Fünfter Auftritt.

Dianora. Violanta.

Dian. (fährt auf) Ein Schuß? — Was war's? — Iſt er gefangen?

Viol. Gefangen? Wer?

Dian. Der kühne — Ach! Violanta! — Sag! wo iſt er? (hilft ſich an ihr auf)

Viol. Wer? — Der Ritter?

Dian. Welcher Ritter?

Viol. Der Ritter de la Cintra.

Dian. So heißt er nicht. Ein Ritter iſt er nicht. — Er iſt — ach Violanta! dieſer Mann — er iſt — ein Räuber!

Viol. O Freundin! —

Dian. Ein Betrüger.

Viol. Was iſt hier vorgegangen?

Dian. Ach Gott! wie liebte ich ihn! (weinend.) Wie unglücklich hat dieſe Liebe mich gemacht! — — Fort! fort — von hier! Fort aus Sizilien!

Viol. Dianora! — Freundin! —

Dian. Ich war ein wenig eingeſchlummert, und hatte einen ſchrecklichen Traum. — Mit blutiger Hand fuhr er mir über's Geſicht. Die Tropfen fielen mir auf den Buſen, und brannten wie verzehrendes Feuer durch alle meine Glieder. — Ach! der Traum hat mich ſehr angegriffen. — — Wo iſt er hin? Iſt er entflohn? — So recht! — Ich werde ihn doch nicht wieder ſehen? — Er kömmt doch nicht. (ſieht ſich ängſtlich um.) — Violenta! höre mich. Er iſt — — Sein Name iſt der Fluch der Länder. Er ſelbſt, geächtet, verfolgt, kömmt nun — und will — Wehe mir! Er kömmt! Er will mich zu ſich ziehen! — Fort! fort!

fort! — Was fordert ihr von mir? — Ich kenne ihn nicht! Ich weiß nicht wer er iſt! — Ihm folgt der Fluch, und mir das Unglück meines Lebens nach! — Wer rettet mich? — Ich bin verloren! — Fort, fort! — Laßt mich! — Ich habe nichts verbrochen!

(eilt ab. — Violante ihr nach.)

Sechster Auftritt.

Ein ſchöner Saal.

(Bediente tragen eine ſchön ſervirte mit Wachskerzen beſetzte Tafel herein.)

Nero. Cinthio (beide in rothen Uniformen, runden, vorn aufgeſchlagenen mit Federn beſteckten Hüten, die Säbel an Bandelieren über die Schulter hängend, und weißen Schärpen.)

Nero. Du glaubſt alſo, er kömmt?

Cinth. Warum ſollte er nicht kommen?

Nero. Je nun! — Er hat ſo ſeine Grillen.

Cinth. Wie kann er höher geehrt [illegible] als der Spitze einer ſolchen Unternehmung zu ſtehen?

Nero. Das iſt wahr! — Aber ſeine verdammten Weibergeſchichten! — Sie machen ihn nur weichlich, unentſchloſſen, und ziehen ihm nichts als Händel zu.

Cinth. Alles wahr! aber dennoch hoffe ich. Sein Geiſt iſt noch bei ihm. Er ſchlummert nur, und unſer Unternehmen wird ihn wecken. Rinaldo gleicht dem Bach, der ſtill und ruhig, gern durch Blumen-Ufer irrt; wird er geſchwellt, durchbricht er wüthend ſeinen Damm, und macht ſich Luſt zum ungehemmten Lauf.

Nero. So kennen wir ihn alle.

Cinth. Er wird ſich nicht verſpäten.

Nero. Er könnte, wollte er, ſchon hier ſeyn. Ein Ritt von einer halben Viertelſtunde, für einen raſchen Reiter, weiter iſt es nicht.

Cinth. Ich wette alles: — er kömmt.

Siebente

Siebenter Auftritt.

Vorige. Olimpia.

Olimp. Er kömmt!

Ne o. Rinaldo?

Olimp. Die ausgeſtellten Poſten haben das Signal gegeben. Er kömmt.

Cinth. Nun? — Hätte ich nicht gewonnen?

Olimp. Im Augenblick muß er hier ſeyn.

Achter Auftritt.

Vorige. Loretta.

Loretta. So eben ſteigt er vom Pferde.

Olimp. Laſſt mich allein. Ich will ihn hier empfangen. Verſchiedenes muß er erfahren, was nur ein Weib auf gute Art ihm ſagen kann.

Cinth. Gewiß!

Loretta. Ich höre ſeine Tritte.

Cinth. Komm, Nero! komm.

(ab, mit Nero und Lerette.)

Olimp. Nur einen Augenblick ſey er allein, und ſammle ſich. (tritt auf die Seite)

Neunter Auftritt.

Olimpia (verborgen.) Rinaldo.

Rinaldo. Nun wär ich hier! entflohn der Liebe, und unter einen bunten Kreis gezogen, wo Waffen mir entgegen ſchimmern, wo Abentheuer und Gefahren mich erwarten? — Und, fühle ich mich geſtimmt etwas von dieſer Art zu wagen? — Iſt die Rolle, die ich nun ſpielen ſoll, nicht ehrenvoll genug für mich? — Mein Untergang wird täglich nur gewiſſer. Soll ich den Tod nicht lieber unter Waffen, als am Hochgerichte ſuchen? — Ach! täuſche dich nicht ſelbſt Rinaldo! Mußt du nicht allenthalben hin, im Dunkeln ſchleichen? Flieht nicht ſelbſt Liebe wie ein Verbrechen deinen Namen? — So iſt's! ſo iſt's! — Nun dann, hinab mit dir, Unglücklicher! hinab, in deiner Mutter Schoos! (wirft ſich auf ein Seſſel)

Olimp.

Olimp. (tritt langſam, feierlich herein.) Rinaldo! — Sey willkommen! — Man ſendet mich hieher an dich, mit einer Frage — Man fragt dich, ob du noch entſchloſſen biſt, nach Korſika zu gehn?

Rinaldo. Ihr habt über eure Maſchine zu gebieten.

Olimp. Wir wollen deinen Entſchluß von deinem freien Willen haben. — Du biſt frei. Der Alte überläßt dich deinem eignen Willen. Was du verſprachſt, ſoll dich nicht binden.

Rinaldo. Gegen den Alten ſelbſt werde ich mich deutlicher erklären.

Olimp. Hat deine dir ergebne Freundin Olimpia dein Zutrauen verloren? — Alle deine Freunde ſind hier, und —

Rinaldo. Iſt auch Roſalie bei euch?

Olimp. Sie iſt — Deine geliebte Roſalie, iſt krank.

Rinaldo. (ſeufzt.) Krank? —

Olimp. Willſt du ihr etwas ſagen laſſen? Haſt du etwas an ſie zu beſtellen?

Rinaldo. Tauſend Grüße, und meine beſten Wünſche für ihre Beſſerung.

Olimp. Aber, wenn ſie — — Rinaldo! — Roſalie iſt ſehr krank.

Rinaldo. (ſeufzt tiefer.) Roſalie! —

Olimp. Wenn ihr Verluſt —

Rinaldo. Es iſt kein beneidenswerthes Loos, die Geliebte eines verrufenen Räuberhauptmanns zu ſeyn! Welche Erdenglückſeligkeit könnte das arme Geſchöpf auch mit gegründeter Hoffnung erwarten, die ihren Liebhaber auf dem Rade, und ſich, ſchon deswegen, weil ſie von ihm geliebt wurde, am Pranger zu ſehen?

Olimp. Du biſt kein Räuber mehr! In Korſika's Gefilden grünen dir Lorbeeren.

Rinaldo. Sie ſind kein Brautkranz für ein Mädchen, und mir grünen ſie nicht. Ein ſo ehrwürdiges Laub, geſchaffen für imperatoriſche Sieges Stirnen, kühlt nicht die Schläfe eines Räubers. Auf meinem Haupte würde der Kranz welken, und ich würde ihn zur Satire für alle Helden machen.

Olimp. Unglücklicher Mann!

Rinaldo.

Rinaldo. Was nennſt du mich bei theilnehmenden Namen [illegible] — [illegible]

Olimpa Was wird, und ach! was könnte dir werden! — Dein Unmuth iſt groß? Wie willſt du enden?

Rinaldo. Wie es mir gebührt.

Olimp. Wehe mir, daß du ſo ſprechen kannſt! — Ermanne dich, ſey ein Mann, und werde ein Held. — Rinaldo! — Rinaldo!

Rinaldo (einfallend.) Roſalie iſt, ſagſt du, ſehr krank?

Olimp. Ich kann dich nicht täuſchen. Ich kann' es nicht. — Roſalie iſt —

Rinaldo (ſchnell) Todt?

Olimpia (langſam, feierlich.) Sie iſt todt.

Rinaldo. Fahre wohl gute Seele! Wohl dir, daß du geendet haſt! — (weich) Olimpia!

Olimp. Rinaldo!

Rinaldo Nicht wahr, ihr iſt wohl? ſehr wohl! — Auch mir muß es ſo wohl werden, wie ihr! — Nur bald! Nur bald! (bedeckt mit ſeinen Händen ſein Geſicht.)

[illegible] nicht mehr! — Sein Geiſt iſt von ihm gewichen! — Er iſt's nicht mehr! Ihm grünt kein Lorbeer! — Und [illegible] jede große That iſt ihr verlöſcht! ([illegible] und wankt in den Hintergrund.)

Zehnter Auftritt.

(Eine feierliche Muſik beginnt hinter dem Theater — Hinter dem Theater und auf der Bühne wird geſungen.)

Rinaldo. Olimpia. Der Alte von Fron[illegible] [illegible] Cinthia. Nero und Lorenza. Mehrere Damen und Offiziere (wanken [illegible] dem Chor herein, und ſetzen ſich an die Tafel. Ein Platz bleibt unbeſetzt.)

Chor.

Auf dem Pfad des Helden ſproſſen
ewig grüne Lorbeern auf,
muthig eilt er, und entſchloſſen,
kühn die Ehrenbahn hinauf.
Seine Kränze ſind gewunden,
und das Ziel hat er gefunden
für den kühnen Heldenlauf.

Der Alte. So rein wie das Wachs und die Flamme dieſer Kerzen, iſt die Abſicht aller derer, die hier verſammelt ſind, entſchloſſen Korſika's freie Thäler zu betreten. Wir ſäen und erndten Ruhm. Wir ſind die Ackersleute der Ehre. (er hebt den Becher.) Es gilt auf Korſika's Wohl!

Alle (heben die Becher, und trinken.) Korſika's Wohl!

Der Alte. Der Tag der Rache; der Tag der Rettung bricht an, und eine neue Sonne geht über Korſika auf. (Es wird geſungen.)

Chor.

Um des Helden Lorbeerkränze
windet Lieb' ihr Freudenband,
reicht zum Reihen froher Tänze
dem Bedrängten ſelbſt die Hand.
Alle Leiden ſind verſchwunden,
neue Freuden hat gefunden
das beglückte Vaterland!

Der Alte (ſteht vom Tiſche auf, und tritt vor den Tiſch.) Dir edler, unglücklicher Theodor! dir, und allen ſchützenden Geiſtern von Korſika! (ſprützt den Wein ſeines Bechers in die Höhe.)

(Ein Feuerregen ſtrömt von oben herab, indem die Tafellichter verlöſchen. — Die Geſellſchaft ſpringt auf.)

Der

Der Alte. (nähert ſich Rinaldo langſam) Rinaldo! Haſt du keine Rede für deine Freunde?

Rinaldo. Ich wünſche euch Glück zu allem, was ihr thut und thun wollt.

Der Alte. Iſt das der ganze verſprochene Antheil, den du an unſerm Vorhaben nimmſt?

(Indeſſen werden die Lichter wieder angezündet.)

Rinaldo. Ich kann nicht mehr thun.

Der Alte. Hat dich der große, ruhmvolle Gedanke, den du hegteſt, ſchon wieder verlaſſen? Entſagſt du des Ruhms, der dich erwartet?

Rinaldo. Ich entſage jedem Vorhaben und einem Ruhme, der mir nicht gebührt. Für einen Räuber, wachſen keine Palme des Ruhms.

Der Alte. Kleinmüthiger! du biſt nicht mehr der kühne, unerſchrockene Rinaldini. Du biſt kaum noch der Schatten deiner vorigen Wirklichkeit. — O Freund! — Mein Sohn! wie ſchmerzt mich dein Zuſtand! — Was können wir für dich thun?

Rinaldo. Seyd ihr wirklich meine Freunde, ſo vergeßt, daß man mich Rinaldini nannte. Verbindet mit dieſen Namen keine Erwartungen an künftige Thaten, und laßt mich unbekannt und ungenannt in Ruhe ſterben.

Der Alte. Freund!

(Die Tafel und die Stühle werden indeſſen ohne Geräuſch weggeſchaft.)

Rinaldo. Gieb mir Beweiſe deiner Freundſchaft.

Der Alte. Fordere.

Rinaldo. Verſchaffe mir, du Allesvermögender! ſichere Abfahrt aus Sizilien.

Der Alte. Wohin?

Rinaldo. Auf irgend ein kleines, unbekanntes Eiland, wo Obdach für mich, und Gras für meine Ziegen iſt. Dort will ich in ſtiller Ruh unter Hirten und Fiſchern mein Leben endigen, unbekannt und ungenannt. — Ich ſchenke euch meine vergrabenen Schätze, ich nenne euch die Plätze, wo ſie liegen; ſie werden euch bei euerm Vorhaben nicht unwillkommen ſeyn. Mich führe ein Schiff über die wallenden Fluten, dem ſtillen fernſten Eiländchen zu.

(Der Alte hat Nero indeſſen einen Wink gegeben, der hinaus geht.)

Der Alte. Du biſt krank!

Rinaldo. Geht mich dem Grabe!

(Eine Pauſe. — Trommeln und Trompeten hinter der Scene.)

Olimp. Was iſt das?

Nero (ſtürzt herein.) Wir ſind überfallen!

Rinaldo. Ueberfallen? (ſpringt auf und zieht den Säbel.) Wo ſind ſie? — Mir nach, wer eine Klinge führt.

Der Alte (hält ihn zurück.) Ja! du biſt noch der Unerſchrockene, der Tapfere, wie ſonſt. Trompetentöne und Trommelwirbel haben dich dem Schlummer entriſſen, und der Mann ſteht vor uns. Dieſe Töne werden dich nach Korſika begleiten und der Donner des Geſchützes wird laut verkündigen: Der Held kömmt.

Rinaldo (ſieht ihn betroffen an und läßt den Säbel ſinken.) Ha! ihr kennt das Spiel, das ihr mit mir ſpielt, und ich kenne mich ſelbſt nicht.

Der Alte (bedeutend.) Wir haben nur geweckt, was eingeſchlummert war. Jetzt wiſſen wir, daß du noch Rinaldini der Tapfere biſt. Trompeten und Trommeln mögen ſchweigen. Dein Geiſt ſpricht kräftiger und lauter als dein Mund. Was du auch ſagen magſt, wenn Mißmuth und üble Laune dich quälen, wir glauben dir nicht. Wir kennen die Töne, die deinen Freunden geben, wie du biſt. Was die Stimme der Freundſchaft nicht vermochte, das vermochten die Töne der Trompeten. Dies iſt der Ruf der Ehre. Wir wiſſen nun,

daß

daß du der Held biſt, den wir ſuchen, und gefunden haben. (ab)

Rinaldo. Ihr irrt euch. Es wär der Tod, den wollt' ich ſuchen im Gefecht.

Cinth. Den ſucht keiner, der unter Hirten und Fiſchern leben will. Er ſucht der Gefahr nur zu entfliehen, aber der Tapfere bietet ihm die Stirn.

Rinaldo. Verzweiflung iſt nicht Tapferkeit. Sie macht den Muthloſeſten zum Löwen.

Cinth. Genug! Rinaldo! genug. Wir kennen dich. (ab, mit den Andern)

Rinaldo. Ich ſoll, ich darf nicht zu mir kommen! — (die Blicke auf ſeinen Säbel heftend.) Du, meiner Hand entſunken? Auf immer? — Ach! — Jetzt blinkſt du mir hell und rein entgegen; ſonſt ſah ich deinen reinen Glanz ſo oft von Blut entſtellt. — Dies Blut, dies Blut! — Sein Schein färbt ſchaamroth meine Wangen; ſie glühten nur im Mordgewühl noch röther. (hebt den Säbel auf, und wirft ihn in die Scheide.) — Es iſt genug! du ſollſt dich nimmer wieder färben! (geht.)

Elfter Auftritt.

Rinaldo. Cinthio. Nero. Lodovico.
(treten ihm entgegen.)

Nero. Weißt du, wie ſtark wir ſind?

Cinth. Wir ſchiffen uns über 100 Mann ſtark nach Korſika ein.

Lodov. Das wird ein ſchönes Leben geben!

Nero. Das Fort Ajalo wird zuerſt genommen.

[illegible] kommen uns entgegen.

[illegible] ſpäteſtens bis morgen muß Amalgio [illegible] ſeinen 60 Mann hier noch eintreffen.

Lodov. Und Malateſta —

Cinth. Er führt 50 Mann uns zu.

Lodov. Es wird ein ſchönes Korps!

Rinaldo. Und, wie ſtark ſind eure Feinde?

Rinaldo. Wer zählt die Feinde?

Rinaldo. Ich.

Cinth. Das haſt du nie gethan!

Rinaldo.

Rinaldo. Sonſt thät ich's nicht. Was hätte es auch geholfen! Jetzt hilft es, und ich thue es. Der Feinde, die auf mich lauern, ſind viele, daß ich ſie niemals werde überzählen können. Nehmt euern Antheil daran zurück und ſucht ſie auf. Ich fliehe ſie, ich fliehe euch und mich. Denkt ſo wie ich, und — lebt wohl. (ab)

Nero. Was will er thun? Wo will er hin?

Cinth. Wir müſſen das dem Alten [illegible].

Lodov. Gebt acht! ihr bringt ihn nicht nach Korſika. Ich kenne ihn, ich kenne ſeinen Sinn und ſeine Beharrlichkeit.

Cinth. Kenne ich ſie nicht etwa auch? — (eilt ab.)

Lodov. Es iſt ein böſes Spiel! wir gewinnen's nicht. — (ab [illegible])

Zwölfter Auftritt.

(Freye Gegend. — Im Hintergrunde Meer. — Eine Barke liegt in der Bucht vor Anker. — Abenddämmerung.)

Anello. Thomas. Fiſcher (tragen Fäſſer und Waarenballen in die Barke.)

Anello. Nun ſind wir ja wohl zu Rande?

Thom. So ziemlich — Noch ein paar Fäſſer, und d[illegible] iſt alles in der Barke.

Anello. Wir dürfen den guten Wind nicht verſäumen.

Thom. Ei wohl! Er ſchlägt oft plötzlich um.

(ſteigt in die Barke.)

Anello. Er iſt ein falſcher Freund, der über helle Fluten lächelt, um Sturm zu bringen. Es iſt ihm nicht zu trauen — (ſich umſehen.) Wer ſtreicht denn da herum? — Er nähert ſich.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Rinaldo (tritt gedankenvoll auf.)

Rinaldo. Ja, ja! — Ich will, ich muß! — Hier bleibe ich nicht, und gehe auch nicht nach Korſika. —

Anello. Guten Abend!

Rinaldo. (kömmt zu ſich) Guten Abend! — (wird die Barke gewahr) Wo ſoll die Fahrt hingehen?

Anello. Nach Pantaleria. Wir führen Lebensmittel und Korn dahin.

Rinaldo. Nach Pantaleria?

Anello. Kennt ihr die kleine Inſel Pantaleria nicht?

Rinaldo. Nein.

Anello. Es iſt ein luſtiges, hübſches, feines Inſelchen. Es hat Aecker, Triften, Oel- und Weinberge. Aber es reicht nicht zu. Wir führen deshalb, Jahr aus Jahr ein, von hier allerley hinüber.

Rinaldo. Liegt es weit von hier, das kleine Eiland?

Anello. Ach nein! Sechzig Miglien.

Rinaldo. Die Bewohner der Inſel ſind wohl arm?

Anello. Reich ſind ſie freilich nicht, aber gut, arbeitſam und menſchenfreundlich. Sie ſind ein wenig einfältig, aber fromm.

Rinaldo. Ich hätte Luſt, das Eiland zu beſehen.

Anello. Das kann der Herr! Er kann mit uns hinüber fahren. Wir wollen's ſchon billig machen.

Rinaldo. Wenn fahrt ihr ab?

Anello. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.

Rinaldo. Ich fahre mit.

Anello. Wirklich?

Rinaldo. Ich fahre mit.

Anello. Iſt's Ernſt?

Rinaldo. Ich ſcherze nicht.

Anello. Da muß ich Euch einen Sitz zu rechte machen. — He! Thomas! (geht auf die Barke zu und ſteigt hinein) Wir bekommen Geſellſchaft.

Rinaldo. Nach Pantaleria! — Laß, guter Himmel! mich finden, was ich ſuche. Stoß den Reuigen nicht von dir, und gieb mir eine ſtille, ruhige Wohnung unter guten Menſchen! — Hinüber! fort von hier! einer ruhigen Verborgenheit entgegen. — — (kniet mit entblößtem Haupte nieder) Herr! erbarme dich des Räubers, der zu dir fleht, um eine glückliche Fahrt nach dem Orte der Ruhe, wohin ſeine Seele ſich ſehnt. Laß es dieſen guten Leuten nicht entgelten, daß ſie ihre Barke unwiſſend mit einem Verbrecher beladen, der dir nirgends entfliehen kann. Willſt du mich beſtrafen, ſo ſtrafe nicht mit mir die Unſchuldigen. Auch wende dein Angeſicht nicht von dem friedlichen Eilande wohin ich ſchiffe; ſtrafe die Felder die mein Fuß betritt, nicht mit Mißwachs, wirf deine Blitze nicht auf ſchuldloſe Hütten, nimm meine Buſe an, und laß unter guten Menſchen, mich einen guten Menſchen werden! (ſpringt auf und geht auf die Barke zu.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Auf Pantaleria.

Erſter Auftritt.

(Saal mit Seitenthüren.)

Violanta. Rinaldo (in ländlicher Tracht.)

Violanta (kömmt durch die Seitenthür links, und geht über's Theater in das Seitenzimmer rechts.)

Rinaldo. (kömmt durch die Hauptthür herein) Hier — hier! — In dieſe Villa ſah ich ſie gehen. Sie iſt's! Sie iſts gewiß, mich trogen meine Augen nicht! —

Viol. (kömmt aus dem Seitenzimmer rechts, ſieht ihn, ſtutzt, tritt einen Schritt zurück) Du biſt — (fährt zuſammen.) Was willſt du hier?

Rinaldo.

Rinaldo (ſieht ſie ſprachlos an)

Viol. (ängſtlich) Wer biſt du?

Rinaldo (ſeufzt)

Viol. Freund! wer du auch biſt, durch welchen Zufall du auch hieher gekommen ſeyn magſt, um deines Geſichts willen! geh eilig fort von hier. — — Du zögerſt?

Rinaldo (mit gepreßter Stimme) Violanta.

Viol. Er iſt's! — Ach Gott! er iſt's!

(eilt nach der linken Seitenthür.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Dianora.

Dian. (tritt ihr entgegen) Was haſt du?

Viol. (zeigt zitternd auf Rinaldo.) Sieh! —

Dian. Du — (bebend.) Was —

Rinaldo. (fällt vor ihr nieder.) Dianora!

Dian. (ſinkt auf einen Stuhl) Er iſt's! — Rinaldo!

Rinaldo.

Rinaldo. O Dianora! ſoll der Zufall, der mich und dich auf dieſe Inſel führte, der mich hieher bringt, nicht für mich entſcheiden? Willſt du deine Blicke von mir wenden, von mir, den das Schickſal ſo wunderbar auf dieſes Eiland brachte, um dich zu finden? — Sey nicht grauſamer gegen mich, als Schickſal und Zufall es ſind.

Dian. Unglücklicher! wo kömmſt du her? — Iſt es nicht genug, daß allenthalben hin dein Bild ſo grauſam mich verfolgt, mußt du auch ſelbſt noch kommen?

Rinaldo. Der Zufall will es ſo, und ich bin glücklich!

Dian. Glücklich? Du? —

Rinaldo. Glücklicher auf den kleinen Pantaleria, als ich in der großen Welt ſeyn durfte. Beneiden könnte ich mich ſelbſt um dieſes Glück, wollteſt du mir es nicht mißgönnen.

Dian. Ach nein! ach nein!

Rinaldo. O Dianora! — Du vergiebſt?

Dian. Ja! ich vergebe dir!

Rinaldo (küßt ſie, und ſpringt auf) Dieſer Kuß der Vergebung, dies herrliche Siegel deiner Verzeihung, reiniget mich von meinem Vergehen, und

und ſegnet mich zu einem neuen Lebenswandel ein. — Du ſiehſt, geliebte Dianora! ich bin abgeſchieden von der geräuſchvollen Welt. Auf dieſes kleine Eiland floh ich, um mir ſelbſt, und der Ruhe zu leben. — Ja, ſelbſt der Himmel ſchenkte Wohlgefallen meinem frommen Entſchluſſe. Meine Bitten ſind erhört. Er hat mir vergeben, und zum Pfande der Verſöhnung, ſchenkt er dich mir wieder.

Dian. O Rinaldo!

Rinaldo. Du biſt wieder mein, und ein neues Leben beginnt.

Dian. Ach! ſchlummere dich nicht ſelbſt mit Schmeicheleien ein. Laß deine Träume dich nicht zu ſüßen Hoffnungen führen!

Rinaldo. Du raubſt mir meine Ueberzeugung nicht! Du ſelbſt biſt das Pfand der Gewährung meiner Hoffnungen, und was ich hier umfaſſe, iſt die ſchönſte Wirklichkeit. — Ich träume nicht; mein Glück beginnt von neuen, in deinen Armen. (Umarmung.)

Viol. (geht in ein Seitenzimmer.)

Dian. (drängt ſanft ihn zurück, und ſteht langſam auf.)

Rinaldo. (ruht mit fragenden Blicken auf ihrem Geſicht.) (Pauſe.)

Dian. Rinaldo! (ſchlägt die Augen nieder.) Was ſagen dieſe fragenden Blicke?

Rinaldo. Sagt dir dein Herz das nicht?

Dian. Mein Herz? Was ſoll es ſagen?

Rinaldo. Gab mir der Himmel dich wieder, um dich wieder verlaſſen zu müſſen?

Dian. Wie ſoll, wie kann ich dieſe Frage dir beantworten?

Rinaldo. Wie dir's dein Herz gebietet.

Dian. Nein! unſere Herzen dürfen nicht unſere beſtochene Rathgeber ſeyn.

Rinaldo. Wer ſonſt?

Dian. Vernunft und Ueberlegung.

Rinaldo. Auch dieſe ſind beſtochen.

Dian. Ach nein!

Rinaldo. Fürchte dieſe kalten Rathgeber, die uns nicht glücklich machen können. — In Abgeſchiedenheit und Ruhe bietet beiden uns der Himmel die Freiſtätte dieſes Eilandes an. Laß uns dank-

dankbar den Werth des Geſchenkes erkennen und benutzen.

Dian. Wohin konnte uns aber alles dies führen.

Rinaldo. Wohin anders, als zum Glück, durch uns ſelbſt.

Dian. Biſt du nicht mehr? —

Rinald. Und was?

Dian. Biſt du — ein guter Menſch geworden?

Rinaldo. Der Himmel ſieht mein Herz! und er vernichte mich auf dieſer Stelle, iſt nicht mein Vorſatz rein, ein ſtilles, ſchuldloſes Leben nun zu führen! — Er kennt mich, er hat mein Flehen erhört, und gab — gab dich mir wieder!

Dian. Ja! (eilt in ſeine offenen Arme) Du biſt ein guter Menſch geworden. Wie könnt' ich dich verſtoßen, da ſelbſt der Himmel dir verzeiht? — Mein Herz iſt dein. — Die Liebe wird uns nicht ohne Troſt, nicht ohne Freuden laſſen!

Dritter Auftritt.

Vorige. Der Alte von Fronteja.

Rinaldo. O Dianora! fort! fort von hier!

Der Alte. Bleib! — Wohin du auch gehſt, ich folge dir.

Rinaldo. Was willſt du von mir? Warum folgſt du allenthalben hin mir nach, wie das böſe Gewiſſen einem Verbrecher? Mag ich doch nichts von dir wiſſen! Warum ſtöhrſt du mich in meiner Ruhe? Warum vergifteſt du durch deine Gegenwart die ſtillen Freuden meiner Einſamkeit, und meiner Liebe? — Biſt du mein böſer Geiſt, ſo weiche von mir! Ich bin nicht mehr der, der ich war, und habe mit dir keine Gemeinſchaft.

Der Alte. Du biſt auf Pantaleria ein ſehr geſtrenger Herr geworden! — Du ſprichſt mit keinem deiner ehemaligen Rottgeſellen.

Dian. Wer iſt der Mann?

Der Alte. Ich bin ſein Freund, und er verkennt mich.

Rinaldo. Was ſuchſt du hier?

Der Alte. Dich.

Rinaldo. Was willſt du von mir?

Der Alte. Höre! — Du biſt aus Sicilien verſchwunden, und deine Freunde wiſſen nicht, wohin du gekommen biſt. Nur ich weiß es. Und daß ich es wußte ſiehſt du.

Rinaldo. Ich ſehe es leider!

Der Alte. Signora! nur einige Minuten ſchenkt mir, allein mit ihm.

Dian. (zu Rinaldo.) Ich habe nichts zu fürchten?

Der Alte. Nichts.

Dian. (ab.)

Vierter Auftritt.

Rinaldo. Der Alte von Fronteſa.

Der Alte. Alles iſt zur Abfahrt nach Korſika bereit, und jeder fragt: Wo iſt der Anführer unſeres Zuges? wo iſt der Tapfere, der an unſerer Spitze ſtehen ſoll? — Man ſucht dich, und findet dich nirgends. Man wird ungeduldig, ſezt mich zur Rede, und erlaubt ſich ſogar Muthmaßungen, die für mich entehrend ſind. Ich wußte, wohin du gegangen warſt, ich ſehe was du hier gefunden, und alſo weiß ich auch, wozu du dich entſchloſſen haſt. Du entſagſt des Ruhmes, du biſt nicht mehr der, der du warſt, das weiß, das ſehe ich. Deine Thaten ſind früh veraltet, dein Ruhm wird ſchnell zu Grabe gehen.

Rinaldo. Was haſt du mir zu ſagen?

Der Alte. Das, daß ich um deinetwillen bei unſern Freunden nicht verlieren mag. — Viele glauben dich nicht mehr am Leben. Ich hätte geſchwiegen, und dich deiner Ruh hier überlaſſen, aber ein großer Theil unſerer Angeworbenen will ſich durchaus nicht eher einſchiffen laſſen, als bis ſie dich ſehen. Du mußt dich dieſen Zweiflern zeigen, mußt meine Ehre retten.

Rinaldo. Ich gehe nicht von hier.

Der Alte. Ich bitte dich darum, um meiner Ehre willen!

Rinaldo. Ich gehe nicht von hier.

Der Alte. Nicht?

Rinaldo. Nein.

Der Alte. Nun gut! So mögen jene Zweifler hieher kommen, und dich ſelbſt am Leben noch auf Pantaleria ſehen. (geht)

Rinaldo. O Gott! wie konnteſt du mich den Händen eines ſolchen Menſchen übergeben! (führt ihn zurück.) Alter! iſt dir je das Glück, die Ruhe eines Menſchen heilig geweſen, ſo ſey barmherzig gegen mich, und laß mich ruhig hier, in meiner Einſamkeit.

Der Alte. Das will ich. Aber meine Ehre mußt du retten. — Zeige dich deinen Freunden, und gehe dann, wohin du willſt.

Rinaldo. Wenn ich wüßte —

Der Alte. Was?

Rinaldo. Daß das, was du jetzt forderſt, mir Ruhe verſchaffen könnte —

Der Alte. Du wirſt allenthalben hin deine Ruhe mit dir ſelbſt nehmen, wenn du ſie *haſt*. Was du *nicht* haſt, kannſt du nirgend hin verpflanzen.

Rinaldo. Gefunden habe ich, was ich ſuchte.

Der Alte. Wohl dir!

Rinaldo. Ich folge dir nach Sizilien.

Der Alte. Meine Dankbarkeit ſoll dir beweiſen, was ich für dich thun kann. (geht)

Rinaldo. Wohl mir! — Ich athme freier wieder. Wie einer, der erlöſt iſt von ſchweren Feſſeln, die ihn drückten, blick ich jetzt froh in eine freie Gegend, wo mir die ſchönſte Ausſicht lächelt.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Olimpia.

Der Alte. Olimpia!

Rinaldo (dreht ſich herum.) Auch du? — Nun weiß ich doch, woran ich bin!

Olimp. Ich ſtaune!

Der Alte. Mich hier zu ſehen?

Olimp. Euch beide hier zu finden. — Mich trieben Noth und Vorſicht aus Sizilien.

Rinaldo. Abgeredet!

Olimp. Die Hälfte unſerer Freunde iſt verhaftet.

Rinaldo. Verhaftet?

Olimp.

Olimp. Wir ſind verrathen. Unſer Plan auf Korſika iſt entdeckt. Alle unſere Wohnungen ſind mit Wachen beſetzt. — Ich entfloh nur mit genauer Noth.

Der Alte (faßt ſich) Du biſt verlegen?

Olimp. Du biſt es nicht?

Der Alte. Ich weiß, was in Sizilien vorgeht.

Olimp. Du weiſt es? und kannſt ſo ruhig ſeyn?

Der Alte. Ich kann es nicht ändern.

Olimp. Und du giebſt das Unternehmen auf Korſika verloren?

Der Alte. Ich bin bereit, dahin abzugehen.

Olimp. Doch?

Der Alte. Warum nicht? — Willſt du nicht mit mir gehen?

Olimp. Und unſere Freunde? —

Der Alte. Sie werden bald uns folgen.

Olimp. Alle?

Der Alte. Die meiſten. — Du wirſt ſehen, was geſchehen wird.

Olimp. Sind wir hier nicht ſicher?

Der Alte. Nein.

Rinaldo. Konnteſt du nicht das Unglück von deinen Freunden abwenden?

Der Alte. Dein iſt die Schuld, daß geſchah, was geſchehen iſt. Wärſt du in Sizilien geblieben, wir wären jetzt in Korſika. Du trägſt die Schuld des Unglücks, das über deine Freunde kömmt. — Mich ſollen ſie nicht in ihre Gewalt bekommen, aber dich werden ſie aufſuchen, und ſchwach und kraftlos dich im Arm der Liebe finden. Wird das dich retten? — Das Rad deiner Thaten iſt abgelaufen. Jetzt können deine Freunde dich nicht mehr ſchützen. Du fällſt; ein Opfer deiner Unbeſonnenheit. — Aber was ich noch in den letzten Augenblicken deines Lebens für dich thun kann, werde ich ſelbſt mit Aufopferung meiner eigenen Sicherheit für dich thun. — Du ſollſt erfahren, wie ſehr ich dein Freund war.

Rinaldo. Giebſt du mich ſo ganz gewiß, und zuverläſſig verlo[illegible]?

Der Alte. Ich kann nicht anders. — Du Olimpia wirſt wiſſen, was dir die Klugheit rathen muß. (ab.)

Olimp. Beſtimme, was ich thun ſoll! — Freund! — Ich folge dir. (ab, ihm nach.)

Rinaldo. So iſt's! Ich bin und bleibe ſtets das Spiel der Weiber, und des alten Taſchenſpielers. — Und ſollte es ſo bleiben? Nein! — Jetzt fühl' ich Kraft und Muth von neuem. Gewagt! — Ich rette mich.

Sechster Auftritt.

Dianora. Rinaldo.

Dian. Du biſt wieder allein, und kömmſt nicht zu mir?

Rinaldo. Das wollte ich eben.

Dian. Wer iſt der ſonderbare Alte? Was wollte er von dir?

Rinaldo. Er iſt ein Scharlatan, in deſſen Aeuſſern du ſein Innres findeſt. Ein Korſe von Geburt. Er will ſein Vaterland befreien, und regieren. Mich will er mit Gewalt in ſeine vaterländiſche Fluren ziehen, und dort ſoll ich für ihn und ſeine Freunde fechten.

Dian. Biſt du ein Korſe?

Rinaldo. Nein.

Dian. Und wirſt ihm auch nicht folgen?

Rinaldo. Gewiß nicht. — Seine Freunde ſind in Sizilien verhaftet. Er iſt hieher geflohen, und bringt mich in Verlegenheit. — O Dianora! laß uns aus dieſem Eiland fliehen. Es wird ja irgendwo ein ſtiller Winkel ſeyn, wo Liebe ruhig wohnen kann. — Du gehſt doch mit mir?

Dianora (raſch) Ja!

Rinaldo. Schon ſeit zehn Tagen bin ich hier, und wohne bei einer Bäuerin auf einem einſamen Meierhof, der an den öſtlichen Gebirgen liegt. Die Langeweile trieb mich in den Bergen herum, und eines Tages entdeckte ich eine Felſenhöhle, tief verborgen in fürchterlicher Wildniß, umſpült von lauter Meereswogen. Wen nicht dahin der Zufall leitet, erſpäht die Höhle nicht. — Dahin will ich fliehen, in dieſe Höhle will ich mich verbergen, bis jener ungeſtüme Feind meiner Ruh dies Eiland verläßt, und bis ich einen Schiffer finde, der uns von hinnen führt. — Jetzt muß ich dich verlaſſen. Doch du verſprichſt mir, ohne mich nicht von hier zu gehen.

Dian. Dies verſprech' ich dir.

Rinaldo. Du gehſt nicht ohne mich.

Dian. Nicht ohne dich.

Rinaldo. Du ſchwörſt es mir zu!

Dian. Ich ſchwöre dir es zu: Bei allen was mir heilig iſt! — bei meiner Liebe! — Ich gehe ohne dich, nicht fort von hier. Ja! willſt du es, ich folge dir, in jene Höle. Wo Liebe wohnt, wird jede Wildniß ſchnell zum Paradies!

Rinaldo. Was ſagſt du? O Dianora! der Himmel wird deine Treue dir belohnen!

Dian. Ich folge dir, belohnt für meine Treue durch deine Liebe.

Rinaldo. Und Violanta? —

Dian. Laß mich mit ihr ſprechen.

Rinaldo. Die Zeit iſt edel, und der geringſte Aufenthalt kann unſern Plan vernichten. Hier bleibe ich nicht länger, denn gewiß, der Alte kömmt zurück, von neuen mich zu quälen.

Dian. Unweit von hier ſteht die St. Johannis-Kapelle, bei einem Wäldchen —

Rinaldo. Ich kenne dieſe Gegend.

Dian. Gut! — Dort erwarte mich.

Rinaldo. Ich warte. — Und du kömmſt?

Dian. Bei Ehre, Treue und Liebe! Ich komme.

(Umarmung. — Beide ab. Dianora in ein Seitenzimmer, und Rinaldo zur Hauptthür hinaus.)

Siebenter Auftritt.

(Freie Gegend — Im Hintergrunde ein Wäldchen. Vor demſelben, auf einem Hügel eine Kapelle — Abenddämmerung.)

Olimpia. Der Alte von Frontſa[illegible]

Der Alte. Dort liegt das Landhaus, wo ich wohne. — Du gehſt dahin. Du findeſt dort Bekannte. Ich gehe zurück, zum letztenmal ihn noch zu ſprechen.

Olimp. Er folgt dir nicht.

Der Alte. Er iſt verloren.

Olimp. Verloren? — Was willſt du thun?

Der Alte. Ich werde ihm nichts thun.

Olimp. Wer ſonſt? — Iſt er hier nicht ſicher?

Der Alte. Nein.

Olimp. O! rette ihn.

Der Alte. Ich will ihn retten, und er folgt mir nicht, hört nicht die Stimme, die ihn warnt.

Olimp. Er wird ſie hören, wenn du ihm ſagſt, was er zu fürchten hat.

Der Alte. Ich kenne ihn: ſein Trotz iſt unbezwinglich, unbeugſam iſt ſein Starrſinn. Ich werde alles thun, und werde doch nichts enden. Der Zufall lies ihn Dianoren finden —

Olimp. Dianoren? — hier?

[illegible]r Alte. Hier. — Nun hat er ſeiner Träume Ziel erreicht. Er glaubt, ich bringe ihn um ſeine Ruhe. Still will er im Verborgnen leben, ſich und ſeiner Liebe, wie er ſagt. Warne ich ihn nun, biete ich ihm Schutz und Rath an, ſo glaubt er darinne einen Plan gegen ſeine Ruh zu entdecken, glaubt ich betrüge, hintergehe ihn, und folgt mir nicht. — Darüber komme ich ſelbſt noch in Verlegenheit.

Olimp. So denke auf deine eigene Rettung, und gieb ihn auf.

Der Alte. Wenn ich das könnte! — Ach, Olimpia! du weißt es nicht, was mich an dieſen

Räuber kettet. Ich darf es ſelbſt nicht ſagen; und wollte ich es auch ihm geſtehen, er glaubt es nicht, wird alles für ein Mährchen halten, und ich kann dadurch nur verlieren. — Oft war ich ſchon im Begriff, ihm alles zu entdecken; aber ſein Trotz, ſein wilder Sinn, und vor allem — ſein Mißtrauen, — die hielten mich ab, es zu thun. — Nun, iſt es zu ſpät. — Es iſt gewiß, er fällt; — er iſt ſchon halb verrathen, ſein fürchterlichſter Feind iſt hier; ich ſeh ſeinen Untergang, und kann, da er mir widerſtrebt, für ihn nichts thun, als ihn beweinen.

Olimp. Freund! Dein Geheimniß —

Der Alte. Ehre es. — Verſchloſſen ruhe es in dieſer Bruſt, bis mir's die Noth entreißt.

Olimp. Dahin darf es nicht kommen!

Der Alte. Es wird! es wird! — — Der Abend bricht herein. Du gehſt in meine Wohnung, und — ich gehe, noch einmal ihn zu ſprechen. Es iſt das Leztemal. Kann meine Stimme nicht ſein Herz erreichen, ſo ſoll es — — (zeigt ihr den Weg, links, die vordere Kouliſſe hinaus.)

Olimpia (ab.)

Der Alte. Wozu nun mein Beſtreben? — Ich wollte ihn heben, und er fällt. Ich wollte

ihn

ihn dem Herzen näher ſtehen; er flieht. Flieht mich. — Ach! wenn er wüßte! — Soll ich es ihm entdecken? — Nein! Jetzt wär's für ihn und mich kein Gewinn. Es iſt zu ſpät. Er folgt mir; oder — ſtirbt. (verhüllt ſein Geſicht.) Er ſtirbt? Er? — Ach! — (mit Blicken gen Himmel.) Es iſt dein Wille. Du biſt gerecht. Wer könnte dir entfliehn? (geht rechts die erſte Kouliſſe hinein.)

(Im Hintergrunde geht ein Kommando von fünf Soldaten vorüber. Sie kommen rechts heraus, und gehen links hinein.)

Achter Auftritt.

Rinaldo. (hernach) Der Alte von Fronteja.

Rinaldo (kömmt rechts bei der zweiten Kouliſſe heraus.) Nein! für mich reift keine Seeligkeit hienieden! — Ich träumte mich ſo froh, ſo glücklich, der ſtillen Ruh, getreuer Liebe im Arm, und eine fürchterliche Wirklichkeit, entreißt mir alle meine ſchönen Träume!

Der Alte (tritt vor.) Rinaldo!

Rinaldo. Wie? Du? — Führt dich dein Unglück mir auf jedem Schritte nach!

Der Alte. Nicht Unglück, Freundſchaft iſt's, die dich verfolgt.

Rinaldo. Kann ich denn nirgends ſicher ſeyn vor dir, und deiner Freundſchaft?

Der Alte. Nein, ſo lange als du noch lebſt, nicht! weil ich mehr, als du das zu ſchätzen weißt, dein Freund bin. Willſt du mir folgen, willſt du mich hören, ſo führt dein Glück, dein guter Stern mich her. — Noch biſt du zu retten.

Rinaldo (ironiſch) Doch!

Der Alte. Dein Spott kann mich nicht kränken, ich bin dein Freund, und hab ihn nicht verdient.

Rinaldo. Biſt du wirklich mein Freund?

Der Alte. Der beſte Freund, der dir auf Erden lebt. Zu ſpät, wenn du die Wahrheit deſſen was ich ſage, erſt in deines Lebens letzten Augenblicken empfinden ſollteſt! — Jetzt biſt du, ſag ich dir, — jetzt biſt du noch zu retten; aber nur von Augenblicken hängt deine Rettung ab! Vertrauſt du dich nicht mir an, gehſt du nicht mit mir, ſo biſt du dieſe Nacht, ja wohl viel eher noch, verloren.

Rinaldo. Alter.

Der

Der Alte. Bei dem ewigen Weſen, das über uns waltet! ſo iſt es, und Wahrheit iſt, was ich dir ſage. — — Staune mich nicht an. Nochmals! ich ſpreche Wahrheit. Folge dem Rufe deines Freundes. Gehe mit mir! Erſpare mir die Thränen, die ich auf deinen Grabhügel zu weinen habe.

Rinaldo. Dieſe Nacht noch, ſagſt du, entſcheidet ſich mein Schickſal?

Der Alte. Dieſe Nacht noch. Dir lächelt kein Morgen wieder, wenn du hier bleibſt, wenn du mir nicht folgen willſt.

Rinaldo. Und das iſt unabänderlich, iſt unverhinderbar, gewiß?

Der Alte. Leider!

Rinaldo. Gieb mir Beweiſe.

Der Alte. Welche?

Rinaldo. Ich will dir glauben. Laß mich ein Wunder ſehen.

Der Alte. Ein Wunder? — Was forderſt du von mir? Wie kann ich das?

Rinaldo. Gute Nacht!

Der Alte. Du glaubſt mir nicht?

Rinaldo. Nein! — Die Stunde meines Untergangs ſchlägt dieſe Nacht noch nicht.

Der Alte. Sie ſchlägt.

Rinaldo. Ich glaube es nicht.

Der Alte. O glaube mir!

Rinaldo. Nein! nein! — Sie ſchlägt noch nicht, die letzte Stunde meines Daſeyns.

(Es wird indeſſen immer dunkler.)

Der Alte. Sie ſchlägt. Sie ſchlägt bey dem allmächtigen Gott! — Bey meiner unſterblichen Seele! ich rede Wahrheit.

Rinaldo. Du willſt mich nach Korſika locken. Ich folge dir nicht. Ich trotze deinen Weiſſagungen; ich bleibe hier.

Der Alte. Nun dann! willſt du die Hand, die ich dir biete, dich zu retten, nicht ergreiffen; ſo ſoll dir doch wenigſtens meine Freundſchaft bleiben, ſo ſollen meine Thränen deine Begleiter ſeyn, in das ſtille Land, aus welchen wir nie wiederkehren. (verhüllt ſein Geſicht. — Pauſe.) Lebe wohl! — Mein Freund! — lebe wohl! (er geht)

(Roſaliens Geſtalt, ganz weiß gekleidet, leichenbleich im Geſicht, herabhängendes Haar, erſcheint.)

Der

Der Alte. Heiliger Gott! Roſalie! — (ſtirbt.)

Rinaldo. Taſchenſpieler! — (erblickt die Geſtalt, und wankt zurück. — Mit bebender Stimme.) Sie iſt's! — (leiſe, zitternd.) Roſalie!

(Die Geſtalt öffnet ihre Arme, ſcheint etwas an ihre Bruſt zu drücken, winkt, und verſchwindet.)

Rinaldo (bleibt angewurzelt ſtehen, und heftet ſeine Augen feſt auf die Stelle, wo die Geſtalt verſchwand. — Nach einer Pauſe, tief ſeufzend.) Ach!

Neunter Auftritt.

Rinaldo. Dianora.

Dian. (furchtſam umherblickend.) Wo biſt du? — Rinaldo! biſt du hier?

Rinaldo. Ach!

Dian. (kömmt ihm näher.) Da biſt du ja!

Rinaldo. Dianora! — Sahſt du ſie auch?

Dian. Wen?

Rinaldo. Dort ſtand ſie — und verſchwand.

Dian. Wer?

Rinaldo.

Rinaldo. Sie war's! Sie war's!

Dian. Wer war's?

Rinaldo. Sie winkte, und verſchwand — Sie winkte mir.

Dian. Was haſt du vor?

Rinaldo. Die Gräber ſind geöffnet. Todte ſtehen auf.

Dian. Du machſt mich furchtſam!

Rinaldo. Es gilt dir nicht. Es gilt nur mir!

Zehnter Auftritt

Vorige. Der Kapitain, (in eine ſchwarze Kappe gehüllt, die Kapuze über den Kopf gezogen, tritt auf, und bleibt im Hintergrunde ſtehen.)

Dian. Rinaldo!

Rinaldo. Nur mir allein! — Ich werde ſterben, und bei ihr ſeyn. O Dianora! — Meine Stunde iſt gekommen! Der Sand verrinnt, das Glas iſt leer. Es iſt um mich geſcheh'n (ſinkt in ihre Arme.) Ich ſterbe!

(Der Kapitain winkt hinter ſich.)

Dian. Nein, nein! du lebſt für mich, für die, die ohne dich nicht leben kann.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Ein Offizier. Wache. Einige Diener (mit brennenden Fackeln) Der Alte von Fronteja.

(Die Wache tritt auf.)

Kapit. Hier iſt er!

Rinaldo. Das gilt mir!

Kapit. Nehmt ihn feſt!

Der Alte. (tritt langſam herbei.)

Offizier. Biſt du Rinaldini?

Rinaldo (ſich ſeiner ſelbſt unbewußt.) Ich bin es.

Dian. Gott! (ſinkt auf einen Sitz.)

Der Alte (raſch) Auch ich kenne dich — (reißt den Kapitain die Kapuze vom Kopf) verachtungswürdiger Korſe! Dein Spiel iſt ausgeſpielt. — Rinaldo! ich habe dir meine Freundſchaft bis in den Tod verſprochen. Ich halte Wort. Du biſt

ni

Nicht mehr zu retten. Fahre wohl! (zieht einen Dolch und ersticht ihn.)

Dian. (aufspringend) Mein Rinaldo!

Rinaldo (sinkt in ihre Arme.)

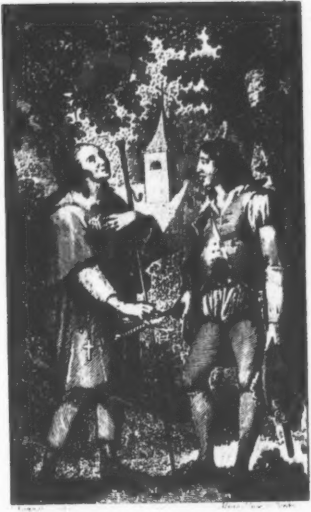
Der Alte. Du solltest ein Held werden, und bliebst ein Räuber. Auf dem Rabensteine, konnte ich den Freund nicht sehen.

Rinaldo (streckt seine Hand nach dem Alten aus.) Ich danke dir!

Der Alte (zum Kapitain.) Du bist verloren! (zum Offizier.) Im Namen des Königs! Diesen schwarzen Verräther haltet fest. — Mich führt nach Neapel. Ich gehöre für des Königs Gericht. Dort, werde ich mich zu rechtfertigen wissen.

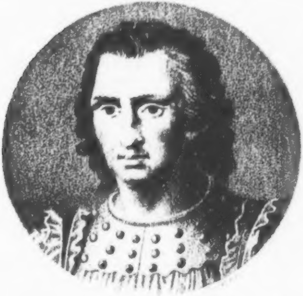
(Der Vorhang fällt.)

Seite 71.



„Ich bin der König!“

Sebastiano
der
Verkannte



Von dem Verfasser
des
Rinaldo Rinaldini

Berlin, 1801.
Im Verlage der Königl. Pr. akadem. Kunst
und Buchhandlung.

[illegible]

Sebaſtiano
der Verkannte.

Quam misera est hominum conditio,
Quantisque malis iacet obnoxia!
Nunquam stabilis rerum permanet
Series, ac nihil immutabile.

J. PONTAN.

„Treibt die Ehrſucht Könige in Schlachten,
ſind ſie auch dem Glück verwandt.
So ſchlug einſt den Ruhm aus goldnen Schachten
Alexander mit beglückter Hand;
ſiegreich waren ſeine kühnen Schritte,
und Fortuna lächelt hold dem Mann,
der auf eine breite Mitte
ihre runde Kugel ſtellen kann.“

So ſprach einſt zu ſeinen Räthen und Prälaten,
Sebaſtiano, wie ein kühner Jüngling ſpricht,
den der Sporn des Durſts nach Waffen-Thaten
heftiger als die Tarantel ſticht.
Fängt er in der Wuth nun an zu tanzen,
zittern um ihn tauſend Lanzen,
Schlacht-Trompeten ſpielen auf.

Aber ach! ihm lächelte zufrieden
nicht das Glück auf ſeinem Lauf,
ließ ſich nicht von ihm gebieten,
ließ ſich feſſeln nicht von ihm.

Und ſo fuhr mit Ungeſtüm
Unglück über ſeine Heere,
beugte ſeiner Krieger Speere,
zog ihn ſelbſt vom Thron herab.

Als das Ende ſeiner Tage
nahte ſich, und manche Klage
ihm der Mißmuth auf die Zunge gab,
gab Erfahrung ihm die weiſe Lehre:
„Trotze nicht auf Muth und Heere,
trotze nicht auf Kraft und Macht.
Einem Alexander war es zwar gegeben,
über Welten wie ein Gott zu ſchweben
in der Waffen heller Pracht, —
aber nicht ein jeder König iſt ein Alexander:
vor ihm fielen Helden am Skamander,
die wohl alle ſo wie Du gedacht!“

Erſtes Buch.

An die Augenblicke der Empfindung
knüpft das Herz den Faden der Verbindung
für des Herzens gleiche Stimmung an.
Lieb' und Ehre ſtehen kühn im Streite,
der Empfindung überall zur Seite,
brechen ſich durch jede Hinderniſſe Bahn.

Erſter Abſchnitt.

Sic pulli implumes perduntur amore volandi,
Cum migrant nido matre dolente suo!
Nic. Borbon.

Alle Glocken ertönten; von den Wällen herab donnerten Kanonen; die Straßen waren mit Blumen beſtreut, erfüllten die Luft mit angenehmen Düften, und ſtreuten ſüße Wohlgerüche umher. Aromatiſches Räucherwerk wirbelte hoch, in duftenden Wolken, empor; der Sang heiliger Hymnen miſchte ſich in das frohe Jubelgetön; ganz Toledo war in Bewegung. Die Prozeſſion zur Feier des Frohnleichnam-Feſtes zog dem Dom zu. Der Kardinal-Erzbiſchof ſelbſt trug, unter einem koſtbaren Baldachin, das heilige Gut, ertheilte am Hochaltar den allgemeinen Segen, und hundert Feuerſchlünde verkündigten dies. Alle Bewohner von Toledo, geſehen und ungeſehen von dem Erzbiſchof, lagen jetzt auf den Knieen; unter ihnen auch Don Delfino, dem linken Eckhauſe auf dem Domplatz gegenüber. Dort lag knieend auf dem Balkon, zu empfangen den erzbiſchöflichen Segen, die ſchönſte, edelſte, weibliche Geſtalt in Toledo. Ihre Blicke fielen zur Erde, Delfino's Blicke flogen himmelan, und verloren ſich in den herrlichſten Himmel der feurigſten ſchwarzen Augen, die je ſich in angenehmen Kreiſen drehten. Ein ſehnſuchtsvoller, lauter Seufzer entflog der Bruſt des entzückten, ſtaunenden Jünglings. Der Athem der Liebe ſchien dieſen Seufzer über das Gedränge der Betenden hinüber zu tragen zu dem ſchönſten Buſen, der unter leichten Schleiern ſich hob, und auch das ſchöne Mädchen ſeufzte. Delfino erbebte. — Man erhob ſich. Er wankte zitternd auf. — Die Blicke der Schönen überſtreiſten die Menge; ſie fielen auf den edlen Jüngling. Eine ſchnelle Röthe überflog ihre Wangen; ängſtlich froh hob ſich ihr voller Buſen ſchneller; ſie lehnte ſich auf ihre treue Zofe, und ihre Stimme zitterte, als ſie ausrief:

„O Thereſe! — Sieh! Dort ſteht er!“

„Wer?“

„Er ſelbſt, der edle Jüngling, das ſchöne Bild, das ich im Traume ſah!“

Der Zug ging vorüber. Delfino's Blicke ruhten auf der lieblichen Geſtalt, die, einer Göttin gleich, ihm gegenüber ſtand.

Das ſchöne Mädchen warf die Blicke hold ihm zu. Begierig faßte ſie ſein Auge auf; mit ſeinen Blicken flog ſein Herz ihr zu; ihr Herz vermälte ſich mit ſeinen Blicken.

Man ſtrömte jetzt dem Dome zu; der Platz blieb leer. — Wankend ging Delfino dem Balkon näher. Ein Blumenſtrauß fiel vor ihm nieder. Er hob ihn auf, küßte ihn und ſteckte ihn an den Buſen. Eine ſanfte, lilienweiße Hand winkte ein Lebewohl ihm zu, und das himmliſche Bild entſchwand ſeinen Augen. Nachdenkend wankte er in ſeine Wohnung, und pflanzte ſeinen Strauß, in einem Blumentopf, unter das Bildniß ſeines Schutzheiligen.

Therese begleitete ihre Gebieterin auf ihr Zimmer. Hier warf ſich Gabriele auf ein Sofa, ſchloß ihre Augen und ſeufzte laut:

„Er war's! Er war's, der Jüngling meines Traums! — In einem Blumengarten fand ich ihn. Er reichte mir den ſchönſten Blumenſtrauß, und ſagte: „Dieſe Blumen, Gabriele, für Dich! — Und, was für mich?“ — Ich gab ihm dieſes ge[illegible]one Herz, das ich auf meinem Buſen trage. Er küßte es, warf ſich vor mir nieder und ergriff meine Hand. Brennend zitterten ſeine Lippen; laut klopften meine Pulſe; mein Herz bewegte ſich; raſch ſprang er auf; ich ſank in ſeine Arme, — und erwachte. — — Jetzt habe ich ihn wieder, habe ich ihn wirklich geſehen. Den Blumenſtrauß warf ich ihm zu. Er küßte ihn, drückte ihn an ſein Herz, und ſeine Blicke ſagten mir: ich liebe Dich! — — O Thereſe! wer iſt er, dieſer holde Gaſt, der zu mir kam im Traum, der wirklich mir erſchien, wie ich im Bilde ihn ſah?“

„Wir müſſen es zu erfahren ſuchen.“

„Thereſe! was ich habe, iſt Dein; bringe mir nur Kunde von dem Jüngling.“

„Nun gut! — Aber der Graf —?“

„Was ſoll der Graf?“

„Er liebt Sie.“

„Ich liebe ihn nicht.“

„Er rechnet auf Ihre Hand.“

„Er hat ſich verrechnet. — Ich kann nie die Seinige werden.“

„Ihr Onkel, der Herr Kardinal-Erzbiſchof.“

„Er iſt ein Geiſtlicher, und hat kein Herz für Liebe.“

„Er liebt Sie väterlich.“

„Ich ihn, wie ſeine Tochter. Aber mein Herz gehört dem edlen Jüngling. Die Liebe gab es ihm; ich nehme es nicht zurück. — Erkundige Dich nach ihm, ſuche zu erfahren, wer er iſt? Ich muß, ich will ihn näher ſehen, ich will ihn ſprechen. — Er liebt mich, ſagen ſeine Blicke mir. — Ich will geliebt ſeyn, will ihn lieben.“

Der Kardinal-Erzbiſchof trat in das Zimmer. Er fragte:

„Nicht in der Kirche, meine Liebe?“

„Ich habe hier gebetet.“

„Hier?“

„Und habe Ihren Segen, mit dem Volke empfangen.“

Er ſetzte ſich. — Nach einer kleinen Pauſe fragte er:

„War Graf Lerma heute noch nicht hier?“

„Noch nicht.“

„Das wundert mich!“

„Mich nicht.“

„Dich nicht? — Was ſagſt Du?“

Gabriele ſchwieg, und ihre Blicke fielen zur Erde. — Der Kardinal ſah ſie forſchend an und fragte!

„Gabriele! Was iſt Dir? — Du biſt betroffen, ängſtlich, verlegen —“

„Ich bin — Ich weiß nicht, wie mir iſt — Ein ſonderbarer Traum — — Herr Kardinal! Theuerſter Oheim! überheben Sie mich auf immer der Beſuche des Grafen Lerma!“

„Gabriele? — Weißt Du auch, was Du ſprichſt?“

Thränen brachen ſtatt der Antwort gewaltſam aus Gabrielens ſchönen Augen; ſie bedeckte die Hand des Kardinals mit Küſſen, ſie warf ſich vor ihm nieder, und ſtammelte:

„Befreien Sie mich von dem Grafen!“

Der Kardinal wollte antworten; Graf Lerma trat in's Zimmer. Gabriele erblickte ihn, ſprang auf, hielt ihr Schnupftuch vor die Augen und verließ ſchnell das Zimmer.

„Was iſt das?“ — fragte der Graf beſtürzt.

„Ich weiß es nicht; —“ ſagte der Kardinal; — ich kann mir es nicht erklären. Sie bittet mich —— Genug, ihre Bitte betrifft Sie.“

„Mich? — Und wie?“

„Errathen Sie.“

„Wie kann ich das?“

„Sie wünſcht Ihrer Gegenwart, Ihrer Bewerbungen, überhoben zu ſeyn.“

„Herr Kardinal! — Das wünſcht ſie? — Gabriele wünſcht es ſelbſt?“

„Sie ſelbſt.“.

„Was hätte ich denn gethan?“

„Wiſſen Sie in nichts ſich ſchuldig?“

„In nichts. — Ich liebe Gabrielen, wie ich meine Seele liebe. Nie liebte ich ein Mädchen noch, wie ich ſie liebe.“

„Ich meinte, Sie hätten Hoffnungen? Sie hätten, glaubte ich, auf Beweiſe von Gabrielens Gegenliebe rechnen dürfen?“

„Das glaubte ich.“

„Herr Graf! Sie und der Kardinal, beide haben ſich geirrt.“

„Sie ſehen mich in der äußerſten Verlegenheit!“

„Die Sache iſt mir ſehr unangenehm! Wir glaubten uns dem Ziele ſo nahe; ganz Toledo glaubt meine Nichte bald als Gräfin Lerma zu ſehen, und, wie ich jetzt erſt erfahre, ſo irren wir uns alle. — Graf! Sie haben mich, Sie haben ſich ſelbſt getäuſcht.“

„Ich weiß nicht, was ich denken, was ich ſagen ſoll.“

„Ich auch nicht.“

„Was iſt zu thun?“

Der Kardinal ſann nach, erhob ſich endlich langſam und ſagte:

„Gehen Sie auf einige Tage aus der Stadt, auf Ihr Gut. — Ich rufe Sie hieher zurück, ſo bald es Zeit iſt. Es gilt eine Unterſuchung. Wir wollen ſehen, wie weit wir kommen. Wir haben es mit einem Mädchen zu thun.“

Hierauf ſchellte er, und als Thereſe eintrat, ſagte er zu ihr, indem er mit dem Grafen ging:

„Sag Deinem Fräulein, daß ich ſie morgen wieder, aber nicht ſo wie heut, zu ſehen hoffe.“

Delſino ſaß dem ihm zugeworfenen Blumenſtrauß gegenüber, in der

Abenddämmerung, in mancherlei Betrachtungen verloren, als an ſeine Thür geklopft wurde. Auf ſein: „Herein!“ trat eine, in einen Mantel gehüllte, Figur in ſein Zimmer und fragte:

„Komme ich hier recht?“

„Wie kann ich das wiſſen?“

„Ich noch viel weniger..— Es fragt ſich aber: hat der Herr heut, auf dem Domplatze, unter dem Elevatum eſt! mit einer ſchwarz gekleideten Dame geliebäugelt, die, auf ihrem Balkon knieend, den Segen empfing?“

„Sie warf mir einen Blumenſtrauß zu?“

„Davon hat ſie mir nichts geſagt. — Ich bitte nur um Antwort auf meine Frage. Es liegt etwas daran.“

„Nun ja! — Ich habe eine gewiſſe ſchöne, ſchwarzgekleidete Dame bewundert, glaube, daß ſie mich bemerkt hat —“

„Gut, gut! — Wie heißt der Herr? wer iſt er?"

Delfino ſagte ihm ſeinen Namen und Stand. Jener nickte mit dem Kopfe.

„Es iſt gut! — ſagte er. — Schlafen Sie recht wohl! Wir werden uns ſchon wieder ſprechen."

Und das geſchah auch.

Den folgenden Morgen trat der Verhüllte wieder in Delfino's Zimmer, warf einen Brief auf den Tiſch, und ging, ohne ein Wort zu ſagen, davon.

Delfino öffnete den Brief, und las:

> „Die Liebe ſpricht von Herzen.
> „Ich verſtand Ihre ſprechenden
> „Blicke; die meinigen ſind verſtanden
> „worden. Was unſere Augen
> „ſagten, mögen unſere Lippen beſtätigen.
> „Dieſen Abend erwartet
> „zärtliche Liebe ein zärtliches Herz,
> „und eine Dame einen Kavalier von
> „Ehre, verſchwiegen und dankbar."

„Was iſt das? — fragte Delfino ſich ſelbſt. — So hätte ich in Dir, o ſchönes Mädchen! mich geirrt? — — Du Dich in mir? — — Und doch — Wer weiß in welchen Verhältniſſen ſie vielleicht — — Ich folge ihrer Einladung, und — lerne ſie kennen.“

Er ſteckte ſeinen Degen an, ging in den Dom und hörte eine Meſſe. — Er kam zurück und nahte langſam ſich dem Hauſe, aus welchem geſtern ihm ſo ſchöne Sterne funkelten. An ſeinem Buſen prangte der ihm zugeworfene Blumenſtrauß. — Er ſah hinauf, und alle Fenſter waren dicht verſchloſſen. — Ein Retino *) ſchien ſich endlich zu bewegen. Sein Auge blieb gefangen. Er ſah nichts um und neben ſich.

„Sennor! Sennor!“ — rief es hinter ihm.

---

*) Ein Jalouſie-Gitter.

Er drehte ſich herum. — Eine ſchwarz verſchleierte Duenna, wie es ſchien, ſtand hinter ihm, und winkte ihm, ihr zu folgen. — Er ging ihr nach. In der Straße S. Maria, unter dem Säulengange des einſamen Karmeliter-Kloſters, blieb die Verſchleierte ſtehen. Er trat ihr näher.

„Sennor! — ſagte ſie; — die Dame, deren Blumenſtrauß Sie auf Ihrem Buſen tragen, läßt Sie grüßen — Sie freut ſich der Sorgfalt, mit welcher Sie ihr Geſchenk aufbewahrt, und des Platzes, den Sie demſelben angewieſen haben. — Sie ſchickt durch mich Ihnen friſche Blumen. Den Strauß nahm ſie von ihrem Buſen. — Hier iſt der Blumenſtrauß, geben Sie mir dagegen Ihren Namen.“

Delfino beantwortete dieſe Frage, und ſetzte hinzu:

„Sage der ſchönen Unbekannten, daß mein Herz noch frei war, als ich ſie ſah. Nun iſt es nicht mehr mein.“

Die Duenna, — oder vielmehr Gabrielens Zofe und Vertraute, Thereſe, die es war, fuhr fort:

„So bald es ihr möglich iſt, wird die Dame ſich das ſelbſt von Ihnen ſagen laſſen. Halten Sie ſich zu einer Unterredung bereit, und —“

Da kam ein Karmeliter-Mönch den Säulengang herauf; Thereſe eilte davon, und Delfino hatte des erhaltenen Briefes nicht erwähnen können. Aergerlich grüßte er den Mönch, und wollte Thereſen nacheilen, als dieſer unerwartet ihn bei der Hand nahm, und ihm ganz freundlich zuflüſterte:

„Hier iſt der rechte Platz nicht zu einem Rendezvous!“

„Das weiß ich wohl!“ antwortete Delfino ſchnell, machte ſich los, ſah ſich nach Thereſen um, und ſah ſie ſeinen Blicken entſchwunden. Verdrüßlich blickte er den Mönch an. Dieſer blieb bei freundlicher Faſſung, zeigte auf eine

Armenbüchſe, und ſagte ganz gelaſſen:

„Sie iſt noch da.“

Das frappirte ihn. Er ſteckte Geld in die Büchſe, und ging ärgerlich davon, in ſeine Wohnung.

Es war ſchon dunkel, als der Verhüllte in Delſino's Zimmer trat.

„Nun, Sennor! — ſagte er; — machen Sie ſich auf, folgen Sie mir. Die bewußte Dame will Sie ſprechen.“

Delſino ging mit ihm.

„Ich glaube,“ ſagte er; — „wir ſind nicht am rechten Hauſe.“

Jener lachte, und antwortete:

„Das weiß ich beſſer! — Folgen Sie mir nur.“

Er brachte ihn über eine Gallerie in ein erleuchtetes Zimmer, und ließ ihn allein. — Die Seitenthür ging auf.

Eine ſchwarz gekleidete Dame, verſchleiert und verlarvt, trat in das Zimmer. Sie winkte ihm, er ließ auf ein Sofa ſich bei ihr nieder. Sie ſelbſt eröffnete die Unterhaltung, und fragte mit ſanfter Stimme:

„Was denken Sie von mir?“

Dieſe Frage, ſo natürlich ſie auch war, ſetzte ihn in Verlegenheit. Er antwortete mit einer Wendung:

„Der Blumenſtrauß, den ich von Ihrer Hand erhielt —“

Sie. Einen Blumenſtrauß? — Glauben Sie wirklich einen Blumenſtrauß von mir erhalten zu haben?

Er. Den einen warfen Sie vom Balkon mir zu, den andern erhielt ich dieſen Morgen durch Ihre Duenna.

Sie. Hier iſt ein Irrthum.

Er. Wie?

Sie. Leben Sie wohl!

Sie ſtand, als ſie das ſagte, auf und ſchellte. Der Verhüllte trat ein.

Sie verließ das Zimmer, und Delfino wurde aus dem Hauſe geführt.

Auf der Straße beſah er das Haus genau. Es war das Haus neben jenem, welches Gabriele bewohnte. — Aus dieſem wurde ſo eben der Kardinal-Erzbiſchof in ſeiner Sänfte getragen. Diener mit Fackeln begleiteten dieſelbe. — Delfino drängte ſich zu der Hausthür, und als der Pförtner ſie verſchließen wollte, fragte er:

„Mein Freund! Wer bewohnt dieſes Haus?“

„Meine gnädige Gräfin;“ — war des Pförtners Antwort, indem er die Thür zuſchlug und verriegelte.

Aergerlich ging Delfino auf dem Domplatze auf und ab, nach dem Karmeliter-Kloſter zu, und langſam in ſeine Wohnung zurück.

Graf Lerma kam zum Kardinal. Dieſer ſah ihn verwundrungsvoll an, und fragte:

„Sie Sind noch hier?"

„Ich wollte abreiſen, aber eine Entdeckung hielt mich in Toledo zurück."

„Eine Entdeckung?"

„Gabriele — liebt."

„Das vermuthe ich ſelbſt."

„Nicht mich."

„Nun, ja!"

„Ich habe einen Nebenbuler."

„Wiſſen Sie das gewiß?"

„Ein Karmeliter-Mönch, ein Freund unſers Hauſes, hat mir vertraut, daß Gabrielens Mädchen, Thereſe, ſich mit einem jungen Manne ſehr geheimnißvoll unterhalten hat. Das war ſicher eine Botſchaft an ihn, von ihrem Fräulein!"

„Wer iſt der junge Mann?"

„Ich habe nichts mehr, trotz aller aufgebotenen Mühe, erfahren können, als daß er ein Portugieſe iſt, daß er Don Delfino heißt, und wo er wohnt."

„Hm!"

„Darf ich ihn zur Rede ſtellen?"

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

„Freilich', völlig noch nicht —"

„So werden Sie es erſt. — Don Delfino? Ein Portugieſe? — Seinen Familien-Namen wiſſen Sie nicht?"

„Nein."

„Haben Sie gute Spione?"

„Die beſten."

„So ſuchen Sie ſeinen Familien-Namen zu erfahren."

Der Kämmerling des Kardinals trat ein.

„Ein junger Portugieſe," — meldete er, — der ſich Don Delfino Maſcaregnas nennt, wünſcht, dem Herrn Kardinal aufwarten zu dürfen."

Der Kardinal ſah den Grafen an, und ſagte ganz gelaſſen zum Kämmerling:

„Er ſoll kommen!"

Als der Kämmerling das Zimmer verlaſſen hatte, redete der Kardinal weiter:

„Maſcaregnas? — Don Delfino? — Graf! wenn das unſer Delfino wäre!"

„Ein junger Portugieſe! Er iſt es ſicher!"

„Treten Sie ein wenig in das Nebenzimmer. — Er kömmt."

Graf Lerma ging in das Nebenzimmer. Delfino trat ein. Ein Diener ſetzte Stühle.

Als Delfino ſaß, fragte der Kardinal:

„Was verſchafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu ſehen?"

„Sie ſind, wie ich, von Geburt ein Portugieſe?"

„So iſt es!"

„Haben Sie meinetwegen aus Liſſabon keine Briefe erhalten?"

„Keine Zeile."

„Sonderbar!"

„Von wem?“

„Von dem Erzbiſchof von Braga.“

„Nein!“

„So vergeben Sie mir meine Zudringlichkeit!“

Damit ſchob Delfino ſeinen Stuhl zurück, und ſtand auf. — Der Kardinal fragte:

„Sind Sie ein Sohn des Grafen Maſcaregnas, der in Afrika mit dem Könige fiel?“

„Sein einziger Sohn.“

„Sie ſind vielleicht hier ohne Bekanntſchaft, und rechneten auf des Erzbiſchofs Empfehlungsbriefe an mich?“

„So iſt es.“

„Sie werden mir ſtets willkommen ſeyn! Sie ſind mein Landsmann; mein Haus ſteht Ihnen offen, meine Tafel hat für Sie einen beſtändigen Platz, und wenn ich Ihnen in irgend etwas dienen kann, ſo wird es ſtets mit Vergnügen geſchehen. — Darf ich Sie dieſen Mittag bei Tafel erwarten?"

„So bald die Briefe des Erzbiſchofs von Braga in Ihren Händen ſind, bin ich ſo frei, alles, was Sie mir anbieten, anzunehmen. Jetzt kann ich es noch nicht."

„Da Sie aber hier ſo ganz ohne Bekanntſchaft ſind —"

„Die Briefe müſſen doch nun bald eintreffen! Vielleicht kommen ſie heut noch."

„Ich kann ſie nicht zu bald erhalten! Sollten ſie Ihnen ſelbſt zugeſchickt werden, ſo bin ich, wenn nicht hier, in dem Hauſe meiner Nichte, der jungen Gräfin Lemos, zu finden. Auch ſie wird ſich freuen, Ihre Bekanntſchaft zu machen. — Sie wohnt im linken Eckhauſe des Domplatzes."

Delfino fuhr ſichtbar zuſammen. Die Nachricht ſchien berechnet zu ſeyn. Der Kardinal bemerkte, was er bemerken wollte, und als Delfino ſich empfohlen hatte, ſagte er zu dem Grafen, der wieder in's Zimmer trat:

„Wir haben unſern Mann gefunden!“

Delfino begab ſich in die Gegend des Karmeliter-Kloſters. Eine weibliche Figur ſchwebte durch den Säulengang. Er eilte auf dieſelbe zu, und fand Thereſen. Sie ſchob ihm ein Zettelchen in die Hand, und ging raſch davon. — In dem Zettelchen ſtand:

„Gegen Abend bin ich in dem
„Garten vor dem St. Severins-
„Thore zu finden, in welchen eine
„rothe, mit weißen Sternchen be-
„malte, Thür führt; gerade der
„Kapelle der ſieben Schmerzen ge-
„genüber.“

Delfino ſah ſich nach der Armenbüchſe um, warf unabgefordert Geld hinein, und gab einem bettelnden Krüppel ſo reichlich Almoſen, daß dieſer ausrief:

„Du biſt der wohlthätigſte Menſch, der ſeit ſechszehn Jahren mir um Gotteswillen etwas geſchenkt hat!“

Delfino lächelte:

„Deine Bitten haben nur nie die rechten Augenblicke getroffen!“
und eilte in ſeine Wohnung.

Der Abend kam. Delfino flog nach dem Thore, fand die Kapelle der ſieben Schmerzen leicht, und ſah die rothe, mit weißen Sternchen bemalte, Gartenthür.— Er trat hinzu, ſah ſich beſorgt um, klinkte an der Thür, ſie ging auf, und er ſtand in dem Garten. — Aus einer Seitenlaube trat ein ſchwarz verſchleiertes Frauenzimmer, ſchob den Riegel vor die Thür, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in einen Pavillon. — Hier entſchleierte ſie ſich, und Delfino erkannte die auch uns bekannte Thereſe.

„Vor allen Dingen, — ſagte ſie — gebe ich Ihnen hier wiedet einen friſchen Blumenſtrauß, den Ihnen mein Fräulein ſchickt, und nun laſſen Sie ſich mancherlei, was wir wiſſen möchten, abfragen.“

„Frage!“

„Zuvor, gebe ich Ihnen die Hoffnung, daß Sie meine Gebieterin, ſpäteſtens morgen Abend, ſelbſt ſprechen werden, wenn uns nicht ein geiſtlicher Strich durch die Rechnung gemacht wird.“

„Mein Herz zählt ungeduldig jeden Augenblick!“

„Recht gut! ſo hat es etwas zu thun. Herzen, die müßig ſind, fangen gewöhnlich alberne Streiche an. — Jetzt frage ich Sie: Sind Sie heut bei dem Kardinal-Erzbiſchof geweſen? und in welchen Angelegenheiten waren Sie dort?“

Delfino ſagte ihr aufrichtig, was wir wiſſen. — Thereſe fuhr fort:

„Das trifft ganz mit dem überein, was der Kardinal geſagt hat. — Aber er hat gewiſſe Anſpielungen gemacht, die uns vermuthen laſſen, daß er etwas von unſerm Geheimniß weiß.“

Delfino theilte ihr gleiche Vermuthungen mit. Sie ſprach weiter:

„Da muß, ob gleich der Himmel weiß, wie, Graf Lerma auf die Spur gekommen ſeyn!“

„Graf Lerma?“

„Ihr Nebenbuler.“

„Mein Rival?“

„Den Sie aber gar nicht zu fürchten haben; in ſo fern Sie nemlich für Ihre Geliebte beſorgt ſind. Was er perſönlich etwa gegen Sie unternehmen möchte, werden Sie wohl auch nicht fürchten?“

„Stirn gegen Stirn, nichts. Aber Hinterliſt —“

„Hinterliſt?“

„Ich bin ein Fremder, ohne Schutz—“

„Seyn Sie vorſichtig! — Der Kardinal ſteht auf der Seite des Grafen. Sie haben nur uns. — Zwar ſind Ihre Alliirten gar nicht zu verachten; aber es giebt dennoch Fälle, in denen ſie Ihnen weder rathen, noch helfen können. — Das ſchwöre ich Ihnen zu, es ſoll mir das größte Vergnügen ſeyn, den geiſtlichen Beherrſcher unſerer Gewiſſen mas delicado zu hintergehen, und den ſuperfeinen Grafen, der ein geborner Knikker iſt, mas crudele hinter's Licht zu führen, es auszuputzen, und ihn im Finſtern ſitzen zu laſſen.“

Delfino zog eine Börſe, drückte ſie ganz ſanft und anſtändig in Thereſens Hand, und ſagte:

„Ich rechne feſt auf Deinen Beiſtand!“

„Ich bitte — lächelte Thereſe; — ein wenig weniger zärtlich! ſonſt bekömmt mein Fräulein eine Nebenbulerin! Ein ſo artiger, junger Mann, wie Sie, könnte — — In der That! ich bin ſchon zu lange bei Ihnen allein. — Der Druck von Ihrer Hand — — Laſſen Sie uns gehn!"

„Du haſt mir noch mehr zu ſagen."

„Von mir, habe ich Ihnen ſchon genug geſagt. Ich habe ein gar zu empfindſames Herz!"

„Scherze nicht länger!"

„Nicht um die Herrlichkeit von Granada! Mit Ihnen, iſt nicht zu ſcherzen."

„Morgen ſoll ich alſo" —

„Morgen ſollen Sie die ſchöne Gabriele ſprechen."

„Wo?"

„In ihrer Wohnung."

„Aber, wie" —

„Morgen Mittag finden Sie ſich bei dem beliebten Karmeliter-Kloſter ein. Sehen Sie mich nicht dort, ſo geht alles ſeinen Weg. Abends 8 Uhr, treffe ich Sie wieder dort an, und führe Sie ſelbſt dahin, wohin Sie kommen ſollen. — Nun, leben Sie recht wohl!“

„Lebe wohl, gutes Mädchen!“

„Haben Sie mir etwa etwas an das Fräulein mitzugeben?“

„Darf ich es wagen?“

„Sie dürfen.“

„Gieb ihr dieſes, mein Portrait“ —

„Scharmant!“

„Gieb ihr dieſen Kuß“ —

„Wo denken Sie hin? — Sie darf durchaus nicht wiſſen, daß Sie mich geküßt haben. Ich könnte zwar ſagen, Sie hätten, vermuthlich in der Begeiſterung, mich für meine Gebieterin gehalten, und hätten mir wohl ein Dutzend Küſſe gegeben“

„Hier ſind Sie“

„Sind Sie fertig? — aber ſie würde es dennoch übel nehmen. — Alſo, — von dem Dutzend Küſſen erhält ſie auch nicht Einen. Sie hat Ihr Herz, bekömmt Ihr Bild, und — was Sie mir gaben, behalte ich für mich.“

Sie öffnete die Thür, und Delfino ſchlüpfte aus dem Garten in's Freie.

Am folgenden Mittag erſchien Delfino, wo er beſtellt worden war, bei dem Karmeliter-Kloſter. — Zu ſeinem größten Verdruß erſchien Thereſe auch. Sie ging an ihm vorbei, und ſchob ihm ein Blatt Papier in die Hand. Er las:

Ich gehe ſo eben in den bekannten „Garten. Sie werden mir folgen.“

Das that er. — Bei der Kapelle der 7 Schmerzen verrichtete Thereſe ihre Andacht, und gab ihm einen Wink. Er verſtand ihn, und ging in den Garten. — Sie kam ihm bald nach, und im Pavillon kam's wieder zu Erklärungen. Thereſe eröffnete die Unterhaltung.

„Wir ſind geneckt, und Sie können dieſen Abend das Fräulein nicht ſprechen. Der Kardinal giebt ein Konzert bei ihr. Stellen Sie ſich nur das Unweſen vor! — Wir müſſen nun unſre Hoffnungen auf Morgen verweiſen. — Mein Fräulein läßt Ihnen für Ihr Portrait herzlich danken, und ſendet Ihnen, nebſt dieſem Blumenſtrauß, ihr Bildniß, zum Gegengeſchenk, für das Ihrige!“

„O Gabriele!“ rief Delfino entzückt aus, und küßte das Bild wiederholt.“

„Sie küſſen — bemerkte Thereſe — wie es ſcheint, ſehr gern!“

„O Thereſe! erzähle ihr, wie du mich geſehen haſt, entzückt und froh! Sage ihr, daß der Beſitz dieſes Kleinods mich überſchwenglich glücklich macht.“

„Es iſt doch wirklich etwas recht Artiges, um einen Liebhaber in Extaſe!“

„Haſt du nie geliebt?“

„Einmal.“

„Warſt du nicht glücklich?“

„So lange die Liebe dauerte, ja; aber deſto unglücklicher war ich, als der ſüße Rauſch verſchwand. Da weinte ich mir den Kopf ſchwer, das Herz leer, und dahin war all die Munterkeit meines Lebens. So ganz, recht ordentlich, werde ich ſie ſobald auch nicht wieder bekommen. — — Doch, damit wir das Eigentliche nicht vergeſſen, ſo bleibt es wegen Morgen, bei der geſtrigen Abrede. — — Noch muß ich Ihnen ſagen, daß der Kardinal dem Fräulein dieſen Morgen geſagt hat, er habe Briefe von dem Erzbiſchof von Braga Ihrenthalben bekommen.“

„Hat er? — Aber ich weiß noch nichts davon.“

„Er wird es Ihnen ſchon ſagen.“

„Jetzt, mein ſchöner, entzückter Herr! — leben Sie wohl! und bleiben

Sie der Freund Ihrer ergebenen Dienerinn!“

Delſino drückte einige Küſſe auf ihre Lippen, einige Goldſtücke in ihre Hand, und eilte nach der Thür. Thereſe hielt ihn zurück, und ſagte:

„Hier im Garten, in dieſem Pavillon, ſind wir allein, unbemerkt, und es kann manches paſſiren, das unter uns beiden ganz verzeihlich iſt; anderswo aber, nehmen Sie ſich in Acht.“

Delſino war kaum in ſeine Wohnung zurückgekommen, als ſeine Wirthin auf ſeinem Zimmer erſchien.

„Se. Eminenz, der Herr Kardinal Erzbiſchof haben geruht, nach Ihnen zu ſchicken. Da Sie nicht daheim waren, ſo kam der Offizial noch einmal, und Se. Eminenz laſſen Ihnen wiſſen, daß die bewußten Briefe angekommen ſind.

Zugleich wünſcht er, heut noch, Sie zu ſprechen, und läßt Sie auf dieſen Abend zu Konzert und Tafel, zur Gräfin Lemos, einladen.“

„Zur Gräfin Lemos?“

„Ja, zur Gräfin Lemos. Dort werden Se. Eminenz ſich zu befinden geruhn.“

„Vortreflich!“

„Nicht wahr? Ich ſage das auch. — Die junge Gräfin iſt ein ſcharmantes Frauenzimmer!“

„Kennt ſie die Gräfin?“

„Ich werde ſie ja kennen!“

„Wie ſo? Woher?“

„War ich denn nicht ihre Amme!“

„Ihre Amme?“

„Ja wohl! — Ich bekomme ja deshalb noch immer ein gutes Jahrgeld, und werde es bekommen, bis an's Ende meines Lebens. Das iſt mir ſchriftlich zugeſichert. — Die Gräfin iſt eine gar reiche Dame!“

„Und wohlthätig—“

„Ja das hat ſie von ihrer ſeligen Frau Mutter, die war die Wohlthätigkeit ſelbſt. Der ſeeligen Frau Gräfin Herr Bruder, Se. Eminenz, ſind ſchon nicht ſo, wie die Frau Schweſter. Die geiſtlichen Herren ſind überhaupt keine ſtarken Geber. Das kömmt daher, ſagt mein Mann, weil ſie ſo ſehr an's Nehmen gewöhnt ſind. — Lieber Gott! wie leicht kann ſich der ſchwache Menſch etwas angewöhnen! Wir ſind alle Gott helfe uns! die rothen Hüte, ſo gut, wie die weißen und ſchwarzen, die Schleier ſo gut, wie die Mantillen. Menſch iſt Menſch, ſagt mein Mann, und der kennt die Menſchen. Er iſt 6 Jahre als Proviantmeiſter mit in Indien geweſen, und jetzt iſt er, wie Sie wiſſen, Zoll- und Steuer-Einnehmer allhier. — Alſo — daß ich aber wieder aufs rechte Kapitel komme! — Die ſeelige Frau Gräfin Lemos brachte eine kleine Gräſin zur Welt, und hatte keine Milch. Das war ein Jammer und eine Angſt! — Ich hatte zu viel Milch; wer hat, der giebt; und ſo wurde ich des Fräuleins Amme. Meine Roſette iſt der Gräſin Milchſchweſter. Sie ſehen ſich aber beide gar nicht ähnlich. — Sechs Jahre darauf, ſtarb die Frau Gräſin. Der Herr Gemal folgte ihr bald nach, und das Fräulein iſt ſo nach und nach recht lieblich heran gewachſen. Jetzt wird ſie ſchier funfzehn Jahr alt werden. Ach Gott! die Zeit vergeht! — Meine Roſette iſt ſechs Wochen älter, als das liebe Kind! — Ach! Heiliger Gervaſio! beſchere dem guten Kinde nur einen guten Mann!“

„Das wollen wir ihr wünſchen.“

„Sie auch?“

„Von Herzen!“

„Sie kennen ſie ſchon?“

„Ich habe ſie nur geſehen.“

„Ach! man muß ſie ſchon lieben, wenn man ſie nur ſieht. — Nicht wahr? — Sie ſind wohl mit Sr. Eminenz verwandt?“

„Nein.“

„Er iſt von Geburt auch ein Portugieſe.“

„Ja.“

„Nun! — Divertiren Sie ſich recht wohl! — — Beſuchen Sie uns doch zuweilen ein wenig.“

„Es ſoll geſchehen.“

„Mein Mann kann erſtaunend viel erzählen. Er iſt unter den Menſchenfreſſern geweſen; aber ihn haben ſie nicht gefreſſen.“

„So?“

„Nein! — Aber, ſehen Sie! er hat einen Zahn von dem heil. Romeo bei ſich gehabt; der hat ihn geſchützt.“

„Allerliebſt!“

„Ja! es iſt mir auch recht lieb,

denn er iſt gar eine gute Haut, und ich bin mit ihm zufrieden.“

„Schön!“

„Alſo — nochmals, divertiren Sie ſich recht wohl!“

* * *

Daß Delfino der Einladung folgte, kann man ſich leicht denken. — Er traf auf Thereſen, die nicht wenig erſtaunte, ihn in dem Hauſe ihrer Gebieterin zu ſehen, und ſteckte ihr ein Zettelchen zu, welches ihr ſein Hierſeyn erklärte. Von Thereſen erhielt nun Gabriele eben dieſe Nachricht, und ſo konnte man ſich benehmen, wie man ſich benehmen mußte.

Der Kardinal empfing ihn ſehr freundlich, zeigte ihm das Empfehlungsſchreiben des Erzbiſchofs von Braga, und gab ihm die Verſicherung ſeines Schutzes. — Graf Lerma ſprach viel mit ihm über Portugal, und einige andere Gäſte thaten eben das.

Gabriele hielt ſich entfernt.

Die Marqueſe Abrantes kam mit ihm in ein intereſſanteres Geſpräch, und ließ gewiſſe Anſpielungen fallen, die ihn nachdenkend machten.

„Trügt mich nicht alles, — ſprach er bei ſich ſelbſt — ſo iſt die Marqueſe eben jene verlarvte Dame, die mir ein Rendezvous geben wollte, bei welchem wir uns beide in der Perſon geirrt hatten!“

Das Konzert begann. Delfino kam hinter dem Stuhl, den Gabriele eingenommen hatte. Ihre Nabarin war die Marqueſe Abrantes. Es war nichts zu ſprechen.

Die Geſellſchaft bat Gabrielen um eine Romanze. Nach einigem Sträuben nahm ſie die Guitarre, lies ſich akkompagniren, ſpielte und ſang:

„Keine Seele ſoll erfahren,
was mir Leid und Freuden ſchenkt,
keine Seele ſoll es wiſſen,
was Florida wünſcht und denkt.

Nur allein der Herzgeliebte
darf es wiſſen, was mich quält,
ihm allein nur ſey mein Leiden,
ſey das, was mich freut, erzählt.

Seh ich ihn: mit raſchen Schlägen
klopft mein liebevolles Herz,
iſt er fern; wie quält mich heftig
meiner Liebe Leid und Schmerz!

Seinem Bilde gegenüber
ſitz' ich manchen langen Tag,
wiederhole, was er zärtlich,
was er freundlich mit mir ſprach.

Streck' ich mich aufs weiche Lager,
träum' ich nur von ihm allein;

ach! im Traume darf mein Lieber
ungehindert bei mir ſeyn!

Kommt, o kommt, ihr ſüßen Stunden,
komm, erſehnter Augenblick!
wo ich treu mit ihm verbunden,
fühle ganz der Liebe Glück!“

Man erſchöpfte ſich in Beifallsbezeugungen. Graf Lerma that ſich darin beſonders hervor. — Delfino ſagte kein Wort. Die Marqueſe fixirte ihn ſtark.

Man gab die Guitarre herum. Niemand wollte ſie behalten. Sie kam an Delfino; er beſann ſich einen Augenblick, behielt ſie, ſpielte, und ſang:

Ach! im Stillen wuchert Liebe
mit der ſchlauſten Zauberei;
führet der Freude bunte Szenen
an dem Roſenband herbei.

Ach! im Stillen liebt ſichs glücklich,
waltet nur die Fantaſie!
Zu den ſchönſten Wirklichkeiten
hebt und trägt, und leitet ſie!

In den Zauberkreis verſchloſſen,
den geheime Liebe zieht,
ſchweben Bilder auf und nieder;
die Verlegenheit entflieht.

Endlich wird ſich fröhlich enden,
was im Stillen ſanft begann;
und mit ſüßen Wirklichkeiten,
lohnt die ſchönſte Liebe dann!

„Bravo!“ rief der Kardinal; „Bravo!“ riefen alle Zuhörer.

Die Marqueſe lächelte ihm zu:

„Die Belohnung für ſo viele Einbildungskraft ſey die ſchönſte, erträumte Wirklichkeit!“

Gabriele ſchwieg. — Der Kardinal, der das bemerkte, ſagte ſcherzend:

„Es iſt Kunſtneid!“

Gabriele gab Delfino einen Blick, der ihm mehr galt, als alles Lob.

Man ſetzte ſich zur Tafel. Delfino konnte nur wenig mit Gabrielen ſprechen. Deſto geſprächiger war ſeine Nachbarin, die Marqueſe.

Die Tafel wurde aufgehoben. Man machte Anſtalten, aufzubrechen.

Delfino eilte wonnetrunken in ſeine Wohnung.

Den folgenden Mittag war Thereſe nicht an dem beſtimmten Platze zu ſehen; Abends war ſie dort, und nahm Delfino bei der Hand.

„Sie zittern ja?“

„In der That! ich fühle das ſelbſt.“

„Folgen Sie mir nur ganz gelaſſen.“

Sie ging; er folgte. — Sie kamen an Gabrielens Wohnung; ſie ſchlüpften hinein und, von Thereſen geleitet, kam Delfino über eine Gallerie in ein Zimmer. Ein zweites wurde geöffnet; er trat hinein, und ſtand vor Gabrielen. Thereſe entfernte ſich.

Beide zitternd, ſtanden ſprachlos einander gegenüber, ſchlugen die Augen nieder, hoben ſie wieder, ſeufzten, und lagen endlich, ohne Sprache, einander in den Armen.

„Ich liebe Dich, holder Jüngling!“ — liſpelte Gabriele.

„Ich werde Dich ewig lieben!“ — ſtammelte Delfino.

„Ich bin die Deinige!“

„Ich bin glücklich!“

„Mein Herz gehört nur Dir allein!“

„Das meinige wird ewig für Dich treu, zärtlich und liebevoll ſchlagen!“

„Nichts kann mich Dir entreißen.

Rechne auf meine Liebe im Leben und im Tod!“

„Unſere Herzen haben ſich gefunden! uns leiteten unſere guten Engel.“

„Im Traume ſah ich Dich, ehe ich Dich wirklich ſah, ſo, wie Du vor mir ſtehſt, wie ich jetzt in meinen Armen Dich halte; und im Genuß der ſchönſten Wirklichkeit ſchwöre ich Dir ewige, unverbrüchliche Treue und Liebe!“

„Und ich Dir!“

Die Thür ging auf; ſie fuhren auseinander. Thereſe trat ein,

„Ach! das Unglück!“ — ſchrie ſie.

„Was giebt es?“ — fragte Gabriele erſchrocken, und Delfino wiederholte dieſe Frage.

Thereſe fuhr fort:

„So eben iſt Ihre Wirthin, des Fräuleins Amme, gekommen. Sie iſt außer ſich. — Die Wache des heiligen Gerichts iſt in ihrem Hauſe geweſen, hat Sie geſucht.“ —

„Mich?“

„Mich?"

„Sie! — Hat Ihre Papiere und und Habſeligkeiten mitgenommen, hat eine Wache im Hauſe zurückgelaſſen, und iſt weiter gegangen, Sie aufzuſuchen."

„Was haſt Du verbrochen?" fragte Gabriele ängſtlich.

„Ich weiß von nichts;" — antwortete er verlegen.

„Sie dürfen nicht aus dem Hauſe! — fuhr Thereſe fort. — Sie müſſen hier bleiben! dieſe Nacht, einige Tage; — wir müſſen alles wohl überlegen, überdenken" — —

„Ja! Du mußt hier bleiben! — ſagte Gabriele. — Jetzt ſollſt Du den erſten Beweis meiner wahren Liebe empfangen. Thereſe iſt verſchwiegen" —

„Wie ein Goldſtück. Mit mir können Sie alle Reliquien aus ganz Toledo ſtehlen, ich ſage nichts, wenn ich nicht will. — — Ach Gott! da kommen Fackeln. Des Kardinals Sänfte — Er iſt ausgeſtiegen — Er iſt im Hauſe — Er kömmt die Treppe herauf! — Da iſt keine Zeit zu verlieren! Hurtig! in dieſen Tapeten-Schrank!"

Da hinein wurde Delfino geſchoben. Gabriele zog den Schlüſſel ab, und ſteckte ihn in den Buſen. — Der Kardinal trat in's Zimmer.

„Herr Kardinal! Herr Oheim! — Sie? — So ſpät?" — fragte Gabriele voll Verwunderung.

Der Kardinal ſetzte ſich, und fragte mit ernſthafter Miene:

„Was weißt Du von Delfino Maſcaregnas?"

„Nichts."

„Du kennſt ihn."

„Er war geſtern, auf Ihre Einladung, hier."

„Du haſt ihn ſchon vorher gekannt."

„Herr Oheim!" —

„Du haſt ein geheimes Verſtändniß, wohl gar einen Liebeshandel, mit ihm.“

„Herr Kardinal!“ —

„Ich weiß das gewiß. — Thereſe iſt Unterhändlerin.“

Ganz trotzig erhob Thereſe ihre Stimme, und fragte:

„Wer ſagt das?“

„Ich.“

„Man hat ſie belogen.“

„Sie ſind hintergangen worden;“ — fiel Gabriele ein.

„Mich hintergeht man nicht.“

„O mein Oheim! ſelbſt der König kann hintergangen werden.“

„Delfino iſt ein Verbrecher.“

„Geſtern ſagten Sie nichts davon.“

„Ich habe Beweiſe. Seine Papiere ſind in meinen Händen. — Mich ſoll der Erzbiſchof von Braga nicht zum Mitſchuldigen machen. Delfino iſt des Hochverraths ſchuldig.“

„So mag ihn der König beſtrafen.“

„Das wird geſchehen, ſo bald wir ihn haben.“

„Iſt er nicht mehr in Toledo?“

„Er ſcheint Schlupfwinkel zu haben; vielleicht Anhänger ſeiner infernaliſchen Parthei. Wir werden ihn aber dennoch entdecken, und er ſoll in Ketten nach Madrid geführt werden; das ſchwöre ich aufs Sakrament. — Ich bin ein geborner Portugieſe; aber mein Herr iſt jetzt der König von Spanien. An falſche Königs-Auferweckungen glaube ich nicht. Es ſind ſchon mehrere Betrüger gehangen worden. — — Jetzt aber wieder auf Deine Angelegenheit! — Wie oft haſt Du Delſino geſprochen.“

„Geſtern.“

„Und wann noch?“

„Geſtern.“

„Gabriele! — Ich habe Mittel, Dich zum Geſtändniß zu bringen.“

„Vielleicht Ihre heilige Tortur? —

Dort werde ich auf alle Fragen mit Ja antworten.“

„Wie oft haſt Du ihn geſprochen, Thereſe?“

„Geſtern;“ — antwortete dieſe.

„Und vorher?“

„Geſtern.“

„Ich weiß, daß Du ihn heut geſprochen haſt.“

„Glauben Sie es?“

„Ich weiß es.“

„Ich nicht.“

„Er iſt hier im Hauſe.“

„Bei uns?“ — fragten beide zugleich, und Thereſe ſetzte hinzu:

„Wiſſen Sie, wo er iſt?“

„Ich laſſe ſo eben das Haus durchſuchen.“

„Gut! — ſagte Gabriele; — und wir wollen, um uns nicht verdächtig zu machen, nicht vom Platze gehen.“

„Das ſollt ihr auch nicht!“

„Ihr Verdacht iſt ſo kränkend“—

„Nicht ſo kränkend, als die Wirklichkeit.“

„Haben Sie die?“

„Ich werde ſie erhalten.“

Hier entſtand eine Pauſe. — Der Offizial trat ein, und rapportirte: im ganzen Hauſe ſey kein undurchſuchter Winkel; aber Delfino ſey nirgends zu finden.

„Er müßte denn — ſetzte er hinzu; — etwa hier“ —

„Nein! — ſagte der Kardinal; — Hier bin ich, und meiner Wachſamkeit entgeht nichts.“

Damit erhoben ſich Se. Eminenz, und verließen das Zimmer; gingen, ohne ein Wort zu ſprechen, aus dem Hauſe, ſtiegen in die Sänfte, und ließen ſich in ihren Pallaſt tragen.

Der Offizial aber, der im Zimmer zurück blieb, wendete ſich an Gabrielen, und fragte ganz offizialmäßig:

„Wollten Sie wohl die Gnade haben, dieſen Tapeten-Schrank zu öffnen?"

Gabriele ſah ihn mit einem verächtlichen Blicke an, nahm den Schlüſſel, reichte ihm denſelben, und ſagte:

„Oeffnen Sie ihn ſelbſt."

Der Offizial bückte ſich tief, und verließ ſchnell das Zimmer.

Nach einer langen Pauſe, in welcher Gabriele und Thereſe einander ſtumm angeſehn hatten, fragte endlich letztere:

„Und wenn nun der Offizial den Schrank geöffnet hätte?"

„So hoffe ich, — antwortete Gabriele; — daß Delfino ihn ſogleich niedergeſtoßen haben würde."

Sie öffnete den Schrank, und erblickte Delfino mit gezogenem Dolche. Er ſagte:

„Was du ſagſt, wäre geſchehen."

Sie fiel ihm um den Hals, küßte ihn, und rief:

„Du biſt ein tapferer Portugieſe! Ich ahnde das ſogenannte Verbrechen, deſſen man dich beſchuldigt. — Dein König iſt wieder erſchienen?“

„Er lebt! — Ja! Sebaſtiano lebt wirklich noch!“

„Es iſt jetzt keine Zeit — fiel Thereſe ein — einen Fremden wieder aufleben zu laſſen, wenn man ſelbſt in Lebensgefahr iſt. Laſſen Sie uns daran denken, wie wir Sie verbergen. Denn geſetzt, der Tapetenſchrank erregte dennoch die Aufmerkſamkeit Sr. Eminenz, wenn der Offizial einige unterthänige Muthmaßungen äußerte“ —

„Weißt du einen andern Platz?“ — fragte Gabriele, einfallend.

Thereſe ſann nach, und ſchrie endlich:

„Die Kapelle! — dort ſucht Sie kein Menſch; und Meſſe laſſen wir vor der Hand nicht drin leſen.“

„Ja, die Kapelle!“ — wiederholte Gabriele.

„Und gegen Mitternacht, — ſetzte Thereſe hinzu — ziehen wir Sie jederzeit aus der Kapelle in's Zimmer.“

Ohne Zaudern wurde auch Delfino ſogleich in die Haus-Kapelle, zu Bildern und Kruzifixen, verſchloſſen.

Gegen Mitternacht holte ihn Thereſe ab, und führte ihn zu Gabrielen. Hier wurde hoher Rath gehalten, viel deliberirt und wenig beſchloſſen. — Daß Delfino Toledo verlaſſen mußte, war ausgemacht; aber wie konnte er das? Und wenn er es konnte, was war Gabrielen mit einem fliehenden Liebhaber gedient? — Hier miſchte ſich nun nach und nach die Hoffnung der Zukunft in's Spiel, die treffliche Ausſichten zeigte. Man ſchwur ſich ewige Treue, und aſſignirte auf die Zukunft. — Ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Delfino mußte aus Toledo hinaus. Wie ſollte er aber hinaus kommen?

„Ueber die Stadt-Mauer! — ſagte endlich Thereſe; — und das geht recht gut an. Meine Mutter wohnt gerade an der Stadt-Mauer an. Sie iſt eine kranke Frau. Ein Beichtvater, der zu ihr geht, erweckt keinen Verdacht; und in einer Franziskaner-Kutte kann Delfino ganz Spanien durchreiſen.“

„Aber die Tonſur?“ — fragte Gabriele.

„Ja ſo! — Alſo in dem Hauſe meiner Mutter legt er Pilger-Kleider an. — So geht's!“

Und ſo ging's auch.

Die folgende Nacht wurde alles in's Werk gerichtet. — Die Trennung war ſo zärtlich und thränenreich, wie möglich; der Sprung über der Mauer gelang, und der mit Geld und verborgenem Gewehr wohlverſehene Pilgrimm zog von dannen.

Indeß der Kardinal und Graf Lerma noch gar nicht einig werden konnten, ob, und wie, Delfino entkommen, oder aber gar noch in der Stadt verſteckt ſey? war dieſer ſchon ſo weit gewandert, daß er ſich in der Nähe von Kadix befand.

Hier hatte er ſich eben in einer ſchönern Gegend, bey einer Kapelle, die auf einem Hügel, von hohen Pappeln umſchattet, lag, niedergelaſſen, und wollte hier die Kühle des Abends erwarten, ganz allein mit der Geliebten beſchäftigt, als ein zweiter Pilgrimm, vermuthlich in gleicher Abſicht, ſich ihm nahte. Sie hatten ſich kaum gegrüßt, als ſie ſich ſchon erkannten.

„Gott ſey gelobt! daß ich Dich finde, wertheſter Freund, Delfino! — Wir glaubten ſchon Dich verloren, als wir erfuhren, daß wir uns in dem Kardinal geirrt hatten. Dein Onkel, der Erzbiſchof, war außer ſich, und alles ſtrömte umher, was Beine hatte, zu ſehen, ob Du etwa entkommen wärſt."

„O! — Wie erfreut bin ich, Dich zu ſehn, liebſter Panino!"

„Nun geht's luſtig auf Kadix los!"

„Welche Nachrichten haſt Du vom Könige?"

„Er wird ſich in Venedig öffentlich ſtellen."

„O! der gute König!"

Dreißig edle Portugieſen, lauter Bekannte von ihm, ſind auf dem Wege nach Venedig."

„O! wie freue ich mich, ihn zu ſehen! — Mein Vater war ſein vertrauter Freund. Er fiel in Afrika unter des Königs Fahnen. O! daß auch er wieder kehrte, wie der gute König wiederkehrt!“

„Du weißt, Delfino, daß der Erzbiſchof Dich zum unzertrennlichen Begleiter des Königs beſtimmt hat. —“

„Das werde ich ſeyn! — Mein Vater fiel für ihn, auch ich kann für ihn ſterben.“

Dein Oheim hat ſich nicht in dir geirrt!“

„Ganz Portugal ſoll ſich nicht in mir irren. Ich bringe den König in ſein Reich zurück, oder ſterbe mit ihm!“

Zweiter Abſchnitt.

Quid non tempus & improbi labores
Praestant? —
Nic. Borbon.

Sebaſtiano, König in Portugal, wa kaum zur Selbſtregierung ſeines Reich gelangt, als Muley Mahomet, König von Fetz und Marokko, aus ſeinen Reiche von Muley Molukko vertrieben, zu ihm floh, und ihn um Beiſtan gegen ſeinen Gegner anflehte. Er verſprach dagegen den Chriſten, und beſonders den Portugieſen, große Freiheite in ſeinem Reiche einzuräumen, und, nac einigen Schriftſtellern, ſogar ſelbſt di chriſtliche Religion anzunehmen.

Sebaſtiano, ein kühner junger Fürſt, begeiſtert von den Geſetzen der Ritterſchaft, erhitzt von der Lektüre der Ritterthaten und den Thaten des kühnen Macedoniers, Alexander, befeuert vom Eifer für die heilige Religion, verſprach dem bittenden Mahomet, ſich ſeiner anzunehmen und ihn wieder auf den Thron zu ſetzen. **Vergebens** riethen ſein Oheim, König Philipp in Spanien, ſeine alten Räthe, ſelbſt der kecke Herzog Alba, ihn ab, nach Afrika zu gehen. Er blieb bei ſeinem **Vorſatz**, bot ſeinen Adel auf, warb Truppen, und ging endlich wirklich mit 1300 Segeln aus Portugal, nach Afrika ab *).

Sein Heer beſtand aus 10,000 Portugieſen, aus 3000 Deutſchen, unter dem Oberſten Amberger, die ihm der Prinz von Oranien zuſchickte, aus

---

*) Im Jahre 1578 am St. Johannis-Tage.

2000 Kaſtilianern, die Don Alfonſo d'Aquilar anführte, aus 600 Italienern, die Thomas Stuckley, ein Irrländer, kommandirte, und einem Haufen Freiwilliger, unter denen ſich der Kern des Portugieſiſchen Adels befand.

In der Ebene von Alcaſſar kam es zum Gefecht. — Geſchlagen flohen die Moren, und der König rückte mit ſeinem Heere gegen L'Arache vor.

Hier ſtellte ſich Molukko ihm mit einem Heere entgegen, welches an Stärke das Königliche wohl viermal übertraf. — Noch jetzt riethen viele erfahrne Männer den König ab, weiter zu gehen, und eine entſcheidende Hauptſchlacht zu wagen. Selbſt Cherifo, Biſchof von Guarda, der den König nie verließ, und im Rath und in der Schlacht ihm beſtändig zur Seite war, ſtimmte jetzt den Andern bei, machte den König auf den eben erſchienenen Kometen aufmerkſam *), und bat ihn, ſeine Perſon und ſein Volk nicht der augenſcheinlichſten Gefahr preis zu geben; aber vergebens waren alle Vorſtellungen. Der junge 22jährige König blieb bei ſeinem Vorhaben, und die Schlacht wurde geliefert.

Der Tag brach an **). Sebaſtiano verrichtete ſein Gebet, empfing von dem Biſchof von Coimbra den Segen, und beſtieg ein ſtolzes, muthiges, weißes Roß, geziert mit grün und goldenen Decken, Büſcheln und Quaſten; er ſelbſt, in vergoldeter Rüſtung, glänzte wie ein Gott auf dem hohen, ſtolzen Roſſe. So durchflog er die Reihen, und ermunterte die Seinigen zum Streit, zog das Schwerdt, ſchloß den Helm, gab das Signal, und die Donnerbüchſen gaben das Zeichen zum Angriff, und die Schlacht begann.

---

*) Nunquam visus terris impune Cometes.

**) Es war der vierte Tag des Auguſts.

Die Moren ſiegten. Die Portugieſiſche Armee wurde aufgerieben. Die Könige Molukko und Mahomet blieben todt auf dem Schlachtfelde, und Sebaſtiano, nachdem er Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, ſtürzte, mit Wunden bedeckt, unter die Erſchlagenen *).

Ueber Portugal herrſchte ſchon König Philipp von Spanien. — Der größte Theil der Portugieſen war noch immer nicht von dem wirklichen Tode des Königs Sebaſtiano überzeugt, ob gleich König Philipp ſeinen vorgeblichen Leichnam, mit einem Aufwande von 10,000 Kronen, in die väterliche Gruft gebracht zu haben vermeinte, der gleichwohl nur

---

*) J. Th. Freig, Historia de Bello Africano. Norib. 1581.

der Leichnam eines Schweizers geweſen ſeyn ſoll *), und ſiehe da! zwanzig Jahr nach der unglücklichen Schlacht und ſeinem vermeinten Tode, erſchien endlich, wie gehofft und gewünſcht, König Sebaſtiano wieder **).

Delfino und Panino beſtiegen eine Genueſiſche Galere, und kamen glücklich in Genua an.

---

*) „Que c'estoit le corps d'un Suisse." — Le Blanc Voyages. Par. 1649. P. II. p. 463. — Pyrard Voyage. Par. 1679. P. III. p. 71.

**) Um einmal für allemal den Leſern Rechenſchaft von den Quellen abzulegen, die ich bei Erzählung der Begebenheiten des Königs Sebaſtiano benutzt habe, gebe ich, außer denen, die ich be-

„Hier eilten ſie zum Senator Lomellino, an den Panino Briefe hatte. Er empfing ſie ſehr freundſchaftlich, und ſagte:

„Was Sie ſuchen, werden Sie am Ufer der Brenta auf dem Landſitze des Signor Adernello finden. — Näher darf und kann ich mich nicht erklären. Die Spanier ſind allzu wachſam, und Genua muß ihren König mehr fürchten, als es ihn lieben kann. — Aber, das darf ich Ihnen ſagen, daß Ihre Wün-

---

reits angeführt habe, noch folgende an: Conestaggii Hist. de Portugalliae conjunctione cum Regno Castellae. Frcf. 1602. — Vertot Hist. des Révolutions de Portugal. Amst. 1712. — M. de Faria y Sousa Hist. del Reyno de Portugal. Bruss. 1733. — Clede Hist. gen. de Portugal. Par. 1735. — Mauroceni Hist. Veneta. 1724.

ſche auch die meinigen ſind. — Reiſen Sie mit Gott!“

Sie machten ſich auf den Weg, legten nun ihre Pilgerkleider ab, und reiſten in ihrer Landestracht weiter. Um aber ſicherer zu gehen, und ihrem Zwecke näher zu kommen, ſchlugen ſie verſchiedene Straßen ein, ſich dem Landſitze des Signor Adornello von beiden Seiten mit Behutſamkeit zu nähern.

Panino verſpätete ſich etwas, und Delfino erreichte die Villa zuerſt.

Dieſe Villa lag in einer der lachendſten Gegenden der Brenta, jetzt kaum noch hundert Schritte von ihm entfernt, und Delfino überlegte, wie und ob er ſich derſelben weiter nähern ſollte. Nachdenkend ging er weiter vor, und trat in einen anmuthigen Hain. — Hier ſtand eine kleine Kapelle, der er ſich eben nähern wollte, als er ein nahes Geräuſch vernahm. Er blieb ſtehen, und erblickte einen Mann, groß und wohlgeſtaltet, in Pilgerkleidern, der in Gedanken vertieft einher trat. — Er machte ſich bemerkbar. Jener hob die Augen, blickte ihn ſcharf an, und ging raſch auf ihn zu.

„Biſt Du ein Portugieſe?“

„Der bin ich.“

„Darf ich Deinen Namen wiſſen?“

„Delfino Maſcaregnas.“

„Maſcaregnas? — — Maſcaregnas? — O! mein guter Luiz Maſcaregnas!“

„Luiz Maſcaregnas war mein Vater.“

„Dein Vater?“

„Er fiel bei Alcaſſar, in Afrika, unter den Augen der tapferſten Ritter, für ſeinen König.“

„Und ſein König?“

„Lebt.“

„Er lebt? — Biſt du davon überzeugt?“

„So gewiß, als ich überzeugt bin, daß ich lebe und athme. — — Ich werde ihn finden.“

„Wo?

„Wenn er nicht ſchon in Venedig iſt, in dieſer Gegend.“

„Du haſt ihn gefunden.“

„Wie?“

„Du haſt ihn gefunden. Du ſiehſt ihn.“

„Du?“

„Er ſteht vor Dir.“

„Iſt es möglich!“

„Es iſt Wahrheit.“

„Biſt Du mein König, ſo gieb mir Deinen Schwur.“

Damit zog Delfino ſein Schwert, ſtreckte ihm das Kreuz des Gefäßes entgegen, und der König legte die mittlern drei Finger ſeiner rechten Hand auf das Gefäß, die der linken auf die Bruſt, blickte gen Himmel, und ſchwur:

„Ich bin der König!“

Delfino beugte das Knie, küßte ihm die Hand, und benetzte ſie mit Thränen. — Der König umarmte ihn gerührt, und ſprach:

„Komm an mein Herz, edler Jüngling! Sohn eines berühmten, edlen, tapfern Vaters! — Der Name Maſcaregnas wird ewig meinem Herzen unvergeßlich und werth bleiben. Für mich fiel Dein Vater, laß mich Dein Vater ſeyn! — Folge mir, mein Sohn, nach Venedig!“

„Ich folge Dir in den Tod!“

„O Delfino!“

„Nichts ſoll mich von Dir trennen! das habe ich zugeſchworen meinem Oheim, dem Erzbiſchof von Braga, in der feyerlichen Stunde der Mitternacht, am Hochaltar, aufs heilige Sakrament; und feſt iſt mein Wille eingegraben in mein Herz: ich verlaſſe Dich nicht, ſo wahr und gewiß, als ich hoffe von Gott nicht verlaſſen zu werden in der Stunde meines Todes!"

„O edler Jüngling! O edles Herz! — Schlügen doch ſo für mich die Herzen aller Portugieſen!"

„Sie hoffen auf Deine Zurückkunft; ſie erkennen Dich, und für Dich ſind ihre Schwerdter gezogen. Fordere kühn, was Dein iſt, und will Philipp es Dir nicht zurückgeben; ſo werden die Waffen Deiner Portugieſen Dir zu erobern wiſſen, was er dir verweigert."

„O wie tief habe ich mein Volk gekränkt, wie ſehr habe ich es beleidiget! Und es liebt mich noch?"

„Es liebt Dich eben ſo ſehr, als es den Spaniſchen Philipp haßt, der es mit Skorpionen zu feſſeln ſucht. — Sebaſtiano! iſt das Jubelgeſchrei der Rettung; Sebaſtiano, unſer König! iſt das Frohlocken der Nation, und im

Triumf führt Dein Volk Dich wieder auf Deinen verwaiſeten Thron.“

„Folge mir nach Venedig!“

Sie kamen nach Venedig. Panino hatte ſich indeſſen zu ihnen gefunden. Sie fanden Freunde und Bekannte, und Sebaſtiano trat öffentlich als König von Portugal auf. Einige Portugieſen, die den König gar gut kannten, bezeugten laut: Er iſt unſer König! — Man unterſuchte ſeinen Leib, und fand alle ſiebenzehn Male, die man an Sebaſtiano's Körper wußte, an demſelben. Sein rechter Arm war länger als der linke, er trug die Narben, die der König hatte.

Der Spaniſche Geſandte, Domeniko Mendoza, konnte bei dem, was er hörte, nicht gleichgültig bleiben. Er wendete ſich an den Doge und an den

Senat, und begehrte die Verhaftnehmung des Königs, den er einen ehrloſen Betrüger nannte.

Seine Wünſche wurden erfüllt. Sebaſtiano wurde verhaftet.

Die Weiſen Wiſſenden des Senats *), zogen ihn in einer Sitzung, der der Doge ſelbſt beiwohnte, zum Verhör.

Hier erzählte er, daß er nicht in der Schlacht bei Alcaſſar geblieben, daß er, hart verwundet, mit Criſtoval Tavora wunderbar der Gefangenſchaft entgangen, und nach Perſien gekommen ſey. Hier habe er vielen Schlachten beigewohnt, und habe ſich, endlich des Lebens und ſeines Unglücks müde, mit einem frommen Alten in Georgien, in ein entlegenes Kloſter begeben, und daſelbſt ein einſames, büßendes Klauß-

---

*) Savii grandi.

ner-Leben geführt. Nachdem er nun endlich ſeine Sünden abgebüßt zu haben geglaubt habe; ſey er wieder zurückgekehrt nach Europa. In Sizilien habe er den Portugieſen Cotiza nach Portugal mit der Nachricht ſeines Wieder-Erſcheinens an den Erzbiſchof von Braga abgeſendet, und ſey dann über Rom nach Venedig gegangen. Hier habe er ſich alten Bekannten, redlichen Männern, gezeigt, und alle hätten ihn einſtimmig für ihren König erkannt. Dem Senat aber Beweiſe zu geben, daß er wirklich der wahre Sebaſtiano ſey, ſagte er demſelben verſchiedene Dinge, die ſich auf eine ehemalige Korreſpondenz zwiſchen ihm und demſelben bezogen *).

---

*) Maurocen. L. XV. Thuan. L. CXXVI. p. 795. — Lundorp. T. III. p. 317.

Der Senat ſaß erſtaunt, wußte nicht, was er urtheilen ſollte, und ließ den König in eine weniger ſtrenge Haft zurückbringen, in welcher ihm ſogar erlaubt wurde, ſeine Freunde zu ſprechen.

Nun war er nie allein; Delfino war beſtändig bei ihm, und die andern Portugieſen beſuchten ihn täglich. — Panino wurde von ihm an den König Heinrich IV. in Frankreich abgeſchickt.

Die Anzahl der Portugieſen in Venedig vermehrte ſich. Alle ſahen, ſprachen ihn, und waren überzeugt, er ſey ihr König.

Der Senat befand ſich in einer Verlegenheit, wie er ſich noch nie in einer befunden hatte, und konnte, ſeiner ſo ſehr gerühmten und berühmten Weisheit ungeachtet, in dieſer Sache keinen Entſchluß faſſen.

Der Spaniſche Geſandte wurde ungeduldig; die Portugieſen baten; Eilboten flogen hin und her. Die Sache erregte die Aufmerkſamkeit der ganzen Chriſtenheit. — Sebaſtiano ließ dem Senat ſagen:

„Sendet mich nach Portugal; ich will mich dem Volke zeigen, und nicht allein die Menſchen, auch die Thiere und Felſen, werden mich für ihren König erkennen und annehmen.“

Zu den Portugieſen aber ſagte er:

„Meine Freunde! Ich kenne meine Schuld und ihre Größe. Ich habe einem falſchen Ehrgeize die Blüte des Portugieſiſchen Adels und eine große Menge Menſchen aufgeopfert, die der Chriſtenheit weit nützlicher hätten dienen können. Ich wünſchte, daß der Tod mich der Laſt des Lebens entledigt hätte; denn längſt ſchon war ich es überdrüßig, bei meinem widrigen Schickſal, unter ſo vielem, abwechſelnden Unglück zu ſeufzen. Aber meine Erfahtung hat mich überzeugt, daß alle menſchliche Klugheit, daß nichts in der Welt im Stande iſt, die unwidertreiblichen Rathſchlüſſe des Himmels aufzuhalten, und ſo bin ich gezwungen, zu gehen, wohin er will, und mich als den zu zeigen, der ich wirklich bin.“

Die Portugieſen zerfloſſen in Thränen, und der Senat blieb unentſchloſſen, wie zuvor.

Delfino erhielt indeſſen Nachrichten aus Toledo. Der Kardinal war geſtorben, und Gabriele hatte ſich, zu ihrem Oheim, dem Grafen Lemos, begeben, der von dem Könige von Spanien als Vicekönig nach Neapel geſchickt wurde. — Eine zweite Nachricht ſagte, Gabriele ſei verlobt. — Delfino war außer ſich; aber es kam ihm nicht in die Gedanken, ſeinen König zu verlaſſen.

Man ſagte allgemein, der König von Spanien habe einen außerordentlichen Geſandten in dieſer Angelegenheit, die ihm allerdings ſehr nahe gehen mußte, nach Venedig geſendet.

„Philipp komme ſelbſt, — ſagte Sebaſtiano; — und ſehe ſeinen unglücklichen Neffen, der ein König war, und nun in einem Staats-Gefängniß der Venetianiſchen Republik ſitzt, die es nicht wagt, zu ſagen: Du biſt ein Betrüger, weil ſie ſich ſchämt, ſo öffentlich zu lügen: die es aber auch nicht wagt, zu dem Unglücklichen zu ſagen: Reiſe in Frieden; weil ſie den mächtigen Spanier fürchtet, der ſo viele Kronen, aber nicht ein einziges Menſchenherz, trägt.“

Da ertönte vor dem Gefängniß Saitenſpiel und Geſang. In die Töne einer Guitarre ſang eine angenehme Stimme:

Wo iſt der edle König?
wo iſt der kühne Held?
der muthig ſich zum Kriege
gerüſtet, und zum Siege
ſtand in der Moren Feld?

Ich ſeh' ihn tapfer fechten,
bewundre ſeinen Muth,
Er ſinkt, und ſinkt mit Ehre,
der Erſte vor dem Heere,
der Letzte hier, im Blut!

Wo iſt der edle König?
wo iſt der kühne Held?
o! fern, in fremden Landen,
entgangen Schmach und Banden,
ſitzt hier der edle Held!

Wer rettet ſeinen König?
wer führt ihn über's Meer
zu ſeinen Unterthanen?
dort wehen ſeine Fahnen,
dort ſteht ſein Volk, ſein Heer!

Der König brach in Thränen aus. — Die Sängerin war entflohen. Ein Bote brachte die Nachricht: der Spaniſche außerordentliche Ambaſſadeur ſey in Venedig angekommen.

„So wollen wir denn ſehen, und erwarten, — ſeufzte der König, — was die erlauchte Republik beginnen, und wie ſie ſich benehmen wird!“

Damals ſah man allenthalben in Venedig, auf Plätzen und Straßen, in

Häuſern und Gondeln, allenthalben hörte man leſen und ſingen:

Ein
ſchönes neues
Lied
von
Sebaſtiano
dem unglücklichen König
der Portugieſen;
wie er mit Heeres-Macht
nach Afrika zog,
eine große Niederlage von
den Morisken erlitt,
wunderbarlich
aber errettet ward, und endlich
wieder kam
in die Chriſtenheit.

* * *

Seht die Flotte auf dem Meere,
auf dem Meer, nach Afrika!
dreizehnhundert Segel blähen
ſich im Winde fern und nah.

Portugieſen und ihr König,
Deutſche, und Wallonen gar,
ſegeln nach dem Land der Moren
hin, in groſser Heeres-Schaar.

Ha! das ſieht der Moren-König,
waffnet eilig ſich zum Streit,
funfzigtauſend Bogenſchützen
ſind zu ſeinem Dienſt bereit.

Sechszehntauſend Reuter ſitzen
ſchnell für ihren König auf,
und mit Spieſsen wohlbewaffnet,
treten achtzehntauſend auf.

Tauſend Mann mit Lunten-Büchſen
folgen dieſem Moren-Heer,
und ſechs große Donner-Büchſen
führt man aus Marokko her.

Muley Moluk zieht behende
gen Alcaſſar muthig hin:
daß die Chriſten er vertilge,
wünſcht er ſich in ſeinem Sinn.

Seine Krone zu beſchützen,
die er Sultan Machmut nahm,
zieht er aus, der jetzt zum Treffen
mit den Portugieſen kam.

Und Sebaſtes hoch erhaben,
prangt in Waffen, wohlgeſchmückt,
und iſt ſchon mit kühnem Muthe,
bis zum Schlachtfeld vorgerückt.

Don Cordova jagt die Moren
raſch mit ſeiner Reuter-Schaar;
und Alvarez kühn, verwegen,
daß des Feindes Schrecken war.

Als Molukko das vernommen,
ſah, wie ſeine Moren flohn;
ſprach er hoch ergrimmt im Zorne,
allen ſeinen Knechten Hohn.

Sprach er: „O! ihr feigen Sklaven!
kriecht in eurer Mütter Schooß!
Mahom möge euch vernichten!“
und dann rief er Talimos

ſeinen Feldherrn. Sprach: „Auf Morgen,
rechn' ich ganz auf deinen Muth,
ſtreite wie ein braver Krieger,
führe deine Leute gut.

Alle Chriſten müſſen fallen,
Mahom will's! ich will es auch.
Was nicht ſtirbt, das trage Feſſeln,
nach des Sieges altem Brauch.“

Blutroth ging die Morgenſonne
an dem heißen Tage auf,
ein Komet, mit langem Schweife,
hemmte ihren hellen Lauf.

„Seht das Zeichen dort am Himmel —
ſprach Cheriſo — haltet ein!
Laßt das Schlagen, laßt, Herr König!
laßt das kühne Streiten ſeyn.“

„Iſt der Stern ein Unglücks-Bote,
kann er's auch den Moren ſeyn; —
ſprach der König; — Gott ſey gnädig,
mir, und auch dem Volke mein!

Chriſten ſind wir, und wir hoffen,
daß er uns gewogen ſey.
Eilig will ich mich nun wappnen;
ruft die Knappen mir herbei.“

Und der Biſchof von Coimbra
ſegnete den König ein;
ſprach: „Gott mag die Chriſten ſchützen,
und dem König Sieg verleih'n!“

Sechzehn ehrne Schlünde brüllten,
und die heiße Schlacht begann,
die nach unerhörten Thaten,
doch der Moren-Hund gewann.

Ach! die Blüte ſeiner Ritter
opferte der König auf,
bei zehntauſend Portugieſen,
gingen, nebſt den Welſchen, drauf.

Die dreitauſend Deutſchen fochten,
noch zuletzt mit Löwen-Muth,
bis der letzte Mann erſchlagen
lag im Feld, im Chriſtenblut.

Siebentauſend trugen Ketten,
und achthundert Weiber zart;
bei zweihundert armen Kindern
auch die Sklavenkette ward.

Hart verwundet lag der König,
neben ihm Tavera lag,
unter den erſchlagnen Knechten;
beide bis am zweiten Tag.

Durch ein Wunder ſchier errettet,
kamen ſie an fernem Strand,
ſchifften unter fremden Namen
in der Perſer fernes Land.

Schlachten wurden dort gefochten;
und der König ſchloß ſich ein,
in der Wüſte ſtreng und büßend,
in ein enges Klöſterlein.

„Soll ich endlich wiederkehren,
heim, in mein verwaiſtes Land?
Soll ich wandern durch die Wüſten,
wie ein Böſer unbekannt?“

Sprach der König; und er kehrte
wieder in die Chriſtenheit,
Gott in ſeinem Himmelsthrone,
ſey gelobt in Ewigkeit!

Delfino ging über den St. Markusplatz, als er einen Mann, in einen rothen Mantel gehüllt, bemerkte, der auf ihn zeigte, worauf eine junge Moren-Sklavin auf ihn zu kam, und ihn in Portugieſiſcher Sprache anredete:

„Don Delfino Maſcaregnas?“

„Der bin ich.“

„Das iſt mir ſehr lieb!

„Wie ſo?“

„Es iſt mir lieb, daß ich Sie endlich gefunden habe.“

„Gefunden?“

„Nun ja!“

„Ich kenne Dich nicht.“

„Das glaube ich.“

„Was willſt Du von mir?“

„Ich habe Ihnen den ſchönſten Gruß von einer ſchönen Dame zu bringen.“

„Von einer Dame?“

„Die Sie zu ſprechen wünſcht.“

„Die mich zu ſprechen wünſcht?“

„Je eher, je lieber.“

„Wer iſt dieſe Dame?“

„Es ſoll eine Ueberraſchung ſeyn,

von ihr ſelbſt zu erfahren, wer ſie iſt."

„Eine Ueberraſchung."

„Das ſagte ſie."

„Iſt die Dame — eine Venetianerin?"

„Eine Fremde."

„Eine Fremde? — — Wo iſt ſie?"

„Wollen Sie mir folgen?"

„Es iſt doch aber gewiß eine Dame, die mich ſprechen will?"

„Wer ſie kennt, iſt davon überzeugt."

„Und ich —"

„Fürchten Sie etwas?"

„Ich fürchte nichts. — Bringe mich zu der Dame!"

Sie ſtiegen in eine Gondel, und fuhren durch den großen Kanal nach S. Severo zu.

Als ſie bei einem ſtattlichen Hauſe ausgeſtiegen waren; führte Xerine, ſo hieß die kleine Schwarze, Delfino eine Treppe hinauf, über eine Gallerie, in ein Zimmer, und hieß ihn hier, indem ſie ging, verziehen.

Bald darauf öffnete ſich die Thür, die Dame trat mit einem: „Willkommen, Don Delfino!“ ein, und er ſah die uns ebenfalls bekannte Marqueſe Abrantes vor ſich ſtehen.

„Sie erſtaunen, mich in Venedig zu ſehen? Ich glaube Ihnen das! — Es geht nun einmal in der Welt gar ſonderbar zu. Man ſucht oft, wo man nicht findet; man wird gefunden, wo man nicht gefunden ſeyn will; man findet oft, wo man nicht ſucht. — Laſſen Sie ſich bei mir nieder. — Setzen Sie ſich zu mir!“

„Frau Marqueſe —“

„Setzen Sie ſich! — Ganz im Vertrauen — aber, es bleibt, auf Ihre

Ehre! — alles unter uns; — wir ſaßen ſchon einmal neben einander. — Jetzt trage ich aber keine Larve. — Sie ſehen und hören, ich bin aufrichtig, und dieſe Aufrichtigkeit ſoll Ihnen, in der Folge wenigſtens, hoffe ich, kein unangenehmes Unterpfand bei einer Angelegenheit ſeyn, die — — doch davon nachher. — Jetzt etwas von mir. — Sie wundern ſich alſo, mich in Venedig zu ſehen?"

„In der That! ich weiß nicht —"

„Welchem glücklichen Sterne Sie auch meine Erſcheinung zu verdanken haben ſollen? — Dem Sterne einer Ambaſſade."

„Ich verſtehe Sie nicht!"

„Alſo deutlicher! — Mein Gemal iſt von dem Könige, als außerordentlicher Ambaſſadeur, hieher geſendet worden."

„O mein Gott! und Sie —"

„Meines Mannes Politik hat nichts

mit der meinigen zu thun. Ich habe meine eigene.“

„Sie wiſſen nicht —“

„Von Ihren politiſchen Verhältniſſen will ich nichts wiſſen, und es iſt von denſelben gar nicht die Rede.“

„Ich bin verpflichtet —“

„Ja doch! Sie ſind zu gar vielerlei verpflichtet; das weiß ich.“

„Und wenn mein König —“

„Von Ihrem und von meinem König, ſo, wie von Königen überhaupt, ſoll jetzt gar nicht die Rede ſeyn. Die Politik ſoll ſich überhaupt gar nicht in unſere Unterhaltung miſchen. Ob Ihr König der wahre oder falſche Mann iſt, das iſt mir, bei allen meinen Schutzheiligen! ganz einerlei; genug, daß er nicht mein Mann iſt. Was mein Gemal mit ihm, mit dem Senat, und mit der halben Welt abzumachen hat, das ſoll uns jetzt gar nichts kümmern. — Wir haben von ganz andern Dingen zu ſprechen.“

„Von welchen?“

„Ich bin Ihre Freundin. Es war eine Zeit, wo ich vielleicht hätte noch mehr werden können, und —“

„Frau Marqueſe! Sie können —“

„Was könnte ich nicht alles! — Ich könnte Sie, wenn ich wollte, zur Verzweiflung bringen; aber, ſo grauſam bin ich nicht. Lieben hätte ich Sie können, — und zwar recht herzlich, — aber Sie tödten? Nein! das könnte ich nicht. — — Doch zur Sache!“

„Ich erwarte —“

„Etwas Wichtiges?“

„Gewiß!“

„Daran thun Sie wohl.“

„Die Erwartung —“

„Macht Sie ungeduldig?“

„In der That!“

„So hören Sie! — Ihr guter Freund, der Kardinal-Erzbiſchof von Toledo, iſt todt.“

„Das iſt mir geſagt worden.“

„Ihr Nebenbuler, Graf Lerma, —“

„Iſt todt?“

„Nein! — So geſchwinde geht es nicht. Er wird ſo ziemlich in Ihrem Alter ſeyn, und da ſtirbt man ſo ſchnell nicht. — Aber ſo, gleichſam halbtodt, kann man ihn doch nennen. — Er iſt verheurathet.“

„Verheurathet?“

„Denn ein Mann, der geheurathet hat, iſt doch nur ſo gleichſam der Körper ſeines Geiſtes, ſeiner Frau.“

„Sie ſcherzen!“

„Ich glaube es nicht, daß ich ſcherze. Um uns die Köpfe ewig recht warm zu machen, ſolltet ihr uns nie heurathen. —“

„Ich geſtehe —“

„Daß ich Recht habe?“

„Ich habe in dieſem Punkt noch keine Erfahrungen.“

„Denken Sie an mich, und an das, was ich Ihnen geſagt habe, ſo bald ſie

Erfahrungen in dieſer Angelegenheit gemacht haben. — Alſo, Graf Lerma iſt verheurathet, und —“

„Reden Sie! Ich weiß alles.“

„Sie wiſſen alles?“

„Leider!“

„Was? —“

„Ach!“

„Was wiſſen Sie?“

„Gabriele — iſt nicht mehr in Toledo.“

„Das iſt wahr.“

„Ach! wohl wußte ich das!“

„Sie iſt nicht mehr in Toledo.“

„Sie iſt mit ihrem Onkel, dem Vicekönig, nach Neapel gegangen!“

„Davon weiß ich kein Wort.“

„Wie? — Gabriele iſt nicht mehr in Toledo, und —“

„In Neapel iſt ſie auch nicht.“

„Wo iſt ſie?“

„Wollen Sie mir Verſchwiegenheit verſprechen?“

„Ob ich will?“

„Die heiligſte, feſteſte, die ein Mann verſprechen kann, — auf Wort und Ehre —“

„Auf Wort und Ehre!“

„Sie ſind als Mann von Wort und Ehre bekannt. Ich traue Ihnen ganz.“

„Sie können es!“

„Aber —“

„O! quälen Sie mich nicht länger! — Wo iſt Gabriele?“

„Sie iſt —“

„Doch nicht im Kloſter?“

„Nein“

„So ſagen Sie, wo iſt ſie? — Sie haben mein Wort, und wenn“ —

„Gabriele hat ſich mir ganz entdeckt. Sie iſt meine Freundin, und ich bin die ihrige geworden. Sie haben das nicht um mich verdient, aber — — Genug! ich bin auch Ihre Freundin, und daß ich es bin, ſollen Sie erfahren. — — Als der Kardinal todt war, bot Gabrielen, ihres Vaters zweiter Bruder, Graf Lemos, ſeinen Schutz und ſeine Wohnung an. Da kam die Nachricht von ſeiner Ernennung zum Vice-König von Neapel. Gabriele wollte ihm dahin nicht folgen, warf ſich in meine Arme, und bat meinen Gemal um Schutz. Mit Freuden nahmen wir ſie auf; und mit uns iſt ſie hieher nach Venedig gereiſet."

„Sie iſt hier?"

„Hier."

„Gabriele hier? — Wo iſt ſie? — Gabriele, wo biſt Du?"

Die Thür des Seitenzimmers flog auf, und Gabriele ſtürzte in ſeine Arme.

Die Marqueſe ließ ſie allein, und kam erſt nach geraumer Zeit wieder zurück, wo die beiden Verliebten ſich noch umarmt hielten, und wenig geſprochen zu haben ſchienen. — Die Marqueſe nahte ſich ihnen, und ſagte:

„So gute Freundinnen wir auch von Ihnen ſind, ſo begreifen Sie doch leicht, daß mein Gemal — und wenn er auch wollte, — Ihr Freund nicht ſeyn, wenigſtens es zu ſeyn nicht ſcheinen darf. Sie, den erklärteſten Freund und Vertheidiger der Rechte Ihres Königs, als Hausfreund zu behandeln, das kann und darf er nicht, ohne ſich ſelbſt ſeinem Souverain verdächtig zu machen. Deshalb muß ich Ihrem Entzücken diesmal Grenzen ſetzen. Sie wiſſen nun, daß Gabriele hier iſt, daß Sie noch von ihr geliebt werden, und wiſſen vor der Hand genug. — Wie wir es anſtellen, Sie recht oft anderswo zu ſehen, das müſſen wir nun erſt reiflich überlegen. So bald aber alles überlegt und ausgedacht iſt, werden Sie erfahren, wo wir zu finden ſind. — Jetzt, fort! ehe mein

Gemal vom Doge zurückkömmt. Es iſt keine Zeit zu verlieren!“

„So wurde die Umarmung getrennt. — Delfino ſetzte ſich in eine Gondel, und fuhr zu ſeinem König.

Ungeduldig harrte er auf eine Botſchaft, und wollte verzweifeln, als ſchon zwei Tage vergangen waren, und er noch nichts hörte und ſah. — Er ging auf dem Markusplatze umher, hoffte Xerinen zu ſehen, und ſah ſie nicht; ſchiffte vor der Wohnung der Marqueſe vorüber, hin und her, und ſah weder Gabrielen, noch ſonſt einen Menſchen, den er gern geſehen hätte.

Endlich drückte er ſich einmal bei St. Makario hin, als ein lautes Bſt! Bſt! ihm nachtönte. — Er ſah ſich um, und hörte das Bſt! Bſt! aus einem kleinen Hauſe kommen, wobei noch ein

Paar Händchen winkend zum Fenſter heraus geſtikulirten. — Da er nun merkte, daß das ihm wirklich galt, ſo ging er näher. Das Fenſter flog zu, und ſchnell ſtand in der Hausthür — Thereſe.

Delfino ſtürzte auf ſie zu, umarmte, küßte ſie, und war außer ſich. Thereſe wehrte aus Leibeskräften ab, und ſchrie:

„Schämen Sie ſich doch! So öffentlich, in der Hausthür, halb auf der Straße, vor den Leuten! Warten Sie doch wenigſtens, — wenn Sie ſich ja nicht halten können, — bis wir allein, und im Zimmer ſind. — Ich weiß gar nicht, wie Sie ſind! Man möchte gleich — — Schämen Sie ſich!“

Da kam er zu ſich, und ließ ſich zum Hauſe hinein ziehen. — Thereſe ſchlug ärgerlich die Hausthür zu, und ſagte:

„Was müſſen denn die Menſchen gedacht haben?“

„Das iſt einerlei!“

„Nein! mir iſt das gar nicht einerlei.“

„Hier in Venedig —“

„In Venedig, oder in Konſtantinopel, das iſt gleich viel!“

„Ob Du mir winkſt, oder ob ich —“

„Ach mit dem Winken iſt es etwas ganz anderes. Man kann Vater und Bruder winken, aber Ihr Benehmen — und ſo öffentlich — vor Jedermanns Augen —“

„Zürne nicht, liebes Thereschen!“

„Ei! was da!“

„Ich will's nicht wieder thun!“

„Davon iſt gar nicht die Rede! Sie hätten ſich immer Ihrer Freude und Ihren Gefühlen überlaſſen können, ich würde — ja ich würde es, wie geſagt Ihrer Freude zugerechnet, und würde es Ihnen vergeben haben, — aber ſo vor allem Volke —“

„Sey nur ruhig! Ich will mich ja beſſern; es ſoll nichts wieder, ſo öffentlich, geſchehen —“

„Das wollte ich mir auch verbitten!“

„Und nun die beleidigte Göttin des Wohlſtandes wieder, ſo gut wie möglich, zu verſöhnen, will ich —“

Hier drückte er ihr eine Börſe in die Hand. Thereſe runzelte die Stirn, und ſagte:

„Sie verdienen es eigentlich gar nicht, daß man ſich Ihrer ſo herzlich annimmt, als ich es thue! — Ich opfere mich ordentlich für Sie und Ihre Angelegenheiten auf.“

„Wie denn das? liebes Kind!“

„Kommen Sie mit auf's Zimmer! Dort ſollen Sie alles hören.“

Sie kamen aufs Zimmer. Thereſe warf ſich auf ein Sofa, und die Unterhaltung begann.

„Es liegt mir in allen Gliedern! — Sie haben mich erſchreckt, daß ich es gar nicht ſagen kann, wie ſehr!“

„Wie kömmſt Du aber hieher, in dieſes Haus?“

„Wie komme ich hieher? Geſchieht denn nicht alles für Sie?“

„Für mich?“

„Nun ja! haben wir denn nicht ein Haus gemiethet, damit Sie zuweilen das Fräulein hier ſprechen können!“

„Aha!“

„Und ich wohne ſo ganz allein hier, und werde nicht aus dem Hauſe gehen können.“

„Warum denn nicht?“

„Werden Sie denn nicht den ganzen Tag hier ſitzen, und die günſtigen Stunden abpaſſen?“

„Dann biſt Du ja aber nicht allein.“

„Was hilft mir das? Sie ſind einmal ein Kraut, das nicht für mich gewachſen iſt.“

„Heilſame Kräuter dienen allen Menſchen.“

„Ihr Dienen kenne ich!“

„Ich will Dich recht gut unterhalten.“

„Das wollte ich Ihnen ſehr verdenken.“

„Ich Dir nicht.“

„So? — Sie müſſen überhaupt —“

„Was muß iſt?“

„Ich mag's gar nicht ſagen!“

„Sag's nur!“

„Ich weiß gar nicht, was Sie denken müſſen!“

„Ich denke, — und das iſt auch wahr! — daß Du ein ſcharmantes, allerliebſtes Mädchen biſt!“

„Davon iſt nicht die Rede!“

„Davon wird ſchon mehrmal die Rede geweſen ſeyn!“

„O ja! ohne Ruhm zu melden. — Aber, davon iſt die Rede jetzt, daß ich gar nicht weiß, warum wir einem Menſchen nachziehen, der mit einem Vagabunden umher ſtreiſt. — Warum wir das thun, möchte ich nur wiſſen?“

„Weil Ihr mich liebt.“

„Ich auch?“

„Gut biſt Du mir wenigſtens. Das kannſt Du nicht läugnen! — — Und mein König iſt kein Vagabund.“

„Sie werden es Ihnen ſchon erzählen!“

„Wer?“

„Unſer König und der hieſige Senat.“

„Ihre Schande erzählen ſie der Welt, wenn ſie den verkennen wollen, den Himmel und Natur zum König ſchufen, der es iſt, für deſſen Wahrheit hundert edle Portugieſen den Eid aufs Sakrament ſchwören können und wollen, den ganz Portugal erkennen wird, ſo bald er ſich in ſeinem Reiche zeigt.“

„Meinetwegen ſey er, was er wolle! Das kann mich nur verdrießen, daß wir ſeinetwegen das ſchöne Toledo, und das herrliche Land unſers Königs überhaupt, haben verlaſſen und hieher ziehen müſſen, in eine Stadt, wo bloß Fiſche und Fiſcher wohnen ſollten.“

Die Klingel wurde gezogen. Thereſe flog an die Hausthür. Gabriele trat in's Zimmer. — Jetzt erhielt Thereſe Erlaubniß, bis zur Zeit der Abendtafel aus und zu gehen, wohin ſie wollte. — Sie blieb aber im Hauſe, und zog ſich nur in die untere Etage zurück.

So geizig und haushälteriſch, wie möglich, wurden von Gabrielen und Delfino die Augenblicke benutzt, die eine ungeſtörte Unterhaltung jetzt darbot. Die alten Verſprechungen und Schwüre wurden wiederholt, und dann erſt kam es zu neuen Fragen, Erörterungen, Erklärungen und Berichtigungen.

„Dieſe glücklichen Augenblicke wuchern mit Entzücken für die Gegenwart; aber, ach Delfino! was wird die Zukunft uns ſchenken? — Unſere Ausſichten ſind nicht ſo rein, wie ſie ſeyn ſollten; um uns zu gefallen. Dein Name iſt verrufen in Spanien."

„Er gilt allenthalben, wo ehrliche Namen gelten!"

„König Philip und ſein Miniſter verfolgen Dich."

„Mich ſchützen Tugend und Rechtſchaffenheit."

„Und wenn es dem König Sebaſtiano nicht gelingt, ſein Recht geltend zu machen, was wird dann aus Dir, was ſoll aus mir werden."

„Ach Gabriele! ſind denn alle unſere Hoffnungen nur an Portugals oder Spaniens Krone geknüpft? — Wo nur die Liebe weilen mag, dort iſt auch ihre Heimath."

„Ich folge Dir, wohin Du gehſt!“

„Liefern die Venetianer den König den Spaniern aus; ſo müſſen ſie ihn vorher öffentlich des Betrugs überweiſen. Das können ſie nicht. Sie müſſen ihn alſo ziehen laſſen. — Fällt er hinterliſtig, durch Verrath oder Meuchelmord, ſo gehe ich an König Heinrichs Hof, nach Frankreich. Dieſer ehrliche Bearner wird meine Treue für meinen König belohnen, ſo gewiß, als er ſelbſt ein König iſt. Die Pyrenäen ſind leicht zu überſteigen, wenn Liebe Dich leitet. Wir können auch in Frankreich glücklich ſeyn! —“

„O Delfine, wo Du lebſt, da lebe auch ich glücklich!“

Thereſe kam herbei. — Die Zeit war ſchnell verfloſſen. — Ein ſüßes Zögern verſpätete die Trennung. —

Endlich ſchieden ſie. Thereſe begleitete das Fräulein, und Delfino bewachte das Haus bis zu ihrer Zurückkunft.

Zweites Buch.

Dem Entſagen, das durch Labyrinthe
ſich zum fernen Ziele ſehnt,
ſchenkt zum Faden Liebe ihre Binde,
die ſich leicht um jeden Schleier dehnt.
Eh' man noch die Schleife knüpfe,
iſt die Sehnſucht ſchon entſchlüpft.

Dritter Abſchnitt.

Sic flagitat Cupido;
Sic imperat Cythere;
Sic exigunt poetae!

Fr. Taubmann.

Delfino hatte Thereſens Ankunft erwartet, und verließ jetzt ihre Wohnung. Er ſah ſich eben nach einer Gondel um, als Plettrone, einer der Portugieſen, die immer um den König waren, auf ihn zukam. Dieſer nahm ihn bei der Hand, und ſagte:

„Endlich finde ich Dich! — Wir haben Dich allenthalben vergebens geſucht. — Folge mir!“

„Was giebt es?"

„Du wirſt es ſchon hören. Folge mir nur!"

Sie kamen in ein Haus, welches von Marezas und mehreren Portugieſen bewohnt wurde, die, nebſt Andern, dort Alle verſammlet waren. — Delfino war kaum in's Zimmer getreten, als Marezas das Wort nahm:

„Delfino Maſcaregnas! Du biſt angeklagt worden des Verraths an Deinem König."

„Ich? — Wer konnte mir ſo grauſam unrecht thun?"

„Kannſt Du leugnen, Bekanntſchaft zu haben mit dem Marques Abrantes?"

„Das kann ich."

„Wie? — Du könnteſt es?"

„Ich kann es!"

„Delfino! leugne nicht! — Wir wiſſen, daß Du in ſeiner Wohnung warſt."

„Das iſt wahr.“

„Und alſo —“

„Uebereilt euch nicht. Ich war im Hauſe des Marques Abrantes; aber ich habe keine Bekanntſchaft mit ihm, er hat keine mit mir; ich glaube nicht einmal, daß er weiß, daß ich hier bin.“

„Aber —“

„Seine Gemalin kenne ich; ſie iſt meine Freundin, und mit ihr habe ich geſprochen. — Bei ihr lebt Gabriele, Gräfin Lemos, meine Braut; ſie iſt mit ihr hier in Venedig, und nur ein einzigesmal habe ich ſie im Hauſe der Abrantes geſprochen. Jetzt ſprechen wir uns am dritten Orte. — — Wie könnt ihr mich einer Verrätherei an meinem König fähig halten? Ich will mit ihm in den Tod gehen, und ſelbſt das Liebſte verlieren, was ich auf dieſer Welt beſitze; aber zum Verräther an ihm zu werden, dagegen empört ſich mein Gefühl. Glaubt ihr mich wirklich ſchuldig, ſo ſtellt mich auf die Probe.“

„Gut! — Es iſt Nothwendigkeit, den König aus ſeinem Kerker zu befreien.“

„Iſt es wirklich Nothwendigkeit, ſo laßt uns ihn befreien.“

„Mendoza und Abrantes handeln mit dem Senat um des Königs Leben.“

„Wird der Senat ſo ehrlos ſeyn, es ſich abhandeln zu laſſen?“

„Es iſt zu fürchten.“

„So ſtoßt die Abgeſandten nieder. — Ehe Andere aus Spanien kommen, iſt der König vielleicht zu retten.“

Marezas ſchwieg. — Nach einer langen Pauſe fragte er:

„Willſt Du den Marques Abrantes auf Dich nehmen?“

„Nein! — Ich morde nicht. — Zur Vertheidigung des Königs, gegen öffentliche Gewalt, habe ich ein Schwerdt; für Hinterliſtige aber keinen Dolch.“

„Wenn nun der König vom Senat den Abgeſandten ausgeliefert würde? —"

„So würden ſie ihn nach Spanien führen. Dann würden wir ſie anfallen, ſie vertilgen, und den König befreien."

„Dies laßt uns ſchwören, aufs Schwerdt und Kruzifix!"

Dieſer Schwur wurde von Allen einmüthig abgelegt. Ein Prieſter trat hinzu, machte dieſen Eid ſo bündig als möglich, und ſegnete ſie zu dieſem Vorhaben ein. — Hierauf ging die Verſammlung aus einander.

Vorher bemerkte Plettrone noch, der Senator Moroſini gebe dieſen Abend einen freien Maskenball, zu welchem jede anſtändige Maske Zutritt habe; es werde wohl gut ſeyn, wenn Einige der Geſellſchaft ſich dort einfinden wollten. Man verſprach es.

Delfins ging in Thereſens Wohnung zurück. Erſtaunt machte ſie ihm auf, und fragte, was er wolle?

„Ich habe vergeſſen, Gabrielen zu fragen, — ſagte er, — ob ſie auf den heutigen Maskenball bei Moroſini geht, und komme, Dich darüber zu fragen.“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht!“

„Deſto luſtiger, wenn ſie hinginge, und wir gingen auch hin.“

„Sind Sie eiferſüchtig?“

„Je nun! —“

„So gehen Sie nicht hin.“

„Warum nicht?“

„Finden Sie die Gräfin auf dem Ball; ſo finden Sie dieſelbe, auf jeden Fall, in Geſellſchaft.“

„Was thut das?“

„Der Marques iſt dabei, und Sie dürfen ſich ihr nicht nähern.“

„Nun gut!“

„Ferner iſt ſicher ein gewiſſer Graf Loredano dabei —“

„Graf Loredano? — Wer iſt der?“

„Ein edler Venetianer.“

„Was will er?“

„Gefallen.“

„Wem?“

„Der Gräfin. — Wie ſonderbar Sie auch fragen können!“

„Gabrielen ſucht er zu gefallen?“

„Ihr.“

„Was wagt er?“

„Was jeder Mann wagen kann.“

„Was will er?“

„Sicher nicht das, was er erhält.“

„Was?“

„Was? — Ein Körbchen.“

„Warum leidet ihn aber Gabriele um ſich?“

„Die Marqueſe protegirt ihn.“

„So?“

„Er iſt ein Geck; und mit Affen, wiſſen Sie ja! ſpielen die Weiber nun einmal gern.“

„Aber Gabriele ſollte —“

„Ihn aus dem Zimmer werfen? Einen Affen? Ein Weſen, über das ſie lachen kann? — Da müßte ſie — wenigſtens Don Delfino, und kein Mädchen ſeyn.“

„Sie ſieht ihn alſo gern?“

„Ja doch! — weil er ihr die Zeit vertreibt.“

„Das ſollte ſie nicht thun.“

„Warum nicht?“

„Weil — ſie ſich zu viel dadurch vergiebt.“

„Er nennt ſich einen Mann, und vergiebt ſich alſo weit mehr.“

„Das iſt wahr!“

„Alſo — können Sie ruhig ſeyn?“

„Ja. — Aber auf den Ball wollen wir doch gehen.“

„Wir?“

„Wir beide.“

„So? —“

„Nicht?“

„Wenn uns nun das Fräulein erkennte? —“

„Was thut das? — Auf Dich wird ſie nicht eiferſüchtig ſeyn.“

„Nicht? — Unter uns, mein ſchöner Herr! ſie iſt es ſchon.“

„Sie iſt auf Dich, auf ihre Freundin, eiferſuchtig?“

„Als ob die Eiferſucht Freunde reſpektirte!“

„Du irrſt Dich!“

„Ich irre mich nicht. — Als wir zuſammen in das Hotel des Marques fuhren, fragte ſie: Wie lange war Delfino bei dir, ehe ich kam? Wovon ſpracht ihr? — Dann ſagte ſie: ich will ihm künftig die Stunden beſtimmen, damit er nicht zu lange, und aufs Ungewiſſe, auf mich zu warten braucht. —— Was ſagen Sie dazu?“

„Je nun! es iſt — vielmehr —“

„Ferner ſagte ſie: da dir das Alleinſeyn in dem Hauſe doch gewiß verdrüßlich ſeyn muß, ſo wollen wir dir die alte Duenna Marezia zur Geſellſchafterin geben. — Oder, fing ſie gleich darauf an, — die alte Marozia mag das Haus allein bewohnen, und du bleibſt bei mir. — — Was ſagt das?"

„Es ſagt —"

„Es ſagt: Ich, Fräulein, bin eiferſüchtig, und Du, Jungfer Thereſe, ſollſt mit meinem Paladin nicht mehr allein ſeyn; von Dir iſt etwas zu fürchten, aber nicht von der alten Marozia; bei der mag er ſitzen und warten, von der mag' er ſich unterhalten laſſen, bis ich komme. — So iſt's! und auf den Maskenball gehe ich nicht mit."

„Freilich ſcheint es, als wenn —"

„Es ſcheint nicht, es iſt!"

„Ich will mit ihr darüber ſprechen."

„Was wollen Sie thun? Mit ihr wollen Sie darüber ſprechen? — Wollen Sie ſich denn ſelbſt verdächtig machen? — Allen Reſpekt für Ihre Einſichten! aber das wär' — verzeihen Sie! — ein wenig einfältig."

„Ich mag mich aber mit der alten Marozia nicht unterhalten!"

„Darüber werden Sie gar nicht gefragt."

„Wenn ſich aber Gabriele, während ich ſie nicht ſehe, mit dem Alten Loredano unterhält, ſo kann ich doch —"

„So können Sie doch wohl ſich mit Thereſen unterhalten? — Ich danke für die gütige, allerliebſte Gleichſtellung!"

„So war's nicht gemeint!"

„Wie denn ſonſt?"

„Mit Aeffinnen mich zu unterhalten, — dazu, bin ich, — wenigſtens, zu ernſthaft."

„Ich verliere zwar bei der Platzveränderung gar nichts; aber es ärgert mich doch ein wenig, daß das Fräulein nicht mehr Vertrauen in mich ſetzt."

„Sie macht Dir ein Kompliment! — Wärſt Du nicht —"

„Still!"

„So ein artiges, hübſches, freundliches —"

„Still!"

„— liebes, ſchaimantes Schelmenauge, ſo —

„Still doch! Hören Sie doch! — Ich glaube, es wird geſchellt."

Sie ſah zum Fenſter hinaus, ſprach einige Worte hinab, warf dann einen Bindſaden auf die Straße, und zog denſelben mit einem daran befeſtigten Papier, in's Zimmer.

„Es iſt Sperluka, unſer Haus-Bravo. Er bringt mir einen Brief; —" ſagte ſie, öffnete den Brief, und las:

„Liebe Thereſe

„Sollte Delſino etwa bei Dir „ſeyn, —

„Da ſehen Sie es ſelbſt! der Brief iſt von dem Fräulein!"

„Lies nur weiter!"

„— was ich beinahe glaube, —"

„Da haben Sie's! — Warum glaubt ſie denn das? Jetzt, zu dieſer Stunde? — Weil ſie eiferſüchtig iſt.“

„Es iſt ja doch aber wahr! Ich bin ja bei Dir.“

„Was kann ich dafür? Sind Sie denn nicht ſo unvermuthet gekommen, wie —“

„Lies nur weiter!“

„Haben Sie mich nicht ganz und gar überraſcht?“

„Ja doch! — Lies aber nur weiter!“

„— oder iſt er nicht bei Dir, ſo
„ſuche ihn aufzutreiben, und ſage
„ihm, daß der Marques und die
„Marqueſe, nach der Tafel, zu
„Moroſini, auf den Maskenball
„gehen, und daß ich ihn dann in
„unſerer Wohnung ſprechen kann,
„weil ich mich krank gemacht habe,
„und nicht mit dahin gehe. —
„Sperluka ſoll ihn zu mir bringen.“

Thereſe öffnete das Fenſter wieder, indem Delfino den Brief noch einmal überlas, und ſagte zu Sperluka: „Du kömmſt hieher, und holſt ihn ab.“

„Sieh! — ſagte Delfino; — Gabriele geht in Geſellſchaft des Affen nicht auf den Ball.“

„Weil ſie einen andern hat, der — zwar kein Affe, aber — ihr Liebhaber iſt. In Geſellſchaft des Affen, könnte ſie ja doch nur lachen, in der Ihrigen aber, kann ſie küſſen. — Das Küſſen aber geht uns denn doch ein wenig über's Lachen.“

„Gewiß?“

„Warum ſollte es nicht?“

„Aber — da die Sachen ſo ſtehen, Thereſe! ſo muß ich bei Dir ſpeiſen.“

„Was denn?“

„Was Du haſt.“

„Ich habe nichts.“

„Gar nichts?“

„Gar nichts! — Mein biſchen Nachtbrod habe ich ſchon längſt verzehrt. — Neben an, wohnt ein Garkoch, ſehen Sie zu, was der hat. Beſtellen Sie etwas, laſſen Sie es hieher tragen, und — Geſellſchaft bei Tiſche will ich Ihnen allenfalls leiſten, wenn es etwas Ganzes iſt.“

Das geſchah. Alles wurde beſtellt und beſorgt, und ſie ſpeiſten zuſammen.

Endlich kam **Sperluka**, holte Delfino ab, und brachte ihn dahin, wo man ihn erwartete. Er dankte Gabrielen herzlich für die Aufopferung, die ſie ihm gemacht habe, und ſie gab ihm die Verſicherung, daß, um ihn bei ſich zu ſehen, ihr weit größere Aufopferungen ganz geringe ſcheinen würden. — Eine Geliebte, die wirklich liebt, ſpricht in ſolchen Fällen Wahrheit. Was entzöge ſie ſich nicht, um den Geliebten zu ſehen! — Das Weib verſteht es auch in ſolchen Fällen nur ganz allein, die rechten Opfer ihrer Liebe darzubringen. Aber das läßt ſie ſich auch nicht nehmen, den Werth derſelben gelegentlich auf Abrechnung zu berechnen. Denn wer rechnet und berechnet in der Liebe mehr, als die Weiber? Die Liebe iſt ihr Schachſpiel. Ein Glück für uns, daß ihre Leidenſchaft der Spieler iſt! Zwar wird dem König beſtändig Schach geboten; aber wir haben nur allzuoft die Königin genommen, ehe ſie noch merkt, daß ſie genommen werden könnte. Und wie leicht verlieren dieſe Spielerinnen ihre Springer!

Gabriele und Delfino ſaßen Arm in Arm, und überließen ſich ihren Gefühlen, ihren Wünſchen, Hoffnungen und Träumen, mit der ſchönſten Zuverſicht, in einem Grade, in welchem nur Liebende dieſelbe hegen können; und ſo ſehr die Gegenwart auch die Zukunft zu verſchlingen ſuchte; ſo ſehr mußte ſich dieſe dennoch ſelbſt der Gegenwart aufzudringen, daß die Behauptung des Kampfplatzes gar nicht zu beſtimmen war. — Da ging die Thür des Zimmers auf, und eine männliche Maske trat ein. — Delfino ſprang auf und fragte:

„Wer ſind Sie? Was wollen Sie? Was ſuchen Sie hier?“

Ohne ein Wort zu antworten, drehte ſich die Maske der Thür wieder zu. Delfino aber legte die Hand auf des Verlarvten Schulter, und fragte nochmals mit Nachdruck:

„Wer ſind Sie?“

Sich ſträubend, antwortete jener kein Wort. Delfino wurde hitziger, und ſchrie:

„Die Larve herab!“

Der Verlarvte blieb ſtumm, und ſuchte zu entkommen. Delfino riß ihm die Larve vom Geſicht, und ſah einen Unbekannten vor ſich ſtehen, der einen Dolch zog, den ihm Delfino ſogleich entriß. Gabriele ſchrie:

„Loredano! Was unterſtehen Sie ſich?“

„Loredano? — fragte Delfino; — Loredano heißen Sie?“

Er riß ſich los, und eilte aus dem Zimmer. — Delfino warf den Dolch auf den Tiſch, und fragte gelaſſen:

„Loredano heißt er?“

„Ich bitte Dich, — ſagte Gabriele — faſſe keinen Argwohn gegen mich! — Der unausſtehliche Menſch iſt des Marques geheimer Geſchäftsträger, und verfolgt mich mit der abgeſchmackteſten Zudringlichkeit. — Jetzt hat er ſich vom Ball geſtohlen! — Ach! dieſe Begebenheit wird uns viel Verdruß machen.“

Delfino ging ſchweigend im Zimmer auf und ab. — Gabriele legte ihre Hand auf ſeine Schulter, und fragte:

„Glaubſt Du mich ſchuldig?“

„Nein.“

„So ſprich mit mir!“

„Ich denke dem Unheil nach, welches aus dieſem Vorfall für mich und Dich entſtehen kann. — Er iſt des Marques Spion. — Kennt er mich?“

„Ich weiß es nicht.“

Sperluka referirte, in einer halben Stunde werde der Marques zu Hauſe ſeyn. Die Geliebten mußten ſich trennen.

Den folgenden Tag früh eilte Delfino in Thereſens Wohnung. Er war dort kaum angekommen, als die Marqueſe Abrantes erſchien. Sie ſah Delfino bedenklich an und ſagte:

„Wir haben großen Lärm im Hauſe gehabt. — Mein Gemal weiß, was geſtern Nacht auf Gabrielens Zimmer vorgegangen iſt. Er will Ihnen öffentlich ſein Haus verbieten laſſen, und beſteht darauf, Gabriele ſoll mit mir nach Toledo zurückkehren. Er iſt ein Mann, der ſein Wort nie wieder zurück nimmt, und wir müſſen reiſen. — Gabriele hat ſehr unvorſichtig gehandelt, und Sie haben an Loredano einen Feind bekommen, der zwar nicht öffentlich und perſönlich gegen Sie auftreten wird, der aber ein Venetianer, und heimlich deſto mehr zu fürchten iſt.“

„Was iſt zu thun?“ — fragte Delfino verlegen.

„Sie können bloß abwarten, was geſchieht.“

„Und Sie reiſen?“

„Wir müſſen.“

„Ach Gabriele!“

„Hätte ſie mir anvertraut, was ſie thun wollte, es würde nicht ſo gekommen ſeyn, als es gekommen iſt. Unſer Haus mußte durchaus aus dem Spiele bleiben! — Sie konnten ſich ja hier ſehen!“

„Ach freilich!“

„Jetzt wird eingepackt —“

„Schon eingepackt?“

„Mein Gemal iſt ſtrenge. Morgen reiſen wir ab.“

„Morgen? — Und ich kann Gabrielen nicht wieder ſprechen?“

„Dieſen Abend noch einmal, hier und dann müſſen Sie alles abmachen.“

„Ach!“

„Welche Hoffnungen haben Sie für Ihren Sebaſtiano?“

„Wir hoffen, daß der großmüthige König in Frankreich —“

„Hoffen Sie darauf nicht. Er darf es nicht wagen, den König Philipp ſich öffentlich zum Feinde zu machen. Dieſer beſteht auf Auslieferung des Mannes, der ſich König der Portugieſen nennt. Die Venetianer haben ſich an den Pabſt und an den deutſchen Kaiſer gewendet, Rath einzuholen.“

„Finden die Venetianer den König als einen Betrüger?“

„Sie ſagen weder Ja, noch Nein. Sie erklären ſich nicht darüber. Man weiß nicht, was ſie glauben.“

„Er iſt unſer König. Des Betrugs können ſie ihn nicht zeihen.“

„Und Sie bleiben bei ihm?“

„Bis in den Tod!“

„O Delfino! — Wie unglücklich machen Sie Gabrielen! Wie ſehr beſchleunigen Sie Ihr eigenes Unglück! — Ihre Güter in Portugal werden der Krone heimfallen —“

„Mein König wird ſie mir wiedergeben.“

„Und wenn er nicht kann?“

„So habe ich der Wahrheit und Rechtſchaffenheit ein Opfer gebracht, deſſen ich mich nie ſchämen, das ich, gebracht zu haben, nie bereuen werde!“

„Und Gabriele?“

„Liebt ſie mich, ſo folgt ſie mir.“

„Wohin?"

„Nach Frankreich."

„Unglücklicher Mann! Sie richten ſich über eine Chimäre zu Grunde, die —"

„— keine Chimäre iſt! — Sebaſtiano iſt mein wahrer, mein von ſeinen Feinden verkannter, von uns aber erkannter, wirklicher und einziger König."

„Und wenn der Tod —"

„Die Wahrheit macht ihn nicht ſchrecklich."

„Und die Unglückliche, die Sie liebt?"

„Ach!"

„Soll ſie Sie nur lieben, um an Ihrem Grabe zu weinen?"

„Gott iſt gerecht!"

„Bedenken Sie ſich! Ueberlegen Sie, was Sie thun, und wozu es führen kann."

„Ich habe nichts zu überlegen, nichts zu bedenken, als das, keinen Verrath an meinem König zu begehen."

„Sie ſind unbeweglich?"

„Entſchloſſen."

„Delfino! Ich wende von Ihrer kalten Entſchloſſenheit mich an Ihr Herz!"

„Mein Herz iſt nicht mehr mein, wenn Sie von meiner Liebe ſprechen. Nehmen Sie meine Entſchloſſenheit in Anſpruch, ſo gehört es dieſer."

„Unveränderlich?"

„Unveränderlich, im Leben, wie im Tode!"

„Ich mache Sie verantwortlich für jedes Unglück, das Gabrielen treffen kann! — Wenn König Philipp ihre Liebe zu einem Manne erfährt, der ſein erklärter Gegner iſt, ſo — können Sie leicht ſelbſt berechnen, was er thun kann."

„Er thue, was er wolle. Mich zieht er nicht vom Pfade der Rechtſchaffenheit."

„Sie können die Geliebte verlieren."

„Nur ein Tirann kann mir ein Herz entreißen wollen, das mir geſchenkt wurde. Das iſt eine Sache der Natur; über dieſe können Könige nicht gebieten."

„Und wenn Philipp — Sie kennen ihn! —"

„Leider!"

„Wenn er Tirann genug wäre —"

„Den Gang mit Himmel und Natur zu wagen? —"

„Dann?"

„Dann — bleibe er ein Tirann, wie ich ein rechtſchaffener Mann bleiben werde! Trennt man Gabrielen hier von mir, ſo kann man uns doch dort nicht trennen, wo Erden-Könige nichts mehr zu wollen, nichts mehr zu gebieten haben!"

„Dieſen Abend werden Sie Gabrielen ſprechen. — Es iſt vielleicht zum letztenmal."

„Ach Gott!"

„Sie ſehen ſie vielleicht nie wieder."

„Grauſam!"

„Ihr Eigenſinn kann Ihnen auf immer alle Freuden dieſes Lebens rauben."

„Nennen Sie es nicht Eigenſinn. Es iſt Entſchloſſenheit für Wahrheit und die gute Sache meines Königs. Dieſe muß und wird Gabriele ſchätzen."

„Mit blutendem Herzen!"

„Wie ich."

„Sie wird — das weiß ich! — mit Ihnen nicht darüber ſprechen. Ich aber mußte es thun."

„O ja! — Sie mußten es thun!"

„Meine Freundſchaft —"

„Ich erkenne, ich verehre ſie!"

„Leben Sie wohl! — — O! daß wir uns doch recht bald wieder ſähen!"

„Das gebe Gott!"

„Delfino! —"

„O meine Freundin! —"

Er ſtürzte an ihren Hals. Thränen entrollten ſeinen Augen, und ſeine Lippen zitterten. Die Marqueſe drückte ſeufzend ihn ſanft an ſich, und vermiſchte ihre Thränen mit den ſeinigen. Einen heißen Kuß drückte ſie auf ſeine naſſe Wange. Er küßte einen Seufzer von ihren Lippen. Sie drückte ihn inniger an ſich, küßte ihn wieder, machte ſich von ihm los, und eilte ſchnell davon.

Thereſe, welche die Marqueſe in die Gondel begleitet hatte, kam weinend zurück. Delfino ging, und eilte zum König, durch ſeinen Anblick ſich für die bange Abſchieds-Szene zu ſtärken.

Der König ſprach ſehr freundlich mit ihm, nannte ihn ſeinen lieben Sohn, und ſagte zu den Umſtehenden:

„Dieſer verläßt mich gewiß nicht!“

„Nein, wahrlich nicht, mein König! — antwortete Delfino mit gepreßter Stimme. — Mich ſoll Gott verlaſſen im Leben und im Tode, wenn ich meinen unglücklichen König verlaſſe!"

Alle ſchwiegen voll Rührung, und über einige männliche Wangen ſchlichen Thränen.

Der König hatte den Senat bitten laſſen, ihm ein kleines Kruzifix von Golde machen zu laſſen, das er am Halſe tragen könnte. Einige Ordensleute brachten ihm jetzt daſſelbe. Der König ſah es bedenklich an, und ſagte:

„Seht! da finde ich gleich einen großen Fehler. Der Goldſchmied hat die Dornen-Krone vergeſſen. — Saht ihr den verkannten Gekreuzigten je ohne Krone? *)"

Die Mönche gingen, und erzählten dem Senat, was ſie gehört hatten.

---

*) Amelot Memoires. p. 237.

Gleich darauf trat Panino ein. Er küßte dem König die Hand, und ſagte, König Heinrich habe ihm einen Brief an Mr. du Freßne, ſeinen Geſandten in Venedig, mitgegeben.

Man ſchöpfte neue, gute Hoffnungen, und der Brief wurde dem Franzöſiſchen Geſandten ſogleich übergeben.

Der Abend kam. Delfino ſtellte ſich in Thereſens Wohnung ein, und gleich nach ihm kam Gabriele. Sprachlos lagen beide lange einander in den Armen; endlich aber mußte doch die Stille gebrochen werden. Bewegt fragte Delfino:

„Morgen ſchon mußt Du Venedig verlaſſen?"

„Morgen!"

„O Gabriele! dieſes ſchreckliche Morgen —"

„Es entſcheidet vielleicht über uns und über unſer Schickſal auf immer!“

„Ach! meine geliebte Gabriele! —“

„Du bleibſt hier, — und ich gehe nach Toledo zurück.“

„Wie gern — ach! wie gern folgte ich Dir!“

„Du darfſt nicht. — Ehre und Pflicht halten Dich zurück. — Ich würde Dich nicht lieben, ich müßte Dich ſogar verachten, wollteſt Du Deinen König verlaſſen.“

„O Gabriele! Du giebſt mir das Leben wieder, das der Marqueſe Vorwürfe mir ſchon halb geraubt hatten.“

„Sie hat geſprochen als Freundin und als Spanierin. In meinen Adern rollt Portugieſiſches Blut; eine Portugieſin hat mich unter ihrem Herzen getragen. Ich denke, wie Du denkſt. Deswegen liebe ich Dich noch ſtärker, daß Du Deinen König liebſt. So biſt Du

Du ein edler Portugieſe, und meiner Liebe werth."

„Große, edle Seele!"

„Ich habe den Unglücklichen nicht geſehen; aber ich glaube es, daß er der König iſt, weil Du es ſagſt. Für einen Betrüger würdeſt Du Dich nicht aufopfern."

„Er iſt wahrlich unſer König!

„Gott ſchenke ihn ſeinem Reiche und ſeinen Unterthanen wieder. — Wie ſchmeichelhaft iſt es mir, ſagen zu können: Mein Geliebter iſt der treuſte Freund ſeines Königs in ſeinem Unglück! Er iſt würdig, von mir geliebt zu werden!"

„O Gabriele!"

„Sey Deiner Pflicht getreu, ſo wird auch Deine Geliebte auf Deine Treue rechnen können. — Es macht mich ſtolz, Dich als Begleiter eines Königs zu wiſſen, der unglücklich iſt. Glückliche Könige haben Freunde, wie glückliche

Menſchen, aber wer zeigt ſich im Unglück als Freund? Nur der Edle, der Mann mit großer Seele. — So verehre, ſo liebe ich Dich. — Meine Treue ſchwöre ich Dir nochmals zu. Du kannſt darauf rechnen. — — Sollteſt Du — ach! ſollteſt Du für Deinen König — ſterben — dann deckt mich auf ewig ein heiliger Schleier, und dort — ſehen wir uns wieder."

„Dort ſehen wir uns wieder!"

„Liebend und treu."

„Liebend und treu!"

„So wahr uns Gott helfe und ſeine heilige Mutter!"

„So gewiß und wahr!"

„Nun, dann — ſo ſind wir in Richtigkeit."

„Auf immer!"

„Noch einige Minuten — und dann trennen wir uns."

„Dieſe Augenblicke laß der neidiſchen Zeit uns eben ſo neidiſch ablaufen, als ſie uns dieſelben giebt. O! laß uns empfinden, daß wir auch glücklich ſeyn können.“

Sperluka brachte Delfino den folgenden Morgen Briefe von der Marqueſe, von Gabrielen und Thereſen. Er erhielt ein anſehnliches Trinkgeld, und referirte, was bei der Abreiſe vorgefallen war. Delfino griff noch einmal in die Taſche, und bezahlte auch dieſe Relation ihm gut. Sperluka kam dadurch zu einer Art von Dankbarkeit, die bei Leuten ſeines Schlags am ſicherſten durch Gold erregt wird, in der er in Verbindlichkeiten nicht gern zurück bleiben wollte, und deshalb kam es zu einer Unterhaltung. Er ſah einige Zeit die erhaltenen Zechinen und dann ihren Geber an. Delfino fragte:

„Willſt Du noch etwas, ehrlicher Burſche?"

„Ich habe ſchon genug; — antwortete er. — Ob ich aber ehrlich bin, das ſollen Sie eben jetzt erfahren."

„Wie ſo?"

„Wenigſtens bin ich dankbar. — Alſo hören Sie, was ich Ihnen zu ſagen habe, und merken Sie wohl auf."

„Nun?"

„Ich habe einen Schwager, der heißt Benvenuto, und iſt ein verfluchter Kerl!"

„So?„

„Ja! das können Sie mir glauben! Er iſt ein Kerl, als hätte ihn der geflügelte Löwe *) ſelbſt aus der Taufe gehoben. Dieſer elementiſche Kerl iſt der Bravo des Grafen Loredano, der ihn — das muß ich ſagen, — honett

---

*) Das Wappenbild der Republik Venedig.

bezahlt. Außerordentliche Dienſte bekömmt er ſogar von ihm noch extra bezahlt. Eine ſolche Extra-Zahlung nun von 20 Zechinen gilt Ihnen, Herr Graf.“

„Mir?“

„Wie ich Ihnen — ſo wahr ich lebe! — aus Dankbarkeit — ſage.“

„So?“

„Ich hab's von meiner Schweſter.“

„Alſo — dieſer löwenmäßige Benvenuto —“

„Will und wird Ihnen gelegentlich ein **Benevalete** geben.“

„Wenn ich nicht zuvorkomme, verſteht ſich?“

„Natürlich! — Aber das hält ſchwer. Er iſt auf jeden Fall der Erſte. Freilich, wenn er etwa fehlen ſollte, ſo —“

„Glaubſt Du denn nicht, daß für den Gnor *) Benvenuto ſich ein anderer Benvenuto finden könnte?“

---

*) Gnor, das Venetianiſche Signore, provincialiſirt.

„Das glaube ich. — Aber, er iſt, wie geſagt, ein Teufelskerl!“

„Du fürchteſt ihn doch nicht?“

„Ich? — Wie können Sie ſo fragen! — Er fürchtet mich. Ich treibe mein Handwerk ganze 10 Jahre länger, als er. Er iſt ja bei mir in die Lehre gegangen. Da verliebte er ſich eben in meine Schweſter, und wie er was konnte, heurathete er ſie.“

„Alſo, wenn Du nun dein Teufelskerl das Prävenire ſpielteſt? —“

„Wo denken Sie hin?“

„Für mich! — Auf meine Rechnung.“

„Wenn gleich! — Er iſt doch mein Schwager.“

„Für 40 Zechinen? —“

„Und eine Schweſter wieder in's Haus?“

„Für 50 Zechinen?“

„Sie hat auch einen kleinen Wurm, der noch nichts verdienen kann, und alle Tage eſſen will —“

„Für 60 Zechinen?"

„Wovon ſoll ſie denn leben?"

„Sie beerbt ja ihren Mann."

„Der hat nichts. Das iſt alles nur von der Hand in's Maul. — Ach! es iſt ein miſerables Stückchen Brod! Reich wird keiner dabei, aber an den Galgen kann er kommen, ehe er es ſich verſieht. — Die Sbirren ſind eine gar zu böſe Menſchenrace!"

„Geſetzt nun, Benvenuto brächte es bis zum Galgen?"

„Das kann paſſiren!"

„Wer ernährt dann die Wittwe?"

„Dann wird ſie aus der gemeinen Noth- und Hülfskaſſe ernährt. — Und dann erregt ſie auch Theilnahme; es iſt ein Ehrenpunkt, ſie iſt noch jung und hübſch, und bekömmt den beſten Mann wieder."

„Alſo — Du haſt keine Luſt, das ſchöne Geld zu verdienen?"

„Wäre er nicht mein Schwager —"

„Freilich!“

„Sie ſehen es ſelbſt ein?“

„Ja, ja!

„Es wäre ja gar nicht chriſtlich gedacht!“

„Freilich, freilich! — Ich muß mich alſo an einen andern wenden.“

„Der Teufel! — Ich hätte Ihnen nichts ſagen ſollen. — Ihre Zechinen machten mich weich, ſie ſind ſo brennend neu —“

„Die 60 Stück ſind eben ſo brennend neu, wie die, die Du ſchon haſt. Es verdient ſie gewiß ein jeder gern.“

„Warum das nicht?“

„Ich danke Dir, ehrlicher Sperluka! für Deine Gutheit!“

„Und Sie wollen ſich wirklich nach einem andern umſehen?“

„Muß ich nicht? —“

„Wiſſen Sie was! — — Nehmen Sie einen Vorſchlag an!“

„Nun?“

„Die Sache ſoll ohne Blut ablaufen.“

„Wie ſo?“

„Ich, will mit meiner Schweſter ſprechen.“

„Was ſoll die?“

„Die ſoll ſehen, ob ihr Mann mit ſich handeln laſſen will.“

„Wenn aber nun Loredano —“

„Der erfährt nichts davon. Mein Schwager giebt die 20 Zechinen auf. Dieſe müſſen Sie ihm erſetzen —“

„Gut!“

„Er ſagt: Er könne Sie nicht recht aufs Korn kriegen; es werde ſich aber ſchon noch fügen und dergleichen; bis Sie fort ſind. Nun ſoll meine Schweſter an ihm hören, was er außer den 20 Zechinen, für ſein Ignoriren, noch haben will.“

„Wer giebt mir aber Sicherheit, wenn er das Geld hat?“

„Sein und mein Wort. — Herr!

darauf müſſen wir, ſtrafe mich Gott! halten, ſonſt wären wir verdammt übel daran. — Auf unſer Wort muß man ſich verlaſſen können, wie auf einen Evangelien-Eid, ſonſt verlören wir Kundſchaft, Ehre und Reputation. — Auch ſoll meine Schweſter ihrer Mutter Paternoſter und ihren eigenen Crociato zum Pfande einſetzen. Bei Ihrer Abreiſe geben Sie ein kleines Abhole-Geld, und die Sache iſt gemacht.“

„Gut!“

„Ich will alſo meine Schweſter zu Ihnen ſchicken. Sie iſt ein Weib, wie ein Mädchen, und die Beſte unter uns Geſchwiſtern allen. — Jetzt, Gott befohlen!“

Delfino eilte zum König. Panins kam eben dort an. — Der König von Frankreich hatte ſeinem Geſandten aufgetragen, den Senat zu bitten: er möchte endlich einmal in der Sache des Königs ſprechen, und die Portugieſen nicht länger im Irrthum und Zweifel laſſen. Du Freßne hatte ſeines Königs Befehl befolgt, und man erwartete nun, ſehr geſpannt, die Sentenz des Senats in dieſer wichtigen Sache. — Der Senat verſprach endlich, binnen vier Wochen ſeine Meinung öffentlich bekannt zu machen.

Delfino ging des Abends ſpät vom König, über Ponte Rialto, nach ſeiner Wohnung zu, als er am Abhange der Brücke ganz unvermuthet von einem Vermummten angefallen wurde, der mit einem Dolche nach ihm ſtieß, aber fehlte. — Delfino zog den Degen, und ging auf ihn los. Trotzig blieb jener ſtehen, und zog ſeinen Degen gleichfalls. Sie trafen kaum zuſammen, als er ſchon einen Stich hatte, und zu Boden ſank. Delfino warf den Degen in die Scheide, und eilte in ſeine Wohnung.

Den folgenden Morgen klopfte es gar fein an ſeine Thür, und auf ſein: Herein! trat eine niedliche Venetianerin, bürgerlichen Standes, in das Zimmer.

„Schönes Kind! — begann Delfino; — kömmſt Du auch recht?“

„Das weiß ich nicht, glaube es aber. Der Beſchreibung nach, ſind Sie Don Delfino Maſcaregnas.“

„Der bin ich.“

„Und ich bin Miramika, Sperluka's Schweſter.“

„Benvenuto's Frau?“

„Die bin ich.“

„Die Frau, ſieht Dir kein Menſch an.“

„Man ſagt's.“

„Ich nehme Dich, ohne Mißgriff, für ein Mädchen.“

„Viel Ehre! — Sie ſind geſtern bei Ponte Rialto angefallen worden? — Sie haben aber Ihren Gegner derb gezeichnet. Er hat, wie mein Bruder ſagt, einen teufelmäßigen Stich. Sie wiſſen doch, daß es Graf Loredano war?“

„Ich habe es vermuthet.“

„Er iſt ſelbſt nach Ihnen ausgegangen, weil ihm mein Mann zu lange gemacht, und er Ihre Abreiſe befürchtet hat. — Meinen Mann hat er abgedankt, und hat einen andern Bravo angenommen. Er hat geſagt, mein Mann hielt' es mit Ihnen. — Nun paßt Ihnen der Serino auf.“

„Wie hoch taxirt Dein Mann Serino's Kopf?“

„Gar nicht hoch. — Es giebt aber noch mehrere, die gleich wieder ſeinen

Platz einnehmen. Mein Mann meinte eben, wenn Sie ihn in Ihre Dienſte nehmen wollten, ſo wollte er lieber immer um Sie ſeyn.“

„Das bin ich zufrieden. — Was verlangt er wöchentlich?“

„Was ihm Loredano gegeben hat, 3 Zechinen. Extra-Aufträge hat er apart bezahlt.“

„Gut! — Und was bekömmt Miramika?“

„Hat ſie ſchon etwas verdient?“

„Die Aerzte laſſen ſich jeden Beſuch bezahlen.“

„Bin ich ein Arzt?“

„Kannſt Du es nicht ſeyn? — Zudem ſieht man etwas Schönes doch auch nicht immer umſonſt.“

„Ach Herr Graf! als Mädchen hätten Sie mich ſehen ſollen!“

„Wer ſollte nicht über der Frau das Mädchen vergeſſen?“

„Nein! gewiß nicht! — Fragen Sie meinen Mann.“

„Da ich Dich aber nicht als Mädchen gekannt habe, ſo bin ich zufrieden, Dich als Frau kennen zu lernen.“

„Soll ich meinen Mann zu Ihnen ſchicken?“

„Je eher, je lieber! — Aber dann werde ich Dich nicht mehr ſehen.“

„Was haben Sie davon?“

„Darauf willſt Du doch keine Antwort haben?“

„Warum nicht? — Bericht und Beſcheid auf alles, wenn's möglich iſt.“

„Sie ſagte das mit einer ſo neckiſchen Bewegung, und drehte ſich dabei ſo ſchnell auf dem Aufſatze herum, daß ſie aus dem Gleichgewicht kam und zu Boden geſtürzt wäre, wenn Delfino ſie nicht aufgefangen hätte. Er drückte ſie an ſich, und gab ihr einen Kuß; ſie lächelte, gab ihm den zweiten ſelbſt, und wer weiß, wie viele Küſſe noch gegeben und genommen ſeyn würden, wären Delfino's Blicke nicht ſo eben und noch zu rechter Zeit auf Gabrielens Bildniß gefallen, das an der Wand hing. — Das brachte ihn ſchnell wieder zu ſich. Er drückte der Gefälligen eine Zechine in die Hand, und empfahl ſich ihrem Wohlwollen.

Miramika ſah ihn betroffen, dann die Zechine freundlich an, und fragte ganz ernſthaft:

„Geben Sie für jeden Kuß eine Zechine?“

„Nicht immer.“

„Sonſt müßten Sie auch ſteinreich ſeyn.“

„Meinſt Du?“

„Ich begreife zwar nicht, was Sie —“

„Beſuche mich bald wieder.“

„Hm! — Wer weiß, ob ich das thue. — Sie ſalutirten, ich antwortete, und — nun ſegeln Sie weiter? — Eigentlich ſollte ich das übel nehmen. Ich will's aber nicht

thun.

thun. — Adio! freundlicher Herr Graf!“

„Du haſt alles falſch genommen.“

„Nicht ich; Sie haben das gethan. — Gott befohlen!“

Vierter Abſchnitt.

Omnia sunt ingrata;
Nihil fecisse benigne est!

N. Bucholcer.

Die halbe Welt war begierig, den Ausſpruch des weiſen Senats, den man damals für die Quelle aller Staatsklugheit hielt, zu erfahren. Endlich erfolgte er *), und es wurde dem Könige befohlen, binnen acht Tagen, bei ewiger Galerenſtrafe, das Gebiet der Republik zu verlaſſen. — Ein Ausſpruch, der für einen Betrüger zu gelinde, für einen Prinzen aber zu grauſam war.

---

*) Den 16. Decemb. 1600.

Es war gewiß, der Senat konnte den König nicht als Betrüger zur Schau ſtellen; ausliefern mochte er ihn nicht, und ihm Recht zu geben, wagte er nicht. Er ſchlug alſo einen Mittelweg ein, und gab ihm Gelegenheit, anderswo Gerechtigkeit zu ſuchen. — So nahm es auch der Franzöſiſche Geſandte, ſo nahmen es die Portugieſen.

Dieſe berathſchlagten ſich nun, welchen Weg der König zu nehmen habe, um zu Schiffe nach Portugal zu kommen. Don Delfino beſtand auf dem Wege durch Graubunden und die Schweiz nach Frankreich; andere zogen den Weg durch Toskana vor. Dieſer Meinung war der König ſelbſt zugethan. Er hoffte dort bei dem Großherzog Ferdinand I. Unterſtützung zu finden, und von Livorno aus in ſein Reich zu kommen.

Vergebens bot Delfino ſeine ganze Beredſamkeit auf, vergebens bewies er, der Weg durch die Schweiz ſey ſicherer; Ferdinands ſchwankende Politik ſey bekannt; der König ſey in Toskana unter lauter Katholiken nicht halb ſo ſicher, als unter den reformirten Schweizern; — ſeinen Gründen wurden andere entgegen geſetzt, und es blieb bei der Tour durch Toskana.

Der Marques Abrantes verließ Venedig, und ging nach Florenz. — Der Franzöſiſche Geſandte komplimentirte, wünſchte dem Könige alles, was er verdiene, und wollte ihm einen Zehrpfennig ſchicken, der aber nicht angenommen wurde.

Der König wurde in ein Dominikaner-Kleid gehüllt, und trat ſeinen Weg an. Zu dem Senator, der ihn aus dem Gefängniß führte, ſagte er:

„Ich danke dem Senat für die Beſchützung meiner Perſon, wenn es gleich nur eine Beſchützung im Kerker war. Ich glaubte freilich, ganz gerechtfertiget aus Venedig gehen zu können; aber der Himmel und der Senat haben dies nicht gewollt. Ich werde, wenn ich wieder in mein Reich komme, der Republik und dem Senat den Kleinmuth nicht anrechnen, mit welchem ſie es nicht wagen, der Welt zu ſagen: Alle Beweiſe, die er uns gegeben hat, berechtigen uns, wirklich zu glauben, und überzeugt zu ſeyn, daß dieſer Sebaſtiano, der bei uns ſo lange im Kerker ſaß, der wahre König, dieſes Namens, von Portugal iſt. — Der Spaniſche Monarch iſt mächtig, rachgierig, und die Venetianer ſind nicht mehr die Mächtigen, die ſie waren. — Ich danke für alles, was mir Gutes geſchehen iſt, und ich hoffe, der Allmächtige wird mich wieder in den Stand ſetzen, dies vergelten zu können. Gott ſegne die erlauchte Republik Venedig!"

Zu den Portugieſen aber ſagte er:

„Ihr wißt eure Wege, und wißt, wo wir uns wieder ſehn. Mein Sohn Delfino aber geht mit mir. — Panino geht voraus, und überbringt dem Großherzog meinen Brief, in welchem ich ihn um ſeinen Schutz bitte.“

So verließ der König das Gefängniß und Venedig; Delfino mit ihm.

Kaum hatten ſie das Florentiniſche Gebiet betreten, als ſie arretirt und nach Florenz geführt wurden. Panino war ſchon feſt genommen worden.

Der König wurde vor den Großherzog geführt. Edel und groß ſagte er zu ihm:

„Wie es ſcheint, ſoll ich den Spaniern überliefert werden?“

„Der Großherzog ſchwieg. Der König aber ſprach weiter:

„Iſt das Dein Wille, ſo haſt Du mich gegen Treue und Glauben betrogen und gefangen genommen. Du haſt alle Achtung gegen meine königliche Würde, gegen die Haus-götter und das Recht der Gaſtfreundſchaft bei Seite geſetzt! Ein Prinz handelt eben nicht löblich, wenn er Einen, der ihn um Schutz anſpricht, ſeinen Feinden überliefert. — Glaubſt Du denn, daß Dein Betragen Dir bei Deinen Zeitgenoſſen und bei der Nachwelt Ruhm bringen wird? — Hat der König von Spanien etwas mit mir auszumachen, ſo laß uns gegen einander in die Schranken treten. Ziemt es Dir, Dich in einen Streit zu miſchen, den die klugen Venetianer ſo ſorgſam vermieden? Willſt Du, daß mein unſchuldiges Blut, daß die Verwünſchungen der Portugieſen gegen Dich um Rache ſchreien ſollen? — — Laß ungehindert meinen Weg mich wandeln, und überlaß es dem Allmächtigen, mit mir zu verfahren, wie es mir gebührt."

Der Großherzog ſchwieg, winkte, und der König wurde fort in's Gefängniß geführt.

Vergebens verlangte Delfino, mit dem Könige zugleich in's Gefängniß geführt zu werden. Es geſchah nicht. — Er wurde zum Marques Abrantes gerufen.

„Ich wundere mich ſehr, — redete ihn dieſer an, — daß Graf Maſcaregnas ſich von einem Betrüger ſo ſehr irre führen laſſen kann!"

„Ein Betrüger, — antwortete Delfino, — iſt Sebaſtiano nicht. Er iſt der König der Portugieſen.

„Welche Träume!"

„Es ſind Wahrheiten. — Alle, die ihn kennen, haben ihn wieder erkannt."

„Gewiſſe zufällige Kennzeichen, wovon die meiſten durch Kunſt hervorgebracht werden ſind —“

„Die Kunſt macht keine kurzen und langen Glieder, keine Augen, Naſen und Lippen, wie man ſie braucht. — Warum hat der Senat in Venedig ihn nicht öffentlich für einen Betrüger erklärt?“

„Des Venetianiſchen Staats Engbrüſtigkeit iſt bekannt; er wird ewig auf beiden Achſeln tragen, bis er einmal mit der Republik zugleich aufgelöſet wird.“

„Der König hat Beweiſe gegeben —“

„Die man als Beweiſe annahm. — Maſcaregnas! laſſen Sie ſich nicht täuſchen!“

„Gewiß nicht!“

„Sie haben zu verlieren.“

„Das weiß ich.“

„Sie haben Güter, und ſind Vaſall meines Königs.“

„Leider!“

„Sie haben eine Braut in ſeinem Reiche.“

„Leider!“

„Geben Sie Ihren Irrthum auf!—“

„Ich bin nicht im Irrthum.“

„Sie ſind es! — Man hintergeht Sie!“

„Nein!“

„Und was können Sie dem Betrüger helfen?“

„Er iſt kein Betrüger!“

„Nichts. — Aber ſich ſchaden, können Sie. — Verkennen Sie meine Freundſchaft nicht!“

„Gewiß nicht! — Sie handeln nach Ihren Verhältniſſen, nach Ihrer Ueberzeugung; ich handle nach der meinigen.“

„Ich reiſe nach Toledo zurück. Haben Sie etwas an Gabrielen zu beſtellen?“

„Tauſend Grüße!“

„Keine Briefe?“

„Auch Briefe, wenn ich Sie damit beſchweren darf.“

„Sie ſollen pünktlich beſtellt werden.“

„Leben Sie wohl, und reiſen Sie mit Gott!“

„Maſcaregnas! — Junger Mann! — Wollen Sie ſich gewaltſam in's Verderben ſtürzen?“

„Sie wiſſen, wie ich denke.“

„Auch jetzt noch, da alles verloren iſt?“

„Nur die Todten ſind verloren.“

„Was können Sie noch hoffen?“

„Alles.“

„Maſcaregnas! — Es iſt vergebens. Der Mann, für den Sie ſich aufopfern, iſt verloren. Kein Menſch rettet ihn.“

„So ſchütze ihn Gott!“

„Er wird nach Neapel an den Vicekönig abgeliefert.“

„Wie?“

„So iſt es.“

„Und das könnte, das wird der Großherzog thun?“

„Er wird es thun.“

„Unglücklicher König! — Warum folgteſt Du meinem Rathe nicht, und nahmſt nicht den Weg, den ich Dir vorſchlug!“

„Von Neapel, wo er beſtraft wird —“

„Beſtraft?“

„Oeffentlich.“

„Oeffentlich? — Der König?“

„— wird er nach Spanien geführt.“

„Und dort wird er ermordet. Denn Philipp kennt kein Recht, als das Recht des Schwerdtes. Wer ſeinen Sohn hinrichten ließ, der wird des Neffen nicht ſchonen, der eine Krone zurück fordert. Non unus sufficit orbis! *). Armer

---

*) König Philipp II. Wahlſpruch.

Sebaſtiano! Du fällſt in die Hände des Herrn der beiden Indien.“

Abrantes, der ſich bei dieſer Rede hinweg gewendet hatte, wendete ſich jetzt wieder zu Delfino, nahm ihn bei der Hand, und fragte:

„Maſcaregnas! — Sie wollen alſo verbannt und Ihrer Güter beraubt ſeyn?“

„Mit Verachtung müßte Portugal, müßte die ganze Welt auf mich blicken, verließe ich den König.“

„Sie haben dieſen Mann begleitet, bis dahin, wo er nicht mehr zu retten war. Sie haben redlich bei ihm ausgehalten. — Was Sie nun thäten, thäten Sie ja nur aus Vorſicht, aus Schuldigkeit für ſich ſelbſt.“

„Ich bin kein furchtſamer, treuloſer Unterthan meines Königs!“

„Sie wollen Gabrielen unglücklich wiſſen?“

„Das wird ſie nicht werden.“

„Ihre Anhänglichkeit an Sie —"

„Was hat die Liebe mit politiſchen Meinungen zu thun?"

„Man weiſet ihr vielleicht ein Kloſter an —"

„Und mich führe man mit zum Schafott, denn ich verlaſſe meinen König nicht!"

„Der Marques beurlaubte ſich ſchweigend, und Delſino verließ verlegen ſeine Wohnung."

Panino ſuchte ihn auf. Er trat ihm mit der Nachricht: es ſey alles verloren, entgegen.

Mit einem kalten: „Ich weiß es! —" antwortete Delſino.

„Und was willſt Du thun? —" fragte ihn Panino.

„Dem König folgen, wohin man ihn auch führen mag!"

„Zum Blutgerüſt?"

„Auch dahin."

„Du biſt der Letzte Deines Hauſes."

„Nicht der letzte Menſch."

„Deine Güter —"

„Ein blindes Ungefähr warf ſie mir bei der Geburt zu. Ich konnte auch der Sohn eines Bettlers werden. Nackend kam ich in die Welt. Ich habe bei meiner reichen Bedeckung kein Verdienſt."

„Gabriele!"

„Genug! — Und was willſt Du thun?"

„Ich kehre nach Portugal zurück, was die andern Portugieſen auch thun werden. Wer kann es wagen, der Uebermacht zu trotzen?"

„Ich."

„Du wirſt unterliegen."

„Sey es!"

„Freund! —"

„Panino! — Wo wird der König bewacht?“

„Im Kaſtel.“

„Panino! — Wenn der König aus Florenz geführt wird, und einige entſchloſſene Männer ſeine Bedeckung anfielen, ſie zerſtreuten —“

„Es holen ihn Spaniſche Soldaten aus Neapel ab.“

„Sind ſie unſterblich?“

„Für uns beide, ja!“

„Wo ſind die andern Portugieſen?“

„Fort.“

„Wir können Banditen miethen.“

„Die unſer Geld nehmen, uns verlaſſen, oder gar etwa uns ſelbſt binden und den Spaniern überliefern.“

„Ich gehe nach Tunis; ich miethe ein Schiff, falle das Schiff an, auf welchem der König nach Spanien geführt wird, und befreie ihn.“

„Der

„Der Einfall iſt ſonderbar, aber er kann ausgeführt werden.“

„Gehſt Du mit mir?“

„Das kann ſeyn.“

„Entſchließe Dich!“

„Bis morgen.“

Den folgenden Tag hatte Panino Florenz verlaſſen.

Delfino übergab dem Marques Abrantes Briefe an Gabrielen, und dieſer nahm freundlich Abſchied von ihm, ohne weiter ein Wort von des Königs Sache einfließen zu laſſen. Er reiſete den folgenden Tag aus Florenz ab. — Delfino ging frei und ungehindert allenthalben umher.

Er irrte gedankenvoll am Arno hin, und warf ſich endlich unter einem Baum in's Gras. — Hier nahte ſich ihm ein Bernhardiner Mönch, blieb vor ihm ſtehen, ſah ihn bedeutend an, und fragte:

„Nicht wahr, ein Portugieſe?“

„Ein Portugieſe.“

„Der Letzte, der hier geblieben iſt?“

„Der Letzte.“

„Mein Herr! — Sie haben doch Zutrauen zu dieſem Gewand?“

„Warum nicht? — Der Rock macht den Mann nicht.“

„Können Sie Zutrauen zu meinem Geſicht haben?“

„Ja.“

„Aufrichtig?“

„Ganz aufrichtig.“

„Ich bin der Prior des nahe gelegenen Kloſters. Wir folgen der Ordens-Regel des Heil. Bernhard.“

„Das ſehe ich an Ihrem Gewande.“

„Vor acht Tagen ſtarb ein Mönch meines Kloſters, von Geburt ein Portugieſe, aus Villaviſoſa gebürtig, ein

ein gar merkwürdiger Mann, und von Geburt, von Adel. Dieſer war als Soldat mit dem König Sebaſtiano nach Afrika geſchifft."

„Nun? —"

„Er hat dort gefochten, unter den Augen des Königs, mit und neben ihm."

„Und? —"

„Da nun von Venedig aus die Mähre auch zu uns kam, der König lebe noch, ſchüttelte er den Kopf, und ſagte: Der König lebt nicht mehr. Er iſt an meiner Seite gefallen, war todt und blieb todt, was wir auch alles verſuchten, ihn wieder in's Leben zurück zu bringen."

„Herr Prior! — Sie können nicht lügen. — Ihr Geſicht widerſpricht Ihrer Erzählung. — — Vielleicht hat — — — Sie kennen doch den Marques Abrantes?"

„Ich kenne ihn."

„Und ich verkenne Ihre und des Marques gute Abſicht nicht. — Mich ſcheidet nichts von meinem Könige, als der Tod."

„Er ſtieg auf. Der Prior drückte ihm die Hand, und ging davon.

Delfino ging in die Stadt zurück. Haſtig folgte ihm jemand in ſein Haus, und auf ſein Zimmer nach. Er ſchlug den Mantel aus einander, und **Benvenuto** ſtand vor ihm.

„Benvenuto? — Du? — Hier?"

„Ich: — hier!"

„Wie das?"

„Wie alles Gute und Schlimme kömmt, unverhofft."

„So?"

„Die Polizei wollte mich nicht mehr in Venedig leiden, und ich bin emigrirt."

„Was fingſt Du an?"

„Ein mißgerathener Schuß brachte

mich in's Malheur. — Ich ſchieße nicht gern; aber ich hatte, der Teufel weiß, wie, den Dolch verloren. In der Affaire war ich, was wollte ich machen? — So kam das Unglück über mich.“

„Nun willſt Du hier bleiben?“

„Bewahre! Da käm' ich aus dem Regen in die Traufe. — Nein! Hier iſt nichts für mich zu thun. Es geht weiter.“

„Nach Rom?“

„Nein! — Dort iſt auch nichts zu machen. — Nach Neapel will ich. Dort habe ich Bekannte, die ſich gut nähren.“

„Und Deine Frau iſt in Venedig geblieben?“

„Ich dachte gar! — Mirannika verläßt mich nicht.“

„Sie iſt mit hier?“

„Sie hat Sie zuerſt geſehen. Sie ſagte mir's, und ſagte, den Herrn Grafen Maſcaregnas mußt Du beſuchen.

Und ich habe es gethan. — Morgen will ſie ſelbſt ihre Aufwartung machen. Sie ſtaffirt ſich erſt ein wenig aus.“

„Benvenuto! Es iſt viel Geld zu verdienen.“

„Für mich?“

„Für Dich und mehrere.“

„Für mich und mehrere? — Wie meinen Sie das?“

„Haſt Du hier keine Bekanntſchaften?“

„Bekanntſchaften?“

„So — von Deinesgleichen?“

„Von Meinesgleichen? — Warten Sie einmal! — Bartolo, Tonio — Trond — — Drey.“

„Zu wenig!“

„Zu wenig?“

„Viel zu wenig!“

„Dieſe Drey haben auch Bekannte. Wenn etwas Rechtes auf dem Spiele ſteht —“

„Alle ſollen gut bezahlt werden.“

„Nennen Sie mir erſt das Geſchäft."

„Aber —"

„Reinen Mund? — Machen Sie doch keine Umſtände! — Wir kennen uns ja!"

„Was ſagt man in Venedig dazu, daß der Großherzog den König von Portugal hat feſt nehmen laſſen?"

„Man zuckt die Achſeln. — Sie kennen ja die Venetianer!"

„Er will ihn nach Neapel ſchleppen laſſen. — Man erwartet Spaniſche Soldaten. Dieſen ſoll er überliefert werden."

„Und dieſen ſoll er abgejagt werden?"

„Das iſt das Wagſtück."

„Herr Graf! — das iſt ein verdammtes Stück Arbeit!"

„Sonſt trüg' ich's Dir nicht an."

„Ich danke für das gütige Zutrauen!"

„Ein ſolches Stück machte Dir Ehre, und brächte Dir Brod auf Lebenszeit.“

„Auf Lebenszeit?“

„Glaubſt Du nicht, daß der König ſeinen Erretter in Portugal königlich belohnen würde?“

„Auch meine Kameraden?“

„Auch dieſe.“

„Corpo di Baccho! das wäre ja, wie man's nur wünſchen könnte! — — Aber ein teufelmäßiges Stück Arbeit iſt und bleibt es dennoch. — Unter 50 bis 60 Mann ſchickt der Vicekönig gewiß nicht. Reuter werden auch dabei ſeyn. Wenn man nun —“

„Ueberlege das Unternehmen zu Hauſe, bei einer Flaſche Wein.“

„Aus dem Arno? — Herr Graf! ich bin arm, wie ein neugebornes Kind. — Warum ſollte ich es Ihnen verhehlen? — Groß thun iſt meine Sache nicht. Ich ſage es gerade heraus, wo mich der Schuh drückt.

„Den Schuh wollen wir gleich weiter machen. Wir werfen einige Zechinen hinein, und —"

„Da weitet er ſich gleich aus. — Der Herr Graf haben einen exzellenten Leiſten!"

„Wenn der König befreit würde —"

„Ei! ich wünſche es ſelbſt."

„Und durch Dich —"

„Je nun! blieb ich, ſo würden Sie es ſchon meiner Frau genießen laſſen. —"

„Liſt könnte vielleicht noch mehr thun, als Gewalt."

„Ich will's überlegen."

„Zwanzig Kerle Deines Schlags —"

„Ja! lieber Herr Graf! von dieſem Kaliber werden ſie nicht allenthalben gemünzt."

„Wann ſehe ich Dich wieder?"

„Morgen Abend. — Am Tage gehe ich nicht gern aus. — Die Sbirren taugen hier alle nichts. Es ſind hungerige, fatale Lumpenhunde, und liegen den ganzen Tag auf den Straßen herum. Wenn's dunkel iſt, drückt man ſich doch eher durch.“

„Gut! — Morgen Abend.“

„Denken Sie indeſſen auch ein wenig darüber nach. Und morgen früh will ich mich erkundigen laſſen, wie Sie geſchlafen haben.“

Den folgenden Morgen erſchien die artige Miramika, und erkundigte ſich: wie der Herr Graf geſchlafen habe?

„Wir haben — ſagte ſie, — geſtern Abend Ihre Geſundheit, auf guten Schlaf und auf gute Träume, getrunken. Mein Mann war erſtaunend aufgeräumt und heiter, und ſagte: Der Herr Graf iſt der nobleſte Kavalier, den ich Zeit meines Lebens habe kennen lernen. — Und, er kennt der Herren Kavaliere gar viele.“

„Du auch?“

„Nicht die Hälfte ſo viele, wie er. — Ich bin nicht neugierig.“

„Und mich mußteſt Du doch ſehen.“

„Das iſt etwas ganz anderes! Und noch dazu ſchickt mich mein Mann zu Ihnen. Sie haben ihm gewiß etwas aufgetragen? Er ſimulirt ganz vertieft in der Stube umher, und ſpricht mit ſich ſelbſt.“

„Hat er Dir nichts davon geſagt?“

„Wo denken Sie hin? — Was gehen mich ſeine Geſchäfte an?“

„Was werden jetzt Deine Liebhaber in Venedig machen?“

„Ich hatte nur einen, und der war's auch nur ſo halb und halb. Der wird ſich zu tröſten ſuchen.“

„Geht das ſo leicht?“

„Es muß gehen.“

„Du ſprichſt doch aus Erfahrung?“

„Leider! — Eine Frau hat nur

Liebhaber für Stunden und den Mann für immer. Ein Mädchen hat Liebhaber für Ewigkeiten, und den Troſt, nur für Stunden. Eine Braut iſt das beklagenswürdigſte Geſchöpf in der Welt. Jede Stunde hat 60 Minuten, und iſt der Bräutigam nicht bei ihr, ſo haben die Stunden eine Länge, die nicht mit Zahlen auszudrücken iſt. — Iſt ſie von dem Bräutigam entfernt, ſo hat ſie keinen Troſt, als ein Briefchen. Bleibt das einmal länger, als gewöhnlich aus, ſo bekömmt jede Sekunde eine Dauer von einer Stunde. — Ach! man hat ſeine Noth mit den Männern! Wenn wir ſie nur entbehren könnten!"

„Das iſt eben das Unglück, daß ihr es nicht könnt!"

„Und für die Männer iſt es ein Glück."

„Sagt das Benvenuto auch?"

„Herr Graf! Was denken Sie von meinem Manne? — Der liebt mich, wie ſeine Augen."

„Und iſt nicht eiferſüchtig?“

„Derb!“

„Und läßt Dich, ſo ganz allein, zu mir gehen?“

„Ich habe ihm ſchon geſagt, daß bei Ihnen für ihn und für mich gar nichts zu fürchten iſt.“

„Nichts?“

„Das habe ich ja ſchon erfahren.“

„Es iſt mir lieb, daß ich in ſo gutem Kredit ſtehe!“

„Nicht wahr? — O! Sie ſind ein ſcharmanter Herr! Geſtern haben Sie uns einen ſo frohen Abend gemacht, daß ich Sie dafür recht herzlich und dankbar küſſen muß. — Sie nehmen doch meinen Dank an?“

„Ich nehme ihn an, und bleibe nicht in Deiner Schuld.“

„Wir hätten uns geſtern Abend wahrhaftig mit Waſſer und Brod begnügen müſſen!“

„Armes Weibchen!“

„Ja! arm bin ich; das iſt wahr.“

„Mußt ſo mit Mann und Kind herum ziehen.“

„Mein Kind habe ich in Venedig bei meinem Bruder gelaſſen. Es hätte die Strapazen nicht ausgehalten.“

„Und wenn Du älter wirſt —“

„Daran mag ich gar nicht denken!“

Die Thür des Zimmers ging auf, und Benvenuto trat ein. — Seine Frau mußte gehen, und er begann:

„Ich habe den Abend nicht erwarten können.“

„Haſt Du etwas ausgeſonnen?“

„Ich habe.“

„Nun? —“

„Sehen Sie, Herr Graf! ich habe alles hin und her überlegt; ich habe es bedacht und gedreht, herüber und hinüber. —— Zwanzig Kerle hier in Florenz zu einer ſolchen Expedition zuſammen zu bringen, hält ſchwer. Zudem, unter ſo vielen kann leicht etwas verrathen werden. Es beſäuft ſich etwa einer von den Waſſermännern, wenn er einmal Geld hat, ſchwatzt dummes Zeug, und wir ſitzen feſt. — Unſerer Drey wollen es ausführen. Ich, Bartolo und Tonio. — Nun hören Sie, wie. — Bartolo und Tonio haben fünf Brüder und Söhne, die unter der Beſatzung des Kaſtels ſtecken, brave Kerle, die gern etwas verdienen. Sie werden honett bezahlen, das weiß ich."

„Darauf kannſt Du Dich verlaſſen!"

„Wie geſagt, das weiß ich! — Vor der Hand verlange ich blos 100 Zechinen auf Abſchlag."

„Die ſollſt Du haben."

„Und das Verſprechen, daß Sie, wenn ich bleibe, für meine Frau und für mein Kind ſorgen."

„Aufs beſte!"

„Nun müſſen Sie aus der Stadt. — Sehen Sie das ein?"

„Natürlich!“

„In Toſcanella erfahren Sie, wie der Spaß abgelaufen iſt. Befreien wir den König, ſo wird er in den Schlupfwinkeln der Apenninen verſteckt, bis wir ihn ſicher in einen Hafen und zu Schiffe bringen können.“

„Alles gut!“

„[illegible]“

„Nicht wahr? — Ja! was ich einmal durchdenke, das denke ich recht durch!“

„Das höre ich!“

„Morgen Abend wird es ausgeführt. — So etwas muß ſchnell gehen. — Die Spanier ſind, wie ich höre, ſchon im Anmarſch; 200 Mann ſtark; die Hälfte Kavallerie. Es iſt keine Zeit zu verlieren.“

„Hier

„Hier ſind 100 Zechinen. Hier ſind zum Weine 10 Zechinen extra.“

„Generös, beim Teufel!“

„Und die Belohnungen —“

„Es iſt mir nicht bange darum. — Wenn's nur glückt!“

„Ich hoffe es!“

„Ich auch, ſonſt unternähm ich es nicht. — Die Zeit iſt kurz. — Geben Sie mir nun noch Geld, daß ich Mannskleider für meine Frau, und einen Eſel kaufen kann. — Zwei Stunden nach Tiſche hält ſie vor dem Thore. Sie finden ſie, und reuten mit ihr fort. — Ihr Name bleibt aus dem Spiele, und ſtirbt mit mir. — Reiſen Sie glücklich, und kommen Sie geſund und wohl, mit meiner

Frau, nach Toscanella! Leben Sie wohl!“

Er ging, und Delfino bereitete ſich zur Abreiſe. — Zwei Stunden nach Tiſche ſetzte er ſich aufs Pferd, fand ſeine Begleiterin vor dem Thore, und trabte mit ihr davon.

Drittes Buch.

War der Schlüſſel wohl zu finden,
wenn ihn nicht die Liebe gab? —
Sehnſt Du Dich jetzt auch nach Binden,
oder lieber nach dem Stab,
der die offnen Arme engt,
und verſchloßne Schlöſſer ſprengt?

Fünfter Abſchnitt.

Saepe in neglectis reperitur gemma lapillis,
Saepe cadus vilis nobile nectar habet.

Nic. Borbon.

Als ſie in Toscanella angekommen waren und ein gutes Logis hatten, bat ſich Miramika die Erlaubniß aus, ſich ein wenig pflegen zu dürfen, die ſie leicht erhielt, weil die ungewohnte Art zu reiſen ſie ſtark mitgenommen hatte. Delfino aber ließ es an nichts fehlen, und ſeine Begleiterin erholte ſich bald wieder.

„Aber, Herr Graf! — fing ſie an; — löſen Sie mir doch das Räthſel unſerer Reiſe.“

„Dein Mann führt etwas aus, wozu er Dich nicht brauchen kann."

„Das merke ich wohl! Aber, was iſt das?"

„Das bleibt ein Geheimniß."

Sie ſchwieg. — Nach einer kleinen Pauſe kam es wieder zum Geſpräch.

„Bleibe ich denn bei Ihnen?"

„Bis Dein Mann zurück, und zu uns kömmt."

„Wenn er aber nicht kömmt?"

Dann — bleibſt Du auch bei mir."

„Alſo — es iſt doch möglich, daß er nicht kömmt?"

„Möglich iſt es."

„So bin ich alſo an Sie verhandelt?"

„Dann — mir vererbt."

„Mein Gott! welch ein elendes Handwerk! — Und alles das für — Geld! — O Herr Graf! wenn Ihre Gemalin, die Sie liebten —"

„Beruhige Dich, Miramika! — Ich bin Dein Freund!"

„Wenn Sie auch das nicht ſeyn wollten! —“

„Benvenuto gründet, wenn ihm ſein Wageſtück gelingt, ſein Glück auf Lebens Zeit.“

„Und gelingt es nicht, ſo hängt er? — Und Sie —?“

„Wenn er gehängt wurde, ohne daß Du mich kannteſt —“

„Elender Benvenuto! — Lebe wohl! Mir ſagt es mein Herz: Ich ſehe Dich hier nie wieder!“

Sie blieb den ganzen Tag traurig und durchwachte die Nacht. — Delfino war nicht beſſer daran. Seine Unruhe ließ ihn nicht ſchlafen. Miramika hörte ihn ſeufzen, und ihre Seufzer antworteten den ſeinigen.

„Wir ſind beide unglücklich! —“ ſagte ſie endlich.

„Und können beide recht glücklich werden; —“ ſetzte er hinzu.

Schon waren ſie acht Tage in Toscanella, und es kam noch immer keine Nachricht. Delſino wurde mit jeder Stunde unruhiger, und Miramika, die nach und nach ſich gefaßt hatte, verſuchte vergebens, ihn zu beruhigen. — So verfloſſen zwölf Tage; es kam keine Nachricht; und Delſino gab alles verloren. Miramika wurde verlegener, und Delſino war außer ſich.

Die vierzehnte Nacht war ſehr unruhig. Es ſchien in dem Orte etwas vorzugehen. Früh fragte er ſeinen Hauswirth darum.

„Ich kann Ihnen — antwortete dieſer — darauf mit richtiger Auskunft dienen; denn ich bin Stadtmeiſter, und habe dieſe Nacht zu ſchaffen und zu ſchicken genug gehabt. Die Unruhe, die Sie verſpühret haben, kam daher, daß dieſe Nacht 200 Mann Spanier, Infanterie und Kavallerie, hier einrückten, die einen Staatsgefangenen nach Neapel führen. Es iſt dieſes der falſche Portugieſen-König, ein Betrüger, dem ſein Recht in Neapel angethan werden wird."

„So?"

„Ja! dieſen haben ſie in einer verſchloſſenen Karoſſe hier durch geführt. — Es iſt, wie mir der Oberſt, der das Korps kommandirt, — ein ſcharmanter, humaner Mann! — erzählte — da ich ihm ein Glas Wein auf dem Rathhauſe vorſetzte, — ein verdammter Streich geſchehen. Der Vagabund iſt beinahe in Florenz von der Citadelle weggeführt worden."

„Und das Unternehmen iſt verunglückt?"

„Gott ſey Dank! ja. — Sie haben ihn ſchon bis an's Fallgatter gehabt; da iſt Lärm geworden, und man hat ihn wieder erwiſcht. Von den Komplottiſten aber hat man nur einen einzigen, einen gewiſſen Venetianer, beim

Felle bekommen. Er hat zwei Mann maſſakrirt, ehe man ihn hat bändigen können. Endlich hat er ſich ſelbſt den Reſt mit einem Dolchſtiche gegeben, und iſt, nur halb lebendig, an den Galgen gehängt worden. — Er hat einen Reiſepaß, von Piſa aus datirt, bei ſich gehabt, darinn hat geſtanden, er hieße Benvenuto Cigliani."

Miramika ſtürzte in's Kabinet, welches Delſina ſogleich, ganz anſcheinend gelaſſen, hinter ihr verſchloß, ohne daß der Stadtkeiſier etwas merkte, der indeſſen fortfuhr:

„Er hat viel Gold bei ſich gehabt, und man vermuthet, er ſey das Werkzeug Vornehmer geweſen."

„Möglich!"

„Sogar wahrſcheinlich!"

„Und der — Staatsgefangene wird nach Neapel geführt?"

„Ja! — und dann —"

„Dann? —"

„Ach Gott! Dann werden ſie ihn ſchon weiter ſchicken, in's andere Leben, ad beatorum convivia!“

Als der Stadtmeiſter das Zimmer verlaſſen hatte, ging Delfino in's Kabinet. Miramika lag weinend auf dem Bette. Er ergriff ihre Hand:

„Miramika! Dein Mann lebt nicht mehr, Du haſt ihn verloren. Ich verliere meinen König; alle Portugieſen verlieren ihren rechtmäßigen Beherrſcher mit mir. — Du biſt nicht verlaſſen: Dein Freund iſt bei Dir. — Beruhige Dich, und folge mir in ein anderes Land!“

Miramika ſchien ſich zu faſſen, und antwortete:

„Was Sie für mich thun wollen, überlaſſe ich Ihrer Großmuth. Mich aber laſſen Sie nach Venedig zurück, zu den Meinigen, zu meinem Kinde gehen.“

„Iſt das Dein ernſtlicher Entſchluß?“

„Er iſt es.“

„Ich gehe nach Neapel.“

„Ich reiſe zurück nach Venedig.“

„Heut noch reiſe ich von hier ab.“

„Ich wünſche Ihnen eine glückliche Reiſe!“

„Du willſt nicht mit mir gehen?“

„Es kann und darf nicht ſeyn! — Sie wiſſen meinen Entſchluß!“

Delfino hinterließ Miramiken einen koſtbaren Ring und eine Goldbörſe, ſetzte ſich aufs Pferd, und ſchlug den Weg über Rom, nach Neapel ein. — Miramika reiſete gleich nach ihm auch ab.

Als Delfino in Neapel ankam, war der König noch nicht daſelbſt eingetroffen; erſt den fünften Tag nach ihm kam er dort an. — Sogleich war die ganze Stadt in Bewegung, und einer rief dem andern zu: der falſche Sebaſtiano iſt aufs Kaſtel gebracht worden!“

Gleich den folgenden Tag ließ der Vicekönig ihn vor ſich führen. Sebaſtiano trat mit der erhabenen Miene und dem Muthe ein, mit welchen er dem Senat zu Venedig und dem Großherzog von Toskana unter die Augen getreten war.

Er ging auf den Vicekönig zu, und ſagte ganz freundlich:

„Bedecken Sie ſich, Graf Lemos!“

Der Vicekönig ſah ihn verwunderungsvoll an, und fragte:

„Wer giebt Dir das Recht, mich mit ſolcher Kühnheit anzureden?“

Ernſthaft und gelaſſen erwiederte der König:

„Dieſes Recht wurde mit mir geboren.“

Als der Graf dieſes unbeantwortet ließ, ſprach der König weiter:

„Graf Fernando Ruiz Lemos, aus dem Hauſe Caſtro, ſtellt ſich zwar, als kenne er mich nicht, aber er muß mich kennen. Er wird ſich erinnern, daß mein Oheim, König Philipp, ihn zweimal als Geſandten zu mir nach Portugal abgeſendet hat.“

Der Vicekönig ſchwieg und ſah die umſtehenden Hofleute nicht unverlegen an. Der König ſprach weiter:

„Bei der zweiten Ambaſſade brachte Graf Lemos ſeine Gemalin, eine geborne Herzogin von Medina Sidonia, mit nach Portugal. Ich ſchenkte ihr bei ihrer Abreiſe einen Ring und dem Grafen einen Degen. — Die Gräfin iſt hier gegenwärtig. Sie und der Graf werden dies nicht verneinen können.“

Der Vicekönig ſah ſeine Gemahlin, und dieſe ihn voll Erſtaunen an. — Auf des Grafen Befehl wurden ſogleich mehrere Degen herbei gebracht, und die Gräfin ließ ihre Schmuck-Käſtchen herbei tragen.

Als die Degen dem König vorgehalten wurden, ſuchte er den ſeinigen heraus, und ſagte:

„Dieſen Degen gab ich dem Grafen Lemos. — Iſt er es nicht?"

Der Vicekönig ſchwieg. Der König fuhr fort:

„Noch nicht genug, daß ich meinen Degen kenne, will ich ihm auch zeigen, daß auf der Klinge deſſelben mein Wahlſpruch ſteht."

Er zog den Degen aus der Scheide, und mit Verwunderung und Erſtaunen ſahen Alle das, was er geſagt hatte. — Tiefe Stille herrſchte in dem Saale.

Hierauf griff der König nach den Schmuck-Käſtchen der Gräfin, öffnete einige, gab ſie zurück, fand endlich in dem letzten Käſtchen ſeinen Ring, nahm ihn heraus, zeigte ihn, und ſagte:

„Dieſes, liebe Gräfin! iſt der Ring, den ich Ihnen gab."

Verlegen ſchwieg die Gräfin. Der König aber ſprach weiter:

„Ich wünſchte dabei, als ich Ihnen den Ring gab, Ihnen eine glückliche Reiſe, und verſicherte Sie meiner Freundſchaft. — Nun aber will ich Ihnen auch ein Geheimniß lehren, das dieſer Ring verſchließt. — Ich hebe — ſehen Sie! — mit dem Ringe als Beſitzer ganz allein bekannt — dieſes Plättchen der Einfaſſung ganz leicht auf, und — ſehen Sie! — hier ſteht, ganz verborgen eingegraben, mein Name: Sebaſtiano.“ *)

Als die Gräfin dieſes hörte und ſah, entfuhr ihr ein Ausruf der Verwunderung, und ſie wollte ſich ſchnell entfernen. Der König aber rief ihr zu:

„Bleiben Sie! und tragen Sie ferner dieſen Ring mir zum Andenken.“

Die verſammleten Hofleute ſchlugen verlegen und betroffen ihre Blicke zur Erde. Der König ſagte:

„Wen-

---

*) L'Espion Turc. Lettr. 97. p. 282. — Clede T. V. p. 493.

„Wenden Sie nicht Ihre Blicke von dem Manne des Kummers, der vor Ihnen ſteht. Mein Unglück hat mich um mein Reich gebracht; aber den König konnte es mir nicht nehmen. Mit mir geboren wurde dieſer und kann nur mit mir ſterben. — Ich weiß es, Sie ſind überzeugt, daß ich kein Betrüger bin —"

„Der biſt Du! —" fiel der Vice-König raſch ihm in die Rede.

„Auch ſelbſt noch nach dem, was ihr alle geſehen, gehört habt, und nicht leugnen könnt?"

„Du biſt es!"

„Bin ich ein Betrüger, ſo thue Gott hier auf dieſem Platze ein Zeichen an mir! — — O Graf! Gott rechne Ihnen dieſe Sünde nicht zu. — — Ich weiß es, es ſteht in Ihrer Macht, mich zu verderben."

„Dir ſoll nur Dein Recht geſchehen."

„Gut! ſo ſende man mich nach Portugal. Man ſtelle mich dort meinem Volke vor —"

„Wozu dieſe Weitläuftigkeiten, da Du des Betrugs überführt biſt?"

„Wer kann das? — Konnte es der erfahrene Senat zu Venedig? — Ich habe Euch überführt, daß ich der König der Portugieſen bin; aber ihr könnt und dürft mich alle keinen Betrüger nennen. — König Philipp ſehe und ſpreche mich ſelbſt, ich will ihm Dinge ſagen, die niemand weiß und wiſſen kann, als ich und er; Dinge, die nur zwiſchen ihm und mir, bei verſchloſſenen Thüren, im Kloſter U. L. Frau von Guadaloupe *), und von uns beiden abgehandelt und verabredet wurden. — Ich berufe mich auf ihn. Bringt mich zu ihm. Der König ſcheut ſein königliches Angeſicht nicht. — Ich ſtehe im Angeſicht Got-

---

*) Amelot. Memoires. T. I. p. 55.

tes, der jeden Augenblick mich beſtrafen kann, und meine Unſchuld fürchtet ſeinen Zorn nicht; mein Recht wird auch keinen König fürchten. Unterſuchet die Male und Zeichen meines Leibes, laßt meine Bekannten aus meinem Privat-Leben, und meine Räthe von meinen geheimen Staats-Geſchäften mit mir ſprechen, und alle werden ſagen: er iſt unſer König.“

„Genug geſprochen!“

„Und umſonſt?“

„Wir kennen Dich!“

„So wißt Ihr auch, daß ich der König bin.“

„Wir wiſſen, daß dieſes eine Unwahrheit iſt, wofür Dich Gott und das königliche Recht beſtrafen werden.“

„Iſt das königliche Recht ſo gerecht, als Gott, ſo bin ich gerechtfertiget.“

„Berufe Dich nicht auf Gottes Schutz.

Schützte er Dich, ſo wärſt Du nicht in unſerer Gewalt.“

„Auch der Meſſias wurde ſeinen Feinden überlaſſen.“

„Gottesläſterer!“

„Was werdet Ihr noch aus mir machen?“

„Das, was Du biſt.“

„So gebt mich meinem Volke. Ich bin König.“

„Du biſt und bleibſt ein Betrüger!“

„Ich bin König.“

Der Vice-König trat zurück, ſprach mit einem Offizier, und dieſer ließ den König wieder auf das Kaſtel in ſeinen Kerker zurück führen.

Die Gefangenen daſelbſt, die ihn täglich in der Meſſe ſahen, erblickten in ſeinem Geſicht ſo etwas Großes, daß ſie glaubten, er ſey entweder wirklich der König Sebaſtiano, oder ein Geiſt. — In der Stadt hielten ihn viele, nach damaligen Begriffen, für einen Zauberer.

Ueber das, was im Pallaſt vorgegangen war, gebot der Vice-König Stillſchweigen; viele aber brachen es, und die Unterhaltung wurde nach und nach allgemein bekannt.

Der Vice-König ſchickte einen Eilboten an den König von Spanien ab, mit dem Protokoll, welches ſein Geheimſchreiber verborgen, über ſeine Unterhaltung mit Sebaſtiano, geführt hatte. — Die Vice-Königin ging gedankenvoll umher, und ihr Gemal war ſo unruhig als ſie.

Begierig erwartete jedermann das Ende dieſer Sache.

Aengſtlich durchirrte Delfino Neapel, wagte es nicht, ſich zu erkennen zu geben, und zitterte für ſeines Königs Leben.

Der erwartete Eilbote kam endlich aus Spanien zurück. — Der Vice-König beichtete, empfing das Sakrament, und publicirte das Urtheil, welches auch ſogleich vollſtreckt wurde.

Der König wurde rücklings auf einen Eſel geſetzt, und als ein Betrüger durch die Stadt geführt. Sodann wurde er auf eine Galeere gebracht, und nach Spanien geführt. — Als er ſich der Spaniſchen Küſte näherte, wurde in Portugal alles rege, ſo daß man ihn, um ſeiner Perſon verſichert zu ſeyn, in das innere Kaſtilien, auf das feſte Schloß St. Lukar bringen mußte.

Man erzählt, der Vice-König habe, wie einſt der Römer Pilatus, vor der Publikation des Urtheils, ſeine Hände gewaſchen, und habe den Barfüßer Mönchen eine anſehnliche Summe Geld verehrt. Eben dies ſoll auch ſeine Gemalin gethan, und den Ring des Königs, bis an ihren Tod, beſtändig am Finger getragen haben.

In Portugal predigte ein Dominikaner, Namens Sampajo, und ein Franziskaner, öffentlich zu Gunſten des gefangenen Königs Sebaſtiano; wurden aber für ihren Patriotismus, auf Philipps Befehl, beide gehangen.

Der berühmte Dominikaner Texeira *und einige andere* ſchrieben für den König; aber nichts konnte ihn ſeiner Haft entreißen.

Delfino, ein Augenzeuge der Beſchimpfungen, die ſein König zu Neapel ertragen mußte, fiel in eine tödtliche Krankheit, und wurde in ein Hoſpital der barmherzigen Brüder gebracht.

Um dieſe Zeit bekam der Vice-König Briefe aus Toledo, in welchen man ſich erkundigte, ob Delfino Maſcaregnas ſich in Neapel befinde? — Er ließ ſogleich nachforſchen, und man fand ihn endlich bei den barmherzigen Brüdern, wo er eben ſeiner Geneſung entgegen ſah.

So bald er wieder hergeſtellt war, ließ ihn der Vice-König vor ſich bringen. Er behandelte ihn ſehr ſchonend, und fragte nur:

„Ob er ſich nicht nach Toledo ſehne?“

„Es liegt in Spanien!“ — antwortete Delfino ſeufzend.

„Wo eine Liebende traurige Stunden verweint.“

„Ach Gabriele!“

„Gabriele in Toledo und Mascaregnas in Neapel?“

„Warum bin ich nicht hier geſtorben!“

„Maſcaregnas! — Dieſer Wunſch — — hat ihn Gabriele verdient, die nur für Sie lebt?“

„Die Unglückliche!“

„Hier iſt ein Brief von ihr an Sie.“

Delfino riß den Brief auf, las ihn, und ſank auf ein Sofa. Er bedeckte ſein Geſicht und weinte. — Endlich ſchien er ſich wieder zu faſſen. Er richtete ſich auf, und fragte:

„Darf ich mich nach Spanien wagen?“

„Haben Sie etwas verbrochen? — “ fragte der Vice-König.

„Sie ſchonen mich!“

„Ich weiß von nichts.“

„Der König —“

„Philipp?“

„— verzeiht nicht leicht.“

„Haben Sie ihn beleidigt?“

„Ich habe meine Pflicht erfüllt.“

Der Vice-König ſchien dem Geſpräch eine andere Wendung geben zu wollen, und ſagte:

„Bis zu Ihrer völligen Geneſung, lieber Vetter! erſuche ich Sie, bei mir in meinem Pallaſt zu bleiben.— Und nach Toledo wollen wir ſogleich ſchreiben.“

Delfino ſah ihn an, und ſagte:

„Hat König Philipp Ihnen keine Ordre zugeſchickt, mich gebunden nach Spanien zu liefern?“

„Ein Verbrecher würde nicht an meiner Tafel ſpeiſen, könnte nicht in meinem Pallaſt wohnen.“

„Und ich kann ohne Gefahr nach Toledo gehen?“

„Ich verſtehe Sie nicht! — Ich weiß nur, daß Sie in Toledo geliebt werden. — Mein Haushofmeiſter wird Ihnen Ihre Zimmer anweiſen, und ich rechne darauf, daß wir dem Marques Abrantes und meiner Nichte bald Briefe ſchicken können.“

Die Pflege und Wartung im Pallaſt des Vice-Königs gaben Delfino ſeine Geſundheit bald wieder. — Die Briefe nach Toledo waren abgegangen, und ſchon nahte ſich die Zeit, in der man Antworten erwartete, als eines Abends, da Delfino gedankenvoll in ſeinem Zimmer ſaß, ein Fremder, der ihn zu ſprechen wünſchte, bei ihm gemeldet wurde. — Er trat ein, und als der Diener ſich entfernt hatte, kam es zur Unterhaltung.

„Wie? — Sie ſcheinen mich nicht mehr zu kennen?“

„Und doch wohl! Aber ich weiß nicht —“

„Von Venedig her?“

„Sperluka?“

„Mit Leib und Seele!“

„Wo kommſt Du her?“

„Von Venedig nicht.“

„Nicht? — So weißt Du auch nicht, ob Miramika dort wieder angekommen iſt?“

„Ja! das weiß ich. — Damals war ich noch in Venedig. — Sie iſt dort angekommen. Sie hatten ſie bei'm Teufel! ſcharmant ausgeſteuert! und ſo hat ſie wieder einen Mann genommen.“

„Hat ſie?“

„Einen Gondolier, bei dem ſie ihr gutes Auskommen hat.“

„Und Benvenuto?“

„Wie es dem gegangen iſt, das wiſſen Sie ja.“

„Er iſt alſo wirklich —“

„— erhöhet worden? Ja! — Es ſoll noch ein Stückchen von ihm an der Raben-Kolonna zu ſehen ſeyn. Ich mag's aber nicht ſehen; 's giebt nur böſe Gedanken!“

„Aber Du?“

„Ich bin noch ungehangen.“

„Das ſehe ich!“

„Es iſt mir zwar ſchon ſo manches Cras tibi! von den ſchwarz gefiederten Herolden entgegen gekrächzt worden, aber — bis jetzt ſind ſie immer noch in der Prophezeihung ſtecken geblieben, und nun, hoffe ich, ſoll's wohl auch dabei bleiben.“

„Du haſt Dich alſo bekehrt?“

„Ich habe mich bekehren laſſen, und will und werde nun ein honetter Kerl werden.“

„Ich gratulire! — Und wer hat dieſe Bekehrung auf dem Gewiſſen?“

„Ein gar ſchönes Gewiſſen! — Hören Sie an. — In Venedig bekam ich Händel mit der Juſtiz über eine wahre Lumperei. Indeſſen, wie die Damen ſind, ſie müſſen immer Recht haben! — Ich war galant, ließ der Frau Juſtizia Recht, und — ging ihr aus dem Wege, welches mir auch per grazia di Dio! ſehr wohl gelang. Sie ſchickte mir zwar einige ihrer Vielgetreuen von der unterſten Bank nach; aber ich entkam dennoch, und drückte mich ſo nach und nach ganz artig nach Genua. — Hier überlegte ich, was nun wohl zu thun ſeyn möchte, und faßte endlich den Entſchluß, nach Spanien zu gehen.“

„Nach Spanien?“

„Wie Sie hören!“

„Wie kamſt Du auf den Einfall?“

„Weil ich dort Bekannte hatte. — Ich ſchiffte mich ein, ſegelte von Genua ab, und betrat Spaniſchen Grund und Boden. — Herr Graf! dort müſſen die Scharfrichter gute Nahrung haben. Cospetto di Baccho! wie hängen da die Galgen voll!“

„Kehrteſt Du nicht gleich wieder um?“

„Nein! denn ich wollte mich ja beſſern.“

„Ja ſo!“

„Ich marſchirte gerade nach Toledo zu.“

„Nach Toledo?“

„Merken Sie nichts?“

„Zum Marques Abrantes?“

„Natürlich! — Bei dem fand ich Gnade, und er nahm mich unter ſeine Diener auf. — Aus ſeinem Hauſe bringe ich Ihnen Briefe, und tauſend Grüße und Küſſe von dem Marques, von der Marqueſe, von der ſchönen Gräfin Gabriele, von der loſen Thereſe, und, unbekannterweiſe zwar, aber dennoch aufrichtig, läßt Sie auch der Herr Beichtvater des Hauſes grüßen. Ein kreuzbraver Herr! der mich um 100 Pfund leichter über's Waſſer geſchickt hat. — Herr Graf! dieſer Herr Pater Sylveſter hat eine ganz admirable Art, einem armen Teufel das Herz leichter zu machen. — Wenn Sie ihn kennen lernen, werden Sie mir ſagen, ob ich Recht habe, oder nicht.“

„Und wie ſteht's in Toledo?“

„Aufs beſte. — Sind Sie erſt dort, wird es noch beſſer ſtehen.“

„Ich darf es alſo wagen, nach Spanien zu gehen?“

„Würde der Marques Sie einladen, dahin zu kommen?“

„Du weißt nicht —“

„Daß Sie dem ſo genannten König

Sebaſtiano beſtändig an der Seite geweſen ſind? — Wie ſollte ich das nicht wiſſen? Das wußte ich ja ſchon in der Waſſerſtadt Venedig. — In Spanien muß man das ignorirt haben. Wenigſtens in Toledo ſpricht kein Menſch davon. — Nun, da der ehrliche Sebaſtiano todt iſt —"

„Todt?"

„Er ſoll an einer Kolik geſtorben ſeyn."

„Sperluka! — Laß die Briefe hier, die Du mitgebracht haſt, und morgen früh kommſt Du wieder. — Gute Nacht!"

„Herr Graf! Sie haben ein exzellentes Herz! — Ich verſtehe alles. Weil Sie —"

„Gute Nacht!"

„In nome di Dio! — Servo devoto!"

Noch

Noch dieſen Abend übergab Delfino dem Vice-König die Briefe an ihn, die in den ſeinigen gelegen hatten. Dieſer meldete ihm dagegen, daß eben ein Schiff ſegelfertig liege, nach Spanien abzugehen.

Den folgenden Morgen erſchien Sperluka zeitig, und machte ſeine Aufwartung. Delfino fragte:

„Biſt Du reiſefertig?“

„Jede Stunde.“

„Dieſen Abend noch gehen wir zu Schiffe.“

„Schön! — Deſto eher kommen wir nach Toledo. — Das wird einen gewaltigen Jubel geben!“

Delfino befahl ihm, ſich zur rechten Zeit einzuſtellen, packte zuſammen, ließ ſeine Sachen auf das Schiff bringen, und nahm Abſchied vom Vice-König und ſeiner Gemalin. — Gegen Abend kam Sperluka, und ſie gingen in den Hafen. Das Schiff, welches die Reiſenden einnahm, hob gegen Morgen die Anker, und ſtach in die See.

Glücklich war ihre Reiſe. Sie landeten und reiſten ohne Zeitverluſt auf Toledo zu.

Vor der Stadt, als ſie an's Hochgericht kamen, hob Sperluka ſeine Blicke, und ſagte:

„Ich danke Gott! daß ich jetzt nicht mehr erſchrecke, wenn ich ſolche menſchliche Windfahnen ſehe. Herr Graf! Sehen Sie nur! wie Glocken fliegen die Kerle durcheinander, und haben eine Muſik um ſich herum, die noch weit infernaliſcher klingt, als ein Klagegeſang an dem Zerſtörungstage der Stadt Jeruſalem, in der großen Synagoge, in der Giudekka zu Venedig. Haben Sie den gehört?"

„Nein."

„Aber ich habe ihn gehört, und meine ſeelige Frau hat ihn auch einmal gehört, bekam darüber Verzuckungen, und ſtarb drei Tage darauf an Krämpfen. Es iſt eine Höllen-Romanze, die von den Kerlen dort abgeblökt wird!“

„Die Raben können es aber doch alſo noch beſſer?“

„Ja! die können's noch beſſer. Es iſt noch grauſender und ſchrecklicher. Ueber ein ſolches Memento mori könnte ich wohl noch die zweite Frau verlieren. Ich nehme aber keine wieder. Es iſt nur mit den Weibern, wie es iſt! — Ich hatte eine recht gute Frau, aber es war denn doch — eine Frau!“

„Ihr Menſchen habt gar keine rechten Begriffe von den Glückſeligkeiten der Ehe.“

„Das muß ſeyn!“

„Ihr geht nur zuſammen, weil andere auch zuſammen gehen und vor euch zuſammen gegangen ſind.“

„Das muß ſeyn!“

„Von Einverſtändniſſen des Herzens, gleicher Seelenſtimmung und dergleichen empfindet, fühlt und begreift ihr gar nichts.“

„Aber ohne Zuneigung heurathen wir doch nicht.“

„Eure Zuneigung iſt Begierde. Ohne dieſer Begierde genug zu thun, könntet ihr gar nicht bei einander ſeyn. Eine Ehe ohne körperliche Vereinigung iſt euch undenkbar, und dennoch kann ſie, wenn zwei fein geſtimmte Seelen ſich treffen, noch weit zärtlicher und angenehmer ſeyn, als eine Ehe, die bloß auf eines Triebes Befriedigung abzielt, den die Menſchen nur mit den Thieren gemein haben.“

„Ja, Herr Graf, das iſt die copula carnalis, die darf —“

„Um die Ehe gehörig ſchätzen zu können, muß man feine, geläuterte Begriffe haben, und mit in dieſelbe bringen, ſonſt iſt und bleibt die Ehe nichts, als ein nützlicher Nothzwang, zum Beſten des Staates."

„Wiſſen Sie, was ich jetzt denke?"

„Nun?"

„Ich denke, daß Sie heurathen wollen, und daß ich ſchon geheurathet gehabt habe."

In der Stadt ſtieg Delfino in der nächſten Straße ab, ließ von Sperluka die Pferde nachführen, und eilte, Gabrielen zu überraſchen, in den Pallaſt des Marques. — Ungeſehen — denn es war die Stunde der Sieſte — erreichte er den Saal, trat durch die Antichambre in ein Zimmer, und ſah in der Dämmerung deſſelben — Vorhänge und Jalouſieen ſchloſſen die Fenſter — eine weibliche Figur, ſchlafend auf der Eſtrade liegen. Es war Gabrielens Figur. Er ſchlich leiſe hinzu. Ihr Geſicht war mit einem Schleier bedeckt. — Er kniete auf das unterſte Polſter der Eſtrade, und drückte einen Kuß auf die verſchleierten Lippen. Die Schlafende fuhr zuſammen, erwachte, ſchlug den Schleier zurück, und ſchrie:

„Don Delfino! oder Ihr Geiſt?“

Die Schreierin war Thereſe. Delfino fiel hurtig ein:

„Schreie nur nicht ſo! — Ich meinte, es ſey Gabriele. —“

„Ach! ich bin erſchrocken, daß mir das Herz im Leibe bebt! — Ich dachte, es ſey Ihr Geiſt.“

„Kann denn ein Geiſt küſſen?“

„Ei, warum denn nicht?“

„Wo iſt Gabriele?“

„Nur zwei Zimmer weiter gegangen.“

Delfino folgte der Anweiſung, und ſchlich nun zu der Geliebten, nachdem er bei ihrer Zofe unrecht angekommen war. So geht es nur leider! allzu oft in der Welt. Aus Verſehen, in der erſten Hitze, weil's im Zimmer nicht hell genug iſt, weil die Figur täuſcht, weil man zu überraſchen gedenkt ꝛc. ꝛc. bekömmt oft genug die Fille de Chambre die Küſſe des Liebhabers ihrer Gebieterin weit früher, als die Geliebte ſelbſt.

Denken Sie einmal ein wenig nach, meine Herren!

Delfino war in dem Zimmer, wohin er gewieſen worden war; fand, zu Ehren der Sieſte, die ſchlafende Dame, gleichfalls verſchleiert, ließ ſich vor ihr nieder, und drückte einen Kuß auf die leicht bedeckten Lippen. Der Schleier flog zurück, es wurde nicht geſchrieen — denn vor ihm lag keine Zofe — es wurde nur geſtaunt, und Delfino ſah in die glänzenden Augen der Marqueſe Abrantes. Schnell ſprang er auf, und wollte ſprechen; die Marqueſe aber legte den Finger auf den Mund, und zeigte in die entgegengeſetzte Ecke, wo auf einer Eſtrade Gabriele lag.

Meine Herren! zweimal geküßt, und zum drittenmale erſt die Braut. — Finden Sie das widerſinnig? unwahrſcheinlich? —

Ganz gewöhnlich!

Meine Damen! Sie wiſſen, wie es möglich war, daß das geſchehen konnte. — Jede Braut bitte ich in Delſino's Namen um Verzeihung! — die meinige habe ich gleich gefunden; es war aber im Freien, und heller, lichter Tag.

Das Entzücken der Liebenden vermag ich nicht zu ſchildern. Engel und Menſchen freuten ſich dieſer glücklichen Wiedervereinigung.

Der Marques ſtellte ein großes Feſt an, gab Ball und Tafel. Das Brautpaar empfing die öffentlichen Glückwünſche, und das Verlöbniß wurde feierlich begangen.

Man beſchäftigte ſich mit der Einrichtung der Verlobten, als der Marques eine königliche Ordre erhielt, ſich nach Aranjüez zum König zu verfügen. Er folgte eilig dieſem Befehle, und reiſete dahin ab. — Bald kam er zurück, und machte bekannt, daß der König ihn, in einer außerordentlichen Angelegenheit, als Geſandten nach Frankreich ſende.

Ihm ſelbſt folgte ein zweiter Kourier, der Delfino die Ordre brachte, vor dem König zu erſcheinen.

Dieſer Befehl erzeugte Verlegenheiten. Man ſprach, man muthmaßte, und Delfino erwartete von dieſer Reiſe nichts Erfreuliches. Gabriele äußerte ihre Beſorgniſſe nicht laut, die Marqueſe aber war weniger zurückhaltend. Ihr Gemal ſuchte ſie zu beruhigen; denn er kam ja ſo eben vom Hofe, und hatte nichts gemerkt, daß Delfino'n Verlegenheiten bevorſtünden.

Da er ſeine Abweſenheit auf einige

Monate beſtimmte, entſchloß ſich die Marqueſe, mit Gabrielen dieſe Zeit über auf die Güter zu gehen, die tief in Kaſtilien lagen. Dahin ſollte Delfino auf ſeiner Rückreiſe von Aranjuez kommen.

So war alles beſchloſſen. — Der Marques reiſete ab. — Delfino ging, von Sperluka begleitet, nach Aranjuez, und gleich nach ihm traten die Damen ihre Reiſe aufs Land an.

Delfino war in Aranjuez angekommen, und meldete ſich bei dem Staats-Miniſter, der ſeine Ankunft dem Könige meldete. — Zwei Tage darauf wurde er zum König beſchieden.

In der Antichambre traf er, unter andern Hofleuten des Königs, auch ſeinen ehemaligen Rival, den Grafen Lerma, an.

„Endlich läßt ſich Graf Maſcaregnas — hub er komplimentirend an, auch einmal bei Hofe ſehen!“

„Auf Königliche Ordre!“ — erwiederte Don Delfino.

„Ei! — Nur dann erſt?“

„Ich dränge mich ungern an Plätze, wo ſchon ſo würdige Männer ſtehen.“

„Allzu große Beſcheidenheit!“

„Nur Selbſtgefühl.“

„Die Würdigkeit ſteht allenthalben an ihrem rechten Platze.“

„Nicht immer!“

Delfino wurde zur Audienz gerufen.— Er ging, und trat mit klopfendem Herzen in das Königliche Zimmer. Hinter ihm ſchloſſen ſich die Thüren.

Sechſter Abſchnitt.

Partem in utramque cadunt spem praeter
Multa satis, bona mala, neutra etiam,
Nulli fas est proferre diem,
Numina quam statuerunt ultimam.

[illegible]

König Philipp, damals der reichſte, und dennoch vielleicht der ärmſte, Monarch der getauften Welt, in deſſen unermeßlichem Reiche nie die Sonne unterging, der Mann, den kein Menſch lächeln ſah, ſaß mit despotiſcher Würde auf ſeinem goldenen Throne; ihm zur Linken ſtand ſein Staatsminiſter. — Nach dem dreimaligen Kniebeugen blieb Delfino vor dem König — der nie anders als mit gebeugten Knieen bei Audienzen mit ſich ſprechen ließ — auf dem rechten Knie liegen, und ſagte:

„Der König hat geboten, und ich komme, ſeine Befehle zu vernehmen.“

Der König ſaß unbeweglich. Der Miniſter nahm das Wort:

„Der König fragt, warum Delfino, Graf Maſcareghas, noch nie vor ſeinem Throne erſchienen iſt?“

„Er hat es nicht gewagt.“

„Kannte er nicht ſeine Schuldigkeit?“

„Hat er ſie nicht gekannt, ſo wird der König ihm verzeihen.“

Der König erhob ſich von dem Throne, und verließ, ohne ein Wort zu ſprechen, das Audienz-Zimmer. — Delfino wankte betroffen auf, ſah den Miniſter fragend an, und dieſer, indem er ihn zu ſich in ſeine Wohnung beſchied, ging dem König nach.

Zitternd und verwirrt verließ Delfino das Audienz-Zimmer, grüßte verle gen die Herren in der Antichambre, und und eilte nach der Thür. — Graf Lerma nahte ſich ihm, und fragte:

„Darf man gratuliren?“

„Wozu?“

„Zur Königlichen Gnade?“

„Warum nicht?“

„Wirklich?“

„Der König war, wie immer, ſehr gnädig!“

„O! Sie ſind ein Glückskind! — Vermuthlich ſehen wir Sie nun bald bei Hofe angeſtellt mit einer Charge?“

„Davon weiß ich noch nichts.“

Er ging; der Graf liſpelte den Umſtehenden zu:

„So ganz richtig ſcheint denn doch noch nicht alles zu ſeyn!“

Zur beſtimmten Zeit ſtellte ſich Delfino bei dem Miniſter ein, und wurde ſogleich vorgelaſſen. Er begann:

„Graf Maſcaregnas! Sie ſind Vaſall des Königs. — Wie haben Sie bisher Ihrem Monarchen gedient?“

„Ich habe ihn geehrt, wie ein Vaſall ſeinen Lehnsherrn ehren muß.“

„Das haben Sie nicht gethan.“

„Nicht?“

„Keine Verſtellung! Kein Leugnen! — Sie wiſſen, was Sie gethan haben; und wir wiſſen es auch. — Sie haben gegen Ihren König und Lehnsherrn konſpirirt. Sie ſind Ihrer Güter verluſtig. — — Graf! fühlen Sie nicht, was ich Ihnen ſage?“

„O ja! — Ich bin ohne Güter auf die Welt gekommen. Ich habe nie den Tod gefürchtet, weil alle Menſchen, vom König bis zum Bettler, ſterblich ſind, und der Tod konnte mir dieſe Güter auch rauben. Der Krieg konnte meine Beſitzungen verheeren, ein Feind des Königs konnte ſie mir nehmen. Ich habe mich ihres Beſitzes nie übermäßig gefreut; ich kann über ihren Verluſt mich nicht betrüben."

„Sie ſind des Hochverraths ſchuldig; Sie haben das Leben verwürkt."

„Glaubt das der König?"

„Das Geſetz beſtätigt ſeinen Glauben. — Sie haben ſich öffentlich allenthalben als Beſchützer eines Betrügers, der ſich König von Portugal ſchelten ließ, erklärt."

„Ich war überzeugt, daß er kein Betrüger war."

„Das glauben Sie aber nicht mehr?"

„Ich werde es glauben bis in die Ewigkeit."

„Er hat Sie hintergangen."

„So mag ihn Gott beſtrafen!"

„Er iſt beſtraft."

„Nicht von Gott."

„Von dem König und dem Geſetz, nach Gottes Willen."

„Ich kann hier nichts entſcheiden. Meinen Glauben aber laſſe ich mir nicht rauben.

rauben. Es haben Tauſende geblutet für ihren Glauben; ich werde keine Ausnahme machen."

„Sie ſind getäuſcht, verführt, überredet worden."

„Ach Gott!"

„Ihre Jugend war das Spielzeug alter Taſchenſpieler und Gaukler. — Was hätte der König bei der Erſcheinung des wahren Sebaſtiano verlieren können?"

„Portugal."

„Ein Herr der beiden Indien kann einen Verluſt von Portugal verſchmerzen. Der König iſt gerecht. — Er äußerte, er habe Mitleid mit Ihrer Jugend. Ihr Vater war bei ihm wohl gelitten."

„Er war ein Mann."

„Ein edler Mann!"

„Er fiel für ſeinen König."

„Mit ihm."

„Ach! — Guter Vater! — Guter, unglücklicher König! —“

„Sie lieben?“

„Ja! ich liebe.“

„Die junge Gräfin Lemos, wie man ſagt?“

„Dieſe.“

„Das Haus Lemos und Caſtro ſteht gut bei dem König.“

„Man ſagt es.“

„Es iſt gewiß.“

„Deſto beſſer!“

„Der Oheim Ihrer Geliebten wurde von dem König ſogar zu dem hohen Poſten eines Vice-Königs in Neapel erhoben.“

„Ich kenne ihn!“

„Durch Ihr Unglück leidet auch dieſe edle Familie.“

„Ich trage, was ich tragen muß, allein.“

„Ich beklage Sie und Ihr Unglück!“

„Es wird ſich enden.“

„Die Geſetze fordern, des Beiſpiels wegen, die ſtrengſten Opfer.“

„In aller Heiligen Namen! bringen Sie den Geſetzen ihr Opfer. — Die Maſcaregnas fielen ehedem nur für ihre Könige durchs Schwerdt der Feinde; der Letzte dieſes tapfern Hauſes falle jetzt für ſeinen König durchs Schwerdt der Geſetze.“

„Junger Mann! — Wenn Sie der König ſo ſprechen hörte —“

„Ich würde nicht mehr lange ſprechen.“

„Maſcaregnas! — Sie ſprechen mit des Königs Miniſter.“

„So gut alſo, als ſpräche ich mit dem Könige. — Das wollen Sie doch ſagen?“

„Sie denken ſich den König als —“

„— einen König.“

„Denken Sie ſich ihn als Vater.“

„Ich kenne ihn nicht als Vater. —

Sein Sohn, der Infant Don Carlos, könnte ſagen —"

„Kein Wort weiter! — Sie ſind der Königlichen Gnade unwürdig!"

„Kein Menſch iſt einer Gnade unwürdig. Selbſt Gott giebt ſie unverdient."

„Der König iſt gnädig."

„Er iſt König und verwaltet ſein Amt."

„Er iſt auch Ihnen gnädig."

„Er iſt ja auch mein König!"

„Sie ſuchten ja aber einen andern König?"

„Ich ſuchte, und fand ihn, aber arm und unglücklich. So fanden ihn auch andere, und — er lebt nicht mehr!"

„Man ſagt, jener Mann, von dem Sie ſprechen, habe Ihnen wichtige Geheimniſſe anvertraut —?"

„Das that er."

„Im Beſitz derſelben ſind Sie —"

„Bin ich ſehr unglücklich!"

„Möglich! — Ich glaube es ſogar; denn dergleichen romantiſche Erdichtungen beſchäftigen die Phantaſie nur allzuſehr. — Er habe Ihnen ſogar — ſagt man — gewiſſe Dokumente — vermuthlich falſche! — Siegel; Kleinodien und dergleichen überliefert?“

„Ich habe mancherlei von ihm bekommen.“

„Und dieſe Geheimniſſe und Geſchenke —?“

„Sind wohl verwahrt.“

Ein Kammerherr des Königs forderte den Miniſter zum König. Der Miniſter nahm Delfino bei der Hand, führte ihn zu ſeiner Gemalin, ſtellte ihn derſelben vor, und ſagte:

„Erwarten Sie hier meine Zurückkunft!“

Die Gemalin des Miniſters war die berühmte Anna Mendoza, deren

Schönheit ſo allgemein gerühmt, geliebt und anerkannt wurde, daß ſelbſt der König ihr den gebührenden Tribut nicht verweigern konnte. Ihr Gemal ſelbſt führte ſie dem König zu, und verdankte ſeiner Willfährigkeit ſeine Miniſterſtelle.— Der König machte den bekannten Perez zu ſeinem Vertrauten, und dieſer hinterging den König, genoß, wo ſein Gebieter allein zu genießen glaubte, und theilte Glück und Zärtlichkeit mit der geliebten Donna Anna, die es gar luſtig fand, ihren gekrönten Liebhaber zu hintergehen. — Aber ihre Untreue kam endlich an den Tag, und wurde an ihr und ihrem Geliebten geſtraft.

Dieſe ſchöne Frau empfing jetzt den jungen Mann, den ihr Gemal ihr zuführte, außerordentlich freundlich, ſprach viel mit ihm, und erhielt ſehr kurze Antworten. Endlich begann ſie:

„Sie ſind, Herr Graf! in einer Stimmung, um welche Sie nicht zu beneiden ſind.“

„O ſchöne Sennora! — Ich bin um gar nichts zu beneiden!“

„So haben Sie auch Ihr Herz ſchlimm angebracht?“

„O nein! das liegt an einem ſehr edlen und würdigen Orte, der aber — auch zu beklagen iſt.“

„Ich weiß nicht, in welchen Geſchäften Sie bei dem König waren —“

„In dem unangenehmen Geſchäft, mich des Hochverraths beſchuldigen zu laſſen. —“

„Heiliger Gott! Was ſagen Sie?“

„Was der König ſagt, und was Ihr Gemal ihm nachſagt.“

„Und Ihr Verbrechen?“

„Mein Glaube.“

„Mein Gott! — Sie ſind — ein Ketzer?“

„Ein Staats-Ketzer.“

„Wie das?“

„Ich glaube nur, daß der König Sebaſtiano uns wirklich wieder erſchienen iſt.“

„Ja ſo! — Ich war Ihres Glaubens wegen wirklich in Verlegenheit; denn Ketzerei, ſagt mein Beichtvater, ſteckt an, wie die Peſt."

„Man iſt nicht überall empfänglich!"

„Aber Ihr Staats-Glaube —"

„Wird, wie Sie hören! ſchlecht belohnt. Sie wiſſen ja, der Glaube ohne Werke iſt todt. Hätte man mein Werk loben müſſen, hätte man ſchon Glauben bekommen."

„Und was fürchten Sie nun?"

„Ich fürchte nichts."

„Aber was müſſen Sie fürchten?"

„Alles."

„Auch den Verluſt Ihres Lebens?"

„Auch."

„O nein! — Flehen Sie den König um Gnade an! — Ich ſelbſt will Ihre Bittſchrift dem König — — Herr Graf! Legen Sie nichts übel aus! —"

„Schönſte Sennora! Ihre Güte überraſcht mich ſo ſehr —"

„Ach! lieber Graf! — Ihr Unglück — Ihre Jugend —“

„Sie wiſſen nicht —“

„Wenn Sie wüßten —“

„— wie ſehr —“

„— was ich in dieſem Augenblick empfinde! — Ich ſah Sie, und — war Ihre Freundin. Und dieſe Freundin wird und ſoll Sie retten. — Ich weiß nicht, was es iſt, das mich zu Ihnen zieht, aber — — O lieber Mascaregnas! —“

Sie legte ihre Hand auf ſeine Schulter, und ſeufzte tief auf. Delfino ergriff ihre Hand, führte ſie dankbar an ſein Herz, und ſeufzte:

„Was Sie mir Gutes erzeigen können, das thun Sie, im Namen der Liebe, wenn Sie die Liebe kennen!“

Sie ſeufzte:

„O Mascaregnas! Fragen Sie dieſes klopfende Herz: ob Anna zu lieben weiß?“

Sie ließ die Augen ſinken, drückte ihm ſanft die Hand, und ſeufzte ſtärker. Delfino drückte einen Kuß auf ihre Hand, und ſeufzte ſo wie ſie.

Donna Anna trat langſam zurück, fuhr mit der flachen Hand über ihre ſchönen Augen, und fragte dann:

„Darf ich Ihnen eine Schilderei zeigen?“

Sie führte ihn durch drei Zimmer in ein viertes, und aus dieſem in ein Kabinet, wo einige Italieniſche und Spaniſche Meiſter-Gemälde hingen. Mitten drin hing, wie es ſchien, ein Portrait, bedeckt mit einem grünſeidenen Vorhange, den Anna nicht zurück zog.

„Herr Graf! — ſagte ſie mit ſchwacher Stimme — in dieſes Kabinet führe ich nur Freunde.“

„O edle Freundin! — ſeufzte Delfino — Sie führen immer ſchön, wohin Sie auch führen! — Führen Sie mich doch aus dieſer Welt!“

„In die Welt.“

„Ach nein!“

„Zu mir!“

„Für mich reiſt keine Freude mehr! —“

„Graf! — Darf ich auf Freundſchaft, darf ich auf Ihre Dankbarkeit rechnen?“

„Auf die Freundſchaft eines Hochverräthers?“

„Ich rette Sie!“

„Sie retten mich nicht!“

„Ich rette Sie, auf Schwur und Ehre! — Und wenn ich Sie gerettet habe, entdecke ich Ihnen — — Graf! Sie ſollen erfahren, daß ein Herz — — O Maſcaregnas! —“

Hier warf ſie ihre Arme um ihn, und drückte ihr Geſicht an ſeine Bruſt — Bald hob ſie ihre Blicke. Dolfino's Blicke begegneten den ihrigen, und ihre Lippen fanden ſich. Sie küßte mit der Liebe ſtärkſtem und beſeelteſtem Feuer; — ſo küßte ſelbſt Gabriele nicht! — mit Geiſt und Leben voll Entzücken küßte ſie, zog einen Ring von dem Finger, ſchob ihn an einen Finger von Delfino's Hand, ſagte mit eben dem Feuer, wie ſie küßte:

„Ich liebe Dich! — Ich rette Dich! —“

und zog, indem ſie das letzte ſagte, den Vorhang von dem Bilde. — Delfino ſah König Philipps Geſicht, und eilte erſchrocken aus dem Kabinet. — Sie ging ihm nach; ſie wollte ſprechen, als ihr Gemal in's Zimmer trat.

„Verkündigen Sie mir mein Urtheil! —“ redete Delfino ihn an.

Donna Anna ging in's Kabinet zurück. Der Miniſter antwortete:

„Der König begnadigt Sie —“

„Begnadiget mich?“

„Und ſchenkt Ihnen das Leben.“

„Nimmt mir aber meine Beſitzungen?“

„Sie fallen den Kron-Gütern zu.“

„Deſto beſſer! So bleiben ſie wenigſtens — in Königlicher Geſellſchaft.“

„Bei Lebensſtrafe iſt Ihnen verboten, aus dem Reiche zu gehen.“

„Das iſt gegen die Geſetze! — Ich ſollte verbannt werden.“

„Uebrigens wünſcht und hofft der König, daß Sie ſich einer kontemplativen Lebensart widmen, und in ein Kloſter gehen werden.“

„Auch das noch? — Und weiter nichts? — Sagen Sie dem Könige, daß mir ein Todesurtheil weit angenehmer geweſen ſeyn würde.“

„Dem Willen des Königs iſt nicht zu widerſprechen. — Hier iſt ſein Königlicher Wille ſchriftlich.“

„O! das köſtliche Yo el Rey! — Und nun bin ich entlaſſen?“

„Jetzt ſind Sie entlaſſen.“

„Gott ſey mit Ihnen! — — Beglükke Sie der Himmel, ſchöne Zennora!“

—

Er ſtürzte aus dem Pallaſte, ſetzte ſich auf's Pferd und jagte auf das Olivetaner-Kloſter Gloriezza zu. — Hier zeigte er dem Prior den Königlichen Befehl, und dieſer wies ihm ſogleich ſeine Zelle an.

Hier ſchrieb er Briefe an die Marqueſe und an Gabrielen, legte den Königlichen Befehl bei, und ſchickte den weinenden Sperluka mit dieſen Depeſchen fort.

Schon den vierten Tag erhielt Delfino einen Brief durch einen Boten, der, wie es ſchien, in dem Kloſter nicht unbekannt war. Der Inhalt ließ ihm leicht die Schreiberin des Briefs errathen.

„Geliebter Graf!“

„Was Freundſchaft und Liebe für „Sie thun können, ſoll gewiß gethan

„werden. — Vor der Hand bietet „man Ihnen den kräftigſten Beiſtand „an, nach Portugal, und von dort „aus dem Reiche zu kommen. Wenn „Sie dies wollen, ſo geben Sie nur „Ihr Ja. — O! wie ſehr ſchmerzt „Ihr ſchneller Abſchied ein Herz, das „an dem Ihrigen gewiß eben ſo glück„lich geſchlagen, als das Ihrige ſanft „und zufrieden an demſelben geruht „haben würde!“

Delfino ſchrieb der zärtlichen Donna Anna zurück:

„Meine Freundin!“

„Ich danke Ihnen herzlich für all „das Gute, was Sie mir erzeigen „wollen! — Mein Loos iſt gefallen. „Ich bleibe, wo ich bin. — Als ein „Andenken an einen ſchönen Augen„blick behalte ich das Kleinod, wel„ches von Ihnen getragen wurde.

—

„Mein Herz ſoll nicht glücklich ſeyn! „Meine Seele wird es werden. Gott „nehme Sie in ſeinen heiligen Schutz „und ſchenke Ihnen Ruhe, Glück und „Zufriedenheit!"

Von Gabrielen erhielt er ſpäter Nachricht. Sperluka brachte ihm den Brief:

„Ewig geliebter Delfino!"

„Als wir in Venedig uns trennen mußten, ſagte ich Dir, auf welchen Fall ich gefaßt ſey, und wie. „Als Du nach Aranjuez berufen wurdeſt, weißagte mir mein Herz: er „wird nicht wieder kommen! Leider „iſt dieſe traurige Ahndung eingetroffen! — In Träumen ſah ich Dich „auf dem Blutgerüſt, und die Wirklichkeit verbannt Dich nur in eine „Zelle. O! iſt der gute König nicht „zu loben, der nicht gern Blut vergießt? — Ja! der Himmel wird

„ihn

„ihn belohnen, für all das Gute, was „er ſchon an den Menſchen gethan „hat, und — noch thun wird!"

„Deine Freiheit hat man Dir genommen, geliebter Delfino! aber „mein Herz entreißt man Dir nicht. „Es iſt Dein und bleibt Dein ewig. — „Hier hat man uns getrennt, aber in „einer beſſern Welt ſehen wir uns „wieder. — Du findeſt mich gefaßt, „ſo wie es der Geliebten, wie es der „Braut und Gattin eines Mannes „ziemt, der der Wahrheit alles, was „ihm lieb und werth iſt, ſein Eigenthum und ſich ſelbſt aufopfert. So „verdiene ich die Deinige genannt zu „werden, ſo bin ich Deiner Liebe „werth."

„Was Dir wurde, werde nun „auch mir. — Wenn Du dieſen „Brief bekömmſt, bin ich ſchon im „Kloſter der Klariſſerinnen zu Monte „Palona. Dort werde ich für Dich

„beten, und den Himmel bitten, uns „bald wieder zu vereinigen."

„Nun lebe wohl! — auf dieſer „Welt, auf ewig wohl! Du Einzig-Geliebter! Bitte mit mir Gott um „unſere baldige Wiedervereinigung. „Auf meinem Herzen ruht Dein Bild; „in meinen Armen halte ich meinen „Heiland; mein Herz iſt voll Hoffnung, voll Glauben meine Seele „Wir werden uns bald wieder ſehen! — Ich küſſe dieſen Brief. „Er bringe Dir den letzten Kuß, ſo „wie Du mir einſt den erſten gabſt. — „In der ſtillen Stunde der Mitternacht wird ſtets mein Geiſt bei Dir „ſeyn, und jeder Jammerton der Hora „ſey eine Bitte zu Gott: Führe mich „und meinen Geliebten bald hinüber „in's ſtille Land des Friedens!"

„So lebe dann wohl! — Lebe „wohl! und bleibe, wie ich Dir, treu „Deiner Gabriele!"

Sperlufa trat mit Thränen in den Augen in Delfino's Zelle, die Antwort an Gabrielen abzuholen. Er jammerte:

„Ach Gott! Herr Graf! wer hätte das denken ſollen!“

„Ja wohl!“

„Daß es ſo kommen würde!“

„Ja wohl! ja wohl!“

„Das edle Haus des braven Herrn Marques!“

„Ach!“

„Solch ein Haus! — Solche Menſchen! — Die Frau Marqueſe ſchwimmt in Thränen; Thereſe weint ſich ſchier die Augen aus; auch Fräulein Gabriele weint, aber ſo gelaſſen, ſo geſetzt, daß es einen noch weit mehr jammert. — Ach! es iſt ein kläglicher Zuſtand in dem Hauſe!“

„Wäre ich nach Frankreich gegangen —“

„Das hätten Sie thun ſollen!“

„Der Marques meinte es gut —“

„Gewiß!"

„Aber es kam nicht, wie er dachte."

„Herr Graf! — Wie wär's denn?"

„Womit?"

„Könnten Sie denn nicht —"

„Was?"

„Etwa — entfliehen?"

„Nein!"

„Auf mich können Sie rechnen!"

„Das glaube ich!"

„Ich laſſe mich für Sie todt ſchlagen."

„Lebe."

„Sie können nicht entfliehen?"

„Ich bleibe, wo ich bin."

„Ach Gott! und Fräulein Gabriele geht auch in's Kloſter! — So jung! — Und Sie ſo jung! — Ach! wenn Sie auf den Tod hoffen wollen, da gehen wohl noch 50 Jahre hin!"

„Eine lange — lange Zeit!"

„Und noch dazu in Kummer verlebt!"

„Ach Gabriele!"

„Ehe ich hieher ritt, hat ſie noch ſo viel unter ihre Leute vertheilt! und jedem ſagte ſie dazu etwas Rührendes. — Herr Graf! ich habe lange nicht geweint, aber da — und jetzt —“

„Beruhige Dich!“

„Das wird ſo leicht nicht möglich ſeyn!“

„Dieſen Brief gieb Gabrielen und dieſen der Marqueſe.“

„Ach Gott!“

„Es werden wohl die letzten Briefe ſeyn, die ich an ſie ſchreibe.“

„Und ich ſoll Sie auch nicht wieder ſehen?“

„Warum nicht?“

„Ach ja! — Ich darf Sie beſuchen?“

„Das wird Dir nicht verwehrt werden. — Hier iſt mein mir noch übrig gebliebenes Geld; theile es mit Thereſen. — Ein armer Mönch braucht kein Geld mehr.“

„Herr Graf! —“

„Lebe wohl!“

„Lieber Herr Graf! —“

„Glückliche Reiſe!“

„Laſſen Sie mich Ihre Hand küſſen! — — Mit dieſer Hand werden Sie in Zukunft den Segen geben. — Geben Sie ihn auch mir!“

„Gott ſegne Dich! Er ſchenke Dir Ruhe und Glück!“

„Ach! ich kann nicht von Ihnen gehen! — Nicht wahr, wenn es einmal in der Welt nicht mit mir recht fort will — dann nehmen Sie mich hier als Laienbruder ein?“

„Ich hoffe, daß Du dieſes Beiſtandes nie bedürfen wirſt. — Iſt es aber nöthig, ſollſt Du ihn haben. — Lebe wohl!“

Sperluka verließ weinend die Zelle, und tiefauf ſeufzte Delſino, als er ging.

Einige Wochen ſpäter erhielt Delfino einen weit vornehmern und unerwartetern Beſuch. Es war der Staatsminiſter ſelbſt, der zu ihm kam. — Erſtaunt ſah ihn Delfino an. Der Miniſter faßte das ſchnell auf.

„Sie ſtaunen?“

„Sie hier zu ſehen, Herr Miniſter! ja. — Was ſuchen Sie bei einem armen Mönche?“

„Sein Vertrauen.“

„Wie hoch ſchlagen Sie das an?“

„So hoch, wie möglich.“

„Wie?“

„Selbſt — um die Freiheit.“

„Sie ſcherzen!“

„Das glauben Sie wohl nicht im Ernſt von mir?“

„Warum nicht? — Mit einem armen Mönche iſt ja wohl ſehr gut und leicht zu ſcherzen.“

„Noch iſt es Zeit —“

„Wozu?“

„Den armen Mönch wieder aus ſeiner Zelle zu ziehen.“

„Vor die Inquiſition?“

„Wovon träumen Sie?“

„Von dem, was oft genug geſchehen iſt. Schläſt nicht noch immer jede Nacht der Groß-Inquiſitor ein, von Seufzern Unglücklicher in den Schlaf gewiegt?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Der König bedient ſich der Inquiſition, wenn er —“

„Sie geſtanden mir, als Sie bei mir waren, daß Sie von dem Betrüger, der ſich König der Portugieſen nannte, verſchiedene Sachen, Dokumente, Briefe und dergleichen erhalten hätten —“

„Führt Sie das zu mir?“

„Dieſes.“

„Alſo mein zweites Geſtändniß zu hören? — Ja! ich habe ſie erhalten. Ich wiederhole es.“

„Was können Ihnen dieſe Dinge jetzt nützen?“

„Nichts.“

„Wenn ich dieſelben nun zum Preiſe Ihrer Freiheit machte?“

„So müßte ich bedauern, dieſen Preis nicht verdienen zu können.“

„Nicht?“

„Nein.“

„Warum nicht? — Doch nicht aus Eigenſinn?“

„Ach nein!“

„Warum ſonſt nicht?“

„Aus der natürlichſten Urſach von der Welt! —“

„Nun?“

„Weil ich jene Sachen, die Sie gern hätten, nicht mehr habe.“

„Sie haben ſie nicht mehr?“

„Nein.“

„Graf! — Sie haben ſie nicht mehr? oder — Sie wollen ſie nicht mehr haben?“

„Ich habe ſie nicht mehr.“

„Wo ſind ſie?“

—

„Ich ſchickte ſie, ehe ich von Neapel nach Spanien abging, nach Frankreich.“

„Nach Frankreich? —“

„Von dort werden ſie nach Portugal geſchickt werden.“

„Nach Portugal? — Wer wird ſie dort erhalten?“

„Das weiß ich nicht. — Ich hatte nur die Ordre, im Fall einer Gefahr, ſie nach Frankreich zu ſenden.“

„Und das haben Sie gethan?“

„Warum ſollte ich es nicht gethan haben?“

„Dieſe Dokumente? —“

„Sebaſtiano war, wie Sie ſagen, ein Betrüger —“

„Ein intrikater, abgefeimter Betrüger war er, ein Böſewicht, der ſelbſt die vorſichtigſten Menſchen hintergehen konnte, die nicht wußten, mit wem ſie es zu thun hatten.“

„Was könnten Ihnen alſo Dokumente, Briefe eines Betrügers nuzzen?"

„Herr Graf! dieſe Bemerkung, dieſe Frage ſollten Sie doch wohl nicht machen, nicht an mich thun."

„Ich verſtehe Sie nicht!"

„Eben ein Betrüger weiß zuweilen Dokumente zu erſchleichen, die den unächten Mann, der ſie zeigt, ächt machen ſollen. — — Können Sie mir nicht ſagen, welche Gattung von Dokumenten es waren?"

„O ja! —"

„Nun?"

„Es waren Briefe an den König Sebaſtiano von dem Doge in Venedig, von dem König Philipp —"

„Aecht?"

„Auf ihre Aechtheit wär das Sakrament zu nehmen."

„Hm!"

„Briefe vom Herzog Alba, von der Herzogin von Parma, Arabiſche Firmans — Briefe und Allianz-Verſprechungen vom Papſt, vom König Philipp —“

„Im Original?“

„Alle. — Dabei waren noch des Königs Sebaſtiano Siegelring, Arm-Spange, einige Portraits von Damen, die der König geliebt hat —“

„Auch dieſe?“

„Und dergleichen Dinge mehr.“

„Sie haben nicht wohl gethan, dieſe Briefe und Pretioſa nach Frankreich zu ſchicken! Hätten Sie dieſe Dinge noch, ich garantirte Ihnen Ihre Freiheit, die Zurückgabe Ihrer Güter und des Königs Gnade. — — Ich nehme mein Wort nicht zurück. Ich halte, was ich verſprach. — Graf! Sie überliefern mir nichts eher, als bis Sie haben, was ich Ihnen verſpreche. — Oder — Wollen Sie? — Der König ſoll es Ihnen ſelbſt verſprechen. Wie wollen Sie das Verſprechen haben? Mündlich, oder ſchriftlich? — Schriftlich? — Nicht wahr! ſchriftlich? —

„Was glauben Sie?“

„Daß ſie nichts nach Frankreich geſchickt, daß Sie alles noch haben.“

„Ich weiß nicht —“

„Stoßen Sie Ihr Glück nicht von ſich! — Wozu können Sie dieſe Sachen gebrauchen?“

„Sie wollen —“

„Ich laſſe Sie nicht zum Worte kommen! — Ich habe ſogar Beiſtand.“

„Beiſtand?“

Der Miniſter öffnete die Thür, verließ die Zelle, und Donna Anna trat ein.

„Donna Anna? — Sie?“

„Ich, lieber Graf! — Der Miniſter hat die Freundſchaft zum Beiſtand aufgefordert, und dieſe bittet, ſtoßen Sie Ihr Glück nicht von ſich!“

„Sennora! — Mein Erſtaunen —

„Soll ſich vergrößern, darauf ſchwöre ich.“

„Vergrößern?“

„So bald Sie mir in's Refektorium folgen wollen.“

„Was heißt das?“

„Ob ich gleich Ihre Freundin bin, ſo war ich doch nicht ſtolz genug und ſicher, auf mich allein zu rechnen. — Der Miniſter zog mich, und ich zog meine Hülfstruppen herbei. — Sie ſollen, Sie müſſen ſie ſehen. — Kommen Sie!“

Sie nahm ihn bei der Hand, ſie zog ihn in den Saal, und die Marqueſe Abrantes kam ihnen entgegen.

„Meine Freundin!“ — ſchrie Delfino voll Verwunderung, und wollte weiter ſprechen, als Gabriele ihm entgegen ſtürzte und in ſeine Arme ſank.

„Delfino! — Mein Delfino wieder mein? —“

Delfino drückte ſie an ſein Herz, wendete ſich gegen den Miniſter, und ſagte:

„Sie ſollen erhalten, was Sie von mir verlangt haben.“

„Gott ſey Dank! —" ſchrie der Miniſter.

„Donna Anna fragte:

„Wem gehört die Ehre des Siegs?"

„Wie gewöhnlich, auch jetzt wieder den Damen;" erwiederte der Miniſter galant.

„Sagen Sie nicht: den Damen, ſagen Sie: der Liebe! —" bemerkte die Marqueſe.

Der Miniſter lächelte!

„Wer hat denn aber alles angeſtellt?"

Die Marqueſe und Donna Anna neigten ſich tief, indem ihnen der Miniſter die Hand küßte. — Er wendete ſich nun zu Delfino und ſagte:

„Ich gehe nach Aranjuez. Sie wiſſen, was ich dort für Sie beſorge. Schriftlich? — Vom König unterzeichnet? — Gut! — Eine Stunde von Aranjuez liegt mein Schloß. Dorthin begeben Sie ſich in Geſellſchaft meiner Gemalin. Dort erhalten Sie, was ich verſprach, und Sie liefern mir aus, was Sie mir auszuliefern verſprochen haben.“

Damit verließ der Miniſter das Kloſter.

Die Marqueſe Abrantes ſagte:

„Sennora! wir überlaſſen nun einen Freund und Bräutigam in einer Perſon Ihrer Diskretion. — Wir gehen nach Toledo, und ordnen alles an zur Hochzeit. Sie ſind dazu gebeten.“

„Ich komme! —“ lächelte Donna Anna.

Gabriele weilte noch in Delfino's Armen, als man ſchon Abſchied nahm.

„Ich ſehe Dich bald wieder? —“ fragte ſie.

„Bald! um mich immer bei Dir zu ſehen! —“ küßte Delfino ihr verſichernd zu.

Man trennte ſich. — Sperluka ſprang herbei, küßte wie unſinnig Delfino's Kleider und Hände, und jubelte laut auf. —

Der

Der Wagen rollte davon, er ſchwang ſich auf's Pferd und jagte nach.

Delfino hob indeſſen die Dielen ſeiner Zelle auf, unter welchen er ſeine Schätze, die man ſo emſig ſuchte, verwahrt hielt, ſteckte ſie zu ſich, nahm gerührt von dem Prior Abſchied, ſetzte ſich in den Wagen, und fuhr mit Donna Anna davon.

Sie kamen ſpät auf dem Schloſſe an. Gleich nach ihnen kam ein Kourier von Aranjuez von dem Miniſter; er brachte, was Delfino'n verſprochen worden war. Die Pünktlichkeit und Eil, mit der das geſchah, zeigte, daß ſchon vorgearbeitet geweſen war. — Der König ſicherte durch ſeines Namens Unterſchrift Delfino'n Vergebung ſeines Vergehens zu, gab ihm ſeine Güter zurück, verſprach ihm ſeine Gnade, jedoch unter der Bedingung, während des Königs Leben nicht aus Kaſtilien zu gehen. — Mit dem demüthigſten Dankſchreiben an den König und mit dem verbindlichſten Schreiben an den Miniſter, ſendete Delfino ihm die ſo ſehnlich begehrten Schriften und Reliquien des Königs Sebaſtiano zu.

Triumphirend rief Donna Anna dem Begnadigten zu:

„Habe ich gehalten, was ich zu Aranjuez verſprach?“

„Wie großmüthig!“

„Bin ich Ihrer Freundſchaft werth?“

„O meine beſte Freundin! Ihre Ueberzeugung kann dieſe Frage nicht an mich thun.“

„Delfino! — Ich habe Ihnen zu Aranjuez etwas geſtanden — was ich Ihnen nicht hätte geſtehen ſollen. Darüber hat bisher mein Herz recht oft mit mir gehadert.“

„Kam das Geſtändniß aus Ihrem Herzen?“

„O Delfino! —“

„Gereut es ihm?“

„Es muß ihm ja wohl gereuen!“

„O nein!“

„Nicht? — Delfino!“

„Schöne Freundin! wenn Sie —“

„Nun? Wenn ich —?“

„O! Sie verſtehen mich!“

„Wäre es das, glauben Sie, daß ich noch fragen, daß ich ſprechen würde?

„Wenn Sie mich wirklich — lieben —“

„Ich nehme kein Geſtändniß zurück!“

„So erfüllen Sie eine Bitte.“

„Kann ich?“

„Sie können.“

„Darf ich?“

„Sie dürfen, wenn Sie wollen!“

„Kann und darf ich, ſo will ich auch. — Reden Sie!“

„Iſt — Sie wiſſen es gewiß, ſicher, genau, und hintergehen mich nicht! —“

„Nun? — So feierlich?“

„Iſt Sebaſtiano todt?“

Donna Anna ſchwieg und zog eine Buſenſchleiſe halb auseinander. Delfino ergriff ihre Hand, küßte ſie und ſprach:

„Ich verſtehe Sie!“

Sie hob lächelnd ihre Augen, und ſagte:

„Wenn Sie mich nicht allein jetzt, ſondern auch vorher haben verſtehen wollen, ſo ſprenge ich die feſteſten Schlöſſer, und laſſe Ihnen des Königs größten Staats-Gefangenen ſehen.“

„Schönſte Freundin! erfüllen Sie Ihr Verſprechen!“

„Ich laufe Gabrielen einige Tage vor!“

Delfino ſchloß ſie in ſeine Arme und zitternd ruhten ihre Lippen auf den ſeinigen. — Sanft machte ſie ſich los und eilte in ihr Kabinet. Delfino ging ihr ſchwankend nach. — Sie öffnete eine Schatulle, nahm einen Ring heraus, und hielt ihn Delfino'n vor. — Dieſer ſah ſie betroffen an und ſagte:

„Schöne Anna! — das iſt des Königs —“

Sie legte ſchnell den Finger auf den Mund, und Delfino ſprach nicht weiter. — Den Ring hielt ſie zwiſchen den Fingern, und ſagte:

„Wenn Sie dieſes gebietenden Zauber-Ringes ſich bedient haben, erhalte ich ihn von Ihnen ſelbſt wieder.“

„Auf Ehre!“

Sie hielt ein Kruzifix ihm vor. Er legte ſchwörend ſeine Finger drauf. — Sie ſprach weiter:

„Auf dem Schloſſe St. Lukar werden Sie ſehen, was Sie zu ſehen wünſchen. — Ich gebe aber nichts umſonſt.“

Sie warf, indem ſie dieſes ſprach und die Gardinen zurück zog, den Ring auf die Eſtrade. — Dort erhielt Delfino den Ring.

Er eilte nach St. Lukar. Der Ring öffnete ihm das Schloß und den Kerker.

„Kommen Sie — ſagte der Kommandant — ehe Sie zu ſpät kommen!“

Er führte ihn in's Gefängniß. Dort lag der König auf ſeinem Lager, mit dem Tode ringend. Ein Franziskaner Mönch ſaß bei ihm, und betete.

Delfino nahte ſeufzend und erſchüttert ſich dem Sterbelager. Der König hob ſeine Augen, er lächelte und erkannte ihn. — Delfino fiel an dem Lager nieder, und ſeufzte laut:

„Mein Vater!“

Der Sterbende erhob matt ſeine Hand und legte ſie auf Delfino's Haupt. Er zuckte, athmete tief auf — und verſchied.

„Er hat vollendet! —“ ſagte der Franziskaner, und ſchloß ihm die Augen.

Delfino ſprang auf. —

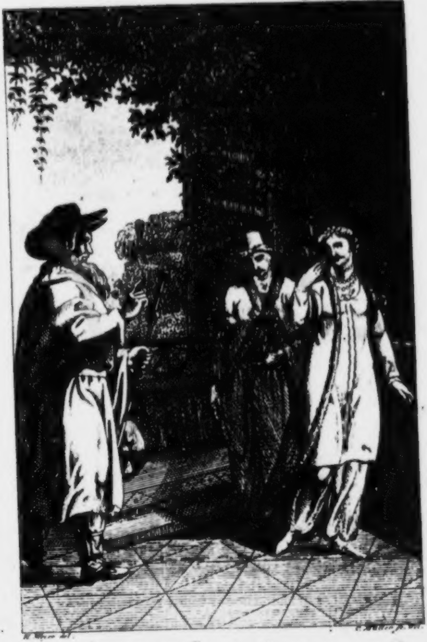
„Herr Pater! — ſagte er: — Sie können nicht lügen. Der Seelige ging mit keiner Lüge aus der Welt, Sie hörten ſeine letzte Beichte. — Vertrauen Sie mir nur das: War er ein Betrüger?"

Der Pater ſeufzte tief auf, drückte ihm die Hand, und ſagte leiſe:

„Es war der König!"

Gedruckt bei Chriſtian Müller.

Iter Theil.



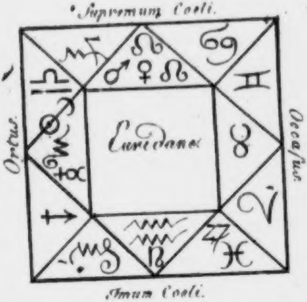
Wie gerufen!

Theodor
König der Korſen.

Von dem Verfaſſer des Rinaldini.

[d. i. Christian Aug. Vulpius]

Mit Kupfern.


Supremum Coeli.
Ortus.
Euridane.
Occasus.
Imum Coeli.

Erſter Theil.

Rudolſtadt,
bei Langbein und Klüger, 1801.

DJ 4: 317a

Die Liebe wandelt im Geleite
der Wünſche, die das Herz beleben.
Wer es verſucht, zu widerſtreben,
wird deſto ſichrer ihr zur Beute.
Sie theilt den Raub mit frohen Stunden
die Hoffnung zu dem Ziele führt,
und hat ſie, was ſie wünſcht, gefunden,
erhielt ſie, was ihr ſtets gebührt.

Von tauſend Wünſchen leicht umgaukelt,
und in der Wiege ſtets geſchaukelt
die Fantaſie den ſchönſten Träumen giebt,
befindet ſich der Menſch in einem Labirinthe
in welchem er, auch ohne Binde,

in ſeine Träumerei verliebt,
doch nie den Ausgang, den er wünſchte, ſieht.
Es bleibt der Traum,
die Zeit entflieht,
und immer weiter wird der leere Raum
in dem der Hoffende mit ungewiſſen Schritten,
zum Ziele wankt.
Und hat Gewißheit auch die heißen Bitten
beinahe ſchon mit Wirklichkeit umrankt,
ſo wendet ſich doch oft, ſo ſchnell, wie Wind
und Wetter,
die Wahrheit, und — der Traum entflieht.
Es welken dann die ſchönen Blätter
im Kranz des Siegers, es entzieht
ein Sturm dem Wanderer das Licht
Dianens, das durch keine Wolke bricht,
und wo zuvor ſo mancher Stern gelacht,
iſt es nun ewigfinſtre Nacht.

Wenn Theodor, von Lieb' und Muth
geleitet,
nach ſelbſtgeſtecktem Ziele ſchreitet,

wo eine Krone neben Mirthen winkt:
wenn er, mit nimmerſatten Zügen,
den Rauſch der Hoffnung in ſich trinkt,
und überall dem wechſelnden Vergnügen
der Leidenſchaften, in die Arme ſinkt, —
ſeht ihr das Bild des menſchlichen Beſtrebens,
des Wirkens, und der Kraft
der regen Fantaſie, die Welten ſich erſchafft,
und ſie verliert. — Mit Einem Wort, des Menſchen Lebens
erhelltes, buntes Wechſel Bild.

So zieht denn nun, ihr farbichten Geſtalten,
ſo ſanft und mild
als möglich, bei dem Zauber Walten
der Fantaſie, vorüber!

Erſcheine, wunderbarer Mann von ſiebzehnhundert Jahren
und noch drüber, —

und zeige dich, nur immer, gern geſehn! —
Tritt, Euridane! vor, in bunte Kreiſe
und deine Liebe decke leiſe
und heimlich, dein Vergehn;
wie dich die Erde deckt. —
Unglücklich, Florigena! hold und milde,
erblicken wir in deinem Bilde,
dich heimlich und verſteckt,
doch ſtets mit ſüſſem Wohlgefallen. —
Helene mag durch immer grüne Fluren wallen,
beglückt, und liebend, treu geliebt. —
Sitbina, Iſidora, ſchweben
im Zauberſpiel, das uns der Dichter giebt,
daher, die bunten Szenen ſtärker zu beleben. —
Dein Herz, o Dora! deine Treue,
und deine ſanfte Zärtlichkeit,
belebe jeden Wunſch auf's neue,
der ſich des Edelmuthes freut. —
Auch Flora werde nicht vergeſſen,
und Aſtramonte, ſtill, vermeſſen,

Heb' unſre Blicke in die Ferne,
wenn er gedankenvoll, von Stern zu Sterne,
hoch über unſrer Erde ſchwebt. —

Und noch — O! welch ein buntes Drängen, Streben!
Geſtalten, die vorüber ſchweben,
fern über Meere, über Land,
in unſern bunten Kreiß gebannt! —

Gewühl der Schlacht! —
Trommeln wirbeln, Fahnen wallen,
Schiffe ſchwanken auf dem Meer,
und aus hundert Schlünden ſchallen
laute Grüſſe rund umher! —
Seht ſie fechten, ſiegen, fallen!

Des Kerkers Nacht
hemmt ſchnell und finſter unſern Blick. —
Fort, fort! in das Gewühl zurück!
Dort ſchwebt die Königs Krone;

wir nahen uns dem ſchnell erſtieg'nen Throne,
wir dringen durch die Fluth des ſonderbaren Strebens,
und ſehen überall — das Bild des Menſchen Lebens!

Theodor.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

Rächt ſich auch Liebe ſo verwegen,
und wagt ſelbſt des Geliebten Ruh? —
Laut ſpricht ein jedes Herz dagegen,
und giebt ſein ſchnelles Nein! dazu.

Ganz Neapel war in froher Bewegung. Das Blut des heil. Januar war ſo eben flüſſig gemacht worden, und es wurde, diesmal beſonders, ſehr ſchön flüſſig. Durch alle Straſſen verbreitete ſich der laute Jubel, und viele tauſend Lebehoch! wirbelten dem Heiligen zu Ehren, in die Luft.

Theodor, dem ſtürmenden Jubel und ſeinen Ausbrüchen zu entgehen, wandelte der Promenade am Hafen zu. Hier ließ er ſich auf eine Bank nieder und ſchaute ſinnend vor ſich hin. — Ein ältlicher Mann in einem grauen Rocke, in rothen Beinkleidern und blauen Strümpfen, einen kleinen Treſſenhut auf dem Kopfe, gieng vor ihm vorüber, und ſchien ihn zu betrachten. Dieß geſchah wiederholt. Theodor wurde aufmerkſam. — Jener näherte ſich ihm, zog ſehr höflich ſeinen Hut, und fragte:

„Gewiß ſind Sie auch ein Fremder?"

„Ich bin — ein Deutſcher;" — antwortete Theodor.

Sogleich ſprach jener in deutſcher Sprache weiter:

„Ob ich gleich von Geburt kein Deutſcher bin, ſo bin ich doch lange in Deutſchland geweſen, und ſpreche die deutſche Sprache ſehr gern."

„Und ſehr geläufig, wie ich höre. — Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Mein Name dürfte leicht nicht das Sonderbarſte an mir ſeyn. Nennen Sie mich den Mann mit den blauen Strümpfen."

Theodor ſah ihn an, und warf einen lächelnden Blick auf die blauen Strümpfe, indem er fragte:

„Iſt das eigene Wahl?“

Jener nahm eine Priſe, und antwortete ganz ernſthaft:

„Völlig eigene Wahl. Sie werden mich immer in blauen, oder doch wenigſtens, in rothen Strümpfen ſehen. Es iſt das eine kleine Eigenheit, — Jeder Menſch hat ſeine Eigenheiten. Nur habe ich die meinigen, länger, als irgend ein Menſch.“

Theodor ſah ihn bedenklich an, und fragte bedächtlich:

„Leben Sie denn auch länger, als andere Menſchen?“

„Leider!“ — ſeufzte er, und ſetzte ſich neben ihm nieder.

Theodor faßte ihn noch bedenklicher in's Auge, und ſah dann ſchweigend und nachdenkend vor ſich hin.

Der Blauſtrumpf ſchwieg nicht lange. Er nahm ſogleich das Wort wieder:

„Die Neapolitaner haben heute ein großes Freudenfeſt. Jede Stadt in Italien hat ſo etwas von dieſer Art. Aber nichts kömmt dem Jubel in Palermo am Feſte der heil. Roſalie bei. Man muß demſelben beigewohnt haben, um ſich davon einen Begriff machen zu können. Lebhafter wurde ſelbſt in dem alten Rom kaum von Nero oder Titus ein Triumph gefeiert, deren ich einige mit angeſehen habe.“

Theodor rückte, als er dies hörte, auf der Bank zurück, und ſah den Erzähler mißtrauiſch an. Dieſer aber ſah auf die Erde, kritzelte Zirkel und Figuren mit dem Stocke in den Sand, und ſprach weiter:

„Die Feſte Konſtantins des Großen übertraf nicht leicht etwas. Die Engliſche Eliſabeth war auch ſehr erfinderiſch bei ſolchen Feten, und Ludwig XIV. liebte dergleichen ſehr. König Auguſt von Polen, der Sachſe, fand gleichfalls viel Vergnügen an ſo etwas.“

„Haben Sie denn — fragte Theodor gedehnt, — die Leute gekannt, von denen Sie ſprechen?“

„Alle.“

„Einen Nero, Titus, Konſtantin, eine Eliſabeth?“

„Alle.“

Theodor wurde jetzt wirklich verlegen, und ſchwieg. — Der Fremde ſchien etwas ſprechen zu wollen, warf aber ſeine Augen auf einen vorübergehenden Dalmatier, der ein wahrer Rieſe von Geſtalt war. Er ſah ihn an, und ſagte:

„Ein ſchöner Menſchenſchlag! — Der Kerl könnte ſich für Geld ſehen laſſen. — Haben Sie noch einen größern Menſchen geſehen?“

„Nein.“

„Ich, nur wenige. — Dennoch würde der gute Menſch nur ein Zwerg gegen den Erzvater Abraham ſeyn. — Von dieſem erzählt man uns *), daß ein einziger ſeiner Schritte drei Meilen umfaßte. Und ſelbſt dieſer, war gegen ſeinen Knecht Elieſer, eine wahre Fliege, denn er konnte ſeinen Herrn in die hohle Hand verbergen, und ſeine Fußſohlen bedeckten 40 Meilen Raum **). — Wie das aber geht! er war dennoch ſehr furchtſam. Denn als ihn einſt ſein Herr im Zorn heftig anſuhr, erſchrak er ſo ſehr darüber, daß ihm für Schrecken ein Zahn ausfiel, daraus ſich Abraham einen Großvaterſtuhl machen ließ."

---

*) Talmud. Tract. Ialkut Chaddaſch. S. 17. C. 1.

**) S. 16. C. 2.

Theodor griff nach der Uhr.

„Es iſt Tiſchzeit;" — ſagte er, und ſtand auf.

Jener ſtieg gleichfalls auf, zog ſeinen Hut, wünſchte ihm geſegnete Mahlzeit, und gieng raſch davon.

Kaum waren ſie einige Schritte weit auseinander, als der Blauſtrumpf auf einige Mönche traf, mit denen er ſogleich in's Geſpräch kam. — Theodor ſchlug den Weg nach ſeiner Wohnung ein. Hier übergab ihm ſein Bedienter einen Brief, den ein Unbekannter abgegeben hatte. In dieſem Briefe ſtand:

„Ich habe geſtern, als Baron von „Neuhof, von Ihnen ſprechen hören. „Es waren zwei Spanier und ein hieſiger Advokat, die ſich von Ihrer Perſon mit einander unterhielten, und „zwar — verzeihen Sie! — nicht „aufs beſte. Vielleicht kömmt Ihnen dieſe Nachricht nicht ganz ungelegen.“

Theodor hatte einen Wink erhalten, den er nicht unbenutzt laſſen wollte. Er packte zuſammen, und reiſte gegen Abend noch aus Neapel ab. — Die Folge wird uns genauer von ſeinen damaligen Verhältniſſen unterrichten. — Sein Weg gieng auf Rom zu, wo er glücklich ankam.

Er hatte kaum ein artiges Quartier auf dem Platze der Laterankirche *) bezogen, als er die Merkwürdigkeiten der genannten Kirche zu beſehen ausgieng. Er beſchaute mit Verwunderung die ſchönen Gemälde, die edlen Denkmäler dieſer Kirche, und nahte ſich eben der prächtigen Corſiniſchen Kapelle, als er vor den Stufen des Seitenaltars ein betendes Mädchen erblickte; ein Anblick, der ihn fixirte.

Sie neigte ſich eben, ſtieg auf, zog ihren Schleier übers Geſicht, gieng, und verlor eine Buſenſchleife. Theodor hob die Schleife auf, und folgte ihr mit raſchen Schritten. — An der Thür erreichte er ſie, und redete ſie an:

„Sie haben, mein ſchönes Kind! dieſe Buſenſchleife verloren."

---

*) Piazza di S. Giovanno in Laterano.

Sie verneigte ſich, griff nach der Schleiſe, und ſagte:

„Dieſe Schleiſe gehört zwar nicht mir, aber es iſt mir weit lieber ſie wieder zu bekommen, als wenn es die meinige wär. — Ich danke Ihnen recht ſehr!“

„Ich verſtehe Sie nicht, liebes Mädchen!“

„Das wär wohl auch kein Unglück! — Indeſſen — — dieſe Schleiſe gehört meiner Gebieterin, und ich habe ſie irgendwo zu übergeben. — Sie ſehen alſo —“

„Darf ich wiſſen —“

„Wie meine Herrſchaft heißt? Warum nicht? — Ich bin die Kammerjungfer der Marcheſe Gentileschi.“

Sie verneigte ſich abermals ganz freundlich, und verließ die Kirche. — Theodor gieng ihr nach. Er ſah ſie in einen Pallaſt gehen, erkundigte ſich nach dem Beſitzer deſſ ſelben, und erfuhr, daß der Pallaſt von dem Kardinal Sanvitale bewohnt werde.

„Und der Kardinal erhält von Damen Buſenſchleifen? — ſagte er bei ſich ſelbſt. — Er muß ein galanter Herr ſeyn! — Ich will mich ihm empfehlen.“

Er gieng auf den Pallaſt zu, trat ein, und wollte eben einen Bedienten anreden, als die artige Kammerjungfer ihm, die Treppe herab, entgegen kam.

„Wie? — fragte ſie; — Auch hier treffen wir uns wieder? — Kennen Sie den Kardinal?“

„Ich will ihn kennen lernen, und will mich ihm, als Fremder, empfehlen.“

Das Mädchen ſah ihn bedeutend an, blickte dann beſorgt um ſich, und winkte ihm, ihr zu folgen. — Er that das.

Unfern der Kapelle bei der heiligen Treppe *) blieb ſie ſtehen.

„Sie kennen den Kardinal nicht, — ſagte ſie; — und ich will Ihnen alſo ſagen, daß er gar nicht der Mann iſt, dem ſich ein Fremder mit Vergnügen empfehlen, und von deſſen Bekanntſchaft und Protektion er etwas hoffen kann. Er iſt alt, mürriſch, und grämlich —“

„Und bekömmt Buſenſchleifen von Damen?“

---

*) Scala santa. Sie beſteht aus 28 Marmorſtufen, die nur auf den Knieen beſtiegen werden können. Da ſie durch die Andächtigen ganz hohl gerutſcht worden ſind, hat man ſie mit dicken Bretern beſchlagen. Sie iſt beſtändig mit Menſchen beſetzt, die, um Ablaß zu gewinnen, dieſelbe hinaufrutſchen; eine Andachtsübung, die ſehr matt macht.

„Damen, wie die Marcheſe Gentileschi, können ihm immer, ohne Verdacht zu erregen, Buſenſchleifen ſenden. — Die Signora iſt eben ſo alt, als der Kardinal. — Die Buſenſchleife hat eine Bedeutung, die ich nicht kenne; aber etwas Verliebtes iſt dabei nicht im Spiele, wenigſtens von Seiten der Marcheſe nicht. — Ja! wenn es ihre ſchöne Kouſine wär!"

„Ihre Kouſine? — Die iſt alſo jung und ſchön?"

„Wie ein Engel."

„Wer iſt ſie? Wie heißt ſie, dieſe Kouſine?"

„Ihren Geſchlechtsnamen weiß ich nicht. Euridane wird ſie genannt."

„Und ſie lebt bei der Marcheſe?"

„Bei, und mit ihr."

„Und Dein Name, ſchönes Kind?" —

„Flora."

„Und die Wohnung der Marcheſe?“ —

„Jenes Eckhaus. — — Und Ihr Name?“

„Ich bin ein Deutſcher.“ —

„Ein Deutſcher?“ —

„Und heiße Baron Neuhof.“

„Herr Baron! ich bin Ihre Dienerin.“

„Trifft man das ſchöne Kind oft in der Laterankirche an?“

„Jeden Morgen. Ich bin eine gute Chriſtin.“

Sprechend waren ſie immer weiter gegangen, und waren jetzt vor dem Hauſe der Marcheſe. Flora verneigte ſich, und gieng in das Haus. — Theodor drehte ſich bedächtlich herum, beſah das Haus noch einmal genau, und gieng dann langſam weiter. Auf einmal erhob er ſeine Augen, und ſah den Mann mit den blauen Strümpfen, genau ſo gekleidet, wie in Neapel. Er ſah ihn in ein öffentliches Haus gehen, und gieng ihm unwillkührlich nach.

Der Blaubeſtrumpfte ſaß hinter einem Tiſchchen, ſpeißte eine Melone, und trank ein Glas Sirakuſer. Als Theodor eintrat, nickte er ihm freundlich zu, und nöthigte ihn durch Geberden, ſich bei ihm nieder zu ſetzen. Das that Theodor, und ließ ſich ein Frühſtück geben. Der Alte begann lächelnd:

„Ich habe eben die Villa Medicis beſucht. Es iſt lange her, daß ich nicht dort war. — Als die Schwediſche Königin Chriſtina noch ihr Weſen in Rom trieb, ließ ſie auf der Engelsburg eine Kanone gegen die Villa richten, und die Kugel warf das Hauptthor ein. — Es war eine wilde, ſonderbare Frau, dieſe Chriſtina! Auch ihr Aeuſſerliches war widrig, und abſchreckend. Ihre Stimme war rauh und hart, ihr Kinn bärtig, und ſie trug beinahe immer ein Männerwamms. So habe ich ſie geſehen."

„Geſehen? — fragte Theodor. — Die Königin Chriſtina, geſehen?"

„Wie ich ſage. — Ihre Leute kopirten ihre Gebieterin getreu, und waren eben ſo ausgelaſſen, als ſie ſelbſt. Ihr Kammerdiener hatte einmal ſogar die Unverſchämtheit, auf den Charfreitag einen Maskenball anzukündigen. Er ſtarb aber am Grünen Donnerſtag. Sein Tod wurde mit Frohlocken als eine Strafe für das gegebene Aergerniß bekannt gemacht. — Ich habe dieſe Königin auch in den Niederlanden und in Frankreich geſehen. Ich kam eben zu Fontainebleau an, als ſie ihren Stallmeiſter Monaldeschi hatte ermorden laſſen. — Das war eine ſchlimme Geſchichte!"

Theodor ſah den Erzähler ſchweigend an. Dieſer fuhr fort:

„Ja! die Königinnen! — Ich habe die Engliſche Eliſabeth, und die Maria Stuart gekannt. Sie war ſehr ſchön, hatte aber außerordentlich begehrende Augen, Eliſabeth war nichts weniger als ſchön, aber ſie glaubte es zu ſeyn. — Eſſex war ein braver Herr! Ich habe Thränen bei ſeinem Tode vergoſſen. — Leiceſtern habe ich genau gekannt. Ach! die Zeit vergeht! und dennoch —“

Hier hielt er plötzlich inne, und ſah bewegt gen Himmel. Darauf ſeufzte er:

„Dein Wille, Herr! geſchehe.“

Theodor glaubte ſich immer gewiſſer überzeugt halten zu können, der Alte gehöre mehr in ein Irrenhaus, als in die Welt. Er hörte auf, ſich über ſeine Erzählungen zu verwundern, und jetzt blieb er ganz ſtill. Sein

Nachbar aber ſchien ſich gefaßt zu haben, und knüpfte das Geſpräch wieder an.

„Sie ſprachen mit einem artigen Mädchen, vor dem Hauſe der Marcheſe Gentileschi" —

„Kennen Sie dieſe Dame etwa auch?"

„Nur wenig. Ihren ſeligen Gemahl aber habe ich ſehr gut gekannt. Er war Senator, und ein braver Mann."

„Es lebt bei der Marcheſe eine gewiſſe Euridane, ihre Kouſine" —

„Ja, ja! — ihre Kouſine! — Sie iſt ſchön, hat Verſtand, und Vermögen, wie eine Prinzeſſin."

„Wiſſen Sie ihren Geſchlechtsnamen?"

„Nein. — Sie ſelbſt weiß ihn nicht. Er iſt ein Geheimniß."

„Vielleicht iſt ſie —"

„Wer weiß was, und wer ſie iſt! —

Unter der Regierung Papſt Alexanders VI. lebten auch dergleichen ſchöne Figuren.“

„Wie? Sie meinen alſo wohl gar, daß —“

„Lukrezia Borgia war ein ſchönes Frauenzimmer. Ich ſah ſie, als ſie mit dem Herzog von Parma vermählt wurde; da gab's Feſtlichkeiten! — Der gute Prinz! Er hätte dreifach das ſeyn können, was er war, er würde dennoch kein Mann für eine Lukrezia Borgia geweſen ſeyn. — Ihr Bruder Cäſar, war der unſinnigſte Menſch, den ich je gekannt habe, und dabei“ —

„Aber Euridane, von der wir ſprechen“ —

„Iſt, wie geſagt, ein ſchönes Mädchen.“

Hier entſtand eine Pauſe. Endlich fragte Theodor:

„Sind Sie Kardinälen empfohlen? Kennen Sie welche?“

„Ich kenne ſie beinahe alle. Das heißt, dem Anſehen nach. Umgang habe ich mit keinem. Suchen Sie ſo etwas, ſo wollte ich Ihnen rathen, Bekanntſchaft mit dem Kardinal Sanvitale zu machen.“

„Mit dieſem grämlichen Alten?“

„Wenn er das Podagra nicht hat, iſt er gar nicht grämlich. — Seine Bekanntſchaft könnte Ihnen nützlich werden.“

Damit ſtieg er auf, bezahlte ſeine Zeche, und ſagte:

„Ich will doch die Aldobrandiniſche Villa noch ein wenig beſuchen. An der Aldobrandiniſchen Hochzeit *) ſehe ich mich nie ſatt. Es iſt ein treffliches, altes, griechiſches Stück!“

---

*) Ein al Fresko Gemälde.

Theodor ſuchte jetzt dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben. Er fragte:

„Haben Sie Geſchäfte in Rom?“

Gelaſſen antwortete der Alte:

„Nur die, die ich in der ganzen Welt habe.“

„Sie ſind gern auf Reiſen?“

„Gern oder ungern, — ich muß reiſen.“

„Reiſen koſtet Geld.“

„Ach ja wohl! — Ich hoffe, wir werden uns bald wieder ſehen!“

Damit gieng er freundlich davon. — Theodor gieng langſam an dem Hauſe der Marcheſe, an der Scala ſanta, vorbei, und in ſeine Wohnung zurück.

Hier ſchrieb er einen Brief an den Kardinal Sanvitale, und gab ihn in deſſen Wohnung ab. — Den folgenden Tag kam ein Diener des Kardinals, und brachte ihm Antwort. Der Kardinal wünſchte ihn zu ſprechen. Er gieng mit dem Diener, und wurde zu dem Kardinal geführt. Dieſer empfieng ihn freundlicher, als er es gehofft hatte, und ſicherte ihm ſeine Protektion zu.

„Ihnen ihren Aufenthalt in Rom auch durch edle Bekanntſchaften angenehm zu machen, — ſagte er, — habe ich Sie der Marcheſe Gentileschi empfohlen. Sie dürfen ihr nur Ihre Aufwartung machen.“

Dankend verließ Theodor den Kardinal, und eilte zu der Marcheſe, bei der er auch ſogleich angenommen, und vorgelaſſen wurde.

„Sie ſind mir, — ſagte die Marcheſe, — von dem Herrn Kardinal Sanvitale, meinem Freund, empfohlen worden; Sie ſind mir empfohlen, und ich werde Sie immer gern bei mir ſehen.“

Eine Thür gieng auf, und die ſchönſte Römerin trat in das Zimmer. Es war Euridane, von der ſchon geſprochen worden iſt.

Sie nahm an der allgemeinen Unterhaltung Antheil, und wie ihre Geſtalt bezauberte, ſo war auch das, was ſie ſprach, zum Entzücken ſchön geſprochen.

Die Unterhaltung endigte ſich endlich damit, daß die Marcheſe ihren Gaſt zu einem Konzert in ihrem Hauſe, auf Morgen einlud. — Theodor verließ, von Euridanen bezaubert, die Damen, und traf auf der Gallerie auf die artige Flora.

Sie lächelte ihm freundlich zu. Er nahm ſie bei der Hand, und ſagte:

„Liebes Kind! Der Kardinal Sanvitale iſt nicht ſo grämlich, wie Du ihn mir geſchildert haſt. Ihm verdanke ich es, daß ich hier bin. Die Marcheſe iſt eine verſtändige, eine ſehr ehrenwerthe Dame; und Euridane iſt —"

„Zum Entzücken ſchön!" — fiel ihm Flora in die Rede.

„Sie iſt ein Engel!" — fuhr Theodor begeiſtert fort.

Flora lächelte:

„Nun ja! — Die Engel haben aber Flügel. Und nach meiner Mythologie, hat auch die Gelegenheit Flügel."

„Wir wollen ſie ergreifen!"

„Was? Wen? Die Flügel, die Gelegenheit, oder den Engel?"

„Alle zuſammen."

„Wir? — Ich, ergreife nichts davon. Was fliegt, iſt mir zu hoch."

„Man zieht es herab."

„Wenn man kann."

„O! was kann der Menſch nicht!“

Flora ergriff ſeine Hand, faßte ihn bedeutend in's Auge, und fragte:

„Haben Sie Muth?“

Theodor. Ich bin ein Mann.

Flora. Haben Sie Muth?

Theodor. Ich wiederhole meine Antwort auf Deine wiederholte Frage.

Flora. Es giebt eine gewiſſe Art von Muth — in gewiſſen Fällen — bei gewiſſen Angelegenheiten, — der —

Theodor. Dennoch den Muth des Mannes nicht übertreffen kann. — Nenne mir etwas, das der muthige, entſchloſſene Mann, zu wagen, ſich ſcheuen würde?

Flora. Der Engel, von dem Sie ſprachen —

Theodor. Nun?

Flora. Iſt ein Engel, der ein terreſtriſches Weſen wohl allenfalls —

Theodor. Beglücken könnte? — Gewiß! — — Ich verſtehe Dich.

Flora. Wer weiß! Die Menſchen verſtehen einander nicht ſo leicht, als ſie oft glauben.

Theodor. Möglich! Denn jetzt verſtehe ich Dich ſchon nicht.

Sie ſah ihn etwas zweifelhaft an, heftete dann die Blicke auf den Boden, hob ſie ſchnell wieder, trat einige Schritte zurück, öffnete die Thür eines Zimmers, und gab ihm ein Zeichen einzutreten. Er that es.

„Ich bin bald wieder bei Ihnen,“ — ſagte ſie, und verließ das Zimmer.

Theodor gieng in dem Zimmer auf und ab. Die Wände waren mit Landkarten und Planen von Städten bedeckt; es waren Zeichnungen von der Inſel Korſika, und von den Städten dieſer Inſel. Er beſah ſie aufmerkſam, und lange.

Endlich kam Flora zurück.

„Ich wollte Ihnen, — ſagte ſie, — noch mancherlei ſagen, aber es kann jetzt nicht ſeyn. Ich habe unvermuthet Geſchäfte bekommen. — Es ſoll ein andermal, und ich hoffe, bald, geſchehen.“

„Ich empfehle mich Dir, und Deiner Freundſchaft.“

„Sie ſind mir und meiner Freundſchaft empfohlen.“

Theodor zog eine Börſe aus der Taſche. Flora hielt ihm die Hand, und ſagte:

„Weder beſtochen noch erkauft ſoll Flora Ihre Freundin werden. Was ich von Ihnen verlangen könnte — ſollen Sie mit der Zeit erfahren. Ich bin nicht ganz uneigennützig, — ich bin ein Mädchen; — aber Gold muß.

und werde ich ausſchlagen; wenigſtens, ſo lange, bis ich es brauche. Sollte dies der Fall ſeyn, ſo bin ich ſo frei, zu fordern. — Jetzt, leben Sie recht wohl! und morgen ſtellen Sie ſich fein bald ein.“

Theodor ſchob die Börſe, etwas betroffen, in die Taſche zurück, da er ihr aber dennoch Etwas geben zu müſſen glaubte, drückte er einen Kuß auf ihre ſchwellenden Lippen. Sie drohte mit dem Finger, lächelte:

„Der Engel! der Engel!“

und öffnete die Thür. — Schweigend verließ Theodor das Zimmer und die Wohnung der Marcheſe.

Auf dem Platze vor der Engelsbrücke *) traf Theodor den Blauſtrumpf an. — Sie grüß-

---

*) Piazza di Ponte S. Angelo.

grüßten ſich, und der Alte nahm ſogleich, redſelig wie immer, das Wort:

„An dem Jubelfeſte des Jahrs 1450 war das Gedränge des Volks über dieſe Brücke ſo ungemein groß, daß die Lehnen einbrachen. Es war ein ſchreckliches Schauſpiel! Hunderte ſtürzten von der Brücke hinab in die Tiber, und über 200 Menſchen mußten ertrinken. — Ich wär damals auch beinahe mit ertrunken. Ein Zufall, und die Schwimmkunde retteten mich noch.“

Theodor ſah ihn verlegen mit fragenden Blicken an. Der Alte ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. Er redete weiter fort:

„Klemens IX. hat dieſe Brücke, ſo wie ſie jetzt iſt, nach Bernini's Riſſen, auszieren laſſen.“

„Wohin gehen Sie jetzt?“ — unterbrach ihn Theodor.

„Ich will ein wenig an der Tiber hinauf ſpatzieren. — Wollen Sie mit mir gehen?"

„Nicht allzuweit."

„Die Menſchen mögen miteinander ſo weit gehen, als ſie wollen, ſo iſt es ſchon genug, wenn ſie nur mit einander gehen. Es giebt der Wege ſo viele! Wer kann allen Menſchen folgen? — Wer mag es? — Es giebt Wege zur Bettlerhütte, Pfade zur Klauſe, und Wege zu Thronen."

„Dieſe ſind die ſteilſten, die gefährlichſten."

„Wie man es nimmt! Ein Weg, der mit Mühe gemacht wird, iſt allenthalben beſchwerlich; der, den man gern und mit Freuden geht, iſt leicht und angenehm. Da iſt zum Beiſpiel, der Weg nach dem Päpſtlichen Stuhle —"

„Ein Greiſen Weg!"

„Nicht immer. — Dieſer Weg iſt angenehm, weil er — Stufen hat.“

„Ihn zeigt das Glück.“

„Wie der Muth, ſo das Glück.“

„Das Glück lächelt nicht immer denen, die es verdienen; gewöhnlich nur denen, denen es beſchert iſt.“

„Was das Glück einem in den Sinn giebt, das giebt es ihm auch in die Hände. — Die Klugheit giebt Rath, das Glück aber giebt Rath und That zugleich.“

„Ich habe kein Glück.“

„Wie iſt dies zu behaupten? — Noch biſt du jung; das Glück iſt ein Weib, die Alten haben ſeine Gunſt nicht. Den Jungen und Herzhaften riegelt das Glück alle Pforten auf.“

Sie kamen an ein Weinhaus. Ohne einander zu fragen, giengen ſie beide hinein, und ließen ſich Wein geben. — Sie ſaßen kaum, und der geſprächreiche Alte wollte eine neue Unterhaltung eröffnen, als ein Sträußermädchen eintrat, und Blumen feil bot. — Der Alte kaufte ein Sträußchen, und fragte:

„Biſt Du eine Römerin?“

„Die bin ich, dem Himmel ſey Dank! — antwortete das Mädchen; — ich möchte lieber gar kein Mädchen ſeyn, wenn ich keine Römerin ſeyn ſollte.“

Theodor kaufte ihr auch ein Sträußchen ab, das ſie ihm ſelbſt ausſuchte und anbot. — Sie gieng vergnügt fort.

„Darf ich, — nahm Theodor das Wort, — immer noch nicht Ihren Namen wiſſen?“

„Ich habe deren mehrere;“ — antwortete der Alte.

„Bei welchem hören Sie ſich am liebſten nennen?“

„Wenn Sie wollen, — Sirius.“

„Sirius? — So nennt man ja —“

„Den Hundsſtern; — ganz richtig!“

„Und wo ſind Sie zu Hauſe?“

„Allenthalben.“

„Sie ſcheinen nicht mehr jung zu ſeyn.“ —

„Ich bin ſehr alt, aber — leider! immer noch rüſtig.“

„Leider?“

„Ach ja wohl! — Sterben wär mir lieber, als Leben.“

„Zum Sterben können Sie alle Tage kommen, zum Leben nicht. Wir ſterben ja ſchon, indem wir leben.“

„Ich nicht. — Ein Todter beißt nicht. Ein gegerbter Wolfsbalg frißt kein Schaaf.“

Hier zog der Alte ein goldenes Ei aus der Taſche, öffnete es, und ſah nach einem altfränkiſchen Zifferblatt.

„Was iſt das?“ — fragte Theodor.

„Ein ſogenanntes Nürnberger Ei, — antwortete der Alte. — Eine der älteſten Gattungen von Taſchenuhren. Dieſes Uhrei kaufte ich in Nürnberg ſelbſt, als dieſe Uhren im Jahr 1500 von Peter Helm in Nürnberg erfunden worden waren. — Ein braver Künſtler war dieſer Meiſter Peter! — Man hätte ihn ſchier damals für einen Zauberer gehalten. Der Magiſtrat aber miſchte ſich darein, und Meiſter Peter blieb unverbrannt. — Ich habe ſeit jener Zeit nie eine andere Uhr geführt, und ſie geht immer noch richtig.“

Theodor ſah ihn ſchweigend an, und da der Wein getrunken war, giengen beide fort, jeder einen andern Weg.

Im Verſammlungsſaal der Marcheſe Gentileschi fand Theodor ſtarke Geſellſchaft; auch der Kardinal Sanvitale befand ſich in derſelben, und unter allen Damen glänzte Euridane, wie der Morgenſtern unter den andern Sternen des Himmels hervor. Nur Florigena, die junge Gräſin Caſale, konnte neben ihr bemerkt werden.

Die beſten Tonkünſtler und Sänger verherrlichten das Konzert. Euridane ſprach viel über Muſik, und was ſie ſagte, zeugte von Gefühl und Einſicht in die Kunſt.

Nach dem Konzert formirten ſich Spielpartieen. Der Kardinal beſchied Theodorn auf einige Worte zu ſich. — Er folgte ihm in das Zimmer, in welches ihn geſtern ſchon Flora geführt hatte.

Kardinal. Ich bin gern in dieſem Zimmer. Hier hängen Karten und Anſichten von meinem unglücklichen Vaterlande. — Aengſtlich klopft mir das Herz, wenn ich dem

Unglück nachdenke, welches die Genueſer über Korſika verbreiten. — Die Korſen kämpfen, und kämpfen vergebens!

Theodor. Die Korſen ſind ein edles Volk!

Kardinal. Die Genueſer ſind die Henker dieſes Volks. Ihre Grauſamkeiten ſind empörend.

Theodor. Die Korſen fechten tapfer.

Kardinal. Es ſteht kein Mann von Kopf an ihrer Spitze. Nur Partheigänger führen ſie an. — Ein Mann ſollte zu ihnen kommen, der zugleich zu fechten, zu rathen, zu denken, und zu handeln weiß. — — Ich habe von Ihrem Anliegen mit Sr. Heiligkeit geſprochen. Er wird Sie ſelbſt ſprechen. — Ich hoffe, das Band ſoll gelöſet werden, das Ihnen zur läſtigen Kette wird.

Theodor. Herr Kardinal! ſenden Sie mich zu den Korſen.

Kardinal. Was ſuchen Sie in Korſika?

Theodor. Noch weiß ich das ſelbſt nicht, aber —

Kardinal. Sie ſprachen viel mit Euridanen —

Theodor. Wer ſprach nicht gern recht viel mit ihr? — Was ſie ſagt, iſt gedacht und gut.

Kardinal. O ja! — — Sie wiſſen doch, daß ſie im beſondern Schutze Sr. Heiligkeit ſteht? Er liebt Euridanen, — wie ein Vater ſeine Tochter liebt.

Flora trat ins Zimmer.

„Ob der Herr Kardinal ſich eingelaufene Briefe vorlegen laſſen wollen?“ fragte ſie. — Der Kardinal nickte. Flora verließ das Zimmer, der Sekretair des Kardinals trat ein, und Theodor gieng zur Geſellſchaft zurück.

Hier gab eben Euridane ihre Karten an einen Abbate ab, ſtand vom Spieltiſche auf, und trat auf den Balkon. — Theodor näherte ſich ihr. Sie bemerkte ihn, und ſagte lächelnd:

„Hier ſtehen wir, und überſchauen das ſtolze Haupt der Welt, das ſchöne, heilige Rom.“

Theodor trat zu ihr auf den Balkon, und ſagte:

„Die Stadt iſt ſchön, und des Schönen iſt in dieſer ſchönen Stadt viel, aber das Schönere Schöne —“

„Iſt Ihnen näher? Das wollten Sie doch ſagen?“ — fiel Euridane ein.

„Sie haben es geſagt.“

„Sehr verbunden!“

Hier entſtand eine Pauſe. Euridane ſpielte mit dem Fächer, und Theodor an dem Gefäße ſeines Degens. — Endlich — es ſchien, man mußte darauf ſinnen, das Geſpräch wieder anzuknüpfen, — fragte Euridane:

„Wird der Herr Kardinal Sie Sr. Heiligkeit vorſtellen?“

„Ich hoffe es.“

Schon wieder eine Pauſe. — Theodor war in Euridanens ſchöne Augen verloren, und ſie blickte gedankenvoll in's Freie. — Auf einmal rief ſie lebhaft aus:

„Sehen Sie doch die ſonderbare Figur hier vorüber gehen!“

Theodor ſah hin, und ſah den Blauſtrumpf Sirius. — Dieſer, als er an den Balkon kam, grüßte ihn freundlich, wie ein Bekannter. — Verwundert ſah Euridane ihren Nachbar an, und fragte:

„Kennen Sie dieſe abentheuerlich angeputzte Figur?“

„Ich kenne den alten Schwätzer.“

„Wer iſt er?“

„So viel ich vermuthen kann, hat er einige Sparrn zu viel. Nach ſeinen Reden muß er über Siebenzehn Hundert Jahr alt ſeyn, allenthalben iſt er geweſen, alle berühmte Perſonen hat er gekannt.“

„Das iſt luſtig!“

„Luſtig, und intereſſant.“

„Ich möchte den Mann ſprechen hören.“

„Das kann geſchehen.“

„Der Kardinal muß ihn auch ſprechen.“

Ein Page trat herzu, und übergab Euridanen ein Billet. Theodor trat zurück. Euridane erbrach und las das Billet. Sie ſteckte es zu ſich, und winkte dem Pagen zu gehen. — Theodor trat wieder näher. — Einige luſtige Neapolitaner lazirten unter dem Balkon. Euridane ſah hinab, Theodor mit ihr. Auf der Baluſtrade begegneten ſich ihre Hände. Sie ruhten ſanſt auf einander. — Theodor ſeufzte. Euridane blickte ihm ſanſt ins Geſicht. — Das Glöckchen verkündigte das Vorübertragen des Hochheiligen Guthes. Sie warfen ſich nieder. Theodors Lippen berührten Euridanens Hand. — Sie ſtanden auf. Theodor ſuchte die geküßte Hand zu ergreifen, Euridane warf ihm einen ſprechenden Blick zu, ſeufzte, — und beide giengen ins Zimmer zur Geſellſchaft zurück.

Den folgenden Tag eilte Theodor in die Laterankirche, Floren dort zu finden, und fand ſie. — Als ihre Andacht geendiget war, nahte er ſich ihr. Sie giengen zuſammen aus der Kirche, und ſprachen mit einander.

„Wenn Sie recht artig ſind, — ſagte Flora, — will ich Ihnen eine erfreuliche Nachricht geben.“

„Gieb ſie mir, liebe Flora! Gieb ſie mir!“

„Bei St. Gregor *) iſt ein ſchöner Garten; über dem Thor prangt in Bronze, vergoldet, das Wappen der Gentileschi. In dieſem Garten befindet ſich heute Fräulein Euridane mit mir allein.“

„Wie?“ —

„Wie ich ſage. — Wollen Sie uns ſprechen, ſo wiſſen Sie, wo wir zu finden ſind.“

„Aber das Fräulein wird —“

„Was wird ſie?“

„Meine Gegenwart wird —“

„Ich verſtehe Sie. — Beſorgen Sie nichts. — Ich will Sie darüber ganz beruhigen. — Ich habe eine Botſchaft an Sie.“

„An mich? Von Euridanen?“

---

*) Piazza di St. Gregorio.

„Von ihr ſelbſt.“

„An mich?“

„An Sie. — Sie wünſcht Sie heute in dem Garten zu ſprechen.“

„Mich? — Sie wünſcht es?“

„Wie ich ſage.“

„Gute Flora, täuſche mich nicht!“

„Was hätte ich davon? — Fräulein Euridane wünſcht Sie zu ſprechen. Sie ſollen auch einen gewiſſen Blauſtrumpf Sirius mitbringen. Wer iſt der?“

„Ein alter Narr.“

„Nun gut! Dieſen alten Narren ſollen Sie mitbringen.“

„Wenn ich ihn nun nicht auftreiben kann?“

„So kommen Sie allein, und ſagen, Sie hätten ihn nicht auffinden können. — Unter uns — Ich bin Ihre Freundin! — Ich, an Ihrer Stelle, ſuchte den Alten gar nicht auf, und käm allein. Das Fräulein will Sie ſprechen, — der Alte, — nun ja! — Der Alte iſt ſo ein, — wie ſoll ich ſagen?“ —

„Vorwand?“

„Wenn Sie wollen. — Alſo — Sie verſtehen mich doch? — Wenn aber freilich Signor Sirius unentbehrlich ſeyn ſollte, was Sie am beſten wiſſen müſſen, da ſie vermuthlich mit dem Fräulein über ihn geſprochen haben, ſo —“

„Ich komme, liebe Flora! ich komme.“

Sie ſchieden, und Theodor eilte entzückt in ſeine Wohnung zurück.

An der Hausthür begegnete ihm Sirius.

„Ich komme, — ſagte er, — Abſchied von Ihnen zu nehmen.“

„Abſchied?“

„In einer Stunde verlaſſe ich Rom.“

Theodor nöthigte ihn auf ſein Zimmer. Der Alte gieng mit ihm dahin. Es wurde Wein und ein Frühſtück aufgetragen.

Theodor. Ich wünſchte, Sie verließen Rom heute noch nicht.

Sirius. Warum?

Theodor. Sie ſahen mich geſtern in dem Hauſe der Marcheſe Gentileschi —

Sirius. Ich ſah ſie auf dem Balkon, neben der ſchönen Euridane ſtehen, und machte Ihnen mein Kompliment.

Theodor. Euridane wünſcht Sie kennen zu lernen.

Sirius. Wie das?

Theodor. Die Bekanntſchaft eines ſo weitgereiſten Mannes —

Sirius. Ich bitte, mich ihr zu empfehlen. Vielleicht ſprechen wir uns ein andermal. Jetzt kann es nicht ſeyn. Dringende Geſchäfte rufen mich eilig nach Florenz.

— Sie wiſſen doch, daß die berühmten Korſen Zondodari und Giafferi in Rom angekommen ſind?

Theodor. Nein. — Was ſuchen ſie hier?

Sirius. Hülfe bei Sr. Heiligkeit. — Der Kardinal Sanvitale unterſtützt ihr Geſuch um Geld, Völker, Waffen, und einen erfahrnen Anführer. — In Livorno ſammeln einige Korſen Freiwillige; ja, ſie ſollen, unter der Hand, ſogar werben.

Theodor. Die armen Korſen!

Sirius. Alexander Farnſe pflegte zu ſagen: Wer Muth hat, iſt nie arm. Die Ungerechtigkeiten der Genueſer bringen ihnen Verderben. Der tapfere Kriegsheld, Herzog Bernhard von Weimar, ſagte einſt bei Gelegenheit einer ähnlichen Unterhaltung: Wer nicht Recht hat zu nehmen, der hat nicht Recht zu behalten.

Theodor. Auch dieſen Helden haben Sie gekannt.

Sirius. Ich habe ihn in Paris geſehen, und kurz vor ſeinem Tode in Briſach geſprochen. Er war ein ſehr ſtattlicher Herr, ein wahrer, ächter, deutſcher Mann. Das konnte Richelieu eben an ihm nicht leiden. Ein wenig zu hitzig und zu verlaut war er, ſonſt hätte es beſſer um ihn geſtanden. — — Leben Sie wohl! Ich muß, wie geſagt, nach Florenz eilen, und von da werde ich nach Livorno gehen. Es giebt dort mancherlei zu ſehen. Unter andern auch den Rabbi Sabbi, der den Juden die nahe Ankunft des Meſſias, aber auch zugleich den Jüngſten Tag angekündiget hat. Viele freuen ſich ſchon auf die Fete des letzten Mals. Es wird bei dieſem Feſte ſehr herrlich hergehen. Gott ſelbſt wird vor Freuden die Tafel der Gerechten umtanzen *). Engel ſind die Diener bei Tafel. Dann wird der Leviathan geſpeißt, ein Fiſch, der das ganze Weltmeer auszuſaufen im Stande iſt **). Ein ſonderbarer Fiſch, der 70 Sprachen ſpricht! Auch der ungeheuere Ochſe Behemoth wird verzehrt, ein Thier, das täglich 1000 Berge abweidet ***), und der Vogel Sis, der doch nur bis an den Schwanz im Waſſer ſteht, wenn eine Axt ſieben Jahre zu fallen hat, um bis an ſeine Krallen zu kommen ****), und dergleichen ſchöne Gerichte mehr. — Gott befohlen, Herr Baron!

Theodor. Sie wollen alſo nicht mit zu dem Fräulein gehen?

---

*) R. Akiba. Othijoth. S. 18. C. 1—3.

**) Talm. Tr. Bava Batra. S. 25. C. 1.

***) S. 74. C. 2.

****) S. 73. C. 2.

Sirius. Ich kann nicht. — Leben Sie wohl!

Er gieng, und Theodor, der ihm kopfſchüttelnd nachſah, eilte einer gewünſchteren Unterhaltung entgegen.

Der bezeichnete Garten war gefunden. Theodor öffnete etwas ängſtlich die Gitterthür und trat in den Garten. — Langſam gieng er auf einen Pavillon zu. Flora trat ihm entgegen.

„Ganz unvermuthet, — ſagte ſie, — iſt der Kardinal hieher gekommen. Er iſt jetzt bei dem Fräulein, in dem Luſthauſe.“

„Er wird doch bald wieder gehen?“

„Ich denke ja!“

„Ich bleibe hier.“

Flora ſah ihn etwas bedenklich an, und ſagte endlich lächelnd:

„Ich weiß nicht — Sie kommen mir — wie ſoll ich ſagen? — ſehr feierlich vor.“

„So?“ — fragte Theodor verlegen, und warf ſich auf ein Sofa.

Nach einer kleinen Pauſe ergriff er Florens Hand, und ſagte:

„Du biſt mir noch etwas ſchuldig. Ich mahne Dich.“

„Um was?“

„Du wollteſt mir, wie Du ſagteſt, noch etwas ſagen, als Du das Zimmer —“

„Aha! — Das iſt es? — Nun ja! Ich wollte — — Herr Baron! es iſt ein Geheimniß, das ich Ihnen entdecken wollte. Sie müſſen mir verſprechen —“

„Die ſtrengſte Verſchwiegenheit!“

„Und dann —“

„Noch mehr?“

„Ja! noch etwas mehr.“

Er zog ſie ſanft zu ſich, und fragte lächelnd:

„Was noch mehr?“

Sie legte die eine Hand auf ſeine Schulter, indem die andere in ſeiner Hand ruhte, ſah ihn etwas feierlich feſt in die Augen, und ſagte:

„Was ich Ihnen jetzt ſage und entdecke, iſt für Sie von der größten Wichtigkeit. Benutzen Sie die Entdeckung mit Klugheit, ſo können Sie eines Glücks theilhaftig werden, das — Sie vielleicht erträumt kaum ſchöner finden konnten. — Zuerſt aber die Frage: Haben Sie keine Ahndung von Euridanens Stand und Geburt?“

„Keine.“

„Schlimm! — Da muß ich weit ausholen. — Das Oberhaupt der Katholiſchen Kirche, Se. Heiligkeit — — Ich höre gehen!“ —

Sie machte ſich von Theodor los, und trat in die Thür des Pavillons. — Euridane führte den Kardinal zur Sänfte. Er wurde fortgetragen, und das Fräulein kam auf den Pavillon zu. Theodor trat hervor. Euridane lächelte:

„Sie hier, Herr Baron? — Warum kamen Sie nicht eher zum Vorſchein? Ihr Freund und Gönner, der Kardinal war hier. Er hat viel von Ihnen mit mir geſprochen.“

„Von mir? — Mit Ihnen?“

Flora verließ den Pavillon. Euridane trat ein. Sie ließ ſich auf dem Sofa nieder. Theodor ſetzte ſich, ihr zur Seite, auf einen Stuhl. Das Geſpräch war gleich wieder angeknüpft:

Sie. Sie werden, wie ich ſo eben von dem Kardinal gehört habe, morgen bei Sr. Heiligkeit zum Fußkuſſe gelangen. Er hat von Ihnen mit dem Kardinal ſehr gnädig geſprochen. Der Kardinal ſagte auch, Ihre Wünſche würden erfüllt werden. — Ich weiß zwar nicht —

Er. Meine Wünſche? — O mein Fräulein! meine Wünſche — — Bis jetzt kennt ſie nur mein Herz allein noch. Wenn aber —

Sie. Wenn? — Was? —

Er. Wenn Worte —

Sie. Worte? — — So räthſelhaft, Herr Baron? Wenn Sie — — Darf ich mich Ihnen als Freundin nennen?

Er. Wollen Sie das ſeyn?

Sie. Ich bin es. — Glauben Sie mir, ich bin Ihre Freundin. Verſtellung kenne ich nicht. Mein Herz —

Er. Dieſes Herz — O mein Fräulein! wenn meine Kühnheit —

Er warf ſich vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, und bedeckte ſie mit Küſſen. Sie neigte ſich ſanft zu ihm herab, und liſpelte mit gebrochener Stimme:

„Herr Baron! ſtehen Sie auf.“

„Nicht eher, bis ich höre —“

„Was wollen Sie hören? — Stehen Sie auf!“

„Ich liebe Sie.“

Sie drückte ihm ſanft die Hand, und erhob ſich langſam vom Sofa. Theodor ſprang auf, den Blick voll Erwartungen auf ſie geheftet. Sie ſchlug die Augen nieder, eilte zur Thür, ſeufzte tief auf, und ſagte mit leiſer Stimme:

„Ich liebe Sie.“

Schnell verließ ſie den Pavillon, und gieng raſch die Allee hinauf. Theodor eilte ihr nach. — Flora kam ihm entgegen:

„Der Kardinal läßt ſie allenthalben aufſuchen. Eilen Sie zu ihm.“

„Aber, ich —“

„Kein Verweilen! Eilen Sie zu dem Kardinal.“

Damit ſchob ſie ihn nach der Gartenthür zu. Hier drückte ſie ihm die Hand, und gab ihm einen Kuß.

„Hier haben Sie, — ſagte ſie, — Ihren mir gegebenen Kuß wieder. Es iſt der letzte, den wir uns geben dürfen.“

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Nichts, als was ich geſagt habe. Ich habe es dem Fräulein auf dem Geſichte geleſen. — Gott ſey mit Ihnen! — Sie werden glücklich ſeyn, wenn Sie es zu werden verſtehen. — Eilen Sie zum Kardinal, und handeln Sie als Mann von Kopf.“

„Sag Euridanen —“

„Ich ſage ihr nichts. Sie haben ihr alles ſchon ſelbſt geſagt. Gegen Abend ſehen wir uns wieder.“

Bei dem Kardinal traf Theodor die Korſen, Giafferi und Zondodari an. Der Kardinal ſtellte ihm ſeine Landsleute ſelbſt vor, und dieſe freuten ſich, wie ſie ſagten, der Bekanntſchaft eines ſo wackern Deutſchen. — Man gieng zur Tafel. Die Korſen und Korſika waren das Tafelgeſpräch, und blieben es auch nach der Tafel, bis man gegen Abend auseinander gieng.

Theodor eilte einer angenehmern Unterhaltung entgegen, in den bekannten Garten.

„Wir wollten eben gehen,“ — ſagte Flora, und zeigte auf eine Laube.

Hier fand Theodor Euridanen, in einer nachdenkenden Lage; wie es ſchien, in tiefe Betrachtungen verloren. — Sie wurde ihn gewahr, ſprang auf, und ihr Geſicht wurde faltenfreier. Leichthin, aber freundlich, grüßte ſie ihn, und fragte:

„Wie war's bei dem Kardinal?“

Er. Sehr ſtaatsmäßig, und traurig.

Sie. Traurig?

Er. Iſt es nicht allenthalben traurig, wo Euridane nicht lächelt? — Zudem klagten die Korſen Giaſſeri und Zondodari ihre Noth, und das Unglück ihres Vaterlands.

Sie. Vielleicht ſchenkt Se. Heiligkeit den Korſen einen Retter. — Gewalt, oder Liebe wird den Befreier der Korſen auf das unglückſelige Eiland ſenden.

Forſchend ſah Theodor ſie an. Sie warf ſich aufs Sofa, ergriff die Guitarre, präludirte kurz, ſpielte, und ſang:

Mit Roſen der Liebe
bekränzt ſich der Held;
es zieht ihn die Stimme
der Liebe in's Feld.

Dort winken die Kränze
am lockenden Ziel,
es wird ihm Geräuſche
der Waffen zum Spiel.

„Komm Lieber! ich ſchmücke
Dein lockichtes Haar;
Dir ſteh' ich zur Seite
in jeder Gefahr.

Nur muthig zum Siege,
der Helden belohnt;
ich winde die Kränze
wo Heldenmuth thront.

Und dort auf dem Throne
eilt Liebe Dir zu,
ſie lächelt nach Kämpfen
in friedlicher Ruh.

Sie lächelt ſo zärtlich
ſo ſüß und ſo rein.
Hier duften die Kränze,
o nimm! ſie ſind Dein.“

Langſam zögernd legte ſie die Guitarre hinter ſich. Theodor ergriff ihre Hand.

„Mein?“ — fragte Theodor mit ſanfter Stimme.

„Dein!“ — lispelte Euridane.

„Mein!“

„Dein, königlicher Theodor!“

„Was ſagſt Du?“

„Dir winkt ein Thron. Haſt Du Muth, ihn zu erkämpfen? Mich, und den Thron? — Euridane wird als Königin, in den Armen eines Königs ruhen, und Theodor iſt dieſer König!“

„Euridane?“

„Es iſt beſchloſſen. Du wirſt ausführen, was beſchloſſen iſt. — Du wirſt meinen — Du wirſt Sr. Heiligkeit vorgeſtellt werden, wirſt ihn ſprechen, — und Korſika wird einen König haben.“

„Und Euridane liebt mich?“

„Sie hat es Dir geſagt.“

„Ihre Liebe wird mich beglücken?“

„Wie Liebe nur beglücken kann.“

Flora trat ein. Sie ſchien etwas zu ſuchen, nahm ein Papier vom Tiſche, und gieng damit fort.

Euridane war aufgeſtanden. Flora war gegangen. Theodor ſchloß Euridanen in ſeine Arme; ihre Küſſe begegneten ſich. Sie drückte ihn an ihr klopfendes Herz.

„Mein Lieber!"

„Euridane! — Wird dieſes Herz auch immer für mich ſchlagen?"

„Zweifelſt Du?"

„Die Liebe zweifelt leicht und gern, unglücklicher durch Ueberzeugung zu werden."

„So überzeuge Dich."

„Und meine Wünſche —"

„Ach! — Die Liebe wünſcht ſo ſüß, ſo angenehm!" —

„Und wird wünſchend, unter Wünſchen, glücklich."

Der Bräutigam leſe dies, es leſe es die Braut; es wurde geſchrieben, beſeelt von tauſend angenehmen Wünſchen. Der Blick in die Zukunft wucherte mit tauſend Freuden,

und

und dieſe, harren einer ſchönen Wirklichkeit.

Glühend ruhten Euridanens Wangen an Theodors glühenden Wangen. Sanft zitterte Lippe auf Lippe, und jede Ader war zum Puls geworden. — Euridane griff hinter ſich, ſie zog an einer Quaſte, und ein Vorhang rauſchte vor dem Sofa nieder.

Der Verhang entzieht die Liebenden den Blicken der Späher. Des Dichters Auge blickt durch jede, noch ſo dichte Scheidewand. Er blickt, und ſieht die Liebenden in ſüßem Taumel; er hört das ſanfte Schallen ihrer Küſſe; den leiſen Wechſellaut der Seufzer; das angenehme Stöhnen tönt in ſeine Ohren, ſelbſt mit entzückt, ergreift er, das Gemälde zu vollenden, die Feder. — — Was hält ihn ab zu ſchildern, was er hört und ſieht?

„Laß — liſpelt einer unſichtbaren Gewalt Stimme ihm zu, — laß mehr errathen, als du ſagſt. Entweihe nicht durch Worte Geheimniſſe, die nur ſelbſt empfunden, nie aber entdeckt ſeyn wollen. Der Vorhang fiel. Hebe ihn nicht auf, und was dein Blick entdeckt, bleibe verſchloſſen bei dir, wie in einem heiligen Schrein, zu welchem nur Selbſtempfindung den Schlüſſel haben darf. — Wer nichts empfindet, braucht dich auch nicht zu verſtehen. Wer nie ſelbſt des Glücks theilhaftig wurde, das deinen Liebenden jetzt lacht, der ſuche ſich zu belehren, und traure, wenn ihm dies vom Geſchick verſagt wird."

Folgſam der warnenden und belehrenden Stimme, laſſe ich über den Vorhang vor dem Sofa noch einen zweiten fallen. Nur die Einbildungskraft mag beide durchblicken, und rege Fantaſie mag ſich die ſchönſten Wirklichkeiten malen.

Spät brachte Theodor Euridanen in ihre Wohnung. — Die Marcheſe hatte Geſellſchaft; ein Wink von der behülflichen Flora, und Theodor folgte ihr. — Sie öffnete eine Thür, ſchob ihn in ein finſteres Zimmer, und verſchloß die Thür hinter ihm.

Seinen Betrachtungen blieb er aber nicht lange überlaſſen. Flora kam, und brachte Licht. Er nahm ſie bei der Hand, und fragte dringend und ſchnell:

„Was habe ich hier noch zu erwarten?“

„Geduld, Herr Baron! — antwortete Flora; — Wo man gern geſehen wird, muß man auch gern bleiben.“

„Warum nicht? — Aber —“

„Kein Aber, kein Und, kein Alſo, kein Oder, kein Wenn, kein Wie? — — Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen! — Sind Sie nicht zufrieden?“

„Gewiß! Ich bin es."

„So ſeyn Sie auch ruhig, und dankbar. Von der Stirn hinweg alle Falten der Bedenklichkeit!"

Sie fuhr, als ſie das ſagte, mit flacher Hand ihm über's Geſicht. Bei ſeinem Munde erreichte ein Kuß die niedliche Hand. Flora drohte mit dem Finger. Er griff nach ihrer drohenden Hand, und ſah ſie zurück gezogen.

„Jetzt nichts mehr, Herr Baron! Sie müſſen hübſch genügſam ſeyn. Und ich dächte, das könnte Ihnen gar nicht ſchwer werden. — Oder, verlieren Ihre Wünſche ſich gern in's Unendliche?"

„Nicht das! — Doch, meine Dankbarkeit gegen Dich und Deine Freundſchaft —"

„Wir wollen ſchon noch Rechnung halten."

„Worüber?“ — fragte Euridane, die eben in's Zimmer trat.

„Ueber außenſtehende Schulden;“ — ſagte Flora.

„Laß Dich bezahlen, — fuhr Euridane fort, — je eher, je lieber! Denn, wer weiß, wie lange dieſer Herr noch bei uns, und zu haben iſt.“

Flora lächelte, und ſagte:

„Wenn der Herr Baron reiſen, bin ich bezahlt.“

Sie verließ das Zimmer.

Theodor ſchloß Euridanen in ſeine Arme. Sie legte ihren Kopf auf ſeine Schulter. — Endlich hob ſie ihre Augen, ſchien eine Frage zu unterdrücken, eilte raſch nach einer Glocke, und ſchellte laut und heftig.

Flora trat ein, ſetzte einen bedeckten, goldenen Becher auf den Tiſch, und verließ ſogleich das Zimmer wieder.

Euridane nahm den Becher vom Tiſche, und führte Theodorn in ein Kabinet.

„Hier, — ſagte ſie, — vor dieſem heiligen Bilde, ſchwöre ich Dir ewige Liebe!“

„Ich ſchwöre Dir, — fuhr Theodor fort, — was Du mir geſchworen haſt!“

Sie nahm den Deckel von dem Becher, und einen Dolch zog ſie aus ihrem Buſen. Sie ritzte ſich in den Arm, ihr Blut rann in den mit Wein gefüllten Becher.

„Dies vermähle und verbinde uns auf ewig;“ — ſagte ſie, und reichte ihm den Becher.

Schweigend that Theodor, was Euridane gethan hatte, und ſein Blut vermiſchte in dem Becher ſich mit dem ihrigen. — Sie nahm den Becher ihm aus der Hand.

„Ich trinke Dir ihn zu, den Rauſch der Liebe!“

„Dein Rauſch ſey auch der meinige!“

So leerten ſie den Becher. — Wechſelſeits verbanden ſie ſich ihre leichten Wunden, und Arm in Arm fand ſie Aurorens erſter Blick.

„Sieh, Theodor! Aurorens Blick, in unſer Brautgemach.“

„Ihr Roth erhöht das Glühen Deiner Wangen.“

„Ihr Feuerblick ſpiegelt ſich in Deinen Augen.“

„Neidiſch verſucht ihr Schimmer Deine Reize zu überglühen!“

„O nein! Sie lächelt uns mit Blicken einer Freundin an.“

„Die Sonne kömmt! — Sieh, wie ihr erſter Strahl durch die Gardinen bricht.“

„Aurora weicht der Königin des Tages, und ach! ſie trennt uns.“

„Doch nur auf kurze Zeit? — Soll Luna uns hier nicht wieder finden?“

„Sie, die Morgenröthe, und die Sonne. — Lebe wohl, Du Trauter!"

„Lebe wohl!"

„Muß uns die Sonne ſcheiden?"

„Sie ſpart uns neue Freuden, bewahrt uns frohe Stunden auf."

„Lebe wohl! bis dieſen Abend. — Die Trennung reiſt dem Wiederſehen entgegen."

Flora führte ihn aus dem Hauſe. Es wurde dabei kein Wort geſprochen, und wie im Traume wankte Theodor ſeiner Wohnung zu.

Der Kardinal Sanvitale führte ihn ſelbſt zur Audienz bei Sr. Heiligkeit. — Der heil. Vater ſprach gnädig, lange, und viel mit ihm, beſchenkte ihn mit einer Medaille, einer geweihten Roſe, und mit Ablaß ſeiner Sünden auf hundert Jahre.

Der Kardinal nahm ſich ſeiner Angelegenheiten eifrig an, und Theodors Wünſche wurden, wie wir hören werden, erfüllt.

Er gieng, nach der Audienz, auf die Altieriſchen Gärten zu, dort ſeinen Empfindungen ſich zu überlaſſen. — Bei einer Gartenthür ſtieg eine Dame aus einer Sänfte. Es war Florigena, die ſchöne, junge Gräfin von Caſale, die Theodor, wie wir wiſſen, im Konzert bei der Marcheſe Gentileschi zum erſtenmal ſah. Er redete ſie an. Sie antwortete ihm ſehr verbindlich, und invitirte ihn endlich in den Garten. — Er nahm dieſe Einladung an, und folgte ihr.

In der großen Allee gab er ihr ſeinen Arm. Er ſprach von den ſchönen Anlagen des Gartens, und Florigena lenkte das Geſpräch auf die Muſik.

Sie. Die ſchöne Euridane iſt Kennerin und Künſtlerin in dieſer Wiſſenſchaft und Kunſt.

Er. Das habe ich bemerkt.

Sie. Sicher iſt ſie eine der geiſtreichſten Damen Roms. — Ihre Vorzüge werden aber auch bemerkt und geſchätzt.

Er. Das läßt ſich denken.

Sie. Beſonders iſt der Prinz Escalonna, ein junger, liebenswürdiger, feuriger Spanier, ihr erklärter Bewunderer.

Er. So?

Sie. Man ſagt ſogar, er habe Abſichten auf ihre Hand.

Er. So?

Sie. Und — vielleicht iſt er auch glücklich. — Er iſt reich, vornehm, jung, liebenswürdig, und mit Einem Worte, eine ſchöne und glänzende Parthie für die vornehmſte Dame Roms.

Er. Und Euridane? —

Sie. Man ſagt, ſie ſey ihm gar nicht abgeneigt.

Er. So? — Ich habe ihn noch nicht im Hauſe der Marcheſe geſehen.

Sie. Er iſt geſtern wieder von Neapel zurück gekommen. Dieſen Morgen ſah ich ſeine Equipage vor dem Garten der Gentileschi.

Er. So? — Dort wird ihn Euridane wohl empfangen haben?

Sie. Wahrſcheinlich. — Sie iſt ſehr gern in dieſem Garten.

Sie waren jetzt an einen Pavillon gekommen. Florigena nöthigte ihn zu einem Frühſtück. — Man ſetzte ſich.

Sie. Womit vertreiben Sie ſich, hier in Rom, die Zeit?

Er. Größtentheils mit Umherwandern. Die Villen ſind hier ſchön —

Sie. Gewiß! — Werden Sie noch lange bei uns bleiben?

Er. O ja!

Hier entſtand eine Pauſe. Theodor ſah nachdenkend vor ſich hin. Florigena beobachtete ihn.

In dieſem Augenblick trat Flora in den Pavillon. Sie brachte einen Brief an Florigenen. — Theodor kam zu ſich. Die Bekannten lächelten einander verlegen an.

Florigena hatte den Brief geleſen. Ihn zu beantworten, gieng ſie in die Villa. — Theodor und Flora blieben allein im Pavillon. Sie ſetzte ſich ihm gegenüber.

Flora. Herr Baron! Sie hier?

Theodor. Durch Zufall.

Flora. Darf das Euridane wiſſen?

Theodor. Warum nicht?

Flora. Sie kennen die Römerinnen nicht.

Theodor. Das glaube ich.

Flora. Sie ſind verſtimmt? — Ich bedauere, daß ich ſo ungelegen —

Theodor. Du haſt nichts zu bedauern, als — etwa mich.

Flora. Sie? — Sie? — Und hier?

Theodor. Vielleicht allenthalben.

Flora. Allenthalben? — Auch, an einem gewiſſen Ort?

Theodor. Wohl dort am erſten.

Flora. Was fehlt Ihnen? — Es iſt etwas mit Ihnen vorgegangen. — Was haben Sie?

Theodor. Ein Herz, das betrogen wird.

Flora. Betrogen? — Wer betrügt es? — Doch nicht —? Nein! Dieſen Namen darf kein Argwohn entweihen. Ich bitte um Erklärung.

Theodor. Iſt der Prinz Escalonna von Neapel zurück?

Flora. Seit geſtern. — Kennen Sie ihn?

Theodor. Nicht von Perſon.

Flora. Sein Ruf iſt eben ſo untadelhaſt, als ſeine Perſon.

Theodor. Das kann ſeyn.

Flora. Das iſt ſo. — — Und dieſer Prinz hat Sie verſtimmt? — Iſt die Gräfin Caſale ihre Freundin?

Theodor. Die Freundſchaft wär wohl noch zu neu.

Flora. Der Brief, den ich ihr überbrachte, gilt ihr und dem Prinzen Escalonna. Er liebt die Gräfin, und hat mein Fräulein zu ſeiner Vertrauten gemacht.

Theodor. So?

Flora. Sie zweifeln? — Schämen Sie ſich, Herr Baron! — Euridane erfährt kein Wort von dem, was wir geſprochen haben, aber das muß ich ihr ſagen, daß ich Sie hier getroffen habe. — Sie iſt im Garten, und hat geglaubt, Sie viel eher bei ſich, als vielleicht irgendwo, zu wiſſen.

Florigena kam zurück, übergab Floren die Antwort, und dieſe eilte aus dem Garten.

Florigena ſchien verlegen zu ſeyn; Theodor war es nicht weniger. — Eine Equipage fuhr vor. Man meldete den Prinz Escalonna. — Theodor empfahl ſich der Gräfin; die ſehr leichthin von ihm Abſchied nahm, und dem angemeldeten Gaſt entgegen gieng.

Euridane traf Theodor im Pavillon ihres Gartens, in einem Buche leſend, an. Sie ſah ihn lächelnd an, als er eintrat, und ſagte:

„Hat Florigena Dich fortgeſchickt?“

Eben ſo antwortete er:

„Zu Dir.“

„Wohin Du gehörſt. — Was hatteſt Du bei der Gräfin zu thun?“

„Ein Zufall brachte mich mit ihr zuſammen.“

„Hat Dich der Prinz Escalonna bei ihr geſehen?“

„Nein.“

„Das iſt ſehr gut! — Er iſt ein ſehr eiferſüchtiger Mann.“

„Er liebt die Gräfin?“

„Wie Du hörſt.“

„Liebt ſie ihn wieder?“

„Das muß ſich zeigen.“

Ein Diener der Marcheſe Gentileschi kam, und beſchied Euridanen nach Hauſe. — Sie hieß Theodorn bleiben, und ſie im Garten erwarten, und ſollte es auch ſehr ſpät ſeyn. Dann eilte ſie zur Sänfte, und wurde fortgetragen.

Flora legte ihm vielerlei an's Herz, las ihm den Text, und folgte ihrem Fräulein.

Der Abend brach herein; es wurde dunkler, finſter endlich, und Theodor ſaß, immer noch harrend, allein, und ohne Licht, im Pavillon. — Endlich gieng die Gartenthür auf, eine weibliche Geſtalt kam auf den Pavillon zu, und trat ein.

Es war Euridanens Geſtalt. Theodor ſprang mit einem: „Endlich!“ auf, ſchloß ſie in ſeine Arme, und fühlte die feurigſte Erwiederung ſeiner Küſſe. Es wurde kein Wort geſprochen. Der Vorhang rauſchte vor dem Sopha nieder, und Liebe gab und nahm mit ſo ſüßem Geitze alles, was ſie Schönes nehmen und geben kann.

Plötzlich entſtand ein Geräuſch im Pavillon. Verlegen fragte Theodor:

„Was iſt das?“

„Sey ruhig! — antwortete man ihm mit Küſſen. — Es iſt Euridane.“

„Euridane? — Nicht hier? in meinen Armen nicht?“

„Gerechter Himmel! Wer ſpricht hier? — Ich bin verrathen. Hülfe!“

Der Vorhang rauſchte auf. Euridane, mit einem Lichte in der Hand, ſtand vor dem Sofa. — Florigena war es, die in Theodors Armen lag. — Beſtürzt ſprang er auf, und warf ſich Euridanen zu Füßen. Sie lächelte:

„Steh auf!“

„Teufeliſches, ſchadenfrohes Weib! — ſchrie Florigena; — Du haſt mich verrathen. Ich bin entehrt. O! ſey barmherzig! und bohre mir den Dolch in die befleckte Bruſt.“

Euridane führte Theodorn aus dem Pavillon in den Garten.

„Dies iſt, — ſagte ſie, — die Rache eines Weibes an ihrer größten Feindin. Dich wollte ſie verführen. Sie ſelbſt iſt nun verführt. Dem Prinz Eſcalonna in den Armen träumte ſie ſich ſelig. Sie iſt betrogen, und ich bin gerächt. — Du eilſt jetzt nach Liverno. Bald ſehen wir uns wieder. — Du kennſt mich nun. Du weißt, wie unausſprechlich ich liebe, und ſiehſt, wie furchtbar ich mich räche. Dies warne Dich. — Nimm dieſe Briefe, dieſe Wechſel, dieſe Börſe, und eile nach Livorno. — Wir ſehen uns, wie ich Dir ſagte, bald wieder.“

Zweites Buch.

Getheilte Liebe? — Kann ſie dauern?
Ach nein! es theilt die Liebe nicht. —
Bald dringt auch ſelbſt durch Kloſtermauern,
Des feinen Truges helles Licht.

Indem wir nun den Leſern Zeit laſſen, über Euridanens fürchterlich berechnete Rache nachzudenken, ohne dabei den geringſten Vorgriff zu wagen, und ehe wir den Helden dieſer Abentheuer in Livorno ſehen, wollen wir uns ein wenig nach ſeinen frühern Begebenheiten umſehen, ehe er nach Neapel und nach Rom kam.

Theodor, von Geburt ein Baron von Neuhof, war zu Altena in Weſtphalen geboren. Sein Vater ſtarb als Kommandant eines Forts in Metz, und ſeine Schweſter war an einen Grafen von Trevoux verheurathet.

Von den Jeſuiten erzogen, zeigte Theodor viel Fleiß und einen offenen Kopf. Er ſtudierte in Kölln, hatte dort eine Herzensangelegenheit mit einer hübſchen Profeſſorstochter, und erſtach einen Grafen, der ſein Nebenbuhler war, im Duell. — Er floh nach Holland, und bekam zu Leiden an dem Spaniſchen Ambaſſadeur einen Freund, der ihm Empfehlungsbriefe gab, mit denen er nach Spanien gieng.

Er kam nach Madrid, und wurde von dem Staatsminiſter ſehr wohl aufgenommen. Dieſer empfahl ihn dem König, der ihm eine Lieutenantsſtelle bei dem Regiment Mendoza gab, welches damals mit bei der Belagerung vor Oran lag.

Dorthin gieng Theodor ab, und avancirte bald zum Kapitain. — Als er endlich nach Spanien zurück kam, glückte es ihm, den Premierminiſter, den bekannten Kardinal

Alberoni, für ſich zu gewinnen; auch erhielt er die Gunſt des Herzogs von Ripperda, und wurde Obriſter.

Eine Heurath ſollte ihn noch höher heben. Er gab ſeine Hand einem Fräulein von Kilmanock, die eine Hofdame der Königin, und eine Anverwandte des Herzogs von Ormond war. Nun ſchien ſein Glück gemacht zu ſeyn. — Er erhielt Geld und Patente, ein eigenes Regiment zu werben, und ſah ſich ſchon als Chef an der Spitze deſſelben.

Aber ſeine Gemahlin war kein Weib, mit der zu leben war. Stolz, herrſchſüchtig, eigenſinnig, und — zum Unglück auch noch mehr häßlich, als ſchön, quälte ſie ihren Mann täglich und ſtündlich aufs empfindlichſte. Theodor wurde dadurch verdrüßlich, blieb gern aus dem Hauſe, ſuchte Zeitvertreib im Spiel, verlor mehr als er bezahlen konnte, und mußte endlich die Flucht ergreifen.

Er gieng nach Paris zu ſeiner Schweſter, der Gräfin von Trevoux, die bei dem Grafen von der Mark in großem Anſehen ſtand. Er hielt ſich einige Zeit in Paris auf, und ſchiffte endlich nach England über. Von da gieng er nach Holland, fand Kredit, nahm in Amſterdam große Summen auf, und gieng mit dieſem Gelde auf einem Engliſchen Schiffe davon.

Im Mittländiſchen Meere wurde das Schiff von einem Algirer Korſaren angegriffen, aber tapfer, beſonders durch Theodors Entſchloſſenheit, vertheidiget. Der Algirer wurde endlich ſelbſt genommen, und der Engliſche Kapitain übergab das Schiff Theodors Kommando. — In Kandia verkaufte der Kapitain ſeine Priſe, und erhielt Löſegeld für die Gefangenen. Theodor bekam ſeinen gu ten Antheil davon. — Ihm gefiel es in der Inſel, er blieb dort zurück, lebte einige Zeit unter den Türken, gieng aber dennoch endlich, mit einem Engliſchen Schiffe, nach Italien. — In Neapel haben wir ihn geſehen. — In Rom trennte der Papſt, aus geheimen Abſichten, ſeine Ehe, machte ihn frei, und der Kardinal Sanvitale ſchien ihn zu Ausführung höherer Abſichten gebrauchen zu wollen.

Was nun zu Rom geſchah, wiſſen wir. Wir denken noch ein wenig über Euridanens Rache, übrr Florigenens Unglück nach, und folgen dem Held unſerer Geſchichte.

Mit Adreſſen und Wechſeln wohl verſehen, kam Theodor in Livorno an. Sogar ſein Logis war ihm beſtimmt. Er nahm es bei Meſtieri, einem ausgewanderten Kor=

ſen, der in Livorno ein Wein- und Speiſehaus hatte.

Den erſten Tag, als er ausgieng, ſich in dem Hafen umzuſehen, begegnete ihm Sirius, völlig in ſeinem Koſtum, wie zu Neapel und Rom.

„Willkommen! — ſchrie er ihm entgegen; — Willkommen, in Livorno!“

Theodor erwiederte ſeinen Gruß, und der Alte ſchüttelte ihm ganz treuherzig die Hand.

„Nun? Wie iſt's in Rom gegangen?“

„Ganz gut. — Sie müſſen ſich nicht lange in Florenz aufgehalten haben?“

„Diesmal nur einige Tage. — Wie ſtehen Sie mit der ſchönen Euridane?“

„Recht gut. — Wie geht's in Livorno?“

„Bunt durcheinander, wie immer; jezt aber ganz beſonders bunt. Das machen die ausgewanderten Korſen. — Ach! wenn ich an Livorno denke! welch ein Neſt das ſonſt war, als es noch den Genueſern gehörte. Ich weiß noch, wie der Großherzog es anbaute. — Wie die Zeit verſtreicht!"

„Ich habe Briefe bei mir, an einen gewiſſen Graf Coſta."

„An dieſen? — So? — Er iſt das Haupt der Korſiſchen Ausgewanderten. Durch ſeine Hand gehen alle Geſchäfte. — Geſtern iſt Zondodari wieder nach Korſika. Lampertini iſt mit ihm. Sie haben Spaniſches Geld, Munition, und Waffen bei ſich. — Coſta, Jacinto Paoli, Lodoviko Giafferi, Fabiani, und Ornani de Lucca, ſind noch hier. Sie ſcheinen auf etwas zu warten, und werben für Korſika. Es laufen ihnen viele Leute zu."

„Was macht der Rabbi Sabbi?"

„Er iſt fort; ich glaube, nach Lukka. — Man hat ihm das Profetenhandwerk legen wollen, und der Leviathan und Behemot, nebſt dem Vogel Sis, werden für diesmal wohl noch ungegeſſen bleiben. — Der Papſt iſt doch noch wohl auf?“

„O ja!“ —

„Und Fräulein Euridane auch?“

„Auch.“

„Was macht die ſchöne, junge Gräfin von Caſale?“

„Kennſt Du ſie, alter Sirius?“

„Ich werde ſie ja kennen! — Ihr Vater war mein ſehr guter Freund. — Sie iſt doch noch wohl?“

„Sie war krank, als ich Rom verließ; — ſehr krank!“

„Das gute Kind! — So ſchön, ſittſam, unſchuldig —“

„Ach!“ —

„Was iſt Dir?“

„Nichts.“

„Nichts? — Wer kann über Nichts ſeufzen?“ —

„Wirſt Du lange in Livorno bleiben?“

„Das kann ich ſelbſt noch nicht beſtimmen. — Wo wohnſt Du?“

„Bei dem Weinhändler Meſtieri.“

„Da? — Da iſt ja die Niederlage aller Korſen. Er ſelbſt iſt ein Korſe. Graf Coſta iſt ſein großer Patron. — Der Graf iſt ein ſehr ſtarker Weinfreund. — Ich liebe den Wein auch. Der Wein macht die Alten beritten, heißt es im Sprüchwort. Papſt Julius II. pflegte zu ſagen: Vinum hilaritatis seminarium est. Ich liebe es, wenn der Menſch dieſe Gottesgabe mäßig genießt. Der Wein ſchmeckt nach dem Faſſe, was der Menſch im Trunke ſpricht, das denkt er auch. Aus den Reben, fließt Leben, ſagte Kurfürſt

Gebhard von Kölln, und er hatte Recht. Wer einen guten Wein in Ehren hält, und ſich nicht zu gemein mit ihm macht, den hält er wieder in Ehren. Die Geſtalt des Menſchen, ſiehſt Du im Spiegel, ſein Herz aber, im Wein. — Es giebt in der Welt mehr alte Weintrinker, als alte Aerzte."

„Der Wein, guter Sirius! iſt wie der, der ihn trinkt."

„Richtig! Vinum se accommodat bibentibus. Das war ein Spruch, den Kaiſer Sigismund gar oft im Munde führte. Das war ein gar luſtiger Herr, und ließ manchen ehrlichen Schwank ausgehen. Ich war eben in Straßburg, als ihn einmal die ſchönen Schuſterweiber und Mädchen aus dem Bette holten, und mit ihm durch die Straßen tanzten. Da gab's Spaß! — Sie kauften ihm ein Paar Pantoffeln, und er tanzte wieder mit ihnen, bis in ſein Loſament zurück. —

Als er abreiſte, hinterließ er jeder Tänzerin ein goldenes Ringlein. — Ein ſchöner Schlag, die Straßburger Schuhmacherweiber und Mädchen, beinahe eben ſo ſchön, als die Erfurter!“

„Du kömmſt ja recht ins Weiberkapitel!“

„Warum nicht? Wer ſoll nicht gern von Weibern ſprechen? Waren doch unſere Mütter auch Weiber. Der alte Minneſänger Frauenlob, den die Weiber zu Mainz zu Grabe trugen, ſein Grab mit Blumen beſtreuten und mit Wein begoſſen, ein gar guter, lieber Mann! pflegte zu ſagen: Weiber und Jungfrauen muß man loben, es ſey wahr oder erlogen. Ohne Weiber und Wein, läßt ſich's nicht leicht fröhlich ſeyn. Abt Günther von Eberach ſagte deshalb: Ubi deest peplum, non est perfectum gaudium. — In der Weiber Kram findet ſich immer etwas, das feil iſt. Nicht wahr?“

„So alt, und ſo ſcherzhaft bei dem Artikel Weib!“

„Es iſt einer der gangbarſten im menſchlichen Leben. Gieng der aus; gute Nacht Welt! — Glaube mir, z. B. ſo ein Straßburger oder Erfurter Schuhmachermädchen iſt mir lieber, als zehn Pfaffen. Dieſe ließen in Gottes Namen die Welt ausſterben, jene aber nicht. — Und ich weiß doch, daß die ſchönen Römerinnen auch Gnade gefunden haben vor den Augen des Herrn Barons.“

„So? Das weißt Du?“

„Da iſt, z. B. eine gewiſſe Euridane, eine gewiſſe Gräfin Caſale, die —“

„Sehr unglücklich iſt!“

„Alſo, wirklich unglücklich? — Wie ſo?“

„So habe ich gehört.“

„Was iſt ihr begegnet?“

„Das ſchlimmſte, was ihr begegnen konnte; ein Mann zur Unzeit.“

„So muß ſie ſuchen, ihn zur Zeit zurück zu führen. — Eine ſolche Stunde ſchlägt vierundzwanzigmal des Tages.“

„Ach! — des Unglücks Stunde ſchlug für ſie auf immer!“

„Wie? — Was iſt das? — Die Sache ſcheint Dir ſo nahe zu liegen? — Sollteſt Du —? Du ſelbſt — — Du wirſt —“

„Was werde ich?“ —

„Freund Theodor! es iſt etwas vorgefallen, das —“

„Ich bin von Sr. Heiligkeit hieher, nach Livorno, abgeſendet worden.“

„Aha! — Und haſt Dein Herz in Rom zurückgelaſſen? — Glaube mir, Du bekömmſt es wieder. Es iſt den Weibern gewöhnlich nichts unnützer, als ein zurückgelaſſenes Herz.

wenn der Beſitzer deſſelben ſelbſt nicht mehr da iſt. — Ein ſolches Herz iſt ein eingeſetztes Pfand. Nach und nach zehren es die Intereſſen auf. Wuchern läßt ſich ſchlecht damit. Es iſt eine Art von zehrendem Kapital.“

„Alter Sirius! Du biſt bei Laune.“

„Meinſt Du?“

„Warſt Du dieſen Morgen ſchon bei Meſtieri?“

„Nein! aber bei Tolomeo, der auch Wein ſchenkt. Demungeachtet bin ich noch ziemlich nüchtern.“

„So komm mit mir.“

„Morgen beſuche ich Dich. Jetzt habe ich Geſchäfte.“

„Geſchäfte? — Du?“ —

„Warum nicht? — Jeder Menſch hat Geſchäfte, und ſo klein ſie auch ſeyn mögen, ſo ſind es dennoch Geſchäfte. — Vorjetzt, Gott befohlen!"

Er gieng, und Theodor blieb ſtehen. — Er ſah dem Gewühle des Hafens zu, und gieng endlich in ſeine Wohnung zurück.

Sein Hauswirth übergab ihm einen Brief. Der Brief war aus Rom von Euridanen. Er gieng damit auf ſein Zimmer, und las ihn.

„Geliebter!

Noch wird das, was hier geſchehen iſt, Deine Seele erfüllen, und ach! vielleicht mit Abſcheu gegen mich. Ach! daß ich that, was ich gethan habe, was ich nicht hätte thun ſollen, und jetzt tauſendmal bereue! Wirſt Du mich haſſen, um meiner Liebe willen? — Meine Rache war zu fürchterlich. Ich verabſcheue und verwünſche ſie jetzt, aber wie kann ich ungeſchehen machen, was geſchehen iſt? — Auch bin ich überzeugt, in einem ähnlichen Fall, würde Florigena eben das gethan haben, was ich that. — Sie iſt aus Rom verſchwunden, oder hat vielleicht ſich in ein Kloſter verborgen. — Ich kann nicht ruhig ſeyn, bis ich einen Brief von Dir erhalten habe. Meine Angſt erreicht die höchſten Grenzen. Du wirſt mich haſſen. — Ach Theodor! nur nicht Deinen Haß! nur dieſen nicht, Deiner

Dich ewig liebenden

Euridane."

Theodor gieng zu Tiſche in die Wirthsſtube. Giafferi trat ein, und grüßte ihn herzlich. Graf Coſta kam, und Theodor übergab ihm ſeine Briefe. Er las ſie, umarmte ihn, und nannte ihn Freund.

„Wollen Sie, — ſagte er, — dieſen Abend mich beſuchen, ſo werden Sie Männer finden, die Ihrer Freundſchaft werth ſind.“

Ueber Tiſche wurde wenig geſprochen, und gegen Abend gieng Theodor zu Coſta. — Hier waren Giafferi, Jacinto Paoli, Fabiani, Ornani, Gofforio, und andere Korſen mehr. — Korſika war allein der Gegenſtand aller Unterredungen, und mancherlei wurde überlegt und abgehandelt.

Theodor erklärte ſich laut für die Sache der Korſen, und gab den Rath, zu ſuchen, den König von Spanien in das Intereſſe der Korſen zu ziehen.

Die Geſellſchaft gieng ſpät auseinander.

Theodor war den folgenden Morgen kaum aus dem Bette, als Sirius in ſein Zimmer trat.

„Da bin ich, — ſagte er, — und wünſche Dir wohl geruht zu haben! — Ihr ſeyd geſtern ein wenig ſpät auseinander gegangen.“

„Weißt Du das auch?“

„Ja.“

„Du haſt doch noch nicht gefrühſtückt?“

„Nein.“

Theodor ließ auftragen, und der Alte ließ es ſich ſchmecken. — Zuweilen lächelte er vor ſich. Theodor fragte:

„Was haſt Du Lächerliches im Sinne?“

„Dich.“

„Mich?“

„Dich; wie ich ſage.“

„Warum? — Worüber?“

„Daß Du Dich nach Livorno ſchicken läßt, ohne Geld und ohne Soldaten, und in Rom lächelten Dir ſo ſchöne feurige Augen!"

„Wozu Geld und Soldaten?"

„Für Korſika."

„Von wem?"

„Von dem heil. Vater. — Die Päpſte vor alten Zeiten waren andere Leute. Die Gregore, Alexanders, Klemens, und — Julius II. war eine wahre Kriegsgurgel."

„Du haſt ihn gekannt?"

„Recht gut."

„Aber, Sirius! ſage mir nur, wie — — Doch —"

„Aha! — Ich merke, was Du ſagen wollteſt. Du ſollſt mich mit der Zeit ſchon genauer kennen lernen."

„Die Unmöglichkeit —"

„Ja doch! — Es iſt nichts unmöglich,

was der Herr will, der über uns waltet. — — Wie gefallen Dir die Korſen hier?“

„Recht wohl!“

„Graf Coſta hat erſchrecklich viel Aehnlichkeit mit dem Kaiſer Nero. Ich muß immer noch lachen, wenn ich mir dieſen Nero denke. Wie er auf dem Theater ſtand, wie ſchlecht er ſang, und wie er ängſtlich auf das Bravo! der Spektatoren harrte. Ein ſonderbarer Kauz!“

„Schmeckt Dir dieſer Wein?“

„O ja!“

„Der Papſt bezahlt ihn.“

„Deſto beſſer, oder deſto ſchlimmer; wie Du willſt.“

Hier entſtand eine Pauſe. Endlich fragte der Alte, der nie lange ſchweigen konnte:

„Du biſt alſo in Geſchäften hier?“

„Freilich.“

„Haſt Du wirklich Luſt, nach Korſika zu gehen?“

„Warum nicht?“

„Und ſchöne Augen ſchwimmen Deinetwegen vielleicht jetzt in Thränen.“

„Gewiß! — Sehr ſchöne Augen!“

„Das iſt ſchlimm!“

„Es könnte freilich beſſer ſeyn! — Ach Sirius! die Weiber! die Weiber!“

„Was ſollen ſie? — Die Weiber ſind das, was ſie ſeyn müſſen, — Weiber. Wir haben lebenslang mit ihnen zu thun, ich kenne ſie ſeit beinahe ſiebenzehnhundert Jahren ſchon, und habe doch ſelten eine zum Manne werden ſehen. Das iſt aber auch gut. Sie ſind das Oel zum Eſſig unſerer Mannheit. So giebt's einen guten Salat.“ —

„Warſt Du verheurathet?“

„Ja.“

„Und haſt Deine Frau überlebt? — Warum haſt Du nicht wieder geheurathet, Du hätteſt bis jetzt ein ſchönes Korps Weiber gehabt haben können.“

„Ei wohl! — Aber das hat ſeine beſondern Urſachen, warum ich es nicht gethan habe; Urſachen, die außer mir liegen. — Du warſt, wie ich in Neapel ſo von ungefähr einmal ſagen hörte, in Spanien ja auch verheurathet?“

„Der Papſt hat mir dieſe Kette abgenommen.“

„Um Dir eine andere zu geben?“

„Welche?“

„Je nun! — eine Gnadenkette, doch wohl. — Es kann nicht fehlen. Das Publikum ſpricht von einer gar nahen Verwandſchaft.“

„Wo?“

„In Rom.“

„Von welcher?“

„Die Du vielleicht kennen wirſt.“

„Ich kenne keine.“

„So? — Ich auch nicht.“

Sirius ſtieg auf, nahm Abſchied, und gieng. Theodor hielt ihn nicht zurück.

Nach einigen Zuſammenkünften der Korſen und Theodors gieng dieſer endlich, auf einen Brief des Kardinals Sanvitale, nach Florenz. — Als er eben in den Reiſewagen ſteigen wollte, kam Sirius herbei, und fragte voll Verwunderung:

„Wohin?“

„Nach Florenz. — Sieht man Dich dort auch?“

„Vielleicht. — Ich kann noch nichts Gewiſſes beſtimmen. — Du bleibſt doch wohl nicht gar zu lange in Florenz?“

„Ich weiß das ſelbſt noch nicht.“

„Es gieng geſtern ein Kerl in der Stadt umher, und erkundigte ſich nach Dir. Er ſah ſehr verdächtig aus, und ſchien ein Römer zu ſeyn.“

„Verdächtig? — Ein Römer? — Hm! — Vielleicht hatte er Briefe an mich.“

„Das weiß ich nicht. Ich nannte ihm Deine Wohnung.“

„Ich habe ihn nicht geſehen.“

„Du gehſt doch in Geſchäften nach Florenz?“

„In Geſchäften.“

„Glückliche Verrichtung! — Genieße die Florentiner Freuden, und laß Dir, mitten im Schooſe der Ruh, von jedem Florentiner in's Ohr ſagen: Signore! à tempo di Republica non andava cosi. — Das iſt ſo ihre Redensart. — Glückliche Reiſe!“

Theodor kam in Florenz an, übergab ſeine Depeſchen, und harrte auf Reſolution. — Indeſſen beſuchte er die merkwürdigſten Plätze der Stadt, und die ſchönen Gegenden, die Florenz umgeben.

Seit einigen Tagen bemerkte er einen Kerl, der in einen grünen Mantel gehüllt, allenthalben hin ihm nachſchlich. — In der Gegend der Gärten, unfern der Kirche der Friedenskönigin *), bemerkte er ihn wieder. Es war dort einſam und ſtill. Theodor gieng auf ihn zu, und redete ihn an:

„Wie ich merke, ſuchſt Du mein Schatten zu werden. — Haſt Du mir etwas zu ſagen?“

„Nichts;“ — antwortete der Grünmantel.

---

*) Madonna del pace.

„Was ſoll mir alſo Deine Begleitung?“

„Sie iſt ganz unſchädlich.“

„Mir aber ungelegen, ſobald ich nicht weiß, was Du willſt. — Du ſcheinſt kein Florentiner zu ſeyn?“

„Nein.“

„Geh mir aus den Augen!“

„Das darf ich nicht.“

„Das darfſt Du nicht? — Wer hat Dich mir zum Spion gegeben?“

„Ich darfs nicht ſagen.“

„Ich laſſe Dich verhaften.“

„Da würden ſchöne Dinge an den Tag kommen!“

„Was ſagſt Du? — Welche Dinge?“

„Die Römiſchen.“

„Kerl!“

„Herr Baron! gelaſſen. — Sie werden mich näher kennen lernen. Ich ſtehe nicht

nicht ohne Ordre auf meinem Poſten. Ich weiß die Loſung und das Feldgeſchrei. Ich kenne die Uniform, in der Sie dienen. Meine Livree iſt eben daher. — Was geſchieht, geſchieht aus Attention und Liebe. — Was wollen Sie mehr?"

„Ich will wiſſen, wer Du biſt?"

„Ich heiße Morone."

„Wer Dich ſendet?"

„Das bleibt, vor der Hand, ein Geheimniß."

„Ich verbitte mir alle Gemeinſchaft."

„Ich nicht."

„Du folgſt mir keinen Schritt weiter, oder —"

„Nur kein ſolches Oder, Herr Baron! Sie richten damit bei mir nichts aus. Ich weiche und wanke nicht, oder der Teufel ſoll mich holen! — Das habe ich aufs Sakrament geſchworen. Halten Sie Ruh. Mit mir iſt nichts anzufangen; ich bin nicht furchtſam. — Was kann ich dazu? — Warum ſind Sie in Verbindungen, in denen man Sie nicht aus den Augen laſſen will? Dazu kann ich nichts thun, und kann auch nichts davon nehmen. Es bleibt alles untheilbar."

Es kamen Leute. Theodor gieng in die Stadt zurück. Beim Kreutzthor *) verlohr ſich Morone.

* * *

In ſeiner Wohnung gab ihm ſein Diener ein Brieſchen. Ein Unbekannter hatte es, wie er ſagte, gebracht. Theodor öffnete den Brief und las:

„Man erwartet Sie gegen Abend bei S. Maria degli Angeli. Bei dem wei-

---

*) Porta alla Croce.

ßen Hauſe mit der rothen Thür wird jemand zu finden ſeyn, der Sie zu Freunden führt. Sie haben nichts zu fürchten. Man wird Ihnen mancherlei entdecken."

Er ſtand lange bei ſich an, ob er dieſer Einladung folgen ſollte, oder nicht. Endlich entſchloß er ſich dennoch dahin zu gehen, wo er Entdeckungen zu erwarten hatte, wie man ihm ſagte. — Gegen Abend gieng er an den bezeichneten Platz, und fand ein verſchleiertes Mädchen, die ihm winkte. Er folgte ihr. Sie führte ihn um die Ecke der Straße herum nach einem Garten zu, in welchem ein geräumliches Haus ſtand. In dieſes trat er, und fragte:

„Wohin führſt Du mich?"

Schweigend öffnete die Verſchleierte eine Zimmerthür. — Er trat in das Zimmer, und kam in ein zweites, das ſchwach erleuchtet war.

„Theodor!“ -- tönte ihm eine weibliche Stimme entgegen.

Im Hintergrunde des Zimmers lag, auf ein Sofa geſtreckt, eine ſchwarzgekleidete, weibliche Figur, auf die Theodor zugieng. Er wollte fragen; ſie öffnete ihre Arme, ſchlug ihren Schleier zurück, und er ſah — wer ſchildert ſein Erſtaunen? — die unglückliche Florigena. — Erſchrocken bebte er zurück, und weinend fragte ſie:

„Kennſt Du mich nicht?“

„Florigena!“

„Die Unglückliche! Durch Dich, und die unerhörte Rache eines grauſamen Weibes unglücklich. — O! wie ſoll ich Dir mein Unglück ſchildern? Dem väterlichen Hauſe entflohen, ſehe ich hier nur Schande und Verachtung entgegen, bin ich hülfloß in der

Fremde, kann nur der Tod mich retten, wenn Du Dich meiner nicht erbarmen willſt. — Du nahmſt mir meinen größten Schatz, und haſt mich elend gemacht.“

„Florigena! was ich that —“

„Ach Gott! — Wir wurden beide das Opfer eines liſtigen, grauſamen Weibes. — Mit falſchen Briefen lockte ſie mich ins Verderben, und ſich gegen Dich, und jeden Verdacht von Dir zu ſichern, führte ſie Dich zum Verbrechen; um unter der Decke rachſüchtiger Eiferſucht ihr ſtrafbares Verſtändniß mit dem Prinzen zu verbergen.“

„Wie? Euridane ſollte, — aus mehr als Rachſucht, ſo gehandelt haben?“

„Escalonna iſt der Glückliche, und Dich betrog ſie. Um Dich ſicher zu machen, ſtürzte ſie durch Dich ſelbſt mich in's Verderben, um auch mir die Liebe des Prinzen zu entreißen, und Dich zum Mitſchuldigen zu machen. — Das iſt Wahrheit, die ich auf's Sakrament beſchwören kann. — Ich habe Dich geſprochen, habe die Wahrheit Dir enthüllt, und erwarte nun, was Du für mich thun willſt.“

„Florigena! — In dieſer Betäubung —“

„Mein Entſchluß iſt gefaßt.“

„Was willſt Du thun?“

„Ich habe Gift bei mir. — Euridane verantworte bei dem Richter dort oben, was ich thun werde.“

„Ueberzeuge mich von Euridanens Verrath gegen mich, gegen mein Herz und meine Liebe.“

„Ich habe Dir die Wahrheit geſagt. Ueberzeugen kann Dich nur die Zeit; aber dann, für Dich, zu ſpät.“

„Unglückliche! Was kann ich für Dich thun?“

„Bringe mich an einen ſichern Ort. Mein Unglück hat mich meiner Familie auf immer entriſſen. Ich habe keinen Vater mehr, ihn raubte mir der Tod. Meiner Mutter, meinen Brüdern, raubt mich mein Unglück, meine Schande.“

„Schrecklich!“

„Ich werde — Ach Gott! ich werde Mutter werden.“

„Heiliger Gott!“

„O! daß er mich und die unglückliche Frucht meiner Unvorſichtigkeit zu ſich nähm!“

„Was ſoll ich thun?“

„Mich ſterben laſſen, wenn Du mir nicht helfen willſt. — — O Theodor! verachte mich nicht. Du haſt geſchwelgt in meinen Armen, an der Tafel meiner Freuden und meiner Liebe; bleibe dankbar dieſes Herzens Gaſtfreund!“

„Du nahmſt mich für den Prinzen.“

„Leider! — Ich wußte, daß Du Curlidanen gehörteſt. — Sie hat uns beide betrogen.“

„Du wirſt in mir nur ſtets den Prinzen lieben.“

„Vernichte mich der Himmel! — Du biſt der Vater meines Kindes. Nur Dich allein kann ich jetzt lieben.“

Dies übermannte ihn. Sprachlos und zitternd blieb er vor ihr ſtehen. — Sie ſprang auf, warf ihre Arme um ſeinen Nacken, legte ſchluchzend ihr Geſicht auf ſeine Schulter. — Theodor ſchrie laut auf:

„Nein! bei Gott! ich kann Dich nicht verlaſſen!“

„Mein Theodor!“ — rief ſie, und küßte mit brennenden Lippen ſeinen Mund.

Hier, eine Pauſe.

Wie würden, meine Herrn! — wie würden wir uns, bei einer ſolchen Begebenheit, benommen haben? — Das ſchöne Unglück in unſern Armen, ein entſtehendes Weſen unterm Herzen? Die Rückerinnerung einer ſüßen Stunde, zu neuen Wirklichkeiten, ſo nahe? Lippe an Lippe? — Reden Sie! Was würden wir gethan haben?

Und was that Theodor?

Er drückte die unglückliche Schöne feſt an ſein Herz. Seine Gefühle verlohren ſich in die ihrigen; er kannte jetzt allein ſich in ihr, und fand ſich nun endlich an dem Platze wieder, wo wir uns zuletzt alle finden.

Theuer wurde der Sieg eben auf keiner von beiden Seiten erkauft, aber dennoch war der Werth für beide Theile ſehr berechnet. — Mitten inne lag die Ueberzeugung.

„Nun wirſt Du mich nicht verlaſſen!“ — ſagte Florigena.

„Nein Florigena! — Nie!“

„Und ſollteſt Du auch noch Euridanen lieben —“

„Florigena!“

„Ich will genügſam ſeyn! Schenk mir die Hälfte Deines Herzens nur, und laß die andere mir verdienen. Meine Liebe und Treue ſoll ſie mir erwerben.“

„Du haſt Dir alles ſchon erworben, was Du erwerben willſt.“

„Du liebſt mich?“

„Und Du fragſt?“

„Man zweifelt, wenn man liebt.“

„Die Liebe überzeugt.“

„Und Liebe läßt ſich willig überzeugen. — Ich habe nichts, als Dich, und ohne Dich bin ich allein in dieſer Welt. — Verlaß mich nicht!“

„Ich werde alles für Dich thun, was Liebe mir zu thun nur heißen kann.“

Tauſend Küſſe verſiegelten dies Verſprechen, und tauſend Küſſe bekräftigten die Verſiegelung. — Die ſchönſten Augenblicke wurden mit Zärtlichkeit erkauft, mit Zärtlichkeit gegeben und genommen, und wenn noch Wünſche übrig bleiben, ſo ſahen ſie doch der willigſten Befriedigung entgegen.

Der Tag brach an, als Theodor Florigenen verließ, und in ſeiner Wohnung ankam.

Hier ſaß er, erwartete den Abend und die Stunde, in der er wieder zu Florigenen eilen wollte, als die Thür ſeines Zimmers aufflog, und ein junger Mann in's Zimmer trat.

„Theodor!“ — ſprach der Fremde, und blieb mit geöffneten Armen ſtehen.

Theodor wankte auf, und ſah — Euridanen.

Er war noch außer ſich, als ſie an ſeinem Halſe lag, als ihre Lippen ſchon auf den ſeinigen zitterten.

„Euridane!“

„Mein Theodor!“

„Mein Erſtaunen.“ —

„Staune nicht! Es iſt ja die Liebe, die Dir entgegen eilt. In dieſer Kleidung trieb ſie mich aus Rom Dir nach. Sie kam mit mir hieher, und hier erfuhr ich, daß Dich ein fremdes Herz eher gefunden hat, als das meinige.“

„Was ſagſt Du?“

„Ich ſage, was ich weiß. — Florigena iſt hier, und ich weiß, daß Du bei ihr warſt.“

„Ich kann's nicht läugnen. — Sähſt Du die Unglückliche —“

„Mein Herz würde bei dieſer fürchterlichen Wirklichkeit noch mehr erbeben, als es bei dem Gedanken erbebt, ſie zu ſehen. — Ich fühle, wie unglücklich ich ſie gemacht habe, und bin gekommen, mein Vergehen wieder gut zu machen.“

„Wie?“

„Sie hat ein Recht auf Deine Liebe. Ich raſende Thörin habe es ihr ja ſelbſt gegeben!“

„Euridane!“

„Aber auch ich habe dieſes Recht. — O Theodor! laß uns vereint, mit gleicher Zärtlichkeit, Dich lieben.“

„Was ſagſt Du?“

„Sage ihr, was ich Dir geſagt habe.“

„Du treibſt mit mir und ihr ein falſches Spiel!“

„Ich?“

„Es war Dein Plan, uns beide zu hintergehen; er wird es noch ſeyn."

„Das kannſt Du von mir glauben? — Wer giebt Dir dieſes Recht?"

„Eſcalonna."

„Dieſer?"

„Dein geliebter Eſcalonna."

„Theodor!"

„Du brachteſt mich ihm zum Opfer, und machteſt Florigenen unglücklich."

„Mit welchen ſchwarzen Farben malt mich Dein fürchterlicher Argwohn! Den Prinzen habe ich nie geliebt. Wär es das, ich würde ihn gewiß nicht haben reiſen laſſen. — Er iſt in ſein Vaterland zurückgegangen, beklagt Florigenens Verluſt, und haſſet mich. — — Du glaubſt mir nicht; — ich leſe das in Deinen Augen. — O! wie tief bin ich gefallen! — So verachtet, und ſo zu lieben! — Wie fürchterlich wird meine blinde Rachſucht geſtraft!“ —

„Weißt Du, daß Florigena Mutter werden wird?“

„Maria, ach! und all ihr Heiligen!“

Sie ſank auf einen Stuhl und bedeckte ihr Geſicht. — Nach einer langen Pauſe ſprach ſie mit zitternder Stimme wieder:

„Ich will die Schmach von Florigenen nehmen; — ich will die Mutter ihres Kindes ſeyn, und mein Verbrechen ſo vor aller Welt abbüſen.“

Raſch ſprang ſie auf, drückte einen wüthenden Kuß auf Theodors Lippen, und verließ eilig Zimmer und Haus.

Theodor eilte ihr nach. Sie war verſchwunden. — Sinnend ſtand er bei S.

Agatha, und eilte endlich raſch nach Florigenens Wohnung.

Er trat ins Zimmer. Ein lautes Schluchzen ſtöhnte ihm entgegen. Er gieng hinzu. — Weinend lag Florigena auf dem Sofa, und vor ihr knieete ſchluchzend Euridane.

Man ſtelle ſich an Theodors Platz! Man denke lebhaſt ſich dieſe Szene!

Florigena. Theodor!

Euridane. Er kömmt! Er ſieht mich büßend hier zu Deinen Füßen. Die Schuldige fleht um Vergebung. — O Theodor! hilf mir dies Herz erweichen, das Dein gehört, wie das meinige.

Florigena. Mein Unglück mehrt ſich nur mit jeder Stunde!

Euridane. Meine Bitten werden dringender mit jedem Augenblick.

Theodor. Florigena! kannſt Du ihr nicht vergeben?

Euridane. Sie hat mir Dich geraubt, und ſtößt mich von ſich. — O! wie verfluche ich meine Unvorſichtigkeit!

Florigena. Und wenn ich Dir vergebe, ſo näherſt Du ohne Schuld Dich dem Geliebten, der mich — vielleicht ach! nur — aus Mitleid liebt.

Euridane. Vergieb mir! — Ach! vergieb mir!

Theodor. Sie iſt des Mitleids werth!

Florigena. Dein Mitleid ſichert ihr Deine Liebe. — Wohlan! mein Unglück werde größer noch. Ich vergebe Dir, Euridane!

Euridane. Sprach dies Dein Herz?

Florigena. Mein Herz, und meine Liebe, für den Geliebten meines Herzens.

Euridane. Mir iſt vergeben!

Sie ſprang auf, ergriff Theodors Hand, und legte ſie in Euridanens Hand. Mit Würde ſprach ſie:

„Sie iſt Deine Gattin.“

Staunend blickten ſie beide an; ſie aber fuhr fort:

„Mich deckt ein heiliges Gewand. Ein Nonnenſchleier trockene meine Thränen; das Skapulier bedecke dieſes Herz.“

„Florigena wankte auf, ſie wollte ſprechen, konnte nicht, und ſank aufs Sofa zurück.

„Nein! Euridane, nein!“ — ſagte Theodor mit bebender Stimme.

Gefaßt erwiederte Euridane:

„So wird es ſeyn.“

Zitternd erhob ſich Florigena, aber ihre Lippen bebten die Worte:

„Du liebſt ihn noch?“

„Ich werde ihn ewig lieben!“ — ſagte Euridane, und warf ſich ſchluchzend an Theodors Hals.

Florigena raffte ſich auf, breitete ihre Arme über beide, und ſtammelte weinend:

„Seyd glücklich! — Für euch, die Freuden der Welt; für mich, ein Nonnenſchleier! — Du Euridane! werde Mutter meines Kindes. Liebt euch, und laßt mich für euch beten.“

Sie ſprachs, verhüllte ihr Geſicht, und ſank zurück aufs Sofa.

Euridane riß von Theodor ſich loß, umarmte Florigenen küſſend, und ſagte:

„Was wir doch beide lieben, wovon wir uns nicht trennen können, und wenn wir auch die dickſten Kloſtermauern zwiſchen uns ſähen, — laß, o! laß es uns theilen, Florigena! — Ganz liebe eine jede ihn, und er, theile unter uns ſeine Zärtlichkeit und Liebe.“

„Theodor! — fragte Florigena; — Kannſt Du das?“

Da entſtand ein Geräuſch im Zimmer. — Morone war eingetreten, näherte ſich Euridanen, und liſpelte ihr etwas ins Ohr.

Jetzt ſchien Theodor ſeinen Mann kennen zu lernen.

Euridane ſagte:

„Sage laut, was Du zu ſagen haſt.“

Morone kratzte ſich im Kopfe, und begann:

„Es iſt eine dumme Botſchaft, die ich zu überbringen habe. — Herr Baron! Dieſe Nacht ſollen Sie arretirt werden.“

„Ich? — fragte Theodor; — Warum?“

„Das weiß ich nicht; — fuhr Morone fort. — Aber das weiß ich, daß Sie arretirt werden ſollen. Ich hab's von meinem

Vetter, der einer von den Helfershelfern der Gerechtigkeit iſt.“

„Weswegen es auch ſeyn könnte, — ſagte Euridane, — entflieh dem erſten Sturm. Es wird ſich aufklären. — Gehe nach Rom zurück. Dort, unter dem Schutze Sr. Heiligkeit, biſt Du ſicher. Es folgen Dir zwei treue Herzen. Ich gehe nicht von Florigenen, und in Rom ſprechen wir uns wieder.“

Morone machte die Sache eilig. Theodor packte zuſammen, ließ ſeinen Diener bei Euridanen, und verließ Florenz allein, des Nachts, zu Pferde.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt ritt er von der gewöhnlichen Heerſtraße ab, einen Seitenweg, ſchlug einen Nebenweg ein, der zwar um, aber wie er glaubte, ſicherer führte. Den zweiten Tag lenkte er wieder in die Hauptſtraße ein, und kam unangehalten nach Rom.

Hier eilte er zum Kardinal Sanvitale, der ſehr erſtaunt war, ihn in Rom zu ſehen, und erzählte ihm, ohne Zurückhaltung, alles was geſchehen und vorgegangen war.

Der Kardinal runzelte die Stirn, und legte ihm Stillſchweigen auf.

Den folgenden Tag brachte er ihn zum Papſt, dem er erzählen mußte, was er dem Kardinal bereits erzählt hatte. Der Papſt blieb ernſthaft und finſter bei der Erzählung. Als ſie geendiget war, gab er ihm das Entlaſſungszeichen. — Theodor warf ſich vor ihm nieder, und küßte ihm den Fuß. Mit einem: „Non voglio, caro figlio, fermare il corso della vostra humilià!“ wurde er von Sr. Heiligkeit entlaſſen.

Der Kardinal ließ ihm in der Latina *) eine Wohnung in einem Gartenhauſe anweiſen, welches er bezog. — Hier lebte er ſtill und eingezogen, las, ſchrieb, und zeichnete.

Eines Morgens ſaß er vor der Gartenthür, und ſah zu ſeinem großen Erſtaunen den Blauſtrumpf Sirius die Straße herunter auf ihn zu kommen. Dieſer ſah ihn kaum, als er freudig und verwunderungsvoll ihm zuſchrie:

„Wieder in Rom?“

„Wieder in Rom;“ — antwortete Theodor, und führte ihn in den Garten.

In einer Laube wurde ein Frühſtück aufgetragen. Der Alte verſuchte und lobte den Sirakuſer.

---

*) Strada di Porta Latina.

„Der Wein iſt gut! — Ich habe ihn lange Zeit nicht ſo gut getrunken. Was koſtet er?“

„Mir, nichts.“

„Aha!“

„Was machſt Du wieder hier in Rom?“

„Laß mich eben ſo Dich fragen.“

„Geſchäfte.“

„Doch politiſche?“

„Mitunter.“

„Alſo Liebe und Politik? — Beſſer als Politik der Liebe. Dieſe macht nur das Ende der Liebe. Ein wahrer, eigentlicher Politikus kann und darf auch nicht verliebt ſeyn. Das Verliebtſeyn iſt eine Angelegenheit, die ſich nirgends beſſer, als bei einem dolce far niente treiben läßt. Aber ein ſolcher Farniens biſt Du doch nicht?“

„Kaum weiß ich ſelbſt, was, und wer ich bin!"

„Ein Menſch, und ein Baron. Zwei wichtige Dinge auf einmal."

„Zum Scherz zu viel, zum Ernſt zu wenig!"

„Wirklich? — Ja! dann — — Pfalzgraf Wolfgang bei'm Rhein pflegte zu ſagen: Der Scherz iſt eine gute Sache, der Ernſt aber eine noch beſſere; und damit warf er dem Baadner den Fehdehandſchuh entgegen. — Herzog Alba konnte keinen Scherz leiden, daher ſagte Don Cordova: ich möchte wohl den Ernſt des Herzogs Alba ſehen, wenn aus Ernſt Scherz würde. Das geſchah dem Herzog auf dem Schloſſe der Henneberger Schwarzburgerin Katharina zu Rodolſtadt. Der Herzog Viktor von Braunſchweig meinte: Jetzt wären ſie bezahlt. Cordova ſagte: Es iſt eine ſeltene Sache, daß Weiber bezahlen, ſtatt bezahlt zu werden. — Ich habe eine Fürſtin in Italien gekannt, die ihren Feinden vom Wall herab eine Form zeigte, mit einer Art, die wirklich außer der Form war. Das war ſcherzhafter Ernſt. — Wie befindet ſich Euridane?"

„Das weiß Gott!"

„Iſt ſie nicht hier?"

„Nein!"

„Und Florigena?"

„Iſt auch nicht hier."

„Sind die Damen auf Reiſen gegangen? — Was ſagſt Du dazu?"

„Nichts."

„Und der Kardinal?"

„Der ſagt nur etwas Weniges mehr, als Nichts."

„Und Se. Heiligkeit?"

„Gaben mir ihren Segen."

„Das iſt auch etwas werth. — Kein Papſt hat wohl lieber geſegnet, als Alexander VI. Das bekam ſeinen Kindern ſehr wohl. Es waren geſegnete Stückchen! — Wirſt Du lange in Rom bleiben?“

„Ich weiß das nicht zu beſtimmen.“

„Ich gehe morgen von hier fort.“

„Wohin?“

„Vor der Hand nach Neapel; von dort vielleicht nach Sizilien.“

„Warſt Du ſchon in Maltha?“

„Zweimal. — Ich ſtak mit in der Feſtung, als im Jahr 1565 das Türkiſche Heer davor lag. Gott gebe, daß die Maltheſer ſich immer ſo wacker halten, als damals! Sie ſind die Vormauer der Chriſtenheit. — Ich habe Luſt, einmal die kleinen Inſelchen des Mitländiſchen Meeres zu beſuchen. Sie haben auch ihre Merkwürdigkeiten. — —

Freund! Du biſt ſehr mit Dir ſelbſt beſchäftiget. Ein philoſophiſches Handwerk!“

„Zuweilen eine eiſerne Nothwendigkeit!“

„Das gebe ich auch zu. — Nun, lebe wohl! Wer weiß, wenn wir uns wieder ſehen.“

„Vielleicht nie!“

„Aha! — Steht es ſo mit Dir? — Ich kenne dieſe Sprache. — Gott befohlen! — Sieh, da kömmt eine Sänſte.“

Sirius gieng, und die Sänſte kam an den Garten. — Sie wurde geöffnet. Euridane trat heraus.

Die Freude des Empfanges und des Wiederſehens äußerte ſich ziemlich heftig und feurig, und kaum wurden Worte gewechſelt, als Theodor ſich nach einer dritten Perſon erkundigte, die wir auch kennen. Halb ohne Antwort auf dieſe Frage, erhielt er von Euridanen die Nachricht: Sie werde mit Florigenen, blos in Florens Begleitung, auf eine 12 Meilen von Rom gelegene Villa gehen.

„Du kannſt denken, — ſagte ſie, — daß meine Geſchichte meiner Familie und meinen Anverwandten mich eben nicht in dem beſten Lichte zeigt. Florigena iſt noch weit übler daran, als ich. Glaube mir, es ſind ſogar Dolche für ſie geſchliffen. Wenigſtens würde ſie, würden ihre Brüder ihrer habhaft, auf ewig in ein büſendes Kloſter geſteckt. — Ich verberge ſie ſorgfältig. — Ich ſuchte dieſen Morgen um Audienz bei Sr. Heiligkeit nach, wollte mich ihm zu Füßen werfen, und einige Worte an ſein Herz ſprechen, auf welches ich einiges Recht zu haben glaube, aber — ich wurde abgewieſen, und erhielt vor einer Stunde die Weiſung, mich auf die bezeichnete

Villa, aus Rom hinweg zu begeben. — Heute noch muß ich abreiſen. Florigena und Flora gehen mit mir. Morone folgt mir. Durch ihn wirſt Du Briefe von mir, werde ich welche von Dir, erhalten. Es wird ſich ein Ort zwiſchen Rom und der Villa ausfindig machen laſſen, an welchem wir uns ſprechen können. Vielleicht auf der Villa ſelbſt. — Du kannſt glauben, daß ich alles anwenden werde, Dich bald bei uns zu ſehen."

„O Euridane! — ſeufzte Theodor; — was ſoll aus uns werden? —

„Vermuthlich nichts weniger, als das, was ſchon aus uns geworden iſt! Wir ſind —"

„Unglückliche."

„Noch nicht ſo ſehr, als Du fürchteſt. — In Korſika's Thälern —"

„O! keine Träume!"

„Mache ſie zu Wirklichkeiten."

„Kann ich das?“

„Du wirſt es können.“

„Ich?“

„Es kann Dir nicht mehr dunkel ſeyn, daß man Dich erſehen hat —“

„Ach!“

„— Dich den Korſen mit Hülfe zuzuſenden.“

„Wer?“

„Der Papſt ſteht deshalb mit Spanien in Unterhandlung.“

„Wird ſie glücken?“

„Das läßt ſich erwarten.“

„Und wie?“

„Das Spaniſche Miniſterium iſt ſchon beinahe ganz gewonnen. Der Beichtvater der Königin iſt von der Parthie. Der König wird bald ſein Io el Rey von ſich geben. Wir haben eine Alliirte an der Ceroſa. Dieſe wird von dem Großinquiſiter geliebt. Dieſer liebt den Pagen der Jnfantado, und dieſem iſt die ſchöne Tänzerin Alleriona gewogen, der der König wohl will.“

„Eine ſchöne Kette!“

„Wir halten ſie feſt, ſo feſt, wie ich Dich halte, mit den Armen der Liebe.“

„O Euridane! — Deine Verbindungen —“

„Sind, wie Du wohl bemerken wirſt, ziemlich wichtig.“

„Deine Geburt —“

„Jhre Räthſel werden ſich Dir löſen. Jch darf nichts enthüllen.“

„Jch ahnde die Auflöſung.“

„Deſto beſſer!“ —

„Aber — Ach Euridane!“ —

„Nun?“

„Florigena! — Jhr Zuſtand —“

„Bringt

„Bringt uns in Verlegenheit, willſt Du ſagen? — Das gebe ich zu. Aber wir werden Mittel finden, dieſe Verlegenheit, wo auch nicht zu heben, dennoch — wenigſtens zu mindern.“

„Wenn ich euch nun verlaſſen muß?“

„Werden wir von Deinen Thaten hören, und in unſerer Einſamkeit Dir Kränze winden. Lacht dann die Sonne Deines Siegs, ſo grüßen wir Dich als König.“

„Euridane! — Es iſt ein gefährliches, gewagtes Spiel, das Spiel um Kronen!“

„Es iſt ein Königs Spiel.“

„Iſt es für uns?“

„Für alle, die es wagen.“

„Um zu verlieren!“

„Wer ſpielt mit ſolchen Gedanken? — Du wirſt mit der Kraft eines Mannes ſpielen, und gewinnen. Starker Männer Spiel iſt ſchwacher Männer Verluſt und Tod. Es gilt den Genueſern. Um eine Krone läßt ſich etwas wagen. Herrſchen wirſt Du Theodor, über die Korſen, wie Du über liebende Herzen herrſcheſt! — — Die Zeit entflieht. Noch wenige Minuten, und ich muß Dich, ich muß Rom verlaſſen. Was dahin eilt, kömmt nicht wieder. Nur Gegenwart beglückt den, der ſie zu benutzen weiß.“

Theodor ſtand, in tiefes Nachdenken verlohren. Sanft zog ihn Euridane zu ſich.

„Du weißt nicht, — ſagte ſie; — wie ſehr dieſe Falten ein Geſicht verunſtalten, das ich ſo gern heiter ſehe. Du mußt mich nicht um Freuden bringen, wir haben ohnehin Abſchied zu nehmen. Sey nicht ſo abgeſchieden!"

„Euridane! ich lebe ja für Dich, und Deine Liebe."

„So ſprichſt Du wohl und gut!"

Theodors Nachdenken verlohr ſich nun in ſüße Freudenergießungen. Zwei Herzen waren willig, zwei Herzen fanden, was ſie ſuchten, und was ſie fanden, war Gewinn für ſchwelgende Liebe.

Ein Geräuſch entkettete die Arme. Die Thür gieng auf. — Ein Offizier trat ein.

„Herr Baron! — ſagte er; — Hier iſt meine Ordre, Sie auf die Engelsburg zu bringen."

Beſtürzt ſah Theodor fragend Euridanen an. — Sie blieb ſich gleich, und ſagte:

„Sie folgen dem Herrn. — Wir ſehen uns bald wieder.“

Damit verließ ſie das Zimmer, und Theodor folgte dem Offizier an den Wagen, der ſie zum Kaſtell der Engelsburg brachte.

Drittes Buch.

Der Arzt gewinnt bei kranken Schönen
oft mehr durch ſich, als durch die Kunſt.
Wie leicht, in heißen Fieber Szenen,
erwirbt er ſich der Kranken Gunſt!

Theodor wurde auf der Engelsburg in ein anſtändiges Zimmer, und ſeine Sachen wurden auf daſſelbe gebracht. Seine Koſt war reichlich und gut; man überließ ihm den Gebrauch des Schreibezeugs, und ſeiner Bücher. So ſuchte und fand er ſeine Unterhaltung in der Einſamkeit.

Acht Tage hatte er ſo verlebt, als ganz unvermuthet der **Kardinal Sanvitale** in ſein Zimmer trat.

Kardinal. Vielleicht haben Sie ſchon errathen, warum Sie hier ſind?

Theodor. Ich errathe nichts.

Kardinal. So habe ich auch darüber nichts zu ſagen und zu erklären.

Theodor. Auch dann nicht, wenn ich Sie darum bitte?

Kardinal. Selbſt dann auch nicht, lieber Freund! — Denken Sie nach, und Sie werden ſich in Ihren Vermuthungen ſchwerlich irren können. — Se. Heiligkeit geben Ihnen jetzt die Freiheit wieder.

Theodor. Ich bin frei?

Kardinal. Sie ſind es; doch, nur unter einer Einzigen Bedingung.

Theodor. Ich erfülle ſie, wenn ich kann.

Kardinal. Sie gehen nach Livorno.

Theodor. Nach Livorno?

Kardinal. Und von dort mit einem Schiffe nach Spanien.

Theodor. Nach Spanien?

Kardinal. Als Abgeſandter Sr. Heiligkeit und der Korſen.

Theodor. Aber — — Herr Kardinal! — Nach Spanien? Sie wiſſen —

Kardinal. Sie haben von Ihren ehemaligen Verhältniſſen in Spanien nichts zu fürchten. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Es iſt alles ſchon abgemacht. — Hier ſind Ihre Inſtruktionen, Depeſchen und Briefe. Reiſen Sie glücklich!

Theodor. Und —

Kardinal. Vor der Hand durchaus keinen andern Weg, als den, nach Livorno. — Ich errathe Ihre Wünſche. — Sie können verjetzt nicht befriediget werden. Leben Sie wohl!

Er gieng, und Theodor wurde von dem Kaſtell zu einem Wagen gebracht. Der Weg gieng gerade auf Livorno zu.

Hier empfiengen ihn die Korſen ſehr ehrenvoll. Alle freuten ſich ſeiner Zurückkunſt, und ſeiner Sendung. — Sie begleiteten ihn bis an das Schiff, auf welches er ſich begab, und wünſchten ihm glückliche Reiſe; ja, einige vergoſſen Thränen.

Der Kapitain lichtete die Anker, ſpannte die Segel, begrüßte das Kaſtell, und ſtach in die See.

Gegen Morgen ſahen ſie ſchon das Capo di Corſo, und die fruchtbaren Gefilde der Inſel lachten ihnen freundlich entgegen.

„Ich beneide, — ſagte Theodor zu dem Kapitain, der neben ihm auf dem Verdeck ſtand, — die Republik Genua um die Herrſchaft dieſer fruchtbaren Inſel, denn ſie liebt ihre Unterthanen nicht, und färbt dieſe lachenden Gefilde mit Blut.“

Gegen Mitternacht ſchlug der Wind um, und ſeitwärts gegen Sardinien verwandelte er ſich in den fürchterlichſten Sturm. Ein ſchreckliches Gewitter brach loß, und das Schiff kam in große Gefahr. Der hintere Maſt brach, und mit jedem Augenblick näherte ſich die fürchterliche Gewißheit des Unterganges den Schiffenden.

Als der Sturm endlich nachließ, befanden ſie ſich nicht weit von der Küſte der Barbarei, und ſahen ſich plötzlich von drei Raubſchiffen umringt. An Widerſtand war hier nicht zu denken. Das Schiff wurde genommen, und die ganze Beſatzung, mit Ketten belegt, wurde nach Tunis gebracht.

Hier kaufte ein reicher Kaufmann, Omar genannt, unſern Theodor, den er der Arabiſchen Sprache kundig fand, theuer, und führte ihn in ſein Haus.

Er verlebte einige Monate in harter Sklaverei, als Omar ihn einſt des Morgens vor ſich bringen ließ. Er unterhielt ſich mit ihm über ſein Schickſal, und ſagte endlich zu ihm:

„Ich werde in Geſchäften zum Dey nach Algier reiſen, und werde Dich dahin mit mir nehmen.“

Darauf ließ er ihm die Kette abnehmen, und er behielt bloß eine Handſchelle. — Einige Tage darauf gieng er mit ſeinem Herrn zu Schiffe.

Hier ſagte dieſer zu ihm:

„Deine Kunde der Arabiſchen Sprache macht Dich bei mir beliebt. Ich bin entſchloſſen, Dich an einen Mann zu verſchenken, dem Du treu und gehorſam zu dienen mir verſprechen mußt. Du ſollſt Deinen zukünftigen Herrn in wenig Tagen ſehen.“

Als ſie Algier erreichten, folgte Theodor ſeinem Herrn in den Pallaſt des Dey, dem er geſchenkt wurde. Der Dey, der ſich ſeiner als Dollmetſcher bedienen wollte, verſprach ihm ſeine Gnade, und Theodor wußte ſich nach und nach derſelben ſo würdig zu machen, daß ſein Herr großes Vertrauen in ihn ſetzte, und ihn ſehr auszeichnete.

Der Dey, ein großer Liebhaber der Löwenjagd, kam einſt von einer ſolchen, auf welcher er beinahe ein Opfer ſeiner wilden Jagdliebhaberei geworden wäre, ſehr beſchädiget, erſchrocken, und krank zurück. Seine Wunden wurden täglich bedenklicher; ſeine Krankheit wurde gefährlicher. Unter den Händen einer Menge von Aerzten hatte er nur die Hoffnung eines langſameren Todes noch übrig. Man erwartete mit Furcht die Veränderung der Regierung, die in jenen Gegenden nie ohne Blut erfolgt.

Theodor, gleichfalls nicht ohne Verlegenheit, gieng traurig und mit Gedanken an ſeine Flucht beſchäftiget, umher. Er hoffte die allgemeine Verwirrung in der Stadt bei dem Tode des Dey zu benutzen, und ſah der Nachricht von ſeinem Ende, mit jeder Stunde fürchtend und hoffend, entgegen.

So ſchlich er jetzt um die Mauern des Serailgartens herum, als er auf einen Mann in der Kleidung eines Arabers ſtieß, den er zu kennen glaubte. Sie blieben beide ſtehen, und betrachteten einander aufmerkſam. Endlich begann jener:

„Theodor! — Kennſt Du mich nicht mehr?“

„Ja! ich ſoll, — ich muß Dich kennen, dennoch aber weiß ich nicht, wer Du biſt.“

„Dieſe Kleidung und der Bart machen mich Dir unkenntlich.“

„Das iſt es. — Deine Sprache — der Ton Deiner Stimme —“

„Ich will in Deiner Mutterſprache mit Dir ſprechen. — Kennſt Du mich nun noch nicht?“

„Ich — Wenn Du — Sollteſt Du es wirklich ſeyn?“

„Wer?“

„Mein geſpräch reicher, weitgereiſter, blaubeſtrumpfter Freund, Sirius?“

„Endlich kennſt Du mich!“

„Du biſt es wirklich?“

„Ich bin es, Dein Freund Sirius, mit Leib und Seele.“

„Willkommen hier in der Barbarei!“

„Gleichfalls. — Aber es thut mir dennoch leid, ſo lieb es mir auch iſt, Dich hier, und in dieſer Lage, zu finden. Was würde Euridane, was würde Florigena ſagen, wenn ſie Dich ſo, wie Du jetzt zu ſehen biſt, ſehen müßten? — Vielleicht beweinen ſie Dich als ſchon tod.“

„O Sirius!“ —

„Wie kamſt Du hieher?“

Theodor erzählte ihm, was wir ſchon wiſſen. — Sirius ſprach dann weiter:

„Alſo ſteht's ſchlimm mit Dir! — Mir thut das leid! — Aber dabei darfs nicht bleiben. Ich muß Dir helfen.“

„Du? Mir helfen?“

„Dir.“

„Wie?“

„Das ſollſt Du erfahren. — Der alte Sirius will den Namen eines Freundes nicht umſonſt haben. Seine Freundſchaft wird Dir Proben ihrer Aechtheit geben.“

„Ich begreiſe nicht —“

„Wie das zugehen ſoll? — Du ſollſt es gleich begreifen. — Ich bin in Indien geweſen, ich habe die berühmteſten Aerzte der Welt gekannt.“ —

„Was hilft das mir?“

„Ruhig!

„Ruhig! — Der berühmte Paracelſus war mein ſpeciell guter Freund. Die Menſchen haben den Mann verſchrieen, weil ſie ihn nicht verſtanden haben. Er, Baſilius, und Bernardo Terviſano waren große Leute!“

„Aber, wie willſt Du mir durch Namen berühmter Männer helfen!“

„Ruhig! — Paracelſus war einſt, als ich in Salzburg war, in einer gewiſſen Verlegenheit; ich half ihm, und er war dankbar. Sey Du es auch. — Der Dey iſt krank. Die Aerzte werden ihn zur Ruhe bringen. Beſſer iſt es für Dich, Du bringſt ihn wieder auf die Beine. — Verſtehſt Du mich nun?“

„Ich glaube Dich zu verſtehen, aber ich weiß nicht, wie Du —“

„Hier ſind Paracelſiſche Arkana, und hier iſt die Anweiſung, damit umzugehen. Gehe hin, lies, ſtudire, adhibire, und werde der glückliche Arzt des Dey. Das wird Dir etwas einbringen. Geld und Freiheit! Dat Galenus opes. Nimm ſie.“

„Warum kurirſt Du aber den Dey nicht ſelbſt?“

„Weil ich ſeiner nicht bedarf. Ich habe einmal hier im Kerker geſeſſen, unter Ottern und Schlangen. Meine Arzneikunde machte mich frei. — Geh hin, und kurire. In drei Tagen ſprechen wir uns wieder, hier auf dieſem Platze.“

Sirius gieng, und Theodor wurde des Deys Arzt.

Die Sache gieng vortrefflich. Die Paracelſiſchen Arkana ſchlugen an, der Dey beſſerte ſich zuſehend. — Theodor traf am dritten Tage auf dem beſtimmten Platze ein. Sirius war ſchon da.

„Was macht Dein Kranker?"

„Er beſſert ſich."

„Er wird bald ganz und völlig wieder hergeſtellt ſeyn. — Was ſagſt Du nun von meinem Paracelſus?"

„Er iſt ein vortrefflicher Arzt."

„Er war es."

„Durch ſeine Arkana iſt er es auch noch; denn was der Menſch wirkt, das thut er."

„Ich habe einſt durch zehn Tropfen von dieſem Elixir hier, ein ganzes Konvent todkranker Mönche kurirt, die ſich alle, secundum faciem Sanctorum, halbtod gegeſſen hatten. — Auch hat es mehrerern Nonnen gute Dienſte gethan. — Kurz, es iſt Mönchen, Nonnen, den Dey's und allen Menſchen nützlich."

„Alſo eine Art von Univerſalmedizin?"

„Gleichſam. — Auch iſt dieſes Pulver von großem Werthe, und heilſam, wunderbar von Kräften. Ein guter Freund von mir, dem ich es gab, kurirte damit den Bologneſer einer gewiſſen Prinzeſſin, die ihm dafür in Paris eine jährliche, königliche Penſion verſchaffte, wofür er ſehr anſtändig leben konnte. — Ich habe Dir hier ein ganzes Käſtchen voll dergleichen Medikamente mitgebracht, weil ich morgen Algier verlaſſe. Gebrauche ſie weiſe und klug. Der Menſch giebt alles für ſein Leben. Mache Dir alſo gute Preiſe. — Haſt Du etwas nach Rom zu beſtellen?“

„Du gehſt nach Rom?“

„Um Dir einen Gefallen zu erzeigen; und es iſt mir auch einerlei, wohin ich gehe, wenn ich nur wandere. Zudem hat mir einſt Dein Vater zu Metz auch Gutes erzeigt; das will ich nun dem Sohne vergelten.“

„Du haſt meinen Vater gekannt?“

„Ich wurde in Metz in einen ſchlimmen Handel, ohne mein Verſchulden, verwickelt, worüber ich ſogar in's Gefängniß auf die Zitadelle geſetzt wurde, wo Dein Vater Kommandant war. Seiner Vermittelung verdankte ich meine Freiheit. — — Du wirſt mir doch wohl Briefe mitzugeben haben? Hier iſt Schreibezeug. Setze Dich, und ſchreibe die Briefe. Ich beſtelle ſie ſicher und gewiß. — Wenn ich bedenke, welche Laſt von Briefen ich in meinem Leben ſchon beſtellt habe! — Einer davon brachte mich einmal in große Gefahr. Es war ein Brief des Grafen Leiceſter an die unglückliche Maria Stuart. Aber ich kam noch ſo, wie man zu ſagen pflegt, mit einem blauen Auge davon. Maria war nicht mehr zu retten. Sie mußte ſterben. Nach ihrem Tode war die Königin Eliſabeth weit heiterer, als zuvor. Man ſah es ihr, ſo zu reden, an, daß ihr ein großer

Stein aus dem Wege war. Es kamen damals eben Holländiſche Geſandte in London an. Der eine Legationsſekretair, ein junger, artiger Menſch, ſah bei der Audienz die Königin unverwandt an, und lispelte einem Engliſchen Herrn zu: „Er finde die Königin allerliebſt, und er wünſche weiter nichts, als nur einmal das Glück zu haben, mit ihr allein zu ſeyn, um ihr zu beweiſen, was ein ehrlicher Kerl für ſie thun könne.“ — Die Königin hatte ihn bemerkt, und hatte geſehen, daß er mit einem ihrer Hofkavaliere etwas geſprochen hatte, das, wie ſie aus ſeinen Mienen bemerkte, ihre Perſon betraf. Nach der Audienz alſo ließ ſie den Kavalier rufen, und verlangte von ihm zu hören, was der Holländer von ihr geſprochen habe. Er entſchuldigte ſich. Die Königin befahl bei ihrer Ungnade, und er ſagte es. — Als nun bei der Abſchiedsaudienz die Geſandten beſchenkt wurden, winkte ſie dem jungen, kühnen Holländer. Als er zu ihr trat, hängte ſie ihm ſelbſt, und eigenhändig, eine zweifache, goldene Gnadenkette um, da die andern nur einfache Ketten bekamen. Seine Wünſche hatten ihr alſo behagt. — Die bekannte Tochter, Schnur und Geliebte Papſt Alexanders VI. die ſchöne Lukrezia, war eben ſo, und noch entſcheidender geſinnt. Denn als einſt, bei einem Gaſtmal, ein junger Römer ſie ſtets, unverwandt, und mit zärtlichen Blicken anſah, fragte ſie ihn nach aufgehobener Tafel, bei'm Ball, ſelbſt darüber. Dieſer wurde verlegen, und ſagte: er getraue es ſich nicht ihr zu ſagen, was er gewünſcht und gedacht habe. Sie redete ihm zu, machte ihm Muth, und brachte ihn endlich dahin, daß er ſo kühn wurde, ihr ſeine Wünſche zu geſtehen. Sie ließ ihn in ihre Kammer bringen, und ſagte zu ihm: jetzt wolle ſie ſehen, ob er Wahrheit geſprochen habe.

Sie ſollen ſich beide ſehr wohl dabei befunden haben. — — Leonore Farneſe nahm ſo etwas nicht ſo gütig auf. Sie fand einſt einen Pagen träumend, in der Antichambre eingeſchlafen, der ſich im Traume ſehr zerarbeitete. Sie weckte ihn auf, und fragte ihn; wovon er geträumt habe? — Von Euch, antwortete der Page lächelnd. „Wer wird ſo albern ſeyn, Träume zu haben, die nie in Erfüllung gehen können!" ſagte ſie hochentrüſtet, und gab ihm eine Ohrfeige. — Die Königin Chriſtina nahm zuweilen ſolche Spaße auch übel. Ja, ſie ſagte einſt zu dem Kardinal Cibo, einem Venetianer, der, ein wenig berauſcht, einen kühnen Wunſch äußerte: „Für Euch, Herr Kardinal! giebts Mauleſel, wenn Euch die geflügelten Löwen nicht mehr aufſitzen laſſen." — Normahal, die Tochter des großen Mogols, vernahm einſt auch einen ſolchen Wunſch von dem Hofpoeten ihres Vaters. Sie ließ ihn kommen, und beglückte ihn. Nach dieſer Beglückung ließ ſie ihn von ihren Trabanten in Stücke hauen, weil er, wie ſie ſagte, zu viel Menſch ſey, um ein ſo großes Glück überleben zu dürfen. — Die Weiber ſind ſonderbare Weſen! ſie herrſchen allenthalben, vel clam, vel vi, vel precario. Da heißt's bei ihnen: Es iſt kein Hühnlein ſo klein, das über's Jahr nicht möchte ein Huhn ſeyn. Ein ſchönes Weib, iſt ein ſchönes Kleid, wird's viel getragen, wird's abgenutzt. Weiber geben eher das Herz, als das Wort; fangen ſie an zu parlamentiren, ſo iſt das Herz ſchon gewonnen. Wer ſie lobt und bittet, verliert nichts dabei. Reſervationen haben ſie alle, und im Diſtinguiren geben ſie ſelbſt den Jeſuiten nichts nach. Die ſaubere Julia, Auguſtus Tochter, ſagte: ſie nehme nie Paſſagiere auf, wenn ihr Schiff ſchon volle Ladung habe. So ſind die Weiber!

und dennoch gab es Männer, die ſich wie Weiber hielten, und ſogar wünſchten, wirklich welche zu ſeyn. So erklärte ſich z. B. der Kaiſer Elagabal ſelbſt für ein Weib, nahm Liebhaber, ließ ſich mißbrauchen, bezahlen, und aus Eiferſucht ſchlagen. Er bot den Aerzten viel Geld, ihn zum Weibe zu machen. Es war überhaupt ein ſchöner Hecht, dieſer Elagabal! Domitian war nicht beſſer. „Der machte ſich oft ſonderbare Spaße. Ich war damals eben zu Rom, als er ein ganz ſonderbares Gaſtmal gab. Er hatte ein Zimmer ganz ſchwarz ausſchlagen, Boden und Decken eben ſo malen, und die Polſter von gleicher Farbe auflegen laſſen. In dieſes Zimmer wurden die gebetenen Gäſte des Nachts, allein, und ohne Gefolge, geführt. Vor jedem wurde eine kleine Säule, wie ein Monument gebildet, hingeſtellt, auf welcher eines jeden Name ſtand, dem ſie gehörte. Auf der Säule ſtand eine kleine Lampe, wie ſie in Todengrüften zu hängen pflegen. Es erſchienen nackende Knaben, ſchwarz gefärbt, als Genien, tanzten der Geſellſchaft einen fürchterlichen Tanz vor, und traten dann einzeln, jeder zu eines Gaſtes Füßen hin. Die Gerichte, alle von der Art, wie ſie bei Todenmalen damals gebräuchlich waren, waren ſchwarz zugerichtet, und wurden in ſchwarzen Geſchirren aufgetragen. Die Gäſte zitterten und bebten bei jedem neuen Auftritt, und ſahen nichts ſicherer, als ihrer Ermordung entgegen. Todenſtille herrſchte im ganzen Zimmer. Der einzige, der ſprach, war Domitian, und was er ſprach, hatte Beziehung auf Mord und Tod. — Endlich wurden die Gäſte zwar lebendig entlaſſen, aber ſie fanden ihre Bedienten nicht mehr im Vorhauſe, und wurden von ganz fremden, ſchwarzgekleideten Leuten auf ſchwarzen Wagen fortgefahren, oder in ſchwarzen Sänften fortgetragen, und ihre Furcht ſtieg aufs höchſte. — Kaum war aber endlich jeder in ſeiner Wohnung, und ſchöpfte wieder Athem, als man ihm einen Boten des Kaiſers meldete. Jeder glaubte nun den Boten ſeines Todes zu ſehen; aber das war es nicht. Der Mann von Hofe brachte dem einen eine ſilberne Säule, dem andern ſonſt etwas, dem dritten ein Gaſtmalsgeſchirr, und einem jeden den Knaben, der ihm aufgewartet hatte, geputzt, und ſäuberlich gewaſchen. Dies waren die Geſchenke, durch die Todesangſt einer Nacht verdient.“

„Dieſer Brief, — ſagte Theodor, der indeſſen ſchrieb, iſt an den Kardinal Sanvitale; dieſer an Florigena. Nun will ich noch an Euridanen ſchreiben.“

„Schon gut! — fuhr Sirius fort, deſſen fatalſter aller Götter ſicher Harpokrates war. — Schon gut! — Vitellius machte auch mancherlei Späßchen dieſer Art, beſonders bei Traktamenten. Er hatte auch während ſeiner, nicht einmal zweijährigen Regierung, allein auf Schmaußereien Zweihundert und Fünfundzwanzig Millionen Denare *) verwendet. — Ach Gott! wie giengs unter den Kaiſern in Rom zu. Ich ſah die Schauſpiele des Kaiſers Trajan, die einſt 123 Tage hinter einander fortdauerten. Dabei verlohren gegen 11,000 zahme und wilde Thiere das Leben, und 10,000 Gladiatoren traten gegen einander auf. — Die Verſchwendung jener Zeiten läßt ſich kaum ſchildern. Vitellius ließ einſt zu einem großen Schmauße eine eigene Schüſſel machen, die eine Million Seſterzen koſtete, und zu deren Verfertigung auf dem Felde ein eigener Ofen gebaut wurde. Sie wurde Clypeum Minervae genannt, und

---

*) 38 Millionen Thaler.

mit Lebern vom Fiſche Staurus ausgefüllt und aufgeſetzt. — Wenn ich mein Leben einmal herausgebe, wird die Welt vielerlei artige Anekdoten und merkwürdige Sachen leſen. Omnis historia bona, ſagte der berühmte Skaliger einſt in einem Geſpräch zu mir, und er hat Recht. Rerum magistra experientia est. Qui non doluit, quomodo de dolore judicabit? Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang, heißt's im Sprichwort; bei mir iſt das Leben weit länger, als jede Kunſt. Meine Reiſe und Lebensbeſchreibung iſt, bis jetzt, gegen 60,000 enge geſchriebene Bogen ſtark. Es wird ſich dazu aber gewiß ein Verleger finden, ſo bald er ſich gegen die infernaliſchen Buben, gegen die Reutlinger, Carlsruher, und Wiener Nachdrucker und Konſorten, ſichern kann. Ich hoffe im Jahr 1899 dieſelbe dem Druck übergeben zu können. — Der ſelige Doktor Luther pflegte die Nachdrucker Scheuſale zu nennen, und der ehrenveſte Papſt Leo X. that ſie in den Bann. Das Beſte, aber Unwirkſamſte, was er in ſeinem Leben gethan hat. Er war ein ſehr jovialiſcher Mann, liebte Wein, Weiber, gute Tafel, Dichter, Künſtler, Hofnarren und Soldaten, aber keine Reformatoren. Sein Leibdichter war Arioſto. Er legte ihn des Nachts, wie Alexander den Homer, unter den Kopf, und nennte, wie Arceſilaos, denſelben ſeine Geliebte. Er ſprach noch von ihm kurz vorher, ehe er fortgieng, ad beatorum Convivia."

„Dieſer Brief iſt an Euridauen."

„Schön! — Er ſoll pünktlich beſtellt werden."

„Nun noch einige Worte an den Graf Coſta. Du kannſt den Brief von Rom nach Livorno ſenden."

„Das ſoll geſchehen."

„Es liegt mir viel daran."

„Ja, ja! — Sonſt war Leo X. ein ſehr hitziger Herr, aber doch nicht ſo hitzig, als Papſt Gregor VII., der ſeinen Vorfahren Alexander II. mit eigenen, heiligen Händen derb abprügelte. Andere Päpſte gaben ihren heiligen Fingern und Händen andere Beſchäftigungen. So machte z. B. Urban VIII. Boukets von Blumen, die er an Damen verſchenkte, und Klemens XII. macht, wie Du weißt, für ſein Leben gern — Makaroni. Am ſchönſten beſchäftigte Papſt Adrian IV. ſeine Hände, als er für einen jeden Tag ſeiner Krankheit, dem berühmten Arzt Apone, 400 Dukaten bezahlte.“

„Hier iſt der Brief an Coſta.“

„Alles ſoll gut und wohl beſtellt werden. — Sieh Dich vor, nimm Deinen Vortheil in Acht, verwahre die Elixire und Pulver recht wohl, und ſey klug. Dein Glück ſteht nun in Deinen Händen. Der Dey iſt raiſonnabel, denke an Apone, und an Papſt Adrian IV. Ich habe dies nicht umſonſt erzählt."

„Ich verſtehe Dich!"

„Gut! — Lebe wohl! und laß mich Dich bald in der lieben Chriſtenheit wieder ſehen."

Der Dey wurde geſund. — Theodor wurde auf ein ſchönes, reich geſchirrtes, und mit goldenen Decken belegtes Roß geſetzt, wurde mit Sang und Klang durch Algier geführt, und vor ihm her gieng ein Herold, der dem Volke mit lauter Stimme kund machte: „Dieſes iſt der Mann, den der Dey hoch ehrt, weil ihm Gott gab die Wiſſenſchaft, die Menſchen dem Tode zu entreißen. Gott iſt gnädig und barmherzig! Gelobt ſey Gott und ſein großer Profet!"

Nach dieſer Zeremonie wurde Theodor zum Dey geführt, der ihm öffentliche Audienz gab, und zu ihm ſprach:

„Ich ſehe und habe erfahren, daß der allmächtige Gott Dir gnädig war, und Dir ſchenkte die Wiſſenſchaft der Kräuter, Worte und Steine. Du haſt mich vom Tode gerettet, da alle meine Aerzte bewießen, daß ſie nichts verſtanden. Ich bin Dir Dank ſchuldig. Jene mit Silber, Gold, Edelſteinen und prächtigen Kleidern angefüllten Kiſten ſind Dein, und Dein iſt die Freiheit. Doch verlange ich von Dir, daß Du nach Tunis gehſt, wo der Dey, mein Bruder, ebenfalls ſehr krank iſt, und daß Du dieſen zu retten ſuchſt. Er iſt noch reicher, als ich bin, und wird Dich königlich belohnen!“

„Ich danke Dir, großer Dey! — ſagte Theodor. — Und über mich und meine Wiſſenſchaft haſt Du zu befehlen.“

Den folgenden Tag gieng er, mit Briefen verſehen, nach Tunis ab.

Der Dey von Tunis war ſehr krank. Die Aerzte hatten ihn aufgegeben. Theodor begann die Kur. Er erhielt eine prächtige Wohnung in dem Luſtſchloſſe des Dey, wo dieſer krank lag, und wurde fürſtlich beköſtiget und bedient. Die Freiheiten, die er von dem Dey erhielt, ſetzten ſeine Diener in Erſtaunen, denn er durfte ſogar die Gärten des Serails ſo oft, und zu welcher Zeit er wollte, beſuchen.

Der Dey beſſerte ſich augenſcheinlich, und mit jedem Tage wuchs das Anſehen des klugen Arztes am Hofe. Selbſt die erſte Sultanin bediente ſich ſeines Rathes und ſeiner Medikamente bei einer Unpäßlichkeit, die ſie befiel. Er wurde hoch geehrt, und nichts fehlte ihm, als ein Mittel gegen die Langeweile, was ihm Sirius nicht mitgeben konnte.

Als er eines Tages zum Dey kam, ſagte ihm dieſer:

„Der Oberſte der Verſchnittenen meldet mir, daß eine meiner Sklavinnen des Serails, die das Glück meiner Waffen mir überlieferte, Dich geſehen hat. Sie ſagt, ſie kenne Dich, und wünſcht Dich zu ſprechen. Ich gebe meine Erlaubniß dazu; ja, ich würde ſie geben, und wenn ſie die liebſte meiner Beiſchläferinnen wäre, wiewohl ich ſie noch nicht berührt habe. Denn was ſind alle Weiber gegen die Geſundheit? — Geh hin, und ſprich mit ihr, und kennſt Du ſie wirklich, ſo ſchenke ich ſie Dir, wenn Du ſie haben willſt. Ja, ich würde Dir alle meine Weiber ſchenken, da andere zu haben ſind, wär dieſes der Lohn, den Du für Deine Bemühungen fordern möchteſt. Ich denke aber, dies wird ſchwerlich der Fall ſeyn.

Die Weiber ſind ein todes Kapital, das man ſehr hoch verintereſſiren muß.“

So dachte der Dey von Tunis. Wir denken nicht wie er.

Voll Erwartungen ſeine unbekannte Bekannte zu ſehen, wurde Theodor in's Serail gebracht, und vor ihm ſtand — zu ſeinem großen Erſtaunen, — Flora, Euridanens artige, freundliche Zofe. — Sie fiel ihm um den Hals, und ſagte mit Entzücken:

„So herzlich, freudig, und entzückt, habe ich noch keinen Mann geküßt, als ich Sie jetzt küſſe!“

„Flora! Du? — Kaum traue ich meinen Augen!“

„Trauen Sie der Empfindung!“

Theodor wendete ſich zu dem Verſchnittenen, und ſagte:

„Melde dem Dey, daß ich dieſes Mädchen recht gut kenne, und daß ich ihn um ihre Freiheit bitte."

„In dieſem Fall, — ſagte der ſchwarze Kombab, — habe ich ſchon meine Ordre vom Dey. Die Sklavin iſt frei."

Die Bekannten eilten in den Garten, und hier kam's zu Erklärungen und Entdeckungen.

„Nun ſage mir, Flora! wie Du hieher nach Tunis kömmſt?"

„Nach Rom kam die Nachricht von dem Unglück Ihres Schiffs. Mein Fräulein war außer ſich. Florigena wollte verzweifeln. Dazu kam, um das Unglück voll zu machen, ein Befehl Sr. Heiligkeit an beide Damen, ihren Aufenthalt in dem Klarenkloſter zu nehmen. Sie befolgten dieſen Befehl mit Unterwürfigkeit. Ich folgte ihnen nach. — In der Einſamkeit wurden tauſend Plane gemacht; auch endlich der, Sie zu befreien.

Mit Löſegelde verſehen, ſchiffte ich in Morene's Begleitung nach der Barbarei."

„Wie?"

„Sie ſehen daraus, wie ſehr wir Sie lieben! — Ein Raubſchiff nahm unſere Brigantine, und wir wurden als Sklaven nach Tunis geführt."

„Und Morene?"

„Iſt auch Sklave des Dey."

„Auch er ſoll ſeine Freiheit wieder erhalten; und bald wollen wir alle Italiens lachende Küſte wieder ſehen!"

Sie unterhielten ſich noch einige Zeit mit Fragen und Antworten, als Theodor zum Dey gerufen wurde.

„Eins meiner Schiffe, — ſagte der Dey, — hat ein chriſtliches Fahrzeug genommen, auf welchem ſich unter andern auch ein höchſt ſonderbarer Mann befand, der eine Menge Sprachen verſtehen ſoll, und der Dich zu kennen vergiebt. Kennſt Du ihn wirklich, ſo ſchenke ich ihm, um Deinetwillen, die Freiheit. Laß Dir ihn vorführen. Ich liebe Dich um Deiner Kunſt willen, und werde ſtets Dein Gönner und Freund ſeyn, das ſchwöre ich Dir zu mit den Worten unſers großen Profeten *): Bei der Sonne und ihrem Schein, bei dem Monde, der der Sonne folgt, bei dem Tage, den die Sonne, und bei der Nacht, die der Mond erhellt, bei dem Himmel, und bei dem, der ihn gemacht, und ausgebreitet hat, über die Erde! Gott iſt groß und Mahomet iſt ſein Profet!“

Man führte Theodorn hierauf einen Mann zu, der ein weißes Unterkleid, einen grünen Mantel, und eine ſonderbare Perücke trug. Theodor erkannte ihn ſogleich; es war der alte Sirius.

---

*) Sura XCI;

Theodor ſtattete dem Dey Bericht ab, erhielt Sirius Freiheit, und auch Morons wurde frei gegeben.

„Du kannſt, — ſagte der Dey, — das Mädchen und die beiden Männer in ihr Vaterland ſenden. Dahin kannſt Du ihnen ſelbſt folgen, ſobald ich wieder hergeſtellt bin. Ich werde Dich nach Verdienſt belohnen, und hoffe, Du ſollſt mit mir zufrieden ſeyn. Groß iſt Gott und barmherzig denen, die barmherzig ſind!"

Der Dey war, wie wir ſehen, ein raiſonnabler Mann. Das mußte ſich ſo treffen, um Theodorn der Ausführung ſeines Plans näher zu bringen.

Flora war in den Garten beſtellt. Sie wartete in einer Laube, und da die Zeit des Wartens ihr endlich etwas lang gemacht wur de, ſo ſtreckte ſie ſich auf eine Bank, wo ſie vom ſanften Liſpeln der Blätter, vom Rauſchen des fernen Waſſerfalls, und dem Geſange der Vögel eingewiegt, endlich entſchlummerte.

So fand ſie Theoder.

Sanft wühlte der Weſtwind in ihren braunen Locken, und ſteigend hob ſich im vollſten Umkreiß ihr voller Buſen. Ihre Wangen glühten, und ihre Lippen zitterten ſanft. Theodor konnte ſich nicht enthalten, ſie zu küſſen. — Flora ſchlug die Augen auf, und ihr Arm umfieng den Küſſenden. Es trieben Hände und Lippen da ein gar ſüßes Spiel, Kein Wort kam über ihre Lippen; Küſſe verſchlangen gegenſeitige Seufzer, und die raſcheren Athemzüge vermiſchten ſich. Ihre Körper vereinten ſich, und ihre Seelen floſſen ineinander.

Die Vögel ſangen ein gar ſüßes Lied, und die Stunde der Liebe ſchlug.

Theodor vernahm ein Geräuſch, ſah auf, und Sirius ſtand in der Laube. — Raſch ſprangen die Beglückten auf. Der Alte ſchüttelte den Kopf, drohte bedenklich mit dem Finger, und ſagte ganz bedeutend:

„Ei, ei! Was iſt das? — Da komme ich ſehr ungelegen.“

„Ja wohl!“ — ſtammelte Theodor, und ſtand verlegen, mit geſenktem Blick, ihm gegenüber.

Schalkhaſt lächelnd warf mit der Rechten dem Alten Flora einen Kuß zu, ſagte:

„Wie gerufen!“

und ſprang, laut auflachend, aus der Laube.

„Du biſt, — begann Sirius, ein ſchlimmer Zeiſig, und unvorſichtig noch dazu.

— Hier im Garten, in der offenen Laube! — — Nein! das iſt nichts; Du mußt bedächtlicher in dergleichen Dingen zu Werke gehn. — Wie es ſcheint, und gewiß auch iſt, biſt Du ein gar zu großer Liebhaber des allgemeinen weiblichen Geſchlechts. Du weißt, daß ich die Weiber auch liebe, aber ich weiß auch, daß ſie, wie alle Weſen, zwei Seiten haben. Die gute Seite haben wir ſchon einmal betrachtet; laß uns nun auch die ſchlimme beſehen. Ich ſpreche jetzt zwar nicht aus eigener Ueberzeugung, aber andere thun das. Sie ſprechen von dieſem καλὸν κακὸν von dieſem ſchönen Uebel, ſonderbar, nennen es anylvium genus, und ſagten wohl mehr als einmal: Deterius pejusque aliud, quam foemina, nil est. Die Juden ſind ſo ungalant, Gott jeden Morgen in ihrem Gebet zu danken, daß er ſie nicht als Weiber geſchaffen hat.

Der Rabbi Levi *) läßt dem HErrn ſelbſt ſagen: „Ich habe das Weib nicht aus dem Haupte geſchaffen, und doch hebt ſie ihr Haupt empor, und geht einher mit aufgerecktem Halſe; nicht aus den Augen, und dennoch will ſie gern alles ſehen, und winket mit den Augen; nicht aus den Ohren, und doch will ſie alles hören, wenn Sara hinter der Hausthür; nicht aus dem Herzen, und dennoch iſt ſie eiferſüchtig, wie Rahel gegen ihre Schweſter; nicht aus der Hand, und dennoch ſtiehlt ſie, wie Rahel, die die Götzen ihres Vaters ſtahl; nicht aus den Füßen, und dennoch bleibt ſie nicht zu Hauſe, wie Dina; nicht aus dem Munde, und dennoch widerſpricht ſie, wie Mirjam. — Ein Franzöſiſcher Dichter ſagt:

Femme varie comme la Lune;
Aujourdui claire, demain brune.

---

*) Mischna, C. 6.

— Ich ſage Dir, daß ich nicht ſo denke, wie andere, aber man muß ſie doch auch hören, wenigſtens ſo — wie Du jetzt mich anhörſt.“

„Ja, ja!“ — ſagte Theodor zerſtreut und zupſte an den Blättern der Laube.

Sirius aber redete weiter:

„Genug darüber! — Der Dey will uns fortbringen laſſen?“

„Das will er.“

„Ein dankbarer Geneſender!“

„Du magſt Floren begleiten. Moroni bleibt bei mir.“

„Gut. — Wenn ſegeln wir ab?“

„Sobald es der Dey erlaubt.“

Mit des Dey's Erlaubniß ſollte das in einigen Tagen geſchehen. — Unterdeſſen ſprachen ſich Theodor und Flora fleißig.

„Herr Baron! — ſagte ſie einſt, — wir ſind in ſchlimme Unterhaltungen gerathen. Daran iſt die Barbarei ſchuld. In Rom wär das ſicher nicht geſchehen. Dort waren wir blos galant, hier, wurden wir vertraut. Es hätte nicht ſeyn ſollen.“

„Ach Flora! Zeit und Umſtände gebären Schicklichkeiten und Unſchicklichkeiten, Luſt und Unluſt.“

„Glauben Sie, daß ich jetzt gern nach Rom zurück gehe?“

„Ich hoffe Dich dort bald wieder zu ſehen. — Sobald mich der Dey entläßt, komme ich nach Rom.“

„Und von dort ſpedirt man Sie wieder nach Korſika.“

Theodor wurde zum Dey gerufen. — Ein Engliſches Schiff ſegelte nach Ankona ab. Flora und Sirius wurden eingeſchifft. Morone blieb zurück. — Flora trennte ſich weinend, und Sirius gab, ſcheidend, dem Baron mehrere gute Lehren.

Der Dey war nun völlig wieder hergeſtellt, und belohnte ſeinen Arzt noch weit reichlicher, als ſelbſt der Dey von Algier.

„Ich habe Dir, — ſagte er, — Schätze, Kleinodien, ich habe Dir Deine Freiheit gegeben, aber ich wünſchte Dir noch weit mehr als das geben zu können; denn was könnten alle meine Schätze ohne Geſundheit mir helfen? Ich thue alſo gar nichts Außerordentliches. Ich will es daher Dir ſelbſt frei ſtellen, Dir noch etwas zu erbitten. Vielleicht weißt Du beſſer, als ich, wie Du zu belohnen biſt.“

„Herr! — ſagte Theodor; — Deine Güte macht mich verlegen.“

„Das

„Das ſoll und kann ſie nicht. — Verdienſte können und dürfen nie verlegen ſeyn.“

„Die Kunſt und Wiſſenſchaft, die Dir geholfen hat, gieng nur durch meine Hand.“

„Gleichviel! — Ein Goldſtück geht auch durch Deine Hand, wenn Du es ausgiebſt; und dennoch iſt es Dein. Du biſt nur zu beſcheiden.“

„Das ziemt mir.“

„Es macht Verdienſte nur ſchätzbarer. Laß mir alſo die Freude, zu wiſſen, wie ſchätzbar Du mir warſt. Ich kann Dich ja nicht belohnen.“

„Du kannſt es.“

„Wie? — Ich könnte das?“

„Gewiß! wenn Du nur willſt.“

„Wenn ich kann, ſo will ich auch. — Rede!“

„Willſt Du mich nach allen meinen Wünſchen belohnen, ſo ſetze mich in den

Stand, der Retter einer unterdrückten, gemißhandelten Nation zu werden.“

„Erkläre Dich deutlicher.“

„Unter den Geiſelhieben der Genueſer bluten die Wunden der unterdrückten Korſen. Sie widerſtehen ihren Feinden männlich. Ein Mann an ihrer Spitze, verſehen mit Gelde, Geſchütz, Munition, und ſie würden Wunder thun.“

„Ich weiß, daß die Genueſer ungerecht gegen die Korſen gehandelt haben, ich höre, daß dieſe wacker ſich vertheidigen, und das freut mich. Aber — Du wirſt mich doch nicht auffordern wollen, ihnen zu Hülfe zu ziehen? — Oder wollteſt Du ſelbſt der Mann ſeyn, der entſchloſſen genug wäre, an ihre Spitze zu treten?“

„Das will ich.“

„Wohl! — Geld, Geſchütz, Munition ſollſt Du von mir haben. Mein Bruder, der

Dey von Algier, ſoll Dir eben das geben, und alle gefangene Korſen in unſern Staaten ſollen ihre Freiheit erhalten, Dich nach Korſika zu begleiten.“

„Herr! wie ſoll, wie kann ich Dir, in meinem und in der Korſen Namen, für dieſe Großmuth danken?“

„Dadurch, daß Du Dich Deiner Sendung würdig zeigſt.“

„Das werde ich.“

„Aber, verſtehſt Du auch das Kriegshandwerk?“

„Ich war lange Soldat.“

„Haſt Du Bekanntſchaft in Korſika?“

„Die Häupter der Mißvergnügten ſind meine Freunde. Ohne meine Gefangenſchaft wär ich ſchon längſt in Korſika. — Wir rechneten auf Hülfe aus Spanien. Dahin wollte ich mit päpſtlichen Empfehlungen gehen, als ich gefangen genommen wurde.“

„Vielleicht war es ſo beſſer.“

„Wie es ſcheint.“

„Es muß auch ſo ſeyn.“

„Je mehr ich Deinen Plan und Vorſatz überdenke, je mehr gefallen ſie mir. — Gehe nach Algier, ſage meinem Bruder, was Du mir geſagt haſt. Briefe gebe ich Dir mit; und wir wollen ſehen, ob wir Dich zum Beſten der Korſiſchen Braut nicht recht wohl ausſtatten können. So, magſt Du um ſie mit den Genueſern tanzen. Gott iſt gerecht, und Mahomet iſt ſein Profet!“

Theodor gieng nach Algier. — Der Dey ſagte eben das, was ſein Bruder geſagt hatte, und erbot ſich zu dem, wozu dieſer ſich erbot. Zwanzig Korſen erhielten ihre Freiheit, dankten ihrem Retter, ſchwuren unter ihm zu fechten, und zu ſterben, und begleiteten ihn nach Tunis.

Hier erwarteten ſeine Ankunft dreißig freigelaſſene Korſen, die wie ihre Brüder dachten.

Der Dey ſchenkte Theodor'n ein Schiff; er erhielt Geſchütz, Munition, über 3 Millionen Stück von Achten wurden an den Bord gebracht, und alle hielten ſich bereit, ſich einzuſchiffen. — Der Dey beſchenkte ſeinen Arzt noch mit einem koſtbaren Säbel und ſagte:

„Führe dieſe Klinge ſiegreich und mit Ehre gegen die Feinde der Korſen. Mit Vergnügen werde ich hören, daß Deine Wünſche in Erfüllung gehen, und es wird mich freuen, daß es in meiner Gewalt ſtand, etwas dazu beigetragen zu haben, die Ketten der wackern Nation zu zerbrechen.“

Widrige Winde hielten die Ungeduldigen länger, als ſie wünſchten, in Tunis zurück, und Theodor entwarf tauſend Plane, ehe nur ein einziger zur Reiſe kommen konnte.

So projektirend wandelte er einſt im Garten des Serails auf und ab, und verſpätete ſich weit über die gewöhnliche Zeit in demſelben. — Da hörte er etwas um eine Hecke rauſchen, und er lauſchte noch, als zwei Weiber des Harems vor ihm ſtanden. Eilig wollte er entfliehen, als eine ſanfte Stimme ihm zurief:

„Fliehe nicht! Wir thun Dir kein Leid!"

„Ich kenne meine Pflicht," — antwortete Theodor.

„Die iſt, — erwiederte man, — uns zu gehorchen."

„Und zu fliehen."

„Zu bleiben."

„Ich kenne die Geſetze des Harems, ich weiß —“

„Du ſollſt bloß wiſſen, daß Du bleiben ſollſt.“

„Befehle von ſo ſchönen Lippen werden, auch ſelbſt mit Verluſt des Lebens, befolgt.“

„Das ſoll nicht geſchehen. — Tritt näher!“

Er that, was man verlangte, denn es wär ihm unmöglich geweſen, es nicht zu thun.

„Dieſes Mädchen, — ſagte die eine der Weiber in italieniſcher Sprache, — hat Dich hier oft im Garten geſehen. Sie hat Dich gern geſehen, und wünſchte endlich Dich zu ſprechen. Sie hörte, daß Du es warſt, der ihrem Vater das Leben wieder gegeben hat —“

„Wie? — Sie iſt die Tochter des Dey?“

„Sie iſt es.“

„O! laß mich fliehen!“

„Fliehe, wenn Du kannſt. Schöne Lippen rufen Dich zurück. — Biſt Du ein Mann? — Sithina iſt ſchön, und Du könnteſt fliehen?“

„Wer biſt Du?“

„Ihre Amme bin ich; von Geburt eine Sizilianerin.“

„Und Du willſt mich bereden —“

„Bereden? — Wie ſonderbar! — Bereden? Schäme Dich! das zu ſagen. — Geh in die Laube, ſprich mit ihr ſelbſt, Du ſprichſt mit dem ſchönſten Mädchen in Tunis, und ich — will hier Wache ſtehen.“

Zögernd nahte Theodor ſich der Laube, aber er trat dennoch hinein. Verlegen begann er:

„Die ſchöne Sithina will mich kennen lernen?“

„Den Retter meines Vaters, der, wie man ſagt, Tunis nun bald wieder verlaſſen wird.“

„Das Schiff liegt ſegelfertig. Bei dem erſten günſtigen Winde ſtechen wir in die See.“

„Ich kann den Mann, deſſen Wiſſenſchaft mir meinen Vater wieder gab, nicht ohne Dank ziehen laſſen.“

„Das belohnt mich zwiefach.“

Eine Pauſe. — Sithina knüpfte endlich das Geſpräch wieder an.

„Ich werde recht oft an Dich denken, wenn Du nicht mehr hier biſt.“

„Wird Sithina das?“

„Gewiß!“

„Möchte ich doch ſtets in ſo ſchönen Andenken bleiben.“

„Lieber doch wohl, als ſelbſt hier?“

„Mich rufen Pflicht und Ehre über's Meer.“

„Es iſt ein ungetreues Element, dem Du Dich anvertrauſt. Hier würdeſt Du doch wohl ruhiger leben?“

„Ruhiger?“

„Nicht?“

„Da ich die ſchöne Sithina geſehen habe?“

„Könnte Sithina Dich unruhig machen, würdeſt Du Tunis verlaſſen?“

„Und doch; ebendeswegen!“

„Du würdeſt beſſer thun, wenn Du hier bliebſt. Mein Vater würde Dich in hohen Ehren halten, und wir alle würden Dich lieben.“

„Ach!“

„Du ſeufzeſt? — Wirſt Du nicht mit frohem Muthe das Schiff beſteigen?“

„Nun nicht.“

„Was heißt das?“

„Ich weiß, ich fühle lebhaft und dankbar, was ich Deinem Vater ſchuldig bin. Selbſt mein Herz ſoll mich nicht undankbar machen. —. Lebe wohl, ſchöne Sithina! und glaube —“

„Was ſoll ich glauben? — Das Du gehen wirſt? Das iſt ja gewiß.“

„Es muß ſo ſeyn: — Lebe wohl!“

„Du ſollſt nicht von mir gehen, ohne nicht wenigſtens ein kleines Andenken meiner Dankbarkeit, für das, was Du an meinem Vater gethan haſt, mit Dir zu nehmen. — Nimm dieſen Ring, und denke an Sithina.“

Sie drückte, als ſie das ſagte, ihm einen Ring in die Hand, und verließ ſchnell die Laube. — Die Amme nahte ſich ihm, und indem ſie Sithinen nacheilte, ſagte ſie:

„Du wußteſt nicht ein ſolches Glück zu ſchätzen!“

Theodor blieb betroffen zurück. — Endlich verließ er mit zögernden Schritten die Laube. Iſſuf, der Oberſte der Verſchnittenen, trat ihm entgegen, und ſagte lächelnd:

„Nicht ganz recht und ohne Tadel, doch ziemlich gut, haſt Du Deine Sache gemacht.“

„Wie verſtehſt Du das?“ — fragte Theodor betroffen.

„Wie es zu verſtehen iſt. — Ich habe gehört, was in der Laube geſprochen wurde.“

„Verräther!“

„Baſta! — Ich ſtand auf meinem Poſten.“

„Wie?“

„Wie einer, der an ſeinem rechten Platze ſteht.“

„Wer ſtellte Dich dahin?“

„Der Dey.“

„Der Dey? — Was ſagſt Du?“

„Die Wahrheit.“

„Mir, die Wahrheit?“

„Dir.“

„Und auch dem Dey?“

„Auch ihm. — Die ganze Begebenheit war von ihm angeſtellt.“

„Von dem Dey?“

„Von ihm ſelbſt. — Er wollte Dich prüfen. — Es iſt alles gut abgelaufen. — Mir war vor Dir bange. — Die beiden Sklavinnen haben ihre Sache gut gemacht.“

„Sithina —“

„War nicht die Tochter des Dey; ſie ſpielte nur ihre Rolle.“

„Aber zu welchem Endzweck?“

„Das weiß ich nicht. — Der Dey befiehlt, und wir gehorchen. Nach Gründen ſeiner Handlungen dürfen wir nicht fragen.“

„Sonderbar! — Und der Dey —“

„Ich gehe jetzt zu ihm, und Du folgſt mir dahin.“

Jſſuf gieng, und Theodor mit ihm.

Der Dey ſprach nicht lange mit Jſſuf, als Theodor zu ihm gerufen wurde. Er lächelte ihm entgegen:

„Verzeih, daß ich Dich auf eine ſo harte Probe ſtellte! Es iſt mir lieb, daß Du ſie ſo ehrenvoll beſtanden haſt. Ich ſelbſt — ich geſtehe es aufrichtig! — hätte mich dabei wohl ſchwerlich ſo benommen, wie Du Dich benommen haſt. Doch, deſto beſſer für mich und Dich.“

„Aber, Herr! —“

„Ich komme Deiner Frage zuvor. — Sithina, meine Tochter, iſt krank. Jetzt erlaube ich Dir, ſie zu beſuchen, und fürchte nichts. — Begreifſt Du nun, warum ich Dich ſolch einer Probe unterwarf? — — Geh, ſieh zu, was meinem Kinde fehlt, und hilf ihr, wie Du dem Vater geholfen haſt.

Ich komme gern noch einmal in Deine Schuld."

Damit entfernte ſich der Dey, und Theodor folgte Iſſuf in's Serail. Im Gehen ſagte dieſer:

„Bei dem großen Profeten! Der Dey iſt ein kluger Mann, und Du — biſt ein großer und moderater Arzt."

Theodor wurde in ein ſchwach erleuchtetes Zimmer geführt, wo ein Frauenzimmer, verſchleiert auf einer Ottomanne hinter Gardinen lag. Er näherte ſich ihr, und ſagte:

„Schöne Sithina! geliebte Tochter deines guten Vaters! ich bin der Arzt, den er Dir ſendet."

Sie reichte ihm ſchweigend die Hand. Er fühlte ihren Puls. Die ganze Hand war ein Puls. — Verlegen fragte er:

„Was fehlt Dir?“

Mit ſanfter Stimme ſagte ſie:

„Das ſollteſt Du ja wohl wiſſen, wenn Du ein Arzt biſt, da meine Hand in der Deinigen liegt.“

Theodor wurde verlegen, und ſeufzte. Sithina ſchien dieſen Seufzer falſch zu erklären, und fragte ängſtlich:

„Bin ich ſo ſehr krank, daß Du ſeufzeſt?“

„Nicht das, — ſtammelte Theodor; — Es iſt aber —“

„Was iſt es? — Du brichſt ab? weißt nicht, was Du ſagen ſollſt? — Ich bin gewiß ſehr krank? — Werde ich ſterben?“

„O nein!“

„Gieb mir Troſt und Arzuei.“

Theodor tröpfelte von ſeinem Paracelſiſchen Balſam einige Tropfen auf Zucker und

gab

gab das ſeiner Patientin. Sie verſchluckte es raſch, und fragte eben ſo:

„Werde ich nun geſund?"

„Bald;" — ſagte Theodor, und griff wieder nach ihrer Hand.

Die Hand blieb, was ſie war; wie geſagt, ein Einziger Puls. — Sithina fragte:

„Was ſagt mein Puls?"

„Er ſagt etwas —"

„Was?"

„Das ich nicht ganz recht verſtehe."

„Und biſt ein Arzt?"

„Ach! — ſagte er leiſer; — es giebt Krankheiten, die —"

Eben ſo leiſe fragte Sithina:

„Was willſt Du ſagen?"

Noch leiſer, und beinahe kaum hörbar, antwortete Theodor:

„Ich darf nicht deutlicher ſprechen."

Eben ſo, wie er, fragte ſie:

„Warum nicht?“

„Weil —“

„Nun? — Weil?“ —

„Weil ich ein Arzt bin, der —“

„Was?“ —

Er drückte ihr die Hand, und antwortete gar nicht. Dennoch ſchien ſie dieſe Antwort wohl zu verſtehen, denn ſie drückte ſanft die Hand ihm wieder. — Dies machte den Arzt beherzt, er drückte ſeine Lippen ſanft auf ihre Hand. Sie drückte ſtärker ſeine Hand, und ſeufzte.

Jſſuf, der nicht mehr ſprechen hörte, nahte ſich jetzt der Gardine, und fragte:

„Wie iſt's? Was geht vor? Jhr ſprecht ja nicht mehr.“

„Es iſt auch nicht mehr nöthig;“ — ſagte Theodor.

„Warum nicht?“

„Weil wir uns jetzt verſtehen.“

„So? — Alſo ſie hat ordentlich und gut Beſcheid gegeben?"

„Deutlich."

„Und Du?"

„Ich habe ihr Tropfen eingegeben, deren Wirkung ich nun abwarten muß. Ich bin aber ſchon mit den Symptomen, ſo, wie ſie ſind, zufrieden."

„So? — Alſo —"

„Es wird alles recht gut gehen."

„Soll ich dem Dey das ſagen laſſen?"

„Ja! das kannſt Du thun."

„Schön!" —

Iſſuf ſprang zur Thür, dieſe Ordre zu geben. Dieſen Augenblick benutzte Theodor ſehr geitzig, und drückte mehrere Küſſe auf die Hand, die er nicht wieder fahren laſſen konnte. Sithina lüftete den Schleier, und der erfahrene Arzt fand ihre Lippen.

Iſſuf kam wieder; der Schleier fiel, die Hand zog ſich zurück. Theodor trat ihm entgegen.

„Nun? Wie iſt's?“ — fragte Iſſuf.

„Ein Polſter.“

„Was ſoll das Polſter?“

„Für mich. — Ich muß nun jeden Pulsſchlag zählen.“

„So? — Da mußt Du ſehr aufmerkſam ſeyn!“

„Natürlich! — Die Kriſis nähert ſich.“

„Ei! — die Kriſis iſt wohl ein gefährliches Ding?“

„Gefährlich, und auch nicht gefährlich, nachdem man ſie behandelt. — Nur hurtig her, das Polſter!“

Iſſuf trug es herbei. Theodor legte das Polſter an der Ottomanne nieder, und ſetzte ſich darauf.

„Nun, nur ruhig! und kein Geräuſch, ſonſt ſtehe ich für nichts. Die Sache kann übel ablaufen, und ich komme mit der Kur und mit der Patientin in Gefahr.“

„Was iſt's denn ſo aber eigentlich für ein Malheur, das ſich —“

„Still! ſtill! — Kein Geräuſch, oder ich ſtehe, wie geſagt, für nichts. Es gilt das Leben des liebſten Kindes des Dey's; dabei iſt's kein Spaß.“

„Gott ſchütze uns! — Ich will hier nichts verderben;“ — ſagte Iſſuf, und zog ſich an die Zimmerthür zurück.

Die Hände fanden ſich gleich wieder; die Lippen folgten ihrem Beiſpiel. — Sithina, die vielleicht in ihrem ganzen Leben nichts als die Mutter und den Papagei geküßt hatte, ſchien jetzt doppelt angenehm zu empfinden, was ſie noch nie empfunden und gefühlt hatte. In langen, nimmerſatten Zügen berauſchte ſie ſich ſchwelgend, und der Arzt befand ſich dabei gar nicht übel.

Man weiß ja, wie es zuweilen Aerzte bei ſchönen Patientinnen machen! Doch beſſer weiß es niemand, als ſie ſelbſt.

Im Stillen wurde alles abgethan. Nur einmal vergaßen ſie ſich ſelbſt, und ein lauter Schall entfloh den gepreßten Lippen.

Der aufmerkſame Iſſuf ſetzte ſich kaum in Bewegung, als Schleier, Lippen und Hände wieder ſchnell in ihrer gehörigen Lage waren.

„Was war das?“ — fragte Iſſuf leiſe.

Bedenklich winkte Theodor mit der Hand. — Iſſuf beruhigte ſich nicht dabei, und fragte wieder:

„Was war es denn?“

Vergeblich gebot Theodor, winkend, Still-ſchweigen, der Hämmling redete weiter:

„Es war ein Schall — ein Schnapp — ſo — wie ſoll ich ſagen? — — Es iſt doch nicht etwa gar eine Nerve übergeſchnappt?“

Bedenklich zuckte Theodor die Achſel. Iſſuf fragte erſchrocken:

„Soll ich dem Dey das melden laſſen?“

Theodor ſprang auf, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in die entgegengeſetzte Ecke des Zimmers.

„Ich ſage Dir, es darf nahe bei der Patientin kein Wort geſprochen werden.“

„Aber der Schall?“ —

„Ihr Zufall iſt bedenklich. — Sie öffnet die Lippen, drückt ſie wieder zuſammen —“

„Ach Gott! — Und da ſchallt's?“

„Zuweilen, freilich.“

Iſſuf verſuchte es mit ſeinen Lippen, und ſagte dann ganz überzeugt:

„Ja! das iſt ganz natürlich!“

„Freilich iſt es ganz natürlich!“

„Woher kömmt das aber?“

„Von ihrer Krankheit.“

„Nun, ja doch! Aber die Krankheit? Wie nennt man ſie?“

„Es würde eine Adiatrepſie ſeyn, wenn nicht zu viel Bewegung dabei wär.“

„Bewegung? — Nemlich der Lippen?“

„Der Lippen, der Hände —“

„Auch die Hände kommen dabei in's Spiel?“

„Am allererſten.“

„Sonderbar! — Und die Tropfen ſollen das Uebel heben?“

„Dieſe, die ſie ſchon bekommen hat, oder andere, die ich auch bei mir habe, und ihr noch einzugeben gedenke. — Willſt Du ſie verſuchen?“

„Ich danke! — Ich bin ja nicht krank.“

„Oder willſt Du vielleicht ein Pülverchen?“

„Ach! wozu denn?“

„Die Nacht iſt lang. Ich nehme ſelbſt davon ein, den Schlaf zu bekämpfen.“

„Was? — Wirſt Du denn die ganze Nacht hier bleiben?“

„Das verſteht ſich.“

„Hier?“

„Nun ja, hier, wo die Kranke iſt. Wo denn ſonſt? — Du wirſt doch auch hier bleiben, wirſt kein Barbar ſeyn, und die Tochter Deines Herrn ringend und kämpfend mit tauſend Schmerzen verlaſſen?“

„Gott bewahre! — Ich bleibe hier. — Aber, daß Du —“

„Was thut ein Arzt nicht, um die Früchte ſeiner Kunſt einzuerndten? Haſt Du nicht geſehen, daß ich ganze Nächte, bis an den Morgen, am Lager des Dey geſeſſen und gewacht habe?“

„Ja! das iſt wahr!“

„Und jetzt ſollte ich ſein armes, krankes Kind verlaſſen? –– Nimmermehr! Eher ſoll man mir das Leben nehmen.“

„Ach Gott nein! Es wird Dir Lob und Ruhm bringen. — Aber ich meine nur — — Die Nacht iſt lang. Der Schlaf übermannt die Munterſten, und indeſſen — könnte ſie ja verſcheiden —“

„Nur ruhig! — Meiner Wachſamkeit entgehen ihre Kämpfe nicht. Dafür habe ich, wie geſagt, etwas bei mir, das, mäßig genoſſen, die Augen offen erhält.“

„Nun! wenn's bei mir nicht mehr gehen will, die Augen offen zu erhalten, ſo bitte ich mir auch etwas aus.“

„Mit Vergnügen!“

Sithina ſeufzte. — Theodor eilte zu ihr. Iſſuf lagerte ſich wieder an die Zimmerthür. — Ueber die Frage: Wer von beiden beſſer lag? läßt ſich wohl nicht ſtreiten. Wer aber ruhiger lag? darüber ließ ſich ſtreiten.

Auf und an der Ottomanne kam alles bald wieder in die gehörige Verfaſſung, und man ſchien ſogar da, wo es bisher gefehlt hatte, zuzugeben. Die Aproximationen wurden inniger, und es kam gar bald zu einer Umarmung. Bruſt an Bruſt entfloh Sithinens Lippen ein Seufzer.

Ohne ſich von ſeinem Lager zu bewegen, fragte Iſſuf:

„Was macht ſie?“

Theodor ſteckte den Kopf hinter der rechten Gardine hervor, und antwortete:

„Es ſcheint, ſie fängt an, ſich zu fühlen.“

„Gott ſey gedankt! — Vielleicht kömmt ſie bald wieder zu ſich.“

„Sie muß erſt recht außer ſich gekommen ſeyn.“

„So? — Nun, das muß der Arzt am beſten wiſſen!“

Sithina ſchien ungeduldig zuzuhören. — Theodor beruhigte ſie bald wieder. Bei einem Kuſſe rückte ſie höher hinauf, und Theodor fühlte ſeine Lippen auf einer Fülle, die ſchöner, den alten Menelaos im größten Zorn, kaum aus der Faſſung gebracht haben kann. Auch Theodor vergaß ſich, und ſtöhnte:

„O Dio! dove sono?“

„Was iſt das?“ — fragte Jſſuf.

Gefaßt antwortete Theodor:

„Es iſt der Name der Krankheit. Jch habe ihn jetzt.“

„Wie hieß er?“

„Dove sono.“

„Aha! Dove sono. — Ich glaube, ich habe dieſe Krankheit ſchon einmal nennen hören.“

Sithina lächelte. Ihre Lippen drängten ſich an Theodors Ohr, und liſpelten ihm zu:

„Dieſe Krankheit iſt angenehm, und entzückend.“

Theodor antwortete ihr eben ſo:

„Du, Du biſt es, die mich entzückt, und ſüße Empfindung kann uns glücklich machen!“

„So laß uns glücklich ſeyn!“ — ſagte Sithina und küßte ihn herzlich und laut.

Iſſuf murmelte auf ſeinem Lager:

„Es ſchnappt einmal wieder. Sie muß wieder ſo die Lippen ſchließen und öffnen. — Alſo dieſe Art von Krankheit kenne ich nun! Dove sono heißt ſie.“

Hinter den Gardinen wurde es nach und nach ganz ſtill. Jſuf wußte gar nicht, was er von dieſer Stille denken ſollte. Er erhob ſich, um — den Arzt wenigſtens zu wecken, wenn er etwa eingeſchlafen ſeyn ſollte. Theodor aber hörte ihn kommen, ſtieg auf, und gieng ihm entgegen. — Jſuf fragte:

„Schliefſt Du nicht?"

„Ich dachte gar! Ich, ſchlafen? — Da kennſt Du mich nicht! — Ich habe ſelten ſchöner gewacht."

„Ich muß es aber geſtehen, mich ſchläfert."

„Das glaube ich recht gern. Ich würde es auch nicht aushalten, wenn ich nicht Präſervative gebrauchte."

„Ich werde Dich wohl auch um ſo etwas bitten müſſen. — Du giebſt mir's doch?" —

„Mit Vergnügen.“

„Du brauchſt es aber nicht zu ſagen.“

„Keiner Seele.“

„So gieb her!“

Theodor gab ihm einige Tropfen. — Sie wurden goutirt.

„Nun kann ich's alſo aushalten?“ — fragte Jſſuf.

„Bis an den hellen Morgen.“ — war die Antwort.

„Sonderbar!“ — murmelte der ſchlaftrunkene Hämmling.

Jeder gieng wieder an ſeinen Platz. Jſſuf ſtreckte ſich auf ſein Lager, und Theodor legte ſich aufs Polſter, ſeinem Glück ſo nahe, wie möglich.

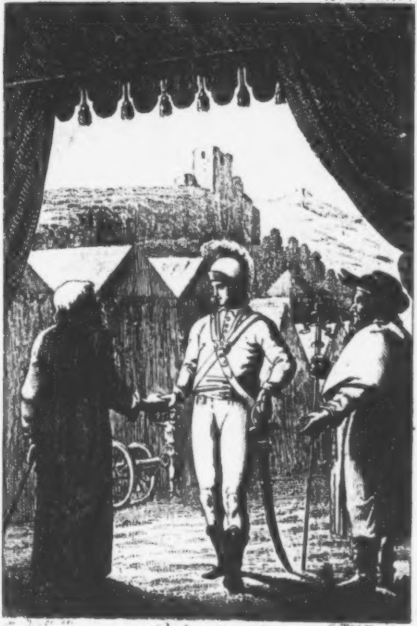
Nach einiger Zeit ſah er nach der Uhr. Es waren 10 Minuten vorüber. Er ſtieg auf, ſah nach Jſſuf, und dieſer ſchlief ſo feſt, wie einer nur ſchlafen kann, der Tropfen eingenommen hat, wie Theodor ihm welche gab.

Freudig eilte er zu Sithina zurück, und liſpelte ihr zu;

„Iſſuf ſchläft feſt, und wird vor Sonnenaufgang nicht erwachen."

Sie erhob ſich, warf ihre Arme um ſeinen Nacken, und zog ihn ſanft zu ſich.

IIter Theil.



C. Muller

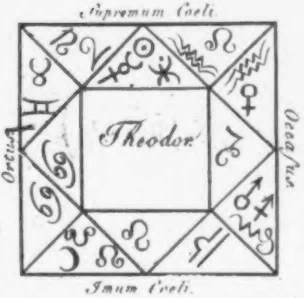
Lebe wohl!

Theodor

König der Korſen.

Von dem Verfaſſer des Rinaldini.

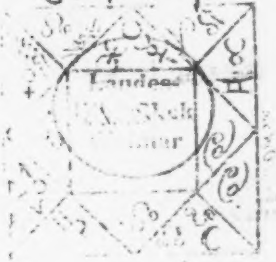
Mit Kupfern.


Supremum Coeli
Ortus
Theodor
Occasus
Imum Coeli

Zweiter Theil.

Rudolſtadt,
bei Langbein und Klüger, 1801.

DD4: 347 b



Landes
Bibliothek

Theodor.

Zweiter Theil.

Viertes Buch.

Die Liebe ſpielt mit goldnen Kronen,
wie ſie mit Roſen Kränzen ſpielt.
Wie leicht hat ſie in allen Zonen,
die Wünſche ihres Ziels erzielt!

Ein fürchterliches Getöſe und Getümmel entriß die Liebebeglückten eben ſo unerwartet, als gewaltſam, den ſchönſten Wirklichkeiten ſüßer Träume. — Es fielen vor dem Serail einige Schüſſe, und die Trommel wurde gerührt. — Der Lärm wurde endlich ſo groß und laut, daß ſelbſt Iſſuf nach und nach erwachte, ſo ſchwer der Schlaf auch auf allen ſeinen Gliedern lag.

„Heiliger Profet! — ſchrie Sithina; — Stehe uns bei! — Was iſt das?“

„Rebellion!“ — ſtöhnte Iſſuf ſchlaftrunken ängſtlich.

„Wehe mir! — jammerte Sithina. — Wir ſind verlohren!“

Theodor riß ſich ſchnell auf, und ſtürzte auf den Saal. Die Verſchnittenen liefen ängſtlich durch einander.

„Was giebt es?“ — fragte er.

„Feuer im Pallaſt, und Rebellion gegen den Dey;“ — war die Antwort.

Er flog durch den Hof des Serails, nach dem Pallaſt. Hier war alles in Aufruhr. Im Innern wurde gefeuert und gefochten. Das Geſchrei der Fechtenden war ſchrecklich. Allarmſchüſſe fielen von den Thürmen. Die Wachen ſtürzten athemloß herbei. — „Verrätherei! Rebellion!“ tönte es aus allen Winkeln.

Mitten durch die tobende, ungeſtüme Maſſe hindurch drängte Theodor, nach Hülfe rufend, ſich aus dem Pallaſt in die Stadt, und in den Hafen. Hier eilte er auf ſein

Schiff, das er dem Kommando eines erfahrenen Korſiſchen befreiten Seemanns übergeben hatte, und theilte dem Schiffsvolle die Schreckensnachricht mit. — Der Lärm kam unter die Schiffe. — Zwanzig Chriſtenſklaven, die in dem Tumult ſich ihrer Feſſeln entlediget hatten, wurden in das Korſiſche Schiff aufgenommen. Der Kapitain lichtete die Anker, und ſtach aus dem Hafen in die See.

Kaum brach der Morgen an, als ein günſtiger Wind ſich erhob. Die Segel wurden aufgeſpannt, und das Schiff flog ſchnell über die Fluthen dahin.

Im Purpurglanze brannte der Oſten. Die Sonne trat prächtig hervor. Tauſendfach ſtrahlte aus den Wellen ihr Bild zurück, und hoch am Himmel ſtand ſie jetzt in leuchtender Pracht.

Die Fahrt war ſchnell und gut. Den zweiten Tag ſahen ſie ſchon die Inſel liegen, und den dritten Tag, gegen Abend; warfen ſie auf der Rhede vor Aleria Anker.

Ein Boot wurde an's Land geſchickt, und gegen Morgen ruderte daſſelbe mit mehrern bewaffneten Einwohnern an's Schiff. — Theodor fragte nach Giafferi und Zondodari. Erſterer, hieß es, kommandirt bei Fiorenza, letzterer, ſteht an der Spitze eines Korps von 400 Mann in der Nähe. — Auf dieſe Nachricht gieng Theodor an's Land, und wurde zu Zondodari geführt.

Freudig eilte ihm dieſer entgegen, drückte ihm die Hand, und fragte theilnehmend und entzückt:

„Und Sie leben noch?“

„Ich lebe, und bringe den Korſen Hülfe.“

„Hülfe? — Iſt es möglich?“

„Es iſt Wahrheit.“

„Hat ſich Spanien unſerer endlich angenommen?“

„Spanien ſchickt den Korſen dieſe Hülfe nicht, ſie kömmt von andern Freunden, die ich den braven Vertheidigern ihrer Freiheit erwarb.“

Zondodari gieng mit ihm auf das Schiff, und überſchaute entzückt den Vorrath von Waffen und Kleidern, ſah mit Erſtaunen die gefüllten Kiſten, und freute ſich des frohlockenden Zurufs der befreiten Korſen.

Es wurde ſogleich ein Bote an Giafferi geſchickt, der, als er kam, eben ſo erfreut, als erſtaunt war, den wackern Theodor und ſeine Schätze zu ſehen. — Dieſer ſendete eine Felucke mit Briefen an den Papſt ab, und ließ eine Verſammlung der Korſiſchen Häupter zuſammen rufen. In derſelben erklärte er, warum er nach Korſika gekommen ſey, zeigte, was er mitgebracht habe, und ſprach mit einem Eifer für die Sache der Korſen, daß ſeine Zuhörer laut ihm Beifall zujauchzten.

Da erhob der ehrwürdige Pater Bondelli ſeine Stimme, und ſprach:

„Höret und ſeht ihr Männer von Korſika! Dies iſt euer Retter; er iſt es, der da kömmt im Namen des Herrn. Geſegnet ſey ſeine Ankunft! — Und ſiehe, die Tage des Drangſals enteilen, und der Herr ſendet einen Retter ſeinem Volke. Ueber's Meer kam die Hülfe, und die Gerechten werden ſiegen. Du haſt Dich, o Korſika! von Genua gewendet, weil es dich mißhandelte, du machteſt es wie der Profet, tergens os suum, dicens non sum operata malum. Effugerunt, wie der Apoſtel ſagt, aciem gladii, obturaverunt ora leonum, extinxerunt impetum ignis. — Hier ſteht der Mann, den Gott, der heilige Vater, und die heil. Kirche euch zum Helfer geſendet haben."

Theodor zeigte ſeine, von Sr. Heiligkeit geweihte Roſe, und die Korſen jauchzten laut auf. — Nach einer zweiten Rede voll Kraft und Salbung, die er an die Verſammlung hielt, ertönte das allgemeine Geſchrei:

„Er ſoll unſer König ſeyn!"

Schnell lief es von Mund zu Mund:

„Es lebe Theodor, unſer König!"

Laut ſtießen die Korſen in ihre Hörner, und alle Berge und Wälder tönten wieder von dem frohlockenden Schall.

Bondelli ſtimmte eine Hymne an, und alle Stimmen vereinigten ſich mit der ſeinigen.

Theodor theilte Geſchenke aus, und die Gewehre, die er mitgebracht hatte, bewaffneten die unbewaffneten Korſen. Ein großes Gaſtmal ſchloß die Freuden dieſes Tages.

In Coſtinetti's und Fabiani's Begleitung eilte Theodor nach Campo Loro, und hier empfieng er, unter einem allgemeinen Zulauf, unter dem Donner der Kanonen, und unter lautem Frohlocken des Volks, von dem Biſchoff die Salbung, und Königliche Krone *).

Nun war er König der Korſen, und handelte als ſolcher.

Er ſammelte die Armee, rückte vor Baſtia, und forderte den Genueſiſchen Kommandanten zur Uebergabe der Feſtung auf.

Mit Erſtaunen vernahm der Senat zu Genua, was in Korſika geſchah; man las Theodors Manifeſte, und beantwortete dieſelben nicht aufs glimpflichſte. Eine dieſer Antworten war beſonders in ſtarken Ausdrücken abgefaßt, und in derſelben wurde, unge-

---

*) Im Jahr 1736 den 6. Jul.

ſchent, Theodor ein Betrüger, falſcher Spieler, Alchemiſt, Landläufer, und Verführer des Volks genannt. Es kam zu einem Federkriege. Eben ſo anzüglich wurden die Repliken des neuen Regenten, und in einer derſelben, die er der Republik Genua ſendete, und gedruckt allenthalben in Korſika anſchlagen ließ, ſagte er unter andern:

> „Ich fand die Korſen unter Waffen. Die ganze Welt weiß, daß ſie dieſelben ergriffen, von der widerſinnigſten Grauſamkeit ihrer ehemaligen Herren, der Genueſer, dazu genöthiget. Ich finde ihre Sache gerecht; ſo findet ſie die ganze, unpartheiiſche Welt. Ich ſtelle mich an die Spitze der edlen Korſen, und der Senat in Genua beſchuldiget mich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät. — Woher Genua wohl dieſe Majeſtät erhalten haben mag?

Ich kann das nirgends finden. Woher kam ſie, dieſe Majeſtät? Ueberbrachte ſie irgendwoher etwa ein Handelsſchiff in einem Briefe, mit der Adreſſe: An Herrn N. N. Doge zu Genua, und Kaufmann in allerhand Waaren? Ich finde in einem ſolchen Manne keine Majeſtät u. ſ. w.

Giafferi wurde zum Feldmarſchall, Coſta zum Großkanzler und Siegelbewahrer des Reichs ernannt. — Theodors Armee verſtärkte jeder Tag.

Drohend ſtand er den Genueſern gegenüber, die voll Verlegenheit ihren Zorn an ſeinem Manifeſt ausließen, welches auf Veranſtaltung und Befehl des Senats, der Scharfrichter auf allen öffentlichen Plätzen verbrennen mußte.

Zum Gegenſtück publicirte Theodor nun die Akte, wodurch er zum König, für ſich und ſeine Leibeserben, ernannt und erwählt worden war, öffentlich, und durch den Druck, und die vorläufigen Entwürfe der Reichsfundamentalgeſetze, wurden den Genueſern, zu ihrer großen Beſtürzung, bekannt.

Theodor ließ Geld verſchiedener Art münzen *), ſtiftete einen Ritterorden **), handelte überall als König, und die Genueſer rächten ſich, indem ſie Preiße auf die Köpfe ſeiner Agenten ſetzten, an ſeiner Perſon durch

---

*) Man kennt ſilberne und kupferne Münzen von ihm, die unter die Seltenheiten der Münzkabinette gehören. Auf einer dieſer Münzen ſteht auf dem Revers: Theodorus I. D. G. unanimi consensu electus Rex et Princeps Magnus regni Corsicae; der Avers enthielt das Lemma: Prudentia et industria vincitur tyrannis. Auf einer andern zeigt ſich eine Krone von drei Palmen getragen, mit den Buchſtaben T. R. Revers: Pro bono Publico Corso. Auf einer dritten, die Jungfrau Maria mit dem Anruf: Monstra Te esse Matrem; Revers: Das Wappen des Königreichs.

---

und die Ueberſchrift: Theodorus Rex Corsicae. — Lambery Souvenir. I. 60. — Ianssin Memoires de Corse. T. I. p. 275. — Abgebildet findet man Münzen Theodors, in Köhlers Münzbeluſtigungen, XV. Th. S. 65. und in Lochners Samml. von Medaillen. I. Th. S. 345. Die, bei Köhler, iſt von ſehr ſchlechtem Gepräge, und der Stempelſchneider hat faſt ein Gothiſches Stück Arbeit geliefert. Die Stempel ſcheinen ein wenig in der Eil, und von ziemlich ungeſchickten Händen geſchnitten zu ſeyn.

**) Er beſtand aus einem Kreutz und Stern, mit dem Bilde der Gerechtigkeit geziert, im Dreieck mit einem T wurde auf der linken Seite des Kleides getragen, und hieß der Orden der Ritter von der Erlöſung. Die Statuten dieſes Ordens ſtehen in Köhlers Münzbeluſtigungen. I. Th. S. 71.

Schmähſchriften, Chanſons, und Karrikaturen *).

Alles das beantwortete Theodor mit Handlungen. Er theilte ſeine Armee in fünf Korps. Das erſte zog ſich gegen St. Fiorenzo; das zweite, dritte, und vierte, hielt Sargariola, Aiazzo und St. Pelegrino blokirt; das fünfte und ſtärkſte Korps, welches er ſelbſt kommandirte, gieng unter ſeiner Anführung auf Baſtia loß.

---

*) Deren gab es verſchiedene; z. B. ein Satyr, der Seifenblaſen in die Luft bläſt. Ein laborirender Affe, dem die Kolbe zerſpringt, deren Ingrediens das Wort Betrug zeigt. Drei Affen, die die Karte ſpielen, wo das Coeur Aß den Treff König ſticht u. ſ. w. — In einem der Chanſons heißt es unter andern:

„Ach mein lieber Karo König,
Revenuen haſt du wenig,
und dazu, kein Fleckchen Land!“

Hier kommandirte der Genueſer Rivarola, und hielt ſich ſo tapfer, daß Theodor die Belagerung, nachdem er der Stadt aufs heftigſte zugeſetzt hatte, in eine Blackade verwandeln mußte, deren Kommando Coſta übernahm. Dieſer aber war ſo unglücklich bei einem Ausfall der Belagerten, viele Leute, und ſogar die Königliche Hauptfahne mit dem Wappen *) geziert, zu verlieren.

---

*) Dieſes Wappen waren drei ſilberne Ringe im ſchwarzen Felde, über welchen ein Mohrenkopf, das Wappen des Königreichs, ſtand. Die Umſchrift: Theodorus Rex Corsicae. Die Ringe ſind auch auf einigen ſeiner Münzen zu ſehen. Vielleicht ſollen es gebrochene Ketten ſeyn (ſo ſcheint es wenigſtens, bei Abbildung der Münze, bei Köhler a. a. O.), und ſomit hätten ſie Bezug auf den Orden der Erlöſung. Denn ohnehin ſcheint der Kopf auf der bezeichneten Münze nicht Theodors Bildniß, ſondern der Mohrenkopf des Korſiſchen Wappens zu ſeyn.

Hierauf kam es zu einer Schlacht, in welcher Zondodari durch ſeine Kühnheit und Entſchloſſenheit, den Korſen das Feld erhielt. — Dieſer Sieg ſchien den Korſen gewonnenes Spiel zu geben. Porto Vecchio ergab ſich mit Akkord; St. Fiorenzo wurde mit ſtürmender Hand genommen.

Doch dieſe frohen Ereigniſſe wurden durch einen Verluſt verbittert. Giafferi wurde von Marchelli geſchlagen, und Theodor handelte nach dieſer Affaire ein wenig unklug, da er zwei vornehmen Korſen die Köpfe abſchlagen ließ, weil ſie durch ihre Unentſchloſſenheit und Zaghaftigkeit den Soldaten ein ſchlimmes Beiſpiel gegeben hatten.

Dieſes brachte die Korſen gegen ihren Regenten auf. Sie ahndeten, an ihm einen Tyrannen erhalten zu haben, und wurden mißvergnügt. Ein neuer Sieg aber, den er bei Nebbio über die Genueſer erfocht, brachte ihn wieder in Anſehen.

Die Genueſer wagten in der Verzweiflung den letzten Schritt: ſie ſendeten Banditen nach Korſika, und ſetzten einen Preiß von 3000 Dukaten auf den Kopf des Königs, der ihrer Souverainität ſo ungelegen in den Weg getreten war.

Theodor lag mit ſeinem Korps bei Giſone, am Fuße einer großen Kette von Bergen, deren Anhöhe eine ungeheuere, mit Bäumen beſetzte Pläne iſt. Hier weidet das ſchönſte Vieh der Korſen.

Er gieng eines Tages in die Berge, warf ſich unter einen Baum, und überdachte ſeine Plane, und ſeine eben nicht allzugünſtige Lage. Ein Geſang in der Nähe entriß ihn dem Gedankenmeere, auf welchem er mit lei cken Nachen der Fantaſie ſchwebte; er kam zu ſich, und hörte eine weibliche Stimme ſingen:

Lied.

Die Liebe reicht dem König
den ſchweren Herrſcher Stab,
wie ſie dem armen Hirten,
den Schäferſtecken gab.

Die Liebe windet Kränze
für eines Siegers Haupt;
Sie hat die Stirn des Hirten
mit ſanfter Hand umlaubt.

Sie ſpielt mit Königs Kronen,
wie ſie mit Kränzen ſpielt,
es hat ihr Blick hienieden
ſich jeden Stand erzielt.

Ach Liebchen! nicht um Kronen
laß uns verlegen ſeyn;
es kehrt die frohe Liebe
auch gern bei Hirten ein.

Theodor ſah ſich um, und erblickte ein junges, ſchönes Mädchen, das hinter einigen Schaafen hergieng, die ſie hier, wie es ſchien, weidete. Sie wurde ihn gewahr, hielt den Zweig, den ſie in der Hand hatte, vor die Augen, und ſah — durch die Blätter. — Die Damen der Stadt thun eben das zuweilen, aber nur — durch die Fächerſtäbe. Im Grunde aber, und genau überlegt, ſagen Sie einmal, meine Herrn und Damen! iſt's nicht immer einerlei?

Theodor, ſo ſonderbar ſeine Lage, und ſo ſehr er auch zur Ernſthaftigkeit geſtimmt war, konnte ſich jetzt dennoch nicht enthalten, zu lächeln. Die junge Korſin lachte, als ſie das ſah, laut auf. Darüber kam's zum Geſpräch.

„Worüber lachſt Du?“

„Ueber Dich. — Und Du haſt eigentlich zuerſt gelacht.“

„Ich lächelte über den Zweig vor den Augen. — Wer ſo ſchöne Augen hat, muß ſie nicht bedecken."

„O ja! Denn Agoſtino ſagt, meine Augen fiengen Unheil an."

„Wer iſt der Agoſtino?"

„Mein Liebhaber."

„Aha! — Er mag alſo wohl wiſſen, daß er Recht hat."

„Er hat mir geſagt, er habe immer Recht."

Und Du glaubſt es?"

„Warum ſoll ich ihm das nicht glauben? Habe ich es ihm doch geglaubt, daß er mich liebt. Zu ſo etwas gehört ja weit mehr Glauben, als zum Rechthaben."

„Und es iſt auch wahr, daß er Dich liebt?"

„Das iſt ſo gewiß wahr, als es wahr

uns gewiß iſt, daß die Sonne jetzt am Himmel ſteht."

„Haſt Du Bürgen?"

„Sein Herz."

„Hm! — Herzen ſind veränderlich."

„Nicht alle."

„Die meiſten."

„Die unſrigen nicht. Das ſind gar gute, ehrliche Herzen; die halten Stand und Farbe."

„Alſo — das Deinige auch?"

„Das will ich meinen! — Ich weiß, was ich an meinem Herzen habe."

„Ich auch."

„Wie? — Nun? — Was denn?"

„Einen Dieb."

„Wie? — Was? — Einen Dieb?"

„Hat es nicht ein anderes Herz geſtohlen?"

„Nein! das iſt ihm geſchenkt worden."

„Ich kenne dieſes Schenken ſchon!"

„So? — Der Herr kennt es auch?"

„Und Deine Augen —"

„Nun? Was ſollen die?"

„Sie ſind mit dem Herz einverſtanden."

„Das kann ſeyn! — Wenigſtens glaube ich, die Augen ſind die Straße, auf der man in's Herz wandert."

„Es ſind Schleifwege."

„Bewahre der Himmel! — Es iſt bei uns alles ganz geradezu gegangen. — Wir ſahen uns, und ſahen uns gern. Wir liebten uns, lieben uns noch; und werden uns ewig lieben."

„Ewig?"

„Gewiß ewig; hier in dieſem, und dann auch dort oben, in jenem Leben."

„Wie nennt man Dich?"

„Ich heiße Helene."

„Woher haſt Du das Liedchen, das Du ſangſt?“

„Agoſtino hat es gemacht.“

„Iſt er ein Dichter?“

„Ja wohl! — Er hat gar viele Lieder ſchon gedichtet. Eins hat er auch auf mich gemacht, das gar hübſch iſt.“

„Darf ich es hören?“

„Warum nicht? — Ich will's gleich ſingen.“

Sie ſang:

Ich irre in Träumen der Liebe umher,
ich trage die Laſten des Herzens ſo ſchwer.
Wer hilft mir die Bürde wohl tragen? —
Da ſah ich die gute, die ſchöne,
die liebe Helene!

Es hebt ſich nun raſcher mein rollendes Blut,
ich athme jetzt freier, es hebt ſich der Muth,
ich wag' es um Rath ſie zu fragen,
die gute, die ſchöne,
die liebe Helene.

Sie lächelt mir freundlich, ſie lächelt und ſchweigt,
es wird mir jetzt beſſer, es wird mir ſo leicht,
faſt glaube ich nichts mehr zu tragen.
Mir lächelt die gute, die ſchöne,
die liebe Helene.

Ich fühle nichts weiter von Kummer und Schmerz,
ich habe verlohren die Laſt und das Herz,
es will ſie mir freundlich nun tragen
die gute, die ſchöne,
die liebe Helene!

„Und dieſe Helene biſt Du?"

„Die bin ich."

„Wo wohnſt Du?"

„Bei meinen Eltern, dort unter den Bäumen. Daneben wohnt mein Geliebter."

„Und er iſt hier, und zieht nicht zu ſeinen Brüdern, die für Heerd und Vaterland, unter des König Theodors Fahnen fechten?"

„Er kann ſeinen kranken Vater nicht verlaſſen.“

„Das iſt keine Entſchuldigung.“

„Nicht?“

„Nein!“

„Wer ſoll denn den Kranken warten und pflegen?“

„Du. — Aber ich merke, ihr ſeyd Freunde der Genueſer.“

„Ich bin keines Menſchen Feind.“

„Und Dein Liebhaber iſt kein Korſe.“

„Ei!“

„Wenigſtens kein wahrer Korſe, kein ächter Sohn ſeines Vaterlandes. — Aber ſein König wird ihn zu finden, zu beſtrafen wiſſen.“

„Nein! er wird ihn nicht finden, wenn er ſich nicht finden laſſen will.“

„Kann er ſich unſichtbar machen?“

„Das nicht, aber — er iſt oft bei einem gar weiſen, klugen Mann, der ihn gewiß beſchützen wird, weil er ihm treu und redlich dient.“

„Wer iſt dieſer Mann?“

„Wer er iſt, weiß ich nicht, aber das weiß ich, und habe es gehört, daß er ein Mann iſt, der ſo klug und weiſe iſt, wie es in der Welt nur ein Menſch ſeyn kann.“

„Wie nennt ihr ihn?“

„Er heißt der weiſe Aſtramonte.“

„Wo iſt er zu finden?“

„Wenn man zwiſchen jenen Fichten hingeht, kömmt man an eine Quelle; geht man derſelben nach, kömmt man in ein kleines Wäldchen. Mitten in demſelben liegt ein Hügel, und darauf ſteht ein Thurm. In dieſem Thurme wohnt er.“

„Lange ſchon?“

„Ehe ich noch gebohren wurde.“

„Haſt Du ihn geſehen?"

„Dreimal."

„Wie ſieht er aus?"

„Wie ein alter, ehrwürdiger, geiſtlicher Herr."

„Was treibt er?"

„Er lieſt in Büchern, ſchreibt, ſucht Kräuter, und ſieht nach den Sternen."

„Alſo, vermuthlich, ein Aſtrolog?"

„Das weiß ich nicht."

„Meine liebe, gute, ſchöne Helene! Darf ich Dir ein kleines Andenken ſchenken?"

„Wofür denn?"

„Für Deine Unterhaltung."

„Ach! Es iſt alles gern geſchehen."

„Erinnere Dich dieſer Unterredung, und betrachte mich genau."

„Wozu das?"

„Wer mag ich wohl ſeyn?"

„Das müßt Ihr am beſten wiſſen. Ich aber denke, Ihr ſeyd ein Jäger, oder ſo etwas.“

„Ich bin Dein König.“

Das Mädchen ſtand unbeweglich, und blickte ihn mit ſtarren Augen an. Endlich ſagte ſie:

„Es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich einen König ſehe. Ihr müßt mir mein Gaffen nicht übel nehmen! — So ſieht alſo ein König aus? — Hm! Hätte ich doch gedacht, ein König müſſe ganz anders ausſehen, als unſereiner. — Und Ihr ſeyd unſer König? Der neue, der, ich weiß nicht woher, gekommen ſeyn ſoll?“

„Ich bin Theodor, Dein, und der Korſen König.“

„Gebt her! Ich will Euch die Hand küſſen. — Gott ſegne Euch!“

Theodor drückte ihr die Hand, und in dieſelbe eine Börſe. — Schnell gieng er davon, und Helene ſah ihm ſprachlos nach.

Er gieng den bezeichneten Weg, zur Wohnung des weiſen Aſtramonte, die er auch ohne Schwierigkeiten fand. — Die Thür des Thurms war offen; er trat ein, und kam in ein gewölbtes Gemach.

An einem Tiſche, hinter Büchern und Aſtronomiſchen Inſtrumenten, ſaß ein alter, ehrwürdiger Greiß, mit kahlem Kopf und weißem Barte, gekleidet in ein langes, dunkelbraunes Gewand. Ohne ſich von ſeinem Sitze zu bewegen, warf er einen flüchtigen Blick auf den Eintretenden, zirkelte ungeſtört auf ſeinem Papier fort, und ſprach kein Wort. — Theodor ſah ihm einige Zeit ſchweigend zu, endlich aber grüßte er ihn mit lauter

Stimme. — Der Alte, ohne aufzublicken, ſagte ganz freundlich:

„Willkommen Theodor!“

„Kennſt Du mich?“

„Wie Du hörſt.“

„Woher?“

„Durch meine Wiſſenſchaft.“

„Du biſt Aſtramonte?“

„Der bin ich.“

„Ein Aſtrolog?“

„Ein Verehrer der Wiſſenſchaft der ewigen Sterne des Himmels.“

„Biſt Du Deiner Wiſſenſchaft gewiß und verſichert?“

„Ich bin es.“

„Dieſe Wiſſenſchaft —“

„Iſt die edelſte aller Wiſſenſchaften; ſie zieht den Menſchen aus der Finſterniß, und führt die Augen und das Gemüth in das höchſte, helle, klare Haus.“

„Dort ſitzt ihr Herrn im himmliſchen Rath, und wißt doch oft nicht, was auf Erden geſchieht."

„Warum nicht? — Von dort aus ſehen wir, reflektirend, alles. Solus Sapiens dominabitur Astris."

„Stultorum autem, infinitus est numerus."

„Weißt Du das auch?"

„Ptolemäus ſagt es."

„Das weiß ich. — Du haſt ihn alſo geleſen?"

„Wie Du hörſt."

„Auch verſtanden? — — Da liegt es!"

„Weißt Du, was der heil. Auguſtinus von Deiner Wiſſenſchaft ſagt?"

„Nun?"

„Sie ſey, potius Scientia curiositatis, quam doctrina pietatis."

„Der heil. Auguſtinus war kein Aſtronom.“

„Und Deine Wiſſenſchaft iſt untrüglich?“

„Merke Dir das: Astra regunt homines, sed regit astra Deus. Sterne walten über uns, aber Gott waltet über die Sterne. Hier iſt keine Necessitas fatalis, ſo Gott nicht will, und der Menſch es nicht danach treibt. Aber ſo ſind die Menſchen! Multa ut sciant, pauca ut sapiant. Gott ſey uns gnädig!“ —

„Du weißt, daß ich unter den Korſen bin?“

„Ich wußte, daß Du zu ihnen kommen würdeſt. Ich weiß aber auch, daß Du Korſika wieder verlaſſen wirſt.“

„Wie? — Ich Korſika wieder verlaſſen?“ —

„Bald.“

„Gewiß nicht!“

„Gewiß, wenn Du nicht ermordet, oder an die Genueſer ausgeliefert ſeyn willſt.“

„Was ſagſt Du?“

„Es ſchleichen Dir Banditen nach.“

„Das weiß ich.“

„So eben geht einer um meine Wohnung herum, der auf Dich lauert.“

„Aſtramonte!“

„Sieh hinaus.“

Theodor ſah durchs Fenſter, und erblickte einen verdächtigen Kerl, der, dicht in einen Mantel gehüllt, verlarvt, um den Thurm herum ſchlich. — Der Alte fragte:

„Siehſt Du ihn?“

„Ja. — Sollte er aber auch wirklich —“

„Dich morden wollen? Warum nicht? Dein Kopf koſtet ja 3000 Dukaten, und der Kerl thät's für ein Frühſtück. Er hat das

Rad verdient, und die Republik Genua hat ihn begnadiget, mit der Bedingung, Dich nieder zu ſtoßen."

„Entſetzlich!"

„Nicht doch!"

„Nicht? — Und das kannſt Du ſagen?"

„Du weißt ja, mit wem Du es zu thun haſt."

„Mit Meuchelmördern."

„Es gilt eine Krone. Zwar iſt ſie armſelig genug, aber es iſt dennoch — eine Krone." —

„Was iſt zu thun?"

„Dem Kerl zuvor zu kommen."

„Wie?"

„Wie? — Du haſt Gewehr."

„Ich bin kein Meuchelmörder."

„Ich auch nicht."

„Ein König mordet nicht, wie ein Bandit.“

„Jede edle Genueſerin nennt ſich gebohrene Königin, wegen dieſer kleinen Inſel *), die ihre Männer beherrſchen. Der Senat iſt König, jener Kerl iſt ſein Repräſentant. Will Dich alſo ein König morden, ſo kannſt auch Du das thun.“

„Ich thue es nicht.“

„So thut er es.“

„Unvermeidlich?“

„Ein Wunder, oder doch wenigſtens ein ſonderbarer Zufall, müßte Dich retten.“

„Das iſt gewiß?“

„Zwei mal Zwei, iſt Vier.“

„Er ſtirbt!“

---

*) Nach Feydel Moeurs et Cotumes des Corses, hat Korſika nur, im Ganzen, gegen 500 Quadratmeilen, wovon 160 Quadratmeilen blos Waldungen ſind.

Theodor riß das Fenſter auf. Der Kerl war verſchwunden. Gelaſſen ſagte der Alte:

„Hinten, iſt die Gelegenheit kahl.“

Theodor ſah ihn fragend an; er hob die Augen nicht auf, und zirkelte fort. — Eine Pauſe. — Endlich fragte Theodor:

„Was zeichneſt Du?“

„Es iſt ſchon vollendet, — antwortete der Alte. — Hier kommen noch die Namen hinein. Es ſind drei Horoſkope. Ich ſchreibe: Theodor —“

„Meinen Namen?“

„Euridane —“

„Wie?“

„Florigena —“

„Alter! Du biſt —“

„Ich weiß es, was und wer ich bin. — Hier ſind die Horoſkope; ich ſchenke ſie Dir *).

---

*) Sie ſtehen auf den Titelblättern dieſes Buchs.

Du kannſt ſie Dir erklären laſſen. Was ich ſelbſt berechne, erkläre ich nicht.“

Hier ſtand er auf, gab ihm die Täfelchen, nahm ihn bei der Hand, und ſagte:

„Theodor! verlaß dieſe Inſel, ſo bald wie möglich.“

Theodor ſah ihn feſt an, und ſagte:

„Du biſt ein Genueſer!“

„Du irrſt Dich. Ich bin ein gebohrner Korſe. Ich habe nichts dagegen, Dich als König dieſer Inſel zu ſehen, denn lange würde dies ohnehin nicht ſeyn können, meine Jahre ſind gezählt; ich weiß das. Es würde mir ſogar lieb ſeyn, mein Vaterland ruhig zu wiſſen, aber Dir iſt zu rathen, Korſika bald zu verlaſſen. Du weißt es ſelbſt, daß die Dolche der Genueſer Dich aufſuchen, und Du haſt auch Feinde unter den Korſen. Dein Geld iſt ausgegeben, Munition fängt an zu mangeln, Hülfe erſcheint nicht, Du ſtehſt allein, biſt kein Korſe. Was ſchützt Dich?"

„Der Himmel."

„Auch dieſer nicht. — Die Sterne ſind Dir entgegen. Du gehſt jetzt, — wirſt aber wieder kommen." —

„Sagen das die Sterne?"

„Das ſagen ſie."

„Und ich werde König bleiben?"

„Das ſteht bei Gott! — Jetzt bitte ich Dich, mich allein zu laſſen. Ich habe Geſchäfte. Am Himmel liegt mir mehr, als an der Erde. Dort iſt mein Sinn, hier unten iſt nur der Körper."

„Ich hoffe, Dich wieder zu ſehen."

Damit drückte er ihm die Hand, und verließ den Thurm des Alten.

Er eilte vorſichtig den Weg zurück, den er gekommen war, und traf auf Morone, der umherſtreifte, ihn aufzuſuchen. Eben wollte er ihn begrüßen, als der verdächtige Kerl, der vorher um den Thurm herumſchlich, aus dem Gebüſch hervor, auf ihn zuſtürzte. Er wich ihm aus, und griff nach dem Säbel. Es fiel ein Schuß, und der Bandit ſtürzte nieder.

„Den habe ich rechtſchaffen gefaßt! — ſagte Morone, gieng auf ihn zu, und fuhr fort: — Er iſt ſo getroffen, wie ich ſtets zu treffen wünſchte."

Theodor dankte ihm mit Geld und Worten, und Morone wünſchte ſich nur ſtets bei der Hand zu ſeyn, wenn ein ſolcher Genueſer ſich ſeinem Herrn nahete.

Dieſer gieng ſchweigend und ſinnend davon. Morone folgte ihm.

Sie kamen in's Lager. Der Abend brach herein. — Theodor lag nachdenkend in ſeinem Gezelt, als ihm gemeldet wurde, man habe einen Mann angehalten, der verdächtig, und einem Spion ſehr ähnlich ſähe. Man fragte: ob er ihn ſehen wolle? Als er es verlangte, wurde der Gefangene geſchloſſen herbei geführt. Er trat in's Gezelt.

„Laß mir die Feſſeln abnehmen!“ — ſagte der Gefangene.

Theodor blickte auf, und vor ihm ſtand der alte geſprächluſtige Sirius, in ſeiner ſonderbaren Tracht, wie er zuletzt in Tunis zu ſehen geweſen war.

Sogleich wurden ihm, auf Theodors Befehl, die Feſſeln abgenommen, und beide wurden, wie er es verlangte, bei einer Flaſche Sirakuſer, allein gelaſſen.

„Sirius! Alter Freund!“

„Ja wohl alt, und Freund! und das in Wahrheit.“

„Was trieb Dich zu den Korſen?“

„Wie Du fragen kannſt! — Was ſonſt, als das Verlangen, ihren König zu ſehen?“

„Ach!“

„Wo fehlt's?“

„Allenthalben.“

„Das habe ich mir vorgeſtellt! — Das Geld iſt ausgegeben, und der Rauſch iſt vorüber. Der Dey ſollte nachſchicken. Es ſollten Soldaten kommen.“

„Die Genueſer verfolgen mich durch Meuchelmörder. Die Korſen behandeln mich gleichgültig. Ich ſchaue nach Unterſtützung umher; es kömmt keine. An alle Monarchen habe ich geſchrieben. Kaum erhalte ich Antwort. Spanien und England nehmen ſich meiner nicht an. Was ſoll ich thun?“

„Haſt Du noch nichts beſchloſſen?“

„Was kann ich beſchließen? — Der Zufall muß alle meine Schritte leiten.“

„Das iſt ſchlimm!“

„Die Genueſer haben friſche Truppen geſendet, und 3000 Dukaten ſtehen auf meinem Kopfe. Ich fürchte, dieſe Summe möchte ſelbſt unter den Kerſen mehr als Einer verdienen.“

„Das würde ich, an Deiner Stelle, ſelbſt fürchten. — Du biſt mit armen Teufeln umgeben, biſt ein Fremder und — ohne Unterſtützung.“

„Meine Verlegenheit wächſt mit jedem Tage.“

„Sehr ſchlimm.“

Hier entſtand eine Pauſe; Sirius ſah

nachdenkend in's Weinglas. — Endlich fragte Theodor raſch:

„Warſt Du in Rom?“

„Ja.“

„Und Du ſagſt mir nichts davon?“

„Es iſt mir eben nicht zum beſten dort gegangen.“

„Was ſagſt Du?“

„Ich ſuchte den Weg zum Klarenkloſter, und der Kardinal Sanvitale ließ mir einige Notabene geben, die mir gar nicht behagten.“

„Du haſt alſo Euridanen nicht geſprechen?“

„Nein.“

„Und meine Briefe?“ —

„Sind abgegeben.“

„Flora?“

„Iſt wieder bei Euridanen.“

„Und Antworten für mich haſt Du nicht bekommen?“

„Ich

„Ich machte, daß ich fort kam. — In meinem Leben bin ich nur einigemal ſo ſchnell gewandert, als diesmal von Rom nach Livorno. Einmal, als ich unter der Regierung des Kaiſers Nero —“

Es trat ein Adjutant von Coſta ein. Er war im Lager angekommen, und ſendete einen Brief. — Theodor las den Brief, und als der Adjutant abgetreten war, gab er denſelben dem Alten zu leſen. Dieſer ſchüttelte den Kopf.

„Es bricht, Theodor! Es bricht das Eis, auf dem Du ſtehſt.“

„Coſta glaubt mich und ſich nicht ſicher.“

„Das leſe ich.“

„Was iſt zu thun?“

„Korſika mußt Du verlaſſen.“

„Das fällt mir ſchwer!“

„Du kannſt ja wieder kommen.“

„Das werde ich!“

„Wenn Du neue Hülfe auftreiben kannſt.“

„Aber wo?“

„Vielleicht wieder in Tunis.“

„Ach!“

„Nicht?“

„Ich verließ Tunis, als eben eine fürchterliche Empörung gegen den Dey ausbrach. Iſt er ein Opfer derſelben geworden, was habe ich zu hoffen? Hat er geſiegt, ſo —“

„Das iſt wohl zu erfahren. — Lebt er noch, ſo machen wir ihn wieder krank, um ihn noch einmal zu kuriren. Er hat Piaſter, und —“

„Ich darf es nicht wagen, nach Tunis zu gehen.“

„Haſt Du etwas dort angerichtet? —

— Gewiß ein Liebesgeſchichtchen? — Nicht wahr?“

„Leider!“

„Da haben wir's! — Im Serail?“

„Sithina, die Tochter des Dey — Ach! frage nicht weiter.“

„Das iſt Dein Unglück!“

„Ich weiß es wohl!“

„Ich auch. — Du kannſt Dich nicht moderiren. Es geht Dir, wie —“

„Ich bitte Dich, rathe mir!“

„Willſt Du meinen Rath?“

„Ich fordre ihn.“

„So rathe ich Dir, als Dein getreuſter Rath, Korſika zu verlaſſen.“

Coſta trat ein, und Sirius verließ das Gezelt. — Die Unterredung dauerte bis ſpät in die Nacht, und gegen Morgen ließ

Theodor die Hauptleute ſeines Korps zuſammen rufen.

„Graf Coſta, — redete er die Verſammlung an, — ein Korſe voll Patriotismus, ſo gut, als irgend einer, der die Waffen für Freiheit und Vaterland ergriffen hat, weiß um meine Plane, und kennt die Ausſichten, die ich habe, zu Korſika's Wohl. Mißtrauen iſt unter Euch gegen mich und meine Abſichten erweckt worden; ſchämt Euch deſſen! Die alles enthüllende Zeit wird mich in Euern, wird mich in den Augen eines jeden Korſen rechtfertigen, der ſein Vaterland liebt. Ihr hofft auf Hülfe, die ich Euch verſprochen habe; ich hoffe, wie Ihr. Ihr wißt, daß man uns alles über ein treuloſes Element zuführen muß. Iſt den Schiffen ein Unglück begegnet, ſo müſſen wir daſſelbe geduldig tra gen. Wer kann des Himmels Verhängniſſe rückgängig machen? Indeſſen dieſes, das Schlimmſte, laßt uns nicht fürchten. Eine Verzögerung darf uns nicht muthloß machen. Und was wär denn wohl das Aeußerſte, was wir zu fürchten hätten? — Der Tod. — Wer dieſem nicht in's Auge ſehen kann, der iſt nicht werth, ein freier Mann zu heißen, der iſt der Geiſelhiebe der Genueſer zwiefach werth.“

Ein dumpfes Gemurmel entſtand, und endlich riefen mehrere Stimmen:

„Es lebe unſer König Theodor!“

Coſta nahm jetzt das Wort, er ſprang auf eine Trommel, zog den Säbel, und ſchrie:

„Es leben die Korſen!“

Alle wiederholten dieſes Jubelgeſchrei. Er aber fuhr fort:

„Sie haben weder Neigung, noch Herz, noch Gründe, die ſie bewegen könnten, ſich zu unterwerfen, und es wird den Genueſern ſelbſt leichter ſeyn, ſie zu vernichten, als ſie ſich unterwürfig zu machen *).“

Theodor nahm das Wort, und rief frohlockend:

„Die Freiheit der Korſen!“

Dieſes wurde von allen wiederholt. Ein rauſchender Marſch fiel ein, und trennte die Verſammlung.

Sirius ſuchte Theodorn im Gezelt auf.

---

*) „Essi non sitrovano ne inclinatione, ne cuore, ne ragione nello spirito da determinargli a sometersi, e sarebbe piu facile ai Genovesi d'annichinarli, che ridurli alla summissione.“

„Wie iſt's, Herr König? Was wird geſchehen?"

„Ich folge Deinem Rathe."

„Bravo! — Und nun etwas zur Herzſtärkung auf den Weg."

„Was iſt das?"

„Ein Brief, wie Du ſiehſt. — Vorher einige Worte. — Ich ſehe Dich jetzt entſchloſſen, das iſt mir lieb! — Meine geſtrigen Nachrichten waren nicht officiell; die heutigen ſind es."

„Deutlicher!"

„Ja doch! — Euridane läßt Dich grüßen, Dieſer Brief iſt von ihr. Jetzt wird ſie in Holland ſeyn."

„In Holland?"

„Lies den Brief. — Sie hat aufgepackt, derb aufgepackt, ſage ich Dir, und iſt nach Holland gegangen."

Theodor las den Brief. Der Alte fuhr fort:

„In Holland erwartet ſie Dich. Vermuthlich will ſie als Königin von Dir nach Korſika geführt werden. Sie wird jetzt ſchon mancherlei einkaufen, Edelſteine umſetzen, Kontrakte ſchließen, und dergleichen. Mit den ſpekulativen Juden läßt ſich dort etwas machen. Sie wagen und unternehmen. — Du gehſt, wie die Sonne, für Korſika ein wenig unter, kömmſt aber wieder in erneuerter Pracht. Das giebt ein glänzendes Schauſpiel!"

„Ja, Sirius! ich gehe nach Holland."

„Ein Schiff liegt im Hafen bei Aleria. — Wenn ſoll's fortgehen."

„Sobald wie möglich."

Vor dem Gezelt entſtand ein Lärm. Man brachte einen Kerl, der einen Offizier mit drei Dolchſtößen verwundet hatte.

„Was haſt Du gethan?" — fragte ihn Theodor.

Ohne aus der Faſſung zu kommen, antwortete der Kerl:

„Ich habe den rechten verfehlt, wie ich merke. — Es hat aber nichts zu ſagen. Unſerer ſind noch ſechszehn auf der Inſel. Einer davon trifft gewiß den rechten noch."

„Und dieſer iſt?"

„Der arme Mispelkönig *) Theodor."

Der Kerl wurde ſogleich an den nächſten Baum gehängt.

Sirius ſchüttelte den Kopf.

„Es wird immer ärger! Die Korſen ſelbſt ſehen, vor dem ihrigen, kein anderes

---

*) So nannten ihn wirklich damals ſeine Feinde. Selbſt der Geſchichtſchreiber Jaussin wirft ihm (Mem. T. I. p. 275.) ein Roi de nèfles an den Kopf.

Licht, und wiſſen nicht, was ſie thun *). Friſcher Zuſchuß, und ſie ſind wieder Dein, ſo wie ſie es wurden, als ſie Dich mit gefüllten Kiſten ankommen ſahen."

„Ich ſehe alles ein."

„Handle."

„Ich will, ich werde!"

Ein junger Korſe und ein Mädchen verlangten den König zu ſprechen. Sie wurden vorgelaſſen.

Helene war es, die ins Gezelt trat, und ihren Agoſtino führte ſie an der Hand.

„Hier, Herr König! — ſagte ſie; — bringe ich Euch meinen Agoſtino. Er iſt mir das liebſte, was ich auf der Welt habe. Ihr habt mich aber ſo großmüthig beſchenkt, daß

---

*) Non si accorgono che un lume contrasta
Con l'altero, e non veggano cio che fanno.

ich nicht undankbar bleiben kann. Agoſtino! — ſagte ich, — der König braucht Soldaten, geh, und bringe Du ihm meinen Dank, und halte dich brav unter ſeinen Fahnen.“ — Da iſt er nun.“

„Gutes Mädchen! — ſagte Theodor gerührt; — Du giebſt mir weit mehr, als ich Dir jemals wieder geben könnte. Dein Dank iſt größer, als mein Geſchenk. Behalte, was Dein iſt. Gieb Deinem Agoſtino die Hand, und gieb Deinem Vaterlande wackere Söhne!“

Das Mädchen und ihr Geliebter fielen vor ihm nieder, und küßten ihm die Hände.

Sirius, der nie eine Gelegenheit vorbeilaſſen konnte, ſeine Sentiments, Lebensregeln, und Sprichwörter — von denen er behauptete, ſie wären die ſicherſte Leuchte des menſchlichen Lebens, obgleich die Menſchen ſie ſehr irrig, nicht hoch genug achteten *), — anzubringen, ſagte:

„Danken, iſt eine wohlfeile Sache, und ſie gefällt Gott und Menſchen wohl. Gratia gratiam parit. Schenkt St. Martin eine Gans, ſo danke ihm, und er ſchenkt Dir über's Jahr wieder eine.“

„Wir werden unſern guten König, wie uns ſelbſt, lieben!“ — ſagte Helene.

„Gott ſegne Euch! Er mache Euch froh und glücklich!“ — erwiederte Theodor, hob ſie auf, und entließ ſie.

Hierauf wurde der alte Aſtramonte eingeführt.

---

*) „Il maggior fallo d'unhuomo, è il non credere a proverbii che sono il lume più certo nella vita civile.“ — Grimani. — Die Italiäner ſagen auch gewöhnlich: „Ogni Proverbio é provato e vero.“

„Ich komme, — ſagte er, — Dir glückliche Reiſe zu wünſchen. Die Geſtirne weiſſagen Dir eine glückliche Abfahrt und Wiederkehr.“

„Der Himmel, — ſagte Theodor, indem er ihm die Hand drückte, — mache Deine Profezeihung wahr!“

„Die Konſtellation iſt Dir günſtig, die Planeten ſind für Dich;“ — fuhr Aſtramonte fort.

Lächelnd fiel Sirius ein:

„Quae supra nos, nihil ad nos.“

Aſtramonte ſah ihn an, und ſagte:

„Dieſen Sokratiſchen Ausſpruch kenne ich auch. Hieher gehört er nicht.“

„Und doch! — begann Sirius. — Wir nehmen nicht die Planeten, ſondern den Allgewaltigen über uns, zum Profeten.

> Permittes ipsis Numinibus, quid conveniat nobis.
> Carius est illis homo quam sibi.

Indeſſen iſt Deine gute Abſicht nicht zu verkennen, und ſie verdient Dank. Du thuſt, was Du thun kannſt."

„Wahr geſprochen, alter Wanderer! — ſagte Aſtramonte. — Wer mehr thun will, als er thun kann, thut nichts."

„Kennſt Du den Alten?" — fragte Theodor.

„Ich kenne ihn."

„Wer iſt er?"

„Baſta! — ſchrie Sirius. — Ein Aſtrolog darf kein Schwätzer ſeyn."

„Du wirſt ihn ſchon kennen lernen; — ſagte Aſtramonte. — Lebe wohl! reiſe glücklich! Günſtige Winde ſchwellen die Segel zur Abfahrt, und werden ſie auch zur glücklichen Rückkehr ſchwellen."

„Das gebe Gott!" — ſeufzte Theodor.

In Begleitung des alten Sirius und des getreuen Morone gieng Theodor nach Aleria. Dort beſprach er ſich mit Zondodari und Giafferi, und bei einbrechender Nacht begab er ſich in Geſellſchaft des wackern Coſta, und ſeiner Freunde Sirius und Morone, auf eine Engliſche Fregatte, die ihn nach Livorno führte.

Eine Deklaration an die Korſen blieb zurück, und wurde den folgenden Tag, von Ornano und Giafferi, publicirt.

Die Nachricht von ſeiner Abreiſe aus Korſika kam kaum nach Genua, als man dort darüber in Proſa und Ligata frohlockte und perſiflirte. Damals erſchien ein ſogenannter:

Paſſeport des davon ſchleichenden Mispelkönigs

in ſechſerlei Sprachen, deren Kenntniß ſich, wie man ſagte, Theodor rühme.

Er iſt ein ſatiriſches Aktenſtück der Begebenheiten jener Zeit, und deshalb ſoll er hier ſtehen, wie ich ihn gefunden habe, nach dem Original getreu kopirt:

I.

Soy un de los Grandes de la Castilla
Come Don Quixote Sin la Spadilla.

II.

Amongst a great many Lord of England was I,
As now, I am King the fame will signify.

III.

Ie suis un pauvre Etranger
Vn Pair de France sans y penser.

IV.

Il nuovo Re deve partire
Ma troppo presto con gran languire.

V.

Aquilonium Principem me natum dixi,
Sed in Germania ut Locum tenens vixi.

VI.

Ein Ritter, wie ihr ſeht, von
Adel, aus Weſtfalen,
Will jetzt ſein Königreich mit
Ferſengeld bezahlen.

Hiernach, um die Sammlung dieſer Art zu erweitern, ein Liedchen, das man damals in Genua ſang.

Es kömmt ein neuer Gaſt in's Land,
die Korſen zu regieren.
Gebt ihm das Szepter in die Hand,
euch zu proſtituiren.
„Mach Baſtia die Thore auf!“ —
„Nur Baſta Herr! wir warten drauf,
ihn wohl zu ſalutiren!“

Er gründet einen Neuen Hof
doch nur auf dürrem Sande.
„Ich, Herr Baron von Neuen Hof,
grüß' euch in dieſem Lande!“
Die Genueſer grüßen dich,
doch wirſt du Freund! wohl ſicherlich
des Grußes ſchwer dich freuen.

„Ich komme im April zu euch,
euch in April zu ſchicken;
die Genueſer müſſen gleich,
vor meinem Schwerd ſich bücken!“ —
Ach Freund! was im April geſchieht,
das ändert ſich, es kömmt und flieht,
wie bös und gutes Wetter.

Doch halt! wohin, mein Herr Baron!
ſind Sie ſo ſchnell geflogen?
Was gab man Ihnen denn zum Lohn,
daß man Sie ausgezogen?
Piaſter rollen hin und her,
die vollen Kiſten ſind jetzt leer.
Wer wird wohl wieder münzen?

Der Korſen Mohren Wappenkopf
iſt werth, danach zu rennen;
doch ach! geſchoren, ohne Zopf,
will niemand ihn erkennen!

Hier ſteht das Kreutz von Genua;
Es waren ja drei Ringe da,
wo ſind ſie hingekommen?

Wohin? wohin? mein Herr Baron!
Was wollen Sie beginnen?
Sie ſind nur allzuſchnell entflohn,
und eilen raſch von hinnen.
Ach! thränend ſeufzet Korſika:
es war ein neuer König da,
er hat uns ſchnell verlaſſen!

Wer ſagt uns wo der König wohnt
von allen vier Kouleuren?
Er hat im Stechen ſich geſchont,
das Aß bringt ihn zu Ehren.
Treff Aß iſt Trumpf! Nun, Herr Baron!
Man ſpielt ja hier um einen Thron;
Sie wollen nichts riskiren.

„Ich habe all mein Geld verſpielt
jetzt ſuch ich's hintern Ohren;
ich habe nun mein Werk erzielt
und jeden Stamm verlohren.
Ach Korſika! Du theures Kind!
leb wohl! mich führt ein leichter Wind
davon, in fremde Zonen!“

Ach! armer Held! ſo federleicht
aus dieſem Land zu laufen!
Wir müſſen, eh die Zeit verſtreicht,
etwas Gewicht Dir kaufen.
Hier iſt das Bergwerk Nebbio,
nimm's hin, und ſuche irgendwo
Geduld in finſtern Schachten!

In Livorno ſtiegen die Schiffenden bei Meſtieri ab, der alles Mögliche that, ſeinen hohen Gaſt aufs beſte zu bewirthen. Es wurde hoher Rath gehalten, und Morene wurde nach Rom geſchickt, zu hören, was dort vorgieng.

Theodor fand indeſſen Mittel, Geld aufzunehmen. Dafür kaufte er Geſchütz und Munition ein, und ſchickte das alles den Korſen, nebſt Briefen, zu, die beides mit großem Entzücken empfiengen. Er ernannte neue

Ritter ſeines Ordens *), und berritete ſich auf ſeine Fahrt nach Holland.

---

*) Die Anzahl der Ritter dieſes Ordens wuchs nach und nach auf 400 an. (Iaussin Mem. T. I. p. 299) Außer denen, die denſelben in Korſika, Schweden, und Deutſchland trugen, waren auch noch unter den Rittern, 30 Franzoſen, 17 Spanier, 42 Italiener, 9 Polen, 24 Engländer, 11 Holländer, und 7 Griechen. — Seit ich oben von dieſem Orden der Erlöſung geſprochen habe, habe ich die ganz genaue Beſchreibung des Ordenszeichens gefunden, und theile dieſelbe nun, ihrer Sonderbarkeit wegen, hier mit. Der Stern des Ordens ruht auf einem grünen Felde, mit ſilbernem Rande. Die 7 Ecken des Sterns, nebſt dem Ring, an welchem das Kreutz hängt, golden; die 7 Ecken von dem Stern mit dem Königlichen Wappen, weiß im ſchwarzen Felde, mit goldenem Rande. Im Umfang des Sterns wird die Gerechtigkeit fleiſchfarben, durch eine ſchöne Frau, dargeſtellt; ihre Schaam bedeckt ein Feigenblatt. Das

Sirius war geſchäftig, und ſprach, wie gewöhnlich, ſehr viel. — Eines Abends fragte Theodor:

„Werde ich denn bald erfahren, wer Du aber eigentlich biſt?"

„Das hat noch Zeit."

Schwerd in ihrer Rechten iſt von Stahl, die Wage in der Linken von Silber. In der einen Wageſchaale liegt Blut, in der andern Blei. Ueber der linken Hand, ſchwebt eine ſilberne Kugel mit einem blauen Roßkamm. Unter ihrem Fuße, ſchwebt ein goldener Triangel mit einem emaillirten T; über denſelben die goldene Weltkugel mit dem Kreutz. — — Ein Pendant zu dieſem Orden, liefert der Orden des Wortes im Fleiſch. S. hiſtoriſche Blätter. Weimar 1800. 1. Samml. S. 19. — Mit den Abentheuern des Stifters dieſes Ordens, dem Marquis Linange, und ſeines Freundes Langelerie, ſoll, ſo der Himmel will! die Leſewelt auch noch unterhalten werden.

„Und von Deinem Siebenzehnhundertjährigen Alter gehſt Du nicht ab?"

„Ich kann nicht."

„Ich muß Dir ſagen —"

„Ich will davon nichts hören. Halte mich, wofür Du willſt. Für Deinen Freund mußt Du mich doch erkennen. Mit der Zeit wirſt Du alles erfahren. Ich habe mich, ſeit ich lebe, kaum 100 Menſchen entdeckt. Dir werde ich mich auch entdecken. Mit Anfang des Neunzehnten Jahrhunderts ſoll die ganze Welt wiſſen, wer ich bin."

Morone, der aus Rom kam, unterbrach das Geſpräch.

„Welche Nachrichten bringſt Du uns?" — fragte Theodor voll Erwartung.

Gelaſſen begann Morone:

„Was ich weiß und erfahren habe, will ich ſagen. — Fräulein Euridane iſt aus Rom verſchwunden. Man giebt ſich Mühe.

ihren Aufenthalt auszukundſchaften. Der Kardinal Sanvitale iſt gefährlich krank. Von Florigenen konnte ich nichts erfahren. Mein König ſcheint nicht zum Beſten in Rom angeſchrieben zu ſeyn. — Das iſt alles, was ich zu ſagen weiß.“

Theodor wurde nachdenkend. — Sirius ſah nach ſeinem UhrEi, ſchüttelte den Kopf, und ſagte endlich:

„In ſechs Stunden muß ich Livorno, und Dich verlaſſen.“

„Mich auch?“ — fragte Theodor.

„Es kann nicht anders ſeyn.“

„Wie iſt das zu verſtehen?“

„Durch ein Muß.“

„Welche Macht treibt Dich von mir?“

„Die Macht des Himmels.“

„Sirius?“

„Wenn Du mich kennen lernſt, wird Dir alles deutlicher werden.“

„Du ſpannſt meine Neugier auf's höchſte!“

„Das ſollte nicht ſeyn.“

„Wie iſt es anders möglich? Du läßt mich ſo ſonderbar im Dunkeln.“

„Wer am Tage nicht gehen kann, der gehe bei Nacht *), ſagte der alte Gonzaga.“

„Ohnehin iſt dieſer Gang jetzt der meinige.“

„Er wird's nicht immer ſeyn. Die Genueſer treiben Dich jetzt fort; ſitzen ſie aber deshalb wohl feſter im Sattel, weil ſie Dich herausgeworfen haben **)? Wer hoch auswirft, dem fällt's auf den Kopf ***); ſagte der alte Andreas Doria, als Kaiſer

---

*) „Chi non può andar di dì, vada la notte.“

**) „Chi altro tribola, se stesso non posa.“

***) „Chi sputa in aria, gli cade in testa.“

Karl V. die Expedition nach Algier unternahm. Man ſah auch, wie es gieng. — Du haſt freilich einen kühnen, und zugleich einen großen Schritt gethan; dabei kannſt Du nicht auf gewöhnliche, alltägliche Ereigniſſe rechnen. — Biſt Du der erſte König, der aus dem Lande gieng, um — wieder hinein zu gehen? — Me regem esse oportuit! war Dein Wahlſpruch, und der muß durchgeſetzt werden. Iſt es immer des Schiffers Schuld, wenn das Segel reißt, wenn der Maſtbaum bricht? Er reparirt, und fährt weiter. — Mit Glück und Kopf läßt in der Welt ſich alles durchſetzen."

„Ein Fürſt ohne Land, iſt ein Faß ohne Wein."

„Wenn nur das Faß noch da iſt, Wein iſt wieder zu bekommen. Du holſt den Deinigen diesmal aus Holland."

„Er wird ſauer ſeyn."

„Nicht doch! Er reiſt an zwei ſchönen Sonnen. — Theodor! mißmuthig darfſt Du nicht werden. Die Hoffnung muß Dich aufrecht halten im kühnen, ſchnellen Gang nach dem, was Du ſuchſt. Leo X. hatte das Symbolum: Hoffnung leidet nie Noth, als er noch Kardinal war. Es gieng ihm nicht zum Beſten. Er mußte einſt ſogar ſein Silberzeug loßſchlagen. Nachher wurde er Papſt, und ſein Wahlſpruch blieb in Ehren. — Ich verlaſſe Dich jetzt —“

„Wo gehſt Du hin?“

„Laß Du mich nur gehen, wohin ich gehen muß, und ſegle Du getroſt nach Holland.“

„Werden wir uns bald wieder ſehen?“

„Das hoffe ich.“

„Gewißheit haſt Du nicht?“

„So ziemlich.“

„Du biſt ein Wanderer ohne Ruh und Raſt.“

„Ich bin allenthalben im Hafen, und ſage, wo ich auch bin: In portum veni, spes et fortuna valete! Nil mihi vobiscum. Ludite nunc alios. — Allenthalben bin ich zu Hauſe, bin ein Mann omnium horarum, weiß mich in alle Sättel zu ſchicken, und ſtehe allenthalben an meinem Platze. Du lächelſt? — Es iſt erlaubt, von ſich ſelbſt zu ſprechen, das haben die weiſeſten Männer gethan. Selbſt der berühmte Konſul Cicero ſagte: Scribam ipse de me, multorum tamen exemplo, et clarorum virorum. — Nun! lebe wohl, Freund! Schwelle ein günſtiger Wind Dir die Segel! Er führe Dich in den Arm der Liebe, und glücklich in Dein geliebtes Korſika zurück! — — Der Alte gieng.

Den folgenden Tag beſtiegen Theodor, Coſta und Morone eine Engliſche Fregatte, und ſegelten von Livorno ab.

Fünftes Buch.

Geleitet über grüne Auen,
ſetzt Liebe ihren Wanderſtab
nur muthig fort, voll Selbſtvertrauen,
und findet oft — ein frühes Grab.

Nach einer kurzen und glücklichen Fahrt kamen ſie in Amſterdam an, und fanden eine Wohnung auf dem Nieſel, unweit der ſogenannten alten Kirche.

Morone mußte umherſtreifen, und ſelbſt Coſta und Theodor giengen auf Entdeckungen aus. Letzterer aber ſehr unvorſichtig. Er wurde von einem alten Gläubiger erkannt. Dieſer machte Lärm; andere, bei denen Theodor von ehemals her auch noch in Reſt war, kamen dazu, und ehe ſich's der Unglückliche verſah, wurde er vor Gericht gezogen, und da er die Kläger nicht befriedigen konnte, in's Gefängniß geſetzt.

Der Agent der Republik Genua bat um ſeine Auslieferung, und wollte ſeine Schulden bezahlen, um ſeinen Souverains das Vergnügen zu verſchaffen, ihren Hauptfeind in Ketten bei ſich zu ſehen. Dieſes chriſtfreundliche Geſuch wurde ihm aber noch freundlicher abgeſchlagen.

Coſta war außer ſich. Er machte zu Gelde, was zu Gelde zu machen war; Er ſuchte Hülfe bei dem Spaniſchen Geſandten im Haag, erhielt aber nur eine Beiſteuer. — Mit dem, was er zuſammen gebracht hatte, waren Theodors Schulden nicht zu bezahlen, und die Gläubiger wollten ſich in keinen Vergleich einlaſſen.

Theodor, von tauſendfachen Leiden durchfoltert, ſaß im Kerker, und gab ſein gewagtes

Spiel

Spiel jetzt ſelbſt verlohren, als ganz unerwartet Hülfe kam.

Eines Abends, als er nachdenkend bei ſeiner kleinen Lampe ſaß und abwechſelnd im Seneka ſtudirte, wurde die Thür ſeines Kerkers zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit geöffnet. Eine in einen Mantel gehüllte Perſon trat in den Kerker, warf die Hülle von ſich, flog auf ihn zu, ſchrie: „Du biſt frei!“ und — Euridane lag in ſeinen Armen.

Wer ſchildert ſeine Ueberraſchung, ſein Erſtaunen, ſein Entzücken?

„Nicht hier; — ſagte Euridane; — nicht länger hier, zwiſchen finſtern, feuchten Kerkermauern, ſoll der König der Korſen, ſoll Euridanens Geliebter ſeine Stunden vertrauern! Die Liebe führt ihn im Triumf davon. — Hier iſt der Befehl. Du biſt frei!“

Sie nahm ihn bei der Hand, und ſchweigend, überraſcht, folgte er ihr aus dem Gefängniß zu einem Wagen, der beide ſchnell in Euridanens Wohnung brachte.

Hier waren Coſta und Morope, empfiengen ihn frohlockend, und auch Flora drückte ihm die Hand. — Noch ſtand er als ein Träumender zwiſchen frohen Bekannten, als Euridane ihn zu einer reich beſetzten Tafel in ein Seitenzimmer führte. Man überließ ſich hier der Freude, und nach und nach kam Theodor wieder zu ſich ſelbſt.

Nach der Tafel blieb er mit Euridanen allein, und es kam zu wechſelſeitigen Erklärungen und Erörterungen.

Theodor hatte ſeiner Freundin von ſeinen Abentheuern ſo viel erzählt, als ſie davon wiſſen ſollte; denn man denkt ſich leicht, daß

Flora und Sithina nicht in der Erzählung mit auftreten konnten. Euridane nahm nun das Wort:

„Und Du biſt König der Korſen?“

„Ach! — In Holland wandert der Retter der Korſen umher, und ſaß im Schuldthurm.“

„Wo er nicht mehr ſitzt. — Die Liebe ſprengt Schlöſſer und Riegel. Sie iſt der Talisman, dem alle Pforten ſich öffnen. O Theodor!

Die Liebe lacht
ſelbſt in des Kerkers finſtrer Nacht.

— Hier ſiehſt Du nun das Mädchen Deiner Liebe, entflohen ihrem Vaterlande, ihrer Familie, nur Dich ſuchend und begehrend. Kannſt Du berechnen die Größe und die Folgen des Schrittes, den ich gethan habe? Mein Schickſal iſt nun unveränderlich, auf ewig, an das Deinige gebunden. Entreißt man mich Dir, ſo ſiehſt Du mich nie wieder. Eingeſchloſſen auf ewig werde ich vertrauern den Lenz meines Lebens, und die Hoffnungen meiner Liebe mit in's Grab nehmen. — Ich habe die Wachſamkeit der Meinigen hintergangen; das Klarenkloſter liegt hinter mir. Vor mir ſehe ich Korſika, und wo mein Lieber weilt, da bleibe ich. — Was ich bei mir habe, wird Dich in den Stand ſetzen, mit Ehren wieder in Deinem Königreiche zu erſcheinen, und willſt Du Deinen Thron mit einem Herzen theilen, das über alles Dich liebt, ſo wirſt Du mich glücklich machen. Meinen Schritt werden die Meinigen mir verzeihen, die Königin wird Verzebung erhalten, und eine mächtige Hand wird über uns ſich ſtrecken, mich und Dich auf dem erhabenen Platze zu erhalten, auf welchem wir mit Ehren ſtehen."

„O gütiger Himmel! erfülle dieſe ſchönen Träume!"

„Es wird geſchehen. — Hier ſind die Schlüſſeln zu meinen Schatullen. Ueberzeuge Dich ſelbſt, daß Du den Korſen wohl ausgeſtattet wieder entgegen gehen kannſt."

„Ja! Korſika iſt wieder mein! Mein iſt die Krone des unglücklichen Landes! — Die Korſen gaben mir ſie ſelbſt. Zu Campo Loro empfieng ich ſie von geweihten Händen, und ihren Beſitz will ich vertheidigen mit meinem lezten Blutstropfen."

„So ſpricht ein König. — Ich küſſe und grüſſe Dich, mein königlicher Herr, mit Kuß und Gruß der unerſchütterlichſten Treue!"

„Euridane!"

„Die Schranken ſtehen offen, von Glück und Liebe Dir geöffnet. Du bleibſt, wenn Du nur willſt, als Sieger auf der Bahn. —

Sieh! dies iſt der Becher, aus welchem wir einſt den Rauſch ewiger Liebe uns zugetrunken haben. Aus dieſem, mir ewig heiligen Gefäß, trinke ich jetzt, auf ewiges Wohlſeyn, auf das Glück meines, und des Königs der Korſen!"

Sie trank, und warf ſich dann in Theodors Arme, mit einem Feuer, das — Sie vergeben, meine ſchönen Leſerinnen! — ſo heftig, unaufhaltſam, nur eine Römerin durchglühen kann.

Dem Umarmten ſchwebte längſt ſchon eine Frage auf den Lippen; — wir können ſie errathen; — er wagte es aber nicht, ſie zu thun. Jetzt ſuchte er ſo nach und nach ſich etwas abfragen zu laſſen, das er nicht ſelbſt abfragen wollte."

„Wie lebt der Kardinal Sanvitale?"

„Er war krank, als ich Rom verließ."

„Und Se. Heiligkeit?“

„Sind wohl und munter.“

„Deine Tante?“

„Der wird meine Flucht viel Gram und Sorge machen!“

„Und —“

„Ich errathe, was Du mir noch abzufragen wünſcheſt.“

„Und was?“

„Ach Theodor! Du willſt nach Florigenen fragen. — Nicht?“

„Ja! nach ihr, und nach meinem —“

„Was Liebe gebahr, bedeckt die Erde.“

„Euridane! — Tod? Florigena tod?“

„Sie ſtarb in meinen Armen, an den Folgen einer zu frühen Niederkunft.“

„Sie ſtarb?“

„Dich liebend. — Ihr letztes Wort war Dein Name, als ſie ſich der heil. Jungfrau empfohlen hatte. — Ihr Grab —

beſtreute ich mit Roſen, und meine Thränen haben den Hügel befeuchtet — der ein zärtlich liebendes Herz bedeckt."

Theodor bedeckte mit den Händen sein Geſicht. Sanſt zog Euridane ihm die Hände ab, und küßte Thränen auf, die ſeinen Augen entfielen. — Dann ſtieg ſie auf, ließ ihn allein, gieng in ein anderes Zimmer, und unterhielt ſich mit Coſta über Theodors und der Korſen Bedürfniſſe.

Den folgenden Morgen war Theodors Zimmer mit Mäklern und Juden angefüllt. Coſta und Morone waren thätig und geſchäftig, und indeß Theodor und Euridane ſich ihren Gefühlen überließen, langentbehrten Freuden neuen Umlauf zu geben, handelten und wechſelten jene, was ſich erhandeln und einwechſeln ließ, um die Majeſtät glänzend wieder nach Korſika zu führen.

Ganz Amſterdam ſprach jetzt von dem König der Korſen, von ſeiner Expedition, und von dem ſchönen Pagen, den er bei ſich hatte. Dieſe Pagen waren Euridane und Flora, mit Vorſicht in männliche Kleider gehüllt. — Die Zeitungsſchreiber behaupteten, muthmaßten, ließen rathen, fürchten und hoffen. Man ſtritt pro und contra, und die Parthei des Agenten der Genueſer ſtreute Epigrammen aus *).

---

*) Eins derſelben habe ich aufbewahrt gefunden. Hier iſt es:

Navita, Mercator, Baro, Dux, Theodorus et armis
Inclytes et ciuis totius orbis erat.
Et modo regales felix aſſumſit honores;
Et modo depoſitis faſcibus exulabit;

Indeſſen wurden zwei Schiffe mit Geſchütz, Gewehr, Munition und andern Nothwendigkeiten für die Korſen beladen. Es wurden Leute geworben, und alles hielt ſich zur Abfahrt bereit. Der Tag zur Abreiſe war beſtimmt, und alle ſehnten ſich dem Frohlocken der harrenden Korſen entgegen.

Ganz unvermuthet trat eines Tages, gekleidet wie zu Rom und Neapel, und blaubeſtrumpft, Sir Sirius in Theodors Zimmer. Er grüßte ihn freundlich, und lächelte:

„Endlich ſehe ich Dich einmal wieder in guter Geſellſchaft, froh und heiter; was mich freut.“

„Nun? — Biſt Du gekommen, uns nach Korſika zu begleiten?“

Carcere conclusus tandem et spoliatus
ad assem,
O! quid non fueras, o Theodore,
quid es?

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich habe anderswo jetzt Geſchäfte. — Hier werde ich auch nicht lange bleiben. Es geht weiter. — Vor der Hand aber laß Dir ſagen, daß ich durch Zufall weiß, daß man Euridanen auf der Spur iſt.“

„Was ſagſt Du?“

„Seht Euch vor! Es ſchleichen unternehmende Perſonagen umher, und wie leicht iſt ein Herz getroffen.“

„Sollte man —“

„Was ſollte man nicht können? Dazu gehört nur eine geübte Fauſt. Ich habe in meinem Leben dergleichen Dinge gar viele geſehen. Seyd alſo vorſichtig! — Uebrigens freue ich mich, daß Deine Sachen eine ſo gute Wendung genommen haben. Du wirſt den Korſen ſehr willkommen ſeyn.“

„Soll ich Euridanen entdecken, daß —“

„Nichts ſollſt Du ihr von der Gefahr entdecken, in der ſie ſchwebt, aber bewahren und bewachen ſollſt Du ſie. Fremde Aengſtlichkeiten dürfen die Deinigen nicht vermehren.“

Ein kreiſchendes Geſchrei unterbrach die Unterredung. Athemloß ſtürzte Flora in's Zimmer, und ſank, die Hände ringend, auf ein Sofa.

„Was iſt Dir?“ — fragte Theodor erſchrocken.

Sirius. Giebt es ein Unglück?

Flora. Ein großes Unglück!

Theodor. Rede!

Flora. Ach heil. Mutter! — Wir waren im Garten — in der Laube — ich und mein Fräulein — Ein Vermummter trat ſchnell ein — ſchwang den Dolch —

Theodor. Heiliger Gott!

Flora. Und bohrte ihn — in Euridanens Bruſt.

Theodor. Ich bin des Todes! — Wo iſt ſie? —

Flora. Morone ſprang auf mein Geſchrei herbei —

Sirius. Hielt den Kerl feſt?

Flora. Stieß ihn in der Wuth nieder.

Sirius. Verdammt!

Flora. Er liegt tod vor der Laube.

Theodor. Und Euridane? —

Coſta und Morone trugen ſie herein, und legten ſie auf das Sofa. Theodor ſank bei ihr nieder.

Ein Wundarzt kam, unterſuchte die Wunde, und fand ſie gefährlich, unter gewiſſen Umſtänden tödlich ſogar. Theodor war außer ſich.

— Sirius kam, und meldete eine nahe Unterſuchung. Es war keine Zeit zu verlieren. Euridane, ſo ſchwach ſie war, wurde auf ein Schiff gebracht. Die andern folgten ihr nach. Sirius blieb zurück, und verſchwand, ohne Abſchied. — Die Schiffe lichteten die Anker, und ſtachen in die See.

Theodor kam nicht von Euridanens Lager. Der Schiffsarzt gab Hoffnung zur Beſſerung, aber er verlangte zum Beſten der Kranken und zur Sicherung ſeiner Kur, Theodors Entfernung von Euridanen.

Dies mußte geſchehen, ſo ungern es auch geſchah. — Theodor beſtieg mit Coſta das andere Schiff, und Flora und Morone blieben bei Euridanen.

Bei Liſſabon wurden die Anker ausgeworfen. Theodor beſuchte Euridanen. Sie durfte wenig ſprechen.

„Wenn ich ſterbe, — ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, — ſo iſt es ein Troſt für mich, daß ich für Dich ſterbe, geliebter Theodor!“

„Nein! — ſchrie Theodor; — Lebe! lebe für mich!“

Des Arztes Machtwort trennte ſie.

Theodor, der unter den Hofdamen der Königin von Portugal eine Kouſine, die Gräfin von Schaffenberg, hatte, benutzte die Gelegenheit, ihr einen Brief zu ſenden, in welchem er ſie um ihre Verwendung für ſeine Angelegenheiten, bei ihrer Gebieterin, bat.

Er erhielt Antwort.

Die Gräfin freute ſich in derſelben, ihn geſund und wohl ihr ſo nahe zu wiſſen, meldete ihm, daß ſie ſeinen Brief der Königin vorgelegt, aber von ihr keine genügende Antwort erhalten habe. Sie hatte ihn an die Miniſter des Königs, und namentlich, an den Kardinal Motta gewieſen.

Eine lange Unterhandlung zu pflegen, lag jetzt nicht in Theodors Plan. Er ſegelte ab, und landete bei Ajazzo in Korſika *).

Sein erſter Schritt an's Land war mit Frohlocken der harrenden Korſen bezeichnet. Alle jauchzten laut ihm ein frohes Willkommen! entgegen. Aber zwiefacher Verluſt verbitterte ihm die Freude dieſes Wohlgenuſſes. Sein Freund Coſta ſtarb an der Ruhr, in ſeinen Armen, und todkrank wurde Euridane ans Land gebracht.

„Theo-

---

*) Im Auguſt 1737.

„Theodor! — ſagte ſie, indem ſie ihm die Hand drückte; — Gott ſegne Dich! — Ich habe nun das Land geſehen, deſſen Krone Du tragen wirſt. Dein Verluſt werde nie größer, als er jetzt werden kann. — Ich werde ſterben. Ich fühle das. — Die wenigen Augenblicke, die mir noch bleiben, will ich der Buſe und der Wahrheit weihen. Vergieb der reuigen Sünderin! — Ich habe Dich hintergangen. Gott verzeihe mir, was ich that! — Der Prinz Cekalonna war Dein beglückter Nebenbuhler, bis er mich ſelbſt, aus Verachtung über mein Verbrechen, verließ, das ich an Florigenen begieng. Ich wollte Königin ſeyn, und — Gott! erbarme dich meiner! Heilige Jungfrau! bitte für mich Sünderin.“

Der Beichtvater nahte ſich. Sie beichtete, und empfieng die letzten Gnadenmittel.

Nach einer kleinen Pauſe winkte ſie Theodor'n, drückte ihm mit der letzten Kraft und Wuth einer Sterbenden, die Hand, und ſtammelte mit gebrochener Stimme:

„Florigena — lebt noch — und iſt —“

Hier verſchied ſie. — Seiner ſich ſelbſt unbewußt, ſank Theodor bei ihr nieder, und ſeine Freunde mußten ihn von dem Leichnam der Erblaßten mit Gewalt wegführen.

Euridane wurde mit Pracht beerdiget. Theodor vermochte es nicht, dem Leichenbegängniß beizuwohnen.

Die Genueſer hatten indeſſen um Frankreichs Hülfe nachgeſucht, und das Verſprechen derſelben erhalten. Der Franzöſiſche Generalkommiſſair war bereits in Korſika angekommen, und die Truppen ſeines Königs wurden ſtündlich auf der Inſel erwartet.

Theodors Wiedererſcheinung beunruhigte den Generalkommiſſair und die Genueſer gleich ſtark. Seine Manifeſte durchliefen die ganze Inſel, und wurden von den Korſen mit Entzücken geleſen. Eine neue Münze wurde geprägt *), und überall vertheilt.

Theodor zog die Truppen der Generale Giafferi und Ornano zuſammen, und verjagte die Genueſer aus einigen Poſitionen. Ein Gefecht fiel ganz zu ſeinem Vortheil aus. Die Korſen waren entzückt. — Eine Verſammlung wurde gehalten. Unter freiem Himmel ſtand Theodor, von Tauſenden um-

---

*) Auf dieſer Münze iſt Theodors Bruſtbild im Römiſchen Koſtum zu ſehen, mit der Umſchrift: Theodorus Rex. Die Rückſeite zeigt eine Hand, die aus den Wolken kömmt, und eine Krone hält. Darüber ſteht: Quem dedit, servabit honorem.

geben, und hielt eine nachdrückliche Rede, die er alſo ſchloß:

„Korſen! ſelbſt der Himmel erklärt ſich für Euch und für Eure gerechte Sache! Die Genueſer ſind gedemüthiget, und rufen Frankreich um Hülfe an. Die Franzöſiſchen Truppen kommen, und werden von Euch beſiegt werden. — Alles geht gut und glücklich, und der Himmel wird weiter helfen. — Nichts aber muß in der Welt nur zur Hälfte gethan werden. Seht, Ihr wackern Korſen! noch rauchen die Schwerdter Euerer Feinde von Korſiſchem Blute, und in Aſche und Schutt liegen blühende Flecken, angezündet von der Mordfackel der barbariſchen Genueſer."

Wie aus Einem Munde ſchrieen alle:

„Tod und Verderben den Genueſern!"

Theodor aber fuhr fort:

„Laut ruft die Rache: Vergeltung!"

„Vergeltung!“ — tönte der Ruf aus tauſend Kehlen.

„Die Genueſer wollen Euch mit Frankreichs Hülfe ganz zu Boden drücken. Nichts kann Euch retten, als Euere Tapferkeit. Seyd ſtandhaft, und fechtet muthig. — Ich habe Euch Munition und Gewehr, Geld und Geſchütz zugeführt. Jetzt gehe ich wieder, — auf kurze Zeit aber nur, — von Euch, Euch noch größere Hülfe zuzuführen, und wenn Ihr mich wieder ſeht, hoffe ich Euch ſiegreich und triumfirend zu ſehen.“

Lärmend zogen die Korſen die Säbel, klappetten laut damit gegen einander, und ſchrieen:

„Es lebe unſer König, Theodor!“

Theodor verabredete nun mit den Häuptern der Korſen mancherlei, und als er alles, ſo gut es gehen, und ſich ſchicken wollte, in Ordnung gebracht hatte, ſegelte er von Korſika nach Livorno ab.

In der alten Herberge, bei Meſtierl, wurde wieder abgeſtiegen. Morene war bei Theodor, und Flora verließ ihn nicht.

Dieſe artige, freundliche Römerin, die in Tunis ihn ſchon von ihrer Anhänglichkeit an ihn überzeugte, ließ es auch jezt nicht an Beweiſen ihrer Achtung und Aufmerkſamkeit fehlen. Sie wurde ihm mit jedem Tage werther, und fieng an, ſich beinahe des Beſizes ſeines Herzens ſicher zu halten.

Theodor, als er ein wenig zu ſich kam, erinnerte ſich an Florigenen.

„Euridane, — ſagte er, — bekannte ſterbend, Florigena lebe noch. . Was weißt Du davon?“

„Nichts, — antwortete Flora, — als daß ich es glaube.“

„Und Euridane konnte Thränen vergieſsen, als ſie in Amſterdam mir erzählte, Florigena ſey geſtorben?“

„Warum nicht?“

„Wie?“

„Sie dachte ſich die Wirklichkeit.“

„Gott vergebe ihr! Sie war eine große Heuchlerin.“

„Vielleicht, — weil ſie liebte.“

„Mich, oder den Prinz Eskalonna?“

„Vielleicht beide.“

„Iſt das Liebe?“

„Warum nicht?“

„Liebe ſchlägt in einem getheilten Herzen.“

„Und doch! — Auf zwei Seiten.“ —

„Abſcheulich!“

„Wiſſen Sie auch, was Sie ſagen?“

„Ueberraſchung, Hinreißen, Vergeſſen. — Aber Liebe?“

„So iſt's auch nicht gemeint.; Lieben Sie immer dreifach. Das eine Eine dieſes Kleeblatts iſt doch nur das wahre, wahrhaftige Eine."

„So denkſt Du?"

„Was ich denke, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht. Ich ſchicke mich aber in Zeit und Gelegenheit. — Zum Beiſpiel! Als ich Sie zum erſtenmal ſah, bekam ich Herzklopfen. Das zweitemal Sehen, brachte mir Wünſche in's Herz. Einige Küſſe — deren Sie ſich noch erinnern werden! — erregten in mir Verlangen. Dann, war alles vergebens geſchehen. So blieb es. — In Tunis gieng das Unglück wieder an, und hier — geſtehe ich Ihnen aufrichtig, daß es wieder iſt, wie es war. Aber eben ſo aufrichtig geſtehe ich Ihnen auch, daß mir Coſta ſehr wohl gefiel. Der iſt nun tod; Sie leben noch — alſo! nimmt man lieber den Rothen für den Todten. — Dies iſt meine, und ſicher, die Philoſophie der meiſten Mädchen und Weiber."

„Das weiß ich gar wohl!" — ſagte **Sirius**, indem er zur Thür hereintrat.

Theodor. Willkommen Freund! Haſt Du uns belauſcht?

Sirius. Ein wenig.

Flora. Das iſt nicht fein!

Sirius. Und ich glaube, es iſt fein genug. Man kann aber mit den Weibern nie fein genug umgehen, gleich den Roſen, deren Dornen dennoch ſtechen, wenn man ſie auch noch ſo fein angreiſt.

Flora. Wie fein!

Sirius. Dennoch nicht ſo fein, wie Du biſt.

Flora. Wiſſen Sie das?

Sirius. Habe ich es nicht gehört?

Flora. Das ich aufrichtig bin, müſſen Sie gehört haben.

Sirius. Offenherzigkeit hat auch ihr Feines. Eine offene Roſe hat auch Dornen.

Flora. Ueber die Roſen!

Sirius. Eine Flora muß ſie kennen.

Flora. Gewiß!

Sirius. So hat die Roſe gewonnenes Spiel.

Flora. Wollen Sie verſtanden ſeyn?

Sirius. Zuweilen. — Haſt Du mich nicht verſtanden? Die Schuld liegt diesmal nicht an mir.

Theodor. Ob Du gleich ein Mädchen biſt, Flora! ſo wirſt Du unſern Freund doch ſchwerlich in die Enge treiben können.

Flora. Er ſucht immer das Weite.

Sirius. Wohl dem, der's zur rechten Zeit findet. In einer gewiſſen Laube, im Serailgarten zu Tunis —

Flora. Lieben Sie die Lauben nicht?

Sirius. Ich liebe die Lauben wohl, aber ich liebe nicht in den Lauben.

Flora. Freilich in Ihren Jahren —

Sirius. Ach! liebes Kind! auch Alter ſchützt für Thorheit nicht.

Flora. Meinen Sie?

Sirius. Aus mir ſpricht immer die Erfahrung.

Theodor. Da haben wir's!

Sirius. Ihr habt noch nichts. — Kaiſer Kaligula ſcharmirte mit dem Monde, erzählte allen Leuten, der Mond ſteige des Nachts vom Himmel herab zu ihm in's Bette, und laſſe ſich ſeine Umarmungen gefallen. Glaubt Ihr das? Ich habe es nie geglaubt.

Flora. Aber, wie —

Sirius. Wie das hieher paßt? will die Signora fragen? Die Roſen und der

Mond paſſen zur Laube. Wenn der Mond in eine Roſenlaube ſcheint —

Flora. So wird's drinne hell.

Sirius. Richtig! — Nun verſteht Ihr mich ja. Es war mir bloß um die Erleuchtung zu thun. Seht Ihr mich nun im gehörigen Lichte? — — Herr König! ich bin durſtig.

Theodor. Hier ſteht Wein.

Sirius. Den trinke ich; und dabei ſitzt ein Mädchen, die —

Flora. Die auch Wein trinkt.

Sirius. Das ſehe ich, und ich lobe es. Aus den Reben, fließt Leben. Der Wein ſchämt ſich nicht. Es giebt keine Freude, wo es keinen Trunk giebt. — In Florenz wurde auch Wein getrunken.

Flora. Das glaube ich!

Sirius. Zyperwein.

Flora. Ei!

Sirius. Und dieſer Wein wurde getrunken — — Hebt die Gläſer! — auf das Wohlſeyn — Stoßt an! — Theodors, des Königs der Korſen! Und dieſe hellklingende Geſundheit tranken an offener Tafel gegen hundert Perſonen am Geburtsfeſt des Statthalters zu Florenz. Der Spaniſche Ambaſſadeur brachte ſie aus.

Theodor. Dieſer?

Sirius. Er. — Und der Statthalter *) trank ſie fröhlich mit.

Theodor. Meine Geſundheit?

Sirius. Deine Geſundheit.

---

*) Im Jul. 1737 ſtarb Gaſto, der letzte Großherzog des Mediceiſchen Hauſes, und mit ihm daſſelbe aus. Nach dem Friedensſchluß nahm Franz, Herzog von Lothringen, dieſes Großherzogthum in Beſitz. Es reſidirten und regierten Statthalter in Florenz, und 1739 hielt der neue Großherzog ſeinen Einzug zu Florenz.

Theodor. Ich bin außer mir!

Sirius. Ich horchte auch hoch auf.

Theodor. Du haſt es ſelbſt gehört?

Sirius. Mit eigenen Ohren, als ich unter den Zuſchauern ſtand. Ich wollte nach Korſika, Dir das zu ſagen. Nun habe ich es näher. — Der Statthalter ſetzte noch ganz laut dazu: Ich wünſche ihm Glück und Heil! — Nun weißt Du wohl, was Du zu thun haſt?

Theodor. Ich eile nach Florenz.

Sirius. Natürlich!

Theodor. O Korſika! vielleicht — vielleicht! —

Sirius. Alſo — die Geſundheit des Spaniſchen Ambaſſadeurs, und des Statthalters zu Florenz! — Unten angefaßt, die Gläſer, angeſtoßen, und ausgetrunken!

Theodor. Sirius! Deine Nachricht iſt Goldes werth.

Sirius. Ich denke das ſelbſt. — — Aber — jetzt — Theodor! — Ich finde mich jetzt erſt wieder. — Wo iſt — — Wo iſt Euridane?

Theodor. In Korſika deckt ſie ein Grab.

Hier entſtand eine ſtarke Pauſe. Sirius ſah lange ſtarr vor ſich hin. Endlich ergriff er das Glas:

„Auch die Todten ſollen leben! — Es iſt eine Libation. — Was das Grab bedeckt, iſt wohl verſteckt. Gott ſey ihrer Seele gnädig. Have! Anima pia, have!“

Er goß Wein aus, und trank. Dann fuhr er fort:

„Die Menſchen ſind alle ſterblich. Auch ich bin es. Aber — ach! wenn wird denn endlich einmal mein Ruheſtündlein ſchlagen? — Der Menſchen Leben iſt nichts, als eine Reiſe zum Tod, aber die meinige dauert ein wenig lange. Der Tod hat keinen Kalender, und ich — ſehe keine Uhr. Der Weg zum Tod iſt rauh und uneben. Ach Herr! wenn wirſt Du endlich ſagen: Es iſt genug!?"

Als er das ſagte, flöſſen Thränen in ſein Glas. Er trank ſie mit dem Weine, und ſagte:

„Die Reben thränen auch, und die Erndte wird gut. — O Herr! wo ſind Deine Schnitter?"

Er ſah ſeufzend gen Himmel, und ſagte dann:

„Vergebt! — Ich verſtimme Euch ganz. Das thue ich ungern. Nehmt mir's ja nicht übel! Die Zeit meiner Wanderſchaft währt gar zu lange; es iſt mir zu verzeihen, wenn ich mich nach Ruhe ſehne."

Theodor. Jetzt, Freund Sirius! wärſt Du wohl geſtimmt, zu ſagen, wer Du biſt, und wie —

Sirius. Dieſe Zeit iſt noch nicht gekommen.

Theodor. Da Du aber —

Sirius. Der Zeit muß der Menſch nie vorgreifen wollen. Wer ihr dient, dient ehrlich. Wie die Zeit, ſo der Beſcheid. Cui tempus adversum est, ei omnia sunt adversa; ſagte Paracelſus. Einen ſchönen Tag, muß der Abend laben; hörte ich einſt dem Kanzler Oxenſtierna zum Herzog Wilhelm von Weimar ſagen. Das war bei einem Banket, als die Schweden und Weimariſchen Erfurt eingenommen hatten. Der alte Meiſterſänger Freidank ſingt:

Die Zeit iſt ein Räuber und Dieb.
Sie frißt wohl Berg und Thal,
Eiſen und Stahl.
Sie nimmt den Glocken ihr Getön,
Den Weibern, ihre Schöne,
Dem Ochſen ſeinen Zug,
Dem Vogel ſeinen Flug.

Wer der Zeit nicht thut ihr Recht,
Den macht ſie zu ihrem Knecht.

Der ehrliche Mann ſingt wahr und gut. — Wir wollen die Zeit benutzen. — Du gehſt nach Florenz —

Theodor. Begleiteſt Du mich?

Sirius. Nein. — Ich habe etwas in Lukka zu thun.

Flora. Wirklich etwas zu thun?

Sirius. Wie kann das auffallen?

Flora. Ich glaubte Sie ganz ohne Geſchäfte.

Sirius. Als ich zu Tunis war —

Flora. Herr Sirius! —

Sirius. Apropos! — Weißt Du auch, daß Dein Gönner und Freund, der Dey von Tunis noch lebt?

Theodor. Wie?

Sirius. Ich habe es von einem ſichern Mann, der eben von dorther kam. In jener Rebellion hat er das Feld erhalten; die Rebellen ſind zerhauen, gerädert, geſpießt — worden, und er hat ſich auf ſeinem Thron behauptet.

Theodor. Ich ſchreibe ihm!

Sirius. Was?

Theodor. Ich wünſche ihm Glück, und ſage ihm, wie es mit mir ſteht.

Sirius. Recht gut! So wirſt Du auch erfahren, wie es mit ſeiner Tochter ſteht.

Theodor. Sirius! —

Sirius. Jener ſichere Mann, der aus Tunis kam, erzählte mir —

Theodor. Genug!

Sirius. Ja wohl, genug! — — Wenn Du an den Dey ſchreibſt — — ſo ſchicke ihm doch dieſe Tropfen mit, er leidet ſehr an Steinſchmerzen.

Damit ſtieg Sirius auf, nahm freundlich Abſchied, und gieng. — Theodor aber trat gleich den folgenden Tag die Reiſe nach Florenz an.

Der Statthalter und der Spaniſche Geſandte empfiengen ihn ſehr freundlich, und wären ſie Monarchen geweſen, Theodor würde die thätigſte Hülfe von ihnen erhalten haben, ſo geneigt waren beide ihm und ſeinen Angelegenheiten. — Sie thaten, was ſie thun konnten, und unterſtützten ihn wenigſtens mit anſehnlichen Geldſummen. Die edelſten Häuſer folgten dieſem Beiſpiel, und Theodors Schatulle füllte ſich täglich.

Noch erwartete er die Ankunft des Engliſchen Geſandten, der von Neapel ab, über Florenz, nach England zurückkehrte. Täglich ritt er den Weg, den er kommen mußte, und ſah ſeiner Gegenwart mit Verlangen entgegen.

Hier traf er eines Tages auf einen Wanderer, der, wie es ſchien, ihm auszuweichen ſuchte. Da er dieſes zu bemerken glaubte, ritt er auf ihn zu, zwang ihn Stand zu halten, und erkannte den Korſiſchen Prieſter Salvini. — Theodor wußte, wie dieſer Herr gegen ihn und ſeine Sache geſinnt war. Er hielt ihn an.

„Wohin? Wohin, mein Freund?“

„Wer iſt der Herr?“ — fragte Salvini verſtellt.

„Ei, ei! Wie man verkannt werden kann! — Auf mein Wort: Wir kennen uns beide. — Wohin ſoll die Reiſe gehen?“

„Nach Rom.“

„Euere Briefe!“

„Welche Briefe?“

„Die Ihr bei Euch habt.“

„Was berechtiget Euch —"

„Keine Weigerung! Dein König befiehlt." —

„Ich habe keinen König."

Theodor zog ein Piſtol, faßte den Pfaffen, und dieſer fiel vor ihm nieder.

„Verzeiht! — Ich —"

„Die Briefe!"

Morone ſtieg vom Pferde und hielt den Pfaffen feſt. Dieſer bequemte ſich endlich, und zog ein Päcktchen unter der Kutte hervor, das er überlieferte. — Er wurde gezwungen, mit nach Florenz zurück zu gehen; und in ſeiner Gegenwart öffnete Theodor die erhaltenen Briefe.

Dieſe Depeſchen waren für Theodor ſehr wichtig, und enthüllten den ehrwürdigen Herrn ganz, als Spion der Genueſer. Er erhielt die Weiſung, ſich nie wieder in Korſika, bei Todesſtrafe, blicken zu laſſen, und wurde mit einer derben Züchtigung entlaſſen.

Der Engliſche Geſandte kam in Florenz an, und Theodor wurde von ihm ſehr wohl aufgenommen.

Jetzt aber rüſtete er ſich zu einer abermaligen Reiſe nach Holland, als er ganz unvermuthet eine Entdeckung machte, die ihm noch einige Tage länger in Florenz zurückhielt.

Er kam aus der Meſſe, als ein Franziskanermönch, der ihm auf dem Fuße nachfolgte, ihn einholte, und um ein kleines Almoſen bat.

„Daß es nicht für mich iſt, — ſagte er, — werden Sie mir glauben. Auch iſt es nicht einmal nöthig, mir etwas zu geben — eine Bitte, die im Grunde auch nur eine

Einleitung in unſer Geſpräch, oder die Manier an Sie zu kommen, iſt, — ſondern — — Aber, Sie ſind doch der Herr Baron von Neuhof, der Deutſche, dem die Korſen ihre leidige Krone gegeben haben?"

„Sie ſind ganz recht, Herr Pater!" — ſagte Theodor, und zog die Börſe.

Der Pater fuhr fort:

„Was wir haben, kömmt von Gott, und es freut mich ſehr, Sie ſo wohlthätig zu finden. Es iſt aber, wie geſagt, mir lieber, wenn Sie mir zu einer hülfebedürftigen Perſon ſelbſt folgen wollen, als wenn Sie mir Geld geben. — Ihre Gegenwart —"

„Iſt ſie nöthig?"

„Gewiß!"

„Die Perſon, von der Sie ſprechen, kennt mich?"

„Kennt Sie."

„Aber — — Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nöthig habe, mißtrauiſch zu ſeyn!“

„Das begreiſe ich ſehr wohl. — Ihre Lage rechtfertiget jedes Mißtrauen. Diesmal aber bitte ich Sie, Zutrauen zu dem Gewand des heil. Franziskus, und zu meinem Geſicht zu haben. — Ich bin kein Genueſer — ich liebe dieſe Nation ſogar nur ſo weit, als es chriſtlich iſt! — weil ſie das verdienen. — Ich führe Sie zu keinem Genueſer senza fede, zu keiner Genueſerin senza vergogna *), — ſondern — — Herr Baron! — Kommen Sie, und ſehen Sie die Perſon ſelbſt, zu der ich Sie führen werde.“

„Ich halte mich an Ihr Wort —“.

---

*) Nach einem Sprichwort der Italiener von den Genueſern.

„Sie können ſich ſogar an meine Perſon halten. — Ich handle ganz offen.“

„Ich folge Ihnen.“

Er folgte dem Franziskaner, und dieſer führte ihn durch eine entlegene Gaſſe, nach den Gärten zu. Hier gieng er voran, in ein kleines Haus. Eine Alte öffnete die Thür. Sie traten in ein enges Zimmer. Der Pater ſagte:

„Signora! Hier iſt der Herr Baron.“

Theodors Herz fieng an ungeſtüm zu klopfen; er wußte nicht warum. Eine leichenblaſſe Geſtalt ſchob den Kopf aus dem Bette, ſeufzte laut auf, und ſtreckte die dürren Hände gegen ihn aus. — Er trat näher, wankte betroffen zurück, und ſchrie mit bebender Stimme:

„Iſt es Blendwerk oder Wahrheit? — Heiliger Gott! Stehen die Todten wieder auf? Lebt Florigena noch?“

„Sie lebt, und liebt!“ — war ihre Antwort.

„Meine Freunde! — ſagte der Pater; — da ich ſehe, daß Ihr Euch kennt, ſo will ich Euch allein laſſen. Jetzt habe ich meine Schuldigkeit gethan. Auf meiner einſamen Zelle werde ich Euerer in meinem Gebete gedenken. — Der Herr ſey mit Euch! — Wir ſehen uns wieder.“

Er gieng, und betäubt blieb Theodor zurück. Florigena fragte:

„Du glaubteſt mich tod?“

„Nach Euridanens Bericht.“

„Ach! — Sie hat mich unausſprechlich unglücklich und elend gemacht!“ —

„Iſt es möglich?“

„Es iſt Wahrheit, — fürchterliche Wahrheit! die ſie ſelbſt nicht wird abläugnen können.“

„Schrecklich!“

„Sie lockte mich — Du weißt es noch, mit erheuchelter Reue und Freundſchaft nach Rom. — Das Klarenkloſter ſollte mein Kerker auf ewig ſeyn. Ich entdeckte ihre boßhaften Anſchläge, und entfloh. — Bei Terracina lebte ich lange Zeit unbekannt, und unentdeckt auf dem Lande. Hier, wurde ich Mutter.“ —

„Florigena!“

„Dein Ebenbild, ein holder, freundlicher Knabe, lächelte in meinen Armen, und die dürftige Mutter reichte ihm kärgliche Nahrung an ihrer Bruſt, unter der ihr Herz für den Geliebten ſchlug. — — Euridane hatte, ich weiß nicht wie, meinen ſtillen Aufenthalt dennoch ausgeforſcht. Ich ſah ſie in jener Gegend, und floh in die Wälder. — Almoſen erbettelnd ſchleppte ich mich nach der Grenze zu, über die Gebirge, in's Toskaniſche.“

„Gerechter Gott!“

„Die reiche Erbin des Hauſes Kaſale ſaß abgeriſſen, hungernd, mit einem weinenden Kinde, unter den hohen Fichten der rauhen Gebirge, und bettelte die Hirten an um ein Stück Brod, um einen Trunk Milch.“

„O Florigena! Du zerreißeſt mein Herz!“

„Das meinige war gebrochen; die Verzweiflung nahte ſich mir mit Rieſenſchritten.“

„Unglückliche!“

„Der Knabe war der Retter meines Lebens. Hätte ich mir das Leben genommen, ſo mußte er verſchmachten.“

„Ende! ende, Florigena! Ich ertrage das nicht.“

„Weinen konnte ich nicht mehr. Starre Verzweiflung hatte ſich meiner bemächtiget. — So wankte ich weiter, und kam zu einer Kapelle, den ſieben Schmerzen der heil. Mutter, geweiht. „Ach! — rief ich aus; — auch du warſt Mutter! erbarme dich einer Mutter, die in Verzweiflung iſt, und ihres armen Kindes!“ — Gebet giebt Kraft und Muth. Ich gieng getröſtet weiter, und fand — Ach! heil. Jungfrau! — Ich fand eine Börſe mit 60 Stück Dukaten. — Kein Menſch war in der Nähe. Die Gegend war einſam, öde und menſchenleer. — Ich behielt, was ich gefunden hatte. — Durfte ich nicht?“ —

„O Florigena! Dein Unglück rührt mich zu Thränen.“

„Ich kleidete mich und mein halbentblößtes Kind in dem nächſten Flecken.“

„Ach!“

„Ich ſtillte unſern Hunger, und dankte Gott für die unvermuthete Hülfe. — Ich kam bis Florenz. Von hier wollte ich nach Livorno, wollte überſchiffen zu den edlen Korſen, Dich aufſuchen, oder ihnen entdecken, wer ich ſey. Mein Unglück würde ſie, um Deinetwillen, gerührt haben, und ich hätte ſicher Hülfe bei dieſer großmüthigen Nation gefunden. — — Es ſollte nicht ſeyn. Ich wurde hier krank. Ich bin es, wie Du ſiehſt, noch. Mein Geld iſt ausgegeben, ich ſah dem ſchrecklichſten Elend entgegen, und war wieder ſo hülfebedürftig, als ich es geweſen war. — Der gute Franziskaner unterſtützte mich von erſammeltem Almoſen. — Um meines Kindes willen entdeckte ich mich ihm ganz. Er gab mir Troſt; und ſagte mir: Deine Leiden ſind geendiget. Gott hat Dein Flehen erhört; der Vater Deines Kindes iſt hier. — Er hat Dich zu mir gebracht — O Theodor!" —

„Und — Florigena! — Wo iſt — mein Kind?"

Sie zog ein Tuch hinweg. Neben ihr lag ſchlafend ein holder Knabe.

„Iſt das Dein Sohn?“ — fragte ſie, und Thränen entſtürzten ihren Augen.

„Er iſt mein Sohn!“ — ſchrie Theodor.

Das Kind erwachte, ſchlug die Augen auf, und lächelte ihn an.

„Mein Theodor! — ſagte Florigena. — Hier iſt Dein Vater. Wir werden nun nicht mehr unglücklich ſeyn!“

Der Knabe ſtreckte ſeine Händchen aus, und lächelte lallend:

„Lieber Vater!“

Theodor hob ihn haſtig aus dem Bette, drückte ihn an ſeine Bruſt, bedeckte ihn mit Küſſen, und Thränen rollten auf ſeine Wangen.

„Ach! lieber Vater! — ſagte der Kleine; — Bleibe bei uns. — Die arme Mutter iſt krank.

„Ja, ja! ich bleibe bei Euch!“ — ſagte Theodor.

„Ach ja! guter Vater!“ — liſpelte der Kleine, und ſtreichelte mit ſanften Händchen des Vaters naſſe Wangen.

Dieſer legte ihn ſanft wieder zu ſeiner Mutter, ſchlang ſeine Arme um ihren Nacken, drückte brennende Küſſe des Entzückens und der Liebe auf ihre blaſſen Lippen, und rief Florigenen in's Leben wieder zurück.

„Deine Leiden ſind geendiget, gute Seele! Der Gatte, der Vater Deines Sohnes iſt bei Dir, Dein Unglück hat Dich ihm ewig theuer und werth gemacht!“

„Und Euridane?“ — fragte Florigena mit ſanfter Stimme.

„Die Erde deckt ihr unbarmherziges Herz.“

„Sie lebt nicht mehr?“

„In dieſer Welt nicht. — In Korſika's Thälern erhebt ſich ihr Grab.“

„Gott vergebe ihr!“

„Kronenreiz trieb ſie nach Holland zu mir. Wir fanden uns. Sie erzählte mir ſehr rührend Deinen Tod. — Ein Dolchſtich nahm ihr das Leben. Da bekannte ſie mir ſterbend, daß ſie mich hintergangen habe. Sie geſtand, daß der Prinz mein beglückter Nebenbuhler geweſen ſey, daß Du noch lebteſt, — und verſchied in meinen Armen. — — Florigena lebt noch! athmet in dieſen Armen, die die Sterbende umfaßten; mein Kind lacht an ihrer Seite — — O guter Himmel! wie glücklich machſt du den frohen Vater!“

„Bleibſt Du nun bei uns, Vater?“ — fragte der Kleine.

„Der Vater wird uns nicht verlaſſen;“ — ſagte Florigena.

Der bekannte Franziskaner trat ein. Theodor wendete ſich zu ihm:

„Sehen Sie hier einen Glücklichen, der Weib und Kind gefunden hat!“

„Ich habe einen Vater!“ — rief der Kleine.

Der Pater drückte ihm die Hand, und ſagte:

„Ich theile Ihre Freude mit Ihnen! — Signora! Sie ſehen nun, daß Vertrauen auf die Güte des Himmels mit Wucher lohnt. — Herr Baron! — Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht König nenne; ich bin es nicht gewohnt, mit gekrönten Häuptern zu ſprechen. Zudem ſind Sie ja auch —“

„Reden Sie weiter!“

„Ich bin aufrichtig.“

„Eine ſchätzbare Tugend!“

„Ich nehme Antheil an Ihrem Schickſal —“

„Ich danke Ihnen.“

„Und alſo — muß ich Ihnen ſagen —“

„Was? — Sie ſcheinen verlegen zu ſeyn! Was iſt Ihnen begegnet?“

„Mir, nichts. — Ihnen aber kann etwas begegnen.“

„Was ſagen Sie?“

„Ich war in einem gewiſſen vornehmen Hauſe, wo man ſich nicht mit unbedeutenden Novellen trägt. Dort hörte ich etwas —“

„Etwas von mir?“

„Es ſind Briefe aus Rom gekommen, die Sie betreffen — und — — Genug! — Weiter kann und darf ich nicht ſprechen. Nehmen Sie dieſen Wink, den ich Ihnen gebe, zu Herzen. Verlaſſen Sie Florenz.“

„Ich habe die Gnade des Statthalters.“

„Er hat einen Souverain. — Verſtehen Sie mich? — Ich glaube, der Statthalter dürfte Sie nicht einmal ſelbſt warnen. Durch die dritte Hand aber — — Verſtehen Sie mich?“ —

„Ich verſtehe!“

„Nun gut!“

„Und verlaſſe Florenz. — Sorgen Sie für dieſe kranke Mutter, und für ihr Kind. — Sie darf nicht Mangel leiden. Hier iſt Geld. — Sobald Florigena wieder hergeſtellt iſt, geht ſie nach Livorno. Bei Meſtieri werde ich alles zu ihrem Aufenthalt einrichten laſſen. — Mich treibt die Sache der Korſen jetzt nach Holland. In Korſika umarme ich Mutter und Kind wieder.“

„Laſſen Sie mich in Ihre Wohnung gehen. Ihre Leute ſende ich hieher. Hier bleiben Sie bis gegen Abend. — Sie verlaſſen Florenz ganz im Stillen. — Verſtehen Sie mich?"

„Völlig!"

Der Pater gieng. — Florigena weinte:

„So glücklich kaum gefunden, und ſchon wieder getrennt!"

„Tröſte Dich, Florigena! In Korſika ſehen wir uns wieder."

Es gelang ihm nach und nach, ſie zufrieden zu ſtellen. — Mit Entzücken ſprach er von ſeinen Korſen, von ihrem Lande, und Florigena hörte, was er ſprach, mit noch größerm Entzücken an.

Gegen Abend kam der Pater zurück. Flora und Morone kamen mit ihm.

Florens Erſtaunen läßt ſich nicht ſchildern, und Morone ſelbſt war froh betroffen.

„Dich, Flora, — ſagte Theodor, — laſſe ich hier. Du pflegſt und warteſt Deine Gebieterin. Mit ihr und mit dem Knaben gehſt Du nach Livorno, ſobald Florigena reiſen kann. Dort werdet Ihr Euch bei Meſtieri wohl befinden. Das Uebrige wird ſich finden.“

Flora küßte Florigenens Hände, und verſprach, ſie nie zu verlaſſen. Den Knaben ſah ſie an, wendete ſich zu Theodor, und lächelte:

„Er iſt gut getroffen!“

Eine Bemerkung, die Theodor unbeantwortet ließ.

„Mein Gott! — nahm der Pater das Wort; — wie danke ich dir, daß du durch mich ſo viele frohe Menſchen hier verſammeln wollteſt!“

„Ehrwürdiger Herr! — ſagte Theodor; — Dieſer frohe Ausruf heiliget mir

Ihre Tracht noch mehr. — Ihren Ordensbrüdern in Korſika ſoll das wuchern."

Morone führte die Pferde vor.

Kaum konnte Theodor ſich von Florigenen und dem Kleinen trennen.

„Es hat alles ſeine Zeit! — ſagte der Pater. — Jetzt — nicht mehr gezögert."

Theodor entwand ſich Florigenens Armen. Der Kleine ruft ihm nach:

„Vater! Komm ja bald wieder!"

Florigena weinte laut; Flora drückte ihm ſeufzend die Hand; Er wankte aus dem Zimmer; Morone folgte ihm. Sie beſtiegen die Roſſe, und trabten davon.

Ohne Abentheuer erreichten ſie Livorno. Hier beſtellte Theodor, was er zu beſtellen hatte, ſchickte mit einer Barke Geld und

Briefe nach Korſika, und beſtieg, in Morone's Begleitung, ein Holländiſches Schiff.

Die Fahrt war glücklich. Sie kamen in Amſterdam an.

Theodor ſuchte die bekannten Negozianten auf, und kaufte für die Korſen auf, was ihnen nöthig war; beſonders Geſchütz, Pulver und Gewehre.

Ganz mit dieſer Angelegenheit beſchäftiget, ſaß er eines Tags auf ſeinem Zimmer unter Rechnungen vergraben, und in Zahlen vertieft, als er ſich auf die Achſel geklopft fühlte. Er ſah ſich um, und neben ihm ſtand ein Unbekannter, der ſich mit vielen Kratzfüßen ſeiner Gnade empfahl.

„Was will Er?“ — fragte Theodor.

Jener antwortete komplimentirend:

„Vorausgeſetzt, daß ich recht ankomme —“

„Wie meint Er das?“

„Spreche ich mit einem Souverain, der ſich inkognito hier aufhält, und ſich Baron von Neuhof nennt?“ —

„Ja.“

„Und dieſer ſind Sie?“

„Bin ich.“

„Sehr wohl!“

„Nun? — Was beliebt?“

„Ich bringe — eine Einladung.“

„An mich?“

„Man wünſcht —“

„Mich zu ſprechen?“

„So iſt es!“

„Wer?“

„Das iſt — das will man ſelbſt ſagen.“

„Ich beſuche keine Unbekannten.“

„Aber, es iſt —“

„Wer mich ſprechen will, kann zu mir kommen.“

„Das wär Schuldigkeit. Aber — Damen —“

„Damen?“

„Es iſt eine Dame, die ſo glücklich zu ſeyn wünſcht, eine Unterredung —“

„Ich beklage die Unmöglichkeit, ſie ſprechen zu können, wenn ſie ſich nicht zu mir bemühen kann.“

„Ihr Mißtrauen — iſt gerecht!“

„So? — Wiſſen Sie das?“ —

„Aber dort, wo man Sie zu ſehen wünſcht, iſt nichts zu fürchten.“

„Nicht?“

„In der That nicht!“

„Dein Geſicht giebt mir keine Sicherheit.“

„Sie ſind im Schutze der vereinigten Provinzen.“

„O ja! — Biſt Du es auch?“

„Auch.“

„Wer biſt Du? Was treibſt Du?“

„Ich treibe Handel. — Mein Name iſt Iſaſchar Selters.“

„Alſo, ein —“

„Ein Jude. — Ihr Bankier Roſſet kennt mich.“

„Bis zur Ehrlichkeit?“

„Herr Baron! Sie kränken mich.“

„Das thut mir leid! Aber die Vorſicht —“

„Sie handeln klug!“

„Und alſo —“

„Wollen Sie die Dame durchaus nicht ſprechen?“

„Warum nicht?“

„So kommen Sie mit mir.“

„Nichts weniger! — Du wirſt ihr ſagen, wo ich wohne.“

„Sie iſt eine Dame.“

„Das kann nichts ändern.“

„Schlimm!“

„Das kann ſeyn.“

„Alſo — durchaus nicht?“

„Es kann nicht ſeyn.“

„Wenn Sie wüßten —“

„Was ich wiſſen muß, werde ich erfahren.“

„Verbannen Sie alle Furcht!“

„Mann gegen Mann habe ich keine Furcht, das weiß Korſika, das haben die Genueſer erfahren, das weiß die Welt; aber gegen Hinterliſt vermag auch der tapferſte Mann nichts. Selbſt auf dem Kapitol fiel Cäſar.“

„Ich bin verlegen!“

„Das iſt mir nicht lieb.“

„Wär ich ein ſchlechter Kerl, ein Meuchelmörder — — Sie waren allein; Sie hörten mich nicht einmal kommen —“

„Das iſt wahr!“

„Eine ſolche Gelegenheit wär erwünſcht geweſen. Aber Gott behüte mich in Ewigkeit für Schandthaten! — Leben Sie wohl!“

Er gieng. Theodor ſah ihm mit zweifelhaften Blicken nach. — Die Thür gieng auf. Sirius trat in's Zimmer.

„Siehe da! Iſaſchar! — ſagte er; — Ei, ei!“

„Kennſt Du dieſen Mann?“ — fragte Theodor.

„Ich werde ja den ehrlichen Iſaſchar Selters kennen! — Er iſt ein rechtſchaffener Mann.“

Raſch ſprang Theodor auf, und ſagte:

„Ich folge.“

Iſaſchar wurde ſehr freundlich.

„In einer Stunde, — ſagte er; — komme ich wieder, und hole Sie ab.“

Er gieng.

Theodor erzählte dem alten Sirius, was wir wiſſen. — Dieſer pflanzte ſich auf einen Stuhl, und ſagte ganz gelaſſen.

„Du kannſt ihm in Gottes Namen folgen. Ich weiß auch, wohin er Dich führen will.“

„Du weißt es?“ —

„Zufällig kam ich dieſen Nachmittag zu einer Unterhaltung, die mir das ſagte.“

„Nun? — Wohin will er mich denn führen?“

„Zu einer Dame, die Dich kennen lernen will.“

„Wer iſt ſie?“

„Sie hat von Dir reden hören, hat von Dir geleſen, weiß, was Du durchgeſetzt haſt, was Du geworden biſt; ſie bewundert Deinen Muth, Deine Entſchloſſenheit, Deine Beharrlichkeit, hat Reſpekt für Deinen Kopf, für Deine Handlungen —“

„Und wer iſt ſie?“

„Das wirſt Du wohl am beſten von ihr ſelbſt erfahren. Nimm ſie einſtweilen für ein kluges Weib, und ſo wirſt Du ſie auch finden.“

„Sirius! — Ich habe Florigenen wieder gefunden.“ —

„Ei!“

„Im Mangel und Elend wieder gefunden —“

„Die Arme!“

„Mit meinem Kinde —“

„Sieh doch!“

„Nun? Und weiter nichts?“

„Was mehr?“

„Und ich könnte — — Nein! ich liebe Florigenen, und werde ſie ewig lieben.“

„Wer kann Dir das wehren?“

„Ich werde dies der Dame ſagen, die mich zu ſprechen wünſcht."

„Das laß bleiben!"

„Nein! — Das laſſe ich nicht bleiben."

„Wer wird gleich ſo vertraut ſeyn? — Und, was kannſt Du dabei gewinnen?"

„Sicher ihre Hochachtung, wenn ſie edel denkt."

„Ihre Hochachtung haſt Du ſchon, ihre Bewunderung ſogar."

„Sie wird ſich verdoppeln."

„Wer weiß das! — Laß das ſeyn! Sage ihr nichts von Deiner ewigen Liebe. Denn, iſt ſie eine kluge Frau — was ich vermuthe! — ſo weiß ſie, was ſie von dergleichen Ewigkeiten zu halten hat, und hält Dich — wenigſtens in dieſem Punkt, — entweder für einfältig, oder für prätenſids. Iſt ſie kokett, lacht ſie Dich aus; iſt ſie zärtlich, verlierſt Du durch Dein offenes Geſtändniß vielleicht gar eine Freundin. — — Die Weiber müſſen und wollen ſtets hintergangen ſeyn. Aufrichtigkeit verlangen ſie höchſtens von ihren Domeſtiken. Wo nichts verſteckt iſt, giebt's nichts zu belauſchen; und die Weiber wollen nun einmal lauſchen. Sie befinden ſich dabei wohl, und können ihrer Scharfſinnigkeit ein Kompliment machen. Sie komplimentiren alle gern, ſollte es auch nur mit ſich ſelbſt ſeyn. — Gehſt Du gerade zu, ſo verlierſt Du jede Schlüſſelgewalt. Das iſt nichts! Werden die Schlüſſel einmal weggeworfen, dann haſt Du bei offenen Thüren, immer nur — höchſtens, einen Konverſationsſaal vor Dir. Du kömmſt dann, ſo zu reden, aus dem Kabinet in die Antichambre."

„Du willſt mich alſo lieber im Kabinet ſehen?“

„Natürlich!“

„Eingeengt?“

„Wer engt denn die Menſchen auf dieſe Art ein? Ein Kabinet iſt ja keine Kloſterzelle. — Willſt Du denn ewig im Sprachſaal ſitzen?“

„Lieber, wenigſtens, als hinter dem Gitter.“

„So ſetze Dich lieber auf den offenen Markt, und ſchreie es der ganzen weiblichen Welt zu, daß Du verliebt biſt, und zwar auf ewig. Es wird genug gelacht werden.“

„Soll denn der Menſch vom Lachen anderer Menſchen abhängen?“

„Er ſoll's nicht, aber — es geſchieht.“

„Du glaubſt alſo wohl gar, die Dame, zu der ich kommen ſoll, habe Nebenabſichten?"

„Sie ſoll — wie ich ſo en passent hörte, — ſteinreich ſeyn."

„Gut für ſie!"

„Und für Dich, wenn Du — mich verſtehſt. Die Korſen fragen viel danach, woher das Geld kömmt, wenn es nur da iſt. Sie ſind Kinder, die auf Brod harren. — — Haſt Du ſchon viel eingekauft?"

„Ziemlich."

„Und Deine Kaſſe?" —

„Sie nimmt natürlich ab."

„Hat ſie Ebbe, ſo muß ſie auch Fluth bekommen. — — Die Franzoſen ſind in Korſika gelandet."

„Ich habe es gehört."

„General Voiſſieux hat herzbrechende Proklamationen, auch gegen Dich, erlaſſen.“

„Das läßt ſich denken!“

„Die Korſen ſind verlegen.“

„Was ſagſt Du?“

„Wanken —“

„Nein! — Das thun ſie nicht! — Sie haben mein Wort, ſie wiſſen, daß ich wieder komme.“ —

„Iſaſchar wird bald zurück kommen. Gehe mit ihm zu der Unbekannten, ſey klug, wie immer, artig, wie gewöhnlich, und willſt Du zärtlich ſeyn, ſo wird's dabei auch hergehen, wie gewöhnlich. Oder — — Verlernt ſich ſo etwas als König? — Mein guter Freund, der ehrliche Hans Sachs meinte, das Schuhmachen werde er in ſeinem Leben nicht verlernen, und ſollte er auch ein Dichter bleiben. Darum aber

war er auch ein Schuh-
macher, und Poet dazu!

Ich glaube alſo, Du wirſt denken und glauben, was und wie er dachte und glaubte, und dabei läßt ſich alles zwiefach gewinnen."

Sechſtes Buch.

Was bietet in dem Taumelkreiſe,
Dir neue Liebe zärtlich an?
Wie? lächelt nach der weiten Reiſe,
Dich endlich doch ein Hafen an?

Theodor kleidete ſich an. Sirius gieng im Zimmer auf und nieder, und ſchien etwas zu überlegen und durchzudenken.

Theodor fragte:

„Was ſimulirſt Du?“

„Ich ſimulire nicht; — antwortete Sirius; — ich beſchäftige mich nur mit dem ehrlichen Schuhmacherpoeten in Nürnberg, mit Hans Sachſen.“

„Du haſt ihn doch auch gekannt?“

„Recht gut. Es iſt, als ſähe ich ihn mit einem:

Hilf Gott! laß mir gelingen,
die Wort' in Reim zu zwingen,

vor mir ſtehen. Er hatte etwas Spitzig-lächelndes in ſeinem Geſicht. Immer ſchien er ſagen zu wollen, was Correggio ſagte: Anch'io son pittore! — Es iſt grauſam, was und wieviel der ehrliche Meiſterſänger zuſammen gedichtet hat! Es gieng ihm aber auch recht von der Feder. Ich ſah ihn einmal Sonntags, nach den Kirchen, dichten. Das floß nur ſo aufs Papier. Als er ſeine Schöpfung ſchrieb, da:

wars ganz finſter im Anfang,
daß eine Katze vor die andre ſprang!

denn es war im November, gegen 6 Uhr Abends, als er begann. Da trat ſeine Frau mit der Lampe herein, und es wurde Licht."

„Hatte ſie hübſche Augen?"

„Deutſche Augen. — Die ſchwarzen Augen ſind mir lieber. — Ueberhaupt etwas über die Augen zu ſagen, ſo muß ich ſie geradezu für die Filiale des Herzens erklären. Sie ſind die Boten der Liebe; die Fenſter, durch die man hinabblickt in's Herz. Iſt das Herz eine Uhr, ſo ſind die Augen der Zeiger dieſer Uhr. Sie ſind die Pforten, wo man anklopft, wenn das Herz aufgethan werden ſoll. Die Augen glauben ſich ſelbſt, die Ohren glauben andern Leuten. Das Herz glaubt, was die Augen ſehen. Ocularis inspectio omnium probationum firmissima est; ſagen die Rechtsgelehrten.' — Hans Sachſens Ehegenoſſinnen, — er hatte zwei Weiber, nach und nach, verſteht ſich! — hatten beide blaue Augen. Er ſelbſt hatte auch welche, ſie fielen aber ſtark in's Graue. Es lag viel Kluges in ſeinen Augen. Er war gern heiter und froh, und mochte manchen ehrlichen Schwank leiden. Seine Schwänke haben auch alle Salz. Nur würzte er oft gern ein wenig ſtark. Das lag aber auch mit im Geſchmack ſeiner Zeit."

„Waren ſeine Weiber hübſch?"

„O ja! beſonders ſeine erſte Hausehre, Kunigunde Kreuzerin. Die zweite hieß Barbara Harrſcherin. — Ich war vor drei Jahren wieder in Nürnberg. Da gieng ich ins Mehlgäſſel, und beſah Hans Sachſens Wohnung. Jetzt iſt ſie ein Gaſthöfel, zum goldenen Bärl."

„Da Du doch einmal im Schuſterkapitel biſt, ſo ſage, haſt Du auch den Theoſophen Jakob Böhme gekannt?"

„Ich werde ihn ja gekannt haben! — Ich kaufte ihm zu Görlitz ein paar Schuhe ab, um ihn zu ſehen, und bei der Gelegenheit kam ich mit ihm in's Geſpräch. Er ſprach ſehr gern —"

„Lieber noch, als Du?“

„Doch wohl nicht. — Jakob Böhme war kein unrechter Mann —“

„Ein Fantaſt!“

„Das wird niemand läugnen. Wär er aber ein Dichter geworden, wie ſein Kollege Hans Sachs, und hätte er ſich nicht in die Theoſophie verkramt, ſo würde man ſeinen Namen immer noch mit Entzücken nennen. — Laß aber noch ein 35 bis 40 Jahre hingehen, ſo werden ſie ihn wieder hervorziehen, und ſich wie Krähen mit ſeinen Federn ſchmücken. Seine Aurora iſt ein Buch, woraus einer ein ganzes transcendentaliſches Naturſyſtem fabriziren kann.“

„Sirius! — Ich habe etwas an Dir bemerkt.“

„Was iſt das?“

„Du ſprichſt gern von Schuſtern.“

Betroffen ſah Sirius auf die Erde, und ſagte ganz leicht hin:

„Das ich nicht wüßte!“

Theodor fuhr lächelnd weiter fort:

„Und wie gern ſprichſt Du von den hübſchen Straßburger und Erfurter Schuhmachermädchen!“

„Ei lieber Theodor! Das ſind aber auch allerliebſte Weſen. Gehe einmal hin nach Straßburg, nach Erfurt, und beſieh ſie. Und was die Schuſter betrifft, ſo wirſt Du ihnen doch nicht ſtreitig machen, daß von allen Handwerkern, die berühmteſten und gelehrteſten Ungelehrten, Dichter, Philoſophen, Maler, und Redner — wenn auch gleich Naturaliſten — aus ihrer Zunft ausgegangen ſind? — Zwar das Schneiderhandwerk hat gar einen König gezogen, aber — es war eine klägliche Majeſtät. Ich meine den fau dern Bockolt, Johann von Leiden genannt, den König der Wiedertäufer in Münſter."

„Du haſt ihn auch gekannt?"

„O [illegible]! — Ich ſah ihn, als ſie ihn nach ſeiner Wirthſchaft in Münſter, in einem Käfig, auf einem Karrn umherführten. Er hatte eine Adlernaſe, und ein Paar greuliche, ſtiere Augen. — In Münſter hat er gottloſe Streiche getrieben. — Lieber Theodor! das war ein wahrer Faſtnachtkönig!"

Theodor fragte nach der Zeit. Der Alte zog ſein UhrEi, gab die Stunde an, und ſagte:

„Ach! was habe ich nicht alles geſehen! Könige genug, und noch viel tauſendmal mehr Menſchen."

„Aber Sirius! einmal ernſtlich geſprochen."

„Nun?"

„Du mußt es aber nicht übel nehmen!"

„Nein.“

„Glaubſt Du denn, daß ich Dir das alles glaube?“

„Das glaube ich nicht, und ich bringe Dir den Glauben davon auch nicht auf; aber — es iſt dennoch wahr.“

Theodor ſchwieg. Sirius fuhr fort:

„Iſt deshalb alles unwahr, weil Du es nicht begreifen kannſt? — Sieh den Himmel, die Erde, das Feuer, das Meer. Begreifſt Du alles darinne, und daran? Höre den Wind. Weißt Du woher er kömmt? wohin er geht? Kannſt Du die Bahn der Kometen berechnen? — Dennoch ſind ſie da. — Und ich — bin auch noch da, ob ich gleich den Kaiſer Nero eben ſo gut, als den Schuhmacher Hans Sachs, gekannt habe. — Zu welchem Endzweck ſollte ich Dir etwas vorlügen? Ich bedarf ja Deiner nicht. Wohl aber

aber haſt Du mir mancherlei ſchon zu verdanken.“

Da er keine Antwort erhielt, ſprach er nach einer kleinen Pauſe weiter.

„Sobald Du mich wirſt haben kennen lernen, — das heißt: ſobald Du wiſſen wirſt, wer ich bin, wirſt Du ſagen: Lieber Freund Sirius! ich bitte um Verzeihung, daß ich Dir zuweilen nicht geglaubt habe. — Wenigſtens haben das ſchon mehrere geſagt, die, wenn auch keine gekrönten, dennoch elektive Köpfe waren. Z. B. Albertus Magnus ſelbſt.“

„Du ſahſt ihn?“

„Ich kannte ihn. Er war ein, für ſeine Zeit, außerordentlich kuriöſer und gelehrter Mann. Er war ziemlich klüger, als ſeine illuſtern und inilluſtern Zeitgenoſſen; deshalb nannte man ihn einen Zauberer. Was er machte, waren Kunſtſtückchen, die ihm in unſern Zeiten, jeder Nürnberger Drechsler, und jeder Anfänger in der Taſchenſpielerkunde, nachmacht. Damals aber war's etwas Außerordentliches. Ich kannte dieſen guten Biſchof in Regensburg ſehr wohl. — Man machte ihn damals zum Hexenmeiſter. Wär er nicht Biſchof geweſen, wer weiß, wie es ihm gegangen wär! Arnold de Villa Novo, und Peter Apone wurden verbrannt. Papſt Sylveſter II. wurde öffentlich ein Hexenmeiſter genannt. Das war der Genius Seculi. Teufel und Hexen waren damals in allen Ecken zu ſehen. Die Menſchen ließen ſich für die Wahrheit ſolcher Dinge tod ſchlagen. Cornelius Agrippa, den ich recht gut gekannt habe, war aller Welt jener Zeiten ein Zauberer. — Ich bin damals ſelbſt einigemal zu Würzburg, Glarus und Speier in Verlegenheit gekommen, und wär beinahe in tüchtige Inquiſitionsprozeſſe gerathen. Zu Bamberg habe ich wirklich die Feuerprobe ausgehalten. Es iſt ein Salbenkunſtſtück dabei. So iſt die Kaiſerin Kunigunde, ſo iſt die Königin Emma in England mit bloßen Füßen über glühende Pflugſchaaren gegangen.“

„Wo mag Iſaſchar bleiben?“

„Erſt wollteſt Du nicht mit ihm gehen, und nun wird Dir Zeit und Weile lang, bis er kömmt. So ſind die Menſchen! — Ewige Widerſprüche!“

Morone trat ein, und brachte Pulverproben, die Theodor unterſuchte. Sirius beſtellte ſich Wein. — Als derſelbe gebracht wurde, zog er einen kleinen Becher aus der Taſche, ſchenkte ein, und leerte ihn aus. — Theodor, der dies bemerkte, fragte:

„Warum trinkſt Du nicht aus dem Glaſe?“

„Es ſchien, als wollte ich Zahnſchmerzen bekommen.“

„Und dagegen ſichert Dich ein Trunk aus dieſem Becher?

„Ja.“

„Wie ſo?“

„Ich habe dieſen Becher von dem berühmten Paracelſus erhalten, deſſen Medikamente Dich ſo wohl in Tunis empfohlen haben.“

„Der Becher iſt von Silber?“

„Es iſt Electrum. Eine Subſtanz, die aus 7 Metallen zu rechter Zeit, und in rechter Ordnung, zuſammen geſchmolzen, die himmliſche Wirkung und Influenz aller 7 Planeten in ſich faßt, und zu einem, mit himmliſchen Ausflüſſen geſchwängerten Metall, wird *). — Sieh! der Becher ſchwitzt. Das geſchieht ex Sympathia.“

---

*) Th. Paracelsus Amphith. Mag. Univers. Sect. XVI. p. 779.

„Und die Zahnſchmerzen?“ —

„Sind fort.“

„Hm!“ —

„Ein großer, vortrefflicher Mann, der Paracelſus! — Du kennſt ſeine Arkane. Sie waren Dir und den beiden Dey's ſehr heilſam.“

Iſaſchar trat in's Zimmer. Theodor wurde ſehr freundlich; Sirius gieng ihm mit einem gefüllten Glaſe entgegen.

Iſaſchar nahm das Glas an. Er leerte es, und ſagte:

„In vino veritas. Man erwartet Sie ſehr ſehnſuchtsvoll.“

„Sehnſuchtsvoll?“ — fragte Theodor lächelnd.

Eben ſo fragte Iſaſchar dagegen:

„Warum nicht?“

Sirius ſchenkte die Gläſer voll, gab ſie herum, und ſagte ſehr freundlich:

„Glückliche Expedition!“

Theodor. Auf Deine Verantwortung.

Sirius. Was? Die Expedition? Nein! dieſe geht auf die Deinige vor ſich. Aber ich habe dazu gerathen.

Theodor. Gleich viel!

Sirius. Nicht gleich viel, Herr König! Der Rath und die That —

Theodor. Gehen Arm im Arm.

Sirius. Ich habe nichts dagegen. Es kann aber auch jedes allein gehen.

Iſaſchar. So laſſen Sie mich den Rath ſeyn; ich will mit der That gehen.

Sirius. Das läßt ſich hören!

Iſaſchar. Und auch ſehen.

Sirius. Warum nicht?

Theodor. Wie lange biſt Du hier noch ſichtbar?

Sirius. So lange, bis man Dich wieder ſieht. — Indeſſen will ich dieſe Rechnungen und Papiere ordnen, und will zuſehen — ob Du Dich etwa verrechnet haſt. Wenn ich mich nicht mit Menſchen unterhalten kann, gehe ich am liebſten mit Zahlen um.

Theodor. Morone bleibt hier.

Sirius. Auch Nullen gehören in die Rechnung. — Nochmals: Glückliche Expedition!

Iſaſchar und Theodor kamen an ein großes Haus, unweit der Portugieſiſchen Kirche gelegen. — An der Hausthür kam ihnen ein Diener entgegen. Sie wurden in einen Saal geführt, und mit Erfriſchungen bedient.

Bald darauf trat ein reichgekleidetes Mohrenmädchen ein, und bat Theodorn, ihr zu folgen. Er folgte ihr. Iſaſchar blieb zurück.

In einem äußerſt geſchmackvoll meublirten, hell erleuchteten Zimmer, ſaß eine Dame, weißgekleidet, auf einem Sofa, und warf einen Blumenſtrauß von Hand zu Hand. Ihre ſchwarzen, natürlich herabrollenden Locken durchſchlang eine Kette von Brillianten, und ihr Geſicht war mit einer ſchwarzen Sammetlarve bedeckt; ein Paar ſtrahlende Augen flammten, wie Sterne durch dunkle Wolken, durch die Nacht der Larve, die Theodor, verlegener als die Dame ſelbſt, betrachtete.

„Sie verzeihen, — begann die Dame, — meiner Begierde Sie zu ſehen, meine Zudringlichkeit! Wo ſpricht man jetzt nicht von dem Helden des Tages, von dem erlauchten Theodor, dem tapfern König der Korſen? Wer ſollte, ihn zu ſehen, ihm nicht begierig entgegen eilen? Auch ich würde dies gethan haben, wenn nicht Verhältniſſe, die zwar außer mir liegen, aber mich dennoch beherrſchen, mir nicht Feſſeln angelegt hätten. — Da ich nun aber ſo glücklich bin, Sie hier zu ſehen, eile ich Ihnen froh entgegen, faſſe ich Ihre Hand mit Entzücken, und rufe Ihnen, gleich einer Korſin, entgegen: Willkommen Königlicher Held!“

Sie erhob ſich ſchnell, gieng auf ihn zu, ergriff ſeine Hand; Theodor aber ergriff, und küßte die ihrige, indem er ſagte:

„Sie ſollen mich nicht verlegener machen, als ich es ſchon wirklich bin.“

Sanft ſagte ſie:

„Ein Held, wie Theodor, kann nie verlegen werden.“

„Selbſt Mars wurde es bei Zitheren.“

„Das glaube ich kaum.“

„Es giebt Augenblicke, Situationen“ —

„Der jetzige Augenblick iſt, ſeit langer Zeit, der angenehmſte meines Lebens!“

„Sie mehren nur meine Verlegenheit!“

„Warum ſind Sie berühmt geworden? Der Schimmer Ihrer Krone —“

„Wird nur allzuleicht von ſchönen Augen überſtrahlt.“

„Sie überſtrahlen keine Thaten.“

Die Unbekannte nahm wieder Platz auf dem Sofa, und Theodor neben ihr auf einem Stuhle. — Die Mohrin hatte unbemerkt das Zimmer verlaſſen. — Die Dame fragte:

„Haben Sie Nachrichten aus Korſika?“

„Die Franzoſen ſind dort gelandet.“

„Aber die Korſen fechten noch für ihre Freiheit?“

„Gewiß!“

„Eilen Sie zu ihnen! Sie bedürfen eines Führers.“

„Ich werde meine Korſen nicht verlaſſen. Aber ich bin freilich nur ein Einzelner

Mann, und die Korſen ſind eben ſo arm, als ſie tapfer ſind.“

„Will Spanien, wird England ſie nicht unterſtützen?“

„Ich hoffe lange ſchon vergebens darauf. — Meine Verhältniſſe ſind ſehr beſchränkt, und die Korſen werden ſich immer wohl nur vertheidigen müſſen. Aber wenn ſie auch unterliegen ſollten, ſie werden mit Ehre unterliegen, und Spanien und England werden es in der Folge bereuen, daß ſie ſich die Freundſchaft einer ſolchen Nation nicht erwerben wollten.“

„Sie kaufen, wie ich höre, viel für die Korſen ein?“

„So viel, wie meine beſchränkten Kräfte mir einzukaufen erlauben. Könnte ich mein Blut in Gold verwandeln, es gehörte bis auf den letzten Tropfen den Korſen.“

„Edler Mann! — Die gerechte Sache der Korſen hat allenthalben Freunde gefunden. Ich kenne Menſchen, die dieſe Tapfern mit einer anſehnlichen Summe unterſtützen würden, könnten ſie hoffen, daß ſie angenommen würde. — Darf ich Ihnen dieſe Frage an die Korſen auftragen?“

„Wenn ich die Geber kennen lernen könnte, ſo könnte ich dieſe Frage im Namen der Korſen beantworten.“

„Sie ſollen und müſſen ſie kennen lernen. Bis dahin aber halten Sie ſich an mich.“

„Ich kenne Sie nicht, nicht einmal Ihr Geſicht, und kann —“

„Ein Geſicht macht eine gute Sache nicht beſſer und nicht ſchlimmer.“

„Das wohl! aber — — Ich kann die Korſen nicht ſo verlegen machen, als ich es jetzt bin.“

„Nichts von Ihrer Verlegenheit! — Kennten Sie die meinige —“

„Jetzt?“

„In dieſem Augenblick.“

„Wie kann das ſeyn?“

„Wie könnte das nicht ſeyn?“

„Sie ſcherzen!“

„Bei einer ſo wichtigen Angelegenheit, zum Beſten einer Nation? — Sie verkennen mich und meine gute Abſicht.“

„Sie kennen mich; — das heißt, Sie wiſſen, wer ich bin. Ich weiß nicht, wer Sie ſind. Das Spiel iſt, — geſtehen Sie es! — ſehr ungleich.“

„Kein Spiel! — Oder glauben Sie, daß mein Name, mein Geſicht, die Sache beſſer und das Anerbieten annehmlicher machen kann?“

„Ich ſollte meinen!“

„Nicht doch!“ —

„Und doch wohl!“

„Gut! — So lernen Sie mich näher kennen. Nichts könnte mir erwünſchter ſeyn, als wenn Sie mich recht oft beſuchen wollten. Ein Mann, wie Sie, kann zu jeder Stunde nur willkommen ſeyn; und mir iſt jeder Augenblick angenehm, in welchem ich das Glück haben kann, den König der Korſen zu ſehen. Und darf ich ſeine Unterhaltung genießen, ſo ſind meine kühnſten und liebſten Wünſche erfüllt.“

Sie ſtieg, als ſie das ſagte, auf, und nahte ſich einer Schatulle, die auf einem Marmortiſchchen ſtand. — Theodor ſchob ſeinen Stuhl zurück und ſtieg auf, um Abſchied zu nehmen. Die Dame legte die rechte Hand auf die Schatulle, und fragte:

„Sie haben Anverwandte in Liſſabon?“

Mit dieſer Frage ſchien die Unbekannte ein neues Geſpräch einleiten zu wollen. Leichthin antwortete Theodor:

„Eine Kouſine; die Gräfin Schaffenberg, Hofdame bei der Königin.“

„Kennen Sie ihre Handſchrift?“

„Ich habe Briefe von ihr.“

Auf dieſe Antwort öffnete die Unbekannte die Schatulle, nahm einen Brief heraus, und überreichte ihm denſelben. Er war adreſſirt: **An meinen Kouſin, Theodor, Baron von Neuhof, erwählten König der Korſen.**

„Ja! — ſagte Theodor; — dies iſt ihre Handſchrift, dies iſt ihr Wappenſiegel.“

Die Unbekannte legte ihre Hand auf die ſeinige, und fiel ein:

„Ich bitte Sie, in meiner Gegenwart das Siegel nicht zu brechen. Ich weiß nicht, was in dem Briefe ſteht, ich will es auch nicht wiſſen. Wenn wir uns wieder ſehen, können wir, wenn Sie wollen, über den Inhalt dieſes Briefs ſprechen. — — Kennen Sie die Handſchrift des Grafen Alvago?"

„Nein. — Ich kenne weder ſeine Handſchrift, noch ihn ſelbſt."

„Er iſt Obriſter der Königlichen Leibgarde zu Liſſabon, und der Bräutigam Ihrer Kouſine. — Hier iſt an Sie ein Brief von ihm."

Der Brief war adreſſirt: **Dem Herrn Baron von Neuhof, erwählten König der Korſen.**

Die Unbekannte redete weiter:

„Auch dieſen Brief, bitte ich, in meinem Beiſeyn, nicht zu öffnen. — Und hier iſt noch ein Brief von dem Kardinal Miniſter Motta."

Dieſer Brief hatte die Adreſſe: **Dem König der Korſen, Theodor I.**

Theodor hielt die Briefe in der Hand, und ſah verlegen und betroffen die Dame an, die die Schatulle wieder verſchloß. Endlich fragte er:

„Sie kommen von Liſſabon?“

„Von Liſſabon.“

„Nennen dieſe Briefe Ihren Namen?“

„Vermuthlich. — Ich heiße Iſidora Bartoſana.“

„Sind Sie — erlauben Sie! — Sind Sie noch unvermählt?“

„Ich war es, und bin es nicht mehr. Mein Gemahl ſtarb in Braſilien.“

Hier entſtand eine Pauſe. Iſidora nahm wieder Platz auf dem Sofa. — Theodor ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen, und ſagte:

„Ich ſcheide, — ſchöne Freundin der Korſen! — von einer bekannten Unbekannten.“

„Es ſteht nur bei Ihnen, — lächelte ſie, — mich ganz kennen zu lernen. Gönnen Sie mir das Vergnügen, Sie bald wieder zu ſehen.“

Schweigend, aber mit beredtem Ausdruck, empfahl ſich Theodor.

Er kam in ſeine Wohnung zurück. Sirius ſaß bei der Flaſche, und ſchien zu meditiren. Mancherlei Fragen ſchwebten ſichtbar auf ſeinen Lippen. Theodor kam denſelben zuvor, und erzählte ihm alles, was wir wiſſen.

„Und die Larve nahm ſie nicht ab?“ — fragte er.

„Nein. — Vielleicht hatte ſie gute Gründe dazu, es nicht zu thun.“

„Mysterium sub hac Larva latet! — Vielleicht war's auch nur Laune.“

„Das kann auch ſeyn.“

Er öffnete den Brief der Gräfin Schafſenberg, und las:

„Wertheſter Kouſin!

Ihre Angelegenheiten haben viele Freunde Ihnen bei uns erworben. Die Dame Iſidora Bartoſana, aus deren Händen, wo möglich, Sie dieſen Brief erhalten werden, iſt eine glühende Freundin der Sache der Korſen und der Ihrigen. Sie hat Mittel genug, den Korſen ihre Freundſchaft thätig zu bezeigen. Ich glaube, Sie können ſich derſelben ohne Bedenken bedienen. — Ich habe mit dem Kardinal Motta über Ihre Angelegenheiten geſprochen. Er will Ihnen ſchreiben ꝛc. ꝛc.“

Der Brief des Grafen Alvago ſagte eben das, was der Brief der Gräfin ſagte. —

Der Kardinal ſprach in ſeinem Briefe von ungemein viel Theilnahme, ſprach von dem Enthuſiasmus der Wittwe Bartoſana für die Sache der Korſen, und wünſchte den Angelegenheiten des Königs die glücklichſte Wendung, und den beſten Erfolg.

Theodor ließ dem Alten die Briefe leſen, und fragte:

„Was ſiehſt Du in der ganzen Sache?“

„Ich ſehe, daß die Dame ſich enthuſiaſtiſch für die Sache der Korſen intereſſiren will. Dies Vergnügen kannſt Du ihr laſſen, glaube ich. — Giebt ſie Geld her, ſo wende es für die Korſen an.“

„Geld ſoll ich von ihr nehmen?“

„Du nimmſt nicht; ſie giebt. Ob Dir es Miniſter, Geſandte, Potentaten, oder Weiber geben, das iſt einerlei. Was Du dafür für die Korſen kaufſt, wird eben ſo gut ſeyn, als das, was Du ihnen für anderes

Geld kaufen kannſt. — Du kannſt ihr ja dereinſt alles wiedererſtatten. Korſika hat ſogar Goldbergwerke, wenn ſie bearbeitet werden —"

„Ich traue dem Handel nicht. Es ſteckt etwas dahinter. Vielleicht iſt es eine feingelegte Schlinge für mich."

„Und die Briefe?"

„Wer weiß, ob ſie ächt ſind."

„Auf einmal ſo mißtrauiſch?"

„Mißtrauen führt zur Sicherheit."

„Scheidet Herzen und Hände, und macht nur verworrene Spiele. Mißtrauen und Feindſchaft ſind Nachbarn. — Ich habe Deine Rechnungen durchgeſehen, Du haſt viel erhandelt, mancherlei fehlt aber doch noch. Du nimmſt zu wenig Gewehre mit; Kleidungsſtücke könnten auch nicht ſchaden. Proviant wär nützlich —"

„Mein Geld reicht nicht weiter."

„Du kannſt aber welches bekommen. Biſt Du ja gar zu delikat, ſo gieb Verſchreibungen dagegen. Du kannſt Pfand einſetzen. Die Goldgruben von Nebbio —"

„Ich will's überlegen."

„Ueberlegung beſchließt."

Damit ſtieg Sirius auf, wünſchte ihm eine angenehme Ruhe, und gieng.

Nach einer beinahe ſchlafloſen Nacht ſtieg Theodor endlich ſpät am Tage vom Lager auf. Er fand ein Billet von der Wittwe Bartoſana. Es enthielt eine Einladung zur Abendtafel. — Nach einigem Bedenken nahm Theodor dieſelbe an.

Gegen die Mittagszeit kam Sirius. Er war ſehr luſtig und aufgeräumt, und ſprach, wie gewöhnlich, ſehr viel bei Tiſche. Einige gute Gerichte, die aufgetragen wurden, veranlaßten ihn, viel von koſtbaren Gaſtmalen zu ſprechen, und die Pracht des Herzogs Karl von Burgund beſonders zu rühmen, der unerhört köſtliche Feten zu veranſtalten pflegte. Dabei ließ er es ſich trefflich ſchmecken, und Theodor bemerkte, ſeine Wanderſchaften wären ſeinem Appetit recht wohl anzuſehen, was er auch zugab.

„Die Tafel, — ſetzte er hinzu, — iſt, wie die Italiener ſagen *), ein ſüßer Nothzwang zum Bekenntniß der Wahrheit. Ein fröhliches Geſpräch würzt die Speiſen. — Der alte Meiſterſänger Nunnenbeck, Hans Sachſens Lehrmeiſter, ſang:

Gaſtung und Fröhlichkeit,
ſchönes Weib und nettes Kleid,
gute Freunde, guter Wein,
ſollen ſtets beiſammen ſeyn!

---

*) „La mensa è dolce tormento per far confessar il vero."

— Ein Gaſt muß aber beſcheiden ſeyn, und ſich erinnern, daß er ein Gaſt iſt, ſonſt muß man es ihm ſagen. Ich kannte einen Abt im Kloſter Murhart, der bekam einſt eine große Suite von Gäſten, die ſich bei ihm einquartierten. Sie blieben ihm aber gar zu lange liegen, und er wurde endlich des Herbergens überdrüßig. Er fragte alſo einſt über Tiſche: Ob ſie wüßten, warum der Herr nur drei Tage im Grabe gelegen habe? Sie wußten ihm dieſe Frage nicht zu beantworten, und er ſagte: Der Herr war bei den Patriarchen und Profeten im Paradieſe, und beſuchte ſie als Freunde. Damit er ihnen nun nicht beſchwerlich fallen möchte, nahm er bald wieder Abſchied, und auferſtand am dritten Tage. — Ueber drei Tage ſollſt Du mich auch nicht bei Dir ſehen!"

Nach Tiſche gieng er aus, und des

Abends gieng Theodor dahin, wohin er eingeladen war.

Die Mohrin kam ihm wieder entgegen. Er fragte ſie:

„Wer ſpeißt dieſen Abend bei Deiner Frau?“

„So viel ich weiß, — antwortete dieſe, — nur Sie allein. Es iſt auch nur auf zwei Perſonen gedeckt worden.“

„Wo biſt Du her?“

„Das weiß ich nicht. Als Kind bin ich verkauft, und nach Braſilien gebracht worden. Dort haben ſie mich getauft, und Dora genannt.“

„Biſt Du lange ſchon bei Deiner Herrſchaft?“

„Seit ſechs Jahren.“

„So kannteſt Du auch den Gemahl Deiner Gebieterin?"

„O ja! Er hatte die Diamantgruben in Pacht, und war ſehr reich."

„Bartoſana hieß er?"

„Aaron Levi Bartoſana."

„Ein Jude?"

„Ja."

„Alſo Deine Frau iſt — eine Jüdin?"

„Ich glaube wohl."

„Du glaubſt es nur?"

„Ich weiß es nicht gewiß."

„Ihr Mann war ja ein Jude."

„Ja. — Er war aus Portugall, ſie aber ſtammt anderswo woher."

„Woher, das weißt Du nicht?"

„Nein." —

„Seyd ihr ſchon lange hier?"

„Seit 8 Tagen."

„Habt viel Bekanntſchaft?"

„O nein! — Herr Iſaſchar Selters iſt oft hier.“

„Sage doch, liebe Dora! trägt Deine Frau oft eine Larve?“

„O ja!“ —

„Warum das wohl?“

„Ich glaube — ſie thut das ihrer Haut wegen.“

„Hat ſie — eine ſchlimme Haut?“

„Eine ſchöne, ſanfte Haut, viel weicher noch als die meinige.“

Dabei hielt ſie ihr Geſicht hin. Theodor kneipte ſie ein wenig in ihre ſammetweichen Wangen, und zwar — nicht ganz ohne Verlegenheit.

„Wie alt biſt Du?“

„Ich zähle etwa 16 bis 18 Sommer.“

„Haſt Du ſchon geliebt?“

„Noch nicht. Es wird aber wohl noch kommen.“

„Meinſt Du?“

„Es ſoll, wie man ſagt, eine allgemeine Seuche ſeyn.“

„Gewiß!“

„Und da kömmt ſelten ein Menſch mit heiler Haut durch.“

„Ach! dieſe Seuche greift weit mehr, als bloß die Haut an.“

„Nicht wahr, das Herz?“

„Ja wohl.“

„Ich bin doch neugierig, zu erfahren, wie einem dabei zu Muthe iſt.“

„Gar ſonderbar.“

„Allen?“

„Allen. — Das Schlimmſte dabei iſt, daß es Menſchen giebt, die der Krankheit drei, vier, und mehrmal in ihrem Leben unterworfen ſind.“

„Die werden's aber gewohnt.“

„Freilich.“

„Und da kann's nicht mehr ſo gar ſehr ſchmerzen. Denn, als ich zum erſtenmal gegeiſſelt wurde —“

„Du biſt gegeiſſelt worden?“

„Dreimal. — Das erſtemal ſchmerzte es mich am ſtärkſten.“

„Armes Mädchen!“

„Nun wird's nicht mehr geſchehen. Der Herr war ſchlimm, aber meine Frau iſt gar gut. — — Ich möchte doch wiſſen — (vertraut und heimlich) wie vielmal ſie die Herzensſeuche ſchon gehabt hat?“

„Sicher hat ſie —“

Die Thür des Seitenzimmers gieng auf. Ein Kammerdiener öffnete ſie. Theodor trat in's Zimmer, und Dora eilte aus dem Saale.

Iſidora kam aus einem andern Zimmer ihm entgegen. Sie war ohne Larve, und Theodor ſah ein Geſicht, auf welchem Roſen ſich mit Lilien in ſchönſter Anmuth vermählten. — Sie hieß ihn freundlich willkommen, und beide nahmen Platz an der Tafel.

Nach einigen gleichgültigen Geſprächen legte ihr Theodor die, aus ihrer Hand, erhaltenen Briefe vor. Sie las dieſelben aufmerkſam durch, und gab ſie ihm ohne Bemerkung zurück.

Nach einer kleinen Pauſe ſagte ſie gefällig und freundlich:

„Ihre Offenheit fordert Gegenvertrauen. Ich ſage Ihnen, wer ich bin. — Ein Jüdiſches Geſchlecht in Portugal führt den Namen Pinto. Aus dieſem bin ich. Mein Vater lebte in Goa, und vermöge einer Handlungsſpekulation ließ er mich nach Bra ſilien führen, wo ich in meinem ſechszehnten Jahre mit Aaron Levi Bartoſana, dem Generalpachter der Diamantgruben, einem unermeßlich reichen Manne von achtzig Jahren, verbunden wurde. Im ſiebenten Jahr unſerer Ehe ſtarb er, und hinterließ mich als Erbin ſeiner Schätze. — Ich gieng nach Liſſabon, lebte dort einige Monate, wurde mit Ihrer Kouſine bekannt, hörte und las von Ihnen, und intereſſirte mich für Sie und Ihre Sache ſo lebhaft, als wenn es meine eigene wär. — Dies iſt meine Geſchichte. Sie wiſſen meinen Namen, und ſehen auch nun mein Geſicht. — Können Sie zu einem ſolchen Geſichte Vertrauen haben?"

„Das unumſchränkteſte, das ich zu geben habe."

„Seyn Sie ganz aufrichtig."

„Ich bin es."

„Ich weiß, daß eine gewiſſe Euridane —“

„Sie deckt ein Grab in Korſika's Thälern.“

„Sie lebt nicht mehr?“

„Sie ſtarb an der Wunde eines Dolchſtiches, den ſie hier in Amſterdam erhielt.“

„Sie iſt tod? — Verzeihen Sie! Ich wecke eine traurige Rückerinnerung, aber ich wußte nichts davon.“

Dora trat ein, und übergab Iſidoren Briefe. Ungeleſen wurden ſie auf die Schatulle gelegt.

„Dora! — ſagte Iſidora; — hole Deine Harfe, und ſpiele uns etwas.“

Sie gieng, kam mit der Harfe wieder, ſetzte ſich, ſpielte, und ſang:

Im heißen Land der armen Mohren
bin ich, ich weiß nicht wo, gebohren,
und kenne nicht mein Vaterland.

Die Eltern ſind für mich verlohren.
wohl ſchmachten ſie, vom Land der Mohren
entfernt, im niedern Sklavenſtand.

„Liebe Dora! — ſagte Iſidora freundlich; — Du ſingſt uns wohl ein anderes Liedchen?"

Dora ſann ein Weilchen ſchweigend nach, und ſang dann:

1

Trommeln wirbeln, Fahnen wallen,
Schiffe ſchwanken auf dem Meer,
und aus hundert Schlünden ſchallen,
laute Grüße rund umher.
Habt ihr alles wohl vernommen?
Unſer Retter iſt gekommen.
Heil ſey ihm, und Korſika!

O! wie ſtrömt es zu dem Hafen!
Jung und Alt eilt froh herbei.
Muthig, Genueſer Sklaven!
Nehmt die Waffen, werdet frei.
Aus dem fernen Deutſchen Lande,
eilt ein Held zu euerm Strande.
Heil ſey ihm, und Korſika!

Hört den edlen Deutſchen ſprechen,
hört, was er euch muthig ſagt:
„Eure Feſſeln will ich brechen,
die ihr, ach! ſo ſchimpflich tragt;
Euern Muth will ich beleben,
Freiheit will ich wieder geben
euch, und euerm Korſika!“

Uns zum König ſey erkohren,
Theodor, du deutſcher Held!
Treue ſey dir zugeſchworen!
Führe ſiegreich uns in's Feld.
Trommeln wirbeln, Fahnen wallen,
und aus Feuerſchlünden ſchallen
Gruß und Heil für Korſika.

Korſika! wie neugebohren,
hebſt Du dein bekränztes Haupt,
und die Stirn von Theodoren
hat Bellona ſelbſt umlaubt.
Genueſer Wangen bleichen
vor den hohen Siegeszeichen
des erlauchten Korſika.

Seht die Sklavenfeſſeln fallen,
Hand und Herz ſind wieder frei;
laßt die bunten Fahnen wallen,
und erhebt das Feldgeſchrei:

Heil dem König! Heil dem Lande
jetzt befreit von Schmach und Schande,
Heil dem freien Korſika!

Theodor, der während dem Geſange ſtill und in ſich gekehrt geſeſſen hatte, warf jetzt einen dankenden Blick auf Iſidoren, ſtieg dann auf, und hängte der Sängerin eine goldene Kette mit ſeinem Portrait als Medaillon um den Hals. Dora wollte vor ihm nieder fallen. Er gab das nicht zu. Sie küßte ihm die Hand, und ſtammelte:

„Edler Befreier der Korſen!“

Iſidora fiel ein:

„Was des Königs Hand berührt, iſt frei. Auch Du Dora biſt es jetzt.“

Dora küßte weinend ihre Hand, und ſagte:

„Aber verſtoßen Sie mich nicht!“

„Willſt Du, — fragte Iſidora, — nicht mit dem König ziehen?“

„Ich bewundere ihn und ſeine Thaten, — ſagte Dora; — aber bei meiner Gebieterin bleibe ich auch gern.“

„So ſollſt Du bei mir bleiben, und meine Freundin ſeyn.“

„Das werde ich!“

Theodor wollte eben ſprechen, als ganz unerwartet, ſo galant wie möglich, und blaubeſtrumpft, wie gewöhnlich, der alte Sirius in's Zimmer trat. Theodor verlegen, ſah bald Iſidoren, bald den unvermutheten Gaſt an, der ſich, wie ein Bekannter, Iſidoren nahte, und mit der zärtlichſten Tendreſſe von der Welt, ihr galant die Hand küßte. Dora ſah dem Alten lächelnd in's Geſicht, und ſchien ſprechen zu wollen, wozu ſie aber nicht kam, weil der geſprächreiche Herr Sirius ſelbſt die Unterhaltung eröffnete.

Sirius. Meine ſchöne Dame! Da Sie, wie es ſcheint, meine Figur nicht mehr bekannt genug finden, ſo bin ich ſo frei, Ihnen den Mann in's Gedächtniß zurück zu rufen, der in dem Garten Ihrer Villa bei St. Salvator ſo glücklich war, Ihnen ein Gefäß mit vergifteter Schokolade aus der Hand zu reißen, und dadurch Ihr theueres Leben Ihnen, und Ihrem Gatten zu erhalten.

Iſidora. Ach! Sennor Maradas!

Theodor. Maradas?

Dora. Ja wohl!

Iſidora. Tauſendmal willkommen!

Theodor. Alſo —

Sirius. Guten Abend, Herr König!

Dora. Hätte ich doch in meinem Leben nicht geglaubt, Sie wieder zu ſehen!

Sirius. Ei, Dora! Du biſt ja recht artig herangewachſen.

Iſidora. Lieber Freund! Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Sirius. Wie Sie befehlen!

Dora nahm ihm Stock und Hut ab, und Sirius ließ ſich ohne Bedenken an der Tafel nieder.

Sirius. Wie leben Sie? Doch noch wohl auf?

Iſidora. Ihre dankbare Schuldnerin befindet ſich, dem Himmel ſey Dank! ſehr wohl, wie Sie ſehen.

Sirius. Das freut mich ungemein! — Sie haben, wie ich höre, indeſſen den Herrn Gemahl verlohren? Gott habe ihn ſelig! Er war ein ſcharmanter, ehrlicher, kreuzbraver Herr! nur freilich — kein Gemahl für ein ſo reizendes, junges, liebenswürdiges Weibchen! — Indeſſen werden Sie nun auch im Stande ſeyn, nach eigener Wahl, einen zweiten Gatten zu beglücken. Ich bin ſo frei, die Geſundheit dieſes Glücklichen im voraus zu trinken!

Iſidora. Immer noch ſo ſpaßhaft!

Sirius. Warum nicht? Frohe Laune iſt der beſte Wanderſtab zur Wallfahrt durchs menſchliche Leben, zum Gnadenbilde der Aufloͤſung.

Dora. Das haben Sie auch zu St. Salvator geſagt.

Sirius. Habe ich? — Ach, liebes Kind! ich habe in der Welt ſchon gar vieles mehr als Einmal geſagt.

Theodor. Auch Ihren eigentlichen, wahren Namen?

Sirius. Auch den.

Theodor. Aber uns nicht.

Sirius. Wenn's Zeit iſt, werden ihn der Herr Koͤnig ſchon erfahren.

Iſidora. Heißen Sie nicht Maradas?

Sirius. Fuͤr Sie, ja! Fuͤr dieſen Herrn heiße ich einſtweilen Sirius.

Isidora. Sie haben dazu vermuthlich Gründe, die —

Sirius. Die ſehr wichtig ſind. — Wer wird in der Welt etwas ohne Grund thun? Der wackere Ochino ſagte: Jeder Grund hat einen doppelten Grund. Der wahre und eigentliche Grund aber, iſt der Grund des Grundes. Es iſt damit, wie mit Jakob Böhms Definition der Wiedergeburt, die ſich centraliſch einwärts windet, wie ein Rad. Die ſchönſten Gründe liegen in der Ueberzeugung. Die meinige, liegt jetzt in dieſem Weine. Ich habe dieſe Sorte ſelbſt bei dem ſeligen Herrn Gemahl nicht beſſer getrunken.

Dora. Der ſelige Herr trank nicht viel.

Sirius. Aber vieles. — Sennora Isidora! Was wir lieben!

Iſidora. Herzlich gern! — Lieben Sie denn auch?

Sirius. O ja! und zwar mancherlei.

Theodor. Vorzüglich aber, glaube ich, das Reiſen.

Sirius. Beſſer in der Welt, als im Hauſe. Ein fremdes Pferd und eigene Sporrn machen kurze Meilen. So iſt's bei mir. — Der alte Sänger Roſenblüt ſingt:

Wer reiſet durch viel Leut' und Land,
der wird an vielen Orten bekannt;
er forſcht der Völker Recht und Weiß,
beſieht viel feſte Ort mit Fleiß.
Er fragt nach Regiment und Handthierung,
woher Friede kömmt und Beſchwerung,
wo man im Krieg erlange Beiſtand,
Munition, Geld, und Proviant,
was Gut' und Böſes hat für Ausgang,
und daß man nichts ohne Rath anfang.

-- Wer weit und mit Nutzen reiſen will, muß haben Falkenaugen, Eſelsohren, einen Schweinsrüſſel, einen Eſelsrücken, und Hirſchfüße.

Dora. Sie ſehen ja aber ganz menſchlich aus!

Theodor. Ei, ei!

Iſidora. Dora! —

Sirius. Es hat nichts zu ſagen! Sie iſt naiv. Unrecht hat ſie auch nicht. — Liebes Kind! das iſt alles blos ſymboliſch und ſprüchwörtlich zu verſtehen; denn, wie Du uns hier ſiehſt, — Dich ſelbſt mit eingerechnet, — haben wir alle ziemliche Touren ſchon gemacht; ich aber freilich die ſtärkſten. Als ich vor hundert und funfzig bis zwei und funfzig Jahren in China war — — Aber ſtill! damit ich nicht eins ins andere rede? Herr König! der Schiffer läßt Sie erſuchen, ſich zur Abreiſe nach Korſika fertig zu halten.

Iſidora. So ſchnell?

Sirius. In einigen Tagen gedenkt er in die See zu ſtechen.

Iſidora. Könnten Sie nicht lieber ein eigenes Schiff kaufen, um nach Belieben abreiſen zu können?

Theodor. Ich ſehne mich nach meinen Korſen.

Sirius. Und ſie, ſehnen ſich nach ihrem König. — Lampertini iſt vor zwei Stunden hier angekommen.

Theodor. Lampertini?

Sirius. Er hat Platz in der Wohnung ſeines Königs genommen.

Theodor. Er iſt mir herzlich willkommen!

Iſidora. Das Wohl der Korſen, und ihres Königs!

Sirius. Das klingt hell auf! — Es wird Arbeit geben in Korſika. Die Franzoſen bemächtigen ſich eines Poſtens nach dem andern. — Zondodari ſteht aber noch, wie eine Eiche.

Iſidorens Kammerdiener brachte Briefe an Theodern, die Morgne abgegeben hatte. — Indeß Theodor las, giengen Iſidora und Sirius im Saale auf und ab, und ließen ihn allein. — Nach einer kleinen Unterredung bekam Dora einen Wink, und raſch war ein Papier unter Theodors Briefe geſchoben. Er fand es. —

„Sirius! — Sirius!“

„Was giebt's?“

„Unter dieſen Briefen aus Korſika finde ich einen Wechſel auf dreitauſend Stück Dukaten, und in keinem Briefe iſt derſelbe erwähnt. — Was iſt das?“

„Sollte er etwa —“

„Was meinſt Du?“

„Ich dachte an Tunis.“

„Poſſen!“

„Um Vergebung! Das ſind keine Poſſen.“ —

„Sirius! — Ich ahnde —“

„Was?“

„Es demüthiget mich.“

„Verſtehſt Du nicht aufs Ignoriren? Es iſt ja alles zum Beſten der Korſen.“

„Gut dann! — — Schöne Sennora! Wie könnten wir wohl den Korſen für 3000 Stück Dukaten auf die beſte Art Waffen und Munition verſchaffen?“

„Das will ich beſorgen!“ — ſagte Sirius, nahm den Wechſel, und gieng fort.

Ein Wink, und Dora folgte ihm.

Theodor nahm Iſidorens Hand, drückte ſie feurig, und ſagte:

„Die Korſen ſollen es Ihnen danken!“

Iſidora ſchlug die Augen nieder, und fragte leiſe:

„Durch ihren König?"

Eben wollte Theodor antworten, als Sirius haſtig zurück kam. Iſidora fragte raſch:

„Was giebt es? — Ich leſe in Ihrem Geſicht —"

„Theodor! — ſagte Sirius. — Bitten Sie die Sennora um ein Nachtquartier."

Theodor. Sirius! —

Sirius. Bitten Sie darum!

Theodor. Wie?

Sirius. Es kann nicht anders ſeyn!

Iſidora. Was giebt es? Reden Sie doch!

Sirius. Sennora! Ich bitte für den König um ein Nachtquartier. Seine Perſon iſt in ſeiner Wohnung in Gefahr.

Iſidora. Gerechter Himmel!

Theodor. Was träumſt Du?

Sirius. Ich träume nicht. — Morone hat alles deutlich gehört. Es ſind Genueſiſche Banditen hier.

Iſidora. Hier?

Sirius. In Amſterdam. — Morone hat ſie in einer Kneipe belauſcht.

Iſidora. Sie bleiben hier!

Sirius. Ich gehe in Ihre Wohnung. Morone hat Ihre Leute bewaffnet. Lampertini iſt unterrichtet. — Kommen ſie, ſo ſollen ſie übel empfangen werden. — Ich lege mich dieſe Nacht in Ihr Bette.

Theodor. Sirius!

Sirius. Ich erwarte die Banditen.

Iſidora. Sie wagen unnöthig Ihr Leben!

Theodor. Wozu das?

Sirius. Nur unbeſorgt! — Mir thun ſie nichts. — Mein Leben ſteht im Schutze einer höhern Macht. Ich kann nicht eher ſterben, als bis der Allmächtige mich ſelbſt abruft. O! daß er das thät! — Aber es geſchieht noch nicht. Meine Stundenuhr hat der Ewige umgelegt. Kein Sandkorn verrinnt. Mir ſchaden keine Dolche. Nur die Flammen des Unerſchaffenen vernichten mich, aber mit der Welt zugleich. —

Theodor. Sirius! —

Sirius. Du bleibſt hier.

Iſidora. Sie bleiben bei mir!

Theodor. Ich bin gewarnt, meine Leute ſind bewaffnet; man findet mich nicht unbereitet. Ich trotze den Dolchen der Geneſer.

„Denke, — ſagte Sirius mit erhobener, bedeutender Stimme; — denke an Euridanen!“

Damit verließ er ſchnell das Zimmer. — Theodor wurde nachdenkend. Iſidora ſchellte, gab Befehl, ihre Hausthür zu verſchließen, und ſie keinem Menſchen, als dem alten Sirius, zu öffnen.

Hierauf nahte ſie ſich ihrem Gaſt, fragend:

„Glauben Sie ſich bei mir ſicher?“

„O Iſidora! wie unglücklich bin ich! Entfernt von meinen Korſen, verfolgt von Banditen —“

„Glauben Sie ſich hier, bei mir, ſicher?“

„O ja! — Eine ſo warme Freundin der Korſen kann den unglücklichen König dieſer braven Nation nicht verrathen.“

„Nur an ihr eigenes Herz; und von dieſem hat der König nichts zu fürchten.“

Dora trat ein, ſprach heimlich mit ihr, und beide verließen das Zimmer.

Theodor ſah ſich im Zimmer um; gieng verlegen umher, und trat auch in das Seitenzimmer. Auf Iſidorens Schreibetiſche lagen viele Briefe. Unter dem einen Brief erblickte er die Unterſchrift des Vicekönigs von Mexiko. Einige Briefe waren kouvertirt, geſiegelt, und ſchienen zum Abſenden bereit zu liegen. Einer davon war an den Kardinal Motta, ein anderer an die Gräfin Schaffenberg, adreſſirt. Auf einem aufgeſchlagenen Buche lag ein Dolch. Das Buch war eine Italieniſche Beſchreibung der Inſel Korſika. Ein Paar Piſtolen lagen auf einer Schatulle. An der Wand hiengen zwei männliche Bildniſſe, das eine mit dem Maltheſerkreuz, in Uniform, das andere mit Ordensband und Stern, in Civilkleidern.

Er beſah alles flüchtig und ſchnell, und gieng in's Tafelzimmer zurück.

An der Hausthür wurde heftig geſchellt. Die Glocke durchtönte das ganze Haus. — Unruhig gieng Theodor im Zimmer auf und ab.

Iſidora kam zurück; Sirius folgte ihr. Sie waren im Geſpräch.

„Es kann nicht anders ſeyn!“ — ſagte Sirius, und geſtikulirte ſehr heftig.

„Was kann nicht anders ſeyn?“ — fragte Theodor.

„Deine Sachen, mein König! — fuhr Sirius fort; — werden mit anbrechendem Tage zu Schiffe gebracht. Dahin gehſt Du auch. Es iſt jetzt hier Deines Bleibens nicht mehr. Ich bin von allen genau unterrichtet. Der Franzöſiſche Geſandte hat requirirt. Er verlangt Deine Auslieferung. Die Genueſiſchen Spione ſchwärmen allenthalben um Dich herum.

Man muß zuvorkommen. Sie ſollen die Freude nicht haben, Dich den Korſen zu entreißen. Sie fürchten Deine Zurückkunft nach Korſika. Was ſie fürchten, muß beſchleuniget werden. Hier gilt kein Verweilen mehr!“

Iſidora heftete die Blicke an den Boden. — Theodor ſah, in Gedanken verlohren, ſtarr vor ſich hin.

Sirius gieng raſch auf und nieder, und ſprach fort:

„Ihnen, Sennora! binde ich die Perſon des Königs auf Ihre Seele. Ich kann nicht allenthalben gegenwärtig ſeyn. — Wenn der Hahn kräht, bin ich wieder hier. Wir müſſen zu Schiffe!“

„Aber ich — ?“ ſtammelte endlich Iſidora, und unterdrückte die Folge ihrer Frage.

„Sie werden von dem Manne hören den Sie verehren."

„O! daß ich nicht Zeuge ſeiner Thaten ſeyn kann!"

„Was hindert Sie?"

„Wozu rathen Sie mir?"

„Gehen Sie wenigſtens, einſtweilen, nach Livorno. Dort ſind Sie dem König näher, als hier."

„Kann ich —"

„Bringen Sie Ihre Geſchäfte in Ordnung, und folgen Sie uns dann, wenn Sie wollen."

Wie aus einem Traume erwachend fuhr Theodor raſch auf:

„Ich will zu meinen Leuten!"

„Das kann nicht ſeyn! — ſagte Sirius inponirend. — Du haſt zu viel zu fürchten."

„Ich fürchte nichts.“

„Aber, — fiel Iſidora ein, — Sie ſind bei mir ja weit ſicherer, als in Ihrer Wohnung.“

„Willſt Du Dich denn, fuhr Sirius fort, — geradezu Meuchelmörderdolchen entgegen ſtellen? Das iſt ja Unſinn! Korſika bedarf Deiner. Du mußt Dich den Korſen erhalten. — Oder haſt Du ſchon vergeſſen, was Euridanen geſchah?“

„Das thaten Römer!“

„Dir thun es Genueſer!“

„Euridane war —“

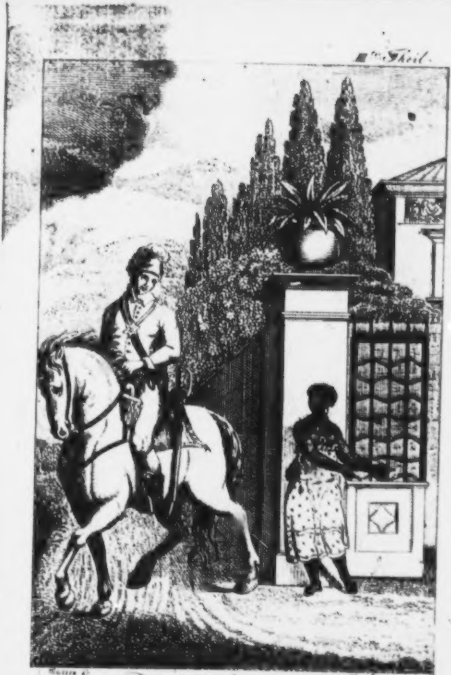
„O! ich bitte Dich! diſputire nicht, und beleidige nicht Deinen Freund, Deine edle Gaſtfreundin. — Oder willſt Du, —“

Mit einem ſtarken Knall verlöſchten die Lichter. Eine bleiche, ganz weiß gekleidete Figur trat in's Zimmer. Ein Dolch ſtak in ihrer Bruſt, und das Blut rann aus der Wunde.

Iſidora ſchrie laut auf, und ſank ohnmächtig in Theodors Arme. — Sirius blieb ſtarr und ſtaunend ſtehen. — Theodor ſah nach der Geſtalt, und ſagte mit bebenden Lippen:

„Dies iſt Euridanens Geſtalt!“

[illegible]ter Theil.



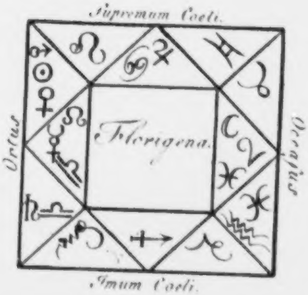
[illegible] sc. [illegible] del.

Nur herein!

Theodor
König der Korſen.

Von dem Verfaſſer des Rinaldini.

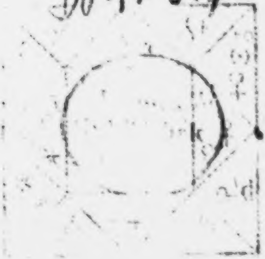
Mit Kupfern.


Supremum Coeli.
Ortus
Florigena.
Occaſus
Imum Coeli.

Dritter Theil.

Rudolſtadt,
bei Langbein und Klüger, 1801.

DD4.347 c



Theodor.

Dritter Theil.

Siebentes Buch.

Wie oft man ſucht, was man gefunden,
eh man es ſelbſt kaum meint und glaubt!
Wie oft, in allzufrohen Stunden,
wird uns des Findens Troſt geraubt!

Die Erſcheinung verſchwand. — Sirius ſchellte heftig. Dora ſprang herbei zu ihrer Frau. Der Alte zündete kopfſchüttelnd und murmelnd die Lichter an.

Theodor, wie gewaltſam aus einem erſchütternden Traum geriſſen, ſprang raſch auf den Alten zu, packte ihn bei der Bruſt, und ſchrie:

„Taſchenſpieler! — Was war das?“

Gelaſſen, aber erſtaunt, fragte Sirius:

„Was willſt Du?“

„Bisher hielt ich Dich nur für einen unſchädlichen Träumer, — ſagte Theodor, indem er die Hand zurück zog; — nun aber ſehe ich, daß Du ein ſchadenfroher Gaukler biſt."

„So?"

„Meinſt Du denn, das Poſſenſpiel könnte mehr, als mich höchſtens überraſchen? Glaubſt Du mich überzeugt zu haben, Euridanens Geiſt ſey mir wirklich erſchienen?"

„Glaube, was Du willſt!"

„Ich habe die Kunſtſtücke ſogenannter Negromanten geſehen, die noch weit auffallender waren, als dieſe Erſcheinung."

„Das glaube ich!"

„Sie haben mich aber nur in Verwunderung geſetzt."

„Das kann ſeyn!"

„Furcht kenne ich nicht!"

„Das weiß ich."

„Was wollteſt Du alſo mit dieſer Farce bewirken?"

„Geſetzt nun auch, — was Du mir aber nicht beweiſen kannſt! — dieſe Farce, — wie Du ſie nennſt, — wär wirklich von mir geſpielt worden, was könnte ſie Dir, was könnte ſie mir ſchaden?“

„Mir, nichts. Dich aber weiß ich nun für das zu nehmen, was Du biſt; für einen Charlatan und Taſchenſpieler.“

„Die Menſchen, lieber Theodor! ſind gebohrene Taſchenſpieler.“

„Keine Gemeinplätze!“

„Wir ſind in einem Privathauſe.“

„Dadurch entwindeſt Du Dich mir nicht. Ich verlange den Endzweck dieſes Poſſenſpiels kennen zu lernen.“

„Iſidoren haſt Du ganz vergeſſen!“

„Du ſuchſt mir auszuweichen!“

„Warum ſollte ich das nicht thun? Du packſt wirklich ſehr unſanft an. — Dir muß man aus dem Wege gehen.“

„Du tratſt mir ſehr myſteriös in den Weg."

„Du glaubſt alſo wirklich, die Geiſtererſcheinung ſey mein Werk?"

„Weſſen Werk ſollte es ſonſt ſeyn?"

„Könnte kein Dritter zwiſchen uns getreten ſeyn?"

„Du willſt mir entgehen."

„Sey doch nicht ſo wunderlich! Der Spaß iſt vorbei, und ich könnte Dir ja einen Endzweck deſſelben angeben, aber ich gebe Dir mein Wort! — Es iſt wahrhaftig das Wort eines ehrlichen Mannes! — Ich war es nicht, der uns dies Schauſpiel gab."

Iſidora war indeſſen wieder zu ſich gekommen. Dora brachte ſie in's Seitenzimmer aufs Bett, und gab ihr Tropfen, die ſie forderte, aus ihrer Schatulle. — Theodor fixirte den Alten. Dieſer blieb ganz unbefangen, und leerte ein Glas Wein.

„Ich bin wirklich ein wenig erſchrocken;" — ſagte er.

„Sirius! — Sirius! — Oder ſoll ich Dich Don Maradas nennen?"

„Wie Du willſt. Ein Name mehr oder weniger, kann mir nicht ſchaden."

„Du willſt, ich ſoll glauben, Du ſeyſt unſchuldig an dem Vorgange?"

„Ja! das will ich, weil es wahr iſt."

„Wahr? — Sirius! wahr?" —

„Vera dico, hoc mihi vitium maxima est, ſage ich mit Terenzens Parmen. Wenn ſich die Wahrheit nennt, verſchließt man ihr die Herbergen. Veritas non quaerit angulos. Ich auch nicht. — Du haſt mich ſehr unfreundlich behandelt, und ich bin unſchuldig."

„Unſchuldig?"

„Innocentiae index, vocis et vultus securitas est. Innocentia in animo consistit. Mein Gemüth iſt ruhig. Die Unſchuld iſt virgo ante partum, in partu, et post partum. Ich kann mir laſſen in die Augen ſehen, und ſehe Dir auch, ganz ruhig, hinein. — Jetzt ſollſt Du mich nicht um Verzeihung bitten, die Zeit wird aber kommen, und meine Unſchuld wird Dir die Abbitte abdringen. — Laß uns nicht ungalant ſeyn!“

Damit eilte er in's Nebenzimmer, nahte ſich dem Bette, ergriff Iſidorens Hand, fühlte ganz bedächtlich nach dem Pulſe, und fragte:

„Wie befinden Sie ſich?“

„Beſſer, als vorhin!“ — antwortete Iſidora mit ſchwacher Stimme.

„In Ihrem Hauſe, — fuhr Sirius fort, — iſt ein Hokuspokusmacher; den müſſen wir kennen lernen. Der Kerl hat mich und meinen königlichen Freund beinahe entzweit. Wär ich hitziger, oder wenigſtens eben ſo hitzig geweſen, als er, ich glaube, es hätte ein Duell gegeben. Aber das Aufbrauſen taugt nichts. Es erbittert nur, und verſchlimmert.“

„Sie glauben alſo — “

„Es hat uns jemand geneckt.“

„Wie?“ —

„Auf eine fatale Art. — Nicht wahr, Herr König?“

Theodor war herbei getreten. Iſidora fragte:

„Was ſagen Sie dazu?“

Theodor. Daß dieſe Neckerei, um Ihrentwillen, mir ſehr leid thut.

Sirius. Es war ein einfältiger Spaß, das muß ich ſelbſt ſagen!

Iſidora. Wenn man den Urheber herausbringen könnte —

Sirius. Ich garantire ihm eine derbe Tracht Schläge, von mir ſelbſt. Und ich hoffe, ſogar der Herr König würden ein wenig mit zuſchlagen.

Dora. Ich auch.

Sirius. Nun! ſo kann er ſich dem Himmel befehlen. — — Jetzt gehe ich. Sie werden ſich wieder erholen, und ich laſſe Sie in guter Aufſicht. — Herr König! mit Tages Anbruch geht es zu Schiffe.

„Wo iſt er?“ — ſchrie eine Stimme; und die Thür des Tafelzimmers wurde aufgeriſſen.

„Was giebt's wieder? — fragte Sirius, und eilte dem Rufenden entgegen. — Wer wird geſucht?“

„Der Betrüger!“

„Oho!“

„Der Verführer der Korſen!“

„Mäßigen Sie ſich!“

Theodor wollte in das Zimmer eilen. Dora hielt ihn zurück.

Sirius fragte den Lärmer:

„Wer ſind Sie?"

„Ein Genueſer;" — war ſeine trotzige Antwort.

„Was haben Sie hier, in dieſem Hauſe, zu thun?"

„Sie hören, wen ich ſuche."

„Wer ſagt Ihnen, daß der hier iſt, den Sie ſuchen?"

„Ich weiß es."

„Das iſt keine Antwort."

„Warum verkriecht er ſich?"

„Das thut er nicht. — Suchen Sie ihn in ſeiner Wohnung auf."

„Dort iſt er nicht."

„Woher wiſſen Sie das?"

„Lampertini, der Korſe, kann es beweiſen. Er liegt in ſeinem Blute —"

„Menſch!" — ſchrie Sirius, und griff an den Degen.

Der Genueſer zog ſogleich ſeinen Degen, und ſtellte ſich in Poſitur. Sirius zauderte nicht, und zog auch.

„Bandit!" — ſchrie Theodor, riß ſich von Dora loß, ſtürzte in das Zimmer, packte den Genueſer raſch bei der Bruſt, und entwand ihm den Degen.

Der Genueſer taumelte zurück, und zog ſchnell ein Terzerol. — Sirius ſprang auf ihn zu, unterlief ihn, und der Schuß gieng in die Decke des Zimmers. — Iſidora und Dora ſchrieen laut auf, und nach Hülfe.

Im Nu hatte Sirius ein Piſtol aus der Taſche gezogen, und ſetzte es dem Genueſer auf die Bruſt.

Iſidorens Kammerdiener ſtürzte in's Zimmer, und ſchrie:

„Es kömmt Wache!"

„Wache?" — fragte Iſidora zitternd.

„Und wenn der Teufel käm! — ſchrie Sirius; — Der Genueſer muß ſterben!"

Iſidora ſprang auf, riß Theodorn in's Zimmer, zog ihn nach ſich, — Dora, mit ihr, — über einen Saal, eine Treppe hinab, zu einer Hinterthür des Hauſes. Hier ſchoben ſie ihn hinaus auf die Straße, und Iſidora ſchrie ihm zitternd nach:

„Retten Sie ſich!"

Er eilte in den Hafen. Hier fand er Morone, und ſeine Sachen auf dem Schiffe. Den verwundeten Lampertini brachte man gleichfalls auf das Schiff. — Der Tag brach an, und das Schiff ſtach in die See *). Ein zweites Schiff folgte ihm nach.

---

*) Den 13. Mai 1738.

In der Gegend von Sardinien wurde eine Verſchwörung entdeckt. Ein Matroſe rettete dem König das Leben. Die Verräther wurden in Ketten gelegt, und in Korſika erſchoſſen.

Die Korſen empfiengen ihren König und die längſt erſehnte Hülfe mit Entzücken. Suſini, Panſani, und andere Häupter der Korſen, kamen nach Soracco *). Theodor gab ihnen ein Verzeichniß der mitgebrachten Sachen **), und ſtellte ihnen ſeine geworbenen Leute vor.

---

*) Den 13. September 1738.

**) Dieſes Verzeichniß theilt Iaussin Mem. T. II. p. 265 mit. — Uebrigens war Theodors Ankunft den Franzoſen ſehr ungelegen, und ihre Furcht für ſeinetwegen bezeugt das Manifeſt des Generals Boiſſeaux, das derſelbe unterm 31. Okt. (T. II. p. 286.) an die Korſen erließ.

Eben damals liefen vier mit Salz und Eiſen beladene Neapolitaniſche Barken in den Hafen ein. Dieſe wurden von dem König auf 6 Monate, jede für 300 Dukaten, in Dienſte genommen.

Sobald Ornano angekommen war, wurden die Kriegsoperationen verabredet, die mitgebrachten Offiziere wurden unter die Truppen vertheilt, und die Korps brachen gegen Bonifazio und Ajazzo auf. Theodor ſelbſt gieng zu Schiffe vor Porto Vecchio, welches Zondodari auf der Landſeite angreifen ſollte. In dem Hafen von Porto Vecchio lagen drei Genueſiſche Galeren, und Theodor gieng vor Ajazzo. Ein Mißverſtändniß aber machte, daß er zurückgieng, und die vier Neapolitaniſchen Barken wurden von Genueſiſchen und Franzöſiſchen Schiffen genommen, und nach Baſtia gebracht, von wo der Franzöſiſche General die Mannſchaft als

Kriegsgefangene nach Toulon ſchickte. — Dieſes Unglück nöthigte den König, wieder nach Soracco zurück zu gehen.

Hier ſtieg er an's Land, zog die nächſten Truppenkorps zuſammen, und gieng damit auf ein Franzöſiſch-Genueſiſches Korps loß. Bei Cremo wurde geſchlagen. Das Gefecht war hart; man focht von beiden Seiten mit der heftigſten Erbitterung; endlich aber behielten Theodor und die Korſen das Feld, und trieben den Feind weit zurück.

Theodor hatte kaum auf dem Siegesfelde ſein Lager aufgeſchlagen, als der alte Aſtramonte bei ihm erſchien.

„Habe ich es nicht geſagt, — ſagte er, — daß Du wieder kommen würdeſt? Sey gegrüßt! Sey willkommen auf Korſika!“

„Wie geht Dir's, ehrlicher Aſtrolog?“

„Wie es den Aſtrologen geht!“

„Wie?“

„Immer gut.“

„Da biſt Du zu beneiden!“

„Du mußt aber auch wiſſen, daß meine beſchränkten Wünſche nur allzuleicht zu erfüllen ſind. Bei Waſſer, Brod, und Kräutern läßt man wohl jeden Menſchen; aber die Menſchen begnügen ſich nicht alle damit.“

„Haſt Du meinetwegen die Sterne gefragt?“

„Ja.“

„Was ſagen ſie?“

„Willſt Du es wiſſen?“

„Ich frage.“

„Sie ſagen, Du würdeſt uns wieder verlaſſen müſſen“ —

„Wieder?“

„— aber auch wieder kommen.“

„Und dann?“

„Weiter habe ich noch nicht gefragt.“

Theodor beſchenkte den Alten mit einem ſchönen Fernrohr, und dieſer gieng vergnügt von ihm.

Den folgenden Tag erſchien Helene, und brachte ihrem König ein kleines, ländliches Geſchenk. Dieſer nahm es an, und bezahlte es gut.

„Wie geht es Dir?“ – fragte er ſie.

„Recht gut.“

„Auch gut? — Das iſt ſchön!“

„Ja wohl iſt's ſchön! — Agoſtino iſt nun mein Mann; und ich habe einen guten Mann an ihm. Er liebt mich, arbeitet fleißig, und wir leben recht vergnügt mit einander.“

„Ich wünſche, daß Du das bis an's Ende Deines Lebens ſagen kannſt.“

Helene küßte ihm die Hand, und ſprang luſtig und froh, mit einem:

„Gott ſegne den König!“

davon.

Theodor ſtreckte ſich aufs Lager, und dachte dem allen lebhaft nach, wozu ihm ſeine Lage Stoff ſo reichlich gab. Nach den Sorgen für ſein Reich giengen die Bilder von Florigenen und Iſidoren vor ſeiner Fantaſie vorüber; und auch Sirius blieb unvergeſſen.

Er ſprach mit ſich ſelbſt:

„Ob Sirius wohl wirklich unſchuldig war? — — Sollte Iſidora etwa ſelbſt —? Aber, wozu? Und, ihre Ohnmacht, ihre Verlegenheit? — Nein! Dieſer Verdacht iſt ungerecht. — Ihre Leute? — Hm! — Der Genueſer? — Der? — Vielleicht dieſer! — — Und Florigena? Mein Kind? Ob ſie noch in Livorno ſind?“

Morone trat ein, und brachte einen Brief, den Zondodari ſchickte. Floligena hatte den Brief geſchrieben, und meldete ihm, daß ſie im Begriff ſey, ſich nach Korſika einzuſchiffen.

Erfreut gieng er im Zimmer auf und nieder. So fand ihn Ornano.

Er brachte Proklamationen, Manifeſte, Warnungen, die mitunter ſehr heftig und ſtreng waren *), der Genueſer und Franzoſen,

---

*) So heißt es z. B. in einer Proklamation des General Boiſſieux: (Iaussin: Mem. T. II. p. 288.) „Declarant au surplus que les maisons ou le dit Theodore et ceux de sa suite pourroient dorenavant prendre leur retraite, seront rasées, et les proprietaires punis comme criminels d'Etat, meme les habitans des Communautes et Pieves où ils seront reçus, ou qui auront à l'avenir commerce avec lui, soit personnellement ou par écrit etc."

an die Korſen, und ſtattete Berichte über verſchiedene Vorfälle ab. Es wurde mancherlei verabredet, und Ornano kehrte auf ſeinen Poſten zurück.

Die Ankunft eines Schiffes wurde einige Tage darauf dem König gemeldet, und dieſe Nachricht war kaum eingegangen, als Freund **Sirius** ſich einſtellte. Er ſetzte ein Käſtchen auf den Tiſch, und ſagte:

„Das haben Sie uns laſſen müſſen! und mich Dir auch. — Sey mir herzlich gegrüßt, Herr König!“

„Willkommen!“

„Sind wir wieder gute Freunde?“

„Was iſt in dem Käſtchen?“

„Reiſegeld für Dich.“

„Reiſegeld?“

„Nun ja doch! — Es ſcheint, nemlich, noch nicht Zeit zu ſeyn, in Korſika zu bleiben.“

„Ja, wahrhaftig! Da haſt Du recht. So ſcheint es. — Aber es kann ſich dennoch noch geben.“

„So iſt das Geld auch zu gebrauchen. — Es iſt der Wechſel der Signora Iſidora, in baare Dukaten umgeſetzt. Einige davon habe ich gebraucht. Die andern liegen in dem Käſtchen.“

„Und Iſidora?“ —

„Iſt Florigena hier?“

„Noch iſt ſie in Livorno. — Wie kömmſt Du auf dieſe Frage?“

„Auf eben die Art, wie Du auf die Deinige kamſt.“

„Wie ſteht's in Amſterdam?“

„Dort ſteht alles auf Waſſer. — Eine fatale Stadt!“

„Mir kann ſie auch nicht gefallen.“

„Das läßt ſich denken, begreifen, und glauben.“

„Du haſt mir doch wohl mancherlei zu erzählen?“

„Das verſteht ſich.“

„So erzähle.“

„Ohne Wein?“

„Den ſollſt Du haben.“

„Ich komme vom Waſſer, und bin dennoch durſtig. — Dieſes Glas leere ich auf Deine Geſundheit. — Dieſes Glas auf die meinige, und nun erzähle ich. — Alſo, noch einmal nach Amſterdam zurück! — Als Iſidorens Kammerdiener ſchrie: Die Wache kömmt, bekam der Genueſer wieder Muth. Er wollte ſich ſpreizen, aber ich hielt ihn feſt, und als ich mit dem Hahne knackte, fiel er vor mir nieder, und bat um Pardon.“

„Der Bube!“

„Ein verdammter Kerl!“

„Schoßſt Du ihn nieder?“

„Nein.“

„Aber warum nicht?“

„Ei! den Teufel auch! — Es war nicht im freien Felde. Die Wache war anoncirt, und ich — bin kein Freund von Kerkern.“

„Die Wache kam?“

„Kam nicht.“

„Sie kam nicht?“

„Entweder hatte der Kerl eine Patrouille für Wache für uns angeſehen, oder er hatte es in der Angſt geſagt, oder er ſtak mit dem Genueſer unter Einer Decke; welches mir das Wahrſcheinlichſte iſt; denn wie wär der Bube ſonſt in's Haus gekommen, da Iſidora befohlen hatte, für jedermann, mich ausgenommen, die Thür verſchloſſen zu halten?“

„Ja, da haſt Du recht!“

„Nicht wahr?“

„Es iſt ſehr wahrſcheinlich!“

„Alſo —"

„Weiter!"

„Alſo, der Genneſer bat um Pardon. — Ich ſammelte mich, und ſagte: Ich erwarte die Wache. Aber, wie geſagt, ſie kam nicht. — Indeſſen kam Iſidora zurück. Sie winkte mir, mir zu ſagen, Du ſeyſt in Sicherheit. Ich nahte mich ihr kaum, als der Genneſer das Tempo erſah, aufſprang, und davon lief."

„Verdammt!"

„Ich ſchrie dem Kammerdiener zu, ihn aufzuhalten, aber — es geſchah nicht. Ein zweiter Beweiß für die Richtigkeit meiner Vermuthung. — Ich eilte nun in Deine Wohnung. Dort war alles leer. Der Mörtgen machte mir Deine Abfahrt aus Amſterdam gewiß, und ganz froh eilte ich zu Iſidoren, ihr dieſe Nachricht zu überbringen. Ich fand ſie noch im Bette. — Mit mir läuft keine Schöne Gefahr, und wenn ſie — auch nicht im Bette läg. Ich nahm bei ihr das Frühſtück ein, und fieng ganz caute an zu ſondiren, wegen der Erſcheinung. Aber ich konnte nichts herausbringen.“

„Wie? — Du glaubſt alſo, Iſidora wiſſe davon?“

„Es war mir wahrſcheinlich. Doch kann ich mich auch irren.“

„Aber —“

„Wär der Genueſer nicht gekommen, Du wärſt bei ihr geblieben. Sie iſt in Dich verliebt.“

„Glaubſt Du?“

„Das iſt Gewißheit, oder — ich habe die Weiber nicht kennen lernen.“

„Aber — die Ohnmacht?“

„Auf dem Theater fällt man in Ohnmacht, ſo oft es der Dichter haben will. Auch außer dem Theater kenne ich Weiber, die ſich darauf ganz ſcharmant verſtehen, zu rechter Zeit in Ohnmacht zu fallen.“

„Wenn aber —“

„Wenn die Ohnmacht der Signora wirklich natürlich war, ſo glaube ich auch beinahe, daß ſie nichts von der Erſcheinung gewußt hat. Gewiß will ich es aber doch nicht behaupten. Es gab Leute, die die Götzen anbeteten, die ſie ſelbſt ausgeſchnitzt hatten, und es giebt noch welche, die es thun; — warum ſollte man nicht auch in Furcht vor Schreckgeſtalten gerathen können, mit denen man andere ſchrecken will? — Wie ſo mancher iſt ſchon in ſein eigenes Schwerd gefallen!“

„Geſetzt aber nun —“

„Was?“

„Iſidora wußte kein Wort von der Farce?“

„So wußte wenigſtens ihr Kammerdiener davon. — Er war den Tag darauf verſchwunden, und hatte noch dazu, wie Iſidora glaubte, etliche Pretioſa mit auf die Reiſe genommen.“

„Ich geſtehe Dir aufrichtig —!“

„Daß Du mich im Verdacht hatteſt? Das haſt Du mir ſchon, und zwar ziemlich unhöflich, geſagt. Könnteſt Du aber dieſen Verdacht noch immer hegen, ſo könnte ich Dich auf der Stelle verlaſſen, und würde nie wieder zu Dir kommen. Verdacht und Argwohn kränken einen ehrlichen Mann. Qui non est malus non solet de aliis suspicari malum. Optimus quisque minus est suspicax. Das laß Dir geſagt ſeyn! — — Ich bin an jener Erſcheinung ſo unſchuldig, als an der Zerſtöhrung der Stadt Jeruſalem.“

„Nur ruhig! — Ich glaube es.“

„Das

„Das will ich auch hoſſen."

„Sey ruhig deshalb, bitte ich Dich!"

„Das will ich ſeyn."

„Wo kam aber Iſidora hin?"

„Als ſie erfuhr, Dein Schiff ſey mit Dir abgeſegelt, fragte ſie mich. Reiſen Sie dem König nach? — Ich ſagte: Ja. — Sie fieng an, wie ſie ſagte, Amſterdam unerträglich zu finden, und ich gab ihr den Rath, den Ort zu verlaſſen. — Ich will nach Italien gehen; ſagte ſie. — Dahin gieng ich ſelbſt; antwortete ich ihr. — Nach Neapel? nach Rom? nach Livorno? — Es iſt allenthalben ſchön in dem Lande, wo die Citronen blühen. — Das war mein Rath; und ſie iſt nach Italien gegangen."

„Nach Livorno?"

„Vermuthlich."

„Woher vermutheſt Du das?"

„Weil ſie dieſen Ort zuletzt nannte. — Sieh! — Wenn die Weiber Alternative ſetzen, nehmen ſie gewöhnlich immer das letzte.“

„Wenn ſie dort mit Florigenen bekannt würde?“

„Das gäb Situationen zu neuen Ohnmachten!“

„Ernſthaft!“

„Ernſthaft genug, wenn es ernſtliche Ohnmachten ſind.“

„Was iſt zu thun?“

„In dieſer Sache, — meiner Meinung nach, — gar nichts. Man läßt alles gehen, wie es gehen will.“

„Ach!“ —

„Und O! dazu.“

„Die Sache der Korſen —“

„Muß Dir freilich ſehr am Herzen liegen, aber näher daran liegen einem doch immer die Weiber. Man rückt ſo lange zu, —“

„Bis man liegt.“

„Man liegt ſchon! — Bis man nicht mehr zurücken kann.“

„Es iſt hier auf der Inſel nicht alles, wie es ſeyn ſollte.“

„Das glaube ich!“

„Die Franzoſen haben alle Hauptſtädte und Plätze beſetzt. Den Korſen bleiben nur ihre Berge.“

„Es iſt doch etwas.“

„Wir ſind zu ſchwach, zu ſehr vertheilt, um etwas Bedeutendes unternehmen zu können. — Ich bin gezwungen, Korſika wieder zu verlaſſen, und thätigen Beiſtand bei irgend einer Macht zu ſuchen.“

„Du mußt am beſten wiſſen, was Du zu thun haſt.“

„Lies dieſe Proklamationen gegen mich und gegen die Korſen.“

„Sie ſind ſtark!“

„Die Banditen der Genueſer ſind auf den Beinen.“

„Wie immer.“

„Selbſt unter den Korſen giebt es ſchlechtdenkende Buben.“

„Arme Teufel noch dazu!“

„Der Preiß, der auf meinem Kopfe ſteht —“

„Hält das Gewicht dieſer Schatulle.“

„Es iſt ein halbes Wunder, wenn ich entkomme.“

„Ein ganzes wird es, wenn Du bleibſt.“

„Meine Lage iſt, wie Du ſiehſt, ſehr ſchlimm.“

„Der heil. Laurentius lag noch ſchlimmer, als er auf dem glühenden Roſt lag. Er blieb aber dennoch gelaſſen, und ſagte: Legt mich nun auf die andere Seite; die eine iſt genug gebraten. — Nimm Dir daran ein Beiſpiel. Man kann in der Welt nicht immer weich liegen. — Das Streben nach Kronen erfordert ein wenig ein ſtarkes Ausſtrecken. Wenn man nicht zu ſolchen goldenen Hauptzierden gebohren iſt, ſtirbt man auch ſelten drinne. — Pfalzgraf Friedrich war gewiß ein wackerer und vermögender Herr, er vermochte es aber dennoch nicht, ſo ſehr auch Herzog Chriſtian von Braunſchweig der gute Freund ſeiner Gemahlin war, die Böhmiſche leidige Krone zu behaupten. Wallenſtein ſtreckte ſeine Hand auch nach dieſer Krone aus, aber er verlohr ſie darüber, mit ſammt dem Leben. — Glaube mir, es paſſen nicht alle Köpfe in dieſen goldenen Reif! — Deine Krone haſt Du ohne Verbrechen erhalten. Du haſt keinen Beſitzer derſelben tod geſchlagen, alſo hoffe ich, daß Du ſie auch ruhiger beſitzen wirſt, als z. B. Kronvell die ſeinige beſaß. Wenn man dieſen Mann nur anſah, mußte man auch gleich bei ſich ſelbſt ſagen: Nein! um ein ſolches Geſicht zu bekommen, möchte ich nie eine Krone rauben! — Du hingegen, mein lieber Theodor! ſiehſt ganz gut und männlich aus, wie einer, der ein recht gutes Gewiſſen hat. Das ſieht man Dir aber auch an, daß Du Kummer haſt."

„Das glaube ich!"

„Du haſt Dich freilich in ein gewagtes Spiel eingelaſſen."

„Wohl wahr!"

„Das Du aber dennoch ausſpielen mußt. Wer mit kegeln will, muß auch mit aufſetzen. Darnach nun das Spiel iſt, wählt man Herzen, oder Schellen. Der letzte Trumpf entſcheidet!"

„Ja wohl! ja wohl!"

„Die Deutſchen haben ein Sprüchwort, das heißt: Es kann nicht jeder mit der Welſchen Karte ſpielen. Du ſpielſt jetzt damit."

„Ein gutes Spiel muß bald enden."

„Wer zuletzt gewinnt, lacht. — Was Du an's Spiel geſetzt haſt, kannſt Du verſchmerzen, und wenn Du es auch wirklich verlieren ſollteſt."

„Die Lacher ſind dann gewiß nicht auf meiner Seite!"

„Ach, lieber Freund! Das Lachen hat auch ſeine Zeit. — Meinſt Du denn, daß die Korſen lachen werden, wenn man über Dich lacht?"

„Sie ſind, wie ich, zu beklagen. — Warum mußte ſich auch Frankreich in Korſika's Angelegenheiten miſchen? Was haben die Korſen gethan, daß Frankreich ſie mit einſchmieden helfen will?"

„Das wird Frankreich mit der Zeit, wie man zu ſagen pflegt, zu Haus und zu Hof kommen. Es wird den Korſen ſicher ein Rächer gebohren.“

„Warum ſoll ich das nicht ſeyn?“

„Das kannſt Du ja noch nicht wiſſen.“

„Wenn nur England mir beiſtehen wollte!“

„Wenn Eliſabeth dort noch regierte, geſchäh es vielleicht. Du haſt Glück bei den Weibern.“

„Darum habe ich kein anderes. — Was helfen mir die Weiber?“

„Sie thun, was ſie können. — Iſſidorens Vermögen iſt in Deiner Gewalt; ſie iſt es ſelbſt. Nimm, was Du bekommen kannſt.“

Ein Adjutant brachte Briefe von Zondodari. Theodor gab Antwort zurück, und indeſſen ſpatzierte Sirius in der Gegend umher.

Als der Adjutant fort war, gieng er wieder zum König, den er sehr gedankenvoll fand. Er leerte einen Becher auf Isidorens Wohlseyn, und setzte ganz gelassen hinzu:

„Sithina soll auch leben!“

Er hatte diese Gesundheit kaum getrunken, als Theodor schnell aufstand, und nach dem Degen griff. Sirius sah ihn bedenklich an, und fragte:

„Was soll's geben?“

„Ich werde von dem Feinde angegriffen werden, und will ihm zuvor kommen.“

„Recht so! — Das ist die Manier aller großen Feldherrn. Herzog Bernhard von Weimar pflegte zu sagen: Ich steche, ehe ich gestochen werde.“

„Willst Du mich begleiten?“

„Ich bin kein Soldat. — Deine Schatulle aber will ich indessen bewachen.“

Theodor rückte mit ſeinem Korps vor, und griff die Verſchanzungen der Genueſer an. Sie wurden erobert. — Der Feind zog ſich zurück.

„Das Te Deum ſinge ich von Herzen mit!“ — ſagte Sirius.

Den folgenden Tag wurde dem König gemeldet, es ſey eine Barke von Tunis in den Hafen eingelaufen. Der Tuneſiſche Kapitain brachte dem König einen Brief von dem Dey, dem verſchiedene Geſchenke beigefügt waren.

„Der Dey denkt honett, — ſagte Sirius. — Das iſt nicht die Manier aller kurirten Kranken. Der Arzt wird immer vergeſſen, wenn die Gefahr vorbei iſt.“

„Wie lebt der Dey?“ — fragte Theodor den Kapitain.

„Wohl und geſund;“ — war die Antwort.

„Und die Seinigen?“

„Sind auch wohlauf.“

„Was macht der alte Jſſuf?“

„Er lebt noch, und läßt Dich grüßen.“

„Erinnerte ſich meiner ſonſt noch jemand in Tunis? — Wie lebt — Sithina, die Tochter des Dey?“

„Gleich nach Deiner Abreiſe gab ſie der Dey dem Anführer ſeiner Leibwache, Murad, der ihm in jener Rebellion das Leben rettete, zum Weibe. — Sie iſt Mutter eines liebenswürdigen Kindes, das der Großvater ſehr gern um ſich hat.“

„Ja! — fiel Sirius ein; — das iſt ſo gewöhnlich die Art der Großväter.“

Theodor fragte weiter:

„Iſt Sithina glücklich?“

„Warum ſollte ſie es nicht ſeyn? Ihr

Gemahl hat neben ihr nur drei Sklavinnen. Du weißt, daß wir die Weiber, wenn ſie nicht die unſerigen ſind, weder ſehen noch ſprechen."

Theodor ließ den Kapitain wohl bewirthen, und ſchickte ihn mit Briefen und kleinen Gegengeſchenken an den Dey zurück.

„Sithina iſt gut davon gekommen!" — ſagte Sirius.

Theodor ſparte die Antwort auf dieſe Bemerkung. Sirius fuhr fort:

„Wenn ſie aber wieder krank wird, —"

„So wird ſich auch ein Arzt finden;" — fiel Theodor ein.

Gegen Abend äußerte Sirius, er werde morgen nach Livorno abſegeln. Theodor gab ihm Geld und Briefe an Florigenen mit, und er nahm Abſchied.

„Lebe wohl, edler Theodor! und ſey glücklich in Deinen Wünſchen und Hoffnungen. Tibi multifora tibia buxo solenne canit. Du kennſt ja die Korſen, und ihre Muſik. Ich empfehle Dich der heil. Fortuna. Vitam regit fortuna, non sapientia. — Ich kenne einen gewiſſen Fürſten, den ich aber nicht nenne, weil er noch lebt; dieſer iſt mein guter Freund, und führt, unter andern Dingen, auch einen halben Mond im Wappen. Dazu ſchrieb ich einſt. Gott gebe, daß er nie voll werde! — Der Fürſt fragte: Warum? — Weil er ſonſt wieder abnehmen müßte, war meine Antwort. — Ueberlaß Deine Sache der Frau Fortuna und dem Himmel. Nimm's wie's fällt, und wünſche nie zu viel. Es geht mit dem Glück wie mit den Speiſemeiſtern auf der Hochzeit zu Kana. Erſt gaben ſie den ſauern, und als die Gäſte trunken waren, den ſüßen Wein. — Die Legende ſagt, St.

Peter gewährte einer Frau drei Wünſche, deren Erfüllung er garantirte. Die Frau voll Vergnügen wünſchte ſich 1) ein ſchönes, goldgelbes Haar, 2) eine Bürſte dazu. „Ei! ſo wollte ich, daß Dir die Bürſte anderswohin fahren müßte!“ — ſchrie der Mann erzürnt. Das geſchah leider auch! — Was war zu thun? Die Frau mußte 3) die Bürſte wieder von ſich wegwünſchen, und ſo waren die drei Wünſche dahin. — Lebe wohl Theodor! und denke an die Frau mit der Bürſte.“

„Verhehle, bitte ich, Florigenen meine Lage!“

„Was ſie nicht ſchon weiß, ſoll ſie durch mich nicht erfahren.“

„Und ſprichſt Du Iſidoren —“

„So ſpreche ich ſie um Geld an.“

„Das verbitte ich.“

„Ei! was da! Sie muß das Vergnügen, einen König zu lieben, bezahlen. Dar-

Aber wird ſie gar nicht gefragt. Seltenheiten müſſen honorirt werden, quantum satis. Du ſollſt nichts annehmen; Deine Delikateſſe ſoll geſchont werden. Ich nehme es, und bringe Dir's. Sie iſt reich, und wer reich iſt, muß geſchröpft werden. Wer Haare hat, dem ſchneidet man ſie ab. Die Kahlköpfe können keinen Beitrag zu Perücken liefern. Benedictus pater qui propter nos et nostram salutem descendit ad inferos! ſagte ein Sohn bei dem Tode ſeines Vaters, der ein Geizhals der erſten Sorte geweſen war. Was genährt iſt, muß abgeſchlachtet werden. — Laß Du mich nur machen! Wir wollen ihr ſchon, mit Manier, hinter die Diamantgrubendukätchen kommen, die ſie auch nur ſo im Schlafe gewonnen hat; denn weiter hat ſie bei ihrem Manne nichts gethan.“

„Jetzt biſt Du einmal recht im Text!“

„Bringe mich nicht heraus. Das kann kein Pfarrer leiden, geſchweige denn ich.“

„Das iſt viel!“

„Das iſt wenig. Wenn ich einmal recht aufgelegt und bei Laune bin, will ich Dir noch weit mehr ſagen. Jetzt bin ich nicht recht im Fluſſe.“

„Du überſtrömſt ja!“

„Das glaube ja nicht! Ich kenne meine Ufer. Maaß und Ziel muß der Menſch halten, ſo wie in allen Dingen, alſo auch im Reden. Aus dem Reden erkennt man die Menſchen; wer richtig denkt, ſpricht auch richtig. Wie einer geſinnt iſt, ſo iſt er auch geſchnäbelt. Den Vogel erkennt man am Geſang, den Topf am Klang. Oratio animi vultus est. Im Spiegel ſieht man des Menſchen Geſtalt, im Reden ſeinen Verſtand. Oratio ab animo colorem sumit, ſagte einſt

Se

Seneka zu mir, als ich mit ihm über dieſes Kapitel ſprach.“

„Du biſt wieder recht artig in den Text gekommen!“

„Bin ich?“

„O ja!“

„Das iſt mir lieb!“

„Alſo — Reiſe glücklich! und laß mich dich bald wieder ſehen.“

„Wenn's möglich iſt. — Apropos! Du haſt mir nichts an die freundliche Flora mitgegeben. Das geht nicht an! — Du biſt in ihrer Schuld. In Tunis war ſie —“

„Hier iſt etwas für ſie.“

„Gut! — Ich will's ihr heimlich geben. — Das arme Ding! ſakrifizirt ſich jetzt. Wenn ſie nur ſo klug iſt, ſich ſchadloß zu halten.“

„Sie bedarf dieſen Rath gewiß nicht.“

„Sacra res est consilium. Non omnia omnibus conveniunt; von Dir würde ſie dieſen Rath nicht verlangen. Ich kann ihn ihr mit gutem Gewiſſen geben. — Das iſt ein ſchlechter Fuhrmann, der nur Einen Weg weiß. Ich weiß, was ich an ihrer Stelle thät."

„Sie wird's ohnehin thun."

„Daran thut ſie wohl!"

„Graf Coſta ſtand auch in ihrer Gunſt."

„So?"

„Sie hat mir es ſelbſt geſagt."

„Da ſiehſt Du, wie aufrichtig ſie iſt! Die Aufrichtigkeit iſt ein Talisman, den man immer bei ſich tragen ſollte."

„Gute Nacht, ehrlicher Sirius!"

„Ehrlich bin ich. So ſollſt Du mich ſtets finden. — Gute Nacht! und einen guten Morgen!

Theodor war kaum den folgenden Tag erwacht, als er nach Sirius fragte. Sein Schiff hatte die Anker gelichtet, und er war abgeſegelt.

Helene trat ein. Sie ſah ſich forſchend und bedenklich allenthalben um. Theodor fixirte ſie, und fragte:

„Was ſuchſt Du, Helene?“

„Sind wir allein hier?“ — fragte ſie.

„Ganz allein.“

„Es kann uns doch niemand ſprechen hören?“

„Schwer!“

„Ich will leiſer ſprechen.“

„Was haſt Du?“

„Herr König! ich muß Euch etwas entdecken.“

„Mir?“

„Ja!“

„Hat Dir Dein Mann übel begegnet?“

„Ach nein! der iſt gar gut!" —

„Nun? Was iſt es denn, das Du mir zu ſagen haſt?"

„Es betrifft Euch."

„Mich?"

„Ich habe, was ich Euch ſagen will, mit meinen eigenen Ohren gehört."

„Rede!"

„Man will Euch an die Franzoſen verrathen."

„Glaube das ja nicht!"

„Ja, ja! Es iſt gewiß. — Ich war im Walde, und ſammelte dürres Holz ein. Da kamen ein Paar von Euern Leuten, und ein Paar Franzoſen. Sie ſahen mich nicht. Ich ſtak hinter einem Baum. Sie ſprachen davon. Die Franzoſen gaben Geld; und [illegible] Handel wurde richtig."

„Haben Sie einen Tag beſtimmt?"

„Je eher, je lieber, hieß es."

Theodor drückte ihr die Hand, und in die Hand eine Börſe, indem er ſagte:

„Ich danke Dir!“

„Herr König! das iſt zu viel.“

„Nicht genug.“

„Ach! — Ich bitte Euch! — Ich weiß ja gar nicht, wie ich Euch danken ſoll!“

„Es iſt ſchon geſchehen, gutes Weibchen!“

„Ich will recht herzlich für Euch beten, daß Euch die böſen Menſchen nichts anhaben können.“

Theodor wollte antworten, als Aſtramonte erſchien. Er drückte Helenen ſchweigend die Hand, ſie küßte die ſeinige, und gieng.

Aſtramonte ſah ihn bedenklich an, und ſagte:

„Dir droht Gefahr; das habe ich in den Sternen geleſen; und die Gefahr iſt nahe.“

„Ich kenne ſie ſchon?“

„Du kennſt ſie?“

„Man will mich an Korſika's Feinde verrathen. — Werde ich der Gefahr entgehen?“

„Ich glaube.“

„O Aſtramonte! Dieſe Korſiſche Krone —“

„Iſt kein Nepenthe.“

„Sie iſt eine Laſt, die mich zu Boden drückt.“

„Das glaube ich Dir.“

„Ich muß dieſe Inſel abermals verlaſſen.“

„Es gilt Sicherheit. — Ich kam deshalb. Ich wollte Dich warnen.“

„Ich danke Dir! — Belohnen kann ich Dich nicht.“

„Ich bin belohnt.“

Theodor ſchickte nach Ornano, und ließ ſeine Truppen ausrücken. Indeſſen gieng er nach Soracco, ſchrieb Briefe an Zondodari, an Suſini und Panſani, ermahnte ſie, einig und ſtandhaft zu bleiben, und verſprach die ſchnellſte Rückkehr nach Korſika. — *Gleich darauf ließ er die Anker* lichten, ließ die Flagge wehen *), und gieng in die See. Auf dem Verdeck ſtand er, ſah nach der Inſel, die ſich immer weiter ſeinen Blicken entzog, endlich ganz verſchwand, und ſeufzte:

„O Korſika! Korſika! hätte ich dich nie

---

*) Er führte ſeine eigene, Korſiſche Flagge, die grün und gelb war. Die Genueſer, die ohnehin keine Gelegenheit vorbei ließen, ihrem Feinde etwas anzuhängen, ſagten deshalb, er ſey ein halber Mahometaner.

geſehen! oder dürfte ich dich doch nie wieder verlaſſen!“

Als Theodor Korſika verlaſſen hatte, ſchickte der Franzöſiſche Feldherr den Korſen Amneſtiepunkte zu. Dieſe wurden aber verworfen, und Zondodari gab den Abgeordneten folgende Antwort:

„Sagt dem Franzöſiſchen Feldherrn, ſagt den heimtückiſchen Genueſern, das, was ich Euch im Namen aller patriotiſchdenkenden Korſen ſage. — Der Wohlſtand unſeres Reichs verlangt und fordert es, daß es von einem König beherrſcht werde, der keine anderen Staaten beſitzt, der genöthiget iſt, bei uns zu bleiben, der alle ſeine Sorgfalt auf die Regierung ſeines Volkes wendet, einem Hausvater gleich, der nur einen Sohn hat, und auf deſſen Vortheile bedacht iſt. Gott hat uns einen ſolchen Souverain, wie wir ihn verlangen, gegeben. Theodor iſt unſer gehuldigter und gekrönter König. Er wird bei uns bleiben, wird uns mild und gerecht regieren, und er und ſeine Nachkommen werden, frei von Ehrgeiz, mit dieſem kleinen Königreiche ſich begnügen. Er wird des Landes Häfen öffnen, und Einfuhr und Ausfuhr, Handel und Wandel begünſtigen; was uns glücklich machen kann. Von Statthaltern regiert, würden wir nur geplündert werden, und müſſen Krieg haben, ſo bald unſer König welchen bekömmt. Dieſer Krieg ſoll der letzte ſeyn, aber auch wir werden aufhören zu leben, wenn wir überwunden werden. Doch dahin iſt es, dem Himmel ſey Dank! noch nicht. Die Franzoſen, welche jetzt hier ſind, fürchten wir nicht, und mehrere können ſich hier nicht erhalten. — Dies iſt unſere Antwort, und Theodor iſt und bleibt unſer König.“

Diesmal gieng Theodors Fahrt nach Livorno, wo er glücklich ankam.

Florigena ſaß nachdenkend auf dem Sofa, ihr Kind ſpielte neben ihr, und Flora ſaß, ſtrickend, beiden gegenüber, als Theodor ganz unvermuthet in's Zimmer trat.

Mit einem lauten Schrei flog Florigena in ſeine offenen Arme. Der Knabe ſprang raſch auf, und ſchrie:

„Da iſt ja der Vater!“

Theodor nahm ihn auf ſeine Arme, küßte ihn, und lächelte ihm zu:

„Da bin ich!“

„Du haſt uns lange auf Dich warten laſſen!“ — ſagte der Kleine.

Flora nahte ſich dem willkommenen Gaſt mit einem: „Willkommen!“ und Theodor drückte ihr freundlich die Hand.

„Haſt Du keine Briefe von mir bekommen?“ — fragte Theodor Florigenen.

„Geſtern erhielt ich ſie;“ — war ihre Antwort.

Flora ſetzte hinzu:

„Der ſonderbare Herr Sirius brachte die Briefe.“

„Iſt er noch hier?“ — fragte Theodor.

„O ja!“ — ſagte Sirius, indem er in's Zimmer trat.

„Willkommen, alter Freund!“

„Willkommen auch Du! in Livorno.“

„Wie ſieht's hier aus?“

„Trübe.“

„Trübe? — Wie ſo?“

„Die politiſche Luft hat ſich geändert.“

„Was ſagſt Du?“

„Der alte Statthalter iſt geſtorben.“

„Geſtorben?“

„Sein Nachfolger iſt kein Freund der Korſen.“

„O! die armen Korſen!“

„Reich ſind ſie freilich nicht, und wer unter ſie kömmt, — wird auch arm. Die Armuth iſt epidemiſch, und ſteckt an.“

„Meinſt Du?“

„Wer geſund iſt, und kein Geld hat, iſt ſchon halbtod. — Die Armuth iſt ein getreuer Knecht, ſie geht dem Herrn immer hinten nach. Res est in bonis! — Ja, mein lieber Herr König! Salomon fuit sapientissimus, quia fuit ditissimus, qui si pauperrimus fuisset, inter stultissimos numeratus fuisset. So urtheilen die Menſchen. Pauperum rationes pondus non habent. Wer arm iſt, iſt ſchlimm dran. Wenn das Unglück den Rei chen bis an die Knie geht, geht's den Armen bis an den Hals.“

„Armuth ſchärft den Verſtand.“

„O ja! ſie hat einen Sinn mehr, aber auch einen doppelten Magen. Die Armen haben ſechs Sinne, und haben deshalb doch wenig.“

„Wer wenig hat, trägt deſto leichter.“

„Und geht deſto hurtiger. Das ſehe ich an mir.“

Nach einer kleinen Pauſe fuhr Sirius fort:

„Wenn ich Euch etwas rathen darf, ſo folgt Ihr meinem Rathe.“

„Und der iſt?“

„Ich denke, er iſt gut.“

„Laß ihn hören.“

„Drei Stunden von hier iſt ein freundliches, luſtiges Dörſchen. Vor demſelben liegt eine Meierei. Dort würdet Ihr ganz ruhig, im Stillen, und verborgen, leben.“

„Und Du gehſt nicht nach Korſika zurück?“ — fragte Florigena Theodorn.

„Dahin geht er freilich wieder zurück, — ſagte Sirius; — aber hier ſoll er erſt ein wenig wieder zu Athem, und — noch zu etwas kommen, das er auch braucht.“

Hier folgte eine längere Pauſe.

Morone kam mit einem Korbe.

„Was bringſt Du?“ — fragte Theodor.

„Es iſt etwas, — ſagte Sirius, — das ich habe hieher tragen laſſen. Ihr ſollt einmal mit mir ſpeiſen. So gut ich's habe! — Ihr müßt vorlieb nehmen.“

Theodor klopfte ihm lächelnd auf die Achſel, und wollte etwas ſagen, Sirius aber ſprach fort:

„Ich bin ſchon längſt in Deiner Schuld. Ganz kann ich ſie nicht abtragen, aber etwas davon will ich doch bezahlen, — Weißt Du wohl, welches das erfreulichſte Feuer iſt?“

„Das Feuer der Augen;“ — ſagte Flora.

„Nein! — antwortete Sirius, indem er den Korb auspacken half. — Das ſchönſte Feuer iſt das, in welchem Schuldſcheine auflodern. Das meinte Kaiſer Karl V. auch, als die reichen Fugger ſeine Obligationen mitten im Zimmet- und Sandelholz verbrannten.“

„O du ſpaßhafter alter Herr!“ — lächelte Flora.

„Alt bin ich; — ſagte Sirius gelaſſen; — das iſt wahr; älter als ein Menſch in der Welt; und ſpaßhaft bin ich zuweilen auch. Es iſt um die Spaßhaftigkeit eine gute Sache; wer ſie hat, verleiht ſie nicht.“

Der Tiſch wurde gedeckt und beſetzt: Die erbetenen Gäſte ließen ſich nieder. Es wurde geſpeißt, getrunken, geſchwatzt, und ſpät von der Tafel aufgeſtanden.

Als den folgenden Tag Theodor wieder in ſeiner Wohnung war, erſchien Sirius.

„Nun! — ſagte er; — Ich hoffe, Du haſt Zeit genug gehabt, mit der Mutter Deines Kindes Dich zu unterhalten.

Dulce merum, dulcis conjux, mens conscia recti;
Quid tribus hic junctis dulcius esse potest? [*]

Man hat's in alte Deutſche Reime gebracht:

Was kann doch ſüßer ſeyn,
als ein geſchmackter Wein?
Was kann doch ſüßer ſeyn,
als ein lieb Weibelein?
Was kann doch ſüßer ſeyn,
als ein Gewiſſen rein?

Jedes

Jedes Holz hat, wie die Italiener ſagen, ſeinen Wurm *), und jedes Mehl hat Kleien **), ein gutes Gewiſſen aber nicht, das iſt wurmfrei, wird nie wurmſtichig, und bleibt immer reines, unvermiſchtes Mehl. Das Kleid macht den Mönch nicht ***), und jeder Menſch braucht ein Adamsblatt, ſich zu bedecken ****). — Du verſtehſt mich doch?"

„Vor lauter Sprüchwörtern beinahe nicht."

„Die Weisheit der Nationen beſteht in Sprüchwörtern *****), und ſchon der kluge

---

*) „Ogni legno ha il suo tardo."

**) „Ogni farina ha crusca."

***) „L'abito non fa il Monaco."

****) „Ciascuno ha besogna delle frondi d'Adamo per coprirsi."

*****) „Ie suis en cela de l'opinion de Cardan lorsqu'il dit en ses livres De Sapientia: Que la Sagesse et Prudence de chaque Nation consiste en ses Proverbes." — Naude. Mascurat. p. 417.

Sirach ſagt: Wer viel Sprüche gelernt hat, der iſt vorſichtig, und weiß, was ein anderer nicht weiß.“

„Aber zur Sache!“

„Mein alter, ehrlicher Schuhmacherpoet, Hans Sachs, ſagt:

Wo gleich zwei Herzen bleiben verbunden,
in rechter Lieb zu allen Stunden,
können's doch verbergen nicht.
Es kommt zuletzt doch an das Licht.“

„Noch verſtehe ich Dich nicht. Du wirſt immer dunkler.“

„Laß Florigenen aufs Land ziehen, wie ich auch ſchon gerathen habe.“

„Nun? — Und dann?“

„Dann? — Dann beſucht man ſie auf dem Lande, unbemerkter, als hier. — In Siena verweilt der neue Engliſche Geſandte, der nach Neapel geht. Er ſoll ein ſehr humaner Mann ſeyn. Hebe Deine Augen nach den Engliſchen Bergen.“

„Das verſtehe ich.“

„Es iſt den Menſchen nichts angenehmer, als verſtanden zu werden.“

„Ich werde alſo wohl, ſobald als möglich, nach Siena gehen müſſen?“

„Natürlich! — Man muß nichts aufſchieben, im Zahlen nicht, und nicht im Handeln.“

„Florigena kann morgen abreiſen.“

„Schön!“

„Willſt Du ſie begleiten, und für ihr Unterkommen ſorgen, ſo gehe ich ſogleich nach Siena.“

„Ich will ſie unterbringen, und Du kannſt reiſen. — — Haſt Du ſonſt noch Hoffnungen, irgendwo, zum Beſten der Korſen, etwas zu erhalten? Denn mit leeren Händen darfſt Du nicht wieder zu ihnen kommen. — König Heinrich IV. in Frankreich ſagte; Mit einem guten Wort, den Hut in der Hand, kömmt man durch die Welt *); und er hatte nicht unrecht, aber das hilft Dir bei den Korſen nichts; ſie brauchen mehr als das."

„Ja wohl!"

„Weißt Du alſo etwas für ſie zu bekommen?"

„Ich muß es dem Zufall überlaſſen."

„Der Zufall iſt gut, wenn er nicht geſucht werden muß. Sonſt iſt er wie die Weiber, und die haben, wie Hans Sachs ſagt: Leider! kurzen Sinn, und lange Kleider. — — Willſt Du mit Florigenen ſprechen?"

„Das werde ich. Dann, fort nach Siena."

---

*) „Parole douce et main au Bonnet,
Ne coute rien, et bon est."

„So recht!“

„Bleibſt Du bei Florigenen, bis ich zurück komme?“

„Das kann ich nicht.“

„Wanderſt Du wieder?“

„Ich wandere wieder.“

„Kömmſt Du nach Siena?“

„Das weiß ich noch nicht. — Ich ſpreche Dich aber vielleicht anderswo, wo — es auch hübſch und artig iſt.“

„Wo?“

„Das wird ſich zeigen.“

„Iſt's ein Geheimniß?“

„Nur für jetzt.“

„Du meinſt alſo —“

„Ich meine, daß es Zeit iſt, zu Florigenen zu gehen. Morone mag indeſſen ſatteln. Der Geſandte könnte abreiſen, und, wie die Spanier ſagen: Es iſt beſſer, sechs Herzoge ſterben zu laſſen, als ſelbſt zu ſterben *). — Du mußt jetzt für Korſika ſorgen.“

„So komm!“

In Siena ſprach Theodor den Engliſchen Geſandten, der ihm ſchöne Worte, und entfernte Hoffnungen gab. Doch fertigte er in Korſika's Angelegenheiten, auf der Stelle, einen Kourier nach England ab.

Theodor verließ Siena, und eilte, Florigenen auf dem Lande zu beſuchen.

Durch ein ſchönes, fruchtbares Thal, kam er auf ein ſchönes Schloß zu, das nahe bei einem luſtigen Dörfchen lag. Der Weg gieng nahe an dem Schloſſe vorbei. — Er kam dahin; und wer ſchildert ſein Erſtaunen,

*) „Masquiero que se mueran seys Duques, que morirme yo.“

als er vor dem Schloßthor Iſidorens kleine Mohrin, die freundliche Dora, ſtehen ſah.

Sie nickte ihm freundlich zu, und riß, ſehr geſchäftig, ſogleich das Schloßthor auf.

„Iſt Deine Herrſchaft hier?“ — fragte Theodor.

„Ja!“ — war die Antwort.

„Allein?“

„Mit ihren Dienern.“

„Sie wohnt hier?“

„Ja.“

„Wie lange ſchon?“

„Seit fünf Tagen.“

„Iſt Maradas etwa bei Euch?“

„Nein. — Was zaudern Sie aber? Reuten Sie nur herein. Sie ſind gewiß willkommen.“

„Meinſt Du?“

„Das weiß ich! — Nur herein!“ —

Er ritt in den Schloßhof, ſtieg vom Pferde. Dora nahm ihn bei der Hand, küßte ſie ihm, und führte ihn in das Schloß, eine Treppe hinauf, über einen Saal, durch einige Zimmer, bis an eine Thür, wo ſie ſtehen blieb.

„In dieſem Zimmer, — ſagte ſie, — iſt Donna Iſidora;“ — und gieng raſch davon.

Nicht ganz unbefangen öffnete Theodor die Thür. — Iſidora lag leſend auf ein Sofa geſtreckt. Das Buch entſank ihren Händen, ſie ſprang auf, und Theodor fühlte ſie in ſeinen Armen.

„Willkommen, mein König!“

„Schöne Iſidora! Sie verzeihen. Der Zufall —“

„Führte Sie zu mir? — Meinen wärmſten Dank dem Zufall!“

„Nun! da ſeyd Ihr ja beiſammen! — ſagte Sirius, und trat in das Zimmer. — So eben komme ich auch an. Ich ſah des Königs Roſſe, — ſchöne Thiere! — und freue mich, ihn nun ſelbſt zu ſehen. — — Wie geht's, Sennora? Sie wohnen hier ſcharmant! Die Gegend iſt luſtig, — im Lenz wird ſie noch luſtiger ſeyn! — und das Schloß iſt ſchön, in gutem Geſchmack gebaut. Die Wahl des Aufenthaltes zeigt ſelbſt Geſchmack, und den haben Sie, ſchöne Sennora! Den haben Sie! den zeigen Sie bei allen Dingen, die Sie ſich erkieſen und wählen!“

Iſidora lächelte, und Theodor ſah ihn fragend an. Er ſchien aber beides nicht zu bemerken, und ſprach fort:

„Iſt in Siena alles gut abgelaufen?“

„Worte habe ich empfangen.“

„Sie zahlen auch.“

„Nein! Sie wollen zahlen, bleiben aber gewöhnlich inſolvent.“

„Das iſt auch wahr! — Sennora! damit Sie wiſſen, wovon wir ſprechen, ſo ſage ich Ihnen, daß der König bei dem Engliſchen Geſandten in Siena war. Dort war es, wo er Worte empfieng.“

„Aber, — fragte Iſidora, — konnte der Geſandte wohl etwas anderes geben?“

Sirius. Gar vielerlei!'

Iſidora. Was fragt er nach den Korſen? Blos das Intereſſe ſeines Hofes kann ihn beſtimmen, ſelbſt Intereſſe an einer Sache zu gewinnen. Ob die Korſen dies oder jenes gebrauchen könnten, darum hat er ſich nicht zu bekümmern, denn ſeine Inſtruktion geht nicht bis dahin. Was er aus eigenem

Gefühl thun wollte, iſt ſeiner Diplomatik wohl noch dazu ſchnurſtracks entgegen.

Theodor. Die Korſen, Sennora! ſind auch noch in Ihrer Schuld.

Iſidora. Ich wünſchte, ſie wär größer, als ſie iſt.

Theodor. Wie wollten die Korſen bezahlen?

Iſidora. Deßhalb würde ich nicht die geringſte Sorge tragen. Ja, ich will Ihnen noch mehr geſtehen. — Ich wünſchte ſogar, einiges Geld bei den Korſen unter zu bringen.

Theodor. Bei den Korſen? — Ach Gott! gegen welche Sicherheit?

Iſidora. Auf Nationalgüter.

Theodor. Auf Berge, Wälder, und Triften?

Iſidora. Gleich viel!

Sirius. Ja wohl! Es ſind auch Güter.

Theodor. Behalten Sie Ihr Geld.

Iſidora. Wenn ich es aber nun nicht behalten will?

Sirius. Man hat Geld, um es auszugeben.

Theodor. Um etwas dafür zu erhalten, wenn man es ausgiebt.

Iſidora. Glauben Sie die Korſen undankbar?

Theodor. Das nicht!

Iſidora. Was wollen wir mehr?

Sirius. Es darf zwar nicht weniger ſeyn, aber es iſt doch auch wenigſtens — Etwas.

Iſidora. Und wenn man ſich nun Nationalrechte zu erkaufen ſuchte?

Ein Diener trat ein, und meldete, die Tafel ſey ſervirt.

„Das iſt mir in der That lieb! — ſagte Sirius; — denn ich habe Hunger, ſo ſehr, wie ihn nur ein Wanderer haben kann."

Indem ſie in den Saal zur Tafel giengen, redete Sirius fort:

„Es iſt eine große Sache um den Apetit! Er, und ſeine Befriedigung, regieren Leib und Seele, moraliſch und phyſikaliſch genommen. Wie wohl es dabei auf den Geſchmack ankömmt. Dem Spanier ſind Oliven, Salat, und Rettiche Kavalierſpeiſen *), und der Franzoß kennt nichts delikateres, als Froſchkeulen."

Sie ſetzten ſich an den Tiſch. Sirius ſagte ganz bedächtlich:

„Die Spanier ſagen: Wer in ein gebautes Haus kömmt, und ſich an einen be-

---

*) Unas Azeitunas, una Salada, y Ravanillos son comida de los Cavalleros.

deckten Tiſch ſetzt, weiß nicht, was das alles gekoſtet hat *). Es läßt ſich kaum etwas Wahreres ſagen.“

„Ich mache keine Zeche!“ — lächelte Iſidora.

Sirius antwortete ſpeiſend:

„Wer ſie ohne den Wirth macht, iſt noch ſchlimmer daran.“

Iſidora trank die Geſundheit der Korſen, und die Geſundheit des Königs. — Sirius ergriff den Becher, und ſang:

Sic tibi dulcis
Vita favebit,
Aurea donec
Ibis ad astra!

Theodor ſah nachdenkend vor ſich hin. Sirius ſagte:

---

*) Quien entra en casa hecha y se assienta a mesa puesta, no sabe lo que cuesta.

„Will der König kein Latein hören, ſo höre er Griechiſch. Pindar ſagt: Σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾶ *)! Und Du ſollteſt nicht wiſſen —“

Iſidora winkte ihm zu, und er ſchwieg. Dora ſetzte ſich ſchweigend auf den Wink ihrer Gebieterin nieder, ergriff die Harfe, ſpielte und ſang.

Romanze.

Ein Ritter zog von Land zu Land;
wo er ein ſchönes Mädchen fand,
da lachte er,
da dachte er:
o! wär das ſchöne Mädchen mein,
die ſollte mein Herzliebchen ſeyn! —
O nein! o nein!
Das ſchöne Mädchen war nicht ſein.

---

*) „Weiſe iſt der, dem ſein Menſchenſinn vieles gelehrt hat.“

Er zog dahin, von Land zu Land,
wo er ein ſchönes Schlößchen fand,
da lachte er,
da dachte er:
wär doch das ſchöne Schlößchen mein,
wie wollt' ich drinne glücklich ſeyn! —
O nein! o nein!
Das ſchöne Schlößchen war nicht ſein.

Er trabte munter, luſtig fort,
er war bald hier, er war bald dort;
da lachte er,
da dachte er:
wie könnte ich wohl glücklich ſeyn?
es iſt kein Schloß, kein Mädchen mein.
O nein! o nein!
Ich werde nimmer glücklich ſeyn!

Und endlich fand er allgemach,
ſo nach und nach, ſein eignes Dach,
da lachte er,
da dachte er:

ein Mädchen führ ich nun herein,
und werde mit ihr glücklich ſeyn. —
O nein! o nein!
er konnte doch nicht glücklich ſeyn.

„Und warum nicht?" — fragte Sirius.

„Darüber müſſen Sie den Ritter ſelbſt fragen; — antwortete Dora. — Ich weiß es nicht, und habe auch die Romanze nicht gemacht."

Ein Diener brachte Iſidoren Briefe. Sie las dieſelben ſehr aufmerkſam durch, und ſchien nachdenkend zu werden. Sirius ſprach beſtändig fort, und bekam nur ſelten Antwort.

So ſtieg man von der Tafel auf. — Iſidora gieng in ihr Kabinet, Briefe zu ſchreiben, wie ſie ſagte, Sirius geſtand, daß es ihm um ein Mittagsſchläfchen zu thun ſey, und wurde auf ein Zimmer geführt. Theodor blieb im Saale, und gieng, ganz in tiefes Nachdenken verlohren, auf und nieder. — Dora ſah ihn bedenklich an, und verließ endlich auch den Saal.

Achtes Buch.

Es opfern ſich nur edle Herzen
aus Edelmuth und Großmuth auf;
die Liebe aber, unter Scherzen,
ſprengt der Erhörung Pforte auf.

Theodor hatte ſich auf ein Sofa geworfen, als Iſidora in den Saal trat. Langſam gieng ſie ihm näher.

„Sie ſind verdrüßlich!“

„Nur nachdenkend, Sennora!“

„Ihre Seele iſt in Korſika.“

„Und für meine Korſen ſehe ich nirgends Hülfe.“

„Sie und die Korſen haben noch Freunde. Sie wollen ſie aber nicht benutzen.“

„O! es fällt mir hart, um der guten Sache willen zu — betteln.“

„Das ſollen Sie nicht! — O Theodor! giebt es keine Villa auf Ihrer Inſel, von der aus man Ihre Thaten bewundern, und wo man in Ruhe leben kann?“

„Iſidora! bleiben Sie fern von dem Elend einer gedrückten Nation. Die Korſen werden bald nichts mehr, als nur ihr Leben zu verfechten haben. Unter ein ſolches Volk dürfen Sie ſich mit Ihren Schätzen nicht wagen.“

„Wenn aber die Korſen unterſtützt werden?“ —

„Sie brauchen allzuviel!“

„Man giebt, was man geben kann. — Das habe ich gethan, weil ich die Korſen liebe, weil ihr König meine Bewunderung verdient.“

„Was haben Sie gethan?“

„Leſen Sie dieſen Brief.“

Sie gab ihm einen Brief. Er war von Zondodari, unterzeichnet auch von Susſini, Tomaro, und andern edlen Korſen.

> „Empfangen Sie, — hieß es in dem Briefe, — den Dank einer armen, aber dankbaren Nation, edle Unbekannte! Sie verdienen eine Korſin zu ſeyn, und die Nation hat Sie zur Tochter auf- und angenommen. Unſer König wird Vergnügen, und eben ſo dankbar wie wir, die Akte ſanktioniren ꝛc. ꝛc.“

Dabei lagen Quittungen über verſchiedene erhaltene Kiſten und Fäſſer mit Gewehren, Pulver, Proviant, und über eine baare Summe von 10,000 Stück Dukaten.

Theodor ſprang auf, umſchlang Iſidoren, drückte ſie an ſeine Bruſt, und rief entzückt aus:

„Tauſend Dank, Dir, edle Korſin! Tochter der tapfern Korſiſchen Nation!“

„Deine Unterthanin, mein König! — Hier iſt der Handſchlag meiner Treue, und meiner — Liebe.“

„Iſidora!“.

„O! mein König! — Dieſe Huldigung meines Herzens, feſſelt noch weit ſtärker, als Vaſalleneid.“

„Was ſoll ich ſagen?“

„Empfinde nur, — und Du machſt glücklich!“

Sie gieng ſchnell in ihr Kabinet zurück. — Theodor ſah ihr noch verlegen nach, als Sirius in den Saal trat. Er ſah ihn forſchend an, und fragte:

„Was iſt vorgefallen?“

Schweigend zeigte Theodor auf die Briefe und Papiere, die er von Iſidoren erhalten hatte. Sirius nahm ſie, las, ließ die Hand ſinken, und fragte:

„Was ſagſt Du dazu?“

„Von ſagen iſt jetzt nicht die Rede; und was ich empfinde, kann ich nicht ſagen.“

„Ja! lieber Theodor! wenn die Weiber großmüthig ſeyn wollen, ſo ſind ſie es recht. — Teufel! — Dieſe Sachen! Die Geldſumme! — Höre! Das iſt ein Präſentchen, das ſich gewaſchen hat. — Wo iſt Iſidora? — Ich will ihr im Namen der Korſen die Hände, und die Füße, noch weit lieber, als dem Papſt, küſſen. — Sie hat eine ſchöne Hand, ein niedliches Füßchen, und ein Herz — das in Gold gefaßt zu werden verdient. So edelmüthig, freigebig, und großmüthig! — Theodor! Die Donna muß ſchöne, gefüllte Kaſten haben! Da heißt es: Wer Geld hat, tritt hervor. — Iſidora iſt auch hervor getreten, und da ſteht ſie nun, als eine Korſin. — Du wirſt doch dieſe Ernennung ſanktioniren?“ —

„Dieſe uneigennützige Großmuth! — Was können ihr die Korſen geben?“

„Sie ſollten auf Dich aſſigniren.“

„Sirius!“

„Nun, nun! Das wirſt Du doch nicht übel nehmen? Dankbarkeit iſt auch eine Münze, und Du haſt ja das Münzrecht. Ich an Deiner Stelle münzte lauter Dankbarkeitsdukaten, und zahlte damit — königlich.“

„Ich bleibe ſtets ihr Schuldner.“

„Das nimmt ſie übel.“

„Die Korſen müſſen zahlen.“

„Nun ja! Du repräſentirſt ja die Korſen. So zahle doch für ſie, und — laß quittiren.“

Dora trat ein, und ſagte:

„Meine Frau wünſcht einige Worte mit Don Maradas zu ſprechen.“

„Es wird mir ein Vergnügen ſeyn!“ — ſagte Sirius, und gieng zu Iſidoren.

Dora blieb ſtehen, und lächelte:

„Den groſsen König kenne ich nun. Den kleinen werde ich auch bald ſehen.“

„Den kleinen König?“

„Ja!“

„Wer iſt der kleine König?“

„Der kleine Theodor.“

„Wer?“

„Ihr Söhnchen.“

„Was ſagſt Du?“

„Meine Frau will ihn holen laſſen.“ —

„Wie?“

„Und die Mutter auch dazu.“

„Die Mutter?“

„Ja! beide.“

„Dora! — Woher weiß Iſidora —

„Daß es einen kleinen Theodor, und ſeine Mutter giebt?“

„Woher weiß ſie das?“

„Das hat mir Morone entdeckt, und ich habe es meiner Sennora erzählt. Sie freute ſich darüber, und will ſie beide hieher holen laſſen.“

Theodor ſah verlegen vor ſich nieder. — Dora fragte ganz treuherzig:

„Sehen Sie denn das ungern?“

„Nein.“

„Das wollte ich auch meinen! — Sie erlauben es alſo, daß ſie hieher kommen dürfen?“

„Nein.“

„Nicht? — Warum nicht?“

„Es kann nicht ſeyn.“

„O ja! Die Sennora will's haben; und was ſie haben will, das ſetzt ſie auch durch. Da kennen Sie ſie noch nicht!“

In Iſidorens Kabinet wurde geſchellt. Dora ſprang dahin. Sirins kam in den Saal:

„Weiſst Du wohin ich gehe? — — Iſidora weiſs —“

„Ich weiſs es, was ſie weiſs.“

„Gut! — Ich hole Sohn und Mutter. Floren nehme ich auch mit.“

„Und Du glaubſt, daſs das gut iſt?“

„Böſe wird's doch nicht ſeyn ſollen? — Iſidora iſt vor Vergnügen über dieſe Entdeckung außer ſich.“

„Jetzt einige Worte an Dich, alter vergeblicher Praktikus, der immer alles wiſſen will —“

„Nun?“

„Und nichts weiſs.“

„Nun?“

„Der die Weiber zu kennen glaubt —“

„Nun?“

„Und ſie nicht kennt.“

„Das muſst Du beweiſen.“

„Das will ich ſogleich beweiſen.“

„Alſo — die einigen Worte!“

„Wie längſt ſchon entdeckteſt Du mir, mit weiſer, untrüglicher Beobachtermiene: Iſidora liebe mich.“

„Das habe ich geſagt.“

„Und ſagſt es auch noch?“

„Auch noch; — weil es wahr iſt.“

„Wahr?“

„Du wirſt mich nicht irre machen!“

„Nicht?“

„Du, nicht.“

„So? — Alſo, ſie liebt mich wirklich?“

„Ja.“

„Und iſt dennoch vor Vergnügen außer ſich, zu wiſſen, daß ich einen Sohn habe, deſſen Mutter noch lebt? — — O! Du vortrefflicher Weiberkenner!“

„Triumfirſt Du denn? — Ei! ſo triumfire!“

„Das kann ich.“

„Das kannſt Du nicht!"

„Nicht?"

„Nein! weil Dein Einwurf nichts beweißt. — Sie kann Sohn und Mutter, und Dich noch obendrein lieben. Ein Weiberherz hat Platz genug, für noch weit mehrere, als armſelige drei Lieben. — — Du ſchüttelſt den Kopf? — Höre! — Ich kannte im Jahr 1575 in Frankreich eine Frau von Miraumont, deren Herz für eine ganze Eskadron Liebhaber Platz hatte. Sie formirte aus denſelben ein Geſchwader Reuter, 60 Köpfe, ohne den Kopf der Anführerin, ſtark, das Compagnie d'Amour hieß, und führte daſſelbe in eigener Perſon gegen den Feind *).

---

*) Weil dieſes Faktum gar zu ſonderbar und einzig klingt, und damit der alte Sirius nicht etwa einer Lüge bezüchtiget werden möge, ſo wollen wir ihm einen Gewährsmann beigeben. Aubigne Hist. universelle. T. II. S. 168.

— Was ſagſt Du dazu? — Was ſind drei Plätze, für Dein Kind, die Mutter, und Dich, — unter denen Du doch nur immer der einzige Mann biſt! — gegen ſechszig Plätze, beſetzt von ſechszig ſtreitbaren Männern? — — Du mußt Dir ein Weiberherz wie ein Käſtchen vorſtellen, das verſchiedene Fächer hat. In der Mitte iſt das geheime Kabinet, nahe daran ſind Zimmer, und weiterhin Antichambern. Da ſind immer Plätze zu vergeben, und zu haben.“

„Sirius! — Wenn die Weiber über Dich kommen!“

„Ueber uns ſind ſie ſchon ſeit der Schöpfung geweſen. Sie wiſſen alle, wie gern wir Aepfel eſſen. — Aber das ſage ich auch: Es giebt Weiber, die dieſe Fächer alle herausbrechen, und den ganzen Herzensraum zum Kabinet machen. Dieſe ſind aber Ausnahmen von der Regel. — Laß Dich alſo nicht irre machen. Eben durch das, was Iſidora jetzt thun will, giebt ſie Dir den eklatanteſten Beweiß ihrer Liebe. Thät ſie es nicht —— Siehſt Du das nicht ein? —— ſo müßte ſie Dich ja ganz aufgeben, und das Geld wär weggeworfen. — Glaubſt Du denn, die Korſen würden einen Pfennig bekommen haben, wenn ihr König ſie nicht repräſentirt hätte?“

„Du ſprachſt aber vorhin ſelbſt von Iſidorens Uneigennutz.“

„Nun ja! — Warum ſollte ich Dir das Herz noch ſchwerer machen? — Glaubſt Du denn, daß ich ein Menſch bin, der gar keine Lebensart hat? — Nein, mein Freund! ſo tief falle ich nicht. Einmal that ich es, und —— Genug! — Ich reiſe jetzt zu Florigenen, und bringe ſie hieher. — Darüber geht mehr als eine Woche hin, denn mit Kindern reiſet ſich's nicht ſchnell. Du indeſſen wirſt ſchon wiſſen, was hier zu thun iſt. — Gratia gratiam parit. Nemo vestem applicat Gratiis. — Du verſtehſt mich?"

„Weißt Du, was Verlegenheit iſt?"

„Recht gut! — Meinſt Du denn, ich ſey nie verlegen geweſen? — Ich bin ein Menſch; ein alter, ſehr alter Menſch, und alſo kannſt Du denken, daß ich ſchon in mehr als in Einer Verlegenheit geweſen bin."

„Auch in der meinigen?"

„Nein."

„So biſt Du noch in keiner Verlegenheit geweſen."

„Ach! ich bitte Dich! — Das iſt auch etwas Grauſames, zwiſchen zwei Weibern zu ſeyn! Es iſt doch immer hundertmal beſſer, zwiſchen zwei weiche, zärtliche Subſtanzen, als zwiſchen zwei ahorne, plumpe Stühle gepreßt zu ſeyn. So gieng mir's einmal bei einer Schlägerei in der freien Reichsſtadt

Pfullendorf. Die Stühle in den Ribben, und die Stuhlbeine auf dem Kopfe; das hieß eine Verlegenheit!"

„Was ſind körperliche Schmerzen und Empfindungen, gegen Empfindungen und Schmerzen der Seele und des Herzens."

„Wenn der Körper Stöße bekömmt, erhält die Seele auch ihren Theil davon. — Aber, geſetzt auch, es gieng dort ein wenig härter her, als hier, ſo mußt Du bedenken, daß Du nicht ein Menſch allein, daß Du auch ein König biſt. Salus populi suprema lex esto! Du mußt etwas für Deine Korſen dulten können. Bedenke, wie treu und ergeben ſie Dir ſind! — Die Franzoſen, die, wie ein altes Sprüchwort *) ſagt, der Teufel, wie

---

*) „Francum et malum nummum, portat Diabolus per omnem mundum." — Pfefferkorn Thüring. Geſch. S. 124.

die falſchen Münzen, in der ganzen Welt herumführt, kommen nach Korſika, lärmen und geben gute Worte, ſchießen und verſprechen, drohen und komplimentiren, aber ſie ſind den Korſen, was ſie ewig waren, ſchlimme Nachbarn *), wie es ſchon längſt hieß, und iſt, — und die Korſen bleiben Dir, ihrem König, getreu. Da nun die Korſen für Dich zwiſchen die Kanonen gehen, ſo kannſt Du Dich ja wohl einmal zwiſchen zwei Herzen drängen laſſen. Was kann's denn geben? Thränen, wenn's hoch kömmt! und dort giebt's Blut und verſtümmelte Körper, ohne ein Invalidenhaus. Du ſtehſt zwiſchen Roſen, und willſt jammern, daß ſie Dornen haben! Deshalb ſind ſie ja eben Roſen."

---

*) Nach dem Ausſpruch der Kaiſer Valentinian und Nicephorus: Francum amicum habeto, Vicinum non habeto. — Sachs Keyſer-Chronika. II. Th. S. 146.

„Die Roſen fallen ab, die Dornen bleiben.“

„Ei! ſobald die Roſen weg ſind, geht man den Dornen aus dem Wege. Die bleiben, bis wieder andere Roſen aufblühen. — Verſtehſt Du mich?“

„Du biſt ein Kaſuiſt, wie jeder Schach einen haben ſollte!“

„Jeder Schach iſt ſelbſt ein Kaſuiſt. Der beſte, kannſt Du Dir auch ſelbſt ſeyn. Memento temporis praeteriti, si vis ut habeas cognitionem praesentis. So mache ich es, und das ſagte ich auch einſt dem General Turenne. Der Franzöſiſche Mordbrenner La Broſſe hatte mich gefangen genommen, und wollte mich an einen Baum hängen laſſen, an den er ſelbſt gehörte. Der tapfere Herzog von Sachſen Eiſenach ließ ihm bald nachher das verdiente Viatikum reichen! Ich war damals kaum dem Mordbrenner Melac entgangen, und wurde zu Turenne ins Hauptquartier gebracht. Ich ſagte ihm da ſo manches, worüber er ſich verwunderte, und bei dieſer Gelegenheit ſagte ich ihm auch im Betreff der Kaſuiſtik, was ich eben Dir geſagt habe."

„Und Du bliebſt ungehangen?"

„Es war ein Wunder, denn die Herrn Franzoſen konnten damals nichts als: Brennen, Sengen, und Hängen, aber ſie hatten es mit mir zu thun. Mich tödtet kein Strick, und wär er auch von den Händen der Generalität ſelbſt gedreht geweſen. — — Alſo, ſey klug! Schicke Dich in die Zeit, benutze die Stunden, und nimm, wo man giebt. Ein offenes Geſicht kann auch eine offene Hand zeigen, das hat nichts zu ſagen; man meint, wenn's recht gemacht wird, es gehöre beides zuſammen. — Kaiſer Heinrich IV. ſagte: „Die Mönche werden reich, und ich gehe wie ein Bettler." — Das that aber den Mönchen nichts; ſie behielten dennoch, was ſie hatten. — Verſtehſt Du mich?"

„Ich will Dich nicht verſtehen!"

„So kann ich Dir auch nicht helfen. — Aber ich kenne Dich. Jetzt thuſt Du, als gieng's zur Marterhöhle, und wenn ich fort bin, rennſt Du darauf loß, als gieng's nach Amathunt. So reiſe glücklich! ich mache mich nun auf den Weg. Erndte Du, Nectare suavior, was Dir beſchert iſt, ich hole zwei Weiber, und einen Buben; das giebt eine Reiſegeſchichte, die eben ſo gar lieblich nicht wird anzuhören ſeyn. — Gott befohlen!"

Dora kam aus dem Kabinet in den Saal geſprungen, und ſchrie:

„Don Maradas! Ich gehe auch mit?"

„Wohin?"

„Auf die Reiſe."

„Was willſt Du mit auf der Reiſe thun?“

„Ich trage den kleinen König.“

„Ach! ich dachte gar!“

„Meine Frau will's haben, und ich trage den kleinen König gern!“

„Nun Theodor! — Siehſt Du, wie beſorgt Iſidora iſt! — Komm, ſchwarzes Ding! Du ſollſt den kleinen König tragen. — Theodor! Was ſagſt Du zu der ſchwarzen Reiſegefährtin? Werden die dummen Bauern nicht glauben, der Papa käm mit den Töchterchen?“

„Sag mir nur Sirius! — fragte Theodor; — Wie es Dir möglich iſt, immer ſo ſpaßhaft zu ſeyn?“

„Frage lieber, wie es mir nicht möglich ſeyn könnte? — Ich habe aber auch meine ernſthaften Stunden. Doch, wenn's ſeyn kann, ſo ſind mir die luſtigen Augenblicke immer lieber.“

„Nun komm, alter Papa!“ — ſagte Dora, indem ſie um ihn herum tanzte.

Sirius lächelte:

„Da hat man den Affen!“

„Und den Papa!“ — ſchrie Dora forttanzend.

Theodor lachte laut auf. — Sirius lachte eben ſo laut mit. — Iſidora, die indeſſen hinzugetreten war, und die letztern Reden gehört hatte, mußte mitlachen. Dora tanzte immer um den Alten herum, und ſang dazu:

Der Affe und der Papa!
Das ſchwarze Mädchen iſt da!

„Sennora! — fragte Sirius; — Glauben Sie nicht, daß das eine luſtige Reiſe werden wird?“

„Gewiß! gewiß!“ — lachte Iſidora.

Dora ſang und tanzte, wie von der Tarantel geſtochen, immer noch fort; Theodor und Iſidora lachten; der Alte machte endlich ſelbſt einige Sprünge; ihre Blicke fielen auf ſeine blauen Strümpfe; die ganze Figur des Alten erhob ſich immer mehr, und beide ſanken lachend, beinahe athemloß, auf Stühle, indem Dora und der Alte zum Saal hinaus tanzten.

Es läßt ſich gar nicht denken, daß die Leſer es nicht eben ſo gut weg haben ſollten, als ich es weg habe, daß Sirius, in Theodorn, ſeinen Mann kannte! Der Weg zur Marterhöhle und nach Amathunt, von welchem er ſo problematiſch, und dennoch ſo deutlich, ſprach, konnte ſo bald zurückgelegt werden, als möglich, und weit eher, als der Weg des Blauſtrumpfs und ſeines Aeffchens. Es war auch eben nicht der Fall, daß Theodor große Hinderniſſe finden konnte, eine Straße zu gehen, die er ſchon ſo oft gegangen war, und wo der Trunkenſte faſt immer am ſicherſten geht. — Nun alſo, angenommen, daß Theodors Trunkenheit auch wirklich einen Gegenrauſch überwogen hätte, ſo konnte ihm doch das Taumeln weder zur Laſt gelegt werden, noch ſchaden. Und geſetzt, der Gegenrauſch überwog die Trunkenheit, ſo war dabei auch mehr zu gewinnen, als zu verlieren. War aber ja etwas zu verlieren, ſo war es höchſtens das Gleichgewicht, und das braucht unter ſolchen Staaten, unter denen jetzt verhandelt wurde, gar nicht zu beſtehen. Das Uebergewicht falle, oder ſey auf welcher Seite es wolle, ſo findet dennoch jede ſtreitende Parthie in der Schwäche der andern, eine gewiſſe Stärke, die einer entgegengeſetzten Kraft die

Wage hält; und zu Ausgleichungen kömmt es ohnehin eben ſo ſchnell, oft, als zu Angriffen. Wenn bei einem Verluſt — wenn davon anders die Rede ſeyn kann; — nun ja noch wirklich etwas zu verlieren wär, ſo würde dieſes doch nur ein Gewinn für freundſchaftliche Ausgleichungen ſeyn, bei denen der verlierende Theil ſelbſt Gewinn von dem Gewinn des gewinnenden Theils zieht. Demnach fragt es ſich noch immer: auf welcher Seite iſt wohl der Sieg? Sey auch dieſer entſchieden, und noch ſo theuer erkauft, ſo iſt der Gewinn nur eben ſo gut auf der Seite des Siegers, als er auf der Seite des Beſiegten iſt. Wie das nun bei ſolchen Affairen geht!

Wenn wir alſo wiſſen, daß Sirius ſeinen Mann kannte, und da wir wiſſen, oder wenigſtens errathen oder vermuthen, daß die Dame im Begriff war, die Fächer ihrem

Herzen auszubrechen, oder es gar ſchon gethan hatte, — ſo können wir auch feſt überzeugt ſeyn, daß bis zur Ankunft der Perſonen, die wohl eben nicht erwartet wurden, aber dennoch erwartet werden mußten, unter dem Preiße, zwiſchen beiden, zwar wohl nichts verſchenkt, aber doch gewiß manches erobert worden war, was beide Beſiegte zu Triumfirenden machen konnte. — Und ſo war es auch in der That. Man hatte gegeben und genommen, was zu geben und zu nehmen war, und alle ſüße Träume hatten das Vergnügen, ſich als Wirklichkeiten zur Schau ausgeſtellt zu ſehen; jedoch, — was ſich von ſelbſt verſteht, — nicht für profane Blicke.

Deshalb müſſen wir auch den Leſern blos den Vorhang des Bildes für das Bild ſelbſt geben. Wollen ſie ihn aber heben, ſo iſt dies ihrer Imagination gänzlich überlaſſen.

— Genug, was ſuchte, fand, und was fand, hatte geſucht. So mit war, Arm in Arm, alles in Richtigkeit gebracht worden.

Aber —

Und doch, ein Aber? — Wozu? — Wofür? — Ich ſtöre eben ſo wenig gern, als ich mich ſtören laſſe. — Veniam petimus, damusque vicissim!

Den zehnten Tag nach **Sirius** Abreiſe kam ganz unvermuthet gegen Abend **Dora** allein, mit dem kleinen Theodor in's Zimmer geſprungen.

„Ach lieber Vater!“ — ſchrie der Kleine, und Theodor nahm ihn der kleinen Schwatzen ab.

„Nun? — fragte Iſidora? — Wo ſind die andern?“

„Ach Gott! — jammerte Dora; — Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht?“

„Nein!“

„Woher kömmſt Du mit dem Kinde? Woher allein?“

„Ach! hören Sie nur!“

„Mein Gott! Was iſt geſchehen?“

„Wir kamen alle glücklich bis etwa eine Stunde weit von hier, an den Wald. Da ſprangen Räuber aus dem Gehölz. Es fielen Schüſſe. Ich nahm den kleinen König auf den Arm, ſprang aus dem Wagen, und lief durchs Feld rechts fort, ohne mich umzuſehen, nach dem Schloſſe zu. — Da bin ich nun, aber ich weiß nicht, was aus den andern geworden iſt!“

Iſidora verſammelte eilig ihre Leute, und ließ ſie bewaffnet ausreuten, zu ſehen, ob ſie die Damen und den Alten nicht auffin den konnten. — Spät, gegen Mitternacht, kamen dieſe erſt zurück, und brachten nur den alten Sirius verwundet mit ſich.

Dieſer erzählte, als er verbunden war, was Dora erzählt hatte, ſagte, daß er verwundet aus dem Wagen geriſſen worden, in einem Graben liegen geblieben ſey, und daß die Räuber oder Entführer den Wagen und die Weiber mit ſich fortgenommen hätten.

Iſidora ſchien außer ſich zu ſeyn. Theodor war in tiefe Gedanken verſunken, und der Kleine weinte um ſeine Mutter.

Vergebens waren alle Nachforſchungen. Den Räubern war nicht auf die Spur zu kommen.

Iſidora ſchwur, des Kindes Mutter zu werden; Dora ſpielte den ganzen Tag mit demſelben; Theodor gieng zerſtreut umher,

und

und Sirius jammerte über die Schmerzen der erhaltenen Wunden.

„Ich bin, — ſagte er, — ſchon mehr als einmal unter Räuber gefallen, habe auch ſchon manche Wunde erhalten, aber diesmal bin ich gar zu derb gezeichnet worden. Und hätte ich den vortrefflichen Paracelſiſchen Wunderbalſam nicht, ich würde noch weit mehr leiden müſſen, als ich leide. Dieſer Balſam aber iſt, wie geſagt, ganz vortrefflich! Auch iſt die Salbe, deren ich mich bediene, Paracelſiſch, und gleichfalls höchſt vortrefflich. Ich habe das Rezept von dem Meiſter ſelbſt, und kann ſie verfertigen. Sie beſteht aus altem Bärenſchmalz, Pulver von getrockneten Regenwürmern, wildem Schweinsgehirn, Sandel, Mumienfett, Blutſtein, Mennig, Wallwurz, und Moos *).

---

*) Spaß iſt es damit nicht. Man ſehe: Oswaldi Crollii Basilic Chym. p. 400.

Sie thut ſehr gut, und heilt ſchnell. Wiewohl ich mich doch dermalen ſchon acht Tage mit Schmerzen quälen muß!"

Wenn er ſprechen konnte, war alles gut, wenn er aber allein war, jammerte er beſtändig, und war äußerſt mürriſch.

Als man dieſes merkte, wurde es ſo eingerichtet, daß immer Menſchen um ihn waren. — Nach 14 Tagen konnte er umher wanken, und ſeine gute Laune kam nach und nach wieder.

So wie die Sachen jetzt in dem Schloſſe ſtanden, ſtanden ſie ſehr heimlich und ſtill. Nur Sirius war laut, unterhielt ſich mit jedermann im Schloſſe, ſchäkerte mit Dora, und ſpielte mit dem kleinen Theodor.

Iſidora bewunderte eines Tages die Kraſt ſeiner Wunderſalbe. Darüber kam Sirius gleich zu Erklärungen:

„Das Rezept, — ſagte er, — habe ich von dem berühmten Arzt Theophraſtus Paracelſus, der ein gar erfahrner und gelehrter Mann war.“

Theodor und Iſidora, die den Alten gern bei guter Laune wiſſen wollten, ſahen ihn jetzt auf ein Kapitel gebracht, in welchem er gewiß nie ſtecken blieb. Deshalb fiel Theodor fragend ein:

„Iſt es denn wohl wahr, daß Paracelſus einen Spiritum familiarem in ſeinen Degenknopf verſchloſſen, mit ſich herumtrug?“

„Kein Wort iſt davon wahr! — lächelte Sirius. — Ich will Euch ſagen, was er in ſeinem Degenknopfe trug. Das waren zwei, drei Doſes Laudanum, womit er ſeine Hauptkuren größtentheils verrichtete, und dieſe führte er beſtändig bei ſich. Daraus machte der Irrwahn einen Spiritum familiarem. Man hat ſo etwas mehrern Aerzten, unter andern auch dem berühmten Apone nachgeſagt, den ich Dir in Tunis einmal zum Muſter aufſtellte; aber — es iſt nichts daran.“

Er hätte noch weiter geſprochen, wären Iſidoren nicht Briefe gebracht worden. Sie waren aus Korſika. In denſelben wurde Iſidora förmlich eingeladen, ſich unter den Korſen nieder zu laſſen.

„Das iſt mein Wunſch! — ſagte ſie, und gab die Briefe zu leſen. — Dort will ich in angenehmer, ländlicher Ruhe, mein Leben verträumen, und will die Korſen unterſtützen, ſo viel ich kann.“

„Es iſt wahr, — ſagte Sirius; — um ein ſtilles, arkadiſches Leben zu genießen, kann man getroſt nach Korſika gehen. Dieſe Inſel iſt außerordentlich reich an romantiſchen Gegenden. Die Griechen nannten ſie ihrer Anmuth und Schönheit wegen Κάλλιστη.

und Kallimachus*) weiſst ihr den Rang gleich nach ſeinem geliebten Delus an.“

„Ich bin eine Korſin! — fuhr Iſidora in einer Art von Begeiſterung fort; — Ich will unter den Korſen leben, und ihre Sache ſey auch die meinige!“

„Ich wünſche den Korſen Glück zu einer ſolchen Freundin!“ — ſagte Sirius.

Theodor ſchwieg, und verließ ſchweigend endlich das Zimmer.

„O! daß der König doch weniger traurig wär!“ — ſeufzte Iſidora.

„Seine Lage iſt nicht freudenreich;“ — ſagte Sirius.

„Er iſt es werth, ein König zu ſeyn!“

„Er iſt ein Mann von Einſicht und Geſchicklichkeit. Er iſt es, dem die Korſen das

---

*) Hymn. in Del. v. 19.

Wiederaufflodern des Feuers für die Sache ihrer Freiheit zu danken haben.“

„Und ach! — er iſt ein ſchöner Mann *)!“

„Das iſt er.“

„Was könnte man ihm nicht aufopfern!“ —

„Sie wollen alſo wirklich nach Korſika gehen?“

„Es iſt mein ernſtlicher Wunſch und Wille.“

„So führen Sie aus, was Sie beſchloſſen haben. — Theodors Anweſenheit in Korſika wird nun auch bald wieder nöthig ſeyn. Er fühlt das ſelbſt, aber er

---

*) Daß Theodor wirklich ein ſchöner Mann war, ſagen alle, die uns unpartheiiſche Nachrichten von ihm geben. S. auch Boswell Nachricht. und Beſchreib. von Korſika. S. 92.

möchte nur nicht gern mit leeren Händen kommen."

„Das ſoll er nicht! — Was ich habe, iſt ſein."

„Und das iſt, — um Verzeihung! — wohl ein wenig viel?"

„Mein Mann hinterließ mir Millionen."

„Der brave Mann!"

„Ein Wort im Vertrauen, edler Freund!"

„Reden Sie!"

„Ich bin eine Jüdin —"

„Nun?"

„Die Korſen ſind eiferige Katholiken." —

„Ja freilich! — Aber brauchen es denn die Korſen zu wiſſen, daß Sie zu Abrahams Saamen gehören? — Das iſt alles zu machen! — Es fragt ſich nur: Hängen Sie mit Leib und Seele an dem Geſetz ihrer Väter, oder nicht?"

„Ich bin keine Sklavin."

„Gut! — So machen ſie einige Ceremonien mit, und die Korſen wiſſen und ahnden nichts von dem, was ſie nicht wiſſen ſollen. — Dieſer Punkt iſt alſo berichtiget. — Wenn ſoll's nun nach Korſika gehen?"

„So bald wie möglich."

„Gut! — Ich will mit Theodor ſprechen. Ueberlaſſen Sie nun alles mir."

„Ach! es iſt noch etwas, das —"

„Nun? Was iſt denn das?"

„Sie werden es erfahren;" — ſagte ſie, und verließ eben ſo ſchnell, als ſie es ſagte, das Zimmer.

Sirius murmelte in den Bart:

„Ich kann's errathen!"

Wir wetten aber dennoch darauf, er hatte ſich in ſeinen Vermuthungen geirrt, und hatte nichts errathen.

Iſidora hatte ein kleines Intermezzo veranſtaltet. — Eines Tages trat Dora in Korſiſcher weiblicher Nationaltracht, die ihr von dem König geſchenkte Kette, mit ſeinem Bildniß, auf der Bruſt, als man eben bei Tafel ſaß, ins Zimmer. Theodor lächelte; Sirius klopfte in die Hände und ſagte: „Das Korſiſche Wappenbild in natura!“ — Dora neigte ſich, ergriff ihre Harfe, ſpielte und ſang:

Mich ſenden die Korſen zum König,
und fragen: Wo bleibt unſer Held?
Sind unſerer gleich auch nur wenig,
ſo ſtehen wir dennoch im Feld.
Wir fechten und kriegen,
wir ſchlagen und ſiegen:
doch fehlt uns der Held!

Wir laufen wohl täglich zum Strande,
und ſchauen in's wogende Meer.
Wenn kömmt aus dem helfenden Lande
erwartet, der König doch her?
Wir fechten und kriegen,
wir ſchlagen und ſiegen;
doch fehlt uns der Held!

„Er wird kommen!“ — ſagte Iſidora.

„Die Geſandſchaft ſoll einen Becher Wein haben; den beſten Sirakuſer!“ fiel Sirius ein.

Dora nahm den Becher, und leerte ihn auf des Königs Wohl.

Nach der Tafel ſprach Sirius lange mit dem König, und die Reiſe nach Korſika wurde beſchloſſen.

Einen Monat darauf kündigte Sirius ſeine Abreiſe an.

„Ich kann wieder wandern, — ſagte er; — und morgen geht's fort."

„Nicht mit nach Korſika?" — fragte Theodor.

„Diesmal nicht."

„Wohin geht die Reiſe zu?"

„Nach Genua."

„Dorthin?"

„Ich muß hören und erfahren, was die Illustrissima von Dir ſpricht und denkt. — Ich bin lange nicht in Genua geweſen. — Ich kannte einſt dort den wackern Lodoviko Fiesko; das war ein Mann von Deinem Schlag! — Ein großer, kühner Geiſt! Er hatte aber kein Glück."

„Das hatte er mit mir gemein!"

„Seinen Verſtandeskräften nach hätte er die Früchte ſeines Siegs genießen müſſen, aber, Vitam regit Fortuna, non Sapientia; ſagt Cicero. Was das Glück gewährt, gewährt es nie ohne Bedingung. Nunquam simpliciter fortuna indulget! — Der Menſch iſt ein Amboß, auf dem das Glück beſtändig herum hämmert *), ſagte Papſt Leo X., und er hatte recht. Es ſpielt das Glück mit den Menſchen, wie mit Ballen **), ſagte Herzog Lerma, und er hatte auch recht. Fortuna iſt ein Weib, und Nulla diu foemina pondus habet, ſagt Properz. Die Welt iſt rund, ſagt ein Spaniſches Sprüchwort, und wer nicht ſchwimmen kann, kann doch erſaufen ***).

---

*) L'huomo non è altro, che una incudine, sopra della quale la Fortuna sempre martella.

**) La Fortuna juega à la pelota con los hombres.

***) Mondo rodondo, quien no sabe nadar, va se a lo hondo.

„Wie ich im Meer der Korſiſchen Herrlichkeit!"

„Muth, Theodor! Du haſt mehr zu gewinnen, als zu verlieren. Du kannſt alſo immer etwas wagen. Ein altes Deutſches Sprüchwort ſagt: Wagen thut es oft beſſer, als Wiegen. Aude et fiet, war der Wahlſpruch der ſchönen Bianka Kapello, und ſo ſtieg ſie bis auf den Großherzoglichen Thron. Der alte, wackere, deutſche Ritter Sickingen führte das Symbolum: In extremo malo audendum et agendum, non consultandum est. Alſo, audendum est! quia nil habet, qui nihil audet. Ich ſage mit Virgil: Tu ne cede malis, sed contra audentior ito! — Jetzt ſchnüre ich mein Reiſebündel, und morgen geht's, wie geſagt, fort!"

Und das geſchah auch.

Einige Monate darauf gieng Iſidora mit Dora und dem kleinen Theodor nach Livorno, wo ſie ſich einſchifften, und nach Korſika abſegelten. — Theodor gieng in Geſchäften nach Florenz, fand aber dort nicht, was er ſuchte, und eilte nach Livorno, wo er ein Korſiſches Schiff fand, auf welchem er nach der Inſel abſegelte.

Die Korſen empfiengen ihn mit Vergnügen, und Suſini begleitete ihn zu Iſidorens Villa, die mit Entzücken in ſeine Arme eilte. Der Sohn ſprang freudig dem Vater entgegen, und Dora hieng ſich, ihn grüßend, feſt an ihn.

Bei Iſidoren lebte Helene mit Mann und Kind.

„Dieſe guten Menſchen, — ſagte Iſidora, — lieben ihren König, und deshalb bleiben ſie bei mir.“

Theodor zeigte ſich den Korſen, und empfieng ihr lautes:

„Es lebe Theodor! unſer König!“

Seine Ankunft ſchien alles neu zu beſeelen, und ſeine Gegenwart wirkte mächtig auf die Korſen.

Von Seracco aus wurde ihm die Ankunft einer Tuneſiſchen Galere gemeldet. — Der Kapitain, der ihn zu ſprechen verlangte, wurde zu ihm geführt.

„Wie lebt, — fragte Theodor, — der Dey, mein Freund?“

„Er lebt, — antwortete der Kapitain, — im Paradies der Glaubigen.“

„Er iſt geſtorben?“

„Der Profet nahm ihn zu ſich. — Sein Sohn, Abdal Manſor, entbietet Dir ſeinen Gruß! Sithina, ſeine Schweſter, läßt Dich grüßen. — Abdal Manſor regiert als Dey, Tunis. Murad, der Tapfere, Sithinens Gatte, und ſeine Leute, hoben ihn auf den Thron, nach ſeines Vaters Tode. Der unerſchrockene Murad blieb im Gefecht gegen Manſors Gegner; Sithina beweint den Gemahl, und lebt als Wittwe bei ihrem Bruder. Manſor hat ſeine Feinde beſiegt, und herrſcht ruhig und geliebt über Tunis. Er erinnert ſich des Freundes ſeines Vaters. Er grüßt den König von Korſika, und ſendet ihm einige Geſchenke."

„Ich muß ihn ſprechen!"

„Das wird ſeinem Herzen große Freude geben!"

„Ich ſchiffe mit Dir nach Tunis!"

„Allah ſegene unſere Fahrt!"

Theodor ſagte den Korſen, welch ein neuer Stern ihnen freundlich lächle, vertheilte, was er erhalten hatte, unter ſie, und machte ſich zur Abreiſe nach Tunis fertig. Iſidorens Bitten, ihre naſſen Augen, konnten

ihn

ihn nicht zurückhalten. Er verſprach ſich viel von dem Beiſtand des Dey für Korſika, nahm ſeinen Sohn mit ſich, und ſegelte nach Tunis ab.

Der Dey empfieng ihn ſehr freundſchaftlich, und gab ihm ſogar Zimmer in ſeinem Pallaſt ein. — Sie ſprachen über Korſika; Manſor erbot ſich zu Beiſtand, und die ſchönſten Hoffnungen lebten dem König der Korſen in Tunis auf.

Zwei Tage nach ſeiner Ankunft fragte der Dey:

„Haſt Du meine Schweſter vergeſſen?“

„Ich habe es nicht gewagt, — antwortete Theodor, — da ich Euere Geſetze kenne, meinen Wunſch, ſie zu ſprechen, zu äußern.“

„Sie iſt noch in Deiner Schuld, ſo wie es auch mein Vater war.“

„Er hat mich längſt, und königlich, bezahlt.“

„Für Sithina zahle ich.“

„Und es iſt mir erlaubt, ſie zu ſprechen?“

„Du wirſt ſie ſprechen. Aber bloß um des Aufſehens willen, wird es, meiner Leute wegen, im geheim geſchehen. — Du bedienſt Dich, wenn Du zu ihr gehſt, meiner Kleider, und kein Menſch wird es wagen, Dich aufzuhalten, oder Zeuge Deiner Unterhaltung mit ihr ſeyn zu wollen. — So haben wir es beide verabredet, und dieſen Abend erwartet ſie Dich.“

Der Weg zur Renovation einer alten Bekanntſchaft war alſo eben gemacht, er wurde gewandelt, und zwar, wie man leicht denken kann, ſo gern auch, dennoch nicht ohne einige Verlegenheit.

Sithina lag, als Theodor in ihr Zimmer trat, auf ihrem Polſterlager, und vor demſelben ſpielte ihr Kind um ſie herum. Sie ſchien ſeinen Eintritt nicht zu bemerken.

„Schöne Mutter! — ſagte das Mädchen; — der liebe Oheim iſt da.“

Sithina ſah auf, breitete einen Arm aus, zog ihn zurück, bedeckte mit der Hand ihr Geſicht, und ſagte mit gepreßter Stimme:

„O Theodor!“

„Sithina!“ — ſtammelte Theodor, indem er ſich ihr nahte.

„Biſt Du endlich zu mir gekommen?“

„O! mein Herz kam nie von Dir, war ſtets bei Dir.“

„Das meinige hat überall hin Dich begleitet.“

Er zog ihr ſanft die Hand von den Augen, und drückte ſie gefühlvoll an ſeine Lippen. Sithina ſeufzte:

„Das waren die Küſſe, die mir mein Herz raubten!“

„Sie gaben Dir das meinige.“

„Das mich verließ!“ —

„Im Geiſte war ich ſtets bei Dir.“

„Dein Andenken wich nie von mir.“

Sie wendete, als ſie dies ſagte, das Mädchen gegen ihn, und bedeckte ihr Geſicht. — Theodor ſah der Kleinen in's Geſicht, und ſein Bild kam ihm, wie aus einem Spiegel, entgegen.

„Mein Kind!“ — ſchrie er laut auf, nahm das Mädchen in ſeine Arme, und küßte es heftig.

„Wer iſt der Mann?“ — fragte das Kind weinerlich.

„Es iſt auch ein Oheim, liebe Nadine!“ — ſagte Sithina.

Theodor warf ſich bei ihr nieder, küßte ihr die Hände, und ſeufzte:

„O Sithina!“

„Du weißt nun alles!“ — ſagte Sithina leiſe, und tief aufſeufzend.

Raſch ſchlang Theodor ſeine Arme um ihren Nacken, und ſeine Küſſe ſuchten und fanden ihre Lippen. Sie drückte ihn ſchwach zurück, und ſagte:

„Wie ich höre, haſt Du einen Sohn bei Dir? — Wo iſt ſeine Mutter?“

„Ich weiß es nicht!“

„Du weißt es nicht? — Wie iſt das möglich?“

„Sie wurde geraubt, und ſchmachtet vielleicht jetzt, und auf immer, in einem Kloſter.“

„Du wirſt ſie nicht wiederſehen?“

„Ich kann es nicht hoffen.“

„Schicke Deinen Sohn zu mir! Ich will ihn ſehen.“

„Du ſollſt ihn ſehen. — O Nadine! liebes, gutes Kind! — Ach Sithina! Es iſt ein mächtiges Gefühl, das die Natur ins Herz des Menſchen legt! O! ſie weiß wohl, was ſie thut!“

„Die Menſchen wiſſen es ſelten. Sie handeln nur allzuoft, wie ſie nicht handeln ſollten. — In jener Nacht, als Du an meinem Lager knieteſt als Arzt, als Fieberhitze meine Adern durchglühte, da weckteſt Du in mir eine Empfindung, die das dunkle Verlangen der Befriedigung einer Sehnſucht — ich wußte nicht, wonach, — bei ſich führt, die Du, erfahrener als ich, mir leider! auch gewährteſt. — Ich wußte damals nicht, was ich that. — O! welch ein vortrefflicher Mann war mein Vater! — Ich mußte mich ihm entdecken. Er zürnte nicht, er brachte mich nicht um. — So geht es, — ſagte er lächelnd, wenn man den Aerzten traut! und vermählte mich mit Murad. — Dieſer merkte wohl, was ihm und mir, ohne ſein Verſchulden, geſchehen war, aber er wagte es nicht, darüber laut zu werden, weil er meinen Vater fürchtete. Er verachtete mich, beſtieg nie wieder mein Bett, und mochte dies Kind nicht ſehen. Nadine war meines Vaters Freude; das war mein Glück! Er liebte ſie ſehr, und als ich ſie einſt von ſeinen Armen nahm, ſagte er: Da, nimm deinen Arzt zurück! — Und, ach! es war auch mein Arzt eben ſo wohl, als es der Dolch war, der unaufhörlich mir neue Wunden grub, ſie wieder heilte, und wieder aufriß."

„Sithina!"

„Nach und nach wurde meines Gemahls Betragen, gegen mich und dies Kind, auffallender. Er drohte wohl zuweilen gar. — Einſt hatte er die Worte fallen laſſen, der letzte Tag meines Vaters würde mir den

Scheidebrief geben. Dieſes hinterbrachte mir meine Amme. Ich ſah dieſer Stunde gefaßt entgegen, als mein Vater ſtarb. Aber Murad fiel im Gefecht gegen die Feinde meines Bruders. Gott iſt gnädig und barmherzig! — Nun bin ich eine Wittwe, und der Vater dieſes Kindes bekennt nicht die Gebote des großen Profeten. — Ich kann das Kind nicht von mir laſſen, und ach! es iſt in böſer Luſt, mit einem Unglaubigen empfangen worden!"

„Die Liebe, gute Sithina! giebt einerlei Glauben der ganzen Welt. Sie kann kein Verbrechen begehen, als das Verbrechen, das ſie ſelbſt iſt, wenn ſie eins iſt. Aber ſo iſt es nicht!"

„Gott ſey mir gnädig! das habe ich wohl zuweilen ſchon ſelbſt gedacht, aber es iſt nicht recht. — Du haſt mir meine Unerfahrenheit und meine Schwäche benutzt, um mich unglücklich zu machen. Aber ich vergebe Dir!“

„O Sithina! Die Güte Deines Herzens fordert ein Opfer. — Ich will es Dir bringen!“

„Kein Opfer! — Du biſt ein König geworden; gedenke Deiner Freundin in der Einſamkeit, die mich nun wohl bis an das Ende meines Lebens umgeben wird.“

„Und warum ſollen ewig dieſe Mauern ſo viele Reize, ſo viel Schönheit umſchließen? Im Freien duften die Blumen weit angenehmer.“

„Das iſt bei uns kein Looß, ſelbſt der glücklichſten Weiber.“

„Ich beklage Dich!“

„Es ſcheint das Looß der Mütter Deiner Kinder zu ſeyn!“

„Ein trauriges Looß! — Selbſt aber das meinige fiel mir nicht beneidenswerth.

Ich führe ewigen Krieg mit den Feinden der Kerſen, und ſehe keine Hoffnung, ſie zu beſiegen, und die wankende Krone auf meinem Haupte zu befeſtigen, die mir ein Gott im Zorne gab. Ich fühle ihre Laſt, und kenne ihre Freuden nicht!“

„Sie werden kommen!“

Hier entſtand eine Pauſe. Endlich fragte Theodor:

„Und Du liebſt mich noch?“

„Ach Theodor! Dieſe Frage darf ich Dir nicht beantworten.“

„Verbietet Dir das Dein Herz?“

„Ich traue dieſem Herzen nicht!“

„Das darfſt Du, wenn Du willſt.“

„Es führt mich irre.“

Theodor wollte antworten. Sithina drückte ihm die Hand, und ſagte:

„Morgen ſendeſt Du mir Deinen Sohn.“

„Aber, — fragte Theodor, — wir ſehen uns doch auch wieder?“

„Wir ſehen uns wieder!“

Sehr früh, den folgenden Tag, ließ der Dey Theodorn zu ſich rufen. Er eilte zu ihm, und fand ihn krank, und bettlägerig. Es war nur eine Indigeſtion, wozu ſonſt noch etwas gekommen ſeyn mochte, die den Dey aufs Krankenlager geworfen hatte, aber Theodor hielt es für rathſam, die Krankheit für bedenklicher zu nehmen, als ſie es wirklich war. Er gab ihm Tropfen ein, und rieth ihm, ſich vorſichtig im Bett zu halten.

Sithina beſuchte ihren Bruder, und des Abends gieng Theodor zu ihr. Er fand ſie ganz allein.

„Ich habe, — ſagte ſie, — Deinen Sohn geſehen, und ach! ich mußte in dem

Sohn den Vater küſſen. Doch, Deine Augen hat er nicht. Die haſt Du Nadinen gegeben."

„Wie Dir mein Herz."

„Ach! was fange ich damit an?"

„Verſchließe es feſt in das Deinige, wie ich das Deinige in mein Herz geſchloſſen habe."

Sithina ſeufzte.

Wie ſo manches iſt ſchon über das Seufzen, und über die Seufzer geſchrieben worden! und wer wird alles erſchöpfen, was ſich darüber ſagen läßt? Wie ſchwer z. B. müßte nicht die Erklärung des jetzigen Seufzers Sithinens werden?

Theodor ſeufzte mit ihr. — Sithina ſeufzte wieder, und Theodor ihr nach.

Beinahe ſollte man glauben, es ſey mit dem Seufzen, wie mit dem Gähnen. Es wird epidemiſch.

Den Seufzern folgten Händedrücke, dieſen nach ſchlichen Küſſe, und — kein Iſſuf lag an der Thür. Die ſüße Gelegenheit, ſich feſſelfrei zu ſehen, konnte von zwei ſo zärtlichen Herzen nicht unbenutzt gelaſſen werden, und das ſchöne Unglück war geſchehen, ehe man noch einig werden konnte, ob es geſchehen ſollte oder nicht.

So iſt es in der Welt, und vielmehr noch iſt es ſo in der Liebe. Die Ausführung kömmt gewöhnlich ſtets der Ueberlegung zuvor, und was dabei gewonnen oder verlohren wird, läßt ſich immer erſt ſo ſpät berechnen, daß es zu ſpät wird, es berechnen zu wollen, oder zu können.

Theodor war kaum auf ſein Zimmer zurück, als unangemeldet ein Mann, in der Kleidung eines Arabers, in daſſelbe eintrat.

Nach einem Salam allicum! beſah ihn Theodor genauer, und ſiehe da! es war der alte Sirius. Sie ſchüttelten ſich freudig die Hände, und es kam ſogleich zur Unterhaltung.

„Wie ich höre, iſt der junge Dey krank?“

„So iſt es. Eine Indigeſtion —“

„Du haſt doch die Paracelſiſchen Arzeneien bei Dir?“

„Die habe ich bei mir.“

„So hat es auch nichts zu bedeuten: Ich habe mit den ſafrangelben Tropfen ſogar manchem Reichsprälaten ſchon wieder auf die Beine geholfen. — Wie lebt Sithina?“

„Als Wittwe.“

„So? — Nun! ſo iſt es ja gut, daß Du hier biſt. — Das hat Dich auch wohl hauptſächlich nach Tunis geführt? — Ja, ja! ich kenne Dich.“

„Ich Dich nicht.“

„Ich dächte doch!“ —

„Wo kömmſt Du her?“

„Aus der Inſel Korſika.“

„Was bringſt Du mir mit?“

„Dort wird vom heil. Chriſte wenig beſchert. — Was ich Dir mitbringe, das ſind Wünſche der Korſen, mancherlei Nachrichten, und hier iſt auch ein Brief von Iſidoren.“

Theodor riß haſtig den Brief auf, und las:

„Meine Träume ſind entflohen. Ich bin erwacht, und wie ich glaube, noch zu rechter Zeit von meiner Krankheit geheilt. — Wie wär es mir möglich, länger unter dieſer halbwilden Nation der Korſen zu leben, die nichts haben, als ein ewiges Begehren in ihren armuthsvollen Zuckungen und Krämpfen? Unter ihnen zu bleiben, iſt nur dem möglich, der eben ſo wenig hat, als ſie ſelbſt haben. Was ich ihnen aufgeopfert habe, iſt nur allzuviel, als daß ich mich nicht berechtiget glauben ſollte, es wieder fordern zu können. Ich ſcheide von den Korſen ohne Thränen, aber mit Reue. — Ich wünſche Ihnen, mein Herr! Kräfte, Muth, und Unterſtützung genug, Ihre abentheuerliche Laufbahn zu verfolgen, und die Krone zu behaupten, die nach Ihnen wohl ſchwerlich ein Mann von Kopf zu tragen wünſchen kann ꝛc."

„Iſt ſie toll? — fragte Theodor, indem er dem Alten den Brief zu leſen gab; — oder welcher Feind iſt in ſie gefahren?"

„Der Feind der Liebe und der Entdeckung;" — ſagte Sirius gelaſſen, und las den Brief.

„Erkläre Dich deutlicher!"

„So

„So bald ich den Brief geleſen habe."

„Was kann ſie bewogen haben, dieſen Brief zu ſchreiben?"

„Zweierlei; ein böſes Gewiſſen, und die Liebe."

„Ich verſtehe Dich nicht!"

„Du wirſt mich gleich verſtehen. — Ich kam nach Korſika, und fand die Korſen ſehr verlegen. Man ſagte ſich es laut, Iſidora habe Umgang mit einem Franzöſiſchen Offizier, und wolle die Korſen verrathen."

„Wie?"

„Mit dem Umgange war's richtig."

„Wirklich?"

„Ein Portugieſe, der unter den Franzoſen als Offizier dient, war es, mit dem ſie ſich halbe Tage, und ganze Nächte lang unterhielt. Sie hatte ihn ſchon ehedem in Braſilien gekannt. Es war alſo ein alter Schaden. Jetzt wurde er wieder neu. Alte

Liebe roſtet nicht. Die Empfindungen wurden aufgewärmt, Du warſt nicht bei der Hand, und es gab eine neue Speiſe. Nulla foemina diu pondus habet!“

„Ich erſtaune!“

„Ich nicht. Iſidora iſt ja ein Weib. Das Neue gefällt, das Alte ergötzt. Est magis ad lapsum foemina prona viro. Luna frequenter ecclipsin patitur. — Der Großfürſt, Ivan Baſilowitz konnte nie ein Weib ſehen, ohne in Ohnmacht zu fallen. — Selbſt Petrarka, der doch ſo viel zum Lobe ſeiner Laura ſchreibt, ſingt: Ein Weib iſt ein veränderliches Ding, und nur kurze Zeit wohnt Liebe (nemlich zu einem einzigen Gegenſtand), in ihrem Herzen*). Frau und Fraus, ſind nicht weit von einander.“

---

*) Femmina è cosa mobil per natura;
Ond'io soben, ch'un amoroso stato
In cor di donna picciol tempo dura.

„Und Du — ?“

„Ich ſagte ihr meine Meinung, das kannſt Du denken. Und ich ſagte ihr auch noch etwas. — — Weißt Du, wo die arme Florigena ſteckt?“

„Wo?“

„Im Kloſter der Klariſſerinnen, bei Genua.“

„Woher weißt Du das?“

„Ich habe die artige Flora geſprochen.“

„Wo?“

„In Genua. — Es hat ſich dort ein Mann gefunden, der ſie geheurathet hat.“

„Geheurathet?“

„Er iſt zwar nur ein Brillenmacher, aber er nährt ſich gut, und die Frau, — hilft ihm Brillen machen. So kommen ſie recht gut aus. Sie haben mich recht artig bewirthet! — Flora ſagte mir alſo, was ich Dir ſage; daß Florigena den Schleier hat nehmen müſſen. Die ſogenannten Räuber ſind von der Familie abgeſchickt geweſen. — Nun aber fragt es ſich; Wer hat der Familie Nachricht von Florigenens Reiſe, von Zeit, Ort, und Stunde gegeben?"

„Weißt Du es?"

„Gewiß nicht, aber halb und halb."

„Wer that das?"

„Iſidora."

„Sirius! Welch ein Argwohn! — Iſidora?" —

„Ja, ja! Iſidora. Meine Gründe zu dieſer Vermuthung gebe ich Dir ein andermal an. Jetzt höre weiter. — — Ich gab Iſidoren ſo etwas weniges, aber dennoch genug, von meinen Vermuthungen zu verſtehen, und machte auch übrigens noch ein wenig Lärm über ihr jetziges Betragen in Korſika; — den andern Tag war ſie fort, nach Baſtia, zu den Franzoſen, und hatte den ſich ſen Brief an Dich zurückgelaſſen, den ich Dir ſo eben überreicht habe."

„O Iſidora!" —

„Dora, — ſtelle Dir es nur vor! — Dora iſt nicht mit ihr gegangen."

„Nicht?"

„Nein! Du haſt mich freigelaſſen im Angeſicht des Königs, ich bin ſeine Dienerin, auf meiner Bruſt trage ich ſein Gnadenzeichen, ich rufe um Schutz die Korſen an, ſagte ſie, und gieng nicht mit. — Um keinen Lärm zu machen, hat ihr Iſidora einige Goldſtücke geſchenkt, und Dora iſt zurückgeblieben, treu, wie ſie ſagt, ihrem König, dem ſie ihre Freiheit zu verdanken hat."

„Wo iſt ſie geblieben?"

„Ich habe ſie in guten Händen gelaſſen. Sie iſt bei Helenen geblieben."

„Gutes, vortrefflisches Geſchöpf!"

„Sieh! das that eine Schwarze mit reinem Herzen, und die Weiße, mit ſchwarzem Herzen, verläugnete Dich.“

„Alles, was Du mir ſagſt, ſetzt mich in Erſtaunen.“

„Das glaube ich Dir! Mir gieng es eben ſo. — Was ich Dir aber nun ſagen werde, wird Dich noch mehr in Erſtaunen ſetzen.“

„Noch mehr?“

„Jenes waren nur Weiberaſſairen, die nur ein eingebildetes Gewicht haben, aber jetzt kömmt eine Angelegenheit des Staats.“

„Aus Korſika?“

„Aus Korſika. — — Der König von Frankreich hat ſeinen Truppen Ordre zugeſendet, die Inſel zu verlaſſen. Er geht von der Genueſiſchen Verbindung ab.“

„Wie? — Sirius! — Iſt es möglich?“

„In 14 Tagen ſind alle Franzoſen auf Korſika eingeſchifft, und Ihr habt es nur mit den Genueſern allein wieder zu thun.“

„Sirius! dieſe Nachricht iſt eines Kuſſes der Freude werth!

„Noch mehr! — Ich aſſignire aber, vor der Hand, an Sithinen. — Es iſt nur gut, daß Du wieder in weichen Händen biſt! Du kannſt gar nicht verderben! Lauter Weiberglück! Stirbt die eine, ſteckt man die andere ins Kloſter, wird die dritte eine Brillenhändlerin, findet die vierte einen alten Liebhaber wieder; Du haſt dennoch Vorrath. Hier, etwas aus Mahomets Paradies, eine Houris, ſchön wie einen Engel, und in Korſika, eine Vielgetreue, ſchwarz wie ein Teufel.“

„O Sirius! Deine gute Laune!“ —

„Sie iſt das Beſte, was ich habe. — Hier ſind Briefe von Zondodari, Suſini, und

Ornano. Sie erwarten Dich, ſo bald wie möglich, in Korſika. — Aber, wie wirſt Du nun aus Tunis kommen können? — Denn darauf gehe ich eine Wette ein, Du haſt der ſchönen Wittwe ſchon wieder viel zu viel geſagt. — Ich kenne Dich!"

„Wenn wir nun den Genueſern noch einen Platz auf Korſika laſſen" —

„Wie kömmſt du jetzt wieder auf die Genueſer?"

„Sie ſind meine Feinde auf Leben und Tod."

„Das läugnen ſie auch gar nicht. Der geringſte Kohlenträgerjunge in Genua ſchimpft ſo gut auf Dich, als die vornehmſte Senatorzunge. Ein einziges Mädchen habe ich dort zu Deinem Lobe ſprechen hören. Das war ein Mädchen, die Backwerk verkaufte. Sie hatte eine Gattung von Gebackenen ſtil, das ſie Theodorini getauſt hatte, — in

Deutſchland nennt man's arme Ritter; — dieſes gieng ſehr gut ab, und deshalb ſprach ſie auch gut von Dir. Uebrigens, biſt Du allen Genueſern ein Dorn im Auge, und wenn der Brillenhändler, der der erimen Flora die Hand gab, gewußt hätte, daß ſie eine ſo gute Freundin von Dir wär, er hätte ſie — ſo ſehr er auch Brillenmacher iſt, — nimmermehr geheurathet. Er muß ſie nicht recht beſehen haben, vermuthlich, ohne die gehörige Brille. — Flora iſt aber klug, und ſpricht, wenn ihr Mann patriotiſch, als ein ächter Genueſer, auf Dich ſchimpft, ſo trefflich mit, wie eine gebohrene Genueſerin. Wie ich aber mit ihr allein ſprach, da klang das ganz anders, was ſie zu ſagen hatte; und wer weiß, was ſie thut, wenn die Korſen die Oberhand behalten.“

„Wenn die Franzoſen abziehen, ſo hoffe ich auf Hülfe, von England aus.“

„Ein möglicher Fall!“

„Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß dann England den Korſen beiſtehen wird.“

„Wenn gehen wir alſo von Tunis, nach Korſika ab?“

„So bald wie möglich.“

„Oeffentlich, oder heimlich?“

„Warum heimlich?“

„Dieſe Frage mag Sithina beantworten, wenn Du ſie nicht ſelbſt beantworten willſt. Honny soit qui mal y pense! ſteht auf dem blauen Hoſenbande. Ich habe die Gräfin Salisbury ſehr gut gekannt, die das erſte Band dazu hergab. Sie war impertinent blond, hatte ätherblaue Augen, und eine Naſe, und einen Mund, die mir nicht hätten gefallen können; aber dem König gefielen ſie.“

Theodor wurde zum Dey gerufen, Sirius blieb, bis er wieder zurück kam.

„Was macht der Dey?“

„Er beſſert ſich.“ —

„Recht gut, wenn ſich die Dey's beſſern!“

„Iſt es nicht ſonderbar, einen König als Arzt zu ſehen?“

„Das iſt eben ſo ſonderbar nicht! Man kann ja bei dem Regieren leicht noch etwas nebenher treiben. — Jeder von den Kalifen hatte, auf den Nothfall, ein Handwerk gelernt. Das war ſogar Staatsmaxime. — Schach Abas beſchlug ſeine Pferde ſelbſt. Kaiſer Karl V. machte Uhren, Kaiſer Rudolph II. malte, Herzog Albert IV. von Oeſterreich war ein Drechsler, und der Großherzog Ferdinand von Florenz, war ein künſtlicher Goldarbeiter und Waffenſchmidt. Der große Czar Peter I. war ein Schuhmacher. Er machte wirklich, für einen Pönhaſen, leidliche Arbeit. Du kannſt in Petersburg noch immer Pantoffeln und Schuhe von ſeiner Arbeit ſehen.“

„Jetzt biſt Du einmal wieder bei Deinem Schuhmacherhandwerk! Haſt Du nicht etwa auch einmal in der Lehre geſtanden?“

„Wer weiß! — Laß mir die Schuhmacher gehen. Sie haben ſpekulative Köpfe aufzuzeigen. In Augsburg war ein Schuſter, der konnte fliegen. Hans Sachs, Jakob Böhm, Max Daut, Hochs, und der Schuſter von Allendorf, werden in jeder gelehrten Hiſtorie paradiren, ſo lange die Welt ſteht.“

Da Theodor merkte, daß Sirius wieder einmal tief in ſeinen Text gerathen wollte, brach er das Geſpräch ab, und nach einigen Unterredungen über die Korſiſchen Angelegenheiten giengen beide zur Ruh.

Der Dey war wieder geſund, und Theodor ſuchte, mit guter Manier, aus Tunis abzuſegeln. — Der Abſchied von Sithinen war es, den er fürchtete.

„Die Korſen rufen mich zurück!„ — ſagte er.

Wider Erwarten, antwortete Sithina ganz gefaßt:

„Das war voraus zu ſehen. In Tunis kannſt Du ja nicht bleiben!“

„Die Menſchen ſehen und finden ſich nur, um ſich zu trennen.“

„Es iſt der Menſchen ewiges Loos, und Allah iſt gerecht! Du gehſt nach Korſika zurück, und mir iſt, ſeit geſtern, ein neues Loos gefallen.“

„Ein neues Loos?“

„Der Dey von Tripolis hat Freundſchaft geſtiftet mit meinem Bruder, und Sithina wird das kleine Opfer dieſes Vertrags.

Der Dey von Tripolis verlangt mich zur Gattin, und mein Bruder wird ſich mit der Tochter des Tripolianers vermählen. Ich erfülle die Wünſche meines Bruders, und gebe dem Dey meine Hand. — Mein Herz, nimmſt Du mit Dir.“

„O Sithina! Warum verhindern Glaubensmeinungen das Glück unſerer Verbindung?“

„Du darfſt den Korſen keine Königin geben, die die Lehren des großen Profeten verehrt, das weiß ich. Herzen trennt kein Glaube.“

„Die Liebe glaubt nur an ſich ſelbſt, und an ihr Glück.“

„Wir ſprechen uns jetzt zum letztenmal. — Vergiß es nie, wie herzlich Dich Sithina geliebt hat. Sie wird Dich ewig lieben, und ſtets Deine Freundin ſeyn. Die Freundſchaft wird nicht durch Meere getrennt. — Ich werde von Dir hören, und Deines Glücks mich freuen. Sind die Korſen ſiegreich und glücklich unter Deiner Regierung, wird mein Herz freudig klopfen: Dieſer König liebte Sithinen!“

„Er wird Dich ewig lieben!“

„Lebe wohl! Reiſe glücklich, mein geliebter König!“

Es war beiden unmöglich, ſich ſogleich zu trennen. Sie nahmen mehr als einmal Abſchied von einander, und dennoch fand der Morgen ſie noch Arm in Arm zuſammen.

Drei Tage darauf beſtieg Theodor, vom Dey und von Sithinen köſtlich beſchenkt, das Schiff, das ihn nach Tunis gebracht hatte, mit ſeinem Sohn, mit Sirius und Morone. Die Anker wurden gehoben, und bald lag Tunis in der Ferne.

Schon ſahen ſie Korſika, als ihnen eine Genueſiſche Galere begegnete. Theodor griff ſie muthig an, und nach einem tapfern Widerſtand, wurde ſie erobert. Er beſtieg die Galere, die eroberten Schätze zu beſehen, und fand auf derſelben, was er hier nicht ſuchte; Iſidoren, und ihren Geliebten.

„Mein König!“ — begann Iſidora.

„Bin ich das?“ — fragte Theodor lächelnd.

„Ich bin in Deiner Gewalt.“

„Biſt Du? — Du biſt frei. Ich ſchenke Dir das eroberte Schiff. Die Korſen ſind nun aller Forderungen quitt, die Du, nach Deinem Briefe an mich, an ſie zu machen Dich berechtiget fühlteſt.“

Betroffen ſah Iſidora vor ſich nieder. Theodor reichte ihr die Hand.

„Leben Sie wohl! leben Sie glücklich, ſchöne Sennora! — Gedenken Sie meiner, aber ich bitte! im Guten.“

„Sie beſchämen mich!“

„Das will ich nicht.“

„Ihre Großmuth“ —

„Nichts davon!“

„Ihr Geſchenk“ —

„Ich trage nur Schulden ab.“

„Sie ſind“ —

„Ich hoffe, Sie kennen mich. — Wenn Sie nach Genua kommen, bitte ich Sie, den Genueſern begreiflich zu machen, daß ich nicht ſo ſchlecht bin, als ihre Maniſeſte mich ſchildern. Stets werden mich zwar die Genueſer mit den Waffen in der Hand, als Feind finden, aber ſie werden auch erfahren, daß ſie mir nie an Großmuth überlegen ſeyn können. Ich kann fallen, aber ich werde mit Ehre, und für die gerechte Sache der Korſen fallen. — Nochmals, reiſen Sie glücklich!“

Betroffen ſtaunten die Genueſer den Mann an, den ſie ganz anders fanden, als die Proklamationen und Manifeſte ihres Senats ihn geſchildert hatten. Der Kapitain nahte ſich ihm, und ſagte;

„Man thut Ihnen Unrecht in Genua; aber Sie vertheidigen auch leider! eine ungerechte Sache!“

Lächelnd antwortete Theodor:

„Ein Genueſer darf nicht anders ſprechen, aber er darf anders fühlen. — Wär ich in die Hände der Genueſer gefallen, ſie würden mich ſicher ſchmählich und ſchändlich behandelt haben! ich aber, ſollte auch der ganze Senat in die meinigen gerathen, werde mich immer edel finden laſſen. — So handeln auch meine Korſen!“

Damit verließ er das Schiff und gieng in das ſeinige zurück. -- Sirius hielt ihm öffentlich eine Lobrede, und beide Schiffe verlohren bald einander.

Sirius ſchüttelte den Kopf und ſagte:

„Wenn ich mir Iſidoren, und ihre Verlegenheit vorſtelle, ſo könnte mich das zum Maler machen, ſo lebhaft fühle ich alles. Da ſtand ſie:

Erſtaunt wie Balſazar, als er die Menſchenhand
ſah ſchweben ohne Menſch, und ſchreiben an die Wand.

Deinen Lippen entſtrömte ein edles: Mene tekel! und ſie, und die Genueſer, wurden von der Beſchämung zu Bildſäulen gemacht.

Scham und Beſtürzung färbten ihre Larven, und auf Deinem Geſicht las man königlich geſchrieben: Semper ego cupio praecedere, et esse Supremus!“

Neuntes Buch.

Der Vorhang fällt! Es iſt geſchehen!
Der Wandrer ſteht noch nicht am Ziel.
Wie lange wird er weiter gehen?
Wie lange treibt er noch ſein Spiel?

Die Franzoſen hatten Korſika verlaſſen, und die Genueſer ſchlugen Vergleichsartikel vor, welche anzunehmen, die Korſen auch ziemlich geſtimmt waren, aber Theodors Erſcheinung brachte alles wieder auf den alten Fuß. Die Häupter der Korſen verſammelten ſich zu Korte, und ſtellten folgende Akte aus.

Im Namen Gottes!

Die verſammelten edelſten Häupter der Korſen wählten nach reifer Ueberlegung im Jahr 1736 den edlen Theodor, Baron von Neuhof, zu ihrem Souverain und König, und ſchwuren ihm den

Eid der Treue. Sie ſind jetzt abermals verſammelt, und bekräftigen von neuem, was ſie damals beſchworen haben, mit Vorſicht und Ueberlegung. Was die Republik Genua von den Korſen auch als ihre ewige Feindin, und verſtellte Freundin, erſchlichen, und verſprochen erhalten haben mag, ſo wird daſſelbe hiermit kaſſirt, null und nichtig gemacht. Und wir, Häupter der Nation, mit Machtvollkommenheit verſehen, haben dieſe feierliche Erklärung unterzeichnet, durch welche wir unſerm König Theodor, aufs neue Gehorſam und Treue zuſchwören, und auf ewig verſichern. Er iſt der König, den die freien Korſen verlangen, und er ſoll es bleiben auf immer. Gegeben durch unſere Regierung zu Korte, den 14. Jun. 1744.

Dieſe Erklärung erregte in Genua Unmuth und Beſtürzung. Die Republik ſendete neue Truppen nach Korſika, und die Korſen rüſteten ſich zum Kampfe.

Sirius war mit einem Engliſchen Schiffe nach Livorno abgeſegelt, und Theodor ſchlug ſeine Reſidenz zu Korte auf. Treu und ergeben begleitete ihn Dora, entzückt, ihn wieder zu ſehen.

„Durch Dich, mein König! — ſagte ſie; — erhielt ich die Freiheit, bei Dir will ich bleiben. Feſt iſt mein Schickſal an das Deinige gekettet, und nichts ſoll mich von Dir trennen. Ich will Dir treu dienen, und immer Dich als meinen Herrn ſchätzen, ehren, und lieben.“

Dankbar umarmte Theodor das gute ſchwarze Mädchen, und verſprach ihr, ſie nie zu verlaſſen. — Sie wurde die Geſpielin des kleinen Königs, wie ſie ihn nannte, und fühlte ſich glücklich und froh, um den Mann zu ſeyn, dem ſie ſo herzlich ergeben war.

Theodor ließ Baſtia belagern, ſchlug die Genueſer in einigen Gefechten, und nahm ihnen mehrere bedeutende Plätze ab. Er ſchloß Kontrakte durch Agenten, mit einigen Engliſchen Handelshäuſern, fand viel Kredit, und verſah die Korſen mit mancherlei Nothwendigkeiten. Er erhandelte Geſchütz und Munition. — Vergebens beſchwerten ſich die Genueſer bei dem König von England über die Unterſtützungen, die ihr Feind von Engliſchen Handlungshäuſern und Schiffern erhielt. Sie bekamen die Antwort: Der König wiſſe nichts davon, und bekümmere ſich nicht um die Spekulationen der Handlungshäuſer und Privatperſonen ſeines Reichs.

In purpurrothen Streifen erglänzte der öſtliche Himmel. Die Schatten zogen von der Erde zurück in die Wälder. Langſam drehten ſich die leichten Nebel an den Bergen hinauf, und verſchwanden auf ihren Gipfeln. Dampfend ſchäumte der Fluß neue Nebel herauf. Der Himmel wurde röther. Zitternd ſchwankten die erſten Stralen der Sonne in glänzenden, mit hundert Farben ſpielender Thautropfen. Die Gipfel der Berge entglühten, und ſchon ſchwamm die Flur in vergoldeter Heiterkeit. — Jetzt ſtieg die Königin des Tages, die goldene Sonne, wie ein wallendes Feuermeer, am Horizont herauf. Dampf und Nebel verſchwanden, und froh begrüßten die muntern Vögel das herrliche, alles belebende Licht.

Da lag Theodor auf einem Hügel geſtreckt, unter eine hundertjährige Fichte, verlohr ſich in angenehmes Schauen und ſog mit erweiterter Bruſt, die angenehmen Morgendüfte ein. Am Berge dahin zog der Hirt mit ſeiner Heerde, munter bellten die Hunde, und laut tönte die Schallmei in das Gebrüll der weidenden Rinder.

„Glücklicher Hirt! — ſeufzte Theodor; — Dich drücken nicht die Laſten einer Krone. Beneidenswerth iſt dein ſtilles, frohes Daſeyn! Mich verzehren Sorgen und Gram unter einem fremden Volke, das mich, in ſeinem Unglück, König nennt!“

Langſam, mit feierlichen Schritten nahte ſich ihm der uns bekannte Seher Aſtramonte. Er grüßte ihn, und ſagte:

„Das Gold zieht Kronen an.“

„Wie verſtehſt Du das?“

„Der König liegt auf Schätzen.“

„Ich? — O! Aſtramonte! ſpotte deines Königs nicht!“

„Das verhüte der Himmel! Ich rede Wahrheit. — Am Fuße dieſes Hügels habe ich zufällig — oder vielmehr durch Schickung des Himmels, und ſeines Regierers, — vor einigen Tagen einen Topf mit Goldmünzen entdeckt. Vermuthlich hat ihn hier ein Römiſcher Exulant vergraben; denn die Römer brauchten Korſika zu einem Verbannungsort. Selbſt der weiſe Seneka verlebte, als Verbannter, ſieben Jahre auf dieſer Inſel. In der Provinz Capo Corſo finden ſich noch Ruinen, die man Senekas Thurm nennt. Hier ſchrieb er ſein Buch de Consolatione, in welchem er ſeinen Zorn über die gute Inſel ausſchüttete. Voll Ingrimm ſang er hier ſein:

Barbara praeruptis inclusa est Corsica
Saxis, etc,

— Den Topf voll Goldmünzen habe ich

wieder vergraben, und Du liegſt auf denſelben. Mir kann das Gold nichts nützen. Es iſt Dein.“

„Aſtramonte, Deine Großmuth“ —

„Davon darfſt Du nicht ſprechen. — Könnte ich dieſes Metall brauchen, behielt ich es. So aber wird es beſſer zum Beſten der Korſen angewendet.“

„Ich danke Dir im Namen der Korſen! — Du könnteſt aber doch wenigſtens davon etwas“ —

„Nichts! gar nichts, werde ich davon nehmen. Ich habe nie viel Gold gebraucht, und nun — brauche ich gar keins mehr.“

„Gar keins?“

„Nein!“

„Sollteſt Du“ —

„Lebe wohl!“ —

„Wohin gehſt Du?“

„Ich will noch einmal einen alten Bekannten ſuchen, und dann gehe ich dahin, wohin meine Augen ſtets gerichtet waren."

„Wie? Sprichſt Du gar von Deinem Tode?"

„Wenn Du den Uebergang zu einem andern Leben Tod nennſt, ſo ſpreche ich davon."

„Du weißt die Stunde Deines Todes vorher?"

„Wie Du hörſt."

„Du haſt ſie in den Sternen geleſen?"

„Dort habe ich ſie geleſen."

„Haſt Du auch für mich in den Sternen geleſen?"

„Ich habe."

„So ſage mir" —

„Ich ſage Dir nichts. Verſtehſt Du es, ein Horoſkop zu leſen, ſo haſt Du das Deinige. Verſtehſt Du es nicht, — ſo iſt es auch gut. Es iſt für Dich, und für Deine Ruhe beſſer, wenn Du nichts von der irdiſchen Zukunft weißt. Ein Menſch, der ſich einmal in der Welt umhertreiben muß, muß nicht darauf beſtehen, ſeine Gänge voraus wiſſen zu wollen. Weislich liegt für Millionen Menſchen ein dichter Schleier über der irdiſchen Zukunft des Lebens. Ein abgeſchiedener Menſch von aller Welt Herrlichkeit, wie ihr ſie nennt, wie ich, kann nur Blicke in die Ferne ertragen. Laß es, wie es iſt. Gehe deinen Weg dahin, und bleibe ſtehen, wo Du ſtehen mußt."

„Du kannſt mir aber doch wohl ſagen, ob ich die Krone von Korſika" —

„Ich ſage Dir nichts. Du wirſt Dich König nennen, bis an deinen Tod. Das iſt alles, was ich Dir ſagen kann und will. — Jetzt, lebe wohl! die Zeit iſt mir zugemeſſen. Ich muß damit ein wenig geitzig ſeyn. Laß mich hoffen, dort, wo gute Menſchen ſich wieder ſehen, auch Dich zu finden. Lebe glücklich, und ſtirb ruhig!“

Aſtramonte gieng, und nachdenkend blieb Theodor zurück. Der Topf mit den Goldmünzen konnte ſein Nachdenken nicht zerſtreuen. Er gieng gedankenvoll mit dem Schatze in ſeine Wohnung zurück.

Man meldete ihm eine Korſin, die ihn zu ſprechen verlangte. Er hieß ſie kommen. — Eine edle weibliche Geſtalt trat ein.

„Wer biſt Du, edle Korſin?“

„Sirmiani iſt mein Geſchlechtsname. Meine Brüder fielen im Gefechte für die Sache der Freiheit, und vor drei Tagen drückte ich meinem Vater die Augen zu. Ich habe keine Anverwandte mehr, und will den

Schleier nehmen. Vorher wollte ich Dich noch ſehen und ſprechen, um Dir, ehe ich in's Kloſter gehe, dieſes Käſtchen zu überreichen. Es enthält meinen und meiner Mutter geringen Schmuck. Ich opfere dieſes Geſchmeide dem Vaterlande, den Korſen. Gebrauche es nach Deiner Einſicht, zum Beſten meiner Nation."

„Edle Sirmiani! dieſe Großmuth macht Dich des Namens einer Korſin ſehr werth. Warum aber willſt Du in's Kloſter gehen?"

„Ich bin ohne Schutz."

„So wähle Dir einen Gatten."

„Warum wählte mich noch keiner?"

„Wie kann ich dieſe Frage beantworten?"

„Kann ich es? — Ein Mädchen muß erwarten, gewählt zu werden."

„Herzen finden ſich leicht. — Du hätteſt nie geliebt?"

„Noch weiß ich nicht, was Liebe iſt.“

„So wird es Dir auch leicht, den Nonnenſchleier zu nehmen. Beſſer aber wäre es dennoch, wenn Du einen Gatten Deine Hand reichteſt.“

„Kennſt Du einen?“

„Die Wahl bleibt Dir überlaſſen. Sieh, die edlen Korſen, meine Hauptleute, die für die Freiheit ihres Landes fechten. Es ſind viele derſelben noch unvermählt.“

„Ich kenne ſie nicht.“

„Du ſollſt ſie ſehen.“

Da eben zur Tafel geblaſen wurde, nahm Theodor die Patriotin bei der Hand, und führte ſie in den Saal. Man ſetzte ſich zur Tafel. Theodor ſaß neben ſeinem ſchönen Gaſt.

„Meine Herrn! — ſagte er; — die [illegible] Sirmiani hat den Korſen ein großes Opfer gebracht. Wir ſind ihr Dank ſchuldig.“

„Die Sirmiani, ſagte Ornano; — fochten mit Ehre für's Vaterland, und fielen.“

„Mein Vater ſtarb, und Miranda iſt nun allein unter den Korſen!“ — ſagte ſie, und ſchlug die Augen nieder.

„Deshalb, fuhr Theodor fort; — will Miranda Sirmiani den Nonnenſchleier nehmen.“

„Den Nonnenſchleier?“ ſchrieen alle fragend.

„So viel Schönheit ſollte in einem Kloſter verblühen?“ — ſagte Suſini.

Hier erfolgte eine tiefe Stille. — Endlich ergriff Suſini den Becher, hob ihn hoch, und ſagte:

„Das Wohlſeyn der Korſiſchen Braut!“

Alle ſtimmten ein.

„Aber der Bräutigam?“ — frag) Tornetto bedächtlich.

„Der Bräutigam — ſagte Suſini; — hat das Wohlſeyn der Korſiſchen Braut getrunken.“

Miranda entglühte in hohem Roth der jungfräulichen Schaam, und ſagte:

„Welches Korſiſche Mädchen ſollte ſich nicht glücklich ſchätzen, die Braut des edlen Suſini genannt zu werden? Miranda aber hat viel zu verwegene Wünſche in ihrem Herzen gehegt; ſie büße dieſelben im Nonnenſchleier.“

„Verwegene Wünſche?“ — fragte Suſini betroffen.

Miranda ſeufzte:

„Ich weiß nur allzuwohl, was ich ſage. Mein Opfer iſt gebracht!“

„Die Genueſer greifen unſere Vorpoſten an!“ — ſchrie ein Offizier, der ſo eben in's Zimmer ſtürzte.

Theodor und die edlen Korſen ſprangen auf, griffen nach den Waffen, und eilten zu ihren Leuten. Die Hörner ertönten, Trommeln wirbelten, fernher erſchallten Schüſſe des kleinen Gewehrs. Schnell waren die Korſen in Reihe und Gliedern. Laut donnerte das Geſchütz; es kam zu einem blutigen Gefecht. — Die Vorpoſten wurden geworfen. Das Korps der Armee rückte vor. Die Schlacht begann. Die Nacht trennte die Kämpfenden. Die Korſen mußten ſich zurückziehen.

„Noch eine ſolche Schlacht, — ſeufzte Theodor; und ich bin verloren! Noch zwei ſolche Schlachten, und Korſika iſt verloren!“

„Die tapferſten der Edlen ſind gefallen! — ſagte Ornano. — Auch der reiche Tolanto fiel, und mit ihm ſein Sohn. So erloſch ſeine Familie. Miranda

Siemiani iſt Erbin ſeiner Schätze und Reichthümer.“

„Ihr müßt ſie abhalten, in's Kloſter zu gehen. — Mit einer ſolchen Brautſteuer, muß ſie keinem Kloſter, muß ſie einem Mann zueilen. — Wo iſt ſie?“

„Ich weiß es nicht, wohin ſie gekommen ſeyn mag!“

„Man muß ſie aufſuchen. — In's Kloſter darf ſie nicht gehen!“

Ein Bote kam, und brachte einen Brief. Er war von Zondodari. Die Genueſer hatten ihn angegriffen und zurückgedrängt.

„Kömmt denn Alles auf einmal!“ — rief Theodor aus, indem er den Brief auf den Tiſch warf.

Ornano nahm, las den Brief, und ſagte nachdenklich:

„Es ſieht ſchlimm aus!“

„O England! England!“ — ſeufzte Theodor.

„England könnte uns retten;“ — ſagte Ornano bedächtlich.

„Das könnte es!“

„Man müßte verſuchen“ —

„O! was habe ich nicht ſchon verſucht!“

„Erlaubt man uns doch den Handel nach England, und läßt es zu, daß man uns Gewehre und Munition zuführt.“

„Für Geld.“

„Und wir haben keins.“

„Wenn der König wüßte — wenn es ihm vorgeſtellt würde, welch einen Vortheil England von unſern ihm immer geöffneten Häfen im Mitländiſchen Meere ziehen könnte!“ —

„Wenn ein Abgeſandter von uns — — Wir haben in London einen wichtigen Freund.

Der edle Horace Walpole liebt uns und unſere Sache.“

„Der Papſt hat uns neue Verſprechungen gemacht;“ — ſagte Suſini.

„Ach! — fiel Ornano ein; — Das iſt die Statue Nebukadnezars. Das Haupt iſt Gold, die Füſſe ſind von Thon *).“

„England nur allein kann uns retten!“ — ſagte Theodor, und blieb in tiefes Nachdenken verſunken.

Die Genueſer rückten, durch ihr Glück kühn gemacht, wieder an. Theodor wollte und konnte keine neue Schlacht wagen. Er zog ſich zurück und nahm eine Stellung, die die Genueſer nicht anzugreifen wagten.

Auf ſein Feldbett geſtreckt, lag Theodor, vertieft in ſeine Lage, und nachdenkend über

---

*) Boswel. S. 167.

ſeine Schickſale. Vor ſeiner Seele giengen die Bilder des Vergangenen vorüber. Er ſprach mit ſich ſelbſt:

„Euridane ruht mit ihren ſtolzen Hoffnungen auf Korſika's Krone, in Korſiſcher Erde. — Florigena ſeufzet auf ihrer einſamen Zelle, und betet vielleicht für mich! — Iſidora war eine Verrätherin. — Sithina ſchmachtet im Frauenzwinger des Tripolitaners. Viele meiner Freunde, edle Korſen und Patrioten, ſind gefallen. — Der alte Wanderer Sirius iſt nicht bei mir.“

„Dora iſt bei Dir!“ — ſagte ſie, indem ſie herzutrat, ſeine Hand ergriff, ſie küßte, und ſich bei ihm niederwarf.

„Ehrliches, gutes Mädchen!“ — rief Theodor aus; — Komm in meine Arme! — Zwar biſt Du ſchwarz, wie die Nacht, wollicht iſt Dein Haar, platt Deine Naſe; Deine Augen ſind klein, Deine Ohren groß, und aufgeworfen ſind deine Lippen. Aber dein Herz iſt aufrichtig, gut, und rein. Du denkſt kein Arges, ſagſt nichts Albernes, begehſt nichts Böſes, quälſt weder Dich ſelbſt, noch Andere, und thuſt nichts, was Du nicht geſtehen darſt. Ohne Falſch iſt Deine Seele, wie Dein Geſicht, ohne Schminke. Du kennſt weder Neid noch Schadenfreude, und weißt nicht, was das iſt, einen Menſchen in Verlegenheit ſetzen. Unbeſorgt, ob Du gefällſt oder nicht, lebſt Du, eingehüllt in Deine Unſchuld, im Frieden mit Dir ſelbſt, und mit der ganzen Welt.“

„Ach nein!“

„Nicht?“

„Ich haſſe Deine Feinde, und kann nicht in Frieden leben mit den Feinden meines Königs. — Schwarz bin ich, wie die Nacht, das iſt wahr. Die Nacht iſt die größte Freundin der Menſchen, denn ſie macht, daß man ſchläft. Und wenn iſt der Menſch wohl glücklicher, als im Schlaf?"

„Es giebt ſchlimme Träume."

„Und wenn ſie auch noch ſo ſchlimm ſind, ſo ſind es doch nur — Träume. Man erwacht, und die Träume fliehen."

„Sie kommen auch wieder."

„Man wird ſie gewohnt. — — Meine Augen ſind klein, ja! aber ſie ſehen dennoch den König. Meine Ohren ſind groß. Sie faſſen Dein Lob auf. — Schadenfroh bin ich nicht, aber treu und ehrlich. So, ſoll mich mein König ſtets finden."

„Wenn ich nun die Inſel verlaſſen müßte?"

„So gieng ich mit Dir. — Ich folge Dir, wohin Du gehſt; und folge Dir willig, und gern."

„Und wenn ich Dich hier laſſen müßte?"

„Das wird der König nicht thun!"

„Wenn es aber ſeyn müßte?"

„Dann würde ich freilich bleiben müſſen, aber dann folgten Dir mein Herz und meine Gedanken nach!"

„Gute Dora! — Wir bleiben beiſammen."

„Ei ja!"

„Trennen uns nie."

"Nie! — Bis uns der Tod trennt, nie!"

Und wenn ich ſterbe" —

„Stirbſt Du auf meiner Bruſt. Du ſollſt bis zu Deinem letzten Athemzug hören, wie mein Herz für Dich ſchlägt."

Ornano trat ein. Dora entfernte ſich. — Theodor ſah den Kommenden forſchend an:

„Ornano! — Iſt es nicht eine Schreckenspoſt, die Du mir zu bringen haſt?"

„So iſt es!"

„Ich leſe ſie auf Deinem Geſicht."

„Panſetto iſt von den Genueſern überfallen worden“ —

„Und geſchlagen?“

„Beinahe ganz aufgerieben.“

„Schrecklich!“

„Er hat ſich bis auf den letzten Mann gewehrt. — Es fielen 2000 Genueſer über ſeine 300 Korſen her. Die Wuth bemächtigte ſich ihrer; Weiber und Kinder fochten mit, und mehr als 800 Genueſer liegen auf dem Schlachtfelde. Drei Dörfer brennen; und Panſetto, bedeckt mit Wunden, hat ſich mit 30 Mann und 14 Weibern und Kindern, zu Zondodari gerettet. Dieſer ſteht ſelbſt nicht allzuſicher und gut. Er bittet um Verſtärkung. — Was iſt zu thun?“

„Zu ſchlagen, und — zu ſterben, oder zu ſiegen.“

„Jetzt?“

„Morgen.“

„Jetzt, da die Korſen muthlos ſind?“

„Das waren ſie nie!“

„Wie ſtark ſind wir?“

„Die Stärke ſoll und kann nichts entſcheiden. — Die Genueſer können uns im freien Felde, wenn wir ſie raſch angreifen, ehe ſie Verſtärkung aus den Feſtungen an ſich ziehen, etwa 6000 Mann entgegen ſtellen. — Ziehen wir Zondodari's Korps an uns, ſo ſind wir gegen 4000 Mann ſtark. — Wir greifen an, ſchlagen, und ſiegen.“

„Gut! — — Man ſagt“ —

„Noch eine Schreckenspoſt?“

„Wie Du es nimmſt.“

„Ich?“

„Miranda Sirmiani“ —

„Iſt hier?“

„Soll unter den todten Weibern ſeyn, die bei Panſetto mit gefochten haben.“

„Miranda? — — — Sie war eine Korſin!“

Suſini trat mit der Nachricht ein: Zondodari ſey angegriffen, und abermals zurückgedrängt worden. — Theodor war nun nicht mehr zu halten. Er griff mit ſeinem Korps die Genueſer an, ſchlug, und trieb ſie aus einigen feſten Plätzen.

Trotz dieſem Vortheil, ſah Theodor ſich endlich doch wieder genöthiget, Korſika zu verlaſſen, um Hülfe zu ſuchen. Er unterredete ſich mit den Anführern und Häuptern der Korſen, und ſeine Abreiſe nach England wurde beſchloſſen.

Eben wollte er zu derſelben Anſtalt machen, als Sirius ganz unerwartet erſchien.

„Wo kömmſt Du her?“ — rief Theodor ihm froh, fragend entgegen.

„Von Tripolis.“

„Wie? — Was ſagſt Du? — Von Tripolis?“

„Von Tripolis. — Dort iſt es hoch hergegangen, nemlich, bei der Hochzeit der edlen Sithina mit dem Dey.“

„Du haſt ſie geſehen?“

„Geſehen, und geſprochen.“

„Geſprochen?“

„Wie ich ſage. — Damit Du ſiehſt, daß ich wahr rede, ſo bringe ich Dir hier Zeugniß und Beweiß mit. — Dieſes Käſtchen mit Edelſteinen iſt für Dich.“

„O Sithina!“

„Eine vortreffliche Dame! Sie hat ein edles, großmüthiges Herz. — Ich kam in Tripolis eben zu einer Auslöſungsſzene.“

„Zu einer Auslöſungsſzene?“

„Die noble Donna Iſidora iſt, mit ſammt dem Schiffe, das Du ihr ſchenkteſt, nebſt ihrem Geliebten von einem Korſaren genommen, und nach Tripolis gebracht worden. Der Dey fand Behagen an der ſchönen Sklavin, und zog ſie auf ſeine Polſter. — Nach der Verheurathung mit Sithina, erlaubte er Iſidoren, ſich zu ranzioniren. Die Juden in Tripolis ſchoſſen ihr Geld vor, und ſo wurde ſie frei. — Ihr Liebhaber war 14 Tage zuvor, an den Folgen einer derben Baſtonnade, verſchieden."

„Verſchieden?"

„Die Donna weinte ihm einige Thränen nach, und gieng mit einem Engliſchen Schiffe von Tripolis ab, als ich hieher ſegelte. Mein Kapitain, ein Holländer, verkauft Dir, wenn Du es brauchen kannſt, Pulver und Proviant, und ich gehe mit ihm nach Holland, wohin ich eben gehen muß. — — Wie ſteht es mit Deinen Affairen?"

„Schlimm!"

„Das höre ich ungern, ſo ſehr ich es auch vermuthet habe.“

„Meine lezte Hoffnung beruht auf England. — Ich will ſelbſt nach London. Ich muß das Aeuſſerſte wagen.“

„Capienda rebus in malis praeceps via est. Mit böſen Pferden bricht man das Eis.“

„Und ſchlägt auch dieſe, meine lezte Hoffnung, mir fehl, ſo falle ich, im erſten Gefecht gegen die Genueſer, um wenigſtens auf dem Bette der Ehre zu ſterben.“

Der Holländiſche Kapitain ſetzte ſeinen ganzen Vorrath ab. Theodor wendete zum Beſten der Korſen ſeine Edelſteine und Goldmünzen an. Es kam dadurch gleichſam neues Leben unter ſeine Leute.

Sirius gieng mit dem Holländiſchen Schiffe von Korſika ab, Theodor focht noch einigemal kleine Gefechte gegen die Genueſer mit abwechſelndem Glück, und ſegelte endlich mit einer Engliſchen Fregatte, nur von Dora und ſeinem Sohne begleitet, nach England ab.

Sein erſter Gang in London war zu dem Freunde der Korſen, Walpole, er ſuchte ihn auf, entdeckte ſich ihm, und empfahl ihm die Angelegenheiten einer Nation, für die er ſich ſo warm intereſſirte.

So unbekannt Theodor auch in London zu ſeyn glaubte, ſo wenig war, und blieb er es. Einige Schiffer erkannten ihn und bald lief es von Mund zu Mund: Der Korſiſche König iſt hier.

Bald ſtellten ſich einige Gläubiger ein. Er vertröſtete ſie auf Geld und Waaren aus

Korſika, die er, wie er ſagte, mit jedem Tag erwartete. Er hoffte Zeit zu gewinnen, da er die Hoffnung nährte, dem König ſelbſt ſeine, und die Bitten der Korſen vortragen zu können. Er ſprach die Miniſter; man ſchien ſich für ihn und die Korſen zu intereſſiren.

Ein Journaliſt machte das Publikum auf ſeinen Gaſt aufmerkſam, und bald erhielt Theodor Beſuche aus allen Enden der Stadt.

Nach und nach fieng er an, ſich dieſen Zudringlichkeiten zu entziehen. Er bezog ein anderes Logis, und hielt ſeine Thür ſorgfältig verſchloſſen.

Von unbekannter Hand erhielt er eine nicht unbeträchtliche Geldſumme, und den Rath, London zu verlaſſen. Selbſt ſein Freund, Sir Walpole, rieth ihm das, und

Theodor wollte, halbverzweifelnd, eben dieſen Rath befolgen, als es zu ſpät war.

Ein Jude aus Genua, der auf beſondern Dank, und wer weiß, auf welche Erlaubniß, zu Handlungsſpekulationen, auf Privilegia, und dergl. des Senats rechnete, hatte Theodors Gegenwart ſo jüdiſchſpekulativ, wie möglich berechnet, überredete einige Gläubiger des Königs zu Abtretung ihrer Forderungen an ihn, und ließ, da Theodor nicht zahlen konnte, ihn ſogleich nach Landesrechten feſtnehmen, und ins Gefängniß ſetzen. Nun meldeten ſich auch Theodors andere Gläubiger, und ſeine Lage wurde ſchlimmer, als ſie je geweſen war. — Er hatte, ehe er ins Gefängniß gieng, noch ſo viel Zeit, ſeine wichtigſten Papiere und das große Reichsſiegel, Herrn Walpole zu überſenden *).

Dieſer edeldenkende Britte ließ ſogleich eine Schrift im Publiko zirkuliren, in welcher er mit vieler Beredſamkeit daſſelbe um eine Beiſteuer für einen unglücklichen König erſuchte, die man bei Robert Dodsley, dem Buchhändler, als ſeinen Schatzmeiſter, abgeben könne. So kam eine anſehnliche Summe zuſammen.

Der Jude, der viel zu früh triumfirte, und ſchon eine Stafette nach Genua geſchickt hatte, wurde bezahlt; den andern Gläubigern gab Theodor eine Sicherheitsverſchreibung, und ſetzte ſein Königreich Korſika zum Pfande ein. — Die Engliſchen Kaufleute

---

*) Dieſes Siegel, und die Originalpfandverſchreibung von Korſika, ſah Boswell, wie er erzählt (S. 97.), ſelbſt bei Hrn. Walpole.

waren ſo großmüthig, — da ſie die Unmöglichkeit, auf andere Art befriediget werden zu können, einſahen, — mit dieſem Pfandbriefe einſtweilen zufrieden zu ſeyn, (wozu ſie noch ohnedies die in England geltende Akte der Unvermögenheit bezahlen zu können, nöthigte), und Theodor wurde ſeiner gefänglichen Haft entlaſſen.

Aber das, was geſchehen, der Schimpf, der ihm widerfahren war, Gram, Kummer, fehlgeſchlagene Hoffnungen, und die ſchlimmen Ausſichten auf die Zukunft, ſtreckten ihn aufs Krankenlager. Jammernd ſeufzte er:

„Konnte ich denn nicht im Gewühl der Schlacht, konnte ich nicht auf dem Kampfplatze fallen!“

Dora blieb ſeine getreue Krankenwärterin, gieng nicht von ihm, und benetzte oft ſeine ſchwache Hand mit gefühlvollen Thränen. Das waren Thränen, wie die reinſte Herzensempfindung ſie den Augen giebt.

„Du allein, getreue Seele! biſt mir geblieben! ſeufzte Theodor; — Alles hat mich verlaſſen! Ach! und auch nicht einmal Sirius findet den Weg, der zu dem unglücklichen König führt, deſſen Freund er ſich ſo oft nannte!“

„Er iſt es! — ſagte Sirius, indem er in's Zimmer trat. — Er iſt, und bleibt Dein Freund. Und wenn die ganze Welt Dich verließ, Sirius würde Dich nie verlaſſen können. Er iſt Dein wahrer, theilnehmender Freund. Seine Freundſchaft iſt Dein; aber, das iſt auch leider! alles, was er Dir geben kann. Du biſt unglücklich, ich bin arm; das wird und kann nie unſere Freundſchaft trennen.“

„Ach Sirius! Du ſiehſt“ —

„Was ich nicht zu ſehen wünſchte.“

„Mein Unglück“ —

„Brich mir das Herz nicht!“

„Ach Korſika! Korſika! — O! Sirius! was mir hier widerfahren iſt“ —

„Ich weiß es. Geſtern habe ich den Juden aus Genua eigenhändig durchgeprügelt. Das iſt alles, was ich zu Deiner Satisfaktion gegen den Hallunken thun konnte. Hätte er nicht an die große Glocke geſchlagen, Du würdeſt — wenigſtens nicht in's Gefängniß gekommen ſeyn.“

„Was werden die Korſen ſagen?“

„In Dir, in ihrem Repräſentanten, hat die ganze Nation im Kerker geſeſſen. Das kann ſie ſagen.“ —

„Gram und Kummer drücken mich zu Boden!“

„Wenn der Baum fällt, bricht jedermann Holz ab. Liegt er, ſo giebt er, liegt er nicht, ſo giebt er nicht. Wer auf ein Knie kömmt, den ſtößt man vollends nieder;

wer auf beide kömmt, dem ſchlägt man den Kopf gar ab. So iſt es in der Welt. Aber es hat nichts zu ſagen. Auf einen böſen Tag, folgt ein ſchöner Abend."

„Der Abend der ewigen Ruh!"

„Unglück will Lob haben. Man muß immer ſagen: Gottlob, daß es nicht ärger iſt!"

„Wie könnte es ärger ſeyn?"

„Wenn's Unglück vom Himmel fällt, trift's gemeiniglich die Frommen und Armen. Conciliant homines mala. — Wenn es donnert, regnet es auch gewöhnlich dazu. — Nur ſtandhaft! nur unverzagt! Roborat carnes sal, animum roborat calamitas. Was man ſchwer gelitten, daran läßt ſich's leicht denken."

„Memento mori!"

„Nur kein Karthäuſer geworden! — Dora! hier iſt Geld, ſchaffe einige Flaſchen

Zyperwein herbei, und etwas zum Imbiß dazu. Ich habe Hunger und Durſt."

„Wo warſt Du?"

„Ich war einmal wieder in dem fatalen Seelenverkäuferlande; in Holland."

„In Geſchäften?"

„Gleichſam."

„Wie meinſt Du das?"

„Ich war bei einem guten Freunde, ſo wie ich jetzt bei Dir bin. Er hat auch ſein Bündelchen Noth, und iſt ein kühner Mann, der etwas wagt und unternimmt, wenn es gilt."

„Sirius!"

„Ich beſuche ihn, wie ich Dich beſuche, ſtehe ihm mit Rath und That bei, und bin mit in ſeine Geſchichte verflochten, ſo gut wie in die deinige*)."

---

*) Die Leſer ſollen, — wenn ſie wollen, — davon die Wahrheit erfahren; das heißt,

„Sonderbar!“

„Bin ich nicht ſelbſt die ſonderbarſte Sonderbarkeit?“

„Ja wohl!“

„Und, alſo!“ —

„Aber jetzt könnteſt Du mir vielleicht ſagen“ —

„Wer ich eigentlich bin? — Das ſollſt Du erfahren.“

„Soll ich?“

„Du ſollſt mich kennen lernen. Du ſollſt wiſſen, mit wem Du es zu thun gehabt haſt.“

Sirius wird auch in der Geſchichte eines andern merkwürdigen Mannes ſichtbar werden, mit welcher die Leſer unterhalten werden ſollen, wenn ſie, — verſteht ſich! — damit unterhalten ſeyn mögen. Doch davon, bei Erſcheinung des Büchleins ſelbſt, mehr. Jetzt nur einen kleinen Wink, zum Beſten des Verlegers, zum voraus.

„Wirklich?“

„Jetzt iſt die Zeit der Entdeckung gekommen.“

Dora trat mit Wein und dem Imbiß in's Zimmer.

„Nun wollen wir trinken, — ſagte Sirius; — und wollen froh ſeyn! Der Wein erheitert das Herz der Menſchen. Das meinige ließ er nie freudenleer. — Ich muß immer lachen, wenn ich an den lieben Kaiſer Wenzel denke! Der war doch, wahrhaftig! ein enormer Weinfreund. — Unter andern, als er ſeiner Kaiſerwürde, die er nie verdiente, entſetzt, und Kaiſer Ruprecht gegen ihn erwählt war, zählte er die Stadt Nürnberg für etliche Fuder Bacharacher Wein ſolenn von ihrer Pflicht los. Den jagte der Knecht Ruprecht in's Weinfaß. — Guter Wein iſt die Neſtel, die Leib und Seele zuſammenknüpfen. Guten Menſchen, gehört guter

Wein. — Da, trink Dora! Dir hat die Natur ihre dauerhafteſte Farbe, und ein vortreffliches Herz gegeben. So, haſt Du einen großen Schatz, und Du biſt reicher, als manches Mädchen, die im Golde bis über die Ohren ſteckt. Gott ſegne Dich, und mache Dich glücklich!“

„Ach! alter Herr! — ſeufzte Dora; — macht doch meinen guten König wieder geſund!“

„Wir wollen ſehen, was ſich thun läßt; — ſagte Sirius, indem er ihr die Hand drückte. — Jetzt, laß uns beide allein.“

Dora gieng, und verließ langſam und ſchluchzend das Zimmer. Sirius ſetzte ſich, trank, und ſprach:

„In Vino Veritas! Jetzt ſollſt Du mich kennen lernen.“

„Theodor richtete ſich im Bette auf, ſo gut es gehen wollte. Sirius ſchob ihm noch ein Kiſſen unter den Kopf, ſetzte ſich wieder, und ſprach weiter:

„Du biſt in der Welt weit herum gekommen, haſt viel gehört, und haſt auch viel geleſen. — Haſt Du nie etwas gehört und geleſen, von einem gewiſſen, ſogenannten ewig wandernden Juden?“

„Man ſpricht von ihm.“

„Du ſiehſt ihn.“

„Wie?“

„Ich bin dieſer ewig wandernde Jude.“

„Du?“

„Ich.“

„Sirius!“

„Ahasverus iſt mein eigentlicher Name“*).

---

*) Math. Parisius. Hist. Anglic. p. 339.

„Iſt es möglich?“

„So iſt es.“

„Du, der ewig wandernde Jude?“

„Wie Du hörſt.“

„Ahasverus?“

„Dieſer unglückliche Menſch, bin ich.“

„Alſo was ich biſher für Legende und Fabel hielt, wär“ —

---

339. — Hottinger Hist. Eccles. P. III. p. 547. — Dudulaei Relatio. 1634. — Thilo Diss. de Iudaeo immortali. Witteb. 1668 — Zeiler Epist. P. II. Cent. VI. Ep. 7. p. 700. — Sagittarii Harm. Hist. Passion. P. II. p. 725. — Seb. Mitternacht Diss. de Iudaeo immortali. Gerae 1665. et Regiomont. 1711. — Diss. Miscell. Lipſ. 1713. p. 420 — 428 — Dieſe Bücher und Schriften enthalten die Belege für das, was die Leſer jezt aus Ahasverus Munde hören, und ſeine Geſchichte, die er erzählt.

„Iſt weder Legende noch Fabel; es iſt Wahrheit. — Der unglückliche Ahasverus lebt, exiſtirt, und ſpricht jetzt mit Dir. — Nun kannſt Du Dir doch wohl Verſchiedenes erklären, das Du ſonſt nicht zuſammen reimen konnteſt?“

„Jetzt, freilich! — Aber“ —

„Ich leſe Deine Frage in Deinen Augen; ſie ſoll beantwortet werden.“

„Mein Erſtaunen“ —

„Erſtaune über nichts in der Welt. Die Erde trägt gar wunderbare Menſchen, Geſchöpfe, und Dinge. Der Ewige aber, trägt uns alle an ſeinem Herzen.“

Er ſeufzte tief auf, faltete die Hände, und hob ſeine Blicke zum Himmel. Sein Mund bewegte ſich, aber über ſeine Lippen kam kein Wort. — Er ſtieg auf, gieng ei nigemal im Zimmer auf und nieder, ſetzte ſich dann wieder und ſprach fort:

„Ahasverus iſt mein Name, Jeruſalem war mein Geburtsort. Meines Handwerks war ich ein Schuſter *).“

Theodor lächelte. Sirius ſah ihn freundlich an, und ſagte:

„Ich verſtehe dies Lächeln!“

„Und ich, — fiel Theodor ein, — ſehe nun ein, warum Du immer gern von Schuſtern und Schuhmachermädchen ſprachſt.“

„Es hat in der Welt alles ſeinen Grund. Wüßte man dieſen immer, würde man über beinahe gar nichts mehr ſtaunen,

---

*) Bernhardts Gelehrtenhiſtorie, S. 53. — Heldvader Chronolog. Bavar. P. II. p. 277. — Botereus Hist. univers. p. 385.

ſich verwundern, oder nachſinnend werden. — Und Du hältſt doch nun, mit mir, meine Profeſſionsverwandten auch in Ehren?“

„Gewiß!“

„Von den ſchönen Straßburger, Nürnberger, Frankfurter, und Erfurter Schuhmachermädchen wollen wir jetzt nicht ſprechen, denn unſer Geſpräch iſt zu ernſthaft. Von der Gelehrſamkeit der Schuhmacher hat ein anderer geſchrieben *), ich aber will von mir ſelbſt ſprechen. — Ich bin ſehr unglücklich!“

„Bin ich es weniger?“

„Weit weniger, als ich, und weit weniger, als andere Monarchen, mit denen das Glück ſo unbarmherzig ſpielte, wie es mit Dir nimmermehr geſpielt hat. Wie viele

---

*) Goetz De Sutoribus eruditis.

erſtochene, ermordete, vergiftete Römiſche Kaiſer der alten und neuern Zeiten habe ich liegen ſehen! Von den Königen will ich gar nicht ſprechen. — Ich ſah den unglücklichen Bajazet, den der Szythe Tamerlan beſiegt, und in einen eiſernen Käfig geſteckt hatte. Das war ein Anblick zum Erbarmen! — Selbſt die wilden Szythen wurden gerührt, Tamerlan konnte es aber nicht werden. — — Ich ſah den immer sieghaften und glücklichen Sultan Saladin, als er von ſeinen Siegen zurück kam. Seine Hauptfahne war ein Hemde, das auf einer Lanze ſtak. Vor dieſer her gieng ein Herold, der immer mit lauter Stimme ſchrie: Saladin der Immerſiegreiche, der glückliche Beherrſcher ſo vieler Länder, wird, wenn er ſtirbt, nichts haben, als dieſes elende Hemde!"

Theodor ſeufzte. Sirius trank, und ſprach weiter:

„Doch, zu meiner Geſchichte! — Ich trieb meine Profeſſion zu Jeruſalem, und war ein Jude, ſo eiferig und orthodox, als es damals nur einen geben konnte. Auch mein verſtocktes Herz verkannte den Meſſias, der gekommen war, zum Glück und Heil der Welt. — Ich ſtand vor meinem Hauſe, als der verblendete, unſinnige Hauſe ihn zur Schedelſtätte führte. Er ſchwankte einher unter der Laſt des ſchweren Kreutzes, blieb ſeufzend vor meiner Hausthür ſtehen, und wollte ein wenig ruhen. — Ich, als ein wahrer eiferiger Jude, im Haß meines verſtockten Herzens, verwehrte ihm dies mit frechen Worten und Thaten, und ſprach: „Fort von hier! Gehe, wohin du gehörſt!" — Der Herr ſah mich Sünder mit einem zermalmenden Blick an, und ſagte: „Hier will ich ſtehen und ruhen, aber du ſollſt gehen, bis an den Jüngſten Tag!" — Da trieb es mich fort, mit Höllenangſt, hinaus zur Stadt, in die ich nie wieder zurückgehen konnte. Weib und Kinder verließ ich, und wandere nun, ſeit dieſer Zeit, raſtloß umher, durch die ganze Welt, finde nirgends Ruhe, und kann nirgends raſten. — Ach! wie gern wollte ich hinabſteigen in's ruhige, ſtille Grab, wo alle unſere Leiden ſchlafen, und ich darf, und kann nicht. — Fühle, wenn Du kannſt, das Schreckliche meines Daſeyns! Sterben zu wollen, und es nicht zu können! Nach Ruhe ſich zu ſehnen, und ewig unruhig umher getrieben zu werden! O! dieſer Qual gleicht keine hienieden!"

„Ich fühle, daß —" ſtammelte Theodor, und ſank ohnmächtig zurück.

Sirius zog ſchnell ein Fläſchchen aus der Taſche. Er öffnete es. Das Elixir erſchäumte, braußte auf, und das Glas zerſprang.

„Es iſt vorbei!“ — ſchrie Sirius.

Dora ſprang in's Zimmer. Sie ſtürzte ſich über den Sterbenden, und ſchrie:

„O mein König! mein Herr!“

Theodor ſchlug die Augen auf, und lächelte. — Sirius zog Dora vom Bette, ſie ſank in Ohnmacht. — Er legte ſeinen Kopf an die Wangen des Sterbenden, empfieng ſeinen letzten Seufzer, drückte ihm die Augen zu, ſchlug ein Kreutz über den Leichnam ſeines Freundes, hob ſeine naſſen Augen, und ſeufzte:

„O Herr! Erſcheine bald, nimm mich zu dir, und laß ſanſt mich hinüber ſchlummern, wie dieſen!“

Er brachte hierauf das Mädchen wieder zu ſich, beſchenkte ſie, und verließ ſchnell das Zimmer.

So ſtarb Theodor, fern von ſeinem Vaterlande, fern von dem Reiche, deſſen Krone er trug.

„Das Grab, der große Lehrer, — wie ſeine Grabſchrift ſagt *); — macht Helden, Bettler, Sklaven und Könige, macht Alle gleich. Doch Theodor lernte vor ſeinem Tode noch dieſe Lehre; das Schickſal ſchüttete ſeinen Unterricht noch über ſein Leben aus; es gab ihm ein Königreich, und entzog ihm das Brod.“

Ohne großes Gepränge, ganz in der Stille, wurde er, auf Veranſtalten ſeiner Freunde, in der St. Annenkirche zu Weſtmünſter begraben. Dort wurde ihm ein einfaches Monument mit folgender Grabſchrift geſetzt:

---

*) Boswel S. 98.

Near this place, is interred
Theodor King of Corsica;
Wo died in this parish; Dec. 11. 1756.
Immediately after leaving
The King's bench prison,
By the Benefit of the act of insolvency:
In consequence of which,
He registerd his Kingdom of Corsica
For the use of his creditors.

The grave, great teacher, to a level brings
Heroes, and beggars, galley-slaves, and Kings;
But Theodore, this moral lear'nd, e'er dead;
Fate pour'd its lesson on his living head
Bestow'd a Kingdom, and deny'd him bread.

* * *

Neue Verlagswerke
von
Langbein und Klüger
zur
Oſtermeſſe 1801.

Anweiſung zur Kenntniß des Menſchen und beſonders der Kräfte der menſchlichen Seele, als Vorbereitung auf den Unterricht in der Religion für Stadt- Land- und Privatſchulen brauchbar, von einem Freunde der Jugend. 8.

Aurelia. Vom Verfaſſer des Rinaldini. 8. Mit einem Kupfer von Schule.

Brautkuß, der, auf dem Grabe, oder die Trauung um Mitternacht in der Kirche zu Mariengarten, vom Verfaſſer der Urſelinernonne, mit einem Kupfer von Oechs.

Freund, der falſche. Ein Roman von Miß Robinſon, von W. Schenk. Zweiter, dritter und letzter Theil. 8.

Hauptinhalt der Lehre Jeſu, nebſt den dazu gehörigen bibliſchen Ausſprüchen kürzlich erläutert, von einem Freund des reinen und wahren Chriſtenthums. 8.

Jahn's muſikaliſcher Blumenſtraus, beſtehend in Märſchen, Menuetten, Drehern und Walzern. 4. broch.

Kirchners, J. H. theoretiſch-praktiſches Handbuch zu einem für künftige Handſchullehrer nöthigen muſikaliſchen Unterricht. 8.

Launen, Phantaſien und Schilderungen aus dem Tagebuch eines reiſenden Engländers, von J.

Fr. Schink, mit einem Titelkupfer von Schule. 8.

Auch unterm Titel:

Kleine Streifereien in die Litteratur der Ausländer für Damenbibliotheken, zweites Bändchen, 8.

Makarios, der Glückliche durch ſich ſelbſt. 8. Mit einem Kupfer von Oechs.

Oberländer Familienpredigten, 8.

Raſereien der Liebe, von C. G. Cramer, dem Verf. des Jägermädchens. Zwei Theile, mit Titelkupfer von Schule. 8.

Schellenberg, J. Ph. Lehr- und Unterrichtsbuch für die Jugend in Bürger- und Landſchulen, wie auch zum Gebrauch für Privatlehrer. 8.

Schweſter Monica, oder der Fürſt als Jagdjunker, vom Verf. der doppelten Urſulinernonne, mit einem Kupfer von Schule. 8.

Schinks, J. Fr. drey Geſänge aus der neuen noch ungedruckten Oper Fauſt, in Muſik geſetzt von Friedr. Methfeſſel. 4. broch.

Spiele des Witzes, des Spottes und des Frohſinns, von J. Fr. Schink, mit einem Kupfer von Schule. 8.

Theodor König der Korſen, 3 Theile, vom Verf. des Rinaldo Rinaldini, mit Kupfern von Meyern und Müller. 8.

William Lancelot, Korſar von England. Eine hiſtoriſch-romantiſche Skizze, vom Verf. der Abentheuer des Herrn von Lummel, 2 Theile, mit Titelkupfern von Schule. 8.

Druckfehler.

I. Theil.

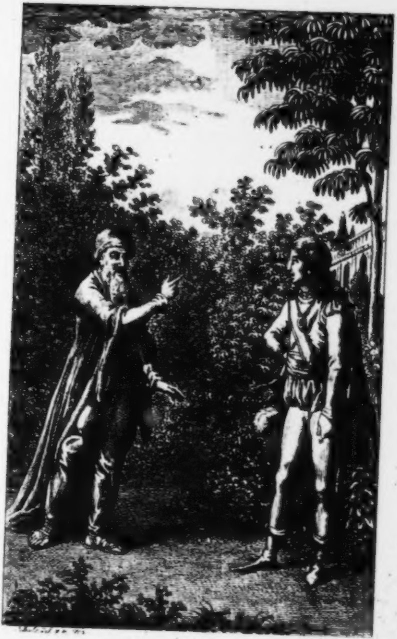
S. 64. Z. 10. unglücklicher; lies: um glücklicher. S. 121. Z. 6. nach Stunde, ein? das Wort: zu, fällt weg. Z. 13. nun; lies nur. S. 137. Z. 17. Rodolſtadt; lies Rudolſtadt. S. 174. Z. 1. Staurus; lies Skaurus. S. 175. Z. 10. nennte; lies nannte. S. 189. Z. 8. wenn; lies wie.

II. Theil.

S. 18. Z. 5. Lambery; lies Lamberg. S. 60. Z. 15. huorno; lies huomo. S. 65. Z. 9. Hiernach; lies Hier noch. S. 66. Z. 11. u. S. 70. Z. 7. Schwerd; lies Schwert. S. 71. Z. 11. ſoll; lies, ſoll aber. S. 103. Z. 14. einem; lies, keinem. S. 113. Z. 8. laben; lies, loben. Z. 17. Getön; lies, Getöne. S. 116. Z. 16. ab, iſt wegzuſtreichen. S. 205. Z. 7. Du nicht; lies: Du Dich nicht.

III. Theil.

S. 18. Z. 17. für, ſtreiche hinweg. S. 152. Z. 16. ſt. Müchen; l. Mädchen.



Orlando Orlandino

der

wunderbare Abentheuerer.

Von

dem Verfaſſer des Rinaldini.

[illegible]

Vulpius

Erſter Theil.

Rudolſtadt,
bey Langbein und Klüger
1802.

Dd 4: 350

Landes-
Bibliothek
Weimar

Die Legende.

Tum virgam capit; hac animas illeevocat Orco
Pallentes, alias sub triſtia tartara mittit,
Dat somnos, adimitque, et lumina morte reſignat.

Virgil.

Wie konnte, da man jetzt nach Wunder-Quellen ſcharrt,
Doch der Legenden Schatz dem Späher Blick entgehen?
Wer hätte nicht mit Luſt auf ſolch ein Flötz geharrt
Das ſo ergiebig iſt, und ſelbſt ſchon im Entſtehen,
Die goldne Krone trägt, hätt' er den Schatz gekannt,
Der, wie der fette Nil, durch hundert Bände rollte, *)
Der täglich ſich verſtärkt, und manchen neuen Band –

Mit

---

*) Scripta gigantea, quorum ſub pondere molis, Triſtior Encelado Bibliopola gemit!

Mit neuen Wundern füllt, die, wie der Glaube wollte,
Die rege Fantaſie zum Wunderthrone hebt? —
Nein! länger darf die Gruft der dickbeſtäubten Bände
Verſchließen nicht den Schatz, der für die Fabel lebt!
Ich löſe Schleif' und Schloß. — doch waſch' ich meine Hände! —
Und nun, entfeſſelt, fliegt durch einen weiten Raum,
Geſtalten aller Art! Im Lichtglanz wie im Schleier,
Belebt die tode Welt, und ſchwindet — wie ein Traum.
Geht hin, und laßt euch ſehn; — Jetzt iſt die Ausſicht freier!

Orlando Orlandino.

Erſter Theil.

Quid juvat duros pariter labores?
Quid ve Semotas petiiſſe terras?
Impiger telis puer univerſum
Pervolat orbem!

——Bern. Cyllen.

Erſtes Buch.

Suchteſt du Roſen, um Roſen zu brechen,
fürchteſt du Dornen? Sie können nur ſtechen,
leicht nur verwunden. Was zauderſt du noch?
Blühen für alle die Roſen hier doch!

Erſter Abſchnitt.

E voi, chi tenne voi dentro voi ſteſſe
Rovinoſe procelle, allhor riſtrette?"
Venti, chi v'affrenò? chi vi ripreſſe
Da l'uſato rigor, nembi, e ſaette?

Marino.

Ringsum war der Himmel von ſchwarzen Wolken umzogen; kein Lüftchen regte ſich, kein Gräschen, kein Blatt war in Bewegung; ſelbſt die geſchwätzigen, immerbeweglichen Blätter der Pappeln ruhten betäubt und ſtill. Langſam athmete die ganze Natur.

Helle Blitze durchflammten die Nacht des Himmels, und langſam rollte dumpf und fern der Donner. Da eilte Orlando, den Ausbrüchen des Gewitters zu entrinnen, in unwirthbaren Gegen-

den

den der Apenninen, ein ſchützendes Obdach zu ereilen.

Raſch und keuchend wanderte er umher, führte hinter ſich ſein mattes Roß am Zügel, warf ängſtlich einen Zufluchtsort ſuchend, ſeine Blicke rund herum, und konnte keinen erſpähen.

Schon flammend rother wurden die Blitze, ſchon rollte näher der Donner. Einzelne große Regentropfen fielen, und die Blätter himmelanſtrebender Pappeln kamen in Bewegung, als er in der Entfernung Licht gewahr wurde, das ſich, je näher er kam, zur Flamme, und endlich zum Feuer ausdehnte.

Da ſtand er, vor einer von Buſchwerk umwachſenen Grotte. — In mannichfaltigem Glanze und F[illegible]urchſtrahlte die Flamme das Geſträuch; oben herab nickten dicke Epheuranken über die Oeffnung des Schlundes, und auf beiden Seiten kroch ewiges Immergrün, dichtverſchlungen, dem rankenden Epheu entgegen.

In der Grotte ſelbſt bewegten ſich um das Feuer herum drei der häßlichſten Geſtalten, die die geſpannteſte Fantaſie ſich denken kann. Männer oder Weiber, wer konnte das entſcheiden? Die männlichſte Ungeſtalt, und die weiblichſte

Häß-

Häßlichkeit vereinigte ſich in dieſen ſonderbaren Geſtalten. Sie ſtanden und ſchwebten, ſie ſchlichen und fuhren um den Zirkelkreis des Feuers umher, und murmelten in einer Art von dumpfem Geſange, unverſtändliche Worte. Endlich ſtanden ſie ſtill, ſahen ſich bedeutend an, und zählten vernehmlich und langſam: "Eins, Zwei, Drei!" — Nach einer kleinen Pauſe, wurde es lauter. Eine dieſer Geſtalten ſprach:

Wehe dem Menſchen mit irrdiſchem Blick,
ſucht er hienieden ein himmliſches Glück!
Meint er die reinſten Freuden zu finden,
wird er im ſuchenden Schauen erblinden. —
Stürze dich menſchlich in Welten hinein,
willſt du der Freuden der Welt dich erfreun!

"Wanderer in der Sturmnacht, tritt näher herzu! — du biſt kein Mann der bleichen Furcht; ein muthiger Jüngling, hörſt du, was ſelbſt die fürchterlichſte Schreckgeſtalt dir ſagen könnte, ohne Erbeben an. — Der Donner rollt, kreuzende Blitze durchfliegen die Luft. Unſere Stimme durchbricht die ſchweigende Nacht; laut tönt der hallende Donner in die Akkorde unſerer Stimmen, und dieſes magiſche Feuer, zeigt dir unſere Geſtalt."

"Wer

"Wer ſeyd ihr?" — fragte Orlando beherzt.

Aus der Grotte ertönte aus drei vereinten Kehlen zugleich, die Antwort.

"Dir ziemt es nicht uns ſo zu fragen,
höre uns an, ſchweig, und laß dir ſagen.
Sieh uns die Jungen, die Alten,
Wir wirken und walten,
vollenden, zerſtöhren,
und dir geziemt es, nicht zu fragen,
dir geziemt es, nur zu hören:
Sey ſtill, ſchweig, und laß dir ſagen."

"Menſchen haben mit euch Furchtbaren keine Gemeinſchaft, ſolltet ihr auch Menſchen ſeyn;" — erwiderte Orlando. — Und was habt ihr mit mir zu thun? Habt ihr mir Rath zu ertheilen? Von euch verlange ich ihn nicht. Wollt ihr mir weiſagen? Ich bin ein Menſch, und verlange nicht den Schleier zu heben, der weißlich jede Zukunft deckt. — Ihr könnt nichts Angenehmes ſagen: ein ſolcher Mund, ſpricht nichts Sanftes, und das Unangenehme, kann keinem Jüngling angenehm ſeyn, der die Freuden-Auen des Lebens durchwandeln will."

Dreifach mit einfacher Kehle donnerten die Furchtbaren:

"Es iſt nicht gut daß eigner Dünkel und Wahn
zeige dem Menſchen des Wandelns Bahn.
Laß dich nicht von Eigendünkel bethören,
Dein Schickſal will's, du ſollſt uns hören."

"Ich höre euch nicht an!" — ſagte Orlando unwillig, und trat zurück.

"Ein ſchrecklicher Blitz ziſchte über die Höle hin, ſchnell folgte ein gräßlicher Schlag. Die Erde erbebte. Die Furchtbaren umliefen die Flamme mit dumpfen Murmeln und ſangen endlich im Chor:

"Sterne gehen auf und unter
des Lebens Kreis wird bunter.
der Menſch lebt der Welt;
er ſteht, er fällt,
es walten überirrdiſche Mächte
mit Kraft über dem ſchwachen Geſchlechte.
Zeiten beginnen,
Jahre verrinnen.
Es kämpft mit den Sinnen
der irrdiſche Mann, das irrdiſche Weib,
Verderben trifft Seele und Leib.
Orlando läßt vom Eigendünkel ſich bethören,

er

er will nicht ſchweigen, will nicht hören,
er taumelt hinab und hinan.
die irrdiſche Bahn;
Wie bald iſt's um Leib, und Seele gethan!"

Schrecklicher flammten die Blitze, ſtärker rollte der Donner. Ein ſchmetternder Schlag ſchien alles zu vernichten. Das Feuer in der Höle verloſch ſchnell, wie eine Kerze; im Lichtglanze ſtaunte Orlando eine kleine, offene Kapelle an, in der betend, in Staub geſtreckt, ein Eremit lag. Eine himmliſche Muſik ertönte, und in reine Harfentöne ſangen reine, harmoniſche Stimmen!

Mater Dei glorioſa,
Favo mellis dulcior!
Rubicunda plus quam Roſa,
Lilio candidior!
O Maria! Luna plena!
Lilium convallium!
Raptrix cordium! Salix virens!
Stella mundi! Sponſa Dei!
Ora semper Tu, pro nobis!

"Heilige Jungfrau! ſchütze auch mich, deinen, dir ergebenen Knecht!"— betete Orlando, indem er auf ſeine Knie ſtürzte und gefaltet ſeine Hände erhob.

Der

Der betende Klauſener trat ihm entgegen, hob ſeine Blicke gen Himmel, ſagte:

"Heu quam sordet tellus, cum Coelum aspicio!" *)

Orlando erhob ſeine Augen: In herrlicher Klarheit ſchwamm über ihm der Himmel, ſeine Blicke verloren ſich in die Pracht dieſes glänzenden Meeres, betäubt ſank er nieder, und als er wieder zu ſich kam, ſah er ſich unter einer Eiche. Der Himmel war hell und rein; es tobte kein Sturm, es flammten keine Blitze, nicht mehr rollte der Donner, alles war heiter um ihn her. Neckend wiegten die Vögel ſich auf den Bäumen, ſüß ~~war ihr~~ freudiger Geſang, und herrliche Wohlgerüche durchzogen die Luft. Verſchwunden waren die finſtere Grotte, das Feuer, die Schreckensgeſtalten, und Kapelle und Eremit waren nicht mehr zu ſehen. — Orlando ſprach mit ſich ſelbſt:

"Was war das? — War es ein Traum? — Nein! nein! ich habe nicht geträumt!"

Nach-

---

*) Vita B. Ignatii Loyolae. Romae, 1609. p. 68.

Nachdenkend lag er unter der Eiche. Ein brennend heißes Lüftchen flog langſam über ihn dahin; ſeine Wangen erglühten, ſtärker klopften ſeine Pulſe. Er richtete ſich auf. Eine Stimme ertönte hinter ihm:

”Du lagſt, und haſt dich wieder aufgerichtet!"

Orlando blickte um ſich. Die Gegend war menſchenleer. Er ſprang auf, überall herum flogen ſeine forſchenden, ſuchenden Blicke: — die Gegend blieb einſam und leer. Er lauſchte noch, als zum zweitenmal die Stimme hinter ihm ertönte:

”Das große Werk beginnt!"

Staunend blickte Orlando überall herum; er ſah keinen Menſchen, keine menſchliche Geſtalt als die ſeinige. Die Gegend blieb einſam und leer.

— ”Stimme in der Einſamkeit! — begann er; — woher kömmſt du? wer ſendet meinen Ohren dich zu? — Welch ein Werk ſoll beginnen? Sey es ein Werk des Tages, es ſcheue nicht das Licht der glänzenden Sonne, es ſcheue nicht das Auge der Welt, des Himmels. — Heil. Jungfrau!

ſchütze deinen getreuen Knecht! — Welche Gaukelſpiele umſchwebten meine Sinne! Vernichtet ſey jedes Blendwerk, und ſtrenge Wahrheit leite mich durch die wirkliche Welt!"

Er beſtieg ſein Roß, und trabte auf einem ſchmalen Wege, einem kleinen, grünen Thale zu.

* * *

Weimar

Zweiter Abſchnitt.

Si quis dolorem et omne pœnarum genus
Vult perpeti miser, et mori vivens, amet!

Bern. Cyllen.

Vor einer Klauſe, mitten in dem luſtigen Thale gelegen, ſaß ein Eremit, der ihm freundlich entgegen trat, ihm die Hand reichte, und ihn willkommen hieß.

"Kennſt du mich nicht mehr, Orlandino?" — fragte er.

Orlando ſchien nachzuſinnen, als der Alte fortfuhr:

"Als du noch in Virlengo als Knabe ſpielteſt,

teſt, kannteſt du den Bruder Philipp recht gut, den du jetzt nicht mehr zu kennen ſcheinſt!"

"Biſt du es, guter Alter? — O ja! Jetzt erkenne ich dich wieder!"

"Ich bin ſehr alt geworden, und werde nun bald nicht mehr hienieden wallen. Dir aber, zeichnen deine Jahre noch eine lange Bahn vor. Die Wege des Lebens haben viele Krümmungen. Durchwandere du ſie immer freudenvoll; das iſt mein Wunſch für dich, um deinetwillen, und um deiner Mutter willen, die eine gute, wohlthätige Chriſtin iſt!"

"Das war ſie!"

"Was ſagſt du? — Sie kann nicht aufgehört haben zu ſeyn, was ſie war. Ihr Herz läßt keine Aenderung zu. Verſündige dich nicht an deiner guten Mutter!"

"Ich liebe ſie, und werde ſie ewig lieben, bis ich — dereinſt — ſie wieder ſehe!"

"Sie iſt aus dieſer Welt gegangen?"

"Längſt ſchon!"

"Gott

"Gott nahm die Geliebte zu ſich! — Wie ſtarb ſie?"

"Schnell."

"Raffte eine Seuche ſie hinweg?"

"Gift."

"Gift? — Wer miſchte dieſen Höllentrank für ſie?"

"Wir wiſſen's nicht. — Sie ſtarb ſchnell, und äuſſerte keine Vermuthungen. Betend für den Thäter, ſchied ſie von dieſer Welt chriſtlich und gelaſſen."

"Have pia anima!

Schweigend ſah Orlando vor ſich hin, und Thränen zitterten in ſeinen Augen. Bruder Philipp fragte weiter:

"Und wie erging es nach dem Tode deiner Mutter, dir?"

"Ich wurde an den Hof des Herzogs zu Caſtro gebracht, und unter ſeine Edelknaben aufgenommen. — Der Herzog begegnete mir freundlich, und lies mich wohl halten."

"Das

"Das war ſeine Schuldigkeit!"

"Schuldigkeit?"

"Wie? — du weißt nicht — ?"

"Was?"

"Hat deine Mutter dir es nie entdeckt?"

"Was?"

"Ja! dann —"

"Rede, Bruder Philipp! was hätte meine Mutter mir entdecken ſollen?"

"Wenigſtens — den Namen deines Vaters."

"Marcheſe Orlandino?"

"Der Name deiner Mutter."

"Und nicht der Nahme meines Vaters?"

"Nein!"

"Nicht? — So nenne du ihn mir, da es mein Vater nicht gethan hat, da meine gute Mutter es nicht mehr thun kann."

"Setze dich!"

Bruder Philipp ging in die Klauſe und kam

bald

bald mit einem Brode, und einer Flaſche Wein zurück. Er ſchenkte ein, und trank ihm zu:

"In vino, veritas! — Jch bin dem Grabe und dem Orte der ſtrengſten Rechenſchaft ſo nahe, daß es mir nicht mehr einfallen kann, Unwahrheiten in Umlauf zu bringen. Was ich dir ſage, iſt die ſtrengſte Wahrheit."

"O! ſage mir alles, was du weißt. Dann, erhalte im Gegenvertrauen, meine Geſchichte aus meinem eigenen Munde, nach den ſtrengſten Forderungen der Wahrheit."

"Hier iſt die alte, kraftloſe, für den Händedruck der Freundſchaft aber, immer noch empfängliche Hand!"

"Hier iſt die meinige, voll Jünglingskraft, belebt in vollen Pulſen, die raſch und feurig für Wahrheit und Freundſchaft klopfen!"

"So höre! — Deine Mutter war die Tochter eines begüterten Landmannes, wuchs froh und unbefangen heran, eine ſchöne friſche Blume, die manchen reizte, ſie zu brechen. Nur einem gelang dies, dem ſie ihr Herz und ihre grenzenloſe Liebe ſchenkte."

"Und

"Und dieſer Glückliche? — "

"War Alfonſo, der Herzog von Caſtro."

"Er?"

"Er."

"Alfonſo? — der Herzog von Caſtro? Er?" —

"Dieſe Liebe trug eine einzige Frucht, und dieſe, — warſt du."

"Er, mein Vater?"

"So iſt es."

"Dem Vater deiner Mutter war das nicht angenehm, er machte zu Gelde, was er beſaß, ſchenkte alles den Armen, zog in die Welt, und wurde, ſagt man, ich weiß nicht mehr wo, ein Karthäuſer. — Deine Mutter wurde ſchnell zur Marcheſe, und Virlengo war das Guth, das ihr der Herzog ſchenkte. — Zwei Jahre darauf, vermählte ſich der Herzog mit Cecilien, der Prinzeſſin von Spoleto. — Lebt ſie noch?"

"O ja! ſie lebt noch, und — O Cecilia! — ich Orlando!"

"Was ſoll dies ſagen?"

"Was haſt du mir noch zu entdecken?"

"Ich weiß weiter nichts. — Die Reihe iſt nun an dir."

"O ja! an mir!"

"Vertraue mir deine Geſchichte. Bei mir bleibt verſchloſſen, was verſchloſſen bleiben ſoll."

"Alſo meiner Geburt verdankte ich die Liebe des Herzogs! — O ja! er nannte mich wohl ſeinen Sohn, aber nie ſagte er es mir, daß ich es wirklich ſey. — So bin ich von ihm geſchieden, und habe ihn nie Vater genannt! — Höre, meine Geſchichte! — — Ich war ſechszehn Jahr alt, als der Herzog, da er eben ſeinen Geburtstag feierte, an offener Tafel ſagte: Orlando! heute bedienſt du mich zum letztenmal als Page. Von morgen an, iſt Marcheſe Orlandino mein Hofjunker. — So war es, und ſo blieb's ein Jahr. Das Jahr darauf an ſeinem Geburtstage, ernannte er mich zum Hof-Kavalier und Stallmeiſter ſeiner Gemalin. — Du kennſt die Herzogin?"

"Ich kenne ſie."

"Sie iſt ſchön!"

"Eben ſo ſchön, als ſie ſtolz iſt."

"Von dieſem Stolze, habe ich nichts empfunden. — Seit ich ſie ſah, ſchenkte ich ihr meine ganze Ergebenheit, meine Treue, dann meine Liebe, und endlich gehörte nur ihr allein mein Herz. — Die ſchönſten Damen des Hofes bulten vergebens um meine Liebe, erfahren in dergleichen Künſten, legten viele meiner Tugend Fallſtricke, aber mich umſtrickten ſie nicht, mich reizte nicht der ſüße, mir gebotene Minneſold, ich brach ſie nicht die angenehme Frucht heimlich gereifter, ſtill gekrönter Liebe; mein Herz ſchlug nur für Cecilien, nur für die verbotene Frucht ihrer Minne, entzündeten ſich meine Blicke, hob mit namenloſen Sehnen ſich mein Buſen. — Sie, weit erfahrner als ich, — ſie mußte dies bemerken, und — ſie bemerkte es mit Wohlgefallen. "Orlandino! — ſagte ſie einſt auf einer Jagdparthie zu mir, wo wir uns ohne Zeugen ſahen; — Orlandino! dir blüht der Mirthenſtrauch der Liebe, und reifen wird dir die goldne Frucht des heimlich ſtillen Glücks, wenn du verſchwiegen, kühn und treu ſie zu brechen verſtehſt." — Zitternd ſchlug ich die Augen nieder. Sie

drückte

drückte raſch und feurig mir die Hand und ſagte: "Sey nicht ſo ſchüchtern, nicht ſo blöde! Du wirſt ja verſtanden, — und kannſt glücklich ſeyn!" — Die Jagd nahte ſich uns, wir ſprengten aus einander. — Ach! wär es doch geſchehen, um nie uns wieder zu nahen!"

Er ſeufzte tief auf. Bruder Philipp füllte ſchweigend die Gläſer. Sie wurden geleert. — Orlando ſprach weiter:

"Täglich warfen Ceciliens Blicke Feuer in mein ſchon allzuglühendes Herz. Ich ſah, ich hörte nichts mehr als ihre liebliche, freundliche Geſtalt, ihre ſilberreine lockende Stimme, und wandelte die betretene Bahn, wonnetrunken, wie ein Träumender dahin. — Wir ſprachen uns noch oft, doch lange niemals. Ich wurde ungeduldig; ſie hielt mich verſprechend, tröſtend hin; ich wartete, ich ſehnte mich, und ſeufzte. — Bei einer zweiten Jagdparthie, ſprachen wir uns wieder allein. Ich brach in Vorwürfe aus; ſtill ſtand ſie, ſah liebevoll mich an, und ſagte ſanft, mit thränenden Augen: "Ueberhäufe mich nicht mit Vorwürfen, Geliebter! Mein Gemal macht deren mir nur immer allzuviel. Er ſehnet ſich nach einem Erben, der Himmel will uns keinen

ſchenken

ſchenken. Nicht Gebet, nicht Kraft der Arzeneien will uns helfen. — Ich leide viel dabei!" — Sie weinte heftiger. Ihren Thränen folgten die meinigen. — Endlich ermannte ſie ſich, drückte mir heftig die Hand, und ſagte: "Morgen, eine Stunde nach Mitternacht, trifſt du mich im Schloßgarten!" — Damit entflog ſie meinen Blicken. — Der Tag entfloh, die erſehnte Stunde kam. Ich war lange ſchon vorher in dem Garten. — Eine weiße Geſtalt ſchlüpfte durch die Hecken. Cecilie lag in meinen Armen."

"Unglücklicher! — Sie? — Deines Vaters Weib?"

"Ich kannte den Herzog nie als Vater!"

"O warum entdeckte er ſich nicht dir, als Vater! Er hätte verhüthet — "

"Was wär zu verhüthen geweſen?"

"Und du fragſt?"

"Cecilia lag in meinen Armen. — Feſt preßte ich ſie an meinen klopfenden Buſen, dem der ihrige entgegen in wellenden Formen ſtrebte. Glühende Lippen drückten ſich gierig an einander; kein Laut entfloh, kein Athemzug ging verloren. — Auf unſern Lippen verſchlangen ſich unſere Seelen, und mit dem Athem flohen Herzen in Herzen über. — Mit nervichten Händen faßte ich die angenehme, vor Wolluſt halb dahin geſtorbene Laſt, und trug ſie einer Orangenlaube zu. Hier —"

"Halt ein! — Ich höre nicht mehr an, was du noch ſagen willſt."

"Höre!"

"Nein! — Noch glüht die Wolluſt die dich umfing in der Erzählung des Vergangenen. Was geſchah, iſt dir nicht leid!"

"Weißt du das?" — Laß mich enden! — An der Orangenlaube, bebte Cecilia ſträubend zurück: "Was wollen wir thun!" rief ſie ſtammelnd aus. "Nichts ſollt ihr thun!" — ſchrie eine Stimme uns entgegen. Es war des Herzogs Stimme." —

"Deines Vaters?"

"Als Vater kannte ich ihn nicht; ſo hatte er ſich mir nie genannt. — Sein Schwert flog aus ſeiner Scheide; das meinige ihm entgegen. Mit Jünglingskraft drang ich auf ihn ein —"

"En-

"Ende!"

"— und entwaffnete ihn. — Im Ton des Schmerzens rief er mir zu: "Orlando!" — Die Herzogin lag in Ohnmacht. — Ich floh. — Caſtro, liegt hinter mir, und ich, bin im Begriff nach Florenz zu gehen, dem Herzog dort meine Dienſte anzubieten."

Hier entſtand eine Pauſe. Bruder Philipp ſeufzte:

"O! was hätte geſchehen können!"

Orlando ſchlug die Augen nieder, und endlich begann er, im vertrauten Tone zu erzählen die Wundergeſchichte die ihm begegnet war, und die wir wiſſen.

Der Alte ſah ihn einige Augenblicke ſchweigend an, und ſagte dann:

"Deine Sinne, mein Sohn! ſind in Verwirrung. Du haſt geträumt."

Feurig widerſprach Orlando. Der Alte ſeufzte betroffen:

"War

„War es wirklich kein Traum, ſo zittre ich für deine Seele!“

Die Nacht brach herein. Orlando, übernachtete bei ſeinem, ſo unverhofft und unerwartet gefundenen alten Freunde.

Dritter Abſchnitt.

> Jam tempus adeſt, quo debita victus
> Gaudia ſperat amor.
>
> C. Barlæus.

Orlando kam in Florenz an, und bekam bald Bekannte, wie er ſich welche wünſchte, mehrentheils, junge, luſtige Springinsfelde, lockere Zeiſige und muntere Brüder, alle, aus den ſogenannten beſten Häuſern, deren Leben in Sauß und Brauß, bei Spiel, Tanz, Gaſtmälern und im Schlafe ſo raſch dahin ſchwand, daß ſie ſelbſt nicht wußten, wie ſie um Stunden, wie ſie um Tage und Jahre kamen. Dieſe Geſellſchaft fand an Orlando ein erwünſchtes Mitglied, der, ſo lange ſeine Zechinen dauerten, allenthalben ein gerngeſehener Gaſt war.

Da aber ſein Beutel nicht allzulange Eingriffe in ſein Inners aushalten konnte, ſo ſah er ſich genöthiget, ſich nach und nach eingezogener zu halten.

Triſino, einer ſeiner bisherigen luſtigſten Geſellen, vermißte ihn endlich allenthalben, und rückte ihm aufs Zimmer. Hier ſetzte er ihn, ſeines Klauſener Lebens wegen, wie er es nannte, zur Rede, und offenherzig, geſtand Orlando ihm, was ihn zwinge ſo eingezogen ſich halten.

"Ja! — entgegnete Triſino; — das iſt verdammt ſchlimm! Ich glaubte nicht, daß Deine Kaſſe ſo leicht zu erſchöpfen ſey. Das muß dich aber nicht mißmuthig machen. Es giebt tauſenderlei Wege, dir zu helfen."

"Welche?" — fragte Orlando geſpannt.

"Unter allen Wegen, — fuhr jener fort; — wollte ich dir rathen, den einzuſchlagen, den ich auch oft eingeſchlagen habe, wenn ich in Geldnoth war; wenigſtens, iſt er ſehr bequem, leicht, und oft auch angenehm zu wandeln."

"So nenne ihn mir!"

"Es iſt der Weg einer Damenbekanntſchaft, die — bezahlt wird."

"Ach Cecilie!"

"Dieſe Cecilie, — ſey ſie auch, wer ſie wolle, — mag mir es nicht übel nehmen, iſt — wenn ſie dir kein Geld geben kann, — ein armes Dämchen, und darf dir es gar nicht übel nehmen, wenn du, ſo lange bis ſich deine Umſtände verbeſſern, ihr einen andern Namen an die linke Hand giebſt, der — für dich Geld hat. Aendern ſich die Zeiten, nun dann — "

Orlando ſah durch's Fenſter, und wollte eben ſprechen, als ſeiner Wohnung gegenüber, auf dem Balkon eines ſtattlichen Hauſes, eine verſchleierte Dame erſchien.

"Wer iſt dieſe Dame?" — fragte er raſch.

"Dieſe Dame, — lächelte Triſino; — iſt meine Schweſter."

"Deine Schweſter?"

"Verheurathet, an den Senator Torromeo, der ungefähr ſo viel hat, daß er mit ſeiner Frau anſtändig leben kann."

"Ich

"Ich verſtehe dich, und ich werde auch nicht" —

"Mit der iſt nichts anzufangen, ſie heißt, und iſt eine wahre andere Lukrezia. Aber, — nebenan, wohnt die Gräfin Aleſſina Schinetto, eine junge Wittwe von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren, die Geld genug, für uns beide hätte. Ihr Mann, von Strozzi's Parthie, dem ſie in ihrem funfzehnten Jahre ihre Hand auf Befehl ihrer Eltern geben mußte, ob er gleich ihr Vater hätte ſeyn können, hatte kaum das Hochzeitbett beſtiegen, als er geächtet wurde. Er floh nach Venedig, und dort ſtarb er vor einem Jahre. Der Herzog ſchenkte ihr die Güther ihres Gemals, und ein wahres Heer von Anbetern, umflattert dieſes goldene Vlies, hoffnungsvoll, es zu erobern. Bis jetzt, iſt es aber noch keinem geglückt, denn ſie ſoll, ſagen ihre Anbeter, fürchterliche Launen haben. — Wenn wir dieſe —"

"Iſt ſie das?" — fragte Orlando, und zeigte auf eine Dame, die in dem bezeichneten Hauſe am Fenſter ſtand.

"Nein! — ſagte Triſino indem er dahin ſah; — das iſt eine gewiſſe Signora Roſaura, ihre

Geſell-

Geſellſchafterin, ein gutes, liebes Ding, die die Natur recht wohlbedacht hat, die aber ſo arm iſt, wie eine Urſeliner Nonne, was ſie auch noch wohl werden wird, giebt ihr nicht etwa ihre Freundin eine Ausſteuer, oder findet ſich nicht ein alter Narr, der ſeine Schätze mit ihren Reizen vermält."

"Sie ſieht zu uns herüber!"

"Sie kennt mich. — Ihr Diener, ſchöne Signora, bei Tag und Nacht, — wenn Sie es verlangen! — Ein ſcharmantes Püppchen! aber, wie geſagt, ohne die nöthige Einfaſſung."

"Ich glaube — ſie winkt."

"Nein! — Sie droht mit dem Finger. Das gilt mir, ich weiß aber nicht warum."

"Sie lächelt."

"Sie iſt überhaupt ſehr munter."

"Was zeigt ſie da?"

"Ein Sträuschen! — Aha! nun verſtehe ich ſie! — Ein niedliches Sträußermädchen bezaubert hier die halbe männliche Welt, und von mir, ſagt man, daß ich ſie — auch kenne."

"So?"

"So?"

"Aber — es verſteht ſich! — daß alles nur Scherz iſt."

"Natürlich!"

"Denn — bei'm Teufel! ich darf ſo etwas jetzt nicht auf mich kommen laſſen, — weil ich heurathen ſoll."

"Heurathen?"

"Meine Familie hat mir eine reiche Parthie ausgeſucht. Sie iſt einzige Tochter und hat drei Onkels die Biſchöfe und Kardinäle ſind."

"Du liebſt ſie?"

"Das wird wohl noch kommen. Bis jetzt weiß ich noch kein Wort davon."

"Triſino!"

"Ich wette aber darauf, daß ſie mich auch noch nicht liebt. Wenigſtens, thut ſie ſehr gleichgültig gegen mich."

"Das wird eine ſchöne Ehe werden!"

"Die beſte von der Welt! — In einer ſolchen

chen Ehe, fordert man nicht allzuviel von einander, und iſt alſo auch leichter zu befriedigen."

"So nimmſt du es?"

"Sicher, bei dem beſten Ende." —

"Roſaura ſpricht hinter ſich."

"Gewiß mit der Gräfin. Vielleicht kömmt ſie ans Fenſter."

"Wie käm man wohl, auf gute Manier, in ihr Haus?"

"Man müßte ſie erſt am dritten Orte zu ſprechen ſuchen, dächte ich."

"Wo?"

"Etwa — bei meiner Schweſter."

"Geht das?"

"O ja! — Oder — vielleicht auf dem Maskenballe, der morgen — — Da iſt aber nicht viel zu machen."

"Roſaura winkt."

"Wahrhaftig! — Sie winkt mir? — Zum Teufel! was ſoll das heißen?"

"Sie

"Sie winkt wieder."

"Ich ſoll hinüber kommen. Was kann ſie mir zu ſagen haben? — Du ſollſt es erfahren. Jetzt, Gott befohlen!"

Er eilte davon.

Lange blieb Triſtno nicht im Hauſe der Gräfin Schinetto, und kam bald zu Orlando zurück, trat lachend in's Zimmer, warf den Huth auf den Tiſch, und jubelte:

"Dieſen Abend, Orlando! trinken wir in dem beſten Weinkeller, den beſten Wein, der zu haben iſt."

"Wir? — Ich und du?" — fragte Orlando.

"Wir; Ich und du! — Es wird Viktoria getrunken, und das ſoll etlichen Bouteillen die Hälſe koſten."

"Viktoria?"

"Wie ich ſage. — Weißt du, worüber ich von den Damen ausgefragt wurde?"

"Nun?"

"Nun?"

"Wer der ſchöne, junge Menſch ſey, — werde nicht roth! — der den Damen gegenüber wohne?"

"Ich?"

"Du. — Was er in Florenz treibe, ſuche, gefunden habe? und dergleichen mehr."

"Was ſagteſt du?"

"Dieſer ſchöne, junge Menſch, ſagte ich, iſt mein Freund, der Marcheſe Orlandino, ein artiger, beſcheidener Jüngling, der ſicher noch keinem Mädchen etwas zu leide gethan hat, der hieher gekommen iſt ſeine Dienſte dem Herzog als Offizier anzubieten, weil er ſehr tapfer, und zugleich ſehr arm iſt."

"Sehr arm?"

"Nun! reich, biſt du doch auch nicht, und bei Damen, muß man es immer ein wenig übertreiben; ſie ſind mitleidig, ſie laſſen ſich leicht rühren, — und gerührt, ſollte ja die Gräfin einmal werden. Sie ſchien es auch wirklich zu ſeyn."

"Gerührt?"

"Der gute Menſch! ſagte ſie. Er ſollte nicht Soldat werden. Das lohnt ſchlecht. — Ich zog die Achſeln, und ſagte: Was ſoll er ſonſt thun? Er iſt Edelmann, und treibt ſeine Profeſſion mit dem Degen."

"Aber, wenn die Gräfin nun —"

"Still! — Sie fragte: Er leidet doch nicht etwa gar Noth?"

"Noth?"

"Gott bewahre! ſagte ich, ſo weit iſt es mit ihm noch nicht. Weil es nicht ſcheint, daß er Dienſte hier bekommen kann, da er ein Römer iſt, ſo wird er wohl eine Reiſe nach Venedig machen, um dort ſein Heil zu verſuchen. — "Bald?" — fragte die Gräfin. Ich zog die Achſeln: lange wird es nicht mehr dauern. — Die Gräfin ſchwieg, ich ging, und nun — trinken wir Viktoria."

"Nun? — Es iſt ja noch nichts Glückliches geſchehen."

"Es wird aber geſchehen. Da kenne ich die Weiber beſſer! — Die Gräfin ſucht nun ſicher

deine

deine Bekanntſchaft zu machen, oder — ich will keinen Tropfen Wein mehr trinken! — Jetzt komm mit mir. Fort aus dem Zimmer, in's Freie! und dann — in den Weinkeller. Und ſollten auch die letzten Zechinen ſpringen, ſie ſpringen — nach andern!”

Viktoria war getrunken worden, und wohlbezecht erreichte Orlando ſeine Wohnung. In ſeinen Träumen ſchwebte die goldene Hoffnung über ſeinem Haupte, und ſehr früh weckte ihn Triſino, der dem Schlafe entflohen war, weil er ihn floh. — Sie ſaßen bei'm Frühſtück, als eine Karte abgegeben wurde. Orlando wurde zum Konzert bei der Gräfin Schinetto eingeladen.

”Nun? — rief Triſino aus; — Was habe ich geſagt?” Orlando ſah ſchweigend vor ſich hin, als ein Fremder gemeldet wurde, der Triſino hier aufſuchte.

”Sie verzeihen, — ſagte der Fremde: — daß ich Sie hier, in fremder Wohnung aufſuche, aber

aber meine Geſchäfte haben Eile, und ich kann nicht lange in Florenz verweilen. "Ich habe einen Brief an den Herrn Kardinal, Ihren Oheim abzugeben, und da derſelbe nicht hier iſt, wie ich höre, gebe ich den Brief in ihre Hände, wozu ich angewieſen bin."

Triſino empfing den Fremden ſehr höflich, man nöthigte ihn zum Frühſtück, und dabei, kam es zum Geſpräch. Der Fremde erzählte viel von Rom, woher er kam, und durchlief in kurzer Zeit die Chronique ſcandaleuſe der dortigen hohen und vornehmen Welt.

"Sie ſind ein Römer?" — fragte Triſino.

"Nein! -- antwortete der Fremde; — Ich bin ein Vaſall des Herzogs von Caſtro, habe mich aber ſchon ſeit zehn Jahren ununterbrochen in Sizilien aufgehalten."

"Kommen Sie durch Caſtro?" — fragte Orlando.

Dieſe Frage beantwortete der Fremde mit Ja. — Orlando fragte weiter:

"Wie lebt — der Herzog?"

Lächelnd

Lächelnd erwiederte jener:

"Wie ein betrogener, und dennoch in ſeine Gattin noch verliebter Ehemann, zu leben pflegt. — Die Herzogin iſt nicht mehr bei ihm. Er hat ſie, wie man ſagt, in den Armen eines andern überraſcht, dieſer iſt entflohen, die Herzogin hat er in ein Kloſter geſteckt, aus dem ſie, wie man ſagt, gleichfalls entfloh, und man weiß nicht, wohin ſie gekommen iſt. — Nun grämt ſich der Herzog, wünſcht ſie zurück, und würde ihr herzlich gerne vergeben, wenn er ſie nur wieder finden könnte. — Er will, wie man verſichert, ſie aufzuſuchen, ſelbſt eine Reiſe antreten."

Triſino pläſantirte über dieſen Einfall, der Fremde mit ihm. Er empfahl ſich, Triſino begleitete ihn, und Orlando blieb nachdenkend zurück.

Noch etwas eher, als zu der beſtimmten Stunde, eilte Orlando in's Konzert. Er wurde der Gräfin vorgeſtellt; ſie empfing ihn ſehr artig, doch, wie Triſino bemerken wollte, nicht ganz unbefangen.

"Sie

"Sie wollen, wie ich höre, — begann die Gräfin; — uns bald wieder verlaſſen?"

"Es ſcheint nicht, — antwortete Orlando; — daß ich in meinem Geſuch, hier Kriegsdienſte zu erhalten, glücklich ſeyn werde."

"Müſſen es denn aber auch eben Kriegsdienſte ſeyn?"

"Hofdienſte, würde ich wohl noch weit weniger erhalten."

Die Gräfin ſchwieg, ihre Blicke fielen [illegible] den Ring den Orlando am Finger trug. Sie konnte ſich nicht enthalten die geſchmackvolle Faſſung deſſelben laut zu loben. Orlando zog den Ring vom Finger, und reichte ihr denſelben zu näherer Anſicht. Roſaura trat herzu, und nahm Antheil an der Unterhaltung. Die Gräfin konnte nicht aufhören die Faſſung des Ringes zu bewundern. Triſino näherte ſich Roſauren, und zog ſie im Geſpräch ans Fenſter. Orlando wagte es, zu ſagen:

"Wenn ihnen die Faſſung des Ringes ſo wohl gefällt, ſo ſteht der Ring als Modell, wenn Sie es erlauben, Ihnen zu Dienſten!"

"Sie

"Sie kommen mir zuvor, Herr Marcheſe! — antwortete die Gräfin. — Morgen des Tages, will ich meinen Jubelirer rufen laſſen, er ſoll mir einen Ring nach dieſem Modell machen, und Ihr Ring — bleibt Ihnen unverloren."

Der Saal füllte ſich. Das Konzert begann.

"Seit vorgeſtern — ſagte die Gräfin: iſt eine Harfenſpielerin aus Ferrara hier angekommen. Man hat ſie mir als eine große Künſtlerin empfohlen. Wir werden ſie dieſen Abend hören."

Die Harfenſpielerin erſchien, ein Mädchen, von einnehmender Geſtalt, wie der Augenſchein gab, kaum ſechszehn Sommer alt, beſcheiden und anſpruchslos, wie eine Grazie. Die Blicke aller Männer flogen ihr zu; ſelbſt die Weiber nannten ſie ſchön.

Sie ſetzte ſich, ſie ſpielte, alle waren Ohr; der lauteſte Beifall wurde ihr gezollt. — Sie ſang, man war entzuckt. Sie ſang:

Täuſche nicht, geliebter Jüngling!
die Geliebte, die dich liebt,

die ſo willig ihre Liebe,
die ſich ſelbſt dir ganz ergiebt.

"O! wer könnte einen Engel, wie dieſen, täuſchen!" — lief es von Munde zu Munde.

Orlando ſah ſie ſchweigend an. Die Gräfin fragte:

"Und was ſagen Sie?"

"Sie ſingt ſehr ſchön!" — antwortete Orlando ganz gelaſſen.

"Weiter haben Sie nichts zu ſagen?"

"Was mehr?"

"Iſt die Sängerin nicht ſchön?"

"Ich kann nicht widerſprechen."

"Sie reizt, entzückt" —

"Das ſehen und hören wir."

Die Harfenſpielerin wollte ein Duett ſingen. Man ſuchte einen Sänger der mit ihr ſingen ſollte. Es wollte ſich keiner melden. Triſino wendete ſich gegen Orlando:

"Nicht

"Nicht zu beſcheiden Freund! — Herbei! du ſingſt gut; du mußt ſingen!"

Orlando weigerte ſich beſcheiden. Die Gräfin ſah ihn fragend an. Seraſina — ſo hieß die Harfenſpielerin, — reichte ihm mit einem bittend zärtlichen Blicke die Noten: er nahm ſie an, und trat mit glühenden Wangen an's Pult.

"Ein ſchöner junger Mann!" — liſpelten die Damen.

Orlando und Seraſina ſangen:

Sie.

Holder Jüngling! laß uns ſterben,
da uns bange Trennung droht.

Er.

Holdes Mädchen! ach! wie willig
geh' ich mit dir in den Tod.

Sie.

Treue Liebe wird uns freuen,
dort, in einer beſſern Welt.
Sieh, es ſchmerzt nicht! ſprach Arria,
Pätus folgte ihr, der Held.

Er.

An das Ufer ſchwamm Leander,
fand in Wellen Tod und Grab,
Hero ſtürtzte, die Geliebte,
ſich zu ihm vom Thurm hinab.

Beide.

Laß vereint uns beide ſterben,
da uns bange Trennung droht,
Ach! wie willig, ach! wie gerne,
geh ich mit dir in den Tod!

Eine Flut von Lobſprüchen überſtrömte die Sänger. Serafina wurde von Bewunderern umlagert, und Orlando zog ſich ſtill in ein Fenſter zurück.

Die Gräfin trat zu ihm. Sie dankte ihm für ſeine Gefälligkeit, und ſpielte mit ſeinem Ringe, den ſie zwiſchen den Fingern hielt. Triſino und Roſaura kamen herbei, das Geſpräch wurde allgemein.

Die Schluß-Simfonie begann, endigte, und das Konzert war aus. Die Gäſte gingen. Triſino begleitete Orlando. Spät ſchieden ſie von einander.

Den folgenden Tag wurde Orlando zu dem Kommandanten beſchieden. Dieſer bedauerte im Namen des Herzogs, daß ſein Geſuch um eine Offizierſtelle bei der Armee ihm abgeſchlagen werden müſſe, weil der einheimiſchen Kompetenten ſo viele wären, daß ſelbſt dieſe nicht alle befriediget werden könnten.

Etwas mißmuthig verließ Orlando die Stadt, und durchſtreifte die ſchönen Gartengegenden, die ſo maleriſch ſchön Florenz umgeben. So kam er bis zum Juſtinen Kloſter, wo er in die offene Kirche ging, in der er einer Meſſe beiwohnte. — Seine Andacht war geendiget, als er die Kirche verließ, und das Kloſter umging. An der Pforte trat die Pförtnerin ihm entgegen, und winkte geheimnißvoll ihm zu, ihr zu folgen. Unter dem Säulen-Gange gab ſie ihm ein Papier, und ging ſchnell in das Kloſter zurück.

Orlando ging einige Schritte weiter und wollte das ihm ſo geheimnißvoll gegebene Papier entfalten, als ein Mann in einem rothen Mantel gehüllt, ihm entgegen trat. Er ſteckte das Papier zu ſich, und blieb ſtehen.

"Mein Herr! — ſagte der Rothmantel: — man

man läßt fragen: ob es Ihnen wohl gefällig wär, in jenem Garten ein Frühſtück einzunehmen?"

"Mit wem?" — fragte Orlando.

"Mit einer Dame."

"Wer iſt dieſe Dame?"

"Sie werden ſie kennen lernen, wenn Sie die Einladung annehmen wollen."

Er ging davon, und Orlando blieb nachſinnend ſtehen. Endlich entſchloß er ſich die Einladung anzunehmen, und ging in den Garten.

"Unſere Bekanntſchaft — ſagte die Dame, die ihm entgegen kam; — ſchreibt ſich von geſtern, aus dem Konzert bei der Gräfin Schinetto, her. Ich ſah Sie hier umher wandeln, und nahm mir die Freiheit, Sie hieher zu bemühen. Ich weiß, warum ſie in Florenz ſind, und weiß auch, welche Antwort auf Ihr Geſuch Ihnen der Kommandant, mein Bruder, hat geben müſſen, indeſſen glaube ich doch, daß Verwendungen angeſehener Perſonen bei Hofe" —

"Nicht das! — erwiederte Orlando. — Ich habe

habe ſo eben Briefe aus Venedig erhalten, die mich beſtimmen werden, dorthin zu gehen."

„So komme ich freilich — lächelte die Dame; — mit meinem guten Willen zu ſpät!"

Indeſſen wurde das Frühſtück aufgetragen, und Orlando erfuhr, daß es die Marcheſe Vendrada ſey, die mit ihm ſpreche, eine Dame von Geiſt, und nicht gemeiner Schönheit.

Die Unterhaltung wurde ſehr lebhaft von Seiten der Marcheſe geführt, und Orlando geſtand es ſich ſelbſt, die Sprecherin möge einem Manne wohl leicht gefährlich werden können. Vielleicht wollte ſie das auch jetzt, doch ſchien es ihr nicht ganz zu gelingen, obgleich der Eindruck den ſie auf Orlando machte, nicht unbedeutend war. Sie ſchien, als ſie, fein genug, dies bemerkte, vor der Hand, damit zufrieden zu ſeyn, und bot ihm ſehr artig, ſo lange er noch in Florenz ſey, den unbeſtimmteſten Zutritt in ihr Haus an.

Ein Bruder der Marcheſe, der Prior des Bernhardiner Kloſters war, erſchien, die Unterhaltung wurde ſehr einfach, und Orlando empfahl ſich endlich.

Er eilte raſch davon, und als er ſich ſchon weit genug von dem Garten der Marcheſe entfernt ſah, zog er das von der Kloſter-Pförtnerin erhaltene Papier hervor, entfaltete es, und las:

"Man wünſcht Sie oft in der Nähe des Juſtinen Kloſters zu ſehen; ja! man bittet Sie ſogar darum, ſich oft dort ſehen zu laſſen."

Nachdenkend zerriß Orlando dieſe Anforderung, und ging langſam nach der Stadt zu.

"Wo haſt du geſteckt?" — fragte ihn Triſſno, der ihm bei dem nächſtgelegenen Thore *) begegnete. — Ich habe dich allenthalben geſucht. Du biſt dieſen Mittag in meines Vaters Hauſe mein Gaſt, ſollſt dort meine Braut kennen lernen, und, was noch mehr iſt, — du ſollſt auch bei uns die Herzgeliebte ſehen."

"Die

---

*) Porta al Prato.

"Die Herzgeliebte?"

"Sie iſt es, ſie wird es, ſie muß es werden!"

"Wer?"

"Wer? — Frage nicht ſo kalt! — Wer? — Die Gräſin Schinetto."

Orlando lächelte. Triſino fuhr fort.

"Du mußt allen den Rang ablaufen, die die Gräſin umſchweben, und — bin ich nur ein wenig ein Weiberkenner, ſo wette ich darauf, du wirſt nicht lange ſeufzen! Das geſtrige Duett hat dem zarten Herzen der Gräſin den Gnadenſtoß gegeben. — — Wo warſt du?"

"Bei einer Dame zum Frühſtück."

"Bei einer Dame? — Iſt ſie ſchön?"

"Sehr ſchön!"

"Das taugt nichts! — Wie heißt ſie?"

"Vendrada."

"Das taugt gar nichts! — Orlando! verſcherze dein Glück nicht muthwillig. Die Marcheſe Vendrada wird dich nie allein lieben, und

hel-

helfen, kann ſie dir gar nicht, denn ſie hat ſelbſt nur wenig.”

”Der Zufall führte mich zu ihr.”

”Laß es einen Zufall bleiben!”

Ein Wagen rollte herbei; die Gräfin Schinetto und Roſaura ſaßen darinne. Man grüßte ſich. Der Wagen hielt.

Triſino fragte: Wohin die Reiſe gehe?

”Ins Juſtinen Kloſter;” — antwortete Roſaura.

”Doch nicht mit böſen Gedanken?” — fragte Triſino.

Roſaura fragte zurück:

”Wie iſt das gemeint?”

”Doch nicht, meine ich, — ſagte Triſino lächelnd; — um etwa gar dort die Sehnſucht nach einem Nonnen-Schleier an den Tag zu legen?”

”Noch nicht!” — lachte Roſaura.

Die Damen fuhren davon. Orlando ſah dem Wagen lange nach. Vor ſeinen Sinnen ſchwebten die Gräfin und das Juſtinen Kloſter.

Der Mittag kam. Die Geſellſchaft bei Triſino war zahlreich. Orlando's Nachbarin an der Tafel, wurde die Gräfin Schinetto.

Serafina trat ein. Ihr Spiel, ihr Geſang, bezauberte die Geſellſchaft. — Der alte Triſino zog ſie zur Tafel; man überhäufte ſie mit Lobſprüchen. — Auf einmal ſtand ſie auf, ergriff die Harfe wieder, ſpielte und ſang eine Romanze. Es war das Geſicht des beſtürzten Zuhörers Orlando, das er in jener Sturm-Nacht in den Apenninen gehabt hatte. — Die Geſellſchaft glaubte eine romantiſche Legende zu hören; Orlando wurde ſo nachdenkend, daß ſeine Nachbarin dies bemerkte und ſich eine Anmerkung laut darüber erlaubte. — Orlando wurde verlegen. — Serafina ergriff den Becher, neigte ſich gegen Orlando, und ſagte:

"Dem aufmerkſamſten meiner Zuhörer!"

Er nahm den Becher, und ſagte:

"Signora! die Wahrheit!"

Die Gräfin ſah ihn bedenklich an, und fragte endlich halbleiſe:

"Kannten ſie die Signora ſchon?"

"Ich

"Ich ſah ſie geſtern zum erſtenmal;" — antwortete Orlando eben ſo.

Die Gräfin ſchwieg. Seraſinens Augen ruhten auf Orlando. Dieſer, ſah gedankenvoll vor ſich hin.

Die Tafel wurde aufgehoben. Orlando nahte ſich Seraſinen, und fragte:

"Signora! wo hörten Sie zum erſtenmal die Romanze, die Sie vorhin ſangen?"

"Haben Sie ſchon — fragte Seraſina zurück; — die Romanze aus einem andern Munde, als aus dem meinigen gehört?"

"Noch mehr! Mir ſelbſt iſt, was Sie ſangen, geſchehen. Wie wiſſen Sie —"

"Orlando! bewahre dein Herz vor Wünſchen nach verbotener Luſt."

Seraſina ging, als ſie das ſagte, ſchnell davon, verlor ſich in der Geſellſchaft, und war bald aus dem Saale verſchwunden.

Die Gräfin ſah Orlando mit fragenden Blicken an. Endlich wurden ihre Empfindungen laut.

"Die

"Die Harfenſpielerin — ſagte ſie; — hat Sie verſtimmt."

Seufzend antwortete Orlando:

"Ich läugne es nicht. — O! wenn Sie wiſſen ſollten!" —

"Darf ich es wiſſen?"

"Nein, wahrhaftig nicht! Denn — Sie würden, Sie müßten mich für einen Träumer, wohl gar noch für etwas ſchlimmeres halten."

"Wüßte ich, was Ihnen geträumt hätte" —

"O nein! — Es war kein Traum!" —

"Da Sie die Sängerin erſt ſeit geſtern kennen, ſo kann ich nicht begreifen" —

"Es iſt mir alles ſelbſt unbegreiflich!"

Die Gräfin, ſah ihn ſchweigend an; er blickte ſeufzend vor ſich nieder.

Die Geſellſchaft brach auf. Orlando führte die Gräfin an den Wagen; ſie rollte davon, er verſchloß ſich auf ſein Zimmer. Nach langen Nachdenken entſchloß er ſich Serafinen aufzuſuchen. Er mußte ſie ſprechen.

Es war ſchon Abend geworden, als er in ihre

Woh-

Wohnung trat. Sie ſey, hies es, mit einer Dame auf ihre Villa gefahren. — Er wankte aus dem Hauſe. Raſch ſtrömte ſein Blut durch alle Adern, es trieb ihn durch einige Straßen, nach ſeiner Wohnung zurück. Hier ſtand er an der Hausthür, ſah nach den Fenſtern der Gräfin, wendete ſich raſch, ſtürzte in ihre Wohnung, die Treppe hinauf, und ſtand unentſchloſſen an der Saalthür. Sie ging auf. Ein Bedienter trat ihm entgegen, Orlando nannte ſeinen Namen, und fragte: Ob ſeine Herrſchaft zu ſprechen ſey?

Der Bediente eilte ins Zimmer der Gräfin, kam ſchnell zurück, öffnete die Thür, und ging.

Orlando trat in's Zimmer; die Gräfin kam ihm entgegen, und fragte ſanft, doch nicht ohne Verlegenheit:

"Was bringt Sie zu mir?"

Auſſer ſich ſtammelte Orlando:

"Meine Sehnſucht, mein Vertrauen, mein Herz, das ſich Ihnen aufſchließen, das um Ihre Theilnahme bitten will!"

"Sie ſind auſſer ſich!"

„O! laſſen Sie mich wieder zu mir kommen, geben Sie mich mir ſelbſt wieder!"

Er ergriff, als er das ſagte, ſich ſeiner ſelbſt unbewußt, ihre Hand, drückte ſie an ſeinen Mund, an ſein Herz, und warf ſich vor ihr nieder. — Zitternd bog die Gräfin ſich zu ihm hinab, und eine Thräne fiel aus ihren ſchönen Augen auf ſeine Stirn.

Zweites Buch.

Duftende Blümchen, beſcheiden im Thale
ſchmücken nicht glänzende Schönen im Saale,
wo ſich der Schimmer in Strömen ergießt,
wenn er die lockenden Reitze umfließt.

Vierter Abſchnitt.

Sic tibi licet omnia
Scire, quod ſine nil Venus
Audet,

Jos. Scaliger.

„O wie glücklich bin ich! — rief Orlando aus; — Ein Weſen lebt, das Thränen für mich Unglücklichen hat!“

Die Gräfin kam aus der Faſſung. Der erſtern Thräne folgten mehrere Thränen, und mit gebrochener Stimme ſtammelte ſie:

"Dieſe Thränen verrathen ein Herz, — dem es vielleicht beſſer geweſen wäre, es hätte ſich nie verrathen! — O Orlandino! Sie ſehen, Sie fühlen was ich Ihnen gebe! Was geben Sie mir dafür?"

"Das

"Das ſollen Sie erfahren!"

"Entdecken Sie mir nichts!"

"Hören Sie!"

"Ich höre Sie nicht an! — Mein Herz widerſetzt ſich meinem Willen.

"Nun, gut dann! ſo bleibe es bei mir feſt verſchloſſen, was mich vielleicht zum Träumer ſtempeln könnte, aber das Geheimniß meines Herzens —"

"Halten Sie ein!"

"Ich vertraue es einem guten, edlen, liebevollen Herzen" —

"Wer ſagt Ihnen —?"

"Ich liebe Sie!"

Im Saale entſtand Geräuſch. Orlando ſprang auf. Roſaura trat ins Zimmer. — Die Unterhaltung wurde gezwungen, allgemein.

Bald darauf, wurde Roſaura abgerufen. — Orlandino ergriff die Hand der Gräfin. Sie zog ſie ſanft zurück. Seufzend ließ Orlando die Hand los. Die Gräfin ergriff die ſeinige. Mit ſanfter Stimme fragte ſie:

"Was fehlt Ihnen?"

"Sie wiſſen es!" — ſeufzte Orlandino.

"Was ſagen Sie!"

"Sie hörten, was mein Herz ſprach."

"Orlandino! Sie irren ſich —"

"Das ſehr, das empfinde ich!"

"In ſich ſelbſt irren Sie ſich! — Wenn Sie ruhiger werden, wenn kalte Ueberlegung —"

"Ich hätte es freilich nicht wagen ſollen!" —

"Sie verſtehen mich falſch."

"Iſt es das, ſo darf ich mein Geſtändniß wiederholen!"

"Ueberlegen Sie es ſelbſt. Sie kommen hieher, getrieben wie von einem Verbrechen. —"

"Halten Sie mich für einen Verbrecher, ſo iſt auch meine Kühnheit ein Verbrechen, die es wagte, Ihnen ein Geſtändniß zu thun, das ſtets aus reinem Herzen kommen ſoll. Vergeben Sie! Beklagen Sie mich, und Ihren Argwohn!"

Damit ſprang er auf, griff nach dem Huthe, und war im Begriff das Zimmer zu verlaſſen,

als

als Roſaura wieder hereintrat. Schnell wechſelte die Gräfin die Rolle, und ſagte lächelnd:

"Roſaura! du biſt es doch zufrieden, daß der Herr Marcheſe dieſen Abend uns Geſellſchaft leiſtet?"

Roſaura küßte lautauflachend die Gräfin.

Da ſtand Orlando verlegen, drehte den ſchon ergriffenen Huth hinter den Rücken, und legte ihn langſam wieder ab. Die Gräfin nahm ihn bei der Hand, und führte ihn auf den Balkon, indeß Roſaura davon ging, indem ſie vorgab, Hausgeſchäfte abthun zu müſſen.

Schweigend ſtanden Orlando und die Gräfin auf dem Balkon neben einander. Endlich legte er ſeine Hand auf die ihrige, und ſagte ſanft:

"Sie haben mich verkannt!"

"Lernen Sie mich kennen, und laſſen Sie mich Sie kennen lernen! Dann ſagen Sie mir —"

"Ich werde ewig Ihnen nichts weiter ſagen, als — was ich Ihnen, leider! ſchon entdeckt habe."

Indem ertönten einige Guitarren unter dem Balkon. Die Gräfin trat in's Zimmer zurück; ihr folgte Orlando.

Man ging zur Tafel. Roſaura war ſehr unterhaltend. Die Zeit verging. — Die Tafel wurde aufgehoben. Orlando zögerte zu gehen. — Roſaura verlies das Zimmer. Orlando griff nach dem Huthe. Langſam ſtreckte er ſeine Hand aus; Der Gräfin Hand, lag in der ſeinigen. Er ſah ſie fragend an. Sie ſchlug die Augen nieder; ſie drückte ihm ſanft und ſeufzend die Hand. Er preßte ſeine Lippen feſt an dieſe weiche, ſanfte Hand, ſagte:

"Wie Sie es auch nehmen mögen! Ich muß es wiederholen; ich liebe Sie!"

und eilte fort.

"Liebſt du die Gräfin wirklich? — fragte Orlando des Morgens, bei'm Ankleiden, meditirend ſich ſelbſt. — Ich habe es ihr geſagt. —

Ja!

Ja! ich liebe ſie. — Sie iſt ſchön, liebenswürdig, liebt mich — Mich; — Iſt das gewiß? — Ihre Augen ſagen es. — Sie liebt mich. Ich liebe ſie. — Ich will Cecilien vergeſſen; ich muß ſie vergeſſen! — Sie iſt ja meines Vaters Weib!"

Er trat ans Fenſter. Roſaura nickte ihm einen guten Morgen zu. Die Gräfin war nicht zu ſehen.

Orlando eilte nun der Kirche San Marco zu, ſeine Morgenandacht zu verrichten. Hier lag er betend, als er hinter ſich flüſtern hörte;

" Tant'è bello, quant'è santo!"

Als er aufſtand, ſah er Roſauren hinter ſich liegen, er lächelte und gieng nach der Kirchthür zu. Bei dem Weihkeſſel fanden ſie ſich; vor dem Portal, kam es zum Geſpräch:

Was haben ſie aus meiner Freundin gemacht?"

" Ich verſtehe dieſe Frage nicht, ſchöne Roſaura!"

So muß ich ihnen ganz deutlich ſagen, ſchöner, ſter Herr! daß meine Freundin krank geworden iſt."

"Krank?"

Ueber Nacht. — Sie hat ein Fieber." —

"Kann ich ſie ſprechen?"

"Nicht eher, als gegen Abend. — — Orlandino! es iſt zuweilen leicht, ein Weiberherz zu überraſchen, aber ſolche überraſchte Herzen, wollen auch geliebt ſeyn. — Iſt Ihnen das erlaubt? Darf Ihr Herz es wagen?"

Orlando ſah ſie mit fragenden Blicken an. Roſaura fuhr fort:

"Wir kennen Sie, wir kennen Ihre Verhältniſſe nicht. Man wagt bey Männern die man zu kennen glaubt, oft ſchon allzuviel, geſchweige denn bei denen, die man nicht kennt. Prüfen ſie ſich, ſeyn ſie ehrlich, und kein Schalk."

Sie gieng raſch davon, und ließ ihn nachdenkend zurück. Er ſetzte gemächlich einen Fuß nach dem andern fort, erreichte das Thor, kam in die Felder, und ſah ſich, ehe er es ſelbſt wußte, am Juſtinen Kloſter.

Bald zeigte ſich die Pförtnerin und winkte ihm. — Hinter dem Säulengange liſpelte ſie ihm zu:

„Folgen ſie mir!“

Er folgte ihr hinter die Kirche. Hier gab ſie ihm einen Schlüſſel, und ſagte:

„Dieſer Schlüſſel ſchließt die ſüdliche Pforte des Kloſtergartens. Rechts liegt eine Grotte. Dort verbergen ſie ſich. Es kömmt jemand dorthin, Sie zu ſprechen.“

Schnell ging ſie davon. — Nachdenkend ſah Orlando lange den Schlüſſel an, öffnete endlich die Pforte, ſchloß ſie wieder ab, ſah die Grotte, und trat hinein — Hier warf er ſich auf eine Bank, und erwartete die verhießene Erſcheinung.

Es rauſchte hinter der Grotte. Er ſtand auf. Eine Nonne lag in ſeinen Armen.

„Cecilie!“ — ſchrie er laut auf, und bebte zurück.

„Ich bins! deine Cecilie!“ — ſeufzte ſie an ſeinem Buſen.

Seiner ſich ſelbſt unbewußt, ſtammelte er endlich:

„Mut-

"Mutter!"

"Mutter? — fragte Cecilie, und trat zurück. — Orlando nennt mich Mutter?"

"O! daß du es biſt! daß ich dich ſo nennen muß!"

"Ich bin es nicht."

"Das Geheimniß wurde mir enthüllet."

"Welches Geheimniß?"

"Ich bin der Sohn des Herzogs, deines Gatten."

"Man hat dich hintergangen. Willig oder unwiſſend, gleich viel! Genug, man hat dich hintergangen. Du biſt nicht des Herzogs Sohn."

"Cecilie!"

"Ich weiß nun das Geheimniß deiner Geburt. Ich will es dir enthüllen, und, bei der ewigen Wahrheit! ich hintergehe dich nicht. Du biſt nicht der Sohn meines Gemals. Dein Vater war der Biſchof von Caſtro, der Onkel meines Gemals. Der Herzog trug die Schuld, des Oheims Heiligkeit und Ehre zu retten. Ich habe Briefe und Dokumente geſehen; ich weiß um alles."

Orlando drückte Cecilien in heftiger Bewegung an den Buſen. Es wurde lange nicht geſprochen. Endlich fragte Orlando:

" Wie kömmſt du nach Florenz? In dieſes Kloſter?"

"Nach jener Szene — begann Cecilie; — die ich dir nicht wiederholen mag, nach deiner Flucht, hies der Herzog mich im Klaren Kloſter den Schleier nehmen. Das geſchah. — Bald aber fand ich Wege zu entfliehen, weil ich des Herzogs Rache fürchtete, und ging hieher, — in dieſes Kloſter, dem meine Schweſter als Aebtiſſin vorſteht. — — Ich ſah dich in der Kirche; ich ſchrieb jene Worte, die dir die Pförtnerin zuſtellte, auf deren Treue wir uns beide verlaſſen können. — Nun halte ich dich in meinen Armen, fühle deine Lippen an den meinigen, und vergeſſe all mein Leid!".

" O Cecilie! Mein Herz — "

"Bleibt mir, das weiß ich ganz gewiß, und laſſe ihn mir nicht rauben, dieſen ſüßen angenehmen Glauben!"

Empfindungen unterdrückten die Geſpräche und in ſo heftiger Bewegung auch die Lippen

wawären, ſo entfloh denſelben doch kein Wort. Hier trieb man ein gar ſüſſes Spiel, und vermeſſener wurde ſchon die Sehnſucht, als ganz von ungefähr, Orlando Menſchen in dem Garten gewahr wurde.

"Es ſind Nonnen, — ſagte Cecilie. — Ich muß dich jetzt verlaſſen. O! komm bald wieder? — Du behältſt den Schlüſſel zu der Garten Pforte. Ich nenne dir drey Stunden des Tags in denen du dich hier einfinden kannſt, mich zu ſehen. Um dieſe Stunden, werde ich, — ſo oft ich kann, — dich hier erwarten."

Mit einem brennenden Kuſſe, eilte ſie aus ſeinen Armen, in den Garten.

Der Abend nahte ſich. Noch ſaß Orlando von Empfindungen und Gefühlen beſtürmt, wie ein Träumender auf ſeinem Zimmer. Er ſprach mit ſich ſelbſt:

" Iſt ſie auch nicht meines Vaters Weib, ſo iſt ſie doch eine Nonne. Ich habe Eingriffe gewagt in die Heiligkeit ihres Standes. Was kann mir,

mir, was kann ihr das Gutes bringen? — Wir dürfen uns nicht lieben!"

Raſch ſprang er auf.

"Ich löſe die Schlingen, die uns umfangen, und verdamme ſelbſt die Küſſe, die ich gab und nahm!"

Damit enteilte er ſeinem Zimmer, und flog zur Gräfin.

Er traf ſie ſitzend auf einem Sofa an, ihr Kopf ruhte auf ihrem Arme, und in ihren ſchmachtenden Augen glänzten Thränen. Kaum ſah ſie ihn ins Zimmer treten, als ſie ihr Geſicht ins Schnupftuch hüllte, und ihm entgegen ſtammelte:

Ich glaubte nicht, daß ſie kommen würden. — Ich bin krank. — Fieberhitze wüthet in meinem Blute. Ich weiß nicht wie mir, was mir iſt!"

Schweigend nahte ſich ihr Orlando, einen Kuß auf ihren Arm zu drücken, ſie wendete ſich eben, und dieſer Kuß, traf ihre glühende Wange. Sanft neigte ſich ihr Kopf auf ihren Buſen, und kniend vor ihr, erreichten ſeine Lippen

die

die ihrigen. Sie wendete den Kopf, und ſeufzte, Orlando ſeufzte mit ihr. Zitternd und mit bebender Stimme fragte ſie:

„Lieben Sie mich wirklich? Darf Aleſſina glauben, was ſie ihr ſagten?“

„Sie darf es glauben.“

„Und ach! — ſie glaubt es auch!“

Er ſchlang ſeine Arme um ihren Nacken, und jede Bedenklichkeit fand jetzt in brennenden Küſſen ihr Grab.

Ein Geräuſch im Vorzimmer, brachte ſie zu ſich, und auseinander.

Der Arzt trat ein. Er fühlte bedenklich nach dem Pulſe, und ſprach von innern Entzündungen. „Kühlung müſſen wir ſchaffen!“ — rief er endlich aus, pflanzte ſich auf einen Stuhl, und fing ein Geſpräch über Stadtneuigkeiten an.

„Das Ferariſche Harfenmädchen — ſagte er endlich; — habe ich auch in die Kur bekommen.“

„Hat ſie auch Entzündungen zu fürchten?“ — fragte Orlando.

Aleſſina wurde roth und ſchlug die Augen nieder. — der Arzt blieb ganz gelaſſen, und ſagte:

"Sie iſt verwundet worden."

Verwundet? — fragte Orlando, verwundrungsvoll.

"Ja! verwundet iſt ſie worden, mit einem Dolchſtiche in die rechte Bruſt."

"Wer hat das gethan?"

"Sie ſagt es nicht. — Man glaubt, es ſey geſchehen entweder von einer Nebenbulerin aus Eiferſucht, oder von einem, einen andern aufgeopferten Liebhaber, oder von einem, der auch eiferſüchtig war. — Sie ſelbſt, ſagt, wie geſagt, nichts."

Es entſtand eine Pauſe. — Der Arzt ſchrieb ein Rezept, und ging.

Die Gräfin ſchellte, und befahl ihrem Kammerdiener, ſich aufs genauſte bei Seraſinen ſelbſt, nach allen Vorfällen ihres Unglücks zu erkundigen.

Nach einer Pauſe, fragte die Gräfin:

„Sie kennen alſo Seraſinen nicht?“

„Wie ich ſchon verſichert habe;“ — antwortete Orlando.

„Sie nahm einen Lehrton, einen Ton des Zutrauens gegen Sie an —“

„Den ich mir ſelbſt nicht erklären kann, aber das, was ſie ſang, — — Doch wozu Geheimniſſe für die, der ich meine Liebe geſtand, die mich — wenigſtens nicht haſſen wird? Aleſſina ſoll alles wiſſen. Ich will in ihren Augen lieber für einen Träumer gelten, als länger ein ſonderbares Geheimniß in meinen Buſen verſchließen.“

Jetzt erzählte Orlando der Gräſin, was ihm in den Apenninen begegnet war.

Verwundrungsvoll ſah ihn die Gräſin an, und ſagte:

„Haben Sie wirklich nicht geträumt, ſahen und hörten Sie alles, was Sie ſagen, ſo geſchah entweder ein Wunder, oder es war eine betrügeriſche Farce aufgeführt auf Unkoſten des Zuſchauers, der Seraſina vielleicht in eigener Perſon ihre Engelstöne lieh.“

Der Kammerdiener kam zurück und meldete,

Seraſi-

Seraſina habe ſich auſſerhalb der Stadt, wie man vermuthe, auf eine Villa bringen laſſen.

Orlando war nachdenkend geworden. Aleſſina wurde intereſſant; die heitere Roſaura wußte viel Angenehmes zu ſagen. Die Zeit verging ſchnell. Orlando ſchickte ſich zum Abſchied; Aleſſina gab ihm den geliehenen Ring dankend zurück. Er ging. Man verſprach ſich, einander morgen wieder zu ſehen.

Als Orlando auf ſeinem Zimmer den zurückgegebenen Ring genauer betrachtete, ſah er, daß derſelbe nach dem Modell des ſeinigen zwar gearbeitet, daß es aber nicht der ſeinige war. Er fand Aleſſinens Namen in der Einfaſſung des Ringes, und küßte, ſeines Glücks gewiß, denſelben wohl hundertmal.

Eine angenehme Morgenſtunde des folgenden Tages bei der Gräfin, gab ihm die Gewißheit ihrer Liebe. — Man ſchwur ſich ewige Treue, und Liebe, bis in den Tod.

Fünfter Abſchnitt.

— — Reſtringite flammam
O lacrymæ! Lacrymas ebibe flamma meas!

Sannazar.

Eine ganze Woche war vergangen, Orlando war nicht in den Garten des Juſtinen Kloſters gegangen; ſein Glück lag ihm jetzt viel näher.

Als er eines Tages von Aleſſinens Küſſen berauſcht, nach Hauſe kam, fand er einen Brief, den ein Unbekannter abgegeben hatte. Hier iſt der Brief:

Cecilia an Orlando.

„Habe ich geträumt? Hielt ich dich nicht

wirk-

wirklich in meinen Armen? — Verſprachſt du mir nicht wieder zu kommen? Ach! du haſt mich hintergangen! Du biſt nicht wieder gekommen! Vergebens ſuchte dich mein Herz; mein Auge fand dich nicht. — Wo biſt du? Wo bleibſt du? Warum kömmſt du nicht?"

"Ach! welchen ſchrecklichen Qualen unterliegt mein armes Herz! Wer zählt die Thränen, die ich vergieße? Wer kömmt, ſie zu trocknen? — Orlando! ach! du haſt dich von mir gewendet! du machſt ein Herz unglücklich, das dich ſo feurig liebt, wie keins hienieden mehr dich lieben wird!"

"Welcher Glücklichen haſt du mich aufgeopfert? Welchem Weibe gabſt du dein Herz das Cecilien gehört? — Grauſamer! wie kannſt du mich ſo ſehr, wie kannſt du mich bis in den Tod betrüben! — Ja! ich wünſche mir den Tod, denn mein Leben hat mich verlaſſen. Mein Geiſt iſt bei dir. Ich bin nur ein wandelnder Schatten Die Mitternacht findet mich weinend, klagend grüße ich die Morgenröthe. Jammernd ſitze ich auf meiner einſamen Zelle, ſeufzend durchirre ich den blumenreichen Garten. Mir duftet keine Blume! — Ich ſitze weinend in der Grotte, ich rufe dich, und ach! du kömmſt nicht. O! höre, höre guter Jüngling! die Klagen eines liebenden Weibes, die das Unglück, von dir verlaſſen zu ſeyn, nicht ertragen kann, die es nicht überleben wird."

"Komm, und ſieh mich nur noch einmal! Ach! meine abgehärmte Geſtalt wird dein Mitleid erwecken, und ich will es für Liebe nehmen. Ach! wie genügſam will ich ſeyn, wenn ich dich nur wieder ſehe, wenn ich dich nur wieder an mein ungeſtüm klopfendes Herz drücken, und dir zuſeufzen kann: ich liebe dich!"

"Guter Orlando! Ach! — treibe mich nicht zur Verzweiflung! — Ich weiß nicht, wie weit es mit mir kommen wird, was ich thun werde, wenn du mich nicht wieder ſehen willſt! — Schreckliche Gedanken ſteigen in mir auf. — Ach! ſchütze mich vor Wahnſinn und Mord!"

Orlando wußte nicht, wozu er ſich entſchlieſſen ſollte. Sollte er Cecilien der Verzweiflung überlaſſen? Solle er ſie beruhigen?

Welche Frage! — Was war natürlicher, als mitleidig der guten Nonne den Dolch zu entwinden, den die Einſamkeit ihr ſchliff?

Er eilte, oder ging vielmehr ganz bedächtlich, nach dem Juſtinen Kloſter, als nahe am Thore die Equipage der Gräfin ihn einholte. Roſaura und der Haus-Arzt der Gräfin ſaſſen in dem Wagen. Verlegen fragte Orlando: "Ob es auf eine Villa gehe?"

"Diesmal, — antwortete Roſaura; — geht es gerade ins Juſtinen Kloſter."

"Ins Juſtinen Kloſter?"

"Wollen Sie Geſellſchaft leiſten?"

"Was ſollte ich im Juſtinen Kloſter thun?"

"Vielleicht, doch etwas!"

Erſchrocken fragte Orlando:

"Ich? — Was denn wohl?"

"Eine Bekannte iſt in dem Kloſter."

"Eine Bekannte von mir? — davon weiß ich kein Wort!"

"Wir haben es dieſen Morgen auch erſt, durch einen Brief erfahren."

Orlando war überzeugt, alles ſey verrathen, und ſchon war er im Begriff, Roſauren zu ſagen, was ſie noch nicht wußte, als dieſe fortfuhr:

"Die ſchöne Serafina hat aus dem Kloſter an die Gräfin geſchrieben. Dieſe Bekannte iſt dort."

Jetzt kam Orlando wieder zu ſich. Er lächelte".

"Laſſen ſie ſich von ihr etwas vorſpielen!"

Roſaura drohte neckend mit dem Finger; der Wagen rollte fort. — Orlando ſchlug den Weg rechts ein, und kam an die bekannte Pforte des Kloſter-Gartens. Er ſchloß ſie auf, und gieng in die Grotte. — Einige Minuten darauf, rauſchte es durch die Hecken, das zierliche Nonnen Gewand bewegte ſich um den Pfeiler, Orlando ſtreckte ſeine Arme aus, die ſüße Laſt ließ ſich umfangen; er drückte ſie an ſeine Bruſt, ſeine Lippen ſuchten die ihrigen, der Schleier ſchob ſich vom Geſicht, und — Aleſina zog weinend ſich zurück.

"Was iſt das?" — ſtammelte Orlando.

"Gewißheit iſt es — ſagte Aleſſina mit erſtickter Stimme; — daß ich betrogen bin!"

"Betrogen? — Von mir betrogen?"

"Elender! willſt du das noch läugnen? Wem glaubteſt du zu umarmen?"

"Die Schweſter Cecilia."

"Du ſagſt es ſelbſt, und willſt" —

"Die Mutter glaubte ich zu umarmen."

Die Mutter?"

"Die verkannte verſtoſſene Gattin meines Vaters, des grauſamen Herzogs von Caſtro, die ich hieher in ihrer Einſamkeit zu tröſten kam."

Aleſſina ſah ihn zitternd, ſprachlos an. Er fuhr fort:

"Man hat dich hintergangen. Man hat dein Herz vergiftet mit falſchem Argwohn; — Wo iſt Cecilie?"

"Sie iſt nicht mehr im Juſtinen Kloſter. Meine Schweſter, die Priorin des Kloſters, weiß es nicht, wohin die Aebtiſſin, ihre Schweſter Cecilien, en, hat bringen laſſen. Aber dieſen noch unvollendeten Brief, geſchrieben von Ceciliens Hand, hat ſie mir zugeſtellt. Er iſt an dich geſchrieben."

Sie reichte mit zitternder Hand ihm den Brief, und verließ ſchnell die Grotte. — Betroffen las Orlando:

> "Geliebter meines Herzens! beſter Orlando! Ich werde dich nicht wieder ſehen; verlaſſen muß ich dieſes Kloſter, weil mein Gemal erfahren hat, wo ich bin, weil er hieher kommen will. — Ich habe ſo ſehnlich gehofft, dich zu ſehen, ich eile ſtündlich in den Garten, ach! und finde dich nicht. — Mein Herz, mein armes Herz! — Ach Orlando! dich ſoll ich nicht wieder ſehen! dich, den ich — "

Er verlies den Garten, und gieng in die Stadt zurück. — Das Haus der Gräfin blieb verſchloſſen. Den folgenden Tag brachte man ihm einen Brief.

Roſaura an Orlando.

"Wir machen eine Reiſe. Meine Freundin empfiehlt Sie Ihrem beſten Glück. Werden

Sie

Sie ſo glücklich, als Sie es zu werden verdienen! — Ihren Ring erhalten Sie hierbey zurück. „Leben Sie wohl!“

Ohne Aufſchub packte Orlando zuſammen, ließ ſatteln, beſtieg ſein Roß, und verließ Florenz.

Sechſter Abſchnitt.

Hic nos teneræ vir porrigit ipſe puellæ,
Porrigit & cupido fida puella viro

Sannazar.

In Siena packte Orlando ſeinen Mantelſack aus, und fand in demſelben was er nicht hinein gethan hatte, 200 Dukaten, von denen er nicht begreifen konnte woher, und wie ſie in den Mantelſack gekommen waren. Nach langen Hin und Herſinnen, fand er das fürs beſte, zu glauben, daß er das Geld Aleſſinen zu verdanken habe, und froh zu ſeyn, daß er es hatte. Dies beſtimmte ihn auch, einige Zeit in Siena zu verweilen.

Er machte ſich bald mit dem Innern der

Stadt, und mit den Schönheiten und der Pracht der Kirchen bekannt. Die Feſttage zu Ehren der Heil. Katharina gefeiert, boten ihm viel Unterhaltung dar, und er genoß, was zu genießen war. — Unter mancherlei Geſichtern, die da zum Vorſchein kamen, fiel ihm beſonders das Geſicht eines mehr ſonderbar, als fantaſtiſch gekleideten Mannes auf, den er für einen Spanier hielt, und der überall zu ſehen war, wohin er kam.

Eben ging er vor einer Glücksbude vorbey, als dieſer vermeinte Spanier ihm entgegen trat, und ihn anredete:

"Haben Sie doch die Güte, junger Herr! — ſagte er; — und laſſen Sie ſich die Nummer 13 in der Glücksbude geben."

"Wozu das?" — fragte Orlando.

"Dieſe Nummer, wird das größte Loos gewinnen."

"Wiſſen Sie das gewiß?"

"Ganz gewiß!"

"Und nehmen die Nummer nicht ſelbſt?"

"Das hat ſeine Gründe; und übrigens, ſpiele

ich

ich auch nicht gern Glücksſpiele. — Aber, nehmen Sie nur die Nummer, und gewinnt ſie nicht das große Loos, ſo nennen Sie mich, wenn Sie mich wieder ſehen, geradezu, und ohne Umſtände, einen Lügner."

Er ging davon, und Orlando ging, nach einigem Nachſinnen, an die Glücksbude. Noch ſah er die Nummer 13 unbeſetzt, und beſetzte ſie ſchnell. Bald waren alle 50 Nummern beſetzt, und die Ziehung begann. — Nummer 13 wollte lange nicht zum Vorſchein kommen; endlich kam ſie, und der Olaro *) ſchrie: "Das große Loos!" — Damit nahm er eine rothe, runde Kapſel, aus einem Schränkchen, und überreichte ſie, mit vielen Reverenzen und Glückwünſchen, dem Gewinner.

Orlando verlies die Bude, und öffnete die Kapſel, zu ſehen, was das Glück ihm geſchenkt habe. Es war das Bildniß eines ſchönen Mädchens, geſchmackvoll, reich, in Gold gefaßt.

Im

---

*) Olaro, ein Mann, der einen ſogenannten Glückstopf hält; der einem Glücksſpiel vorſteht.

Im Augenblick der Beſchauung dieſes groſen Looſes, trat der vermeinte Spanier herbei.

"Nun? — fragte er; — Wie ſieht es aus?"

"Dies, — ſagte Orlando, indem er ihm das Bildniß zeigte; — Dies, iſt das groſe Loos."

"So?"

"Ein Mädchen Geſicht."

"Der feine Schelm!"

"Wer?"

"Der Olaro."

"Wie das?"

"Giebt Ihnen, da Sie auf ein groſes Loos hoffen, das Bildniß eines Mädchens."

"Das noch dazu, wohl nur in der Fantaſie des Malers lebe."

"Ach nein!"

"Das Mädchen lebt wirklich?"

"Ja, ja!"

"Wie?"

"Das iſt ja eben das Feine des Schelms!"

"Daß ſie lebt?"

"Dies, und daß er ihr Portrait einem hübſchen, feinen Jüngling in die Hände ſpielt."

"Nun, das hat nichts zu ſagen!"

"Aber zu bedeuten, hat es mehr."

"Dieſe Deutung, verſtehe ich nicht!"

"Aber ich. — Sehen, Anſchauen, erweckt Verlangen. — Können Sie es läugnen, daß Sie nun das Mädchen auch gern wirklich und im Leben, zu ſehen wünſchen?"

"Das läugne ich nicht."

"Und, alſo! — So hat der Schelm gewonnenes Spiel, indem er Sie gewinnen läßt,"

"Das bleibt mir doch ein Räthſel!"

"Mir nicht. — Der feine Florentiner rechnet ſchlau, und ſeine Rechnung trifft."

"Und wie?"

"Sie gehen nun zu ihm, und fragen: "Lebt dies Geſicht?" Er bückt ſich tief, und lächelt: "Wie Sie befehlen!" — Sie fragen: "Wo?"

Er ſagt: "In meiner kleinen Wohnung. Das Mädchen iſt meine Tochter, meine Schweſter, meine Nichte;" oder wozu er ſie ſonſt machen will. Sie, wünſchen Sie zu ſehen. Er zuckt die Achſeln. Sie dringen in ihn. Er liſpelt: "Ein armes Mädchen muß doppelt ihren guten Ruf bewahren!" Sie zeigen Geld; Er läßt ſich endlich überwinden, er führt Sie zu dem Mädchen, und was dann Sie beginnen, das iſt Ihre Sache!"

Orlando ſah den Sprecher bedeutend an, und lächelnd fragte er endlich:

"Sie haben doch wohl nicht gar auch ſchon einmal bei dem Claro dieſes große Loos gewonnen?"

"Ich nicht. Ich ſpiele kein Glücksſpiel."

"Aber, Sie wiſſen doch ſo genau, wie der Glückstopfs Herr ſich benimmt!"

"Das läßt ſich — abſtrahiren."

"Erlauben Sie! Sie ſind doch wohl gar ein Sieneſer, wofür ich Sie nicht hielt?"

"Ich bin auch keiner. Mein Vaterland iſt

Kor-

Korfu. Ich nenne mich Mirakuloſo, und bin ſchon viele Jahre lang auf Reiſen."

Man läutete im Dom zur Meſſe. Orlando ſprach davon, die Meſſe zu hören. Mirakuloſo ſagte:

"Ich gehe nicht gern in Kirchen. Die langweiligen Pfaffen haben ihrer Göttin dort einen Thron errichtet, vor dem ich mich nicht gerne beuge, und wenn auch die Göttin Langeweile ſelbſt darauf ſäß. Hübſch iſt das Weib, doch ihre gute Zeit macht ſie zu rund und fett, macht ſie zu Houris Mahoms und ſeiner trägen Kinder. Ich, liebe ſchlanke, etwas hagere Geſtalten. Oft habe ich bemerkt, daß da nur wenig Seele iſt, wo man viel Leib erblickt. Je fetter die Rippen werden, je magerer wird der Geiſt. Was ſich nicht leicht bewegt, denkt auch nur langſam, und ich, liebe Raſchheit. Man darf Entſchloſſenheit nicht ſuchen, um ſie zu finden, die ſich in Fett verſteckt. — Was meinen Sie davon?"

"Meine Erfahrungen, kann ich den ihrigen nicht an die Seite ſtellen. Die Jugend denkt nicht gern nach, und abſtrahirt nur wenig."

"Ein Fehler, lieber Herr!"

"Das gebe ich zu."

Lächelnd verbeugte ſich Mirakuloſo, und ging raſch davon.

Die Meſſe in der Kathedralkirche machte die Glücksbude leer. Orlando nahte ſich dem Olaro, der ihn mit vielen Reverenzen empfing. Er redete ihn an:

"Ich habe hier, bei Ihnen dieſes Portrait gewonnen."

"Das große Loos! — antwortete der geſchmeidige Mann. — Ich gratulire nochmals: der Herr Kavalier ſind ein Glückskind!"

"Das wohl nicht! Mit dem großen Looſe aber, hat es nun einmal ſo getroffen."

"Es wird ſchon mehrmal treffen!"

"Jetzt wünſche ich nur zu wiſſen, ob dies Portrait" —

"Ob es auch lebendig gemacht werden kann?"

"Das, wünſche ich zu wiſſen."

"O ja! Das Original lebt."

"Wo?"

"Hier, in Siena."

"Wer iſt dies ſchöne Weib?"

"Ach! wohl ſchön!"

"Dieſes ſprechende Auge, dieſe herrlichen Lippen, dies ſchöne Haar, —"

"Ein Maler ſah dies ſchöne Bild, und begeiſtert rief er aus! O! che bello lavoro! che divina fattura! — Ich habe Zeugen, mein Herr!"

"Wer iſt die Dame?"

"Dies, mein Herr! iſt ein Geheimniß. Das Bild habe ich von einem Maler gekauft, und lies es faſſen. Die Dame, die zu dem Portrait geſeſſen hat, ſagte mir der Maler, lebt in Siena, und weiter weiß ich nichts davon zu ſagen."

"Wo iſt der Maler?"

"Der iſt ſchon ſeit drey Wochen nach Rom gewandert. Er brauchte, wie er ſagte, Ablaß, und will ihn aus der reinſten Quelle ſchöpfen; deshalb ging er nach Rom."

"Ich wette dennoch, Sie kennen dieſe Dame!"

"Gewiß nicht!"

"Ich — bezahle die Entdeckung; ich bezahle ſie gut!"

"Das glaube ich! Doch weiß ich den Preiß nicht zu verdienen, ſo gern ich auch etwas verdiene, denn das Gewerbe geht ſchlecht."

Die Trommel wirbelte. Es fanden ſich friſche Spielereien. Der Olaro war beſchäftiget Looſe und Gewinnſte zu ordnen, und Orlando zog ſich langſam von der Bude zurück.

Miraculoſo kam ihm in die Augen. Er eilte auf Ihn zu, und erzählte ihm ſeine Unterhaltung mit dem Olaro. — Miraculoſo ſchüttelte den Kopf, und beſah das Portrait aufmerkſam. Sein Geſicht verzog ſich endlich zum Lächeln, und ſo wiederholte er:

"O! che bello lavoro! Che bella fattura!"

"Wir haben uns alſo geirrt!" — ſagte Orlando.

"Wie es ſcheint!"

"Nur,

"Nicht, wie es ſcheint? Nicht wie es iſt?"

"Gleichviel!"

"Mir nicht. Ich möchte gern das Urbild dieſes Bildes, die bella futura ſelbſt ſehen."

"Die Erfüllung dieſes Wunſches, müſſen Sie dem Zufall überlaſſen, der mehr für die Menſchen thut, als ſie glauben wollen. — Oder wollen Sie — ?"

"Was?"

"Ich weiß nicht, wie Sie denken!"

"Wovon?"

"Es giebt eine gewiſſe menſchliche Engbrüſtigkeit die" —

"Die?" —

"— Die eine wahre und lächerliche Engbrüſtigkeit iſt."

"Wozu dieſe Einleitung? Ihr Oder, möchte ich wiſſen."

"Die Wiſſenſchaft Verborgenheiten an's Licht zu ziehen" —

"Iſt eine antiquariſche Wiſſenſchaft."

"Bleibt aber dennoch immer neu."

"Verſtehen Sie etwas von dieſer Hexerei?"

"Hexerei! — Für ſo etwas, flammen chriſtliche Scheiterhaufen."

"Wer mit dem Teufel im Bunde ſteht —"

"Der Teufel? — Wer kennt ihn denn?"

"Der, der ſich mit ihm einläßt."

"Der lernt ihn wohl am wenigſten kennen, meine ich."

"Es mag auch wohl keine [illegible] Bekanntſchaft ſeyn!"

"Immer möglich! Wenigſtens, heißt es, ſoll es am Ende gewöhnlich ſchlimm ablaufen, eine ſolche Bekanntſchaft gemacht zu haben. — Doch, von dem Teufel wieder abzukommen, — was immer ſchwer hält, wie man ſagt: — ſo frage ich Sie: Glauben Sie, daß es in der Natur Kräfte giebt, die nur diejenigen kennen, die ſich damit beſchäftigen, dieſe Kenntniß zu erlangen?"

"Das kann wohl ſeyn!"

"Gewiſſe — — doch, wozu Umſchweife? Wir wollen ſehen, was Wiſſenſchaft und Kunſt ver-

vermag, unſern, — oder vielmehr Ihren, — Wunſch zu erfüllen.“

„Und wie?“

„Zählen Sie einmal 7 mal 70, nicht allzuſchnell, bedächtlich, ohne ein Wort zu ſprechen, indem wir hier auf dieſem Platze auf und abgehen.“

„Wozu dies Poſſenſpiel?“

„Ja ſo! — — Vergeben Sie mir, und vergeſſen Sie meine Dienſtfertigkeit. Die Dame mag verborgen bleiben. Nu, war es blos um einen kleinen Verſuch zu thun, der aber ſchon in der Geburt erſtickt iſt.“

„Machen Sie ihn allein!“

„Es iſt ja ihre Sache, nicht die meinige. — Nageln Sie das Bild an die Kathedral Kirche, oder an den Pallaſt der Juſtina, und ſchreiben Sie darunter: Wo wohnt das Original dieſes Portraits? So, erfahren Sie es vielleicht auch. Verſprechen Sie dem Entdecker eine Belohnung; man nimmt hier gern Geld.“

„Ein feiner Rath! — So macht man's wohl in dergleichen Fällen, in Korfu?“

"Nur, wenn man will."

"Und ich, — will nicht."

"Mein Herr! Ihr Ton, iſt etwas ſonderbar."

"So, wie Ihr Rath. Ich zähle weder 7mal 70, noch nagle ich dies Portrait an ein öffentliches Gebäude."

"Thun Sie, was Sie wollen!"

Ein artiges Mädchen nahte ſich mit einem Knix den Sprechenden.

"Ich bin ein armes Mädchen, — ſagte ſie; — und bitte die Herren, mir etwas zu geben, damit ich mein Glück in der Glücksbude verſuchen kann."

Indem Orlando ſie noch anſah, hatte Mirakuloſo ſchon die Börſe gezogen, gab ihr Geld und ſagte:

"Setze dein Geld auf die Nummer 17, und — du wirſt ſicher gewinnen."

Das Mädchen lief an die Bude — Mirakuloſo verlor ſich im Gedränge der Menſchen, und Orlando trat an die Glücksbude. Er nahm eine

Num-

Nummer, und bekam eine Niete. Nummer 17 kam heraus, und erhielt das große Loos, diesmal, ein zierlich gearbeitetes ſilbernes Waſchbecken. Vergnügt ſprang die Gewinnerin damit davon, und Orlando, ſchlich bedenklich gemacht, in ſeine Wohnung.

Einige Tage darauf, winkte der Olaro Orlando an ſeine Bude, und liſpelte ihm zu:

"Ich bin der Bewuſten Dame ein wenig auf die Spur gekommen. Wenigſtens, weiß ich ſo ungefähr ihre Wohnung anzugeben."

"Wo wohnt ſie?" — fragte Orlando ſchnell.

"In jenem Hauſe mit den grünen Laden, der Kathedral-Kirche gegenüber."

"Wer iſt ſie?"

"Das weiß ich nicht."

"Iſt ſie Mädchen, oder Frau?"

"Vermuthlich Mädchen; doch weiß ich es nicht gewiß."

"Ob ſie wohl Eltern, Tanten, Onkels, Brüder oder Schweſtern, um ſich hat?"

"Auch davon, weiß ich nichts."

Orlando drehte ſich herum, und Mirakuloſo kam ihm entgegen.

"Ich weiß, wo ſie wohnt!" — frohlockte Orlando.

"Die Portrait-Dame?" — fragte Mirakuloſo ganz gelaſſen.

"Dieſe."

"Wo?"

"Dort;" — Er zeigte auf das Haus.

"So? — Iſt die Paſſage frei?"

"Das muß ich erſt erfahren."

"Wie?"

"Durch mich ſelbſt."

"So recht! — In ſolchen Affairen bricht man die Bahn am beſten, wenn man ſie ſelbſt bricht. Ich pflege es auch ſo zu machen."

"Sie haben alſo auch — dergleichen Affairen?"

"Ach!

"Ach! Wie viele Affairen von dieſer Tendenz habe ich nicht ſchon gehabt!"

"Ich kann mich deſſen noch nicht rühmen."

"Es wird ſchon noch kommen! — Die Zeit bringt Roſen, und dann — riecht man dran."

"Und ſticht ſich auch wohl zuweilen in die Naſe?"

"Es heilt ſehr ſchnell."

"Manche widerſprechen."

"Weil ſie das rechte Pflaſter nicht kennen."

"Das iſt?"

"Eine andere Roſe."

"Es giebt weiſe Männer, und dieſe, fliehen die Liebe, wie der Teufel das Kreuz."

"Haben ſie den Teufel ſchon das Kreuz fliehen ſehen?"

"Das Sprichwort ſagt's."

"Die Pfaffen haben's aufgebracht. Ich glaube nicht daran. — Jene weiſen Männer aber, von denen Sie ſprechen." —

"Sehen

"Sehen Sie! die Thür des Hauſes, geht auf. Ein Mädchen kömmt heraus."

"Die muß man examiniren."

"Sie kömmt hieher."

"Vielleicht will ſie etwas kaufen."

"Das ſoll ſie wohlfeil haben."

"So recht! Donatio est Venatio. Munus a lingua Favor est. — Das Mädchen ſpricht, ſobald Sie ihr auf galante Art, die Zunge löſen. Da, et dabitur tibi. Qui dat gallinam, aliquando recipit bovem. — Inanjs accedis, dicta tua non ſonant.! — So etwas, muß man ſich von einem Mädchen nie ſagen laſſen. — Das Mädchen beichtet ſicher, ſo bald ſie nimmt. Und wer — und welt es Mädchen, nimmt nicht gern? Sola mors non admittit munera. Und bei'm — bald hätte ich geſagt: bei'm Teufel! das Mädchen, ſcheint das wahre, lebendige Leben ſelbſt zu ſeyn!"

Das Mädchen trat an eine Bude, und handelte um einen Schleier.

"Er iſt für mich; — ſagte ſie zum Kaufmann; — Sie müſſen billig ſeyn! Ich bin ein armes Mädchen."

Orlando winkte dem Kaufmann, und legte das Geld auf eine Ecke der Bude. — Das Mädchen bekam den Schleier, zog ein Beutelchen, und wollte bezahlen. Der Kaufmann ſchob das Geld zurück, und zeigte auf Orlando, deſſen Geld er einſtrich.

Das Mädchen ſah ihn fragend an, und er ging von der Bude, auf den freien Platz zurück. Sie ging ihm nach, und ſetzte ihn zu Rede.

"Mein Herr! wie kommen Sie, — wie komme ich dazu, daß Sie — "

"Mein Kind! Ich bitte dich um eine kleine Nachricht!" —

"Iſt ſie klein, ſo iſt ſie theuer genug bezahlt."

"Wer bewohnt das Haus, aus dem du kamſt?"

"Meine Herrſchaft."

"Ihr Name?"

"Signora Livia."

"Von hier?"

"Eine Fremde, bei der ich noch gar nicht lange im Dienſte bin."

"Unverheurathet?"

"Es wohnt kein Mann bey ihr."

"Ich habe — Ich möchte — Mit Einem Worte, ich —"

"Sie möchten Sie gern ſprechen?"

"Auf gute Art."

"Das verſteht ſich! Aber — ſie lebt ſehr eingezogen und ganz einſam. Männliche Beſuche, nimmt ſie gar nicht an. — Ich danke Ihnen für den ſchönen Schleier!"

Damit, eilte ſie davon. — **Mirakuloſo** kam näher, und fragte:

"Was haben Sie erfahren?"

"Daß die Dame, — antwortete Orlando; — Signora Livia heißt, daß ſie eine Fremde iſt, ſehr einſam lebt, und männliche Beſuche gar nicht annimmt."

"Das iſt wenig geſagt, und will nicht viel ſagen!"

"Im Gegentheil, will und ſoll es viel ſagen. Ich muß abziehen, oder Sturm laufen."

"Oder, auf gute Gelegenheit warten, um weder abzuziehen, noch Sturm laufen zu müſſen."

"Das kann nicht ſeyn, weil ich Siena bald wieder zu verlaſſen gedenke."

"Wohin ſoll es zu gehen?"

"Nach Venedig."

"Haben Sie dort Bekannte?"

"Keine."

"Ich kann mit Adreſſen dienen. — Apropos! Von Venedig! — Von dort her, ſchreibt man mir eine ſonderbare Geſchichte. Der Herzog von Caſtro ſoll dort ſeine Gemalin ermordet haben."

"Der Herzog von Caſtro?"

"So ſchreibt man mir."

"Seine Gemalin? — Ermordet?"

"So heißt es. Man wird ihm die Stirn nicht wenig heiß machen, denn ſie war eine Nonne. — Ja! es geht in der Welt recht bunt, und oft ſonderbar genug zu. So ſchrieb mir auch ein Freund aus Florenz, es habe ſich auf ihrer Villa, eine gewiſſe ſchöne, junge, reiche Gräfin Schinetto, man könne gar nicht ergründen warum, mit Gift vergeben."

"Die

"Die Gräfin Schinetto?"

"So nennt ſie mein Korreſpondent."

"Er hat gelogen!"

"Das glaub ich nicht? er müßte denn ſelbſt belogen worden ſeyn."

"O! laſſen Sie ihn doch gelogen haben!"

Er ging raſch davon, und kam in heftiger Bewegung nach Hauſe.

Gegen Abend ging er ins Freie, in die Gegend der Weinberge. Vor einem Gartenhauſe ſaß Mirakuloſo, der ihn anredete, und ihm ſagte, er bewohne das Haus. Sie kamen ins Geſpräch. Orlando war ſehr zerſtreut.

"Ich merke wohl, — ſagte Mirakuloſo; — meine Nachrichten aus Venedig und Florenz haben Sie verſtimmt. Das thut mir leid! Wie konnte ich bei dieſen Unglücksfällen Ihr Intereſſe ahnden? Briefe gaben mir die Nachrichten; wir können aber, wenn Sie wollen, gleich hinter die Wahrheit oder Unwahrheit derſelben kommen."

"Wie?

"Wie?" — fragte Orlando, bedächtlich und langſam.

"Halten ſie mich für keinen ſo ganz gewöhnlichen, Altags Menſchen. Ich weiß wohl mehr, als mancher weiß, der viel zu wiſſen glaubt."

"Sie ſind wohl gar —"

"Was meinen Sie?"

"So ein Stück von einem — Geiſterbanner?"

"Meine Wiſſenſchaft —"

"Ich mag ſie nicht erforſchen. Die Todten mögen ruhen."

"Auch das! Halten wir uns an die Lebendigen! — Ich habe eine Entdeckung gemacht, die Ihnen intereſſant ſeyn wird. — Dort, in jenem Gartenhauſe, ſah ich vor einer halben Stunde ungefähr, die ſchöne Signora Livia."

"Was ſagen Sie?"

"Sie hat das Haus noch nicht verlaſſen. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt davon. — Gehen Sie ein wenig dreiſt, gerade zu. In Venere ſemper dulcis eſt dementia. Sie ſuchen einen Freund, Sie haben ſich in der Wohnung geirrt, Sie bitten

ten um Verzeihung: man kömmt in's Geſpräch, und die Bekanntſchaft, iſt gemacht."

Orlando ſah den Rathgeber forſchend an, lächelte etwas bitter, und ſagte:

"Was gilt die Wette? Ich folge Ihrem Rathe."

"Ich wette nicht, wo ich offenbaren Verluſt ſehe. Gehen Sie nur hin, und ſagen Sie mir es wieder, ob nicht alles gut gegangen iſt."

Orlando ging wirklich hin, fand was er ſuchte, und alles ging ſo, wie es Mirakuloſo angegeben hatte. Die Signora nöthigte den Verirrten ſich zu ſetzen, und fragte:

"Sahen wir uns nicht ſchon vor etwa 8 Wochen bei dem Senator Baglione in Rom?"

"Ich habe mich in Rom nicht aufgehalten."

"So haben Sie ſicherlich einen Bruder!"

"Wiſſend, nicht."

Livia lächelte, eine kleine Röthe ſtieg auf ihre

ihre Wangen, und ihre Blicke, ſanken auf ihre Buſenſchleife. Orlando's Blicke folgten den ihrigen, und — es war freilich viel zu ſehen! Man ſieht ſo etwas auch nicht ungeſtraft, und wenn man ſelbſt auch noch ſo ſchlecht, oder noch ſo gut ſieht. — Dadurch entſtand denn nun eine etwas lange Pauſe. Orlando ſprach endlich zu erſt wieder:

"Sie ſind hier fremd?"

"So iſt es."

"Ich bin es auch. Fremde gehören ſich am dritten Orte, gleichſam einander an —"

"Meinen Sie? — Ach! ich gehöre niemand an!"

"Und doch, ſich ſelbſt."

"Das Weib iſt, ohne Mann, zumal in der Fremde, doch immer nur verlaſſen! — Mich trieb ein hartes Schickſal aus meinem Vaterlande. Mein Vater ſtarb, ein Opfer feindlicher Kabalen, unbarmherziger Prieſter. Mein Leben, koſtete das Leben meiner Mutter. Man brachte mich um mein Vermögen, und um mein Vaterland. Ich bin eine Waiſe. — Schon halb bin ich entſchloſſen, den Schleier zu nehmen."

"So

"So jung und ſchön, geht niemand leicht und gern aus der Welt!"

"Doch wenn es ſeyn muß, geht man wohl!"

"O! bleiben Sie!"

"Wofür? Wozu? Für wen?"

"Für ſich, und mich."

"Sie ſcherzen!"

Sie ſtieg auf, und Orlando mußte ihrem Beiſpiel folgen. Er griff nach ihrer Hand. Sie zog die Hand ſanft zurück und ſah vor ſich nieder. Orlando ſprach:

"Verzeihen Sie! ich habe —"

Er ſtockte. Sie erhob freundlich ihre ſchönen, großen ſchwarzen Augen, und ſah ihn freundlich an. Er ſchwieg. Sie fragte:

"Wollten Sie nicht etwas ſagen?"

"Ich wollte, — ſtammelte Orlando; — aber —"

"Sie wollten —"

"Darf ich — — Werde ich Sie wieder ſehen?"

"Ich bin allein, bin ohne Schutz — "

"Bedürfen Sie des Schutzes gegen mich?"

"Wer ſichert mir das Gegentheil zu?"

"Meine Denkungsart, mein Herz!"

"Ich kenne beide nicht."

Sittſam ſchlug ſie die Augen nieder und ſpielte mit der Buſenſchleiſe.

Und warum eben wieder mit der Buſenſchleiſe? — Orlando fragte nicht, und ſah dem raſchen Spiele lüſtern zu.

Auf einmal trat Livia ſchnell zurück, griff an die Stirn, und ſchrie:

"Wie wird mir!"

Sie ſprach's, und ſank ohnmächtig auf ein Sofa. — Orlando war auſſer ſich. So etwas, war ihm noch nicht vorgekommen. Er ergriff ihre Hand, fühlte nach dem Pulſe, riß endlich gar die Buſenſchleiſe auf, — ach! und vergaß, daß Livia in Ohnmacht lag. Ein Feuerſtrom rann raſch durch ſeine Adern, ſeine Pulſe klopften ſchnell im fieberhaften Takt, er ſah noch Athem in wellenhafter Bewegung, ſeine Lippen zitter-

zitterten, es ſiegte wild die Gier verbotener Luſt, und — ſchnell erbebte rund das Haus:

"Ich habe dich!"

ertönte eine fürchterliche Stimme. Die Thür flog auf, ein Lichtſtrom brach herein, melodiſch, doch gebietend, erſchallten aus ſüſſem Munde die Worte:

"Zu früh! zu früh! Er iſt noch nicht gefallen!"

In Sturm und Donner brach das Haus zuſammen, verſchwunden war das Weib, das Haus, Orlando, bebend, ſtand im Freien, und rund herum war alles ſtill.

"Was war das?" — fragte er ſich leiſe.

Ein Mädchen ſtand an ſeiner Seite, ein weißes, faltiges Gewand umfloß die ſchöne Geſtalt. Sie drückte ihm die Hand, und ſprach mit ſanfter Stimme:

"Dem Falle warſt du nahe. Dein guter Engel hat dich nicht verlaſſen. Der Widerſacher triumfirte nur zu früh. Ich habe dich gerettet. Gelobt ſey Gott!"

Verſchwunden war das Mädchen. Orlando rief laut ihr nach:

"O Serafina! Serafina! Ach! warum bleibſt Du nicht bei mir?"

Drittes Buch.

Um zu bekränzen die ländlichen Schönen,
ſie mit dem Kranze der Liebe zu krönen,
pflükt man die Blümchen die luſtig und ſchön,
ſchmücken die Thäler, die grünenden Höh'n.

Siebenter Abſchnitt.

Nil vetus, novumque eſt!

Jo. Leochæus.

Auf der Straſſe, als ſchon Siena lange ihm im Rücken lag, warf er auf einem ſeitwärts gelegenen Hügel, ſich unter Pappeln, bei einer einſamen Kapelle nieder, überſchaute die romantiſche Gegend, und dachte über ſeine Lage nach. — Bald wurde er in der Entfernung einen Reiter gewahr; der, als er näher kam, von ihm ſo gleich erkannt, und von dem er auch angerufen wurde. Es war Mirakuloſo. Er ſtieg vom Pferdte, und kam zu ihm. Die Unterhaltung begann, und man kann leicht denken, daß Orlando ſein Abentheuer bey der holden Signora Livia erzählte.

Mirakuloſo ſchüttelte den Kopf und ſagte: ”Wenn

" Wenn die ganze Geſchichte keine Kommödie war ſo möchte man ſie gerade zu für einen Teufelsſpuck erklären, und das wird jeder Beichtvater thun. Wir wollen dies aber auch annehmen, ſo ſehe ich gar nicht ein, was der Teufel von Ihnen haben, oder erzwingen will? Sie werden gewiß darauf los leben, ſo gut ein Menſch lebt, der Luſt hat an der Welt und an ihren Freuden. Was will er mehr? — Ich erinnere mich, in der Legende des Heil. Benedikt folgendes geleſen zu haben. S. Benedikt kam irgendwo, in ein Kloſter. Da ſah er alle Bogen und Säle voll Teufel, die die Mönche in ihren heiligen Werken und in ihren Andachten verhinderten. Von dannen, kam er auf den Markt, da war viel Volk, es waren Käufer und Verkäufer in großer Menge zu ſehen, aber kein Teufel war zu erblicken, bis auf einen einzigen, der ſtand an den Thurm des Rathshauſes gelehnt, ganz müſſig da am Markt. Auf dieſen müſſigen Teufel, ging S. Benedikt zu, und fragte ihn: Sage mir doch warum ſtecken denn der Teufel ſo viele bei frommen Menſchen, am Orte der Andacht, im Kloſter, und hier, auf dem Platze des Betrugs, des Wuchers, ſtehſt du allein und müſſig da? Darauf antwortete der Teufel: Jene fromme Männer müſſen wir mit vieler Mühe zu fangen ſuchen, dieſe aber hier, laufen uns ſelbſt in die Hände, ohne Mühe und Noth. — — Verzeihen Sie! daß ich die Anwendung nicht ſelbſt mache. Uebrigens, bin ich bei Teufeleien und an Teufeleien, auch eben nicht gar zu gläubig.“

„So geht es auch mir, — lächelte Orlando; — aber dennoch, kann ich mir nichts von dem was mir geſchah, erklären.“

In der Kapelle ertönten ſanfte Harfentöne, und melodiſch ſang darein die reinſte Stim[illegible]

Weib! o ſüſſer Strom der Minne!
Roſe in der Blumenau!
Sanfte Tröſterin der Sinne,
angenehmer Himmelsthau!
Ach! in deines Herzens Schrein,
ſchließe ſanft den Sünder ein!

„Das iſt Seraſinens Stimme!“ — ſchrie Orlando, ſprang auf, eilte nach der Kapelle, fand ſie feſt verſchloſſen, ſah durch die Fenſter, und ſah die Kapelle völlig Menſchenleer.

Mirakuloſo ſchnallte die Zügel ſeines Pferdes

des feſter, und nahm keinen Antheil an der Untersuchung.

Als Orlando zu ihm zurück kam, ſtieg er auf ſein Pferd, und fragte:

"Sehen wir uns denn wohl in Venedig wieder?"

"Vermuthlich!" — war Orlando's Antwort.

Mirakuloſo nahm ſehr freundlich Abſchied, und ritt ſchnell davon. — Orlando beſtieg ſein Roß, und trabte auf ein vor ihm liegendes Schloß zu.

Vor der Thür des Gartens, der das Schloß umgab, ſtand der Gärtner. Dieſen fragte Orlando, wem dies ſchöne Schloß gehöre? Er antwortete:

"Dieſes Schloß hat eigentlich zwey Herren. Der eine, iſt der Marcheſe Baltramo, der jetzt im Kriege iſt, der andere, iſt ſein Bruder, der Kardinal, der in Rom lebt."

"So iſt alſo — fragte Orlando weiter; — dieſes Schloß jetzt unbewohnt?"

"Das nicht! — Die Schweſter des Herrn Marcheſe und ſeine Tochter, leben hier."

Orlan-

Orlando ritt vor das Schloß. Man öffnete das Thor. Er hielt, lies ſeinen Namen den Damen melden, und fragen, ob er es wagen dürfe, einzuſprechen? — Die Antwort kam zurück, man werde ihn mit Vergnügen aufnehmen.

So fand er es auch, die Marcheſe war eine Dame von Welt und edlen Sitten, die etwas lange und wie es ſchien, vergnügt gelebt hatte.

"Ich muß Ihnen, — ſagte ſie nach einigen Fragen und Antworten; — meine Nichte vorſtellen"

Sie ging und kam mit derſelben zurück. — Beſcheiden trat Roſalinde ein, und der Grazien eine ſchien dem betroffenen Jüngling zu erſcheinen. Er ſprach — er ſtockte, — und die Tante lächelte. Sie miſchte ſchnell ſich in's Geſpräch, es wurde lebhafter, und ſo ſetzte man ſich endlich zur Tafel, wo die Unterhaltung ſehr fröhlich war.

Man ſtand endlich auf. Die Tante äuſſerte, Orlando werde müde ſeyn, und gab dem Kammerdiener Befehle, ihm ſeine Zimmer anzuweiſen. Sie wünſchte ihm, wohl zu ruhen, das that auch Roſalinde, und ſetzte ſanft hinzu:

"Got-

"Gottes heiliger Engel bewache Sie!"

"O! — ſagte Orlando mit Gefühl: — Wie ſicher iſt der Menſch, der dieſes hohen Wächters ſich erfreuen darf!"

Der Kammerdiener befolgte die erhaltenen Befehle.

Orlando war allein. Er konnte nicht ſchlafen. Er öffnete die Thür ſeines Zimmers und trat in einen großen, mit Gemälden ausgezierten Saal. Der Mond ſchien hell. Hell war die Nacht, wie Tag. — Er trat an's Fenſter. Im Hofe gingen Menſchen auf und ab.

Von fernher ſchallten Fußtritte. Orlando ging vom Fenſter, und trat hinter eine Spaniſche Wand. — Zwei Verlarvte traten in den Saal. Sie ſtanden ſtill, lauſchten, und gingen langſam weiter, öffneten die entgegengeſetzte Thür, und verlieſen den Saal.

Orlando eilte in ſein Zimmer, nahm Degen und Piſtolen, und ging raſch den Verlarvten nach. — Er kam auf eine Gallerie. Sie war leer. Er lauſchte an den Thüren. In einem

Zim-

Zimmer entſtand ein Gepolter, ein dumpfer Schrei und ſchallendes Geräuſch. — Raſch riß er die Thür auf, und ſchrie:

"Was giebt es hier!"

"Lorenzo! ſtoß ihn nieder!" — ſchrie einer der Verlarvten.

Lorenzo ſprang mit gezogenen Dolche auf Orlando zu, ſank aber von einer Kugel getroffen, ſo gleich zu Boden. Mit dieſem Schuſſe ſprang Lorenzo's Geſell von ſeiner Beute. Orlando packte ihn raſch und derb, und ſchrie ihm zu!

"Halte dich ruhig, oder dieſe zweite Kugel iſt für dich!"

Im Nebenzimmer entſtand Geſchrei und Lärm. Die Thür flog auf, die Marcheſe trat mit einem Lichte ein; Die Kammerjungfer folgte ihr ſchreiend, und um Hülfe rufend.

"Roſalinde! — ſchrie die Marcheſe; — Wo biſt du? — Herr Marcheſe! Was iſt das?"

"Wo iſt das Fräulein?" — fragte Orlando

"Roſalinde!" — ſchrie die Tante.

Einige Bedienten ſtürzten in's Zimmer. — Die Tante erblickte am Boden liegend, ihre Nichte, gebunden und geknebelt. Man befreite ſie, löſte ihre Feſſeln, und brachte ſie ohnmächtig aufs Bett, ins Zimmer ihrer Tante.

Orlando befahl den Bedienten, den Kerl den er feſt halte, zu entwaffnen und zu entlarven. Mit den Zähnen knirſchend, mußte er dieſes geſchehen laſſen. Er wurde gebunden und geknebelt.

Indeſſen hatte Roſalinde ſich wieder erholt, und ihre Tante kam in das Zimmer zurück, wo der größere Raum des Schauplatzes war. Sie eilte auf Orlando zu, ergriff ſeine Hand, drückte ſie herzlich, und ſagte mit bebender Stimme, bewegt:

"Sie waren Roſalindens Engel!"

"Mein Engel leitete mich, und rettete einen Engel!" — ſagte Orlando.

Gebunden und entlarvt ſtand der Verbrecher da, und niemand kannte ihn. Orlando eröffnete das Verhör, in welches zuweilen auch die Tante Fragen miſchte.

"Was ſollte hier geſchehen?"

"Eine Entführung;„ — antwortete der Kerl lakoniſch.

"Das Fräulein wolltet ihr entführen?"

"Die Alte, wahrlich nicht!"

"Wer biſt du?"

"Ein Menſch, der ſich brauchen läßt."

"Was bewegte dich zu dieſer That?"

"Eine Börſe mit Zechinen, der noch eine zweite folgen ſollte, wenn der Spaß gelang."

"Wer gab dir das Geld?"

"Ein unbekannter, vornehmer Herr."

"Wohin wolltet ihr das Fräulein führen?"

"Bis Tropoli. Dort, wollte man ſie uns abnehmen."

"Wie kamt ihr in das Schloß?"

"Der arme, tode Hund, mein Kammerad, war in dem Schloß bekannt. Wären der Herr Marcheſe uns nicht ſo unſanft in den Weg getreten —"

"So wärſt du dem Galgen diesmal wieder entlaufen; ſo aber — hängſt du."

"Mich habt ihr freilich! Hängt doch aber lieber jenen, der mich hieher ſchickte."

Er wurde fortgeführt und in enge Verwahrung gebracht.

Roſalinde ſaß auf einem Sofa. Sie zitterte noch heftig. Dankend blickte ſie ihrem Retter entgegen, und ſagte:

"Morgen, will ich Ihnen recht herzlich danken! Jetzt, kann ich's nicht!"

Die Tante erſchöpfte ſich in Dankſagungen, und Orlando ging verlegen auf ſein Zimmer zurück. — Er konnte nicht ſchlafen. Die Sonne ging auf; er eilte in den Garten. Hier wandelte er einige Stunden lang umher, ging endlich in einen Pavillon, warf ſich auf ein Kanapee, und ſchlief ein.

Ein ſuſſer Traum umſchwebte ſeine Sinne. In einem ſchönen, grünen Thale, wandelte Orlando, und über ihm, im heitern Aether, ſchwebte Serafina mit einem Blumenkranze. Sie warf ihn herab. Der Kranz umſchlang ſeine Schläfe, und

und eine ſanfte Stimme ſprach: "Sey glücklich!"

Er erwachte, ſchlug die Augen auf, und ſah einen ſchönen Blumenkranz auf ſeiner Bruſt liegen. Er nahm ihn, ſprang auf, ſah ihn verwunderungsvoll an, und Roſalinde trat in den Pavillon. Er ſah ſie an, und fragte:

"O! ſchöne Roſalinde! Woher kömmt dieſer Kranz?"

"Er iſt von mir;" — antwortete ſie ſanft, und blickte freundlich ihn, mit ſchönen Augen an.

"Von Roſalinden?"

"Ich kam hieher, Ihnen meinen Dank zu bringen. Sie ſchliefen ſanft; ich ging, ſammelte Blumen, band dieſen Kranz, und legte ihn auf Ihre Bruſt."

"Ach Roſalinde! Sie wußten nicht, was Sie thaten."

"Was ich that?"

"Welche ſchöne Wirklichkeit, Sie einem Träumenden gewährten;"

"Ich?"

"Ich?"

"O! gutes, edles Fräulein! In einem ſüßen Traume ſchwebte durch den reinen Aether ein holder Engel, warf einen Blumenkranz mir zu, und rief! Sey glücklich! — Ich wache auf, finde den Kranz, ſehe — — Ach ja! — Sie — O Roſalinde iſt der Engel!"

Er ergriff ihre Hand, ſtürtzte vor ihr nieder, und ſtammelte;

"Werde ich glücklich ſeyn?"

"Sie — ſagte Roſalinde: — ſind der Retter meiner Ehre, meines Lebens. Sie ſendete der Himmel mir. — Wie darf, wie kann ich widerſtreben?"

"O Roſalinde! du, mein guter Engel!"

"Du, guter Jüngling! du mein Retter!"

"Der Kranz —"

"Iſt Dein!"

"Und dieſe Hand?" —

"Die Hand der Tochter, vergiebt der Vater. Ich habe nur Dank für einen guten Jüngling der mein Retter war, und ein Herz — das ihn nie vergeſſen wird, wenn auch meine Hand verkauft, vertauſcht, und ohne mein Herz vergeben würde."

"Zwei Worte nur, mein Herr!" — ſchrie eine männliche Stimme hinter ihnen.

Orlando ſprang betroffen auf. Roſalinde ſchrie:

"Was wollen Sie hier, Loredano?"

Gelaſſen erwiederte dieſer:

"Mit dieſem Herrn habe ich zu ſprechen."

"Was haben Sie mir zu ſagen?" — fragte Orlando mit Anſtand, und edel.

Loredano. Ich ſchone Sie!

Orlando. Mich? — Warum? Wie? — Womit?

Loredano. Das Fräulein ſoll nichts hören.

Orlando. Was ſoll ſie nicht hören? Reden Sie!

Roſalinde. Sie erinnern ſich nicht mehr, wie es ſcheint, der Bitte meiner Tante, unſer Schloß nicht wieder zu betreten?

Loredano. Wir ſind im Garten. — Mein Herr! — Sie benutzen die Abweſenheit des Vaters, die Tochter zu verführen —

Orlando. Zu verführen? — Herr! Zu verführen?

Loredano. Das iſt ein ſchlechter Streich!

Orlando. Ziehen Sie!

Roſalinde. Um Gotteswillen! Hülfe! —

Sie ſprang die Garten-Allee hinauf, ihrer Tante, ſchreiend, entgegen. Indeſſen waren die Degen blank. Orlando drang mit Wuth auf Loredano ein, der ihm nichts ſchuldig blieb. Ein Stich — getroffen taumelte Orlando zu Boden, Loredano warf ein Papier ihm auf den Leib, und eilte aus dem Garten.

Orlando war auf ſein Zimmer gebracht, und ein Wundarzt war herbei gerufen worden. Zitternd vernahm Roſalinde die Nachricht, er ſey gefährlich verwundet, und bedenklich nahm der Arzt, ihn nur als einen Todten an. Die Marcheſe war verlegen; Sie ſchickte einen Boten

nach

nach Bologna um den erfahrenſten Wundarzt von dort aufs Schloß zu holen.

Indeſſen las man, was auf dem Papiere ſtand, das Loredano von ſich warf.

"Ich war beleidiget, von übermüthigen Weibern, ich bin entſchloſſen mich zu rächen.
Loredano."

"Sicher war er es, — ſagte die Tante; — der die Entführung veranſtaltete!"

Man wollte den Gefangenen der Juſtiz ausliefern; er hatte ſich erdroſſelt.

Der Arzt aus Bologna kam an, unterſuchte die Wunde, und zuckte die Achſeln.

◆

Achter Abſchnitt.

Solus Amor docuit contemnere dura pericla;
Cunctaque conſtanti pectore ferre mala.

Jo. Leochæus.

Am zehnten Tage fing der Arzt an, Hoffnung zu ſchöpfen, und erklärte einige Tage darauf, der Kranke beſſere ſich. Bald durfte ihn die Tante ſprechen, und endlich auch Roſalinde. — Matt ſtreckte er ſeine Hand ihr entgegen; ſie legte einen Blumenkranz auf ſein Lager, und drückte ihm ſanft die Hand. Ein Schwindel wandelte ihn an, betäubt ſank er zurück, der ſanfte Schlaf ſchloß ſeine Augen. Roſalinde fiel betend bei ſeinem Lager auf die Knie, und verließ weinend dann das Zimmer.

Im

im Traume ſchwebte Seraſina zu ihm nieder,
ff ſeine Hand, drückte ihm dieſelbe, ſprach:
n, was ich dir gebe! und verſchwand. —
ndo erwachte. Roſalinde trat ein, nahte ſich
und ſagte:

Orlando! höre mich! Es iſt etwas ſonder-
geſchehen. — Ich ging im Garten umher,
dachte nur an dich und deine Wunde. Da
aus jenem Pavillon, vor welchem du ver-
et niederſankſt, in welchem du ſo ſchön ge-
nt hatteſt, — ein holdes Mädchen mir ent-
. Ich kenne ſie nicht. Weiß war ſie ge-
t, ihr goldenes Haar floß über ihre Schul-
in ſchönen großen Ringen hinab, und eine
e trug ſie in der linken Hand. Sie nickte
dlich mir zu, und ſagte mit melodiſcher
mme: Betrübe dich nicht länger! Orlando
nicht ſterben. — Damit gab ſie mir dieſes
chen, und ſagte: Orlando ſoll dies Oel auf
Wunde gießen! — Sie nickte freundlich
er, und ging davon. Ich rief ihr nach.
ſagte: "Wir ſehen uns ſchon wieder!" —
eilte [illegible]; ich ſah ſie nicht. — O! Orlan-
darfſt du es wohl wagen, dies Oel zu ge-
chen?"

Lang-

Langſam und mit ſchwacher Stimme, erzählte er ihr ſeinen Traum, und griff nach dem Gläschen. Roſalinde warf ſich vor einer Madonna betend nieder, und Orlando goß das Oel auf ſeine Wunde.

Serafina trat in's Zimmer. Roſalinde ſprang auf, und rief Orlando zu:

"Das iſt ſie!"

Serafina nickte freundlich beiden zu, ſetzte ſich nieder, ergriff die Harfe, ſpielte und ſang:

Kraft des Glaubens und der Worte,
Zeigen dir die Himmelsbahn.
Durch die goldne Sternen-Pforte
ſchwingt ſich Glaube himmelan.
Alles Irdiſche hienieden
ſchwindet vor dem Sternenlicht.
Werdet glücklich! Gottes Frieden
flieht die Seinen ewig nicht!

Sie ſtand auf, reichte Roſalinden einen Lilienſtraus, und verlies das Zimmer.

Ein Kammermädchen ſtürzte in das Zimmer, und ſchrie:

"Mein Fräulein! Ihr Herr Vater iſt ge-
mmen."

Roſalinde eilte zu ihrem Vater.

Es waren zwei Tage verfloſſen, und Orlando
te Roſalinden nicht geſehen. Er ſelbſt aber
erte ſich ſo ſchnell, daß der Wundarzt ſich
n ſelbſt genug über die Vortrefflichkeit ſei-
Heilmittel zu verwundern wußte. Der gu-
Mann wußte kein Wort von dem Wunder-
, und war über die ihm unbekannte Wirk-
keit deſſelben, die er ſeinen Pflaſtern zu-
ieb, natürlich ſehr verwundert.

Indeſſen erſchien Roſalindens Vater, der
rcheſe Baltramo ſelbſt, und dankte ihm
verbindlichſte für die Rettung ſeiner Toch-
— Orlando getraute ſich nicht, nach Roſa-
den zu fragen, und ſah ſie auch erſt einige
ge darauf, nur aber in Geſellſchaft ihrer
nte.

Endlich war er, zu großer Verwunderung
Arztes, wieder hergeſtellt, und war völlig
und, wieder ganz in ſeinem vorigen Zuſtande.
ganzen Schloſſe war die Freude allgemein,
und

und die Tante war ſo artig, als Orlando zum erſtenmal wieder mit an der Tafel ſpeißen konnte, ſogar eine kleine ländliche Fete anzuſtellen. Sehr gerührt wendete ſich Orlando zu allen, und ſagte:

"O! was thun Sie?"

"Wir thun nur, — antwortete die Tante; — was wir thun können. Sie thaten mehr. Zweimal wagten Sie ihr Leben, und retteten eines dankbaren Vaters einziges Kind."

"Ja! — ſagte der Marcheſe; — Das thaten Sie, und wir können Ihnen nichts geben, als Dank. Sie haben mein einziges, geliebtes Kind, Sie haben dem Vater die Tochter, dem Bräutigam die Braut gerettet."

Orlando erblaßte. Roſalinde wankte bebend zurück. Der Marcheſe fuhr fort:

"Dankbar wird der Herzog den Retter ſeiner Braut umarmen."

"Iſt Fräulein Roſalinde, Braut?" — fragte Orlando leiſe und langſam."

"Bin ich Braut?" — fragte Roſalinde.

"Ja, meine Tochter! — ſagte der Marcheſe; Du biſt Braut. Ich habe dich an den Her- von Caſtro verſprochen."

"An den Herzog von Caſtro?" — ſchrie Or- do laut auf.

"An den Herzog von Caſtro. — Aber, mein tt! was iſt Ihnen?"

"Wiſſen Sie mein Unglück! Ich liebe Roſa- den, ich rechnete auf ihre Hand, da ſie mir on ihr Herz geſchenkt hat."

"Meine Tochter?" — fragte der Marcheſe,

"Ja, mein Vater! — ſagte Roſalinde, indem vor ihm nieder fiel. — Ich habe dem Retter ines Lebens, meiner Ehre, mein Herz ge- enkt. Der Herzog, kann nur meine Hand er- ten."

"Ich kann mein Wort nicht brechen; — te der Marcheſe finſter. — Die Dankbarkeit dir dein Herz geraubt, gieb es der Pflicht ck, der es gehört. — Steh auf! — Es kann ht anders ſeyn; es bleibt dabei, der Herzog d dein Gemal."

"Der

"Der Herzog hat ein Weib!" — ſchrie Orlando.

"Ein Weib?" — wiederholte froh Roſalinde.

"Gehabt hat er ein Weib; — ſagte der Marcheſe. — Aber geſchieden iſt ſie von ihm durchs Kloſter, und durch ihre Untreue an ihrem Gemal, die dieſe Verworfene mit ihrem eigenen Sohne beging."

"Hat der Herzog das geſagt, — ſagte Orlando; — ſo hat er es gelogen. — Ich kenne die Geſchichte, ich weiß um alles."

"Wer ſind Sie?" — fragte der Marcheſe.

"Der Herzog iſt da!" — rief ein Diener dem Marcheſe zu.

"Der Herzog?" — wiederholten alle zuſammen, ſchnell.

Noch ſtand Orlando unentſchloſſen da, als der Herzog herzu trat. Kaum erblickte er ihn, als er wüthend nach dem Degen griff, und ſchrie:

"Ha! Bube! finde ich dich hier?"

Gelaſ-

Gelaſſen warf Orlando ſeinen Degen von ſich, auf die Erde, riß die Bruſt auf, und ſagte:

"Iſt dieſes deines Sohnes, iſt's deines Neffen Herz? Iſt's eines Fremden Herz? dies mag der Herzog jetzt erklären und Beweiſen."

Der Herzog ſah ihn wüthend an, und ſagte:

"Das ſollſt du vor Gericht erfahren. Du ſollſt's erfahren, du, und deine Bulerin!"

"Ich habe keine Bulerin; — erwiederte Orlando. — Du aber, haſt ein Weib. Und hier, auf dieſer Stelle, will ich wiſſen: bin ich dein Sohn? bin ich dein Neffe, oder bin ich dir ganz fremd? Deine Antwort, wird meine Erklärung beſtimmen."

"Du gehörſt vor die Inquiſition! — ſchrie der Herzog. — dort ſollſt du erfahren, wer du biſt."

"Dort werde ich nur erfahren — ſagte Orlando; — was ich ſchon weiß."

"Was weißt du?"

"Daß du ein Unmenſch biſt."

"Bube!"

"Nur

"Nur dieſes Wort nicht noch einmal!"

"Du ſollſt mich kennen lernen!"

"Laß mich auf der Folter ſterben, was thut das? Meine Mutter ſtarb ja auch an Gift."

"Was? Willſt du mich zum Mörder deiner Mutter machen?"

"Sei's, oder ſey es nicht. — Erkläre hier: bin ich dein Sohn? Bin ich es nicht?"

"Ergreift ihn! Ueberliefert ihn der Inquiſition!" — ſchrie der Herzog.

Orlando griff ſchnell nach ſeinen Degen, und rief dem Herzog zu!

"Ich ſehe nun, daß ich dir fremd bin, daß für mich dein Blut nicht ſpricht. Ein fremder dir, bin nun auch ich. Glaubſt du von mir beleidigt zu ſeyn, ſo zieh, ich bin willig Genugthuung jetzt dir zu geben."

Der Herzog wollte ſprechen, als Roſalinde, edel und mit jugendlichem Anſtand hervortrat. Sie ſprach:

"Orlando hat Ehre und Leben mir gerettet, und gab zweimal für mich ſein Leben preiß. "Ich ſchenk-

ſchenkte ihm mein Herz. Mein Vater hat Ihn,n, Herzog, meine Hand verſprochen: hier iſt ſie. Aber, nur die Hand. Orlando aber geht frei, wohin er will. Dies iſt die Bedingung."

"Und ſpielt auch — knirſchte der Herzog; — den Liebhaber meiner zweiten Frau!"

Die Offizialen des ſogenannten heiligen Gerichts, traten herbei. Der Herzog wendete ſich zu ihnen, zeigte auf Orlando, und ſagte:

"Dieſen nehmt in Verwahrung! Ich überliefere ihn euch, da ich ihn endlich gefunden habe. Meine Anzeige, hat das Heil. Gericht ſchon erhalten, und morgen, folgt die Klage in rechtlicher Form, wenn ich zuvor gebeichtet habe."

Die Offizialen nahten ſich Orlando. Der Pönitentiarius ſagte:

"Man folge uns!"

"Ich euch, in eure Höle? — ſchrie Orlando. — Lebendig, wahrlich nicht! Es iſt des Löwen Höle; Fustapfen ſieht man nur hinein. Ihr geht zurück und ſagt: Er iſt uns nicht gefolgt."

"Meint's

"Meint's der Herr, ſo, — ſagte der Sprecher; — ſo muß man Gewalt brauchen."

"Ich ſchwör's bei'm Sakrament, der erſte der ſich mir naht, iſt verloren!"

"Gewalt!" — ſchrie jener.

"Nur Selbſtvertheidigung."

"Ich nahe mich dir, im Namen, in Macht und Gewalt des Heil. Gerichts. Wage es eine Hand an mich zu legen, wenn du lebendig verbrannt ſein willſt."

"Das wage ich!"

"Ich ergreiſe dich!"

"Du biſt des Todes!"

Der Sprecher, ſank durchbohrt zu Boden. Die beiden andern Offizialen jagte Orlando in die Flucht, und raſch warf ſich der Herzog mit gezognem Degen ihm entgegen. Der Marcheſe fiel dem Herzog in die Arme. Die Bedienten des Herzogs fielen Orlando an, riſſen ihn, der ſich von Hinten nichts verſah, zu Boden, und banden ihm die Hände auf den Rücken.

"Uebergebt ihn dem Heil. Gericht!" — ſchrie der Herzog wüthend.

Auf-

Auſſer ſich, trat Roſalinde entſchloſſen ihm entgegen, und ſagte:

"Herzog! Auch meine Hand, erhalten Sie nun nicht. Es geſchehe, was da wolle, mich zwingt man nicht! Ich werde nie Ihr Weib."

Sie ſprach's, und ſank der Tante in die Arme.

Orlando wurde auf einen Karrn geworfen, und nach Bologna, in einen Kerker der Inquiſition gebracht.

Hier lag er ſchon ſeit vierzehn Tagen, bei magerer Koſt, auf Stroh, in Ketten, und noch war er nicht einmal zum Verhör geführt worden. Da öffnete ſich einmal zur ungewohnten Stunde, die Thür des Kerkers, und ein Dominikaner trat ein.

"Ach Orlando! was iſt Ihnen begegnet?" — redete er ihn an.

"Ich kenne — ſagte Orlando: — den Ton dieſer Stimme, und dennoch weiß ich nicht, wer mit mir ſpricht."

"Kennen Sie Ihren Freund Mirakuloſo nicht?"

"Sie ſind es? In dieſen Kleidern?"

"Wo niemand hin kann, ſagt das Sprichwort, da ſchickt der Teufel ein altes Weib, oder einen Mönch hin."

"Aber, wie kamen Sie hieher?"

"Durch den großen Hauptſchlüſſel, der in der Welt alle Schlöſſer ſchließt, die Schlöſſer der Paläſte ſowohl, als die Schlöſſer der Kerker. — Ich vernahm in Bologna ihr Unglück, und eilte hieher, Sie zu tröſten. Doch welchen Troſt kann ich Ihnen geben? Die Welt hat keinen mehr für Sie. Sie ſind in den Händen, in der Gewalt der Richter, die, wie der Orkus, nie wieder etwas herausgeben. Noch dazu, haben Sie den Ober-Offizial erſtochen, haben gegen die Diener des heil. Gerichts ſich zur Wehre geſetzt; Sie können nicht gerettet werden!"

"Was wird mir wohl geſchehen?"

"Man läßt Sie hier verſchmachten."

"Ich hoffe noch auf Rettung."

"Wer

"Wer könnte es wagen, Sie den Klauen dieſer Heil. Habichte zu entreißen? Das wär ein übermenſchliches Stück Arbeit!"

"Sey es!"

"Wie? — Sie hätten Muth genug —"

"Wozu?"

"Den Allgefürchteten um Hülfe und Rettung anzurufen?"

"Wen?"

"Die Menſchen ſprechen ſeinen Namen nicht einmal gern, nicht ohne Furcht, wenigſtens ernſthaft, aus."

"Wer iſt das?"

"Je nun! wer ſonſt, als der Herr der Welt, der Fürſt der Finſterniß, der Teufel, wie man ihn ſo ganz gewöhnlich, nennt."

"Dem will ich nicht beſchwerlich fallen."

"Er hilft gern."

"Man kennt ſeine Hülfe!"

"Und nimmt ſie dankbar an."

"Ich nicht."

"Da weiß ich keinen Rath!"

"Beſſer keiner, als dieſer."

"Sie wollen hier verſchmachten?"

"So weit wird es nicht kommen."

"Sie ſind der erſte nicht, der hier, in dieſem Kerker, ſtirbt."

"Gott wird mich nicht verlaſſen!"

"Das ſagten andere auch, und beteten und lamentirten. Sie ſtarben aber doch verlaſſen. Wär ich an Ihrer Stelle — "

"Sie, würden anders handeln, das glaube ich Ihnen, ohne Schwur. — Vielleicht aber wagten Sie dabei nicht viel. Sie ſind ein Stück von einem Hexenmeiſter, und würden ſchon den Teufel zu betrügen wiſſen."

"Das möchte wohl ſo leicht nicht ſeyn, ob ich gleich mehr weiß, als mancher Menſch, der viel zu wiſſen glaubt."

"So retten Sie mich."

"Das wär ein Freundſchaftsſtück!"

"Das

„Daß ich Ihnen nie vergeſſen würde.“

„Wer weiß es!“

„Glauben Sie mich undankbar?“

„Das nicht, und dennoch kann ich nicht auf Ihren Dank rechnen. Denn, geſetzt, ich befreite Sie wirklich, ſo könnte das ja nicht durch meine Macht geſchehen; ein Dritter, von dem Sie ja nichts hören mögen, müßte uns auf alle Fälle helfen. Der fordert dann von mir, was Sie nicht geben wollen.“

„Ich verſtehe Sie! — Um dieſen Preiß, ſollen Sie mich nicht retten.“

Die Kerkerthür ging auf. Der Kerkermeiſter trat ein, und erinnerte den Pſeudo Dominikaner ſeine Unterredung zu endigen. Mirakuloſo nahm Abſchied von Orlando und verließ mit dem Kerkermeiſter, das Gefängniß.

Einige Tage darauf, wurde Orlando vor Gericht geführt. Es wurden nur wenige Fragen an ihn gethan, die er beſtimmt beantwortete.

Fr. Biſt du ein Sohn Alfonſo des Herzogs von Caſtro?

Antw. Ich weiß nicht weſſen Sohn ich bin.

Fr. Hat deine Mutter nie dir deinen Vater genannt?

Antw. Sie iſt geſtorben, ohne das zu thun. Ein Eremit ſagte mir, als ich ſchon Caſtro und des Herzogs Dienſte verlaſſen hatte, es gehe eine Sage, Alfonſo ſey mein Vater. Des Herzogs Gemalin verſicherte mir aber, ſie habe Dokumente geſehen, und ich ſey nicht des Herzogs, ſondern ſeines Oheims Sohn.

Fr. Haſt du mit der Herzogin in unerlaubter Luſt die Ehe gebrochen?

Antw. So weit, iſt es nie gekommen. Dies kann ich auf die Hoſtie beſchwören.

Fr. Du haſt den Ober-Offizial des Heil. Gerichts, vor welchem du jetzt ſtehſt, ermordet?

Antw. Es war nur Selbſtvertheidigung.

Fr. Du haſt Roſalinden, die Tochter des Marcheſe Valtramo, verführen wollen?

Antw. So unedel, kann ich nie handeln.

Er wurde entlaſſen, und in ſein Gefängniß zurück geführt.

Eines Abends trat einer ſeiner Richter in den Kerker. Er wendete ſich zu Orlando und ſagte:

"Haſt du auf dieſer Welt noch etwas zu beſtellen, ſo thue es. Dein Urtheil iſt geſprochen."

"Was wird mir geſchehen?" — fragte Orlando beſtürzt.

"Man wird dich hier einmauern."

"Mich? Ohne Recht und Gericht? Willkürlich? — O! abſcheuliches Tribunal!"

Der Richter ging ohne Antwort, ſchnell davon.

Orlando warf ſich weinend auf ſein Strohlager, und ſchrie:

"O! heiliger Schutzengel, der mich ſo oft umſchwebte! Kannſt du mich jetzt nicht retten?"

Die Kerkerthür ging auf. In Dominikaner Tracht trat Mirakuloſo in den Kerker, mit ihm, der Kerkermeiſter. Orlando wollte ſprechen, Miraku-

Mirakuloſo winkte ihm zu ſchweigen. Der Kerkermeiſter nahm ihm die Ketten ab; Mirakuloſo warf dem entfeſſelten eine Dominikaner Kutte über, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn aus dem Kerker. — Es wurde kein Wort geſprochen.

Auf der Straſſe, ſagte Mirakuloſo: „Nur mir nach, ohne Furcht!“

Sie gingen aus der Stadt.

Hundert Schritte vor dem Thore ſtand ein Kerl, und hielt ein Pferd. Mirakuloſo hieß ihn gehen, und ſagte zu Orlando:

„Kleide dich an, ſetz dich auf, und reute friſch drauf los. Hier iſt eine Börſe. — In Venedig ſehen wir uns wieder, und dort ſollſt du erfahren, was deine Befreiung uns beiden koſtet. — Reiſe glücklich!“

Er ging fort, und Orlando ritt als ein Träumender davon.

Neunter Abſchnitt.

Non ſi adatta una ſella o unbaſto ſolo
Adogni doſſo, ad un non parche l'abbia;
All' altroſtringe, e preme egli dà duolo.

Arioſto.

Orlando erreichte Venedig ohne Abentheuer, beſah einige, ihm angebotene Quartiere, zog endlich die Ausſicht auf den großen Kanal, jeder andern vor, und bezog eine bequeme Wohnung in dem Hauſe neben dem Klaren-Kloſter, deſſen Beſitzerin eine alte Krämerin war, die von den Renten eines mäßigen Kapitals, eingezogen und ſtill, mit ihrer einzigen Tochter und einer alten Magd, allein im Hauſe lebte.

Frau Zebonia ſicherte ihrem Miethsmanne alle mögliche Aufmerkſamkeit der Bedienung und Aufwartung zu, und eben das, that auch Liſaura, ihre Tochter, ein kleiner, freundlicher Schalk, mit ſchönen ſchwarzen Augen, mit hochgewölbter Bruſt, mit runder Hand und ſchnellen Füſſen, auf welchen ſie ſeit ſechzehn Jahren ſtand.

Orlando lebte ſtill und eingezogen, beſuchte nur den Markus-Platz und die Kirche, las, ſchrieb, und meditirte. Das gefiel ſeiner Wirthin ſehr wohl, und ſie konnte ſich nicht enthalten, ihm das ſelbſt zu ſagen. Liſaura dachte wie ihre Mutter, und als ſie einſt ihm das Frühſtück brachte, ſagte ſie ganz ernſthaft:

"So wahr ich eine Venezianerin und eine gute Chriſtin bin! *) Sie ſind ein wahres Muſter eines jungen Herrn. Sie ſind ſo ſtill, ſo fromm, ſo beſcheiden, ſo artig, und gar kein ſolcher Sauſewind, wie die meiſten jungen Herren unſerer Stadt!"

"Das iſt mir lieb! — lächelte Orlando; — Ich höre ſolch ein Lob auch gern, zumal aus einem ſo ſchönen Munde!"

"Sie ſind auch galant!"

---

*) Siamo prima nati Veneziani et poi ſanti Chriſtiani!

"Ich bin nur gerecht."

"Die Mutter hat Sie recht lieb!"

"Und Liſaura?"

"Die, fürchtet ſich, Sie lieb zu haben."

"Das iſt nicht gut!"

"Das iſt ſehr gut! Denn, wenn's die Mutter thut, ſo hat es keine Gefahr, aber die Tochter, darf ſo etwas, nicht einmal zu denken wagen. — Die Mutter ſagte dieſen Morgen; Ich will unſern Herrn, — ſo nennen wir Sie! — Ich will ihn invitiren, mit uns einmal nach St. Giorgio *) zu fahren. Wir haben dort einen Bekannten, den Stiefbruder meiner Mutter, er iſt Prior des Kloſters, und ein frommer Mann. — Da fragt ſich's nun, wenn Ihnen die Mutter dieſen Vorſchlag thut, werden ſie wohl mit einer alten Frau und einem halben Kinde, nach St. Georgio fahren?"

"Das halbe Kind, iſt ein allerliebſtes Mädchen, und ich bin ſo gern in ihrer Geſellſchaft, daß ich ſicher mit nach St. Giorgio fahren werde."

"Ich

---

*) Isola S. Giorgio.

"Ich weiß es ſchon, der Mutter thun Sie das zu gefallen!"

Damit, ſprang ſie aus dem Zimmer.

Frau Zedonia that wirklich, was Liſaura ſchon verrathen hatte, und Orlando nahm die Einladung an.

Eine Gondel wurde gemiethet. Man fuhr nach St. Giorgio.

Der Prior empfing im Refektorio die Gäſte freundlich, und ſprach viel mit ſeinem Gaſt von Florenz, wo er ſeine Jugend verlebt hatte.

Ein Laienbruder ſagte dem Prior etwas in's Ohr. Dieſer wendete ſich zu Orlando.

"Mein Herr! — ſagte er; — Einer unſerer Religioſen, wünſcht Sie zu ſprechen. Man wird Sie zu ihm führen."

Orlando folgte dem Laienbruder, der ihn in den Kloſter-Garten führte, wo ein Mönch auf und abging, der ihm entgegen kam. Starr blickte er ihn an, und als der Laienbruder entfernt war, ſagte er:

"Ver-

"Verzeihen Sie, mein Herr! daß ich Sie hieher bemühe. Ich ſah Sie im Refektorio, und Ihre Geſichtszüge — O Gott! woran erinnern Sie mich nicht!"

"Woran?" — fragte Orlando ſchnell.

"An mein Kind! An meine einzige, unglückliche Tochter!"

"An Ihre Tochter?"

"Sie ſtehen vor mir, in ihrer Geſtalt! O! nennen Sie mir den Namen Ihrer Mutter."

"Sind Sie ein Venezianer?"

"[illegible] Nennen Sie mir den Namen Ihrer Mutter."

"Zu Wirlengo bin ich, glaube ich, geboren; Orlandino, iſt mein Name."

"Es iſt gewiß! — Der alte Orlandino weint an ſeines Enkels Bruſt."

"Wie?"

"Ich bin der Vater deiner Mutter."

"Mein Vater!" — ſtammelte Orlando, und küßte ihm die dürre Hand.

Der

Der Alte weinte heftig. Mit erſtickter Stimme, fragte er:

"Wie geht es meiner Tochter?"

"Längſt hat ſie ſchon vollendet."

"Vollendet ſchon? Und ich — ich lebe noch, ein kummervoller Greis! — O Herr! zieh mich der Tochter nach!"

Eine lange Pauſe unterbrach das Geſpräch. — Endlich ermannte ſich der Alte, und fragte:

"Wie geht es dir, mein Sohn?"

"Wie es einem Menſchen geht, der in die Welt geworfen wird, der ohne Mutter, ohne Vater iſt."

"Iſt auch dein Vater tod?"

"Wer iſt mein Vater?"

"Du kennſt ihn nicht?"

"Ich weiß nicht, wer er iſt, ich weiß nicht, wie er heißt."

"Hat dir die Mutter ſeinen Namen verſchwiegen?"

„Sie ſtarb, und nannte mir ihn nicht.“

„Sie hats beſchworen, und hat den Schwur gehalten.“

„Darf ich den Namen meines Vaters nicht wiſſen?“

„Du ſollſt ihn wiſſen. Der gleißneriſche Verführer der unbefangenen Unſchuld, meiner Tochter, deiner unglücklichen Mutter, war der allgemein als ein Heiliger verehrte Biſchof von Caſtro —

„Der Biſchof?“

„Der Oheim des Herzogs Alfonſo.“

„Der Biſchof? — Dieſer? — Iſt das gewiß?“

„Vor mir liegt das Grab, es iſt mir nahe. Mit einer Unwahrheit, gehe ich nicht aus dieſer Welt. Ich gebe dir das ſchriftlich, und — Komm mit mir!“

Er führte ihn in die Kirche, an den Altar, und beſchwor dort die Entdeckung, ſeine Ausſage, auf's Sakrament.

Man läutete zur Hora. Der Alte umarmte ihn, und ſagte:

„Jetzt,

"Jetzt, mein Sohn! muß ich ins Chor. — Wir ſprechen uns noch weiter. Die Schrift, ſollſt du von mir erhalten. In einigen Tagen komm wieder hieher, und jetzt — nimm meinen Segen mit dir.

Orlando kniete vor ihm nieder, und empfing den Segen. Nach einer ſtummen Umarmung, trennten ſie ſich.

Sehr verſtöhrt kam Orlando in's Refektorium zurück, wo der Prior eben ſich von ſeinen Reiſegefährtinnen beurlaubte. Er nahm ihn, als er eintrat, bei der Hand, führte ihn auf die Seite, und ſagte:

"Junger Mann! die Weiber ſagen viel Gutes von Ihnen. Ich glaube meiner Schweſter. Das Mädchen, fürchte ich, empfindet ſchon etwas zu viel. Ich bitte Sie! Laſſen Sie ſich die Tugend heilig ſeyn! Treten Sie mit des Mädchens Leidenſchaften nicht in einen verrätheriſchen Bund! Bleiben Sie edel und gut, und Gott wird Sie ſegnen!"

Er drückte ihm feierlich die Hand, erhob ſie, blickte gen Himmel, und ging.

Die Weiber bemerkten, als ſie in der Gondel ſaſſen, frei, ihr Begleiter ſey ſehr verſtimmt, und fragten theilnehmend, was ihm begegnet ſey? Er ſagte, er habe einen Freund ſeines Vaters unvermuthet im Kloſter als Mönch angetroffen, habe mit ihm von dem Tode ſeines Vaters geſprochen, und ſey von der Herzlichkeit des alten ſehr gerührt worden.

Das glaubten ihm die Weiber, wie ſie ſagten.

Bald nach ihrer Zurückkunft, kam Liſaura auf Orlando's Zimmer. Sie ſah ihn verlegen an, zupfte an ihren Kleidern, und fragte endlich:

"Was ſagte Ihnen denn der Prior? Er benahm ſich ja dabei gar feierlich."

Orlando ſah ſie an, und ſagte:

"Er gab mir gute Lehren."

"Ich hätte darauf wetten wollen, er ſprach von mir."

"Von dir?"

"Ja! von mir. Denn er blickte mich mit einer Miene an, in der ich ſo etwas zu leſen glaubte."

"Verſtehſt du dich darauf, dergleichen Schrift zu leſen?"

"Zuweilen. — Der Mutter ſeh ich es gleich an den Augen an, was ſie zu ſagen hat, wenn's lange noch nicht heraus iſt."

"Solche Bemerkungen, machſt du ja auch wohl an mir?"

"Sie, habe ich noch nicht recht weg. Das aber, merke ich, daß Sie — mich gern ſehen."

Damit, lief ſie aus dem Zimmer.

Den folgenden Tag war Frau Zedonia in Geldgeſchäften ausgegangen, und Liſaura kam zu Orlando, ihm dies zu erzählen. Sie ſprach von mancherlei Dingen und Stadtneuigkeiten, und kam endlich wieder auf ihre Mutter zurück.

"Die Mutter ſagte geſtern, als wir zu Bett

ie

te gingen: Wiſſen möchte ich doch, ob unſer Herr ſo ganz und gar ohne alle Geſchäfte hier in Venedig iſt, und ob er ſo hier zu bleiben denkt? — Da ſagte ich: Das weiß ich nicht, liebe Mutter! aber wiſſen möchte ich es auch. — Wer ſoll's uns aber ſagen? — Sagen Sie mir's alſo ſelbſt, wenn Sie dürfen und können."

"Ich darf und kann."

"So? — Das iſt gut! — Alſo, friſch damit heraus."

"Ich warte nur auf Briefe, die entſcheiden werden, ob ich hier bleiben kann, oder nicht."

"Und dieſe Briefe? —"

"Können morgen kommen."

"Hören Sie! — Wiſſen Sie was? —"

"Was denn?"

"Bleiben Sie hier."

"Ich bin nicht mein eigener Herr."

"Werden Sie es."

"Dazu, bin ich nicht vermögend genug."

"So? — Sie könnten ja aber wohl — Still! Das iſt die Mutter!" —

Sie ſprang zur Thür hinaus, die Treppe hinab. — Bald kam ſie wieder zurück, mit einem Päktchen.

"Dies Päktchen — ſagte ſie; — hat ein Mädchen meiner Mutter an der Thür gegeben. Es iſt für Sie. — Aber, das haben wir nicht gewußt, daß man Sie Herr Marcheſe heiſſen muß, wie es hier ſteht; Sie gaben ſich ja blos als Signor Orlandini an."

Orlando betrachtete die Adreſſe, und glaubte, eine ihm bekannte Handſchrift zu ſehen. — Liſaura ſtand erwartungsvoll und ſah ihn an. Ganz naiv fragte ſie:

"Machen Sie es denn nicht auf?"

"Was?"

"Das Päktchen. — Ich möchte gern ſehen, was drinne iſt. Es iſt ſchwer."

"Geld iſt's, von meinem Bankier."

"Da ſind Sie ja aber doch nicht arm"

"So ganz arm, eben nicht, aber — reich bin ich auch nicht."

"Nun! Machen Sie das Päktchen nur auf.

Ich

Ich ſehe gar zu gern Geld, wenn's auch nicht mein iſt. Gold zumal, nimmt ſich ſcharmant aus!"

"Geſetzt nun aber, es wär kein Geld, was in dem Päktchen liegt?"

"Sie ſagten es ja aber!"

"Ich vermuthe es nur."

"Es thut auch nichts! Vielleicht iſt es etwas, das ſich auch gut anſehen läßt. Machen Sie es nur auf, ehe mich die Mutter ruft."

Orlando zerſchnitt zögernd den Bindfaden, der das Paket umſchlug. Liſaura wollte helfen, und ſtand erwartungsvoll vor ihm, am Tiſche, da rief die Mutter. Sie ſtampfte mit dem Fuſe, und lief aus dem Zimmer.

Das Päktchen war eröffnet. Zehn Rollen lagen drinne, jede mit 100 Stück Zechinen gefüllt. Dabei lag ein Zettel, darauf ſtand:

"Dieſes Geld giebt die Freundſchaft. Orlando darf ſich deſſen ohne Bedenken bedienen, und wenn ein Mädchen zu ihm kömmt, ſchwarz gekleidet, die ihm ſtillſchweigend eine Lilie überreicht, ſo kann er ihr nur ohne Furcht folgen; wohin man ihn führt, da erwartet ihn die treuſte Liebe."

"Wer ſchrieb dieſes? — fragte ſich Orlando ſelbſt. — Wie? — Sollte Roſalinde — Wie käm die nach Venedig? — Aleſſina? Dieſe vielleicht; — Aber, ſie ſoll ja nicht mehr leben!"—

Man klopfte an ſeine Thür. Er ſchloß das Geld in ſeinen Schrank, und rief: "Herein!"

"Es wird das Mädchen mit der Lilie ſeyn;" — ſprach er bey ſich ſelbſt.

Sie war es nicht. — Mirakuloſo trat ins Zimmer. Verlegen grüßte ihn Orlando. Jener ſchüttelte freundlich ihm die Hand:

"Willkommen in Venedig!"

"Willkommen!"

"Wie gefällts dem Freunde hier?"

"Ganz wohl."

"Ein hübſches Mädchen hier im Hauſe! — Ein allerliebſtes, flinkes Ding! Ein Biſſen — zum Verzehren!"

"Wie ſieht's in Bologna aus?"

"Der Kerkermeiſter hängt."

"Der arme Teufel!"

"Der hat den Galgen längſt verdient. Seine liebe Frau hat Geld —"

"So?" —

"Unſer Geld nemlich, und kauft ſich einen andern Mann. Der Kerl hat ſich derb bezahlen laſſen."

"Wie viel hat er bekommen?"

"Dreihundert Stück Zechinen, der verdammte Jude!"

"Viel Geld!"

"Ja wohl! — Doch, da wir einmal auf den Geld Diſkour gekommen ſind, ſo wollen wir gleich unſere Rechnung berichtigen. Patto chiaro, amico caro! — Alſo — 300 Stück Zechinen — Sie ärgern mich noch immer! — dem Kerkermeiſter; 200 Stück Zechinen für das Pferdt, die Equipage, und verſchiedene kleine Nebenausgaben; und 300 Stück Zechinen Reiſe-Geld; in Summa 800 Stück Zechinen. Das iſt der ganze Bettel. Man kann den Klauen der heil. Inquiſition kaum wohlfeiler entfliehen!"

"Ja

"Ja wohl!"

"Sie dürfen nicht verlegen ſeyn, dürfen nicht glauben daß ich gekommen wäre, zu mahnen. Nein! nein! Meine Zahlung kann warten. Ich habe blos, hier, eine kleine Quittung, einen Schuld-Schein aufgeſetzt, den unterſchreiben Sie. Doch — in der Unterſchrift, bin ich ein wenig eigen; — was aber gar nichts zu ſagen hat" —

"Wie ſo?"

"Sie unterſchreiben ſich mit Ihrem Blute."

"Mit meinem Blute?"

"Es iſt nur eine Grille von mir! Sehen Sie, — hier habe ich noch einige Scheine mit Unterſchriften dieſer Art, von guten Freunden, die ich" —

"Ich verlange ſie nicht zu ſehen; auch unterſchreibe ich mich nicht mit meinem Blute."

"Nicht? — ſo —"

"Geduld! — ich zahle."

"Sie zahlen?"

"Ich zahle, und verlange von Ihnen eine Quittung."

"Haben Sie denn Geld?"

"Genug."

Orlando dankte im ſtillen dem Himmel daß ihm das Päkchen zu rechter Zeit in die Hände gekommen war, holte 8 Rollen aus dem Schranke, und legte ſie auf den Tiſch, und ſagte:

"Hier iſt Ihr Geld. Sie ſchreiben eine Quittung."

Mirakuloſo ſchrieb ſchweigend die verlangte Quittung, und ſteckte das Geld ein.

Nach einer kleinen Stille, ſagte Orlando:

"Ich danke Ihnen nochmals, für Ihre Güte, und wünſche — "

"Es iſt alles ohne Eigennutz und gern geſchehen."

"Wollen Sie mich begleiten?"

"Wohin?"

"Nach St. Giorgio."

"Was thun Sie dort?"

"Ich kommuniziere."

"So? — Non voglio, caro amico! fermare il corſo della voſtra pietà."

Er ging, und war kaum aus dem Hauſe, als Liſaura kam, und fragte:

"Wer war denn der Kerl? Es roch gar häßlich um ihn her. Wie er durch's Haus ging, kam ſo recht ein wahrer Schwefelgeruch hinter ihm her, als wenn er in ſeinem Mantel ſtäk."

"So?" —

"Gewiß! die Mutter hat's auch gerochen. — Sie räuchert jetzt das ganze Haus aus. Wir haben immer gutes Räucherpulver, darauf hält die Mutter."

"Das iſt mir lieb!"

"Nun? — was ſtak denn in dem Päkchen?"

"Geld."

"Alſo doch?"

"Ja."

"Zeigen ſie mir doch etwas davon."

Orlando zeigte ihr die zwei noch übrigen Rollen, und wickelte die eine davon auf. Wie das

Gold

bald auf dem Tiſche lag, ſtellte ſich Liſaura davor, klopfte in die Hände, und ſagte:

"Ein ſcharmanter Anblick!"

"Ich habe dennoch einen beſſern."

"Welchen?"

"Ich ſehe ja dich."

"Hören ſie! — Sehen ſie mich denn wirklich gern?"

"Ich fürchte mich, dir es zu ſagen, wie gern ich dich ſehe."

"Ach! ſagen Sie mir es nur! Ich thue Ihnen nichts, und ich höre es auch gern."

"Ja! dann"

"Ueber Etwas bin ich ärgerlich!"

"Das iſt?"

"Gerade heraus geſagt, darüber bin ich ärgerlich, daß Sie ein Marcheſe ſind."

Orlando ſtand auf, ergriff Liſaurens Hand, und zog ſie an ſich. Sie lächelte, und ſah ihn freundlich an. Er bog ſich ſanft hinab, und Lippe lag auf Lippe.

Die Thür ging auf. Ein Laienbruder aus St. Giorgio trat ein.

"Ich wollte nicht ſtöhren, aber — "

Liſaura hielt die Hände vor die Augen, und lief davon. Ein wenig ſchämte ſich Orlando der Laienbruder aber, fuhr fort:

"— aber ich klopfte ſchon zum drittenmal, und da — da dachte ich — "

"Was bringſt du mir?" — fiel Orlando ihm in die Rede.

Er überreichte ihm ein verſiegeltes Päkchen, und empfahl ſich. Orlando zog die Börſe. Der Laienbruder winkte mit der Hand, ging fort, und ſagte:

"Wir brauchen's nicht!"

Orlando öffnete das Päkchen. Das ihm, von ſeinem Gros-Vater verſprochene Bekenntniß und Zeugniß lag darinne, begleitet mit folgenden Zeilen:

"Mein Sohn!

"Ich halte mein Verſprechen. — Um aufſehen zu vermeiden und die Neugier nicht zu ſpannen, erwarte ich dich erſt in 14 Tagen."

Liſau-

Liſaura öffnete die Thür, ſah ſich im Zimmer um, und ſprang hinein.

"Der Laienbruder hat's geſehen:" — ſagte ſie.

"Ich glaube es ſelbſt:" — erwiederte Orlando.

"Ei freilich! — Das iſt recht ärgerlich! — Wenn er es dem Prior ſagt —"

"Er wird ja nicht!"

"Ach ja! — Ihn küßt niemand, da weiß er nicht, wie angenehm das iſt."

"Der arme Mann!"

Sie ſah ihn lächelnd an. — Die Lippen flogen raſch zuſammen. Sie ſtammelte:

"Wie liebt ſich's doch ſo ſchön!" — riß ſchnell ſich los, und ſprang davon.

"Nicht weiter!" — ſagte Orlando zu ſich ſelbſt.

Man klopfte. Ein Mädchen, ſchwarz gekleidet, trat in's Zimmer, grüßte ihn freundlich, ohne ein Wort zu ſagen, und reichte ihm eine Lilie.

"Ich kenne, — ſagte er; — dieſes Zeichen und folge Dir. — — Gehen wir weit?"

"Gar nicht weit;" — ſagte ſie leiſe.

Er ſah ſie an, nahm ihre Hand, und fragte:

"Hat es Gefahr?"

Sie lächelte: — "Ich weiß von keiner Gefahr;" — und zog die Hand zurück.

Er griff nach Huth und Degen, und ging mit ihr.

* * *

Viertes Buch.

Toben die Stürme in heulenden Chören,
willſt du die Stimme der Flehenden hören?
Schlagen die tobenden Wellen den Strand,
werfen ſie herrliche Güther an's Land.

Zehnter Abſchnitt.

Negatemi pietà, mercede, aita,
Negatemi la vita:
Ma non mi promettete
Quel, che negar volete.

Guarini.

Es war ſchon ziemlich abenddunkel. Das Mädchen nahm ihn bei der Hand. Bemerkend blieb Orlando ſtehen:

"Mein Kind! dein Puls klopft heftig."

"Das kann wohl ſeyn; — erwiederte das Mädchen; — Vielleicht, weil er an Ihrem Pulſe klopft."

Die

Dieſer Bemerkung konnte Orlando keine andere entgegen ſetzen, doch ſagte er:

"Wär ich argwöhniſcher, als ich leider! wirklich bin, ich würde das fieberhafte Klopfen deines Pulſes übel deuten."

Raſch fiel ſeine Führerin ihm in die Rede:

"Das thun Sie doch ja nicht! Laſſen Sie allen Argwohn ſchwinden."

"Du ſagſt mir aber nicht, wohin du mich führſt?"

"Nur in die Nachbarſchaft. Hier ſind wir ſchon!"

Sie öffnete, als ſie das ſagte, ein Pförtchen, und Orlando ſah, daß man ihn ins Klaren-Kloſter führte.

"In ein Kloſter führſt du mich?" — rief er verwunderungsvoll aus. — "Wer will mich hier, im Klaren Kloſter ſprechen?"

"Die Frau Aebtiſſin: — antwortete das Mädchen. — Zu dieſer führe ich Sie, wie ſie befohlen hat."

Die Treppen und die Säle waren unerleuchtet.

tet. Orlando folgte ſichernd langſam ſeiner Führerin. — Sie öffnete ein Zimmer, und verließ ihn.

Er trat in's Zimmer, das nur von einem Licht erleuchtet, ziemlich finſter war. Ohne ein Wort zu ſprechen, bewegte eine Nonnengeſtalt ſich ihm entgegen, ein tiefer Seufzer drängte ſich aus ihrer Bruſt, ſie ſtreckte ihre Hand aus, zog ſanft ihn näher, und ſtammelte:

"Kennſt du Cecilien nicht mehr?"

Seiner ſelbſt ſich unbewußt, warf er die Arme um Cecilien, drückte ſie an ſeine Bruſt, und fragte gerührt:

"So lebſt du noch?"

Sie. Ich lebe, wie du ſiehſt, und ach! ich liebe noch. Dich liebt ein Herz, das du vergeſſen konnteſt.

Er. Das konnt' ich nie!

Sie. Doch kamſt du in Florenz nicht wieder, und ich — war, auch von dir verlaſſen, in Verzweiflung.

Er. Vergieb! — Ich traute deinen Worten nicht.

Sie. Wie?

Er. Das Geheimniß meiner Geburt, welches du mir enthüllteſt, konnte dir ja aufgedrungen worden ſeyn, um mancherlei Urſachen willen. Noch immer fürchtete ich, du ſeyſt wohl dennoch meines Vaters Weib. — Jetzt, habe ich Gewißheit, daß der Herzog nicht mein Vater iſt.

Sie. Du haſt Gewißheit?

Er. Den Vater meiner Mutter, lies mich der Zufall als Mönch zu St. Giorgio finden. Er nannte mir meinen Vater und ſeine Ausſage, hat er am Altar beſchworen. Es iſt der, den du mir nannteſt. — Nun bin ich ohne Zweifel, ohne Furcht.

Sie. O Orlando!

Er. In Siena hörte ich, Alfonſo habe hier, in Venedig dich ermordet.

Sie. Er hatte meinen Zufluchtsort in Florenz erkundſchaftet. Ich erfuhr es und floh hieher. — Er folgte mir auch nach Venedig. Hier fand ich Schutz bei meinem Oheim, den Patriarchen; dieſem verdanke ich es, daß ich hier Aebtiſſin, und ſicher vor des Herzogs Mordanſchlägen bin. — Ich ſah dich in der Kirche. Mein Herz ſchlug dir vom hohen Chor entgegen. Ach! was empfand ich da! — Sollte ich dir ſagen: Cecilie iſt hier! ſollte ich es nicht? Sollte ich dich untreu ſchelten, oder nicht? — Ich kämpfte lange mit mir ſelbſt, und endlich — unterlag ich meinem Herzen. Ich ſchrieb dir mit verſtellter Hand; ich lies dich hieher führen, und freudig klopft mein Herz dir zu: Ich liebe dich noch immer!

Er. Ich fühle dieſes lieben Herzens liebevollen Schlag! Mein Herz erwiederk ihn.

Sie. Ich glaube dir, weil ich dich liebe. Leicht glaubt, wer liebt!

Er. Ich liebe, und ich glaube an deine Liebe.

Sie. Nichts wird ſie dir entreiſſen. — Der Herzog, glaubt mich tod, ſo hat mans ihm geſagt. Er hat, damit ich ſicher bin, mein Sterbezeugniß erhalten. — In dieſem Kloſter finde ich nun Sicherheit, und — auch mein Grab. — Doch drückend iſt die Laſt des Schleiers in Venedig nicht ſo ſehr, als anders wo. Die Nonnen haben hier viele Freiheiten. Sie können Beſuche geben und nehmen. — Wie gut iſt das!

— Ach! nur allzu leicht wallt auf das jungfräuliche Kloſterblut, trotz jenem, des Heiligen zu Neapel. *) — Und dieſes Blut, das raſch durch alle Adern meines Herzens rollt, wallt nur für Dich, — für dich! den ich ſo unausſprechlich liebe. Verliere ich dich wieder, dann bitte ich den Himmel um ein Grab. — — Wie lebteſt du bisher?

Er. In Bologna übergab der Herzog mich der Inquiſition.

Sie. Gerechter Himmel!

Er. Im Kerker ſollte ich vermauert, mein Leben enden.

Sie. Grauſames Gericht!

Er. Ein Bekannter beſtach den Kerkermeiſter, gab mir Geld, und ich floh nach Venedig.

Sie. Mir zum Glück!

Er. Hier forderte der Mann ſeine Auslagen

wie-

---

*) "Jo so che non c' è altro sangue che poſſa bollire, ancora dopo morte, che quello delle Monache."

wieder. Ich hätte nicht bezahlen können, doch deine Güte —

Sie. O! davon ſchweig! daß du mir etwas doch verdanken mußt, iſt mir Freude. Du, vaterlos und ohne Mutter, eilſt in die Arme einer Freundin, die dir — gern alles ſeyn möchte, ſo neidiſch iſt ihre Liebe!

Er. O! meine theuerſte, geliebteſte Freundin!

Sie. Mein Freund! Mein Geliebter! — du bleibſt nun in Venedig. Als meinen nächſten Anverwandten lernt dich das Kloſter, lernt die Stadt dich kennen. — Zweimal in jeder Woche, gebe ich, dem Gebrauch des Kloſters gemäß, offene Tafel, zweimal in jeder Woche biſt du willkommener Gaſt an dieſer Tafel, und — im Stillen, biſt du des Herzens liebſter Gaſt, ich bin der deinige, und wir ſchwelgen dann an der Tafel unſerer Empfindungen, mit ſüſſer Luſt. — O! daß ich noch ſo glücklich bin! — Ich hätte es nicht geglaubt! Schon hielt mein Herz dich für verloren. — Nun aber, bleibſt du mein! Wir leben nun nur durch uns, für uns. Was Liebe giebt, darf Liebe nehmen. Dein iſt mein Herz, ich ſelbſt bin ganz, und bin allein die Deinige!

Sprach.

Sprachlos, empfindend, vernahm Orlando alles, was Cecilie ſo zärtlich und ſo herzlich ſagte, doch Worte fand er nicht für ſüſſe Gegenreden. Er ſah ſie zärtlich an, und ſagte:

"Reich iſt mein Herz, doch arm iſt meine Zunge!"

Cecilie lächelte:

"Ich nehme deinen armen Reichthum an! — Ihr Männer ſeyd, trotz heißer Liebe, dennoch immer etwas kalt, und wollt euch, ſelbſt in der Liebe, nichts vergeben. Doch Liebe vergiebt ſich nichts. Je näher ſie ſich ſtellt, je lieber wird ſie bemerkt. Die Liebe kennt keine weiſe Sparſamkeit, und ſoll ſie auch nicht kennen. Verſchwenderiſch muß ſie mit ihrem Reichthum ſeyn, und dennoch lege ſie ihr Kapital auf Wucher und auf hohe Zinßen; Sie gebe viel, und nehme viel. — Ich gebe ganz, mich ganz dir hin, und nehme ganz dich in Beſchlag. Was mir von dir entgeht, iſt ein Verluſt für mich, den niemand mir vergüten kann. So liebt ein liebendes Weib, ſo liebt dich zärtlich deine Cecilie!"

"Ich liebe dich! — Mehr kann ich dir nicht ſagen."

"Es iſt genug, wenn es nur Wahrheit iſt!"

"Wahrheit iſt es."

"Und ich bin glücklich, bin zufrieden, bin es durch dich. O! das erhebt mein Herz. Dies ſagt es dir durch dieſe Lippen, die küſſend ſich auf deinen Lippen wiegen."

Wie war es beiden doch ſo wohl! Umſchlungen hielten ſie ſich feſt, und konnten ſich nicht trennen. Der Schleier wich, und loſe Scherze wiegten ſich in jeder Falte.

Es rauſchten die Gewichte an der hohen Zimmer-Uhr; ſie ſchlug. Harmoniſch ſpielten ſanft geſtimmte Glocken den rührenden Geſang zur Heil. Klara. — Cecilie griff nach der Schnur, ein ſeidener Vorhang flog vom Bilde der Heiligen. Sie warf ſich vor ihr nieder, und ihre Hände ruhten auf der bewegten Bruſt. Sie zitterten bei jedem Athemzuge, und eine große Thräne fiel auf den verſchobenen Schleier.

Es ſchwieg das Glockenſpiel. Cecilie blieb in ſtummer Empfindung liegen, und endlich ſagte ſie:

"Daß ich hier bin, daß ich ſeyn muß, was ich hier bin, war nicht mein freier Wille. Gegeben wurde mir der Schleier, und nehmen konnte man mir nicht mein Herz. Es klopft noch hier ſo raſch und laut wie immer, als ich noch keinen Klaren-Schleier trug. Ich bin ein Weib, und liebe. Verbrechen iſt dies nicht, und wär es ein Verbrechen, mein iſt die Schuld nicht. Der trage ſie, der mich zwang mich in ein Gewand zu hüllen, das keinen Herzensſchlag verbergen kann, wenn es ihn auch bedeckt. So ſey denn dieſe Decke für die Welt; für mich mein Herz; meine Liebe für den Geliebten, und zu einem gnädigen Richter fleht meine Schwachheit; die Schwachheit eines Menſchen, eines Weibes!"

Raſch ſprang ſie auf, drückte Orlando die Hand, und ſagte:

"Morgen ſehen wir uns wieder an meiner Tafel! — Jetzt ruft mich meines Amtes Pflicht in den Saal zu meinen Schweſtern. Die Aebtiſſin geht von Dir, die Geliebte bleibt bei Dir. Vielleicht, ſchenkt dich mir dieſe Nacht ein ſüſſer Traum! vielleicht bin ich bei dir im Traume. Schlafe wohl, träume ſüß, — ach! träume von mir!"

Sie ſchieden. — Das bekannte Mädchen führte ihn zur Pforte, und verſchloß ſie hinter ihm.

Liſaura hörte ihn kommen, und ging mit einem Lichte ihm voran, auf ſein Zimmer. Sie mußte fragen:

"Wo waren Sie denn?"

"Bei meiner Tante." — antwortete er.

"Wer iſt denn Ihre Tante?"

"Die Aebtiſſin im Klaren-Kloſter."

"Ei! — Und das ſagen Sie mir erſt heute? — Ich kenne die Frau Aebtiſſin."

"So?"

"Sie hat uns abgekauft, was mein Vater an Gewürze, womit er handelte, hinterlaſſen hat. Ich habe ſie zweimal ſelbſt geſprochen. — Ei! die Frau Aebtiſſin iſt ein hübſches Tantchen! Die ſollte nicht im Kloſter ſeyn, ſie hat gar zu feurige Weltaugen."

Du ſprichſt ſehr wahr! ſagte Orlando bei ſich ſelbſt, und bat um ſeine Abend-Mahlzeit.

Liſaura

Liſaura trug auf; Orlando ſchickte nach Wein. — Er konnte nicht auf ſeinem Zimmer bleiben, und beſuchte, zu ihrer gröſten Freude, ſeine Wirthin. Frau Zedonia und Liſaura mußten mit ihm trinken. Man ſprach ſehr viel; Der Wein ſchloß Mund und Herzen auf.

"Da wir ſo froh beiſammen ſind, — begann endlich Frau Zedonia; — ſo muß ich Ihnen doch etwas vertrauen, und bitte mir zu gleich Ihren guten Rath aus."

Liſaura ſchlug die Augen nieder, und die Mutter fuhr fort:

"Meine Tochter hat nemlich einen Freier bekommen, unſern Nachbar, einen wohlbemittelten Kornhändler, einen Mann, in ſeinen beſten Jahren."

"Einen funfziger!" — fiel Liſaura ein.

Das thut nichts! — ſagte die Mutter; — Dein Vater war beinahe eben ſo alt, als ich ihn heurathete, und unſere Ehe war dennoch ſehr glücklich. Ihr Mädchen klebt nur immer an den Aeuſſerlichen, und das taugt nichts! Der Kern, — der Kern iſt das beſte an Schaalengewächſen,

und

und an Männern. Von innen kömmt das Glück, und nicht von auſſen. Der Menſch iſt ſelten ſo wie er ausſieht. Ein gutes Herz und Lebensunterhalt, das macht den guten Kern der Ehen aus. Von rothen Wangen zehrt man nicht, und Küſſe ſind keine Schüſſelgerichte. — Du biſt ein Mädchen die keine Reichthümer hat, und Männer-Markt, iſt nicht alle Tage."

"Muß man denn aber heurathen?" — fragte Liſaura.

Zedonia. Was will man denn ſonſt machen, wenn man ein Mädchen iſt?

Liſaura. Man kann ja ledig bleiben.

Zedonia. Eine alte Jungfer werden, und am Hunger-Tüchlein nagen?

Liſaura. Nach einer Kloſterjungfrau ſteht mein Sinn!

Zedonia. Du haſt kein Kloſterfleiſch! — Sieh deine Augen an. — Nimm einen Mann, und genieße dein Leben.

Orlando. Zum Kloſter wollte ich auch nicht rathen.

Zedonia. Hörſt du?

Orlando. Wenn ich Liſaura wär, ich gäb dem Freier meine Hand.

Liſaura. Das kann ich nicht!

Zedonia. Warum denn nicht?

Liſaura. Ich kann mich nicht verſtellen! Ich will's nur gerade heraus ſagen: Ich habe mich verliebt.

Zedonia. Gott ſey mir gnädig! — Mädchen! fan[illegible]eine dummen Streiche an!

Liſaura. Ich kann's nicht ändern. Mein Herz wollte es haben.

Zedonia. Da haben wir's — In wen haſt du dich denn verliebt?

Liſaura. Das ſage ich nicht.

Zedonia. Da muß es etwas Schönes ſeyn!

Liſaura. Ach ja!

Zedonia. Ich habe ja aber gar nichts bemerkt!

Liſaura. Aber ich fühle es. Eſſen und Trinken ſchmeckt mir nicht mehr, und ſchlafen kann ich auch nicht.

Zedo-

Zedonia. Haſt du dich denn etwa in den jungen Tiſchler-Meiſter, unſern Nachbar vergafft? Oder, iſt der Färber Franz dein Herzerkohrner?

Liſaura. Ich ſollte mich in einen Tiſchler, in einen Färber verlieben? Da kennt Ihr mich nicht! — Nein! In was ich mich verliebe, das muß etwas ſeyn, wovon man für ein ſolchen dummen Streich, Ehre hat.

Zedonia. Liebſter Herr Marcheſe! hören Sie nur einmal!

Orlando. Wenn ich Liſaura wär, ich heurathete den Kornhändler —

Liſaura. Und liebte meinen Erkohrenen beiher?

Zedonia. Dumme Gans! Wer kann dir denn das wehren?

Liſaura. Iſt's aber erlaubt?

Zedonia. Wer viel fragt, erhält viele Antworten. Thue was du nicht laſſen kannſt.

Orlando. Die Braut ſoll leben!

Man klopfte ſtark an die Hausthür. Die Mutter ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus, und fragte, was es gebe? — Man wünſchte, wie man antwortete, Orlando zu ſprechen. Es war der Laienbruder, den wir ſchon kennen, aus S. Giorgio.

"Der Herr Prior läßt Sie erſuchen, ſagte er; —, eilends nach S. Giorgio zu kommen. Ihr Freund, der P. Leſſo will ſterben, und verlangt ſie zu ſprechen."

Orlando kleidete ſich an, mit nach S. Giorgio zu fahren, und ſchon wollte er in die Gondel ſteigen, als ein zweiter Laienbruder anfuhr, und die Botſchaft brachte, P. Leſſo ſey verſchieden... Dennoch wünſchte der Prior, Orlando, aber erſt morgen zu ſprechen.

Dieſe Nachricht machte, daß Orlando auf ſein Zimmer zurückkehrte, wo er ſich einſchloß.

Den folgenden Tag machte er frühzeitig Anſtalt, nach S. Giorgio zu fahren. Liſaura erſchien mit dem Frühſtück. Sie ſetzte es auf den Tiſch, und ſagte:

"Sie ſollen Ihren Willen haben, meine Mutler ſoll ihn auch haben, und mich ſoll der Kornhändler zur Frau haben. Aber wenn ſie mich nun nicht lieben, ſo ſpringe ich in den Kanal. — Wären Sie kein Marcheſe, ſo gäb ich dem Kornhändler meine Hand nicht, aber da Sie mich nun einmal nicht heurathen können, ſo ſollen Sie mich doch wenigſtens lieben, denn ich liebe Sie!"

Sie ging fort, und Orlando lies eine Gondel kommen. — Er fuhr nach S. Giorgio.

Der Prior zeigte ihm den erblaßten P. Leſſo, und Orlando küßte weinend und gerührt ſeines Gros-Vaters kalte Hand. Der Prior ſagte:

"Er hat mir entdeckt, wie nahe Sie ihm verwandt ſind. — Sterbend hat er mich gebeten, — Ihnen zu ſagen, er ſterbe auf [illegible] Wahrheit der Entdeckung, die er Ihnen gemacht habe, und bekräftige ſie noch einmal, in ſeiner Todesſtunde."

"Ich danke Ihnen, Herr Prior!" — ſtammelte Orlando mit gebrochener Stimme, drückte ihm die Hand, und verließ ſchnell das Kloſter.

Um die Mittagsſtunde ging er, wiewohl etwas beklommen, in das Klaren-Kloſter. — Die Tiſchgeſellſchaft bei der Aebtiſſin, war ſehr ausgeſucht; ſelbſt der Patriarch von Venedig, befand ſich in derſelben. — Orlando wurde allen ihren Gäſten von Cecilien als ihr nächſter Kouſin vorgeſtellt.

Ihr Oheim, der Patriarch, reichte ihm freundlich und mild, die Hand zum Kuß.

Das Geſpräch bei Tafel, war eben nicht für einen Fremden intereſſant, da es größtentheils Stad-Neuigkeiten betraf, und dennoch ſaß man lange bei Tiſche. — Als endlich die Tafel aufgehoben war, zog der Patriarch durch einen Wink, Orlando in den Sprachſaal. Hier wandelten ſie auf und ab, und der Patriarch ſagte:

"Da der Herr Kouſin nun einmal hier in Venedig, bey uns ſind, ſo müſſen wir auch darauf denken, ihm ein Neſtchen zu machen, in welchem er warm ſitzen, feſt ſitzen, und ſitzen bleiben kann. Ich will alſo meine Augen umher werfen und will ſuchen, was zu ſuchen iſt. Ich werde dabei gewiſſenhaft zu Werke gehen, und mich nicht übereilen. — Uebrigens wünſche ich, den Herrn Kouſin wenigſtens wöchentlich einmal, das iſt, Sonntags oder Montags, wo ich öffentliche Tafel gebe, an derſelben zu ſehen.“

Nach dieſer Erklärung, ließ er ſich in ſeine Gondel tragen, und fuhr davon. Eben das thaten die andern Gäſte, als der Patriarch aufgebrochen war. Orlando aber blieb zurück, und folgte Cecilien auf ihr Zimmer.

„Die heil. Klara! — ſagte ſie; — erſchien mir dieſe Nacht im Traume. Ich lag; ſo träumte mir, auf meinem Lager, und auf meiner Bruſt lag eine Marmortafel worauf geſchrieben ſtand; Sie liebt. — Ich zeigte ſtill auf dieſe Worte, und weinte laut. S. Klara ſah mich freundlich an, nahm ihren weiten Mantel ab, und warf ihn auf die Marmortafel. Sie zeigte gegen den Himmel, und verſchwand.“ *) Zitternd verſuch-

---

*) „O admiranda Claræ beatæ claritas, quæ quanto ſtudioſius per ſingula quæritur, tanto ſplendidior in ſingulis invenitur!“ Acta Sanctor. M. Auguſt. T. II. p. 749. — „Procedit ad Lectulum ubi Sponſa decu

verſuchte ich es, den Mantel von der Tafel wegzuziehen: er blieb feſt. Ich bemühte mich mit allen Kräften den Mantel wegzunehmen, und vermochte es nicht. Da ſprach eine Stimme: Es iſt bedeckt! — und ich erwachte."

Orlando der ſich an ſeine bedeutenden eigenen Träume erinnerte, fand in dieſem Traume das, was die Erzählerin und er, darinne zu finden wünſchten. Zu ſeinem Vortheil und nach ſeinem Sinne, deutet der Menſch alles nur gar zu gern und allzuleicht, und angenehme Träume, ſind ihm angenehme Wirklichkeiten. Er kämpft nicht mit der Fantaſie, er läßt ihr ohne Kampf das Feld, und ſie entzückt noch ſelbſt im Ueberwinden.

Ceciliens Beichtvater zerriß die angenehme Unterhaltung, und Orlando beſuchte noch den Markusplatz, wo er ganz unvermuthet auf Mirakuloſo ſties.

---

bat & amantiſſime ſe super eam inclinans, amplexum dulciſſimum præſtat. Profertur pallium & Corpus tegitur, & Thalamus adornatur." — Ibid. p. 764.

"Iſt das nicht ein Lärm unter der edlen Venezianiſchen männlichen Jugend!" — fing dieſer an.

"Was giebt es?" — fragte Orlando.

"Ein hübſches Sträußermädchen, hat allen jungen Herrn die Köpfe ſchwindlicht gemacht."

"So? — Iſt ſie zu ſehen?"

"Dort ſitzt ſie, umlagert von Venedigs Edlen."

Orlando ging dahin, und ſah ein hübſches freundliches weibliches Geſchöpf, die alle Fragen leicht, nicht ſelten witzig und freimüthig beantwortete, und ihre Sträußchen ziemlich theuer verkaufte. Sie war wirklich, wie Mirakuloſo ſagte, von jungen Herrn rund umlagert, und ein jeder kaufte ihr ab. Jedem ſagte ſie etwas Verbindliches wenn ſie ihm ein Sträußchen gab, und warf das Geld in ihren Blumenkorb.

"Mein Kind! — begann Orlando, als er ſich hinzugedrängt hatte; — Ich bitte mir auch ein Sträußchen aus."

Schnell waren die Blicke aller Käufer auf ihn gerichtet, heimlich rann von Ohr zu Ohr die

Frage: Wer iſt der? und keiner wußte dieſe Frage zu beantworten. Das Mädchen ſah ihn lächelnd an, und ſagte freundlich!

„Willkommen in Venedig, Herr Marcheſe!“

Fragend blickte ſie Orlando an. Sie reichte ihm ein Sträuschen. Er fragte:

„Es ſcheint, du kennſt mich?“

„Warum nicht? Von Florenz aus. Ich kann Ihnen auch etwas angenehmes ſagen, wenn Sie es noch nicht wiſſen. Es iſt kein Geheimniß daraus zu machen: Signora Seraſina iſt hier.“

„Iſt ſie hier?“

Mirakuloſo zupfte ihn. Er drehte ſich herum. Mirakuloſo ſagte:

„Auf jenem Balkon ſteht eine Dame, die wenn ich nicht irre, nur nach ihnen blickt.“

Orlando ſah hinauf, und ſah, daß es Roſaura war. Ohne ſich zu bedenken, eilte er zu ihr.

Verlegen empfing ſie ihn im Vorſaal. Er drückte ihr die Hand, und fragte:

"Wo iſt Aleſſina?"

"Sie hat Beſuch;" — antwortete Roſaura.

Er riß die Thür auf, ſchrie: "Ich muß ſie ſehen!" — und ſtürzte in das Zimmer.

Zwei Stimmen ertönten zugleich: "Orlando!" und Seraſina war es, und Aleſſina, die er ſah.

Aleſſina ſprang vom Sofa auf, und floh in ein Seitenzimmer. Orlando ſah ihr nach, und wendete ſich zu Seraſinen. Er begann:

"Edle Freundin! die wachend und im Traume" —

Sie fiel ihm raſch in die Rede:

"Orlando! Glaube mir, — und es könnte eine Zeit kommen, in der du mit bittern Thränen bereuen würdeſt, mir nicht geglaubt zu haben! — Du ſtehſt an einem jähen Abgrund. Halte dich! Wirf alle unerlaubte Gier von dir, und laß dich warnen. Ich habe viel mit dir zu ſprechen, doch jetzo kann es noch nicht ſeyn. — Wir ſehen uns wieder!"

Sie ging davon. — Orlando trat an die Thür des Seitenzimmers, und rief:

"Aleſſina! — Aleſſina! — Willſt du mich nicht ſprechen, ſo höre wenigſtens, mein Lebewohl!"

Sie gab keine Antwort; niemand lies ſich ſehen; er verließ das Haus.

Als Orlando den folgenden Tag auf den Markus-Platz kam, ſprach jedermann davon, das hübſche Sträuſſermädchen ſey fort, man wiſſe nicht wohin. Aleſſinens Wohnung war leer, Roſaura und Seraſina waren nicht zu ſehen. Orlando ſchlich bekümmert umher, und wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. — Er ging an einen Spieltiſch unter den Hallen, und verlor, was er bei ſich hatte.

"Brauchen Sie Geld?" — fragte Mirakuloſo höflich, der, ohne daß er es bemerkte, dicht neben ihm ſtand.

Orlando ſchüttelte mit dem Kopfe, und verlies ihn, ohne Antwort. Jener ging ihm nach, und fragte:

"Was haben Sie gegen mich? Ich biete Ihnen freundſchaftlich Geld an, und Sie würdigen mich nicht einmal einer Antwort. Das habe ich doch wohl nicht um Sie verdient. — Ohne meinen Beiſtand in Bologna, wo wären Sie jetzt? — Dennoch, ſcheinen Sie mißtrauiſch gegen mich zu ſeyn."

"Das hat — erwiederte Orlando bitter lächelnd; — die Blutunterſchrift gemacht!"

"Der ſonderbare Einfall von mir?"

"Ja wohl! ein ſonderbarer Einfall; weiter nicht mehr!"

"Mehr? — Und was, mehr?"

"Geradeheraus geſagt, ich halte Sie —"

"Dochwohl nicht gar —?"

"Für wen?"

"So frage ich."

"Glauben Sie, daß ich die Geſchichte mit der Signora Livia vergeſſen habe?"

"War ich denn die Signora Livia?"

"Sie kannten ſie!"

"Ich?"

„Ich!"

„Hier, bei dem erſten, beſten Kruzifix beſchwören Sie" —

„Ich ſchwöre nie!"

„Nemlich, bei'm Kruzifix, nie?"

Ich bin kein Chriſt."

„Sind Sie — ein Jude?"

„Wär das ſchimpflich?"

„Wer ſpricht davon? — Ich halte Sie für noch weit weniger, als für einen Juden."

„Sie ſollen mich näher kennen lernen!"

„Bewahre mich Gott!"

„Denken Sie an das, was ich ſage!"

Er ging, und Orlando, der ſich an die Einladung des Patriarchen erinnerte, ſtieg in eine Gondel, die ihn zu ihm brachte.

Der Patriarch empfing ihn ſehr gnädig, und ſtellte ihn ſeinen Gäſten vor.

Man ſpeißte gut und lange, und unter mancherlei Geſprächen, kam endlich eins, das unſern Orlando intereſſirte. — Ein Offizier erzählte:

"Seit heute hat Venedig einen großen dreifach ſtarken Verluſt erlitten."

"Wie ſo?" — fragte der Patriarch mit vollem Munde.

Der Offizier fuhr fort:

"Verſchwunden iſt das ſchöne Sträuſſermädchen; die holde Harfeniſten Serafina, und die allgemein verehrte Gräfin Schinetto, haben Venedig verlaſſen. Niemand kann auch ſo gar nur muthmaßen, warum ſie verſchwunden, und niemand weiß, wohin ſie gekommen ſind."

Laut auf lachte der Patriarch:

"Das bringt euch Herrn, wohl ſehr in Verlegenheit?"

"Das iſt gar keine Frage!" — antwortete der Offizier.

Orlando's Nachbarin, eine Nichte des Patriarchen, fragte ihren Nachbar:

"Was ſagen ſie dazu?"

Der

Der Offizier. Der Herr Marcheſe kennen ſogar, glaube ich, die verſchwundenen Damen, alle Dreie.

Der Patriarch. Sie, Herr Kouſin?!

[illegible]lando. Das Sträußermädchen, will [illegible] wie ſie ſagte, in Florenz geſehen haben. Das iſt möglich! Geſprochen aber, habe ich ſie hier zum erſtenmal. Die ſchöne Serafina, lernte ich zu Florenz, bei der Gräfin Schinetto kennen.

Die Nichte. Sie kannten alſo die Gräfin? Ei! und lieſen ſie abreiſen?

Orlando. Wie konnte ich das hindern? — Ich erfuhr es ſelbſt erſt daß ſie Venedig verlaſſen habe, als ſie ſchon fort war.

Patriarch. Wer weiß, welch ein Geſchichtchen da zum Grunde liegt!

Offizier. Ja wohl!

Patriarch. Doch — meine Herren! eine Frage. — Kennt iemand unter Ihnen, einen gewiſſen Mann, der ſich hier aufhält, und ſich Don Mirakuloſo Spavento nennt?

Offizier. Sprachen nicht der Herr Marcheſe geſtern mit ihm?

Or-

Orlando. Ich ſah und ſprach ihn zu Siena, und hier.

Patriarch. Wer mag der Mann wohl ſeyn?

Orlando. Er ſagte mir zu Siena, [illegible] aus Korfu gebürtig, und ſey beſtändig auf Reiſen. Er ſcheint viel Geld zu haben, und ich halte ihn, wenigſtens — für einen Juden.

Patriarch. Man iſt auf ihn aufmerkſam geworden. Man beobachtet ihn. Er hat, wie man ſagt, ſchlimme Grundſätze.

Offizier. Iſt er vielleicht ein Florentiniſcher oder Mailändiſcher Spion?

Patriarch. Er ſey, was er wolle, wer er wolle, es iſt mit ihm nicht richtig.

Offizier. Man wird ihn ſchon feſt halten.

Patriarch. Noch etwas! — Herr Kouſin haben Sie heute Ihre Tante, die Frau Aebtiſſin geſprochen?

Orlando. Nein.

Patriarch. Es iſt mir ein ſonderbares Ge-

rücht

rücht aus ihrem Kloſter zu Ohren gekommen. Ich werde morgen mit ihr darüber ſprechen.

Orlando. Was iſt geſchehen?

Patriarch. Man will — ſagt das Gerücht, — im Kloſter, die Heil. Schutzpatronin und Stifterin des weit verbreiteten weltberühmten Ordens, *) umherwandeln geſehen haben.

Offizier. Wie leicht ſind Weiber, und Kloſterweiber zumal, zu ſchrecken!

Patriarch. Das meine ich, und glaube es wohl auch, aber man ſagt, auch der Beichtvater des Kloſters, habe es geſehen.

Offi-

---

*) "Hæc generoſa Dux innumerabilium fœminarum, quæ in Ordine Minorum ſub vexillo ſeraphici Patris adverſus occultas Dæmonis inſidias, fallaces mundi invitationes ac periculoſas carnis illecebras viriliter militarunt, hodieque in variis orbis terrarum partibus contra eosdem animæ ſuæ hoſtes fortiter dimicant etc" — Acta Sanctor. M. Aug. T. II. p. 739.

Offizier. Er ſtand auch noch nicht gegen eine Batterie?

Franziskaner Prior. Mein Herr! ich bitte zu unterſcheiden. Eine Batterie, iſt ein menſchliches Machwerk, ein Geiſt aber —

Offizier. Iſt es nicht ſelten auch.

Prior. Zuweilen wohl!

Offizier. Beinahe immer!

Prior. Indeſſen — wenn es kein factum wenn der caſus ein factum iſt, — ſo — —

Offizier. So muß das factum unterſucht werden?

Prior. Natürlich!

Offizier. Und, geſetzt, die Unterſucher ſähen nichts?

Prior. So war nichts zu ſehen.

Offizier. Und die Kloſterjungfrauen, die da ſagen, wir ſahen es?

Prior. Können ſich und die Heil. Klara nicht in Verdacht bringen. Sich nicht, weil ſie furchtſame Geſchöpfe ſind, die Heilige nicht, weil ſie

ſie ſich nicht denen zeigte, die ohne Furcht kamen, ſie zu ſehen. — Indeſſen, giebt es Fälle, wo eine dergleichen Erſcheinung, wohl könnte Grund und Urſach haben, ſich nur gewiſſen Individuen ſehen zu laſſen, und dann — wär die Unwahrheit der Angabe, immer noch nicht erwieſen.

Patriarch. Die Sage, bleibt unter uns.

Die Aebtiſſin des Klaren-Kloſters, wurde angemeldet, und trat ein. Sie machte bekannt, ihr Kloſter ſey vorige Nacht beunruhiget worden, ſie wiſſe nicht eigentlich wie, aber ſo viel ſey gewiß, eine fremde Geſtalt ſey in demſelben umher geſchlichen, und ſie fürchte, es ſey etwa gar auf die Entführung einer Nonne abgeſehen. Sie werde, ſagte ſie ihre Wachſamkeit verdoppeln, und habe für dieſe Nacht, Anſtalten getroffen, die vielleicht mehr an das Tageslicht bringen würden, als ſie wünſche.

Der Patriarch lobte ihre thätige Beſorgniß, und rieth ihr, ſo wachſam, wie möglich, zu ſeyn.

Die Tafel wurde aufgehoben, und die Geſellſchaft zerſtreute ſich.

Orlando fuhr mit Cecilien in ihrer Gondel, zurück.

"Man will mir — ſagte ſie; — weiß machen, die Heil. Klara ſey im Kloſter ſeufzend umhergegangen. Warum kam ſie nicht zu mir? — Bald ſpreche ich dich. Ich habe dir einen Plan mitzutheilen, der unſer beiderſeitiges Glück betrifft."

Als Orlando in ſeine Wohnung kam, meldete ihm Frau Zedonia, ihre Tochter habe dem Kornhändler das Jawort gegeben, worüber ſie ſehr erfreut war. — Liſaura kam auf ſein Zimmer.

"Ich habe — ſagte ſie; — gethan, was Sie mir gerathen haben, aber ich nehme mein Wort zurück, wenn Sie mir nicht verſprechen, mich zu lieben."

Ein Kuß gab ihr die Antwort, und lächelnd verließ ſie ſein Zimmer.

Dieſem Beſuche, folgte ſogleich ein zweiter, weit unvermutheter, als der erſte. Triſino war es, der in's Zimmer trat.

Ende

"Endlich habe ich deine Wohnung ausgekundſchaftet," — ſchrie er, ihn umarmend.

"Triſino? du? — du, in Venedig?"

"Wo kömmt der Menſch nicht allenthalben hin, der unter Menſchen lebt! — In Florenz brennt's in allen Ecken, nämlich politiſch. Noch immer will man ſich dort nicht an die Herzogliche Regierung gewöhnen, noch immer ſagt man ſich, bei allem was geſchieht: A tempo di Republica non andava coſi! und dann giebts Lärm auf allen Seiten. Die Regierung iſt ſtreng und thut lieber zu viel als zu wenig. Ein Brief von mir an einen verbannten Strozzi hier in Venedig, wurde aufgefangen, übel ausgelegt und erklärt, und ſiehe da! Signor Triſino, wurde verbannt."

"Verbannt?"

"Meine Familie konnte es nicht hintertreiben, und ich — mußte wandern. Da ging ich nach Venedig."

"Und deine Braut?"

"Hat dem verbannten Bräutigam, ganz politiſch, den Laufpaß gegeben."

"Ich beklage dich!"

"Unterſtütze mich, wenn du kannſt."

"Mit Gelde?"

"Ich brauche es; doch bin ich im kurzen im Standte dich wieder zu bezahlen."

"Funfzig Zechinen, ſtehen dir zu Dienſten."

"Du ſitzeſt hier wohl auch in keinen Roſengarten?"

"Das kannſt du denken."

"Wir haben einander viel zu erzählen und zu erklären. Laß dich morgen früh auf dem Markusplatze finden. Am dritten Orte, wollen wir unſere Herzen erleichtern."

"Du ſollſt mich finden."

Er gab ihm das Geld, und Triſino ging.

Den folgenden Tag trafen ſich beide, wie verabredet worden war, auf dem Markusplatze.

"Dein Geld — ſagte Triſino; — hat Zinſen getragen. Ich habe mir damit 300 Stück

Zechinen erſpielt. Nimm deine 50 Zechinen hiermit zurück, bis ich ſie wieder brauche.“

Nun kam es zu Erzählungen, indem ſie auf und nieder gingen. Triſino erzählte, Orlando's und Aleſſinens ſchnelles Verſchwinden aus Florenz habe Aufſehen gemacht.

„Nun — ſetzte er hinzu; — komme ich nach Venedig, und ſehe und finde euch beide, doch, wie es ſcheint, ohne die alten Verhältniſſe?“

„So iſt es.“

„Man ſagt ſo gar, die Gräfin werde ſich vermälen?“

„Iſt ſie noch hier?“

„Wie ich nicht anders weiß.“

„Ich ſah ſie, eilte zu ihr. Sie floh vor mir, und Tags darauf, war ihre Wohnung leer.“

„Venedig iſt groß; Vielleicht findeſt du ſie unvermuthet wieder. Denn ſicher hat ſie nur ihre Wohnung verändert. — Wie lebſt du hier?“

"Gerade wie ein Venezianer. Morgen, Mittag, Abend, Meſſe, Spiel und Mädchen. *)"

"Und — willſt du in Venedig bleiben?"

"Dieſe Frage, weiß ich nicht zu beantworten."

"Haſt du vielleicht — eine geheime Zwick-Mühle?"

"Ich habe Unterſtützung von meiner Tante und von meinem Oheim."

"Du haſt hier Anverwandte?"

"Dem Patriarchen, und die Aebtiſſin des Klaren-Kloſters."

"Reſpektable Leute! — Die Luſt Kriegsdienſte zu nehmen, haſt du wohl verloren? — die Strozzi werben, Gonzaga wirbt, und der Herzog von Urbino braucht Soldaten."

"Die Spaniſche Parthei[illegible]"

"Sie zahlt gut."

Einige maſkirte Damen begegneten ihnen Die eine zupft Triſino. Er blieb ſtehen, und ſprach

---

*) La Matina una meſſetta; l'aspodnar una baſſetta; e la ſera una donetta.

ſprach mit ihr. Orlando, trat zurück. — Die Damen gingen weiter.

"Da gab's wohl ſchöne Worte?" — fragte Orlando lächelnd.

"Die Dame — ſagte Triſino; — muß mich etwa kennen. Ich kenne ſie aber nicht. Sie fragte: Wer mein ſchöner Gefährte ſey?"

"Scherz!"

"Ernſt. — Ich ſagte es ihr, und ſie ging."

Ein Bekannter von Triſino trat herzu. Er ſprach mit ihm und zog ihn mit ſich fort.

Orlando kam an eine Bude. Die maskirten Damen handelten um Bänder und Blumen. — Er trat etwas näher. Die eine von den Damen, die mit Triſino geſprochen hatte, näherte ſich ihm, und fragte:

"Wie gefällt es Ihnen in Venedig?"

Orlando zuckte die Achſeln, und ſagte:

"Wie es in Einſamkeiten geht, man gewinnt ſie endlich auch lieb!"

"Iſt denn Venedig eine Einſamkeit?"

"Für mich."

"Ach! — Ich verſtehe Sie!"

Sie drehte ſich herum, und kaufte Band; auch handelte ſie um ein goldenes Herz. Sie wendete ſich zu Orlando, und ſagte:

"Wie theuer doch hier die Herzen ſind! und dienten ſie auch nur zum Amulet."

Sie zahlte aus, nahm das Herz, ſah es an, und ſagte:

"Bleib nur getreu!"

Orlando lächelte: "Es iſt ein goldenes Herz"

"Das ſollte man von allen Herzen ſagen können!"

"Was käm dabey heraus?"

"Ein goldenes Glück."

Sie neigte ſich. Die Damen verlieſen die Bude. — Orlando ſah ſich nach Triſino um. Der war nicht mehr zu ſehen. Er ging noch einigemal auf dem Platze auf und nieder, und ſtieg dann in eine Gondel, die Luſtfahrt durch den großen Kanal zu machen.

Eilfter Abſchnitt.

Fuor che due ſtelle alor di gio ia aſperſe,
Ilſeren del bel volto empia chindea
Madonna, quando lei, che'n me volgaa
Lo ſguardo, Amore à gli oschi miei ſcoperſe.

Guarini.

Neben der ſeinigen fuhr eine Gondel; die maskirten Damen befanden ſich in derſelben. Unfern der Dogana hielt die Gondel; zwei Damen ſtiegen aus; die dritte — eben die, die mit Orlando an der Bude geſprochen hatte, — fuhr weiter in der Giudekka hin, bis in die Gegend von S. Giakomo, wo ſie ausſtieg, und in einen Garten ging. In der Thür blieb ſie ſtehen, ſie ſah nach Orlando's Gondel, und bewegte den Kopf,

aber

aber auf eine Art, deren Bedeutung nicht leicht zu errathen war.

Ihr Gondolier wurde gefragt, wen er gefahren habe? Er wußte es nicht. — Orlando's Gondolier, ſagte:

"In dieſer Gegend wohnen ſchöne Weiber-Geſtalten, die gar nicht unerbittlich ſind. Ich fahre oft Fremde hieher. Die Türken ſogar, laſſen ſich gern hieher bringen; ſie finden da immer ihr Konto. — Auch wohnt hier herum der reiche Jude Eleaſar Eli, — den man nur den Republike-Juden nennt, weil er der Staats-Kaſſe ſchon oft, wie man ſagt, unter die Arme gegriffen hat, — mit ſeiner Tochter, der ſchönen Rahel, die 6 Millionen Dukaten Brautſchatz, Freier, wie Sand am Meere hat, und die — wie mir ein Jude verſicherte, durchaus keinen Juden heurathen will. Der Vater hat ſie einmal nach Jeruſalem ſchaffen wollen, aber die Republik hat ſich darein gemiſcht, und ſie muß, — mit ihren Millionen, — hier bleiben. Herr! ſo wahr ich ein Venezianer und ein guter Chriſt bin! Dieſe Rahel, iſt die größte, ſchönſte und reichſte Schönheit in allen Beſitzungen, Städten und Ländern der Republik. Das wär ein Fang, für einen Kavalier Ihres Schlags! denn — das muß ich Ihnen frei heraus ſagen; Sie ſind der ſchönſte junge Herr, den ich in meinem ganzen Leben durch den Kanal gefahren habe!"

Lächelnd drückte ihm Orlando, eine Zechine in die Hand, und ſtieg an's Land.

"Herr Kavalier! — ſchrie der Gondelier; — Auf mich, können Sie rechnen!"

Die maskirte Dame ſtand nicht mehr in der Gartenthür. **Orlando** ging vor derſelben auf und nieder. — Sollte er es wagen die Thür zu öffnen? in den Garten zu gehen? — Warum nicht? — Er konnte ſich irren, er ſuchte Jemand zu ſprechen, der hier herum wohnen ſolle. — Wen? — Ein Name war ja wohl zu erdenken. Alſo — Friſch! die Hand an die Klinke! — Die Thür geht auf, ein Glöckchen ertönt, aus einer Seitenallee tritt ihm die Dame entgegen, noch immer, wie zuvor, verlarvt. Orlando ſtammelt:

"Verzeihen Sie, ſchöne Signora!" —

Die Dame fragte, nicht ohne ſichtbare Unruh:

"Was ſoll ich Ihnen verzeihen?"

"Eine Frage;" — ſagte Orlando, indem er ſchnell Muth, Entſchloſſenheit und Dreiſtigkeit bekam.

"Fragen Sie nur."

"Und Sie werden antworten?"

"Wenn es möglich iſt, Ja!"

"Wie — befindet ſich das erhandelte goldene Herz?"

"Wie ſich jedes Ding, das man erhandelt, bei ſeinem Käufer befindet. Der Käufer giebt ihm den Werth den es haben ſoll; und gewiſſe Dinge, erhalten ſehr oft ihren Werth von äuſſern Umſtänden, Zufällen und — Launen. — Sie haben gefragt, ich habe geantwortet. Jezt, laſſen Sie uns die Rollen wechſeln. — War es allein das goldene Herz, das Sie hieher zog?"

"Sie machen mich verlegen!"

"Sind Sie ein Mann?"

"Ein Jüngling bin ich, der, — frei ſey es

Ihnen geſtanden! — noch ziemlich unerfahren iſt."

"Der aber dennoch etwas wagen kann! — Oder halten Sie das für kein Wagſtück, mir hieher zu folgen? Sie kennen mich nicht, wiſſen nicht — "

"Ich hoffe auf Belehrung."

"Von mir? — Das iſt denn doch, eine, ein wenig kühne Hoffnung! — Mit Ihrer Unerfahrenheit, mag es wohl nicht gar zu richtig ſeyn!"

"Ich fühle jetzt, daß ich noch verlegener werden kann, als ich es ſchon war. — Verzeih[illegible] Sie! — Meine Entfernung, ſoll mich ſelbſt [illegible] ſtrafen."

"Gehen Sie, wenn Sie können!"

Er bückte ſich, ergriff ihre Hand, küßte ſie, — und blieb ſtehen. Die Signora ſagte mit Laune:

"Sie wollten ja gehen!"

"Ich kann nicht."

"Was hält Sie zurück?"

"Dieſe Hand."

"Sie irren ſich! — Dieſe Hand hält Sie nicht zurück."

Als ſie das ſagte, entzog ſie ihre Hand der ſeinigen, und trat einige Schritte zurück. Orlando blieb, und ſagte:

"Wie grauſam ſind Sie!"

"Ich? — Ich grauſam?"

"Sie ſehen mich ſo verlegen, und können ſich an meinen Zuſtand weiden! Iſt das nicht Grauſamkeit?"

"Nun gut! ſie ſey es."

"So muß ich Sie verlaſſen? — O nein! das kann ich nicht."

"Was ſoll denn daraus werden?"

"Soll ich Sie auch nicht wieder ſehen?"

Die Gartenthür ging auf. Es trat ein Mädchen ein, und ſagte der Dame etwas ins Ohr. Orlando wollte gehen. Die Dame rief ihm zu:

"Jetzt können Sie nicht gehen! — Folgen Sie dem Mädchen, aber hurtig!"

Sie gab dem Mädchen einen Wink, die drehte te ſich um eine Hecke, und Orlando folgte ihr zu einem Pavillon.

"In dieſen Pavillon, — ſagte das Mädchen, — verſchließe ich Sie."

Das geſchah. — Im Pavillon war's dunkel. Dichte Jalouſieen verſchloſſen die Fenſter. Orlando fühlte um ſich herum, fühlte ein Sofa, und lies ſich auf demſelben nieder.

"Ein Liebhaber — ſagte er bei ſich ſelbſt; — der Mann der Dame, ein Bruder, Vater, oder eine Mutter kam, und — mich ſperrte man hier ein."

So etwas mochte es auch wohl ſeyn, was ihn in den Pavillon brachte, in welchem er ſich jetzt, in Dunkelheit befand. — Er ſaß lange, ſprang endlich ungeduldig auf, und wagte ſich an die Jalouſieen. Die eine zog er ein wenig auf. Es fiel Licht in den Pavillon, und er wurde ein kleines Portrait gewahr, das an der Wand hing. Er nahm es in die Hand, trat damit an's Fenſter, und ſah, ein reizendes weibliches Geſicht. — Noch war er in ſüſſes Anſchauen vertieft, als er ein Geräuſch vernahm. Er ſchloß die Jalouſie, ſteckte das Bild zu ſich, und nahm wieder Platz

auf

auf dem Sofa. — Das Mädchen, die ihn hieher gebracht hatte, trat ein.

„Sie können nun gehen!“ — ſagte ſie,

„Liebes Kind! Kennſt du Zechinen?“

„Wer ſollte die nicht kennen?“

„Hier ſind 6 Stück, und die ſind dein, wenn du mir ſagſt, wer die Dame iſt, mit der ich ſprach?“

„Das darf ich nicht.“

„Hat ſie es dir verboten?“

„Ja! — Aber fragen ſoll ich Sie: wo ſie wohnen, und wer Sie ſind.“

Ohne Bedenken ſagte ihr Orlando beides, und fragte weiter:

„Werde ich die Dame wieder ſehen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Iſt ſie noch hier, im Garten?“

„Ja.“

„Iſt ſie allein?“

„Nein! — Ihr Vater iſt bei ihr.“

„Das

"Das darfſt du mir wohl ſagen, ob die Dame verheurathet iſt?"

"Sie iſt es nicht. — Nun, kommen Sie! der Vater möchte hieher kommen."

Er ging, verlies den Garten, winkte einer Gondel, und fuhr in ſeine Wohnung.

Ein Billet von Cecilien rief ihn ins Klaren-Kloſter. Er kam und fand ſie ſehr aufgeräumt und munter. Sie fragte:

"Was weißt du von den Kanariſchen Inſeln?"

"Daß es dort ſehr gut zu leben ſeyn ſoll, in Gefilden, wo ewiger Frühling lacht."

"Dort lache er auch uns!"

"Uns?"

"In dieſem bangen Zwange, kann ich hier nicht länger leben. — Wir fliehen. — Für

Schätze ſorge ich; ein fremdes Schiff, wirſt du zu finden wiſſen."

Leicht hätte nichts ſo ſehr ihn in Verlegenheit ſetzen können, als dieſer Antrag. Er ſann nur wenig nach, und fragte:

"Haſt du auch überlegt" —

"Was wär dabey — fragte ſie zurück; — auch noch zu überlegen?"

"Die Gefahr — die —" [illegible]

"Die Liebe kennt keine Gefahr; die meinige, gar nicht. Zagſt du, ſo liebſt du mich nicht ſo, wie ich dich liebe."

"Du haſt nicht bedacht —"

"Ich will auch nichts bedenken. Wir bleiben nicht länger in Venedig. In einigen Tagen, können wir die Waſſer-Stadt ſchon im Rücken haben."

Orlando wollte ſprechen. Die Ankunft des Beichtvaters, ſtöhrte die Unterhaltung; man mußte ſich trennen.

Sehr

Sehr früh, den andern Morgen, überreichte Liſaura Orlando ein Billet.

"Man gab es ab, — ſagte ſie; — als Sie noch ſchliefen."

"Wer brachte es?"

"Ein Unbekannter."

"Was macht dein Bräutigam?"

"In vier Wochen will er mein Mann ſeyn. — Dann, wollen wir uns recht lieb haben! Nicht wahr?"

"Gewiß!"

Als ſie das Zimmer verlaſſen hatte, öffnete Orlando das Billet, und las:

"Sie haben aus dem Pavillon, in welchem Sie ſich geſtern befanden, ein Portrait geraubt. Es iſt das Bildniß einer Freundin von mir, die ich ſehr liebe, und Sie müſſen es zurück geben. — War dieſe That erlaubt? War ſie ein Kompliment für mich? — Vertheidigen Sie ſich, wenn Sie es können!"

Gelaſſen verzehrte Orlando ſein Frühſtück, und Liſaura leiſtete ihm Geſellſchaft. Man ſprach, man ſcherzte viel, und neckte ſich. Das Mädchen ſchwur, ſie liebe ihn zum raſend werden. — Wie ſelten kömmt es einem Mann ſo wohl!

„ Orlando wandelte ſchon lange auf dem Markusplatz umher, warum? errathen wir wohl ſchon. — Noch lies die Schönverlarvte ſich nicht ſehen.

Schon war er feſt entſchloſſen, in dem bewußten Garten ſie aufzuſuchen, als ſie, nur von dem Mädchen begleitet, die Orlando ſchon kannte, aber wieder verlarvt, erſchien. — Sie trat an eine Bude, und handelte Zucker-Figuren ein, in die der künſtliche Verfertiger, ſpaßhafte Deviſen verbarg. Er trat hinzu. Man grüßte ſich leichthin. Das Mädchen gab ihm eine Zuckerfigur, die man vermuthlich mitgebracht hatte. — Er brach ſie auf, ein Zettelchen ſtak darinne; er las:

„ Un

"Unfern dem Kloſter der Konvertiten liegt ein kleines Haus, mit brauner Thür und braunen Fenſterladen. Dort, Ihre Vertheidigung."

Die Dame ging; von weiten, folgte er ihr nach. — Triſino kam ganz ungelegen auf ihn zu, hielt ihn auf, und die Schöne war ſeinen Augen entſchwunden. Er machte ſich endlich los, flog nach einer Gondel, ſtieg ein, fuhr fort, und kam an den beſtimmten Platz.

Leicht fand ſich das Haus. Zum Ueberfluß, ſtand das Mädchen der Dame, in der Hausthür. — Er ging in's Haus. Man führte ihn hindurch, in einen kleinen Garten. In einer Laube, ſaß die verlarvte Dame.

Er nahte ſich ihr raſch, und griff nach ihrer Hand. Sie ſtieg auf, und rief ihm entgegen:

"Das Bild!"

"Wenn's nicht das Ihrige iſt." — antwortete Orlando mit ſanfter Stimme, und einem Blick, den ſie nicht aushalten konnte.

"Und — geſetzt, es ſey es auch, — was es nicht iſt, — mein Portrait, wer gab Ihnen die Erlaubniß, es zu rauben? So etwas, will nur verſchenkt, und nicht genommen ſeyn."

Schweigend lies ſich Orlando auf ein Knie nieder, und überreichte ihr das Bild. Sie nahm es, und er ſagte:

"Iſt es nicht Ihr Bild, ſo verzeihe mir die Liebe, meinen Wahnſinn. Ich habe mit dieſem Bilde mehr geſprochen, als ich mit Ihnen ſprechen darf; ich habe demſelben mehr geſagt, als ich Ihnen ſagen durfte, und meine Küſſe haben es bedeckt. — Sie iſt es, ſagte ich zu mir ſelbſt, die ihr Geſicht dir nicht zeigen will; denn ſo, wie ſie ſpricht, kann nur ein Mund, wie dieſer ſprechen. Dies ſind ihre Augen, die ſeh ich ja; ſie ſind es! Ach! es ſind dieſe Augen, die mein Herz verwundeten. Das ſind ihre anmuthigen Blicke, und ihre ſchöne Seele ſchwebt in dieſen ſchönen Augen!"

"Sie ſchwärmten!"

"Ich habe angenehm, ich habe ſüß geſchwärmt!

ſchwärmt! Was iſt wohl Liebe ohne Schwärmerei?"

"So kennen Sie die Liebe?"

"Ach leider! — Doch nie zu meinem Glück."

"Und alſo meinen Sie, jetzt ſollte Ihr Glück, bei mir, ſollte es beginnen?"

"Ich hoffte es."

"Sie täuſchten ſich."

"Mein Loos!"

"Mich wollen Sie auch täuſchen."

"Ich? — "

"Ein ſo ſchöner, junger Mann, den die Natur in ihrer ſchönſten Laune die göttergleiche, edle, hohe Bildung gab, kann und wird nicht ohne Glück lieben. Ich aber, — habe für ein getheiltes, kein ganzes Herz. Doch das geſtehe ich Ihnen, die ſchöne Form, die Ihr, wenn auch ge-

getheiltes, Herz umgiebt, wird ſtets ein angenehmes, unterhaltendes Studium, — ſo wollen wir es nennen! — mir geben. Ja! junger, edler Mann! das, was Sie ſehen könnten, iſt nicht ſo ſchön, als was ich ſehe, aber das, was hier, in meinem Buſen, beiden uns verbergen, klopft, iſt noch mein, ging noch nie verloren, und der ſoll es nur empfangen, der auch mir ein ungetheiltes Herz für das empfangene geben kann. — Sie können das nicht."

Orlando ſah zur Erde, ergriff dann ihre Hand, drückte ſie ſanft, und fragte:

"Iſt dies ihr Bildniß?"

"Was könnte Ihnen ſelbſt ein Ja helfen?"

"Iſt es ein Ja, ſo werde ich zu reden wiſſen. — Ich ſchweige."

"Was könnten Sie wohl ſagen?"

"Was Sie mir nicht glauben werden. Sie irren ſich in mir. Sie ſtoſſen ein Herz von ſich, das — Leben Sie wohl!"

"Ich bitte um Ihre Freundſchaft."

"Ich verlaſſe Venedig."

"O! thun Sie das nicht!"

"Was ſoll ich hier?"

"Wir wollen — einander näher kennen lernen."

"Wozu?"

"Sonderbare Frage! Geſetzt nun auch, — Sie fänden mein Geſicht ganz leidlich, ich fänd bei Ihnen ein Herz, das Ihnen — wenigſtens jetzt wieder, wenn auch vorher ſchon noch ſo oft verloren! — ganz gehörte, wir tauſchten unſere beſten beſten Schätze an einander aus, ſo könnte doch vielleicht ein einziges Wort, Sie wieder aus allen ihren Himmeln werfen."

"Das glauben Sie?"

"Es iſt leicht zu vermuthen?"

"Und dieſes Wort?"

"Wiſſen Sie denn, wer ich bin?"

"Die Liebe fragt nicht: Wer biſt du? ſie fragt nur Wie biſt du?"

"Wenn ich liebe, ſo verlange ich Vereinigung auf immer. — Jeder Menſch hat Verhältniſſe; Sie haben ſicher auch die Ihrigen. Sind Sie Ihr eigener Herr?"

"Der bin ich leider!"

"Leider?"

"Ich bin ohne Vater, ohne Mutter, ohne Anverwandte, — ganz ohne Verbindungen, und ohne Stütze."

"Aber — Ihre Güther?" —

"Ich habe keine Güther, habe nichts Eigenes als mich."

Die Dame ſchwieg. Sich ihrer ſelbſt unbewußt, drückte ſie ihm ſanft die Hand, und ſah ihn an, mit feuchten Blicken. Sie nahm ihr Tuch, bedeckte ihre Augen, und verlies die Laube. Orlando blieb zurück — Sie gieng raſch auf und ab, kam wieder in die Laube, nahm ſeine Hand, und ſagte:

"Es iſt nicht gut, daß wir uns länger ſprechen. Wir würden es vielleicht nur allzuſehr und dann, — zu ſpät bereuen!"

"Wir werden uns alſo nicht wieder ſehen?" — fragte Orlando mit geſenktem Blick.

"O ja! — Wir wollen uns wieder ſehen! Wir müſſen — Ach Gott: — Ich fühle, daß es ſeyn muß! — Wir müſſen uns näher kennen lernen. — Nun, kann ich mich von Ihnen nicht verkennen laſſen. Ich muß Ihre Achtung mir erwerben. — Wir ſprechen bald, recht bald uns wieder! — Leben ſie wohl!"

Sie drückte ihm die Hand, er küßte ſie ſchweigend, raſch machte ſie ſich los, und eilte aus dem Garten.

Eben

Schon war ſie fort. — Orlando wankte endlich nach der Gartenthrü. Aus einer dicht verwachſenen Hecke, trat ihm ein alter Mann, mit grauem Haar und langen Bart, beinahe orientaliſch gekleidet, entgegen, hob den Zeige-Finger der rechten Hand drohend auf gegen ihn, und ſagte mit ſtarker Stimme:

"Nimm dich in Acht!!"

Ende des erſten Theils.

Landes
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Orlando Orlandino

der

wunderbare Abentheuerer.

Von

dem Verfaſſer des Rinaldini.

Zweiter Theil.

Rudolſtadt,
bey Langbein und Klüger
1802.

Orlando Orlandino.

Zweiter Theil.

— —, Egli ſecuro
Fuggirà bendi feſo, e cuſtodito;
Fuga, non di timor, mà ben diſcherno,
Ingannar l' Inferno.

Marino.

Fünftes Buch.

Perlen entſtehen in ſalzichten Fluten,
Flammen erheben die Flammen zu Gluten,
Hoch an dem Himmel der ſchweigenden Nacht,
glänzen die Sterne in ſtralender Pracht.

Zwölfter Abſchnitt.

Tu l'amoroſa Deità profani;
Tu fai che l'alma idololatria commetta,
E che'n tempio d' Amor Sdegno s'adori!

Guarini.

Orlando ſah den Alten trotzig fragend an, warf den Huth auf den Kopf, und wollte gehen, als jener drohend wiederholte:

"Nimm dich in Acht!"

"Wer biſt du?" — fragte Orlando, indem er ſtehen blieb, und ihn vom Kopfe bis zu den Zehen mit ſchnellen Blicken maß.

"Ein Menſch bin ich;" — ſagte jener.

"Da biſt du etwas rechtes!"

"Das wenigſtens, — was du biſt."

"Ich bin nicht viel."

"Das merke ich. — Thorheiten ſcheinen bei dir im leichten Kauf zu ſtehen. — Was haſt du hier zu thun?"

"Haſt du gelauſcht, ſo haſt du auch gehört, was ich hier zu thun hatte."

"Ich lauſche nie."

"Und trateſt doch hinter der Hecke hervor?"

"Ich kann errathen, was du ſuchteſt, was du hoffteſt und verlangt haſt."

"Kannſt du das?"

"Das Mädchen, iſt nicht für dich."

"Meinſt du?"

"Für dich als Weib, wurde ſie nicht geboren —"

"Das weißt du?"

"Das weiß ich. — Als Bulerin für dich, hat ſie der Vater nicht erzogen. Ich ſage es noch einmal: Nimm dich in Acht!"

"Du kannſt es zehnmal ſagen; dich, fürchte ich nicht."

"Das wollen wir doch ſehen!"

"Das ſollſt du ſehen; das ſiehſt du jetzt."

"Sprichſt du das Mädchen wieder, ſo — wirſt du ſehen, was geſchieht."

"Das will ich erwarten. Mich ſchreckt dein Bart nicht, nicht deine Worte ſchrecken mich."

"Höre du, frecher Geſell! — ich werde dich zu finden wiſſen."

"Du haſt mich ja. — Du willſt mich ſuchen? Ich bin ja da. — Was willſt du thun? — [illegible] und mein Degen, du und dein Bart? Ich mö[illegible]te dich als Sieger ſehen! — Ich gebe dir di[illegible] Lehre: die Ohnmacht, darf nicht drohen."

"Und ich gebe dir die Lehre: Wer unrecht thut, darf ſich damit nicht brüſten."

"Wer that unrecht?"

"Du. — Kennſt du das Mädchen? Kennſt du ihre Verhältniſſe? Weißt du wer ſie iſt? Weißt du, was ſie thun und laſſen, was ſie nicht laſſen, nicht thun darf? — Darum ſage ich dir zum letztenmal: Nimm dich in Acht!"

Er ging. — Orlando ſah ihm nach, und verließ nachdenkend Garten und Haus.

Er ſtreifte an der Mauer eines Gartens hin. Drinne wurde geſungen. In die Töne einer Guitarre tönte eine angenehme Stimme. Er lauſchte; die Stimme ſchien ihm bekannt zu ſeyn. — Kühn trat er an die Gartenthür, kühn öffnete er ſie, und ging in den Garten.

In einer Laube, ſaß ſpielend **Serafina.** Er ſtürzte auf ſie zu, und fragte:

"O ſchöne Sängerin! haſt du mir nichts zu ſagen?"

Geſetzt, doch freundlich, ſagte ſie:

"Es iſt noch nicht Zeit dazu."

"Wenn wird die Zeit wohl kommen?"

"Das weiß ich ſelbſt noch nicht."

"Erkläre mir nur etwas!"

"Ich darf dir jetzt noch nichts erklären."

Er griff nach ihrer Hand. Sie zog ſie ſchnell zurück, drohte mit dem Finger, und ſagte:

"Nimm

"Nimm dich in Acht!"

Orlando ſtand verlegen und beſtürzt ihr gegenüber. Sie ſah ihn an, mit einem Blick, der ihn durchdrang. — Er ſchlug die Augen nieder, und faſt trotzig, ſagte er:

"Kannſt du es mir verbieten, dich ſchön, dich liebenswürdig zu finden?"

"Das verlange ich nicht;" — ſagte ſie ernſthaft.

"Ich aber — liebe dich."

— "Auch mich?"

"Und warum ſollte ich dich nicht lieben? Mein Herz gebietet mir das laut."

"Dein Herz? — Das ſchlimme Herz! Es gebietet dir doch immer ſo etwas. Bei mir, geht das Gebot verloren. Deine Freundin, werde — muß ich — bleiben; deine Geliebte aber zu ſeyn, darum, beneide ich kein Weib, kein Mädchen in der Welt. — O Orlando! wie viel Böſes würde deine Liebe nicht den Weibern thun, wenn ſie das dürfte! — — In jener Laube, weint Aleſſia. — Gehe hin zu ihr, und — ſchäme dich!"

Da-

Damit verließ ſie ihn. — Er ſchlich ganz langſam der bezeichneten Laube zu, und fand Aleſſinen weinend. Sie bemerkte ihn nicht. Er lies ſich vor ihr nieder. Sie ſprang auf; er hielt ſie zurück. Sanftbittend ſagte er:

"O Aleſſina! bleibe!"

"Wohin, wirſt du mich noch verfolgen?" — ſprach Aleſſina ſchluchzend, und ſank auf ihren Sitz zurück.

"Kann Liebe auch verfolgen?"

"Du haſt mich nie geliebt: du haſt mich ſtets betrogen! O! daß ich meinen Augen folgte. Wie leicht auch überraſcht nicht ſolch ein Geſicht wie das deinige, ein Herz, wie ich eins in dem Buſen trage. Zu meinem Unglück, ſah ich dieſes Auge!"

"Dein Argwohn tödtet mich!"

Raſch ſprang ſie auf, warf einen fürchterlichen, wilden Blick ihm zu, und ſagte bitter lächelnd:

"Ich muß dich haſſen!"

Kühn ergriff Orlando ſie, nahm ſie in ſeine Arme,

Arme, preßte ſie an ſich, drückte einen Kuß auf ihren Mund, und ſtammelte:

"Das kannſt du nicht!"

Sie wand ſich los, ſties ihn zurück, und ſagte:

"Ich kann noch mehr als das: ich kann dir fluchen! — Die Ruhe meines Lebens haſt du mir geſtohlen; vernichtet haſt du meines guten Herzens frohe Träume, — ach! meine Erdenſeligkeit haſt du gemordet!"

Ein Thränenſtrom brach jetzt aus ihren Augen, und bebend ſank ſie nieder. Orlando faßte ſie in ſeine Arme, und ſeine Küſſe zitterten auf ihren Lippen. — Sie kam zu ſich, riß ſich wieder los, doch ganz vermochte ſie es nicht, ſeinen Armen ſich zu entwinden; zu feſt hielt ſie Orlando, zog ſeinen Dolch, und ſagte:

"Gieb mir den Tod!"

Schnell entriß den Dolch ſie ſeiner Hand, ſchwang ihn mit Wuth Orlando zu durchbohren, ſchwang ihn, mit rollenden Augen, und — lies ihn fallen. Er hob ihn auf, lies ſie aus ſeinen Armen, entblößte ſeine Bruſt, gab ihr den Dolch zurück, und ſagte:

"Es wird nicht ſchmerzen!"

Sie nahm den Dolch, ſah ihn bedenklich an, und fragte:

"Welcher Verzweifelnden entwandeſt du dieſen Dolch?"

Gelaſſen fragte er zurück:

"Wer waffnete das Weib mit Dolchen?"

"Männer-Untreue!"

"Glaubſt du mich ungetreu, biſt du davon überzeugt, ſo bediene dich dieſes Dolches, den ich dir gab. Durchbohre mich und räche dich."

"Ich verabſcheue dich!"

Sie ging, und warf den Dolch ihm vor die Füſſe. — Er eilte ihr nach, ergriff ihre Hand, und ſagte:

"Du liebſt mich noch, und ich bin glücklich!"

Serafina kam die Allee herunter. Schluchzend eilte Aleſſina ihr entgegen, warf ſich in ihre Arme, und weinte laut:

"Er weiß es! Ach! ich liebe ihn noch immer."

"Dr-

„Orlando! O Orlando!“ — ſagte ſeufzend Seraſina.

Er trat herzu. — Seraſina winkte ihm zu, zurückzutreten, und führte Aleſſinen fort. Er ſchlug ſich vor die Stirn, und wankte in die Laube.

Hier fand ihn, als ſie zurück kam, Seraſina, nahm ihn bei der Hand, und ſagte:

„Auch Thränen finden ihren Rächer!“

Er drückte ſeine Hände vor die Augen, und ſtürzte aus dem Garten.

Kaum war er nach Hauſe gekommen, als ein [illegible] Diener des Hauſes Meſala in ſein Zimmer trat, und ihm meldete, ihr Haus habe Ordre erhalten, ihm gegen eine Quittung, 3000 Stück Zechinen auszuzahlen. Wer die Ordre gegeben habe, war nicht zu erfahren. Orlando ſtellte die verlangte Quittung aus, und erhielt das Geld. — Freigebig wie er war, galant dazu, ſchenkte er Liſauren 500 Stück Zechinen zum Brautſchatz. Die Mutter weinte laut vor Dank-

bar-

barkeit und Freude, die Tochter lächelte vor Dankbarkeit und Freude, in ſeinen Armen, ihm tauſend ſchöne Worte zu.

In's Klaren-Kloſter ging er nicht. Der ganze folgende Tag gehörte dem Markusplatz; doch was er ſuchte, fand er nicht.

Ungeduldig warf er ſich gegen Abend in eine Gondel, und lies bei S. Giakemo ſich ausſetzen. — Er umwandelte den Garten in welchem er zum erſtenmal die Dame mit der Larve ſprach, doch wagte er es nicht, hineinzugehen.

Er ſtand, blickte harrend und wünſchend nach der Gartenthür, und endlich ging ſie auf. Das ihm und uns bekannte Mädchen trat in die Thür. Kaum erblickte ſie den Wohlbekannten, als ſie die Thür zuwarf, und in den Garten [illegible]te. Orlando war entſchloſſen, ihr zu folg[illegible] er den alten Droher mit dem grauen langen Barte gewahr wurde, der auf den Garten zuging.

Sie hatten beide einander geſehen. Orlando blieb ſtehen und ſah ſich um, wie einer der auf jemand wartet. Der Alte ging auf ihn zu.

„Auch hier, treffe ich Sie an?“ — fragte er, ziemlich bitter.

"Wie Sie ſehen!" — antwortete Orlando, in eben dieſem Tone.

"Sie ſind auf einem ſchlimmen Wege!"

"Wer ſagt das? Wer weiß das? Der Weg iſt gut."

"Er führt zum Böſen."

"Er führt in einen Garten: und des erſten glücklichen Menſchen Wohnung, war ein Garten: ein Garten war das Paradies."

"Mit einem Weibe, und — einer Schlange; mit verbotener Frucht."

"Die aber doch gekoſtet wurde."

"Wollten Sie es wirklich wagen eine Frucht zu koſten, die nicht für Sie erzogen wurde?"

"Die Früchte werden ſelten von dem genoſſen, der ſie erzieht. Ich ſpeiſe ſie, wo ich ſie finde."

"Kommen Sie mit mir in den Garten!"

"Sind Sie Beſitzer dieſes Gartens?"

"Ich bin es. — Kommen Sie mit mir. Ich

muß, ich werde Sie von Ihrem Appetit nach verbotenen Früchten, heilen."

"Ich brauche keinen Arzt: ich laſſe mich nicht heilen."

"So kommen Sie auch nicht in den Garten."

"So bald es nöthig iſt, werde ich ſchon drinne ſeyn."

"Meinen Sie? — Ich glaube es nicht."

"Ich aber, glaube es, und — weiß es."

"Rechnen Sie nicht auf Aliirte: ſie ſind geſchlagen, und können gar nichts für Sie thun."

"Mein Herr! Sie kennen nicht die Weiber. Sie wiſſen nicht, was dieſen möglich iſt."

"Ich meine ſo gar, ich kenne ſie noch beſſer, als Sie ſie kennen, aber — ich kenne auch mich."

Er ging in den Garten kam aber bald wieder zurück. Ihm folgte ein Diener, der ſetzte ein Tiſchchen und eine Bank vor die Gartenthür. Der Tiſch wurde mit Wein und Früchten beſetzt. Der Alte ſetzte ſich auf die Bank, und lies ſich's ſchmecken.

Orlando trat näher, und wünſchte lächelnd, ihm guten Appetit.

"Den habe ich;" — ſagte der Alte.

Neckend fragte Orlando:

"Iſt denn die Schöne mit der Larve, in dem Garten?"

Launicht antwortete der Alte:

"Ich glaube wohl; doch darf ſie nicht heraus?"

"Warum denn nicht?"

"Der Vater hat's verboten."

"Wie heißt er?"

"Mein Sohn! das darf ich dir nicht ſagen.",

"Warum nicht?"

"Der Vater will's noch nicht haben."

"Wie wär's denn, wenn wir ſo ein wenig — den Alten hinter's Licht führten!"

"Wer?"

"Wir beide."

"Sehr verbunden für das gute Zutrauen!

Ich

Ich kann's nicht erwiedern, und kann auch nicht mit meinem Beiſtand dienen."

"Ich bin kein Knicker."

"Was gäb der Herr?"

"Wenn ich die Schöne ſprechen darf, ſo zahle ich 100 Stuck Zechinen."

"Viel Geld! — Sie ſind gewiß ſehr reich?"

Das eben nicht; aber, was giebt man nicht darum, ein hübſches Kind zu ſehen!"

"Kind iſt das Mädchen nicht; ſie zählt ſchon zwanzig Jahre: und woher weiß der Herr wohl, daß ſie hübſch iſt? Vermuthlich ſahen Sie das Mädchen ſchon ohne Larve?

"Nein! — Dennoch muß ſie hübſch, ſo gar ſchön und reizend ſeyn, weil es meine Fantaſie ſo haben will."

"Ja, ſo! — Ich glaube aber, die Signora iſt nicht hübſch. Wär ſie ſchön, warum ging ſie beſtändig verlarvt umher?"

"O! laß mir doch den ſüſſen Wahn ſie ſchön zu glauben!"

"Ich habe nichts dagegen."

"Und die 100 Stück Zechinen?"

"Haben Sie das Geld bei ſich?"

"Ja. — Will ſie der Herr verdienen?"

Der alte ſchellte. Sein Diener kam.

"Sag deiner Signora, — ſagte der Alte; es ſey ein Herr da, der ſie zu ſehen, mir 100 Stück Zechinen geben wolle. Ich laſſe ſie fragen, ob ſie ſich ſehen laſſen will, und ob ich das Geld nehmen ſolle?"

Der Diener ging. — Orlando lächelte:

"Das wird ein luſtiger Handel!"

"Gewiß!" — lächelte auch der Alte.

"Du ſcheinſt mir auch ein luſtiger Kauz zu ſeyn!"

"Ach ja!"

"Wie wir zum erſtenmal uns ſahen, warſt du weit ernſthafter."

"Ich kannte den Herrn damals noch nicht recht."

Der Diener kam zurück, und ſagte:

"Die

"Die Signora wolle nichts von dieſem Handel wiſſen."

"Das hat ſie nicht geſagt! — ſchrie Orlando; — Laßt mich ſie ſelber ſprechen."

"Der Vater hat's verboten:" — ſagte der Alte, und winkte dem Diener zu gehen.

"Ich will's dem Vater ſelber ſagen. Iſt es ein Unglück, wenn ich ſeine Tochter liebe."

"Sie lieben ſie? — Sie kennen ſie ja aber nicht, haben nicht einmal ihr Geſicht geſehen."

"Was thut das? — Sie hat ein edles Herz."

"Woher wiſſen ſie das?"

"Um das zu wiſſen, habe ich lange genug mit ihr geſprochen."

"Die Weiber können ſich gar ſehr verſtellen. Nur ihre Handlungen lehren uns ſie kennen. Folgen ſie meinem Rathe, laſſen ſie das Mädchen gehen, und ſuchen Sie ſich etwas beſſeres aus."

"Ich will nichts Beſſeres haben."

"Wenn ſie nun der Vater einſperrt?"

"So befreie ich ſie."

"Wenn er ſie aus Venedig fort ſchickt?"

"So gehe ich ihr nach."

"Wollen Sie das Mädchen heurathen?"

"Wenn ſie meiner Liebe würdig iſt; ja."

"Das geht nicht."

"Warum nicht?"

"Erſtens, iſt ſie ſchon verſprochen."

"Das hat der Vater gethan. Sie weiß nichts davon. Ihr Herz iſt noch frei. Das hat ſie mir ſelbſt geſagt."

"Zweitens, ſind Sie ein Chriſt, und das Mädchen, iſt eine Jüdin."

"Eine Jüdin?"

"Nicht wahr, dies ändert alles? — Ja, mein lieber, zärtlicher, freigebiger Herr! das Mädchen iſt eine Jüdin. Sie wiſſen, was es Ihnen koſtete, ihren Beſitz zu erhandeln. Ihr Beiſpiel wär das erſte nicht, doch dazu will ich Ihnen nicht rathen, denn es bleibt immer, ein desperates Mittel."

"Du hintergehſt mich!"

"Wahrlich nicht! Sie iſt eine Jüdin. Ihr Vater heißt Eleaſar Eli, und dieſer Vater, — bin ich ſelbſt."

Er ging in den Garten: Orlando ſah ihn betroffen nach, und murmelte;

"Verfluchter Streich!"

Ein Apfel flog über die Gartenmauer. Er hob ihn auf, durchſchnitt ihn, und was er ſuchte, fand er, einen Zettel; darauf ſtand:

> "Sind Sie, was Sie zu ſeyn verſicherten, ſo laſſen Sie mir wiſſen, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe. Meine Silpa, wird Sie Morgen ſprechen. — Ich ſchreibe dies mit meinem Blute, und einem Hölzchen, da ich weder Feder noch Tinte habe. Gute Nacht!"

"Nun, Herr Eleaſar Eli! — ſagte Orlando; — Was ſagen Sie dazu?"

Luſtig ſprang er in eine Gondel, zerriß den Zettel, gab ihn den Wellen, und ſtieg bei'm Klaren-Kloſter aus.

Etwas zu voreilig dankte er Cecilien, für die erhaltenen 2000 Stück Zechinen. Sie ſah ihn verwundert an, und ſagte:

"Mir biſt du für das Geld keinen Dank ſchuldig. Es kömmt nicht von mir. — Was ich dir geben will, brauchſt du ja nicht durch die dritte Hand von mir zu empfangen."

Beſtürzt ſah Orlando vor ſich nieder, ärgerlich über ſeinen voreiligen, unüberlegten Dank, und liſpelte:

"So weiß ich nicht, von wem das Geld kömmt!"

Cecilie ging auf und nieder, und endlich rief ſie aus:

"Ha! ich errathe! — Ja! ja! — Von dorther, kam es. Orlando! laß dir ſagen. Der Patriarch hat einen Plan gemacht, dich zu verſorgen. Eine reiche Wittwe, die größte Devote ſeines Kirchenſprengels, — eine, vermuthlich ehemals von ihm ſelbſt verehrte — fromme Dame iſt von ihm erkohren worden, mit ihrer Hand und ihren Geldſäcken dich zu beglücken. Du ſollſt ſie überleben, wärmen und beerben. — Von dieſer milden Hand, haſt du das Angeld erhalten!"

So ernſthaft beide erſt die Sache genommen hatten, ſo ſehr mußten ſie nun belachen, was ſie vorher verlegen machte. Sie glaubten was ſie vermutheten, und dennoch irrten ſie ſich beide, denn das Geld kam nicht von jener frommen Wittwe. — Vielleicht rathen die Leſer beſſer und glücklicher, als Cecilie rathen konnte, die freilich nicht wußte, was wir wiſſen. Doch Orlando, der mehr wußte, als wir wiſſen können, glaubte Ceciliens Vermuthungen, und dachte nicht an eine dritte, wohlthätige Hand.

Den folgenden Morgen erſchien, wie es angekündiget worden war, Jungfrau Silpa, das uns bekannte Mädchen der ſchönen Rahel; — denn nun wiſſen wir, daß ſie ſo heißt, ob ſie gleich noch eine Larve trägt; — am Kanal winkte ſie ihm, und ſprang mit ihm in eine Gondel.

Als ſie ſaßen, und die Gondel fort ſchwamm, kam es zum Geſpräch:

"Die Jungfrau Rahel, Eleaſars Tochter,

läßt Sie freundlich grüßen, und Ihnen ſagen, daß ſie von ihrem Vater alles weiß, was er geſprochen hat mit Ihnen. Zugleich läßt ſie Ihnen ſagen, daß er ihr verboten hat, Sie zu ſehen, und zu ſprechen mit Ihnen. Doch meint ſie, ſie würde es ſchon machen können, daß ſie einander wieder ſähen, wenn nur Sie noch ſie ſehen wollten."

"Das iſt mein innigſter Wunſch!"

"Auf dieſe Antwort, ſoll ich Ihnen ſagen, Sie möchten ſich doch Geſchäfte machen, bei Jungfer Rahels Mutter Schweſter, bei Frau Zerlinen Levi, die eine Wittwe iſt, in der Coſmo's Straße wohnt, und Handel treibt, mit allerlei Mode Waaren, die wohl ohne Verdacht einer andern Abſicht, ein junger Herr ſelbſt bei ihr kaufen kann. — Dieſe Frau iſt ein wenig eitel, und läßt ſich gern, ob ſie ſchon nicht mehr jung iſt, viel ſchönes ſagen. Dies ſollen ſie benutzen, und ſollen oft bei ihr kaufen, damit Sie gleichſam in ihrem Hauſe bekannt werden. Darauf baut ſie ihren Plan, den ſie mir aber nicht geſagt hat. — Von Ihnen verlangt ſie ein Pfand, ein Zeichen, daß Sie mich geſprochen haben, und daß Sie thun wollen, was ſie vorgeſchlagen hat."

Orlando zog einen Ring vom Finger, gab ihn dem Mädchen, und ſagte:

„Hier iſt das Pfand.“

„Und hier, iſt auch ein Pfand.“

Damit gab Silva ihm ein Käſtchen. Begierig öffnete er es, und fand darinne ein mit Brillianten umfaßtes weibliches Portrait.

„Mein Gott! — ſchrie er laut auf; — Wem gehört dies himmliſche Geſicht?“

„Der Jungfrau Rahel.“

„Iſt es möglich? — Hat der Maler nicht geſchmeichelt?“

„Gewiß nicht! — Das werden Sie ſchon ſelber ſehen?“

„So war denn alſo jenes Bildniß das ich raubte, nicht das ihrige?“

„Nein! Es iſt das Bildniß ihrer Schwiegerin. — Doch genug! — Hier ſteige ich aus, und Sie — werden nun zu handeln wiſſen.“

Orlando drückte dem Mädchen ſeine Börſe in die Hand, und küßte ſie entzückt. Sie lächelte, und ſagte:

"Das dürſte Jungfrau Rahel ja nicht ſehen!"

Allein nun in der Gondel, weidete er ſich am Anſchauen des Portraits. Er nahm es aus dem Käſtchen; es hing an einer goldenen Kette, und nahm nun Platz auf ſeiner Bruſt, bedeckt vor jedem Späher Blick. Und unter dem Portrait, im Käſtchen lag ein niedliches mit Blumenkanten umzogenes Blättchen, und darauf ſtand:

Liebe um Liebe;

Und unter dem Blättchen lag ein Ring; zwei Herzen von Rubinen, umſchlungen und vereint mit Diamantenen Ketten, umſtralt von einer Glorie.

Mit Entzücken betrachtete Orlando die Geſchenke, und eine innre Stimme ſchien ihm zu zu rufen:

"So ſchenkt nur eine Erbin von 6 Millionen Zechinen!"

* * *

Dreizehnter Abſchnitt.

Cliens S. Claræ nullus æternum perit.

P. Heneo.

Frau Zerline empfing den ſchönen Käufer, der in ihren Laden trat, mit gar vergnügten Blicken, und Orlando, ſo galant, wie möglich, begann:

" Ei! wie viel ſchönes befindet ſich in dieſem Laden!"

Freundlich lächelnd neigte ſich Frau Zerline und, auch nicht unerfahren in der Kunſt etwas Angenehmes ſagen zu können, erwiederte ſie beinahe noch galanter als der Käufer:

„Das Schönſte ſehe ich in meinem Laden, jetzt zum erſtenmal!“

Orlando wurde roth, und verbeugte ſich beſcheiden. Frau Zerline aber, fuhr fort:

„Hätte ich einen ſolchen Artikel zu verkaufen, ich wollte mich auf Zeit meines Lebens ſicher ſetzen.“

„Sie ſind ſehr ſcherzhaft! ſchöne Frau!“ — lächelte Orlando.

„Und ſie ſind ſo galant, daß ich wohl ſagen kann, wie Sie vorhin zu mir zu ſagen beliebten; Sie ſind ſehr ſcherzhaft, ſchöner Herr; Doch das, iſt Wahrheit! — — Was ſuchen Sie denn wohl in meinem Laden?“

„Man braucht ſo mancherlei in unſerer ſogenannten vornehmen Welt, daß ich beinahe wünſchen möchte, hier plündern zu dürfen!“ —

„O! plündern Sie nur zu! Ich übergebe alles Ihrer Diskretion.“

„Alles? — Frau Zerline! Frau Zerline! — Wenn ich Sie nun beim Worte hielt?“

„Ach! Sie loſer Herr! — Sie wiſſen wohl, wie

wie leicht wir armen Weiber zu halten ſind; bei'm Wort, wie bei der Hand!"

So neckte man ſich fort, und Orlando kaufte ſo viel ein, daß Frau Zerline es ihm in einen Pakte nachſenden mußte. Liſaura durfte das Päktchen öffnen, und nehmen, was ſie wollte.

Frau Zerline hatte ihren galanten Käufer gebeten, ſie recht oft mit ſeiner angenehmen und werthen Gegenwart zu beehren, und er, hatte ihr verſprochen, oder vielmehr, wie er ſich ausdrückte, angedroht, jeden Morgen ſich bei ihr zu erkundigen, wie ſie geſchlafen habe; dieſes alles erzählte ſie den folgenden Morgen ihrer ſchönen Nichte, und ſagte:

"Einen ſolchen angenehmen, eleganten, und ſchönen Mann, habe ich Zeit meines Lebens noch nicht geſehen. Ich war ordentlich, wie erſtarrt, als er eintrat. — Bei Gott! Sieh Rahel! ich will nicht Zerline heißen! wenn ich ſo in deinen Jahren wär, und dein Vermögen hätte, der Mann müßte mein werden, und ſollte ich, — ich weiß nicht was, daran wenden!"

Mit klopfendem Herzen hörte **Rahel** ſie an, aber ganz unbefangen zwang ſie ſich zu lächeln, und ſagte:

"Ei! Frau Zerline! du biſt ja ganz auſſer dir!"

"Ja! ich bin's, — ſchrie jene; — und ich will es auch ſeyn! denn ich habe etwas Auſſerordentliches geſehen."

"Ei, ei! Was will das werden?"

"Ach! jetzt hat's keine Noth! Wär's aber ſo etwa vor vier und zwanzig oder dreiſſig Jahren gekommen, ſo wär ich Vater und Mutter entlaufen."

"Zu einem Chriſten?"

"Ach! was Chriſt! was Chriſt! die Liebe iſt weder eine Jüdin, noch eine Chriſtin! Sie fragt nicht nach Stand, Rang und Glauben. An den Werken erkennt man ſie. Sie fragt nicht: Wer biſt du? Was glaubſt du? ſondern, ſie fragt: Was giebſt du?"

"Wenn nun aber der Vater über eine ſolche Tochter den Fluch ausſpräch?"

"Ach!

"Ach! das wär ja ein alberner Fluch! Was machte ich mir aus einem ſolchen Fluche, wenn ich einen Liebhaber hätte, wie der iſt, von dem ich ſpreche! — Du ſollteſt ihn nur ſehen!".

"Du machſt mich wirklich neugierig!"

"Sey es immer! Es iſt der Mühe werth."

"Kömmt er denn wieder?"

"Jeden Morgen will er kommen ſagte er, ſehr galant, um ſich zu erkundigen, wie ich geſchlafen hätte. Denke dir das nur! Wie ich geſchlafen hätte! — Kurz, ſo etwas Galantes, Angenehmes und Schönes, ſtellſt du dir gar nicht vor!"

"Ich will mich als dein Ladenmädchen ankleiden!"

"Das geht an; aber hurtig!"

Rahel kleidete ſich an, und ſtellte ſich beſcheiden in die Laden-Ecke. Eine Gondel fuhr an, und Frau Zerline ſchrie:

"Da kömmt er!"

Freundlich und galant trat Orlando in den Laden, und Frau Zerline empfing ihn komplimentirend.

mentirend. Rahel verneigte ſich, und legte in dem Winkel, in welchem ſie zurücktrat, bedeutend die Hand auf ihren Mund: — Orlando verſtand die Pantomime, und nikte ihr vornehm freundlich, einen Gruß zu.

Man ſprach, man komplimentirte, man ſah Waaren an, und handelte und kaufte.

Einen Augenblick, etwas zu holen, mußte Frau Zerline den Laden verlaſſen, dieſen benutzte Rahel, und ſagte:

„Fragen Sie nach Frau Zerlinens ſchönen Bildern.“

Das geſchah als ſie zurück kam. Sie meinte, es ſey der Mühe gar nicht werth, daß man ſich eine Treppe hinauf in's Zimmer bemühe, wo ſie hingen, er aber verſicherte das Gegentheil gehört zu haben, und bat, indem er ihr die Hand drückte, ihm doch die Freude zu gönnen, die Gemälde zu ſehen.

Sie konnte nicht widerſtehen, und führte ihn in's Zimmer, wo die Gemälde hingen. — Kaum war ſie dort, als Rahel kam, und ſie in den Laden rief, wo Käufer waren. Sie mußte eilen, ſie bat um Verzeihung, und lies das Mädchen bei ihm, das gern bei ihm gelaſſen ſeyn wollte.

Kaum war ſie aus dem Zimmer, als Rahel in Orlando's Armen lag. Doch eben ſo ſchnell machte ſie ſich auch wieder los, und trat zurück. Ihr Geſicht erglühte, und eine Thräne fiel auf ihren Buſen. Mit zitternder Stimme, fragte ſie:

„Was denken ſie von mir?“

„Was gut und edel iſt!“ — ſagte Orlando, indem er ſie bei der Hand nahm.

Sie ſeufzte, und wollte ſprechen, doch ſie vermochte es nicht. Ihre Thränen rannen ſchneller. Er rief ihr zu:

„O Liebe! faſſe dich.“

„Ach! dieſe Thränen ſagen Ihnen, was ich fürchte und bereue.“

„Was kannſt du fürchten? Bereuen kann Liebe nichts, die ſich um Liebe giebt.“

„Ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen, und weiß noch nicht, wo ich Sie ſprechen kann. Mein Vater läßt auf alle meine Tritte lauern. Er läßt mich kaum zu meiner Mutter Schweſter.

Erfährt er, daß Sie zu Frau Zerlinen kommen, ſo darf ich keinen Fuß wieder hieher ſetzen. Seine Spione umgeben mich allenthalben, und nicht allein die ſeinigen, ſondern auch die Spione eines gewiſſen Aaron Sommi den mein Vater gern zum Schwiegerſohn hätte, weil dann die zwei reichſten Häuſer unſers Glaubens in Venedig, mit einander verbunden wären. Zum Unglück, liebt der Unausſtehliche mich wie ein Wahnſinniger. Mein Vater hat ihn mir zum Wächter gegeben, und ich fürchte alles von ſeiner Wuth. O! ſehen Sie ſich vor."

Sie wollte weiter ſprechen, als Frau Zerline zurückkam. — Orlando dankte verbindlich, bat ſie, ein kleines Andenken von ihm anzunehmen, und ſchenkte ihr ein goldenes zierlich gearbeitetes Riechfläſchchen. Einen ſilbernen Schlüſſelhaken, gab er für geleiſtete Geſellſchaft, der Nichte, und nahm freundlich Abſchied.

"Nun! was ſagſt du? — fragte Frau Zerline, als Orlando fort war,

"Der

"Der ſchöne Schlüſſelhaken gefällt mir!" — ſagte Rahel.

"Das Riechfläſchchen gefällt mir auch, aber der Geber, — der gefällt mir noch tauſendmal beſſer."

Rahel warf die geliebenen Kleider ab, und begab ſich, um keinen Verdacht zu erregen, in ihre Wohnung zurück.

Hier erwartete ſie keine allzutröſtliche Szene. Ihr Vater hatte die Aelteſten ſeines Stammes, Verwandte und Rabbinen verſammelt, alles in der Abſicht, ſeiner Tochter durch Zureden, durch Autoritäten und Drohungen, die Hand des Aaron Sommi aufzudringen. — Standthaft blieb ſie bei ihren Weigerungen, und als man ihr drohte, erklärte ſie laut, ſie werde, als eine geborne Venezianerin, die Hülfe der Republik reklamiren, und wenn man ſie zu verfolgen nicht aufhöre, ſo werde ſie Mittel und Wege finden, dem Patriarchen bekannt werden zu laſſen, daß man ſie wegen ihrer Liebe zu einem Chriſten, verfolge, der ſie in den Schoos ſeiner Kirche führen wolle.

Die-

Dieſe Erklärung wirkte. Man wußte, wie es in ſolchen Fällen gewöhnlich zu gehen pflegte, und lies ab zu drohen. Doch beſtand der Vater darauf, ſeine Tochter müſſe weiblicher Aufſicht anvertraut werden.

"Da ſpricht der Vater ſehr wohl! — ſagte Rabbi Sachiel; — Was er meint, iſt klug gedacht und gemeint. Man übergebe alſo Eleaſars Tochter Rahel, der Aufſicht ihrer nächſten Anverwandtin, das iſt, der Schweſter ihrer Mutter, der wohlerfahrenen Frau Zerline Levi. Dieſe kluge Frau wird ſie wohl hüthen, und ihre Vorſtellungen werden thun, was Drohungen nicht zu thun vermögen."

Dieſes wurde beſchloſſen, und **Rahel**, wurde noch dieſen Tag zu Frau Zerlinen gebracht.

Die Herren, wußten nicht was ſie thaten!

Orlando wurde zum Patriarchen gebeten. Dieſer erklärte ihm, was Cecilie ihm ſchon geſagt hatte, nemlich ſeine Abſicht, ihn wohl und gut zu verſorgen.

"Der Herr Kouſin — ſagte er; — bekommen eine gute, edle, chriſtlichgeſinnte Frau zur Gattin; eine Frau, die reich, ſehr reich, und mit den edelſten Häuſſern der Republik verwandt und befreundet iſt."

"Wir wollen ſie beſehen!" — lächelte Orlando.

"Das wollen wir! — ſagte der Patriarch; — So bald ſie auf ihr Landguth, das ſehr reizend an der Brenta liegt, gegangen iſt, beſuchen wir ſie dort. Das kann ohne Aufſehen zu erregen, geſchehen, die Familie merkt nichts, und wir ſehen zu, wie wir die Sache unter uns richtig machen. Ich ſtehe dafür, des Herrn Kouſins ſchöne Geſtalt, ſein edles Benehmen, erwerben ihm den Schatz, von — ſicher anderthalb Millionen. So etwas, läßt ſich mitnehmen. Zwar ſind zeitliche Güther, gegen die himmliſchen, nur eiteler Tant; ſo lange wir aber noch in der Zeitlichkeit leben, iſt es dennoch ſehr gut, wenn man ſo leben kann, wie man lebt, wenn man gut und wohl lebt. Nummo numen in eſt! In dieſer Welt, die wir nicht anders machen werden, iſt es nun einmal ſo! da heißt es: Per pecuniam am omnes res æſtimantur. Wer Geld hat, tritt hervor, und ſagt: da bin ich! und jedermann zieht den Huth. Was er begehrt, wird ihm; Man ſpricht, wie er es verlangt. Absque ære mutuum eſt Apollinis oraculum. Regina pecunia vincit omnia! — Zwar iſt die chriſtliche Braut ſchon etwas tief in ihres Lebens Herbſt, aber deſtoeher wird ſie den Herrn Kouſin in den Witwer-Stand verſetzen. Es iſt nichts in der Welt leicht ohne ein Aber. Das kann uns nicht irre machen. — Nicht wahr?"

Orlando dankte ihm für ſeine gütige Vorſorge, und verließ ihn, mit ſehr guter Laune.

Der Abend fand ihn im Klaren-Kloſter. Eine vorgegebene Unpäßlichkeit, hielt die Aebtiſſin auf ihrem Zimmer. Cecilie war etwas ſchwermüthiger, als gewöhnlich. Orlando aber war ſehr munter, und ſuchte die Stirn ſeiner Freundin zu ebenen; aber dies konnte ihm nicht ganz gelingen. Cecilie lag ſelbſt in ſeinen Armen, zwar zärtlich liebevoll, wie immer, doch nicht ohne die ſichtbarſte Aengſtlichkeit.

"Ich

"Ich weiß nicht, was mir iſt! — begann ſie. — Es iſt mir ſo ſonderbar, und Gefühle bemächtigen ſich meiner, denen ich keinen Namen zu geben weiß."

Mit Küſſen ſuchte Orlando ſie zu beruhigen, und ihre Thränen ſchweren Augen, ruhten an ſeinem klopfenden Buſen. Im Zimmer herrſchte tiefe Stille. — Es ſchlug die Uhr, und der Klareſſ Geſang ertönte. Schnell verloſch das Licht, und vor ihnen ſtand im Lichtglanz, die Geſtalt der heil. Klara.

"O heil. Mutter! — ſchrie Cecilie laut auf. — Die Heilige! die Heilige!"

Raſch ſprang Orlando auf, Betrug ahndend, der Erſcheinung entgegen, das Gaukelſpiel, wie er es nannte, zu vernichten, da ſprach mit ernſter, doch melodiſcher Stimme, die Heilige.

"Kein Gaukelſpiel iſt es! Ich ſelbſt bin euch erſchienen,
Und warnend ſpricht mein Mund der Drohung Worte aus.
Nicht länger dürft' ihr mehr der irrdſchen Liebe dienen,

Nicht

Nicht länger ſey entweiht, durch euch, dies Klaren-Haus.
Beſteht den hohen Kampf mit den entbrannten Sinnen,
Geht von der Bahn zurück die euer Fuß betrat.
Im Schleier darf nun nicht mehr die Aebtiſſin minnen,
Die mich um Nachſicht, ach! nur ſtets von neuen bat.
Die Freundſchaft bleibe rein, nicht darf ſie mehr entweihen
Was der Begierden Heer mit Lüſternheit begehrt.
Der Tochter werde ich jetzt noch voll Huld, verzeihen;
Sie richte ſich nun auf; ſie werde meiner werth!“

Sie ſprach's, verſchwand, und in ſanften Tönen ertönte das Klaren-Lied; eine reine Stimme ſang:

Mit dem Mantel ihrer Gnade
Deckt die Mutter voller Huld,
Das Vergehen ihrer Tochter,
Und vergiebt ihr ihre Schuld.

Auſſer ſich, zitternd ſank Cecilie zurück auf das Sofa. Orlando ſchickte nach dem Arzt, und lies ſie krank zu Bette bringen.

Cecilie wurde wirklich bedenklich krank. Der Arzt wurde verlegen; nicht weniger, war es, nur aus anderm Grunde, Orlando. Er vergaß ſogar, Frau Zerlinen zu beſuchen, was die ſchöne Rahel, nicht wenig beunruhigte. Ihre Silpa mußte ihn aufſuchen. Sie fand ihn auf dem Lager. Er machte ſich noch kränker, als er war; eine Bothſchaft, die Rahel mit Schrecken erhielt.

Sie griff zur Feder und ſchrieb, was rührende Sehnſucht ihr ſchreiben hies.

Nach und nach beſſerte ſich Cecilie wieder, und als der Arzt ihr erlaubte, Beſuche anzunehmen, eilte Orlando zu ihr.

Sie blickte ihm heiter entgegen, ſtreckte ihre Hand nach ihm aus:

"Es iſt geſchehen! Es iſt vorbei! — Nun iſt alles gut!"

"O

"O Cecilie!"

"Ich habe Verzeihung, und meine Geſundheit wieder erhalten."

"Mein Dank dem Himmel!"

"Wieder gekommen iſt die Stärke meines Leibes und meines Geiſtes. Beide gehören dem Himmel. Ganz werde ich mich nun ſeinem Dienſt nach dem Beiſpiel der Heil. Klara, meiner Schützerin und Vorbitterin, weihen. Alles Irrdiſche liegt hinter mir; vor mir, lacht der Himmel. Flügel wünſcht meine Seele ſich, und mein Geiſt ſtammelt: Hinauf! Hinauf! Abſchied habe ich allen Begierden und Leidenſchaften gegeben, keinen Wunſch nach irrdiſcher Liebe, will ich mehr in meinem Herzen nähren, aber fröhlich will ich das Kreuz tragen, dieſe ſüſſe Laſt, der ich gern unterliege. Strenge Pflichten werde ich mir auferlegen und Magdalenen gleich, der groſſen, dennoch begnadigten Sünderin, *) durch Bu-

---

*) "Primùm Peccatrix in civitate, deinde dulciſſima Salvatoris ſectatrix, diſcipula, miniſtra." — Acta Sanctor, M. Jul, T. V. p. 188.

Buſe, Verzeihung meiner Vergehungen mir, und den Himmel erwerben. — — Wir werden uns zuweilen ſehen,; ich werde fur dich beten. — Freundſchaft darf uns verbinden, aber Freundſchaft ſo rein und unbefleckt, wie die Freundſchaft wär, die die Heil. Klara, an den Heil. Franziskus band, *) die oft ſich ſahen, oft zu einander kamen."

Schweigend küßte Orlando ihr die Hand. Sie ſagte:

"Dies war der letzte Kuß!"

Hierauf, erhob ſie ihre Arme, legte ſie auf ſeine Hand, und ſagte:

"Orlando! Bedenke, was zu deinem Frieden dient: Unterſuche und prüfe dein Herz, und gieb keinem böſen Gedanken Raum; So, wirſt du glücklich werden!"

Mit gebrochenem Herzen verlies Orlando das Klaren-Kloſter, fuhr nach St. Giorgio, und warf

---

*) "Amica & S. Franciſci filia ſpiritualis, — Viſitat ille iſtam. & ſæpius iſta illum," — Acta Sanctor. M. Aug. T. II. p. 755.

warf ſich weinend auf das Grab ſeines Gros-Vaters.

Als er in ſeine Wohnung zurück kam, gab er eine kleine nothwendige Reiſe vor, und pakte ſeine Sachen zuſammen. An Rahel ſchrieb er:

> "Ich verlaſſe Venedig auf einige Wochen. Ich wünſche, daß wir uns bald wieder ſehen!"

Dann verlies er die Stadt, und miethete ſich am Ufer der Brenta ein kleines Haus, in welchem er eine ganze kontemplative Lebensart, zur Erbauung ſeiner Nachbarn führte.

* * *

Vierzehnter Abſchnitt.

Loqui timeo, & narrationem plenam horroris, linguæ officio aggredi!

Fr. Heræus.

Schon waren drei Wochen verfloſſen, und Orlando ſehnte ſich noch immer nicht wieder in die Welt zurück, ſo wohl gefiel er ſich in ſeiner Einſamkeit. Er fing an über ſich ſelbſt und ſeine Lage nachzudenken, und die Begebenheiten ſeines Lebens gingen wie Traumgeſtalten vor ſeiner Seele vorüber. Tiefes Nachdenken verurſachte ihm die ſonderbare Szene in den Apenninen, die Geſchichte mit der Verführerin Livia, und S. Klarens Erſcheinung. Seraſine erhob ſich über dieſe Geſtalten, und der Zauber ihrer Stimme belebte das ganze Fantaſie Gemälde.

Eines Tages ſaß er, in dergleichen Betrachtungen verloren, vor der Thür ſeines Hauſes, als ein Verhüllter ſich ihm nahte, der ihn lange betrachtete. Orlando wurde endlich unruhig. So fragte er:

Wen ſuchſt du? "

Jener antwortete:

"Ich glaube gefunden zu haben, was ich ſuche."

"Wen glaubſt du gefunden zu haben?"

"Der Beſchreibung nach, ſind Sie der Herr, den ich ſchon ſeit vierzehn Tagen ſuche, und ich habe Sie endlich gefunden. — Zwar hat man mir ihren Namen nicht geſagt, aber es mag auch wohl mehr um Ihrer Perſon, als um ihres Namens willen, geſchehen, daß man zu wiſſen wünſcht, wo Sie ſich befinden."

"Wer wünſcht das zu wiſſen?"

"Das ſoll ich Ihnen nicht ſagen, aber, Gefahr iſt wohl nicht bei dieſer Entdeckung, und nichts iſt dabei zu fürchten."

"Ich fürchte nichts, und habe auch nichts zu fürchten!"

"Das glaube ich ſelbſt. Aber — ſo ein wenig durchgegangen, — oder wie ich ſonſt ſagen ſoll! — mögen Sie denn doch wohl ſeyn."

"Durchgegangen?"

"Vielleicht haben Sie Ihre Gründe dazu, aber — man glaubt wohl auch Gründe zu haben, Sie wieder zu fangen. — Es iſt gar nicht meine Sache, dies zu unterſuchen, zu beſtimmen, oder zu erörtern, aber meine Schuldigkeit iſt es, meine Entdeckung an dem gehörigen Orte bekannt zu machen. — Wenn wir uns wieder ſprechen, wiſſen oder erfahren wir beide ſicher mehr, als wir jetzt erfahren können und wiſſen."

Damit ging er fort. — Orlando ſah ſeinen Auffenthalt ungern entdeckt, und er beſchloß, ſeine Wohnung mit einer andern, entlegenern, zu verwechſeln.

Ge-

Gegen Abend ſaß er wieder im Freien, athmete die reinſten Wohlgerüche ein, und verlor ſich in mancherlei Betrachtungen. Da bewegte ſich eine verhüllte Figur auf ihn zu. Er verlies ſeinen Siz, ging in ſein Haus, und die Figur eilte ihm nach.

"Du fliehſt vor mir?" — ertönte eine Stimme, und zwei runde Arme hielten ihn umfangen,

Verwundert, ängſtlich, betroffen, und dennoch froh, — ſo iſt der Menſch! — rief Orlando aus:

"Das iſt die Stimme meiner Rahel!"

"Deiner Rahel?"

"Ja! ſie iſt es!"

"Dein nennſt du mich, und dennoch fliehſt du mich?"

"Wie könnte ich dich fliehen? Meine Sicherheit befahl mir nur, dich auf einige Wochen nicht zu ſehen. — Hier ſann ich nach —"

"Wie wir entfliehen wollten?"

"Ich überlegte alles wohl, ſann hin und her, aber die Flucht —"

"Blieb nur allein uns übrig; nicht wahr?"

"Zwar.— "

"Auch mir ſind mancherlei Bedenklichkeiten aufgeſtoßen, die Liebe hat ſie alle fortgeſchaft, zerſtreut, vernichtet."

"Die Liebe, macht uns alles leicht; das weiß ich wohl!"

"Wie gut iſt das! — Sie ſelbſt iſt, wenn auch eine angenehme, dennoch eine Bürde. Wie gut iſt es alſo, daß ſie erleichtert, was uns ſchwer wird, daß ſie Abgründe ebnet, und aus dem Wege Felſen räumt, die unerſteiglich ſcheinen! — unter ihrem Schutze, laß uns fliehen, ſonſt fürchte ich, verlieren wir uns noch."

Sie waren jetzt im Zimmer, und ſo viel ſie ſich auch noch zu ſagen hatten, ſo wenig wurde dennoch geſprochen.

Da lag Orlando nun mit allen ſeinen Entwürfen und Entſchließungen, an einem Buſen, der ſo liebevoll ihm entgegen ſtrebte, umfangen von ein paar Armen, die jeden Kläuſener Gedanken aus ſeinem Herzen preßten; auf ſtummen, doch beſchäftigten Lippen, ſaß die Ueberredung, und jeder Athemzug gab neue Gründe gegen

alte

alte Entſchließungen, die wichtiger mit jedem Pulsſchlage wurden.

Eine glückliche, freudenvolle Gegenwart, malt auch mit eben dieſen Farben die Zukunft, ſie erhebt den Standpunkt, von welchem man um ſich her blickt, und ſtellt das ſchönſte Perſpektiv in eine ſchöne Gegend, an der ſich nun der reizenſte Hintergrund zeigt.

So lag die Ausſicht jetzt vor vier nur halbgeöffneten Augen, die nach und nach ſogar in eine Glorie ſich auflöſte, von der zuletzt nur noch ein Schleier blieb, der ſich um jeden Sinn gefällig warf. Dies iſt die Trapperie der Liebe, und was ſie ſanft bedeckt, hebt keine Hand, ohne die Grazien zu beleidigen, die ſie umſchweben.

Die Thür ging auf. Es trat ein Mann in's Zimmer. — Wüthend ſchrie er:

"Sie iſt's! — Was müſſen meine Augen ſehen!"

Orlando riß ſich auf, trat ihm entgegen, und fragte aufgebracht:

"Was

"Was ſucht man hier?"

Als Antwort, ſchnaubte jener ihm entgegen:

"Elender Verführer! Was haſt du gethan?"

Raſch packte ihn Orlando mit ſtarker Hand. Mit Kraft riß jener ſich los, zog einen Dolch, und ſtürzte auf ihn zu. Rahel ſprang auf, warf zwiſchen beide ſich, und jener wich zurück. Doch als Orlando nach dem Degen griff, zog jener ſchnell ein Terzerol, und ſchoß. Er ſchoß, und ſtürzte von Orlando's Klinge getroffen, ſogleich mit einem fürchterlichen Fluche, zu Boden.

"Ach! Aaron Sommi iſt's!" — ſchrie Rahel, und ſank ohnmächtig auf's Sofa.

Orlando eilte ihr zu Hülfe, und brachte ſie endlich wieder zu ſich. Schrecklich war beider Zuſtand.

"Was iſt zu thun? Was fangen wir nun an?" — ſchrie Rahel.

Sommi lag durchbohrt vor ihren Füſſen; er war nicht wieder zu beleben.

Es wurde dunkler. Rahel mußte in die Stadt zurück. Die Verlegenheit wuchs mit jeder Sekunde. — Ein ſchneller Entſchluß mußte

gefaßt

gefaßt werden. Orlando ermannte ſich endlich, und beſtimmte, was geſchehen ſollte.

"Dieſe That — ſagte er: — hat keine Zeugen; — ſie bleibt verborgen, wenn wir uns nicht ſelbſt verrathen Ich habe ihn nicht gemordet, er aber, wollte mich ermorden. Die Nothwehr hat ihn zu Boden geſtreckt. So etwas konnte mir in jedem Zweikampfe begegnen, ohne daß ich verlegener werden durfte, als ich es jetzt bin. — Du eilſt nach Venedig zurück, packſt zuſammen, was du von Werth zuſammen packen kannſt, kömmſt, ſo ſchnell, als es dir möglich iſt, hieher zurück, und wir entfliehen. — Dieſen Körper übergebe ich in der Mitternacht den Wellen der Brenta. Er trage meine und ſeine Schuld ins Meer."

Zögernd hing Rahel, bebend an ſeinem Halſe. — Es wurde dunkler. — Sie riß ſich los, ſie ſtammelte:

"Morgen ſehe ich dich wieder! Morgen fliehen wir!"

Und eilte davon. — Bis an die Gondel begleitete ſie Orlando, und als die Stille der Mitternacht die ganze Gegend deckte, warf er den Leichnam des Getödeten in die Brenta.

Sechſtes Buch.

Funkelnd erglänzen die leuchtenden Sterne
neben dem Monde in blaulichter Ferne,
aber allein er. der freundliche, lacht
über dem Wandrer, in ſchweigender Nacht.

Funfzehnter Abſchnitt.

— — Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipſis floribus
angat

Lucret.

Nach einer ſchlafloſen Nacht erwartete Orlando mit Ungeduld die Stunde der Flucht. Die Wellen der Brenta rauſchten ihm zu: Wir decken deinen Mord! und ſo leicht er ſich und ſeine That auch vor ſich ſelbſt entſchuldigen konnte, ſo wenig würde ſie dennoch, wie er glaubte, ein Gegenſtand der Unterſuchung werden. Orlando gerieth in einen Strom von Unterſuchungen, Ent-

Entwickelungen, in welchem er kraftlos gegen tauſend Wellen kämpfte, die ihn zu verſchlingen drohten.

In dieſem Augenblick erſchien eine Figur, deren Erſcheinung eine der unangenehmſten war, die dem kämpfenden jetzt hätte erſcheinen können; und dieſe Figur, war Mirakuloſo.

"Ei! — rief er aus; — Iſt ės möglich? Sie? — Orlandino der Vielgeliebte, der Beglückte, der ſchöne Freund von getauften und ungetauften Schönen, lebt hier, in die Einſamkeit vergraben, wie ein Eremit?"

"Es iſt — verſetzte Orlando verdrüßlich: — um mich nicht ſo einſam, wie ſie meinen; mein Herz iſt bei mir."

"In Einſamkeiten ſchlich ſeit den älteſten Zeiten den Menſchen nur zu oft, der ſchreckliche Verſucher nach."

"Wie?"

"Das ſagen Ihnen die beſten Bücher."

"Ich leſe hier nur in einem einzigen Buche."

"Aha!

"Aha! — Wie St. Antonius? *) Das Buch iſt gut, nur ſind nicht alle Zeichen gut, die drinne ſtehen. Der Menſch bleibt, auch in Wüſten, Menſch. Das ſah ich ſo eben, als ich an dem Ufer der Brenta hinab ſpazierte."

"Was gab's zu ſehen?"

"Die Fiſcher zogen einen ermordeten Menſchen aus dem Waſſer."

"Einen Ermordeten?"

"Ich ging hinzu, und erkannte ihn ſogleich. Er war derb getroffen, und wird ſich nicht lange gequält haben."

"Wer war der Menſch?"

"Ein

---

*) "Eſt mihi unicus liber, qui tribus foliis, totidemque conſtat literis: Liber, Mundus eſt: Folia ſunt Cœlum, Terra, Aqua: Literæ ſunt illorum domiciliorum incolæ: Stellæ & Aves in Cœlo! Jn Terra, Animalia, in quibus excellit Homo: in Aqua Piſces. Hunc librum noctes & dies volvo, adeoque horas meas & jucundas & fructuoſas reddo." — S. Antonius.

"Ein Jude, Aaron Sommi genannt, der, wie man ſagt, mit Eleaſars reicher Tochter verſprochen iſt; ſelbſt ein reicher, angeſehener Mann."

"Ich habe die Ehre nicht, ihn zu kennen."

"Sie könnten ihn ja wohl einmal etwa bei Frau Zerlinen Levi z. B. geſehen haben."

"Ich habe ihn weder dort, noch ſonſt wo geſehen."

"Auch ſeine Braut wurde geſtern Abend vermißt. Der Vater ließ ſie allenthalben vergebens, ſuchen. Dieſen Morgen hat man ſie ſehr beſchäftiget gefunden, in ihres Vaters Hauſe Koſtbarkeiten zuſammen zu packen, und hat ſie feſtgehalten. — Da ſpricht man nun von einer Flucht mit einem Liebhaber. Der Vater will die Sache unterſucht wiſſen, und hat bereits der Obrigkeit alles gemeldet."

"Und was kann man dem Mädchen thun?"

"Viel wird's nicht ſeyn; aber ihre Abſicht geht denn doch verloren. Und beiher, fällt doch wohl auch eine und die andere Neben-Frage, wegen Aaron Sommi, mit in das Verhör."

„Sie wird ihn doch nicht ermordet haben ſollen?“

„Das wohl nicht. Doch, wenn nun der Verdacht auf ihren Liebhaber fiel? Der junge Mann ſollte mich doch nicht wenig dauern!“

„Wer iſt er?“

„Sie ſind es ſelbſt.“

„Wer ſagt Ihnen das?“

„Ich weiß es.“

„Mein Herr! Jetzt ſcherzen ſie zur Unzeit.“ —

„Es wär wohl gut, wenn ich nur ſcherzte!“

„Sie glauben doch wohl nicht —“

„Daß Sie mit Rahel haben entfliehen wollen? Warum nicht? Es iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich.“

„Beleidigungen ertrage ich nicht gelaſſen!“

„Das weiß ich.“

„Beleidigen Sie meine Ehre, ſo fordere ich Genugthuung. — Sie lieben ja das Blut. Das meinige, wollten Sie einſt unter einer Hand-

Handſchrift ſehen; Sehen Sie es nun auf der Spitze ihres Degens. — Ziehen Sie!"

"Ich ſchlage mich mit Ihnen nicht."

"Nicht? — Mit mir nicht? — Und warum nicht, mit mir?"

"Ich ſchlage mich mit keinem — Mörder."

"Elender! — Zieh!"

"Ich ziehe nicht."

"Zieh! oder, bei dem allmächtigen Gott! ich ſtoße dich nieder."

Raſch ſtürtzte er auf ihn zu. Mirakuloſo parirte mit dem Arme, und Orlando's Klinge fiel zerbrochen vor ihm nieder.

"Sie ſehen, — ſagte er; — daß ich nicht Aaron Sommi bin; und dieſe Klinge trifft keinen wieder."

"So treffe dich dann dieſe!" — ſchrie Orlando wüthend, ergriff den Dolch und ſchwang ihn hoch.

Mirakuloſo fiel ihm in den Arm, und ſagte:

"Rette dich!"

Orlando ſah ihn fragend und betroffen an. Er wiederholte:

"Rette dich!"

Und ging ſchnell davon.

Noch ſtand Orlando unentſchloſſen, als ſeine Wohnung von Wache umringt wurde.

"Sie folgen uns!" — war alles, was man ihm ſagte.

In einer bedeckten Gondel wurde er nach Venedig, und dort in's Gefängniß gebracht.

Hier ſaß er, bewacht und wohl verwahrt ſchon ſeit ſechs Tagen, und niemand kam, ihn zu verhören, oder vor Gericht zu führen.

Endlich erſchien ein Minorit.

"Ich komme, — ſagte der Mönch; — von Ihrem Freunde, an Sie abgeſchickt."

"Wer iſt der Freund?"

"Ein großer Armenwohlthäter; woher ich ihn auch kenne. Er nennt ſich Mirakuloſo."

"Was läßt mir dieſer Freund ſagen?"

"Er läßt Sie fragen; ob Sie durch ihn, und mit ſeinem Beiſtand, gerettet, und aus dem Gefängniß befreit ſeyn wollen?"

"Nein!"

"Dieſe Antwort wird ihn ſchmerzen!"

"Sind Sie, — was Ihre Kleidung ſagt, — wirklich ein Minorit?"

"Warum nicht?"

"Ein Menſch?"

"Welche Frage!"

"So gehen Sie zum Patriarchen und zur Aebtiſſin des Klaren-Kloſters, und ſagen Sie dieſen; Orlandino ſitzt im Gefängniß."

Verlegen trat der Minorit zurück, und fragte:

"Mirakuloſo's Hülfe, ſchlagen Sie aus?"

"Ich laſſe danken, und verlange ſeinen Beiſtand nicht."

Der Minorit verlies ihn.

Orlando verlangte einen Arzt. — Er kam. — Kaum trat er ein, als er ausrief:

"Wie? Herr Marcheſe? Sie hier? — Und Ihr Herr Oheim, der Herr Patriarch, hat mir — ſeinem Leibarzt, wie Sie wiſſen, — noch geſtern erſt geſagt, er wiſſe nicht, wohin Sie gekommen wären?"

"O! ſagen Sie meinem Oheim, — rief Ordo aus; — ſagen Sie meiner Tante, der Aebtiſſin des Klaren Kloſters, wo Sie mich gefunden haben!"

"Das ſoll geſchehen!"

Beruhigt ſah Orlando den Arzt gehen, und hoffte nun auf Rettung.

Zwei Tage darauf, erſchienen zwei Gerichtsperſonen, und legten ihm die Fragen vor:

Ob er Gemeinſchaft gehabt habe, mit Rahel, der Tochter des Juden Eleaſar Eli? Ob er mit ihr habe fliehen wollen? Ob er einen gewiſſen Aaron Sommi kenne?

Orlando's Antwort war:

"Das Mädchen kenne ich: von einer Flucht mit ihr, weiß ich nichts; Aaron Sommi kenne ich nicht.“

Kaum hatten die Gerichtsperſonen ihn verlaſſen, als Mirakuloſo erſchien:

„Es ſieht ein wenig ſchlimm aus; — ſagte er; — Deshalb habe ich mich ſelbſt auf den Weg gemacht. Die ſchöne Rahel hat durch ihre verwirrten Antworten ſich ſehr verdächtig gemacht, und da man ſogar ihre Träume beobachten läßt, ſo hat man ſie ſagen hören: Stoß ihn nieder Orlando! und dergleichen mehr. Man wird ſie alſo auf die Folter bringen —.“

„Rahel? — Auf die Folter?“ —

„So etwas hält ſie nicht aus, ſie bekennt, geſteht, und ſagt aus, was geſchehen iſt. — Wie geht es dann dir?“

Orlando ſchwieg. — Mirakuloſo fuhr fort:

„Der Herr leugnet; er iſt aber durch Rahels Ausſage komprommitirt, alſo wirft man ihn auch auf die Folter; da mag ſich es nun wohl nicht ſo angenehm ruhen, als in Liſauerns runden Aermchen, auf rothen Lippen unterm Klaren-Schleier, oder am Buſen — der aber wirklich ein wenig die gewöhnlichen Formen überſchreitet! — Des ſchönen Juden-Mädchens. — Man dehnt ihm die Gelenke aus, und — er bekennt. Heute bekennt er, morgen hängt er, nach den hieſigen Geſetzen, und wär er auch ein Nobile. Das ſind des Herrn Ausſichten. — Bei ihm ſteht es, dem allen zu entgehen. Ich ſtelle dich auf freien Fuß, befreie und überliefere deine Rahel dir, mit allen Ringen, Zechinen, Diamanten, die ſie zuſammen packte, ſie mit auf die Reiſe zu nehmen, wenn —"

"Wenn? — Was?" — fragte Orlando gelaſſen.

Mirakuloſo zog ein Büchlein aus dem Buſen und ſagte:

"In dieſem Büchlein ſtehen meine guten Freunde."

"So gehöre ich nicht hinein!"

"Wie in einem Stammbuche, findeſt du durch und nach einander, Hohe und Niedrige, Geiſtliche, und Weltliche, Männer und Weiber darinnen. Es iſt ein wahres Vergnügen, die Namen alle zu leſen."

"Ich

"Ich leſe ſie nicht!"

"Du trifſt wohl gar Bekannte an."

"Hier, mag ich ſie nicht antreffen!"

"Was glaubſt du denn?"

"Daß man meinen Namen nie in deinem — Stammbuche finden wird."

"Du biſt ſehr wunderlich, zu deinem Schaden!"

"Glaubſt du denn, daß ich meine Richter und ihr Urtheil, mehr fürchte, als dich?"

"Ich an deiner Stelle, würde das."

"Ich nicht"

"Du willſt dich alſo — hängen laſſen?"

"Ich hänge noch nicht, und Rahel war auch noch nicht auf der Folter."

"Warum willſt du das nicht glauben?"

"Weil du ſchon mehrmal mich belogen haſt."

"Kindiſch!"

"Männlich, ſage ich. — — Ich bedarf deines Beiſtandes nicht."

Du

"Du rechneſt auf deine — Anverwandten! — Das Geſetz iſt über ihnen, wie wir über dir. Das Schwert der Gerechtigkeit hält kein Arm, der unter Schleiern ſich hervor ſtreckt. Ein ſolcher Arm, erfaßt wohl einen Liebhaber —"

"Er hält auch ein Kreuz. — Hält das der deinige?"

"Welche Frage!"

"Kann deine Hand, dies leichte Kruzifix wohl halten?"

"Sonderbare Frage!"

"Hebe es empor, und ſchwöre mir dabei —"

"Ich ſchwöre nie. Das weißt du ſchon. — Ich frage dich: Willſt du durch mich gerettet ſeyn?"

"Nein!"

"Ich gebe dir Bedenkzeit."

"Ich brauche keine."

"Geht dir das Waſſer an die Kehle —"

"So laufe es hinein."

"Es iſt kein Wein! — Drückt dich die Noth, ſo denke an mich, und willſt du meinen Beiſtand haben — "

"Nie!"

"Bedenke was du gethan haſt!"

"Nichts das dich mir zum Richter gäb."

"Orlando! — Was du Böſes thateſt — "

"Gehört nicht vor dein Gericht. Dich fürchte ich nicht, und deinen Beiſtand werde ich nie verlangen. — Verlaß mich!"

"Sey nicht eigenſinnig!"

"Verlaß mich! — Ich erwarte meinen guten Engel."

"Die Frau Aebtiſſin?"

"Gehe von mir!"

"Wenn ich nun aber — "

"Willſt du nicht gehen, ſo kenne ich ein Mittel, dich zu vertreiben."

"Jetzt errathe ich deine Gedanken! — Nun, gehe ich."

Er ging ſehr ſchnell davon, und ſchob das Buch zurück, in ſeinen Buſen.

* * *

Ein Franziskaner Mönch, kam gegen Abend.

"Mich ſendet, — ſagte er; — Ihre Frau Tante, die fromme Frau Aebtiſſin des Klaren-Kloſters, eines Ordens, den der unſerige ſtets vor allen andern lieben wird, ſo wie unſer erhabener Ordensſtifter, väterlich liebte, ſeine heilige Landesmännin *) die Stifterin des Klaren-Ordens, die ſtets ihm nahe war, entflammt von himmliſchen Feuer. **) — Die fromme Frau, die edle Hirtin ihrer frommen Heerde, iſt ſehr bekümmert

---

*) Sie waren in Aſſiſi beide geboren.

**) "Coeleſti igne ſuccenſa, ad beatum Franciſcum accedit." — Heraci Vitæ Sanctor. p. 952.

mert über Ihre Verhaftung. Sie läßt Sie fragen: Was wohl zu thun ſey, Sie zu retten?"

"Das weiß ich nicht!" — ſeufzte Orlando.

"Ich habe mich — fuhr jener fort; — erkundiget, warum Sie hier gefangen ſitzen? Da ſagte man mir: Sie hätten die Jüdin Rahel entführen wollen. Da könnte man Ihnen wohl durchhelfen. Aber man ſpricht auch von einem Mord, deſſen Verdacht auf Sie fiele. — Verdacht, iſt nur Verdacht; kann man es nicht beweiſen, ſo kann das auch nicht zum Verderben gereichen, Noch dazu, iſt es nur ein Jude, der ermordet wurde; darüber ſollte man gar keinen Lärm anfangen. — Nach meiner einfältigen Meinung, wär es am beſten, die Sache mit dem Kerkermeiſter abzumachen. — Könnte man dieſem ſo viel geben, daß er anderswo leben kann, ſo würde er gewiß uns dienen."

"Sie haben, glaube ich, das beſte Mittel mich zu retten, aufgefunden. — Ich aber, habe kein Geld. Es befindet ſich meine Baarſchaft in den Händen meiner Richter."

"Ich

"Ich ſpreche mit der Frau Aebtiſſin!"

Er ging, und Rettung hoffend, blieb Orlando, ziemlich ruhig, nun in dem Kerker zurück.

Nach zwei Tagen, erſchien der Franziskaner wieder, und trat ſehr freundlich ein.

"Ihre Sache, hat ſich — ſagte er: gewendet. Der Jude Eleaſar, iſt geſtorben. Seine reiche Erbin hat mitleidige Herzen gefunden, und ihr Urtheil iſt geſprochen."

"Was geſchieht ihr?" — fragte Orlando raſch.

"Sie zahlt eine anſehnliche Summe Strafgeld in den Republik-Schatz, und iſt ins Beſſerungs-Haus geſetzt worden. Die Beſſerungs-Zeit zahlt ſie mit Gelde ab, und iſt — gerechtfertiget. Der Mörder des Juden Sommi, iſt entdeckt. Ein Jude iſt ergriffen worden, der öffentlich der That ſich rühmte."

"Iſt

"Iſt der Kerl toll?"

"Ich glaube nicht. Er iſt beſtochen worden."

"Um zu hängen?"

"Gewiß nicht. Dort, wohin man ihn bringt, oder ſchon gebracht hat, giebt es auch Leute, die Geld nehmen. Es koſte was es wolle, und er entwiſcht. Regina Pecunia vincit omnia! — Was kann einer Erbin von 5 bis 6 Millionen, eine Million ſchaden? — Eine kluge Frau Zerline Levi, dirigirt das ganze Werk. Die iſt nicht karg!"

"Kennen Sie dieſe Frau?"

"Ich habe Sie geſprochen. — Sie ſagte mir: Sie ſollten ruhig ſeyn. — Sie hat ſogar den Herrn Patriarchen aufgewartet, und hat Geld gegeben, für arme gebrechliche Chriſten. — Sie iſt ein kluges Weib! — — Nun brauchen wir Ihres Kerkermeiſters Beiſtand nicht. Das Geld lag ſchon bereit. Bedenken Sie! Die Frau Aebtiſſin, gab 300 Stück Zechinen, und der Herr Patriarch, gab eben ſo viel. — Sie haben edle Anverwandte! — Danken Sie Gott, der

Heil-

Heil. Klara, dem Heil. Franziskus, und — bedenken Sie unſer armes Kloſter!"

"Das ſoll geſchehen!"

Orlando erwartete nun mit Ungeduld die Stunde ſeiner Befreiung. — Mirakuloſo kam noch einmal.

"Ei! — ſagte er; — Wie gelegen ſtarb doch der alte Eleaſar! — Ungeöffnet hat man ihn ſchnell begraben, ehe — die Sonne unterging."

"Das iſt Geſetz!"

"Ich weiß es wohl! — Er hatte lange genung gelebt."

"Willſt du etwa damit ſagen —"

"Das er hätte länger leben können? Nein! — Es war berechnet."

"Berech-

„Berechnet? — Was war berechnet?„

„Die Wirkung. „

Orlando ſah ihn fragend, verächtlich an, ſchwieg einige Sekunden, dann ſagte er:

"Zuletzt macht der Herr mich wohl auch noch zum Giftmiſcher?"

"Bewahre! — Acquetta *) miſchten Sie gewiß noch nie. Sie haben Klingen. Aber Frau Zerline, handelt mit allerlei guten Werken und guten Sachen."

"Elender Verläumder!"

"Nicht doch! Wer wird an guten Sachen zweifeln?"

"Was du gut nennſt, mag wohl noch mehr als ſchlecht ſeyn, — Was willſt du wieder hier? [illegible] — [illegible]"

"Ich gratulire, zur Beſtellung."

Orlan-

---

*) Acquetta di Napoli; auch gewöhnlich ſchlecht weg, Acquetta; ein, in Italien bekanntes Gift.

Orlando drehte ihm den Rücken zu. Mirakuloſo lachte laut auf, und ſagte, indem er ging:

„Ich wünſche wohl zu leben!“

Kaum war er fort, als Orlando angekündiget wurde, er ſey frei. — Gegen Abend verließ er ſeinen Kerker ſtieg in eine Gondel, und eilte einer ſtillen Wohnung an der Brenta zu, die der Franziskaner ihm gemiethet hatte. Dieſer, fuhr mit ihm dahin, und als er ging, übergab er ihm ein Käſtchen und zwei Briefe. Das Käſtchen war mit Gelde angefüllt; Der eine Brief, war von dem Patriarchen, der andere, von Cecilien.

Der Patriarch, rieth ihm, mit wenig Worten, Venedig auf ein Jahr oder auf zwei bis drei Jahre, noch viel beſſer, zu verlaſſen. — Cecilie ſchrieb:

„So war mein armes Herz betrogen, und ahndete es nicht! Hätte ich es gewußt, viel leichter würde mir der Sieg geworden ſeyn, den ich errang, als ich dich noch an mein Herz gebunden glaubte. — Doch, es hat ſo ſeyn ſollen! — Ich beklage dich, bete für dich, und werde dich nie vergeſſen! — Gott ſey mit dir!

Sechzehnter Abſchnitt.

Così vicina a rimoner Racchele
In ſuon dolente, e pio
Querelando ſe'n giva

Marino.

Orlando ſchrieb an Cecilien:

„Geliebte, die ich ewig lieben werde!

Dein Herz klopft unter einem heiligen Schleier, und es wird glücklicher nun ſeyn, als da es noch an den meinigen ſchlug! — Ich gehe in die Welt. Ein feindliches Geſchick treibt mich umher; ich zittre ſelbſt vor mir. — O! heilige Cecilie! o! bitte für Orlando, daß ſeine Seele nicht verloren gehe. — Erlaube mir, zuweilen dir zu ſchreiben. Venedig werde ich verlaſſen. Dein liebes, ſüſſes Bild in meinem Herzen, und auf meiner Bruſt, wandre ich der Heiligen Stadt zu, Vergebung meiner Sünden mir zu holen. Ich küſſe in Gedanken dich tauſendmal des Tages, drücke dich an mein ängſtlich klopfendes Herz, und ſtammle, Cecilie! vergieb mir, ach! und bitte für deinen Orlando!"

"Der Franziskaner übernahm die Beſtellung dieſes Briefes, verſprach auch für ein Pilger-Kleid zu ſorgen, und Antwort auf den Brief zu bringen.

Der Abend kam. Orlando ſchaute in die Wellen der rauſchenden Brenta. Sie ſchäumten auf, und ihrem dunkeln Schoos entſtieg ein Nebelbild, das nach und nach ſich menſchlich formte. Jetzt deutlich wurde das Gewand, das Haar, Geſicht, — und Aaron Sommi ſtand wie lebend, aber bleich und blutig, auf den Wellen.

"Der-

"Verdammtes Gaukelſpiel! — ſchrie Orlando; — Sie iſt's, die Schreckgeſtalt, die wachend und im Traume mich verfolgt!"

Sie ſchwebte näher. Er trat zurück. Ein lauter Schrei: Er ſah ſich um, und Rahel ſank in ſeine Arme. — Verſchwunden war die Schreckgeſtalt, und eine warme Bruſt lag den geſunkenen Lippen nahe,

Er. O! meine Rahel!

Sie. Sahſt du ſie auch, die Schreckgeſtalt des Gemordeten?

Er. Wohl ſah ich dieſes Gaukelſpiel; doch ſieh! die Liebe hat's verſcheucht.

Sie. Habe ich dich wieder, mein Orlando! — Erſt ſuchen ließeſt du dich? Dich mußte deine Rahel ſuchen?

Er. Ach! eine harte Buße liegt auf mir. Ich muß nach Rom; ich muß dort Ablaß holen

Sie. Ohne mich?

Er. Du biſt nicht meines Glaubens.

Sie. Aber deines Herzens; und ſchaden kann mir doch nicht, was dir nützt. Ich gehe mit dir.

Er. Wie?

Sie. Ich gehe mit dir!

Er. Als Pilgrimm reiſe ich.

Sie. Und ich als Pilgerin, mit dir.

Er. Die Reiſe iſt beſchwerlich.

Sie. Nichts wird mir beſchwerlich in deiner Geſellſchaft.

Er. Hart ſind des Pilgers Pflichten!

Sie. Ich ſehe dich, bin um dich; was könnte da mir hart ſeyn? — Ich gehe mit dir. — Wen habe ich denn jetzt der mir näher wär, als du es biſt? Mein Geſchick nun, iſt feſt, iſt unauflöslich an das deinige gebunden; nichts trennt uns, als der Tod.

Er. Ach Rahel! ſchmeichle dir nicht mit ſüſſen Träumen.

Sie. Träume? — Was nennſt du Träume? — Iſt es ein Traum, daß ich dich liebe? Iſt es ein Traum, daß wir gerettet ſind? Und dieſe

Rettung! O Orlando! nie darfſt du wiſſen, was ſie koſtet.

Er. Sie koſte alles! — Sie koſte was ſie wolle! Ach! nur kein Verbrechen!

Sie. Ich habe dich, und mich, ich habe dir dein Kind gerettet.

Er. Mein Kind?

Sie. Mein Gatte!

Er. Rahel!

Sie. Sie wird Mutter werden.

Er. Ach Gott!

Sie. Und dies, iſt auch kein Traum.

Es giebt in der Welt Augenblicke, in denen der Menſch gern alles zu Träumen machen möchte, ſo ungehalten er auch oft darüber iſt, daß ſeine Träume wirklich Träume waren und Träume bleiben. In ſolchen Augenblicken, überraſcht auch ſo gar die ſchönſte Wirklichkeit, auf eine höchſt unangenehme Art. In einer ſolchen Lage, ſah ſich jetzt Orlando. Frei war er, um gebunden zu werden, Liebhaber war er, um Vater zu werden, und eine angenehme Laſt lag jetzt in ſeinen

Armen, die merklich ſchwerer wurde, ſo oft ein Seufzer einen Buſen hob, der auch kein Traumbild war.

Die ſchöne Rahel blieb bei ihm. Viel wurde hin und her geſprochen, überlegt, beſchloſſen, und nicht beſchloſſen. — Der Morgen fand ſie noch im Ueberlegen. So, überraſchte ſie der Franziskaner.

Dieſer wurde ſogleich mit zur Berathſchlagung gezogen; man ſagte ihm, was beſchloſſen und nicht beſchloſſen, worüber man einig, worüber man nicht einig geworden ſey, und überließ es ihm endlich, den Ausſpruch mit dem Rathe zu vereinigen. — Der Franziskaner bat ſich eine kleine Ueberlegungs-Zeit aus, ging im Freien, überlegend umher, und kam endlich in das Zimmer zurück, wo man ſeines Ausſpruchs harrte.

"Ich habe alles — ſagte er, wohl überlegt und erwogen; Ich habe hin und her gedacht, und endlich kam das Reſultat des Denkens und Erwägens. Hier iſt es: Rahel wird eine Chriſtin; Orlando wird ihr Gatte. Er wallt nach Rom, um Ablaß dort zu holen. Rahel geht [illegible]

dlſdeſſen in's Klaren-Kloſter, zu der Tante ihres Gatten. Hier wird ſie unterrichtet, hier ſchwört ſie ihren alten Glauben ab, beſchwört den neuen Bund, und reicht, wenn Orlando von Rom zurück kömmt, vor dem Altar, ihm ihre Hand. — Dies iſt mein Ausſpruch!"

Beide Theile verſicherten ihm ihre Zufriedenheit. — Er eilte zu Cecilien, und grosmüthig, öffnete dieſe der ſchönen Rahel ihre Pforten, und ihre Arme.

Ein langer Abſchied trennte die Geliebten. Rahel ſchwamm in Thränen, Orlando war in ſtilles tiefes Nachdenken verſunken. Sie ſchrie ihm zu:

"Laß bald, ach! bald dich wiederſehen! O eile! — Komm bald zurück!"

Er ſtammelte ein Lebewohl! Der Franziſkaner warf ihm die Pilger-Kleider über. Zitternd reichte ihm Rahel Huth und Stab. Er wankte fort; Rahel blickte weinend ihm nach; der Franziſkaner ſprach:

Ein Pilger geht mit frohem Muth,
Froh nimmt er Stab und Muſchelhuth,
Er ſteht in ſeines Gottes Schutz,
Und bietet allen Feinden Trutz! Amen!

Sieben-

Siebenzehnter Abſchnitt.

Poco è funeſta
L'altrui fortuna,
Quando non reſta
Ragione alcuna
Nè di pentirſi, nè d'arroſſir.

Metaſtaſio.

Wie liebe ich das Pilger-Kleid!
Man kann mit Muſchel-Schaalen,
Und einem: Sey gebenedeit!
All überall bezahlen.
Es drückt mich weder dies noch das,
Ich bin ſo leicht und wandre baß,
So weit wie mir's beliebet.

Wohl

Wohl leicht trägt ſich ein Pilger-Stab,
Leicht trägt man Muſchel-Schaalen!
Heil dem, der mir den Mantel gab,
den Huth, und die Sandalen!
Es wandelt ſich ſo leicht dahin;
Und dieſes Wandels Hochgewinn,
Wer kann ihn wohl berechnen?

Kein Räuber ſchreckt den Pilgersmann;
Er hat nichts zu verlieren.
Er geht, wohin er will und kann,
Und braucht ſich nicht zu zieren,
Zu ſchmücken nicht mit Gold und Stein.
Er tritt in die Paläſte ein,
Genießt der beſten Pflege.

Ich lobe mir den Pilger-Sinn!
Man wandelt ohne Sorgen
Auf jedem Wege langſam hin,
Des Abends und am Morgen.
Und wenn die heiſſe Sonne ſticht,
drückt man den Huth ſich in's Geſicht,
Und ſucht ein kühles Plätzchen.

Auch wandelt man nicht ſtets allein,
Oft wallen Pilgerinnen,
Mit dieſen weiß man ſchön und fein,

Geſpräche anzuſpinnen,
Man fragt um dies, man fragt um das,
Man wird ſelbander warm und naß,
Man kann ſich nicht mehr trennen.

Da wandelt man oft Hand in Hand,
Berg auf Berg ab geſchwinder,
Man lagert ſich, man wird bekannt,
Man küßt die ſchönen Kinder;
Man neckt und ſcherzt, man ſingt und lacht;
Und auf die allerſchönſte Nacht,
Folgt oft ein ſchöner Morgen.

O Jüngling! Nimm den Pilger Stab;
Wie leicht iſt er zu führen!
Was dir auch Pilgerkleider gab,
Es darf kein Gram dich rühren!
Der Himmel iſt dein Pracht-Gezelt,
Dir offen ſteht die ganze Welt,
Du kannſt dich nicht verirren.

So ſang an dem Fuße der Apenninen ein Pilger zu einer Mandoline, der ſich an eine Quelle, unter hohe Pappeln gelagert hatte. — Orlando ſtand lauſchend hinter ihm, und trat, als der Sang zu Ende ging, hervor, ihm näher. Sie grüßten einander, und es kam zur Unterhaltung.

»Wie

"Wie es ſcheint, — ſagte Orlando; — ſo ſind Sie — "

"Ein geborner Pilger; fiel jener raſch ein; — was eigentlich alle Menſchen ſind. So, wie Sie mich hier ſehen, walle ich ſchon ſeit drei Jahren als Pilger umher, und habe mir es feſt vorgenommen, dieſen Stab nicht eher aus der Hand zu legen, als bis ihn mir entweder der Tod, oder eine Frau abnimmt. Das erſtere, kann ich nicht verhindern, das letztere aber, werde ich verhindern, ſo lange es nur in meinen Kräften ſteht. — Freiheit iſt die ſchönſte Gnadenkette, die der Himmel einen Sterblichen umhängen kann; Freiheit iſt ein Wort, das auch ſogar Gräber ſprengt. Wer ſein eigen iſt, der gehört der ganzen Welt an, und dieſe iſt ganz ſein. Deshalb will ich mich nicht binden laſſen. Die Ehe iſt ein enges Kleid; hat man es einmal an, ſo läßt es ſich nicht gut wieder ausziehen. Das Kleid welches wir jetzt tragen, iſt das Kleid der Freiheit. Wo es hin kömmt, wird es für das genommen, was es iſt, wird reſpectirt, und kann nicht verkannt werden. Wir ſind, was wir ſeyn wollen; und wofür wir gelten wollen, für das gelten wir auch. Wir ſind gleichſam eine Münze, die ſich ſelbſt

ſelbſt ausprägt, und die allenthalben das gilt, was drauf ſteht. Wie hoch, iſt ſchon ſo etwas anzuſchlagen. Man reiſe durch die ganze Welt, und zeige mir eine Art durch dieſelbe zu kommen die wohlfeiler, bequemer und luſtiger iſt, als eine Pilgrimſchaft. An Abwechſelung, kann es gar nicht fehlen, — und wer, wie ich, ein leicht feuerfangendes Herz hat, — der findet allenthalben Waſſer. Thränen löſchen dergleichen Gluth am beſten, aber, verſtehe man mich recht, Thränen von der Art, die man mit Vergnügen weint. — Ueberhaupt ſind Thränen dem Menſchen das, was der Natur das Regenwaſſer iſt; bleiben ſie lange auſſen, ſo ſehnt man ſich danach. Thränen, ſind ſicher von einem höhern Alter, als das Lachen. Die jüngſten Thränen, ſehe ich am liebſten, nur die nicht, von Kindern.”

”Sie ſcheinen ſehr glücklich zu ſeyn!”

„O ja! das bin ich, und zwar deswegen, weil ich nach meinem Sinne leben kann. Der Menſch befindet ſich nie beſſer, als wenn er ſich ſelbſt gefällt. Ich gefalle mir; aber nicht ſo, wie Narziß ſich gefiel, und in ſeiner Abſicht, ſitze ich auch nicht an dieſer Quelle. Wo ich an einer

Quelle ſitze, da — trinke ich; und davon, bin ich überzeugt, die Quelle würde eben das thun, wär ich die Quelle, und ſie, wär ich."

"Sie haben eine glückliche Seelen-Stimmung!"

"Ein froher Muth, iſt ein tägliches Wohlleben. Ein fröhliches Herz, macht ein frohes Menſchenleben, und hat dies Leben Freude, ſo iſts, ein langes Leben. Der Menſch hat ſeinen Himmel in ſeiner Freude. Ich liebe deshalb auch Klang und Sang. Ein fröhlicher Geſang, wiſcht allen Staub von dem Herzen. Daß die Menſchen ſo kurz leben, das macht, daß ſie ſo wenig fröhlich ſind. Man muß ſuchen, ſeine Freuden zu vervielfältigen, denn Pluralis numerus, iſt denn doch beſſer, als der Singularis."

"Sie ſind zu beneiden!"

"Das kann ſeyn! Ich ſelbſt, fühle davon nichts. Wie es iſt, iſt es mir, als müßte es ſo ſeyn."

"Und alſo ſind Sie glücklich."

"Ich bin's zu jeder Stunde, weil ich's ſeyn will. Im wollen der Menſchen, liegt eine Kraft, die nur wenige kennen. Der Wille, iſt eines jeden Werkes Seele. Der Himmel ſelbſt nimmt den Willen für die That."

"Sie ſprechen ſehr belehrend!"

"Ich lehre nur, was ich glaube. Aus dem Alter ſpricht Erfahrung, ich aber bin, ſo wie Sie mich hier ſehen, geſtern erſt vier und zwanzig Jahr alt geworden."

"So ſind Sie dennoch älter, als der, der vor Ihnen ſteht."

"Bei den vier gekrönten! *) da ſind wir jung zur Pilgrimſchaft gekommen. — Sind Sie denn ein Pilger, ſo im ganzen Sinn des Wortes, oder reiſen Sie nur in dieſer Tracht, wie ich?"

"Ich gehe als wahrer Pilger, nach Rom und Loretto."

"So

---

*) Quatuor Coronati, Severus, Severianus, Corpophorus & Victorinus, S S, Ex Ordinario novo, d. d. 8 Nov.

„So alt?“

„Ich konnte wohl nicht eher, leicht dazu kommen.“

„Gewiß! — Gehen Sie heute noch weiter?“

„O ja!“

„Es thut mir leid, daß wir nicht zuſammen gehen können. Ich erwarte hier ein kleines Abentheuer. Klein, bleibt es ſicher, denn das Mädchen iſt auch klein. Vielleicht treffen wir uns in Rom, denn Pilger treffen ſich wohl leicht. In Rom bewirthet man ſie gut. — Indeſſen, ſage ich Ihnen ſoviel; ich bin ein geborener Florentiner, von gutem Hauſe, wie man zu reden pflegt, und heiße Damiano. Ob ich gleich ein allezeit fertiger Wanderer bin, und ſo geſprächig, wie möglich, ſo iſt dennoch die Heil. Aſella, die nicht aus dem Neſte kam, die mit Männern gar nicht ſprach, dieſe ernſthaft angenehme traurig liebliche Jungfrau *) meine Schutzpatronin, und zwar

---

*) „Nunquam pedem S. Aſella proferret in publicum, nunquam viri noſſet alloquium; Unius Cellulæ Clauſa anguſtiis, latitudine

zwar deswegen, weil meine erſte Liebe einer Dame ihres Namens, geweiht war. — Dort kömmt, wie Sie ſehen, ein Mädchen mit einem Waſſerkruge; mit dieſer habe ich es jetzt vor."

"Viel Freude wünſche ich Ihnen, und wohl zu leben!"

Orlando ließ den fröhlichen Pilger bei der Quelle, und ſtieg den Berg hinauf, der ihn in den Gebirgs-Paß führte.

Schon ſank der Tag, die Schatten wurden länger; er wanderte raſch drauf los, ein Wirthshaus zu erreichen. Es wurde dunkler; er ſah kein Hüttendach. — Ermattet warf er ſich endlich bei einer Eiche nieder. — Aus der Entfernung ſchimmerte ihm ein Licht durch Büſche entgegen. Er raffte ſich wieder auf, verdoppelte die Schritte, und wanderte auf das Licht zu.

Paradiſi fruebatur. Nihil illius ſeveritate jucundius, nihil jucunditate ſeverius, nihil ſuavitate triſtius, nihil triſtitia ſuavius."

— Heræi Vitæ Sanctor. p. 911. 912.

In einer Höle ſaß ein alter Mann bei einem Buche, vertieft in Betrachtungen bei'm Leſen. Ein Kruzifix, ein Todenkopf, ſtand vor ihm, ſein Geſicht überſchwebte eine reine Klarheit, die ſich ſogar nicht malen, die ſich nur ſehen läßt. Orlando ſtand, und wußte nicht, ob er vorwärts weiter, oder ob er zurück gehen ſollte. Der Alte ſchloß das Buch, und faltete die Hände. Orlando ſank nieder auf die Knie, und betete. — Da trat herbei, ein ſchönes, weibliches Gebild; weiß war ihr Kleid, ihre blonden Haare umfloſſen ihren halben Leib, ein Sternen-Kranz umſchlang die Locken. Sie nahte ſich dem Alten, ſprach freundlich, ſanft mit ihm, und zeigte auf die Stelle, wo Orlando betend lag. Der Alte, ſchien erfreut zu ſeyn, und laut ſprach er:

"Friede ſey mit ihm!"

Schnell ſprang Orlando auf; verſchwunden war vor ſeinen Augen, was er ſah, die Höle, der Alte, und die engliſche Geſtalt.

Der Mond brach durch die dichten Eichen; er trat hervor in ſeiner Schönheit, angenehm, mit ſtillem, freundlichem Geſicht. Sanft ſchwamm er über hohe Wipfel hundertjähriger Eichen,

und

und ihn umſchwebten lichte Sterne. Orlando ſah hinauf, blickte entzückt ihm entgegen, und ſagte:

"Treuer Gefährte der ſchweigenden Nacht! Lieblicher Freund des verirrten Wallers! Wie erhebt dein Anblick mein Herz!"

Das weibliche Gebild trat zu ihm. Orlando glaubte Serafinen zu erkennen. Betroffen trat er zurück. Sie ſtreckte den Arm nach Süden hin, und verſchwand.

Er wankte weiter zwiſchen Fichtenwäldern, in ein kleines Thal hinab, und kam an eine einſam ſtehende Herberge — Hier blieb er über Nacht.

Schön brach der Morgen an. Orlando ergriff den Stab und wallte weiter.

* * *

Achtzehnter Abſchnitt.

Occhi avea neri e chioma crespa d'oro,
Angel parea di quei del Sommo coro.

Arioſto.

Orlando kam nach Rom; er beichtete, empfing Abſolution, und erhielt des Heil. Vaters Segen nebſt andern Glaubigen, in der St. Peters-Kirche. Er ging nach Loretto, und brachte ein leichtes Herz zurück nach Rom.

Bis dahin, hatte er keine Nachricht aus Venedig erhalten. Endlich, bekam er Briefe. Cecilie ſchrieb ihm. Zu früh war Rahel Mutter geworden. Sie folgte ihrem Kinde. Auf dem Klaren-Kirchhofe fand ſie mit ihm, ihr Grab.

Orlando's Händen entſank der Brief: Er warf ſich weinend auf ſein Lager, und betete für ihre Seele.

So, fand ihn Damiano. Orlando klagte ihm ſeinen Verluſt, und dieſer, ſuchte ihn zu tröſten.

"Sie ſtarb zu früh!" — jammerte Orlando.

"Es ſtirbt kein Menſch zu früh: — ſagte Damiano. — Man ſtirbt nur, wenn man ſterben muß. Nur dann geht alles unter, wenn es ſein Ziel erreicht hat. Dem einen, liegt es nah, dem andern fern; der, erreicht es bald, jener ſpäter. Genug, es wird erreicht. — Erheitern Sie ſich! Die Todten weckt kein Klagen auf. Der Menſch gehört der Welt, ſo lange er lebt; ſtirbt er, ſo findet er einen andern Platz, und zieht auch nichts nach ſich. Des Menſchen Leben iſt ein kurzer Traum. Halte ihn feſt, und genieße ihn! Dies iſt Lebensweisheit. Die Todte hört Ihre Klagen nicht, und hörte ſie ſie auch, ſie könnte ſich darüber nicht freuen. Leben Sie, und morden Sie ſich nicht ſelbſt."

Man

Man läßt nur allzugern ſich tröſten, und ſich von andern ſagen, was man nicht ſelbſt ſich ſagen will, ob man es gleich empfindet. Dies war der Fall auch bei Orlando. Er lies ſich tröſten, war getröſtet, warf ſeine Pilger-Kleider endlich ab, und erſchien nach drei verſeufzten Trauer-Wochen, wie vorher, wieder, ſchön und liebenswürdig, in der Welt. Er lies ſich ſehen, ſah, wurde gern geſehen, und ſah was er für ſchön hielt, eben ſo gern wieder. — In kurzer Zeit, war alles wieder im gewohnten Gange.

Ein feierlicher Umgang zu Ehren der Heil. Cäcilia zog unſern müßigen Orlando unter die Zuſchauer. Schon des Namens wegen, wär er nicht davon geblieben. — Als nun das Bild der Heiligen umgeben mit einer ſtralenden Glorie, auf einem ſchönen Gerüſt von acht ſchön geſchmückten Mädchen getragen, ſich nahete, warf mit den andern Zuſchauern er ſich nieder, und ſchrie laut:

"O Cäcilia! Heil. Cäcilia! bitte für mich!"

Ein junger Mann, der neben ihm kniete, ſah ihn an, und als das Bild vorüber war, als die Andächtigen ſich wieder erhoben hatten, lächelte er ihm fragend zu:

"Lieben Sie die Cecilien?"

"Die Heil. Cäcilia, ſagte Orlando; — iſt meine Schutzpatronin."

Er wollte gehen; Jener ſagte:

"Die Heil. haben Sie geſehen, doch wohl aber nicht das Schönſte, was auf dieſem Platze zu ſehen iſt."

"Und das iſt?"

"Dort ſteht es, auf dem Balkon, uns gegenüber."

Orlando erhob ſeine Augen, und ſah auf dem Balkon ein Mädchen ſtehen, wie er noch keins geſehen zu haben glaubte; und das will viel ſagen!

Sein Nachbar ſah mit ihm hinauf in die obere Region, wo der ſchöne Engel zu ſehen war, und deklamirte entzückt:

Occhi avea neri, e chioma creſpa d'oro,
Angel parea di quei del ſommo Coro! *)

Orlando ſah ihn an, und ſagte:

"Sie ſind verliebt!"

"O! alle ihr Götter Roms und der Welt! — antwortete jener; wer ſollte einen ſolchen Engel nicht lieben? Ein Ave! von dieſen Mädchen, ach! welch ein Ave muß das ſeyn?"

"Wer iſt ſie denn?"

"Die Tochter des Grafen Caſtiglione, der Abgott des ganzen männlichen Roms. — In vier Tagen giebt ihr Vater ein großes Feſt, welches Laurena als Königin ſchmücken wird."

"Und dieſes Feſt — ?"

"Iſt ein Ringelrennen. Wer dieſer ritterlichen Uebung kundig iſt, wird ſich auf die Bahn wagen, um den Preiß aus Laurenens Hand zu erhalten. Schon ſeit vierzehn Tagen üben wir

uns

---

*) Schwärzer von Augen und golden gelockter von Haren,
Schwebte ein Engel noch nie über den Aether hinauf!

uns alle, die wir uns edle nennen, an dem Ritterſpiele Antheil nehmen zu können."

"Darf ich um Ihren Namen bitten?"

"Silvio Landrino. — Der Ihrige?"

"Marcheſe Orlandino."

"Sie ſind — verzeihen Sie, daß ich Ihnen dieſes geradezu und ohne Umſchweife, ſage! — ein junger Mann, wie ich deren nur wenige geſehen habe, und da Ihnen gewiß jene ritterliche Uebung nicht fremd ſeyn wird, ſo bin ich überzeugt, wir ſehen Sie auch in den Schranken."

"Das kann wohl geſchehen."

Silvio wollte weiter ſprechen, als ſich ihm eine alte Dunna näherte, mit der er auf die Seite trat, ſprach, und dann mit ihr den Platz verließ.

Orlando wandelte gemächlich dem Balkon näher, der ſo viel Schönes trug, und ſiehe da! es fiel ein Roſenkranz herab, den er auffing. **Laurena** ſah hinab, und erblickte ihren Roſenkranz in den Händen eines jungen Mannes, der zu ihr aufblickte. Er hielt ihn hoch empor, und die Schöne nickte ihm erröthend ein: Ich ſehe es! zu.

Bald

Bald trat ein Mädchen, — Laurenens Zofe, — in die Hausthür, und winkte ihn zu ſich.

"Mein Fräulein — ſagte ſie; läßt Ihnen danken, und Sie um ihren Roſenkranz bitten."

Orlando küßte den Roſenkranz und gab ihn der Zofe. Dieſe dankte nochmals, und ſprach weiter:

"Nun habe aber auch ich um etwas zu bitten."

"Befehl, mein ſchönes Kind!"

"Erlauben Sie mir einige Fragen."

"Tauſend!"

"Aber, vergeben Sie mir meine Neugier!"

"Herzlich gern!"

"Sind Sie ein Römer?"

"Nein."

"Ein Fremder alſo?"

"Ein Fremder."

"Ihr Name?"

„Marcheſe Orlandino."

Sie verneigte ſich freundlich, und ging. — Orlando ging auf den Platz zurück. Der Engel war verſchwunden. — Er ging ſogleich zu einem Waffenſchmidt, denn er war feſt entſchloſſen, Antheil an dem Ringelrennen zu nehmen.

Zwei Tage darauf traf ihn Laurenens Zofe, die aus der Kirche, dem bewußten Balkon gegenüber, kam, an der Kirchthür. Sie trat in die Kirche zurück; Orlando folgte ihr. Bei einer Kapelle blieb ſie ſtehen, und fragte:

„Sieht man Sie endlich? — Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, das Ihnen vielleicht gefallen kann."

„So gefalle es mir eben ſo wohl, als mir der Mund gefällt, aus dem ich hören ſoll, was mir gefallen kann!"

„Sie ſind galant!"

„Wie wenig noch!"

„Ich,

"Ich, bin damit zufrieden! — Ich erzählte, — verzeihen Sie mir es ja! — meinem Fräulein, daß Sie den Roſenkranz mit einem Kuſſe zurückgegeben hätten. — Sie lächelte, und — wie gut war es, daß ich ſelbſt gefragt hatte! — fragte nach Ihrem Namen. Ich gab ihn ihr, wie Sie mir ihn gegeben haben. — Sie fragte: Wird er wohl bei'm Ringelrennen erſcheinen? — Nun frage ich Sie: Werden Sie das thun?

"Ich werde auf der Bahn erſcheinen, mein liebes Kind!"

"Sie tragen doch, wie es gewöhnlich iſt, die Farbe einer Dame?"

"Ich muß die Schwarze Farbe tragen, da keine Dame mich mit ihrer Farbe ſchmückt."

"Wie wär es, wenn ich Ihnen eine Farbe verrieth, die — die mit einem Worte! gewiß die ſiegende Farbe des Feſtes ſeyn wird?"

"Ich werde dafür nicht unerkenntlich ſeyn!"

"Herr Marcheſe! — Ich bin nicht eigennützig — Ich habe deswegen, nichts geſagt."

"Das glaube ich! doch erlaube mir erkennt-

lich

lich zu ſeyn, da ich nicht eigennützig ſcheinen mag. — Alſo, die Farbe.“ *)

„Weiß und roth.“

„Orlando drückte ihr die Hand, und eine Börſe lag in der ſeinigen. Sie zog die Hand zurück, und ſagte, etwas empfindlich:

„Ich laſſe mir keine Nachricht abkaufen!“

„Aber ein kleines Andenken, wirſt du von mir doch annehmen?“

„Nur kein Geld!“

Er nahm ein goldenes Kruzifix von ſeiner Bruſt, und legte es in ihre Hand; ſie neigte ſich,

---

*) Die Farben der Bänder und Schärpen waren bei ſolchen Spielen redend. Die Symbolik derſelben war damals eine Kenntniß der galanten Welt. Wir kennen ſie noch durch darüber geſchriebene Abhandlungen und Werke. Die Paarung der Rothen mit der weiſſen Farbe gab Deutung reiner und auch, noch unbewußter Liebe.

ſich, und ſchob es in den Buſen. Indem ſie die Augen niederſchlug, ſagte ſie:

"Wenn Sie ſonſt noch etwas mit mir zu ſprechen haben, — wenn Sie mich etwa über dieß und jenes fragen wollen, — ſo will ich ſo offenherzig ſeyn, und Ihnen ſagen, daß ich in einigen Stunden in einem Garten ſeyn werde, der in den Garten-Feldern von St. Paul liegt. Es iſt der einzige dort, rechts in der Reihe, in welchen eine grüne Gitter-Thür führt. Finden Sie eine kleine blaue Schleife an dem Thür-Schloſſe, ſo bin ich in dem Garten."

"Mit Vergnügen werde ich dich dort aufſuchen!"

"Doch — wenn Sie nichts zu fragen haben —"

"Viel! viel!"

"So ſehen wir uns! Aber — ich rechne auf Diskretion."

"Das kannſt du."

"Sie ging. — Orlando beſtellte ſich nun

ſeine

ſeine Schärpe und ſeine Bänder, weiß und roth. Darauf wurde mit Gold die Deviſe geſtickt:

E piu bianca che Giglio del prato,
Vermiglia piu che la Roſa ſu la Spina. *)

Die Zuſammenkunft im Garten, wurde nicht vergeſſen. Orlando erſchien pünktlich, fand die bezeichnete Gitterthür, aber ihr Schloß war ohne blaue Schleife. — Er ging vorüber, bis an das Thor. Hier, kehrte er um, kam wieder an die Thür, und keine Schleife war zu ſehen. Er ging die Straſſe hinab, und als er ſich eben wieder wenden wollte, kam ihm — Mirakuloſo entgegen. — Ungelegener kann wohl kein Menſch je einem Menſchen entgegen gekommen ſeyn, als der Unausſtehliche jetzt dem Harrenden. Jener nickte ihm freundlich zu.

---

*) Weiß wie die Lilie des Feldes, wie ſittſam die Roſe
Unter den Dornen erglänzt, ſtralt Sie, die Herrliche, hier!

Orlando fragte ärgerlich:

"Was ſoll's hier geben?"

"Was es hier geben ſoll? — erwiederte — Was ſoll es geben?"

"Nichts ſoll es geben!"

"Nichts?"

"Wenigſtens, für den — Signor Mirakuloſo, nichts."

"Er hat auch auf nichts gehofft. — Er freut ſich aber, den Herrn Marcheſe ſo wohlauf, heiter und blühend wie eine Roſe, nach ſo mancherlei Unglücksfällen, in der heiligen Stadt Rom zu ſehen."

"Und mich, wundert es ſehr, den Herrn — hier zu ſehen!"

"Ach! in Rom, iſt alles zu ſehen; ausgenommen der nicht, der hier ſeinen Statthalter hat. Es lebt ſich hier gut, alles, iſt wohlfeil, und die Heiligkeit, iſt ja ſogar ſpottwohlfeil. — Die Juden ſind verſperrt, die Heiden werden bekehrt, und die Mädchen, ſind ſchön und verliebt."

"Wo-

"Wozu nun all das?"

"Das fühlſt du nicht? Guter Junge! Du ſcheinſt mir ſehr zerſtreut zu ſeyn. — Iſt etwa wieder einmal der Teufel los?"

"Der Teufel? — Ja! der iſt los."

"Verflucht!"

"Er läuft wie ein Fleiſcherhund, auf den Straßen umher."

"Als ein Hund? — Aha! — So ſah ihn auch Agrippa. Er wird aber bald verjagt werden, denn es giebt hier ein ganzes Heer von Exorziſten."

"Kennſt du ſie?"

"Wer kennt ſie nicht? — Alſo, der Herr Marcheſe haben —"

"Haben jetzt keine Zeit, — werden niemals welche haben, — ſich mit Ihnen zu unterhalten."

"So behalte ich meine guten Nachrichten für mich."

"Sie, können für andere, gar niemals gute Nachrichten haben!"

"Ei

"Ei der Teufel!"

"Der Teufel, iſt ein elender Schuft!"

"Das glaube ich nicht. Es heißt ja, er [illegible] ein Fürſt der Welt. Haben Sie das nie ge[illegible]ſen? — Doch, was geht uns der Teufel an!"

"Mir, nichts."

"Ich ſpreche von Neuigkeiten."

"Die werden tröſtlich ſeyn!"

"Es ſind klingende Troſtgründe."

"Klingende?"

"Wohl dem, der ſie hat! Sie ſind der Hauptſchlüſſel zu allen äuſſern Thüren und innern Schlöſſern. Et bene nummatum decorant ſuadela Venusque! Eloquentia auri exuparat omnem eloquentiam. Cicerone ſecundo non opus eſt ubi fantur opes. Ein goldener Hammer bricht eiſerne Thore. Haben der Herr Marcheſe dieſe Erfahrung nicht ſchon ſelbſt gemacht?"

"Wozu dies Geſchwätz?"

"Zur Einleitung zu meiner Neuigkeit, wenn man ſie hören will."

"So rede, verdammter Schwätzer!"

"Verdammter?"

"Mehr noch?"

"Etwas weniger."

"Mehr oder weniger, dir, ſicher gleichviel!"

"Mit nichten!"

"Erzähle deine Neuigkeiten, oder ich gehe!"

"Aus dieſer Straße, doch nicht."

"Warum nicht?"

"Mich machſt du nicht dumm!"

"Nun? Was glaubſt du denn wohl, das mich in dieſer Straße zurückhalten könnte?"

"Wenigſtens, ein Mädchen."

"Ei!"

"So eine Art von Beſtellung —"

"Beſtellung?"

"Oder, wohl gar noch etwas mehr."

"O! du Schlaukopf!"

"Dumm, bin ich nicht, und — gut rathen, kann ich auch. Nicht wahr? — Doch, die Neuigkeit —"

"Ja, ja! Die Neuigkeit!"

"In dem Comptoir des Handelshauſes Silveri ſteht ein Käſtchen mit Gelde, — von gutem Gewicht! — und dieſes Käſtchen, hat die Adreſſe des Herrn Marcheſe Orlandino."

"Meine Adreſſe?"

"Man weiß nicht, wo der Herr wohnt, und kann es nicht abliefern."

"Mirakuloſo!"

"Ich habe es ſelbſt geſehen. — Es kömmt von Venedig."

"Von Venedig?"

"Ach! Du gute Rahel! — Du ſchlummerſt nun auch, und Aaron Sommi, iſt bei dir!"

"Du biſt —"

"Was ich bin. — Es weinen wohl noch zwei ſchöne Augen um die gute Rahel, aber — Die Zeit wird uns alle rechtfertigen!"

"Dich auch?"

"Zweifelſt du daran?"

"Ich gehe zu Silveri. Haſt du aber —"

"Er

"Er wohnt in der Strada del Corſo, in dem hohen rothen Hauſe, der Colonna gegenüber. — Ich lies mir dort Wechſel auszahlen, und da ſah ich das Käſtchen."

Da kam die Langeerwartete, und eilte dem bezeichneten Garten zu. — Mirakuloſo ſah ihr nach.

"Ein artiges Figürchen!" — ſagte er.

Orlando fragte lächelnd:

"Kennt ſie der Herr Spavento?"

"O ja!"

"Wirklich?"

"Sie heißt Lucinde —"

"Lucinde heißt ſie?"

"So heißt ſie."

"Wer iſt ſie?"

"Sie iſt Kammerjungfer bei der jungen Gräfin Laurena Caſtiglione."

"Kennſt du die Gräfin auch?"

"Warum nicht? — Ich kenne ſie, ihren Vater,

ter, ihren Onkel, den Kardinal, und kenne auch ihren Bräutigam."

"Ihren Bräutigam?"

"Wie ich ſage."

"Wer iſt der?"

"Intereſſirt es dich, das zu wiſſen?"

"Keine Frage!"

"Der Bräutigam der ſchönen Laſtrena, iſt der Graf Somiglia."

"Hat ſie ihn ſelbſt gewählt?"

"Nein! — Der Vater hat ihn ihr beſtimmt. Sie will ihm durchaus ihre Hand nicht geben, weil ſie ihn nicht leiden kann; er aber dringt auf die Erfüllung des väterlichen Verſprechens. So hat denn endlich der Vater den Tag der Vermälung feſtgeſetzt. — Er giebt ein Ringelrennen, und acht Tage darauf, iſt die Hochzeit. — Orlando! einen ſolchen Biſſen einem andern vor dem Munde wegzuſchnappen, das wär ſo ein Wageſtück für einen jungen Herrn, der ſich ſo ſehen laſſen kann, wie du es kannſt!"

"Meinſt du?"

"Sieh!

"Sieh! auf ſo etwas, ging ich nun aus, wenn ich Orlandino wär!"

"Warum denn nicht, als Mirakuloſo Spavento?"

"Scherz bei Seite! — Die Gräfin Laurena wär für dich ein —"

"Adio!"

"Lucinde, — iſt zwar keine Gräfin, — aber ſie kann ſich auch ſehen laſſen, und Ne ſit ancillæ tibi amor pudori! Die Blume aller Helden, der Spiegel aller kühnen und eleganten Jünglinge, der edle Achilles —"

"War kein Schwätzer."

"Haſt du ſeine Briſeis gefragt? — Uebrigens, meine ich nur, daß eine Kammerjungfer —"

"Eine Kammerjungfer iſt." —

"— die dich erwartet —"

"Mich? — Wo? — Welche Kammerjungfer erwartet mich?"

"Die wievielſte?"

"Schwätzer!"

"Du biſt devot galant und gehſt die kleinen Altärchen nicht vorüber, wenn du auf den großen Altären opfern willſt. — Das iſt klug! Ein Straus iſt eine Sammlung von Wohlgerüchen. Eine Blume allein, iſt kein Straus; Pflücke ihrer mehrere, und dann erſt — giebt es einen Straus. Wärſt du ein Dichter — "

"O! ich bitte dich, ende!"

"Siehſt du, daß du Eile haſt! — Sie wartet. — Nur ruhig! Sie wartet."

"Wer?"

"Die, die warten will. — Alſo, wenn du ein Dichter wärſt, würdeſt du ſagen: Dulcia ſi quæris? diſces hic dulcia quæque! Die Dichter ſind Halbgeiſter die die Mehrheit oder Verſchiedenheit der Genüſſe — "

"Davon, ein andermal!"

Damit lief er davon, und Mirakuloſo lachte laut auf.

Orlando traf Lucinden in dem Garten. Sie hatte ſich auf ein Kanapee in eine Laube geſtreckt, und lag nachdenkend, mit halbgeſchloſſenen Augen, unbeweglich. Sie ſah nicht einmal, daß Orlando in die Laube trat.

Oder, wollte ſie es nicht ſehen? — Das ſchien ſogar ſelbſt Orlando zu glauben. — Er ſtand und ſah ſie an.

Der Weſtwind ſpielte ſanft mit ihren Locken. Die eine, wiegte ſich auf einem hochempörten Meere, ſie ſtieg, ſie fiel, ſie rollte mit den Wellen fort, und ſelbſt der Schleier war geflohen. Orlando ſeufzte leiſe: Ne ſit ancillæ tibi amor pudori! trat näher, und ſchloß die loſe Träumerin in ſeine Arme. Sie zuckte auf und ſank zurück. Ihr Auge rollte ſchnell und brennend im feuchten Kreiſe; Die Lippen flohen von einander, und ſchnelle Athemzüge drangen durch die offene Perlen-Pforte. Sie liſpelte ein: O Dio! dove ſono? und blieb da, wo ſie war.

Wir machen einen kleinen Gang durch den Garten, beſehen die Blumen, Pavillons, Fontainen,

nen, Statuen, verwundern uns gar nicht über Luciaden, da ſie — Lucinde iſt, — gehen nach einigen Viertelſtunden wieder zu der Laube zurück, und hören drinne ſprechen. Wir wiſſen, wer ſpricht, und hören was ſie ſprechen.

"Ja, Herr Marcheſe! Ihre Nachrichten, ſind ächt. — Meine gute Gräfin ſoll, wie es ihr Vater will, dem Grafen Somiglia ihre Hand geben, aber er bekömmt ſie nicht, darauf kann ſich der Vater, der Bräutigam, und die ganze Welt verlaſſen, denn er iſt ihr verhaßter, als der Tod."

"Aber, wie wird die Gräfin ihrem Schickſale entgehen können?"

"Durch die Flucht."

"Wie? — Durch die Flucht?"

"Ich fliehe mit ihr."

"Wohin?"

"Wohin uns der Zufall führt."

"Aber, ſage mir doch, liebe Lucinde! hat denn Laurena keinen Liebhaber?"

"Hundert; aber ſie liebt keinen."

"Sonſt

"Sonſt würde dieſer wohl" —

"Herr Marcheſe! haben Sie Muth?"

"Zweifelſt du?"

"Sind Sie eben ſo kühn und entſchloſſen, als Sie — zärtlich ſind?"

"Stelle mich auf die Probe."

"Gefällt Ihnen die Gräfin?"

"Wie du fragen kannſt!"

"Sie ſollen mit uns fliehen! — Dahin, bringe ich es."

"Du?"

"Ich. — Als ich Sie geſehen hatte, rechnete ich ſogleich auf Sie, und ſorgte für meine Gräfin. — Herr Marcheſe! Sie wiſſen nicht, wie ſchön Sie ſind. Nur dies konnte Ihnen einen Sieg erringen, den ich Ihnen gönne. Ich bin eine Egoiſtin, das läugne ich nicht. Da ich ſo gut für mein Fräulein ſorge, ſo iſt es gar nicht unbillig, wenn ich mich dafür bezahlt mache, und zwar, auf ihre Rechnung. Nur durch mich erhält ſie, was ihr nöthig iſt, und alſo kann ich um nichts verdacht werden, was ihr keinen Schaden bringt. — Sie retten, Sie entführen uns!"

Orlando wollte antworten, als eine Dame in der Hauptallee des Gartens erſchien.

"Das iſt meine Gräfin; — ſagte Lucinde, und ſprang auf. — Iſt ſie allein im Garten, ſo gebe ich Ihnen mit dem Schnupstuche ein Zeichen; dann kommen Sie keck hervor, und nahen Sie ſich ihr. Sie hat Sie geſehen, ſie hat von Ihnen geſprochen, ſeyn Sie beherzt, überraſchen Sie, was überraſcht ſeyn will, ein Mädchenherz, das noch nie geliebt hat; verſichern Sie ſich Ihres Glücks — und laſſen Sie mich für das ſorgen, wofür eine zärtliche Freundin, für ihre Freundin ſorgt, wenn — ſie ſich ſelbſt verſorgt hat."

Lucinde eilte zu Laurenen. Sie ſprach mit ihr. Das Zeichen wurde gegeben.

Mit hochaufklopfendem Herzen trat Orlando aus der Laube und ging auf den Pavillon zu, in welchen Laurena und Lucinde gingen. — Er hörte ſie ſprechen. Laurena ſeufzte:

"Ach! wie unglucklich bin ich!"

"Die-

Dieſer ſprechende Seufzer zog den lauſchenden ſogleich näher. — Er trat in den Pavillon. Laurena ſprang auf: Er lag zu ihren Fuſſen. — Lucinde verlies den Pavillon.

"Verzeihen Sie — ſtammelte Orlando: — meiner Liebe dieſe Kühnheit die mich hier niederwirft. Ich weiß wohl, was ich wage, aber, ach! — was wagt die Liebe nicht? — Wie konnte ich Laurenen ſehen, ohne ſie zu lieben? Ach! meine Schuld liegt nur in meinem Glück!".

"Stehen Sie auf!" — liſpelte Laurena mit bebender Stimme.

Er blieb. — Sie wiederholte:

"Stehen Sie auf!"

"Nicht eher, als bis Sie mir vergeben haben!"

"Daß Sie mich ſahen, konnte ich nicht hindern. Wie viele ſehen mich nicht! Daß Sie mich, wie Sie ſagen, lieben, iſt nicht meine Schuld, und da Sie mich auch nicht beleidiget haben, ſo weiß ich nicht, was ich Ihnen vergeben ſoll. Wie viele Männer haben nicht ſchon von Liebe mit mir geſprochen!

ſprechen! Ich verſtehe ſie nicht, denn ich habe noch nie geliebt. Auch Sie, mein Herr Marcheſe! verſtehe ich nicht. Glauben Sie aber, mich durch das Geſtändniß ihrer Liebe beleidiget zu haben, ſo ſage ich Nein, ſo wie ich Ja ſagen würde, empfänd ich das Gegentheil."

"O! dieſe himmliſche Güte macht mich glücklich!"

"Um glücklich zu ſeyn, bedarf man wohl leicht mehr, als dieſes!"

"Wie leicht iſt nicht ein Liebender beruhiget, getröſtet!"

"Worauf rechnet ihre Liebe?"

"Darf ich es wagen, dies Ihnen zu geſtehn?"

"Doch wohl auf Gegenliebe?"

"O Laurena!"

"Mein Herz empfindet für Sie noch nichts."

"Sie töden mich!"

"Es hat noch nie etwas von Liebe, für irgend einen Mann empfunden."

"Auch

"Auch nicht für den beneidenswerthen Soviglia?"

"Dieſen, werde ich nie lieben!"

"Und dennoch werden Sie ihm Ihre Hand reichen?"

"Ich nicht. Mein Vater giebt Sie ihm."

"Und Sie wollen in Ihr Unglück willigen?" — fragte Orlando, indem er aufſprang.

Laurena ſchlug die Augen nieder, und ſeufzte:

"Ein Vater will wohl nie das Unglück ſeines Kindes das ihn liebt."

"Und dennoch zwingt er Sie zu einer Ihnen verhaßten Vermälung, zwingt Sie, Ihre Hand einem Manne zu geben, den Sie nie lieben werden? Heißt dieſes nicht, Ihr Unglück wollen?"

"Er weiß es nicht, wie unglücklich er mich macht!"

"Und Sie wollen —"

"Ach Gott! was darf, was kann ich wollen?"

Lucinde trat ängſtlich in den Pavillon, und meldete die Ankunft der beiden Grafen Caſtiglione und Somiglia. — Laurena verlies den Pavillon. Lucinde führte Orlando'n an ein Seiten-Pförtchen, und liſpelte ihm zu:

"Wir ſehen uns morgen noch wieder, ehe Sie auf der Bahn erſcheinen!"

Siebentes Buch.

Flammende Blitze durchkreuzen die Lüfte,
dringen in's Dunkel der modernden Grüfte,
zeigen dem zagenden Pilger den Pfad,
der um die Leuchte des Sternenlichts bat.

Neunzehnter Abſchnitt.

O mugeres! o mugeres! parayſo de ojos, infierno de animas!

Quevedo.

Orlando nahm den Weg zu Silveri, fand wirklich dort das Käſtchen mit Gelde und ſeiner Adreſſe. Er legitimirte ſich, und erhielt es.

Es kam von Cecilien. Oben auf lag von ihr geſchrieben, ein Brief.

"Mein Freund!

Was du in dieſem Käſtchen findeſt, iſt das letzte, was ich dir geben kann. Mich hat der Geiſt der Einſamkeit ergriffen; ich ſcheide aus der Welt. In einer engen Klauſe, in der Einöde, will ich leben, und dort mich geiſtlichen Betrachtungen widmen. Für dich und deine Seele will ich beten, und ewig werde ich deine Freundin bleiben.

Cecilie."

Orlando hatte kaum den Brief geleſen, als Mirakuloſo in ſein Zimmer trat. — Er blickte auf das Käſtchen, und ſagte:

"Da ſteht es ja, das liebe Käſtchen!" —

"Ja, hier ſteht es!" — ſetzte Orlando hinzu.

"Wohl, noch ungezählt?"

"Noch ungezählt."

"Es ſcheint ein feines, rundes Sümmchen zu ſeyn!"

"O ja!"

"Gewiß, wenn die Weiber einmal geben wollen, ſo geben ſie mit beiden Händen, eben ſo, wie ſie nehmen, wenn ſie nehmen wollen. —

Dein Planet, muß die Venus ſeyn. Du biſt ein wahrer Alexander in der Weiber-Welt. Weine mir aber ja nicht, daß es keine Brücke zu dem Monde giebt!"

"Wie lange werden der Herr Spavento noch Rom mit Ihrer Gegenwart beglücken?"

"Das kann ich nicht beſtimmen. Ich bleibe ſo länge an jedem Orte, als es mir gefällt."

"So wünſche ich, daß es Ihnen bei mir, nie gefallen möchte!"

"Ich danke für das feine Kompliment! — Wie wird's denn in dem Ringelrennen gehen? Die Preiße ſind, wie ich höre, anſehnlich. Der letzte Haupt-Ring trägt eine goldene Halskette mit einem anhangenden Rubin ein, und wer ihn abſticht, erhält noch oben drein einen Ehren K· von der ſchönen Laurena, ihre Nachbarſchaft der Tafel, und den erſten Tanz mit ihr. — D Herr Marcheſe! wär ein Stich für Sie. lebe Wollen Sie ihn thun?"

"Will ihn nicht jeder thun, der in die Schranken reitet?"

"Soll

"Soll ich Ihnen beiſtehen? — Alle drei Haupt-Ringe müſſen Sie abſtechen, und die Damen fallen ſammt und ſonders vor Entzücken — in ihre Arme. Das gäb Unterhaltungen!"

"Durch deinen Beiſtand, verlange ich weder Ringe, noch Unterhaltungen. Was meine Geſchicklichkeit mir nicht erkämpft, ſoll mir kein — Mirakuloſo gewähren."

"Es iſt dabei nichts Böſes."

"Kömmt es nicht von dir?"

"Kam deine Befreiung in Bologna nicht auch von mir! — — Sieh her! Hier iſt ein kleines Amulet. Trägſt du es auf der Bruſt, ſo biſt du —"

"So bin ich Dein!"

"— ſo biſt du Sieger auf der Rennbahn."

ſeyn "Warum rennſt du nicht ſelbſt?"

"Ich bin nicht ehrbegierig; ich bin nicht lüſtern."

"O! du — unlüſterner Diavolino!"

"Dia-

"Diavolino? — Gehorſamer Diener für's — Diminutivum!"

"Und ich, für's gute Zutrauen!"

"Alſo, dies Amuletchen will der Herr nicht tragen?"

"Er will es nicht tragen, weil er — noch eine Lanze führen kann. Bleibt der Ring nicht an dieſer Spitze, ſo ſoll er auch an keinem Amuletchen hängen bleiben."

"Ein anderer nähm's."

"Gieb es dem, der es nimmt."

"Wenn ich nur wollte! — Der Graf Somiglia nähm es ſicher mit Danke an."

"So gieb es ihm. — Kann er damit auch ein Herz erbeuten?"

"Dazu, iſt es nicht eingerichtet."

"So helfen ihm auch die Ringe nichts."

"Du aber haſt es wohl erbeutet, das liebe Herzchen?"

"Wie kannſt du fragen? Nannteſt du mich nicht eben erſt ſelbſt einen Alexander in der Weiber-Welt?"

"Ich

"Ich nehme dieſe Benennung nicht zurück, aber — das Amuletchen, könnteſt du doch tragen."

Man brachte Orlando die beſtellten Bänder, Federn, und die Schärpe. Mirakuloſo ging.

Des Feſtes Tag erſchien. Eine Menge Neugieriger umgab die Schranken, und die Balkon's waren mit den Schönen Roms im glänzenden Schmuck beſetzt. Ihre Farben prangten auf der Bahn. — Vor allen aber zog Aurora, die Gräfin Terranero, die Augen aller Prachtliebenden auf ſich. Mit Diamanten überſät, glänzte ihr blaues Gewand wie der nächtliche, ſternenbekränzte Himmel; Weiß waren ihre Federn, und Bänder, *) Weiß war die Schärpe, geſtickt mit Gold, und auf dem rechten Arme, trug ſie ihren Wahlſpruch: Ich bin vergnügt. — In ihrer Farbe erſchienen drei Ritter auf der Bahn.

---

*) Weiß und Blau; Fröhlichkeit und Liebe.

Bahn. Sie lächelte, und ſagte: "Seht doch das edle Kleeblat, das, mich zu ehren, ſich an die ſchwebenden Ringe wagt!"

Ganz einfach, roth und weiß gekleidet, erſchien Lauzena. Man ſah mit ihrer Farbe, nur einen Ritter auf der Bahn, (wir kennen ihn;) denn ſehr geheim hatte ſie, zum großen Aerger des Grafen Somiglia, die Farbe gehalten, die bei dem Feſte die ihrige ſeyn würde. Wie Orlando ſie erfahren hatte, wiſſen wir.

Sie ſchien ſich zu verwundern, als ſie den Ritter ſah, der ihre Farbe trug, und bei ſich ſelbſt ſprach ſie: "Ich ahnde wer er iſt, der ſtattliche Ritter, der meine Farbe trägt, die ihn der Zufall, gewiß nicht ohne Zufall, wählen hieß!"

Somiglia ſah bald den Ritter an, bald ſeine Braut, und knirrſchte:

"Wie? Wenn ſie ein geheimes Verſtändniß mit dieſem Ritter hätte!"

Die Looſe wurden gezogen. Die Trompeten ertönten; das Rennen begann.

Zwei Haupt-Ringe ſchon waren abgerannt; der letzte Haupt-Ring ſchwebte noch. Orlando's Nummer wurde ausgerufen. Er ritt heran. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er löſte den Lör ſeines Helms, nahm ihn ab, und gab ihn ſeinem Pagen. Seine Locken wallten um den Nacken, ſeine Feuer-Augen blickten hoch empor zu den Damen.

"Wer iſt der ſchöne Jüngling?"

rann die Frage von Mund zu Munde. Aurora bog ſich tief hinab, und rief:

"Trägt auch Adonis Waffen?"

Die Trompeten gaben das Signal. Orlando legte ein, beflügelte ſein Roß, flog raſch die Bahn hinauf, erhob die Lanze, und der Ring ſchmückte ihre Spitze.

Ein lautes Bravo tönte aus tauſend Kehlen ihm entgegen, Trompeten ſchmetterten den Sieges-Gruß, und alle Hände, waren in Bewegung. Beſcheiden, langſam ritt Orlando dem Balkon zu, auf welchem ſich Laurena befand, hob ſich im Bügel, und überreichte auf der Lanze ihr den Ring. — Er ſtieg vom Roſſe, eilte die Stufen hinauf auf die Bühne, und empfing von Laure-

nens

nens Hand die goldne Kette. Zitternd hängte ſie ihm dieſelbe um, und hocherröthet, bot ſie zum Kuſſe ihm die Wange.

Nun ging's zur Tafel. Bald füllte ſich der Saal mit Rittern und mit Damen. — Orlando kam, und aller Weiber Blicke flogen ihm zu. Leicht, ſcherzend, und gewandt, trat Aurora fragend ihm entgegen:

"Wie nennt man denn den Glücklichen, der dieſe Kette trägt?"

Beſcheiden ſich verbeugend, doch — deſſen konnte er ſich nie erwehren, wenn er mit Damen ſprach, — mit einem nur allzubedeutenden Blick, antwortete er:

"Wie auch ein ſchöner Mund mich nennt, ich höre es nur allzugern! Ich aber, nenne mich Marcheſe Orlandino."

Bedeutend erwiederte Aurora den empfangenen Blick, und ſagte, mit mehr als leiſer Stimme:

"Ich mache ungern Schulden!"

Dennoch verſtand und hörte Orlando, was ſie ſprach,

ſprach, er hob die Hand, drückte ſie an's Herz, und ſchwieg.

Aurora konnte damit noch nicht enden. Sie ſagte:

"Marcheſe! Sie tragen eine ſchöne, und gewiß auch bedeutende Farbe."

"Der Zufall wollte — ſagte Orlando; — daß ich ſie wählte, denn fremd hier, konnte ich keine Dame um ihre Farbe bitten, ich würde ſonſt — "

"Ei! wie galant! fiel ihm Aurora in die Rede. — Nur muß ich bitten, nicht weiter zu ſprechen."

"Und dennoch würde ich dies Verbot übertreten, wenn ich nicht fürchten müßte, die drei Ritter die Weiß und Blau, ſo beneidenswerth trugen, gegen mich auf zu bringen."

"Keiner von allen dreien, bekam dieſe Farbe von mir ſelbſt. — Marcheſe! Ich gebe nicht ſo leicht, als Sie vielleicht glauben möchten."

"Und dennoch wurde alles Ihnen gegeben!"

"Mir?

"Mir? — Von Ihnen doch wohl nichts? Ich habe wenigſtens nichts geſehen, nichts empfunden; und, — daß Sie es nur wiſſen! — ich will auch nichts empfinden und empfangen."

"Ich muß Sie geizig kennen lernen, da ich ſo ſchön die Reitzende kenne, die ſich ſelbſt die Karge nennt! — Ich wage eine Bitte; gewähren Sie mir dieſe nicht, ſo will ich Sie die Geizige nennen." —

"Was könnten Sie von mir ſich erbitten wollen?"

"Ihre Freundſchaft, und dieſe Roſe die an Ihrem Buſen prangt."

"Das muß ich überlegen."

"Was Sie nicht dürfen —"

"Was darf ich nicht?"

"Die Roſe kam vielleicht von lieber Hand" —

"Von meinem Gärtner. Was aber einmal mein iſt, verſchenke ich nicht gern. Sie wiſſen, was eine offene Roſe in der Blumen-Symbolik bedeutet, *) und ich — will geitzig bleiben."

"Der

---

*) Freigebigkeit.

„Der Geizige vermehrt nur allzugern ſeine Schätze! So nehmen Sie denn auch von mir —“

„Von Ihnen, nichts!“

Orlando verbeugte ſich, trat einen Schritt zurück, und ſah zur Erde. Aurora miſchte ſich unter die Damen, und als er ſeine Augen erhob, war ſie verſchwunden. — Die Trompeten riefen zur Tafel. Orlando trat hervor. Der Marſchall führte ihn Laurenen zu; Er führte ſie zur Tafel.

Nach aufgehobener Tafel, begann der Tanz. Orlando führte Laurenen auf; ſeine zweite Tänzerin, war Aurora. — Er wollte nach dem Tanze, ſich mit ihr unterhalten, als er in der Entfernung Lucinden erblickte, die ihm bedeutende Winke gab. Er folgte ihren Winken, und fand ſie auf der Gallerie. Sie öffnete ein Zimmer, ſchob ihn hinein, und ſchloß hinter ihm die Thür ab.

Bald kam ſie mit Licht zu einer Seitenthür herein, und grüßte ihn mit einem feurigen Kuſſe. — Man ſetzte ſich. Lucinde eröffnete die Unterhaltung:

Stellen Sie ſich vor, mein Fräulein, iſt ganz umgewendet!"

"Wie ſo?"

"Sie ſagt: ich liebe zwar den Grafen nicht, doch kann ich durch die Flucht meinen Vater auch nicht kränken. Sein Fluch könnte mich verfolgen und Elend über meine Tage bringen: Ich will dem Grafen meine Hand geben. — Das hat ſie feſt beſchloſſen, und hat's dem Himmel und allen Heiligen angelobt. — Mir hat ſie bei Verluſt des Dienſtes verboten, Ihnen je wieder Gelegenheit zu verſchaffen, ſie zu ſehen und zu ſprechen. — Was ſagen Sie dazu?"

"Man muß nichts ertrotzen wollen."

"Sie geben Laurenen auf?"

"Liebe, erzwingt man nicht. Auch muß ich dir geſtehen, daß ich kein Freund von Zermartern, Zerquälen, und von langen Harren bin."

"Iſt's ſo, ſo iſt es mir lieb, daß Sie ſo aufrichtig ſind!"

"Das war ich immer."

"Sie

"Sie machen mir die Erfüllung meines Auftrages, nicht ſchwer."

"Du haſt mich doch nicht etwa prüfen ſollen?"

"Das habe ich geſollt, und habe es gethan."

"Und glaubſt mich nun zu kennen?"

"Warum nicht?"

"Verſchiebe die Bekanntmachung, deiner Entdeckung, nur noch bis Morgen."

"Werden Sie dann ein anderer Mann ſeyn?"

"Ich werde bleiben wer ich bin, doch ſicher nicht mehr in Rom. Aber Laurena wird dann glücklich werden können. Das iſt alles, was ich verlange."

"Sprechen Sie deutlicher!"

"Soniglia wird dieſen Abend noch — ich leſe das in ſeinen Mienen, — der Farbe wegen, Händel an mir ſuchen. Er wird ſie und mich finden. — Ich ſtoße ihn nieder, und Laurena iſt gerettet."

"Herr Marcheſe!"

"Dann wird ſie erfahren, ob ich ſie liebte, oder nicht."

"Ich laſſe ſie nicht aus dieſem Zimmer!"

"Dazu reicht deine Gewalt nicht hin."

"Küſſend bitte ich Sie: Bleiben Sie hier!"

"Du erbitteſt nichts."

"Soll Sie Laurena darum bitten?"

"Was heute nicht geſchieht, geſchieht Morgen.. — Und käm ich nicht wieder in den Saal zurück, würde nicht der Graf meinen, ich hätte mich aus Furcht verkrochen?"

"Gut! Sie ſollen, was Sie wollen. Nur aber ſprechen Sie zuvor Laurenen."

"Will ſie mich ſprechen?"

"Deshalb bin ich ja hier. — Drei Minuten, und ſie kömmt."

Lucinde flog aus dem Zimmer, und wie ſie ſagte, kaum drei Minuten danach, trat Laurena in das Zimmer. Sie zitterte heftig. Orlando warf ſich vor ihr nieder. Er küßte ihre Hand. Sie drehte ſich herum und rufte laut:

„Lucinde!"

Die Thür ging auf. Lucinde ſchrie. Graf Somiglia trat herein. Ohnmächtig ſank Laurena in Lucindens Arme. Orlando ſprang auf. Im Augenblick waren die Degen aneinander. Somiglia drang knirſchend auf Orlando ein. Dieſer ging herzhaft ihm zu Leibe, und bei dem vierten Stoße, ſank der Graf durchbohrt zu Boden.

Orlando lies den Degen ihm in der Bruſt, und eilte aus dem Zimmer.

Auf der Gallerie ſtand ein Verhüllter. Dieſer nahm ihn bei der Hand und ſagte:

„Folgen Sie mir getroſt! Ich bringe Sie in Sicherheit."

Sich ſeiner ſelbſt unbewußt, folgte Orlando ſeinem Führer, über die Gallerie, die Treppe hinunter, aus dem Hauſe, an eine Sänfte. Ehe er noch wußte, was eigentlich mit ihm vorging, befand er ſich ſchon auſſerhalb der Stadt. Die Sänfte wurde niedergeſetzt. Er ſtieg aus. Der Verhüllte führte ihn in ein Haus, in ein

Zim

Zimmer, wo ſich Orlando auf ein Sofa warf, die Hände in einander ſchlug, und ſeufzte:

"O Gott! was habe ich gethan? Zum zweitenmal ein Mörder!"

* * *

Zwanzigſter Abſchnitt.

In ſipido è quel dolce, che condito
Non è dic qualche amaro, e toſto ſatia.

Taſſo.

"Es iſt ein verdammtes Ding um das Morden! Es wird zuletzt Lieblingsſünde:" — ſagte der Verhüllte, indem er ſeinen Mantel abwarf.

Orlando blickte auf, und ſah Mirakuloſo vor ſich ſtehen.

"Wie? — fragte er erſtaunt und verlegen; — Du biſt es?"

"Ich bin es;" — antwortete jener gelaſſen. "Dir

"Dir danke ich meine Rettung?"

"Mir."

"Bin ich auch wirklich gerettet?"

"Wirklich."

"Bin ich in Sicherheit?"

"Du biſt in Sicherheit. — O! die Weiber! die Weiber! Wie ſie uns Männer zu ködern wiſſen! Wie ſie auf unſere Unkoſten, alle ihre Wünſche befriedigen! — Laurena iſt nun den beſchwerlichen Bräutigam los, und du, trägſt die Schuld."

"Glaubſt du denn —?"

"Alles war angelegt, war abgeredet, — und gelang. Dich befriediget das Kammer Mädchen, und die Gräfin bedient ſich deines Degens. Alles war berechnet. Fiel der Graf, ſo war die Dame frei, fielſt du, ſo mußte der Graf fliehen, und ſie war ihn auch los. Ich, hatte etwas erfahren, ich wollte dich warnen, aber ich fand dich zu ſpät. — Du haſt aber auch verdammte Stöße! — Andere Menſchen treffen auch, aber ſo wie du triffſt — das iſt teufelmäßig! — Ich dachte gleich, daß es ſo kommen würde. Es war

nur

nur gut, daß ich Veranſtalten getroffen hatte! — Sieh her! da ſteht dein Koffer, dein Käſtchen mit den Nonnen-Pfennigen, und hier, liegt dein Porteſeuille, mit deinen Papieren."

"Mirakuloſo!"

"Nun? — Was willſt du ſagen? Heraus damit!"

"Womit, wie theuer muß ich dir alles das bezahlen?"

"Jetzt, rechnen wir noch nicht zuſammen."

"Doch mit Gelde?"

"Ja, ja! — Mit Gelde."

"Bei Gott! ich zahle mit nichts andern."

"Was du mir ſchuldig biſt, iſt eine Kleinigkeit, und was den durchbohrten Grafen betrifft, den ſetzen ſie dir dort oben auf die Rechnung. Dieſe, wirſt du ſchon mit der Zeit erhalten."

"O Gott! — Erbarme dich des Sünders!" —

"Du biſt nicht mehr in Rom,"

"Wo bin ich?"

"Auf-

"Auſſerhalb der Stadt. Wird's ja Lärm, ſo läßt ſich's leichter fliehen."

"Wo bin ich?"

"Du biſt im Landhauſe der Gräfin Aurora Terranero."

"Wie? — Weiß ſie es, daß ich hier bin?"

"Sie weiß es."

"Wußte ſie von deinem Plane?"

"Nein."

"Kennt ſie dich?"

"Nein."

"Wie kann ſie alſo wiſſen, daß ich hier bin?"

"Höre an! — Es findet ſich oft wunderlich in der Welt. Die Gräfin hatte dir ein Rendezvous zugedacht; — was du mitnehmen kannſt, denn ſie iſt ein Weib, das ſich ſehen laſſen kann! — Noch war freilich nichts abgeredet, aber die Sänfte ſtand parat, die dich, wenn's abgeredet war, hieher bringen ſollte. Dieſer Sänfte bediente ich mich dich aus der Stadt zu bringen, und mit zwei Zeilen meldete ich der Gräfin, was ſie wiſſen ſollte."

"Mirakuloſo! — Es iſt nicht möglich, daß alles ſo zuſammentreffen konnte!"

"Warum nicht?"

"Es geht nicht alles richtig zu!"

"Ich höre Geräuſch. — Die Gräfin kommt. — Gute, ſüſſe Nacht!"

Er ging davon.

Kaum hatte Mirakuloſo das Zimmer verlaſſen, als das Geräuſch ſich näherte. — Von auſſen wurde an's Fenſter geklopft. Mirakuloſo ſtand auf dem Poſtament einer Statue die er umſchlungen hielt, und flüſterte durchs Fenſter:

"Orlando! nimm dich zuſammen! die Eſel von Sänftenträger, haben uns in ein unrechtes Haus gebracht. Du biſt nicht in dem Landhauſe der Gräfin Aurora. Man weiß nicht was geſchehen kann. Sey vorſichtig!"

Damit ſchob er ihm ein Terzerol und ein Stilet durchs Fenſter zu, und ſprang vom Poſtamente.

Orlando ängſtlich und verlegen, ſchob ſeine Sachen unter den Tiſch, nahm was ihm Miraculoſo gab, zu ſich, und verkroch ſich hinter die Verhänge des Kabinets.

Kaum war er dort, als die Thür des Zimmers aufging. Vier Männer trugen einen langen ſchmalen Kaſten herein, ſetzten ihn nieder, und gingen fort.

Nach einer Viertelſtunde ungefähr, traten zwei andere, in Mäntel gehüllte Männer, in's Zimmer, und öffneten den Kaſten.

"Sie meinen alſo — fing der eine an; — daß der kleine Balg — "

"Ich meine nicht, — ſagte der andere; — ſondern ich bin meiner Sache gewiß. In zehn bis zwölf Stunden hat ſie ausgeſchlafen. Ich berechne die Zeit meiner Tränke genau. Zwar ſind die Naturen ſich nicht gleich, aber ein Zeitraum von zwei, bis höchſtens drei Stunden, macht keinen großen Unterſchied."

Der Kaſten war geöffnet. Ein ſchönes Mädchen lag ſchlafend in dem Kaſten.

Die Männer hatten ihre Mäntel abgeworfen,

und

und ſetzten einige Bouteillen Wein auf den Tiſch, bei denen ſie ſich mit einander unterhielten.

"Nun erzählen Sie mir — begann der Schlaftrunkbereiter; — die Geſchichte."

"Sie iſt ſehr kurz, — antwortete der andere. Ich kam zum Maler Giotto und ſah ſeine Tochter, die Sie hier ſehen. Sie entzückte mich. Ich ſprach mit ihr von Liebe, und ſie wieß meine Anträge ab. Ich bot, was nur zu bieten war. Sie ſchlug alles aus, und drohte mir ſogar, ihrem Vater zu entdecken, was ich ihm auf keinen Fall, wiſſen laſſen mochte. Dieſer Widerſtand vermehrte meine Leidenſchaft, und Sie wiſſen was geſchah. Angelika wurde geraubt, entführt, und erhielt den bewußten Schlaftrunk."

Der Trankmiſcher ſtand lächelnd auf, und ſagte; ſeinen Faunenblick auf die Schlafende gerichtet:

"Laſ . ſie ſich Ihren Raub wohl ſchmecken!"

Darauf hoben beide das Mädchen aus dem Kaſten, und legten ſie auf ein Ruhbett.

Man ſcherzte und lachte, und als der Trankmiſcher

miſcher Abſchied nahm, wurde er von dem Lüſtling begleitet. Da aber ſein Huth und Mantel zurückblieb, ſchien er zurückkommen zu wollen.

Orlando entſchloſſen des Mädchens Unſchuld zu retten, verlies ſeinen Platz, und ſetzte ſich an den Tiſch. — Indem er ein Glas Wein trank, trat der Unbekannte in's Zimmer. Betroffen fuhr er zurück, und ſchrie:

"Was iſt das?"

Orlando ſchenkte gelaſſen, ein Glas voll, und leerte es ohne Antwort zu geben aus. Jener ſchien ſich wieder zu faſſen, trat in's Zimmer zurück, und fragte ziemlich trotzig:

"Was hat der Herr hier zu ſuchen?"

Ohne ein Wort zu ſprechen, zeigte Orlando auf das ſchlafende Mädchen. — Jener trat betroffen zurück, ſammelte ſich aber ſchnell wieder, und fragte haſtig:

"Wer giebt Ihnen das Recht, hieher zu kommen?"

"Dein böſes Gewiſſen, Giftmiſcher! — ſchrie Orlando. — Ich weiß was du gethan haſt, weiß was du noch thun wollteſt, nun aber gewiß

nicht

nicht thun wirſt. Ich kenne dies unſchuldige Mädchen, das deine Begierden ſich zum Schlachtopfer erſahen; ich kenne Ihren Vater. Mich ſendete der Himmel dem Mädchen zum Erretter, dir die trügeriſche Maske abzureiſſen, und dein Verbrechen zu enthüllen."

So ſprach ein Menſch, der jeden Augenblick erwarten mußte, daß man ſelbſt mit ihm nicht beſſer und glimpflicher ſprechen könne. Das liegt nun einmal in den Menſchen, ſo ſehr er ſich ſelbſt zu ſchonen und zu entſchuldigen weiß, ſo wenig ſchont er andere. befinden ſie ſich mit ihm in gleichem Grade der Strafbarkeit. So ſollen, ſagt man, in Italien, die Prediger am heftigſten gegen ihre eigenen Lieblingsſünden donnern; wenn ſie an dem Platze ſtehen, auf welchem ihnen niemand widerſprechen darf.

Der Unbekannte wechſelte ſchnell die Rolle, fiel vor ihm nieder, und bat:

"Machen Sie was Sie wiſſen, nicht ruchtbar!"

"Was ſoll mich davon abhalten?"

"Meine Bitte! mein Flehen!"

"Nichts!"

"Nichts!"

"Ich bin Vorſteher zu St. Peter, und verliere Dienſt und Brod, wenn Sie mich nicht ſchonen. Ich habe Frau und Kinder —"

"Deſto ſchändlicher iſt Dein Verbrechen!"

"Ich will es büſen!"

Ein ſtarkes Geräuſch entſtand in dem Hauſe. Die Thür des Zimmers ging auf. Sbirren traten ein.

"Hieher meine Herrn! — ſchrie Orlando: — Hieher! Hier liegt der Verbrecher, zu meinen Füſſen; ergreifen Sie ihn!"

"Barmherzigkeit!" — flehte der Vorſteher zu St. Peter.

."Gerechtigkeit! ſchrie der Anführer der Sbirren. — Die wirſt du finden, ſo, wie jeder Mörder ſie findet."

"Sie iſt nicht tod!"

"Das wiſſen wir. Aber Er iſt tod."

"Er? — Wer?"

"Frage nicht ſo verwegen und unbeſcheiden! Somiglia lebt hinieden nicht wieder auf."

Orlando erbebte. — Der Vorſteher zu St. Peter jammerte:

„Ihr irrt euch!“

„Wir irren uns nicht. Er iſt tod. — Führt ihn fort, den Mörder!“

Der Vorſteher bat, proteſtirte, fluchte, betheuerte, drohte, aber alles vergebens. Er wurde gebunden und davon geführt. Orlando ſah mit klopfendem Herzen die Verwechſelung mit an, ſchwieg, und blieb ungebunden zurück.

Schon wurde der Himmel grau, einzelne Lichtſtreifen durchſchoſſen den Aether. Orlando war unentſchloſſen; er wußte nicht, was er thun ſollte. — Noch regte ſich die Schlafende nicht. Ihr Erwachen konnte er nicht erwarten; die Verwechſelung konnte entdeckt werden, und er war in Gefahr. Er entſchloß ſich alſo zur Flucht. — Auf einen Zettel ſchrieb er:

„Liebe Angelika!

Ein Unglücklicher hat dich Unglückliche gerettet! Schrecklich würde dein Erwachen von einem

einem Schlaftrunk geweſen ſeyn, den der wollüſtige Vorſteher zu St. Peter, in ſehr begreiflicher Abſicht, dir gegeben hatte. Was du hier findeſt iſt dein. Der Unglückliche läßt es dir zurück, und kann dein Erwachen nicht erwarten.“

Er nahm hierauf von Gold und Edelſteinen zu ſich, was er tragen konnte, verſchloß das Haus, und eilte davon.

Kaum war er hundert Schritte weit gegangen, als er in der Entfernung eine Sänfte erblickte, umgeben von Bewaffneten.

„Es iſt ſehr wahrſcheinlich, — ſagte er bei ſich ſelbſt; — daß der Vorſteher alles entdeckt hat, und daß man kömmt, das Mädchen abzuholen. Mich ſelbſt hätte man ſicher auch feſtgenommen. Wie gut war es alſo, daß ich entfloh!“

Er kroch zwiſchen einer Hecke von Lorbeerbüſchen fort, und kam an eine Gartenthür. Hier ſchmieg-

ſchmiegte er ſich hinter eine koloſſaliſche Statue des Heil. Chriſtoph, deren zwei vor der Gartenthür, gleichſam als Wächter ſtanden, und erwartete mit pochendem Herzen den Zug, der hier vorbei mußte.

Er kam. Eine Sänfte, getragen von zwei Maulthieren, wurde von ſechs Sbirren und ihrem Anführer begleitet. Sie zogen vorüber, gerade auf das Haus zu, welches Orlando eben verlaſſen hatte.

In Oſten wurde der Himmel röther. Die Morgenröthe breitete ihren Purpurmantel aus, und blickte den Verborgenen freundlich an. Es war eine angenehme Vorbedeutung!

Er ſah die Gitterthür des Gartens genauer an; das Pförtchen in derſelben war nicht verſchloſſen. Er öffnete es, und trat in den Garten.

Die Sonne ſtieg herauf in flammender Pracht, und auch der letzte Stern erblich vor ihrem Glanze. Orlando warf ſich vor einem Mutter-Gottesbilde nieder, das ſchön geſchmückt. in einer Niſche ſtand; Er betete, er beichtete und flehte.

Wie deutungsvoll ſich alles traf und fand! Orlando's Glück lies ihm mit anbrechendem Tage den

den Heil. Chriſtoph ſehen; Wer dieſen ſieht des Morgens, dem geht es wohl, er bringt die Nacht in Freuden zu! *) — Aurora, die himmliſche, lächelte ihm am öſtlichen Himmel entgegen, die hochgebenedeiete fand er, und als er betend vor ihr lag, als er ſich ihren Schutz erflehte, da ſendete ihm ſein Glück die Irrdiſche Aurora, die uns bekannte Gräfin Terranero, in deren Garten er ſich befand.

"Marcheſe! Sie? — Sie, hier?" — ſchrie ſie verwundrungsvoll, als ſie ihn erblickte ihm entgegen.

Er raffte ſchnell ſich auf, eilte auf ſie zu, ergriff ihre Hand, zeigte auf das Madonnenbild, und ſagte:

"In ihren Schutz gab dieſe mich, und Aurorens leitende Stralen führten mich, Auroren zu!"

"Wie

---

*) Chriſtophore ſancte!
Virtutes ſunt tibi tantæ,
Qui te mane vident,
Nocturno tempore rident.

"Wie ſind Sie entkommen?"

"Durch Glück."

"Wie kamen Sie hieher?"

"Durch Zufall; doch, durch den ſchönſten Zufall meines Lebens!"

Bewegt ſah ſie ihn an, ſchlug die Augen nieder, hob ſie wieder, und ſagte:

"Was haben Sie gethan?"

Seufzend ſchwieg Orlando. — Sie fuhr fort:

"Der Graf iſt tod."

"Ich ſah es!"

"Alles kam in Aufruhr. Ich zitterte für Ihr Leben."

"Sie?"

"Ihr Schickſal hat dieſe ganze Nacht mich beſchäftiget, hat den Schlaf von meinen Augen geſcheucht, und trieb mich ſo ungewöhnlich früh ſchon vom Lager auf. — Wie konnte ich Sie mir ſo nahe glauben?"

"Wie konnte ich hoffen, daß mein Glück mich ſo glücklich führen würde!"

"Glück-

"Glücklich? — Und zu mir? — Marcheſe! Ein ſchöner Mann kann vieles ſagen, was man ihm glaubt, — wär es auch nicht leicht zu glauben; — Das aber, was Sie mir jetzt ſagen wollen, glaube ich Ihnen nicht. Sie lieben Laurenen — Läugnen Sie nicht! Ich weiß es ſicher. — Mit ihr allein fand Sie der Graf, und — fiel."

"Wenn Sie wüßten —"

"Was iſt dabei zu wiſſen?"

"Laurene liebte mich nicht."

"Sagte ſie Ihnen das ſelbſt?"

"Sie ſelbſt ſagte es mir."

"Ja, dann! — Dann, war es freilich ſehr glaubhaft!"

"Ich glaubte es."

"Wirklich? — O! Sie gläubiger Mann!"

"Aber dennoch war ich entſchloſſen, ſie zu retten. — Nun, iſt ſie gerettet!"

"Für's Kloſter."

"Wer konnte vorausſehen —"

"Daß

"Daß Semiglia euch überraſchen würde! Sie waren ſehr unvorſichtig! Selbſt daß Sie, — Sie allein, — Laurenens Farbe trugen, die ſie keinem Menſchen — als nur Ihnen — angegeben hatte, das — "

"Kam nicht von ihr. Sie hat davon kein Wort mit mir geſprochen. — Ich wußte ihre Farbe von Lucinden, ihrer Zofe."

"Mit dieſer verſtanden Sie ſich alſo auch? — Es iſt wahr, Lucinde iſt ein hübſches, frohes Mädchen, voll Verlangen und Ergebenheit! — O ihr Männer! ihr Männer! — Die Genügſamkeit iſt nur ein Weib. — Ihr ſeyd die Wetterfahnen des menſchlichen Geſchlechts, und das Verlangen war eure Amme. Als der Mann geſchaffen wurde, mußte auch gleich das: er darf nicht allein ſeyn, mitgeſchaffen werden. — Nach allem greift der Mann, alles will er haben, alles verlangt er, begehrt er, nie hört er auf zu fordern, und alles darf er ſich erlauben. Ihre Lippen glühten vielleicht noch von Lucindens feuchten, verſchwenderiſchen Küſſen, indem Sie die Begierde, Laurenen zu beſitzen, in dem Herzen nährten, als Sie mir Erklärungen und Aeuſſerungen preiß gaben, die, — kennte ich die Männer nicht beſſer, — mir vielleicht Glauben an Ihre Empfindungen für mich, hätten geben können. — So ſeyd ihr! Ihr liebt nicht, ihr verlangt nur geliebt zu werden, und fängt man euch zu lieben an, ſo ſeyd ihr ſchon geſättiget. — Eure Ungenügſamkeit beurkundet ihr ſogleich, indem ihr bittet. Mit Wenigem iſt keiner zufrieden. Wenn wir an euern Blicken hängen, hängt ihr an unſern Formen; und dürſt und habt ihr die beliebten Formen endlich zerbrochen, ſo ſchafft ihr euch, recht Künſtlermäßig, ein neues Bild und neue Formen. — Dies Marcheſe! iſt mein Glaubensbekenntniß von den Männern, und nun — nehme ich Sie in meinen Schutz, verberge, verſtecke Sie, und betrüge, ein Weib, die heilige Gerechtigkeit, — um eines Mannes willen! — Kommen Sie! Folgen Sie mir! — Es hat Sie noch niemand geſehen, meine Leute wiſſen nicht, daß Sie hier ſind; ich habe ein verborgenes Plätzchen für Sie!"

Und dieſes Plätzchen? — War ihr Kabinet. Dahin führte, dort verſteckte ſie ihn. Sie zog den Schlüſſel von der Thür, und lies ihn allein. Er warf ſich auf ein Sofa, und ſprach:

"O! ihr Weiber! ihr Weiber! Wie ſinn-

reich

reich ſeyd ihr doch, uns niemals wiſſen laſſen zu wollen, daß ihr euch nur gebt, wie ihr euch habt. Stets ſoll ein Nimbus euch umſchweben, und euer Kram, in welchem ſich doch immer, wenigſtens etwas Feiles findet, iſt ſtets illuminirt, blos — um der Käufer willen. Wie ſchwebt ihr doch ſo ſtets im Scheine euerer eigenen, euch ſelbſt geſchaffenen Klarheit! Wie ſchlau wißt ihr, Arachnen gleich, euch in ein ſelbſtgewebtes künſtliches Gewebe zu verbergen und dort, auf euern Fang zu lauern! Wer könnte euch entgehen? — Und, wer kann euch enträthſeln, ihr ewigen, unaufgelöſten Räthſel der Natur. Veränderlich, wie ſie ſelbſt ſich zeigt, ſchuf dieſes Weib die Weiber, und ſo, wie ſie ihre Liebe theilt unter Viele, ſo wiſſen auch ihre Töchter zu theilen, Viel, Vieles unter Viele. Wie kann Veränderung ein Herz für Liebe haben! *) — Wer könnte es wohl wagen, an euch Weibern zu entwickeln die tauſendfachen Schalen, die euere Herzen

---

*) Femina é coſa mobil per natura;
Ond'io ſo ben, ch'un amoroſo ſtato
In cor di Donna picciol tempo dura.

Petrarca.

zen umgeben? Euch und die Zwiebeln ſchuf die Natur zuſammen, zur Deutung uns, und niemals zum Begriff! *) Wer hob wohl je den Schleier der Iſis?"

So deklamirte Orlando, als ihn die Gräfin überraſchte. Lächelnd fragte ſie:

"Sprachen Sie nicht mit ſich ſelbſt?"

"Ich kann's nicht leugnen."

"Wovon?"

"Von — meinem Unglück."

"Das heißt, von den Damen. — Ich habe Sie ein wenig belauſcht, ich vernahm ſo etwas von Entwickelung der Weiber-Herzen, von einer hunderthäutigen Zwiebel, und hörte die große Frage: Wer hob wohl je den Schleier der Iſis? — Wir beide heben dieſen Schleier wohl ſchwerlich;

---

*) Ma per ché la natura v'ha formate,
Donne mie vaghe come la Cipolle,
Cioè di mille ſcorze v'ha cerchiate
Che non vien fuor quel che dentro vi bolle,
Ricciardetto C. IV. St. 4.

ſich; Ich, habe genug mit dem meinigen zu thun, und Sie, haben ſo viele Schleier ſterblicher Schönen zu heben, daß Sie gar nicht an die himmliſchen Schönheits-Schleier kommen können.“

„Wenn Aurorens Schleier“ —

„Aurorens Schleier, ſind Nebel-Wolken!“

„Die Nebel fliehen, wenn Aurora lacht.“

„Die Nebel wären dann ſo galant, wie Sie!“

„Ich fliehe nicht.“

„So flieht man Sie.“

„Ich laufe nach.“

„Wie lange?“

„So lange wenigſtens —“

„Bis etwas anders Ihnen in den Lauf kömmt. — Eure Wünſche ihr lieben Männer! vereinigen ſich nur mit der Gegenwart. Genieſſen wollt ihr, und vergeſſen. Vergeſſen wollt ihr und nicht vergeſſen ſeyn; genießen wollt ihr, aber nicht genoſſen ſeyn.“

„Aber —“

"Still! — Wir wollen einmal unſere Herzen erleichtern. — Ich traue keinem Manne. Reiche ich ihm den Becher, gefüllt mit Chieer Wein, ſo habe ich auch ſchon einen zweiten Becher mit Sorrentiner Wein gefüllt in Bereitſchaft, wohl auch den dritten Becher noch; denn das weiß ich gewiß, hat er den Chieer Wein getrunken, ſo ſagt er ſicher: "Der Wein war gut! Er hat mir recht wohl geſchmeckt; doch Sorrentiner würde mir noch beſſer geſchmeckt haben." — Da reiche ich ihm ſchnell den Sorrentiner, und ſage: Es ſind auch noch einige andere Sorten da. — So wollt ihr Männer ſtets behandelt ſeyn! — Man wirft uns vor, wir thäten nichts. O! wir ſtudiren Tag und Nacht an euch, können euch nie begreifen, und gehen ſo ins Grab. Eine giebt der andern Lehren, und keine kann ſich ſie ſelber geben, noch weniger ſie anwenden. Es iſt, als hätte die Natur um uns in beſtändiger Bewegung, in ſteter Anſtrengung zu erhalten, das Kunſtwerk Mann erſchaffen, und es unſerer Aufſicht anvertraut. Wir beobachten, bemerken, und wiſſen nie, woran wir ſind. Es ſtockt, wir wollen ausbeſſern, ach Gott! und alles fällt zuſammen. Wir ſind die ewigen Uhrmacher der großen, ach! ſo ſehr zuſammengeſetzten Uhr, Mann, die die Natur in ihrer ſchlimmen Laune, mit allen ihren Launen begabte, ſchuf, und ſagte: "Da habt ihr ſie! Ihr Weiber habt Geduld, plagt euch mit der Maſchine herum, und ſeht nur zu, — wie ihr im Gange ſie erhaltet," — Sind wir alſo müſſig?"

"Auf dieſe Art, freilich nicht!" —

"Chriſtinnen, ſollte man nur die Weiber nennen, denn ihr Männer, liebt nur Abgötterei; je toller, je beſſer. Vor ſo mancher Zwiebel liegt ihr frommen Menſchen auf den Knien, und vor allen, was Feld und Garten tragen. Dieſe, iſt euch eine Roſe, jene eine Lilie, dieſe übertrifft die Süſſigkeit der Traube, jene den Geruch der Granatäpfel. Das nicht allein, ihr hebt uns in den Himmel ſogar, und den Mann möchte ich ſehen, der noch keinen Engel, keine Göttin geliebt hat! — Damit befriediget ihr aber nur euern Stolz. Eure Fantaſie will uns gern als Göttinnen erblicken, weil es euch ſehr wohl thut, von überirdiſchen auf mit Ambroſia geſalbte und mit Nektar beträufelte Polſter, gezogen zu werden, und etwas Uebermenſchliches mit irrdiſchen Armen zu umfangen. Darinne liegt der

Grund

Grund euerer Vergötterungen, dieſem haben wir euere Apotheoſen zu verdanken. Ihr liebt an uns und mit uns, nur bloß den äuſſerlichen Schein, ihr wollt geblendet, ergötzt, und noch obendrein von uns geliebt ſeyn. — Ich wette darauf, das ſchönſte, ſittſamſte Weib verliert, wenn eine Königin, ſo häßlich ſie auch ſey, ſich neben ſie ſtellt, bei euch Männern; denn ein Königliches Lager iſt ja viel ſchöner, als das Sofa einer Bürgerin. — So, liebt ihr!"

"Und das wär Liebe?"

"Ihr nennt ſie ſo. Denn wahre, eigentliche Liebe, die Liebe, die von Herz zum Herzen ſtrömt, kennt unter Tauſenden kaum Einer; und kennt er ſie, er ſchätzt ſie nicht; beſitzt er ſie gar, er weiß ſie nicht zu behalten. Dergleichen Schätze weiß, wie ihren Schmuck, wie ihre Edelſteine und Koſtbarkeiten, nur am beſten das Weib zu verſchließen."

"Und uns den Schlüſſel dann zu geben!"

"Das iſt es! So iſt es! — Das iſt unſer Unglück! — Wohin nun mit dem Schlüſſel? Wo haben wir wohl Platz für ihn? — Hebt ihr

ihr ihn uns auf! — Weg iſt der Schlüſſel, und ihr — werdet Diebe."

"Wer trägt die Schuld?"

"Das Weib. — Sie grämt ſich, härmt ſich über ihre Unvorſichtigkeit ab, und da ſie nun den verſchwundenen Schatz nicht mehr lieben kann, liebt ſie den Dieb. — Das wißt ihr Männer, darauf rechnet ihr. Beſtehlen müßt ihr uns, damit wir unſere Diebe lieben können."

"Und das iſt?" —

"Schwachheit, Güte, und was das ſchlimmſte iſt, dazu noch ſogar — Liebe. — Es iſt nichts gewöhnlicher, als daß ein Ungetreuer noch heftiger geliebt wird als zuvor, weil er — uns betrogen hat."

"Aus welchen ſonderbaren Gründen, erhalten wir armen Männer, nicht Liebe!"

"Ihr führt uns zu Extremen. — Ihr wißt euch nicht zu helfen. Geſetzt ihr glaubt uns ungetreu — ihr glaubt es nur, könnt es nicht beweiſen, — ihr mordet uns, verlaßt uns, eilt einer andern zu. — Wir aber ſehen uns betrogen, und — weinen, beten, verwünſchen

uns

uns ſelbſt, verbannen uns in ein Kloſter, gleichſam, auch uns ſelbſt zu beſtrafen, und fremde Sünden abzubüßen."

"Es liebt ſich auch im Kloſter gut!"

"Seht, ſo weit könnt ihr uns ſogar bringen! Dahin könnt ihr uns treiben, daß wir auch euch dort noch lieben, wo Liebe Verbrechen iſt, daß wir dieſe Sünde begehen, daß wir es wagen der Beſtrafung zu trotzen, um von euch geliebt zu werden. — Thät das ein Mann? Der geht ſo ſicher, daß er nichts zu wagen hat. — Und darum, kennt ihr auch die Liebe nicht, ihr böſen Männer! die wir dennoch lieben."

Die Gräfin lies ihn allein, und er hielt keinen Monolog.

Schon kam die Stunde, die Reiſenden das Herz mit banger Sehnſucht füllt; die Stunde des vollendeten Tages, an welchem ſie geliebten Freunden zuriefen: Lebet wohl! — Schon war ſie da, des Abends feierliche Stunde, welche

erſt

erſt dann das Herz des jungen Pilgers durch Liebe verwundet, wenn er von weiten Glocken ſo traurig tönen hört, als wenn ſie den Verluſt des hinterlaſſenen Tages beweinten.

Da kam die Gräfin zu ihm.

"Ich habe — ſagte ſie: — zu ſchicken, zu ſchaffen, zu hören, zu fragen, zu forſchen und zu unterſuchen gehabt, ſo viel daß ich zwar an Sie zuweilen denken, aber Sie doch nicht beſuchen konnte. Es war in meinem Hauſe, wie es in der Welt iſt; niemand wußte, woran er eigentlich war. Der kam, dieſer ging, jenem wurde etwas aufgetragen, und ein vierter, hatte etwas zu referiren. So ging denn alles bunt durcheinander her, wie es in der Welt geht. Ach! dieſe Welt! was iſt ſie denn? Und wer ſind die, die ſie bewohnen? — Wiſſen Sie, wie ich mir das alles vorſtelle?"

"Gewiß auch in eigener Manier!"

"Nicht ſo ſehr, als Sie vielleicht glauben. — Stellen Sie ſich mit mir eine große Muſikaliſche Akademie vor, aber von ganz beſonderer Art. Jeder Inſtrumentaliſt ſpielt auf ſeinem Inſtrumente etwas das ihm behagt, jeder Vokaliſt ſingt

et-

etwas in eigener Melodie, alle zuſammen, auf einmal. Jeder beeifert ſich den andern zu übertönen, zu überſingen, zu überſchreien, und alle ſpannen ihre höchſten Kräfte an, dies zu bewerkſtelligen. Was kann da herauskommen? So ſpielen, ſo ſingen die Menſchen in der Welt, und aus ſolchen Mißtönen iſt ihr Leben zuſammen geſetzt. Hier ſtimmt nichts zuſammen: keine Sitte, keine Neigung, keine Handlung trift mit einer andern, auf einem Punkte zuſammen. — Endlich wird der Muſikdirektor des Unfugs müde, und jagt ſie auseinander. Nur ſchweigen alle auf einmal, und das ſonderbare Konzert iſt aus."

"Gewiß, ein ſehr treffendes Gemälde!"

"Nun, von der Welt auf Sie zurück. Man ſucht Sie auf. Allenthalben ſtehen Lauſcher und Horcher, und Sie ſind ſo genau bezeichnet, geſchildert und beſchrieben worden, daß Sie ſicher endlich erkannt werden, wenn Sie nicht entfliehen. — Ich rathe, zum Pilger-Gewand."

"Wohin, rathen Sie mir, zu gehen?"

"Ich kann da nicht rathen. Wählen Sie ſelbſt. — Dieſe Nacht ſind Sie noch mein

Gaſt.

Gaſt. Morgen, muß ich in die Stadt zurück, muß mit auf Sie ſchelten, ſchimpfen; muß Sie verdammen und wünſchen, Sie, als einen Mörder recht bald in den Händen der Juſtiz zu ſehen."

"Ach Aurora! — Nur wenige Stunden ſoll ich Sie noch ſehen!"

"Wär es Ihnen wirklich lieb geweſen, mich länger zu ſehen, ſo hätten Sie wenigſtens den Grafen nicht erſtechen müſſen."

"Mein unglückliches Schickſal!"

"Ich weiß nicht, ob Sie mit Recht oder Unrecht ſich über Ihr Schickſal beklagen, aber das weiß ich, daß anderer Menſchen Schickſal ein Recht hat, ſich über Sie zu beklagen."

"Mein Unſtern folgt mir allenthalben hinnach!"

"Ihr Unſtern ſcheint ihr Herz zu ſeyn. Verläugnen Sie es ein wenig zuweilen, und es wird alles beſſer gehen."

Die Gräfin hatte für Pilgerkleider geſorgt, und gab ihm noch mancherlei mit auf den Weg.

Der Abend wurde verplaudert, die Nacht durchwacht, und Orlando vergaß bei ſüſſen Traulichkeiten ſeine Lage. In Aurorens Armen fand ihn Aurora. Es weckten Stralen ihn und Küſſe, und als dem Meere nun die goldene Sonne entſtieg, ergriff er den Pilgerſtab, und wanderte davon.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

> L'huomo non è altro, che una in codine, ſopra della quale la fortuna ſempre martella.
>
> **Loredano.**

Zu Monte Alto war großes Gedränge zur Kirche. Dort trieben zwei Kapuziner den Teufel aus einem hübſchen Landmädchen, die eben, als Orlando zu dieſer Szene kam, halb entblößt, mit zerſtreuten Haaren, am Boden lag, blaß wie eine Leiche, mit geſchloſſenen Augen und bebenden Füßen. Hoch auf wallte ihr entfeſſelter Buſen, und zitternd bewegten ſich ihre Finger. — Die Kirche wurde ſtark mit Weihrauch durchräuchert, denn auch hier war der Böſe, ſo wie allenthalben, *) mit einem häßlichen Geruche,

---

*) Lavater De Spectris. p. 16. — Goedelmann De Magis Venef. & Lamiis. L. II. c. 3. — Fincelius De Miraculis. L. I. p. 20.

che, davon gefahren!" — Einige Zuſchauer klagten über Kopfſchmerzen, andere über Naſenbluten.

Orlando ging weiter, und hatte Monte Alto kaum einige hundert Schritte im Rücken, als er einen Reuter der ſcharf hinter ihm hertrabte, an ſeiner Seite ſah. Und dieſer Reuter, war Mirakuloſo.

"Schon wieder den Pilgerſtab in der Hand? — rief er ihm zu. — Gewiß! die Weiber, machen dich noch zum Ewigwandernden! — In Rom geht's ſchlimm über deine Liebchen her. Laurena und Lucinde, haben beide in's Kloſter wandern müſſen. Wie viele Nonnen werden deine Liebſchaften noch machen! Die Kirche ſollte dir ſchon deshalb jeden Degenſtoß verzeihen, da du ihr ſo viele Seelenbräute zuführſt. — Aber, ſo geht es! — Wer rechnet dir dergleichen im Guten an?"

Orlando unterbrach ihn fragend:

"Warſt du in Monte Alto?"

"Nein."

"Dort wurde ein Teufel ausgetrieben."

"Der

"Der arme Teufel! Wen mußte er denn verlaſſen?"

"Ein hübſches, artiges Mädchen."

"Dich, hätten ſie wohl ſchwerlich aus einer ſolchen Herberge herausgebracht."

"Aber dich doch wohl?"

"Sahſt du den Teufel ausfahren?"

"Er war ſchon fort, als ich kam. Doch war es noch zu riechen, daß er dageweſen war."

"Es ſoll ein fataler Geruch ſeyn!"

"Wo mag der Ausgetriebene wohl jetzt ſeyn?"

"Vermuthlich zu Hauſe. Er wird von ſeinen Strapazen ausruhen. — Wohin ſoll's gehen?"

"Ueber Orbitello, nach Florenz zurück."

"Ich werde einen kleinen Ritt nach Siena machen. — Wie iſt es denn? Hat man denn gar nichts wieder von Roſalinden gehört?"

"Ich, nicht."

"Ob ſie wohl dem Herzog noch ihre Hand gegeben hat?"

"Ich weiß es nicht."

"Das gute Mädchen! — Aber, damit wir nicht eins ins andere reden! Wie ging dir es denn in dem Landhauſe bei Rom?"

Orlando erzählte ihm, was wir wiſſen, und fragte endlich:

"Warum ließ mich dort der Herr Spavento im Stiche?"

"Ach, Kind! — antwortete er; — Ich hatte alle Hände voll Arbeit. Es gab in jener Nacht noch manchen Lärm, wobei ich ſeyn mußte."

"Du biſt ja ein wahrer Ueberall und Nirgends! Ein rechter Allerweltsfreund."

"Ich bin dienſtfertig und helfe gern."

"Ich bin noch in deiner Schuld. Ich will bezahlen."

"Ein Pilger bezahlt nichts."

"Ich aber, mache eine Ausnahme."

"Wir ſprechen uns ſchon wieder."

Sie kamen an eine Kapelle. Orlando ging hinein, und fragte hinter ſich:

"Wollen wir nicht hier zuſammen, unſere Andacht verrichten?"

Mirakuloſo trabte, ohne Antwort, raſch davon.

Als Orlando weiter wanderte, holte er einen Juden ein, mit dem er bald in's Geſpräch kam. Der Jude war aus dem nächſten Orte, und rühmte ſeinem Mitwanderer ſeine Kleiderhandlung, ſeine Pferdte, die er zu verkaufen habe, und ſeine guten Weine ſo ſehr an, daß dieſer ſich nicht enthalten konnte, alles ſelbſt zu ſehen und zu prüfen.

Er ging mit ihm in ſeine Wohnung, verſuchte den Wein, und beſah die Pferdte. Bald bekam er Luſt, die Pilgerkutte abzuwerfen, und der Jude bot dazu die Hände. Ein nettes Kleid, ein ſchöner Huth mit Federn, ein guter Toledaner Degen, und ein Pferd wurden ausgeſucht und

und erhandelt. Ein Ring bezahlte das Gekaufte.

Der Jude betrachtete den Ring aufmerkſam, und ſagte:

"Dieſen Ring ſah ich einſt an der Hand meines Herrn, meines Freundes, meines Wohlthäters."

"Wo?" — fragte Orlando nicht ganz unbetroffen.

"In Venedig, an der Hand des reichen Eleaſar Eli."

Es war richtig. Dieſer Ring gehörte mit unter die Koſtbarkeiten, welche Orlando von der geliebten Rahel bei ſeiner Abreiſe aus Venedig, geſchenkt bekommen hatte. Er gab zur Antwort:

"Das kann ſeyn. Ich kaufte den Ring zu Venedig, aus der Verlaſſenſchaft dieſes reichen Mannes."

"Iſt er tod?"

"Er lebt nicht mehr."

"Der Herr ſammle ſeine Gebeine! — Lebt ſeine Tochter noch, die ſchöne, kluge Rahel?"

"Auch

"Auch ſie ſtarb."

"O Gott! — War ſie noch ledig?"

"Ja."

"Wurde Aaron Sommi nicht Eleaſars Schwiegerſohn?"

"Nein. — Der Alte lies ſeine Tochter Rahel, auf den Verdacht, ſie habe von einem Chriſten ſich entführen laſſen wollen, ins Gefängniß ſetzen."

"Was ſagen Sie!"

"Er ſtarb. — Rahel war unſchuldig. — Ein innerer Trieb führte ſie zur Chriſtenheit."

"O weh!"

"Sie ging ſich in dem Chriſtenthum unterrichten zu laſſen, in's Klaren-Kloſter, und ſtarb dort."

"O Gott meiner Väter! Wie haſt du geſtraft das Haus deines Knechtes Eleaſar!"

Der gerührte Jude wiſchte eine Thräne ſich aus dem Auge. Orlando gedachte ſeiner Rahel, und ſeufzte tief auf. — Der Jude faßte ſich, und fragte: Ob der Herr Kavalier mehrere Ringe dieſer Art wegzugeben habe?"

"Einen — antwortete Orlando: — könnte ich wohl noch vermiſſen, wenn er mir gut bezahlt würde. — Wozu brauchſt du Ringe?"

"Ich habe Auftrag zwei ſchöne Ringe einem Brautpaar zu liefern."

"Darf man wiſſen —"

"Wer die Brautleute ſind? O ja! Warum nicht? — Es iſt der Bräutigam, der Herr Marcheſe Trivultio, der drei Stunden von hier auf dem Hauptſchloſſe ſeines Marcheſats wohnt, und die Braut iſt eine Verwittwete Gräfin Schinetto aus Venedig."

"Schinetto?"

"Gräfin Schinetto."

"Meſſina Schinetto. Richtig! — Ich kenne ſie. Ich ſah ſie in Venedig. Sie iſt ſchön."

"Sehr ſchön!"

"Sie iſt reich."

"Sehr reich!"

"Und

"Und der Marcheſe Trivultio? — "

"Iſt ein angenehmer, honorabler Mann!"

Orlando beſann ſich nicht lange. Mit einer Art von Schadenfreude, zog er den Ring hervor, den er einſt von Aleſſinen erhalten hatte, und bot ihn dem Juden an. — Die Schönheit des Ringes, entzückte den Juden, er bot, er handelte, legte zu, bekam endlich den Ring, und bezahlte ihn gut.

"Wenn du den Ring der Gräfin verhandelſt, ſo kannſt du ihr aus alter Bekanntſchaft, ein Kompliment von dem Freunde der Schweſter Cecilie ſagen. Sie weiß, wer der iſt."

"Verzeihen Sie! der Herr Marcheſe iſt ſehr eiferſüchtig." —

"Du ſagſt es der Gräfin, wenn du allein mit ihr ſprichſt. Ich gebe dir mein Wort, wenn du ausrichteſt, was ich dir auftrage, ſie zahlt dir 100 Stück Zechinen mehr für den Ring, als du forderſt."

"Es iſt alſo —"

"Ein kleines, ſpaßhaftes Geheimniß."

"So, ſo!"

"Weißt du nicht, ob eine gewiße Roſaura noch bei der Gräfin iſt?"

"O ja! — Ich kenne ſie."

"Der kannſt du ſagen, ein gewiſſer Orlando laſſe ſich ihr empfehlen. — Er ſitzt in Rom in Ketten und in Banden."

"O weh! — Wird ſie das gern hören?"

"Gewiß, denn er wurde ihr ungetreu."

"Nun gut! — Ich will es ausrichten."

"Ich wünſche dir einen guten Handel, und ein anſehnliches Trinkgeld für die Nachrichten die du überbringſt!"

Damit, beſtieg Orlando ſein erkauftes Roß, und ſprengte davon.

Eine Stunde weit war er ungefähr geritten, als ihm ein mit ſechs Maulthieren beſpannter Wagen entgegen kam. Er rollte vor ihm vorbei. Mit einem lauten Schrei: "Orlando" — ſtürzte te Aleſſina, die in dem Wagen ſaß, ohnmächtig in die Arme ihrer neben ihr ſitzenden Zofe. Auf dieſes ihr Geſchrei, hielt der Wagen. Orlando ſprengte zurück, ſprang vom Pferdte, und eilte der Ohnmächtigen zu Hülfe. — Die Zofe war in der größten Verlegenheit.

Aleſſina wurde aus dem Wagen gehoben. Orlando trug ſie zu einer Quelle die kriſtallenhell unter einigen Pappeln hervor durch eine ſchöne beblümte Wieſe ſchlich. Er legte ſie ſanft dort nieder, hielt ſie in ſeinen Armen, und benetzte ihre Schläfe mit dem kalten Quellwaſſer.

Sie athmete tief auf, und kam endlich wieder zu ſich. — Die Zofe und die Diener ſtanden beſtürzt und verlegen bei dem Wagen.

Aleſſina ſchlug die Augen auf, und ſeufzte:

"O heilige Mutter! — In den Armen dieſes Menſchen mußte ich wieder zu mir kommen!"

Einige Thränen entfielen ihren Augen. Sie ſeufzte einigemal tief auf, und ſagte endlich:

"Verlaß mich!"

"Sag

"Sag — ſeufzte Orlando: — daß du mir vergiebſt, und ich will dich verlaſſen."

"Ich vergebe dir."

"O! daß ich ſo glücklich war, dich wieder in's Leben zurückzurufen um zu hören, daß du mir vergiebſt! — Aleſſina! dies iſt eine köſtliche Stunde des Troſtes für mein gebrochenes Herz."

"Du haſt kein Herz; Begierden haſt du nur!"

"Ich leide — weil ich es verdiene. — Ich bin nicht glücklich!"

"Bin ich es? — Ach! ich, die Unſchuldige, bin es auch nicht!" —

"Du wirſt es werden."

"Werden?"

"Der Himmel ſchenkt dir Glück und Freuden in den Armen deines Gemals."

"Wer ſagt dir das?"

"Ich weiß, daß du verſprochen biſt. — Du haſt gewählt, und wirſt ſicher gut gewählt haben."

Sie

Sie ſchwieg. Sie ſah ihn an. Endlich wendete ſie ihre Augen von ihm, und ſagte:

"Verlaß mich, Teufel mit dem Engelsgeſicht! — Jch mag, ich will dein Auge nicht mehr ſehen; deine Blicke vergiften die Herzen der Weiber, rauben den Seelen Friede und Ruh. — D. Orlando! Jch bin gewiß nicht das einzige Weib, das über dich zu ſeufzen hat."

Jndem kam ein Reuter raſch herbei geſprengt. — Es war der Marcheſe Tripolito. Er taumelte vom Pferde, trat herbei, und erſtaunt über die ſonderbare Gruppe an der Quelle, fragte er:

"Was giebt es hier?"

"Die Frau Gräfin — ſtammelte die Zofe; — wurde ohnmächtig. Dieſer fremde Herr trug ſie an die Quelle, und brachte ſie wieder zu ſich."

"Und ihr ſteht hier, — fuhr der Marcheſe zornig fort! — ihr, ihre Leute! und überlaßt es einem Fremden, zu thun, was euch zu thun gehörte?"

Die

Die Diener zogen furchtſam ſich zurück; Die Zofe Rottettie zitternd:

"Es kam alles ſo ſchnell, ſo unvermuthet; — wir wußten gar nicht wie uns geſchah!"

"Indeſſen hatte die Gräfin ihren Bräutigam erblickt. Halb ohnmächtig von neuen, ſtammelte ſie:

"O Gott! der Marcheſe! —..."

Dieſer ſchrie wüthend Orlando zu:

"Mein Herr! Was unterſtehen Sie ſich?"

Kurz antwortete Orlando, indem er ſich mit Aleſſinen beſchäftigte, und ihr die Schläfe mit Waſſer rieb:

"Ein Helfender unterſteht ſich zu helfen."

"Wiſſen Sie, — fuhr der Marcheſe fort; — daß es ſehr unanſtändig iſt, eine Ihnen unbekannte Dame in den Arm zu nehmen."

Orlando blieb gelaſſen:

"Sie war ohnmächtig."

"Sie hatte Leute um ſich."

"Die

„Die beſtürzt waren, und nicht wüßten, was ſie thun ſollten. Schnelle Hülfe, iſt die ſicherſte, — Sie ſehen, daß ich das Leben dieſer Dame gerettet habe.“

„Haben Sie?“ — fragte der Marcheſe bitter, halblaut durch die geſchloſſenen Zähne.

„Die Anweſenden müſſen mir es bezeugen;“ — antwortete Orlando.

Aleſſina ſeufzte leiſe:

„O Gott! wie wird das enden?“

„Ich bin ohne Furcht; — liſpelte Orlando. — Verrathe dich nicht. Er darf nicht wiſſen, daß wir einander kennen.“

Damit nahm ſie Orlando auf ſeine Arme, und trug ſie in den Wagen zurück. — Sprachlos ſah der Marcheſe dieſer Szene zu. — Orlando ſtand am Wagen, und ſagte:

„Reiſen Sie glücklich! — Laſſen Sie mich aber wiſſen, wem ich ſo glücklich war, das Leben zu retten!“

Mit leiſer Stimme ſagte Aleſſina:

„Ich bin die Gräfin Schinetto.“

Orlando

Orlando bückte ſich tief, und ging vom Wagen. Der Marcheſe trat ſchnell herzu, nahm ihn bei der Hand und fragte:

"Und wer ſind Sie, mein hülfreicher Herr? — Darf die Gerettete nicht den Namen ihres grosmüthigen Retters wiſſen?"

"Ja! — ſtammelte Aleſſina verlegen; — Das iſt es um was ich bitte."

Orlando antwortete ganz unbefangen:

"Ich bin ein Römer, und Bandenero iſt mein Name."

"Nur Bandenero?" — fragte der Marcheſe.

"Nur Bandenero."

"So muß man Ihnen Ihre Dienſte bezahlen. Der Edelmann darf ſich vom Bürger nichts, ſogar nicht Dienſtwilligkeit, ſchenken laſſen: —" ſagte der Marcheſe, nicht ohne bittere Ironie.

Orlando ſtreckte edel und ſtolz die Hand ihm entgegen, indem er ſagte:

"Behalten Sie Ihr Gold. Ich bin ein Edelmann. Und wäre ich das auch nicht, ich würde einen Liebesdienſt mir dennoch nicht bezahlen laſſen."

"Ja, ja! — lächelte der Marcheſe bitter; — Ein Liebesdienſt, mag's wohl geweſen ſeyn!"

"Wendet den Wagen um! — ſchrie Meſſina ihren Leuten zu. — Sie wollen mich beleidigen, Herr Marcheſe! Ich bin über ihren elenden Verdacht erhaben. Aber ich will mich Ihren eiferſüchtigen Launen nicht preiß geben!"

"Die Hitze — fuhr der Marcheſe fort; — mit der Sie jetzt zu Werke gehen, beweißt gegen Sie."

"Was?"

"Was zu beweiſen iſt."

"Erklären Sie ſich deutlicher!"

"Sie beide, kennen ſich."

"Glauben Sie das?"

"Ich glaube es nicht allein, ſondern es iſt Gewißheit. Ein Fremder, hätte es nicht gewagt, eine ihm unbekannte Dame, auf ſeinen Armen zu einer Quelle, und eben ſo wieder, nach erzeigtem Liebesdienſt, in ihren Wagen zu tragen, er hätte denn ſehr unverſchämt ſeyn müſſen."

"Herr

"Herr Marcheſe! — ſchrie Orlando; Vergeſſen Sie ſich nicht."

"Ich kenne Ihre Art zu ſchließen, — ſagte Aleſſina. — Der Argwohn hat Sie geboren, und die Eiferſucht war ihre Amme. Ich erkläre aber hiermit feierlich, daß ich dieſen Herrn nicht kenne, und eben ſo feierlich erkläre ich Ihnen, Herr Marcheſe! daß Ihr Betragen mich beleidigt, und daß ich feſt entſchloſſen bin, mich Ihrer Tirannei mit der Sie mich in Ihre Banden ſchmieden wollen, zu entziehen."

"Sie haben keinen Willen!"

"Fahrt zurück!"

"Das wagt nicht."

"Wer befehlt meinen Leuten?"

"Ich, Ihr und Ihrer Leute Herr."

"Wer giebt Ihnen ein Recht, mich ſo zu behandeln?"

"Mein Wille."

"Fahrt zurück!"

"Nicht von der Stelle! — Ich will Ihnen

zeigen,

zeigen, daß Sie gar keinen Willen haben dürfen. Beſtrafen will ich Sie ſogar, weil ich will, und will Ihnen die Luſt auf immer benehmen, ſich nach Liebesdienſten umzuſehen. Sie ſind in meiner Gewalt."

"Herr Marcheſe! — ſchrie Orlando: — Kein Wort weiter, dieſe Dame zu beleidigen!"

"Ha! Regt ſich endlich der Ritter!"

"Die Dame fährt, wohin ſie will, und Sie, halten ſie nicht zuruck."

"Das wollen wir wohl ſehen!" — ſagte der Marcheſe, indem er in den Wagen ſteigen wollte.

Orlando zog ihn zurück. Der Marcheſe ſchlug nach ihm. — Schnell war Orlando's Klinge blank. Ein Streich damit auf ſeines Gegners Schulter, und dieſer zog den Degen.

Sie gingen wüthend auf einander los. Nur wenig Stöſſe, und der Marcheſe ſank durchbohrt zu Boden.

* * *

Achtes Buch.

Herrlich gerüſtet im ſchrecklichen Kriege,
heben ſich Glaube und Liebe zum Siege,
ſchwingen das Panner, und rufen euch zu:
Fechtet und ſieget, wir ſchenken euch Ruh!

Zwei und zwanzigſter Abſchnitt.

El pelo muda la raposa, mas el naturæ no despoja.

Lope de Vega.

"Gerechter Gott!" — ſchrie Aleſſina, als ſie den Marcheſe ſinken ſah.

Alle ſchrien laut auf. Orlando ſah auf ihn nieder, und ſeufzte:

"Unglücklicher! Was trieb dich gegen einen Mann, deſſen unglückliche Fauſt nur gar zu glück- ich trifft!"

Langſam zog er den Degen zurück, und warf hn von ſich. Der Marcheſe ſchien ſich zu regen.

Zwei

Zwei Diener trugen ihn an die Quelle. Orlando trat an den Wagen, und mit bebenden Lippen fragte er:

"Scheiden wir uns nun, oder bleiben wir beiſammen?"

"Wir können nicht beiſammen bleiben!" — ſeufzte Aleſſina.

"Der Stahl traf deinetwegen!"

"Ach!"

"Willſt du mich nun meinem ſchrecklichen Schickſal allein, und ohne Troſt, überlaſſen?"

"Wohin? — Ach Gott! wohin ſoll ich dir folgen?"

"Ich will dich nicht dazu bereden. — Sey glücklich! Lebe wohl!"

"Wohin willſt du gehen?"

"Nach Orbitello;" — ſagte er ihr in's Ohr.

Eben ſo, liſpelte ſie ihm zu:

"In Orbitello, ſehen wir uns wieder!"

Die Diener, die bei dem Marcheſe an der Quelle waren, bemühten ſich vergebens ſein Leben den zurück zu rufen: er war nur allzugut getroffen.

Orlando beſtieg ſein Pferd. — So eben kam Mirakuloſo herbei geritten, und fragte: was es hier gebe?

Ohne ihm zu antworten, jagte Orlando davon.

Er kam in Orbitello an, miethete und bezog ein Gartenhaus vor der Stadt, wo er ſehr einſam lebte, und ſich marternden Rückerinnerungen, Betrachtungen und Gefuhlen überlies.

So, fand ihn Mirakuloſo. Er ſtellte ſich mit untergeſchlagenen Armen vor ihn hin, und ſah ihn lange, ſchweigend an. Orlando fuhr aufgebracht auf:

"Was ſiehſt du mich ſo fürchterlich, mit deinen falſchen, grünen Augen an? — Durchbohrend iſt dein Blick. In jedem Auge ſchwebt ein Dolch! — Fort! Fort, von hier! In die Hölle geh, mit dieſen fürchterlichen Teufelsblicken!"

"Orlando!"

"Sprich nicht! — Fürchterlich iſt der Ton deiner Stimme. — So heulen die Verdammten!"

"Orlando!"

"Weiche von mir!"

"Zum drittenmal ein Mörder!"

"Verflucht ſey jeder Mord! Der verdammten Geiſter einer, fuhrte mir die Fauſt. Kein Menſch, ich nicht, ein Teufel hat gemordet, und du — du, verdammter Gaſt! biſt dieſer ſchadenfrohe Mordteufel, der auf ewig mich will in's Verderben ſtürtzen."

"Biſt du bei Sinnen? — Klopft dein Gewiſſen mit dem Tollheits-Hammer an dein Hirn?"

"Ich kenne dich! — Dich verrathen deine Werke."

"Und dich? — Ich bitte dich, ſey ſtill, vernünftig, und laß uns einige Worte mit einander ſprechen. Das Toben hilft zu nichts. — Du machſt dich gewaltig breit, und haſt's doch gar nicht nöthig. Bedurfte es denn eines Teufels, dich für jedes weibliche Geſicht empfänglich zu machen?

machen? Ein ſolches Geſicht, konnte einer Frau, einem Mädchen, einer Nonne, einer Judin, einer Kammerjungfer, einer Gräfin, einem Bürgermädchen gehören, das war dir gleich: genug, wenn's nur ein Geſicht war, das ſich küſſen lies, wenn nur Arme an ſeinem Leibe hingen, die dich umfingen. Deine Begierden, deine böſe Luſt zog dich zu ihnen. Du haſt ein Herz, das nun einmal keinem Brennſpiegel eines ſchönen Auges darf, ausgeſetzt werden; Iſt das ein Unglück! Geh den Brennſpiegeln aus dem Wege, und drücke die Augen zu, wenn du ein hübſches, ſpielendes Auge ſiehſt, das brennend ſich in feuchten Kreiſen dreht. — Orlando! Schon von dieſer Beſchreibung haſt du Feuer gefangen! — Ich gehe; denn draußen ſchleicht ein hübſches Gärtner-Mädchen durch den Garten, der ſchleichſt du ſicher nach, wenn du ſie ſiehſt."

"Iſt's etwa ſo eine Livia — eine gute Freundin von dir?"

"Ich ſah ſie heute zum erſtenmal."

"Schwöre!"

"Was hilft das?"

Orlando ſtreckte ihm ein Kruzifix entgegen. Mirakuloſo warf ihm einen ſchrecklichen Blick zu, und ging.

"Ein hübſches Gärtner-Mädchen, ſoll im Garten umher ſchleichen? — ſprach Orlando mit ſich ſelbſt. — Warum umher ſchleichen? Wonach ſchleicht ſie umher? — Sie hat Geſchäfte. — Will ich ſie ſehen? — Warum nicht? Jetzt iſt das leicht zu wagen, da ich Aleſſinen erwarte. — Ihr reiche ich meine Hand, und dann iſt es auf immer, mit allen meinen Liebeshändeln aus!"

Er eilte in den Garten. — Es bewegte ſich wirklich ein weibliches Weſen an einer Roſenhecke herum, wo ſie Roſen in ein Körbchen ſammelte, das an ihrem Arme hing. — Orlando trat ihr behutſam näher. Sie ſang:

Süſſe Freude meines Lebens
Traum aus einer Unſchuldswelt!
Ach! ich träumte dich vergebens,
Hier auf dieſer Erdenwelt.

Sie ſeufzte und ſchwieg. Einem ſo ſchönen, runden Nacken konnte Orlando unmöglich ruhig in den Augen haben. Mechaniſch ſtreckte er ſeine lüſterne Hand aus, berührte den ſchönen Nacken mit zuckenden Finger-Spitzen, das Mädchen drehte ſich ſchnell herum, und er ſah — wer ſchildert ſein Erſtaunen? — Seraſinen vor ſich ſtehen. Sie warf ihm einen ſtrafenden Blick zu, und er trat betroffen, beſchämt und ehrfurchtsvoll zurück in dem er ausrief:

"Was ſehe ich? Seraſine? — du? Biſt du es wirklich?"

"Das Gärtner-Mädchen, wär dir wohl lieber?"

"O holde Freundin! Du verkennſt mich."

"O nein! Ich kenne dich — Hätteſt du wirklich ein Gärtner-Mädchen, und nicht mich gefunden, das arme Ding würde ſicher bald ſich ſelbſt nicht wieder gefunden haben. Orlando! Orlando! beſſere dich."

"Wie kömmſt du aber hieher?"

"Muß ich denn nicht allenthalben hin kommen, wo du biſt?"

"Allenthalbenhin? Und wie lange ſchon, ſah ich dich nicht!"

"Aber ich ſah dich."

"Wie? — Was willſt du damit ſagen? — Biſt du — Ich wage es nicht, es auszuſprechen! — — Mir träumte einſt von einem ſchützenden Engel, als mein Herz Roſalinden fand. Im Traume gab er mir Roſalindens Hand, und ſagte: "Nimm ſie!" Seraſina erſchien, und mit ſüſſer Stimme ſang ſie: Werdet glücklich!"

"Und ſie ſang: "Gottes Frieden flieht die Seinen ewig nicht!" — Weſſen biſt du? Wem gehörſt du an?"

"Ich bereue was ich that!"

"Beſſern iſt beſſer als bereuen."

"O! wenn du doch ſtets bei mir wärſt!"

"Orlando! du biſt ein Menſch, der es auch wagen würde eine heilige zu verführen. Deine böſe Luſt kennt nichts Heiliges."

"Ach! weiche nicht von meiner Seite! Laß mir den ſüſſen Wahn, du ſeyſt ein überirdi-

ſches,

ſches Weſen, einem Sterblichen geſandt als Leiterin und Führerin, du ſeyſt meines Lebens und meines Daſeyns heiliger Schutzengel!"

"Könnteſt du einer ſolchen Geſellſchaft dich wohl würdig machen?"

"Ein Heiliger braucht keinen Engel, aber ein ſo menſchlicher Menſch, wie ich, bedarf ſeiner. — Bleibe bei mir!"

Serafina ſah ſeufzend gen Himmel, riß eine Perlenſchnur von ihrem Halſe, die die Geſtalt eines Roſenkranzes bekam, *) und verſchwand ſchnell hinter einer Roſenhecke.

Nicht lange darauf, erſchien **Mirakuloſe** wieder, und lächelte:

"Nun! Aleſſina iſt ja auch in Orbitello angekommen."

"Iſt

---

*) Ecce Roſariorum Matris; Gnati ecce Corallum
Illa Roſarioli Fratrum eſt Patrona piorum;

Coppenſtein.

"Iſt ſie hier?" fragte Orlando ſchnell.

"Hier iſt ſie. — Haſt du das hübſche Gärtner-Mädchen geſehen?"

"Ich habe ſie geſehen."

"Geſprochen?"

"Auch geſprochen."

"War ſie zärtlich?"

"Sehr zärtlich!"

"So haſt du wohl gar wieder eine neue Eroberung gemacht?"

"O! wenn ich die Liebe dieſes Engels erhalten könnte, wie glücklich wär ich!"

"Sie war alſo doch, trotz ihrer Zärtlichkeit ein wenig ſpröde? — Vielleicht war's nur Affektation. Wenn du beharrſt, ſchenkt ſie dir doch wohl endlich noch —"

"Sie hat mich ſchon beſchenkt;" — ſagte Orlando und zeigte ihm die Perlenſchnur.

"Perlen? — murmelte Mirakuloſo. — Perlen, bedeuten Thränen."

"So ſind es Thränen der Reue."

"Dei-

"Deiner, oder der ihrigen?"

"Der meinigen. — In einem Klauſener Gewande will ich in der Einöde bereuen und büſen."

"Und ein Heiliger werden? — Glück zu! — Da wirſt du auch gleich die gehörige Geſellſchaft bekommen. Denn wie es in den Kommödien nie einem Helden an einem Diener, dem Narciſſo oder Gelſomino nie an einem Arlechino fehlen darf; ſo darf es auch einem Heiligen nie an einem Teufel fehlen, der um ihn iſt, ihn — nolens volens zu bedienen. *) Lies nur die Lebensbeſchreibungen der Heiligen! — Da ſteckt z. B. jetzt in den Apenninen, ein gewiſſer Ignaz Lojola, der einen neuen Orden ſtiften will. Dieſer

---

*) "Quem admodum in Comedia Servus aliquis varie ludens gratiam aliquam conciliare debet Fabulæ, ita in Vitis Sanctorum, Diabolum docti inducere voluerunt." — Helvet. De Miraculis &c. p. 325.

ſer Mann hat ſeine liebe Noth mit den Teufeln. *) Den ganzen Tag muß er ſich mit ihnen herum ſchlagen, wie ein Gladiator mit ſeinen Gegnern. Oft prügeln ſie ihn derb ab, aber wenn ſie auch ſeinen Leib braun und blau ſchlagen, ſo können ſie doch ſeiner Seele nicht beikommen. Er ſteht ſtandhaft, thut Wunder, **) betet, faſtet, läßt ſich durchprügeln, bleibt fromm, und ſein Ruhm erhebt ſich über die Sterne. ***) — Wie wär es, wenn du zu dieſem Manne gingſt?"

Eben wollte Orlando ihm antworten, als das Gärtner-Mädchen herbei trat.

Mirakuloſo verzog den Mund und trat zurück. Seraſina ſah ihn an. Ihr flammendes

---

*) Vita B. Ign. Lojolæ. Romæ. 1609 p. 12. 15. 67. 72. 75.

**) Seine Biographen zählen deren 200 die er that.

***) "Talis fuit pietas Ignatii fama super æthera noti!"

des Auge ſchien ihn zu durchbohren. Mit ſtarker Stimme, ſagte ſie:

"Ignatius wartet deiner."

Er eilte davon, und Seraſina wollte gehen. Orlando trat ihr näher und bat:

"O holde Seraſina! erkläre mir —"

"Noch iſt es nicht Zeit — ſagte ſie; — dir Erklärungen zu geben. Dein eigenes Gefühl kann ſie dir gewähren, wenn du ſie ihm abfordern willſt."

Schnell verließ ſie ihn.

Drei und zwanzigſter Abſchnitt.

Quand' ei fu vinto, e duolo
N' hebbe, e pianſe, e poi tacque, e volo via.
Ed ella per ſua gloria
Lieta nel canto riſono Vittoria!

— — Guarini.

Vor Aleſſinen lag **Orlando**, und ſeine Lippen ruhten auf ihrer Hand. Sie, lag zurückgebogen auf dem Sofa, und blickte ſanft auf ihn herab.

"Ich habe — ſagte ſie; — Wort gehalten; du ſiehſt mich in Orbitello. Doch, um hier zu bleiben, bin ich nicht gekommen. — Mein Entſchluß iſt gefaßt, feſt ſteht er, unbeweglich iſt er, unabänderlich. Wir ſehen uns, um von einander zu ſcheiden."

"Ich gehe mit dir. Ich folge dir, wohin du gehſt;" — fiel Orlando ein.

"Das kannſt du nicht!"

"Ich will es."

"Es kann nicht ſeyn! Wohin ich gehe, dort hin darfſt du, kannſt du mir nicht folgen."

"Wohin willſt du gehen?"

"Du erfährſt es nicht."

"So willſt du mein Verderben?"

"O! daß du glücklich würdeſt!"

"Ich träumte mir meines Glücks Traum, in deinen Armen!"

"Es ſoll nicht ſeyn!"

"An deiner Seite wollte ich glücklich leben, reuig, und als ein guter Menſch des Himmels Schutz und Gunſt mir erwerben. Nun ſtößeſt du grauſam wieder mich in die Welt zurück, nun willſt du meinen Leidenſchaften mich wieder überlaſſen, und weißt doch, daß ich ſo zu Grunde gehen werde. — Iſt das nicht grauſam?"

"Ach Orlando!"

"O!

"O! rette mich Ach! laß mich nicht verderben! — Gieb mir den Himmel deiner treuen Liebe, und entreiſſe mich der Welt, die mir nie Frieden geben wird!"

Weinend bog Aleſſina ſanft zu ihm ſich herab, und ihre Thränen fielen brennend heiß auf ſeine Stirn. Seine glühenden Lippen ruhten noch auf ihrer Hand; ſie ſtammelte:

"Es iſt genug!"

"Genug?" — ſeufzte er fragend.

"Lebe wohl!"

"Aleſſina!"

"Lebe glücklich!"

"Nein, nein! Ich kann von dir nicht ſcheiden! — Wir wollen uns nicht trennen!"

"Es muß geſchehen!"

"Wer will es, wer gebietet dir, grauſam gegen ein Herz zu ſeyn, daß reuig, liebevoll zu einem Herz zurückkehrt, das liebte und geliebt wurde, das noch liebt und geliebt wird! — Du kannſt meine Retterin ſeyn, und willſt mich

ver-

verderben? Wer kann dir das gebieten? Dein Herz thut es nicht!"

Die Thür ging auf. Serafina, in ihrer gewöhnlichen Tracht, trat ein, und ſagte:

"Aleſſina! — Alles iſt bereit."

"Ich folge;" — antwortete Aleſſina.

"Was iſt bereit? — ſchrie Orlando, indem er aufſprang. — Wohin ſoll Aleſſina Serafinen folgen? Warum ſoll ſie nicht bei mir bleiben? Warum ſoll ſie mich nicht vom Verderben retten?"

"Frage nicht weiter; — ſagte Serafina ernſthaft. — Aleſſina geht, wohin ſie gehen muß. Du gehſt zurück. Ich gehe mit Aleſſinen. — Orbitello magſt du bald verlaſſen. Die Brüder des Marcheſe ſuchen dich auf. — Zeige, daß du des Schutzes eines höhern Weſens werth biſt."

Sollen dich ſchützen die himmliſchen Mächte,
ſo wandle nicht mehr durch irrdiſche Nächte,
fliehe das Licht nicht das heiter dir ſtralt,
wenn es in Blicken der Unſchuld ſich malt.
Lenke den lüſternen, irrdiſchen Sinn
auf von der Erde, und über dich hin.

Den-

Denke, daß Ruh ſich der Tugend verſpricht;
Wolluſt und Mordſucht, erhalten ſie nicht.
Fliehe vor Wolluſt verheißenden Blicken,
ſoll dich die Tugend der Unſchuld beglücken.
Zucke nicht wüthend den mordenden Stahl,
werde dir ſelber nicht ferner zur Qual.

Aleſſina eilte ſchluchzend aus dem Zimmer, in ihr Kabinet. Orlando warf ſich vor Seraſinen nieder, ergrif ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, blickte gen Himmel, und ſeufzte mit naſſen Blicken:

"Nimm deinen guten Engel nicht von mir!"

Sanft zog Seraſina ihre Hand aus der ſeinigen, und legte ſie ihm aufs Haupt. So blickte ſie mit ihm zum Himmel auf, und ſagte leiſe dann:

"Stehe auf!"

Orlando wankte auf. Seraſina nahm ihn bei der Hand, und indem ſie die Rechte erhob, ſagte ſie:

Willſt du die Wege zur Einſamkeit finden,
müſſen die trüglichen Bilder verſchwinden,
darf dich nicht ſchrecken der dornichte Pfad

den

den deine Tugend noch niemals betrat.
Suche und finde die liebliche Reine,
nenne ſie endlich voll Liebe die Deine.
Ueber dir waltet ein böſes Geſchick;
ſcheuche doch nimmer den Engel zurück
der, dir erbeten, vom Himmel gegeben,
wandert jetzt mit dir durch's irrdiſche Leben.

Aber ſo wandert mit wilder Begier,
eben auch noch der Verſucher mit dir.

Gehe bedächtig mit prüfendem Blicke,
daß du nicht taumelſt in Schlingen und Stricke
die dir der Unhold gefährlich ſtets legt,
wenn er Begierden nach Weibern erregt.
Fällſt du nur einmal in hölliſche Klauen,
kannſt du dich niemals dem Himmel vertrauen.
Fliehe die Wolluſt, die böſe Begier,
und es nimmt niemand den Engel von Dir!"

Sie ſtand, indem ſie ſeine Hand fahren lies, ſinnend, mit gen Himmel gerichteten Blicken. Ihre Lippen bewegten ſich, aber ſie ſprach kein Wort. — Bekümmert ſah Orlando die engliſche Geſtalt an. Ein himmliſches Licht ſchien ihr Geſicht zu überflieſſen, auf welchem edler Friede thronte. Auf Orlando's Lippen zitterte ein ſtilles Gebet. — Sekaſina blickte wieder auf ihn zurück, und ſagte:

"Es liegt ein frommer Mann jetzt betend auf den Knien;
In ſtiller Einſamkeit bekümmert ihn Dein Glück.
Sein Bitten konnte nur vom Himmel Engel ziehen,
Doch ſchwingt der Seraf ſich nun wieder bald zurück.
Erfüllt in kurzer Zeit, wird, was er wünſchte, werden,
Der Mann der Glauben hält, ſo feſt wie Feuer Gold.
Sein Glaube überwiegt die Sünden von drei Erden;
Ihm iſt der Himmel ſo, wie er den Menſchen, hold.
Er iſt der Ritters-Mann, der ſich der Jungfrau weihte *)

Die

---

*) In dem ſchon oft angeführten Vita Ign. Lojolæ ſind dieſe Tableaus alle in Kupfer geſtochen zu ſehen. Dieſes, p. 11. 18.

Die ewig Jungfrau bleibt, und die ſein Auge ſah; *)
Er ſah des Himmels Glanz, der Seeligkeiten Freude, **)
Jezt hört er, was du hörſt: Du biſt dem Ziele nah."

"Sie reichte, als ſie das ſprach, ihm eine Lilie. — Dann fuhr ſie mit erhöhter, melodiſcher Stimme fort:

"Hoch über Bergen, in einſamen Gründen,
wirſt du die Blume der Glückſeligkeit finden;
Ueber den Bergen im einſamen Raum,
ſiehſt du erfüllt, ihn, den lieblichen Traum.
Dort, im Gewande der heiligen Ruh,
lächelt die Freundin ſo freundlich dir zu.
Ende, o! ende gebeſſert den Lauf,
Dann ſchwingt ſich freudig der Seraf hinauf,
auf zu den Quellen der ewigen Ruh,
lächelt von oben dem Glücklichen zu!"

---

*) Pag. 5 und 65.

**) Pag. 55 und 77.

Sie ging. — Es rauſchten ihre Tritte durch den Saal; So rauſchen keines Menſchen Tritte! — Er ſah ihr nach. Sie war verſchwunden.

Serafinens Warnung gemäß, verließ er Orbitello — Bedächtig griff er wieder nach dem Pilgerſtabe, und wallte zu dem Gnadenbilde der Heil. Mutter zu Brankona. Vor dieſem warf er ſich nieder, und flehte um Vergebung ſeiner Sünden. Wer kennt die Milde dieſer Sünder-Freundin nicht? Mild goß ſie Troſt in ſein zerknirſchtes Herz. Sie gab ihm einen neuen Geiſt, ein neues Herz, und eine neue Seele. — Er war nicht mehr der, der er war; ein neuer Menſch wandelte in ſeiner ſchönen Geſtalt, mit dem Pilgerſtabe, den Apenninen zu, dort den heiligen Mann zu ſehen, der für ihn und ſein Schickſal ſo beſorgt war. Die Begierde beflügelte ſeine Schritte, und heiter wanderte er ſeinem Ziele zu.

An einem ſchwülen Mittage ſuchten ſeine Blicke ein Ruheplätzchen. Er fand es endlich, und ging drauf zu. — Eine Figur in Pilgerkleidern

dern lag ſchlafend im Schatten kühlender Pappeln. — Er nahte ſich der Schlafenden, denn ach! ſie war ein Mädchen. Aufgeknöpft war ihr Pilgerkleid, das einen Buſen ſehen lies, der — ſich ſehen laſſen konnte. In üppiger Fülle wiegten ſchwarze krauße Locken ſich auf dem Liliengefilde, und zwei ſanft geſpaltene Roſenlippen zogen ſanft die Zefirs an, die ſcherzhaft einige Grübchen umgaukelten.

Orlando ſtand betroffen da, und ſah — und ſah, und war blos ärgerlich — daß er dieſen Ruheplatz verlaſſen ſollte, da die Sonne ſo heftig drückte, um — eines ſchönen Buſens willen.

"Ei! was kann mir der Buſen ſchaden!" — ſprach er bei ſich ſelbſt; und warf ſich einige Schritte von der Schlafenden entfernt, unter einer Pappel nieder.

"Ich brauche ja nicht hinzuſehen!" — murmelte er, drückte die Augen zu, um eben ſo wie ſeine Nachbarin, zu ſchlafen.

Er konnte nicht ſchlafen; doch ſeine Augen blieben feſt geſchloſſen. Ein Geräuſch öffnete ſie. Die Pappeln ſchwazten mit einander. Die Augen waren einmal offen, was kann ein Blick

wohl

wohl ſchaden? — Er blickte hin, und ſah in zwei große, ſchwarze Augen, in denen ſicher ungeſtraft, noch keiner lange ſich geſpiegelt hatte. Zum Unglück, waren dieſe Augen eben ſo freundlich als ſie feurig waren: und was ihnen noch unendlich mehr Kraft und Reiz gab, ſie ſahen in ein Paar Augen, die ſchöner und kräftiger, ſicher in keines Mannes Geſichtshimmel funkelten. — Die Augen ſtanden einander gleich drohenden Feinden gegenüber, und hatten dennoch mehr Liſt als Kampf im Sinne. Die Stralen kreuzten ſich, fuhren um einander herum, und ſchienen einen Nimbus um ein Stralenkreuz zu ziehen. — Dieß war der Augenblick in welchem die vier Feinde aus einander fuhren, und die Pilgerin, fing an zu ſprechen.

Nach einigen gegenſeitigen Komplimenten, kam es zu Fragen, Antworten und Erzählungen. Die Pilgerin erzählte eine rührende Geſchichte, die, wie ſie ſagte, die ihrige war. Eine unnatürliche, grauſame Stiefmutter ſpielte in derſelben die Hauptrolle, und hatte das gute Kind genöthiget zu fliehen. Sie hatte den Pilgerſtab ergriffen. und wollte ſich nach Florenz begeben, dort eine Tante aufzuſuchen, von der ſie ſich viel

Gutes

Gutes verſprach. — Sie hatte eine gar trauliche Art ſich zu nähern, und Orlando, — wäre er noch der ehemalige Orlando geweſen, würde ſich ihr ſicher eben ſo treulich genähert haben, jetzt aber, zog er ſich zurück, gedachte an Seraſinens Warnungen, gedachte ſeines Verſprechens, welches er der Tröſterin zu Brankona gethan hatte. — Sehr verbindlich wünſchte er der hochbegabten, freundlichen Wallerin glückliche Reiſe, und ergriff ſeinen Stab, weiter zu wandern. Das Mädchen ſah ihn ſchweigend, lächelnd an, und dieſes Lächeln beflügelte ſeine Schritte. — Er hörte ſie hinter ſich laut auf lachen, aber er ſah nicht zurück und eilte nur ſtärker, um ſie nicht mehr lachen hören zu können.

Tief auf ſeufzte er, als er weit genug von ihr entfernt war, und blieb ſtehen, Athem zu ſchöpfen.

Seraſina trat hinter einem Buſche hervor, lächelte ihm freundlich zu, drückte ihm die Hand, und verſchwand.

Spät erreichte er Garſina.

Am

Am Thore des Wirthshauſes trat ihm ein Mädchen freundlich entgegen, und rief frohlokkend ihm ein lautes "Willkommen!" zu. Lucinde war es, die vor ihm ſtand. Da fing ſein Herz zu klopfen an, und verlegen fragte er ſie:

"Wie kömmſt du hieher?"

"Dem Kloſter entſprungen — ſagte ſie; — bin ich, und irre nun umher, um nach Siena zu kommen, wo ich einen Bruder habe."

Die Unterhaltung ſpann ſich weiter aus, und Orlando war jetzt verlegener noch, als er es vor einigen Stunden geweſen war. Mit einem gewiſſen zudringlichen Rechte, welches ihr die alte Bekanntſchaft gab, kam ihm Lucinde näher noch, als ihm die Pilgerin gekommen war, und als ſie bemerkte, wie Orlando gar ſo nicht mehr der war, den ſie ehemals gekannt hatte, fragte ſie:

"Ob es ſein Gewand ſey, welches ihn ſo einſilbig mache, oder ob er gar auf frommen Wegen ſey der Enthaltſamkeit näher zu kommen?"

Er ſcherzte darüber, und nahm ſich etwas mehr zuſammen, um ſie deſto beſſer hintergehen zu können.

Im Freien verzehrten ſie ein kleines Abendbrod, und Lucinde ziſchelte ihm zu: Sie habe ein Kämmerchen, in welchem ſie ihm ein Nachtlager geben wolle, damit er nicht auf der Streue unter Maulthiertreibern und Packknechten übernachten dürfe. — Freundlich drückte Orlando ihr die Hand, dankte ihr für ihre Güte, und ſie verſprach mit verſprechenden Blicken ihm eine angenehme Nacht.

Schon ſtieg lächelnd der Vollmond hinter den Bergen herauf, und die Nachtigall flötete ſanft und ſüß im dunkeln Haine.

"Jetzt will ich unſer Lager beſchicken!" — ſagte Lucinde, und ging in das Wirthshaus.

Als ſie entfernt war, erhob ſich Orlando ſchnell, und eilte in den Hain.

Hier warf er ſich dankend und betend unter einer hochbejahrten Eiche nieder, und beſchloß unter derſelben ſein Nachtlager zu nehmen. — Sanft rauſchte es durch die Büſche, und in lieblicher Geſtalt, mit Engelsfreundlichkeit, ſtand Seraſina neben ihm. Er richtete ſich auf, und fragte:

"Schöner Engel bin ich deines Schutzes werth?"

Sie lächelte schweigend ein Ja ihm zu. warf einen Mohnenkranz ihm zu, und verschwand.

Orlando entschlief, und ſüſſe Träume umgaukelten ſeine Sinne. Roſalinden ſah er an ſeiner Seite, ſchloß ſie in ſeine Arme, und ſeufzte wonnetrunken:

"Nun bin ich glücklich!"

Aurora öffnete mit Roſenfingern des Himmels goldene Pforte. Orlando erwachte. In die Hymnen der ſanften Sänger des Waldes, miſchte ſich ſein Gebet, geſtärkt erhob er ſich von ſeinem Lager, und wallte weiter.

Ein ſchönes Landhaus mit einer Meierei zog gegen Mittag ſeine Blicke auf ſich. Er trat hinein, und bat nach Pilger-Weiſe, um einen Trunk und eine kleine Mahlzeit.

Aus dem Garten kam eine Dame, ſie ſtand, ſah ihn an, kam näher, und ſiehe da! vor ihm ſtand

ſtand die ſchöne Aurora. — Verlegen trat er zurück, ſie winkte ihm lächelnd, und er folgte ihr in den Garten.

"Sie haben hier nichts zu fürchten, — ſagte ſie; — und von mir, gar nichts. Ich lebe hier allein und ohne Geſellſchaft; Niemand kennt Sie; Sie können alſo ganz ruhig ſeyn!"

Er folgte ihr in eine Laube. Hier nahm ſie ſogleich das Wort:

"Wie, um aller Heiligen, und um aller Welt Wunder willen! kommen Sie in dieſe Kleider? — Wiſſen Sie, wie Sie mir vorkommen? Wie ein Schauſpieler, den man, um eine Signora zu repräſentiren, in Weiberkleider geſteckt hat. Noch dazu, das Schauſpiel ſoll beginnen, und der Herr iſt noch nicht raſirt. Stellen Sie ſich ſeine Verlegenheit vor! — — Doch Scherz bei Seite! Sie haben ſicher Ihre Urſachen dazu, ſo gut wie damals, als Sie Rom verlieſen, auch jetzt in Pilger-Kleidern umher zu wallen. Doch frage ich Sie: Was ſuchen Sie?"

"Ruhe." — ſeufzte Orlando.

"Ich habe ſie auch geſucht, aber wo iſt ſie? — In

— In Rom war ſie nicht. Der Lenz lockte mich aufs Land. Ich habe hier ein Landguth, lebe ganz natürlich im Schooſe der Natur, wie man zu reden pflegt, und habe ſchmerzliche Langeweile. — Recht gut iſt es, daß Sie gekommen ſind! Nun glaube ich doch ein wenig mehr Zeitvertreib als zuvor, zu haben. — Oder, ſind die Männer mehr, als unſer Zeitvertreib?"

"Ich fürchte, dieſe Frage bejahen zu müſſen."

"Sie wiſſen, ich liebe das Paradoxe ein wenig!"

"Sie befinden ſich wohl dabei."

"Wie mans nimmt! — Wär ich weniger Egoiſtin, als ich fürchte würklich zu ſeyn, ich würde mich vielleicht bei meinen Paradoxien übel befinden. — Wo ſind Sie indeſſen herum gewandert?"

"Nur bis Orbitello, und wieder hieher, um über die Apenninen nach Ferrara oder Urbino zu gehen."

"Und indeſſen hat ſich Ihre Liſte doch wohl auch vermehrt?"

"Welche Liſte?"

"Je

"Je nun! — Die Liſte ihrer Liebſchaften, mein zärtliches Herzchen!"

"Dieſe Liſte, iſt geblieben, wie ſie war."

"Unglaublich!"

"Und wird ſo bleiben."

"Noch unglaublicher!"

"So hören Sie denn etwas, daß Sie noch weniger glauben werden."

"Nun?"

"Sobald ich in Ferrara und Urbino gewiſſe Geſchäfte abgethan habe, werde ich mich zurück in die Apenninen begeben, und ein Klauſener werden."

"O! ihr guten Engel! welch ein Einfall!"

"Nennen Sie es einen überdachten Entſchluß."

"Eine Aufwallung will ich es nennen."

"Es iſt mehr."

"Sie täuſchen ſich ſelbſt! — Sie, ein Klauſener? Sie, ein Eremit in ihrem vielleicht kaum zwei und zwanzigſten Lebensjahre? — Laſſen Sie mich erſt auslachen, dann reden Sie weiter!"

"Es

"Es iſt und bleibt beſchloſſen."

"Was wollen Sie in der Einöde erobern? — Oder doch, ja! Sie haben es liſtig angelegt auf alle fromme Herzen. — Ihre Heiligkeit wird in den Ruf kommen, man wird den ſchönen jungen Mann bewundern, der der Welt ſchon ſo früh entſagen konnte, man wird ihn verehren. Ein ſolcher Ruf lockt Neugierige herbei. Darunter ſind natürlich Weiber. Die Frommen ſind zärtlich. Bruder Orlando iſt ein ſchöner, kräftiger Mann; Was gilt es, die Schäferſtunden fliegen ihm zu, wie die Tauben ihren Neſtern. Der Bruder wird ſich ohne Mühe weich betten, und der Vogelſteller braucht nicht mehr in der Welt umher, zum Fang zu reiſen. Das iſt Ihr Plan!"

"Sie irren ſich!"

"Ich irre mich nicht, denn ich kenne Sie, mein lieber, zärtlicher Herr!"

"Ich habe das Gelübde" —

"Doch nicht der Keuſchheit abgelegt?"

"Sie ſagen es."

"Halten Sie mich! Ich falle lachend in Ohnmacht. — Sie, und die Keuſchheit? Der Tie-

Tieger und die Lammes-Sanftmuth! — O Himmel! Wie muß ich lachen! — Ich danke Ihnen, im Namen meiner Nerven und meines Zwergfells für dieſe heilſame Motion!"

"O meine gute Gräfin! Sie wiſſen nicht —"

"Haben Sie ein Unglück gehabt?"

"Viel Unglück!"

"Das Bezug auf ihren Entſchluß hat?"

"So iſt es."

"O heil, Origenes! — Sie armer, unglückſeliger Mann!"

"So arg — iſt es nicht."

"Wie arg iſt es denn eigentlich?"

"Nicht ärger, als es ſonſt war. — Mein Unglück traf meinen Körper nicht, doch Herz und Seele."

"Iſt das Unglück? Das Herz vergißt, die Seele wird beruhiget. Deshalb verſchließt man ſich nicht in Klauſen. — Was ich noch nicht wußte, erfahre ich jetzt. Sie haben Hang zum Sonderbaren. Aha! Daher die Abſtufungen bei Ihren Liebſchaften. — Jetzt einen Vorſchlag!

Bleiben Sie einige Wochen hier. Ich laſſe Ihnen eine Klauſe bauen, bringe Ihnen ſelbſt Waſſer, Brod, Kräuter, bete zuweilen mit Ihnen, und — ehe Trauben an dieſen Stöcken reifen, ſind Sie kurirt, werfen Sie die Klauſener-Kutte ab, und ſehnen ſich wieder in die Welt zurück. — Bei Tiſche, mehr darüber!"

Orlando ſpeißte allein mit Auroren in einer ſchönen, kühlen Grotte. Der Wein war friſch, die Speißen waren delikat, und eine ſchöne, freundliche Wirthin ſervirte ſelbſt. — Armer Orlando! wie wird es dir ergehen?

Er nahm ſich zuſammen ſo gut es möglich war. Aurora behielt ihren ſcherzhaften Ton, und er — blieb ernſthaft.

"Und wenn Sie — ſagte Aurora; — zwanzig Grafen erſtochen hätten, ſo verdiente dies unglückliche Glück kaum zur Hälfte ein ſolches Geſicht, als Sie mir eins zeigen; mir, die ich Ihnen gewiß ein ganz anderes zeige. Sie ſehen mich, Sie haben Wein, wir ſitzen im Kühlen, vor uns prangen die Scherze und Freuden des Lenzes, dort girren Tauben, hier locken Nachtigallen, und Sie — machen ein Geſicht, als ſäßen

ſen Sie zu Gericht. Was ſoll ich thun, um Sie heiter zu ſehen?"

"O ſchöne Gräfin!"

"Endlich doch einmal ein galanter Ausruf!"

"Mein Herz —"

"Ich will nicht unterſuchen, ob Ihnen von Ihrem Herzen noch etwas geblieben iſt, aber — indem ich ein Stückchen für's Ganze nehme, — was ſoll denn das Herz? was iſt ihm? wonach ſehnt es ſich?"

"Nach Ruhe, die ich im Geräuſch der Welt nicht finden kann."

"Wir ſind ja ohne Geräuſch der Welt hier."

"Meine Sinne ſtreben hinauf aus dem Irrdiſchen, in das erhabene Vaterland der Seelen!"

"Lieber Orlando! Sie haben einen Liebestrank bekommen, der aufwärts gewirkt hat!"

"O ja!"

"Da haben wir das Unglück!"

"Den Trank der Liebe von der Allerheiligſten, die mich zu ihrem Dienſte berufen hat, zu Brandonna, wo ihr Gnadenbild iſt und wo ich ſchwur! Ich habe deinen Ruf vernommen und folge ihm!"

Die Gräfin ſah ihn ſchweigend mit ſtarren Blicken und halbgeöffnetem Munde an. Eine Thräne fiel aus Orlando's Auge in ſeinen Becher, er hob ihn auf, und ſagte mit gen Himmel gerichteten Blick:

— "Nimm dieſe Thräne auf, und mache ſie zur Perle!"

Noch erſtaunter ſah Aurora ihm ins Geſicht, und endlich ſagte ſie:

"Ein Heuchler ſind Sie nicht. Mein Gott! wer hat Ihrer Seele dieſe Stimmung gegeben?"

"Mein guter Engel;" — war Orlando's Antwort.

"Ihre Unglücksfälle, haben ein herrliches menſchliches Werk vernichtet. Vernichtet? Nein! verſchoben haben ſie es nur, in Unordnung gebracht iſt es worden, und ſo — darf es nicht bleiben. Ich laſſe Sie nicht von hier! Ich will mit Ihnen zur Schwärmerin werden, oder ich heile Sie."

"Ich

"Ich bin geheilt."

"Sie ſind nicht geheilt. — Gott! mit welchem Wahne gehen Sie in die Einſamkeit! das darf nicht ſeyn! Die Blüte und Schönheit Ihrer Jugend darf nicht in Wüſteneien verblühen. Sie ſollen leben, und nicht verwelken!"

Sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn durch den Garten, und ſprach von ihren Blumen und Bäumen. In einer Laube lieſen ſie ſich nieder. Schweigend ſahen beide vor ſich hin. — Orlando lehnte ſich zurück, und entſchlummerte.

"O ſchlummere, ſchöner Schwärmer! — ſprach die Gräfin leiſe. — Als Endimeon geweckt wurde, lag er in Lunens Armen!"

Mit leiſen Tritten verlies ſie die Laube, ging in die Grotte zurück und miſchte einen Trank für den Schläfer, der, trank er ihn, ihm gewiß die Luſt benahm, weiter zu gehen, oder ſich Aurorens Armen zu entwinden.

Als er erwachte, ſtand ſie vor ihm, ergriff ſeine Hand, drückte ſie zärtlich, und ſagte mit freundlichem Blick:

"Du haſt recht ſanft geſchlafen, lieber Orlando!"

"Doch habe ich — antwortete er; — nicht angenehm geträumt. — Im Traume gab mir Aurora Gift. —"

"Ich Gift? Ich dir?"

"Es war ein Traum!"

"Ja wohl! ein Traum."

Sie kamen zu der Grotte. Sie traten hinein. Orlando griff nach ſeinem Becher. Lächelnd ſagte er: "Dies war der Giftbecher meines Traums!" blickte ſie freundlich an, und ſetzte den Becher an den Mund.

Aurora ſprang auf, riß ihm dem Becher aus der Hand, warf ihn aus der Grotte, wollte ſie verlaſſen, taumelte zurück, und ſank ohnmächtig zu Boden. — Serafina trat herzu, ſah den erſtaunten Pilger freundlich an, und ſagte:

"Fliehe!"

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Eſt Deus in nobis; ſunt & comercia Cœlo,
Sedibus æthereis ſpiritus ille venit.

Ovid.

Am Fuße eines mit Dornen umwachſenen Hügels ſaß **Mirakuloſo**, hatte eine große Schiefertafel auf den Knieen, und rechnete. — **Orlando** blickte ihn ſeitwärts an, und wollte vorüber gehen. Jener aber, trat ihm raſch in den Weg, und ſchrie:

"Halte an! Nicht ſo geſchwind vorüber geeilt!"

"Was willſt du von mir?" — fragte Orlando ſanft, und etwas ängſtlich.

"Du näherſt dich jetzt deinem Ziele, alſo müſſen wir vorher Rechnung halten."

"Wir?"

"Ich und du. — Sieh, hier ſteht alles aufgezeichnet. Es ſind aber nur die Hauptpoſten, die kleinen Debita und meine Bemühungsunkoſten ſchenke ich dir. Alſo, die Rechnung iſt ganz kurz: Dreifacher Mord: facit, Die Seele. Doch, damit du ſiehſt, daß ich generös bin, ſo will ich dir das Kapital noch auf 20 Jahre leihen, gegen die Zinſen von noch einmal drei Menſchen-Leben. Wie leicht ſtößt man einen Naſeweiß nieder! Dir iſt das ein Spaß. — Ich bleibe dein Freund und ſtehe dir bei, bei allem was du thuſt. Es ſoll dir nicht an Gelde, nicht an hübſchen Weibern fehlen. Du ſollſt dein Leben genießen, ſo, wie du es noch nie genoſſen haſt. — Dieſe Obligation aber, mußt du unterſchreiben."

Orlando trat zurück, und ſagte:

"Zeige dich mir, wie du biſt!"

"Du ſinkſt in Ohnmacht, wenn du mich ſiehſt, wie ich bin:" — ſagte Mirakuloſo, mit fürchterlicher Stimme.

Geſaßt, geſtärkt, er wußte nicht wie und
ovon, antwortete Orlando:

"Ich will dich ſehen, wie du biſt."

"Biſt du ſo kühn?"

"Ich fürchte dich nicht."

"So zittere!"

Schnell ſtand der Unhold da in ſeiner fürch-
erlichen Urgeſtalt, Tod und Verderben blitzte
us ſeinen Flammen-Augen; Schlangen ziſchten
m ſeine Schläfe, fürchterliche Krallen ſpreizte
r von einander und Drachenflügel rauſchten auf
en behaarten Schultern.

Orlando griff nach ſeinem Perlen-Roſenkran-
e und hielt das Kreuz ihm keck entgegen. Der
Unhold heulte laut. Es wurde Nacht, ein Flam-
nenſtrom entrann dem giftigen Rachen gleich ei-
nem Lava Fluß und wälzte dampfend, Funken-
ſprühend, ſich auf Orlando zu. Er floh. Die
Angſt trieb ihn bergan; der Feuerſtrom folgte
hm auf den Ferſen, und hinter ihm heulte und
obte mit donnnerndem Gebrüll, der Unhold,
der ihm folgte. Rauſchend ſchwang er die bunt-
geſleckten Drachenflügel, und ſeine Schlangen-
krone ziſchte vor ihm her.

Neu-

Keuchend, athemlos und mit Angſtſchweiß bedeckt, den Roſenkranz hinter ſich haltend, eilte Orlando einem kleinen Lichte zu. Es waren Ampeln, die vor einem Gnadenbilde hingen. Hier ſtürzte er entkräftet zu Boden und konnte kaum ein Salve Regina! ſeufzen. Aber dieſe kräftigen Worte *) thaten Wunder!

Plötzlich erbebte der Boden. Der Feuerſtrom verloſch, ein dumpfes Geheul ertönte, verlor im kläglichen Gewinſel ſich in der Ferne, die Nacht entfloh, und heiter ſtrahlte ſie wieder am Himmel, die reine helle Morgenſonne.

Neben ihm ſtand ein freundlicher Mann, der einen weißen Stab, das Schrecken des Verdammten, **) über ihn ſtreckte, und freundlich zu Orlando ſagte:

„Nichts

---

*) Coppenſtein De Fraternitatis SS. Roſarii B. Virg. Mariæ Ortu, Progreſſu & Præcellentia. Col. 1613. p. 445. Lib. 477.

**) Vita Ignatii. p. 72.

"Richte dich auf, danke der Hochgebenedeiten, und folge mir!"

Orlando befolgte dieſen Befehl.

In eine Grotte führte ihn der fromme Mann mit glänzenden, verklärten Angeſicht, hies ihn ſich niederſetzen, reichte ihm einen Becher mit Waſſer, und ſagte:

"Der, den du vor dir ſiehſt, iſt Ignaz Lojola der ſiegende Weltüberwinder, ein Freund deines, nun auch abgeſchiedenen Vaters. Als du geboren wurdeſt, hatt ich um deinetwillen ein Geſicht. Da ſah ich wie es dir gehen würde, als ich im Gebet, leicht mich empor gehoben fühlte. *) Ich ſchwebte auf und erblickte offen den Himmel, **) wo ich im Engel-Chore, auch deinen guten Engel ſah. Im Bitten

---

*) Ibid p. 35.

**) "Vobis propitius ero!" p. 52.

ten hielt ich an, und zugegeben wurde er dir für die böſen Tage deines Lebens, in menſchlicher Geſtalt dein guter Engel. Du kennſt ihn. Der Verſucher verfolgte dich. Beinahe ſchon, glaubte ich dich verloren, aber dein Glaube half dir, ſeit deinem frommen Gelübde zu Brankona. Du haſt gehalten was du verſprachſt, und gelobteſt, und die Hochgebenedeite war deine Beſchützerin. Wer ihr ſich weiht und anvertraut, kann nie verloren gehen. Cliens Mariæ nullus æternum periit — Nun werde dir der Lohn, der dir beſtimmt iſt. Ich aber ziehe nun nach Rom; denn ſiehe da! mir iſt ein Geſicht geworden, und eine Stimme des Herrn ſprach: "Zu Rom ſollſt du mich gnädig finden!" *) Der Finger des Herrn wird ſich zeigen, **) und eine Geſell-

ſchaft

---

*) "Filius Dei placidiſſima illa verba pronuncians: Ego vobis Romæ propitius ero! Ignatium in Socium recipit." — Ibid. p. 53.

**) "Paulus III. Pont. Max. Societatis Jeſu inſtitutum ab Ignatio oblatum, poſtquam legiſſet: Digitus, inquit, Dei eſt hic! Socieſchaft werde ich ſtiften, die alle Künſte der Hölle verlacht. Blühen wird dieſer Baum, und ſeine Zweige werden auch dir Schatten geben. — Gott ſey mit dir! Es ſchütze dich die Hochgebenedeite!"

Er gab ihm ſeinen Seegen, und entließ ihn. — Da trat herzu, in eben der Geſtalt und Tracht, wie Orlando zum erſtenmal ſie ſah, Serafina, und fragte freundlich:

"Willſt du mir folgen?"

Er folgte ihr zu einer zweiten Klauſe, aus welcher Cecilie und Aleſſina ihm entgegen traten. Serafina ſagte:

"So leben Schweſtern, ſchweſterlich beiſammen. Cecilie und Aleſſina weihen ſich überirdiſchen Betrachtungen, und finden ihr Glück in ihrer Ruh."

Cecilie wendete ſich zu Orlando, und freundlich ſagte ſie:

"Wenn

---

tatemque confirmat anno salutis, 1540. — Ibid. p. 56.

"Wenn du einſt müde biſt das bunte Gaukelſpiel der Welt länger anzuſehen, gar mit zu ſpielen jene trügeriſchen Spiele hienieden, wo Leidenſchaften nur und Gier die Preiße ſetzen, ſo ſuche Ruh und finde ſie, wie wir ſie fanden, in der Einſamkeit."

Mit einem Friedens-Kuſſe ſchieden ſie, vi. tief bewegt gedankenvoll, ging Orlando weiter in'. Thal hinab. Bei einer Quelle warf er ſich nieder. Der ſüße Schlaf ſchwang ſeine ſanfte. Schwingen über ihn, er träumte einen ſchöne. Traum. — Im Lichtglanz ſchwebte Serafin auf, zum reinen Aether. Umſtralt von Himmels Herrlichkeit verſchwand ſie, warf einen Blumen Kranz herab, und ſang ein: "Friede ſey mi dir!"

Er erwachte. Der Blumenkranz lag auf ſeiner Bruſt. Er küßte dieſen Kranz, ſah in der Gegend rings ſich um und fragte ſich ſelbſt:

"Wohin ſoll ich mich nun wenden?"

"Zu mir! Zu mir!" — rief eine ſanfte, bekannte Stimme hinter ihm.

Raſch wendete er ſich nach der Stimme zu,

ein

ein artiges Mädchen in ländlicher Tracht, ſtand da, bedeckte ihr Geſicht, und fragte neckend:

"Wer bin ich?"

"Wenn mich mein Herz nicht trügt, — rief Orlando fröhlich aus; — ſo biſt du Roſalinde!"

"Ich bin's!" — ſchrie ſie, ſprang auf ihn zu, und lag in ſeinen Armen.

Orlando blickte auf gen Himmel, und ſtammelte entzückt, mit Dankes-Thränen in den Augen:

"O Seraſina! du haſt Wort gehalten. Roſalinde iſt mein, und ich bin glücklich!"

Ende des zweiten und letzten Theils.

Ju : 00

Neue Verlagswerke zur Oſter Meſſe 1802 von Langbein und Klüger in Rudolſtadt und Arnſtadt.

Anweiſung die 10 Gebote leicht und gründlich zu erlernen. 8.

Einſamen, die, in Chiuſato. Eine piemonteſiſche Novelle. Zwey Theile mit K. 8.

Grafen, die, von Moor. Ein Familien-Gemälde. Zwey Theile mit 1 Kpfr. 8

Julius, der Verworfene vom Verf. des Jägermädchens. 2 Theile mit Kpfr. 8.

Kaiſerhaus, das Sächſiſche in Deutſchland im romantiſchen Gewande vom Verf. Carl des Großen.

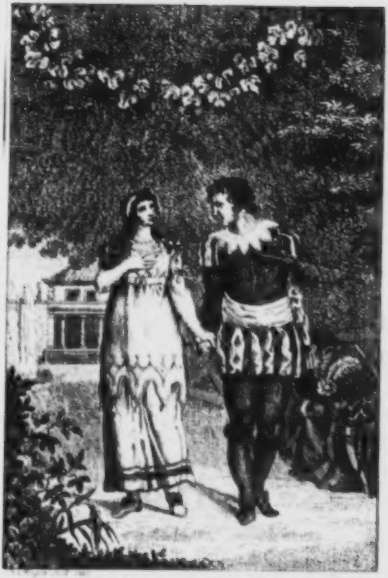
Orlando Orlandino, der wunderbare Abentheurer vom Verf. des Rinaldini. Zwey Theile mit Kpfrn. 8.

Rasereien der Liebe vom Verf. des Jägermädchens. Zweiter Theil mit v. Kpfr. 8.

Schellenberg, J. Ph. Lehr- und Unterrichtsbuch für die Jugend in Bürger- und Landſchulen, wie auch zum Gebrauch für Privatlehrer. Zweiter Theil. 8.

Deſſen Rechenbuch für Anfänger. 8

Zigeunermädchen, das. Ein Roman nach dem Spaniſchen vom Verf. des Rinaldini mit K. 8.



Ewige Liebe!

Die
Zigeuner.

Ein Roman.

Nach dem Spaniſchen.

Von
dem Verfaſſer des Rinaldini.

[illegible]
[illegible]

Arnſtadt und Rudelſtadt,
bei Langbein und Klüger.
1802.

DD4:351

Scherzender Scherz.

Was ſcherzend der Dichter gedichtet,
das dichtet gefälliger Scherz,
und wird dies im Scherze gerichtet,
erſcherzte ſein Urtheil der Scherz.
Doch, greifen geſtrenge Katonen
zur urthelnden Wage, zum Schwert,
ſo fühlen in kritiſchen Zonen
die Leſer voll Unſchuld den Werth
der ſtrengen, erhabnen Sentenzen,
und bieten — dem Scherze die Hand,
der endlich die rettenden Grenzen
im Beifall der Leſenden fand.
Hier prangen, bezeichnet, die Pfähle
der Grenze des fröhlichen Reichs,

hier bietet, gefüllt die Pokale,
man willig die Hand des Vergleichs.
Nie wehen erobernde Fahnen
entgegen dem Ernſthaften Land;
ſie flattern um ihre Kabanen,
umwunden vom magiſchen Band
des allesbelebenden Scherzes,
der friedlich ſich ſteckte ſein Ziel.
Entflohen dem Reiche des Schmerzes,
beginnt er ſein freundliches Spiel.

Wer ſpielt nun? — Es liegen die Karten,
man wähle ſich ſelber den Platz.
Hier winket das frohe Erwarten,
und ſiehe! dort zeigt ſich der Schatz.

Die Zigeuner.

Crede mihi, mores distant a Carmine nostro:

Vita verecunda est, Musa iocosa mihi!

Ovid.

Erſter Abſchnitt.

Innocuos censura potest permittere lusus,
Lasciva est nobis pagina, vita proba.

Martial.

"In der That, meine gnäd'ge Gräfin! — ſagte Thereſe, indem ſie die rollenden Locken ihrer Gebieterin unter das glänzende Haarnetz ſchob; — Sie ſind zu beklagen!"

"Schon ſeit drei Tagen ſah ich ihn nicht!" — ſeufzte Aloiſia.

Thereſe fuhr fort:

"Ich ſollte nicht Gräfin Villaverde, ſo ſchön, ſo reich und ſo angeſehen ſeyn!"

"Was würdeſt du?"

"Wenigſtens würde ich den Leichtſinnigen haſſen."

"Wenn ich ihn nicht liebte, würde ich das thun."

"Er verdient ſein Glück gar nicht, verdient es nicht, geliebt zu werden, wie er geliebt wird, der Ungetreue!"

"Ungetreu? — Nein, das iſt er wohl nicht."

"Ich weiß, was ich weiß!"

"Was weißt du denn?"

"Man ſagt etwas von ihm."

"Was ſagt man nicht alles!"

"Man hat ihn aber beobachtet, und hat mancherlei bemerkt und geſehen."

"Was?"

"Je nun! —"

"Ich will es wiſſen! — Ich befehle dir, mir alles zu ſagen."

"Wenn Sie befehlen, ſo muß ich gehorchen. — Don Fernando hat eine ſonderbare Art von Bekanntſchaft gemacht, die ihn vielleicht abhält, zu uns zu kommen."

"Eine ſonderbare Art von Bekanntſchaft?"

"Einen andern Namen kann ich ihr nicht geben. — Unter dem Zigeunertrupp, der jetzt das Land durchzieht, befindet ſich ein Mädchen, von deren Schönheit man ein gewaltiges Weſen macht. Sie iſt ſchon von drei Dichtern beſungen worden, und die jungen Herren ſind entzückt ſie zu ſeh'n; beſonders wenn ſie ſpielt, ſingt, und tanzt. Mit dieſem Wundermädchen —

"Hat Fernando Umgang?"

"So iſt es."

"Schäkerei!"

"Es iſt aber doch nicht recht, daß er mit dem Zigeunervolke ſich einläßt! — Wie wird's kommen? — Das Mädchen zupft ihn tüchtig, lacht ihn aus, zieht von dannen, und — überläßt ihn uns wieder."

"Uns?"

"Ihre Angelegenheiten, liebe gnäd'ge Gräfin! ſind auch die meinigen."

"Nicht übel!"

"Ich glaube ſogar, dieſe Sache nehme ich mir ordentlich zu Herzen! — Die Männer ſind doch wahre —"

"Männer."

"Ja, das ſind ſie! — Wenn es keine gäb —"

"Würden wir alle Nonnen."

"Gewiß! Und die Welt würde eine wahre Eintrachtswelt werden."

"Das Zigeunermädchen möchte ich doch ſehen!"

"Wir laſſen ſie kommen. Sie zeigt ihre Künſte für Geld."

"Laß ſie hieher beſtellen. Heute noch ſoll ſie kommen. Hörſt du? heute noch."

"Sie ſoll und muß kommen! Sie ſollen ſie ſehen."

Thereſe verließ das Zimmer. — Aloiſia gieng unmuthig auf und ab. — Fernando's Bild fiel ihr in die Augen, ſie blieb ſtehen, ſah es an und ſeufzte:

"Könnteſt du mich betrügen? Könnteſt du mir ungetreu werden? O Fernando! wie grauſam wärſt du."

Thereſe kam zurück.

"Es kömmt ein ganzer Trupp Zigeuner auf unſer Schloß zu. Der Kaſtellan läßt fragen, ob er ſie einlaſſen ſoll?"

"Er ſoll ſie einlaſſen; doch ſoll er hinter ihnen die Brücke aufziehen laſſen, und meine Leute ſollen ihre Gewehre bei der Hand haben."

Das wurde ausgerichtet, und die Zigeuner zogen ein.

Mit Muſik umzogen ſie den Schloßhof, und ſchloſſen endlich einen Kreis.

Aloiſia trat auf den Balkon; Thereſe ſtand bei ihr.

Flora, das ſchöne Zigeunermädchen, trat auf, hochgeſchürzt, ſchön geputzt und mit Blumen geziert. Sie tanzte mit Kaſtagnetten, und als ſie getanzt hatte, griff ſie nach der Guitarre, ſpielte und ſang:

Fröhlich wandern wir und wallen
durch die liebe weite Welt,
wohnen nicht in ſchönen Städten,
hauſen unter'm kleinen Zelt.
Auf der lieben Muttererde
träumen wir den Morgentraum,
und begnügen uns, zufrieden
mit des Zeltes kleinen Raum.

Heiter weckt die Morgenſonne,
ruft uns wachſam ſchon der Hahn:
Auf, ihr Schläfer! tretet munter
eure Tagereiſe an!
Hört die muntern Vöglein ſingen,
hört der Lerche Morgenlied!

Und wir wachen auf, und ſingen,
ſo, wie ſie, ein Morgenlied.

Sparſam eſſen wir und trinken,
kennen keine Schlemmerei;
bleiben ſtets geſund und munter,
leben fröhlich, froh und frei.
Wenn wir tanzen, wenn wir ſingen,
freut ſich, wer uns ſieht und hört,
giebt uns Geld, und läßt uns ziehen
weiter fort, und ungeſtöhrt.

Luna winket uns, zu ruhen,
und das Zelt erhebt ſich ſchnell,
um uns iſt die Ausſicht heiter,
über uns der Himmel hell.
Sanft und ruhig, ohne Sorgen,
ſchlummern wir nun betend ein.
Nur Zigeuner ſtets hienieden
wünſchen wir und frei zu ſeyn!

"Das Mädchen iſt wirklich allerliebſt!" — ſagte die Gräfin.

"Aber ſchön iſt ſie wahrhaftig nicht!" — ſetzte Thereſe naſerümpfend hinzu.

"Fiora ſoll herauf, zu mir kommen!" — rief die Gräfin.

Das geſchah. Mitleidig ſah die Gräfin ſie an, und ſagte:

"Armes Mädchen! wie beklage ich dich!"

"Warum beklagen Sie mich?" — fragte Fiora.

"Deiner Lebensart wegen."

"Die iſt nicht beſchwerlich. Ich ſinge und tanze gern, und wenn ich weiſſage — Wollen Sie ſich von mir wahrſagen laſſen?"

Die Gräfin ſtreckte ihre Hand aus, zog ſie aber ſchnell wieder zurück und fragte:

"Kannſt du heute bei mir bleiben?"

— "O ja! — ſagte Flora; — Doch will ich es erſt der Mutter ſagen."

Sie ſprang in den Schloßhof, ſprach mit einer alten Gitana, *) und kam zur Gräfin zurück. — Die Zigeuner bekamen Brod, Wein, Oliven, Rettiche,

---

*) Die Spanier nennen die Zigeuner Gitanos. — Bei verſchiedenen Nationen, haben ſie auch verſchiedene Benennungen. Die Portugieſen nennen die Zigeuner Siganos, die Holländer Heydenen (Heiden), die Engländer Gypſies, die Franzoſen Bohémiens, die Italiener Zingari.

Zwiebeln *) und Geld, und zogen davon. Flora blieb im Schloſſe.

Nicht lange darauf ſprengte Don Fernando in den Schloßhof.

„Dieſen Herrn — ſagte Flora; — kenne ich. Er kann recht ſchön und artig thun. Ganz allerliebſte Dinge hat er mir geſagt. Auch Verſe hat er mir gegeben,

---

*) Die Zwiebeln ſind in Spanien viel größer und ſchmackhafter als bei uns, und werden von den Vornehmſten mit Appetit geſpeißt. Eben ſo iſt es mit den Rettichen. Sie haben daher das Sprichwort: Unas azeitunas; una salada y ravanillos son comida de los Cavalleros; welches dieſe Produkte als Kavalierſpeiſen preißt.

und Gold. — Wenn ich kein Zigeunermädchen wär', ich glaube, ich könnte mich in ihn verlieben!"

Aloiſia lächelte ziemlich verlegen. — Fernando trat ein; ſie ſuchte ſich zu faſſen, trat ihm entgegen, und ſagte:

"Willkommen, edler Freund! — Ich habe Beſuch."

Dabei zeigte ſie auf Fioren. — Fernando küßte der Gräfin die Hand, wendete ſich zu Fioren, und ſagte:

"Willkommen, liebe Kleine! — Wie geht es?"

"Seit geſtern — antwortete Fiora — da wir uns ſprachen, recht gut. Wie geht es Ihnen? Haben Sie fein an mich gedacht?"

"Ein luſtiges, naives Ding! — lächelte er der Gräfin zu. — Sie wird Sie wohl unterhalten. Flora hat Witz und Verſtand."

"Und iſt recht liebenswürdig!" — ſetzte die Gräfin hinzu.

Fernando ſah ſie zärtlich an, und küßte ihr die Hand. — Flora klapperte mit den Kaſtagnetten, drehte ſich rund herum, und ſang:

Ich liebe was fein iſt,
wenn's gleich nicht mein iſt,
mir auch nicht werden kann,
hab' ich doch Freude dran.

Man lachte. Sie fuhr fort zu klappern und herum zu ſpringen, und wiederholte ſingend:

"Ich merke etwas!"

"Was merkſt du denn?" — fragte Fernando.

Flora ſah ihn und die Gräfin lächelnd an, und ſagte:

"Sie Beide — ſind einander gut!"

"Sagt dir das deine Wiſſenſchaft?" fragte Fernando lächelnd.

"Ihre Augen ſagen es; — antwortete Flora ſchnell. — Wir Zigeuner ſtudiren die Augenſprache. Da heißt es:

Wenn ich weiſſagend vor dir ſtehe
und in die off'ne Hand dir ſehe,
ſo blick' ich auch in's Auge dir,
und dann erfährſt du viel von mir."

Die Gräfin wurde in Haushaltungsangelegenheiten aus dem Zimmer gerufen. — Flora ſah auf die Erde, und ſagte: „

"Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wär' nicht hier geblieben!"

"Warum nicht? Und was weißt du denn?" — fragte Fernando.

"Sie haben mir ſo viel Schönes vorgeſagt, und hatten doch eine Geliebte. Das iſt nicht recht! Sie haben ſich an mir und an ihr verſündiget. Wer einem Mädchen etwas vorſagt, wovon er nichts empfindet, oder empfinden darf, der handelt — nicht ehrlich. Ich glaubte, Sie liebten mich; aber ich ſehe, daß das nicht wahr iſt. Nun ärgere ich mich, daß ich hier bin, und daß ich ſehen muß, wie Sie eine Andere lieben."

"Aber, liebes Kind! bedenke doch —"

"Daß ich ein armes Zigeunerding bin? Das werde ich nie vergeſſen. Aber ein Herz habe ich auch, ſo gut, wie eine vornehme Dame, das gern geliebt ſeyn mag. Da dachte ich, hier iſt Einer, der dich liebt; das war mir recht. Nun ſehe ich aber, daß ich mich geirrt habe, und das iſt mir nicht recht. Können Sie mir das verdenken? — Noch dazu — ich kann's und will's Ihnen ganz aufrichtig geſtehen — hab' ich noch niemals zuvor geliebt. Sie waren der Erſte, dem ich gut war. Das ſchmerzt doppelt!"

"Wir wollen darüber ſchon ein andermal zuſammen ſprechen. Du ſollſt mit mir zufrieden ſeyn, darauf gebe ich dir mein Wort."

Die Gräfin kam zurück. Flora ſang und tanzte im Zimmer herum. Lächelnd ſah ihr die Gräfin zu. Sie ſprang auf ſie zu, küßte ihr die Hand, und ſagte:

"Was geliebt wird, muß man lieben. Ich liebe Sie auch!"

"Du biſt ein gutes Mädchen!" — lächelte die Gräfin.

"Ja! — ſagte Fiora; — Gut bin ich! Aber — ich bin auch ein recht albernes Ding, und habe oft recht vornehme Einbildungen. Da meine ich denn gar kein Zigeunermädchen zu ſeyn, und ſetze mir dumme Dinge in den Kopf. — Es iſt einmal — Das iſt eine wahre Geſchichte — ein Zigeunermädchen geweſen, in die hat ſich ein Kavalier ſo ſterblich verliebt, daß er ſogar, ihr zu Liebe, ein Zigeuner geworden iſt. Es iſt wahrhaftig wahr! — Da haben ſie einander gar erſchrecklich lieb gehabt; und haben ſich den ganzen Tag geneckt und geküßt. — Auf einmal kömmt es heraus, daß das Mädchen die Tochter eines vornehmen Herrn iſt, die bei einem Brande verloren gegangen, und von den Zigeunern aufgezogen worden war. Da haben denn die Verliebten einander geheurathet, und ſind recht glücklich, reich und vornehm geworden. — Mutter Sabina hat dies ſelbſt geſehen und erlebt. Maſotto weiß es auch, daß es wahr iſt; Der Kavalier iſt ſein Kammerad geweſen."

"Das iſt ja eine recht ſchöne Geſchichte!" — ſagte die Gräfin.

Fiora fuhr fort:

"Ja! — Ich laſſe mir dieſe Geſchichte immer wieder erzählen, ob ich ſie gleich ſchon wohl zwanzigmal habe erzählen hören. — Wie der Kavalier bei den Zigeunern ankam, wurde gleich eine Hütte von friſchen Zweigen errichtet, worauf er geſetzt wurde. Es wurde ihm ein Hammer und eine Zange in die Hand gegeben, und um ſeinen rechten entblößten Arm knüpfte man eine ſeidene Schnur. Nun tanzte man um die Hütte herum. Darauf nahm der Hauptmann das Mädchen bei der Hand, wendete ſich zu dem Kavalier, und ſagte: "Dieſes ſchöne Mädchen übergeben wir dir als Freundin oder als Braut, oder dazu, wozu es dir ſelbſt beliebt, ſie zu machen. Gefällt ſie dir nicht, ſo wähle dir eine Andere. Wir haſſen allen Zwang, und lieben die Freiheit. Aber das wiſſe: Wenn du einmal gewählt haſt, ſo mußt du der Gewählten treu bleiben, und darfſt dich an keine Andere machen, ſey ſie Mädchen oder Frau. Das Geſetz der Freundſchaft iſt uns heilig. Wir ſind nicht eiferſüchtig und nicht ungetreu. Geſchieht dennoch ſo Etwas, ſo wird der Schuldige todtgeſteiniget, und ſein Körper in eine Wüſte verſcharrt, wohin ſchädliche Thiere gehören. Uns Allen gemein ſind unſere Güter; aber nicht unſere Weiber. Mann und Frau ſcheidet nur der Tod. Wir leben luſtig und froh, ſind Herren der Berge, Flüſſe und Quellen. Der Regen iſt unſer Bad, der Donner unſere Muſik, der Blitz unſere leitende Fackel. Wir achten keine Müh' und fürchten keine Drohung. Es fehlt uns an nichts, weil wir zufrieden ſind mit dem, was wir haben. Gefällt dir dies, ſo biſt du hiermit bei uns aufgenommen, und du führſt den Weihungsnamen: Der kühne Kavalier." — So gieng es dabei zu."

"Ein ſolcher kühner Kavalier — lächelte die Gräfin — kann ja wohl auch noch einmal zu dir kommen."

Fiora ſchüttelte den Kopf, und ſagte: "Ich habe kein Glück. — So ſteht's in meiner Hand."

Schnell ergriff ſie die Guitarre, ſpielte und ſang:

Mein Stern ſteht in Saturnus Haus,
und da wird nie was Gutes draus;
man hat kein Glück, man hat kein Heil,
was Gutes wird uns nie zu Theil.

Doch ſtünd der Stern in Venus Haus,
ſo würde wohl viel Gutes draus;
denn Venus giebt uns Glück und Heil,
viel Gutes wird uns wohl zu Theil.

Ein Liebchen hätt' ich herzlich gern;
ein ander Haus für meinen Stern,
das wär' mir angenehm und lieb;
ich küßte meinen Herzensdieb!

"Du biſt alſo verliebt?" — fragte die Gräfin.

"Ich bin's freilich; — ſagte Fiora ganz naiv. — Es hilft mir aber nichts. Der Schelm liebt eine Andere."

"Das iſt verdrüßlich!"

"Ei ja wohl iſt es verdrüßlich, und recht ärgerlich dazu!"

Damit ſprang ſie einigemal im Zimmer auf und nieder, ſpielte dann wieder, und ſang:

"Mir iſt gar nicht wohl zu Muthe!
Ach! was fehlt mir? Bin ich krank?
Fieberhitze tobt im Blute.
Ja! ich fühl's, ich werde krank.

Einen Doktor laßt mir kommen,
der recht jung und artig iſt,
der, hab' ich hab' ich was eingenommen,
nachzufragen nicht vergißt:

"Wie befindet ſich die Kranke?
Wirkte meine Arzenei?" —
"Lieber Doktor! ach! ich danke!
Blieben wir doch ſtets dabei.

Dieſer Trank ſtillt meine Schmerzen,
ach! wie wohl! wie wohl iſt mir!
Näher meinem kranken Herzen,
lieber Doktor, biſt du mir!

Und der Doktor ging zufrieden,
und zufrieden blieb ich hier.
Doch der Doktor war geſchieden;
wieder ſchlimmer wurd' es mir.

Will der Doktor bei mir bleiben,
werd' ich niemals wieder krank.
Ich will dies Rezept mir ſchreiben,
Drunter ſteht ein: Habe Dank!"

Man lachte, und als die Tiſchglocke ertönte, ging es zur Tafel, an welcher Flora auch mit ſpeißte.

Gegen Abend verlangte Flora zu ihrer Geſellſchaft zu gehen, doch verſprach ſie, morgen wieder zu kommen. Die Gräfin ließ ihr ein Maulthier ſatteln, und gab ihr einen Begleiter mit. Sie nahm Abſchied, küßte der Gräfin die Hand, welche ſie beſchenkte, und als auch ihr Fernando die Hand reichte und ihr ein Goldſtück in die ihrige drückte, hob ſie ſeine Hand an den Mund und biß ihn in den kleinen Finger. Es ſchmerzte, aber er ſchwieg. Da ſie ſah, daß er nichts ſagte, ſagte ſie zur Gräfin, indem ſie das Zimmer verließ:

"Ich habe Ihren Liebhaber in den Finger gebiſſen, weil — ich ihn gar nicht leiden kann!"

Aloiſe wendete ſich zu Fernando:

"Zeigen Sie mir Ihre Hand!"

"Wozu?"

"Die Schelmin hat Sie in einen Finger gebiſſen, weil — ſie Sie gar nicht leiden kann!"

"Das Kind!"

"Fernando! Ich fürchte — "

"Was fürchten Sie? Daß dieſer Biß üble Folgen haben kann?"

"Daß ich eine Nebenbuhlerin habe."

"Scherzen Sie?"

"Daß Sie ſelbſt dieſe Nebenbuhlerin mir gegeben haben."

"Das wär' ein luſtiger Streich!"

"Sie ſcherzen mir meinen Argwohn nicht ab."

"Das thut mir leid! — Aloiſia fürchtet ein Zigeunermädchen?"

"Was hat man bei und von euch Männern nicht zu fürchten! Wir haben Beiſpiele, daß ihr ſelbſt des Purpurs überdrüßig wurdet und nach groben Kitteln grifſt."

"Das geſchah zur Zeit der Hirtenwelt."

"O! in jener Welt trug man keinen Purpur. Es war die fromme Einfaltswelt, in die ein liebendes Weib immer noch gehört; aber ihr — ſitzt auf Thronen, und ſprecht uns unſere Urtheile von oben herab zu."

"O wir armen Männer! Den Thron möchte ich ſehen, den uns die Weiber ließen! Wer uns auf Himmeln jagt, kann uns ja wohl auch leicht von Thronen werfen."

"Wenn ihr den Thron in unſere Herzen baut —"

"So ſteht er ſchlimm!"

"Fernando! — Wiſſen Sie auch ein liebendes Herz zu ſchätzen? Kennen Sie ſeinen Werth?"

"Wie können Sie aber nur auf ein Zigeunermädchen eiferſüchtig ſeyn?"

"Sie ſpringen ab? — Ich bin eiferſüchtig. — Ich muß es ſeyn, weil ich Sie liebe. Es giebt ohne Eiferſucht keine wahre Liebe. Selbſt Freundſchaft kann ohne Eiferſucht für keine Freundſchaft gelten."

"Die Eiferſucht iſt ein Ungeheuer, und Damen ſollten nur lieben, was ſchön iſt."

"Fernando! — Sagen Sie mir gerade und ohne Verſtellung in's Geſicht: Ich liebe Sie nicht mehr, und ich will dieſe Wahrheit von Ihren Lippen küſſen, ſo bitter ſie auch iſt."

"Sie wollen Unwahrheiten hören. — Gut! Hören Sie welche: Ich liebe Sie nicht mehr; ich liebe Fioren. — Größere Unwahrheiten ſagt Ihnen keine Seele. — Die ſchrecklichſte Wahrheit aber, die ich Ihnen ſagen muß, iſt —"

"Daß Sie —"

"Sie ahnden ſie nicht!"

"Wie?"

" — Daß mein Vater mir das Maltheſerkreuz aufdringt."

"Ihr Vater?"

"Zum Beſten meines Bruders, der ſich verheurathen will. Die Güter ſollen ungetheilt bleiben. — Mein Bruder wird reich, ich bin arm; und mein Vater meint, das Maltheſerkreuz ſchicke ſich für mich, werde mich auch ernähren."

"Wollen Sie das Kreuz nehmen?"

"Muß ich nicht?"

"Sie müſſen? — O Fernando! Jetzt ſehe ich, ich fühle es, — daß Sie mich nicht lieben!"

"Daran ſoll ſelbſt das Kreuz mich nicht hindern."

„Nein, Fernando! Ich verlange keinen Liebhaber, deſſen Gattin in Maltha wohnt. Mein Liebhaber muß bei mir bleiben, muß keine Untreue begehen, und muß das Recht, mich zu beſitzen, aus Prieſters Hand erhalten. — Gute Nacht! Reiſen Sie morgen glücklich!“

Sie verließ das Zimmer, und der Kammerdiener führte den verlegnen Gaſt zur Ruh.

Den folgenden Morgen wünſchte Fernando die Gräfin zu ſprechen. Sie ließ ihm durch Thereſen ſagen: Schriftlich wolle ſie ſich mit ihm unterhalten, mündlich aber vor der Hand nicht.

Er beſtieg ſein Pferd, und ritt davon. — Gegen Mittag traf er einen Trupp Zigeuner an. Er fragte: Ob Fiora unter ihnen ſey? und erhielt die Antwort, ſie ſey zu einer Gräfin Villaverde geritten.

Fernando warf ſich unter einen Baum, ließ ſein Pferd füttern, und bat um Brod. Ein artiges Mädchen brachte ihm Brod und Wein. Er unterhielt ſich mit ihr, und ſie ſetzte ſich zu ihm. Er lächelte:

"Was wird dein Liebhaber dazu ſagen? "

"Hier habe ich keinen. "

"Alſo — anderswo? "

"Auch nicht recht, nur ſo halb und halb. Wir ziehen umher, und man kann nichts feſthalten. "

"So lange aber doch, als man es hat?"

"Das iſt kurz genug."

"So wird man nichts überdrüſſig. Sieh, in der Welt wechſelt ja Alles; warum ſoll der Menſch eine Ausnahme machen? Liebe du, ſo lange du frei biſt, und binde nie, um dich binden zu laſſen."

"Das geht denn aber doch nicht immer."

"Lange genug."

Er zog die Börſe, bezahlte ſeine Zeche gut, und ritt weiter. — Gegen Abend erreichte er eine Venta *), wo er zu übernachten beſchloß.

---

*) Venta, ein einſam ſtehendes Wirthshaus, größtentheils zur Bequemlichkeit der Reiſenden, auf öffentliche Veranſtaltung angelegt.

Die Wirthin ſtand vor der Hausthür, als er abſtieg, und ſchrie aus Leibeskräften ihren Mann herbei.

Dieſer nahm ihm das Pferd ab, und führte es in den Stall. Die Wirthin aber, verneigte ſich zierlich und hies ihn willkommen:

"Grüße Sie Gott, mein ſchöner, lieber, junger, gnäd'ger Herr! Seyn Sie beſtens willkommen, und laſſen Sie es ſich bei uns wohlgefallen! Sie ſollen auf's Beſte bewirthet werden. — Ich wollte lieber ſechs Herzoge ſterben laſſen, als ſelbſt ſterben, *) und wollte nicht um der Herrlichkeit von Granada willen, meine lieben Gäſte über mich klagen laſſen. — Be-

---

*) "Masquiero que ſe mueran seys Duques, que morirme yo!"

fehlen Sie eine Olla Potrida, *) ein Skalpikon, **) oder was ſonſt? Sie ſollen es haben. Auch iſt unſer Wein recht gut, recht ſehr gut! Der Herr Condator mayor, ***) ein gar ſcharmanter Herr! der hier vor drei Tagen übernachtet hat, war ſo gnädig, als er fortreiſte, mir recht freundlich die Hand zu drücken, und dabei ſagte er: Sie iſt ein recht liebes, artiges

---

*) Ein ſpaniſches Nationaleſſen. Es beſteht daſſelbe aus allen Arten von Fleiſch, kleingeſchnitten, zuſammengedämpft, wobei aber Speck das Vornehmſte iſt.

**) Ein Scalpicon beſteht aus kaltem Rindfleiſch, klein geſchnitten und mit Eſſig, Oel, Pfeffer und Zwiebeln zurecht gemacht.

***) Kronſchatzmeiſter.

Weibchen! — Das war Scherz; — und ihr Wein iſt delikat! — Das war Wahrheit. — Sehen Sie, ich denke ſo, was man giebt, muß man gut geben. — Der Menſch iſt ein Menſch. Mein Gott! was hat man denn in der Welt, als daß man ſich etwas zu Gute thun kann? — Ein junger Menſch muß gern ein gutes Glas Wein trinken, und nicht ungern einem hübſchen Geſichtchen unters Kinn greifen. Wir ſind alle ſterblich! Heute ich, morgen du; heute du, morgen ich. Das iſt nun einmal ſo! — Auch mit einem guten Bettchen kann ich aufwarten. Ja! ſo wahr ich eine ehrliche Frau bin! — Das Ende lobt das Leben, der Abend den Tag! *) — Sie ſollen in meinem Braut-

---

*) Al fin loa la vida, y a la tarde, loa el dia.

bette ſchlafen. Was ich verſpreche, das halte ich! Ein Wort aus dem Munde, ein Vogel auf dem Zweige! *) Ja! das ſollen Sie ſehen! Es iſt ein ſcharmantes, weiches Bettchen. Ich laſſe es nicht ſtrapaziren. Es ſteht nur ſo da für vornehme reiſende Damen, und für artige, junge Herren, denen ich überhaupt, das weiß Gott! recht gern diene. Sehen Sie! ſo bin ich von Jugend auf geweſen. Meine ſelige Mutter pflegte immer zu ſagen: Lieschen! aus dir wird ſicher eine Wirthin; und ſehen Sie einmal an, ob's der guten Frau nicht eingetroffen iſt! — Zwar fehlt's auch nicht daran, daß ich nicht zu-

---

*) Palabra echada, nel pueda ser retornada: va de boca en boca, come paxarillo, de haja en haja.

weilen mein Bißchen Noth hätte, aber, heiliger Damiano! wer hätte denn nicht ſein ihm zugetheiltes Kreuzbündlein? Zumal eine Frau! Ach Gott! und eine Wirthin dazu! die hat auszuſtehen! Da kommen grobe und freundliche Gäſte; die groben läßt man laufen, aber die freundlichen, die ſind denn doch zuweilen — ein wenig gar zu freundlich. Lieber Gott! Eine offene Thüre kann auch wohl einen Heiligen in Verſuchung führen, *) und ein Weib und ein Glas ſind immer in Gefahr! **) — Ich habe ſo meine eigene Manier mich aus dergleichen Verlegenheiten zu ziehen, und niemand kann mir etwas Böſes nachſagen.

---

*) Puerta abierta al Santo tenta.

**) La muger, y el vidrio siempre estan en peligro.

Aber man lebt in der Welt, ſie iſt rund, und wer nicht ſchwimmen kann, kann doch erſaufen! *) Drum gehe ich nur ſo lange in's Waſſer, als ich Grund ſehe; kömmt's trübe, huſch bin ich am Ufer! Da greift man zu; zuweilen erhaſcht man ein hübſches Bäumchen, zuweilen iſt es aber auch ein dürrer Weidenſtamm, den man faßt. Freilich hält man dieſen nicht ſo lange, als jenes, aber wenn die Noth da iſt, heißt es: Her damit! — So kann auch zuweilen der beſte Menſch in's Gedränge kommen. Da hilft's nichts; er muß ſich durchwürgen! — Ach! ich habe ſchon manchmal unten gelegen! Aber immer iſt mir's gelungen, mich wieder in die Höhe zu würgen.

*) Mondo rodondo, quien no sabe nadar, va se a lo hondo.

Ich bin noch gar nicht alt, wie Sie auch ſehen müſſen, — auf meinen Namenstag werde ich vier und zwanzig Jahr alt! — aber ich habe ſchon viel ausgeſtanden, und man ſieht mir's gar nicht an. Man muß nur gelaſſen bleiben, und nicht gleich oben hinaus wollen, da kömmt man doch nicht um. So bin ich! Ueberhaupt aber habe ich einen ſanften Charakter und kann viel leiden."

"Biſt du fertig? — ſchrie der Wirth endlich; — Oder ſoll ich dir einen Stuhl bringen, und dem Herrn das Abendbrod auf die Straße tragen?"

"Immer nicht übel! — ſagte Fernando; — Der Abend iſt ſchön; unter dieſen Bäumen will ich ſpeiſen."

Die Wirthin ſprang in's Haus. Der Tiſch wurde gedeckt, ein tüchtiges Skalpikon wurde aufgeſetzt, eine Flaſche Wein paradirte neben dem Käſe, und die Frau Wirthin ſervirte im Freien.

Wie wir ſchon wiſſen, ſehr geſprächig, war ſie eben ganz im Fluſſe einer Erzählung, als ein Wanderer, in einem ſonderbaren Aufzuge, auf die Venta zu kam. Ein großes Schwert umgürtete ſeine Lenden, mit vielen Federn war ſein Hut beſteckt, ein Bündelchen trug er unter dem linken Arme, und eine Zither hing ihm auf dem Rücken. — Er nahte ſich, und ſprach:

"Zuerſt, o! grüß' ich die gaſtlichen Götter des Hauſes! Dann grüß' ich den Wirth, die Wirthin, die Gäſte."

Der Wirth, der indeſſen auch herbeigekommen war, zog die Mütze, die Wirthin dankte mit einem Knicks, und Fernando mit einem: "Guten Abend!" — Der Fremde aber fuhr fort:

"Haben Sie gehört von dem wahren theatraliſchen Proteus, genannt Mirafonte?"

"Es iſt mir von dieſem Manne nichts zu Ohren gekommen;" ſagte der Wirth.

"Mir auch nicht;" — ſetzte die Wirthin hinzu.

"Ich habe nie etwas von ihm gehört;" — ſagte Fernando.

"So ſehen Sie ihn vor ſich. — Ja, ich bin es ſelbſt, in eigner Perſon, dieſer Mirafonte. Auf den Bühnen zu Toledo, Sevilla, Saragozza und Salamanka prangte mein hellſtrahlendes Kunſtgeſtirn, und nun iſt es mit mir auf der Reiſe. — Man wollte mich ſchikaniren; das leidet der Künſtler nicht, und wandert. Denn ſo ſagt der göttliche Lope de Vega:

Reize den Löwen nicht!

Aber ich wurde gereizt von dem Direktor und von der Direktriſe. Da ſprach ich, alſo ſagt der treffliche Calderone del Barka:

Wehe dem, der mich erzürnt!

Es iſt nicht gut, daß ihr ſo an mir handelt. Ich kann gehen, und werde euch nicht vermiſſen, aber ihr werdet ſehen, merken, ſpüren und erfahren, was euere Bühne verliert, geht Miraſonte davon. Und ich gieng."

"Sie ſind alſo ein Komödiant?" — fragte der Wirth.

„Ein Kunſtmenſch bin ich; — antwortete Mirafonte; — Ein Darſteller der Leidenſchaften; Ein Thränenerpreſſer, in welchem Gefühl und Kunſt einen Tempel haben, wo ihnen ewig dampfende Altäre entgegen lächeln. Mein Gott! wie weit kann es der Menſch bringen! Daher ſagt auch der herrliche Meneſes:

Der Menſch kann viel!

— Und was kann ich nicht alles? Ich ſpiele alles. — Heute gehe ich auf dem Kothurn, morgen wandle ich im Sokkus umher. Heute zeige ich mich als König, morgen als Gracioſo; *) jetzt ſieht man mich als einen gemißhandelten Vater, und bald erblickt man mich als einen gegen ſeine Eltern barbariſch geſinnten Sohn;

---

*) Der Harlekin der Spanier.

hier ſtehe ich als girrender Liebhaber, dort wüthe ich als ein Vatermörder umher. Auch die Oper weiß ich zu zieren, und belebe die Ballette mit leichtgeflügelten Schritten."

"Da müſſen Sie ſich wohl dabei befinden!" — bemerkte der Wirth.

Miraſente fragte:

"Was nennen Sie ſich wohl befinden? — Innerlich geht es mir herrlich, deſto ſchlechter aber auswendig. Das Publikum iſt undankbar; es will amuſirt, gerührt ſeyn, aber es zahlt ſchlecht. Ich habe mich zermartert und zerplapt, und wofür? Für ein kahles Bravo! Das koſtet nichts, man wirft es uns zu, und indem ich ſo eben ein Mann war, dem, wie dem Julius Cäſar, die Königreiche aus der

Taſche fielen, finde ich', wenn ich auf mein Zimmer komme, kaum einige Zwiebeln für meinen tantaliſchen Hunger."

"Wollen Sie mit mir vorlieb nehmen?" — fragte Fernando.

"Ich will ein Schurke ſeyn, wenn ich das nicht thue!" — ſchrie Mirafonte, und nahm Platz.

Sein trefflicher Appetit machte eine kleine Pauſe. Die Wirthin begann:

"Gewiß und wahrhaftig! es muß eine künſtliche Profeſſion ſeyn, die der Herr treiben."

"Sagen Sie vielmehr, ſchöne Frau! — fiel Mirafonte ein; — eine künſtliche Kunſt."

"Nun gut dann, eine künſtliche Kunſt — fuhr die Wirthin fort. — Aber ich möchte ſie doch nicht treiben da ſie ſo ſchlecht bezahlt wird. Wer giebt, muß auch nehmen. Was hilft mir ein Bravo, wenn ich Hunger habe? Was helfen mir Ordensbänder, Sterne und Kronen, wenn ich kaum Zwiebeln kaufen kann? Das kömmt mir ſo vor, als hätte ich einen Liebhaber, der mich recht zärtlich umarmte, aber nur in ſeinen Briefen, und nie zu mir käm. Ich lobe mir Wirklichkeiten!"

Mirafonte. Sie ſind ein wenig zu ſinnlich, ſchöne Frau!

Wirthin. Sinnlich? — Nun ja! wo es ſeyn muß, warum nicht? Von Einbildungen wird Niemand ſatt. — Wie ich noch in der Stadt Kammerjungfer bei der Frau Oberrichterin war, wollte mich einmal ein Komödiant heurathen und mich für's Theater einrichten, aber ich that's nicht, und gab ihm einen Korb. Die Frau Oberrichterin ſagte: Es ſey eine brodloſe Kunſt, das Komödienſpielenkönnen.

Mirafonte. Man muß dafür Sinn haben. — Freilich habe ich noch keinen Schauſpieler geſehen, der Goldſtangen hinterlaſſen hätte, aber der Ruhm des Künſtlers lebt in Ewigkeiten fort, und was will er mehr? — Für den Nachruhm wagen Könige und Helden Blut und Leben, warum ſollte dafür der Schauſpieler nicht Athem und Schweiß wagen? — Indeſſen alle können wir freilich nicht nach Korinth kommen!

Wirth. Liegt die Stadt Korinth in Spanien?

Miraſonte. Nein! Sie liegt in Italien, glaube ich, oder ſonſt wo, aber nicht in den Staaten unſers gnädigſtregierenden Königs und Herrn, der aber tauſend beſſere, und ſechstauſend eben ſo gute Städte hat, als Korinth iſt.

Wirth. So iſt es auch einerlei, ob man ſie ſieht, oder nicht.

Miraſonte. Es iſt ein Sprichwort. So ſagt der göttliche Lope de Vega:

> Rede nicht weiter davon, es war nur ein Sprichwort!

Die Kunſt hat freilich zwei Seiten. Ich ſehe ſie von der innern, und kehre das Rauche nicht heraus, ſondern hinein.

Wirthin. Es ſcheint damit zu ſeyn, wie mit dem lieben Eheſtande. Die innerlichen, die Hausfreuden, ſind das Beſte daran.

Mirafonte. Ich habe mich der Göttin Melpomene einmal vermählt, und will ihr treu bleiben, bis in den Tod; auf ihrem Altare brennt mein Herz, und es ſoll brennen, bis es Aſche wird.

Wirth. Nimmt denn die Göttin ſo etwas an?

Wirthin. Warum denn nicht? Sie iſt ja eine Heiden.

Der Wirth wollte noch eine, vermuthlich eben ſo naive Frage, als die vorige, thun, als die Wirthin ſchrie:

"O heiliger Ignaz und Joſeph! Da kömmt ein Trupp Zigeuner gerade auf unſer Haus zu! Die fatalſten Gäſte, die ein Wirth haben kann! Wenig Profit, und oft großes Herzeleid; das bringen ſie ein!"

"Dieſe Menſchen, — begann der Schauſpieler; — ſind ſehr freie Menſchen."

"Ei! — fuhr die Wirthin fort; — So mögen ſie in der Freiheit bleiben!"

Indeſſen kamen die Zigeuner herbei, grüßten die Geſellſchaft, und lagerten ſich. Bald waren Gezelte aufgeſchlagen, Feuer wurden angezündet und Bratſpieße kamen in Bewegung.

Fernando ſah ſich in dem kleinen Lager um, und der Schauſpieler wurde bald mit einigen Zigeunerinnen bekannt, denen er ſehr artige Sachen ſagte. Darüber hielt ſich die Wirthin nicht wenig auf.

"Schönes Kind hat er, — ſagte ſie; — das eine Zigeunermädchen genannt, und wenn die ſchön iſt, ſo will ich gleich ſagen, daß ich die Schönſte in der ganzen Provinz bin. Aber, es iſt beides nicht wahr!"

Fernando begab ſich in's Wirthshaus, und forderte, weil er ſehr müde war, ſein Nachtlager. Die Wirthin leuchtete ihm in eine Kammer, wo ein Bett ſtand, welches, wie ſie verſicherte, ihr Brautbett war. — Sie blieb ſtehen, und lachte. Fernando fragte: warum ſie lache?

"Ich muß, — ſagte ſie; — über einen bloßen Einfall lachen."

"Der iſt?"

"Es iſt nur ſo ein Einfall, wie geſagt!"

"Nun ja! — Aber —"

"Ich dachte, was Sie wohl denken und thun würden, wenn Ihnen etwas begegnete, das, wie Reiſende erzählen, zuweilen in Wirthshäuſern zu geſchehen pflegt."

"Und, das iſt, daß Diebe kommen? Hier liegen meine Piſtolen."

"Nein! Dieſe würden Sie nicht brauchen. — In manchen Wirthshäuſern giebt es Mädchen, Töchter, Mägde, — die des Nachts umherſchleichen, und ſich — — Sie werden mich ſchon verſtehen!"

Der Wirth ſchrie nach ſeiner Frau. Sie verlies eilig die Kammer.

Fernando, der keinen Nachtbeſuch erwarten mochte, riegelte ſich ein, und legte ſich zur Ruh.

Als er erwachte, ſah er den Himmel mit Wolken umzogen und es fing an zu regnen. Er ging in die Wirthsſtube.

"Haben der gnäd'ge Herr wohl geruht?" — fragte die Wirthin.

Als Fernando dies bejahte, fuhr ſie fort:

"Ach ja! es iſt gar ein weiches Bettchen, in welchem Sie geſchlafen haben! Es ruht ſich gar ſanft darinne. Das haben noch Alle geſagt, die darinne geſchlafen haben. — Sie haben auch recht feſt geſchlafen. — Ich hatte etwas in der Kammer zu ſuchen, ich wollte Sie aber nicht wecken, und da ich leiſe geklopft hatte, merkte ich gleich, daß Sie feſt ſchliefen, und ging wieder fort. Denn wer ſchläft, den muß man nicht wecken. — — Ich habe ein delikates Schokolädchen für Ew. Gnaden gekocht! — Sehen Sie nur, der Himmel hat ſich ganz umzogen. Es regnet derb. Sie werden heute wohl bei uns bleiben müſſen! — Stellen Sie ſich nur vor, der Komödiant iſt dieſen Morgen mit den Zigeunern auf und davon gezogen. Ich glaube, er tritt ſelbſt zur Bande. Ach! ſcharmirt hat er mit den Zigeuner-Weibsbildern, daß es ein wahrer Greul war, es mit anzuſehen. Ich habe es ihm aber auch geſagt, und derb geſagt. Er lachte, und — denken Sie ſich nur! — ſagte, ich ſey darüber eiferſüchtig. — Ich? Was denkt er denn wohl? Ich auf ihn eiferſüchtig? Da müßte er ein ganz anderer Menſch geweſen ſeyn. Nein! Ich bin ſo gar leicht nicht entzündbar! Und für einen ſolchen Landſtreicher wachſen meine Trauben nicht! — Ich ſchenke Ihnen ein, und wünſche, daß es Ihnen recht wohlſchmecken möge! — Mein Mann iſt in die Stadt gegangen. Er kauft Gewürz ein."

Fernando ſtand am Fenſter, und, um die Wirthin nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen, fragte er:

Wem gehört das Schloß dort auf dem Berge? "

"Da muß ich Ihnen eine kuriöſe Geſchichte erzählen! — begann die Wirthin. — Das Schloß gehörte einem alten reichen Edelmann, den Don Juan d'Eſtanvillos. Dieſer lebte dort wie ein Einſiedler, und ſcharrte Geld auf Geld zuſammen. So hatte er ſechzig Jahre verlebt, als es ihm vor zwei Jahren einfiel, ſich zu verheurathen. Das that er auch. Ein ſchönes, blutjunges, aber armes Fräulein, eine Waiſe, wurde ſeine Frau. Die mußte nun bei ihm leben wie eine Nonne. Endlich, vor drei Monaten und zwei Wochen, ſtarb er. Man öffnete ſein Teſtament. Siehe da! er hatte ſeine Frau zur Erbin aller ſeiner Schätze eingeſetzt, aber mit der Bedingung: ſie ſolle nie dies Schloß verlaſſen, und nie über zwei Stunden weit im Umkreiſe irgendwo reiſen, als auf ein Gut, das auch mit in die Erbſchaft gehörte. Erfüllt ſie dieſe Bedingung nicht, ſo fällt die ganze Erbſchaft an die benachbarten Karmelitermönche. — Da ſitzt nun das gute Weibchen, wie ein Vogel im Bauer, und klagt den Wänden und alten

Mauern ihr Leid. Hören Sie! die braucht Geſellſchaft. Wie wär's, wenn Sie ſie beſuchten? Sie wird's gewiß nicht übelnehmen, darauf gehe ich eine Wette ein! — Es verfließen ihr doch wenigſtens einige Stunden in guter Geſellſchaft und Unterhaltung, und Sie ſehen bei dem üblen Wetter auch etwas Schönes und Heiteres; denn Augen hat ſie, — wahrhaftig! ſo klar, ſo hell und rein, wie zwei Flammen!"

Fernando lachte. — Die Wirthin fuhr, gleichfalls lächelnd, fort:

"Vielleicht könnten Sie gar auf dem Schloſſe logiren, und dort würde es Ihnen auf jeden Fall beſſer gefallen, als in einer ſchlechten Venta. Dort brauchen Sie des Nachts ſich auch nicht einzuſchließen —"

"Warum nicht?" — fragte Fernando ſchnell.

"Weil es — antwortete die Wirthin eben ſo ſchnell — dort keine Diebe giebt."

"Giebt es hier welche?"

"Die Zigeuner übernachteten ja hier! — Vorſicht iſt in allen Dingen nützlich und werth zu achten. Bei einer offenen Thüre kann auch wohl ein Heiliger in Verſuchung gerathen."

"Ich bedauere nur, daß ich nicht wußte, daß die Frau Wirthin etwas aus der Kammer brauchte!"

"Ich kann ja des Morgens holen, was ich des Abends nicht bekommen konnte."

"Wenn Sie es aber nun brauchten?"

"Was man einmal braucht, iſt zu allen Stunden zu gebrauchen. — Mein Mann wird auch ziemlich naß werden, und ſpät nach Hauſe kommen! — Wir werden alſo dieſen Mittag allein zuſammen ſpeiſen, wenn Sie nicht — — Ach! ſehen Sie doch! Wer kömmt denn da? — Es iſt die Köchin vom Schloſſe! Was will denn die? — Wir helfen einander nachbarlich aus, wenn wir zuweilen etwas brauchen."

Sie gieng der Köchin entgegen. — Nach einer langen Unterhaltung im Hauſe nöthigte die Wirthin endlich die Köchin in die Stube zu treten, bis ſie herbei geſucht habe, was ſie verlange, mit dem Zuſatz:

"Der fremde Herr werde ihr nichts thun?"

Und dieſer that ihr auch nichts. Aber er präſentirte ihr eine Taſſe Schokolade, und kam bald mit ihr in ein Geſpräch, in welchem er bei dieſem Wetter über Langeweile klagte, und ſie bat, unbekannter Weiſe ihn ihrer Herrſchaft zu empfehlen. Dieſe Bitte begleitete er mit einem ſpaniſchen Thaler, den er ihr in die Hand drückte. Sie weigerte ſich, ihn anzunehmen, nahm ihn aber endlich doch, und nannte ihn einen galanten Herrn. — Die Wirthin trug zum Frühſtück einen Abadejo *) und Wein auf, und die Köchin ſchlürfte auch davon ein Gläschen aus.

Als ſie fort war, unterhielt die redeſelige Wirthin ihren Gaſt wieder, und erzählte ihm ihre ganze Lebensgeſchichte.

---

*) Stockfiſch in Oel gebacken.

Sie hatte dieſe Erzählung geendiget, und kam nun auch auf die Verſuchungen, die eine Wirthin oft von loſen Gäſten auszuſtehen habe.

"Ja! — ſagte ſie; — Wenn alle fremde Herren ſo artig und ſo zahm wären, wie Ew. Gnaden, da möchte es angehen, aber manche ſind auch gar zu loſe und leichtfertig. Ehe man ſich's verſieht, hat man einen Kuß, und kaum dreht man ſich, ſo folgt ein zweiter. Und das Halstuch — Ach! ich mag davon gar nicht ſprechen! Grob will man nicht gleich ſeyn, und da meinen denn Manche, nun ſey ihnen Alles erlaubt. Giebt man ſpitzige Reden, ſo nehmen ſie es als Spaß auf, und meinen, der Löwe ſey ſo grimmig nicht, als man ihn mahle *). Schließt man eine Thür, ſo glauben ſie, man öffne eine andere **). Das können Sie mir glauben! Man hat zuweilen recht ſeine Noth. — Und, ſehen Sie! Zudringlichkeit kann uns die artigſten Männer verhaßt machen. Bleiben Sie immer bei Ihrer Manier! Es iſt eine artige Sache um die Beſcheidenheit. Mit Ihnen kann man allein bleiben, und ganz ohne Furcht ſeyn!"

"Gewiß! — Ich bin ſehr friedfertig."

"Einen Spaß läßt man ſich wohl gefallen —"

"Warum nicht?"

---

*) Non es tan bravo el Leon, come se pinta.

**) Donde una puerta se cierra, otra se abre.

"Aber Ernſt macht man doch nicht gleich."

"Natürlich! — Z. B. ich kneipe die Frau Wirthin ſanft in den Backen —"

"Was thut das?"

"Ich ſage: Ei! das allerliebſte Grübchen!"

"Ja! ich habe eins."

"Ich ſage: Dieſe glänzenden, ſchönen, ſchwarzen Augen! —"

"Das iſt Schmeichelei! Meine Augen ſind mehr braun, als ſchwarz."

"Dieſer ſchön geöffnete Mund! —"

"Er iſt doch ein wenig zu groß, das weiß ich!"

"Dieſe ſchwellenden Lippen!"

"Rund ſind ſie noch."

"Wir müſſen dieſe Lippen küſſen!"

"Das weiß ich nicht."

"Ich auch noch nicht. Wenn ich aber —"

"Hören Sie!"

"Wenn ich aber nun beſcheiden um einen Kuß bitte?"

"So ſage ich: Ihre Bitte iſt ein kleiner, artiger Scherz, ſo, wie Sie überhaupt nur ſcherzen. — Ach! als ich noch ledig war, ſah ich ganz anders aus! Die Schönheit hat Flügel, *) und in der Ehe wachſen den Flügeln die Federn doppelt."

"Ich komme auf meine Bitte zurück."

"Gehen Sie doch!"

"Ich ergreiſe Ihre Hand, drücke ſie ſanſt —"

---

*) Y la hermosura, que buela con plumas by huydoras.

"Das verſtehen Sie!"

"Und wiederhole meine Bitte."

"Geſetzt nun, ich ſpräch: Nehmen Sie ſich einen Kuß?"

"So nehme ich ihn."

"Und dann?"

"Noch einen."

"Und dann ſind Ihre Wünſche befriediget. — Sehen Sie, das heißt erlaubt geſcherzt! Muß man denn gleich mit der Thür in's Haus fallen? — Da war vor vierzehn oder funfzehn Tagen ein —"

Man klopfte. Die Wirthin zog ihre Hand aus Fernando's Hand, und öffnete die Thür. Ein Diener vom Schloſſe trat ein.

"Wenn der fremde Herr — war ſein Auftrag, den er ausrichtete; — gezwungen ſey, heute hier zu bleiben, und er wolle nach Tiſche auf eine Taſſe Schokolade und auf eine Parthie Schach auf dem Schloſſe einſprechen, ſo würd' es der Frau Baronin nicht unangenehm ſeyn, ihn bei ſich zu ſehen."

Dieſe Einladung nahm Fernando an, und ließ dem Ueberbringer derſelben ein Glas Wein reichen. — Dabei examinirte die Frau Wirthin ein wenig.

"Es iſt — ſagte der Diener; — eine ſchlimme Lage, in der ſich unſere gnäd'ge Frau befindet! Sie iſt jung, möchte die Welt genießen, und muß in ihrem Schloſſe leben, wie eine Nonne im Kloſter. Wir empfinden es aber auch! Sie hat Launen, daß man oft ſelbſt welche darüber bekommen möchte!"

Dies führte er weiter aus, und die Wirthin ſchenkte fleißig ein.

"Ich kann mir es recht gut vorſtellen, — ſagte die Wirthin, als der Diener fort war; — wie es der armen gnäd'gen Frau zu Muthe iſt! Was helfen alle Schätze, ohne Freiheit? — So eingeſperrt, wär' ich ſchon längſt geſtorben! — Ich bin nur eine arme Wirthin, aber wahrhaftig! ſollte ich meine Lage mit der Lage der ſchönen, jungen Wittwe wechſeln, ich würde mich ſehr bedenken. — Freilich iſt ſie reich, jung und ſchön, Güter, die ich alle nicht beſitze; aber iſt ſie auch froh? Und, iſt ſie auch ſchon von Ihnen geküßt worden?"

"Könnte das aber nicht noch geſchehen?" — fragte Fernando lächelnd.

"Warum nicht? — lächelte die Wirthin zurück. — Sogleich aber, bei dem erſten Beſuche, möchte das doch wohl nicht angehen, Sie müßten es denn ſehr liſtig anfangen. Z. B. ich wär die ſchöne Serena, — ſo heißt die gnäd'ge Frau; — und Sie wären der, der Sie wirklich ſind, wie würden Sie — "

"Das giebt ſich von ſelbſt. So, nach und nach!"

"Mit ein wenig Dreiſtigkeit doch immer."

"Nun ja!"

"Das iſt denn aber doch bedenklich! — Geſetzt nun, — ſo ganz von ungefähr, kommen Sie ihrer Hand mit der Ihrigen nah — "

"So wird ſie erſt leiſe mit einem Finger berührt; zieht ſich die Hand nicht zurück, ſo wird ſie ſanft gedrückt — "

"So ungefähr?"

"Gerade ſo! — Dann wird ſie geküßt -- "

"Noch nicht! Erſt muß ſie den Druck erwiedern."

"Nicht immer genug ſchon, wenn der Puls heftig klopft, wenn die Hand zittert."

"Geſetzt nun, die Hand iſt geküßt? — Das iſt doch nur erſt ein Handkuß."

"Nun kommen Pauſen, und in dieſen Pauſen, rechnet man auf neckende, ſcherzhafte Aeußerungen, Anſpielungen und dergleichen. Da hört man denn und ſieht, und merkt, ob Etwas zu wagen iſt, oder nicht."

Die Wirthin ſchlug die Arme übereinander, und ſah ihn ſchweigend an. Fernando lächelte:

"Wo keine Hand iſt, geht's noch ſchneller!"

Schnell flogen die Arme auseinander, und er fühlte ſich umſchloſſen. Laut auf lachte die Wirthin, und er lachte mit ihr. Mitten im Lachen ſagte ſie ganz ernſthaft:

"Zerdrücken Sie mir meinen Blumenſtraus nicht!"

Jetzt lachte ſie wieder fort, und zog ihre Arme und ſich ſelbſt zurück. Er folgte ihr, und ein neckendes Spiel begann. — Lachend ſchrie ſie:

"Machen Sie mich nicht böſe!"

Lachend erwiederte er:

"Was ich freundlich ſah, will ich auch ſehen, wie es ausſieht, wenn es böſe wird! — Sie kratzen doch?"

"Nein! — Das iſt mir zu langweilig, aber ich —"

"Was thun Sie?"

"Ich ſchimpfe."

"Weiter nichts?"

"Und, wenn ich recht ſehr ärgerlich werde, falle ich in Ohnmacht."

Fernando's Antwort unterdrückte ein Geräuſch. Die Wirthin zwickte ihn in den Arm, und lief an's Fenſter.

"Wieder ein Trupp Zigeuner! — ſchrie ſie; — Das Volk drängt ſich nun, weil es regnet, in die Stube, und wir können uns auch nicht eine Minute lang hier allein ſprechen. Und — ſpeiſen müſſen Sie nun ſogar unter dem Bettelvolke, das ſeine Papierpfeifen *) nicht aus dem Munde bringt, und erzdumme Reden führt! Das Lumpenpack hat nun ſeine Meſones, **) und dennoch verſchonen ſie keine reinliche

---

*) Die gemeinen Spanier und Zigeuner rauchen gewöhnlich ſo, daß ſie kleingeſchnittenen Tabak in ein rundes langes Papier (Cigarra) wickeln, und es anzünden Dies nennen ſie: Chupar tabaco en papel.

**) Meſones, Wirthshäuſer, die von Zigeunern, aber nicht zur Herberge für Zigeuner allein, in Spanien gehalten werden.

Venta! — Nein! ſpeiſen können Sie hier nicht. Ich decke Ihnen den Tiſch auf Ihrer Kammer, dort ſpeiſen Sie kommod, ungeſtöhrt, und wir können auch ein ehrliches Wörtchen mit einander ſprechen, ohne geſtöhrt und beobachtet zu werden, von ſolchem Geſindel, das gar nicht weiß, was Spaß iſt, das aus allen Dingen gleich Ernſt macht. — Aha! Es ſind auch ein Paar Strunzen von Mädchen bei der honetten Geſellſchaft!"

"Sind ſie hübſch?" — fragte Fernando ſchnell.

Die Wirthin ſah ihn mit großen, fragenden Augen an, und ſagte:

"Das kömmt auf den Liebhaber an! — Die ächte Zigeunerfarbe haben ſie, freche

Augen dazu, und ſtecken in abgeſchabten Kitteln. Alſo, wenn's beliebt — "

"Sie ſind alſo häßlich?"

"Wie man's nimmt! Das kömmt, wie geſagt, auf den Liebhaber an. Kommen Sie, und ſehen Sie die Schönen ſelbſt. — Doch, ſie kommen!"

Die Zigeunermädchen traten ein, grüßten höflich, erhielten einen naſerümpfenden Gegengruß von der Wirthin, und wendeten ſich freundlich an Fernando. Die eine nahm das Wort:

"Gott ſey mit dir, ſchöner, junger, blanker Sennor Titulado! *)"

"Nicht zu hoch!"

---

*) Einer vom hohen Adel.

"Nun dann, Sennor Hidalgo! *)"

"Nicht zu tief!"

"Aha! Sennor Cavalleros?"

"So recht! Mitten inne."

"Der Mittelweg iſt immer der ſicherſte, ſagt die Mutter, und die Mutter verſteht es. Glauben Sie das?"

"Warum nicht?"

"Alſo, mein ſchöner Sennor Cavalleros! Zerline grüßt Sie herzlich, wünſcht Ihnen Glück, Heil, und viel Freude in der Liebe, einen gnäd'gen Gott, und eine freundliche Frau Wirthin!"

"Was will ſie damit ſagen? — ſchrie die Wirthin; — Sie iſt ein Naſeweis,

---

*) Einer vom niedern Adel. Der Ritter ſteht zwiſchen beiden.

Jungfer Gitana! Wenn ich freundlich ſeyn will, werde ich es ſeyn, ohne ihren Wunſch, und will ich es nicht ſeyn, ſo ſoll mich weder ihr Wunſch, noch ſonſt Etwas dazu bewegen. Weiß ſie das?“ —

Zerline wendete ſich an Fernando, und fragte:

„Iſt ſie immer ſo böſe?“

„Naſeweiſer Zigeunerſpuk! — fuhr die Wirthin fort; — ſey ſie nicht impertinent.“

„Soll ich der Frau Wirthin wahrſagen? — fragte Zerline; — Oder wie ſoll ich es ſonſt machen, daß ſie mir wieder gut wird? Ich habe ſie wahrhaftig nicht beleidigen wollen! Eine freundliche Wirthin wünſche ich jedem Reiſenden, uns auch.“

"Ihr ſeyd die Ewigreiſenden!" — ſagte die Wirthin.

Zerline ſeufzte:

"Das iſt leider! wahr. — Wir ſind arme Menſchen! — Sennor! geben Sie mir Etwas zu verdienen, laſſen Sie ſich wahrſagen! Oder ſoll ich Etwas ſingen?"

"Singe!" — ſagte Fernando.

Zerline ergriff die Zither, ſpielte, und ſang dazu:

Das Liebchen ſprach, ich ſollte kommen,
ich ſagte: Ja! und gieng und kam.
Doch, ach! wie wurd' ich ſo beklommen,
als er mich in die Arme nahm!

Ich ſeufzte ängſtlich und verlegen,
er küßte mich, und ſprach zu mir:
"Wie lieb' ich dich! Nur deinetwegen,
bin ich, mein gutes Liebchen! hier."

Ich ſeufzte noch, er drückte eilig
ſein ſchönes, rothes Lippenpaar
auf meinen Mund, und ſchwur mir heilig,
es habe damit nicht Gefahr.

Doch ach! vom Küſſen kam's zum Scherzen,
wir tändelten die Stunden hin.
Wie muß mich die Erinn'rung ſchmerzen,
da ich von ihm verlaſſen bin.

Ach, Mädchen! traut nicht Männerküſſen,
ach! traut auch ihren Schwüren nicht!
Je ſanfter ſie zu bitten wiſſen,
je mehr zu fliehen, iſt's euch Pflicht.

"Und für dieſes Kompliment, — fragte Fernando; — willſt du bezahlt ſeyn?"

Die Wirthin lachte. Zerline wendete ſich zu ihr, und fragte ganz naiv:

"Er küßt wohl gern?"

"Gelbſchnabel! — ſchrie die Wirthin, indem ſie beide Arme in die Seite ſtemmte. Was fragſt du denn mich? Frag' ihn doch ſelbſt. Dummes Ding! Wie kann ich denn wiſſen, ob ein Fremder, der bei mir einkehrt, dies oder das gern, oder ungern thut? Glaubſt du denn, Unſereiner gieng ſo darauf aus, dergleichen Erfahrungen zu machen, wie ihr? Naſeweiſer Grünſchnabel! frage nicht noch einmal ſo einfältig, oder ich will dir den Spas vertreiben. Es ſind nicht alle Weiber ſolche verliebte Alojero's, *) die mit ſich handeln laſſen, wie die Jungfer Gitanen! Ihr wißt wohl, wo ihr zuzugreifen habt, und wo die Gelegenheit kahl iſt, **) aber darauf zu ſtudieren, hat Unſereiner keine Zeit. Ihr wißt wohl, daß Elefanten Rüſſel, und Löwen Pranken haben, *) aber um ſo Etwas bekümmere ich mich nicht. Wenn es auch hie und da etwa eine Wirthin geben ſollte, die euch glich, ſo macht doch eine Schwalbe noch keinen Sommer **), und ich wenigſtens, bin dieſer Sommer nicht! Man kennt euch und euere Anſpielungen! Die Schlange liegt im Graſe! ***) Aber, meine Zähne ſind mir näher, als meine Eltern! ****) Das ſchenke ich euch nicht! — Ich bin wohlthätig, das weiß

---

*) Kleinhändler.

**) La occasion tiéne la fronte con cabellos, y por detros es calva.

---

*) Al Elefante conoceras por la trompa, y por las garràs al Leon.

**) Una golondrina no haze verano.

***) Encubrese la culebra en la yerva.

****) Mos cerca estàn mis dientes, que mis parientes.

Gott! Almoſengeben macht nicht arm; *) Freigebigkeit hat einen unverſchloſſenen Säckel; **) aber gegen euch will ich mich ſo hart beweiſen, daß ihr an mich denken ſollt! "

Fernando nahm ſie bei der Hand, und ſagte:

"Beruhigen Sie ſich doch! "

" Ich mich beruhigen? Nach einem ſolchen Affront? Nicht allein mir, auch Ihnen iſt der Affront geſchehen! Fragte das Ding nicht: Küßt er gern? Als ob ich das wüßte! Als ob Sie etwa mir ſchon Küſſe aufgedrungen, gegeben, oder geraubt hätten! Iſt das nicht eine Beleidigung für uns Beide? Kommen wir dadurch nicht in einen übeln Verdacht?"

---

*) El dar limosna nunca mengua la bolsa.

**) La bolsa del liberal està abierta.

"So habe ich es nicht gemeint! — ſtammelte Zerline; — Ich bitte, mir zu verzeihen, was ohne meine Schuld —"

"Nieder, auf die Knie! — ſchrie die Wirthin; — Fußfällig abgebeten! Geſagt, daß du eine dumme Gans biſt, und daß du uns um Gottes willen bitteſt, dir deine Dummheit zu vergeben!"

Zerline fiel nieder; die Wirthin vergab ihr, nach einem derben Straſſermon, und gieng aus der Stube. Fernando hob Zerlinen lachend auf.

"Ach! — ſeufzte Zerline; — Womit erkauft man in der Welt, gezwungen, nicht oft den lieben Frieden! — Und wir armen Zigeunermädchen müſſen uns Alles gefallen laſſen, obgleich uns nicht Alles gefällt. So gefällt mir nun gleich hier die Venta nicht, die Wirthin nicht, — aber Sie gefallen mir; und wenn ich Ihnen nur ein wenig gefiel, ſo wär' es mir ſehr lieb. Ihnen wird aber auch heute noch Etwas, und vielleicht weit mehr, als bloß gefallen!"

"Weißt du das gewiß?" — fragte Fernando.

"Ganz gewiß."

"So? — Und was iſt denn das?"

"Ein hübſches Weibchen."

"Die Wirthin meinſt du doch?"

"Nein! die meine ich nicht. Ich glaube auch nicht, daß ſie Ihnen recht gefallen kann. Sehen Sie ihr einmal recht unter's Netz. Sie hat rothe Haare. Bei uns gemeinen Leuten heißt es: Ein lahmer Eſel, ein rothhaarigter Menſch, und der Teufel, ſind Brüder." *)

"Du irrſt Dich! Sie hat braune Haare."

"Ich ſehe ohne Brille, und will dieſen Mittag um meinen Pochero **) kommen, wenn ich nicht recht geſehen habe! — Alſo, mit der Frau Wirthin iſt es nichts! — Aber, ich weiß, wo es Etwas werden kann, weiß, wer Ihnen gefallen, recht herzlich gefallen wird."

---

*) Un asno coxo, un hombre roco, y el demonio, todo el mismo.

**) Ein allgemeines ſpaniſches Gericht, das aus Erbſen und Bohnen, mit Zwiebeln und Knoblauch in Oel gekocht, beſteht.

"Heute noch?"

"Wie geſagt, heute."

"Du?"

"Ich? — Nein! ſo eitel bin ich nicht. — Sie gehen nach Tiſche auf's Schloß, das habe ich dort ſelbſt gehört, und dort iſt Etwas zu ſehen, das einem jungen Herren gefallen muß."

"Die junge Frau des Schloſſes?"

"Dieſe."

"Ich war dieſen Morgen oben, da hörte ich von Ihnen ſprechen. Man erwartet Ihren Beſuch, und iſt ängſtlich."

"Aengſtlich? Warum ängſtlich?"

"Vielleicht ſagt Ihnen die Dame dies ſelbſt."

"Hat ſie Etwas zu fürchten?"

"O ja!"

"Wenn ſie mich ſieht?"

"O ja!"

"So ſoll Ihr mein Beſuch nicht beſchwerlich fallen!"

"Er wird ihr ſehr angenehm ſeyn. Aber — "

"Nun?"

"Ich darf weiter nichts ſagen."

"Warum nicht?"

"Weil ich, wahrhaftig! nicht darf."

Fernando zog Geld aus der Taſche, und fragte:

"Noch nicht?"

-- "Nein. — Wenn ich dürfte, ich wollte Ihnen ſagen, was ich nicht ſagen darf, ohne Geld dafür zu nehmen."

Fernando wollte fragend weiter in Zerlinen dringen, als mehrere Zigeuner in die Stube traten. — Zerline ſang und ſpielte. Die Zigeuner wurden luſtig, ergriffen ihre Inſtrumente; ſpielten auf, und tanzten.

* * *

Fernando war auf ſeiner Kammer, und dachte dem nach, was Zerline mit ihm geſprochen hatte. Die Wirthin trug Eſſen auf und Wein, und als ſie den Nachtiſch brachte, ließ ſie ſich neben ihm nieder.

"Das Zigeunermädchen, — begann ſie; — hatte es auf Sie angelegt. Das haben Sie doch wohl bemerkt?"

"Ich habe nichts davon bemerkt;" — ſagte Fernando.

"Ich merkte gleich, wo ſie hinaus wollte! Sie wollte bemerkt ſeyn. So machen es dieſe Naſeweiſe! — Die können die Männer ſchröpfen, daß es zum Jammer iſt!"

"Mich nicht."

"Sie haben ein vornehmes Gemüth, das haben aber nicht alle Herren. Die Vornehmſten nehmen oft mit Hausmannskoſt am liebſten vorlieb. Es iſt wohl wahr, die Liebe fragt nicht nach Geburt und Stande *), aber eine gewiſſe Delikateſſe, dächte ich, muß ſie doch beobachten. — Die Nachtigall läßt ſich ganz anders hören,

---

*) El amor no sabe órden.

als ein Papagei *), und ein Zigeunermädchen bleibt doch immer ein umherziehendes Weſen. Es iſt beſſer geben, als nehmen **), aber dieſe Mädchen, denken ganz anders. Sie ſind Sirenen, ſie locken und ziehen in's Verderben. — Ich kann ſo Etwas durchaus nicht vertragen! Meine Gäſte ſollen weder von mir, noch von Andern gepreſſt werden."

Fernando ſah nach der Uhr. Die Wirthin merkte, was er damit ſagen wollte, und fragte, ob es ſchon Zeit ſey, auf's Schloß zu gehen? dies bejahte er, und ſtand auf. Die Wirthin ſprach:

---

*) El ruysenor canta de otra manéra, que el papagayo.

**) Mas vale dar el don, que recebillo.

"Ich fürchte, Sie kommen zu bald! Jetzt wird die gnäd'ge Frau auf ihrer Eſtrada *) liegen, und ihre Sieſte **) halten. — Das ſollten Sie auch thun. Ein Schläfchen nach Tiſche iſt gar nicht zu verachten!"

Fernando blieb dabei, es ſey Zeit auf's Schloß zu gehen, und die Beredtſamkeit der Wirthin konnte ihn nicht länger zurückhalten.

"Nun! — ſagte ſie; — Leicht gehen Sie, ſchwer kommen Sie zurück. — Sie verſtehen mich doch?"

---

*) Ein etwas erhöhter, mit Polſtern und Kiſſen belegter Platz der ſpaniſchen Damen, auf welchem ſie Viſiten annehmen, und ihre Sieſte halten.

**) Das gewöhnliche Schläfchen der Spanier nach der Mittagstafel.

Er lächelte und gieng.

In der Hausthür ſtand Zerline. Die Zigeuner packten eben auf, weiter zu ziehen. Sie ziſchelte ihm zu:

"Denken Sie an mich!"

Er nickte und gieng davon.

* * *

Zweiter Abſchnitt.

Sis comis, facilis, placidus, iucundus, amoenus,
Obsequio, et morum commoditate placens.
Vinc. Opsopaeus.

Serena ſtieg von der Eſtrada, ihren Gaſt zu empfangen, der eben in das Zimmer trat. — Man komplimentirte, und nahm Platz. Serena klagte über das Wetter.

"Ich bin dieſem Wetter — ſagte Fernando; — meinen beſten Dank ſchuldig, denn es verſchafft mir das Glück, hier zu ſeyn, wo mir ein ſchöner, heiterer Himmel lacht."

Serena ſchlug erröthend die Augen nieder, und liſpelte:

"Darauf erlaſſen Sie mir die Antwort!"

"Wohl dem, — fuhr Fernando fort; — dem ſolche Sterne lächeln, die jetzt meinen Blicken ſich entziehen!"

"Dieſe Sterne erblicken nur die Einſamkeit, in der ich lebe. — Vielleicht wiſſen Sie ſchon —"

"Ich weiß die grauſamen Bedingungen, unter denen Sie hier leben."

"Alles wiſſen Sie ſicher nicht! — Im Fall ich die Bedingungen, die in dieſe Einöde mich bannen, nicht erfülle, ſind die

Karmeliter Erben des Vermögens, und des Schatzes, dem mein Gatte mich nur zum Wächter geſetzt.“

„Auch dies habe ich erfahren.“

„Erfahren Sie noch mehr! — Alle menſchliche Geſellſchaft ſuchen die Karmeliter von mir zu entfernen. Dadurch hoffen ſie, mir die Einſamkeit noch unerträglicher zu machen. Selbſt Verwandte hält man ab, mich zu beſuchen. Man will mich gleichſam zwingen, die Erbſchaft herauszugeben!“

„Das kann man nicht!“

„Die geiſtlichen Herren haben ſich Spione erkauft, und mir verächtliche Wächter geſetzt. Dieſe ſind die Zigeuner, die dies Land durchziehen. Mit ihrem Oberhauptmann, dem tollen Bragadino, haben ſie einen Kontrakt geſchloſſen, nach welchem beſtändig ein Trupp Zigeuner, als Spione, in dieſer Gegend bleiben muß. — Daß ich Sie ſehe, daß ich Sie ſpreche, iſt ein Zufall — "

"Der mich beglückt! "

"Dazu, — gehörte denn doch wohl noch mehr, als das beſchränkte Glück, eine Verſchloſſene zu ſehen! "

"Ich beklage Sie in ihrer ſeltſamen Lage! — Wollen Sie zu einem Unbekannten Zutrauen haben, ſo bitte ich, ſchenken Sie mir daſſelbe! — Mein Name iſt Fernando Soarez Meneſes. Meine Familie hat Anſehen, Rang und Verwandtſchaften. Mein Oheim iſt der Erzbiſchof zu Madrit, mein Schwager Don Luiz Ortado, iſt unſers Königs erſter Kammerherr. Befehlen Sie, und ihre Klagen ſollen den Thron unſers gerechten Monarchen erreichen. Verſehen mit Ihren Vollmachten, eile ich nach Madrit, führe Ihre Sache, und der König wird die unbillige Klauſel des Teſtaments vernichten, welche einem liebenswürdigen Weibe ihre ihr angebor'ne Freiheit ſo grauſam raubt!"

"Don Fernando! Was ſagen Sie? — Sollte es möglich ſeyn, meine Banden zu löſen?"

"Verlaſſen Sie ſich auf meinen Dienſteifer!"

"Womit habe ich es verdient, daß Sie um meinetwillen —"

"Die Schönheit verdient Alles, und was man ihr zollt, iſt nur ein ihr gebührender Tribut."

Er ergriff, indem er dieſes ſagte, ihre Hand, und laut ſprach ein beredter Kuß, indem die Lippen ſchwiegen. Sie ſchlug die Augen nieder, und fragte:

"Iſt Ihnen eine Parthie Schach gefällig?"

Eine Zofe ſervirte Schokolade. Man ſetzte ſich an's Schachbret. Fernando ſpielte ſehr zerſtreut; Serena war, wie es ſchien, ganz bei dem Spiel, und ihr Gegner war bald matt.

"Sie haben aus Gefälligkeit verloren!" — lächelte Serena.

Der Escudero *) trat ein, und meldete, es ſey ein Trupp Zigeuner angekommen, und ein Zigeunermädchen wünſche, ihre Künſte zeigen zu dürfen. Verdrüßlich gab Serena ihr die Erlaubniß. Sie kam. Es war Flora, die in's Zimmer trat. Sie neigte ſich, wendete ſich gegen Fernando, und ſagte:

---

*) Eine Art Kammerdiener und Stallmeiſter zugleich.

"Sie ſind doch recht glücklich! Immer trifft man Sie in ſchöner Geſellſchaft an."

Er lächelte. Flora fuhr fort:

"Der Gräfin Villaverde haben Sie das Landleben verhaßt gemacht. Sie will in die Stadt."

Serena ſah ihn fragend an. Flora ergriff die Guitarre, ſpielte und ſang. — Serena gab ihr Geld, als ſie geſungen hatte, und wünſchte ihr und ihren Gefährten glückliche Reiſe, indem ſie die Figuren des Schachſpiels ordnete. Flora zögerte zu gehen. Serena ſah auf das Schachbret, und ſagte zu Fernando:

"Sie ſollen Revange haben!"

Das Spiel begann. Flora ſtellte ſich hinter Serenen. Dieſe drehte ſich herum und fragte:

"Was willſt du noch?"

"Ich ſehe dem Spiele gar zu gern zu!" — antwortete Flora.

Man zog. — Als Fernando nach Floren ſah, drohte ſie ihm mit dem Finger. Er ſah ſie nicht wieder an, ſpielte, und verlor das Spiel.

"Sie haben kein Glück!" — lächelte Serena.

"Unglück im Spiel — ſagte Flora; — bringt Glück in der Liebe."

"Das müßte noch kommen! — lächelte Fernando. — Ich war vor zwei Jahren recht ſehr verliebt, und mein Liebchen wurde in's Kloſter geſteckt. Meine Familie wünſcht — wie ſie ſich ausdrückt — eine gute Parthie für mich zu finden. Man verfällt darauf, mich mit der Gräfin Villaverde zu verbinden. Ja! wenn man Herzen gebieten könnte! Sie iſt reich, liebenswürdig, aber — nicht für mich."

Ziemlich unbedachtſam fragte Serena ſchnell:

"Sie lieben, ſie nicht?"

"Mein Herz widerſtrebt der Familienwahl; — ſagte Fernando. — Die Gräfin wird tauſend Freier finden, und Hunderte werden ſie lieben, ich aber — kann es nicht. Der Zufall ſchenkt dem Herzen

Banden, die ſchöner ſind als die, die Wahl und Konvenienzen weben."

Serena fragte weiter:

"Die Gräfin Villaverde will alſo in die Stadt gehen?"

"Das will ſie; — antwortete Flora. — Dort will ſie ſich zerſtreuen. Wer weiß, ob ihr das gelingt! Sie liebt zu herzlich. — Sie weint den ganzen Tag, und klagt und härmt ſich ab."

"Was du nicht Alles zu erzählen weiſt! — ſagte Fernando unwillig. — Wirſt du dafür bezahlt? Bezahlt dich Aloiſia dafür, oder Bragadino?"

"Bragadino?" — fragte Flora verlegen. — Wie kömmt dieſer Name auf ihre Zunge?"

"Das wundert dich? — fuhr Fernando fort. — Er iſt bekannt."

O ja!"

"Auch weiß man, was er treibt. Man kennt ihn, man kennt ſeine Spione."

"Was glauben Sie von mir?"

"Daß du deines Oberhauptmanns Maſchine biſt, ſo gut als irgend eine ſeine Untergebenen. — Geh, ſag' ihm das! Du findeſt ihn gewiß im Karmeliterkloſter. Mir gehe er aus dem Wege. Mich ſchreckt kein Name, wär' es auch der ſeinige."

"Sie ſind aufgebracht!"

"Das bin ich."

"Ich bin unſchuldig. — Durch Zufall komme ich hieher."

"So war es auch Zufall mein Bekenntniß zu hören. — Ihr übertreibt es. Die Duldung, die man euch bewilliget, wird von euch nicht erkannt. Man muß euch beſſere Zügel geben, ſonſt hat der König Schiedsrichter in ſeinem Lande, ehe er welche braucht."

"Mein Gott! Was denken, was ſagen Sie!"

"Alles, was ich deinem tollen Bragadino in's Geſicht ſagen will. Er ſoll mich ſehen, ehe er es wünſcht."

"Er iſt ohne Furcht."

"Ich kannte ſie nie. — Mein Gott, mein König, die gerechte Sache, und meine Klinge, ſind allenthalben bei mir."

Serena wendete ſich zu Fioren und ſagte:

"Ich finde dich ſehr dreiſt, Mädchen!"

"Mein Gott! — ſagte Flora; — Ich bin ein armes, unwiſſendes Ding —"

"Das biſt du nicht! — ſchrie Fernando; — Du biſt verſchlagen, liſtig, zudringlich und ſchadenfroh!"

"Noch vor einigen Tagen ſagten Sie mir ganz andere Dinge vor! — ſagte Flora; — Da war ich ſchön, liebenswürdig, artig, klug, beſcheiden, und ein allerliebſtes Mädchen."

"Ich war in dich verliebt!" — lachte Fernando ironiſch.

"Das glaubte ich auch." — fiel Flora ſchnell ein.

Serena lachte laut auf, und ſagte: "Du biſt wirklich ein wenig einfältig!"

Noch lauter lachte Fernando. Fioren trat das Blut in's Geſicht, eine Thräne in's Auge. Sie ſchlug die Augen nieder, und ſeufzte:

"Ja, ja!"

"Sie ſpielt ihre Rolle ſcharmant!" — ſagte Serena.

"Sie wird auch eheſtens unter die Schauſpieler gehen, und ihre Talente in andern Poſaden *) geltend machen, als in denen, in welchen ſie bisher, auf den Dörfern, die Liebhaberin ſpielte." — ſetzte Fernando hinzu.

"Die Liebhaberin? — fiel Fiora mit erſtickter Stimme ein; — Die Liebhaberin? Gewiß nicht für Sie!"

---

*) Posada, eine Dorfſchenke: La Posada de los Representantes, das Schauſpielhaus.

"Jungfer! — ſagte Serena; — Beſinne ſie ſich, wo ſie iſt, wer ſie iſt, und vergeſſe ſie den Reſpekt nicht!"

"Gewiß nicht! — antwortete Fiora, verneigte ſich, und verließ das Zimmer.

"Sie haben recht! — ſagte Serena! — Dies war ein Stückchen von Bragadino. Er hat ſeine Kundſchafter ausgeſchickt."

Fernando ſtand auf, ergriff ihre Hand, und bat:

"Senden Sie mich in Ihren Angelegenheiten nach Madrit, und Sie ſollen Ruhe, Frieden und Freiheit erhalten."

"O, Don Fernando! Wenn Sie nun ſo glücklich wären, mir zu verſchaffen, was Sie ſagen, wie — womit könnte ich Sie dann belohnen?"

Fernando ſah ſie ſeufzend an, und drückte ihre Hand an ſein Herz. Mit bebender Stimme ſagte Serena:

"O, Fernando! Kein Verlangen, keine Hoffnungen, die bleiben, was ſie waren, um uns unglücklich machen zu können. Ich habe nie geliebt. Meinem Gemahl zwangen meine Eltern als Kind mich auf. Noch bin ich, was ich war. Ich brauche einen Mann, aber dieſen möchte ich zuvor gern zum Liebhaber haben, um auch das Glück zu genießen, deſſen, wie man ſagt, Liebende ſo ſüß theilhaft werden."

Er wollte ſich vor ihr niederwerfen; ſie hielt ihn zurück, indem ſie ſagte:

"Gehen Sie nach Madrit. Kommen Sie — glücklich, oder nicht glücklich in meiner Angelegenheit, gleichviel! — wieder, bleiben Sie einige Zeit bei mir in meiner Einſamkeit, und ſehen Sie zu, wie es ſich mit mir leben läßt."

Fernando wollte antworten, als der Escudero eintrat, und meldete, ein Fremder verlange Zutritt.

Der Fremde trat ein, wendete ſich gegen Fernando, und ſagte:

"Mit Ihnen habe ich zu ſprechen, wenn Sie Don Fernando Soarez Meneſes ſind."

"Der bin ich." — ſagte Fernando.

Serena gieng in ihr Kabinet.

"Unſere Unterhaltung wird ganz kurz ſeyn; — ſagte der Fremde. — Die Gräfin Villaverde ſendet mich, Ihnen abzufordern, was Sie von ihr erhalten haben."

"Was?" — fragte Fernando.

"Das weiß ich nicht."

"Ihre Briefe?"

"Vermuthlich."

"Eine Schreibetafel, die ich von ihr erhielt? — Ah! — und — es iſt wahr! — und ihr Portrait. — Richtig! — Alles liegt wohlaufgehoben daheim, in meinem Schreibepulte. Sie ſoll es zurück erhalten."

"Nun haben wir noch einige Worte zuſammen zu ſprechen, wenn's gefällig iſt!"

"Reden Sie!"

"Nicht hier. — Hinter dem Schloßgarten."

"Aha! — Ich verſtehe Sie."

"So kommen Sie!"

"Zuvor Ihren Namen."

"Don Ranuſio."

"Nicht Bragadino?"

"Sennor! — Was berechtiget Sie, zu glauben, ich ſey Bragadino?"

"Mein Argwohn, und Ihr Geſicht."

"Mein Geſicht?"

"Ihr Geſicht, und die Farbe Ihres Geſichts. — Kurz heraus, ich glaube, daß Sie gar keinen Auftrag von der Gräfin haben, da Sie nicht wußten, was Sie mir abfordern ſollten. Sie wollen mich von hier entfernen, weil Sie ahnden —"

Im Schloßhofe fiel ein Schuß. Serena kam aus dem Nebenzimmer; der Escudero trat ein. — Es gab Lärm. Die Zigeuner waren an einander gerathen. Es kam zum Handgemenge. Man ſchrie: "Bragadino! Bragadino!"

Fernando riß das Fenſter auf, wendete ſich zu dem vorgeblichen Don Ranuſio, und ſagte:

"Bragadino! Deine Leute verlangen nach Dir."

Bragadino enteilte dem Zimmer, der Lärm im Schloßhofe wurde beigelegt, und die Zigeunerbande verließ das Schloß.

Aengſtlich fragte Serena:

"Was wird nun geſchehen?"

"Der erſte Schritt — ſagte Fernando; — iſt gethan, den zweiten müſſen wir nun thun. Sie müſſen Ruhe haben, und ein Zigeuner darf Sie nicht mehr braviren. Ich eile nach Madrit, und Bragadino ſoll bald erfahren, daß er ſeine Rolle ausgeſpielt hat."

"O Fernando! — Gehen Sie nicht von hier! Schreiben Sie an Ihren Schwager —"

"Ich muß den König ſelbſt ſprechen. Dieſe Angelegenheit muß ſchnell beendiget werden. — Morgen reiſe ich ab, und in einigen Wochen ſehen Sie mich wieder. Dann —"

"Bleiben Sie bei mir?"

Jetzt kam es zum Kuß.

Serena ließ den Escribano *) rufen, und die Papiere, die Fernando mit nach Madrit nehmen mußte, wurden in Ordnung gebracht. — Indeſſen wurde ſein Roß aus der Venta herbeigeführt, und im Schloſſe zu Stalle gebracht.

Der Abend kam herbei. Die Tafelgeſpräche betrafen die Angelegenheiten Sereneus, und nur eine Parthie Schach wurde nach Tiſche geſpielt.

So nahte ſich endlich die Stunde der Ruh. — Serena trat auf den Balkon; Fernando folgte ihr. — Der Mond goß ſein Silberlicht über die romantiſche Gegend, ſüße Wohlgerüche ſtrömten von den

---

*) Gerichtsſchreiber.

Orangenbäumen herüber, die Regenwolken waren zerfloſſen, der Himmel lachte in klarer Abendpracht. Sanft flötete die Nachtigall in der Jasminlaube, und Turteltäubchen girrten zärtlich in ihren Neſtern.

Serena legte ihre Hand auf Fernando's Schulter, und einige Seufzer vermiſchten ſich mit den ſüßen Blumengerüchen. Leiſe ſchlang Fernando ſeinen Arm um Serenen, drückte ſie ſanft an ſich, und ihr Geſicht ruhte auf ſeiner Schulter. Sie ſeufzte ſtärker, und lispelte:

"Mir wird ſo wehe, und dennoch fühle ich mich ſo wohl, wie ich noch nie mich fühlte. — So lag ich noch in keines Mannes Arm! — Ach Fernando! Ich weiß nicht, wie mir iſt, und ein banger Gedanke quält mich. Ich denke mich jetzt von Ihnen verlaſſen, ich denke Sie mir als Geliebten, treulos, und weiß nicht, warum ich ſo denken muß. O! um alle Freuden dieſer und jener Welt willen! hintergehen Sie mich nicht! — Ich habe noch nie geliebt, und liebe ich Sie, ſo ſind Sie meine erſte Liebe! "

Fernando ſuchte ſie zu beruhigen. Sie verließen den Balkon. — Auf der Eſtrada fanden ſich brennende Lippen, feuchte Augen und Wonnethränen. — Ungeſtümm klopfte Serenens Herz, der ſchöne Buſen durchbrach die dünne Scheidewand des leichten Flors, und warmen Lippen wogte er entgegen. Kein Wort wurde geſprochen, nur leiſe Seufzer drängten ſich aus der gepreßten Bruſt. Das kühne, ſüße Spiel begann, und die Gardine fiel. — Der Morgen fand die Glücklichen auf der Eſtrada. Die Sonne drang durch die Gardinen.

"Bleib hier! Bleibe nur heute noch! — lispelte Serena; — Wir ſehen uns ja doch ſobald nicht wieder."

"Noch heute will ich bleiben, doch morgen reiſe ich ab, um Dich recht bald wieder zu ſehen;" — antwortete Fernando.

Sie trennten ſich. Bei dem Frühſtück ſahen ſie ſich wieder. — Serena ſchlug die Augen nieder, und ſeufzte:

"Fernando! — Wenn Du nicht wiederkämſt! —"

Er ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, und ſagte:

"Das glaubt Serena nicht von mir!"

"Ich glaube es nicht, aber — ich kenne ja Dich gar nicht, und habe — O Fernando! — Wie unglücklich wär' ich, wenn Du nicht wieder kämſt!"

Fernando ſtreckte die Finger gegen ein Kruzifix, und ſagte:

"Ich komme wieder!"

Nach und nach ſchien ſich Serena zu beruhigen, und endlich wurde ſie ſogar heiter.

Fernando gieng, ſeine Zeche im Wirthshauſe zu bezahlen. — Die Wirthin kam ihm entgegen:

"Gedacht, geſchehen! — ſagte ſie. — Der Herr Ritter haben im Schloſſe übernachtet, und werden, wette ich! noch mehrmal dort übernachten. Nicht wahr?"

"Das kann wohl ſeyn!" — antwortete Fernando lächelnd.

"Ja! das ließ ſich vermuthen! — Nun? wie gefällt Ihnen die hübſche, friſche, junge Wittwe?"

"Wie gefällt der Frau Wirthin der Mond?"

"Wenn er voll, wenn er ſein, klar und hell iſt, recht wohl. — Aber, er iſt kalt."

"Wer ſagt das?"

"Er ſieht ſo froſtig aus, wie — unter uns! — mein Mann. — Aber, wie kommen Sie auf dieſe Frage?"

"Sie ſprechen vom Gefallen. — Fragen Sie einmal einen Verliebten, wie ihm der Mond gefällt?"

"Verſtehe ich Sie recht?"

"Weiß Ich das?"

"Hören Sie! — Ich will's wohl noch erleben, daß Sie unſer gnäd'ger Herr werden. — Dann aber, denken Sie auch an mich in Gnaden, und ſeyn Sie hübſch dankbar. Erinnern Sie ſich an das, was ich that und thun wollte — Sie auf das Schloß zu bringen."

"Ich bin gekommen —"

"Sich um zu ſehen, ob Sie bei mir etwas vergeſſen haben?"

"Zu bezahlen."

"Was?"

"Die Zeche."

"Die iſt bezahlt."

"Ich laſſe mir nichts ſchenken."

"Ich, ſchenke Ihnen nichts. Ihre Zeche iſt mit blanken, baaren Gelde bezahlt worden. — Was denken Sie ſich, und was denke ich mir dabei?"

"Was?"

Die Wirthin ſchlug ihn ſanft auf die Hand und fragte:

"Darf ich nicht gratuliren?"

"Noch nicht."

"Noch nicht? — Wenn aber?"

"Dann — wenn ich in dieſer Venta wieder übernachte."

"Dann? — Sie ſcherzen! — Bei mir übernachten Sie nun ſicher nicht wieder."

"Ich bleibe bei dem, was ich geſagt habe. — Wir wollen ſehen, wer Recht behält."

"Doch Sie? — Ei freilich! Sie ſind ja ein Mann; und die Männer, — haben beſtändig Recht."

"Jetzt, ein Wort im Vertrauen!"

"Zu mir? — Verdien' ich Ihr Vertrauen?"

"O! was verdient ein hübſches Weibchen nicht!"

"Das bin ich nicht."

"Nur zu beſcheiden! — Alſo — auf unſer Wort im Vertrauen zurück zu kommen! — Kennt die ſchöne Frau einen gewiſſen Bragadino?"

Die Wirthin ſah ſich um, und ſagte leiſe:

"Es ſind Zigeuner in der Venta. Gehen Sie durch den Garten in's Haus, und auf die Kammer, in der Sie geſchlafen haben. Dort will ich Ihnen ſagen, ob ich ihn kenne."

Fernando war nicht lange in der Kammer, als die Wirthin kam. — Sie ſetzte ſich, da kein Stuhl vorhanden war, zu ihm, aufs Bett.

"Sie wollen wiſſen, — begann ſie; — ob ich Bragadino kenne! — Vorher erlauben Sie mir eine Gegenfrage: Kennen Sie ihn?"

"Ich habe ſoviel von ihm gehört, daß ich — "

"Daß Sie nun auch von mir etwas hören möchten? — Gut! — Dieſer Oberhauptmann der Zigeuner iſt der abgerichteſte Spürhund von der Welt, deſſen Naſe ſich ſelbſt die liebe Gerechtigkeit bedient, wenn ſie — zuviel Tabak genommen hat. Es iſt eine Sünde und eine Schande, wie der Kerl wirthſchaften darf! Man ſollte beinahe glauben, er habe ein Privilegium zu ſeyn, was er iſt. Selbſt in den Klöſtern hat er freie Zeche und Zutritt, ſo oft er ihn haben will. Man muß ihn fürchten, und hat keine Hülfe gegen ihn. Der König ſollte das wiſſen! — "

"Er würde ihm ſchon die Klauen ſtuzen laſſen! "

"Aber, wie will er es erfahren? Bragadino hat gar gute, und noch dazu große Freunde. — Erſt geſtern war er in unſerm Wirthshauſe, und ſtritt ſich lange mit einem Zigeunermädchen herum, die, wie ich hörte, Fiora hieß. Sie zankten ſich aber in ihrer Spitzbubenſprache, die ich nicht verſtehe. — Die andern Zigeuner ſagen, er ſey in ſie verliebt, und ſie könne ihn nicht leiden. Es mußte auch ſo etwas ſeyn, denn — "

Da brach das Bett zuſammen, und die Sprechenden fielen über einander her. — Die Wirthin hielt die Hände vor die Augen, und lachte laut auf.

"Ein ſchönes Brautbett!" — ſchrie Fernando.

"Man ſollte glauben, Braut und Bräutigam hätten d'rinne gelegen!" — lachte die Wirthin.

Fernando raffte ſich auf, ſchob der Wirthin zwei Goldſtücke unter's Buſentuch, und eilte davon.

Serena ſtand, ihn erwartend, auf dem Balkon. Sie gieng ihm entgegen. Man ſprach von Bragadino und von Fernando's Reiſe.

Der Abend kam, und wurde in dem Schloßgarten genoſſen. Eine Jasminlaube nahm Beide auf. Hier wurde mehr empfunden als geſprochen, und ſpät kam man auf's Schloß zurück.

Den folgenden Morgen beſtieg, nach einer thränenſchweren Abſchiedsſzene, Fernando ſein getreues Roß, und jagte davon.

Der Tag neigte ſich; der Abend kam, und Fernando trabte einer Herberge zu, die geſtopft voll Menſchen war. Kaum konnte man ſeinem Pferde Platz in einem elenden Stalle, und ihm ein ſchlechtes Lager in einer noch elenderen Kammer geben. Brod und ſauerer Wein waren die Gerichte ſeiner Abendtafel, die dennoch ihm herrlich ſchmeckten.

Nach ſeinem Pferde zu ſehen, gieng er in den Stall, und als er zurück kam, ſah er die ihm und uns bekannte naive Zigeunerin, Zerline, in der Hausthür ſtehen.

"Sind Sie es wirklich? — ſchrie ſie ihm entgegen. — O! wie bald haben Sie das ſchöne Schloß, und ſeine noch ſchönere Frau, verlaſſen! Das kann Ihnen kein Heil bringen."

"Mein liebes Kind! — ſagte Fernando lächelnd; — Man geht oft, weil man gehen muß."

"Sie — hätten gehen müſſen? — Sie? — Warum bin ich denn nicht die Schloßfrau! Sie hätten nie wieder gehen dürfen. — Die gute Donna muß wenigſtens nicht Zerlinens Augen haben! — Wie aber, wenn nun Sie gegangen wären, um nicht zu bleiben? Wie dann? — So etwas ſieht Ihnen ähnlich. Denn — unter uns! — Nicht wahr, Sie ſind ein loſer Zeiſig?"

"Fromm bin ich, wie ein Lamm, und — dies in's Ohr, mein Kind! — verzagt, wie Bragadino."

Zerline ſah ſich erſchrocken um, trat vor's Haus, nahm ihn bei der Hand, und ſagte:

"Erwarten Sie mich auf Ihrer Kammer!"

Er gieng. — Zerline hielt Wort. Sie trat vor ihn, ſah ihn an, und ſagte:

"Sie haben vorhin den Namen eines Mannes, als den Namen eines Verzagten, genannt, der nichts weniger, als ein Verzagter, iſt. Aber — Ihr Freund iſt er nicht."

"Sollte ich mir wünſchen, daß er es wär'?"

"Warum nicht?"

"Bragadino? — Der Gauner?"

"Man ehrt und reſpektirt ihn."

"Wer? — Die Schurken, die ihn brauchen. — Was will er von mir?"

"Das weiß ich nicht, aber, das weiß ich, daß er Sie aufſucht."

"Aufſucht? — Er ſucht mich auf? Ich, ſuche ihn."

"Er hat Sie ſchon gefunden, wenn ich ihm Sie finden laſſen will. — Er iſt hier."

"Hier?"

"In dieſem Wirthshauſe, mit achtzig Köpfen."

Betroffen ſah Fernando Zerlinen an. Sie nahm ſeine Hand, drückte ſie ſanft, und ſagte:

"Jetzt, ſollen Sie mich kennen lernen! Meinen Lippen entkömmt kein Laut von Ihrem Hierſeyn. Doch dabei iſt eine Bedingung."

"Doch?"

"Nehmen Sie mich mit ſich!"

"Dich?"

"Als Page will ich Ihnen dienen, und treu und fleißig will ich ſeyn."

Als ſie das ſagte, fiel ſie vor ihm nieder, und küßte weinend ihm die Hände.

Die Thür gieng auf. **Bragadino** trat ein; ihm folgten zehn Zigeuner. **Zerline** ſank, laut aufſchreiend, zu Boden. **Fernando** griff nach den Piſtolen, ſtürzte auf Bragadino zu, ergriff ihn mit der Linken, und ſetzte mit der Rechten ihm ein Piſtol auf die Bruſt. Ein Zigeuner riß ihn ſchnell und heftig zurück; er ſchoß, und der Zigeuner ſank zu Boden.

"Knebelt ihn! — ſchrie Bragadino. — Sogleich werft ihn auf einen Karrn, und mit ihm in die Sierra Morena! Den Platz wißt ihr."

Das geſchah. — Börſe, Uhr, Ringe und ſeine Papiere wurden ihm abgenommen, er wurde geknebelt, gebunden auf einen Karrn geworfen, und ſo davon geführt.

Tief in den Felſenthälern der Sierra Morena hielt man endlich in einem kleinen, von Felſen und Waldungen enge beſchränkten Thale, an. Hier ſchien Bragadino's Reſidenz zu ſeyn; eine Hütte, die über die übrigen Hütten in deren Mitte hoch hervorragte, beſteckt mit einem Tannenbaume, auf welchem ein Büſchel rothe Federn prangte, das Zeichen der Zigeuner-Oberherrnwürde.

Fernando wurde in eine kleine Hütte gebracht, wo ein altes Zigeunermütterchen mit grinſenden grünen Katzenaugen ſaß, der ſeine Bewirthung aufgetragen wurde. Unmuthig warf er ſich auf ein Strohlager, und ſchlug den ihm angebotenen Reisbrei aus. Die Alte ſagte ganz unbefangen, mit abſchreckender Höflichkeit:

"Nur gegeſſen, mein Sohn! Der Brei iſt gut, ich habe ihn ſelbſt gekocht, er wird Dir ſchmecken. Du ſollſt hernach auch ein Glas Birnwein bekommen, der ganz vortrefflich iſt. —. Oder willſt Du Tabak rauchen?"

Fernando dankte für alles. Die Alte fuhr fort:

"Du wirſt es ſchon näher geben! Der Hunger macht zahm; der Bauch hat keine Ohren; *) die Zeit iſt die beſte Melankolie-Vertreiberin. **) Es wird ſich alles geben."

Er hatte keine Antwort. Die Alte brummte und verließ die Hütte.

Bald kam ein Mädchen in die Hütte, und brachte Früchte. Fernando nahm davon welche an, die er mit ſtarkem Appetit verzehrte. Das Mädchen griff zur Spindel. Er fragte:

"Mein Kind! wo bin ich?"

---

*) El vientre carece de orejas.

**) El tiempo quita la tristeza.

"In dem Hütten-Thale, in der Hütte meiner Mutter;" — war die Antwort.

"Was kann mir hier geſchehen?"

"Ich weiß ja nicht, was der Herr gethan hat."

"Bei der Vertheidigung meines Lebens, habe ich einen Zigeuner niedergeſchoſſen. Darauf hat man mich übermannt, beraubt, gebunden, und hieher gebracht."

"Der Hauptmann wird richten."

"Richten?"

"Streng und gerecht, wie immer."

Fernando ſchwieg. Das Mädchen ſang ein Liedchen. — Er ſeufzte. Sie fragte:

"Iſt der Herr krank?"

"Unglück drückt mehr als Krankheit."

"Ich kenne beide Uebel nicht."

Zwei Zigeuner traten ein, befahlen ihm aufzuſtehen, und ihnen zu folgen. Das geſchah. — Bragadino, der vor ſeiner Hütte auf einem mit Büſchen umſteckten hohen Seſſel ſaß, redete ihn an:

"Du weißt, in weſſen Gewalt Du biſt. — Fühlſt Du jetzt, empfindeſt Du es, wer Bragadino iſt?"

"Das, was er ewig war, — ſagte Fernando mit verächtlicher Miene; — was er bleiben wird, — ein Zigeuner!"

Sichtbar biß Bragadino die Zähne zuſammen, lächelte gezwungen, und ſagte:

"Und in der Gewalt dieſes — Zigeuners biſt Du jetzt."

"Was kannſt Du mir thun?"

"Was ich will."

"Das iſt eine Lüge! Dieſes Privilegium gab der König noch keinem ſeiner Granden, und ein Zigeuner wird es nie erhalten. — Ich bin Edelmann des Reichs, Vaſall des Königs, und begehre, ſogleich in Freiheit geſetzt zu werden. Dir, in Deinem Winkel, wurde kein Recht, über mich zu richten. Haſt Du es aber empfangen, oder glaubſt Du wenigſtens, es empfangen zu haben, ſo zeige an: wer gab es Dir?"

"Das Recht, welches allenthalben Geſetze giebt, — das Recht des Stärkeren."

"Der Stärkere bin ich, denn ich verlache Dich, weil Du ſelbſt, als Perſon, als Bragadino, im Staate gar kein Recht haſt, und bloß um Duldung bitten mußt, und bitteſt.“

„Biſt Du nicht in meiner Gewalt?“

„Glaubſt Du das?“

„Ich will Dir Beweiſe meines Glaubens geben.“

Damit wendete er ſich zu einigen Zigeunern, die in einem Halbkreis ihn umgaben, und ſagte:

„Bindet dieſen Zweifler an jenen Baum!“

Sogleich wurde Fernando ergriffen, und an einen Fichtenſtamm gebunden. Er verlor dabei kein Wort. — Bragadino fragte:

„Glaubſt Du nun an meine Gewalt?“

„Ich nicht. Glaubſt Du aber ſelbſt daran; ſo wird der König Dir Deinen

Glauben zu benehmen wiſſen;" — ſagte Fernando.

Bragadino ſchwieg. Die Zigeuner ſtarrten ihn fragend an. — Fernando fragte:

"Wie weit kannſt und darfſt Du gehen?"

"So weit ich will; — antwortete Bragadino mit fürchterlicher Stimme; — Heda! geiſſelt ihn bis auf den Tod!"

"Bube! — ſchrie Fernando; — das koſtet Dir den Kopf."

Wild und laut auflachend rief Bragadino ſeinen Untergebenen zu:

"Thut, was ich euch befehle!"

Die Zigeuner giengen raſch an das befohlene Werk. — Da ſtürzte aus einer Hütte Flora, und ſchrie weinend:

"Haltet ein!"

Die Zigeuner ſtarrten ſie an. Fernando hörte die bekannte Stimme, und drehte ſein Geſicht nach Floren. Sie warf ſich vor Bragadino nieder, und ſchluchzend begann ſie:

"Iſt es wahr, daß Du mich liebſt, wie Du ſo oft mir zugeſchworen haſt, ſo gieb dieſem Gebundenen ſogleich die Freiheit, und hier — iſt meine, dieſe ſo oft von Dir begehrte Hand!"

Bragadino ſah ſie an, und fragte:

"Dazu treibt Dich die Liebe?"

"Ja! — ſagte Flora; — Ich liebe dieſen Jüngling, und bitte um ſeine Freiheit, indem ich Dir das größte Opfer bringe, das ich Dir bringen kann."

"Entfeſſelt ihn!" — ſchrie Bragadino.

Als das geſchehen war, wendete er ſich zu Fernando, und ſagte:

"Du biſt frei!"

"Fernando wendete ſich zu Fioren:

"Wie? — Mich zu retten, opferſt Du Dich ſelbſt?— Nein, Fiora! Dies darf nicht der Preiß meiner Freiheit ſeyn, die dieſer Zigeuner mir ohnehin nicht nehmen kann."

"Du verachteſt mein Opfer?" — fragte Fiora.

"Es iſt zu groß!"

"Ach nein! — Es rettet Dich."

"O Fiora! — Wie habe ich Dich verkannt."

"Das nicht; denn Du haſt mich nie gekannt."

"Wie konnte ich glauben —"

"Daß Du von mir geliebt würdeſt? O, Aloiſia und Serena! verzeiht mir es, daß ich ihn liebte!"

Bragadino umgieng gedankenvoll ſeine Hütte, die Blicke an den Boden geheftet. Flora liſpelte Fernando'n zu:

"Geh! — Benutze dieſen Augenblick! — Um mich ſey unbeſorgt. Wir ſehen uns ſchon wieder."

Sie ſah ihn an, drückte ihm ſanft die Hand, und winkte zwei Zigeunerinnen, die ihn in die Mitte nahmen, und ihn aus dem Lager führten.

Ermüdet, gedankenvoll, und ohne Geld, erreichte er eine Venta. Er nahm vorlieb, und ſtreckte ſich auf ein ſchlechtes Lager, wo er noch ſchlechter ſchlief, und den Himmel dankte, daß der Morgen endlich anbrach, ob er gleich nicht wußte, wie er mit Ehren aus dem Wirthshauſe kommen ſollte. — Delibrirend ſtand er unter der Hausthür, als er einen Trupp Zigeuner auf die Venta zu kommen ſah. Erſchrocken trat er zurück. Der Zug gieng vor der Venta vorbei. Fernando trat wieder hervor, ſah dem Zuge nach, und fühlte ſich berührt. Er drehte ſich herum; — Fiora ſtand hinter ihm. Er fragte beſtürzt, wie ſie hieher gekommen ſey? und ſie zeigte ſchweigend auf die Hinterthür. Er wollte weiter ſprechen; ſie legte den Finger auf den Mund, drückte ihm ein Papier in die Hand, verließ die Venta ſchnell, und folgte dem Zuge.

Fernando trat in den Garten, und las, was auf dem erhaltenen Papiere ſtand:

"Ich bitte Dich recht ſehr, ver-
"weile heute noch da, wo ich Dir
"dieſes Blättchen gebe; nur heute
"noch!"

Warum ſollte Fernando nicht bleiben? Wie konnte er ohnehin ohne Zahlung fortkommen?

Er blieb, und ließ ſich auftragen, was man nur Gutes herbeiſchaffen konnte. — Nach Tiſche hielt er ſeine Sieſte in einer Kammer, die er auch für die Nacht in Beſchlag nahm, weil er vermuthen konnte, daß Zigeuner kommen würden, denen er, vor der Hand, doch gern aus dem Wege gieng.

Es wurde Abend. Die Zigeuner rückten ein. — Flora war unter dem Zuge. — Fernando ſah ſie mit der Wirthin ſprechen. Sie ſchienen ſich gut zu kennen, und unterhielten ſich ſehr vertraut mit einander.

Die Wirthin lächelte und ſagte Floren etwas in's Ohr. Dieſe ſchlug die Augen nieder und gab der Wirthin eine Antwort in's Ohr zurück, auf welche dieſe lachend den Kopf in ihre erhobene Schürze ſteckte, und ſo davon gieng. — Drei Minuten darauf war Flora bei Fernando auf der Kammer. — Sie legte ihre Guitarre auf einen Tiſch, ſtellte ſich ihm gegenüber, und ſah ihn ſchweigend an. Er gieng auf ſie zu, ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, und ſagte:

"Ich danke Dir!"

Sie ſeufzte, ſchlug die Augen nieder, und zog ſanft ihre Hand zurück. Fernando ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken, und drückte Küſſe auf ihre bebenden Lippen. Sie hob die thränenſchweren Augen, blickte ihn zärtlich an, und fragte:

"Glaubſt Du, daß ich Dich liebe?"

"O Fiora! Warum ſollte ich nicht glauben, was ich wünſche?"

"Was Du wünſcheſt? — Doch wohl nur jetzt!"

"Deinetwegen hat Aloiſia mit mir gebrochen."

"Meinetwegen? — Ei! — Und Serena? — Dieſe doch wohl nicht auch?"

"Ich bin — "

"Du biſt verlegen. — Ich bin es auch. Aber die Liebe reißt mich hin, —

reißt mich zu Dir. O! ich bitte Dich, Fernando, laß dies auf dem ſchönſten Blatte meiner Rechnung ſtehen!"

"Wie ſehr bin ich in Deiner Schuld!"

"Du kannſt mich nie bezahlen. Ich bin nur ein Zigeunermädchen, und in zwei Tagen Bragadino's Frau. Meine Morgengabe war Deine Freiheit. Bragadino hat unüberlegt gehandelt. Da er es einmal ſo weit hatte kommen laſſen, mußte er Dich lebend nicht von ſich gehen laſſen. Denn, ſicher wirſt Du Rache nehmen."

"Ich werde nur —"

"Ich will nicht wiſſen, was Du thun wirſt! — Ich liebe Bragadino nicht. Dich liebe ich, und nimmer werde, kann ich, darf ich Dich beſitzen! Auf Deine Großmuth aber rechne ich, und mahne ich Dich, ſo trägſt Du Deine Schuld ab, ſo gut Du kannſt. Verſprich mir das."

"Bei meinem Heil, bei meiner Ehre!"

"Gut! — Nun laß uns vergnügt ſeyn. Dieſe Stunden kommen nicht wieder. Sey geizig mit der Zeit, wenn Dir gefällt, was ſie giebt."

"O! wie gefällt mir, was ſie giebt! Mich, gebe ich Dir."

"Ich nehme, was Du giebſt, und das ſoll Niemand wiſſen; auch ſelbſt Serena nicht; nicht Einer, der es nie erfahren darf!"

Sie ſetzte ſich, ergriff die Guitarre, ſpielte, und ſang:

Sanft mit ihrem Roſenſchleier
deckt die Liebe heimlich, ſtill,
was ſie fremden Späherblicken
und dem Neid entziehen will.

Vier entzückte Augen ſehen
ſchon genug zu ihrer Luſt,
wenn zwei frohe Herzen klopfen
treu vereint an Einer Bruſt.

Auf den Lippen glänzt das Siegel
heiliger Verſchwiegenheit,
und im Stillen ſchenkt die Liebe
ihrer Freuden Seligkeit.

Die Guitarre entſank der Sängerin; ihre Arme umſchlangen liebevoll den Geliebten, und der gewünſchte Roſenſchleier deckte die Beglückten.

* * *

Dritter Abſchnitt.

Quisquis amore tenetur, eat tutusque
sacerque
Qua libet. — —

Tibull.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als Fernando am folgenden Morgen erwachte. Fiora war nicht mehr bei ihm. Ein Zettel lag vor ihm, darauf ſtand mit Bleiſtift geſchrieben: Lebe wohl! Drunter lag eine Börſe. Es war Fernando's Börſe, die ihm die Zigeuner abgenommen hatten.

"Edles Geſchöpf! Liebevolles Mädchen! — ſeufzte Fernando. — Wie ſehr bin ich in deiner Schuld!"

Die Wirthin fragte durch die Thür: ob ſie eintreten dürfe? — Auf erhaltene Erlaubniß, trat ſie lächelnd in die Kammer, und ſetzte ein Frühſtück auf. Dabei fragte ſie: ob er wohl geruht habe? — Auf ſein Ja! ergriff ſie die Schokoladenkanne, ſchenkte eine Taſſe voll, und präſentirte ihm dieſelbe, indem ſie lächelnd ſagte:

"Trinken Sie, und ruhen Sie noch ein wenig!"

Er trank und legte ſich zurück. — Die Wirthin fuhr fort:

"Es wird heute ein warmer Tag werden. Wohl dem, der im Schatten ſitzen kann! — Sie können es, und ſoviel an mir liegt, ſoll Ihnen gewiß nichts abgehen, was ein ermüdeter Reiſender bedarf.“

Damit verließ ſie die Kammer, und Fernando entſchlummerte wieder.

Gegen Mittag ſtieg er auf, gieng hinab in's Wirthshaus, und fand Geſellſchaft; unter dieſer einen Juden, der mit Maulthieren und Pferden handelte. Dieſem kaufte er ein Pferd ab, und machte ſich reiſefertig. — Aber, er kam noch nicht fort.

Eine mit ſechs Maulthieren beſpannte Chaiſe rollte heran. Eine Dame ſtieg mit einer Zofe aus. — Für ein Nachtlager war in der ſchlechten Venta kein Platz. Fernando offerirte ſeine Kammer. Man ſagte: Man wolle ihn nicht vertreiben, wolle lieber einige Stunden weiter reiſen :c.; aber endlich nahm man doch das Anerbieten an.

Kaum hatte die Dame die Kammer in Beſitz genommen, als ihre Kammerjungfer erſchien, und mit Fernando in's Geſpräch kam.

"Meine Herrſchaft — ſagte ſie; — iſt ſehr verlegen, wenn ſie bedenkt, wie theuer Sie Ihre Gefälligkeit bezahlen müſſen. Ich ſelbſt bedauere Sie nicht weniger. — Wo werden Sie nun dieſe Nacht ſchlafen?"

"Für mich wird ſich ſchon irgendwo ein Winkel finden!" — lächelte Fernando.

"Ein Winkel wohl, was aber — in dem Winkel?"

"Das wohl nicht, was ich d'rinne zu finden wünſchte; doch aber wohl — wenigſtens ein Strohlager."

Das Mädchen ſah ihn ſchweigend, lächelnd an, ſchlug dann die Augen nieder, und band die aufgegangene Buſenſchleiſe zu. Fernando fragte:

"Darf man den Namen Deiner Herrſchaft wiſſen?"

"Ach! — ſeufzte das Mädchen; — Wir ſind auf der Flucht."

"Auf der Flucht?"

"Nach Frankreich."

"Unbefugt dränge ich mich nicht in Geheimniſſe ein!"

"Wir meinen, Sie wären auch auf der Reiſe nach Frankreich."

"Nein, dahin nicht!"

"So haben wir uns verrechnet; denn, in der That! wir rechneten ſchon auf Ihre Begleitung, da, wie Sie ſehen, ein Ritter fehlt, der uns geleitet."

"Ich habe dringende Geſchäfte in Madrit."

"Schade! — denn, wahrhaftig! Sie ſehen mir gerade ſo aus, als wären Sie der Mann, der ſo eine — Luſtreiſe gewiß mit uns machen würde, hätte er nicht dringende Geſchäfte in Madrit."

Sie verneigte ſich und gieng. — Er trat nachſinnend unter die Hausthür. Die Wirthin nahte ſich ihm, und lispelte ihm zu:

"Die fremden Damen ſprechen ſtark von Ihnen. — Wer ſind ſie denn?"

"Ich kenne ſie wahrhaftig nicht!"

"Nicht? — Sie reiſen heute doch nicht weiter?"

"So eben denke ich darüber nach."

"Wegen eines Nachtlagers ſeyn Sie nicht verlegen. Die Damen haben Betten bei ſich, und Sie ſollen bei meinem Bischen Vorrath ſchlafen."

"So?"

"Sie fürchten doch die Mäuſe nicht?"

"Ach nein!"

"So ſchlafen Sie in Gottes Namen, ruhig, in der Vorrathskammer! Sie iſt jetzt eben ein wenig leer, und da —"

"Was ſprachen denn die Damen von mir?"

"Etwas Zuſammenhängendes konnt' ich nicht erlauſchen; aber, es klang im

Ganzen ſo ungefähr, als rechneten ſie, in irgend einer Angelegenheit, auf Ihren Beiſtand. — Hören Sie! Ich habe kuriöſe Gedanken.“

„Nun? —“

„Man weiß nicht immer, woran man iſt.“

Die Dame kam, verlarvt und verſchleiert, und nahm Platz in der Laube, vor der Venta, wohin ſie auch ihr Abendbrod beſtellte. Sie wendete ſich gegen Fernando, und dankte ihm nochmals für ſeine Gefälligkeit. Hierauf fragte ſie nach der Gegend, nach den Wegen, und darüber kamen Beide in's Geſpräch. Fernando ſpiegelte ſich in den großen ſchwarzen Feueraugen, die durch die ſchwarze Sammetlarve ſtralten, und das geſchah nicht ohne Verlegenheit. — Sie bemerkte:

"Sie ſind zerſtreut!"

"Wer wollte das nicht, — erwiederte Fernando; — ſäß er an meinem Platze! Wie wenig darf ich ſehen, und ach! wieviel iſt, was ich ſehe."

"Sie ſehen Alles, was — allenfalls ſich ſehen laſſen kann."

"Ich war nie unbeſcheiden!"

"Aber doch zuweilen wohl ein wenig ungenügſam? — Warum denn nicht? Sie ſind ja auch ein Mann. Sie geſtehen, wenn Sie aufrichtig ſind, damit nur einen allgemeinen Männerfehler. Nie war die Genügſamkeit wohl eines Mannes Schutzheilige."

"So will ich der Erſte ſeyn, der dazu ſie annimmt."

"Sie? — Aufrichtig, Sennor! Sie ſcheinen mir nun gerade ganz und gar nicht der Mann zu ſeyn, der dies wagen mag. Vielleicht hat Sie Ihr Glück verwöhnt. So etwas iſt es, was ich in Ihren Blicken leſe, die — erlauben Sie! — ſehr ſprechend ſind. — Ich kenne, leider! männliche Geſichter. — Mein Mädchen wird Ihnen geſagt haben — "

"Sie ſollten ſicher ſich in meinem Dienſteifer nicht irren, müßte ich nicht — "

"Müßten Sie nicht nach Madrit; ich weiß es."

Die Wirthin deckte den Tiſch, der frugal genug beſetzt wurde. Fernando wurde gebeten, mit zu ſpeiſen, und that es. — Die Unterhaltung war ungezwungen, und wurde luſtig.

Einige Reiter ſprengten gerade auf die Venta zu. Ein Officier ſprang vom Pferde. Die Dame ſchrie laut auf:

"Ich bin verloren!"

Der Officier nahte ſich ihr, zeigte ſeine Ordre, und bat ſie, ohne Weigerung, ihm zu folgen. Sie ſchwieg und weinte. — Der Officier wendete ſich an Fernando, und bat um ſeinen Paß. Dieſer erzählte, wie man ihn ſeiner Papiere beraubt habe.

"Das iſt ſehr möglich, — ſagte der Officier; — und ich glaube Ihnen ſogar Alles, was' Sie ſagen. Indeſſen erfordert es meine Pflicht, Sie, als Geſellſchafter dieſer Dame, gleichfalls zu arretiren. Sie folgen mir; und vor Gericht wird es Ihnen ſehr leicht werden, Ihre Unſchuld zu beweiſen. "

Die Dame betheuerte, Fernando'n erſt ſeit einigen Viertelſtunden geſehen zu haben, der Officier aber blieb dabei, er müſſe ihm folgen. — Man brachte die Dame in die Venta auf ihre Kammer zurück, wo ſie bewacht wurde, und Fernando mußte in der Nähe des Officiers bleiben.

Den folgenden Morgen, ſehr früh, wurde die Reiſe angetreten, und den dritten Tag geendiget. Die Dame mit der Larve wurde in ein Klarenkloſter gebracht, und Fernando wurde zu dem Gouverneur der Stadt geführt, der ihn unſchuldig fand, ihm die Freiheit, und einen Paß ertheilte.

Wer die Dame war, warum ſie eingeholt und in ein Kloſter gebracht wurde, konnte Fernando nicht erfahren; nur das wurde ihm vertraut, daß alles auf königliche Ordre geſchah, und in Madrit rieth man auf hohe, heimliche Bekanntſchaft.

Kaum war Fernando in Madrit angekommen, als ſein Schwager ihm Audienz bei dem Könige verſchaffte. Gnädig und aufmerkſam hörte der Monarch ihn an, und der Bittende ſprach mit Feuer und Würde für Serenens Sache. Der König übergab dieſe dem Miniſter. In wenig Tagen wurde die für Serenen ſo läſtige Klauſel durch eine Kabinetsordre vernichtet, und ſie erhielt die ihr geraubte Frei heit. Fernando machte ſich auf, ihr ſelbſt dieſe erfreuliche Nachricht zu bringen, indem eine Ordre an den Gouverneur der Provinz ergangen war, Bragadino's Eigenmächtigkeiten militäriſch zu beſtrafen.

Wohlausgerüſtet, und von einem Diener begleitet, trat Fernando ſeine Reiſe an. — Bald erreichte er Toledo, wo er Briefe abzugeben und einen Anverwandten zu beſuchen hatte.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei dieſem, machte er ſich wieder auf den Weg, bald die bekannte Burg, und zwei zärtlich ſchmachtende Augen wieder zu ſehen, die gewiß täglich hoffnungsvoll ſeiner Ankunft entgegen blickten, und den gewünſchten Freund bis jetzt noch nicht erſpähen konnten. Fernando eilte, ſich ihnen bald zu zeigen.

Nicht weit entfernt von dem Ziele ſeiner Reiſe, trieb ein heftiges Gewitter gegen Mittag ihn in eine von dem Dorfe etwas abgelegene Poſada, die er kaum erreicht hatte, als Sturm und Ungewitter zum fürchterlichſten Ausbruch kamen. — Die Wirthin zündete geweihte Kerzen an, und ermahnte laut ihren Mann und ihre Töchter zum Gebet. Bald ertönte auch ein Geſang, in welchen Lorenzo, Fernando's Diener, andächtig mit einſtimmte. Er ſelbſt, ſtand unter der Hausthür und ſchaute, in Gedanken bei Serenen, hinaus in den Sturm.

Der Sturm ließ endlich nach, doch regnete es noch heftig. Da nahte ſich ihm eine niedliche Brunette, Klara, die eine der beiden Wirthstöchter, und fragte: Womit ſie ihm dienen könne?

Fernando ſah ſie an, und lächelte:

"Ein ſo hübſches Mädchen darf gar nicht dienen!"

"Dazu — ſagte Klärchen; — werde ich wohl Zeit meines Lebens beſtimmt ſeyn. Befehlen Sie etwa ein Glas Wein? Wir haben Alikantenwein, den alle Gäſte loben, die ihn verſuchen."

Fernando beſtellte ſich Alikantenwein, den Klärchen bald brachte und freundlich ſervirte. Sie blieb ſtehen, und ſah ihn an. Er fragte:

"Hat mir das ſchöne Kind etwas zu ſagen?"

"Das ſchöne Kind — ſagte Klärchen; — hat etwas auf dem Herzen."

"Nun?"

"Eine Bitte?"

"An mich?"

"An Sie."

"Gewährt; — wenn es bei mir ſteht, dieſe Bitte zu erfüllen."

"Warum nicht? Sie dürfen nur wollen."

"Ich will."

"Ein vornehmer Herr, wie Sie einer ſind, hat auch Bekanntſchaft und Verwandtſchaft mit vornehmen Damen, und zu einer ſolchen wünſchte ich, als Zoſe, in Dienſte zu kommen. Ich bin nicht ungeſchickt in weiblichen Arbeiten, und habe Luſt noch mehr zu lernen, als ich ſchon kann. Bei der Mutter iſt's nicht mehr auszuhalten; ſie maulſchellirt den ganzen Tag drauf los, als gehörte das zur Tagesarbeit. Drum will ich fort. Da erſuche ich Sie nun, wenn Sie etwa für mich eine Stelle — "

Die Wirthin trat herbei, und ſchrie:

"Was giebt es hier zu konverſiren? Hat die Jungfer etwa dem Herrn ihr ewiges Lied auch vorgeleiert? — Sie will in die Welt. Gehe ſie nur hin, der Schnabel wird ihr ſchon geputzt werden! Nicht wahr? "

"Mit lauter Küſſen; " — lächelte Fernando.

"Ach! — fuhr die Wirthin fort; — Ein ſolches Schnabelputzen nähm ſie wohl mit. "

Klärchen lächelte; Fernando lächelte mit ihr. Die Mutter aber ſagte:

"Sehen Sie, Sennor! ſo wahr ich eine gute Chriſtin bin! ich wollte lieber eine Kompagnie Soldaten kommandiren, als die beiden Mädchen, die ich habe, zumal dieſen Naſeweiß, der jetzt hier ſteht und innerlich lachend die Augen niederſchlägt. Sie iſt zwar meine Tochter, aber, das weiß der Himmel! nach mir iſt ſie nicht gerathen. Wie eine lockende Sirene ſchleicht ſie umher, und bittet, fleht und bettelt um eine Verſorgung. So ſind die Kinder! Wenn man ſie groß gezogen hat mit Mühe, Noth und Arbeit, und man erwartet Hülfe und Dienſtleiſtungen von ihnen, ſo gehen ſie fort, und laſſen die Eltern im Alter allein."

Gelaſſen bemerkte Fernando:

"Wie aber, wenn das hübſche Kind nun heurathete?"

"Ach! — ſeufzte die Wirthin; — Wer wird ſie denn heurathen wollen? Wir ſind arme Leute, und können ihr keine Ausſteuer geben."

"So wär's denn aber doch beſſer, — fiel Fernando ein; — ſie gieng in anſtändige, gute Dienſte, und verdiente ſich eine Ausſteuer. Ich reiſe jetzt zu einer Verwandtin, und ich kann ihr beinahe mit Gewißheit die Verſicherung geben, ſie bei dieſer recht gut und wohl unterzubringen."

"Ach! thun Sie das doch ja!" — ſagte Klärchen, indem ſie ihm die Hand küßte.

"Gut! — fuhr die Mutter fort; — Ich will nichts dagegen haben. Bringen Sie das Mädchen unter, verſchaffen Sie ihr einen guten Dienſt, aber — ja eine Herrſchaft, die ſie ſcharf hält, denn ſie iſt — das muß ich nur gerade heraus ſagen, — ſehr leichtſinnig. Glauben Sie mir, ich habe an ihr zu hüten gehabt! Denn, daß ſie nicht ſchon längſt einen dummen Streich gemacht hat, das hat ſie bloß meiner enormen Wachſamkeit zu danken. Ungeſchickt iſt ſie nicht, und ein gutes Herz hat ſie auch; aber, wie geſagt, leichtſinnig iſt ſie, wie ein Seefahrer."

"Bringen Sie mich nur bald zu Ihrer Anverwandtin, — fiel Klärchen ein; — Sie ſollen keine Schande mit mir einlegen. Es iſt ein gar zu jämmerliches Loos, ewig

Fremde von allerlei Schlag und Korn zu bedienen."

"Das iſt wahr! — ſagte die Wirthin; — Darinne muß ich ihr Recht geben. Es iſt ein bitteres Stückchen Brod, das man ſauer und mit Angſt und Mühe verdienen muß, das liebe Bischen Wirthsbrod."

"Die Fremden ſind zuweilen recht ungezogen!"

"Das weiß Gott! — Manche ſehen die Wirthsweiber und Töchter nur ſo an, als Dinge, nach denen Jedermann greifen kann, ohne nur einmal fragen zu dürfen: Iſt es erlaubt?"

"Sie ſind nicht alle ſo artig und ſtill, wie der gnäd'ge Herr!"

"Die Vornehmſten ſind oft die Schlimmſten. Die erlauben ſich Alles, als dürften ſie es. Und die Bedienten ſolcher Herren. Die ſo ſind, ſind noch ſchlimmer. Erſt vorgeſtern wagte es ein ſolcher frecher Schuhputzer ſogar, ganz unverſehens, mir nichts, dir nichts, mich zu küſſen, als ich in der Küche ſtand und für ſeinen Herrn Eier auf Butter ſchlug."

"Das war ſehr ungezogen!" — lächelte Fernando.

"Und mich, — ſagte Klärchen; — wollte der Freche ſogar bereden, des Nachts ſeinem Herrn eine Viſite abzuſtatten, aber — da kam er ſchön an. Hören Sie! Das habe ich von der Mutter gelernt; — ich fenſterte ihn tüchtig ab, und bot ihm eine Maulſchelle an, die er aber nicht annahm.

"Es kommen Gäſte!" — ſchrie der Wirth, und öffnete das Thor.

Einem mit zwei Kaſten bepackten Eſel folgten ein Mann, und eine in Regentücher verhüllte, weibliche Geſtalt.

Dieſe hielten ihren Einzug in die Poſada. Der Eſel wurde ſeiner Bürde entlediget, in den Stall gebracht. Fernando ſah alte Bekannte.

Als ſie ſich aus ihren Regentüchern herausgewunden hatte, ſtand die naive Zerline vor ihm, und der Mann, war Mirafonte, der uns bekannte dramatiſche Proteus.

"Ich habe — ſagte er; — den Weg eingeſchlagen, allen Theaterkabalen auf ewig zu entgehen. Nicht mehr lebe ich unter den Menſchen, denen der Neid und ihr klägliches Selbſtgefühl nie verſtatten, einem Manne Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, der ihnen an Talenten überlegen iſt. Die Bühne iſt der Schauplatz ewiger Verfolgungen, eines ſteten Haders, und das Magazin der Vernichtungen menſchlicher Seelenkräfte. Dort wiſſen ſie vom Geiſte aus den Menſchen zu vernichten. An mir ſollen ſie ihr Kunſtſtück nicht ausüben, und wär' dabei der Ruhm eines Rok Ramon, eines Sanchez, eines Moralek, ja, eines vergötterten Pinedo ſogar, *) zu erlangen. Der Ruhm der Schauſpieler iſt

---

*) Lauter Namen berühmter Schauſpieler, die die ſpaniſche Theaterchronik im 17ten und 18ten Jahrhundert verewiget hat.

ein wandelnder Schatten, eine Erſcheinung, was ſie ſelbſt ſind. Ich habe dieſem Weſen entſagt. — Dieſe beiden Kaſten umfaſſen meine Welt, die ich ſelbſt belebe. Drinne liegen zwei und dreißig Stück Schauſpieler, deren Herr und Meiſter ich bin, die nach geſpieltem Stück mich nie um den Lohn mahnen, *) und die weder Prätenſionen auf dem Theater, noch auf Reiſen machen dürfen, können, und wollen. Jede Art von Transport muß ihnen angenehm ſeyn, und die erſte Liebhaberin läßt es ſich ganz ruhig gefallen, die Ser-

---

*) In Spanien werden nemlich die Schauſpieler nach den Vorſtellungen, nach ihrem Verdienſt bezahlt, ohne wöchentliche Gagen, auch für Nichtſpielen, oder Schlechtſpielen, zu erhalten.

vante neben ſich zu ſehen, indem der Heldenſpieler neben dem Hannswurſt liegt, und keine Sylbe raiſonnirt. Hier iſt keiner, der den andern um das goldene As *) des Beifalls beneidet, alle halten Ruh, und liegen ſo friedlich neben einander, wie die Toden auf einem Gottesacker, bis mein Organ ſie belebt. Ich bin Herr und Schüler, Direktor und Schauſpieler, Dichter und Deklamator zugleich. Ich brauche

---

*) As de Oros. Dies bezieht ſich auf die Kartenkouleuren der Spanier. Statt den unſerigen, oder franzöſiſchen, haben ſie auf den Karten: Oros, goldene Medaillen; Bastos, Stöcke mit Aeſten; Espadas, Degen; Copas, goldene Becher. Das As de Oros macht die höchſten Gewinnſte im Spiel.

nicht um dramatiſche Werke eines Linan, Eſpinel, Lope de Vega, Ercilla, Figueroa, Padilla *) verlegen zu ſeyn, denn ich fabrizire ſelbſt, was ich repräſentire, und gebe kein Autorhonorar aus. — Sehen Sie, gnäd'ger Herr! ſo hab' ich mir geholfen, und hoffe, mit meinen Marionetten Ihnen ſelbſt einen Abend auf das Angenehmſte zu verkürzen. Mein Gracioſo geht keinem Gil und Pasqual **) aus dem Wege, und ich bin ein Schauſpieldirektor, ſo gut, als einer in der Welt; ja, ich kenne deren viele, die ich dreiſt unter mich ſtellen kann, da ſie blos Geld einnehmen, und nicht einmal, als Künſtler, ſelbſt welches verdienen können. Alſo ſagt Figueroa:

---

*) Namen berühmter Schauſpieldichter der Spanier.

**) Namen von den Hannswurſten bei Heil. Prozeſſionen in Spanien. Gracioſo iſt der Harlekin auf der Bühne.

Thue auf die Augen! Hier wird
Fleiſch gebraten. *)

Ich unterſtehe mich, die Verſicherung zu geben, daß ich dieſen Abend meine Gäſte zu ihrer Zufriedenheit bewirthen werde. "

Zerline heftete ſchweigend ihre Blicke auf Fernando, der ihr ein Zeichen gab, welches ſie durch ein anderes erwiederte, das ihm ſagte, ſie wünſche ihn allein zu ſprechen. Er gieng zur Sieſte, und Zerline kam auf ſeine Kammer.

"Wie kömmſt du zu dieſem Marktſchreier?" — fragte Fernando.

---

*) Abre el ojo, que asan carne!

Zerline ſeufzte tief auf, und ſagte:

"Nach jener Szene zwiſchen uns Beiden, die Bragadino ſtöhrte, wurde ich als eine Verrätherin behandelt und ausgeſtoßen aus der Bande, unter der ich lebte. So kam ich zu Miraſonte und nahm ſeinen Vorſchlag an, mit ihm zu gehen, und die weiblichen Rollen ſeiner Marionetten zu ſpielen und zu ſingen. Er ſorgt für meine Nahrung und Kleider, und giebt mir wöchentlich etwas Weniges am Gelde. Dies iſt das glänzende Loos, das mir fiel. — Jetzt überlaſſe ich meine Lage Ihren Betrachtungen!"

Sie gieng, und Fernando ſchlief ein.

Mirafonte durchtobte das Dorf unter dem heftigſten Regen mit einer alten Trommel, und ertrommelte ſich für den Abend Spektatoren. Der Wirth und die Wirthin waren ſehr geſchäftig, Mirafonte's Requiſiten herbei zu ſchaffen, und Klärchen ſchlich nach Fernando's Kammer. Hier öffnete ſie einen Kaſten, und ſuchte, als ſuche ſie nach Etwas, drinne herum. Dabei ſprach ſie:

"Nun wird die Komödie bald angehen."

"So?" — fragte Fernando, lächelnd, auf's Bett gedehnt.

"Getrommelt worden iſt ſchon lange. Jetzt putzt die Komödienmadam die Marionetten an. — Sie kennen ſie wohl?"

"O ja! Ich habe ſchon gar viele Marionetten geſehen."

"Ich meine die Madam."

"Die kenne ich auch."

"Das habe ich gleich gemerkt. — Sie ſieht gar nicht übel aus."

"Ach nein!"

"Ein wenig ſchmal, das mag aber wohl von den Fußreiſen herkommen. Und wer weiß, wie es zuweilen mit der Koſt ausſieht."

"Ja, ja! — So mag es wohl ſeyn."

"Sie zog wohl nicht immer ſo herum?"

"Von Jugend auf."

"Ein trauriges Loos!"

"Ja wohl!"

"Sie ſchenken ihr doch etwas?"

"Klärchen! Sieh mich einmal an."

"Warum?"

"Ich möchte gern Deine Schelmenaugen ſehen."

"Meine Augen ſind keine Schelme. Sie blinzeln nicht, ſie ſchielen nicht, ſie geben ſich offen, wie ſie ſind."

"Was ſuchſt Du denn?"

"Allerlei."

"Ich behaupte, mich haſt Du aufgeſucht."

"Bewahre!"

"Um mir einige Gewiſſensfragen, wegen der Marionettenſpielerin, an's Herz zu legen. — Wenn man auf Reiſen iſt, macht man mancherley Bekanntſchaften."

"Auch die meinige."

"Nun ja!"

"Ich kann aber keine Komödien ſpielen."

Als ſie das ſagte, ſprang ſie auf, ſchlug den Kaſten zu, und hüpfte aus der Kammer. — Fernando verließ ſein Lager, und gieng in die Gaſtſtube.

"Sennor! — ſagte Mirafonte; — Hier iſt das Verzeichniß meiner einſtudirten Schauſpiele. Wählen Sie eins davon."

"Laſſen Sie uns das beſte Ihrer Schauſpiele ſehen;" — lächelte Fernando.

"Darüber muß das Publikum entſcheiden. Dieſes allein beſtimmt den Werth der theatraliſchen Produkte. Soll ich aber rathen, ſo iſt z. B. die Mohrenkönigin in tauſend Aengſten, ein Schauſpiel, das zu ſehen, ich mit gutem Gewiſſen anpreiſen kann. Nicht minder ſehenswürdig iſt die Tragödie: Der ſchreckliche Barbar Nabopaloſſar. Unterhaltend iſt ferner: Die Tulpenkönigin Tulipana, ein Schauſpiel mit Geſang. Rührend und ergötzend für Augen und Ohren iſt die Tragikomödie: Schönklärchen, gleichfalls mit Geſang."

"Schönklärchen wollen wir ſehen!" — rief Fernando aus, indem er einen Blick auf Klärchen warf.

Mirafonte fuhr fort:

"Wie Sie befehlen! Sie werden ſehen, und erfahren, daß ich keinen Kranz aushängte, um ſauern Wein einzuſchenken."

"Das thut kein Klärchen!" — lächelte Fernando.

Klärchen drohte mit den Augen, und fragte:

"Die Madam ſpielt wohl Klärchens Rolle?"

"Allerdings! — ſagte Mirafonte. — Ich aber werde mich als Ritter Curto, und als ſein Schildknapp Lazarillo, beſonders zeigen."

Als er die Stube verlaſſen hatte, ſah Klärchen ihren lächelnden Gaſt an, und ſagte:

"Das Klärchen ſoll Ihnen gewiß gefallen?"

"Gefällt ſie mir nicht ſchon?" — fragte er, indem er ihre Hand nahm und ſanft ſie drückte.

Klärchen zog ſchnell die Hand zurück, und rief etwas haſtig:

"Sie haben ſich vergriffen!"

"Doch nicht an Dir?"

"Wenigſtens an meiner Hand."

"Ich erlaube Dir, Dich an der meinigen gleichfalls zu vergreifen."

"Ich vergreife mich nie an fremdem Gute, und wenn es mir auch noch ſo nahe läg."

"Die Zuneigung vergreift ſich nie."

"Ergriffen aber kann ſie auch nicht werden."

"Man erbietet ſich zum Tauſch."

"Wer Luſt zu tauſchen hat, hat Luſt zu betrügen, ſagt das Sprichwort. Jede Hand bleibe dem, dem ſie gehört. Mit der meinigen können Sie nichts anfangen."

"Aber enden?"

"Wohl ſchwerlich! Selbſt in der Liebe bleiben Händedrücke doch immer nur ein Anfang, und zwiſchen uns müßte wirklich alles nur bei'm Anfang bleiben."

Sie gieng. — **Zerline** kam in die Stube, ſetzte ſich und ſtimmte ihre Guitarre ſtillſchweigend mit geſenkten Blicken. **Fernando** gieng, eben ſo, auf und nieder. **Mirafonte** meldete, es ſey alles bereit, und in wenig Minuten werde das Schauſpiel beginnen.

Einige zwanzig Zuſchauer waren verſammelt, und eine Drehorgel leierte die Ouverture ab. Man nahm Platz. **Klärchen** ſaß hinter Fernando.

Das Schauſpiel begann. **Mirafonte** griff ſich ſehr an, und **Zerline** ſang allerliebſte Romanzen. Unter einer zärtlichen Szene zwiſchen dem Liebhaber und der Geliebten, lispelte Klärchen fragend:

"Wie gefällt Ihnen Schönklärchen?"

Fernando antwortete eben ſo:

"Nicht halb ſo gut, als ihre Namensſchweſter."

"Dieſe iſt aber nicht ſo zärtlich, als jene."

"Das iſt freilich ihr Fehler!"

"Laſſen Sie es lieber etwas weniger ſeyn."

"Ich habe ihr nichts vorzuſchreiben."

Das Stück ſchloß ſich mit einer Heurath, und der Gracioſo trat als Prologus zum Nachſpiel auf. Zum Vergnügen der Zuſchauer deklamirte er mit komiſchen Geberden ſeine Rede, und ſchloß alſo:

"Hat Ihnen nun Schönklärchen gefallen,
ſo iſt es uns lieb und erfreulich.
Ich aber wünſche Ihnen allen,
ganz herzlich und getreulich, —
daß ſich die Liebe Ihrer erbarme,
und lege Ihnen ein Klärchen in die Arme."

Fernando griff ſchweigend hinter ſich nach Klärchens Hand. Sie ſchlug ihn ſanft auf die Hand, und ſagte:

"Von Armen, und nicht von Händen, iſt die Rede!"

Der prologirende Gracioſo fuhr fort:

"Sollte das gute Kind ſich aber bedenken,
Ihnen Kuß und Umarmung zu ſchenken,
ſo ſuchen Sie ſich ein Röschen oder Kätchen,
ein Lieschen, Mariechen, kurz, ein anderes
Mädchen,
und denken Sie in Ihrem Sinn,
ſtolzes Klärchen, fahr' immer hin!"

"Hören Sie das?" — fragte Klärchen.

"Ich höre es, denke es aber nicht." — ſagte Fernando.

Der Gracioſo ſprach weiter:

"Stolzes Klärchen, fahr' immer hin!
Jedem kömmt noch ſein St. Martin, *)
ſey es ſpät oder früh,
der Liebe Meſſer entgehen wir nie."

"Wie herzbrechend!" — liſpelte Klärchen.

"Wie ein Gracioſo; — ſagte Fernando.

---

*) A cada puerco le viene su San Martin. Ein Gracioſo's Spaß! Um St. Martin ſchlachtet man in Spanien die Schweine für den Winter.

Das Nachſpiel begann, und beſchloß die ganze Vorſtellung.

Kaum war das Schauſpiel geendiget, als es hieß, ein Trupp Zigeuner ziehe ein. — Fernando ließ ſein Nachtbrod ſich auf ſeine Kammer bringen. Klärchen trug es auf. — Ein breterner Verſchlag trennte eine zweite von Fernando's Kammer. In dieſe brachte Mirafonte ſeine Marionetten, und Zerlinen, die der angekommenen Gäſte wegen dort ein verborgenes Plätzchen ſuchte. Mirafonte gieng in die Gaſtſtube zurück. Zerline trat an den Verſchlag und ſeufzte:

"Bemitleiden Sie mich!"

"Was kann ich für Dich thun?" — fragte Fernando.

"Reißen Sie mich aus meiner Lage!"

"Wie kann ich das? — Muß ich nicht Deine Rettung Dir ſelbſt überlaſſen? — Willſt Du meinem Rathe folgen, ſo gehe nach Madrit. Von mir ſollſt Du Reiſegeld und Briefe erhalten. Dort kannſt Du Dienſte bekommen."

"Ach! thun Sie für mich, was Sie für mich thun können."

"Eine Herrſchaft iſt gekommen! —" ſchrie die Wirthin, indem ſie in Zerlinens Kammer trat.

Mirafente kam mit ihr. Die Marionettenkaſten wurden aus der Kammer auf den Heuboden geſchafft, und dahin gieng auch Zerline.

Bald darauf kamen die Gäſte in die eingeräumte Kammer. Fernando hörte Damen ſprechen.

"Gott und allen Heiligen ſey's geklagt, — ſagte die eine; — daß wir hier ſo elend logiren! Wären wir daheim geblieben — "

"Schweig! — fiel die andere ein; — Iſt es denn ein ſo großes Unglück, einmal ſchlecht zu ſchlafen? — Ach! ſchlief ich ſeid langer Zeit, auch auf den weichſten Polſtern, beſſer? "

"Wenn wir nur erſt in Madrit ſind, wird alles beſſer gehen! — Ein ſolcher Schmetterling, wird doch wohl noch zu vergeſſen ſeyn. "

"Das gebe der Himmel! "

"Er iſt es gar nicht werth, daß Sie ſich ſeinetwegen ſo abhärmen und quälen."

"Ach! Wie oft ſchon habe ich mir das ſelbſt geſagt, aber dennoch — "

"Ich auf Ihrem Platze, wollte mich ganz anders benehmen."

"Du liebſt ihn nicht!"

"Dieſe Stimmen ſind mir bekannt;" ſagte Fernando bei ſich ſelbſt.

Klärchen trat ein. Sie winkte, und zeigte auf den Verſchlag. Fernando legte den Finger auf den Mund. Sie nickte, daß ſie ihn verſtehe. Er trat ihr näher. Was geſprochen wurde, liſpelten beide einander in die Ohren.

"Wer ſind die Gäſte?"

"Eine Gräfin und ihre Kammerjungfer."

"Hat ſie ihren Namen genannt?"

"Nein."

"Sie ſcheint unglücklich zu ſeyn."

"Klagt ſie?"

"Sie klagt."

"Worüber?"

"Ueber Untreue eines Geliebten."

"Das ſollte ſie nicht thun! — Fahr' immerhin! ſollte ſie ſagen."

Sie liebt!"

"Wie könnte ich lieben, was mich betrög? Ein Ungetreuer iſt keiner einzigen Thräne werth, und hätte man Millionen Thränen im Vorrath."

"Haſt Du dergleichen Vorrath?"

"Der fehlt uns nie. Es geht uns damit, wie den Männern mit den Schwüren und Verſprechungen, bei denen ſie ſich nichts denken, als — daß allenfalls von Andern, etwas dabei gedacht werden könnte. — Wenn das Wetter, wie es ſcheint, Sie morgen noch nicht von hier fortläßt —"

"Nur das Wetter? — "

" — ſo ſchwören Sie mir einmal morgen etwas vor."

"Willſt Du mir etwas vorweinen?"

"O ja! Die Mutter wird mir ſchon die Freude machen, mich morgen, ſo gut, wie alle Tage, abzumaulſchelliren, und dann ſollen Sie ſehen, ob ich weinen kann, oder nicht."

Dabei kamen ſich, in ſchräger Wendung, die Geſichter näher, und Fernando's Lippen konnten dieſe Gelegenheit nicht unbenutzt laſſen. Klärchen lächelte:

"Wie können Sie ſich ſo ſehr vergeſſen!"

"Bei Dir? — Warum ſollte ich mich nicht vergeſſen, da Du ſo eine liebliche Erinnerung biſt?"

"So will ich Sie erinnern, daß Sie ſich in mir irren!"

Damit verließ ſie ſchnell die Kammer. — Hinter dem Verſchlage wurde wieder geſprochen, aber leiſer, als zuvor. Man klagte, ſo viel Fernando hören konnte, über Müdigkeit, und legte ſich endlich zur Ruh.

Klärchen kam zurück und fragte: Was er morgen zu frühſtücken befehle? — Fernando beſtellte ſich Schokolade, und ließ ſeinem Diener befehlen, mit Tagesanbruch, das Wetter möge ſeyn, wie es wolle, die Pferde zu ſatteln.

Klärchen ſah ihn an. Langſam fragte ſie:

"Sie bleiben alſo morgen nicht bei uns?"

"Ich habe dringende Geſchäfte, und darf mich nirgends verweilen."

"Aber — Ihr Verſprechen, des Dienſtes wegen, für mich, halten Sie doch?"

"Darauf, Wort, und Hand, und Kuß!"

"Der Kuß gehörte nicht dazu."

"Großmüthig that ich ihn dazu."

"So? — Nun, dann! großmüthig gebe ich hiermit das Empfangene Ihnen zurück. Hier iſt der Kuß, die Hand, und nur Ihr Wort behalte ich. Löſen Sie aus, als Edelmann, und ſchenken Sie einem armen Mädchen Ihre Freundſchaft. Wollen Sie das?"

"Ich will und werde."

"So vergelte es Ihnen der Himmel!"

Sie küßte ihm die Hand und gieng. — Fernando ſtreckte ſich auf's Lager.

Kaum hatte der Hahn zum drittenmal gekräht, als Lorenzo ſeinen Herrn mit der Nachricht weckte, die Pferde ſtünden geſattelt. Er raffte ſich auf, und verließ die Kammer. Es wurde kurz gefrühſtückt. Die Zeche wurde bezahlt, und traurig ſah Klärchen aus einer Ecke den Anſtalten zur Abreiſe zu. — Er vertraute ihr ein

Päktchen mit Gelde und Briefen für Zerlinen an. Sie verſprach, es ihr zu geben, und zwang ſich zum Lächeln. Er drückte ihr die Hand, ſie küßte ihm die ſeinige, und Thränen fielen darauf. — Schnell ſchwang er ſich auf's Pferd, und ritt davon.

Auf dem Wege ſprach Lorenzo von den Damen, die Fernando's Nachbarinnen geweſen waren. Dieſer fragte:

"Weißt du, wer ſie waren? "

"Ihr Escudero nannte ſie — antwortete Lorenzo; — mehr als einmal.

"Wie? "

"Es war die Gräfin Villaverde und ihre Kammerjungfer. "

Fernando ſchwieg, und fühlte durch die ihm bekannten Stimmen die Wahrheit dieſer Nachricht beſtätiget.

Der Abend nahte ſich. Eine Venta nahm die Reiſenden auf.

Vierter Abſchnitt.

Et monet aetatis specie, dum floreat, uti,
Contemni spinam cum cecidere rosae.

Ovid.

Die Venta lag geſtopft voll Soldaten. Der Gouverneur hatte die Sierra Morena, auf erhaltenen königlichen Befehl, beſetzen laſſen, die Zigeuner aus ihren Schlupfwinkeln zu treiben. Zwar werden ſie in Spanien geduldet, doch giebt man nicht zu, daß ſie ſich in allzuſtarken Haufen legendwo, beſonders in Gebirgen, feſtſetzen, ſondern man nöthiget ſie, ſtets auf der Wanderſchaft zu ſeyn, wenn ſie ſich nicht bequemen, eine Handthierung zu ergreifen. Jetzt aber ſuchte man beſonders dem unerbetenen Schiedsrichter, Bragadino, auf die Spur zu kommen, den man nach Toledo an die Kriminalgerichte abliefern ſollte. Noch war dies nicht gelungen.

Fernando erhielt in der beſetzten Venta mit genauer Noth ein Dachkämmerchen. Hier war er, bei ſchlechtem Wein und ſchmaler Abendkoſt, ſeinen Meditationen überlaſſen. — Dieſen hieng er eben nach, als ſeine Kammerthür geöffnet wurde, und ein Mädchen in andaluſiſcher Bauerntracht eintrat. Indem ſie ihn grüßte, und ſich die Zöpfe aus dem Geſichte ſtrich, ſprang Fernando auf, nahm ſie bei der Hand, und fragte verwundert:

"Flora? Du hier?"

"In dieſer Venta — antwortete Flora ſeufzend; — lebe ich nun ſchon ſeit ſechs Tagen, des Nachts im Keller verſteckt, von der Wirthin verborgen, und am Tage bin ich bald hier, bald dort, an abgelegenen Plätzen des Hauſes. Man ſucht den auf, den ich um Deinetwillen Mann nenne. Ich ahnde, daß das von Dir kömmt. — Jetzt werfe ich mich in Deine Arme, ſey großmüthig, und verſtoße mich nicht."

"Ich fühle mich Dir verpflichtet."

"Der Liebe nur!"

"Ich bin Dein Schuldner, aber verlegen, wie ich Dich, womit ich Dich bezahlen ſoll."

"Du gehſt zu Serenen?"

"Zu ihr."

"Wie unglücklich bin ich! — Bragadino's Weib — gezwungen es zu ſeyn — fleht Dich um Beiſtand an. Es iſt Fiora, die Dich, das weißt Du ja, wie herzlich, liebt!"

"Zeige mir ein Mittel, einen Weg — "

"Ach!"

"Verlegen ſiehſt Du mich, aber großmüthig und edel ſollſt Du mich ſtets finden."

"Du wirſt Serenen Deine Hand geben?"

"Das fordern Pflicht und Ehre von mir."

"So habe ich nichts mehr dann an Dir zu fordern; doch Du an mir haſt eine große Forderung."

"Ich?"

"Ich ſchenke ſie Serenen."

"Sie mag das Kind um ſeines Vaters willen lieben."

"Fiora!"

"Ich werde Mutter werden."

"O, Fiora! Wenn Du wüßteſt —"

"Nur allzuviel weiß ich, zu meinem Unglück!"

"Für Kind und Mutter will ich ſorgen."

"Du giebſt uns Unterhalt, und ach! wir ſehnen uns nach Deiner Liebe."

◆

Im Hauſe entſtand Lärm. Die Soldaten waren handgemein geworden. — Endlich wurde der Streit beigelegt, und die Ruh wieder hergeſtellt.

Gegen Mitternacht verließ Flora Fernando's Kammer, gegen Morgen war ſie nicht zu ſehen. Vergebens fragte er nach ihr; ſie kam nicht zum Vorſchein. Er wollte die Venta nicht verlaſſen, ohne ſie geſprochen zu haben; die Wirthin gab ihm ein Papier, darauf ſtand:

„Mein Abſchied ſoll Dir Deine Abreiſe nicht erſchweren, ſoll mich nicht trauriger machen, als ich es ſchon bin, ſoll uns keine Thränen, keine Seuf zer koſten. Lebe wohl! Reiſe und werde glücklich!

Flora."

Er ſiegelte eine Börſe und einen Ring ein, und ſchrieb dazu:

"Lebe wohl! Du gutes, edles Herz! — Willſt Du nach Madrit gehen, und dort dieſe Zeilen und beikommenden Ring meiner Schweſter, der Gräfin Jsmene Ortado, zeigen, ſo wirſt Du in ihrem Hauſe leben können. Werde ruhig, und vergiß Deinen

Fernando."

Die Wirthin ſchwur auf's Kreuz, das Päktchen richtig abzugeben, und Fernando ritt, ziemlich mißmuthig, davon.

Den folgenden Morgen erblickte er Serenens Schloß. Er jagte raſch darauf los, und bald war das Ziel ſeiner Reiſe erreicht. — Er eilte Serenen zu, und fand ſie auf dem Krankenlager. Laut auf ſchrie ſie, als er eintrat:

"O, mein Fernando! Seh' ich Dich endlich wieder!"

Sie ſtreckte ihre zitternde Hand nach ihm aus, und er benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Er zeigte ihr die Früchte ſeiner Reiſe nach Madrit, ließ den Eskribano rufen, die königlichen Befehle zu publiziren und ſie den Karmelitern bekannt zu machen.

Mit dem Arzt ſprach er über Serenens Krankheit, und dieſer geſtand aufrichtig, er fürchte, ſie habe ſchleichendes

Gift bekommen. — Fernando's Gegenwart wirkte wohlthätig ſichtbar auf die Kranke. Schon wankte ſie, von ihm geführt, im Zimmer wieder auf und ab, und bald hatte ſie Kraft genug, ihre Hauskapelle wieder beſuchen zu können. Dort erhielt vor dem Altare Fernando Serenens Hand von dem Prieſter, und Beide waren im Beſitz ihrer Wünſche.

Die uns bekannte Wirthin aus der Venta am Fuße des Berges, Frau Lieschen, erſchien glückwünſchend, ſo geſprächig wie gewöhnlich und möglich. Sie betrachtete ſich, wie ſie ſagte, als die Stifterin dieſer Ehe, und Fernando gedachte ſeines Verſprechens, indem er ſie ſehr freigebig beſchenkte.

Einige Tage darauf beſuchte er ſie in ihrer Venta. Sie empfieng ihn ſehr herzlich, und ſagte:

"Sehen Sie, wie es oft ſo ſonderbar in der Welt geht! Als Sie dieſes Wirthshaus beehrten, dachten Sie gewiß nicht daran, dereinſt der gnäd'ge Herr meiner Wenigkeit zu werden, mit der Sie ſo manchen kleinen Scherz trieben. Heilige Klara! Was haben Sie mir alles geſagt, wenn wir ſo ſpaßhaft mit einander koſten. Nun werden Sie aber ſchon eine ganz andere Miene annehmen, wenn Sie in meiner Venta, und bei mir ſind!"

"Ich werde — antwortete er; — ſtets ein guter Freund meiner lieben Frau Wirthin bleiben!"

Der Wirth kam aus dem Karmeliterkloſter, und erzählte, daß man dort ſehr mißmuthig über den königlichen Befehl, wegen der Teſtamentsklauſel, die Serenens Freiheit beſchränkte, ſey, und daß man ſich an den König mit einem Bittſchreiben gewendet habe.

"Die geiſtlichen Herren — ſetzte er hinzu; — laſſen ihre Hoffnungen auf's Zeitliche eben ſo ungern fahren, als Unſereiner ſie fahren läßt."

"Das iſt kein Wunder! — fiel die Wirthin ein; — Sind ſie denn nicht auch Menſchen? Das Kleid bedeckt zwar, ändert aber das Herz nicht; und das Herz möchte ich ſehen, das keine Wünſche hat!"

Vergebens ſchmeichelte ſich Fernando, Serenen auf dem Wege der Beſſerung zu ſehen. Er hatte ſehr darauf gerechnet, und ſchon war die Reiſe nach Madrit beſchloſſen, die aber noch aufgeſchoben werden mußte, weil Serena wieder kränker wurde.

Indeſſen hatte Fernando an Klärchen und ſein ihr gegebenes Verſprechen gedacht. Er ſchickte ihr Geld, und ließ ſie abholen. — Auf dem Schloſſe verheurathete er ſie an ſeinen treuen Diener, Lorenzo, und ernannte denſelben zum Kaſtellan. Klärchen wurde eine ſehr beſorgte Wärterin ihrer kranken Gebieterin, die nach ſechs Monaten, nach einer zu frühen Niederkunft, leider! in den Armen ihres Gatten, ihren Geiſt aufgab. — Die Oeffnung ihres Körpers beſtätigte den von dem Arzt geäußerten Verdacht.

Fernando überließ das Schloß der Obhut ſeines Kaſtellans, und eilte, von einem Diener begleitet, nach Madrit.

Auf dieſer Reiſe überfiel ihn eines Tages zu ſchnell die Nacht, und ſtatt einer Venta, kam er zu einem ſtattlichen Schloſſe, vor welchem er hielt, und anfragen ließ, ob er hier auf ein Nachtlager rechnen dürfe? — Die Antwort war: Der Herr des Schloſſes, Graf Tremanos, ſey zwar abweſend, doch laſſe ihm ſeine Gemalin die Zuſicherung eines Nachtquartier's geben.

Fernando ſtieg vom Pferde, und eilte, der Dame des Schloſſes ſeinen Dank abzuſtatten. Er fand ſie in dem erleuchteten, prächtigen Schloßſaale, trat ein, gieng raſch auf ſie zu, trat aber wieder ſchnell zurück, ſah Aloiſia vor ſich ſtehen, und ſchlug die Augen nieder. Sie wankte auf ihre Eſtrada.

Ihre Kammerfrau hatte ſich entfernt. Er trat der Gräfin näher, und ſtammelte:

"Hier finde ich Sie, als Gräfin Tremanos? — Verheurathet? — "

"Mißgönnen Sie mir — fragte Aloiſia mit bebender Stimme; — mein Glück?"

"Sind Sie glücklich, ſo ſey der Himmel geprießen! "

"Mein Gemal liebt mich. — — Auch Sie ſind, wie ich höre, vermält? "

"Ich war es."

"Ihre Gattin — "

"Iſt nicht mehr. — Nur allzufrüh entriß ſie mir der Tod."

"Das iſt ſchmerzlich!"

"Ich reiſe nach Madrit, dort meine Sachen in Ordnung zu bringen, und werde mich dann in mein einſames Schloß verſchließen."

"Sie wollen ſich der Welt entziehen?"

"Das iſt mein Entſchluß."

"Auf wie lange?"

"Bis ich Serenen folgen werde, da für mich nun auch keine Aloiſia mehr lebt. — Ein Mißverſtändniß trennte uns, und der Zufall zeigt mir Sie glücklich. — Entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft nicht!"

"Ich bin, fürchte ich, nur leider! Ihre Freundin noch allzuſehr! — Jenes

Mißverſtändniß, wie Sie es nennen, warf zwiſchen uns ſich, ohne meine Schuld. Ihr Betragen gegen mich können Sie nicht entſchuldigen. — Ich vergebe Ihnen! — Von jetzt an iſt von keinem ehemaligen Verhältniß zwiſchen uns mehr die Rede. — Unſere Bekanntſchaft iſt neu. Sie ſind bei einer Fremden; ſind mein Gaſt. — Thereſe iſt nicht mehr bei mir; meine Leute kennen ſie nicht; Sie ſind allen fremd, und wir behandeln uns als Fremde."

Als ſie das geſagt hatte, zog ſie die Schelle, und fragte den eintretenden Diener: Ob die Tafel gedeckt ſey? Auf ſein Ja wurde das Tafelzimmer geöffnet.

Die Unterhaltung bei Tiſche war ſehr einſylbig in Gegenwart der Dienerſchaft und des Schloßkaplans, der mit ſpeißte. Nach der Tafel wurden Fernando ſeine Zimmer angewieſen, und Aloiſia wünſchte ihm, wohl zu ruhen.

Er ruhte wenig, und entſchlief erſt gegen Morgen.

Bei dem Frühſtück herrſchte eben der Ton, der bei der Abendtafel geherrſcht hatte, und der Kaplan war bei demſelben gleichfalls zugegen. — Aloiſia bat ihren Gaſt, einen Brief von ihr an eine Freundin in Madrit mitzunehmen, und Fernando verſprach, denſelben getreulich zu beſtellen. Als er Abſchied nahm, gab ſie ihm den Brief, und wünſchte ihm glückliche Reiſe.

Auf dem Wege ſah Fernando nach der Addreſſe des Briefes, und fand ihn, zu ſeinem größten Erſtaunen, an ſich ſelbſt gerichtet. Er öffnete den Brief, und las:

"Lebe wohl, Ungetreuer! und wiſſe, daß mein Herz Dich nie vergeſſen kann. Wiederſehen dürfen wir uns nie, aber auch nie werde ich Dich vergeſſen können. Ach! man liebt nur Einmal!"

Betroffen vernichtete er den Brief, und war ſo ſehr in Gedanken verſunken, daß er nur eben erſt einen Mann erblickte, als dieſer ſchon vor ihm ſtand. Sogleich erkannte er ihn, der ihn anſchrie:

"Wo iſt mein Weib? Du haſt es mir entriſſen? Du mußt mir Rechenſchaft von ihr und ihrem Aufenthalte geben."

Die Leſer errathen leicht, daß es Bragadino war, der mit dieſer Anfrage unſerm gedankenvollen Ritter, ſo unvermuthet, in den Weg trat. Hinter ihm in einiger Entfernung ſtanden einige ſeiner Geſellen.

Fernando ſah ihn an, faßte ſich ſchnell, und fragte trotzig:

"Was habe ich mit Deinem Weibe zu ſchaffen?"

Jener fuhr fort:

"Ich begehre ihren Aufenthalt zu wiſſen!"

"Weiß ich ihn ſelbſt? — Was weiß ich von Deinem Weibe? — Von Dir könnte ich meine Gattin fordern, hätte Dein Gift nicht ſie und Dein Verbrechen mit Erde bedeckt."

"Was ſagſt Du?"

"Serena ſtarb am Gifte."

"Ich habe es nicht gemiſcht. Von mir bekam ſie es nicht. Wer Waffen führen kann, miſcht keine mordenden Weibertränke. Ich bin ohne Schuld. — Aber Dir verdanke ich es, daß ich unſicher und flüchtig umherirren und als ein Verbrecher, der ich nicht bin, mich verbergen muß. Wie ein Wild jagt man mich, wie ein aufgehetztes Wild, aus einem Forſte in den andern, und durſtet nach meinem Blute."

"Verbirgſt Du Dich nicht bei Deinen Freunden, den Karmelitern?"

"Die Elenden kennen mich nicht mehr! — Du haſt die Verfolger auf mich gehetzt, Du haſt mein Weib von mir geriſſen, Du haſt gejagt mich in Verzweiſelung und Tod. — Jetzt iſt Dein Loos gefallen! Von dieſem Platze kömmſt Du nicht lebendig. Dieſes iſt der Augenblick meiner letzten That, den ich mir längſt erwünſchte, und dann überliefere ich mich ſelbſt meinen Verfolgern, um zu ſterben, nicht feig, durch meine eigene Hand. — Doch ſollſt Du keines Mordes mich beſchuldigen. Herunter, vom Pferde! Auf Tod und Leben mußt Du mit mir fechten!"

Fernando war in einer ſo ſonderbaren Stimmung, daß er jetzt nicht in Bragadino den Zigeuner, ſondern nur einen Gegner ſah, der ihn nöthigte, ſich mit ihm zu ſchlagen. Gelaſſen antwortete er:

"Es ſey! — Doch Dein Gefolge tritt zurück. Mein Diener bleibt bei den

Pferden. Auf jenem Platze, uns zur Linken, mögen unſere Klingen ſich meſſen."

Bragadino trat verwunderungsvoll, fragend zurück:

"Du nimmſt den Kampf auf Tod und Leben an?"

"Du hörſt es."

"Fürchteſt meine Klinge nicht?"

"Ich fürchte keines Menſchen Klinge, der die meinige begegnen kann. Du ſollſt erfahren, daß ich zu fechten weiß."

Bragadino wendete ſich zu ſeinen Geſellen, als dieſe eben alle, wie aus einer Kehle, auf einmal ſchrieen:

"Reiter! — Soldaten! — Reiter!"

Damit flohen ſie in den Wald zurück, und verzweifelungsvoll ſtürzte ſich Bragadino ihnen nach.

Die Reiter erſchienen auf der Anhöhe und jagten in's Thal hinab, dem Walde zu. Fernando ritt weiter und erreichte gegen Mittag eine Poſada. — Hier tönten ihm Muſik und Geſang entgegen, und ein freudiges Willkommen! dazu.

Ein Brautpaar aus dem Dorfe feierte hier ſeine Hochzeit, und eine Zigeunergeſellſchaft ſpielte luſtig zum Tanze auf.

Der Bräutigam, ein feiner, ſchlanker Bauernburſch, präſentirte dem Fremden ſeine Braut, und bat ganz höflich, ihm die Gnade ſeiner Gegenwart und ſeines Antheils an dem Hochzeitfeſte zu ſchenken. Kuchen und Wein wurde ihm entgegen getragen, und mit dem Schalle ſchmetternder Trompeten begleitet, ertönte ein vollſtimmiges: Vivat!

Der Barbier des Dorfes, der bei dieſem Feſte die luſtigſte Perſon — ohne welche es bei ſolchen Gelegenheiten nicht abgehen kann — ſpielte, machte ſich ſogleich an Fernando, nannte ihm der Braut, des Bräutigams, und ihrer Familien Namen, und gab Nachricht von Allem, wovon, wie er meinte, Nachricht zu haben nöthig ſey. Dann begann er:

"Ew. Gnaden ſehen ſelbſt, daß die Braut ein rechter leidlicher Brautbiſſen iſt, der den Bräutigam gar leicht recht wohl behagen kann. Dennoch muß ich geſtehen, daß die Schweſter der Braut, die Dieſelben dort eben tanzen ſehen, mir noch beſſer, als dieſe ſelbſt, gefallen könnte; und wenn Dieſelben dort jene Brunette zu betrachten belieben wollten, die des

Müllers im Dorfe einziges, leibliches Kind iſt, ſo werden Sie gnädigſt gewiß ſelbſt geſtehen, dieſes Merlinchen, — ſo heißt ſie; — iſt ſchlechterdings die Krone aller hier anweſenden Mädchen! — Doch, keiner damit zu nahe getreten! Und überdies, iſt der Geſchmack verſchieden, *) ſowohl in der Wahl der Speiſen, als in der Wahl der Mädchen. Unſere quäſtionirte Merlina hat ſchon dreimal rechte gute Parthieen gehabt, aber, nach ihrem Sinne waren ſie ihr dennoch nicht. Sie iſt, ſagt man, ein wenig delikat!"

"Was ſagt Er von mir?" — fragte Merlina, indem ſie herzu trat.

---

*) Quiere cebollos, y migajas, y rehúſa manjáres regalados.

"Recht viel Gutes; — antwortete Fernando. — Und was könnte man auch ſonſt wohl von einem ſo hübſchen Kinde ſagen, als Gutes und Schönes?"

Merlina neigte ſich, ſchlug lächelnd die Augen nieder, und ſagte:

"Der Herr Kavalier belieben gnädigſt mit Ihrer Dienerin zu ſcherzen!"

"Was ich nicht glaube!" — ſagte der Barbier, indem er eine Priſe Tabak, mit einer ganz beſondern, bedeutenden Wendung und Geſtikulation, nahm.

"Du darfſt nur — fuhr Fernando fort; — Deinen Liebhaber fragen: ob ich nicht die Wahrheit geſprochen habe?"

Schnell hob Merlina ihre großen, ſchwarzen Augen, rund geöffnet, blickte ihn ganz unbefangen an, und ſagte:

"Einen Liebhaber hab' ich noch nie gehabt; hab' auch jetzt keinen."

"Du hätteſt noch nie geliebt?" — fragte Fernando lächelnd.

"Wahrhaftig! noch nicht."

"Wirſt auch nie lieben?"

"Wie kann ich das wiſſen? Man ſagt allgemein, die Liebe komme, man wiſſe ſelbſt nicht, wie?"

"Das wirſt Du erfahren."

"Je nun! wenn's ſeyn muß, ſo mag es ſeyn! Es haben ja ihrer ſchon gar Viele es erfahren. Man ſtirbt ja nicht daran."

"An der Erfahrung nie!"

"Auch habe ich einen gar eigenen Geſchmack."

Der Barbier nickte mit dem Kopfe, und ließ die Sprechenden allein.

"Wie ſo?"

"Einen Bauernburſch könnte ich ſchon nie lieben."

"Warum nicht?"

"Er iſt mir nicht ſtattlich genug. — Wenn ich einmal Etwas lieben ſoll, ſo muß es etwas Rechtes ſeyn, oder gar nichts."

Fernando griff nach ihrer Hand, mit einem ungemein ſüßen Blick, im Begriff, dieſen Blick mit eben ſo ſüßen Worten zu begleiten, als ſich ſchnell Merlina, lächelnd, herumdrehte, und, mit ihren Koſtegnetten klappernd, dem Tanzplatze zu ſprang.

"Freunde und Freundinnen! — ſchrie der Barbier; — Nun wär' es, dächt' ich, einmal Zeit zu einer Rota." *)

"Ja! — ſchrieen alle; — Eine Rota! Eine Rota!"

Gleich trat ein junger Bauer, der überhaupt der Tonangeber und Kortejo **) der Geſellſchaft zu ſeyn ſchien, in die Mitte des Tanzplatzes, und die Rota begann mit Geſang und Tanz, wie gewöhnlich:

Dort in jenem alten Schloſſe
haußt ein ſchwarzer, böſer Geiſt,
der die Mädchen nach dem Schloſſe,
gern in ſeine Höhle reißt.
Manche blieb ſchon drinne ſtecken.
Ach! man naht mit Furcht und Schrecken,
ſich nur dieſem alten Schloß!

---

*) Ein Geſang mit Tanz und Muſik.

**) Stutzer.

Der Refrain wurde wiederholt, und darauf wurden einige Touren des bekannten Fandango getanzt, worinne Merlina ihre Geſchicklichkeit, nicht ohne Blicke auf Fernando, trefflich zu zeigen wußte.

In dem dunkeln, finſtern Walde,
wohnt ein böſer alter Mann,
der in ſeinem Aufenthalte
gar kein Mädchen leiden kann.
Manche gieng mit blauen Flecken
von dem böſen alten Gecken
ſchon geſchlagen, durch den Wald.

Auf dem nahen Felſenrücken,
ſteht ein rundes, kleines Haus,
zu den kleinen Fenſtern blicken
täglich Geiſter dort heraus.
Wißt ihr wohl, wonach ſie ſehen?
Mädchen wollen ſie erſpähen,
ſie zu ziehen in ihr Haus.

In dem nahen Felſenthale
kann es nicht geheuer ſeyn,
denn es ſchlang mit einemmale
kürzlich zwanzig Mädchen ein.
Keine ließ ſich wieder ſehen,
keine ſah man wieder gehen
aus dem nahen Felſenthal.

In dem ſchönen Wieſengrunde,
treibt ein Bach ein großes Rad.
In der Mühle harrt zur Stunde,
all' auf uns ein ſchlimmes Bad.
Denn ein ſtolzes, ſprödes Mädchen,
dreht dort gar ein ſchlimmes Fädchen,
feſſelt uns an's Mühlenrad.

Alle ſchrieen ein lautes: Bravo! dem Sänger zu, zeigten auf Merlinen, und ſagten:

"Da ſteht ſie, die den Faden dreht!"

Der Sänger wendete ſich gegen Merlinen, und ſang:

Ach! ich bitte nur um Gnade
für ein armes, gutes Herz.
Täglich liegt es auf dem Rade
und empfindet Lieb' und Schmerz.
Drehe, liebes, gutes Mädchen!
doch einmal ein Bindefädchen
für ein treugeſinntes Herz.

"Antwort, Merlina! Antwort!" — ſchrieen die Andern.

Sie lachte laut auf, klapperte mit den Kaſtognetten, drehte ſich tanzend im Kreiſe herum, und ſang, nach einer, wie es ſchien, eigenen Melodie, dazu:

Ich will mich nicht binden,
auch bind' ich euch nicht.
Wollt Liebchen ihr finden,
ſo ſuchet ſie nicht!

Fernando klopfte in die Hände; eben das that der Barbier, und rief entzückt aus:

"Scharmant! — Extrafein!

Maſetto — ſo hieß der Bauerburſch, von dem jetzt die Rede iſt; — nahte ſich Fernando'n ganz unbefangen, und ſagte:

"Daß Merlina ein ſchönes Mädchen iſt, ſehen der Herr Kavalier wohl ſelbſt, aber das wiſſen Sie nicht, daß ſie ſpröde iſt, wie eine Nonne, und ſtolz, wie eine Biſcayer Herzogin oder eine Kaſtilianiſche Gräfin. *) Sie zermalmt die Herzen, wie ihre Mühlenſteine das Korn zerreiben, und bringt Unglück über alle junge Burſche, wie eine Sonnenfinſterniß über die Welt. *) "

---

*) Alle Spanier, beſonders aber die Biſcayer und Kaſtilianer, ſind ſo ſtolz auf ihren alten Adel, und behaupten, eben ſo edel zu ſeyn,

> wie der König. Als König Philipp V. gehuldiget wurde, ſah der Miniſter mit Erſtaunen, daß jeder Edelmann bei der Huldigungsakte zu ſeinem Namen ſetzte: Edel wie der König. Ja, einer ſchrieb ſogar: Nobile como el Rey, y poco mas; (noch etwas edler als der König). Im Zorn ſchrie der Miniſter: "Was wollt ihr damit ſagen? Iſt nicht das Haus Frankreich das älteſte unter den regierenden Häuſern?" — Der Spanier erwiederte: "Das iſt wahr! Aber der König iſt ein Franzos, und ich habe die Ehre, ein Kaſtilianer zu ſeyn."

---

*) Nach einem Aberglauben des gemeinen Volks in Spanien.

Fernando lächelte Merlinen die Frage zu:

"Schönes Kind! Iſt das wahr?"

"Ach! — ſagte Merlina erzwungenſchäkernd, ohne eine gewiſſe Empfindlichkeit ganz verbergen zu können; — Maſetto iſt als ein Erzſchäkerer allbekannt. Habe ich noch keinen geliebt, ſo kommt das bloß daher, weil der Rechte noch nicht gekommen iſt. Kömmt der einmal, ſo ſoll er mich gewiß ſehr gnädig finden."

"Bene! — ſchrie der Barbier; — Scharmant geſprochen!"

"Ach! — ſagte Maſetto; — Sprechen kann ſie, aber nicht lieben."

"Ich denke — fiel Merlina ein; — man thut wohl, ſich nicht zu übereilen, und die Freiheit zu behaupten, ſo lange man kann. Wer frei iſt, gilt überall ſeinen Batzen. "

" Noch weit mehr! " — ſchrie der Barbier.

Alle lachten, und der Tanz begann wieder. — Endlich kam die Zeit der Sieſte, und es entſtand eine Pauſe. — Fernando verließ das Getümmel, und lagerte ſich in die Laube des Gartens. Hier ſchlief er ganz ſanft, bis ihn Etwas weckte. Eine Zitrone fiel bei ihm nieder, eine zweite und eine dritte folgten. — Er erhob ſich; Merlina ſtand hinter der Laube und lachte. Er drohte ihr mit dem Finger; ſie drohte ihm wieder, und ſprang davon.

Er gieng ihr nach. Sie war verſchwunden. — Endlich ſah er ſie im Freien hinter dem Garten ſitzen. Sie ſaß am Bache, und ſah gedankenvoll hinein. Er warf ſeine Arme um ihren Nacken, und küßte ſie. Raſch ſprang ſie auf, ſah ſich um, und ſagte:

"Es iſt gut, daß das kein Menſch geſehen hat! Sonſt wär' der ſtolze Ruf hin. Gehen Sie ja allein und gleich zur Geſellſchaft zurück, ſonſt ſehen Sie mich nicht wieder. Doch iſt es noch die Frage: ob es Ihnen nicht einerlei iſt, mich zu ſehen, oder nicht zu ſehen?"

"Gewiß nicht!" — ſagte Fernando, indem er ihre Hand ergriff.

"Was kann es helfen? Heute ſind Sie hier, morgen reiſen Sie fort, und wir ſehen uns nicht wieder. Es giebt mehrere Müllermädchen in der Welt, und für die alle ſind Sie doch nicht gewachſen."

"Sie ſprang davon, und Fernando fand ſie wieder tanzend, bei der Hochzeitgeſellſchaft.

"Sie tanzt, — ſchrie der Barbier; — ſo wahr ich ehrlich bin! wie eine königliche Operntänzerin."

"Das iſt ja eben mein Unglück!" — ſagte Maſetto.

Indem entſtand Getümmel. Man hörte Trommeln. Alle fragten: Was es gebe? Die Mädchen drängten ſich an ihre Liebhaber, die Weiber an die Männer an. Merlina ſtand ganz nahe an Fernando, und faßte — vermuthlich in der Verlegenheit und aus Zerſtreuung, — ſeine linke Hand.

Ein Dragoner ſprengte in den Hof und forderte einen Trunk.

"Wir haben ihn!" — ſchrie er.

"Wen habt ihr?" — fragten alle.

"Den verfluchten Kerl, Bragadino, haben wir endlich."

Den Zigeunern entſanken die Inſtrumente.

"Er hat ſich derb gewehrt. Er bekam drei Hiebe und einen Schuß. Wir mußten ihn auf einen Wagen legen, und wer weiß, ob er lebendig Toledo erreicht. — Nun iſt Ruhe. Es lebe der König!"

Die Hochzeitgäſte jauchzten dem Dragoner nach: "Es lebe der König!" und traurig ſpielten die Zigeuner dazu auf.

"Iſt ein Wundarzt hier?" — ſchrie ein Officier.

Der Barbier meldete ſich ſogleich und folgte dem Officier vor's Thor der Poſada.

Alle ſtrömten ihm nach. Fernando blieb zurück. Merlina ſah ihn fragend an. Er lächelte ihr zu:

"Wer wollte nicht lieber bei einem hübſchen Mädchen bleiben, als einen ſterbenden Zigeuner ſehen? "

Merlina ſchlug die Augen nieder, und ſagte:

"Gar zu lange möchte ich doch nicht bei Ihnen bleiben; und beſſer wär's vielleicht auch, den Zigeuner, als Sie zu ſehen! "

Der Barbier kam zurück, und ſagte:

"Es iſt aus mit ihm! — Sie haben ihn zu derb getroffen. Er hat ausgelebt; das Uhrwerk ſeines Lebens iſt abgelaufen.

Gute Nacht, Herr Bragadino! Contra vim mortis, non est medicamen in hortis. Punktum! "

Die Hochzeitgäſte ſammelten ſich wieder. Die unterbrochene Luſtbarkeit begann von neuem, und Fernando gieng in's Freie.

Ein Reiter ſprengte auf ihn zu. Er kam näher; es war einer ſeiner auf dem Schloſſe zurückgelaſſenen Diener, der einen Brief von dem Kaſtellan Lorenzo an ihn überbrachte. Er ſchrieb: "Die Karmeliter machten, während ſeiner Abweſenheit, bedenkliche Bewegungen, deshalb wünſchte er, ihn, ſo bald als möglich, wieder auf dem Schloſſe zu ſehen."

Fernando überlegte nicht lange, und war gleich entſchloſſen, zurück zu reiſen.

Als er ſich zur Ruhe legen wollte, brachte ihm Merlina den Schlaftrunk zu, indem ſie ihm glückliche Reiſe wünſchte.

"Wenn ich wieder hieher komme, — ſagte er; — wünſche ich auf Deiner Hochzeit zu tanzen."

Sie lächelte:

"Was könnte Ihnen das helfen?"

"Dir auch nichts?"

"Wahrhaftig nicht!"

"Dennoch bin ich überzeugt, daß Du mich gern ſehen würdeſt."

"O ja! Ich werde Sie immer gern ſehen."

"Ich dächte Maſetto —"

"Von dieſem iſt nicht die Rede. — Schlafen Sie recht wohl! und reiſen Sie glücklich!"

Fernando hatte ſich kaum niedergelegt, als ihm eine Nachtmuſik gebracht wurde. Eine Serenate wurde abgeſungen, und bald darauf verließ die luſtige Geſellſchaft das Wirthshaus.

Mit Tagesanbruch beſtiegen Fernando und ſeine Diener ihre Roſſe. — Der Barbier überreichte ein Gedicht und wurde dafür bezahlt; aber Merlina kam nicht zum Vorſchein, wie Fernando es erwartete. — Sie ſprengten davon.

Als Fernando auf ſeinem Schloſſe eintraf, ſprang Lorenzo ihm froh entgegen und freute ſich der gewünſchten Ankunft. Er hatte viel zu erzählen, und Fernando ſah, wie nöthig ſeine Gegenwart auf ſeinem Schloſſe geweſen war.

Auch Klärchen erſchien, und zwar mit einer ſonderbaren Nachricht, die wir von ihr ſelbſt hören wollen.

"Gnäd'ger Herr! — ſagte ſie; — was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt eben ſo ſonderbar, als es wahr iſt; denn wir haben die Wahrheit in den Händen, bei uns, im Schloſſe."

"Zur Sache, Frau Klara!"

"Ja, zur Sache! — Als der gnäd'ge Herr zwei Tage von uns weg waren, gieng ich eines Morgens in den Schloßgarten, Zwiebeln zu holen. Da ſah ich unter den Granatbäumen ein Käſtchen ſtehen, das ſonſt nie dort geſtanden hatte."

"Das der Gärtner dorthin geſetzt hatte?"

"Bewahre Gott! —"

"Wer ſonſt?"

"Das weiß ich nicht. — Hören Sie nur! — Ich dachte, was in aller Welt, mag denn wohl in dem Käſtchen ſeyn! und gieng drauf los. Ich ſah hinein, und — Was meinen Sie wohl, das in dem Käſtchen lag?"

"Wie kann ich das wiſſen?"

"Ein Kindchen, ein allerliebſtes Kindchen lag drinne!"

"Ein Kind?"

"Ein ſcharmantes Bübchen! Es lag und ſchlief, recht ruhig und ſanft."

"Wer mag Dich wohl mit dem Bübchen beſchenkt haben?"

"Mich? — Mich, gewiß Niemand."

"Man kann nicht wiſſen!"

"Nein! Mir gehört das Bübchen nicht an. Vielleicht aber — Verzeihen Sie! — Vielleicht gehört es Ihnen."

"Mir?"

"Denn, — ſehen Sie! — dieſer Brief an Sie, lag auf des Kindes Bruſt."

Fernando riß den Brief auf, las ihn, und fragte:

"Wo iſt das Kind?"

"Es iſt in meiner Pflege, und befindet ſich recht wohl!" — ſagte Klara.

"Es darf dem Kinde nichts abgehen!"

"Recht wohl!"

"Es iſt — Das Kind iſt mir empfohlen."

"So?"

"Ein Freund von mir iſt in Verlegenheit gekommen, und nimmt in dieſer Sache ſeine Zuflucht zu mir. Er ſoll ſich nicht in mir betrogen haben. — Das Kind ſoll die ſorgfältigſte Pflege und Wartung genießen, und Dich, Klara, wird man dafür recht reichlich belohnen, wenn Du es warten willſt."

"Mit Vergnügen! — Wollen Sie es nicht ſehen?"

Fernando gieng mit ihr, und Klara zeigte ihm, was wir alle vermuthen, — ſeinen Sohn. — Der Brief war von Fioren. Sie empfahl das Kind ſeiner Vaterliebe, und ſchrieb ihm, ſie ſey in der Nähe, und werde ihn bald ſprechen.

Dieſes Verſprechen wurde bald erfüllt. Fernando erhielt den Beſuch, als er im Schloßgarten eines Mittags ſeine Sieſte in der Orangenlaube hielt. Als er erwachte, ſaß Flora neben ihm und wehrte mit einem Mirthenſtengel von ihm die Fliegen ab. Sie war zwar als Zigeunerin, doch in ſeidene, mit Golde geſtickte Kleider, gekleidet. Sanft, in langen Locken, umrollte ihr Haar den weißen, vollen Nacken, ein Blumenſtraus prangte an ihrem Buſen, und eine goldene Kette, an welcher ein großes mit Edelſteinen umfaßtes Schauſtück hing, umſchlang den Hals bis auf die volle Bruſt. Ein zierliches, mauriſches Gewand umfloß den zarten Leib des ſchönen Weibes, und voll bebändert und beſchleifet waren ihre Arme. — Sie ſang:

Stets wiege Dich der ſchönſte Traum
in blütenreichen Lauben
in ſüße Ruh, und keinen Traum
mag Dir Erwachen rauben.

Doch ſchwingt die ſchöne Wirklichkeit
den Stab und ruft: Erwache!
umarme dieſe Wirklichkeit
und ſcherze, küſſe, lache!

Fernando umſchlang, küßte ſie, und rief aus:

"Willkommen, gute Flora! Du liebe, ſüße Wächterin!"

Sie erwiederte ſeine Umarmung, ſeine Küſſe mit Zärtlichkeit, und ſagte:

"Ich danke Dir für alle Sorgfalt, die Du Deinem Kinde ſchenkſt! Gern hätte ich es bei mir behalten, aber es konnte nicht ſeyn; warum? ſollſt Du hören. — Oft werde ich das liebe Kind beſuchen, und da ich ihm nicht die Mutterbrüſte reichen kann, ſo ſollen es doch zuweilen offene Mutterarme umfaſſen, und an ein mütterliches Herz, mit ſanfter Freude drücken! — Hier, Fernando! iſt Dein Ring zurück. Ich kam nicht nach Madrit, ihn abzugeben."

"Du willſt ihn nicht behalten?"

"Soll ich? — Darf ich? — Willſt Du es haben? — Er ſoll nie von dieſem Finger kommen!"

"Behalte ihn, und trage ihn mir ſtets zu freudebringender Liebe! — Doch ſage mir, was deutet Deine koſtbare, reiche Tracht an?"

"Als ich hörte, Serena ſey geſtorben, beklagte ich Deinen Verluſt in meiner ſtillen Einſamkeit. Ich wagte mich aus derſelben heraus, als ich Bragadino's Tod vernahm. Zwei Banden, ſagte ich, ſind gefallen, das dritte Band bringe ich meinem Fernando. Dein Sohn iſt bei Dir, den Dir und mir die Liebe ſchenkte, in ſtiller freudenvoller Nacht. — Ich gieng in meine Thäler. — Meine Brüder und Schweſtern wählten mich zu ihrer Königin. Als dieſe gekleidet, ſiehſt Du mich. Ich nahm von ihnen zuvor den Schwur, mich nie zu einer ehelichen Verbindung zu zwingen, und gab ihnen den meinigen, bei ihnen zu bleiben."

"Nicht bei mir? — Nicht bei Deinem Fernando?"

"Du wirſt mich immer ſehen, ſo lange Du mich ſehen willſt. Ich werde oft in Deinen Armen ruhen, und ſtille Heimlichkeit wird unſere freudenvollen Stunden decken.

Sanft mit ihren Roſenſchwingen
deckt die Liebe heimlich, ſtill,
was ſie fremden Späherblicken,
und dem Neid entziehen will!

Sie decke mich und Dich, und beglücke uns in frohen Stunden, die unſere Zärtlichkeit uns ſchenkt. — Biſt Du das zufrieden?"

"Ob ich's zufrieden bin? Und Du fragſt nicht, ob ich es nicht wünſche?"

"Verſprechen gegen Verſprechen!"

"Ich gebe es."

"Wort gegen Wort!"

"Mit Freuden!"

"Im Auge der glänzenden Königin des Tages, der alles belebenden und erleuchtenden Sonne, ſchwöre ich Dir ewige Liebe zu!"

"Ich Dir!"

"O! laß uns glücklich ſeyn!"

"So glücklich, wie wir es uns wünſchen können!"

Er umſchlang ſie, legte ihre Hand auf ſein klopfendes Herz, und ſtumm blieb die lebhafteſte Szene.

Flora wiederholte ihre Beſuche, ſo oft ſie konnte, und Fernando hat oft in ihrem Lager, unter den Zigeunern, übernachtet. Die ganze Gegend ſprach von dieſer ſonderbaren Verbindung, wie man ſie nannte. Die Damen perſiflirten darüber, und an Gloſſen der Männer fehlte es auch nicht. Dieſe geſtanden zwar, daß Flora ein ſchönes Weib war, jene aber meinten, ſie ſey ja doch nur eine Zigeunerin. Fernando befand ſich glücklich, und lebte ein ſtilles, einfaches Leben.

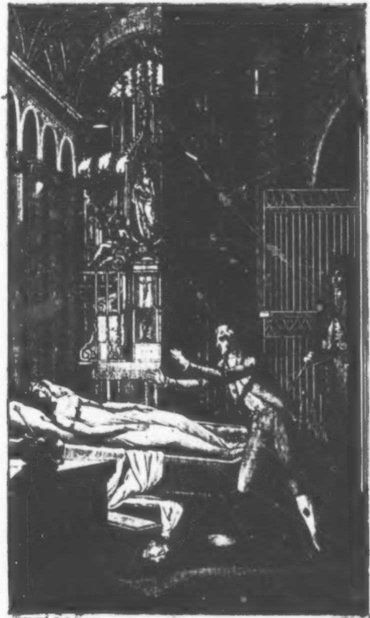
Floren's praktiſche Kenntniſſe geheimer Wiſſenſchaften, reizten ſeine Wißbegierde. Er ſtudirte in Büchern, die über dieſe Wiſſenſchaften geſchrieben worden waren, und vermehrte ſeine und ſeiner Geliebten Kenntniſſe. Die erfahrenſten Zigeuner ſchloſſen ſich an ihn an: Fernando griff endlich ſelbſt zur Feder, und die Spanier erhielten ſeine Werke über Geomantie, Chiromantie und Phyſiognomie, die noch immer in dieſen Fächern die erſten Plätze in der ſpaniſchen Litteratur behaupten.

Erholung fand er in den Armen der Geliebten, und treue Liebe krönte die Freuden ſeiner Tage. Umſchlungen von runden Armen, lauſchte er den ſüßen Tönen der Geliebten den ſanften Zauber des Geſanges ab, und fröhlich ſtimmte er in denſelben ein:

Vier entzückte Augen ſehen
ſchon genug, in ihrer Luſt,
wenn zwei frohe Herzen klopfen,
treu vereint an Einer Bruſt.

Auf den Lippen glänzt das Siegel
heiliger Verſchwiegenheit,
und im Stillen ſchenkt die Liebe,
ihrer Freuden Seligkeit!

coll./



[illegible]

Wache auf!

Der Sicilianer.

Ein Roman.

Von
dem Verfaſſer des Rinaldini.

Ld. i Christian August Vulpius

> Nam ſei ſe me engana Helena,
> Se Maria, ſe Ioanna,
> Nam ſei qual dellas me engana.
>
> Camoens.

Erſter Theil.

Arnſtadt und Rudolſtadt,
bei Langbein und Klüger.
1803.

Dd 4 : 352

Landes-
Bibliothek
Weimar

Der Griff in den Romanen-Glückstopf.

Ein Griff in die ſtets wohlgefüllte Büchſe der liebenswürdigen Pandora (vorausgeſetzt, daß die Romanenſujets noch nicht mit den wirklichen Spektakeln entwiſcht ſind), bleibt immer ein Griff in einen Glückstopf; in ſofern nemlich, dieſer Griff, ſich auf die Leſewelt bezieht. Wie ſo manchmal ſchon zog der Verfaſſer eines Romans eine Niete, und glaubte des Treffers ganz gewiß zu ſeyn! Ein andermal rechnete er ſelbſt auf eine Niete, und ſiehe da! das Publikum ſchrie: Ein Treffer! Ein Treffer!

Wie viele Romanengattungsepochen ſind ſchon vorüber gegangen, und wie viele werden künftig noch vorüber gehen! Schäfer, Robinſone, Avanturiers, Philoſophen, Pfarrer, Ritter, Geiſter, Räuber, Könige, Wilde ꝛc. ſpielten und ſpielen noch auf der Romantiſchen Bühne ihre Heldenrollen mit Beifall, und in allen Zonen und Welttheilen fand man den Schauplatz ihres Wirkens und Waltens, ihres Lebens und Strebens.

Die Romantiſche Welt iſt ein ungeheurer Park, in welchem der Wandelnde ſeine Parthie ſucht und findet. Dieſer weilt bei einem Kiosk, jener bei einer Ritterkapelle; dieſem gefällt ein Chineſiſches Fiſcherhäuschen, jenem ein Gothiſches Schloß; der eine bewundert einen Griechiſchen Tempel, der andere eine Kaffernhöhle; dieſer ergötzt ſich an einem Waſſerfalle, und jener bewundert die rothen und goldenen Fiſchchen in einem Teiche, wohl gar den Teich ſelbſt; und jeder bildet aus dem Einzelnen ſich ein

Ganzes. — So bleibt der Park in Ehren.

Und nun die Anwendung auf gegenwärtige Parthie des Romanen-Parks? — Sie iſt wohl ſehr leicht gemacht!

Geſchrieben, am Tage der vier gekrönten Ritter. 1802.

Der Sicilianer.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

Es iſt des Wahnſinns hoher Wahn,
der ſelbſt auf unbetretnen Wegen
dem kühnſten Widerſtand entgegen,
für ſich ſucht eine breite Bahn.

Erſter Abſchnitt.

Se cuido, que mente Helena,
Tambem mentira Ioanna,
Mas quem mente nam me engana.
Camoens.

„Wohin ſchon ſo früh? Leonardo! Wohin?“ — ſchrie, wie aus Einem Munde, die ganze luſtige Kompagnie, die an einem ſchönen Abend, in der berühmteſten aller Eisbuden in Neapel, dem Hafen gegenüber ſaß, als Leonardo nach Hut und Degen griff.

Er murmelte eine ziemlich unverſtändliche Antwort ſchnell heraus, und gieng.

„Wißt ihr, — fragte Ottavio, als Leonardo fort war; — wohin er geht?“

„Er wird wohl, — lächelte der Zollinſpektor bedeutend; — etwa ſo einem kleinen Liebſchäftchen nachſchleichen!“

„Mit dem kleinen Liebſchäftchen, — fuhr Ottavio fort; — iſt's nichts; die Liebſchaft, iſt groß genug. Geht ihm einmal nach, und ich wette darauf, er geht gerade auf Villa Reale zu.“

„Ottavio! — fuhr Luiſardo auf; — Was willſt Du damit ſagen?“

„Nichts. — Leonardo's Weg will ich bezeichnen.“ —

„Gnade ihm Gott, wenn ich wirklich ihn auf dieſem Wege treffe!“

„Er ſtürzte nach dem Degen. Ottavio hielt ihn zurück, führte ihn auf die Seite, und fragte:

„Schlägt zu Villa Reale ein Herz für Dich?“

„Wozu dieſe Frage?“

„Ich wiederhole ſie: Schlägt zu Villa Reale ein Herz für Dich? — — Iſt dies der Fall, ſo kannſt Du ruhig ſeyn, iſt er es nicht —“

„Er iſt es nicht! — Bei'm Teufel, nein! Er iſt es nicht!“

„So laß den Glücklichern ruhig ſeinen Weg gehen.“

„Den Glücklichern? — Wie? Du glaubſt —“

„Ich glaube, daß wir beide allzuviel glauben.“

Ein Mohr trat ein, und fragte nach Leonardo. Er hatte einen Brief an ihn abzugeben.

Roſamarina, die artige Schenkin der Eisbude, nahm den Brief ihm ab, und ſagte:

„Der Brief ſoll richtig beſtellt werden, verlaſſe Er ſich darauf, mein Freund!"

Der Mohr gieng. — Roſamarina blickte, ſchalkhaft-lächelnd auf den Brief, und ſagte:

„Der kömmt gewiß aus ſchönen Händen! — Das iſt ja Papier, ſo fein, ſo weich, wie Seide, bemalt mit Blumenkanten, und riecht — O! meine Liebe! — Mein Herz! Wie köſtlich riecht der Brief!"

Sie ſchob, als ſie das ſagte, den Brief in den Buſen, und — das Siegel brach.

„Ich bin des Todes! — ſchrie ſie laut auf, warf den Brief auf den Tiſch, und lief davon; — das Siegel iſt gebrochen!"

„Verfluchte Affairen! — ſchrie der Zollinſpektor. — Wenn nur einmal Weiber Briefe unter die Hände bekommen, ſo ſichert auch ſelbſt Salomonis Ring das Erbrechen nicht. — Da haben wir nun den offenen Brief! — Jetzt iſt er offen, jetzt hat er kein Geheimniß mehr, er iſt ein ausgeſprochenes Wort, das einem Jeden gehört. Da liegt er; Ihr könnt ihn alle leſen."

„Nein, nein! — ſchrie Roſamarina, die zurück kam, indem ſie die Hand auf den Brief legte; — Erbrochen iſt der Brief nicht; das Siegel iſt zerbrochen; geöffnet wird er nicht, geleſen wird er nicht von uns."

„Du wirſt's uns wehren!" — ſagte der Zollinſpektor, beinahe aufgebracht.

Roſamarina ſah ihn fragend an, und entfaltete raſch den Brief ſelbſt. Offen lag er vor ihr. Der Zollinſpektor ſah auf den Brief, und ſchrie:

„Meine Herren! In welcher Sprache iſt dieſer Brief geſchrieben?"

Ein Notorius verſicherte, das wären Arabiſche Schriftzüge. Roſamarina bog den Brief zuſammen, und ſchob ihn lachend wieder in den Buſen.

„Meine Herren! begann der Zollinſpektor; — Wiſſen Sie denn etwas Näheres von dieſem Leonardo? Täglich iſt er unter uns, und wir kennen ihn nicht, wiſſen weiter nichts von ihm, als daß er Leonardo heißt, daß er eine Liebſchaft hat, und daß er Arabiſche Korreſpondenz führt.“

„Er iſt ein Sicilianer;“ — ſagte Roſamarina, berichtend.

„Er iſt ein Spion! ſage ich;“ — fuhr der Zollinſpektor fort.

Ein Mann in einen Mantel gehüllt, trat ein, und fragte nach Signor Leonardo. Als er ihn nicht fand, gab er einen Brief ab, den Roſamarina gleichfalls zu ſich nahm, und ihn zu beſtellen verſprach.

Indem kam ein Diener, und liſpelte Luiſardo etwas zu. Dieſer nahm Hut und Degen, und gieng mit ihm fort. Ottavio, folgte ihm.

Roſamarina ergriff die Guitarre, ſpielte, und ſang:

Lied.

Angenehme Ambradüfte,
goldne Frucht am Blüthenbaum,
ſüßgewürzte Sommerlüfte,
ewig Lenz und Blumen Traum!

Sieh, das Schiffchen liegt am Strande,
eil' ihm zu, es nimmt dich ein,
führt dich nach dem ſchönen Lande,
wo die Seele wünſcht zu ſeyn.

Ueber Wellen, ſanft gehoben,
führt des Wunſches Nachen ſchnell,
grüne Wimpel flattern oben:
Luft und Himmel bleiben hell.

Angenehme Ambradüfte,
goldne Frucht am Blüthenbaum,
ſüßgewürzte Sommerlüfte,
ewig Lenz und Blumen Traum!

Der Zollinſpekter fragte:

„Liebes Kind! Wo iſt denn Dein Vaterland?"

„Da iſt mein Vaterland, — lächelte Roſamarina; — wo alle arme Mädchen das Ihrige haben; wo es ihnen gut geht."

„Ich meine, wo Du gebohren biſt?"

„Ach! theuerſter Herr Zollinſpektor! wenn Sie den Ort meiner Geburt kennen ſollten, Sie fielen in Ohnmacht."

„Ich? — Ich, ſollte darüber in Ohnmacht fallen?"

„Sie fielen in Ohnmacht!"

„Da kennſt Du mich nicht! — Ich, kann gar nicht in Ohnmacht fallen. — In meinem Dienſte kommen zuweilen Fälle vor, in denen das Haar bergauf ſteigen möchte. Man bleibt aber doch gelaſſen. Und wenn Du ſelbſt im Krater des Veſuvs, unter den entlegenſten Ruinen von Portici, wenn Du ſogar in den Katakomben — geboren wärſt, das könnte mich noch alles nicht zur Ohnmacht bringen. Auf der Erde, biſt Du ja doch geboren.“

„Nein.“

„Unter der Erde?“

„Nein.“

„Auf dem Waſſer?“

„Auch nicht.“

„Wo denn?“

„In der Hölle.“

„Das muß ein allerliebſtes Höllchen ſeyn, in den ſo hübſche Mädchen ihr Daſeyn erhalten! Ich merke, Du biſt eine Sicilianerin, und Val demonio iſt Dein Vaterland.“

„Merken Sie das?“

„Liebes Kind! ein Zollinſpektor muß wohl noch weit mehr als ſo etwas zu errathen wiſſen; er muß weiter, als nach Val demonio blicken können.“

Leonardo trat ein. — Roſamarina kam ihm entgegen, gab ihm die Briefe, und erzählte die Geſchichte derſelben. — Er öffnete beide, und legte beide auf den Tiſch.

„Wer ſchreibt Arabiſch an mich? — ſagte er; — das iſt eine Fopperei. Ich kann ſo wenig Arabiſch leſen, als ich die Aegyptiſchen Hieroglyphen zu entziffern verſtehe."

Ein Grieche, — ſeiner Kleidung nach, — der hinter einem Tiſchchen einſam und allein, bei einer Flaſche Sirakuſer ſaß, ſtand auf, ſah, ohne Umſtände zu machen, in die Briefe, und ſagte:

„Mein Herr! ſtecken Sie die Briefe zu ſich. Sagen Sie mir, wo Sie logiren; ich komme zu Ihnen, und leſe Ihnen vor, was in den Briefen ſteht. Es iſt alles ſehr bedeutend."

Ein Offizier ſtürzte athemlos herein, und fragte ängſtlich:

„Wo iſt Luiſardo?"

„Was giebt es?“ — fragte der Zollinſpektor.

„Die Prinzeſſin Onerina iſt in Villa Reale ermordet worden;“ — antwortete der Offizier.

„Ermordet?“ — ſchrieen fragend alle, wie aus Einem Munde.

„Ermordet?“ — fragte Leonardo mit bebender Stimme.

„Und Sie eilen nicht nach Villa Reale?“ — fragte Roſamarina.

„Kommen Sie! — ſagte der Grieche; — Wir wollen ſehen, was Kunſt und Wiſſenſchaft vermögen. Iſt nur noch Ein Funken Leben in ihr, ich rette ſie!“

„Eilen Sie!“ — ſchrie der Offizier.

Luiſardo ſtürzte athemlos herein, und warf ſich auf einen Stuhl:

„Es iſt geſchehen! — ſagte er. — Die Grauſame, aber dennoch von mir ſo zärtlich Geliebte, lebt nicht mehr. —“

O Leonardo! das, haben Sie zu verantworten."

„Was ſagen Sie?" — fragte dieſer aufgebracht.

„Sie, und die Marcheſe;" — fuhr Luiſardo fort.

Leonardo ſchlug an den Degen. Luiſardo griff nach dem ſeinigen. Schnell waren die Klingen blank. — Der Zollinſpektor ſchrie nach Wache. Der Grieche griff raſch in die Klingen. Zerbrochen lagen ſie vor ihm.

„Keine Händel, — ſagte er gelaſſen; — oder beſſere Klingen!"

Betroffen ſtaunten die Streitenden den unerbetenen Schiedsmann an, der auf eine ſo wunderbare Art ſich in's Spiel miſchte; indeß dieſer eine der zerbrochenen Klingen aufhob, ſie anſah, und ſagte: . .

„Aha! — dorther kommt ihr? — Dacht' ich's doch gleich! — Franzöſiſches Gut; leichte Waare! — So wird man in der Welt für ſein Geld verwahrt! 's iſt ſchändlich! — Wer ſetzte nicht auf einen ſo ſtattlichen Degen ſein ganzes Vertrauen? Wer glaubte nicht an ihm, einen Retter in Gefahr zu finden? Und, ſiehe da! ein Griff mit einer bloßen Hand, vernichtet alle dieſe Hoffnungen."

„Aber, mit welcher bloßen Hand? — fiel der Zollinſpektor ein. — Das iſt keine gewöhnliche bloße Hand."

Der Grieche ſtreckte ſeine Hand ihm entgegen. Der Zollinſpektor ſchob Tabak in die Naſe, und begegnete dieſer Oſtentation mündlich:

„In den fabelhaften Zeiten der Tafelrunde, hieß man das gefeyt, was man jetzt feſt gemacht nennt. Es giebt eine ſogenannte Waffenſalbe, mit der geſalbt, jeder

Theil des Körpers, der geſalbt wird, allen Waffen widerſteht. Klingen brechen, Kugeln prallen ab, und Pfeile zerknicken."

Der Grieche lachte. Roſamarina küßte ihm die Hand, und rief aus:

„Χαῖρε πατερ!"

Der Zollinſpektor ſah ſie bedeutend an, und ſagte endlich:

„Wie? — Was? Du ſprichſt ja auch Arabiſch."

„Nur ein paar Worte Griechiſch;" — lächelte ſie freundlich zurück.

Luiſardo warf einen Blick auf Leonardo, und ſagte:

„Wir ſprechen uns ein andermal!"

„Das hoffe ich; — antwortete Leonardo. Hierauf wendete er ſich zu dem Griechen, und ſagte: So bereitwillig ich vorhin war, Sie wiſſen, wohin, Ihnen zu folgen, ſo wenig bin ich es jetzt."

Ein Menſch, der ſich außer Athem gelaufen zu haben ſchien, ſtürzte herein, und keuchte:

„Der große Arzt aus Salamin ſoll hier zu finden ſeyn, und —"

„Still, mein Sohn! — fiel der Grieche ihm in die Rede. — Ich weiß ſchon, was Du ſagen willſt. Gehe nur, ich folge Dir!"

L. B. Weimar

„Wohin geht er?" — fragte Luiſardo, als der Grieche fort war.

„Er geht, — antwortete Leonardo; — zu der, deren Tod ich zu verantworten haben ſoll, ſie zu retten."

„Sie zu retten? — Das kann er nicht!"

„Er behauptet, es zu können."

„Dann iſt er kein Menſch!"

„Du kennſt ihn ja, Roſamarina?"

„Nur als Landsmann im Allgemeinen. Er iſt ein Grieche, und eine Griechin darf auch ich mich nennen."

Es folgte eine Pauſe. — Luiſardo ſah lange vor ſich hin, ſprang endlich auf, und verließ die Bude. Der Zollinſpektor pflanzte ſeinen Stuhl in eine Ecke, und ſich darauf. Leonardo legte ſeinen Kopf in die Hand, und Roſamarina ergriff die Guitarre, ſpielte, und ſang:

Lied.

Schwankt die Mirthe doch ſo lieblich
über's Silberbächlein hin;
prächtig rauſcht der dunkle Lorber; —
doch die Mirthe liebt mein Sinn.

Zärtlich girrt in Mirthenbüſchen
Afroditens Leibgeſpann,
wo ſelbſt, wollte Dafne fliehen,
ſie nicht mehr entfliehen kann.

Helios mit goldnen Blicken,
ſtaunt der Mirthe Blüthe an,
die er ſeinem dunkeln Lorber
nie ſo ſchön entlocken kann.

Prächtig rauſcht der dunkle Lorber:
doch die Mirthe, liebt mein Sinn,
ſchwankt ſie gleich ſo ſtill, beſcheiden,
nur am Silberbächlein hin.

„Ja! — ſagte Leonardo; — Lieblich ſchwankt die Mirthe am Silberbache, aber doch ſo oft, über trüben Wellen!"

„Afrodite, — fuhr Roſamarina fort; — entſtieg der Fluth, und ihre Mirthen, blühten am Geſtade."

„Die Mithe iſt ſehr ſinnvoll, deutend. Waſſer gebar die Liebe —"

„Und Waſſer, ſagt Pindar, iſt das Beſte!" —

„Schnell verrauſchen die Wellen, und Liebe, rauſcht den Erzeugerinnen nach."

„Nur den Wellen, enteilen Wellen; ſie vergehen und entſtehen; ſie fliehen und kommen; es ſind und werden immer wieder Wellen. Gefälliges Wechſeln, iſt das große Syſtem der Natur. Alles wandelt und wechſelt, und nichts vergeht; alles kömmt wieder, und in anderer Geſtalt, lächelt der Reiz der Neuheit in voriger Geſtalt der Rückerinnerung. — So iſt das Wechſelſpiel der Luft und des Meeres; und Kraut und Gras, Planeten ſelbſt, erſcheinen ſchöner nur im Wechſelglanze. Wie will der Menſch, der ewig Wechſelnde, ſich an etwas Feſtes hängen? Auf dieſer Welt giebt es, zum Glück der Menſchen, keine Ewigkeiten."

„Wie kommen denn — fragte der Zollinſpektor, nicht ohne Ironie; — dieſe weiſen Sprüche in die Tabernen?"

„Eben ſo, wie der Zoll; — antwortete Roſamarina. — Man bringt ihn dahin, um ihn dort abzuholen. Verſtehen Sie mich?"

„Nun ja! So kömmt ja alles aus der Hölle, aus der keine Erlöſung iſt.“

„Ich erlöſe Sie heute noch.“

„Iſt denn dieſe Eisbude eine Hölle?“

„Teufel giebt es wenigſtens drinne.“

„Im Glaſe und in Deinen Augen, ſehe ich nur Engel.“

„Ach! geben Sie mir Flügel.“

„Die ſind zu kaufen.“

„Und ſtark verzollt?“

„Es geht noch. — Die verliebten Flügel, desgleichen die poetiſchen Schwingen, die leicht in Flügel geſammelt werden können, wie Blumen zu einem Straus, ſtehen alle nicht mit im Zolltarif. Willſt Du aber freilich ſichtbare Flügel tragen, ſo findeſt Du Deine Taxe; Du müßteſt ſie denn etwa, am Frohnleichnamsfeſte als Gabriel, cum privilegio, und zollfrei tragen. Doch, aus der Hölle verſteigt man ſich nicht leicht zu dergleichen Prozeſſionen.“

„Was ſoll's denn mit der Hölle ſeyn?" — fragte Leonardo.

„Der ſchöne, unbeflügelte Engel hier, — antwortete der Zollinſpektor; — der ſo freundlich uns kredenzt, giebt vor, in der Hölle geboren zu ſeyn. Ich gebe ihm alſo nur ſeinem Vaterlande wieder."

Der Kanonenſchuß vom Kaſtel gebot Feierabend. Der Zollinſpektor leerte ſein Glas, wünſchte wohl zu ruhen, und gieng. — Der Platz war leer. — Roſamarina ergriff Leonardo's rechte Hand, drückte ſie gegen ihre Bruſt, blickte ihn zärtlich an, und gieng.

Er ſprang auf, rief ihr nach, verweilte, — und ſie kam nicht zurück.

Schon klapperten Riegel, Schlüſſel und Schlöſſer in den Händen des Markörs; Leonardo warf ſeinen Hut auf den Kopf, und ſchlich aus der Bude.

Zweiter Abſchnitt.

Se de ſuadade
Morrerei, ou nam,
Meus olhos diram,
De mia verdade.
Camoens.

Unruhig durchwachte Leonardo die Nacht und gar nicht heiter verließ er das Lager. — Kaum regte er ſich im Zimmer, als Thereſe, die Tochter ſeiner Wirthin, ihm die Schokolade brachte.

„Es war ſchon ein Mann hier, — ſagte ſie; — der nach Ihnen fragte. Er will wieder kommen.“

Sie goß Waſſer in die Blumentöpfe und pflanzte friſche Blumen hinein. — Leonardo gieng zerſtreut im Zimmer auf und ab. — Thereſe ſeufzte. Leonardo bemerkte das.

Er. Wohin flog dieſer Seufzer?

Sie. Wohin? das weiß ich wahrhaftig! ſelbſt nicht. — Wenn ich mich beſchäftige, ſeufze ich oft, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum. Es iſt eine Angewohnheit. — — Sie ſind auch nicht heiter aufgeſtanden!

Er. Bemerkſt Du das?

Sie. Man ſieht es Ihnen an?

Er. Ich habe wenig geſchlafen.

Sie. Ich auch!

Er. Und habe Kopfweh.

Sie. Ich auch.

Leonardo warf ſich auf's Sofa, und griff nach einem Buche. Thereſe wiſchte Ti ſche und Stühle ab, und polirte Glas und Rahmen eines weiblichen Portraits, welches unter dem Spiegel hieng. Dabei hielt ſie ſich lange auf. Leonardo fragte:

„Es iſt doch nichts an dem Bilde zerbrochen?“

Sie. Nichts. — Das Portrait beſchäftiget mich immer. Es iſt ein intereſſantes Geſicht!

Er. Es iſt das Geſicht einer Unglücklichen.

Sie. Unglück und Unglückliche ſind ſtets intereſſant.

Die Thür gieng auf. Der Grieche trat ein; Thereſe verließ das Zimmer.

„Wie haben Sie geruht?“ — fragte der Grieche.

„Schlecht;“ — antwortete Leonardo.

„Ich habe auch wenig geſchlafen.“

„Wie ſteht es zu Villa Reale?“

„Die Prinzeſſin lebt.“

„Lebt?“

„Und ich hoffe ſicher ſie ganz wieder herzuſtellen. Die Wunde war tödlich.“

„Sie ſind ein Arzt?“

„Ein Arzt.“

„Aus Salamin?“

„Von dorther komme ich jetzt.“

„Sie nennen ſich?“

„Apollonius.“

„Mir fällt bei dieſen Namen —“

„Der berühmte Philoſoph Apollonius von Thyana ein?“

„Sie haben es errathen! Da nun Ihre Wunderkuren Sie ſelbſt zum Wundermanne machen, ſo —“

„Wollen Sie aufrichtig ſeyn?“ — fiel der Grieche fragend, ſchnell ein.

„Ich war es ſtets;“ — ſagte Leonardo.

Der Grieche gieng ſchnell auf und nieder, und Leonardo klingelte nach Wein und Frühſtück. — Thereſe brachte beides. Sie ſchenkte die Gläſer voll, und verließ das Zimmer.

Apollonius. Wie ſtehen Sie mit der Prinzeſſin Onorina? Man hält Sie für ihren Liebhaber, und eine gewiſſe Marcheſe Lomellino, für die Nebenbuhlerin der Prinzeſſin. — Eiferſucht, ſagt man, habe die Prinzeſſin ermorden wollen. — Verzeihen Sie, daß ich ſo geradezu ſpreche! Verzeihen Sie meine Frage, die, wenn Sie dieſelbe nicht beantworten wollen, oder können, nur eine Frage ohne Antwort, bleibt!

Leonardo. Daß die Marcheſe mich liebt, vermuthe ich ſelbſt. Ich fühle noch nichts für ſie. Vom Verdacht eines Mordes ſpreche ich ſie frei; wenigſtens glaube ich ſie einer ſolchen That nicht fähig. — Mit der Prinzeſſin ſtehe ich in dem vertrauteſten Verhältniß, von dem ich nicht ſprechen darf; aber ihr Liebhaber bin ich nicht.

Apollonius. Von allen dem glaubt man das Gegentheil.

Leonardo. Was glaubt man nicht! — Nur bei uns ſelbſt ſteht es, zu ſeyn, was wir ſind, aber nicht, was wir zu ſeyn ſcheinen. Das werden Sie wohl ſelbſt wiſſen. — Man hat hier mit mir ſehr viel zu thun, ſo wenig ich auch mit andern zu thun habe. Ungelegenheiten drängen ſich mir ſtets entgegen, und ich bin feſt entſchloſſen, ſo bald eine gewiſſe Angelegenheit in Ordnung gebracht iſt, Neapel ſogleich zu verlaſſen. — Man beleidiget, ja, man foppt mich ſogar! — Die Arabiſchen Briefe —

Apollonius. Bald hätte ich dieſe Briefe vergeſſen! Wo ſind ſie?

Leonardo. Ich habe an der Küſte keine Bekanntſchaft, und kann nicht begreifen —

Apollonius. Beide Briefe haben gleichen Inhalt; einen Inhalt, der Ihnen ſehr bedeutend ſeyn muß, ob er mir gleich nicht ganz verſtändlich iſt. — Hören Sie!

Thereſe trat in's Zimmer, und winkte Leonardo. — **Apollonius** ſtand ſchnell auf, legte die Briefe auf den Tiſch, wendete ſich zu Leonardo, indem er ein Glas Wein ſchnell leerte, ſagte: „Wir ſehen uns recht bald wieder!“ und verließ das Zimmer.

Leonardo ſah ihm bedenklich nach, und **Thereſe** ſtammelte:

„Es will Sie eine Verſchleierte ſprechen!“

Er öffnete die Thür, und gab Thereſen ein Zeichen, das Zimmer zu verlaſſen. Sie that es, und die Verſchleierte trat ein. — Der Schleier fiel, und **Liſaura**, die Kammerjungfer der Prinzeſſin Onerina, ſtand vor ihm.

„Ich habe Ihnen, — ſagte ſie, — viel zu ſagen und zu erzählen. Da es aber ſich nicht ſchicken möchte, mich hier lange zu verweilen, ſo erwarte ich ſie dieſen Abend im Garten unſerer Villa. Hier iſt der Schlüſſel zum grünen Pförtchen, und den blauen Pavillon ſollen Sie offen finden.“

„Wie befindet ſich die Prinzeſſin?“ — fragte Leonardo.

„Außer Lebensgefahr, wie man verſichert;“ — antwortete Liſaura, indem ſie ſich wieder verſchleierte.

Er nahm den Schlüſſel, ſie drückte ihm die Hand, und verließ ſchnell das Zimmer.

Thereſe trat ſogleich ein, und rückte Tiſche und Stühle an ihre Stellen, indem Leonardo im Kabinet ſich ankleidete. — Sie bürſtete ſeinen Hut ab. Er nahm ihn ihr aus der Hand. Sie ſah vor ſich hin, und lispelte:

„Sie haben wohl Eil?“

„Das

„Das nicht! Aber ich bin ſehr unmuthig, und will in's Freie.“

„Verſchließen Sie Ihr Kabinet!“

Er verſchloß das Kabinet. Therese gab ihm die Arabiſchen Briefe. Er ſteckte ſie zu ſich. — Sie ſah ihn fragend an. Er drückte ihr die Hand; ſie küßte ihm die ſeinige, und eine Thräne fiel darauf. — Leonardo fragte betroffen:

„Du weinſt? — Warum weinſt Du?“

„O! — ſtammelte Thereſe; — Ich habe dieſe Nacht einen fürchterlichen Traum gehabt. — Sie waren — o! heilige Mutter! — Sie — kaum kann ich's ſagen! — Der Teufel war bei Ihnen.“

Leonardo lächelte, drückte ihr ſanfter die Hand, und gieng, indem er ſagte:

„Du mußt von mir beſſer träumen!“

Leonardo's Weg gieng auf die wohlbekannte Eisbude zu. — Dort war Geſellſchaft, und mitten drunter ſaß auch der Zollinſpektor wieder. — Roſamarina ſchwebte hin und her, nahm Geld, gab Erfriſchungen und belebte allein die jetzt ziemlich ſtumme Szene. Als Leonardo eintrat, kam ſie freundlich zu ihm, lächelte ihm einen guten Morgen! zu, und ſagte:

„Sie ſehen ſehr verdrüßlich aus. Vermuthlich haben Sie nicht gut geſchlafen, haben Kopfweh? — Ich bringe Ihnen ein Glas von unſerm älteſten Sorrentiner.“

Dies brachte ſie, und kredenzte ganz zierlich, wie gewöhnlich. Er trank, ſie ſagte:

„Die Prinzeſſin iſt gerettet. — Waren Sie ſchon zu Villa Reale?“

Leonardo verneihte es, und leerte den Becher. Roſamarina gieng, ihn wieder zu füllen. — Leonardo fragte nach Luiſardo;

der Zollinſpektor ſagte, er ſey noch nicht hier geweſen.

„Ich habe, — fuhr er fort; — eine bedenkliche Nacht gehabt. Der Grieche iſt mir nicht aus dem Kopfe gekommen; ich konnte nicht eher einſchlafen, bis ich den Hahn krähen hörte. — Nun vernehme ich hier, daß der Mann auch die Prinzeſſin Onorina gerettet hat, und ich weiß nicht, was ich davon denken, was ich dazu ſagen ſoll.“

„Das Beſte!“ — fiel Leonardo ein.

„Das muß man auch, denn das Schlimme kömmt ohnehin. — Wenn der gute Mann nur nicht Händel mit der Geiſtlichkeit und mit den Aerzten bekömmt! Beide wollen die Menſchen nur methodiſch behandelt wiſſen, und nach Prinzipen, aber nicht auf die Art und Weiſe, in welcher der Grieche zu Werke geht.“

Leonardo trat an ein Fenſter; Roſamarina trat zu ihm.

Sie. Im Traume ſagten Sie dieſe Nacht zu mir, bald würden Sie Neapel verlaſſen.

Er. Dein Traum kann bald in Erfüllung gehen!

Sie. O nein! Sie bleiben noch lange hier!

Er. Was könnte mich hier halten?

Sie. Nichts? — Auch zu Villa Reale nichts?

Er. Auch dort nichts.

Sie. Ja, freilich! Dann — (lächelnd) kann auch die kalte Bude hier Sie nicht halten.

Sie gieng davon, und Leonardo ſuchte das Freie. In der Hafenallee gieng er auf und ab, und ſah endlich den Griechen auf ſich zukommen. Er kam, wie er ſagte, von der Prinzeſſin Onorina, und hatte Hoffnung, ſie bald ganz wieder hergeſtellt zu ſehen. — Sie ſetzten ſich.

Apollonius. Haben Sie die Arabiſchen Briefe etwa bei ſich?

Leonardo. Ich habe ſie zu mir geſteckt. — Doch, ſie zu leſen, iſt es hier wohl nicht der Platz.

Apollonius. Sprechen Sie keine andere Sprache, als die Ihres Vaterlandes?

Leonardo. Spaniſch.

Apollonius. Wenn Sie doch Griechiſch ſprechen könnten! — Sie müſſen es lernen! — Ueberhaupt müßte, dächte ich, z. B. eine Reiſe nach dem Archipelagus Ihnen ſehr nützlich ſeyn.

Leonardo. Was ſollte ich dort thun?

Apollonius. Ihr Glück machen.

Leonardo. Was nennen Sie, ſein Glück machen?

Apollonius. Vor allen Dingen, ſich außer Nahrungsſorgen ſetzen.

Leonardo. Wiſſen Sie denn, ob ich Nahrungsſorgen habe?

Apollonius. Wenigſtens ſind Sie ſicher nicht reich.

Leonardo. Macht denn nur Reichthum glücklich?

Apollonius. Das kömmt auf den an, der ihn beſitzt. Aber, das müſſen Sie doch geſtehen, daß man in der Welt, ohne Geld, eine ziemlich fade Rolle ſpielt. Geld iſt der Univerſalhebel aller Dinge, eine Maſchine, welche die höchſte prätendirte Kraft giebt. Sehen Sie ſelbſt den Mächtigſten an, was iſt er ohne Geld? Wer aber Geld hat, iſt mächtig.

Leonardo. Doch nicht allmächtig. — Ich habe zu leben. Die Revenuen eines anſehnlichen Kapitals ernähren mich. Und wenn das auch nicht wäre, ich bin geſund, habe Kraft, Arme und einen Kopf.

Apollonius. Tauſende haben alles dies auch, und ſchreien doch nach Hülfe.

Ein Page kam auf die Sprechenden zu. Er nahte ſich Leonardo, und gab ihm einen Brief. — Der Brief war vom Miniſter. Dieſer bedauerte, daß es ihm nicht gelingen wolle, etwas bei dem König für ihn zu thun.

Als der Page ſich entfernt hatte, entſtand eine Pauſe, die endlich der Grieche unterbrach, indem er ſagte:

„Ihr Geſicht ſagt, daß dieſer Brief keine erwünſchten Nachrichten enthält.“

Leonardo gab ihm den Brief. Er las, und ſagte:

„Wenn Sie hier Dienſte ſuchen, ſo will ich Ihnen einen beſſern Kanal angeben, als den, den Sie geſucht haben. Machen Sie der Signora Kamilla Ihre Aufwartung, und empfehlen Sie ſich ihrer Gunſt; dieſe beherrſcht den Beichtvater der Gräfin Torino; die Gräfin liebt den Pagen ihres Gemahls; der Page iſt der Neveu des Päpſtlichen Legaten, und der Legat iſt der Bruder des Ge wiſſensrathes der Königin. Auf dieſer Leiter können Sie ſehr leicht aufſteigen. — Uebrigens bitte ich Sie nochmals, das zu beherzigen, was ich Ihnen ſchon geſagt habe.“

Leonardo. Sie ſprachen ja von einem Glück — oder ſo etwas, — welches die Arabiſchen Briefe mir verhießen.

Apollonius. Ich weiß nicht, wie Sie zu den Briefen kommen, aber ſie ſind ſehr bedeutend. So leiſe, wie möglich, will ich Ihnen den Inhalt der Briefe ſagen. Man empfiehlt Ihnen den fleißigſten Beſuch der Villa der Gräfin Torino, in deren Garten ſich ein Platz befindet, auf welchen Sie einen Schatz heben können. —

Leonardo. Fopperei!

Apollonius. Der Platz iſt genau bezeichnet. Zeigen Sie die Briefe; er iſt beſtimmt angegeben.

Leonardo ſuchte die Briefe, und fand ſie nicht. Er durchſuchte alle Taſchen; die

Briefe waren verſchwunden, ſo gewiß er auch wußte, daß er ſie zu ſich geſteckt hatte. Er wurde verlegen, ärgerlich, ſchmähte und fluchte. Der Grieche rieth ihm Gelaſſenheit an, und ein andermal ſeine Briefe beſſer zu verwahren.

„Wenn ich mich recht erinnere, — ſagte er; — ſo iſt in den Briefen ein Pavillon bezeichnet, wo —"

„Ich bin kein Schatzgräber!" — rief Leonardo unwillig aus, indem er aufſprang.

Apollonius. Sehen Sie, wie mißmuthig Sie Ihre Lage macht! — Ihre fehlgeſchlagene Hoffnung —

Leonardo. Ich habe auf nichts gehofft!

Apollonius. Vom Miniſter?

Leonardo. Nein! — Meine Bitte enthielt blos einen Grund meines Aufenthalts in Neapel. Ich erſchien als Supplikant, um — nicht etwas anderes zu ſcheinen. —

Sie glauben wunder, was Sie wiſſen! aber — —

Apollonius. Von Ihren Geheimniſſen weiß ich freilich nichts. Selbſt Ihre Bekanntſchaft mit der Prinzeſſin mag wohl zu einem Geheimniß führen. Wozu könnte mir eine Enträthſelung dienen? — Indeſſen, ſollten Sie etwa, z. B. in Geldverlegenheiten kommen, ſo —

Leonardo, Ich danke! — Ich bedarf nur wenig, und werde nie Mangel leiden.

Apollonius. Das wünſche ich Ihnen herzlich! — Seit ich Sie ſah, intereſſirten Sie mich. Ihr Schickſal ſey nun, oder werde, welches es wolle, es wird mich ſtets intereſſiren. Ich hoffe nie Ihnen beſchwerlich zu fallen, aber guten Rath können Sie wohl zuweilen von einem Manne annehmen, der wenigſtens — Ihr Vater recht gut ſeyn könnte.

Leonardo ſchlug die Augen nieder, und ſeufzte:

„O! mein Vater!“

Apollonius fragte:

„Müſſen Sie Ihren Vater unter der Erde ſuchen?“

„Tod!“ — ſtammelte Leonardo, und gieng raſch davon.

Er kam in die Eisbude zurück, ohne eigentlich dahin gehen zu wollen, ſetzte ſich in eine Ecke, und ſah gedankenvoll vor ſich hin.

„Sind Sie wieder hier?“ — fragte Roſamarina, als ſie ihn gewahr wurde.

„Gieb mir noch ein Stück Eis! — ſagte der Zollinſpektor, der noch immer, wie angenagelt, in der Eisbude ſaß; — bald werden wir nun den P. Ambroſio hören, da wird es uns warm genug werden!“

Roſamarina. Der P. Ambroſio kann Ihnen alſo warm machen?

Zollinſpektor. Mir, und allen andächtigen Chriſten.

Roſamarina. Sie ſollen das Eis gleich haben!

Leonardo. Was iſt das, mit dem P. Ambroſio?

Zollinſpektor. Wie? — Sie haben noch nichts von dieſem Manne gehört, von dem ganz Neapel ſpricht? — Haben noch keine Predigt von ihm gehört?

Leonardo. Nichts von ihm, und nichts von ſeinen Predigten.

Zollinſpektor. Nun, ſo laſſen Sie ſich ſagen, P. Ambroſio, aus der Geſellſchaft Jeſu, iſt von der Inſel Sizilien hieher gekommen, und giebt zu S. Gennaro ſechs Gaſtpredigten. Viere dieſer Predigten haben wir ſchon gehört, und heute und morgen hören wir die beiden letzten; dann verläßt uns der Prediger, und geht als General ſeines Ordens nach Rom. — O! er iſt ein allgewaltiger Prediger! Mit dem Hammer des Geſetzes ſchlägt er an die Herzen und Gewiſſen der Menſchen, daß es kracht und tönt. Mit einer Leichtigkeit, die gar nicht zu beſchreiben iſt, packt er die Seelen der Menſchen, ſchüttelt und rüttelt ſie mit Allgewalt aus dem Sündenſchlafe, und wirft ſie, wenn ſie nicht erwachen wollen, mit einer Fertigkeit in die Hölle, daß es zum Erſtaunen iſt. Dort iſt er ſo bekannt, wie ich in dieſer Eisbude bekannt bin; jeden Winkel kennt er, jedes Eckchen weiß er zu beſchreiben, als wenn er, wie unſere ſchalkhafte Roſamarina, dort gebohren wär.

Roſamarina. Ich habe davon ſprechen hören. Es ſoll etwas Schreckliches ſeyn, ihn erzählen zu hören, wie die Verdammten gemartert werden.

Zollinſpektor. Man wird ſo wärm dabei, als ſtäk man ſchon mit in den Flammen.

Roſamarina. Machen Sie ſich immer damit bekannt, damit Sie wiſſen, was Sie zu hoffen haben.

Zollinſpektor. Willſt Du den P. Ambroſio nicht hören?

Roſamarina. Ich kenne ja ſchon mein Vaterland!

Leonarde. Alſo heute und morgen wird dieſer Strafprediger ſeine letzten Kräfte zuſammen nehmen, die Neapolitaner zu zermalmen?

Zollinſpektor. Es muß ſchrecklich anzuhören ſeyn, da er bisher ſchon ſo viel gethan hat, wenn er nun mit dem letzten Stoße anrückt!

Roſamarina. Der letzte Stoß iſt ja immer ein Gnadenſtoß; vielleicht zieht er alle wieder aus dem Abgrunde herauf, die er vorher hineingeſtoßen hat. Er ſoll ja übrigens ein ſehr liebreicher Herr ſeyn.

Zollinſpektor. O ja! Seine Wohnung iſt den ganzen Tag von Menſchen gleichſam belagert, die er tröſtet, erquickt, und belehrt. Vorgeſtern hat er zwei Magdalenen bekehrt, die ſchon jeder fromme Mann aufgegeben hatte. Er hat ſie in's Kloſter der frommen Büſerinnen geſchickt, die zwei ſchönſten öffentlichen Sünderinnen, die Neapel aufzuweiſen hat, und bei denen und mit denen zu ſündigen, wie der fromme Mann ſelbſt geſagt hat, es wohl ſelbſt ein wenig verzeihlich geweſen ſeyn möchte; denn, mein Gott! wir ſind alle Menſchen.

Die Glocke ertönte. Alles ſprang auf. Der Zollinſpektor ſchob ſein Eisſtück in den Mund, und eilte mit den andern aus der Bude. — Leonardo ſchob ſeinen Stuhl zurück. Roſamorina fragte:

„Wollen Sie den Pater auch hören?“

Er ſtieg auf, und lächelte, indem er die Eisbude verlies:

„Du ſollſt hören, wie mir ſeine Predigt gefallen hat!"

Die Kirche war geſtopft voll Menſchen. Leonardo drängte ſich auf einen Pfeiler zu, und war ſo glücklich an demſelben, der Kanzel gegenüber, einen bequemen Stand und einen geſicherten Rücken zu erhalten. — Eine feierliche Muſik begann, tiefe Stille herrſchte unter den Andächtigen und Neugierigen, über der ganzen, dichten Verſammlung ſchwebten Erwartung und Ruhe.

Endlich erſchien der erwartete Mann. Langſam und bedächtlich, mit erhobenen Augen durchſchritt er die Kirche. Wo er gieng, öffnete ſich ihm ein Weg; er blickte über ſich, und ſah weder rechts noch links, weder vor, noch

noch unter ſich. — Als er an den Pfeiler kam, an welchem Leonardo lehnte, blieb er vor dem Altare des heil. Gennaro ſtehen, neigte ſich, und bewegte die Lippen. Seine Augen fielen auf Leonardo, ein ſchnelles Roth überflog ſeine Wangen, er hob die Rechte, und gab ihm den Seegen.

Die ganze Menge ſtaunte den Glücklichen an, der verlegen vor ſich nieder ſah.

„Was ſoll das ſeyn? — fragte er ſich ſelbſt. — Dieſer Prieſter geht bei Tauſenden vorüber, würdiget ſie keines Blickes, und mir giebt er die Benediktion? — Mir? — Kennt er mich? — Ich kenne ihn ja nicht.“

Als er ſeine Augen wieder erhob, ſtand der Pater auf der Kanzel. — Die Muſik verhallte, und die Poſaunenſtimme des Predigers ertönte. Er ſprach vom Jüngſten Gericht, er ſelbſt hegte Gericht, und ſprach die Schreckensworte über die Verdammung. —

Fürchterlich malte er die Strafen der Gerichteten, ſprach die hohen Zornworte der Apokalypſe mit einer tiefen Baßſtimme aus, und ſchloß nach dreiviertel Stunden, mit einem heiſchen Amen!

Leonardo wollte ſeinen Platz verlaſſen; er vermochte es nicht. Immer feſter preßte das Gedränge der Menſchen ihn an den Pfeiler, hier ſtand er, ein zweiter S. Sebaſtiano, wie angenagelt. — Der Pater kam vorbei, erhob die Hand zum zweitenmal gegen ihn, und Leonardo ließ abermals ſeine Augen ſinken.

„O Glücklicher, der Du biſt! — ſchrie eine Stimme aus dem Haufen hervor; — Du bekömmſt allein das, wonach Tauſende vergeblich ſchmachten.“

Eine glühendheiße Röthe überflog Leonardo's Geſicht, er wagte es nicht, aufzublicken. — Eine Frau warf ſich vor ihm nieder, ergriff ſeine Hand, küßte ſie, und ſchrie laut auf:

„Laß mich küſſen dieſe geſegnete Hand, zur glücklichen Stunde, o! Du Gebenedeiter!"

„Gieb, o gieb! heiliger Mann! — ſchrie die Menge; — gieb uns allen, was Du dieſen Glücklichen gabſt!"

P. Ambroſio erſtieg die Stufe des Altars des heil. Gennaro, und erhob ſegnend die Hand über die ganze freudentrunkene Menge. Wie aus einem Munde ertönte der Jubelruf:

„Viva S. P. Ambroſio!"

Schnell verließ dieſer die Stufen des Altars, und eilte raſcher, als er gekommen war, durch die Kirche, der Sakriſtei zu.

Alles fluthete nun, in brauſender Bewegung, den Kirchthüren zu; ſelbſt die Frau erhob ſich, die Leonardo's Hand geküßt hatte, aber er, der Betreſſene, blieb ſtehen, verlegen und unentſchloſſen, bis die Kirche beinahe ſchon ganz leer war. — Jetzt erhob er die

Augen, ſchien aus einem Traume zu erwachen, ſah die letzten Schleier an den Kirchthüren wehen, und eilte mit geflügelten Schritten dem Hauptausgange zu. Noch wogte die Menge auf dem Kirchplatze umher. Er trat von der Thür zurück und gieng auf das Chorpförtchen zu. Hier kniete eine verhüllte, bettelnde, weibliche Geſtalt. Er griff nach Gelde, und fand ein zuſammengelegtes Papier in ſeiner Taſche. Das Geld gab er der Bettlerin, das Papier entfaltete er vor der Pforte, und las:

„Verlaß den Pfad, den Du gegangen;
Villa Reale ſchenkt kein Heil.
Wo Deine goldnen Aepfel prangen,
ſind ſie Dir ganz allein nur feil.
Willſt Du die ſchönen Früchte finden,
die Dir Dein gutes Glück verheißt,
ſo laß die eitle Hoffnung ſchwinden,
und ſiehe Deinen eignen Geiſt.
Es lacht in angenehmen Räumen
Villa Torino Eden gleich.
Dort eine Stunde zu verträumen,
macht Dich um hundert Wochen reich!“

Zweites Buch.

Die Liebe führt auf Schlangenwegen
wohl endlich doch dem Ziele zu,
und kömmt die Freude ihr entgegen,
bringt ſie die Hoffnung ſchnell zur Ruh.

Dritter Abſchnitt.

Se fallar demaſiado,
Nam me tachem, porque emfim
Aquella alma falla em mi.
Camoens.

„Sonderbar! — begann Leonardo. — Was ſoll ich von allen meinen Begebenheiten in Neapel denken! Ich komme hieher, bemerke, werde bemerkt, glaube eine Geliebte zu finden, und finde eine Dame, von der ich beinahe jetzt mit Gewißheit ahnden und glauben muß, daß ſie meine Schweſter iſt. Wir forſchen, unterſuchen, grübeln anfangs, und können keine denkbare Gewißheit bekommen; unſere Leidenſchaft erwacht, und, ſiehe da! eine fürchterliche Gewißheit bringt uns zu Sinnen. Eine neue Liebe entflammt gegen mich, und Eiferſucht ergreift, wie es ſcheint, den Dolch, ein Leben zu morden, das ein Charletan rettet. — Denn, dieſer Apollonius, was iſt er wohl mehr, als ein Charletan?— Im Stillen glimmt eine Leidenſchaft empor, der ich keinen Ausbruch geſtatten kann, ohne die Glückliche unglücklich zu machen. Thereſe liebt mich, das fühle ich nur allzuwohl! Ich ſehe, wie mit Gewalt ſie ſich dem geöffneten Abgrunde ihrer gewaltigen Leidenſchaften entgegendrängt, und weiß nicht, wie ich ſie zurückhalten, wie ich ſie retten ſoll. Beinahe fühle ich mich zu ſchwach dazu! Der höchſte Vollgenuß lacht mir entgegen, und ich bedarf der Binde! — Noch kämpft Roſamarina mit ſich ſelbſt, oder ſcheint es wenigſtens zu thun, und ich fühle nur allzuſehr, wie gut ſch ihr bin! — Liſaura ſieht mich gern! Und ich — ſehe ich ſie ungern? — Die Langeweile und der Unmuth treiben mich in die Kirche, einen enragirten Sodomsprediger zu hören. Er — ſegnet mich; mich allein, und nur des Volkes Ungeſtüm kann ihn bewegen, die ganze Menge, mit einem einzigen Zirkelſchlage der prieſterlichen Rechten abzufertigen. — Die ganze Verſammlung erſtaunt; ich bin beſtürzt, verlegen. Ich frage mich ſelbſt: Wer iſt der Mönch? Wie kennt er dich? Warum zeichnet er nur dich allein, vor vielen Tauſenden aus? — Ein Weib wirft vor mir ſich nieder, und ein Gebenedeiter bin ich ihr. — Ich ſuche den Blicken der gaffenden Menge zu entgehen, ich dränge mich durch das Chorpförtchen aus der Kirche, werde angebettelt, und finde dies Papier in meiner Taſche, ohne zu wiſſen, wie es hineingekommen iſt. — Man ſpricht davon, daß Villa Reale mir kein Heil ſchein ken könne; man ſcheint zu wiſſen, was doch nur ich und Onorina allein zu wiſſen glauben. Wie iſt das möglich? — Man preißt mir die Villa Torino an; dort ſollen die goldenen Aepfel meines Glücks prangen und reifen. War es nicht eben auch dieſe Villa Torino, in der ich einen Schatz finden ſollte? So erklärte mir Apollonius, der ſogenannte Grieche, den Inhalt zweier Briefe, die man an mich Arabiſch ſchreibt, — doch wohl nur, damit dieſer Mann ſie mir erklären ſoll! — Dieſe Briefe verliere ich. — Roſamarina ſcheint den Charletan zu kennen. — Wie, wenn ich nun hier bloß das Spielzeug eines feſtverſchlungenen Kleeblatts wäre? Wozu aber? Wozu? — — Ach! wozu kann man Menſchen nicht gebrauchen! — Und Menſchen, die ſo wie ich, allein, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Verwandte, beinahe ohne Vaterland, ohne Unterſtützung, ohne Geld, in fremden Ländern und Städten umher irren, die —"

Da ſtand er vor der Eisbude, die wir alle mit ihm nun ſchon mehrmal beſucht haben, und — gieng hinein.

Der Zollinſpektor war gleich aus der Kirche hieher gelaufen, und hatte erzählt, was ſich begeben hatte. — Kaum trat Leonardo ein, als Roſamarina ihm entgegen flog, ſeine Hand ergriff, ſie küßte, und ſchrie:

„O geſegnete, gebenedeite Hand! laß dich küſſen!"

Leonardo lächelte:

„Ich bin recht ſehr glücklich geweſen!"

„Vor vielen Tauſenden ſo glücklich, Gott weiß es!" — ſchrie der Zollinſpektor.

„Geſegnet und gebenedeit — fuhr Leonardo fort, — komme ich hieher, finde auch hier ein theilnehmendes Herz, eine ſchöne Hand die die meinige ergreift, ſchöne Lippen die ſie küſſen, und die ich — wieder küſſen muß, aus Dankbarkeit!“

Er küßte ſie; Roſamarina wurde roth, ſah vor ſich nieder, und lispelte:

„Vor allen Menſchen!“

„Beſſer, als allein!“ — ſagte der Zollinſpektor, der es doch gehört hatte, ſo leiſe es auch geſprochen wurde.

„So?“ — fragte Roſamarina mit einem ſpöttiſchen Blick.

„Ein geſegneter Mund hat Dich geküßt; — ſagte Leonardo. — Und Deinen öffentlichen Spott mußte ich öffentlich beſtrafen. Vergiebſt Du mir nun öffentlich, ſo iſt alles abgethan, vergeben und geſchlichtet.“

Sie drückte ihm die Hand, und gieng. — Der Zollinſpektor ſagte:

„Sobald ſie wieder zurückkömmt, will ich ihr Herz und Hand anbieten, und will ihr ſagen, daß ich entſchloſſen bin, ſie zu heurathen.“

„Daran thun Sie wohl!“ — lächelte Leonardo, und gieng.

In ſeiner Wohnung kam die Wirthin ihm entgegen und ſchrie:

„Ach Gott! was habe ich geſehen! Wie glücklich ſind Sie! — Ach! wie ausgezeichnet hat der heilige Mann Sie unter vielen Tauſenden behandelt! — Ich ſelbſt habe es geſehen, bin erſchrocken, habe gezittert, gebebt vor Freude, und habe Thränen des Entzückens vergoſſen!“

„Ich habe auch geweint!“ — ſagte Thereſe noch immer weinerlich.

Leonardo beruhigte ſie, und Thereſe folgte ihm mit dem Tiſchzeuge auf ſein Zimmer. Hier ſtand ſie, ſah ihn an, und weinte.

„Ach! wie iſt mir! — ſchrie ſie weinend. — Nun! iſt alles für mich verlohren!“

Sie warf das Tiſchzeug auf das Sofa, und lief weinend davon. — Leonardo, mißmuthig, gieng in ſein Kabinet, und ſetzte, als die Wirthin ihn zu ſpeiſen bat, gedankenvoll ſich an den Tiſch.

Thereſe kam endlich wieder zum Vorſchein, und brachte einen Brief, den, wie ſie ſagte, ein Bube gebracht, und keine Antwort verlangt habe. — — Leonardo las, indem Thereſe ſich im Kabinet mit Aufräumen beſchäftigte. — Der Brief war von Luiſardo. Er ſchrieb:

„Mein Verdacht iſt verſchwunden. Ich weiß, daß Sie unſchuldig ſind. Ich bitte um Verzeihung! So wenig ich jetzt Ihre Klinge ſehen möchte, ſo wenig kann ich Ihnen jetzt mein Geſicht ſehen laſſen. Nochmals bitte ich: Verzeihen Sie mir!“

Thereſe kam aus dem Kabinet zurück. Leonardo fragte:

„Was iſt Dir?“

„Wie kann ich Ihnen das ſagen? Was ich empfinde, läßt ſich nur wieder empfinden. — Fragen Sie mich nicht wieder! Machen Sie mich nicht noch verlegener, als ich es ſchon bin!“ — war ihre Antwort, indem ſie das Zimmer verließ.

Der Abend kam. Leonardo wanderte der Villa Reale zu, kam durch das Pförtchen in den Garten, und fand den Pavillon offen und leer. — Bald erſchien Liſaura.

„Die Prinzeſſin, — ſagte ſie; — befindet ſich wohl, und verlangt Sie morgen zu ſprechen. Sie hat gehört, wovon die ganze

Stadt ſpricht, was zu S. Gennaro Ihnen begegnet iſt. — Kennen Sie den P. Ambroſio?"

Er. Heute habe ich ihn zum erſtenmal geſehen. Alles was zu S. Gennaro geſchah, kam mir ſo unerwartet, daß ich meine Verlegenheit nicht zu ſchildern vermag.

Sie. Sie können leicht denken, daß wir nicht wenig erſtaunten, als wir die Geſchichte vernahmen. Der Abgott des Volkes hat Sie zu einer ganz vorzüglichen Würdigung erkohren; Sie wurden ſo feierlich ausgezeichnet, vor der ganzen Gemeinde; — ich ſelbſt ſehe Sie als geheiliget an.

Er. Dieſer Vorfall hat meine Perſon mit einer ſolchen Glorie umzogen, daß ich, ſo hellſtrahlend, nicht länger mehr in Neapel umher wallen mag.

Sie. Was ſagen Sie?

Er. Ich will Neapel, ſo bald als möglich, verlaſſen.

Sie. Und auch uns?

Er. Was kann ich euch helfen? Das Geheimniß, welches über mir und der Prinzeſſin ſchwebt, wird immer geheimnißvoller. Mein Herz muß ſeine Gefühle unterdrücken, um nicht der Laſt einer fürchterlichen Entdeckung auf ewig unterzuliegen. Der Miniſter kann oder will nichts für meine Exiſtenz thun. — Ich will gehen, und irgend einer Macht Italiens meine Dienſte weihen, die dieſelbe annehmen will.

Sie. Wenn Sie nicht gar zu delikat in einem gewiſſen Punkte dächten —

Er. Laß das!

Sie. Wohl! denken Sie gegen gewiſſe Anerbietungen der Prinzeſſin ſo delikat, wie Sie wollen, verſchmähen Sie aber, — ſie ſind ſehr beſchränkt aber herzlich! — die meinigen nicht.

Er. Liſaura! Wie kannſt Du —

Sie. Still! — Sprechen Sie nicht, nehmen Sie!

Er. Du beleidigſt mich!

Sie. Das kann ich nicht. Mein Herz —

Er. Liſaura! Wenn Du —

Sie. Ich bin ein wenig indiskret. Sey es! Ich will mich ſogar zudringlich nennen laſſen, wenn Sie nur — — Doch, kein Wort weiter! Ich kenne Ihre Standhaftigkeit, aber ich bitte Sie! richten Sie ſich nicht ſelbſt zu Grunde, durch eine Leidenſchaft, die Ihnen weder Wünſche noch Genuß gewähren kann!

Er ſeufzte laut auf, und drückte ſchwelgend Liſaurens kleine, weiche Hand, die zitternd in der ſeinigen lag. — Liſaura beantwortete ſeufzend dieſes bedeutende Seufzen, und Wange glühte ſchnell zu Wange. Ein empfindungsvolles Nichtempfinden hob die klopfenden Herzen, und eine lange, tiefe

Pauſe wurde nur von tiefen Seufzern unterbrochen. — Schnell fuhr Liſaura, wie aus einem Traume, auf einmal auf, und ſagte, indem ſie ihm die Hand drückte:

„Die Prinzeſſin erwartet mich!“

Leonardo wollte ſie nicht zurückhalten, doch ganz mechaniſch griff er auch nach Liſaurens linker Hand, und hielt ſie doch zurück. Sie blieb, und ſagte ſchmeichelnd:

„Laſſen Sie mich gehen!“ —

Er ſprang auf, die Hände wurden frei, die Arme lagen um den Nacken, und Lippe lag auf Lippe. Ungeſtümer klopfte Liſaurens Herz, hoch hob ihr voller Buſen ſich, und eine Thräne miſchte ſich ins Spiel der feuchten Lippen.

„O! welch ein Opfer brachte Ihnen die Empfindung der empörten Leidenſchaft!“ — ſtammelte Liſaura, drückte ſtärker ihm die Hand, und entwand ſich ſeinen Armen. — „Schlafen Sie wohl! — ſetzte ſie hinzu; —

und vergeſſen Sie nicht, morgen früh bei der Prinzeſſin zu frühſtücken. — Ich gebe Ihnen eine herzliche, gute Nacht, und wünſche nie wieder, mit Ihnen allein zu ſeyn!“

„Nie wieder?“ — fragte Leonardo.

„Nie wieder!“ — wiederholte Liſaura.

„So muß ich auch Neapel verlaſſen!“

„Leonardo! Keinen Spott! den verdiene ich wahrlich nicht!“

„Ich ſpotte nicht. — Ich fühle, wie nothwendig es wird, Neapel zu verlaſſen.“

„Was ich fühle, — fühlen Sie nicht! Still muß das Opfer unter der Hand des Prieſters liegen; er band es, und das Opfermeſſer droht.“

„Was willſt Du damit ſagen? — Ohne Bedeutung iſt es nicht.“

„Es iſt weder ohne Bedeutung, noch ohne Wahrheit.“

„Ein Opfer nennſt Du Dich?“

„Ich bin es."

„Das Opfer eines Prieſters?"

„Ich muß ſchweigen."

„Rede!" —

„Jetzt nicht. Ob ich ein andermal ganz mich Ihnen anvertrauen darf, das wird Ihr Betragen gegen mich entſcheiden. — Ich fühle es, daß Sie mir Augenblicke ſchenken würden, um Stunden mir zu rauben, daß ich frohe Tage zählen könnte, um traurige Wochen zu durchweinen. Nein, Leonardo! wenn aus dieſen Augen Ihnen eine Thräne fließt, ſo ſey es eine, die ein feuchter Kuß verſchlingt, und keine falle auf Ihr Herz!"

Raſch eilte ſie davon. Leonardo gieng ihr nach. — Sie blieb ſtehen.

„Folgen Sie mir nicht weiter nach, — ſagte ſie; — oder gehen Sie mit mir zur Prinzeſſin."

„Sie will mich ja erſt morgen ſprechen."

„Ich will ihr Ihre Ungeduld, ſie heute noch zu ſprechen, ſchildern.“ —

„Nun gut! — Ich folge Dir.“

Die Thür des Salons gieng auf. Er war hell erleuchtet. Eine große Geſellſchaft war zu ſehen. Die Thür gieng zu, die Laden waren verſchloſſen. — Leonardo ergriff die Hand ſeiner erſchrockenen Gefährtin.

Er. Was iſt das? — Wer ſind dieſe in dem Salon?

Sie. Ich weiß es nicht.

Er. Hier in der Villa der Prinzeſſin? Und Du weißt es nicht? — Die Prinzeſſin iſt krank, und hier iſt Geſellſchaft? Wer ſind dieſe Menſchen?

Sie. Ich weiß es nicht.

Er. Gut dann! ſo frage ich ſie ſelbſt.

Aengſtlich hielt Liſaura ihn zurück. Er machte ſich los. Sie ergriff ſein Kleid und ſtammelte:

„Kommen Sie mit mir in den Pavillon zurück!"

Er. Was ſoll ich dort?

Sie. Sie ſollen hören —

Er. Nicht dort, hier will ich hören, will ich ſehen —

Sie. Sprechen Sie nicht ſo laut!

Er. Ich bin kein Dieb!

Sie. Wenn man uns hier allein beiſammen fänd.

Er. Man finde uns!

Sie. Wollen Sie meine Ehre —

Er. Laß mich allein! Ich frage: wer die dort ſind? — Vielleicht finde ich Bekannte.

Ein ſtarker Schuß fiel nahe bei dem Salon. — Die Thür gieng auf und ſchloß ſich wieder. — Zwei Verhüllte traten heraus und giengen auf Leonardo zu, der die Hand an den Degen gelegt, ſie erwartete. Liſaura floh in eine nahe Laube.

„Was ſuchſt Du hier?“ — fragten die Verhüllten.

„Was ich gefunden habe; Geſellſchaft.“ —

„Gehörſt Du zu dieſer Geſellſchaft?“

„Ich kenne ſie nicht.“

„Du haſt kein Recht, Dich zuzudrängen, wozu Du nicht eingeladen biſt; Du haſt kein Recht, in dieſer Villa etwas mehr zu thun, als nur zu bitten, und wir befehlen Dir, dieſen Garten ſogleich, und ungeſäumt zu verlaſſen!“

„Habt Ihr hier zu befehlen, oder die Prinzeſſin? — Ich verlaſſe dieſen Garten nicht, wenn ſie nicht ſelbſt es mir befiehlt.“

„Sie ſelbſt? Das kann ſie nicht, und übrigens, — hat ſie auch nichts hier zu befehlen, wohl aber, Befehle ſelbſt anzunehmen.“

„Von Euch?“

„Du fragſt nicht; Du gehſt!“

„Ich will —“

„Soll Deine Unhöflichkeit noch gezwungen werden, höflich zu ſeyn?“

Leonardo zog die Hand vom Degen ab, und gieng auf die Laube zu, in die Liſaura geflohen war. Sie kam ihm entgegen, drückte ihm die Hand, und gieng die Allee hinauf nach der Villa zu, Leonardo ſah ihr nach, und verließ den Garten.

Vierter Abſchnitt.

Suadade minha,
Quando vos veria?

Camoens.

Den folgenden Morgen fand **Leonardo** die **Prinzeſſin Onorina** zwar im Bette, aber dennoch ziemlich wohl. Er ſetzte ſich zu ihr, ergriff ihre Hand, drückte ſie ſanft, und freute ſich, ſie ſo wohl auf zu finden.

„Ich habe, — ſagte er; — Ihnen viel zu erzählen, und habe Sie um mancherlei Dinge zu fragen.“

Die Prinzeſſin wollte antworten, als der P. Ambroſio angemeldet wurde.

„Er iſt willkommen!“ — ſagte die Prinzeſſin.

Verwunderungsvoll blickte Leonardo ſie an, und fragte:

„Kennen Sie den P. Ambroſio auch?“

„Seit geſtern;“ — war ihre Antwort.

Der Pater trat ein. — Sanft und freundlich grüßte dieſer furchtbare Strafprediger beide, und als Liſaura ihm einen Stuhl geſetzt, und das Zimmer verlaſſen hatte, ließ er ſich nieder, und fragte die Prinzeſſin, wie ſie ſich befinde? Auf ihre Antwort fuhr er fort:

„Gott wird weiter helfen, und die heil. Jungfrau wird Ihnen beiſtehen. Der Arzt aus Salamin iſt ein geſchickter Mann, der in Sizilien, deſs bin ich ſelbſt Zeuge, viele, ja wirklich ſogenannte Wunderkuren, mit Gottes Beiſtand, verrichtet hat.“

Hierauf wendete er ſich freundlich zu Leonardo:

„Sie ſind ein Sizilianer?“

„In Sizilien bin ich gebohren.“

„Sie haben eine bedeutende Geſichtsbildung, eine einnehmende Geſtalt, und es liegt ſogar in Ihren Blicken etwas Ueberirdiſches, das mich berechtiget, von Ihnen eine hohe Wirkſamkeit in geiſtigen und geiſtlichen Dingen und Geſchäften zu hoffen. Ergriffen von dieſem Gefühl, gab ich Ihnen zu St. Gennaro meinen Seegen, und was ich dabei wünſchte, dachte, und vom Himmel mir und Ihnen erbat, wird dieſer, hoffe ich, Ihnen und mir, ja, ich will ſagen, uns allen dreien, gewähren! — Nennen Sie mir, mein lieber junger Mann! Ihre Eltern.“

Leonardo. Ich kenne ſie nicht. — Unweit Marſala bin ich auf dem Lande erzogen worden. Meine ehrlichen Pflegeältern hatten mich ausgeſetzt gefunden, und erhielten jährlich, ſie wußten nicht woher, eine kleine Summe zu meiner Erziehung. — In meinem zwölften Jahre kam ich in das Kollegium der Jeſuiten zu Palermo, wo ich bis in mein ſiebenzehntes Jahr blieb. Der Herzog von San Severino erwählte mich zu ſeinem Geſellſchaftskavalier. Er ſtarb vor drei Jahren, und vermachte mir eine kleine Summe.

P. Ambroſio. Sie ſuchen in Neapel Dienſte?

Leonardo. Der Miniſter hat mir eine Antwort ertheilt, die mich zu keiner Hoffnung, in dieſer Hinſicht, berechtiget.

P. Ambroſio. Erlauben Sie mir nun eine zwar delikate, aber nothwendige Frage. Sie geſchieht auf Befehl der Königin. — Mir können Sie ſich anvertrauen!

Haben Sie Zutrauen auf dieſes Kleid, und auf mein Herz. — In welchem Verhältniß ſtehen Sie mit gegenwärtiger Dame?

Leonardo. Im Verhältniß der Freundſchaft und Hochachtung.

P. Ambroſio. Ich will nicht indiskret ſeyn, aber —

Prinzeſſin. Herr Pater! Zweifeln Sie an der Wahrheit ſelbſt, wenn Sie an der Wahrheit der Antwort dieſes edeln Jünglings zweifeln können. — Noch mehr! Als Leonardo von ſeinen Pflegeältern gefunden wurde, fand man ein weibliches Portrait bei ihm; er beſitzt es noch. Eben dieſes Portrait fand man auch bei mir, als ich dem Prinz Martello, als eine väter- und mutterloſe Waiſe übergeben wurde, der mich als ſeine Tochter erziehen ließ, und mich, als er ſtarb, großmüthig zu ſeiner Erbin ernannte. Auch ich beſitze dieſes Bildniß noch. Wir beide glauben, ſo oft wir es anblicken, die

Züge unſerer Mutter auf demſelben zu ſehen, und es ſind auch beinahe die meinigen. — Als Schweſter und Bruder haben wir gegenſeitig einander Freundſchaft und Liebe zugeſichert. — Dieſes iſt unſer Verhältniß, das die Stadt, ja, die ganze Welt wiſſen kann.

P. Ambroſio. Wer könnte es verdammen? — Sie, mein Herr! haben geſtern Nacht Händel gehabt. — Ziehen Sie ſich keine Verdrüßlichkeiten zu. Forſchen Sie nicht nach Dingen, wovon man Ihnen nicht Rechenſchaft zu geben willens iſt, und es auch nie zu thun braucht. — Die Zeit verſtreicht! Bald erwartet man mich zum letztenmal zu S. Gennaro. — Leben Sie wohl! — Mein Seegen bleibt bei Ihnen!

Leonardo und die Prinzeſſin unterhielten ſich von dem Pater, von dem Geheimniſſe ihrer Geburt, bis die Ankunft des Beichtvaters der Kranken ihre Unterhaltung unterbrach. Leonardo entfernte ſich. — Er gieng die intereſſante Liſaura aufzuſuchen, und fand ſie endlich im Garten, im Pavillon in Geſellſchaft des P. Ambroſio, der, eben als Leonardo eintrat, ihr die Benediktion gab. — Er gieng, und Liſaura warf ſich, als er fort war, mit Heftigkeit an Leonardo's Bruſt, umklammerte ihn mit zitternden Händen, und ſchrie:

„Wer rettet mich!?“

„Wovon?“ — fragte Leonardo ziemlich lakoniſch.

„Ach! Sie wiſſen nicht, welche Schlingen man um mich geworfen hat.“

„Geiſtliche?“

„Ich darf nicht reden. Der Tod erwartet mich, wenn ich das Geheimniß entdeckt.“

„So mußt Du ſo klug ſeyn, es bei Dir zu behalten.“

„Ich bin ein Opfer deſſelben, und dieſe Nacht ſchlägt meine Opferſtunde. Mein Leichtſinn hat mich unglücklich gemacht. Die ſchönſten Schätze meiner Armuth gehen dieſe Nacht verlohren. — Das, was die höchſte Liebe nur Einmal geben kann, das muß ich geben, dieſe Nacht. Verlohren geht dies Kleinod nun auf immer; es wird mir abgezwungen! — Dir, Leonardo, will ich geben, was mir geſtohlen werden ſoll. Sie wollen mich berauben, und ich betrüge ſie.“

Liſaura war außer ſich, Leonardo wurde es mit ihr. In halber Verzweiflung gab ſie und nahm mit Wuth, was Liebe Schönes giebt und nimmt, was ſie nur Einmal geben, nur Einmal nehmen kann.

Mit einer frohen Wuth entwand ſie endlich ſeinen Armen ſich; hoch glühte ihr Geſicht, heftig ſchlugen ihre Pulſe, noch ſtärker hob ſich die empörte Bruſt, frohlockend rief ſie aus:

„Sie ſind betrogen, die Betrüger!“ und eilte ſchnell davon.

Betroffen und beſtürzt warf Leonardo ſich auf's Sofa, ſeufzte tief auf, und trocknete ſich die Stirn. Er ſank zurück, ein ſüßer Taumel ſchwebte um ſeine Sinne, die Augen ſchloſſen ſich, und er entſchlief.

Als er erwachte, fand er ſeine Bruſt mit einem Papier belegt. Er entfaltete daſſelbe, und las:

Wie kannſt Du hier die Zeit verträumen,
da anderswo ein Eden lacht?
Wie kannſt Du Stunden dort verſäumen,
wo man ſie zu Minuten macht?
Der Wunſch allein kann nicht beglücken,
die Träume ſchenken Ueberdruß,
die Wirklichkeit kann nur entzücken,
du weißt, wo man ſie ſuchen muß.

„Seit dem Geheimniß meiner Geburt, — begann Leonardo; — ſchleichen doch allenthalben nichts als Geheimniſſe mir nach! Ich bin in irgend einer Gewalt, die ich nicht kenne. — Selbſt Liſaurens Benehmen, die geheimnißvollen Reden, ihre Verlegenheit, die in eine Art von Wuth übergieng, — was kann all das mir andeuten, als Geheimniſſe?“

Mit dergleichen Selbſtgeſprächen kam er bis zu der wohlbekannten Eisbude.

„Heute hätten Sie zu S. Gennaro ſeyn ſollen! — ſchrie ihm der Zollinſpektor entgegen. — Heute hat der unvergleichliche P. Ambroſio uns alle dem Himmel wieder übergeben. Die Brücke hat er uns gezeigt, die in denſelben führt, die Pforte des Paradieſes hat er geöffnet, wir haben mit ihm hineingeſchaut, und in den Gefilden unendlicher Wonne haben wir uns umgeſehen. — Er nahm Abſchied, und Millionen Thränen floſſen ihm nach. — Vor ſeinem Kloſter ſteht eine Kutſche, heute noch, oder wenigſtens morgen ſehr früh, wird ihn dieſelbe fortführen aus Neapel. Das Kloſter iſt von Abſchiednehmenden belagert; eine Wache hat man ihm geben müſſen, damit Devotion und Entzücken ihn nicht erdrücken.

Roſamarina gieng auf Leonardo zu, ſah ihn bedenklich an, und ſagte:

„O! wie ſo verſtöhrt ſehen Sie aus!“

„Verſtöhrt?“

„So etwas ſagen Ihre Blicke. — Sie ſcheinen außer ſich geweſen zu ſeyn, und können mit Mühe nur, wie es ſcheint, wieder zu ſich ſelbſt kommen.“

„Du irrſt Dich!“

„Gewiß nicht! — O Leonardo! Sie haben ſicher, entweder Verdruß, oder allzuviel Freude gehabt.“

„Du ſcherzeſt!“

Sie ſchlug die Augen nieder, zupfte an ihrer Buſenſchleiſe, und liſpelte:

„Wer weiß, wo Sie waren!“

Leonardo fragte nach Apollonius. Man hatte ihn nicht geſehen. — Der Zollinſpektor ſprach vom P. Ambroſio; Roſamarina zerzupfte einige Blumen. Endlich ſagte ſie:

„Morgen finden Sie mich nicht mehr hier.“

„Wo ſonſt?“ — fragte Leonardo ſchnell.

„Ich komme in Dienſte, zur Gräfin Terino.“

„Zur Gräfin Terino.“

„Die Bedingungen ſind für mich vortheilhafter, als hier. — Wir werden nun einander ſelten ſehen, und das iſt — vielleicht auch gut!“

Sie gieng. — Leonardo ſuchte das Freie, und gieng hinaus, den ſchönen Gartengegenden des Veſuvs zu.

Eine offene Gartenthür einer ſchönen Villa zog ihn in den Garten. Er durchwandelte, verlohren in mancherlei Gedanken, einige Alleen, und warf ſich endlich auf ein Kanapee, das von einem dichten Ulmenbaume überſchattet wurde. — Hier vertiefte er ſich ſo ſehr in Betrachtungen, Reflexionen und Konjekturen, daß er zuletzt, wie das zu gehen pflegt, gar nichts mehr dachte. — Ein nahes Geräuſch brachte ihn endlich wieder zu ſich. Er blickte auf. Ein Gärtner gieng vorüber. Er fragte:

„Mein Freund! wo bin ich?“

„Sie ſind, — antwortete dieſer; — in der Villa Torino.“

Der Gärtner gieng, und Leonardo wiederholte:

„In der Villa Torino?“

Er ſtieg auf, und gieng weiter. — Einer dichten Laube nahe, hörte er Muſik und Geſang. — Er kam näher; es wurde ſtill. — Er lehnte ſich an eine Statue und lauſchte. Eine Guitarre ertönte; er hörte ſingen:

Es ſteigt in angenehmen Bildern
nur in der Seele Hoffnung auf —

Schnell ſchwieg die Sängerin, ſie ſeufzte laut auf, und die Guitarre verſtummte. Leonardo hörte einige unverſtändliche Worte, und nach einer kleinen Pauſe ertönten die Saiten wieder. Bald ſtrömte wieder harmoniſcher Geſang in ſanfte Töne.

Hoffnung deckt mit Roſenſchwingen
jedes Wunſches Aengſtlichkeit —

Ein lautes Ach! endigte den Geſang wieder; ein Geräuſch, und eine weißgekleidete weibliche Geſtalt wankte aus der Laube, einer Seitenallee zu. — Leonardo konnte ihr Geſicht nicht ſehen; er verließ ſeinen Platz, und gieng langſam nach der Seitenallee zu. — In der Mitte derſelben verlohr ſich die Sängerin in einen Nebengang, hier hatte ſie ſich an eine Statue gelehnt, und ſah vor ſich nieder. — Leonardo blieb in der Entfernung, die unbekannte Schöne zu beobachten. Sie ſtand nicht lange an der Statue; langſam, mit geſenkten Blicken, gieng ſie vorwärts, und Leonardo trat zurück.

Ohne ihn zu bemerken, gieng die Dame die Allee hinauf, und Leonardo eilte etwas ſchneller ihr nach. — Schnell drehte ſie ſich herum, Leonardo zog ſeinen Hut, und blieb verlegen vor ihr ſtehen. Sie fuhr zuſammen, und blieb, mit geſenktem Blick, ohne Bewegung ihm gegenüber. Stammelnd begann Leonardo:

„Ich habe ſehr um Verzeihung zu bitten, — daß ich — als ein Fremder — indem ich hier —“

Weiter konnte er nicht ſprechen. — Sie hob die Augen, und fragte mit bebender Stimme:

„Sie ſind hier fremd?"

„Fremd bin ich hier, — antwortete er eben ſo; — und ein Zufall führte mich hieher. — Die offene Thür eines ſo ſchönen Gartens, der — ſo reitzende Gegenſtände dem entzückten Auge darbietet —"

„Der Garten iſt hier ſehr einfach. — Die beſſern Parthieen deſſelben liegen dem Landhauſe näher, das Sie dort ſehen."

„Ich habe die Freiheit, die ich mir nahm, ſo ſehr zu entſchuldigen, daß —"

„Ein Fremder, der —"

„Da ich —"

„Ein Spatziergang, der —"

„Da mein Glück —"

„Wenn dieſe Gänge, dieſe Lauben, wenn der Garten überhaupt Ihnen gefallen kann, ſo — beſuchen Sie denſelben, ſo lange ſie in Neapel bleiben, recht oft!“

Mit einer Verbeugung entfernte ſie ſich ſchnell, und eilte die Allee hinauf. Leonardo wollte ihr nach. Er wagte es nicht. Langſam gieng er zurück, entſchloß ſich, kehrte wieder um, gieng raſch die Allee hinauf und auf einen Pavillon zu, den er verſchloſſen fand. — Rechts lachte eine Orangenallee ihm entgegen, ſie führte zu einem Boſket von duftenden Mirthen durch eine Roſenlaube.

Hier lag, auf einem Kanapee, eine Schreibetafel. Verlegen ſah er ſich um, ergriff die Schreibetafel, und fand die Blätter alle leer. Er nahm den Bleiſtift, und ſchrieb auf das erſte Blatt.

Mir gieng in dunkeln Schattengängen
der ſchönſten Stunden Sonne auf.
Sie floh. — O! welche Roſenlaube
nahm dieſes Haines Göttin auf?

Er legte die Schreibetafel wieder an ihren Platz, gieng ſchnell davon, kam zur Gartenthür, — und fand ſie verſchloſſen.

Vergebens verſuchte er es, ſie zu öffnen; er griff durch die eiſernen Stäbe, ſuchte von außen den Schlüſſel am Schloſſe, und fand ihn nicht. Da ſtand er, ſann, harrte, und erſann und erharrte nichts. — Es blieb ihm kein anderer Weg zum Ausgang übrig, als der durch die Villa. — Langſam nahm er ſeinen Weg auf dieſelbe zu, durch eine Kaſtanienallee, und ſah in derſelben ein Papier liegen. Er hob es auf. Es war ein Brief ohne Kouvert. — Er entfaltete ihn. Der Name Leonardo fiel ihm in die Augen. Er las den Brief.

„Ich kann Ihnen immer weiter noch nichts ſagen, als daß unſer Fremder ſchlechtweg ſich Leonardo nennt. Daß er zu Villa Reale freundſchaftlich aus- und eingeht, iſt gewiß. Nebenbei ſoll er eine kleine Liebſchaft mit einem Eisbudenliebchen haben, die ſehr herzlich ſeyn ſoll, wie man ſagt. — Doch, was ſagt man nicht! — Gewiſſer iſt es, daß ihn der P. Ambroſio kennen muß, da die Begebenheit zu S. Gennaro, ſo, wie Sie dieſelbe wiſſen, völlig wahr iſt. — Sobald ich mehr von dieſem unbekannten Abentheurer erfahren kann, ſollen Sie es wiſſen."

Abentheurer? — brummte Leonardo, indem er den Brief wieder dahin warf, wo er ihn aufgehoben hatte, und fortgieng. Dennoch konnte er ſich nicht enthalten, bald darauf hinzu zu ſetzen: „Aber, was bin ich denn ſonſt?"

So kam er zu einer prächtigen Parthie des Gartens, in der, unter einem Gezelte, ſich eine zahlreiche, vornehme Geſellſchaft befand. Diamanten, Sterne und Ordenskreuze blitzten ihm entgegen, und er blieb unent ſchloſſen, in der Ferne, bei einem Tempel ſtehen. — Die Geſellſchaft ſchien ihn gewahr zu werden. Bald kam ein Page auf ihn zu, der mit Fragen ihn überſtrömte, die Leonardo alle ganz kurz mit der einzigen Antwort beantwortete, die wir, aus dem, was er zu der unbekannten Dame ſagte, leicht folgern und errathen können. — Der Page gieng zu der Geſellſchaft zurück, und Leonardo ſchlug einen Seitenweg ein, der ihn zu einer Grotte führte, vor der er ſich niederſetzte.

Hier ſaß er nicht lange, als er in einer nicht allzuweiten Entfernung die Schöne vorübergehen ſah, mit der er geſprochen hatte, ſie las in einem Buche, und bemerkte ihn nicht.

Nahe bei der Grotte rauſchten Fußtritte; eine Dame trat aus dem Gebüſch; es war die Marcheſe Lomellino. — Leonardo ſprang auf, und fragte:

„Frau Marcheſe! — Sie hier?"

„Laſſen Sie mich ſo fragen: Sie hier? — lächelte die Marcheſe. — Wie, um aller Heiligen willen! kommen Sie in die Villa Torino?"

„Das Ungefähr eines Spatziergangess brachte mich hieher."

„Es iſt von Ihnen ſo eben hier, in einer Geſellſchaft, recht viel geſprochen worden."

„Von mir?"

„Wie ich ſage."

„Hier?"

„Hier."

„Wo niemand mich kennt?"

„Man ſprach von Ihrer Geſchichte zu S. Gennaro, auch ohne Sie zu kennen, man ſprach von Ihrer Freundin, der Prinzeſſin, und Ihrer beiderſeitigen Verbindung mit dem frommen P. Ambroſio. — — Aber, wie, in aller Welt! können Sie hier, in der Villa Torino ſo ruhig ſitzen?"

„Warum nicht?“

„Ruhig, indem die ganze Welt Abſchied von Ihrem Gönner, dem P. Ambroſio nimmt? Ruhig, indem man zu Villa Reale ſo unruhig iſt?“

„Unruhig?“

„Je nun! bei'm Einpacken geht es ja doch ſo gar ruhig eben nicht her.“

„Bei'm Einpacken?“

„Stellen Sie ſich doch, als wüßten Sie nicht —“

„Was ſoll ich wiſſen?“

„Daß die Prinzeſſin Onorina mit dem Pater Ambroſio geht, daß —“

„Was ſagen Sie?“

„Das wiſſen Sie nicht?“

„Kein Wort weiß ich davon.“

„Iſt es möglich!“

„Ich ſage Ihnen: kein Wort weiß ich von dieſer Reiſe.“

„So kann ich nicht begreifen, wie man ſagen konnte, auch Sie würden mitgehen.“

„Ich? — Ich weiß von all dem nichts!“

„So wiſſen Sie auch nicht, daß die Königin die Gnade gehabt hat, der Prinzeſſin eine ihrer eigenen Sänften und Maulthiere zu der Reiſe zuzuſchicken?“

„Noch dieſen Morgen war ich in Villa Reale, und weiß von allen dem, was Sie mir ſagen, nichts.“

„Der P. Ambroſio war nach der Kirche bei der Königin, und ſeit drei Stunden iſt alles entſchieden worden. — — [illegible] bleiben alſo hier?“

„Zwar von einer Reiſe mit dem P. Ambroſio und der Prinzeſſin, nach Rom, wie Sie meinen, weiß ich nichts, dennoch aber bin ich entſchloſſen, Neapel bald zu verlaſſen. — Ich ſuchte hier Dienſte, und habe vom Miniſter eine abſchlägliche Antwort erhalten.“

„Wenn

„Wenn Sie ſonſt in Neapel bleiben mögen, — woran ich jedoch ſehr zweifle, — lieber Leonardo! ſo ſoll man Sie wohl hier behalten, wenn Sie mir die Tournüre Ihrer Angelegenheiten überlaſſen wollen. — Ich ſtelle Sie, mit meiner beſten Empfehlung, der Gräfin Torino vor; dieſe ſtellt Sie dem Beichtvater der Königin als ihren Anverwandten vor, und des Miniſters Thätigkeit iſt uns entbehrlich. — Wollen Sie dieſen Weg einſchlagen, ſo —“

Ein Page brachte der Marcheſe einen Brief, und gieng. Sie las, ließ die Hand ſinken, und fragte:

„Leonardo! kennen Sie ein gewiſſes Mädchen, das ſich Roſamarina nennt?“

„Ich kenne ſie.“

„Sie war der Gräfin Torino empfohlen. — Dieſe Roſamarina iſt vom Geiſtlichen Gericht als Zauberin verhaftet worden.“

„Als Zauberin.“

„Wie lächerlich!"

„Lachen Sie nicht!"

„In unſern Zeiten?"

„Auch Sie werden geſucht."

„Ich?"

„Sie ſelbſt."

„Vom Geiſtlichen Gericht? Als Zauberer doch nicht auch?"

„Sie ſucht die Polizei."

„Was will die Polizei von mir?"

„Sie haben ſich geſchlagen?"

„Es kam nicht dazu."

„Der Griff eines Hexenmeiſters in ihre Klingen brachte Sie und Ihren Gegner auseinander?"

„O! dieſen Hexenmeiſter kennt der P. Ambroſio auch."

„Er iſt nirgends zu finden."

„Der Grieche?"

„Iſt dieſer Wundermann ein Grieche?"

„So ſagt er. — Auch Roſamarina iſt eine Griechin. — Ich hoffe doch, daß die Gräfin Torino ſie reklamiren wird?“

„Vom Geiſtlichen Gericht? — Wo denken Sie hin! — Wer könnte das wagen? — Iſt ſie wirklich eine Zauberin, —“

„Können Sie ſo etwas glauben?“

„Warum nicht? Glauben es doch die gelehrten Biſchöſſe und Inquiſiteren.“

„O! was glauben die Pfaſſen nicht!“

„Leonardo!“

„Oder, vielmehr, was wollen ſie nicht, daß wir alles glauben ſollen! Dieſe Heuchler, die —“

„Wie? Iſt nicht P. Ambroſio Ihr Freund?“

„Ich habe ſeine Freundſchaft nicht geſucht.“

„Wie köſtlich hat er Sie nicht vor vielen Tauſenden ausgezeichnet!“

„Deshalb wohl ſucht mich die Polizei?“

„Er muß Sie retten.“

„Ich habe nichts verbrochen, und fürchte kein Gericht!“

„O Freund! Wer ohne Freunde iſt, hat ſelbſt die Gerechtigkeit zu fürchten. — Der Pater muß Sie retten, wenn er ſich ſelbſt nicht kompromittiren will. Ich leite alles ein. Noch iſt es Zeit!“

„Ich gehe! — Der geiſtliche Herr muß Roſamarinen retten.“

„Sind Sie mehr für die Griechin, als für ſich ſelbſt beſorgt?“

„Sie meinen ja, der Pater müßte mich retten. — Sie ſelbſt wollen —“

„Sie müſſen hier bleiben.“

„Hier?“

„Dieſe Villa hat Königliche Freiheiten.“

„Hier ſoll ich bleiben? Hier, wo niemand mich kennt?“

„Folgen Sie mir: Man ſoll ſie kennen lernen. — Wenn Sie auch mich immer verkennen konnten, jetzt ſollen Sie mich kennen lernen!“

Sie nahm ihn, als ſie das ſagte, bei der Hand; er wollte ſprechen; die unbekannte Dame trat herzu.

„Ich gehe zur Geſellſchaft, — ſagte die Marcheſe ſchnell; — und werde Sie derſelben empfehlen.“

Die Unbekannte blickte die Marcheſe fragend an, Leonardo ſah die Schreibetafel in ihrer Hand, und trat betroffen zurück. Eine Frage ſchwebte auf ſeinen Lippen. Die Blicke der Marcheſe flogen bei beiden fragend umher, ſchweigend gieng ſie davon. — Die Unbekannte fragte:

„Sie ſind noch hier? — Der Garten — gefällt Ihnen doch?“

Langſam und leiſe antwortete Leonardo:

„Ich habe für Gefühle keine Worte. Und der ſchönſte Augenblick dieſes Tages, der jetzt mir wiederkehrt —“

Schnell fiel die Unbekannte ein:

„Sie kennen die Frau Marcheſe? — Sind Sie mit ihr verwandt?“

„Hier iſt er!“ — ertönte die Stimme der Marcheſe.

Sie trat aus dem Gebüſch, und mit ihr der P. Ambroſio. — Verlegen trat Leonardo zurück, die Marcheſe lächelte:

„Wie erfreulich iſt es nicht, nach einem Stern zu blicken, der auch ſogleich erſcheint!“

„Schöne Gräfin! — ſagte der Pater, indem er ſich zu der Unbekannten wendete; — Ich erbitte mir auf einige Minuten dieſen meinen jungen Freund von Ihnen —“

„Der ſich wohl ſelbſt allein gehört;“ — fiel die Gräfin ein.

„Welcher Menſch gehörte in dieſer Welt ſich wohl ſelbſt allein an? — ſagte der Pater, ſehr freundlich und einnehmend. — Der Menſch iſt nur für andere da. Der, der ſich nur allein gehörte, wär wohl ein ſehr entbehrliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft.“

„Sie abſtrahiren —“

„Nur meine Bitte will ich wiederholen, denn meine Minuten ſind alle gezählt!“

Der Gräfin Wangen entbrannten im hohen Roth; ſchalkhaft lächelte die Marcheſe. Schweigend neigten beide ſich, und giengen. — Der Pater zog einen Schlüſſel aus der Taſche, gab denſelben Leonardo, indem er ſagte:

„Oeffnen Sie die Thür jenes Pavillons; öffnen Sie die Fenſterladen! Ich komme Ihnen dorthin gleich nach.“

Indem Leonardo dieſes that, las der Pater einige Briefe, die er ſo eben erſt erbrach, und kam dann in den Pavillon. Er ſetzte ſich, ſah einige Augenblicke ſtarr vor ſich hin, und ſagte endlich:

„Wir haben mit einander viel zu ſprechen!“

Drittes Buch.

Wie ſchlau bei ihren leichten Spielen
doch auf Gewinn die Liebe ſinnt!
Und dennoch gilt ſie noch bei vielen,
nur für ein kleines, liebes — Kind.

Fünfter Abſchnitt.

Se voſſa dama vos dá;
Tute quanto vos quizeſtes,
Dizei par que lhe diſtes,
O quê vos ella fez ja?
Camoens.

„Ich gebe Dir, mein Sohn! — fuhr der P. Ambroſio fort; — ein trauliches Du; ich gebe Dir den Sohn, weil Du mich intereſſirſt. Ich bin ein Mann, gegen deſſen unbefleckten Lebenswandel ganz Sizilien nichts zu ſagen weiß; ich habe Erfahrung, die ich, — ach! wie oft! — mehrentheils gar theuer erkaufen mußte. Der angeſehenſte aller Orden der ganzen chriſtlichen, — ja, auch der auſſerchriſtlichen Welt, ſogar! — hat mich zu ſeinem General ernannt, und ich gehe ſo eben nach Rom, dieſen hohen Poſten anzutreten. — — Ehe ich nun dahin abreiſe, habe ich noch mit Dir von mancherlei Dingen zu ſprechen. — Von Dir erbitte ich mir die ſtrengſte Wahrheit und Aufrichtigkeit; von mir haſt Du eben das zu erwarten, und Hülfe, Rath und Beiſtand noch dazu!"

Schweigend neigte ſich Leonardo, und trat dem ehrwürdigen Herrn etwas näher.

P. Ambroſio. Du haſt Händel gehabt, in einer Eisbude, mit einem gewiſſen Luiſardo, des damals geglaubten Mordes der Prinzeſſin Onorina wegen, und unſer guter Apollonius, der, troz ſeiner beſſeren Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, dennoch den Taſchenſpielerſtückchen ſeiner Heimath nicht recht entſagen will, ſo ſehr er auch ſchon darum von rechtſchaffenen Männern gebeten worden iſt, mengte ſich in dieſes Spiel auf eine ſo auff[illegible]nde Art, daß er deshalb ſogar in den Verdacht der Hexerei kam; wozu auch ſeine ſogenännte Wunderkur an der Prinzeſſin das ihrige mit beitrug. Die Prinzeſſin war aber wirklich nicht gefährlich verwundet, und nur der Schreck vergrößerte die Gefahr.

Leonardo. Die Prinzeſſin wird, wie ich höre —

P. Ambroſio. Laß mich ausreden! — — Genug, Apollonius wurde, wie einſt der Mann von Thyana, ſein Namensbruder, zum Wundermanne. Dieſer Ruf konnte und ſollte ſeiner Perſon gefährlich werden. Dieſer Gefahr kam er zuvor, und verließ Neapel. — — Ein Mädchen, Roſamarina genannt, die Du kennſt, mußte ſeine Flucht entgelten, und wurde, als ſeine Landsmännin, als eine Mitwiſſende ſeiner vermeinten Kunſt, als Zauberin gefänglich eingezogen.

Leonardo. In unſern Tagen!

P. Ambroſio. Die Tage thun nichts zur Sache.

Leonardo. Wer glaubt noch jetzt an Hexen und an Zauberei?

P. Ambroſio. Tauſende. — Indeſſen iſt dafür geſorgt, Roſamarina wird der Strafe entgehen. Ich weiß es, daß ſie Dich intereſſirt, und daher ſage ich Dir das zum Troſt. — — Dich ſelbſt ſucht die Polizei auf.

Leonardo. Ich habe nichts verbrochen.

P. Ambroſio. Der Lärm in der Eisbude hat, beſonders durch die Nebenumſtände, Aufſehen gemacht. — Ich habe Dich dem Schutz des Päbſtlichen Legaten, und der Verwendung des Grafen Torino empfohlen. Diesmal wirſt Du durchkommen. Vermeide neue Händel. — Ich bin Dein

Freund! — Vielleicht gelingt es mir, das Geheimniß Deiner Geburt zu enträthſeln.

Leonardo. Und die Prinzeſſin wird —

P. Ambroſio. Du gehſt jetzt nicht eher aus dieſer Villa, als bis der Graf Torino Dir ſagt, daß Deine Sache beigelegt iſt. — Jetzt, lebe wohl! Vielleicht ſehen wir einander bald in Rom. — Das Geheimniß, welches über Deiner Geburt waltet, Deine Geſtalt, machen Dich mir intereſſant. Du darfſt auf mich beſtändig rechnen. Und, glaube mir! ein General unſers ausgebreiteten Ordens iſt kein zu verachtender Freund!

Er gieng mit Leonardo, ſtellte ihm den Grafen Torino und ſeiner Gemahlin vor, empfahl ihn in ihren Schutz, und ſchied, ſie ſegnend, von ihnen.

Der Graf ſprach lange mit Leonardo; die Gräfin, eine intereſſante Frau, unterhielt im Beiſeyn der Marcheſe Lomellino ſich mit ihm über Neapel, ſprach viel von ihrem Vaterlande Sizilien, und beehrte ihn mit dem Titel ihres Landsmannes. Zu dieſer Unterhaltung kam endlich ihre Schweſter, die Dame, die Leonardo zuerſt in dem Garten ſprach. Die Gräfin ſtellte ſie ſelbſt vor:

„Dieſe ſentimantaliſche Schöne iſt meine Schweſter Serena, Gräfin Ondiniani, eine Freundin der Einſamkeit, die wir eheſtens vielleicht im Nonnenſchleier erblicken werden, in welchen ſie ſich verbergen will, um einem Manne zu entfliehen, der ihr ſein Herz geſchenkt, und ihr ſeine Hand angeboten hat.“

Serena. Sie wiſſen nun, was ich bin, wie es mir geht, und was ich werden ſoll und könnte.

Leonardo. Was gewiß ſehr viel iſt! — Nicht die Hälfte davon weiß ich von mir ſelbſt.

Gräfin. Viel davon wollte ich Ihnen doch ſelbſt ſagen! — Sie ſind, ſage ich z. B. mein Landsmann, ein Geſegneter, ein von der Polizei Verfolgter, der in unſerm Schutze ſteht, ein Fremder der Händel gehabt und Freunde gefunden hat. — Wollen Sie noch mehr von ſich ſelbſt wiſſen? Ich muß Ihnen ſagen, daß ich Sie ſogar für einen Dichter halte.

Marcheſe. Das iſt er auch! — Ich habe Verſe von ihm geleſen, die ganz allerliebſt waren. Z. B.

Mir gieng in dunkeln Schatten Gängen
Der ſchönſten Stunden Sonne auf.

Sie haben Ihre Schreibetafel verlohren. Ich kenne Ihre Handſchrift. — Die Schreibetafel habe ich gefunden. Hier iſt ſie!

Verlegen nahm Leonardo die Schreibetafel an, auf die, noch verlegener, Serena blickte; ein Blick, der ihm dennoch nicht entgieng. Ein Page brachte Karten. Die Gräfin und die Marcheſe eilten zum Spiel in den Pavillon. — Serena zupfte Blüthen von einem Mirthenſtrauche ab; Leonardo nahte ſich ihr.

Er. Der Liebe Göttin wählte ſich den Mirthenſtrauch —

Sie. Und ich vernichte dieſe Blüthen; doch gewiß aus böſen Willen nicht!

Er. Im Kloſter werden ſie dieſe Blüthenkränze entbehren können.

Sie. Wenn man mich bis zum Kloſter treibt, ſo hat man mich einer Konvenienz geopfert, die mich unglücklich macht. Man will mir einen Gemahl aufdringen, den ich nicht lieben kann.

Er. Man opfert Sie der Politik.

Sie. So iſt es.

Er. Ich beklage Sie!

Der Graf Torino nahte ſich. Serena gieng, und Leonardo folgte dem Grafen, wie er es verlangte, in die Villa.

Schon den folgenden Morgen erhielt der Graf die Nachricht, Leonardo's Angelegenheit ſey beigelegt, und er habe nichts mehr von der Polizei zu fürchten. Der Graf rieth ihm zum Päpſtlichen Legaten und zum Beichtvater der Königin zu gehen, beiden für ihre Verwendung zu danken, und ſich ihrer Gnade zu empfehlen. — Leonardo ſuchte vergebens im Garten umher, Serena war nicht zu finden. Er legte die Schreibetafel wieder dahin, wo ſie gelegen hatte, als er ſie fand, und eilte in ſeine Wohnung, wo er von Theresen und ſeiner Wirthin froh empfangen wurde.

Vom Beichtvater der Königin wurde er ſehr freundlich empfangen, und der Legat gab ihm den Apoſtoliſchen Seegen.

„Ich gebe Ihnen — ſagte er; — dieſes Geſchenk der Kirche, der Sie angehören, mit der Ueberzeugung, daß Sie wiſſen werden, deſſelben ſich würdig zu machen!“

Leonardo gieng nach Villa Reale, und fand ſie leer. Nur der alte Gärtner war hier geblieben.

„Sie ſind fort! — ſagte er, indem er eine Thräne aus dem Auge wiſchte. — Mit Tagesanbruch ſind ſie fort! Alles hat geweint; und ich weine noch.“

Bis zu Thränen gerührt, ſtand Leonardo ſprachlos vor ihm. Er ſprach weiter:

„Die Prinzeſſin hat mich beſchenkt. Vielleicht ſehen wir uns bald wieder, ſagte ſie. Ich hoffe es, aber das Vielleicht will mir nicht gefallen. — Niemand weinte heftiger, als Liſaura. Sie rang die Hände, und zerraufte weheklagend ihr Haar. — Lieber, junger Herr! Kommen Sie doch zuweilen in den Garten, damit ich mit Ihnen von unſerer guten Prinzeſſin ſprechen kann!"

„Das wollen wir! — ſagte Leonardo; — Ich will recht oft hieher kommen, und wir wollen einander tröſten."

„So recht! Das wollen wir! — — Ich habe Ihnen auch etwas zuzuſtellen."

„Von der Prinzeſſin?"

„Etwas von unſerer, lieben Prinzeſſin, und etwas von Liſauren. Hier iſt es! — — Beſuchen Sie mich recht oft! Doch jederzeit vor Abends 8 Uhr. — Von dieſer Zeit an, habe ich Befehl, im Hauſe zu bleiben, und mich nicht um das zu bekümmern, was im Garten vorgeht. Was nun eigentlich drinne vorgehen ſoll, das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß eine Art von Verſammlung und Abendgeſellſchaft hier gehalten wird, wie man mir geſagt hat, bei der ich nichts zu thun habe.“

Leonardo drückte dem Alten die Hand, und verſprach nochmals, ihn fleißig zu beſuchen. — Im Freien beſichtigte er, was er erhalten hatte. — Ein Ring lag in dem Briefe der Prinzeſſin. Sie ſchrieb:

> „Lebe wohl, geliebter Bruder! Trage dieſen Ring, und vergiß mich nicht. Suche den Schleier zu heben, der über unſerer Geburt; der über unſerm Schickſal ſchwebt. — Dies ſchreibe ich mit Müh, und wie Du ſiehſt, nicht ohne Thränen!“

Er küßte Brief und Ring und warf ſich unter den hohen Pinien der romantiſchen Gegend thränend nieder. Er ſeufzte!

„O! wie ſo manche heiße Thräne rollt auf der Blumen Pracht, und netzt hienieden traurig die ſchönen, grünen Auen der Freude!

Wer fröhlich über dieſe Wieſen eilt, der ſieht ſie nicht, die Thränen, die im Graſe glänzen!"

Er öffnete Liſaurens Brief, und las:

„Man führt uns fort; Du bleibſt zurück, und meine Seele bleibt bei Dir. Ich weiß es, Du kannſt mich nicht vergeſſen; die nicht, die alles Dir gab, was ihre Armuth Schönes geben konnte, das Beſte, Edelſte, was ſie hatte. — Wir müſſen Neapel verlaſſen. O! daß ich Dir entdecken könnte, dürfte — was ich nicht darf. Dieſem Blatte etwas anzuvertrauen, das ich Dir mündlich entdecken wollte, kann ich nicht wagen, und werde ich Dich wohl jemals wiederſehen?"

Spatziergänger vertrieben ihn von ſeinem Platze; er beſuchte die Eisbude, und fand die fröhliche Roſamarina nicht. Der Zollinſpektor nahte ſich ihm:

„Mir will, — ſagte er; — weder Wein noch Eis mehr ſchmecken, ſeit Roſamarina hier nicht mehr kredenzt!“

„Wiſſen Sie, — fragte Leonardo; — wo ſie iſt?“

„Das geiſtliche Gericht hatte ihrer Perſon ſich bemächtiget, und man freute ſich ſchon auf einen Hexenprozeß. Aber — ich habe das von einem Notar, der um die Sache weiß! — Aber es iſt nichts aus dem Prozeſſe geworden.“

„Wohin iſt ſie gekommen?“

„Sie hat ſich durch den Schwur gereiniget, und iſt von Unbekannten, ich weiß nicht wohin, vermuthlich aber in ein Kloſter, gebracht worden. — Ihre Rettung iſt vom Päpſtlichen Legaten hergekommen.“

„Es wär ein Meiſterſtück, wenn Sie des guten Mädchens Aufenthalt auskundſchaften könnten!“

„Das wär es! Aber — — wie wär das anzufangen?“

„Sie müſſen ja ſo mancherlei auszukundſchaften wiſſen!“

„Ei! das wohl! — Aber dieſe Geſchichte hat gar zu viel Dunkel, und hat man's mit der Geiſtlichkeit zu thun, ſo bleibt man ſtets in der Finſterniß. - Nur ſie allein ſitzt im Lichte, für ſich, und für uns. — — Das arme Mädchen dauert mich ſo ſehr, daß ich es gar nicht beſchreiben, nicht ſagen kann!“

Mehrere Gäſte, die in die Eisbude traten, unterbrachen das Geſpräch. — Leonardo gieng in ſeine Wohnung, und dort kam Thereſe ihm mit einem Käſtchen entgegen, das, mit ſeiner Addreſſe, während ſeiner Abweſenheit, war abgegeben worden. — Das Käſtchen enthielt einige Goldrollen, und nur die wenigen Worte auf einen kleinen Zettel geſchrieben:

„Leonardo erhält, was er jetzt am nöthigſten braucht, und er wird es wohl zu gebrauchen und anzuwenden wiſſen.“

Sechſter Abſchnitt.

Vida da minhalma,
Nam vos poſſo ver,
Iſſo nam he vida
Para ſe ſofrer.

Camoëns.

Es war ein ſchöner Morgen, als Leonardo ſich auf den Weg gemacht hatte, einige Tage nach dem erhaltenen Geſchenk von unbekannter Hand, deſſen er wirklich bedurfte, ſeinen alten Gärtner zu Villa Reale zu beſuchen. Er trat in den Garten und ſah einen jungen Religioſen des Jeſuiter Ordens in demſelben langſam auf und ab wandeln; er las in einem kleinen Buche, und hatte ſich, wie es ſchien, ganz in ſeine Lektüre vertieft.

Leonardo mußte ihm begegnen; er grüßte ihn, und ſah einen ſeiner Jugendbekannten vor ſich, der mit ihm in dem Jeſuiterkollegio zu Palermo ſtudirt hatte. Er war ein aufgeweckter Kopf, machte große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, und wurde ſchon damals von ſeinen Lehrern ſehr ausgezeichnet behandelt.

„Willkommen Freund Leonardo!“ — rief er ihm entgegen, und umarmte ihn.

Leonardo freute ſich einen Jugendfreund ſo unvermuthet zu finden, und ſetzte hinzu:

„Ich habe doch ſtets geglaubt, Dich einmal in dieſer Kleidung wieder zu finden! Oft habe ich an Dich gedacht, und ſtets ſtandeſt Du in dieſer Kleidung vor mir.“

„Ja, Freund! — erwiederte dieſer; — Ich habe dieſen Rock gewählt, nachdem ich ſo bedächtlich, wie möglich, alle Röcke in der Welt habe die Revüe vor mir paſſiren laſſen. Der Rock des Staatsmannes, die Kleidung des Hofmannes, die Uniform des Soldaten, der Mantel des Juriſten, des Arztes, alle dieſe Bekleidungen habe ich wohl betrachtet, und eben deswegen wählte ich das Kleid, das ich jetzt trage. Du findeſt dieſes Gewand, wohin Du auch blicken magſt, vom Kabinet des Königs an, bis in's Kloſet der Damen. Nenne mir einen Platz, welcher nicht auch der ſeinige wär? — Du bekümmerſt Dich nicht um Lebensunterhalt, und haſt nicht die geringſte Sorge, wenn es nicht die iſt, Aufmerkſamkeit oder gar Aufſehen zu erregen. — Du haſt erſt kürzlich noch unſern jetzigen General, Ambroſio, hier geſehen, und ich mache Dich auf die Glorie, die ihn umſtrahlte, nicht aufmerkſam. Ich weiß, daß auch ein Strah derſelben Dich ſelbſt überſchaltet hat. Das ſind die äußerlichen Gründe, die mich bewegen haben, in dieſe Atgide zu ſchlüpfen, die innerlichen herzuerzählen, wirſt Du mir erlaſſen. — Ich freue mich, Dich wohl auf und geſund zu ſehen, umarme Dich nochmals, drücke Dir freundſchaftlich die Hand, und bitte Dich, zu dem P. Glorioſo, — wie ich jetzt heiße; — eben das Zutrauen zu haben, das Du zu Deinem Freunde Leandro ſonſt in Palermo hatteſt. — Nun ſage mir: Wie geht es Dir? Biſt Du immer noch ſo verteufelt ſentimentaliſch geſinnt, wie Du es ehedem zu Palermo warſt? Haſt Du Herzensangelegenheiten? Seufzeſt Du vergebens? oder biſt Du glücklich?"

Leonardo. Ich irre hier in Neapel wie ein Träumender umher.

P. Glorioſo. Wenn Du nur ſchön träumſt, ſo iſt das auch gut.

Leonardo. Was mir fehlt, das iſt, eine gewiſſe, beſtimmte Beſchäftigung. So in den Tag hinein zu leben, bloß da zu ſeyn, um zu ſchlafen, zu eſſen, zu trinken, umher zu wandeln, allenthalben und nirgends zu Hauſe zu ſeyn, das iſt wirklich ſehr unbehaglich und unerträglich!

P. Glorioſo. Das mag ſeyn! — Du mußt Dir ein Neſt machen. — Haſt Du wirklich keine Liebſchaft hier?

Leonardo. Keine.

P. Glorioſo. Das iſt nicht gut! Wir müſſen für ſo etwas ſorgen. Ich will Dir Vorſchläge thun.

Leonardo. Laß das! — Gieb mir eine Beſchäftigung.

P. Glorioſo. Die Prinzeſſin Marliagno ſucht einen Stallmeiſter. Das wird aber nichts für Dich ſeyn? — Die Gräfin Aboniero wünſcht einen Sekretair zu haben —

Leonardo. Du biſt ja ein wahres Intelligenzblatt!

P. Glorioſo. Das will ich meinen! — Still aber! Da fällt mir ein, daß Du ein Geheimniß für mich haſt. Ich habe gehört, Du ſeyſt zu Villa Torino bekannt. — Leonardo! Haſt Du denn gar nichts empfunden, als Du die ſtille, liebenswürdige Serena ſahſt?

Leonardo. Wie beichtvatermäßig Du fragen kannſt!

P. Glorioſo. Das gewöhnt man ſich an. — Auf einmal fällt mir etwas ein. Haſt Du unſern Freund Gerardo vergeſſen? Das angenehme Dritte unſers vertrauten Kleeblatts in Palermo? — Er iſt ein braver Maler geworden, ſtudirt hier fleißig, und erndtet Lob und Ruhm ein.

Leonardo. Ich habe oft an ihn gedacht. Iſt er in Neapel?

P. Glorioſo. Hier. (

Leo-

Leonardo. Immer noch ſo unbändig, wie ſonſt?

P. Glorioſo. Immer noch, aber auch immer noch ſo treu und gut, wie ſonſt. Er hat ſchon in mancherlei Händeln geſteckt. — Kürzlich hat er die ſchöne Serena Ondinianl, von der wir eben ſprachen, portraitirt, und hat ſich, zum Ueberfluß, auch ſogleich in ſie verliebt.

Leonardo. In Serenen?

P. Glorioſo. Du kennſt ihn ja!

Leonardo. Was kann ihm das helfen?

P. Glorioſo. So fragt Er nicht. — Er malt jetzt eine Madonna für unſere Kirche, und das wird richtig eine Serena mit einem Nimbus; ein Kind giebt er ihr noch obendrein. — Ihr müßt euch ſprechen! Das ſoll bei mir geſchehen, und wir wollen das Kleeblatt wieder zuſammen fügen. Ein

Jeſuit, ein Maler und ein — — Was biſt Du?

Leonardo. Ein Tagedieb.

P. Glorioſo. Nun gut! das iſt auch etwas. — Alſo, ein Jeſuit, ein Maler, und ein Tagedieb. Meinſt Du nicht, daß drei ſolche Menſchen ſich angenehme Stunden genug machen können, wenn ſie wollen? Nebenbei können wir ja zuweilen auch auf etwas Ernſthaftes denken, können etwas ausführen —

Leonardo. Ausführen?

P. Glorioſo. Warum nicht? Gerardo giebt den Kirchen Madonnen, Kreuzigungen ꝛc. Ich ſchreibe ein Buch, und Du —

Leonardo. Ich gehe in die Kirchen, und laſſe mich ſegnen.

P. Glorioſo. Das iſt nichts! Du mußt ſelbſt etwas thun, Du mußt nicht der leidende, ſondern der handelnde Theil ſeyn. — Weißt Du denn gar nichts zu thun?

Leonardo. Nichts.

P. Glorioſo. Ei, ſo ſchäme Dich! Du haſt Kopf, Verſtand, und willſt nichts zu thun wiſſen! Zieh Deinen Rock aus, werde ein Karthäuſer, bearbeite Deinen Garten, und ſchnarche ein Memento mori! — — Sonſt machteſt Du Verſe, die recht erträglich waren, Deine Chrieen, Deine Reden wurden gelobt; Du warſt ein guter Tänzer, Du ſangſt recht artig, und im Fechten ſuchteſt Du Deines Gleichen. Und jetzt —

Leonardo. Ich mache Verſe, ich tanze noch, wenn es darauf ankömmt, ich ſinge und fechte auch noch; giebt das aber Handlungen? Fangt Händel an, und ich will mich für euch ſchlagen.

P. Glorioſo. Gut! Wir nehmen Dich bei'm Worte; wiewohl Gerardo ſelbſt immer die Klinge bei der Hand hat.

Indem ſie dieſes im Spatzierengehen ſprachen, waren ſie an den Salon gekommen, bei welchem, wie wir wiſſen, Leonardo ſo unvermuthet Händel, nach der Unterhaltung mit Liſauren bekam. Er blieb ſtehen, zeigte auf den Salon, und fragte:

„Warſt Du auch ſchon dort?“

„Wozu dieſe Frage? — fragte Glorioſo zurück.

Leonardo ſah ihn einige Sekunden an, und ſagte endlich:

„Dein Rock ſoll mich nicht hindern, Dir mein Vertrauen zu ſchenken!“

„Mein Rock?“

„Jetzt darüber keine Erklärung.“

„Gieb ſie!“

„Ein andermal! — Du biſt mein Freund Leandro.“

„Ich weiß nicht, wie Du —“

„Bei dieſem Salon habe ich Händel gehabt.“

„Händel?“

Leonardo erzählte ihm das uns bekannte Abentheuer, und fragte dann:

„Warſt Du nie in dem Salon?"

„Wie kömmſt Du auf dieſe Frage?"

„Euer General ſchien zu wiſſen, wie es in dem Salon ausſieht. Du biſt einer der Seinigen —"

„Keinen Schluß!"

„Wir wollen die Thür öffnen."

„Leonardo!"

„Das giebt eine Handlung."

„Ich öffene keine verſchloſſenen Thüren mit Gewalt."

„Du biſt hier bekannt. Durch Zufall bloß kamſt Du doch wohl nicht in dieſen Garten? Du weißt um die nächtlichen Verſammlungen in dieſem Salon. Willſt Du mir nicht ſagen, was Du davon weißt, ſo haſt Du ein Blatt aus unſerm Kleeblatt geriſſen."

Glorioſo ſah ihn ſchweigend an, und ſagte endlich:

„Ich habe von dem, was Du ſagteſt, nichts gehört!“

„Nun gut! — lächelte Leonardo; — ſo habe ich auch nichts geſagt. Sieh! um der heiligen Obedienz willen, die euch drückt, möchte ich ſchon Deinen Rock nicht tragen. Sein Inneres zeigt ihr uns nicht, und ſo bequem er auch ausſieht, ſo hat er doch keinen Raum für die Freundſchaft. — Da ihr euch nicht ſelbſt angehört, ſo könnt ihr euch auch nicht geben, wie ihr wirklich ſeyd, und — dürft nicht einmal hören, wenn ihr gehört habt.“

„Dergleichen Bitterkeit, — ſagte Glorioſo; — war Dir ſtets eigen. Sie iſt es noch, wie ich höre. Was Du auch geſagt haſt, ich bleibe dennoch Dein Freund, ob Du gleich glaubſt, in dieſem Kleide keinen Freund finden zu können. Die Erfahrung ſoll Dich des Gegentheils belehren. — — Jetzt wende Deine Blicke rechts, nach jenem Pavillon. Du kennſt ihn doch?“

„Welche Frage!“

„Ich will Dich keinen Räuber nennen —“

„Einen Räuber?“

„Du nahmſt, was man Dir ſchenkte.“

„Wo?“

„In jenem Pavillon. — Du haſt einem Gewiſſen, einen häßlichen Streich geſpielt.“

„Was ſagſt Du?“

„Was ich weiß.“

„Was wüßteſt Du?“

„Ich habe es von ihr ſelbſt.“

„Von ihr?“

„Nun ja! von der ſchmachtenden Liſaura.“

„Kennſt Du ſie?“

„Jetzt auch ſo gut, wie Du ſie kennſt.“

„Iſt ſie nicht in Rom?"

„Seit geſtern iſt ſie auf dem Wege, doch weiß ich nicht, ob nach Rom, oder wo ſonſt hin. — Aber das iſt gewiß, daß ihre heftige Leidenſchaft für Dich, einen Gewiſſen um etwas brachte, das — er nun einmal nicht haben ſollte."

„Herr Pater!" —

„So feierlich?"

„Liſaura nannte ſich ſelbſt ein Opfer; ſie ſprach von Verbindungen, von Geheimniſſen —"

„So geht's! — Wenn die Weiber nicht ſagen dürfen, was ſie wiſſen, ſo ſagen ſie doch wenigſtens, daß ſie etwas wiſſen. Gar zu gern treten ſie in Verbindungen, und ſind ſie drinne, ſo wollen ſie ſich deshalb die Haare ausraufen. — Liſaura hätte mehr von den Geheimniſſen des Salons ſagen können, als ich Dir davon zu ſagen weiß."

„Du weißt nichts davon?"

„Ich ſchwöre Dir es zu!“

„O! keinen Schwur! Ich weiß ja, wie die Herren in Deinem Kleide ſchwören, und ſchwören dürfen!“

„Ich weiß, daß es hier Geheimniſſe, wenigſtens geheime Verſammlungen giebt, aber worinn dieſe Geheimniſſe beſtehen, — wenn die Verſammlung welche hat! — das weiß ich nicht.“

„So wollen wir ſie entſiegeln!“

„Wir?“

„Ich, Du, und Gerardo. Wir; das Kleeblatt.“

„Wo denkſt Du hin? — Was gehen uns dieſe Dinge an?“

„Wenn nun etwa das Heil und Wohl des Staates —“

„Wie kannſt Du ſo etwas glauben?“

„Wie kannſt Du es nicht glauben? — Was gut iſt, ſcheut das Licht nicht. — Wir ſind verbunden, der Polizei wenigſtens einen Wink zu geben.“

„Biſt Du toll?“

„Toll?“

„Willſt Du Dir eine unbekannte Parthei auf den Hals hetzen, die vielleicht auf hohen Stützen ruht?“

„Gewiß ſind es nur Kirchenſäulen!“

„Dieſe ſtehen zu feſt für Dich und mich. — Laß ſtehen, was ſteht; was aber nicht ſtehen kann, mag fallen.“

„Ich höre ihn ſprechen, den Geiſt, der aus Dir ſpricht!“

„Ich höre nichts von Deinen Beleidigungen. Die Zeit ſoll mich rechtfertigen.“

Leonardo gieng, ohne zu ſprechen, weiter vor. Glorioſo ergriff ſeine Hand, und blickte ihn fragend an. Jener ſuchte ſich los zu machen, und wollte auf den Salon zu, als ſich die Thür deſſelben öffnete, und eine verſchleierte Dame heraustrat, die hinter ſich die Thür verſchloß. — Sie ſchien die Sprechenden nicht zu bemerken, und gieng auf eine Laube zu. Hier brach ſie eine Roſe ab. — Leonardo rief ihr zu:

„Roſamarina!“

Sie ſah ſich um, ſchlug den Schleier zurück, breitete ihre Arme aus, und rief:

„Leonardo!“

Glorioſo gieng raſch, ohne ein Wort zu ſagen, die Hauptallee hinauf, und Leonardo eilte den offenen Armen zu, die freundlich ihn umfiengen, und heftig ihn an eine klopfende Bruſt drückten, an die er nur allzugern ſich drücken ließ.

Wie aus einer Art von Betäubung kamen endlich beide zu ſich, und tauſend Fragen ſchwebten auf den zitternden Lippen, doch dieſe Lippen hatten jetzt nur einen ein zigen, langen Kuß, und fanden keine Worte.

Ein nahes Geräuſch endete die ſtumme Unterhaltung. Zwei reichgekleidete Diener traten herbei:

„Signora! — ſagte der eine; — die Sänfte ſteht an der Thür.“

Sie gab Leonardo einen bedeutenden Blick, und gieng mit den Dienern. Er blieb zurück, und ehe er es ſich verſah, ſtand der P. Glorioſo wieder bei ihm.

„Da Du hier ſolche Bekanntſchaften haſt, — ſagte er; — ſo wirſt Du nun bald erfahren, was Du wiſſen willſt.“

Leonardo ſah ihn bedeutend an, und fragte:

„Kennſt Du dieſes Mädchen etwa auch?“

„Geſtern habe ich ſie zum erſtenmal im Klarenkloſter geſprochen.“

„Was thut ſie im Klarenkloſter?“

„Ich weiß es nicht. — Ich fand ſie bei der Aebtiſſin, mit der ich etwas zu ſprechen hatte, wo ſie mit weiblichen Arbeiten beſchäftiget, ſaß.“

„Wie kömmt ſie aber hieher?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie war in geiſtlichen Klauen —“

„Im Arm der Kirche, willſt Du ſagen?“

„Verhaftet als Zauberin vom Geiſtlichen Gericht.“

„So? — So hat ſie ſich wohl wieder losgezaubert?“

„Durch euern General.“

„So? — Ja! er iſt ſehr mitleidig!“

„Und glaubt wohl nicht an Zauberei?“

„Dies mag ich nicht verneinen.“

Der alte Gärtner kam die Allee herunter. — Glorioſo fragte:

„Leonardo! Du beſuchſt mich doch?“

Er erhielt ein Ja zur Antwort, und gieng ſchnell davon.

Gegen Abend ſaß Leonardo vor ſeiner Hausthür zwiſchen ſeiner Wirthin, die dem Strickſtrumpfe ſehr fleißig zuſprach, und zwiſchen Thereſen, die auf der Mandoline klimperte. Er ſprach wenig; deſto geſprächiger waren ſeine Nachbarinnen. Es gab damals eine Lieblings-Canzonette der Neapolitaner, Thereſe ſang ſie:

Canzonette.

Schöne Fiſche! Friſche Fiſche!
Alle ſind ſie zu verkaufen!
In die Stadt bin ich gelaufen,
zu verkaufen dieſe Fiſche?
Kauft die Fiſche!
Schöne Fiſche!
Will die Fiſche niemand kaufen?

— Ach! die Faſten ſind vorüber,
Braten ſtehen auf dem Tiſche!
Brächteſt du ein Hühnchen lieber,
niemand kaufet deine Fiſche.
Keine Fiſche!
Auf dem Tiſche
ſieht man jetzo Braten lieber.

Da trat ein junger Mann herzu, den Leonardo kaum erblickte, als er aufſprang, ihn umarmte, und ausrief:

„Willkommen Gerardo!“

Thereſe war ärgerlich über den unverhofften Beſuch. Leonardo ſchickte nach Wein, und die beiden Freunde eilten aufs Zimmer. — Hier ſaßen ſie bald hinter den Bechern, und die Unterhaltung begann.

Nach mancherlei Geſprächen, Fragen und Antworten kam man endlich der Angelegenheit näher, die auch uns intereſſiren kann.

„Unſer honorabler Freund, Glorioſo, — begann Gerardo; — iſt ein Teufelskerl! — Ein Kerl, ſo recht, wie man einer ſeyn muß, um ein würdiges Mitglied des Marianiſchen Ordens zu ſeyn. Er glaubt weder Himmel noch Hölle, und vertheidiget ihre Exiſtenz bis aufs Blut.“

„Aber, ich bitte Dich! — fragte Leonardo; — findeſt Du das ſchön?“

„Was einer iſt, muß er mit ganzer Seele ſeyn. Der Jeſuit iſt unſer Freund, und das muß uns lieb ſeyn. Leonardo! wir wollen Teufelsſtreiche anfangen! Ich bin recht dazu aufgelegt. Iſt meine Madonna fertig, ſo will ich einmal in ſechs Wochen keinen Pinſel in die Hand nehmen, und will herumſpektakuliren, wie ein Chivaliſt. — Ich bitte Dich! bedenke, was wir dreie für allerliebſten Unfug anſtellen können! — Glorioſo ſteckt in Konnexionen, die gar nicht zu verachten ſind. Wir haben nichts zu fürchten.

Die

Die Marianiſche Societät muß uns helfen, wenn wir Hülfe brauchen, und ſie thut es! Cliens Mariae nullus aeternum perit! — In der Brüderſchaft bin ich ſchon.“

„Mich laßt in Ruh!“

„Phlegmatikus!“

„Nennt mich, wie ihr wollt!“

„Der Menſch iſt geſchaffen, um, wie die ganze Schöpfung, beſtändig in Aktivität zu ſeyn.“

„Das mag ſeyn! Aber euere Aktivität iſt irregulair.“

„Rede nicht von Irregularität! Die verdammten Regeln nutzen weder den Menſchen noch der Kunſt etwas. Jede Regelmäßigkeit ermüdet; je wilder die Natur iſt, deſto angenehmer iſt ſie. Iſt das nicht wahr?“

„Du, als Maler, mußt doch wenigſtens regelmäßige Schönheiten annehmen.“ —

„Den Teufel auch! Es giebt keine.“

„Wenn ich aber nun weiß —“

„Was weißt Du? Heraus damit!“

„Eine gewiſſe Serena —“

„Aha! — Serena Ondiniani?“

„Dieſe.“

„Nun? Was ſoll ſie? — Du willſt fragen: Iſt ſie keine regelmäßige Schönheit? Ich antworte: Nein!“

„Nein?“

„Sonſt könnte ich ſie nicht lieben.“

„Du liebſt ſie wirklich?“

„Ich liebe ſie.“

„Du? —“

„Fällt Dir das auf?“

„Du kannſt gar nicht lieben.“

„Woher weißt Du das?“

„Die Liebe verlangt eine ſtille, ſanfte Seele.“

„Was Du ſagſt! — Kühnheit krönt die Liebe. — Du, mit Deiner ſtillen, ſanften Seelenliebe, würdeſt Serenen nie entführen.“

„Entführen?“

„Ich aber entführe ſie!“

„Du? — Serenen?“

„Sie ſoll heurathen; ſie will nicht. — Sie ſoll auch nicht. — Ich entführe ſie.“

„Mit ihrem Willen?“

„Sie liebt mich.“

„Sie liebt Dich?“

„In ihren Augen habe ich das geleſen.“

„Wirklich?“

„Sie nimmt's ſicher gar nicht übel, wenn ich ſie entführe. — Das habe ich mir vorgenommen, und ich rechne auf Deinen Beiſtand.“

„Du haſt Dich verrechnet.“

„Keine Ziererei!“

„Auch ich kenne Serenen. Sie iſt der Achtung eines jeden ehrlichen Mannes würdig. — Ich entdecke ihr Dein Vorhaben.“

„Du kannſt thun, was Dir beliebt. Trittſt Du mir in den Weg, ſo ſtoße ich Dich zurück. — — Ich ärgere mich, daß ich geglaubt habe, Du ſeyſt ein Kerl, mit dem man etwas anfangen könnte! Du hätteſt auch etwas zu entführen bekommen ſollen, aber ſo — — — Nun gut! — Noch die Frage: Liebſt Du etwa Serenen ſelbſt?“

„Ich läugne nicht, daß ſie Eindruck auf mich gemacht hat —“.

„Aha! — Gut! So wollen wir ſie für Dich entführen.“

Leonardo wollte antworten, als Glorioſo in's Zimmer trat. — Gerardo erzählte ihm, was wir gehört haben. Glorioſo ſagte ganz gelaſſen:

„Gerardo! Ich habe Dir eine fatale Neuigkeit zu ſagen.“

„Mir?“ — fragte dieſer geſpannt.

„Sie betrifft Serenen.“

„Nun? — Iſt ſie verheurathet?“

„Das noch nicht. — Sie iſt in's Kloſter gegangen.“

„In's Kloſter?“ — fragten Leonardo und Gerardo zugleich, wie aus Einem Munde.

„Und vergebens — fuhr Glorioſo fort; — hat ſie gehofft, vorher unſern Freund Leonardo noch einmal zu ſprechen. Sie hat ihm eine Schreibetafel einhändigen wollen. — Ich weiß dieß alles ganz gewiß.“

„Morgen verbrenne ich meine Madonna, — ſchrie Gerardo; — und male eine andere! Leonardo! liebt Dich Serena, ſo — Hier iſt meine Hand! — ſo ſtöhre ich Dich nicht in Deinem Glück. Man muß diskret ſeyn!“

Glorioſo ſprang auf, umarmte ihn, und rief aus:

„Gerardo! Du biſt ein Mann nach meinem Herzen!“

Leonardo ſah ſchweigend vor ſich hin. — Glorioſo rief ihm lächelnd zu:

„Roſamarina läßt Dich grüßen!“

„Wo iſt ſie?“ — fragte Leonardo ſchnell.

„Im Hauſe des Päpſtlichen Legaten.“

„Wie?“

„Sie iſt ſeine Nichte.“

„Die Nichte des Legaten?“

„Zweifelſt Du daran, wenn er es ſelbſt ſagt?“

„Ihr habt mich alle zum Beſten!“ — ſchrie Leonardo, indem er aufſprang, und haſtig auf und ab gieng.

„Was willſt Du?“ — fragte Glorioſo gelaſſen.

„Neapel will ich verlaſſen! Von euch will ich mich los machen! — Ihr ſeyd hinterliſtige Spieler, die nicht auf meine Rechnung ſpielen ſollen!“

Glorioſo und Gerardo lachten laut auf. Leonardo wurde noch aufgebrachter.

„Onorinen habt ihr mir entriſſen! Roſamarina wird zur Nichte des Legaten, und Serenen zeigt ihr mir im Kloſter.“

Glorioſo. Noch mehr: Ich zeige Dir auch die Marcheſe Lomellino, die Dich mit einer Wuth liebt, die nicht zu ſchildern iſt. Sie glaubt ſogar, von Dir einen Liebestrank bekommen zu haben.

Leonardo. Warum nicht?

Glorioſo. Liſaura machte Dich glücklich; in Deinem Hauſe girrt eine zärtliche Taube, Thereſe genannt, und — was Du gar noch nicht weißt! — Der Magnet aller zärtlichen Herzen in Neapel, die verehrte Göttin des Tages, die allbeliebte Sängerin Argentina, hat mit Entzücken von Dir geſprochen.

Gerardo. Kerl! Du weißt gar nicht, wie glücklich Du biſt! — Zu den Füßen der ſchönen Argentina ſeufzen Prinzen unerhört, und von Dir ſpricht ſie mit Entzücken. —

Ich ſoll ſie malen. Ich will Dich bei ihr einführen.

Leonardo. Niemals ſtand mein Entſchluß feſter, Neapel zu verlaſſen, als jetzt!

Glorioſo. Und niemals wär es mehr zur Unzeit geſchehen, als jetzt. — Du weißt, was Ambroſio Dir geſagt hat. — Doch, Du kannſt thun, was Du willſt. Du kannſt Neapel ſogar verlaſſen, ohne Abſchied von mir zu nehmen, ich vergebe es Dir, und werde dennoch Dein Freund bleiben. — — Hier iſt die Schreibetafel von Sereneſta. Sie iſt verſiegelt. Beſieh das Siegel; es iſt ohne Schaden. — Hier iſt ein Billet von Roſamarina. — Bei Gott! die Freundſchaft hat mich zum Briefträger gemacht. — — Das aber bitte ich mir aus, ehe Du aus Neapel gehſt, nimmſt Du Abſchied in der Villa Torino. Du weißt, daß Du dem Grafen Verbindlichkeiten ſchuldig biſt. — Jetzt gieb mir die Hand, und reiſe in Frieden! —

Doch vorher habe ich noch eine Bitte an Dich. Du kannſt ſie erfüllen. Gieb mir die Hand darauf, daß Du ſie erfüllen willſt!

Leonardo. Wenn das, was ich verſpreche, nicht gegen meine Grundſätze iſt —

Gerardo. Grundſätze? Du haſt ja gar keine Grundſätze!

Glorioſo. Nicht ſo bitter, Gerardo! Er iſt unſer Freund.

Leonardo. Was willſt Du von mir?

Glorioſo. Du ſollſt dieſe Nacht eine Todte bewachen.

Leonardo. Eine Todte?

Glorioſo. Eine Scheintodte, wenigſtens.

Leonardo. Ich bin kein Todtenwächter!

Glorioſo. Jetzt bitte ich Dich, öffne das Siegel an der Schreibetafel, und lies, was Serena geſchrieben hat.

Leonardo öffnete das Siegel. Unter ſeine Verſe hatte Serena geſchrieben:

„Die Noth treibt mich zu einem verzweifelten Schritte. Einer verhaßten Heurath zu entgehen, wage ich das Aeußerſte. Heute findet man mich tod. Dieſe Nacht muß ich gerettet werden. Werden Sie der Retter einer Unglücklichen.“

„Willſt Du nun die Todte bewachen?“ — fragte Glorioſo. Er ſetzte ſogleich hinzu: — Sie hat einen Schlaftrunk genommen. In der Todtenkapelle, vor dem Kloſter, wird ſie ausgeſetzt. Die Wärter ſind beſtochen. Leonardo, Du bleibſt bei ihr. — Zehn Schritte von der Kapelle, bei dem Bethauſe, ſtehen geſattelte Pferde. Serena erwacht, ihr beſteigt die Pferde, und man bringt euch auf das Schloß einer Tante der Gräfin, die um alles weiß.“

„Jeſuit! — ſchrie Gerardo unwillig; — Hole Dich der Teufel!“

Glorioſo ſchlug ein Kreuz. Gerardo fuhr fort:

„Mich weißt der Herr mit einem: Serena iſt im Kloſter, ab, und dem Kerl hier übergiebt er ſie tod und lebendig auf Diskretion, indem er noch kurz vorher erzählt, wie reich der Purſch an Liebſchaften iſt.“

„Deshalb, — ſagte Glorioſo lächelnd; — holt mich der Böſe noch nicht. — Und, was das Abentheuer betrifft, ſo ſollſt Du ja auch dabei ſeyn.“

„Soll ich etwa die Pferde halten?“

„Du ſtehſt zwiſchen den Pferden und der Kapelle —“

„So?“

„— auf der Lauer. Denn im Nothfall ſind ihrer zwei doch beſſer zu gebrauchen, als ein Einer.“

Indeſſen erbrach Leonardo das Billet, welches Roſamarina geſchrieben hatte, und las:

„Rette die Gräfin Ondiniani, und laß mich Dich bald wieder ſehen!“

Schweigend griff Leonardo nach Hut und Degen, und ſagte:

„Glorioſo! ich folge Dir. Es iſt aber nur ein für allemal, daß ich mich zu dergleichen Verrichtungen gebrauchen laſſe. Und, blieb ich auch in Neapel, auf mich rechnet nie in ſolchen Fällen wieder.“

„Halt! — ſchrie Glorioſo. — Die Becher ergriffen, froh geleert, und fröhlich wieder gefüllt: Es lebe unſer Bund!“

„Welcher Bund?“ — fragte Leonardo.

„Unſer Bund! — fuhr Glorioſo fort. — Friſch! Getrunken! — Es lebe unſer Bund!

Redi ſaepe, ſemper tace,
Te abſolvo, vade in pace!“

Viertes Buch.

Liſt gilt in einem hohen Spiele
mehr als Gerechtigkeit und Schwert.
ſie ſchreitet nach dem weiten Ziele,
ſie fragt: Bin ich des Kranzes werth?

Siebenter Abſchnitt.

Nam ves que amor as vidas conſumindo
Viveſo de vontades enlevadas,
No falſo parecer de hum geſto lindo?
Camoens.

In der Todtenkapelle des Klarenkloſters lag Serena, eingehüllt in Todtenkleider, im Sarge. An der Decke ſchwebte die brennende Lampe. — Leonardo nahte ſich dem Sarge, er hob das Leichentuch, und ſah Serenens freundliches Geſicht mit geſchloſſenen Augen. Aengſtlich, mit klopfendem Herzen, kniete er nieder an dem Sarge, lauſchte auf die Athemzüge der Scheintodten, und ſeufzte: „Wache auf! — O Serena! wache auf!“ — Er drückte endlich einen Kuß auf ihre Roſenlippen, und lispelte: „O! wache auf, du ſchöne Schläferin! Erwache, Serena! — Erwache!“

Gerardo ſtand lauſchend hinter dem Gitter der Kapelle, unruhig, und mit gezogenem Degen. Das kleinſte Geräuſch brachte ihn in Bewegung, und oft knirrſchte er mit den Zähnen, wenn Leonardo's Lippen vergaßen, daß keine Lippen ihnen entgegen ſtreben konnten. — Noch ſeufzten die ſeinigen vergebens: „Erwache!“ und ſchon ſchlug die Kloſteruhr die erſte Stunde nach Mitternacht.

„Verdammter Schlaftrunk! — murmelte Gerardo; — welcher Lumpenapotheker, welcher Pfuſcher von Pillendrechsler hat dich gemiſcht! — Zwei Stunden ſchon über die beſtimmte Zeit dauert deine Wirkung. —

Wie?

Wie? Oder macht ſie vielleicht die Schlange, und hält den Athem zurück, um unſchuldsvoll Leonardo's Küſſe zu genießen? — O! ſie iſt ein Weib! und meine Vermuthung iſt nicht ſtrafbar."

„Sie athmet!" — rief Leonardo.

„Ha endlich!" — ſchrie Gerardo.

„Sie erwacht!"

„Geweckt von hundert Küſſen, die man ihr alle nicht anrechnen kann!"

„Sie ſchlägt die Augen auf!"

„Und wird nicht röther? — Wahrlich nicht! — Verdammt! — O Weiber!"

„Serena!" —

„Iſt Leonardo hier?" — fragte Serena, indem ſie ſich aufrichtete.

„Als ob ſie ihn nicht ſäh!" — brummte Gerardo.

„Leonardo iſt hier, und alles iſt zu Ihrer Rettung bereit."

„Ich danke Ihnen, guter Leonardo! — Ich danke Ihnen herzlich!"

Sie gab ihm die Hand, und ſtieg aus dem Sarge. Der Deckel wurde drauf gelegt, die Lampe ausgelöſcht, und auf Leonardo geſtützt, verließ Serena die Kapelle. — Gerardo gieng einige Schritte weit voraus. — Schon waren ſie dem Bethauſe nahe, und ſahen die Pferde. — Plötzlich blieb Gerardo ſtehen, und rief:

„Ich ſehe Leute!"

Man eilte nach den Pferden. Gerardo hob Serenen auf ein Pferd, gab ihr den Zügel, und ſchwang ſich auf ein zweites Pferd. — Hinter dem Bethauſe ſtürzte einer mit gezogenem Degen hervor, und warf ſich auf Leonardo, der kaum Zeit hatte den Degen zu ziehen, als er ſchon ſeines Gegners Klinge an der ſeinigen fühlte. — Laut auf ſchrie Serena; Gerardo griff nach ihrem Zügel, und die Pferde ſetzten ſich in den ſchnellſten

Lauf. Der Knecht folgte auf dem dritten Pferde ihnen raſch nach.

Wüthend drang der Unbekannte auf Leonardo ein; dieſer begegnete ſeinen Stößen eben ſo wüthend, und getroffen ſank der Unbekannte zu Boden. — Fackeln kamen hinter dem Bethauſe hervor; man ſchrie:

„Greift ihn! Greift ihn!“

Leonardo eilte nach der Kapelle zurück; er wurde verfolgt. Nahe bei dem Kloſter fiel ein Schuß. Aengſtlich rannte Leonardo gegen eine Gartenthür; ſie gieng auf; er ſprang in den Garten, und verkroch ſich hinter eine Statue.

Hier erwartete er den Morgen, und ſchlich dann auf die Landſtraße. Da ſtand er, überlegend und nachſinnend, ohne einen Entſchluß faſſen zu können. — Ein Schwarzrock kam ihm entgegen; er kam näher; Leonardo erkannte ihn; es war Glorioſo. Verwunderungsvoll die Hände zuſammenſchlagend, rief er aus:

„Du hier?"

„Weißt Du einen Winkel für mich?"

„Einen Winkel?"

„Die Nachtgeſchichte hat ſich ſchlimm geendiget!"

„Was ſagſt Du?"

„Gerardo hat ſich mit Serenen davon gemacht, und ich habe einen niedergeſtoßen, der mich anfiel."

„Das wird doch nicht der Graf Bellori geweſen ſeyn?"

„Sey er, wer er wolle, er war wüthend, und wußte die Klinge gut zu führen. — Das habe ich von meinem Fechten! das habe ich von meiner Bereitwilligkeit! Bin ich ein Mörder, ſo biſt Du mein Mitſchul gen — Doch ſo etwas trägt eine Marianiſche Schulter leicht!“

„Keine Bitterkeit! — Die Sache iſt zu ernſthaft.“

„Meinſt Du?“

„Es wird Lärm geben. — Du mußt Dich verborgen halten.“

„Wo?“

„In unſerm Kloſter. — Nirgends biſt Du ſicherer, als dort. — Folge mir!“

Sie kamen durch den Kloſtergarten in's Kloſter. — Hier ſagte man dem Pater, der Graf Bellori ſey verwundet in die Villa Torino getragen worden.

„Nur verwundet? — rief Glorioſo aus; — das iſt gut!“

Er brachte ſeinen Gefährten auf ſeine Zelle, und gieng aus.

Als er zurückkam, ſagte er:

„Es iſt gewiß, der Graf iſt nur verwundet. Daß Du es warſt, der ihn verwundete, weiß er nicht. — Du mußt Dich heute in der Villa Torino ſehen laſſen, und Du bleibſt außer Verdacht. — Uebrigens kannſt Du ganz ruhig ſeyn; Du ſtehſt unter hohem Schutze.“

Leonardo hatte das Kloſter verlaſſen. Er hatte zu Hauſe die Kleider gewechſelt, und durchſtreifte die Gegend der Villen. — In einer angenehmen Villa war alles in Bewegung. Die Bedienten liefen geſchäftig hin und her. Es gab hier ein ſplendites Frühſtück.

Er trat in den Garten. Ein Page kam ihn entgegen;

„Sie ſind willkommen! Mein Herr, der Prinz Roſelano giebt hier ein Frühſtück, den Geburtstag der berühmten Sängerin Argentina zu feiern, und jeden Fremden bitt ſet er höflich, Theil an dieſem Feſte zu nehmen. — Treten Sie gefälligſt näher!"

Der Prinz bewillkommte ihn ſelbſt ſehr freundlich, und bat ſich ſeinen Namen aus.

„Ich bin ein Sizilianer, — antwortete Leonardo; — und nenne mich Leonardo."

So ſtellte der Prinz ihn der Geſellſchaft vor, die ſich mit jedem Augenblick vermehrte. — Endlich kam die Königin des Feſtes. Eine ſanfte Muſik ertönte, und als ſie näher kam, wurde ſie von ſchmetternden Trompeten und wirbelnden Pauken begrüßt. Man überreichte ihr Blumen, Kränze und Gedichte. Sie dankte ſehr freundlich, muſterte den Zirkel, der ſie umgab, und ihre Blicke blieben endlich bei Leonardo, der ziemlich entfernt ſtand. — Sie gieng umher, ſie unterhielt ſich mit Herren und Damen, und endlich kam ſie auch zu Leonardo.

„Ich habe Sie, — redete ſie ihn an; — zu S. Gennaro geſegnet geſehen, und erblicke Sie hier recht unvermuthet wieder. Wie gefällt es Ihnen in Neapel?“

Der Prinz trat herzu. Leonardo's Antwort blieb zurück. — Argentino ſetzte ſich; der Prinz reichte ihr eine Guitarre. Sie griff in die Saiten; die ganze Geſellſchaft würde Ohr. Sie ſang das Lied der liebeglühenden Sappho mit einer Anmuth und Wahrheit, die die ganze Geſellſchaft außer ſich brachte. Tauſend Lobſprüche umſtutheten die herrliche Sängerin, und der Prinz rief entzückt aus:

„O Lesbiſche Sängerin! lerne von Argentinen ſingen!“

„Das iſt zu ſpät! — lächelte die Sängerin; — Schon längſt ergötzt der Geſang der zärtlichen Sängerin aus Lesbos die Unſterblichen, und ließ uns nichts zurück, als ihre Lyra.“

Sie gab die Guitarre zurück. Ein kleines Ballet begann, und dann zerſtreute die Geſellſchaft ſich, in bunten Gruppen, in dem Garten umher. — Leonardo gieng allein.

Ein artiges Mädchen kam ihm nach. Sie redete ihn an:

„Ich bin in Dienſten der Signora Argentina. Sie wünſcht Sie zu ſprechen.“

Leonardo wollte gehen. Das Mädchen ergriff ſeine Hand:

„Verſtehen Sie mich recht! — Die Signora wünſcht Sie zu ſprechen.“

„Nun ja! Ich eile, ihre Befehle zu vernehmen.“

Dieſen Morgen und den Mittag bringt ſie hier zu. Abends hat ſie ſelbſt Geſellſchaft; aber morgen früh —“

„Alſo, morgen, wünſcht ſie mich zu ſprechen?“

„Morgen; in ihrer Wohnung.“

„Das thut mir leid!“

„Leid?“

„Morgen früh, mit Tages Anbruch, verlaſſe ich Neapel.“

„Und das muß ſeyn?“

„So iſt es.“

„Ich will das meiner Signora ſagen. — Dort, bei dem Dianenbade, ſpreche ich Sie wieder.“

Sie gieng, und bei dem Dianenbade kam ſie wieder zu ihm. Sie redete ihn an:

„Die Signora will nichts von Ihrer Abreiſe hören.“

„Ich will mich ihr ſelbſt empfehlen.“

Er gieng auf den Pavillon zu, in welchem ſich Argentina befand. Er trat hinein. Sie ſtrich an ihm vorbei und ſagte:

„Sie bleiben morgen noch hier!“

Er konnte dieſen Befehl nicht beantworten. — Sie ſetzte ſich an den Spieltiſch. — Glorioſo trat in den Pavillon. Die Geſellſchaft empfieng ihn ſehr ausgezeichnet. —

Leonardo liſpelte ihm zu, was vorgefallen war. Sie ſtanden hinter dem Stuhle, auf welchem Argentina ſaß. Glorioſo rief laut aus:

„Das geht nicht an!“

„Was geht nicht an?“ — fragte Argentina, indem ſie ſich herumwendete.

„Ich ſpreche hier mit einem Freunde, — ſagte Glorioſo; — der morgen verreiſen will; was ich nicht zugeben kann.“

„So wird er auch bleiben!“ — lächelte ſie, indem ſie ſich dem Spiele wieder zuwendete.

Ein Maltheſer ſprach davon, Graf Bellori habe Händel gehabt, und ſey verwundet worden. — Leonardo wurde roth; Glorioſo zupfte ihn. — Der Maltheſer fuhr fort:

„Da Bellori ſicher hier, in Neapel, der ſtärkſte Fechter iſt, ſo wünſchte ich wohl ſeinen Gegner zu kennen. Ich habe dem Grafen nie etwas anhaben können, ſo oft ich auch mit ihm gefochten habe, ob ich mich gleich rühmen darf, das Fechten zu verſtehen. — Es muß ſcharf hergegangen ſeyn, denn der Graf hat einen derben Stich bekommen.“

„In dergleichen Verlegenheiten, — lächelte Glorioſo; — kommen wir Ordensleute doch nicht!“

„In Verlegenheiten, — ſagte Argentina; — kommt ihr Herren überhaupt gar nicht.“

„O Signora! — erwiederte Glorioſo; — Sie wiſſen wohl, daß Sie ſcherzen!“

Ein Offizier ſtürzte in den Pavillon: „Wiſſen Sie wohl, — ſchrie er der Geſellſchaft zu; — daß eine Verſchwörung entdeckt worden iſt!“

„Eine Verſchwörung?“ — ſchrieen alle fragend, wie aus Einem Munde.

Leonardo fuhr zuſammen; Glorioſo wurde verlegen. — Der Offizier fuhr fort:

„Dieſe Nacht hat der König ermordet werden ſollen!“

„Der König?“

„Es haben ſich Banditen in den Pallaſt geſchlichen —“

„Banditen?“

„Man hat ſie ergriffen. — Sie haben die Verſchwörung bekannt. — Nach Villa Reále ſind Soldaten geſchickt worden, aber niemand war dort zu finden, als ein alter Gärtner, und eine gewiſſe Roſamarina, die Nichte, wie ſie ſich nennt, des Päpſtlichen Legaten.“

„Iſt es möglich!“

„Eilen Sie nach dem Pallaſte. Alles ſtrömt hinzu, ſeinen geretteten König zu ſehen; gerührt empfängt er die Glückwünſche ſeines Adels, ſeines Volks, die Geiſtlichkeit öffnet die Kirchen, das Volk ſtrömt hinein, man dankt von Kanzeln und Altären Gott für die Erhaltung des geliebten Königs, des geretteten Monarchen. — Die Väter der Geſellſchaft Jeſu laſſen Geld und Brod unter das Volk vertheilen, ſpeiſen die Armen, und ſchmücken ihre Kirche aus, ein großes Dankfeſt zu feiern.“

Glorioſo verließ ſchnell den Pavillon. — Der Maltheſer fragte bedeutend:

„Die Jeſuiten thun das?“

Der Prinz ſprang auf. Er rief ſeinen Leuten zu, vorzufahren, und als der Offizier ſagte, der König habe nach ihm gefragt, vergaß er ſeine Geſellſchaft, vergaß er Argentinen, und eilte dem Pallaſte zu. — Ihm folgte die Geſellſchaft.

Argentina war zurückgeblieben; Leonardo mit ihr. — Sie lächelte ihn an:

„Wohin werden wir gehen?“

„Befehlen Sie!“ — ſtammelte Leonardo.

Sie griff nach ihren Handſchuhen; Leonardo gab ihr den Fächer. Sie bat um ſeinen Arm; er reichte ihr denſelben. Schweigend giengen ſie die Allee hinauf.

„Sie ſind beſtürzt?“ — fragte Argentina.

Leonardo ſchlug die Augen nieder, und antwortete ſeufzend:

„Mein Glück macht mich verlegen!“

„Ihr Glück? — Von einem Manne, der uns intereſſirt, erwarten wir Weiber keine Alltagskomplimente. — Ihr Glück? — Ich wollte feſt darauf wetten, Sie wüßten noch gar nicht, was Glück in einem gewiſſen Bezug ſey. Oder, ſollte ich mich dennoch irren? — Sie ſchweigen? Sie zittern? — Sollte — Es iſt unmöglich! — Bei Gott! es giebt nur zwei Fälle; entweder Sie wiſſen um die Verſchwörung —“

„Signora!" — rief Leonardo beleidigt aus, und ließ ihren Arm fahren.

„Verzeihen Sie!" —

„Den zweiten Fall!"

„Oder — Ihren Arm! — Oder — Nein! — den zweiten Fall kann ich nicht nennen!"

„Sie ſind mir dieſe Erklärung ſchuldig!"

„Schonen Sie mich!"

„Sie haben mich ſo tief beleidiget —"

„Vergeſſen Sie!"

„Sie konnten mich eines Verbrechens fähig halten?"

„Sie ſollen Genugthuung haben!"

„Ihr Oder! — Ihren zweiten Fall!"

„Seyn Sie nicht grauſam!"

Sie legte, indem ſie dies ſagte, ihr Geſicht auf ſeine Schulter. Er zog ihre Hand an ſeine Lippen, und legte ſie dann an ſein klopfendes Herz. — Sie warf ihre Arme um ſeinen Nacken, und rief:

„Sie haben mir vergeben! — Und wenn Ihr Herz für Argentinen ſchlägt, ſo geſteht ſie Ihnen, daß ſie glücklich iſt, daß ihr Herz dem Ihrigen entgegen klopft: Ich liebe Dich!“

Eine Laube hatte beide aufgenommen. Sie ſaßen neben einander. Argentinens rechte Hand lag in Leonardo's linker.

„Einem Weibe, — begann ſie; — dem die Natur Schönheit, eine gefällige Bildung geſchenkt hat, wird es nie an Verehrern dieſer Reitze fehlen. Iſt ihr ſonſt noch ein Talent verliehen worden, womit ſie ſich öffentlich zeigen kann, ſo wird ſie bald eine Menge von Bewunderern und ſogenannten Anbetern um ſich ſehen. Täglich wird dieſe Anzahl ſich vergrößern, und ſo wenig ihr Herz dabei in Gefahr kommen mag, ſo ſtark wird man ihren Sinnen zuſetzen. Eitel, — das Mehr oder Weniger, bringe ich nicht in Anſchlag! — ſind Weiber und Künſtler alle. Iſt das Weib auch Künſtlerin, ſo iſt ſie zwiefach eitel. — Ich ſelbſt nehme mich nicht aus. — Die Adorationen gefallen, ſchmeicheln, mögen ſogar entzücken, aber das Herz laſſen ſie leer. Unter dem Heere von Bewunderern, Schmeichlern, und Entzückten, das mich umgiebt, iſt auch nicht Einer, den ich mir zum Liebhaber wünſchen, oder wählen möchte; nicht Einer, dem ich ſagen könnte oder möchte: Ich liebe Dich! — Dies iſt die Lage, in der ich mich befinde. Mein Talent hat ſogar Freunde gefunden, aber einen Liebhaber noch nicht. — Beinahe dürfen Sie mir das nicht glauben; ich verdenke Sie auch nicht darum; dennoch aber iſt es Wahrheit. Der Weihrauch, der mir dampfte, hat oft meine Sinne umnebelt, aber Eindrücke in mein Herz konnte er nie machen. Ein einzigesmal glaubte ich zu lieben; da ich mich aber genau erforſchte, fand ich, daß ich mich ſelbſt täuſchen wollte. — Hier haben Sie mein ganzes Vertrauen! Können Sie mir das Ihrige ſchenken?"

Leonardo ſeufzte ſchweigend. Argentina verſtand diesmal dieſen Seufzer unrecht; er blieb wirklich nicht in der Nähe. — Leonardo war zu unruhig, als daß er jedes Wort, welches Argentina akzentuirte, hätte gehörig fühlen können, doch bemerkte er ſelbſt ſeine Verlegenheit, und drückte ſeiner offenherzigen Nachbarin die Hand. — Sie fuhr fort:

„Ehren Sie mein Geheimniß, das ich Ihnen, — ich fühle es jetzt erſt! — zu raſch preiß gegeben habe. Ich verſchenke ein ganzes Herz; ein getheiltes möchte ich nicht gern damit erhandeln. — Haben Sie mir aber ſonſt etwas zu entdecken, ſo —"

Bewegt drückte er ihr die Hand, und ſie ſchwieg. — Jetzt wurde auch ſie verlegen. Schnell fragte ſie endlich, nach einer ſtarken Pauſe:

„Wie kommen Sie zu der Bekanntſchaft des P. Glorioſo?“

Wie aus einem Traume erwacht, bekam Leonardo wieder Leben, Bewußtſeyn und Sprache.

„Er iſt mein Jugendfreund, und hat mit mir zu Palermo in dem Jeſuiterkollegio ſtudirt. Hier fand ich ihn ganz unvermuthet in dieſer Kleidung, zu der er gebohren zu ſeyn ſcheint.“

„Sagen Sie, zu der er gebohren iſt. Er iſt — ein wahrer, ächter, ganzer Jeſuit! — Dennoch ſcheint es, als ob die Herren dieſes Ordens Ihnen beſonders wohl wollten. So war z. B. die Segnung, welche zu S. Gennaro Ihnen der Ordensgeneral angedeihen ließ, von einer ſolchen Wirkung, daß die ganze Stadt, ſogar der Hof, auf Sie, als den Erkohrenen, vor andern, aufmerkſam wurde. — Gott gebe, daß dieſe Aufmerkſamkeit Ihnen nie Schaden bringen möge!"

„Wie könnte das ſeyn? — Mir ſelbſt kam jene Aufzeichnung ſo unerwartet, als das ganze Volk ſie kaum angeſtaunt haben mag."

„Das glaube ich Ihnen. — Glaubt es aber jedermann? — — Nur noch einige Worte in dieſer Sache! — Leonardo! die Hand auf's Herz! Was halten Sie von der Verſchwörung? — — Sie ſchweigen? — Ich ſage es mit der feſteſten Ueberzeugung, aber Ihnen nur in's Ohr; — iſt es wirklich eine Verſchwörung, ſo ſtecken die Jeſuiten darunter. — Doch! Was habe ich geſagt? Sie gehören vielleicht zu ihrer Brüderſchaft?"

„Nein. — Ich habe auch kein Verlangen, in dieſelbe zu treten."

„Nun gut! — Wir bleiben Freunde! — Nun laſſen Sie uns in die Stadt eilen. Wir ſind hier ganz allein.“

Leonardo ſah ſie fragend an, und konnte dennoch nichts fragen. Sie fragte:

„Haben Sie mir etwas zu ſagen?“

„Sie wollen mein Glück —“

„Ich bitte Sie! Nicht in dieſem Tone!“

„Ich will verſuchen, mich Ihrer Liebe werth zu machen!“

„Genug davon! — Wir haben darüber nicht geſprochen. — Sie lieben ſchon.“

„Ich liebte.“

„Und Sie lieben noch.“

„Meine Schweſter?“

„Wie?“

„Ich liebte die Prinzeſſin Onorina, und in ihr, ohne daß ich es wußte, meine Schweſter. — Hier haben Sie mein größtes Geheimniß.“

„Sie kannten ſie nicht?"

„Beide kennen wir unſere Eltern nicht."

„Und Sie ſind Ihrer Entdeckung gewiß?"

„Sie leidet keinen Zweifel."

„Wie dauert mich Ihr Herz!"

„Wie tief es auch verwundet iſt, Ihre Liebe wird es heilen. Dieſer Pflege will ich es mit Entzücken überlaſſen. — Doch tritt mein Schickſal zwiſchen uns. — Ich muß Neapel verlaſſen."

„Ich kenne Ihre Verhältniſſe nicht. — Doch bin auch ich nicht an Neapel gebunden. Die Zeit meines Kontrakts iſt in drei Wochen verfloſſen. Schließe ich denſelben nicht wieder, ſo kann ich gehen, wohin ich will. — Wohin gedenken Sie zu gehen?"

„Ich will Italien verlaſſen. Nach Spanien will ich gehen."

„Könnte Ihnen nicht Rom, Florenz, Verona, Mailand, Genua oder Venedig gefallen? — Dort könnte Argentina Sie ſehen, Ihres Umgangs ſich erfreuen, dort könnte ſie Ihr krankes Herz pflegen und warten, mit einer Sorgfalt, die — — O Leonardo! Wohin haben Sie mich, wohin hat meine Empfindung mich gebracht!“

„O! ich Undankbarer! — Reden Sie! Wohin ſoll ich gehen? Wo ſoll ich wieder Sie, die Gute, die Liebe finden?“

„Ich habe Anerbietungen aus Genua und Venedig. Doch kann ich gehen, wohin Sie wollen, daß ich gehen ſoll. Leichtſinnig war ich nie. Meine Kaſſe iſt gefüllt —“

Leonardo blickte in die Ferne. Er ſprang auf.

„Dort blinken Gewehre!“

„Was iſt das?“

„Es ſind Soldaten in der Villa.“

„Aufrichtig, Leonardo! Haben Sie etwas zu fürchten?“

„Der Verſchwörung wegen, nichts.“

„Aber ſonſt doch?“ —

„Ich hatte kürzlich einen Ehrenhandel, aber —

„Die Soldaten gehen auf die Villa zu. — Was iſt das? — Das Schloß des Prinzen hat ja königliche Freiheiten —“

„Vielleicht hat die Nothwendigkeit, — die beſondere Gefahr —“

„Was war das? — Ein Schuß vom Kaſtel St. Elmo? — Noch einer? — Ein dritter?“ —

„Man ſammelt die Soldaten.“

„Die Gefahr muß groß ſeyn! — Wozu entſchließen wir uns?“

Die Soldaten kamen aus der Villa zurück. — Sie nahmen den Weg nach der Laube zu, in welcher unſere Sprechenden ſaßen. Leonardo nahm Argentinens Arm.

Ohne ein Wort zu ſprechen, giengen ſie den Soldaten entgegen. Argentina rief aus:

„Ich kenne den Hauptmann!“

Sie kamen einander näher. Man grüßte ſich. Argentina nahm das Wort:

„Herr Hauptmann! was geht vor?“

„Wie? — fragte dieſer; — Und Sie wiſſen nicht, was die ganze Stadt allarmirt? Eine Verſchwörung gegen den Monarchen und die Regierung iſt entdeckt worden. — Ganz Neapel iſt in Bewegung. Das Jeſuiterkollegium, ihre Kirche, ihre Häuſer, ſind mit Soldaten beſetzt.“

„Was ſagen Sie! Die Jeſuiten?“ —

„Sie ſind höchſt verdächtig, und ſehr gravirt worden. — Man ſucht beſonders einen gewiſſen P. Glorioſo auf, und einen Maler, Gerardo genannt. — — Der Prinz Roſelano iſt arretirt.“ —

„Der Prinz?“

„So eben verſiegelt man ſeine Papiere.“

„Die Papiere des Prinzen? — Ihre Nachricht ſetzt mich in Erſtaunen.“

„Die Wahrheit derſelben, mich ſelbſt, ſchöne Signora!“

„So eben gab der Prinz uns ein Frühſtück —“

„Bei welchem auch der P. Glorioſo war. — Deshalb durchſuchen wir den Garten.“

„Er war einer der erſten, der den Garten verließ, als die Schreckensnachricht mit halben Worten hieher gebracht wurde.“

„Er ſteckt vielleicht in der Villa Torino.“

„Dort?“

„Die Villa Torino iſt beſetzt.“

„Und der Graf? — Die Gräfin?“ —

„Sie haben Arreſt.“

„Mein Gott!“

„Alle Jeſuitenfreunde werden in Verwahrung gebracht.“

„So habe ich nichts zu beſorgen! Meine Freunde waren ſie nie.“

„Aber der Prinz?“ —

„O! Der —“

„Die Juſtiz geht zuweilen lieber zu weit, als zu enge.“

„Ich habe nichts zu fürchten!“

„Als meine Ordre.“

„Sie ſcherzen!“ —

„Hier iſt ſie.“

„Herr Hauptmann!“

„Wollen Sie in dieſer Villa bewacht, oder in Ihre Wohnung gebracht ſeyn?“

„Wollen Sie mich zur Schau führen?“

„Sie haben zu wählen; was nicht einmal in meiner Ordre ſteht.“

„Sie ſind ſehr gefällig!“

„Auch hoffe ich, Ihnen Ihre Freiheit recht bald wieder ankündigen zu können.“

„Und, wie ich hoffe, Satisfaktion noch dazu.“

„Das wird gewiß der Fall ſeyn.“

„Ich folge Ihnen. — Zugleich aber erkläre ich hiermit feierlich, daß dieſe Behandlung meine Unſchuld ſo ſehr kränkt, daß mich dieſes Verfahren ſo ſehr beleidiget, daß ich in Neapel nie wieder die Bühne betreten werde.“

„Ich kann Ihre Empfindlichkeit nicht mißbilligen, ſo viel ich auch ſelbſt dabei verlieren werde!“

„Können Sie mir erlauben, dieſem Herrn, meinem Begleiter, dieſen Halsſchmuck und meine Ringe zu überliefern?“

„Ich habe keine Ordre, Ihnen dies zu verwehren. — Noch können Sie nach Belieben über Ihr Eigenthum ſchalten.“

„Noch?“ —

„Sie verzeihen! —“

„Dieſes Noch kränkt mich doch ein wenig? — Niemals wird dieſes Recht mir genommen werden können. Ich bin unſchuldig.“

Der Hauptmann wendete ſich zu Leonardo, indem er eine Liſte von Namen durchſah, die ſeiner Ordre beigefügt war.

Leonardo. Ich heiße Leonardo.

Hauptmann. Leonardo?

Leonardo. So heiße ich.

Hauptmann. Ehemals Geſellſchaftskavalier des verſtorbenen Herzogs San Severino?

Leonardo. Eben dieſer.

Hauptmann. Der zu S. Gennaro den Seegen des Jeſuitergenerals, Ambroſio, öffentlich empfieng?

Leonardo. Dieſer.

Hauptmann. So ſind auch Sie mein Arreſtant.

Argentina. Er?

Leonardo. Sonderbar! — Ich komme zum Arreſt, wie ich zu jenem Seegen kam.

Hauptmann. Warum ſollte ich Ihnen dies nicht glauben? — Wohin wollen Sie gebracht ſeyn?

Leonardo. Ich bleibe hier.

Hauptmann. So folgen Sie mir beide in die Villa. Ich bin kein Richter, und erlaube Ihnen ſogar, wenn Sie es wünſchen, bei einander zu bleiben. — Signora! Kann ich in meinen Verhältniſſen galanter ſeyn?

Argentina. Ich glaube, kaum! — O Leonardo! wohin führt Sie ein unverlangter Seegen? Mit mir, in eine Villa, mit mir, in Arreſt, in den vier erſten Stunden unſerer Bekanntſchaft! — Was wird man im Verhör uns nicht alles abfragen wollen! — Welch ein luſtiges Verhör wird dies werden!

Lächelnd gab Leonardo dem Hauptmann ſeinen Degen, und beide folgten ihm in die Villa, wo ihnen zwei aneinander ſtoßende Zimmer eingeräumt wurden, die auf einen Saal giengen, auf welchem ſich die Wache befand.

Schweigend ſaßen die Gefangenen einige Minuten neben einander. Plötzlich lachte Argentina laut auf, und fragte:

„Wohin reiſen Sie nun?“

Er. Vielleicht nach Kaſtel St. Elmo.

Sie. Was ſagen Sie? — Dahin könnte Sie des Pfaffen Seegen bringen?

Er. Eben weil es ein Seegen war! Die Opferthiere wurden ja auch geſegnet, um — gewürgt zu werden.

Sie. Ein toller Einfall! — — Wohin gehen wir, wenn wir frei ſind? Denn nun

nun darf uns nichts mehr trennen. Zuſammen leiden wir, zuſammen wollen wir uns auch des Lebens freuen.

Er. Ja, Argentina! Nichts ſoll mich mehr von Ihnen trennen, als Ihr Wankelmuth.

Sie. So bleiben Sie auf ewig mein! — Sie glauben nicht, wie froh mein Herz jetzt iſt! So froh war es noch nie!

Sie griff, als ſie dies ſagte, nach einem Becher; ſie trank; den Rand des Bechers, den ihre Lippen berührten, berührten auch die ſeinigen. Er ſchloß ſie in ſeine Arme, und tief aus ſeiner Bruſt kamen die Worte:

„Ich bin Dein!“

Sie blickte freundlich ihn an; ihre Lippen gaben ihm Antwort, und dieſe Antwort verſchlangen brennende Küſſe. Der Nähe ſanftes Feuer durchglühte die Umſchlungenen, es loderte zur Flamme auf, und blieb ſelbſt ungelöſcht, gelöſcht von feuchten Küſſen.

Der Abend kam. Eine Kutſche hielt vor der Villa. In dieſer Kutſche kam der Prinz Roſelano zurück, freigeſprochen von jedem Verdacht, und vom König mit dem großen Orden beehrt. — Argentina erhielt ohne Verhör ſogleich die Freiheit, und Leonardo erhielt Befehl, der Wache nach dem Kaſtel St. Elmo zu folgen.

Argentina fuhr heftig zuſammen. Laut ſchrie ſie auf:

„Nach St. Elmo? — Dieſer unſchuldige Fremdling?“

Der Prinz ſah ſie bedeutend an, und fragte:

„Kennen Sie dieſen Herrn?“

„Ich kenne ihn; — ſagte Argentina; — Und ich weiß auch, daß er unſchuldig iſt.“

Prinz. Sie kennen ihn ja doch ſeit dieſen Morgen erſt.

Argentina. Sie irren ſich. — Ich kenne ihn weit länger.

Prinz. Ich habe ihn ja nie in Ihrer Geſellſchaft geſehen.

Argentina. Er war in meinem Herzen.

Prinz. Ein feines Kompliment, für mich, und für alle Ihre Verehrer!

Argentina. Stets nahm ich ſie alle als *Verehrer*, und dieſer war es, den ich ſelbſt verehrte, den ich liebte.

Prinz. Sie ſetzen mich in Erſtaunen! — Und Sie, mein Herr! — Sie ſchweigen?

Leonardo. Weil Argentina ſpricht. — Beruhige Dich, Geliebte! Ich habe keine Schuld, und Neapel iſt nicht die Welt.

Sie umarmten, ſie trennten ſich.

Im Kaſtel wurde *Leonardo*, doch ohne Ketten, in enge Verwahrung gebracht.

Schlecht bekößtiget, ſaß er acht Tage in ſeinem Kerker, ohne zum Verhör gebracht zu werden. — Am neunten Tage trat ein Kommiſſair in ſein Gefängniß, der die Kerker unterſuchte. Er fragte Leonardo, ob ihm etwas fehle?

„Mir fehlt die Freiheit; — antwortete dieſer; — Auch verdiene ich beſſere Koſt.“

„Was die Koſt betrifft, — ſagte der Kommiſſair; — ſo wird ſie nun bald beſſer, oder ſchlechter werden, nachdem man den Herrn findet, leicht, oder ſchwer. Mit der Freiheit aber wird's ſo ſchnell nicht gehen, denn die Richter haben alle Hände voll zu thun.“

„Ja! — fiel der Kerkermeiſter ein! — Es iſt ſchrecklich!“

Sie giengen; der Kommiſſair zog die Tabaksdoſe aus der Taſche, und indem er Leonardo eine Priſe präſentirte, nahm dieſer auf ſeinen Wink ein zuſammengerolltes Papierchen aus derſelben.

Die Thür wurde verſchloſſen.

Das Papierchen war ſehr enge zuſammengerollt, und auf beiden Seiten beſchrieben. Es war von Argentinen. Sie ſchrieb:

„Was man von Dir ſagt, was ich hö„ren muß, ſetzt mich in Erſtaunen und „in Verlegenheit, ob ich gleich davon „nichts glaube. — Die Gräfin On„diniani ſey durch Dich entführt, „durch Dich ſey der Graf Bellori töd„lich verwundet worden, ſagt man, „und alles dies, ſetzt man hinzu, habe „ein gewiſſer Gerardo, ein Maler, „ausgeſagt. Die ganze Familie To„rino iſt verdächtig. Eine Nichte des „Päpſtlichen Legaten, Roſamarina ge„nannt, iſt von ihm reklamirt, und „unſchuldig erklärt worden, desgleichen „der Gärtner zu Villa Reale. Aber „dieſes Mädchen, ſagt man, ſey Deine

„Geliebte, und deshalb ſey der Legat „auch ſchon Dein Vorſprecher eines „Duells wegen geweſen, weshalb die „Polizei Dich aufgeſucht habe. — „Die Jeſuiten ſind noch bewacht. Der „P. Glorioſo iſt nirgends aufzufinden. „Man erwartet die Ankunft des Generals Ambroſio aus Rom. — Ich „bleibe hier, bis ich weiß, was aus „Dir wird. — O! daß ich Deine „Freiheit doch erkaufen könnte! Daß „Du doch mir Deine Rettung verdanken müßteſt!"

Achter Abſchnitt.

Queirais, que deſtruida
Poſſa ſer.

Camoens.

Acht Tage verfloſſen; Leonardo's Lage blieb die nämliche, und niemand fragte nach ſeiner Exiſtenz, als der Kerkermeiſter, der täglich ihm die ſchmale Nahrung brachte. Er forderte Wein, der Kerkermeiſter zuckte die Achſeln. Endlich fragte er:

„Haben Sie Geld?“

„Man hat mir alles abgenommen.“

„So kann ich Ihnen auch keinen Wein bringen.“

„Wenn er aber Geld bekäm, für den Wein ſowohl, als für ſeine Müh, verſteht ſich?“ —

„Dann wollte ich zuſehen, ob ich Ihnen zuweilen eine Bouteille Wein zuſtecken könnte.“

Leonardo bat ihn, zu Argentinen zu gehen, die ihm Geld geben würde, mehr als er verlangen könnte. Der Kerkermeiſter brummte: „Ich darf ja das Kaſtel nicht verlaſſen!“ und gieng davon.

Als ihm ſein Abendbrod gebracht wurde, ſchien der Kerkermeiſter gelindere Saiten aufzuziehen.

„Wie ich höre, — ſagte er; — nimmt die ganze Verſchwörungsgeſchichte eine ganz andere Wendung. Der Jeſuitergeneral hat alles in's Reine gebracht.“

„Iſt er hier?“

„Seit geſtern. — Hören Sie! Ich habe zwei Töchter. Eine davon iſt ſo ziemlich pfiffig; dieſer könnte man wohl einen Auftrag an die Signora geben, die Sie dieſen Mittag nannten, bei der ich Geld holen ſollte.“

Leonardo war froh über dieſe Erklärung, und gab ihm Aufträge an Argentinen.

„Wir wollen ſehen, — ſagte er, indem er gieng; — was ſich für Ihren Appetit zu einem Gläschen Wein thun läßt!“

Es verſtrich noch ein Tag, und Leonardo hörte nichts von Argentinen, und ſah keinen Wein.

Den folgenden Tag brachte des Morgens der Kerkermeiſter Wein, wofür, wie er ſagte, er das Geld ausgelegt habe, weil ſeine Tochter noch nicht in die Stadt gekommen ſey.

Gegen Abend öffnete man die Kerkerthür, und ein Page trat ein. Ohne ein Wort zu ſprechen, blieb er vor ihm ſtehen. Leonardo ſah ihn forſchend an, und rief aus:

„Sehe ich recht? Darf ich meinen Augen trauen? — Biſt Du es, Roſamarina?"

„Ich bin es."

„Wie kömmſt Du zu mir?"

„Es iſt Dir doch wohl nicht unangenehm?"

Er drückte ihr ſchweigend die Hand, und fragte:

„Was bringſt Du mir?"

„Mich ſelbſt. Iſt Dir das aber nicht genug, ſo bringe ich Dir auch noch viele Grüße vom P. Ambroſio."

„Kann er mir meine Freiheit wieder geben?"

„Warum nicht?"

„Iſt die Unterſuchung geendiget?"

„Alles iſt vorüber! — Die Banditen, welche man ergriffen hatte, haben ſich ſelbſt im Gefängniß vergiftet —"

„Vergiftet? — Haben ſich ſelbſt vergiftet? Oder ſind vergiftet worden?“

„Sich ſelbſt haben die Böſewichter vergiftet, — vermuthlich, um der Strafe ihrer falſchen Anklage zu entgehen. Dadurch iſt die Schuldloſigkeit der Angeklagten beſonders mit bekräftiget worden, wiewohl auch ohnedies noch ſichere Gründe genug vorhanden waren, dieſelben frei zu ſprechen. — Dir dies zu ſagen, hat Ambroſio mich abgeſchickt, weil er meinte, Du würdeſt ſo etwas von mir zwiefach gern hören.“

„Unter uns, Roſamarina! Ich glaube, die Vergifteten ſtarben ſo recht — zu gelegener Zeit.“

„Wie man es nun nimmt!“

„Du biſt, wie ich höre, ſeitdem wir uns nicht geſprochen haben, die Nichte des Legaten geworden?“

„Das fügte ſich nun ſo! — Dieſe Entdeckung wurde ſehr unvermuthet gemacht.

Ich verdanke ſie, unſerm Freunde, Apollonius.

„Wo lebt er?“

„In Rom, wie ich höre.“

So eben wurde der Tiſch gedeckt, und mit guten Speiſen und Weinen beſetzt. Leonardo ließ es ſich ſchmecken; Roſamarina nahm nur wenig zu ſich. — Es wurden noch einige Stunden verplaudert, und den folgenden Morgen erhielt der Gefangene ſeine Freiheit.

Er eilte in ſeine Wohnung. Seine Wirthin empfieng ihn mit Freudenthränen; Therese konnte ihre heftigen Bewegungen nicht verbergen. Die Mutter bemerkte nichts, weil ſie auch bewegt war.

Leonardo ſuchte ſeine neue Freundin Argentina auf. Sie hatte Neapel ver laſſen, und niemand konnte ihm ſagen, wohin ſie gegangen war. — Er gieng zu dem Legaten; und wurde von ihm ſehr freundlich aufgenommen. — Roſamarina empfieng ihn mit Entzücken. Sie führte ihn an's Fenſter, zeigte auf die bekannte Eisbude, und ſagte:

„Als ich noch dort Dir freundlich reichte, was Du verlangteſt, glaubte ich nicht, in ſolchen glänzenden Zimmern, wie hier, mit Dir mich unterhalten zu können! — Laß mich hier Dich ſo oft ſehen, als ich dort Dich ſah, und bleibe der Freund eines Mädchens, die Deine Freundin von ganzem Herzen iſt!“

Eine Zofe ſtürzte herein, und brachte die Nachricht, Ambroſio ſey durch einen Dolchſtoß von dem Maler Gerardo tödtlich verwundet worden. Der Thäter ſey entflohn, und der Legat habe ſich ſogleich zu dem Verwundeten tragen laſſen.

Leonardo wollte ihm dahin folgen; zwei runde Arme hielten ihn zurück. Er konnte ſich dieſen Banden nicht entwinden; er blieb. — Es wurde wenig geſprochen und viel empfunden.

Die Zofe hatte Beſchäftigurgen im Nebenzimmer, Roſamarina gab ihr mancherlei Aufträge. — Leonardo warf ſich auf ein Sofa. Die Zofe gieng; Roſamarina kam zurück. Sie ſetzte ſich zu Leonardo. Ein Geſpräch wurde angefangen, und war bald geendiget, da es einſilbig wurde. — Man ſprach nicht mehr, und unterhielt ſich dennoch ſehr lebhaft. Sanfte Weigerungen giengen in ſüße Gewährungen über, und als man ſich beſinnen wollte, war keine Beſinnung mehr zu finden. — Die Stunden wurden zu Minuten, und die Zurückkunft des Legaten wurde gemeldet. — Dieſe Nachricht hatte etwas Aergerliches, doch die Beſinnung brachte ſie zurück. Man erinnerte ſich, daß man ſich noch viel zu ſagen habe, und dazu wurde der Abend beſtimmt. — Im Garten wollte man ſich ſprechen, und Roſamarina zeigte ihrem Freund das Pförtchen, welches er offen finden ſollte, ſobald die Tafel aufgehoben, und der Legat zu Bette ſey. — Der Glückliche wurde mit vielen Küſſen entlaſſen und gieng, den P. Ambroſio zu beſuchen.

Er fand ihn im Bette. Er ſtreckte ihm die Hand entgegen, und hieß ihn willkommen.

„Die Prinzeſſin Onorina läßt Dich ſchweſterlich grüßen;“ — ſagte er.

„Wie lebt ſie?“ — fragte Leonardo.

„Still und glücklich;“ — war die Antwort.

Es entſtand eine Pauſe. — Ambroſio unterbrach dieſelbe:

„Du wirſt gehört haben, was mir geſchehen iſt. — So ſind die Menſchen! —

Dieſer Gerardo wurde von den Unſerigen geſchätzt, geehrt, unterſtützt, liebevoll behandelt, und zuckte dennoch den Dolch gegen ſeinen Freund und Wohlthäter. — Dies that der Undankbare! — Doch, ſein ſchwarzes Vorhaben iſt ihm nicht gelungen. Die erhabene Beſchützerin der Unſerigen, die himmliſche Freundin unſers großen Ordensſtifters, die glorreiche Jungfrau, vereitelte ſei[illegible] Vorhaben. Verwundet hat er mich, aber tödten konnte er ihren Diener nicht. — Er iſt der Strafe entflohen. Das Bewußtſeyn ſeiner böſen That wird ihn nie verlaſſen. Er nimmt ſein Gewiſſen mit ſich, eine Laſt, die ihn zu Boden drücken wird.“

Leonardo hörte ſchweigend zu. — Ambroſio fuhr mit ſanfter Stimme fort.

„Aber Du, mein Sohn! biſt indeſſen in ſchlimmen Schlingen gefangen worden! — Die Sirene Argentina hat Dich bezaubert. — Ei, ei! — — Doch Du wußteſt viel-

leicht

leicht nicht, daß Du in ein ſo gefährliches Netz gegangen warſt!" —

Leonardo wollte um Erklärungen bitten, als einige Jeſuiten eintraten. Die Unterhaltung mit Ambroſio wurde abgebrochen.

Der Abend kam. Thereſe fragte:

„Wollen Sie uns ſchon wieder verlaſſen?"

„Ich gehe — zu dem Päpſtlichen Legaten;" war Leonardo's Antwort, ohne zu wiſſen, warum er Thereſen Rechenſchaft von ſeinem Ausgehen gab, was er noch nie gethan hatte.

„Sie ſollten immer bei uns bleiben!"

„Wie kann das ſeyn?"

„Ich bin nie froher, als wenn ich Sie auf Ihrem Zimmer weiß; und wenn Sie ausgehen, bin ich ſehr unruhig."

„Du biſt ein gutes, liebes Mädchen! — An meine gänzliche Abweſenheit wirſt Du Dich aber bald gewöhnen müſſen. — Ich muß Neapel verlaſſen.“

Thereſe drückte die Schürze vor die Augen, und verließ ihn ſchnell. — Er wandelte dem Garten zu, wo Roſamarina ihn ſprechen wollte.

Schon war er dem bezeichneten Pförtchen nahe, als ein Verhüllter ihm entgegen trat, der verlarvt war.

„Leonardo! — redete er ihn an; — laß mit Dir reden.“

„Wer biſt Du?“ — fragte dieſer.

„Du biſt in vermaledeiten Händen! — Mich hatten ſie auch. Ich ſah alles ein; ich wollte mich rächen, wollte die ganze Chriſtenheit rächen an einem verdammten Heuchler, wollte einen Böſewicht aus der Welt ſchaffen, und — habe nie ſchlechter geſtoßen, als dem Augenblick, wo ich zur Ehre Gottes hätte recht gut treffen ſollen. — Das ärgert mich ganz verflucht!“

„Wie? — Du biſt Gerardo?“

„Dieſe Nacht noch verlaſſe ich Neapel, und da ich Dich gefunden habe, ſo will ich Dir nur ſagen, daß ich Dich für einen Hundsfott halte, wenn Du Dich nicht von Deinen verdammten Protektionen loßmachſt. — Weißt Du, was ſie mit Dir machen wollen? — Vors erſte, ſollſt Du die vorgebliche Nichte des Legaten unter die Haube bringen, ſollſt ſie heurathen, damit man gefahrloſe Weide auf Deine Unkoſten haben kann. — Sie treffen Dich einmal bei ihr an, und huſch! haſt Du den Eheſeegen und die ſchöne Laſt auf dem Halſe!“

Leonardo wußte nichts zu antworten. Gerardo fuhr fort:

„Warnen kann ich Dich noch, bald iſt es zu ſpät. Sieh Dich vor!“

Ausweichend fragte Leonardo:

„Wo haſt Du Serenen gelaſſen?“

Gerardo lachte laut auf, und ſagte:

„Die müſſen die Herren behalten! — Sie wollten uns auch kopuliren, aber ich hielt nicht Stand. — Sie mögen ſich nach einem andern gutwilligen Narren umſehen, die Schöne an den Mann zu bringen. Ich bin durchgegangen! — Sie haben ſich verrechnet bei mir, in der Frau und im Dolche. Eine ſolche Frau konnte ich nicht brauchen, und einen Dolch hatte ich zwar, noch dazu einen, den die Herrn ſelbſt geweiht hatten, aber er traf rückwärts. — Schade nur, daß er nicht recht traf! — Ich wandere in die Schweiz, und iſt mir Gott gnädig, ſo läßt er den Spitzbuben Glorioſo mir in die Hände laufen, damit ich ihm den Hals brechen kann!“

„Deinem Buſenfreunde?“

„Ein ſchöner Hecht! Er iſt ein Spitzbube der Erſten Klaſſe ſeines Ordens. — Wenn Du ihn findeſt, ſo ſtoß' ihn nieder, Gott vergiebt Dir alle Deine Sünden, und der Teufel ſchenkt Dir Deine Seele, und wenn ſie ihm aſſekurirt wär, wenn Du ihm den Braten ſo frühzeitig lieferſt. — Die Kanaille ſteckt ſicher noch bei irgend einer frommen Seele in Neapel, und könnte ich ihn hier noch finden, ich wollte zehn Jahre länger im Fegefeuer braten.' — Einer von uns hat den andern ermorden ſollen, und den Thäter hätte man am Altar, an Serenens Hand, abſolvirt.“

„Du biſt aufgebracht, und —“

Es kam Wache die Straße herauf. Gerardo ſprang in ein offenes Haus, und Leonardo eilte durch das Pförtchen in den Garten. — Hier lehnte er ſich an einen Baum, und dachte dem, was er gehört hatte, nach. Unwillkührlich rief er aus:

„Ja, ja! So ganz richtig mag es wohl nicht ſeyn!“

„Was iſt nicht ganz richtig?“ — fragte Roſamarina, die hinter ihm ſtand.

Leonardo nahm ſie bei der Hand, und ſagte:

„Es iſt mir, als würden wir beide betrogen!“

„So iſt es mir auch!“ — ſeufzte Roſamarina.

„Traust Du unſern ſogenannten Beſchützern und Freunden?“

„Nicht recht. — Aber was ſollen wir ohne ſie anfangen?“

Dieſe Frage konnte Leonardo nicht beantworten. Roſamarina fuhr fort:

„Wenn ich Dich nur ſehen, ſprechen und küſſen darf, ſo mögen ſie machen, was wir wollen. Wir ſind nun einmal in ihren Banden.“

„Wir wollen ſie zerreißen!“

„Fliehen?“

„Meinſt Du?“ — fragte Leonardo verlegen zurück.

Unbefangen fuhr Roſamarina fort:

„Die Koſtbarkeiten des Legaten müſſen mit uns wandern —“

„Wir müſſen vorher erſt alles wohl überlegen!“ — fiel Leonardo ein.

Gedehnt antwortete ſie:

„Ja freilich! — So ſchnell kann das nicht gehen.“

Raſch ſetzte ſie aber gleich hinzu:

„Vorher müſſen wir ſie erſt ſicher machen.“

Es rauſchte durch die Hecke. Leonardo ſprang hinzu. Eine männliche Geſtalt drängte ſich, fliehend, durch die Büſche, und verſchwand ſchnell.

„Man hat uns belauſcht!" — ſchrie Roſamarina.

Leonardo ſah die Geſtalt bei der Fontaina. Sie bewegte ſich hin und her. Er ſprang die Allee hinauf, den Lauſcher zu erhaſchen. Dieſer, behender als er, und weit voraus, lief auf das Palais zu. — Leonardo gieng unwillig zurück.

„Wir müſſen uns jetzt trennen!" — ſagte er. — Morgen mußt Du mir wiſſen laſſen, wie die Sachen bei euch ſtehen."

Seufzend drückte ſie ihm die Hand, fiel ihn um den Hals, und weinte heftig.

„Was iſt Dir?" — fragte Leonardo, erſchrocken.

Sie weinte heftiger, und ſchluchzte endlich:

„So ſehr ich Dich auch liebe! Durch Verrath will Dich doch nie beſitzen!“

„Was ſagſt Du?“

„O Leonardo! — Mein Herz iſt gut! Es liebt Dich zärtlich! — Ich habe keine Schuld!“

„Schuld?“

„Ich wahrlich nicht!“

„Welche Schuld? — Erkläre Dich deutlicher!“

„Ich kann nicht! — Fliehe! Verlaß Neapel! In einem Kloſter will ich auf ewig Deinen Verluſt beweinen!“

„Ich verſtehe Dich nicht!“

„Ich darf mich nicht deutlicher erklären!“

„Wie?“

„Vielleicht ſehen wir einmal uns wieder, dann —"

Es kamen aus dem Palais Fackeln in den Garten. Roſamarina drückte einen heftigen Kuß auf ſeine Lippen, und ſchrie:

„Lebe wohl! — Rette Dich!"

Die Fackeln kamen näher. Er drückte die Zitternde an ſein Herz. Sie ſtammelte:

„Um der heil. Jungfrau willen! Fliehe! — Rette Dich! — Verlaß Neapel!"

Sie ſank zu Boden. — Leonardo eilte davon.

Der Sicilianer.

Ein Roman.

Von
dem Verfaſſer des Rinaldini.

Oh! graves, e inſufriveis occidentes,
De Furtuna, e de Amor, que penitencia
Tam grave dais aos peitos innocentes?
Camoens.

Zweiter Theil.

Arnſtadt und Rudolſtadt,
bei Langbein und Klüger.
1803.

Der Sicilianer.

Zweiter Theil.

Fünftes Buch.

Ein Wahn, der uns beglückt,
ein Traum, der uns entzückt,
ſind ſie nicht oft noch mehr
als eine Wahrheit werth?

Neunter Abſchnitt.

Che fa quel core?
Serba l'antico affetto?
O pur moſſo ſentì novo amore?
Marino.

Weiter konnte Leonardo nicht gehen. Vor der Pforte eines Kloſters warf er ſich unter hochbejahrten Pappeln, ſeufzend nieder.

Ein ungewiſſes Gemiſch von Licht und Dunkel gebar die Dämmerung. — Die Wolken wurden heller: endlich roth; ein grünlichblauer Streif zog ſich an ihrem Saume hin.

Jetzt rötheten der Berge Spitzen ſich; lichter wurden Feld und Thal. — Die Wipfel der Bäume erglänzten. Die Vögel erwachten.

Nun trat ſie herauf, die goldene Sonne, in hoher Pracht; und ſchnell, wie eine Fluth, überſtrömte ein rother Strahl die Felder. In bunter Gluth erglänzte die Au; Laub und Gras erglühten im grünen Feuer.

Leonardo's Augen waren geſchloſſen, und er erwartete den ſanften Schlummer; da knarrte laut die Kloſterpforte. Sie wurde geöffnet, und die Pförtnerin trat hervor. Sie hob die Hände der aufgegangenen Sonne laut aufſeufzend entgegen, und über ihre Wangen rollten große Thränen. Sie ſchien zu beten.

Leonardo öffnete die Augen, und richtete ſich auf. — Die Pförtnerin erblickte ihn, trat zurück, kam wieder vor, trat ihm näher, und rief endlich mit bebender Stimme aus:

„Du biſt es! Ja, Du biſt es, Leonardo!“

Er ſprang auf, ergriff ihre Hand, und ſtammelte:

„Liſaura? — Du? — Hier? —“

Beſorgt blickte ſie um ſich, und ſagte!

„Hier können wir uns nicht ſicher ſprechen! — Folge mir! Ich will Dich verbergen.“

Er folgte ihr. Sie brachte ihn in ein enges Kämmerchen, welches keine Meublen, als einen hölzernen Tiſch, ein Strohlager, und einen kleinen Spiegel hatte. Sie verſchloß hinter ihm die Thür, und er entſchlief.

Als er erwachte, fand er den Tiſch mit Früchten, kalten Speiſen, und mit Wein beſetzt. Ein Zettel lag dabei, der ſagte ihm: „Erſt dieſe Nacht kann ich Dich ſprechen.“ — Er hatte Appetit, ließ es ſich ſchmecken, und ſchlummerte und träumte den Abend herbei.

Die Thüren und die Riegel knarrten; laut raſſelten die Schlüſſel in der Hand der Pförtnerin, ein Zeichen, das ſie dem Eingeſperrten gab. Wie klang es ihm ſo angenehm! — Doch ſie ſelbſt kam noch nicht.

Die Betglocke ertönte. Im ſtillen Kloſter wurde es noch ſtiller. Leonardo leerte den letzten Becher, und wünſchte wieder einzuſchlummern. Schon ſanken ſeine Augenlieder, da rauſchte es vor der Thür; ſie gieng auf; bedächtlich wurde ſie geöffnet, und die ſchöne Pförtnerin trat ein. Mit leeren Händen kam ſie nicht; ſie brachte Lebensmittel mit, aber kein Licht; ſo vorſichtig war ſie! — Sie ſetzte ſich zu ihm, ergriff ſeufzend ſeine Hand, und drückte ihr weinendes Geſicht an das ſeinige. Viele Thränen floſſen, ehe Worte kamen. Dann ſprach ſie:

„So ſoll ich doch Dich wieder ſehen! Dich, den ich nie vergeſſen werde! — Dir gab ich meinen größten Schatz, entzog ihn gierigen Dieben, die lüſtern waren nach meinem Guthe, die ich betrog, und die mich hieher brachten.“

„Liſaura! Ich verſtehe alles, was Du mir ſagen willſt. Doch nenne mir den Namen des Diebes, und die Gewalt, die Dich bewegen konnte, Dich ſeinem Willen zu ergeben.“

„Die Gewalt, war die Gewalt des Ordens, eines abſcheulichen Bundes, und der Dieb heißt Ambroſio.“

„Ambroſio?“

„Er!“

„Der General der Jeſuiten?“

„Kein anderer; er ſelbſt; Ambroſio dieſer ewig lüſterne Faun, dieſer Satyr, dieſer geiſtliche Spürhund, der Ketzer macht, und — — Nonnen. Dieſes Kloſter bevölkern ſeine und der Seinigen wollüſtige Schlachtopfer. Lämmer der Kirche nennen dieſe geilen Schlächter die Himmelsbräute des Kloſters, und dieſe Mauern, decken ihre Schuld, und unſere erzwungenen Verbrechen."

„Liſaura!"

„Der weite Mantel der Kirche deckt alles zu, und die Augen der Welt blicken nicht in dieſe Winkel, wo die Wolluſt mit dem Schmerz kämpft."

„Abſcheulich!"

„In dieſen heiligen Schlupfwinkel wird jedes Verbrechen verborgen, das man dem Auge der Welt entziehen will. Hier haben die Jeſuiten ihr Serail, und den Sammelplatz ihrer Verſchwörungen. — Sie waren in Neapel verrathen, aber ſie haben ſich zu helfen gewußt. Unſchuldsvoll triumphiren die Schuldigen. — Iſt es wahr, daß der Ordensgeneral Ambroſio verwundet worden iſt?"

„So iſt es. Von dem Maler Gerardo wurde er verwundet"

„Aber er lebt noch?"

„Er lebt."

„Seit einigen Tagen iſt der abgefeimteſte Böſewicht des Ordens, der P. Glorioſo hier, im Kloſter."

„Hier?"

„Geſtern wurde die Gräfin Ondinicul zu uns gebracht."

„Serena?"

„Der P. Glorioſo ſcheint ſie ſehr gut zu kennen, und ihre Tante iſt Aebtiſſin unſers Kloſters. — Biſt Du der Geſellſchaft entronnen?"

„Nie habe ich ihr angehört."

„Und doch! — Zwar, ohne es zu wiſſen, aber dennoch.“

„Zu einem Werkzeuge wollten ſie mich, irgendwozu, gebrauchen, das iſt gewiß, aber noch blieb ich ungebraucht, und ſie bekommen mich auch nicht wieder. — Ich übergebe mich Dir jetzt, gute Liſaure! Verbirg mich nur einige Tage hier.“

„O! könnteſt Du doch auf immer bei mir bleiben!“

Es gab Lärm an der Kloſterpforte. — Liſaura verließ die Kammer. — Im Kloſter wurde es lebhaft. Es rauſchten Fußtritte. Die Schlüſſel klirrten; Thüren wurden geöffnet. Das Geräuſch wurde ſtärker. — Die Thüren knarrten wieder zu. — Alles wurde ſtill.

Nach einer Stunde kam Liſaura zurück.

„Was gab es?“ — fragte Leonardo.

„Man hat aus Neapel die Nichte des Päpſtlichen Legaten zu uns gebracht.“

„Wie?“

„Roſamarina nannte ſie der P. Glorioſo. — Er fragte nach Dir. — Du ſeyſt entflohen, hieß es. — Der Pater lächelte: „Wir wollen ihn ſchon wieder bekommen!“ — „Das wolle Gott nicht!“ ſeufzte Roſamarina. Glorioſo kniepte ihr die Wange, und ſagte: „Nur ruhig! Wir machen ihn zur Nonne.“ Er meinte Dich. Das Mädchen weinte. Man brachte ſie zur Aebtiſſin, und von da in eine Zelle. — Vermuthlich wird ſie nun die Anzahl der Haremsſchönen vermehren. Sie iſt hübſch, und kann einem lüſternen Auge wohl gefallen. — Du kennſt ſie ja!“

„Mit dieſer ſogenannten Legatennichte wollte man mich vermählen.“

„Dich?“

„Ich bin der Trauung entflohen. Die Ehrlichkeit des Mädchens ſelbſt hat mich gerettet.“

*

„Hier ſoll ſie Dich nicht wieder zu ſehen bekommen. Hier behalte ich Dich für mich.“

Dieſes Fürſichbehalten war das redlichſte, was **Liſaura** jetzt für ſich und für **Leonardo** thun konnte, denn Roſamarina, Serena und Glorioſo waren im Kloſter, und zum Ueberfluß ließ ſich endlich Ambroſio eben dahin bringen, bloß, wie er ſagte, der beſſern Wartung wegen, eigentlich aber, wie Liſaura meinte, um ſeine Augen in ſeinem Serail zu weiden. — Leonardo war nicht ganz ohne Verlegenheit. Liſaura ſuchte ihn zu beruhigen.

„Was könnten ſie Dir thun? — ſagte ſie; — geſetzt auch, ſie entdeckten Dein Hierſeyn wirklich. Mich ſelbſt dürften ſie nicht beſtrafen, Dich verborgen zu haben, denn

denn ich könnte ihnen Dinge ſagen, die ſie gewiß nicht gern anhörten. — Sie ſprechen oft von Dir, und ich muß vor mich recht herzlich lachen, wenn ſie ſich in Muthmaßungen erſchöpfen, wohin Du gekommen ſeyn mögſt. — Glorioſo ſagte lachend: Gebt ihm die Tonſur, und macht ihn hier zum Beichtvater; ich ſtehe euch dafür, dann läuft er nicht davon. — Die Aebtiſſin wünſchte Dich zu ſehen, und dabei murmelte ſie dem General etwas zu, das ich nicht verſtehen konnte. Er bejahte es mit Kopfnicken. — Und ſo viel ſie von Dir ſprechen, ſo viel ſprechen ſie auch von Gerardo, und von einer gewiſſen Sängerin Argentina. Sie fürchten, ſie möchten nach Venedig gehen, dort, wiſſen ſie, können ſie nicht ſo handeln, wie in Neapel, oder Rom."

Leonardo's Wunſch und Sorge war, Pilgerkleider zu bekommen, in denen er weiter kommen könnte. Liſaura verſprach es, ihm welche zu verſchaffen, nur zögerte ſie freilich, und ſchon war Leonardo ſechs Tage in der dunkeln Kammer, und ſehnte ſich, das Licht des Tages endlich wieder zu erblicken.

Jetzt verließ der General das Kloſter wieder, und Glorioſo, Serena, und Roſamarina folgten ihm nach Rom.

Einige Tage darauf brachte Liſaura Pilgerkleider, und mit Thränen nahm ſie von Leonardo auf immer Abſchied.

„Wir werden uns nicht wiederſehen, — ſagte ſie; — aber ich werde Dich nie vergeſſen!“

Der Tag brach an; ſie führte ihn zur Kloſterpforte. Weinend hielt ſie ihn umſchlungen, und weinend entwand er ſich der Umarmung der Freundin, die ihn ſo herzlich liebte.

Zehnter Abſchnitt.

Fugge, fugge il ſoave
Amoroſo diletto,
E con piè lento, e grave
Segue noia, e diſpetto.
Marino.

Glücklich erreichte Leonardo Ankona, und gieng mit einer Kornbarke nach Livorno.

Er gieng in's Hoſpital der Pilgrime und erwartete die Abfahrt eines Schiffes nach Genua. Täglich beſuchte er den Hafen. — Mißmuthig kehrte er aus demſelben zurück, und ſah ganz unvermuthet einen Mann vor ſich ſtehen, den er gar wohl kannte; auch erkannte jener ihn. In Portugieſiſcher Judentracht gieng Apollonius auf ihn zu, drückte ihm die Hand, und zeigte auf ein Haus, in welchem er wohnte. Dahin, bat er, ihm zu folgen, und Leonardo gieng mit ihm.

„So ſehen wir uns endlich wieder! — begann Apollonius, als ſie im Zimmer waren. — Dich, ſehe ich als Pilgrim, mich, ſiehſt Du im Gewande eines Portugieſiſchen Hebräers. Das mag ſeine Urſachen haben!“

„Ich glaubte Dich in Rom;“ — ſtotterte Leonardo.

„Dort war ich.“

„Und nun?“ —

„Siehſt Du mich in Livorno. — In Rom weiß man zwar ſehr viel, aber wo Du biſt, weiß man wirklich nicht, ob man gleich es ſehr gern wiſſen möchte. Man glaubt

Dich in Venedig bei Gerardo, den man dort weiß."

„Man ſoll ſich nicht um mich bekümmern!"

„Man will aber. — Deine Exiſtenz liegt nun einmal dem General Ambroſio am Herzen."

„Am Herzen?"

„Gewiß! — Auch iſt die Prinzeſſin, Deine Schweſter, ſehr um Dich bekümmert."

„Ich bedaure ſie, um ihrer Geſellſchaft willen! — Die meinige kann dieſe Geſellſchaft nie ſeyn, und es thut mir leid, daß ſie es war!"

„Ein Menſch ohne Verbindungen in der Welt iſt eine Null."

„Ich weiß es, daß Du zu jener Verbindung gehörſt, die weder mir, noch der Welt, noch dem Himmel gefallen kann."

„So gefällt ſie ſich ſelbſt."

Leonardo ſchwieg, ſah vor ſich nieder, ſprang endlich ſchnell vom Stuhle auf, und fragte:

„Haſt Du mir ſonſt noch etwas zu ſagen? Ich verlaſſe heute noch Livorno.“

„Du wirſt Geld brauchen?“

„Ein Pilger braucht kein Geld.“

„Willſt Du ewig dieſes Gewand tragen, das Dich zechfrei macht? — Ich will Dich nicht bereden, nach Rom zu gehen, wo es Dir an nichts fehlen würde, aber ich bitte Dich, dieſe Wechſel und dieſe Börſe nicht auszuſchlagen.“

„Ich wüßte Dich nicht wieder zu bezahlen, und nehme nichts an, keine Wechſel, kein Geld.“

„Du biſt ſehr eigenſinnig!“

„Beſſer, als leichtſinnig!“

„Ein wenig Leichtſinn kann oft nicht ſchaden! Dein Schwerſinn kann Dir keine einzige Bequemlichkeit des Lebens verſchaffen.

Du biſt noch jung; nimm dieß Geld, und ſuche Dein Leben Dir angenehm zu machen. Kommſt Du in beſſere Umſtände, ſo giebſt Du mir es wieder. Es ſoll kein Geſchenk ſeyn, und ich will Dich weder beleidigen, noch demüthigen."

„Ich danke Dir! — Ich nehme nichts."

„Leonardo! Man braucht in der Welt gar viel. — Wohin Du kömmſt, biſt Du fremd; nichts giebt man Dir ohne Geld. Betteln kannſt Du nicht, was ſoll aus Dir werden?"

„Ich kann arbeiten."

„Was denn? — Willſt Du als Bedienter hinter dem Stuhle eines reichen Dummkopfs oder einer ahnenſtolzen Närrin ſtehen? Willſt Du die Muskete tragen? Oder willſt Du ein Mönch werden, um Dich ernähren zu laſſen?"

„Ich kann Unterricht geben."

„Im Fechten?“

„Auch darinn. — Behalte Dein Geld, und laß mir meinen Willen!“

„Nun, ſo nimm, — wenigſtens auf den höchſten Nothfall! — dieſen Ring, als ein Andenken von mir.“

„Auch dieſen Ring will ich nicht nehmen. — Und nun, lebe wohl!“

„Du willſt alſo nicht nach Rom gehen?“

„Du weißt, wie ich denke. — Ich habe Dinge in Neapel erlebt, die — — Genug! Ich verlange die Römiſche Protektion nicht, weil ich mich dazu viel zu gut fühle.“

„Wohin gehſt Du?“

„Nach Florenz.“

„Willſt Du Adreſſen haben?“

„Mein Herz braucht keine. Es wird ehrliche Leute finden, und ich bin damit zufrieden.“

Es trat ein Mädchen ein, die dem Alten heimlich etwas abfragte, und das Zimmer wieder verließ. Er ſagte:

„Das Mädchen iſt meine Nichte.“

„Ihr habt alle allenthalben Nichten!“

„So?“

„Vom Päpſtlichen Legaten an, bis — auf Dich.“

„Aha!“

„Sie iſt doch auch eine Griechin, wie Roſamarina?“

„Sie iſt in Kalabrien gebohren, ein gutes, und wie Du geſehen haſt, ein ſehr ſchönes Mädchen!“

„Deſto ſchlimmer für ſie!“

Die Nichte kam wieder zurück. Sie trug Wein auf. — Leonardo wünſchte dem Alten ein Lebewohl! und verließ ſchnell das Zimmer.

Sein Reiſeplan war gleich geändert; er gieng nicht wieder in den Hafen, und wallte als Pilger bis nach Venedig. — Hier verſah er ſich mit Kleidern, und miethete ſich bei einem Fruchthändler ein.

Täglich beſuchte er den Markusplatz und ſpekulirte auf einen anſtändigen Verdienſt. — Sein Geldvorrath war ſchon bis auf ſechs Zechinen geſchwunden, und nur zwei Ringe blieben ihm noch übrig. Den einen hatte er von der Prinzeſſin erhalten, der andre hatte Argentinen gehört. — Dieſen verkaufte er zuerſt, und ſah ſich nun wieder bei Gelde.

Seine Lebensweiſe war ſehr einfach. Er las, ſchrieb, gieng auf den Markusplatz ſpatzieren, und beſuchte die Caſſino's.

In einem derſelben wurde einſt von der Aufführung einer neuen Oper geſprochen. Man verſprach ſich viel von Cimaroſa's trefflicher Muſik, und freute ſich darauf, die Sängerin Angelika als prima Donna in dieſer Oper zu hören, eine Sängerin, wie man verſicherte, in Venedig noch keine gehört zu haben. — Leonardo dachte an Argentinen, und ſeufzte: „Wo mag ſie wohl ſeyn?“

Der Impreſſar der Oper trat ein. Die Anweſenden beſtürmten ihn mit tauſend Fragen, und der Name Angelika wurde von allen mit Entzücken genannt. Der Impreſſar zuckte die Achſeln, und begann:

„Meine Herrn! Meine vortreffliche Angelika iſt ſeit einigen Tagen ganz verwandelt. Stets iſt ſie in tiefen Gedanken, ſeufzt unwillkührlich laut auf, verſpätet ſich bei den Proben, vergißt ſich in den Finalen, und ſingt ihre Allegro's alle mit Widerwillen.“

„Iſt ſie etwa verliebt?“ — fragte einer aus der Geſellſchaft.

„Das fürchte ich! — ſeufzte jener. — O mein Gott! wie ſoll die neue Oper gehen, wenn Angelika bleibt, wie ſie iſt?“

„Laſſen Sie ſich mit einer Erzählung dienen! — begann ein Juwelir. — Vorgeſtern kam der Jude Aaron Struzza zu mir, und erzählte mir: es ſey ein junger Menſch zu ihm gekommen, der ihm einen Ring angeboten habe. Sie wären des Handels einig geworden, und er habe den Ring gekauft. Gleich darauf ſey er zu der ſchönen Angelika gekommen, und habe ihr Juwelen angeboten: Sie habe den Ring erblickt, habe ihn denſelben ſogleich abgekauft, und ihn mit tauſend Fragen beſtürmt. Er habe ihr erzählt, wie er dazu gekommen ſey; er habe den jungen Menſchen genau beſchreiben müſſen, und Angelika habe ihm ein anſehnliches Präſent verſprochen, wenn er von demſelben ihr nähere Nachricht geben könne. Der Jude läuft nun in der ganzen Stadt umher und ſucht den Mann auf, der ihm den Ring verkauft hat.“

„Da haben wir's! — ſchrieen alle. — Das iſt ein Herzensgeſchichtchen.“

Leonardo's Herz klopfte laut auf. Er verließ das Caſino, und gieng zu dem Juden. — Dieſer empfieng ihn mit Entzücken, ließ ſich von ihm ſeine Wohnung angeben, und eilte ſogleich zur ſchönen Angelika.

Leonardo ſaß auf ſeinem Zimmer, und erwartete den Juden. — Dieſer kam endlich, und brachte ein Mädchen mit, das er bei ihm allein ließ.

Sie. Meine Herrſchaft, die Signora Angelika, läßt Sie erſuchen, ihr über einige Dinge einen kleinen Aufſchluß zu geben, die viel Intereſſe für ſie haben.

Er. Sie hat zu befehlen!

Sie. Die Signora hatte eine Freundin, der ſie einen Ring ſchenkte; dieſe Freundin iſt verſchwunden, der Ring aber iſt an den Juden Aaron Struzza verkauft worden —

Er. Von mir.

Sie. Sie müſſen ihn von dieſer Freundin meiner Signora erhalten haben; wo iſt ſie? Iſt ſie hier?

Er. Dieſen Ring zu verkaufen, dazu nöthigten mich meine Umſtände. Er gehörte der Signora Argentina. Wo ſie iſt, weiß ich nicht.

Sie. Argentina, iſt der Name der Freundin meiner Signora. Sie können ihr doch wohl von ihr viel erzählen? Das wünſcht ſie zu hören. — Wollen Si[illegible] folgen?

Leonardo wurde nachdenkend. — Bella fragte:

„Fürchten Sie etwas?"

Er drückte ihr die Hand, und ſagte:

„Gutes Mädchen! Was könnte ich fürchten? — Meine Gedanken waren bei

Argentinen. Sie war auch meine Freundin!“

Er ſchlug die Augen nieder. Bella ſah ihn beweglich an. Leonardo warf ſich auf einen Stuhl, und ſeufzte:

„Laß mich allein!“

Bella nahte ſich ihm, ergriff ſeine Hand und ſagte:

„Folgen Sie mir! Meine Signora erwartet Sie. — Sie iſt gut; Sie wird Antheil an Ihrem Schickſal nehmen; vielleicht gelingt es ihr, Sie zu tröſten, Sie zu beruhigen!“

Er ſprang auf, ſah Bella forſchend in die Augen, und fragte:

„Angelika heißt Deine Signora?“

„Angelika.“

„Nur Angelika?“

„Wie ſonſt noch? — Seit ſechs Wochen iſt ſie hier in Venedig, ſeit dieſer Zeit bin ich bei ihr, und ſie hat ſich nie anders genannt, als Angelika."

„Du warſt nicht bei ihr in Neapel?"

„Ich weiß gar nicht, daß ſie in Neapel war. — Sie kennen ſie alſo ſchon?"

„Ich glaube ſie zu kennen."

„Deſto beſſer!"

„Wie?"

„So erneuern Sie nur die Bekanntſchaft."

„Du biſt eine Venetianerin? Hier, in Venedig gebohren?"

„Hier gebohren."

„Bella! — Ja! ihr wollt mich überraſchen."

„Wie? — Sie überraſchen? — Doch ja! Sie kennen ja die Signora ſchon. — Ich aber, konnte Sie gewiß nicht überraſchen."

„O liebes Kind! Ein hübſches Mädchen überraſcht ſtets."

„Sie

„Sie ſind, wie es ſcheint, nicht ganz glücklich, und dennoch galant. Wie liebenswürdig müſſen Sie im Glück ſeyn! So, kennt Sie ſicher meine Signora! — Vielleicht — Erlauben, und verzeihen Sie! — Vielleicht iſt der bewußte Ring wohl nie in einer dritten Hand geweſen? — Sind Sie nicht ein wenig neugierig, dies recht bald zu wiſſen? — Folgen Sie mir! Ich weiß es, meine Signora erwartet uns recht bald, und — meinem Gondelier wird auch die Zeit ein wenig lang werden.“

Er griff nach Hut und Degen; ſie zog ihre zurückgeſchlagenen Schleier zuſammen, und lächelte:

„Nun ſind wir reiſefertig!“

Er bot ihr ſeinen Arm. — Sie beſtiegen die Gondel, und fuhren ab.

Dem ſchönſten Hauſe, gleich Ponte Rialto gegenüber, legte die Gondel an. Sie ſtiegen aus.

In einem ſchönen Zimmer ließ **Bella** ihren Gefährten zurück, der jetzt auf und ab gieng, und wohl hundertmal wiederholte:

„Sie iſt es! Es iſt Argentina ſelbſt, die ich jetzt ſprechen werde.“

Die Seitenthüren flogen auf. — **Leonardo** nahte ſich, und ſtand einer ſchönen, edlen, weiblichen, aber ihm ganz fremden Geſtalt gegenüber. — Bella verließ das Zimmer. Leonardo küßte der Signora die Hand, und liſpelte ſich ſelbſt zu:

„Du haſt Dich geirrt!“

Angelika hielt den bewußten Ring zwiſchen den Fingern, und ſagte, ſehr freundlich:

„Dieſer Ring bringt uns zuſammen! — Ich ſchenkte ihn einſt meiner Freundin Argentina, als Sängerin ganz Italien be kannt, als Schweſter von mir geliebt. — Haben Sie dieſen Ring von ihr ſelbſt erhalten?"

Er. Von ihr ſelbſt. — Sie können ſich alſo meine Lage denken, da ich gezwungen war, ihn zu veräußern.

Sie. Ich gebe Ihnen den Ring nicht wieder!

Er. Er iſt Ihr Eigenthum.

Sie. Aber ich bin in Verlegenheit, und weiß nicht, wie ich es Ihnen behutſam genug ſagen ſoll, was ich —

Er. O! reden Sie nicht weiter! — Dieſer Ring verſchafft mir Ihre Bekanntſchaft. Dies iſt ſchon allzuviel!

Sie. Setzen Sie ſich zu mir! — Erzählen Sie mir von meiner Freundin, was Sie von ihr wiſſen.

Er. Ganz Neapel verehrte ſie. Ich kannte ſie nicht. — Eines Morgens machte ich ihre Bekanntſchaft in der Villa des Prinzen Roſelano. — Es wurde in Neapel eine Verſchwörung entdeckt. Der Prinz kam in Verdacht, und unter ſeinen Gäſten wurden auch Argentina und ich ſelbſt arretirt. — Da gab ſie mir dieſen Ring zum Andenken dieſes Morgens. — Ich wurde aufs Kaſtel gebracht, endlich unſchuldig befunden, und meiner Haft entlaſſen. — Argentina hatte Neapel verlaſſen, und ich weiß nicht, wohin ſie gekommen iſt.

Sie. So geht es auch mir! — Aber verzeihen Sie! ich habe wirklich geglaubt, Ihre Bekanntſchaft ſey — wenigſtens, nicht ſo kurz geweſen.

Er. Sie war ſehr jung; höchſtens drei Stunden, nicht viel darüber, alt.

Sie. Und dieſen Ring? — In der That! Ihre Bekanntſchaft muß ſehr gefährlich ſeyn! — Ich habe alſo viel gewagt!

Er ſah ſie mit einem ſprechenden Blicke an; ſie ſchlug die Augen nieder. Sie ſpra chen beide nicht. — Endlich ſtand Leonardo auf. Sie ſah ihn fragend an. Er ſtammelte ein Abſchiedskompliment. Sie fragte mit geſenkten Augen:

„Sie wollen gehen?“

Ein Seufzer war die Antwort. Sie ſagte langſam, ſanft:

„Drei Stunden lang ſahen wir uns freilich noch nicht, aber — — Es giebt ſo ſonderbare Zufälle raſcher Trennungen! — Ein Andenken muß ich doch von dieſer Unterhaltung haben! — — In dieſes Buch haben einige Freundinnen und Freunde ihre Namen, Denkſprüche, Reime, und dergleichen geſchrieben; wollen Sie das nicht auch thun?“

Leonardo ergriff die Feder. Mit zitternder Hand ſchrieb er auf ein Blatt des Buchs ſeinen Namen, und oben drüber:

Wer zählt wohl gern nach Augenblicken?

„Ich nicht; — ſagte Angelika, als ſie geleſen hatte. — Und ich hoffe Sie wieder zu ſehen, wenn Sie auch jetzt mich ſchon wieder verlaſſen wollen. Auch gebe ich Ihnen dazu einen Bewegungsgrund."

Sie zog, als ſie das ſagte, einen grünſeidenen Vorhang von einem Bilde; es war Argentinens Portrait. — Ein zweites, mit einem Vorhange bedecktes Bild, hieng daneben. Auf dieſes zeigte Leonardo. Angelika ſah ihn verlegen an, und ſagte:

„Wagen Sie es nicht, dieſen Vorhang zurückzuziehen!"

„Ich verſtehe Sie!" — ſagte Leonardo, ſehr reſignirt.

Schnell fiel Angelika ein:

„Nein! Sie verſtehen mich gewiß nicht!"

Er. Nicht?

Sie. Erklären Sie ſich!

Er. Je nun! — Das Bild der Freundin hängt bei dem Bilde des Freundes.

Sie. Sehen Sie ſelbſt zu, ob Sie ſich nicht irren.

Er. Sie erlauben mir —

Sie. Ich ſollte es nicht! Aber — um Sie zu beruhigen —

Er. Um mich zu beruhigen? — Wir verſtehen uns dennoch nicht!

Sie. Nicht? — Laſſen Sie hören! — Glauben Sie nicht hier, neben Argentinen, das Bild eines Mannes zu finden?

Er. So iſt es.

Sie. Nun? — Verſtehen wir uns alſo nicht?

Er. Und doch wohl nicht!

Sie. Sie glauben das Bild eines Freundes meiner Freundin zu finden —

Er. Nicht das! — Das Bild eines Freundes, den Angelika ſo nennt.

Sie. Das iſt es? — Nun wohl! Ziehen Sie den Vorhang von dem Bilde!

Er that es, und ſah das Portrait der ſchönen Angelika. — Verlegen warf er einen Blick auf das Original, und ſagte:

„So ſchön wird wohl nicht leicht jeder Irrthum gehoben!“

Angelika wollte die Schnur des Vorhangs ergreifen, Leonardo ergriff ihre Hand. Im Vorzimmer entſtand ein Geräuſch. Schnell zog Angelika beide Vorhänge vor die Bilder. — Bella trat ein, und übergab ihrer Signora einen Brief. — Sie las, und gieng mit ihr in's Vorzimmer.

Leonardo blieb allein. — Er warf ſich auf ein Sofa den Bildern gegenüber. — Langſam erhob er ſich, zog leiſe an der Schnur, und der Vorhang an Angelika's Portrait flog auseinander. — Er ſetzte ſich wieder, und ſeine Blicke ruhten auf der ſchönen Ausſicht. Ganz in gedankenvolles An ſchauen verlohren, bemerkte er nicht, daß Angelika zurückgekommen war. Sie ſtand ſchon neben ihm. Endlich fragte ſie leiſe:

„Warum thaten Sie das?“

Betroffen blickte er auf, und ſtammelte:

„O! Fragen Sie mich nicht!“

Langſam ſtand er auf; er wollte gehen, und vermochte es nicht. Sie fragte:

„Bleiben Sie in Venedig?“

„Ich werde ſuchen, Dienſte bei der Armee zu bekommen.“

„Haben Sie Bekannte hier?“

„Keine. — Ich will mich an den Doge ſelbſt wenden.“

Bella trug Konfituren, Obſt und Wein auf. — Angelika ſagte:

„Ich bekomme Beſuch. — Der Direktor der Oper, der Kapellmeiſter, und der Theaterdichter werden zu mir kommen.“

Sie reichte ihm einen gefüllten Becher. Er trank, und gieng.

Den folgenden Morgen erſchien Leonardo unter den Supplikanten, im Pallaſt des Doge. — Er kam vor, und brachte ſein Geſuch an, das wir kennen. Der Doge unterhielt ſich mit ihm einige Augenblicke, gab ihm aber keine beſtimmte Antwort, ob es gleich ſchien, als gäb er ihm einige Hoffnung; womit er ihn entließ.

Der Abend zog die ſchöne Welt in die Oper. — Wie hätte jetzt Leonardo dort fehlen können? — Angelika trat auf. Lauter Beifall empfieng ſie, lauter Beifall begleitete ſie, als ſie abgieng.

„Sie ſingt wie ein Engel!“ — ſchrie das Publikum.

Leonardo war entzückt. — So, verließ er das Schauſpielhaus! ſo, kam er in ſeiner Wohnung an. — Durchwacht wurde die Nacht; wachend-träumend fand ihn der Morgen.

Auf dem Markusplatze redete ihn ein Unbekannter an, der ſich tief in einen rothen Mantel gehüllt hatte. Er fragte nach ſeinem Logis, weil er ihm etwas Wichtiges zu ſagen habe. Leonardo wünſchte dies bald zu erfahren, und der Unbekannte folgte ihm in ſeine Wohnung.

„Mein Herr! — begann er; — Sie ſind ein Fremder, und ich bin dienſtfertig. Laſſen Sie ſich rathen, und gehen Sie nicht wieder zur Signora Angelika.“

„Wer will mir das verbieten?“ — fragte Leonardo.

„Verbieten kann man es Ihnen nicht, aber einen Denkzettel können Sie bekommen, woran Sie Zeit Ihres Lebens zu kauen haben. Die Signora hat viele Anbeter. Einer derſelben will Ihnen das Handwerk legen. Verſtehen Sie mich? Er ſelbſt wird Ihnen nicht in den Weg treten, aber er ſchickt einen Jemand ab, der das thut. Verſtehen Sie mich? Gehen Sie nicht wieder zu der Signora, ſo iſt alles gut! — Laſſen Sie ſich etwas ſagen: Haben Sie Augen für die Nähe, die wahrlich einen ſehr ſchönen Proſpekt giebt!“

„Welche Nähe?“

„Haben Sie Ihrem Logis gegenüber noch kein freundliches Geſicht bemerkt? — Es gehört einer Dame, die es gern ſäh, wenn Sie es bemerken wollten. Es iſt bemerkenswerth. — Uebrigens offerire ich Ihnen meine Dienſte. Ich nehme mit Wenigem vorlieb, und als einen ehrlichen Kerl ſollen Sie mich kennen lernen. Ich will Sie nicht übertheuern; in der Fremde braucht man Geld in allen Ecken; aber man hilft Ihnen, wenn Sie nur auch helfen wollen. — Treten Sie gefälligſt an's Fenſter, bemerken Sie jenes Geſicht, es iſt eben das Geſicht, von welchem ich ſchon geſprochen habe. — Was ſagen Sie dazu?"

„Wer iſt die Dame?"

„Ihr Mann war Prokurator der Republik. Vor achtzehn Wochen ließ ſie ihn begraben. Er war ein ſehr ehrenwerther Mann, aber kein Mann für ein junges, ſiebenzehnjähriges Weibchen. In ſeinem Teſtament hat er ihr den Genuß ſeines ganzen großen Vermögens vermacht, jedoch mit der Bedingung, ſich nicht wieder zu verheurathen. Das will ſie auch nicht, aber ſie will doch auch ihr vieles Geld nicht allein ausgeben. — Verſtehen Sie mich? — Es iſt doch, bei'm Teufel! nichts Dummes, von einem ſolchen

Weibchen bemerkt zu werden! und Sie, — Herr! Sie ſind von ihr bemerkt worden. Was ſagen Sie dazu?

„Läßt ſie mir das ſagen?"

„Bewahre! — Ich ſage es Ihnen, nur ſo unter uns, und hoffe, daß Sie einſehen werden, daß das Geſagte wenigſtens eine Zechine werth iſt. Darauf aber wette ich, daß die Dame, könnte ich ihr von Ihnen ſagen, was ich Ihnen von ihr ſagte, mir wenigſtens drei Zechinen ſchenkte. — Verhelfen Sie mir dazu! Ich bin ein armer Teufel, habe eine Frau und vier Kinder zu ernähren, und der Verdienſt iſt jetzt ſchlecht!"

„Wie heißt die Dame?"

„Oriane iſt ihr Vorname, und Gentill hieß ihr Gemahl."

„Sprichſt Du ſie heute?"

„Ich ſpreche ſie alle Tage. — Sie hat Langeweile, und ich muß ihr Stadtneuigkeiten erzählen. — Heute ſage ich ihr, daß ich Sie geſprochen habe. — Herr! der Himmel ſoll mich zeichnen! wenn dieſe Dame nicht das beſte, edelſte Herz von der Welt hat. — Mit ihr könnten Sie ſo recht in bona pace leben, glücklich, wie ein Prinz! Und noch dazu ohne Ehezwang. Da liebt ſich's viel herzlicher und länger; das ſagen alle verheurathete Männer.“

Es wurde geklopft. Bella trat ein. Leonardo's männlicher Beſuch nahm Abſchied.

Bella ſetzte ein Körbchen mit Blumen auf den Tiſch, indem ſie ſprach:

„Meine Signora hat dieſen Morgen ſechs Gedichte, und einen ganzen Korb voll Blumen erhalten. Die ſchönſten davon ſchickt ſie Ihnen. Sie hat Sie geſtern in der Oper bemerkt. Ihre Aufmerkſamkeit hat ihr geſchmeichelt. Das läßt ſie Ihnen ſagen. — O! könnten Sie denn nicht wenigſtens ein Sonettchen zuſammen reimen?“

„Wo man viel fühlt, läßt ſich nur wenig ſagen!“

„Soll ich ihr das ſagen?“

„Sie hat ganz Venedig bezaubert.“

„Ich will wiſſen —“

„Bella! — Du weißt es ſelbſt am beſten, wie viele Verehrer der ſchönen Angelika ihr weit ſchönere Sachen ſagen!“

„Man hüllt ſie in Weihrauch ein, aber das reitzt ſie nicht. — Sie ſind ihr intereſſant geworden. Ihre Bekanntſchaft mit Ihrer Freundin Argentina, Ihr Schickſal —“

„Angelika wird geliebt —“

„Wer liebt ſie? — Angebetet wird ſie. — Man glaubt, ſie ſey eine Opernprinzeſſin, ſo, und in eben der Manier, wie es deren mehrere giebt, aber — darinn, irrt man ſich!“

Es wurde geklopft. Bella ſah verlegen nach der Thür. Ein Sträußermädchen trat ein.

ein. Sie bat ſo artig, ihr etwas abzukaufen, daß Leonardo es wirklich that. Sie gab ihm ſelbſt die ſchönſten Blumen in die Hand, und fragte freundlich: Ob ſie zuweilen wieder anfragen dürfe? Als ihr das erlaubt wurde, gieng ſie eben ſo freundlich davon.

Leonardo nahm die gekauften Sträußchen, und bat, ſie Angelika'n zu überreichen.

„Wollen Sie das nicht ſelbſt thun?“ — fragte Bella.

Leonardo wußte nichts zu antworten. Bella fuhr fort:

„Ich habe Sie zu fragen, ob Sie dieſen Abend, nach der Oper, bei der Signora ſpeiſen wollen?“

Dieſe Einladung nahm er an. Bella nahm ſein Blumengeſchenk für Angelika mit, und ließ ihn allein.

Die Blumen, die er erhalten hatte, waren ſchön. Er beſah ſie am Fenſter. Unwillkührlich fielen ſeine Blicke auf das Fenſter der ſchönen Nachbarin, und er ſah ſie dort ſtehen, gleichfalls mit Blumen beſchäftiget. Von ungefähr blickte ſie auf. Leonardo grüßte verlegen, und wurde eben ſo wieder gegrüßt. — Sie gieng vom Fenſter. Ihre Gondel fuhr vor. Sie ſtieg ein. — Leonardo ſah der Gondel nach. Sie hielt an der Kirche S. Baſilio. — Er nahm den Hut, und bald war er auf der Straße, bald war er in der Kirche.

Betend kniete Oriane unter andern Betenden, lange, und ſehr herzlich, wie es ſchien. — Endlich ſtieg ſie auf. Leonardo trat hinter einen Pfeiler. Sie nahm Weihwaſſer, und verließ mit geſenkten Blicken die Kirche.

Schnell gieng Leonardo ihr nach. Sie ſtieg bei ihrem Hauſe ab, und entſchwand ſeinen Blicken. — Er drehte ſich herum, und der bekannte Unbekannte ſtand bei ihm.

„Was ſagen Sie jetzt?“ — fragte er. — Haben Sie nicht einen Engel geſehen?“

Leonardo nickte ihm ein Ja zu, und gieng.

Er beſtieg eine Gondel, und ließ ſich auf die Inſel S. Giorgio bringen. Hier durchwanderte er die herrlichen Gartengegenden, wollte mancherlei überlegen, und überlegte nichts.

So kam er wieder in ſeine Wohnung zurück, und des Abends eilte er dahin, wo man ihn als Tafelgaſt erwartete. — Er kam zu bald. Angelika war noch nicht zu Hauſe; Bella unterhielt ihn.

Endlich kam ſie, mit Muſik, triumphirend begleitet. Zehn Gondeln ſchwammen neben ihrer Gondel her, und als ſie ausſtieg, ſchallte ein hundertſtimmiges: Viva! ihr nach. — Sie warf ſich in andere Kleider, und bewillkommte ihren Gaſt.

„Vor allen Dingen, und ehe wir uns ſetzen, — ſagte ſie; — muß ich Ihnen zurückgeben, was nicht mein gehört.“

Sie gab ihm einen Blumenſtraus. Er ſah ſie fragend an. Sie fuhr fort:

„Sie hätten dieſen Straus nicht verſchenken, oder ihn wenigſtens erſt ein wenig genauer beſehen ſollen. Thun Sie das jetzt. — Sehen Sie! Hier, zwiſchen dieſen Blumen, ſteckt ein Zettelchen. Sicher iſt es beſchrieben. Ich habe nichts geleſen.“

Leonardo entfaltete das Zettelchen, und ſah es wirklich beſchrieben. Er las:

Kannſt Du für Liebe etwas wagen?

Lächelnd reichte er es Angeliken, die es, erröthend, las.

„Sie werden doch Antwort geben?“ — fragte ſie.

„Ich werde thun, — lächelte er; — als hätte ich dieſe verfängliche Frage gar nicht geleſen.“

„Man wird ſie wiederholen; man wird beſtimmte Antwort fordern.“

„Ich werde keine geben.“

„Recht ſo! — Die Frage iſt verdächtig.“

Das Eſſen wurde aufgetragen. Angelika wurde aufgeräumt, und Leonardo trank ſich luſtig. Man ſcherzte, und bemerkte nicht, daß man ſehr lange bei Tiſche ſaß.

Endlich ſtand man auf. Es war Mitternacht, und draußen tobten Sturm und Regen. Angelika fuhr erſchrocken vom Fenſter zurück:

„Mein Gott! welch ein Wetter!“

Leonardo griff nach dem Degen. Angelika fragte:

„Sie wollen fort? — In dieſem Wetter? — Es iſt unmöglich!"

Er ſah ſie fragend an. Verlegen fuhr ſie fort:

„Aber freilich, — es kann nicht anders ſeyn! — Sie müſſen fort, und ich muß — bebend — Nein! Sie können nicht gehen! — Laſſen Sie uns den Schlaf um ſeine Rechte betrügen. Wir werden ja doch wohl den Tag herbeiplaudern können; ich, Sie, Bella —"

Leonardo legte den Degen wieder auf den Tiſch, und Bella wurde nicht gerufen.

„Das arme Ding! — ſagte Angelika; — ſchläft auf dem Sofa im Vorzimmer ſo ſanft, daß es grauſam wär, ſie jetzt, wer weiß in welchem ſchönen Traume vielleicht, zu ſtöhren. Wir wollen ſie nicht eher wecken, als bis es nöthig wird, die dritte Perſon mit in's Geſpräch zu ziehen."

Das Geſpräch wurde mit einer Introduktion über die Oper eröffnet; man kam auf den Geſchmack des Publikums; Angelika beklagte ſich.

„Sie glauben nicht, — ſagte ſie; — wie verdrüßlich, wie kränkend es iſt, ſo ganz von der Laune eines Publikums abzuhängen, die vielleicht nur von Geld, Kabale, von Gegenpartheien geweckt wird. Ein abgewieſener, zudringlicher Liebhaber kann mich öffentlich inſultiren laſſen, und meine Talente ſchützen mich nicht. — Iſt das nicht ſchrecklich?“

Sie erzählte Beiſpiele, ſie kam auf ihre Reiſen. — Man ſprach über Städte, über Sitten, Gebräuche, und — gähnte endlich. Man fühlte lebhaft, wie unintereſſant man ſich war, und man wollte doch nicht intereſſanter werden.

Leonardo kam auf den Zettel zurück, den man aus dem Blumenſtrauße gezogen hatte. Dies führte auf ein Geſpräch von der Blumenſprache im Orient, dann auf die Schönen der Harems, und auf die Liebe der Beſitzer dieſer Schönheiten. Nun nahm die Unterhaltung ſchnell eine lebhaftere Wendung; Liebe war ihr Inhalt.

Die lebhafte Angelika wurde noch lebhafter, und ſchnell entglühte Leonardo. Raſch umfieng er das herrliche Weib, und drückte einen Kuß auf ihre glühenden Lippen. Verlohren giengen alle Worte, und ſtille, tiefe Seufzer hoben die bewegte Bruſt.

„Vorſichtig Leonardo!" — liſpelte Angelika ihm zu, indem ſie auf das Vorzimmer zeigte.

Es rauſchte im Kabinet, nach welchem Leonardo eben blickte, Er ſprang auf, und griff nach dem Degen.

„Was iſt das?" — fragte er, den Blick auf Angelika geheftet.

„Ich weiß es nicht; — war ihre Antwort.

Leonardo ergriff ein Licht, und gieng mit gezogenem Degen auf das Kabinet zu.

Sechſtes Buch.

Wer kennt des Zufalls Schlangengänge?
Wem gab er einen Faden mit?
Zieht ſich nicht weiter in die Länge
Der ſchmale Pfad, mit jedem Schritt?

Eilfter Abſchnitt.

Al dì lucente e chiaro,
Notte oſcura ſuccede,
Et è ſempre del riſo il pianto herede.
Marino.

Das Geräuſch nahm zu. Angelika zitterte heftig. Leonardo gieng weiter vor; eine verhüllte Figur trat aus dem Kabinet ihm entgegen. Angelika ſchrie laut auf. Erſchrocken ſtürzte Bella herbei. Leonardo ſetzte der unvermutheten Erſcheinung den Degen auf die Bruſt, und ſchrie ihr zu:

„Wer biſt Du?“

Mit unerſchrockener, ſtarker Stimme gab man ihm die Antwort:

„Keine Gewaltthätigkeit!“

Leonardo trat zurück. Jener fuhr fort:

„Still und ohne Geräuſch wär ich wieder gegangen, hättet ihr nicht die Stunde herbeigewacht, die mich wieder zurückruft. Ich bin kein Dieb, auch war ich nicht in meinem Namen hier. Was ich that, that ich auf höheren Befehl.“

„Damit entkömmſt Du nicht!“ — ſchrie Leonardo. — Bekenne, wer Du biſt, und was Du hier geſucht haſt.“'

Jener ſchlug den Mantel auseinander, und auf ſeiner Bruſt glänzte das Wappen der Republik.

„Kennſt Du dies?“ — fragte er.

Schweigend blickte Leonardo das Wappen mit großen Augen an. Angelika ſprang auf, und fragte:

„Sucht man hier Staatsverbrecher?“

Der Spion der Gerechtigkeit ſchwieg. Angelika wiederholte ihre Frage. Kalt antwortete er:

„Ich bin nicht hier, Antworten zu geben. Ich befehle Euch, zu ſchweigen, dieſes Vorganges nicht zu erwähnen, und wünſche Euch wohl zu ruhen!“

Er zog eine Blendlaterne hervor, zündete ſie an, und verließ das Zimmer.

Die Zurückgebliebenen ſahen lange ſich ſchweigend an. Endlich wurde das Kabinet durchſucht. Man fand alles in der beſten Ordnung, und nichts wurde vermißt.

„Zwar das Wappen der Republik hat er uns gezeigt, — ſagte Leonardo; — aber ich glaube dennoch ſeiner Sendung nicht. Was könnte dem Staate daran liegen, ein zärtliches Geſpräch belauſchen zu laſſen? Einem eiferſüchtigen Liebhaber könnte dies eher einfallen.“

„Einem Liebhaber?“ — fragte Angelika bedeutend.

Er ſchwieg. Sie fuhr fort:

„Dieſen verwegenen Liebhaber möchte ich doch kennen lernen!“

Auf der Straße fiel ein Schuß. Leonardo riß das Fenſter auf. Vor dem Hauſe gab es Lärm. — Man ſchrie: „Im Namen der Republik! ſteht.“ — Ein anderer rief aus: „Wir haben uns geirrt!“ — Es fiel ein zweiter Schuß; man ſchrie: „Allarm!“ — Einige Fenſter flogen auf; man fragte: „Was giebt es?“ — Der Tumult zog ſich über die Brücke auf die andere Seite des Kanals.

Angelika warf ſich aufs Bett. Bella öffnete die Hausapotheke. — Man ſprach, fragte, antwortete, erſchöpfte ſich in Vermuthungen, und der Tag brach an.

Verlegener als er gekommen war, verließ Leonardo die Signora; verlegener als ſie ihn empfangen hatte, nahm ſie von ihm Abſchied.

„Glauben Sie was Sie wollen, — ſagte ſie; — ich bin dennoch unſchuldig.“

Leonardo hatte kaum einige Stunden geſchlummert, als er geweckt wurde. Es war lebhaft auf den Straßen, und ſchon ertönte die Marktglocke. — In ſein Zimmer trat das Sträußermädchen. Sie bedauerte es, ihn geweckt zu haben, und wollte, wie ſie ſagte, lieber wieder kommen. Er rieb ſich die Augen, und hieß ſie bleiben. — Sie trat näher, und legte ihm ein Sträuschen vor's Geſicht, in welchem Leonardo ſogleich wieder ein Zettelchen erblickte.

„Was bekömmſt Du Botenlohn?" — fragte er.

„Botenlohn? — Wofür mein Herr?"

„Für die Sträuschen, die Du mir bringſt."

„Sie bezahlen ſie ja."

„Wer giebt ſie Dir?"

„Mein Vater iſt ein Gärtner, und die Blumen nehme ich aus unſern Garten."

„Dort wachſen alſo ſolche Wunderblumen?"

„Es ſind die gewöhnlichen."

Er zog das Zettelchen aus dem Strauße. Das Mädchen lachte.

„Du

„Du biſt eine Spitzbübin!“ — ſagte Leonardo, und las, was ihm geſchrieben wurde, indem ſie fortſprach.

„Ich heiße Roſa! wenn Sie mich bei Namen nennen wollen! Geſtohlen habe ich noch nichts, aber mich hat man ſchon einigemal beſtohlen und hintergangen. Ach! wir armen Mädchen ſind gar übel dran!“

Leonardo las:

Kannſt Du für Liebe etwas wagen,
ſo laß ein Ja, mir durch dies Mädchen ſagen.

Er lächelte;

„Ich habe es alſo mit einer Dichterin zu thun?“

„So?“

„Wer ſchrieb dieſe Verſe?“

„Ich nicht. — Sie ſind mir ſo gegeben worden.“

„Wer gab ſie Dir?“

„Ich bekomme ſie ſicher nur durch die dritte Hand. Es giebt ſie mir eine alte Frau, die ich nicht kenne. Dieſe ſchreibt ſie gewiß auch nicht ſelbſt.“

„Du ſollſt Antwort bringen?“

„Das wünſcht man, ſagte die Alte.“

„So ſage ihr: Ich gieng allen Geheimniſſen gern aus dem Wege.“

„Alſo blos den Geheimniſſen?“

„Wie ich ſage!“

„Aber, ein ſchönes Geſicht, kann zuweilen auch ein Geheimniß ſeyn; und dergleichen Geheimniſſen begegnen Sie doch gewiß nicht ungern!“

„Das weißt Du ja nicht!“

„Sie ſehen ja ſchon mich gern, geſchweige denn —“

Als ſie das ſagte, fuhr ſie mit dem Kopfe vom Spiegel zurück, und lachte laut auf.

„Ich wollte etwas Bedeutendes ſagen, und da muß mir eben der Spiegel in die Augen fallen. Nun habe ich alles vergeſſen."

„Trägſt Du denn, — fragte Leonardo; — mehr dergleichen Briefchen umher?"

„Vor ſechs Wochen trug ich einige zu einer Dame. Seit jener Zeit habe ich nichts beſtellt. — An Sie aber habe ich Blumen und Briefchen recht gern abgegeben. — Morgen komme ich gewiß wieder, denken Sie an mich! Sogleich giebt man Sie nicht auf. Ich thät es ſelbſt nicht!"

„Man kann nur aufgeben, was man hat."

„Und Sie hat man freilich noch nicht!"

„Ich bezahle Dir Deine Müh, wenn Du zu erfahren ſuchſt, wer die Unbekannte iſt, die mit mir korreſpondirt. Ich bin ein wenig mißtrauiſch."

„Ich auch."

„Es giebt Schlingen."

„Fallen und Netze!“

„Man muß ſich vorſehen.“

„Ja wohl!“

„Wenn Du alſo —“

„Ich will mein Möglichſtes thun. — Auf Wiederſehen! Schlafen Sie wieder ein! Legen Sie die Blumen neben ſich, da träumt ſich's ſchön!“

Sie gieng, und Leonardo ſchlief wirklich wieder ein.

Die Stunde der Meſſe zu S. Baſilio kam. Leonardo konnte ſie nicht verſäumen. — Er fand Orianen ſchon betend in der Kirche. — Als ſie aufſtand, reichte er ihr das Weihwaſſer. Erröthend nahm ſie es an, und ſagte mit ſanfter Stimme:

„Ich danke Ihnen!“

Sie ſtieg in die Gondel und fuhr davon. Er ſchlenderte dem Markusplatze zu. — Hier kam der bekannte Geſchäftsträger im rothen Mantel zu ihm; Nardo war ſein Name.

„Sie haben in der Kirche Ihre Sache gut gemacht! — ſagte er. — Ich will Ihnen auch ſagen, daß man, wenn der Himmel ſich wieder aufhellt, morgen eine Luſtfahrt nach S. Giorgio macht. Dort iſt die ſchöne Oriane, nur von ihrer Kammerfrau begleitet, wohl leicht zu ſprechen. — — Jetzt muß ich Ihnen aber noch etwas ſagen. Dieſen Morgen hat's vor dem Hauſe der Signora Angelika Lärm gegeben. Ihres Nebenbuhlers Leute haben auf einen Mann geſchoſſen, der aus dem Hauſe kam. Man glaubte, Sie wären es. Der Teufel weiß aber, wie es zugegangen iſt, es war eine Perſon der Republik. Er iſt verwundet, und der eine von denen, die geſchoſſen haben, iſt ergriffen worden. Jetzt hängt er ſchon.“

„Er hängt ſchon?“

„Am Galgen bei S. Romano. Die Juſtiz iſt hier verteufelt expedit, und mit ihren Staatsdienſtperſonen läßt ſie gar nicht ſpaßen. — Signor! Ich habe noch nicht gefrühſtückt; ich bin noch ſo nüchtern, wie ein neugebohrnes Kind!“

Leonardo gab ihm Geld. Er dankte, und fragte:

„Haben Sie ſonſt etwas zu beſtellen?“

„Grüſſe die ſchöne Oriane tauſendmal von mir!“

„Nicht wahr, ſie iſt ſchön?“

„Sehr ſchön!“

„Wie vernünftig Sie ſprechen! Mich ſoll der Löwe der Republik freſſen! Sie werden glücklich, wenn Sie Augen haben wollen.“

Leonardo gieng auf ein Caſſino zu. Gerardo, in Geſellſchaft eines andern, trat ihm entgegen. — Betroffen fuhr er zurück, dieſer aber fiel ihn um den Hals, und ſchrie:

„Endlich ſehe ich Dich wieder! Viktoria! Dich können wir auch brauchen!“

Er wendete ſich zu ſeinem Gefährten, und ſagte:

„Dies iſt mein Freund Leonardo, von dem ich ſo oft geſprochen habe! Und dieſer Herr — indem er ſich zu Leonardo wendete; — iſt Don Solano, der Sekretair des Spaniſchen Ambaſſadeurs, mein Freund, und ein ſehr ehrenwerther Mann!“

Man komplimentirte, und Gerardo unterbrach:

„Laßt uns zuſammen, zu Mittag zu S. Helena, bei unſerer freundlichen Wirthin, der Frau Katharina, ſpeiſen! Sie giebt uns das Zimmerchen, das in den Garten geht, dort ſind wir allein, ohne Zuhörer, und können ſprechen, wie es uns um's Herz, und wie uns der Schnabel gewachſen iſt!“

Sogleich wurde eine Gondel beſtiegen, und Gerardo ſchrie dem Gondelier zu:

„Nach S. Helena!“

Zwölfter Abſchnitt.

Alato amor ſen vola,
E ſeco il Tempo avaro
L'un e l'altro n'invola
Il dolce, il bello, il caro.
Marino.

Frau **Katharina** empfieng ihre Gäſte ſehr freundlich. **Gerardo** flog auf ſie zu, umarmte, küßte ſie, und ſchrie:

„Ich bin ſeelenvergnügt!“

Katharina. Das merke und fühle ich!

Gerardo. Nicht wahr?

Katharina. Sie kommen gewiß aus einem Weinkeller!

Gerardo. Nein! — Einen Freund habe ich unvermuthet wieder gefunden, den ich ſchon ganz verlohren glaubte; das iſt es, was mich ſo fröhlich macht. Hier ſteht er. — Iſt es nicht ein hübſches Kerlchen?

Katharina. Seyn Sie uns vielmals willkommen! —

Gerardo. Das Gartenzimmerchen können wir doch haben?

Katharina. Es ſteht zu Dienſten!

Gerardo. Und ein Mittagseſſen, als gäb es heute einen Verlobungsſchmauß!

Katharina. Das Beſte, was ich habe! — Ihre Leibſuppe, Faſanen, Enten, zweierlei Fiſche, dreierlei Gemüs, Früchte —

Solano. Und guten Wein!

Gerardo. Von unſerm alten Fäßchen —

Solano. Den Deſſertwein nicht zu vergeſſen!

Katharina. Ich weiß ja ſchon, was Sie gern haben!

Solano. Und wenn wir abgeſpeiſt haben, beim Kaffee, im Saale, Muſik!

Katharina. Wollen Sie tanzen?

Gerardo. Ja! wir wollen tanzen!

Katharina. Das iſt ſo etwas für meine Mädchen! Seit 14 Tagen iſt nicht getanzt worden. Immer nur Muſik ohne Tanz!

Solano. Jetzt gleich, zum Imbiß, etwas Geflügeltes, kalt, und Wein!

Katharina. Wie Sie befehlen!

Sie traten in einen niedlichen, artig dekorirten Saal, und die Töchter des Hauſes trugen auf. Don Solano und Gerardo ſcherzten mit den Mädchen ſo vertraut, daß Leonardo wohl ſah, daß ſie ſich kannten. Die Mädchen waren artig, und ſo wohl erzogen, daß die Dritte ſogleich mit Leonardo eine Unterhaltung anſpann, indeß Solano und Gerardo ſich mit den beiden andern unterhielten. Sie bemerkte ganz richtig:

„Da jene Viere ſich unterhalten, ſo hätten wir beide Langeweile, wollten wir nicht ihrem Beiſpiele folgen.“

Man promenirte im Garten, da die Sonne wieder ſichtbar wurde, man ſcherzte, lachte, ſchäkerte, ſang, warf ſich mit Blumen, und unterhielt ſich ſehr wohl, bis es zu Tiſche gieng. Nun aber blieben die Herrn allein, und es entſtand nur dann eine Pauſe im Geſpräch, wenn friſche Speiſen aufgetragen wurden.

„Jetzt, — begann Gerardo; — iſt dem alten Sündenbaume die Axt an die Wurzel gelegt, er wird und muß fallen. Dann, mit ihm ins Feuer!“ —

„Ja! — lächelte Solano, ziemlich vernehm und bedeutend; — die Birnen ſind teiſſ, wir ſchütteln ſie ab.“

„Du merkſt es doch, — fragte Gerardo; — daß wir von den ſaubern Zeiſigen, von den Jeſuiten ſprechen?“

„Von den Jeſuiten?“

„Und Du kannſt noch fragen?“

„Ihr wollt ſie vernichten?“

„Ausrotten, mit Stumpf und Stiel!“

Leonardo lächelte:

„Könnt ihr das?“

Ganz ernſthaft antwortete Solano:

„Das können wir, und wollen es, zum Beſten der Menſchheit. Dieſe Böſewichte, dieſe Königsmörder, dieſe geilen Unmenſchen ſollen fallen.“

Leonardo konnte nicht ſprechen. Geraldo fuhr fort:

„Der Portugieſiſche und Spaniſche, der Engliſche und Franzöſiſche Hof wünſchen es, der Oeſterreichiſche muß es wollen, — dafür iſt geſorgt! — Ganganelli muß an's Werk gehen, er mag ſich ſperren, ſo ſehr er will, und der Schelmenorden iſt aufgehoben, ehe drei Monden vergehen. — Hier, in Venedig, werden die Blitze geſchmiedet, die das goldene Kalb von ſeinem Peſtamente werfen, das die Katholiſche Chriſtenheit ſo lange umtanzt hat. Sehet da! das waren euere Götter! Was die Schande Schändliches treiben, was die Zügelloſigkeit Zügelloſes verbrechen kann, ja! was die Hölle Teufeliſches unternehmen könnte, das unternahmen dieſe Höllengeiſter in Jeſuitertracht. Die Fakta ſind geſammelt, die Aktenſtücke liegen da, ſie ſind verlohren. — Sie ſelbſt glauben nicht, wie nahe ſie dem Falle ſind, ſie halten ihren Paſt laſt für unzerſtörbar, aber ſie irren ſich. Nichts wendet den Streich von ihrem Haupte ab!“

„Und der ängſtliche Ganganelli ſollte ſich entſchließen können, einen ſolchen Schritt zu thun?“

„Er muß!“

„Nur unter dieſer Bedingung, — fiel Solano ein; –– konnte er Papſt werden.“

„Den Pater General, — ſchrie Gerardo; — muß ich noch in Ketten erblicken, den Schurken Glorioſo am Galgen, und dann mag Gott meine Seele zu ſich nehmen; ich kann auf der Welt kein ſchöneres, kein erſprießlicheres Schauſpiel für die Menſchheit ſehen!“

Solano ergriff das Glas, hob es hoch, und ſagte:

„Allmächtiger! räche die Chriſtenheit, räche dich und deinen gemißbrauchten Namen ſelbſt, an den ſchändlichſten Böſewichtern, über denen deine Sonne aufgieng!"

„Und wenn ich, — fuhr Gerardo fort; — von allen meinen Sünden angeklagt würde, ich wollte einen Jeſuiten morden, und abgebüſet wären, zum Beſten der Menſchheit, alle meine Verbrechen!"

Nach Tiſche kam Muſik. — Im Saale war die Geſellſchaft ſtärker geworden. Der Tanz begann. — Gerardo und Solano konnten daran keinen Antheil nehmen. Sie hatten den Flaſchen zu fleißig zugeſprochen, und mußten zu Bette gebracht werden. Die Wirthstöchter waren ärgerlich darüber, ſchimpften laut, und kochten Thee. — Leonardo ſuchte eine Gondel auf, und fuhr in die Stadt zurück.

Was er gehört hatte, machte ihn beſtürzt. Zwar war er kein blinder Verehrer und Freund der Jeſuiten, dennoch aber, und ob er gleich wußte, wie ſehr ſie ganze gewöhnliche, ſo gar böſe Menſchen waren, konnte er ſich nicht von einer gewiſſen Ehrfurcht trennen, die er gegen das Ganze des Ordens hatte. Dies machte ihn beſtürzt und zweifelhaft. — Er wußte nicht, zu welcher Parthie er ſich ſchlagen ſollte, ſann hin und her, bedachte, überlegte, und beſchloß endlich, — neutral zu bleiben; der rechte Weg, den man gehen muß, um ſtatt Einen Feind, zwei Feinde zu bekommen. Mit Dir, oder gegen Dich! Nur dies iſt, was Menſchen und Staaten gefürchtet macht.

Orianens Luſtfahrt nach S. Giorgio lockte den folgenden Tag ihn eben dorthin;

und um nichts zu verſäumen, fuhr er ſchon ſehr früh fort, ohne Roſa geſprochen zu haben, die ſich ſehr wunderte, als ſie ihn nicht zu Hauſe fand.

Er durchwandelte die Gärten, und Nardo erſchien mit der Nachricht, ein Familienbeſuch hindere Orianen, nach S. Giorgio zu kommen.

„Wiſſen Sie aber etwas Neues? — fuhr er fort. — Die ſchöne Signora Angelika hat Hausarreſt.“

„Hausarreſt? — Angelika?“ —

„Niemand weiß, warum. — Laſſen Sie ſich noch mehr ſagen. Der Senat hat den Jeſuiten anbefehlen laſſen, nicht aus ihrem Kloſter zu gehen, und die Kirche zu verſchließen.“

„Sonderbar!“

„Es ſind Kouriere nach Spanien und nach Rom gegangen. Man ſpricht ſogar von einer Verſchwörung gegen den Staat. —

Mein Vetter, der in Dienſten der Republik ſteht, ſagte mir im Vertrauen, es wären wichtige Dinge auf dem Tapet. Der Patriarch hat die Prälaten verſammelt, und der ganze Senat hält Seſſionen."

Er perorirte noch länger fort. Leonardo fertigte ihn endlich ab und eilte in die Stadt zurück.

In der Gegend des Klarenkloſters war er ausgeſtiegen, als ſich ein Unbekannter ihm nahte. Er betrachtete ihn aufmerkſam, und ſagte endlich:

„Der Beſchreibung nach ſind Sie der Mann, den ich ſchon ſeit drei Tagen ſuche."

„Wen ſuchen Sie?"

„Einen Mann, den ein Gruß von der Prinzeſſin Onorina angenehm ſeyn wird, und der ſich Leonardo nennt."

„Der bin ich."

„Hier iſt ein Brief von der Prinzeſſin."

Leonardo trat unter das Portal des Kloſters, und las den Brief.

„Endlich, liebſter Bruder! wiſſen wir, wo Du biſt. Ich bitte Dich nach Rom, zu Deiner Schweſter zu eilen, die Deiner Ankunft mit Sehnſucht entgegen ſieht.“

Er hatte kaum den Brief geleſen, als ein Kommiſſair ſich ihm nahte, und ihm zurief:

„Im Namen der Republik! Sie folgen mir!“

Der Unbekannte, der Orianens Brief gebracht hatte, entfernte ſich unbemerkt und ſchnell. Leonardo beſtieg eine Gondel, und folgte dem Kommiſſair in's Gericht der Staatsinquiſition. — Man brachte ihn ſogleich zum Verhör. Hier wurde er gefragt:

„In welchem Verhältniß er mit dem General der Jeſuiten in Rom ſtehe? Welche Bekanntſchaften er in Venedig habe? Wovon er lebe? und welche Geſchäfte er treibe?“

Seine Antwort war kurz und beſtimmt:

„Ich ſtehe mit dem General der Jeſuiten in keinem Verhältniß, nicht einmal im Briefwechſel. In Neapel nannte er ſich meinen Freund. Seine Freundſchaft habe ich nicht geſucht. In Venedig habe ich wenig Bekannte, außer meinen Hauswirth, doch kenne ich die Signora Angelika. Ich lebe von meinem Gelde, und habe der Republik meine Dienſte angeboten.“

Er mußte abtreten. — Nach einer Viertelſtunde hieß man ihn wieder eintreten, und erhielt den Beſcheid, binnen zwölf Stunden die Stadt, und binnen drei Tagen das Gebiet der Republik zu verlaſſen.

Er ſchwieg, und eilte verlegen ſeiner Wohnung zu.

Sein Hauswirth beklagte ihn, als er erfuhr, was ihm geſchehen ſey, doch furchtſam enthielt er ſich des Urtheils über das Betragen der Staatsinquiſitoren. — Nardo, der gehört hatte, was geſchehen war, kam zu ihm, es von ihm ſelbſt zu hören. Leonardo packte ſeine Sachen zuſammen, und zwar ziemlich verlegen, beſonders des Reiſegeldes wegen. Es blieb ihm nichts übrig, als ſeinen zweiten Ring zu verkaufen. — Nardo fragte ihn; ob er nichts an Orianen zu beſtellen habe?

„Grüße ſie tauſendmal in meinem Namen! und ſage ihr, — war ſeine Antwort; — daß man mich zwingt, Venedig zu verlaſſen, und daß ich ganz unſchuldig leide.“ —

Nardo gieng, und kam bald zurück. Oriane wünſchte ihn auf einige Minuten zu ſprechen. — Er gieng zu ihr.

Nicht ohne Verlegenheit empfieng ſie ihn, und eben ſo fragte ſie:

„Ich habe Sie fragen wollen: welchen Weg Sie nehmen werden?“

„Da ich — antwortete Leonardo; — das Gebiet der Republik ſo ſchnell wie möglich verlaſſen möchte, ſo denke ich über Ferrara zu gehen.“

„Sie wünſchten hier Dienſte zu bekommen?“

„Das wünſchte ich.“

Es entſtand eine ſtarke Pauſe. Oriane fragte endlich:

„Sie werden nicht wieder nach Venedig kommen?“

„Schwerlich!“ — ſeufzte Leonardo.

Nach einer zweiten Pauſe ergriff er ihre Hand, küßte ſie, und nahm Abſchied. — Es zitterten Thränen in Orianens Augen. Sie fragte:

„Wie lange dürfen Sie noch in Venedig bleiben.“

„Zehn Stunden.“

„Haben Sie noch Geſchäfte vor Ihrer Abreiſe abzuthun?“

„Ein einziges, kleines Geſchäft.“

„Ich will es wagen, Sie mit einem kleinen Auftrage zu beſchweren. Ich habe in Ferrara eine kleine Summe zu bezahlen; wollten Sie dort wohl das Geld gefälligſt abgeben?“

„Mit Vergnügen!“

Nardo trat ein und meldete, ein gewiſſer Don Solano wünſche Leonardo auf einige Worte zu ſprechen. — Oriane ließ ihn in ein Zimmer führen. Solano trat ein. Er nahm ſogleich das Wort:

„Sie ſind in Verlegenheit! Das darf nicht ſeyn. Die Republik iſt zu ſchnell verfahren. Reklamiren Sie den Schutz des Geſandten, meines Herrn. — Warum nannten Sie nicht meinen Namen im Verhör?"

„Ich beſann mich wirklich in meiner Verlegenheit nicht darauf!"

„Mein Herr, der Geſandte Sr. Kathol. Maj. wünſcht Sie zu ſprechen. — Folgen Sie mir, und ich kann Sie ſicher Ihrer ſchönen Bekannten wiedergeben."

Sie giengen in das Hauptzimmer zurück. Solano wendete ſich an Orianen:

„Dieſer Herr hat Freunde, die er vergeſſen hat, in Venedig. Man muß ihn daran erinnern, damit er nicht abzureiſen braucht."

„Er darf hier bleiben?" — fragte Oriane ſchnell.

„Befehlen Sie! — lächelte Solano; — und er ſoll und muß hier bleiben?"

Oriane ſchlug erröthend die Augen nieder, und verbeugte ſich verlegen. Solano fuhr fort:

„Ich führe ihn zum Spaniſchen Geſandten, will er dann Venedig doch noch verlaſſen, ſo requirire ich Ihr Anſehen, unſern Freund hier zu behalten."

Noch verlegener ſtammelte ſie:

„Unſere Bekanntſchaft iſt ſo neu, daß ich es unmöglich wagen darf, von einem Anſehen zu ſprechen."

„Gut dann! — fuhr Solano fort; — Wir wollen uns deſſelben bedienen, dieſem Herrn zu befehlen, in Venedig zu bleiben, und die Republik ſoll ihren Verbannungsbefehl zurück nehmen."

Ein Diener brachte ein Billet, das an Don Solano abgegeben worden war. Er las es, und ſagte:

„Signor Leonardo! In einer Stunde erwarten Sie mich. Ehe wir zum Geſandten gehen, habe ich noch etwas zu beſorgen. Werde ich Sie noch hier antreffen?"

Er erwartete keine Antwort, und verließ ſchnell das Zimmer. — Oriane und Leonardo blieben allein.

Er. Darf ich ſeine Zurückkunft hier erwarten?

Sie. Wollen Sie es?

Er. O Signora! —

Sie. Wollen Sie auch in Venedig bleiben?

Er. Wenn ich darf?

Sie. Wenn Sie dürfen?

Er. Wenn ich wüßte —

Sie. Wenn der Spaniſche Geſandte Ihr Vorſprecher iſt, ſo wird der Senat gewiß ſeinen übereilten Befehl zurücknehmen, und Sie dürfen und können in Venedig bleiben, wenn Sie — wollen.

Er. Darf ich auf Ihre Freundſchaft rechnen, wenn ich mich derſelben würdig mache?

Sie. Gewiß!

Er. Ich bleibe hier.

Sie. O ja! Bleiben Sie!

Er. Dies allein befeſtiget meinen Entſchluß, Venedig nicht zu verlaſſen, wenn es ſeyn kann.

Sie. Aufrichtig! Dies allein? Nur dies allein?

Er. Nur dies allein!

Sie. Auch die Freundſchaft — Ja! ſogar die Bekanntſchaft allein ſchon, — iſt eiferſüchtig.

Er. Sie ſey es, um mich glücklich zu machen!

Sie. Glücklich? — Dann könnte ich Sie beneiden! — Ich geſtehe Ihnen, daß ich dieſes Glück noch nie gekannt habe. Ich weiß nicht, wie es iſt, wenn man glücklich iſt. Zufrieden war ich vor meiner Vermählung. Dieſe ließ mir meine Zufriedenheit nicht, doch ertrug ich gelaſſen mein Schickſal. Es änderte ſich, und ich ſuchte ruhig zu werden. Im Beſitz eines großen Vermögens erlaubte mir doch das Teſtament meines verſtorbenen Gemahls nicht, davon beliebigen Gebrauch zu machen. Ich kann mich nicht wieder vermählen, ohne dieſes Vermögen zu verlieren. —

Er. Sie vergeſſen Ihr Herz! —.

Sie. Mein Herz? — O! dieſes Herz! Soll es mir Glück und Freuden geben?

Er. Es wird. — O! Oriane! rechnen Sie darauf!

Er ergriff ihre Hand, und drückte ſie mit Empfindung an ſein klopfendes Herz. Erröthend blickte ſie ihn zärtlich an, und ſchlug die Augen ſeufzend nieder. Sanft drückte er ihre Hand, und liſpelte:

„Laſſen Sie uns glücklich werden!“

Sie hob die Augen wieder. Sanft weilten ſie in ſeinen Augen. Er öffnete die Arme; ſie lag an ſeiner Bruſt. Er drückte einen Kuß auf ihre brennende Wange, und eine große Thräne fiel auf ſeine glühenden Lippen. Mit ſanfter, ſtockender Stimme, liſpelte ſie:

„So hat mein Herz noch nie an eines Mannes Herz geſchlagen! Noch nie hab' ich dies ſanfte Weh empfunden! Ich liebe jetzt zum erſtenmal!“

Feſter drückte Leonardo die ſchöne Bekennerin an ſich; auf ihren Wangen ruhten ſeine Lippen. Ungeſtümer klopfte ihr Herz. Sie ſeufzte tief auf:

„Ach! wie iſt mir!“

Sanft ſtrebte ſie, ſich loß zu machen. Inniger fühlte ſie ſich umſchlungen. Sanft bat ſie:

„O! laß mich! lieber Leonardo! laß mich!“

„Du biſt mein!“ — antwortete er laut und heftig, und küßte ſie feurig.

„O! laß mich! — wiederholte ſie. — Ich bin Dein! Dein will ich bleiben! Nur laß mich jetzt, Geliebter! Ich unterliege dieſer nie gehabten Empfindung!“

Er öffnete die Arme, ſie wankte zurück, und ſank auf ein Sofa.

In dieſem Augenblick trat Nardo ein, und meldete Solano's Ankunft. — Schnell raffte Oriane ſich auf, und verlegen fragte Leonardo:

„Iſt denn die Stunde ſchon verfloſſen?“

Solano trat ein; man wechſelte Komplimente; man trennte ſich, und war verlegen.

Leonardo wurde von Solano in's Kabinet des Spaniſchen Geſandten geführt, der ihn ſehr freundlich empfieng. Er ſprach und fragte vielerlei, wendete ſich endlich zu ſeinem Sekrètair, und fragte:

„Haben Sie alles beſorgt? — Was meint der Senat?"

„Schon iſt der Widerruf des Verbannungsbefehls ſchriftlich ergangen; — antwortete Solano. — Er liegt bereits in Leonardo's Wohnung. Er kann nun ungeſtöhrt in Venedig bleiben."

Der Geſandte gab ihm Briefe und Depeſchen, und Solano verließ das Kabinet. — Der Geſandte fragte Leonardo nach ſeiner Familie. Verlegen ſagte ihm dieſer, daß er weder ſeinen Vater noch ſeine Mutter kenne. — Er fragte weiter:

„Das aber wiſſen Sie gewiß, daß die Prinzeſſin Onerina Ihre Schweſter iſt?"

„Es iſt die größte Wahrſcheinlichkeit."

„Abe

„Aber nicht Gewißheit?“

„Gewißheit haben wir freilich nicht, aber wie geſagt, die größte Wahrſcheinlichkeit, macht die Prinzeſſin zu meiner Schweſter. Einerlei Portrait, — das Bildniß meiner Mutter, ihrer Mutter, — beſitzen wir, das uns mitgegeben wurde, als man uns gleichſam ausſetzte. Die Geſichtszüge der Prinzeſſin gleichen den Zügen des Portraits, und ſelbſt die unſerigen ſind ſich ſehr gleich.“

„Sie kennen auch den Charlatan, der ſich Apollonius nennt?“

„Dafür habe ich ihn ſtets gehalten.“

„Er iſt nichts mehr und nichts weniger, als ein verkleideter Jeſuit, der lange als Miſſionair in der Welt herumgewandert iſt. In Salamin lernte er eine Griechin kennen, beredete ſie zur Flucht, und brachte ſie nach Palermo. Dort machte er ſie zur Mutter, und dann ſteckte man ſie in ein Kloſter. Seine Tochter, Roſamarina —“

„Seine Tochter?"

„Sie kennen Sie?"

„O ja!"

„Sie mußte die Rolle der Nichte des Päpſtlichen Legaten in Neapel ſpielen —"

„Das weiß ich!"

„— um einen gewiſſen Liebling des Königs zu feſſeln. —

„Wie?"

„Es ſcheint nicht gelungen zu ſeyn. — Sie ſteckt jetzt auch in einem Kloſter. Es giebt dergleichen Klöſter, die die Jeſuiten zu Weiberzwingern gemacht haben."

„Das weiß ich!"

„Der General der Jeſuiten hat Sie in Neapel ſehr ausgezeichnet, wie ich höre?"

„Leider!"

„Er ſcheint großen Antheil an Ihrem Schickſal zu nehmen?"

„Ich habe mich nicht um ſeine Gunſt bemüht."

„Deſto ſtärkere Gründe ſeines Benehmens muß er haben!"

„Ich kenne ſie nicht."

„Sie haben hier die Sängerin Angelika gekannt?"

„Einige Tage."

„Der Senat hat ſie heute verwieſen. — Sie korreſpondirt mit dem General Ambroſio in Rom."

„Angelika?"

„Sie war auch Ihre Aufſeherin."

„Iſt es möglich?"

„Sie ſehen, der Senat hat Ihnen ſo ganz und gar unrecht eben nicht gethan, doch vermuthete er mehr, als Sie ſelbſt vermuthen. — Doch, es iſt beſſer, Sie bleiben in gewiſſen Dingen in Ungewißheit, als daß Sie Gewißheit erhalten, die Ihnen auch zugleich Kummer machen müßte. — Halten Sie ſich ruhig, ſtill und eingezogen, und erwarten Sie den großen Tag, der die Christenheit in Erſtaunen ſetzen wird."

Leonardo zeigte ihm den Brief der Prinzeſſin Onorina. Der Geſandte lächelte:

„Bleiben Sie lieber hier, in Venedig!"

„Darf ich ihr antworten?"

„Nein. — Wenigſtens jetzt noch nicht."

Es wurde gemeldet, es ſey aufgetragen. Leonardo erhielt vom Geſandten ſelbſt eine freundliche Einladung, und blieb bei Tafel, wo einige Staatsbeamte der Republik, und der Prior der Dominikaner, mit ihm ſaßen. — Die Unterhaltung war ſehr ungezwungen, und erſt ſehr ſpät kam Leonardo in ſeine Wohnung, wo ſein Wirth ihn mit frohem Geſicht, und mit dem Senatsdekret in der Hand, empfieng.

Kaum war er den folgenden Tag in den Kleidern, um — wir errathen ſchon, wohin, zu gehen, — als Roſa in ſein Zimmer trat.

„Ei! — lächelte ſie ihm zu; — Wie muß man Ihnen nachlaufen! Wo ſtecken Sie denn? Ich glaubte gar, Sie hätten Venedig verlaſſen.“

„Wenigſtens wird es bald geſchehen!“ — antwortete Leonardo, nicht ganz bei Laune.

„So iſt unſere Hoffnung hin!“

„Weſſen Hoffnung? Welche Hoffnung?“

„Die unbekannte Dame rechnet auf Ihre Artigkeit, auf Ihre Galanterie —“

„Wozu?“

„Sie wünſcht Sie, wenigſtens — zu ſprechen.“

„Wenn ſie ſich nicht nennt, kann ich ſie nicht ſprechen. Uebrigens habe ich Gründe, hier in ſo wenig Bekanntſchaft, wie möglich, zu leben."

„So determinirt? Ei! — Doch, man ſagt, ſo wären die Sicilianer gewöhnlich."

„Woher weißt Du, daß ich ein Sicilianer bin?"

„Die unbekannte Dame muß es wiſſen; ſie hat Sie einen Sicilianer genannt."

„Kennſt Du ſie wirklich nicht?"

„Ich habe ſie noch nicht einmal geſehen."

„Sie ſoll ſich ſehen laſſen. — Gott befohlen, ſchönes Kind! — Ich habe Geſchäfte."

„Ich ſtöhre nicht gern, und überläſtig mag ich auch nicht gern ſeyn!"

Mit einem ſchnellen Knix gieng ſie davon.

Kaum war ſie aus dem Hauſe, als Don Solano eintrat.

„Stellen Sie ſich vor! — begann er; — Der Tollkühne, Gerardo, iſt nach Rom.“

„Nach Rom?“

„Er hat ſich nicht halten laſſen.“

„Was will er in Rom?“

„Vermuthlich will er wieder einmal unbeſonnen handeln.“

„Wenn er nur nichts verderbt!“

„Sich ſelbſt kann er verderben. Er will es ja aber ſo haben!“

Ein Staatsdiener trat ein. Leonardo erhielt eine Einladung zum Doge.

Der Doge war ſehr herablaſſend, und gab Leonardo'n ein Offiziers-Patent. Das war ſchon ausgemacht. Im Palais des Spaniſchen Geſandten erhielt er Uniform und Portepee, und Oriane erſtaunte nicht wenig, als ſie ihn in der Uniform der Republik erblickte. Sie lächelte:

„Wie ſchnell doch oft ſich alles umgeſtalten kann! Geſtern verwieſen, heute geehrt, in Staatsdienſte aufgenommen! Geſtern wollte ich Ihnen einen Auftrag nach Ferrara geben, und heute können und dürfen Sie Venedig nicht verlaſſen!“ —

„Daß ich bleiben durfte, macht mich glücklich!“ — ſagte Leonardo, indem er ihr die Hand küßte.

Oriane drückte ſeine Hand ſanft an ihr klopfendes Herz, und ſagte:

„Ich habe ſie recht ängſtlich erwartet! — Ich quälte mich mit tauſend Vermuthungen und Vorſtellungen, ich konnte nicht begreifen, wo Sie blieben, und nun bin ich recht froh, daß Sie endlich hier ſind. — Sie müſſen mir das alles zu Gute halten! Ich habe Ihnen ja geſtanden, daß ich Sie liebe, und daß mein Herz zum erſtenmal das empfindet, was man Liebe nennt.“

Leonardo erſchöpfte ſich in Zärtlichkeiten, und Oriane erwiederte, was ſie erwiedern konnte. Man gab und nahm, und wußte nicht, was gegeben, nicht was genommen wurde.

Das ſind die Augenblicke des menſchlichen Lebens, von denen man ungefähr ſagen kann, daß die Ungewißheit ihrer Geſchenke, ſelbſt der Gewißheit nur allzuleicht den Rang abläuft; das ſind die ſüßen Sekunden, denen man Flügel geben kann, um ſie wenigſtens, an dieſen, feſtzuhalten, wenn ſie anderswo nicht zu ergreifen ſind. Sie ſind der angenehmſte Rauſch, dem der Menſch die ſüßeſten Träume, gepaart mit entzückenden Wirklichkeiten verdankt.

So geizig wie möglich, erhandelten wuchernd, Oriane und Leonardo ſüße Augenblicke und angenehme Stunden von dem Glück, das ihnen ſeine Schätze in aller Fülle zeigte und gewährte. Wir ſind glücklich! geſtanden beide ſich einander mit Entzücken, und über dem, was bei und unter ihnen vorgieng, hatten ſie keine Augen für das, was außer ihnen lag. Sie ſuchten nur, was ſie bei ſich ſelbſt, vereiniget mit einander, finden konnten, und fanden es. In immer gefüllten Schaalen braußte der Nektar ihres Glücks, und Entzücken war die bereitwilligſte Hebe ihres Verlangens. So verſtrichen Wochen, und ſie glaubten kaum um einige Tage ärmer geworden zu ſeyn.

Roſa ſprach indeſſen einigemal bei Leonardo ein, aber immer gieng ſie wieder, ſo, wie ſie ſchon oft von ihm gegangen war. Endlich brachte ſie einen Brief von der Unbekannten, und mußte ihn unterbrochen wieder mit zurücknehmen.

Bei dem Spaniſchen Geſandten war er oft. Stets fand er eine freundliche Aufnahme bei ihm. — Einſt zog ihn der Geſandte bei Seite.

„Sie werden, — ſagte er; — morgen von dem Doge einen Auftrag erhalten. Benehmen Sie ſich klug dabei. Man wird ſehen, ob man ſich in Ihnen verrechnet hat, oder nicht.“

Dieſe Worte machten ihn nachdenkend, und der Auftrag, von welchem der Geſandte ſprach, wurde ihm ertheilt. Er erhielt eine verſiegelte Ordre, und mußte ſich mit zwanzig Soldaten nach Murano begeben.

Dort erbrach er ſeine Ordre, und fand in derſelben den Befehl, nach Maſtro zu gehen, auf einer Villa drei Perſonen zu verhaften, und dieſelben nach Venedig zu bringen.

Er kam nach Maſtro, beſetzte in der Nacht die Gegend der bezeichneten Villa, und gieng mit Tagesanbruch in dieſelbe. Alles lag in tiefem Schlafe. Man weckte behutſam. Man fand, was man ſuchte. — Es wurde Lärm. Leonardo nahte ſich den Schlafzimmern. Er trat ein. In weltlicher Kleidung ſtand Glorioſo vor ihm.

Staunend blickten ſich beyde an. — Glorioſo faßte ſich zuerſt, und lächelte:

„Ich war in der That erſchrocken! — Doch glaube ich jetzt Deine Verkleidung begreifen zu können.“

„Welche Verkleidung?“ — fragte Leonardo.

Glorioſo zeigte auf ſeine Uniform, und ſagte:

„Du ſiehſt in der That recht Venetianiſch aus!“

„Wirklich?“

„Wer wollte jetzt in Dir den Sicilianer aufſuchen? — Sey willkommen, Du ſogenannter Republikaner! — Wie haſt Du aber unſern Aufenthalt ausgekundſchaftet?“

„Dich zu finden, glaubte ich nicht.“

„Nicht?“

„Ich glaubte Dich noch in dem Kloſter der ſchönen Nonnen verſteckt, die ihr zu abſolviren euch die Mühe nahmt.“

„Das thut man gern! — Doch, alles hat ſeine Zeit!“

„Ja wohl!“

„Wo kömmſt Du her?“

„Aus Venedig; und Du biſt mein Gefangener.“

„Du ſpielſt Deine Rolle nicht übel!“

„Glaubſt Du wirklich mich blos vermummt? — Hier iſt meine Ordre. Ich bin im Dienſt der Republik, und Du biſt, wie ſchon geſagt, mein Gefangener.“

„Leonardo! — Du treibſt den Scherz zu weit.“

„Ich ſcherze nicht. — Hier iſt meine Ordre.“

Glorioſo ſah ihn ſchweigend an, nahm die Ordre, gab ſie mit zitternden Händen zurück, und ſagte:

„Das kömmt mir unerwartet!“

Die Seitenthür gieng auf. — Man fragte:

„Was giebt es?“

und Apollonius trat herein.

Betroffen ſtaunte Leonardo ihn an, und wiederholte:

„Ihr ſeyd meine Gefangenen!“

Siebentes Buch.

Ein raſches Spiel hat oft gewonnen,
was zaghaft, einer nie gewann;
mit Kühnheit wurde es begonnen,
der Treffer fiel, als es begann.

Dreizehnter Abſchnitt.

Se la doglia, e'l martire
Non puo farmi morire,
Moſtrami almeno Amore
Come di gioia, e di piacer ſi more.
Marino.

Apollonius. Was ſagt der Sicilianer?

Glorioſo. Er ſagt, was ihm die Republik zu ſagen befiehlt, und was ſeine Ordre ſagt.

Apollonius. Du biſt im Dienſt der Republik?

Leonardo. Wie ihr ſeht.

Apollonius. Ein ſchöner Auftrag, ſeine Freunde zu arretiren!

Leonardo. Es iſt Dienſtſache. Ich würde ſelbſt meinen Vater verhaften.

Apollonius. Deinen Vater? O! Du gewiſſenhafter Dienſtmann!

Leonardo. Ihr folgt mir.

Apollonius. Du folgſt uns!

Leonardo. Sprichſt Du doch, als wären wir in der Eisbude zu Neapel!

Apollonius. Die zärtliche Roſamaicind fehlt zwar, aber ich bin hier. Und ich befehle Dir, das Gaukelſpiel zu enden.

Leonardo. Gaukelſpiele, magſt Du freilich kennen, und ſollten es auch nur Salaminiſche Gaukelſpiele ſeyn, ich aber, kenne keine.

Apollonius. Salaminiſche Gaukelſpiele?

Leonardo. Zu Palermo gaben dieſe Spiele ſchreiende Wirklichkeiten.

Apollonius. Was Du nicht alles weißt, Du geſegneter Menſch!

Leonardo. Ich bin nicht hier, mich mit Dir in einen Wortwechſel einzulaſſen, der uns von Salamin über Palermo, zum Päpſtlichen Legaten nach Neapel, und von da in ein gewiſſes Nonnenkloſter führen könnte, wo —

Apollonius. Wo Du an Deinem Platze wärſt!

Leonardo. Zeige mir den Deinigen.

Apollonius. Wie beſtimmt der Pſeudorepublikaner ſich auszudrücken weiß! Du haſt viel bei Deinen Theaterſchönen gelernt! — Höre, Du dramatiſcher Menſch, deiner theatraliſchen Republik und ihres wunderbaren Löwen, ende Deine thraſoniſche Rolle, oder ich will Dir ein Wort zurufen —

Glorioſo. Keine Silbe!

Leonardo. Heraus Dein Machtwort!

Glorioſo. Apollonius! Es iſt noch nicht Zeit.

Apollonius. Dieſen unbärtigen Thraſo ſoll ich fortprahlen laſſen?

Glorioſo. Nicht das Wort! Das Wort nicht! Es ſoll ihm genannt werden, und er ſoll zittern, aber jetzt noch nicht. — Leonardo! Glaubſt Du, daß wir iſolirte Menſchen ſind? Menſchen ohne Verbindung, Macht und Anſehen? — Erinnerſt Du Dich nicht mehr der Begebenheiten in Neapel? Weißt Du nicht, daß wir nicht allein handeln? Kennſt Du unſere Freunde nicht? Haſt Du denſelben nicht ſelbſt ſo viel zu verdanken? Willſt Du undankbar ſeyn?

Leonardo. Euere Verbindlichkeiten, ſind nicht die meinigen.

Glorioſo. Haſt Du keine Verbindlichkeiten gegen den General unſers Ordens?

Leonardo. Ich habe ſeinen Seegen nicht verlangt!

Glorioſo. Du weißt nicht, *weſſen* Seegen es war!

Leonardo. Der Seegen eines Jeſuiten!

Glorioſo. Reſpekt!

Apollonius. Ehrfurcht!

Glorioſo. Ich binde Dich los, im Namen der Kirche, von Deiner Dienſtpflicht!

Leonardo. Das kannſt Du nicht!

Glorioſo. Es iſt das Recht und die Macht der Kirche.

Leonardo. Der Staat ſchützt die Kirche. Ein Diener kann ſeinem Herrn nicht befehlen.

Glorioſo. Der Statthalter Gottes —

Leonardo. Ich bin im Dienſt der Republik, ich bin Soldat, und hier iſt meine Ordre.

Glorioſo. Wir ſtehen unter keiner weltlichen Gerichtsbarkeit!

Leonardo. Das wird ſie euch ſchon zu beweißen wiſſen. Ich habe Befehle, und ich befolge dieſelben.

Apollonius. Blindes Werkzeug deiner Despoten! verlaß uns.

Leonardo. Mache Dich nicht lächerlich!

Apollonius. Ich vernichte Dich!

Leonardo. Wache! — Dieſen Unſinnigen feſſelt.

Apollonius. Sicilianiſcher Fündling!

Leonardo. Landſtreicher!

Apollonius. Ich bin Prieſter!

Leonardo. Du biſt nicht der erſte, der Ketten verdient. — Feſſelt ihn!

Apollonius. In dieſen Ketten ſollſt Du hängen!

Leonardo. Lächerlicher Prahler! — Schließt ihn feſt! —

Glorioſo. Leonardo! Was thuſt Du? —

Leonardo. Meine Pflicht.

Glorioſo. Du weißt nicht —

Leonardo. Ich weiß meine Befehle. Folgſt Du nicht gutwillig, ſo —

Glorioſo. Keine Gewalt!

Leonardo. So folgſt Du, ohne Weigerung. — Wo iſt die dritte Perſon?

Blaß und zitternd trat Angelika, mit einem: „Hier bin ich!“ aus dem Seitenzimmer.

Leonardo. Angelika?

Angelika. Hier ſind meine Hände. Wo ſind Deine Feſſeln?

Leonardo. Ich ehre Ihr Geſchlecht, Signora! Sie werden mich aber entſchuldigen. Folgen Sie uns gutwillig, ſo bedarf es keiner Feſſeln. Ihr Anblick macht mich verlegen, aber ich kenne meine Pflicht. Verzeihen Sie! —

Angelika. Ihrer Pflicht alles; Ihrem Herzen nichts. — Wohin bringen Sie uns?

Leonardo. Nach Murano. — Von dort nach Venedig.

Angelika. Ich glaubte, Sie —

Apollonius. Verlieren Sie keine Worte!

Angelika. Gefeſſelt? Und Sie ſprechen noch?

Apollonius. Nur die Hände ſind gefeſſelt.

Glorioſo. Leonardo! Wenn Dein Herz Dir nichts ſagt, ſo habe ich Dir nichts zu ſagen. Liebe aber und beleidigte Freundſchaft fordern Dich vor den Richterſtuhl.

Leonardo. Mein Gerichtshof iſt in Venedig.

Apollonius. Dort hat alſo der Schatten des Grafen Bellori Dich zu belangen?

Angelika. Der Schatten des Grafen Bellori.

Leonardo. Schickt ihn in's Kloſter zu Serenen.

Apollonius. Du kennſt die Pförtnerin.

Leonardo. Kam ich Euch zuvor?

Apollonius. Ein Meiſterſtück von Dir, ganz ohne Meiſterſtück, gelobt, und dennoch kam's aus Pfuſcherhänden.

Leonardo. Schickt es nach Salamin.

Apollonius. Was der Staar nicht alles nachſpricht!

Leonardo. Wie wüthend der gefeſſelte Tieger iſt!

Apollonius. Kennſt Du des Tiegers Klauen?

Leonardo. Nicht halb ſo gut, wie Du. Nie war ich ſelbſt im Lande der Beſtien, wie Du.

Apollonius. Was Du nicht alles weißt! Nur etwas dürfteſt Du noch wiſſen, um alles zu vergeſſen, was Du weißt, wiewohl Du ſo wenig weißt, daß Du nicht einmal weißt, wer — Deine Mutter war.

Leonardo gab der Wache einen Wink, und die Gefangenen wurden abgeführt. Apollonius ſchlug wüthend ſeine Ketten zuſammen, Glorioſo warf ihm einen bedeutenden Blick zu, und Angelika verbarg ihre naſſen Augen in's Schnupftuch. — Leonardo ſah ihr verlegen nach, und verſiegelte dann die Papiere, die er fand. In einem dieſer Briefe ſah er ſeinen Namen. Dies machte ihn neugierig; er las:

— „Sie, theuerſte Zauberin, Angelika! müſſen den Signor Leonardo feſthalten. Sie ſind zu ſchön, und er iſt zu verliebt, als daß dies nicht gelingen ſollte. Das Aeffchen iſt artig, warum ſollten ſie nicht mit ihm tändeln können? Wird er Ihnen gar zu überläſtig, ſo führen Sie ihn einer andern zu, die es nicht ſo gar genau nimmt. Er iſt gar leicht feſtzuhalten, und ſelbſt Kammermädchen haben ihre plumpen Stricke nicht vergebens nach ihm ausgeworfen. — Kömmt die Zeit, in der er reif iſt, ſoll er ſchon abgenommen werden. Für Ihre Mühwaltung halten Sie ſich ſchadlos, und über die Art Ihrer Schadloshaltung disponiren Sie ſelbſt, wie Sie wollen. Hierbei ein Brief vom General!“ —

Aergerlich drückte Leonardo den Brief zuſammen, ſah in den Brief des Generals, und las:

> — „Sieben Wochen — Reiſe — Achtzehn Wochen — Erlöſung — Die himmliſche Liebe opferte ſich ſelbſt — Der Sohn — Es ſey — Der Schlüſſel — Apollonius — Glorioſo —“

Noch ärgerlicher packte Leonardo [illegible] Papiere zuſammen, und verſiegelte ſie.

Die Gefangenen wurden auf einen bedeckten Wagen gebracht, und nach Maſtro geführt. Hier übergab ſie Leonardo der Bewachung der weltlichen Obrigkeit, ließ ſein Kommando Soldaten zurück, und eilte mit den verſiegelten Papieren, ſeiner Ordre gemäß, voraus, nach Venedig.

Schon brach der Abend herein, und Leonardo bemühte ſich, Novale zu erreichen. Ein Fußgänger geſellte ſich zu ihm. Bei einem Buſche wendete ſich der Kerl, und ehe Leonardo nach ſeinen Piſtolen greifen konnte, hatte er ſchon einen Schuß. Er ſank vom Pferde; der Kerl ſtürzte über ihn her. Es ſchien auf die Papiere abgeſehen zu ſeyn.

Ein nahes Pferdegetrappel verjagte den Banditen. — Eine Dragonerpatrouille fand den Verwundeten, und brachte ihn nach Novale. Hier übergab er einem Offizier ſeine Papiere, und ſchickte ihn mit denſelben, und mit einem mündlichen Bericht, nach Venedig. Er ſelbſt aber blieb unter den Händen eines Wundarztes, der ihm die Verſicherung gab, der Schuß werde keine ſchlimmen Folgen haben.

Drei Tage darauf kam der abgeſchickte Offizier von Venedig zurück, brachte Briefe von dem Spaniſchen Geſandten, vom Doge, und das Hauptmannspatent, für Leonardo mit, der ſich bald darauf nach Murano bringen ließ.

Hier empfieng ihn Oriane, und in ihrer Gondel brachte ſie ihn nach Venedig, und nahm, zu beſſerer Pflege, ihn in ihr Haus.

Dieſe liebevolle Wartung that Wunder. Bald war Leonardo außer Gefahr.

Indeſſen gieng die Nachricht aus Maſtro ein, daß durch einen Zufall, den man nicht begreifen konnte, Apollonius, Glorioſo und Angelika ihrer Haft entkommen wären. Allenthalben wurden ſie aufgeſucht, aber nirgends waren ſie zu finden. Aus Venedig wurden Kommiſſarien nach Maſtro geſchickt, den Vorgang zu unterſuchen.

Als Leonardo völlig wieder hergeſtellt war, begab er ſich zum Doge und zu dem

Spaniſchen Geſandten. Beide empfiengen ihn ſehr wohl, und ſeinem Benehmen wurden die beſten Lobſprüche ertheilt. Man zeigte ihm Papiere, die ſeine Perſon betrafen, und er ſah, daß er ſeit ſeiner Geburt ein Spielzeug einer Parthei geweſen war, der er nun unverſöhnlichen Haß ſchwur.

Was er den Jeſuiten geweſen war, ſah er wohl ein, nur konnte er nicht begreifen, zu welchem Zweck er es geweſen war. Ein ad majorem Dei gloriam war wohl ſicher im Spiele, aber, es fragte ſich: welches? Und woher kam der Antheil, den der Ordensgeneral an ſeiner Perſon ſo augenſcheinlich nahm?

Der Geſandte ſchien davon etwas zu wiſſen, aber er erklärte ſich nicht darüber. Selans konnte ihm keine Erklärung geben. Er dachte ſich jede Möglichkeit, und konnte ſich keine Wirklichkeit erdenken.

Bei dem allen war er auch nicht ohne Furcht. Er kannte den rachſüchtigen Geiſt des Ordens, mit dem er es zu thun hatte, und konnte Apollonius Drohungen nicht vergeſſen. Er äußerte ſeine Beſorgniſſe gegen den Geſandten, und dieſer konnte dieſelben nicht verwerfen, gab ihm aber den Troſt, daß er, ſo lange er im Dienſt der Republik ſey, und vorſichtig zu Werke gehe, ſicher nichts zu befürchten haben würde.

So ſtanden die Sachen, als er einſt einen Brief vorfand, der während ſeiner Abweſenheit abgegeben worden war. Er öffnete den Brief, und ſah mit Erſtaunen, daß der General Ambroſio ihn geſchrieben hatte. Hier iſt der Brief:

„Unglücklicher!

„Wie? Du wagſt es, gleich einem ſchnaubenden Saul, die Glieder eines Ordens zu verfolgen, deſſen Grundfeſte unerſchütterlich ſteht, deſſen Wirken eben ſo ausgebreitet als allgewaltig iſt? Wie ſchwer wird es Dir werden gegen den Stachel zu lecken! Glaubſt Du nicht, daß Du zu finden ſeyn wirſt? Selbſt die meerumgürtete Stadt wird Dich nicht ſchützen können, wenn wir Dich zur Rechenſchaft ziehen wollen. — Du weißt, was Du gethan. Du weißt, wie Du Dich betragen haſt gegen zwei Glieder unſerer Geſellſchaft in Maſtro. Wie willſt Du Dein Betragen verantworten? Vergilt man ſo erzeigte Wohlthaten? — — Warum biſt Du in die Dienſte der Republik Venedig gegangen? Warum folgteſt Du nicht der freundſchaftlichen Einladung Deiner bekümmerten Schweſter? Warum kamſt Du nicht nach Rom? Welcher Dämon hält Dich in jenen infernaliſchen Sümpfen zurück, welche die Spaniſche Luft noch mehr vergiftet?“

„Thörichter Menſch, der Du biſt! Wie kannſt Du glauben uns entgehen zu können, wenn wir Dich finden wollen? Kehre zurück, und wirf reuvoll Dich in die Arme Deiner Freunde, die Du, gleich einem Unſinnigen, mit unſinniger Wuth verfolgeſt, ohne zu wiſſen, warum? — Iſt Dir von uns nicht immer Gutes geſchehen? Und wie vergilt dies Deine Undankbarkeit? Weißt Du auch, gegen welchen Koloß Du Deine Steine ſchleuderſt? — Und was hat Dein ohnmächtiges Beſtreben, Deine Freunde zum Richtplatz zu ſchleppen, Dir geholfen? Haſt Du ſie nicht nach Maſtro gebracht, um ſie dennoch nicht in den Händen Deiner Juſtiz zu ſehen? Wie haſt Du Dich gegen Deinen Jugendfreund Glorioſo, wie haſt Du Dich gegen den ehrlichen Apollonius, ja! wie haſt Du Dich gegen

Angelika betragen, gegen ein Weib, das Dich liebt?“

„Gehe in Dich, und beſſere Dich! — Verlaß die Dienſte, in denen Du Dich befindeſt, und hüte Dich, das Geringſte wieder gegen eine Societät zu unternehmen, die unter dem Panier der Unüberwindlichkeit, mächtig und ſiegreich gegen ihre Feinde ſtreitet. Dies iſt mein Rath, dies iſt meine Warnung! Siehe Dich vor! Zaudere nicht! Du biſt verlohren, ohne Rettung, wenn Du guten Rath verachteſt, der aus Freundes Munde, zum letztenmal vielleicht, zu Dir kömmt.“

Vierzehnter Abſchnitt.

Laſſo, dirò ben'io
Che morte è la partita,
Poiche'n laſciandote, laſciola vita!
Marino.

Dieſer ſonderbare Brief machte Leonardo ſehr verlegen. Er wußte nicht, wie er ſich benehmen ſollte. — Sollte er den Brief dem Spaniſchen Geſandten zeigen? Dies hieß ſogleich die Sturmglocke gegen den General ziehen. Sollte er dem Rath deſſelben Gehör geben? Dies hieß, ſich wieder zum

Spielzeuge des Ordens ſelbſt zu machen, dem er Haß geſchworen hatte. Sollte er ſchweigen und bleiben? — War er wirklich auch in Venedig ſelbſt nicht ſicher? —

Oriane fand ihn ſtets nachdenklich; ſie wurde ängſtlich und verlegen. Sie bat um Vertrauen; Leonardo blieb verſchloſſen, und bat ſie, nicht weiter in ihn zu dringen, da er ſich über nichts erklären dürfe. — Der Geſandte ſelbſt bemerkte ſeine Aengſtlichkeit, er forſchte nach dem Grunde derſelben, und konnte nichts erforſchen. Ganz unwillkührlich fragte ihn Leonardo:

„Haben Sie Gewißheit, daß der Papſt wirklich ſeine Leibwache abdanken wird?

„Meinen Sie die Jeſuiten?“ — fragte der Geſandte.

„Dieſe.“

„Er muß ſie abdanken!“

„Ich kann es kaum glauben!“

„Warum nicht?“

„Die Jeſuiten ſtehen noch allzukeck auf ihren Poſten.“

„Deſto ſchneller und unvermutheter wird ihnen ihre Aufloͤſung kommen. — — Wie es ſcheint, fuͤrchten Sie etwas? Von den Jeſuiten? — Sprechen Sie aufrichtig!“

Leonardo wollte antworten, als der Geſandte in's Kabinet gerufen wurde. Dies unterbrach die Unterhaltung.

Er gieng uͤber den Markusplatz, als eine Frau ihn zupfte, ihm ein Briefchen gab, und ſchnell davon gieng. Er oͤffnete das Briefchen, und fand in demſelben die Worte:

Bei S. Juſtina No. 236 wuͤnſcht man Sie zu ſprechen.

Er zerriß das Briefchen, und gieng nicht nach S. Juſtina.

Die Parade war vorbei, als ſein Obriſter ihn bat, zur Feier ſeines Geburtstages, dieſen Mittag mit ihm vorlieb zu nehmen. Er nahm dieſe Einladung an. Der Obriſte wohnte bei S. Juſtina No. 246. — Leonardo beſah das Haus No. 236. Es ſchien einer Obſthändlerin zu gehören, die im unterſten Stock ihren Laden recht niedlich aufgeputzt hatte.

Im Hauſe des Obriſten ſtand er am Fenſter, als er eine verſchleierte Dame in das Haus der Obſthändlerin gehen ſah. Die Obſthändlerin ſelbſt ſtand im Laden; es war die Frau, die ihm das Briefchen gegeben hatte.

Die Tafel des Obriſten war gut beſetzt; die Geſellſchaft war aufgeräumt und luſtig. Die Nichte des Obriſten, Leonardo's Nachbarin, bemerkte: der Herr Kapitain ſcheine ſehr zerſtreut zu ſeyn. Ein Offizier meinte, dies ſey, an ſeinem Platze, kein Wunder.

Die Nichte proteſtirte gegen dieſes Kompliment, das jetzt Leonardo mit der ihm eigenen Artigkeit und Galanterie erweiterte. — Der Obriſte brachte eine Geſundheit auf, bei der jeder Herr den Vornamen einer ihm intereſſanten Dame, und jede Dame den Vornamen eines ihr intereſſanten Herrn nennen mußte.

Leonardo war verlegen, und nannte den Namen Maria. Die Nichte lächelte:

„Wie wiſſen Sie meinen Namen?"

„Das iſt kein Zufall!" — ſchrie der Obriſte.

„Wenigſtens ein ſchöner!" — ſetzte Leonardo hinzu.

Es kam Muſik. Der Obriſte wurde vergnügter. — Es mußte getanzt werden.

Leonardo hatte die Wache zu viſitiren. — Er gieng auf dem Rückwege an der Juſtinenkirche vorbei. Die Thür war offen. Er trat hinein. Die Kirche war leer. Eine einzige Betende lag vor dem Altar. — Er wollte gehen. Die Betende ſtand auf. — Er blieb ſtehen. Sie kam an ihm vorbei. Eben wollte ſie ihren Schleier über's Geſicht ziehen, als ſie vor ihm ſtand und laut ausrief: „Ach! Leonardo!“ — Betroffen trat er zurück. **Argentina** ſtand vor ihm.

Sie war die Dame, die in dem Hauſe der Obſthändlerin wohnte.

„Wie kömmt Argentina nach Venedig?“ — fragte er verlegen.

„Du wirſt ſie doch beſuchen?“ — fragte ſie, ſtatt der Antwort, zurück.

Dies verſprach ihr Leonardo, und gieng in die Geſellſchaft zu dem Obriſten zurück.

Hier hatten die Gäſte ſich vermehrt. Man tanzte. — Die Nichte des Obriſten trat ihm ſehr erhitzt entgegen, und lächelte ihm zu:

„Sehen Sie! Ihre Maria iſt eine verzweifelt leidenſchaftliche Tänzerin!“

„Sie ſollte ihre Geſundheit ſchonen!“

„Für wen?“

„Je nun! wenigſtens für ſich ſelbſt.“

„Für ſich ſelbſt thut der Menſch nur gar wenig, wenn er nicht für andere lebt. So paradox dies auch klingen mag, ſo gewiß iſt es. — Wir tanzen doch zuſammen?“

„Sobald Sie ausgeruht haben.“

„Ich ruhe nur im Tanze aus.“

Er gab ihr die Hand. Sie tanzten; Maria mit ganzer Seele, Leonardo, ſo zerſtreut, wie möglich.

„Es iſt mit Ihnen nicht richtig! — rief Maria aus. — Sie ſprechen zerſtreut, tanzen zerſtreut, trinken zerſtreut, und nennen in der Zerſtreuung als intereſſant die uninteressanteſten Namen. — Was folgt daraus?"

„Wiſſen Sie mir das zu ſagen?"

„Sie ſind verliebt."

„Wer wär das nicht?"

„Wer? —' Ich. — Nun? Glauben Sie es etwa nicht? Bin ich nicht geſchwätzig? Tanze ich nicht, als hätte mich die Tarantel geſtochen? Wie kann ich alſo verliebt ſeyn? Zärtlich und empfindſam mag das Verliebtſeyn wohl machen, luſtig aber gewiß nicht! — Sieht man das nicht an Ihnen ſelbſt?"

„Sie ſind ſehr bei Laune!"

„Warum ſollte ich es nicht ſeyn? Bin ich nicht in luſtiger und vergnügter Geſellſchaft? die Ihrige abgerechnet!"

„Was giebt's hier zu beichten?" — fragte der Obriſte, der herzu trat.

„Luſtigkeiten;" — antwortete Maria ſchnell.

„Nun! — fuhr der Obriſte fort; — der Kapitain ſcheint doch eben ſo gar luſtig nicht zu ſeyn.“

Maria. *Es ſcheint* nur ſo, lieber Onkel! Er iſt recht ſehr luſtig, aber innerlich.

Obriſt. So, ſo! drum ſieht man es ihm nicht an. Dir aber —

Maria. O! mir ſieht man alles an, was ich bin. Ich mache keinen Phyſiognomen verlegen.

Obriſt. Du biſt eine tanzende Seele!

Maria. O! auch *tanzende* Seelen muß es geben! — Der Hauptmann aber iſt eine *zerſtreute* Seele.

Obriſt. Hören Sie es?

Leonardo. O! ich habe ſchon noch weit mehr hören müſſen.

Maria. Ja! ich habe ihm auch geſagt, daß er verliebt iſt.

Obriſt. So? — Aber doch wohl nicht —

Maria. In mich? — Nein! — Einer Maria mag er ſich wohl allenfalls verpflichtet, verſchworen, verſchrieben haben, aber der meinigen nicht. Wenigſtens weiß meine Maria kein Wort davon.

Obriſt. Du biſt ein kleiner —

Maria. — luſtiger, weiblicher Narr! das iſt wahr!

Leonardo. Wie ſehr ſind Sie um Ihre herrliche Laune zu beneiden!

Maria. Beneiden Sie mich nicht, folgen Sie lieber meinem Beiſpiel.

Obriſt. So recht! — Herr Hauptmann! fort mit den Grillen! Seyn Sie luſtig und vergnügt!

Maria. Sorgen kann man alle Tage haben, aber getanzt wird nicht alle Tage!

Sie ſprang in die Reihen, und der Obriſte lachte ihr nach.

Leonardo ſtand am Fenſter. Im zweiten Stock des Hauſes der Obſthändlerin war Licht. — Argentina öffnete ihre Fenſter, vermuthlich die Muſik beſſer zu hören. — Maria trat herzu:

„Sehen Sie! dort drüben hat eine Dame ihre Fenſter geöffnet. Die denkt ſicher: Ach! wärſt du doch auch bei dem Ball! Und Sie ſind dabei, um nicht dabei zu ſeyn. Ich habe mir aber vorgenommen, Sie ſo lange zu quälen, bis Sie dabei ſind. — Iſt es doch, als wenn Sie ein Haus voll Kinder, und Sorgen in allen Ecken hätten! Sie ſind ja noch nicht einmal verheurathet. In der lieben Ehe mag man wohl ſein Bischen Noth haben, aber ſo lange man noch frei und unverheürathet iſt, muß man unangefochten von allen Sorgen bleiben.“

„Werden Sie nie Ihre Hand verſchenken?“

„O ja! wenn ich nemlich erſt mein Herz verſchenkt habe. Die Hand bekömmt einer, der mein Herz erhalten hat, als Zugabe mit in den Kauf.“

„Sie meinen aber —“

„Ich meine, daß die Ehe die Wiege der Zärtlichkeit, aber zugleich das Grab der Luſtigkeit iſt. Es geht damit, wie mit ſo vielen Dingen in der Welt; man ſehnt ſich nach ihrem Beſitz, und ſieht dann ein, wenn man ſich denſelben erſehnt hat, daß der Beſitz die Sorgen vermehrt. Der Beſitz ſelbſt iſt eine modifizirte Sorge. — Ich habe zwei Freundinnen, die recht nach Wunſch und Willen verheurathet ſind, aber ſie haben mir beide geſtanden, daß ſie frei und ledig ſich weit beſſer bei'm lieben Leben befunden haben. — Dennoch, was iſt zu machen? heurathen wir doch alle gern, was wir gern beſitzen, gern unſer Eigenthum nennen möchten. Auch mir wird es nicht anders gehen. — Wenn ich einmal verheurathet bin, will ich es Ihnen ſagen, wie mir zu Muthe iſt.“

„Sie werden glücklich ſeyn!“

„Warum nicht? — Aber ſo luſtig, wie jetzt, gewiß nicht! Drum nehme ich auch jetzt mit, was noch zu haben iſt.“

Es entſtand ein Geräuſch im Saal. Ein Offizier von der Wache trat in den Saal, zog den Hut gegen den Obriſten, gieng mit ihm auf die Seite, und zeigte ihm ein Papier. Alle Augen waren auf beide gerichtet.

„Sie kommen auf uns zu! — ſagte Maria. — Soll ich etwa gar arretirt werden, meiner Behauptungen wegen? Das wär doch grauſam!“

Sie wurde aber bald ernſthafter, als der Obriſte ſich verlegen zu Leonardo wendete, und ihn anredete:

„Dieſer

„Dieſer Herr hat Ordre, — hier iſt ſie! — Ihnen den Degen abzufordern, und Sie zu verhaften.“

„Mich?“ — fragte Leonardo betroffen.

„Sie;“ — antwortete der Obriſte.

Leonardo las die Ordre, gab dem Offizier ſeinen Degen, und ſagte:

„Ich folge Ihnen.“

Die Geſellſchaft war betroffen. Die Muſik ſchwieg.

Schüchtern trat Maria zurück. Der Obriſte fragte verlegen und leiſe:

„Haben Sie etwas im Dienſt verſehen?“

„Ich weiß mich keiner Nachläſſigkeit in dieſem Punkt zu erinnern;“ — war Leonardo's Antwort, indem er nach ſeinem Hute griff.

Maria blickte ihn fragend an. Er fuhr fort:

„Ich fürchte nichts, weil ich mich durch nichts anzuklagen weiß. — Der Menſch hat gewiſſe, dunkle Ahndungen von bevorſtehenden, unangenehmen Zufällen, und daraus, ſchöne Maria! erklären Sie ſich meine heutige Zerſtreuung. Ich gehe vom Platze der lauten Freude an einen einſamen Ort. Dieſer Wechſel iſt nicht ganz angenehm, aber ich bin ganz unbeſorgt, und gehe meinen Richtern unerſchrocken entgegen."

„Sie bringen mich um alle Tänze, die ich heute noch tanzen wollte!" — ſagte Maria ganz ernſthaft und gutmüthig.

Leonardo folgte dem Offizier. — Die Geſellſchaft war verſtimmt. Maria tanzte keinen Schritt mehr. Der Obriſte war ärgerlich. Der Ball endigte ſich weit früher, als er ſich hatte endigen ſollen.

Beſchuldiget der Korreſpondenz mit dem Ordensgeneral der Jeſuiten, ſtand Leonardo den folgenden Tag vor ſeinen Richtern. Er vertheidigte ſich ſo gut er konnte, und berufte ſich ſelbſt auf den Inhalt des Briefs, den er von Ambroſio erhalten hatte. Man zeigte ihm einen zweiten, der aufgefangen werden war. Er las ihn mit Erſtaunen.

„Ich würde, — ſagte er; — dieſen Brief ſogleich dem Senat übergeben haben, hätte ich ihn erhalten, da er mich verdächtig machen kann. Ich bin aber unſchuldig, und mag keine Gemeinſchaft mit dem Orden der Jeſuiten und ihrem General haben. Meine Handlungen beweißen nicht gegen, ſondern für mich.“

Er wurde in ſein Gefängniß zurück geführt. Durch die Verwendung des Spaniſchen Geſandten für ihn wurde er gut gehalten. Er bekam Bücher, und durfte ſelbſt offene Briefe ſchreiben und erhalten. Er erhielt klagende Briefe von Orianen und tröſtete ſie. Maria ſchrieb ihm theilnehmend, und dankend beantwortete er ihre Briefe. — Don Solano beſuchte ihn, und gab ihm die Verſicherung der thätigſten Verwendung ſeines Geſandten. — Demungeachtet ſaß er noch einen Monat unverhört im Gefängniß.

Endlich wurde ihm ſeine Entlaſſung angekündiget. — In einem bedeckten Wagen wurde er über die Grenze der Republik gebracht. Hier händigte ihm der Offizier, der ihn begleitete, ein Päckchen ein, und nahm gerührt von ihm Abſchied.

Das Päckchen enthielt Geld und Briefe von Orianen, von Marien und von dem Spaniſchen Geſandten, nebſt Empfehlungsſchreiben an den Hof zu Parma.

Kaum war Leonardo in Parma angekommen, als er mit ſeinem Empfehlungsſchreiben zu dem Herzog eilte. — Dieſer empfieng ihn ziemlich gleichgültig, verſicherte aber, es werde ihm angenehm ſeyn zu hören, daß es ihm in Parma gefalle.

Einige Tage darauf wandelte er im Schloßgarten umher, überlegte, beſchloß, verwarf, und wußte zuletzt weder, was er beſchloſſen, noch was er verworfen hatte. So warf er ſich auf eine Bank zwiſchen zwei Statuen, und lehnte ſich in die Ecke.

Nicht lange hatte er hier geſeſſen, als er nicht gar weit von ſich entfernt, in einer Laube, ſprechen hörte. Eine männliche Stimme ſagte:

„Ich ſage Ihnen aber, daß nichts ohne Zweck geſchieht. Jetzt brauchen wir ihn noch hier.“

Hierauf antwortete eine weibliche Stimme:

„

„Der Spas iſt mitzumachen! Aber ob Er ihn mitmachen will und wird?“

„Ihn dazu zu bringen, das iſt Ihre Sache.“

Die Stimmen entfernten ſich. — Aus dem Schloſſe kam Geſellſchaft. Leonardo wollte der Anſprache entgehen, und ſtieß gerade auf die Kommenden.

Die Prinzeſſin fragte ihn: Wie es ihm in Parma gefalle? Ob er ſchon eingewohnt ſey?

Leonardo beantwortete dieſe Fragen ſo galant, wie möglich, und eine der Hofdamen bemerkte lächelnd: Er ſey ſicher nicht aus der Venetianiſchen Schule. — Da er das treffende ihrer Bemerkung fühlte, erwiederte er: er ſey ein Sicilianer, die, wie man zu ſagen pflegte, bloße Naturzöglinge wären.

„Das thut den Sicilianern, bei uns Weibern, keinen Schaden!“ — bemerkte die Hofdame.

Die Prinzeſſin fragte ihn, ob es wahr ſey, daß, wie man ſagte, alle Sicilianer gebohrene Dichter wären? — Leonardo meinte, von ſich ſelbſt könne er dies nicht ſagen.

Man gieng ſprechend weiter, bis zu einem Pavillon, wo einige Tafeln ſervirt, und Spieltiſche geſetzt waren. — Es wurden Karten gezogen; man ſetzte ſich zum Spiel. Nur die ſchon genannte Hofdame und Leonardo blieben frei. Sie wandelten die Allee auf und ab. Sie fragte:

„Werden Sie in Parma bleiben?“

„Ich ſuche Dienſte, und wo ich ſie finden kann, werde ich bleiben. Meine Glücksumſtände wollen nicht, daß ich unabhängig leben ſoll.“

Sie ſchwieg ein wenig, und fragte dann wieder:

„Sie ſind in Venedig das Opfer einer Parthei, einer Kabale geworden?“

„So iſt es.“

„Der Spaniſche Geſandte iſt Ihr Freund?“

„Er ſagt es, und ich glaube es.“

„Konnten Sie Venedig mit leichtem Herzen verlaſſen?“

„Man verläßt ungern Dienſte, wenn man ſie braucht.“

„Das ſtille Parma wird Ihnen das belebte Venedig nicht vergeſſen laſſen! Wir leben hier, ſelbſt am Hofe, ich möchte beinahe ſagen, klöſterlich. Ein Tag gleicht dem andern, und wenn wir zu Bette gehen, wiſſen wir ſchon, wozu wir wieder aufwachen werden.“

„Auch dieſe Lebensart hat ihr Angenehmes!“

„Sie wird zum Einerlei, das ermüdet.“

Der Oberſtallmeiſter trat herzu. Das Geſpräch wurde allgemeiner. — Der Herzog kam zur Geſellſchaft und mit ihm ein

Maler, der ein Gemälde ausſtellte. Es gefiel, und der Herzog nahm den Maler in ſeine Dienſte. — Man ſprach vornehm über die Kunſt, und der Künſtler benahm ſich ſehr fein dabei. Der Hofmarſchall ziſchelte dem Oberkammerherrn zu:

„Der Mann iſt an Höfen geweſen!“

Der Herzog war ſehr heiter. Die Spieltiſche verſchwanden. Er gab Endreime auf, und die Geſellſchaft improviſirte. Der Nachbar mußte die Verſe ſeiner Nachbarin beantworten. — Leonardo's Nachbarin war die ſchon genannte Hofdame, die Gräfin Elſoetta, eine ſehr fertige Improviſatrice. Die Reime wurden ihr gegeben; ſie wußte ſie geſchickt zu wenden.

Mehr lebt der Menſch in Einſamkeiten
ſich ſelbſt, als in der lauten Welt.
Er pflückt das Blümchen, das beſcheiden
ſich weniger, als ihm gefällt.
Sein Herz iſt leicht, iſt ohne Sorgen,
ihm lacht ein ewig ſchöner Morgen.

„Bravo! — ſchrie der Herzog. — Ein ſolches Lob der Einſamkeit iſt ganz unverdächtig. Wir wollen nun hören, was der Nachbar zu ſagen hat.“

Leonardo empfieng die Reime eben ſo verlegen, als er ſie ausfüllte.

Das Herz trägt ſeine Seligkeiten
auf jede Flur, in jeden Raum,
und webt ſich ſeine Herrlichkeiten
in einen ſelbſtgewählten Traum.
Doch ach! wenn dieſe Träume ſchwinden,
weiß man kein Blümchen mehr zu finden.

Die Gräfin fand dieſe Wendung ſchön. Der Herzog meinte, ſie ſey fein, aber eben deshalb leide ſie Einſchränkungen, und Leonardo müſſe ſich beſtimmter erklären, er müſſe die Träume zur Wirklichkeit bringen.

„Ich bin in der That froh genug, — ſagte Leonardo; — daß ich die Reime ausgefüllt habe, aber für die Wahrheit oder den

Werth ihres Inhalts kann ich unmöglich ſtehen!“

„Soll denn, — fragte der Herzog; — Ihre Glückſeligkeit ein Traum bleiben?“

„Sie ſey, — antwortete Leonardo; — was mein Leben iſt.“

Der Herzog ſchwieg. Die Gräfin ſagte:

„So werden Sie ſich Ihrer Träume ſtets erinnern. Was mich betrifft, ich habe aus Ueberzeugung geſprochen.“

Man dichtete weiter und der Oberſtallmeiſter kam dabei ſehr in Verlegenheit. — Der Abend führte die Geſellſchaft in's Schloß zurück, wohin auch Leonardo eingeladen wurde. Die Gräfin flüſterte ihm zu:

„Seyn ſie heiter!“

Im Schloſſe näherte ſich ihm die Prinzeſſin, und lächelte ihm zu:

„Laſſen Sie ſich Ihre Träume nicht rauben! — Man erwacht nicht immer froh.

In unſerm ſtillen Parma läßt es ſich recht gut träumen, und ich denke immer, wir träumen hier mehr, als wir es ſelbſt glauben. Doch, ein wenig heiterer, können Sie immer werden; dies wird ſelbſt ihren Träumen nichts ſchaden!"

Leonardo hatte wieder einige Tage in Parma verträumt, als eines Morgens ein ganz unvermutheter Beſuch ihn aus ſeinen Träumen riß. — **Apollonius** trat in ſein Zimmer.

„Nun? — begann er; — Wie geht es dem geſtrengen Offizier in Parma? Giebts hier nichts zu arretiren? — — Jetzt bin ich hier, Abrechnung mit dem Herrn zu halten. — Vorher will ich aber fragen: Was hat dem Herrn ſein Venetianiſcher Dienſteifer geholfen? Fortgeſchickt iſt er worden."

„Daran ſeyd ihr ſchuld!“ — antwortete Leonardo gelaſſen.

„Wir? — Da hätten wir auch etwas davon!“

„Rache.“

„Das wär wenig genug zur Rache! — Was mich betrifft, ſo bin ich ſo ſehr beleidiget, daß ich Genugthuung haben muß.“

Schweigend griff Leonardo nach ſeinem Degen. Apollonius fuhr fort:

„O! fechten kann der Herr! das hat der Graf Bellori erfahren.“

„Ich habe, Dank ſey euern Bemühungen! nichts mehr, als meinen Degen.“

Apollonius blickte ihn mit untergeſchlagenen Armen an, ſchüttelte den Kopf, und ſagte:

„Wie ſo gar arm der Herr doch iſt! — Hat er nicht den Spaniſchen Geſandten? Hat er nicht eine reiche Geliebte? Haben dieſe nichts geopfert? — Pfui, des Geizes! — Hier iſt eine Börſe —"

„Ich nehme kein Geld."

„Es kömmt von Deiner Schweſter."

„Ich nehme kein Geld!"

„Ich kann's nicht wieder nach Rom zurücktragen."

„So gieb es den Armen."

„Nun ja! Ich gebe es ja Dir. — Du ſagſt ja ſelbſt, daß Du nichts mehr haſt, als dieſen vergoldeten Degen. Hier iſt das Portepee daran, das alle Nationen reſpektiren, die Börſe."

„Ich nehme kein Geld!"

Es wurde geklopft. Ein Page trat ein. Er brachte ein Billet von der Gräfin Elſoetta. Sie ſchrieb:

„Warum laſſen Sie ſich nicht mehr ſehen? Es fragen mehrere Leute nach Ihnen. Darf ich Ihnen ſagen, daß man Sie heute im Schloßgarten bei der gewöhnlichen Parthie ſehen wird?"

Er beantwortete dieſe Frage mit einem ſehr verbindlichen Ja, und der Page hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als Apollonius bemerkte:

„Es wird Dir ſicher in Parma nicht fehlen, wenn die Hofweiber auf Deiner Seite ſind. Gewöhnlich aber ſind ſie reicher an Sentiments, als an Golde. — Jetzt habe ich Dir zu ſagen, daß ich am Hofe zu Parma als Arzt erſcheine, daß ich ein Grieche bin, und daß du verlohren biſt, wenn Du Dich unterſtehſt, mich zu kennen. Dieſes iſt die Bedingung, unter der ich Dir Deine Venetianiſchen Inſolenzen vergebe. Glaube nicht, daß ich für mich, daß ich allein handle. Ich habe Verbindungen, die ein wenig mächtiger und bedeutender ſind, als Deine Spaniſchen Krücken, auf die Du Dich ſtützeſt. Selbſt hier am Hofe achtet man ſie nicht. Uns aber achtet und fürchtet man. — Handelſt Du hier abermals unklug und gegen Deinen eigenen Nutzen, ſo iſt unſere Langmuth vorüber, und wir kündigen Dir offene Fehde an. — Laß ſehen, wie Du Dich dann halten wirſt!“

Er gieng, und die Börſe blieb auf dem Tiſche liegen. Leonardo betrachtete ſie genauer, und zog ein beſchriebenes Papier heraus. Es war die Hand ſeiner Schweſter. Sie bat ihn dringend, ſo bald wie möglich, nach Rom zu kommen. Wichtige Entdeckungen habe ſie ihm zu machen.

Gegen Abend erſchien er im Schloßgarten, und ſah mit Erſtaunen als Mediciniſchen Charlatan den ehrenveſten Apollonius, mitten in der Geſellſchaft. Er ſprach viel, und wur-

de

es verwunderungsvoll angehört. Einen Griechen nannte er ſich, und erzählte Wunderdinge, die er auf Reiſen erfahren, gehört und geſehen haben wollte; auch beluſtigte er die Geſellſchaft mit einigen phyſikaliſchen Taſchenſpieler-Stückchen. Leonardo behielt Faſſung genug, ihn nicht in's Geſicht zu lachen. Apollonius aber trat auf ihn zu, und ſagte:

„Junger Mann! Ich habe Dich in Palermo geſehen.“

„Das kann ſeyn;“ — antwortete er gelaſſen.

Die ganze Geſellſchaft richtete die Augen auf Leonardo. Apollonius aber fuhr fort:

„Warſt Du nicht damals Geſellſchaftskavalier des Herzogs San Severino?“

„Bis an ſeinen Tod.“

„Der Herzog ſprach viel Gutes von Dir."

„Das freut mich!"

„Du biſt ein Sicilianer?"

„Der bin ich."

„Und konnteſt Dein ſchönes Vaterland verlaſſen? — O! Sicilien! dieſe reizende Inſel! — Dort wünſche ich mein Leben zu beſchließen!" —

Es entſtand eine Pauſe. — Endlich ſprach Apollonius wieder von Griechenland.

Die Gräfin Elſoetta gieng in der Allee auf und ab; Leonardo geſellte ſich bald zu ihr. — Sie nahm das Wort:

„Warum verſchließen Sie ſich in dem engen Parma, noch enger? — Der Herzog ſelbſt hat nach Ihnen gefragt. — Ich gebe noch nicht die Hoffnung auf, Sie hier angeſtellt zu ſehen. Die Damen des Hofes haben ſich das Wort gegeben, für Sie zu thun, was ſie thun können. Die Prinzeſſin ſelbſt iſt dieſem Bunde beigetreten.“

„Welche Güte!“

„Machen Sie ſich aber nicht ſo ſelten. — Wer ſich zeigen kann, muß ſich zeigen.“

„Ich bin nicht zudringlich.“

„Das brauchen Sie auch nicht zu ſeyn, aber dennoch können Sie ſich immer ſehen laſſen.“

„Ich bin ein ſchlechter Hofmann.“

„Ein intereſſanter Mann kann alles ſeyn.“

„Was ſucht der fremde Arzt hier, in Parma?“

„Er will uns alle kuriren. Nur fürchte ich, für gewiſſe Krankheiten, wird er eben ſo wenig Arzeneien haben, als irgend ein Arzt.“

Sie lächelte ihn an. Er ſeufzte. — Sie wurde aufmerkſam; Er wurde verlegen.

Als er in ſeine Wohnung kam, packte er ſeine Habſeligkeiten zuſammen, und mit Tages Anbruch verließ er Parma.

Achtes Buch.

Der Schleier fällt! Da ſteht betroffen,
der unerſchrockne, kühne Mann,
und weiß nicht was er jetzt noch hoffen,
und weiß nicht, was er fürchten kann!

Funfzehnter Abſchnitt.

Quinci, e quindi togliendo,
Fgigli, e roſe,
Pur dafurto compoſe.

Marino.

Er hatte unter einem Baume ein wenig ausgeruht, und wollte eben weiter wandern, als ein Mann, in einen Mantel gehüllt, den Weg von Parma her, auf ihn zu kam. Es war Apollonius. Er gieng, ohne ein Wort zu ſagen, auf eine nahe Klauſe zu, riß die Thür auf, und gab Leonardo einen Wink, hinein zu gehen. Dieſer trat ein, und eben ſo ſchnell wieder zurück.

Ermordet lag ein Mann auf dem Boden; der Dolch ſtak noch in ſeiner Bruſt. Apollonius ſagte:

„Tritt nur näher hinzu, und ſieh den Toden genau an. Du kennſt ihn.“

Leonardo trat hinzu, und ſchrie laut auf;

„Es iſt Gerardo!“

Schnell verließ er die Klauſe. Apollonius verſchloß die Thür, und ſagte:

„Der Dolch, der den General unſers Ordens treffen ſollte, hat den Wahnſinnigen ſelbſt getroffen. Gerardo war ein Wüthender, und die Spanier hatten ihn zum Narren gemacht. Man ließ ſich herab, ihn Vorſtellungen zu machen, ihn auf den rechten Weg wieder zurückzuführen, alles aber war vergebens. Sein ſchwarzer Vorſatz blieb bei ihm, wie ein Teufel in der Seele des Verdammten. Da nun nichts fruchten wollte, ſo mußte er fallen, ad majorem Dei gloriam! — Da liegt er nun, und mit ihm alle ſeine Plane und Wünſche. Volo et nolo, non habitant in hac domo.“

Leonardo ſah gedankenvoll vor ſich hin. Apollonius ſprach weiter:

„Ich kann Dich nicht darum verdenken, daß Du Parma verlaſſen haſt, denn worauf konnteſt Du dort rechnen? Allenfalls auf die Liebe der poetiſchen Hofdame, und dieſe würde eben keinen großen Gewinn gegeben haben. Sie iſt in der That weit reicher an Reimen, als an Schönheit und Gelde. Der Hof iſt klein und beſchränkt, und hätte man Dir auch ein Stückchen Hofbrod endlich in den Mund geſchoben, ſo würdeſt Du Dir gewiß den Magen von dieſer Portion nicht überladen haben. — Wohin gedenkſt Du nun zu gehen?“

„Ich weiß es ſelbſt noch nicht;“ — antwortete Leonardo, ziemlich trotzig.

Apollonius ſagte kein Wort, drehte ſich herum, nickte mit dem Kopfe, und gieng.

Leonardo wanderte, bis die Sonne ſank, raſch fort, und ſah jetzt ein ſchönes Schloß vor ſich, hinter welchem, ziemlich entfernt, ein Dorf lag. In dieſem wollte er übernachten.

Er gieng an den Schloßgarten vorbei. An der Gitterthür ſtand eine Dame. — Er hörte ſeinen Namen nennen, und blieb ſtehen. Die Gitterthür flog raſch auf. Roſamarina ſtand vor ihm.

„Roſamarina? — Iſt es möglich?“ — ſtammelte Leonardo.

„Sie ſelbſt;“ — war die Antwort.

„Hier?“

„In dieſem Schloſſe.“

„Wem gehört das Schloß?“

„Dem Marcheſe Devoli, einem guten, alten braven Herrn, der ſeit geſtern nach Rom gereiſet iſt. Mich ſiehſt Du hier, als ſeine Wirthſchafterin, und wenn Du willſt, als Deine Wirthin. — Unmöglich kannſt Du weiter gehen! Du ſuchſt eine Herberge, und ſie iſt gefunden. — Die Sonne iſt untergegangen, und der Abend bricht herein, ich ſtrecke dem lieben, müden Wanderer meine Hand entgegen, und rufe ihm freundlich zu: Komm herein!“

Sie ſtreckte ihre Hand aus, und Leonardo — Verdenkt ihr ihn darum? — ergriff ſie. Sie zog ihn in den Garten, und die Thür wurde wieder geſchloſſen. — Er fragte:

„Biſt Du wirklich allein im Schloſſe?“

„Mit zwei Mägden und dem Gärtner, allein.“

„Sind keine Deiner Freunde bei Dir?"

„Meiner Freunde?" —

„Keine Glorioſo's, oder dergleichen Herrn?"

„Ach Leonardo!"

„Nun?"

„Ich fühle, was Du mit dieſer Frage ſagen willſt!"

„Und ſie ſind hier?"

„Nein."

„Gewiß nicht?"

„So lieb und werth Du mir biſt! Es ſind keine dieſer — Herren hier."

Sie führte ihn in's Schloß.

Geſchäftig durcheilte ſie die Zimmer, beſchickte den Tiſch, deckte ihn ſelbſt, und trug das Abendeſſen auf. Die Speiſen wa ren gut, der Wein war vortrefflich. — Roſamarina, die wohl bemerkte, daß ihrem Gaſte mancherlei Fragen auf den Lippen ſchwebten, kam denſelben zuvor.

„Glaube, lieber Leonardo! Du ſeyſt der Gaſt eines Dir ganz fremden Weibes. Vergiß, daß jene Roſamarina, die Du in Neapel kannteſt, Dir gegenüber ſitzt; quäle ſie nicht mit Fragen, ängſtige ſie nicht mit Vorwürfen. Sie iſt ein armes, ſchwaches Weib, und möchte das Vergnügen, Dich hier zu ſehen, gern ohne unangenehme Rückerinnerungen genießen. Ich freue mich des Zufalls, der Dich hieher führte, recht herzlich! —“

„Wie mancherlei ich nicht zu fragen hätte! — Doch, weiß ich auch ſchon ſo viel, daß keine meiner Fragen Dich ängſtlich und verlegen machen ſoll, Dich, Du unglückliches Spielzeug geübter Hände!“

„Das bin ich!“

„Bin ich es weniger? — Feſt hat man mich umſtrickt, der fürchterliche Knoten iſt geknüpft, den ich aber jetzt, — da ich ihn nicht löſen kann, — wenigſtens zu zerhauen gedenke. Ich gehe gerade nach Rom und verlange meine Freiheit. Giebt man ſie mir nicht, ſo trete ich öffentlich auf, und fordre ſie.“

„Du biſt ein Mann. Vieles darf und kann der Mann wagen, was das Weib nicht wagen kann. Wie es mit mir iſt, ſo wird es bleiben!“

„Als Du noch in der Eisbude zu Neapel warſt —“

„Erinnere mich nicht an jene glücklichen Tage!“

Leonardo wollte weiter ſprechen, als Geräuſch im Schloſſe entſtand. „Ein Fremder iſt angekommen!“ hieß es, und Glorioſo trat in's Zimmer. — Verlegen blickten die

Anweſenden und der Kommende ſich an, verlegen wurde gegrüßt und gedankt.

Leonardo. Ich muß erwarten, ob Du mich hier im Schloſſe ruhig übernachten laſſen, oder ob Du mich forttreiben willſt.

Glorioſo. Ich? — Ich habe hier nichts zu befehlen, und Du biſt, wie es ſcheint, ein gebetener Gaſt.

Roſamarina. Der Zufall führte ihn hieher.

Glorioſo. Wie hat Venedig Deinen Dienſteifer Dir belohnt?

Leonardo. Dies iſt der Ton, der mich aus dieſem Schloſſe treibt!

Glorioſo. Gut dann! Ich ſchweige davon. — Noch dazu bin ich überzeugt, daß Du auf einem guten Wege biſt. Du gehſt doch nach Rom?

Leonardo. Dorthin will ich gehen.

Glorioſo. Offene Arme werden Dich empfangen. — O! wie konnteſt Du ſtets gegen Dich ſelbſt, und gegen Deinen eigenen Vortheil wüthen!

Leonardo. Keine Vorwürfe! Meine Ueberzeugung beſtimmte den Grad und Werth meiner Handlungen, und ein Sklav mag ich nicht ſeyn, nicht der eurige, keines Menſchen, keines Ordens Sklav!

Glorioſo. Wer gab Dir dieſe Träume ein?

Leonardo. Alles was geſchah, rechtfertiget die Gewißheit dieſer Vermuthungen.

Glorioſo. Nie behandelten die Unſerigen Dich feindlich, Du aber haſt das gethan. Die Spaniſche Parthie hat Dich gegen Deine Wohlthäter aufgebracht. Sie will uns vernichten; ſie ſehe ſich vor!

Leonardo. Was ſie thut, mag ſie verantworten. — Ich fordre in Rom meine Freiheit. Man ſoll mich ungeſtört meinen Weg wandeln laſſen. Ich will unter keiner

Äuſ-

Aufſicht, ich mag unter keinen Rektoren ſtehen.

Glorioſo. Beſorgniſſe mußt Du der Freundſchaft vergeben.

Leonardo. Der Freundſchaft? Ihr nennt, aber ihr kennt dieſe Göttin nicht. Euere Geſetze, euere Gelübde ziehen euch von den Menſchen ab, ihr dient nur der Konvenienz und dem Vortheil. Beherrſchen wollt ihr die Welt und die Menſchen, gehorchen ſoll euch Jedermann. Dahin habt ihr es auch hie und da gebracht, mich aber ſollt ihr ad majorem Dei gloriam, dahin nicht bringen! Euer Volo et Nolo, non habitant in hac domo, ſollt ihr nicht über mein Herz, nicht über meine Seele, als ein triumphirendes Motto ſchreiben. Ich will Wollen und Nichtwollen können, wie es mir beliebt. Dabei bleibe ich!

Glorioſo. Sprich unſern General, und rede dann davon mehr.

Leonardo. Ihm ſelbſt werde ich eben dies ſagen.

Glorioſo. Du wirſt verſtummen, wenn Du hören wirſt, was er Dir zu ſagen hat.

Leonardo. Nur die Schaam verſtummt. Womit will man mich beſchämen?

Glorioſo. Auch der Dankbarkeit fehlt es oft an Worten, und das Erſtaunen macht nicht ſelten ſtumm.

Leonardo. Wird er mir ein Geheimniß entdecken?

Glorioſo. Das wird er.

Leonardo. Iſt etwa die Prinzeſſin Onorina meine Schweſter nicht?

Glorioſo. Sie iſt es. Davon wirſt Du Beweiſe erhalten. — Was Du aber noch hören wirſt, wird noch weit wichtiger ſeyn?

Leonardo. Kann Ambroſio mir das Räthſel meiner Geburt löſen?

Glorioſo. Er kann es. Dies wird aus einem Saul zu einem Paul Dich machen. — Mehr darf und kann ich Dir nicht ſagen. — Ich bin gekommen, hier dreien meiner Ordensbrüder Quartier zu machen, die gegen Mitternacht hier eintreffen werden. — Mit Sonnenaufgang verlaſſen wir das Schloß wieder, um nach Parma zu gehen. Der Marcheſe iſt nach Rom gegangen, und Du kannſt hier gemächlich ausruhen, kannſt Kräfte ſammeln zu Deiner Reiſe. — Nicht wahr, Roſamarina? Du wirſt Deinen Gaſt gern einige Tage verpflegen?

Roſamarina. Dieſe Bemerkung konnte ich vom P. Glorioſo erwarten! — Wie lebt Liſaura?

Glorioſo. Wir verlaſſen ſie nicht! — Sie iſt auf's Land gebracht worden, und jetzt wird ſie ſchon Mutter ſeyn.

Leonardo. Mutter?

Glorioſo. Fällt Dir das auf? — Sie war empfänglich, und empfieng. — Die ſüßen Stunden Deiner Umarmungen brachten ſie in die Welt zurück. Großmüthig hat der General ihr ein anſtändiges Jahrgeld ausgeſetzt. Du biſt, durch ihn, aller Sorge überhoben. — Iſt er Dein Freund nicht?

Leonardo. O! daß ich ſprechen wollte! Er? — Der General? Er? Der ſich —

Glorioſo. Schweig!

Leonardo. Du willſt mir gebieten?

Glorioſo. Ich kann und darf es. — Gegen den General darfſt Du nicht reden, von ihm darfſt Du nichts Böſes ſprechen, bis Du ihn ſelbſt geſprochen haſt. Dann magſt Du von ihm ſagen, was Du willſt. Jetzt aber ſchweigſt Du.

Leonardo. Hat Liſaura auch geſchwiegen?

Glorioſo. Sie hat ihr Vergehen bekannt, daß ſie Dich im Kloſter verborgen gehalten hat, und hat gebeichtet, was geſchehen iſt. Strafe hätte ſie verdient, aber —

Leonardo. Strafe? Doch nicht für die Entheiligung jenes Kloſters, welches ihr zu eurem Harem machtet?

Glorioſo. Wie Du läſtern kannſt!

Leonardo. Schäme Dich, das zu ſagen! — Wer gab euch die Gewalt, Liſauren in den Frauenzwinger zu ſtecken? Ihr wißt, wie ihr an ihr gehandelt habt! — Auch Du ſtakſt damals in dem Kloſter? War Serena bei Dir? Oder war —

Glorioſo. Halt ein! Beleidige nicht die Gaſtfreiheit. — Auch Roſamarina war in jenem Kloſter.

Leonardo. Ich weiß es.

Roſamarina. Keine Erörterungen, Glorioſo! — Ich bin ein armes, verlaſſenes Weib, ihr aber ſeyd die Mächtigen —

Leonardo. Die Menſchen, die alles ſich erlauben; die Liſtigen, die nur auf Rechnung der Laien ſpielen!

Glorioſo. Ich ſehne mich nach Ruh. Der Morgen ruft mich weiter. — Gute Nacht, Leonardo! In Rom ſehe ich Dich wieder, und höre Dich gelinder ſprechen.

Glorioſo und ſeine Ordensbrüder waren gegangen, und hatten das gute Wetter mitgenommen. Der Himmel ergoß ſich in den fürchterlichſten Regenſtrömen, an's Weitergehen konnte Leonardo, vor der Hand, nicht denken. Dazu kam noch, daß er, des Gehens ungewohnt, ſeinen verwundeten Füßen Ruhe gönnen mußte. Dieſen kam alſo das Regenwetter ſehr gelegen. Auch Roſamarina geſtand, ſie ſehe überhaupt gern, jetzt aber beſonders gern, regnen. — Leonardo hatte, wie gewöhnlich, mehr Empfindungen als Worte, und da es ihm an guter Pflege nicht fehlte, ſo ließ er es ſich auf dem Schloſſe recht wohl und gern gefallen. Man ſprach nicht von entfernten Verhältniſſen, benutzte aber, ſehr eigennützig, die nähern. Fleißig wurden auch die Becher geleert, und die Guitarren blieben nicht ungebraucht an den Wänden hängen, da Leonardo ſowohl als Roſamarina, wie wir wiſſen, Sang- und Saitenſpiel liebten; und ſo, gab es auch in dieſer Rückſicht, manches Duett.

Roſamarina war beinahe unerſchöpflich in Liedern und Romanzen, und die muſikaliſche Unterhaltung fiel alſo ſehr mannichfaltig aus.

War Leonardo allein, ſo war gewöhnlich, ganz im Stillen, oft große Verſammlung bei ihm. Angenehme Geſtalten fanden ſich bei ihm ein, mit denen er ſich ganz ſentimentaliſch unterhielt und vergnügte. Da erſchienen Thereſe und Liſanna, Argentina und Angelika, Serena und Roſamarina, die Marcheſe Lomellino und die Gräſin Elſoetta; ja, ſelbſt Maria, Roſa, und Bella kamen zuweilen, und Oriane, die Zärtliche, wich nicht von ſeiner Seite. Noch immer beweinte ſie ihn, und noch immer hoffte ſie, ihn wieder zu ſehen, den Mann ihrer erſten Liebe. Leonardo ſeufzte an ihrer Seite, und küßte ſie herzlich. — Alle giengen nach und nach vorüber, aber Oriane, die Treue, blieb an ſeiner Seite, auch dann ſelbſt noch, wenn Roſamarina wirklich ihren Platz einnahm.

Es iſt wohl nicht zu läugnen, dergleichen Unterhaltungen müſſen unendlich viel Reiz für ein Herz haben, dem eine rege Fantaſie zur Seite ſteht!

So verſchwanden acht Tage ſehr ſchnell. Der Himmel wurde heiterer, die Füße waren geheilt, und die Stunde der Trennung ſchlug. Roſamarina wurde ängſtlich, Leonardo war verlegen. Sie ſeufzte:

„Man ſieht ſich nur, um ſich zu trennen!“

Tröſtend antwortete Leonardo:

„Man trennt ſich, um ſich wieder zu ſehen!“

„O Leonardo! wird dies geſchehen?“

„Ich hoffe es.“

„Du gehſt, und Hoffnung nur, kannſt Du mir zurücklaſſen. Sie allein bleibt nun meine ſtille Gefährtin, bis ich Dich wieder ſehe!“

Ungeduldig ſcharrte das Roß im Schloßhofe. Mit tauſend Küſſen verſchlang man hundert Lebewohls, und endlich ertönte das letzte: Reiſe glücklich!

Sechzehnter Abſchnitt.

Io non temo, io non curo:
Al lor furore.
Faccio ſcudo il mio core!
Marino.

Leonardo ſah das ſtolze Rom vor ſich liegen. — Mit klopfendem Herzen ritt er ein, und ſuchte ſich eine Wohnung. Er fand ſie in der Straße S. Felice, und hier war auch die Wohnung der Prinzeſſin Ondrina.

Er eilte zu ihr. — Lautaufrufend ſank ſie auf ein Sofa zurück, als er eintrat. Er ergriff ihre Hand, und drückte ſie an ſein Herz.

„Willkommen, Bruder!“ — rief ſie ihm entgegen.

„Glücklich ſey unſer Wiederſehen!“ — ſtammelte er.

Nun gieng es an ein Fragen und Antworten, und kaum hatte Leonardo eine ſelbſtbeliebige Erzählung ſeiner bisherigen Abentheuer geendet, als ein Herr in's Zimmer trat, der daſſelbe ſchnell wieder verlaſſen wollte, als die Prinzeſſin ihm zurief:

„Bleiben Sie, Herr Graf! Theilen Sie meine Freude mit mir! Mein Bruder iſt gekommen!“

„Ihr Herr Bruder?“ — fragte der Graf, indem er wieder in's Zimmer zurücktrat, nicht ohne Verlegenheit.

„Mein Bruder!“ — rief die Prinzeſſin wiederholt aus.

Der Graf trat näher. Es wurden Komplimente gewechſelt. — Heiter ergriff die Prinzeſſin die Hände des Grafen und ihres Bruders, legte ſie ineinander, und ſagte:

„Seyd Freunde!“

Leonardo blickte ſeine Schweſter fragend an. Der Graf drückte ihm die Hand mit Wärme, und ſagte:

„Bald darf ich meinen Bruder Schwager nennen!“

Es iſt nicht zu ſchildern, wie ſehr dieſe Erklärung Leonardo's Herz traf. Er ſah ſie beide an, legte ihre Hände zuſammen, und ſeufzte:

„Seyd glücklich!“

Wie ſonderbar es doch oft um unſer Herz ſteht! — Leonardo wußte, daß die

Prinzeſſin ſeine Schweſter war, und dennoch konnte die Erklärung des Grafen ihn erſchüttern. Aber — wir wollen es nur laut ſagen! — ſelbſt die Prinzeſſin fühlte ſich ſo ängſtlich und verlegen, daß ſie ſich kaum halten konnte, ihrem Bruder um den Hals zu fallen, ihn, des Geſtändniſſes wegen, um Verzeihung zu bitten. Dennoch konnte ſie ſich nicht enthalten zu fragen, ſo unbedachtſam es auch war:

„Es hat Dich überraſcht?“

„Ich kann es nicht läugnen! — ſtammelte Leonardo; — Es kam zu ſchnell.“

Der Graf wurde verlegen; ſeine Braut wurde ängſtlich. — Ein Diener trat ein und meldete, der Herr General Ambroſio laſſe den Herrn Graf auf einige Worte zu ſich bitten.

Kaum hatte der Graf das Zimmer verlaſſen, als die Prinzeſſin fragte:

„Leonardo! Was iſt Dir?“

„Und Du kannſt fragen?"

„Ach!"

„Was ich empfinde, kann ich Dir nicht ſchildern. Aber ich weiß es, auch Dein Herz empfindet mehr, als Du mir ſagen kannſt. — Es iſt ſehr gut, daß es ſo gekommen iſt, aber es kam nur zu ſchnell, zu überraſchend, und traf mein Herz ſo allgewaltig!".

„Mich dauert der Graf!"

„Er ſoll von mir Erklärung haben."

„Er iſt unruhig!"

„Ich will ihn beruhigen."

„Nein! Ueberlaß das mir. Ich kenne ihn, ich kenne ſein Herz —"

„Mir ziemt es beſſer."

„Wie Du glaubſt. — Ach Leonardo! Wie hält das Herz doch die erſten Eindrücke ſo feſt! Es will ſich immer täuſchen, und wenn es auch Unmöglichkeiten ſieht. O! nenne mich recht oft nur Schweſter!"

„Den Brudernamen gieb mir, ſo oft Du kannſt. — Das Herz muß ſich beruhigen, es muß vergeſſen und entſagen. Wie Vieles kann der Menſch, wenn er nur will!“

„Wir müſſen, und wir werden wollen.“

„Lebe wohl, geliebte Schweſter!“

„Geliebter Bruder! lebe wohl!“

„Ich ſuche den Grafen auf —“

„Du gehſt zum General?“

„Ach! — Dieſer Gang —“

„Er liebt uns.“

„Ach Schweſter! Dieſe Liebe — die Liebe dieſes Mannes —“

„Er ſpricht ſo beſorgt für Dich, von Dir!“

„Er weiß um das Geheimniß unſerer Geburt; er handelt ſicher eigennützig. Ich traue dem Herzen eines Mannes nicht, der kein Herz haben darf.“

„Du verkennſt ihn!“

„Sage, ich kenne ihn. Er iſt ein Heuchler; der Oberſte der Heuchler ſeiner heuchleriſchen Brüderſchaft.“

„Mit dieſer Ueberzeugung gehſt Du zu ihm?“

„Mit keiner andern kann ich zu ihm gehen.“

„O Gott!“

„Das Geheimniß fordre ich ihm ab, und meine Freiheit. — Ich will von ihm und von den Seinigen nicht mehr in verächtlichen Banden gehalten ſeyn!“

„O Bruder! Gehe jetzt noch nicht zu ihm. — Werde ruhiger!“

„Beſorge nichts!“

„Alles muß ich beſorgen, wenn Du in dieſer Stimmung bleibſt.“

„Ich weiß mich zu verſtellen.“

„Du?“

„Ich will es.“

„Du kannſt es nicht.“

„Ich kann es.“

„Nein! Du kannſt Dich nicht verſtellen. Dein Geſicht wird Dein Verräther. Handle offen, ſo, wie Du handeln kannſt, aber nur nicht heftig.“

„Sey ohne Sorge!“

Langſam nahte er ſich der Wohnung des Generals. Entſchloſſen trat er ein. — Er ließ ſich anmelden.

Im Vorzimmer harrten viele Prälaten, Ordensleute, und vornehme Laien auf Audienz. — Man unterhielt ſich nur leiſe, und Leonardo ſtand allein. Er möchte ſich ein wenig gedulten, erhielt er zum Beſcheid, der Herr General habe wichtige Geſchäfte abzuthun. — Leonardo trat an's Fenſter.

Die Klingel ertönte. Die Anweſenden ſahen hoffnungsvoll dem Erlaubnißworte des Eintritts entgegen. Ein Prälat erhielt es. Die andern beruhigten ſich, und hofften auf den neuen Glockenton. — Indeſſen traten mehrere ein. Nur wenige verließen den Saal, und viele traten ein. — Die Thüren flogen auf. Der Senator der Stadt trat ein. Er gieng unangemeldet zu dem General. — Harrend ſeufzten die andern, und der Senator blieb lange bei dem General. Dieſer begleitete ihn bis an die Thür. Gelegentlich ſprach er nun mit einigen der Harrenden und fertigte alle freundlich, aber kurz ab.

Endlich trat er auf Leonardo zu, und redete laut ihn an:

„Seyn Sie in Rom willkommen, Herr Marcheſe! Ich ſehe Sie heute an meiner Tafel.“

Er gieng in's Kabinet zurück. Leonardo ſchlich mit dem Marcheſentitel ganz unerwartet beladen in ſeine Wohnung, und konnte ſich nicht enthalten, auszurufen:

„Welch ein Mann iſt dieſer Ordensgeneral hier in Rom!“

Die Tafel des Generals war ſtark beſetzt von Prälaten, Grafen, Marcheſen, und Prioren; auch ſpeißten einige Künſtler an derſelben mit, doch keine Damen. — Die Unterhaltung war gezwungen und geſpannt, doch wurde nicht allzulange geſeſſen.

Der General trat nach der Tafel, ſehr vornehm und herablaſſend, zu Leonardo, und ſagte ganz laut zu ihm:

„Mein Herr Marcheſe! ich werde Ihnen es ſagen laſſen, wenn ich einige Stunden frei habe, die ich recht herzlich gern mit Ihnen verplaudern will.“

Leonardo wollte ſprechen, der General aber fuhr fort:

„Beſuchen Sie die Prinzeſſin recht oft, und ſehen Sie ſich in Rom um, wo es viel zu ſehen giebt!“

Die Ordensſekretaire traten mit Depeſchen ein; der General verließ das Zimmer, indem er auf die Papiere zeigte, die ſeinen

Abgang ganz theatraliſch und vornehm entſchuldigten.

Der Graf ſuchte Leonardo auf. Verſtändiget hatte man ſich bald. Aber wie ſehr wurde Leonardo überraſcht, als ihm der Graf das Patent eines Offiziers der Päpſtlichen Garde überreichte! Noch dazu geſchah dieſes auf eine Art, daß der Geber ſogar Dank dafür einerndten mußte. — Dies zog auch eine Audienz bei Sr. Heiligkeit ſelbſt nach ſich.

Der Papſt war ſehr gnädig, empfieng Leonardo's Dank mit freundlichen Blicken, und ſagte ſehr bedeutend:

„Obgleich der höchſtverehrliche General des Ordens der Geſellſchaft Jeſu, Euch, mein lieber Sohn! mir ſehr empfohlen hat, ſo hat der Spaniſche Geſandte in Venedig, durch den hieſigen Ambaſſadeur Sr. Kath. Maj. es auch nicht weniger gethan. Ich hoffe daher, einen ſehr würdigen jungen Mann, in Euch, unter meine Garde aufgenommen zu haben. Euch und mir wünſche ich Glück, und gebe Euch meinen beſten Seegen!“

Der Spaniſche Geſandte nahm den Dankenden nicht weniger freundſchaftlich auf, und Leonardo, der bisher ſo mancherlei ſich nicht enträthſeln konnte, vermochte es auch jetzt nicht, ſich das Betragen zwei ſo entgegengeſetzter Mächte zu erklären; doch war er klug genug, darüber ſich nicht herauszulaſſen.

Nur ſeiner Schweſter öffnete er ſein Herz. — Sie ſelbſt war nicht ohne Vermuthungen und Beſorgniſſe.

„Ich weiß es, — ſagte ſie; — daß ein naher Sturm den Orden der Geſellſchaft Jeſu droht; ich weiß, daß der General ſelbſt nicht ohne Furcht deshalb iſt, aber kein Menſch kann ſich das Betragen des Papſts erklären, der gegen beide Partheien ſich ganz gleich bleibt. Man weiß nicht, was er thun wird. Unpartheiiſch ſteht er als Richter zwiſchen den Klägern und Beklagten, beide hört er ſprechen, und giebt kein Urtheil. Der Graf hält es für ausgemacht, die Jeſuiten würden endlich dennoch ſiegen, denn Ambroſio gilt ſehr viel bei Sr. Heiligkeit."

Die Ankunft einer Nichte des Generals, einer Gräfin Eloiſa, wie die Prinzeſſin ſie nannte, einer ſehr intereſſanten Dame voll Geiſt und Artigkeit, gab dieſer Unterhaltung eine andere Richtung. Der Graf vermehrte die Geſellſchaft, und die Zeit vergieng ſehr angenehm.

Leonardo beſuchte die Gräfin; beide befanden ſich in einer angenehmen Unterhaltung, die eine gegenſeitige Lebhaftigkeit ſehr verlängerte. Die Gräfin ſcherzte darüber, und Leonardo ſagte ihr ſo viel Angenehmes, daß ſie nur Gleiches mit Gleichem vergelten konnte.

„Wer uns ſo ſprechen hörte, — ſcherzte ſie endlich; — der ſollte wohl meinen, wir kennten einander weit länger, als wir uns wirklich kennen!".

„Wir wollen dies einmal zugeben, ja, ſelbſt annehmen —“

„Was würde daraus folgen?“

„Doch gewiß nur etwas ſehr Angenehmes!“

„Glauben Sie das?“

„Ich bin davon ſogar überzeugt.“

„Unſere Bekanntſchaft zählt erſt Stunden.“

„Sie ſind mir zu Sekunden geworden!“

„Und wenn ſie nun zu Jahren würden?“

„Ich würde die Jahre ſelbſt nur nach Sekunden zählen.“

„Galanterien machen nie richtige Rechnung.“

„Warum nicht?“

„Weil ſie immer etwas Betrügliches, für ſich ſelbſt, oder für andere haben.“

Der Graf unterbrach dies Geſpräch. — Es wurde eine Luſtparthie vorgeſchlagen und angenommen.

Man begab ſich den folgenden Tag auf's Land. Der Graf unterhielt ſich mit ſeiner

Braut, und Leonardo mit Eloiſen. Es war keine Berechnung in der Unterhaltung, und man ſuchte auch keine.

Schon waren Eloiſa und Leonardo bei einander nicht mehr in Verlegenheit, ja! man war ſogar zutraulich gegen einander geworden, und man geſtand ſich ſchon, daß man wünſche, ſich recht oft zu ſehen und zu ſprechen. — Die Prinzeſſin ſchien dies mit Wohlgefallen zu bemerken, und der Graf ſcherzte darüber.

Es war eben eine Promenade verabredet worden, als der General ſich Leonardo's Gegenwart erbitten ließ.

„Es ſcheint Dir, — begann er; — doch bei uns recht wohl zu gefallen, ſo ſehr Du Dich auch weigerteſt, hieher zu kommen. Dein empfängliches Herz hat Dich abermals weich gebettet, ich aber muß Dich von dieſem Lager aufreißen.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“

„Eloiſa iſt Deiner Liebe werth, aber — ſie kann nie die Deinige, nie Deine Geliebte, nie Deine Gattin werden.“

„Ich weiß es, daß ihr Herz noch frei iſt.“

„Das kann ſeyn! Dennoch kannſt und darfſt Du es nicht beſitzen.“

„Wer kann das hindern?“

„Ein einziges Wort.“

„Nennen Sie es.“

„Faſſe Dich! — Eloiſa iſt Deine Schweſter.“

„Eloiſa auch meine Schweſter? — Wie viele meiner Schweſtern hat man noch an mich zu vergeben?“

„Du haſt zwei Schweſtern, und Du kennſt ſie.“

„Wollen Sie mir das Geheimniß meiner Geburt enthüllen?“

„Ich muß es.“

„Thun Sie es! — Sie nennen mich Marcheſe; wer war mein Vater?“

„Du ſollſt ihn kennen lernen."

„Wenn?"

„Vielleicht bald."

„Vielleicht?"

„Du ſollſt ihn ſehen."

„Sehen? — Er lebt?"

„Er lebt."

„Wo?"

„Er wird ſich Dir zeigen, ſobald es Zeit iſt."

„Warum nicht gleich?"

„Daß das ſeine Gründe hat, kannſt Du Dir denken! — Der Graf unterrichtet jetzt Eloiſen von ihrer Verwandtſchaft mit Dir. — Mich rufen Geſchäfte in's Kabinet. Wir ſehen uns bald wieder."

Leonardo fand Eloiſen bei der Prinzeſſin.

„Bruder!" — rief ſie aus, als er eintrat, und ſchlug die Augen nieder.

Leonardo reichte ihr die Hand. Sie fiel ihn um den Hals, und ſeufzte:

„Ach! geliebter Bruder!“

Die Szene blieb lange ſtumm; dann wurde ſie lebhaft.

Der Graf trat ein.

„Der Papſt, — ſagte er; — hat aus Madrid und Wien wichtige Depeſchen erhalten, und auf morgen iſt den ſämmtlichen Kardinälen Konſiſtorium angeſagt worden. Der General hat vergebens um Audienz gebeten, ſie iſt ihm von Sr. Heiligkeit abgeſchlagen worden. Er iſt beſtürzt. So, wie jetzt, ſah ich ihn noch nie. Drei Sekretaire arbeiten in ſeinem Kabinet, es werden Kouriere auf Kouriere abgeſchickt. Im Hotel des Spaniſchen Ambaſſadeurs iſt es lebhaft. Die Erwartung iſt geſpannt. Beide Partheien ſind in Verlegenheit.“

Von einem berühmten Handelshauſe wurden der Prinzeſſin und Eloiſen, jeder achttauſend Zechinen auf Ordre, man wußte nicht auf welche, ausgezahlt. Man forderte nur einfache Quittungen.

Leonardo erhielt von der Poſt einen Brief von unbekannter Hand, ohne Namensunterſchrift, mit Wechſeln auf ſechstauſend Zechinen, die ſogleich ausgezahlt wurden.

Er war bei der Prinzeſſin, als er Ordre erhielt, vor Sr. Heiligkeit zu erſcheinen.

Der Papſt kam ſo eben aus dem Konſiſtorio. Er redete ihn an:

„Mein Sohn! Ich gebe Euch den Befehl, Euch mit Wache unverzüglich zu dem General der Jeſuiten zu begeben. Ein Kommiſſair, der Euch begleitet, wird ſeine Papiere verſiegeln und zu ſich nehmen. Ihr aber kündiget dem General an, daß er Euer Arreſtant ſey, und bewacht ihn wohl, bis auf weiteren Befehl.“

Man denke ſich Leonardo's Lage!

Der General empfieng ihn anſtändig und mit Würde. Er las ſeine Ordre, und ſagte:

„Ich bin Dein Gefangener, mein Sohn!“

Der Kommiſſair bemächtigte ſich der Pa

piere. Leonardo ließ acht Mann Wache im Hauſe des Generals, zwei Mann bei ihm ſelbſt, und ſtattete Sr. Heiligkeit ſelbſt und mündlich Rapport ab.

Betroffen empfiengen ihn ſeine Schweſtern und der Graf. Bedenklich fragte dieſer:

„Hat der General nichts weiter geſagt, als die Paar Worte?“

Leonardo verneinte es. — Seine Pflicht rief ihn zum General zurück. Er blieb allein mit ihm im Kabinet. Im innern Kampfe gieng er ſchweigend auf und nieder. Endlich ergriff er ſeine Hand, und ſprach:

„Ich weiß, mein Sohn! was Du Deiner Pflicht und Dir ſelbſt ſchuldig biſt; auch haſt Du ſchon einmal, in Venedig, gezeigt, wie ernſtlich die Erfüllung derſelben Dir am Herzen liegt. Ich bin weit entfernt, Dir etwas zuzumuthen, das gegen Deine Pflichten und gegen Deine Gewiſſenhaftigkeit ſtreiten könnte; aber — die Erfüllung einer Bitte hoffe ich von Dir. Dieſe Briefe, bitte ich, durch getreue Boten abzuſchicken."

„Ich darf nicht;" — antwortete Leonardo beſtimmt.

„Du liebſt meinen Orden nicht. Gut! Es ſey! — Aber ich habe Dir doch ſtets Gutes gethan."

„Ich habe nichts gefordert."

„Ich bin im Beſitz eines Geheimniſſes —"

„Es bleibe ein Geheimniß, wenn ich durch Pflichtverletzung ſeine Auflöſung erkaufen ſoll."

„Dieſe Briefe betreffen das Schickſal Deines Vaters."

Betroffen ſah Leonardo ihn fragend an, faßte ſich aber ſchnell wieder, und ſagte:

„Auch das ſogar kann mich nicht beſtimmen, meine Pflicht zu vergeſſen."

„Du kannſt ihn vom Verderben retten!"

„Wo iſt er? Er zeige ſich dem Sohne ſelbſt."

„Hier ſteht er vor Dir;" — ſagte der General mit ſchwacher Stimme.

„Gerechter Gott!“ — ſchrie Leonardo laut auf.

Der General blieb mit bittenden Blicken vor ihm ſtehen. Er ſah ihn lange ſchweigend an; endlich kamen Worte:

„Ein Verbrechen gab mich der Welt? Ein Verbrecher iſt mein Vater? Und dies ſagt er mir ſelbſt?“

„Die Noth hat ihm dieſe Entdeckung entwunden!“

„Entſetzliches Geſchick!“

„Ich konnte nicht anders. — Helfe uns beiden der allmächtige Gott!“

„Mein Gott weiß nichts von Dir!“

„Du biſt mein Sohn!“

„Das habe ich nicht verſchuldet!“

„Unnatürlicher Menſch!“

„Kein Verbrecher kann mich beſchuldigen!“

„Ausgeartetes Kind, das ich ſo herzlich liebe!“

„Ich fordre keine Liebe von dem, dem ich mein Daseyn nicht verdanken kann! [illegible] ſoll ich mich nun nennen? Den Sohn des Ordensgenerals der Jeſuiten?“

Ein Offizier trat ein. Er brachte eine Ordre an Leopardo. — Dem General wurde angedeutet, ſich auf das Kaſtel St. Angelo zu begeben. — Dahin wurde er ohne Zeitverluſt gebracht.

Leonardo eilte zu dem Papſt, warf ſich zu ſeinen Füßen, und entdeckte ihm, [illegible] wiſſen. Betroffen hörte das Haupt der Katholiſchen Chriſtenheit ihn an, ſprach lange mit ihm über ſeine Lage, und gab ihm endlich guten Rath und ſeinen beſten Seegen.

Schrecklich war die Szene, als er ſeine Entdeckung ſeinen Schweſtern mittheilte. Der Graf verſchwand noch dieſe Nacht aus Rom.

Mit einem Päpſtlichen Paſſe verſehen reiſten Leonardo und ſeine Schweſtern nach Ankona. — Ein Engliſches Schiff brachte ſie nach Griechenland. — Dort lebte verborgen, ſtill und gottesfürchtig, mit ſeinen Schweſtern, der Sicilianer.

koll. Vo.

1792

Die Nonne

im

Kloſter Odivelas.

Ein Roman.

Vom

Verfaſſer des Rinaldini.

* * *

Vi amor que me dizia
Escreve queu eu notarei!

Camoens.

Mit Klarens Portrait

Leipzig und Frankfurt
bei Johann Daniel Simon

Land Thüringen * Landesbibliothek Weimar

An
Luiſe Brachmann.

Das Geſicht

Bei dem Kloſter Odivelas.

Hell ſteht der Mond, und ohne Schleier,
in lichter, hoher Himmels Pracht,
in ſeinem Glanze ruht die Feier
der tiefen, ſtillen Mitternacht.
Kein Lüftchen ſäuſſelt durch die Hecken,
nur einſam rauſcht der Waſſerfall;
des Mondes Silber Schleier decken
das ſtille Neſt der Nachtigall.

Es wiegt ſich leicht, auf Silber Schwingen
der Abendlüftchen ſtille Schaar,
nur die Cikade will noch ſingen,
es girrt ein Turtel⸗Tauben Paar.
Doch rund umher ruht ſchlummertrunken
der Blüten Hain, die Blumen Au,
und ſchimmernd iſt hinab geſunken
der perlenhelle Abend Thau.

Dort, auf dem Hügel, hebt aus Schatten
ein Kloſter ſich, im Silber Schein
des Mondes, über Blumen Matten,
hoch über Thal und Bülten Hain.
Die Glocke tönt, es ſchlägt die Stunde
der hohen ſtillen Mitternacht,
und ſie! vereint im Schweſter Bunde,
ſind bleiche Geiſter nun erwacht.

Sie ſchweben durch die grauen Schatten, –
ſie fliehn des Mondes Silber Schein,
und ſenken in die ſtillen Matten
des Kloſter Kirchhofs ſich hinein.
Ein brauner Schatten kömmt geflogen,
ihn jagt ein Wirbelwind, wie Spreu;
wie Eiſen vom Magnet gezogen,
zieht es zum Kirchhof ihn herbei.

Es jagt ihn hin und her im Sturme,
treibt an den Mauern ihn hinab,
es hebt ihn auf zum hohen Thurme,
und ſchleudert ihn aufs nächſte Grab.
Er windet ſich, empor zu ſtreben,
ihn hebt der Wind zum Leichenſtein,
und, ſieh! die bleichen Geiſter ſchweben
davon, der Schatten hinterdrein.

So jagen ſie ſich hin und wieder,
die Geiſter fliehn, der Schatten eilt,
ſie ſchweben auf, ſie ſinken nieder,
ſie heben ſich, und keiner weilt.
Schnell treiben ſie ſich in die Runde;
es winkt der Morgen ſchon der Nacht,
und endlich tönt die zweite Stunde,
es kräht der Hahn, der Tag erwacht.

Die leichten Schatten ſind zerſtoben;
die Orgel tönt im hohen Klang;
Die Nonnen haben ſich erhoben
zu früher Mette Chor Geſang.
Der Himmel röthet ſich in Oſten,
der Sterne lichtes Heer erbleicht,
Aurora überfliegt die Pfoſten
des Himmels, und die Sonne ſteigt.

Die bleichen Geiſter ſind verſchwunden,
den braunen Schatten trieb es fort.
Wer waren ſie, die ſich gefunden?
Was trieb ſie an den ſtillen Ort?
Was deutet dieſes Schatten Weſen,
der Geiſter Flucht und ihren Haß? —
In der Erzählung iſt's zu leſen
vom Kloſter zu Odivelas.

Die Nonne
im
Kloſter Odivelas.

Amor que todos offende,
Teve, Clara, por gosto,
Que sentisse o vosso rosto,
O que nas almas acende!

CAMOENS.

1.

Schweſter Klara an Don Violardo.

Ach Violardo! — Hintergangen haſt Du mich und Dich! — Welche Freuden hofften wir nicht von unſerer Liebe, und nichts iſt ausgeblieben, als Verzweiflung. Getrennt, entfernt! O! was kann ſchrecklicher ſeyn? Geraubt biſt Du mir, Du biſt mir entrißen, und mein Unglück iſt gewiß! So jammere ich mit thränenſchweren Augen, da Du nicht mehr bey mir biſt.

Mit Dir wollte ich leben, Dich wollte ich lieben, geliebt von Dir, und ach! das ſoll nicht ſeyn. Du biſt nicht mehr bey mir! — Allenthalben ſuchen meine Seufzer Dich auf, folgen allenthalben hin Dir nach, und bringen Dir die Kunde: Klara, Deine Klara, wird ſterben, wenn ſie nicht bald Dich wieder ſieht.

Verlaſſen haſt Du mein Vaterland, mich, dies Herz, das Dich liebt, biſt gefolgt dem Rufe der Ehre, der um keines Herzens Glück ſich kümmert; Du lebſt im bunten Gewühl der Welt, und Deine Klara trauert in der Einſamkeit, zwiſchen finſtern hohen KloſterMauern, den Mauern ihres Kerkers! Hier treibt es mich herum, es wankt mein Fuß, laut ſchlägt mein Herz, und alle Pulſe beben.

Ach Violardo! ſollteſt Du, umringt von tauſend Zerſtreuungen, in dem gewühlvollen Cadix, Deine unglückliche Klara in ihrer fürchterlichen Einſamkeit vergeſſen haben? — Nein! das kannſt Du nicht. — O! ich Unglückliche! — Soll ich durch Argwohn noch mein Leid vermehren?

Weiß ich nicht, welche hohe Beweiße Deiner Liebe Du mir gabſt? Wie könnte ich dies vergeſſen? Wie undankbar müßte ich ſeyn, wollte ich nicht ſchon um jenes Beſtrebens willen, mir zu gefallen, Dich lieben. Sie ſind dahin, die ſchönſten Stunden meines Lebens, und mein Geliebter, iſt nicht mehr bey mir! Wie könnte ich jetzt ohne Leiden ſeyn?

Es ſey! Ich will mein Unglück tragen. Es iſt der Lohn für treue, ungetheilte Liebe, die nie dies Herz verlaſſen wird, die mir folgen ſoll, hinab in jene finſtre Gruft, in welcher Klarens Schweſtern nicht mehr weinen, hinauf in jene ſchönen Zonen, in welchen treuvereinten Herzen keine Trennungsſtunde ſchlägt — Und Du? Wie könnteſt Du Deine Klara vergeſſen? Wie könnteſt Du eine andere lieben? Wie möchteſt Du ein Herz das Deinige nennen wollen, das nicht ſo feurig ſchlagen kann, als dieſes Herz das nur für Dich klopfend den geweihten Schleier hebt? Wo lebte wohl das Weib, das Dich lieben könnte, wie Dich die lieberfüllte Schweſter Klara liebt?

Leicht könnteſt Du wohl eine Schönere finden als mich, — Du nannteſt einſt die Schönſte mich! — doch Liebe wie die meinige, ein Herz ſo zärtlich treu, wie dieſes, das liebevoll und ängſtlich ſchon bei Deinem Namen bebt, dies alles, findeſt Du wohl nicht ſo leicht, als Du es ſchon gefunden haſt.

Ach Violardo! kannſt Du nicht bald mir ſagen: Ich komme wieder?! O komm! Ach! eile in die Arme Deiner Klara.

Könnte ich dieſes Kloſter verlaſſen, ich wollte nicht in Portugall die Erfüllung Deines Verſprechens erwarten, mich bald zu ſehen; ich würde zu dir eilen, Dich aufſuchen, würde Dich finden, und entzückt in Deine Arme ſinken. Doch, ach! das kann nicht ſeyn, mein Wünſchen iſt vergebens.

Ach! warum mußteſt du mir zu gefallen ſuchen? Warum verlangteſt Du ein Herz, das Du verlaſſen mußteſt? Was hatte Schweſter Klara Dir gethan, daß Du ſo feindlich Ruh und Herz ihr raubteſt, um ſie zu verlaſſen?

Noch kannte ich die Liebe nicht, und lebte ſtill und froh in meiner Einſamkeit. Du weckteſt Brand und Schmerz, Du weckteſt die Empfindſamkeit, und Freude, Leid und Liebe. — Ach! warum haſt Du das mir gethan? Mir, die ich ſo glücklich war, ein Unglück nicht zu kennen, das jetzt mich grauſam, langſam mordet?

Doch nein! Dich klage ich nicht an. Das Schickſal iſt es, das ſo ſchadenfroh auf Rechnung meiner Liebe ſpielt, das unſere Herzen ſchnell vereinigte, als ſie ſich fanden, das uns auch wieder vereinigen wird, hat es geprüft die treue Liebe die uns beſeelt und ſtandhaft macht.

Ich ſchließe dieſen Brief; ich ſende ihn mit tauſend Wünſchen ab, die Du Geliebter kennſt. Ein Lebewohl! rufe ich Dir zu, und ſeufze: Komm, o! komm doch bald zu deiner Klara!

II.

Don Violardo an Klara.

Was könnteſt Du mir ſagen, das dieſes Herz nicht ſchon empfunden hat, ſeit es getrennt von dem Deinigen, in dieſem Buſen ängſtlich klopft? Wie könnte ich Deine Liebe verkennen? — Wie traurig macht es mich, zu glauben, daß Klara, meine Klara, dieſes glauben kann! Nur davon leiſe Ahndung, erſchüttert mich. — Für Dich nur lebe ich, Dich allein liebe ich, und wachend und im Schlafe, bis Du alſein des Herzens ſüſſeſte Gefährtin, ſein Troſt, ſein Hoffen, ſein Verlangen. Ich habe keinen Schlaf, und ſchlieſst Ermattung ia die Augen mir, ſo ſchwebt in ſtets verketteten Träumen, Dein Bild allein um meine Sinne. — Es flieht, es ſchreckt mich auf, und Klara, meine Klara, iſt nicht bey mir!

Und Dich, die dieſes Herz ſo unausſprechlich liebt — Dich, ſollte, könnte ich betrügen? Nein! das glaubt Klara nicht, von Violardo kann ſie es nicht glauben.

Entfernung hat vermehrt, was Du vermindert zu finden fürchteſt. Mit jedem Tage wächſt die Sehnſucht Dich wieder zu ſehen, Dich und Dein treues Herz an dieſe Bruſt zu drücken

Sprich nicht von Schmerz und Unruh, ſprich nicht von Qual und Kummer; Du ſprichſt zu mir, der alles dies, nur leider! kennt, zu einem Mann ſprichſt Du, der liebt, und Liebe fordern darf, für Liebe.

Den Deinigen, begegnen meine Seufzer, und klagen Deine Unruh; die meinigen verſichern Dich meiner ewigen Liebe, und rufen ſüſſe Hoffnungen Dir zu. — Du weißt es, daß ich Dich liebe, Du weißt es, daß ich Dich allein in meinem Herzen trage, denn Dein Herz hätte keinem falſchen Herzen ſich ergeben.

O klage nicht! Quäle nicht mehr Dich und mich, geliebte Klara! Ich bin und bleibe Dein, und Du haſt nichts von mir zu fürchten. Dir allein gehört meine Liebe; mit keinem Weibe theilſt Du ſie, wirſt Du nie ſie theilen.

Ich weiß, daß Du aus Liebe nur allein ſo ängſtlich biſt. Meine Entfernung macht Dich verlegen. — Biſt du unglücklich, ſeit ich Dich verlies, ſo bin ich es nicht weniger ſeit ich Dich nicht mehr ſehen, ſeit ich nicht mehr hören kann, Deine ſüſſen Worte. Nicht lange mehr ſoll die Entfernung dauern, die alles mir entzog, was meiner Seele, was meines Herzens ſchönſte Freude iſt. Nicht Dein Kloſter, nicht meine Abweſenheit ſoll mich wieder hindern, Dich zu lieben, mich wieder Dir zu nähern, und glücklich mit Dir zu ſeyn. — Jene hohen Mauern verſchlieſſen einen Schatz, der nur mir gehört, und den ich nie mir rauben laſſen werde. Das Schickſal konnte nur auf kurze Zeit uns trennen; die Liebe, vereinigt uns auf ewig.

Auf meiner Bruſt, trage ich Deinen Brief, auf dieſer Bruſt, die ich dem Feinde biete; mit meines Herzensblute ſoll er ſich färben, trift eine Kugel dies Heiligthum der Liebe. Ich leſe ihn tauſendmal des Tages, verberge ſchnell ihn wieder vor allen neugierigen Blicken, und küſſe tauſendmal die ſüſſen Zeilen von meiner Klara Hand.

III.

Klara an Violarde.

Die Stunde der ſchweigenden Mitternacht breitet ihren Schleier über dieſe Kloſter Mauern, alles ſchläft, nur meine Liebe wacht, nur Sehnſucht, Angſt und Furcht erhalten Deine Klara munter. — Ach! wie betrügen meine Schweſtern ſich in mir. Alle glauben mich ruhig und zuſrieden; ich bin es nicht. Alle glauben mich fromm, und ich bin eine Heuchlerin. Mein Herz hat einen Abgott. — Wenn die

Hymnen meiner Schweſtern himmelan ſich heben, verlaſſen die meinigen die Erde nicht; den Himmel ſuchen ſie; ich kann die Erde nicht verlaſſen, wo meine Liebe mich in feſten Banden hält. Wenn ich die Orgel zum Geſange meiner Schweſtern ſpiele, giebt mir mein Herz Geſänge nur der Liebe ein; ach! wenn man glaubt, daß himmliſche Begeiſterung die Finger raſch bewege, iſt es die Liebe die mich treibt, die Liebe nicht zu meinem Seelenbräutigam, es iſt für Violardo Liebe, die Herz und Finger hebt.

Klara! wenn das Mitternächtliche Chor ertönt, wenn die Hora erſchallt, wo ſind deine Gedanken womit beſchäftiget ſich dein Kummer? Ach! Violardo, nur mit Dir!

Und Du? — Haſt Du Deine Klara vergeſſen? — Ach! in Verzweiflung willſt du mich wiſſen? — Kannſt Du das?

Seit ſechs Monaten keine Zeile von deiner Hand! — O Violardo! wie bald haſt du überwunden. Ich kämpfe noch, und kann nur unterliegen.

Ich Thörin! — Wie konnte ich auch glauben, Du würdeſt Deinem Vaterland, dem Glück der Liebe das dort Dir in ſchöner Freiheit lacht, entſagen, um eine Eingekerkerte zu lieben! Ja! Wahnſinn war es, dies nur wahrſcheinlich zu finden. — Aber — ach! ich liebe. — Wie leicht glaubt Liebe nicht!

So war denn all mein Hoffen nur vergebens! — Nie ſoll ich Dich wieder ſehen, nie wieder Dich an dieſem Buſen drücken, den nichts entweihte, wenn es nicht Liebe that für Dich. Ach! für viel zu glücklich hielt ich mich in jenen Augenblicken, die mir die Rückerinnerung mit friſchen Farben täglich in die Seele malt. — Sagte ich damals Dir nicht oft: Du würdeſt mich unglücklich machen!? Doch Du wußteſt ſo leicht dieſe Furcht zu verſcheuchen. Ich opferte Dir ſie mit Vergnügen auf, umſtrickt vom ſüſſen Zauber Deiner Liebe, im Rauſche der meinigen, und ſicher gemacht, durch Deine Schwüre. — Ach! ich bin hintergangen!

Vergeſſen will ich Dich, dies wird mich retten. — — Nein! lieber leiden, alles vergeſſen!

Auch Du kannſt doch nicht glücklich ſeyn. Zuweilen drängt mein Bild ſich raſch in Deine Freuden, der Gram hat es entſtellt, aus hohlen Augen lacht kein Glück dich an. Der bleiche Mund drückt keinen Feuerkuß auf Deine Lippen; es drängen ſeine Seufzer, ſeine halben Worte des Vorwurfs Stachel tief in Deine Seele ein, und jeder Becher des gehofften Rauſches, iſt vergiftet. Wo Deine Fantaſie die Farben miſcht, ein hohes Bild der Freude Dir zu ſchaffen, da ſchleicht ſich Klarens Schreckensbild an Deine Tafel, und ihr entfallen ihre Pinſel.

Ach Violardo! Nur einmal noch wünſche ich Dich zu ſehen, und kann dies ja nicht ſeyn, ſo wünſche ich, nur zu wiſſen, daß du noch an mich denkſt. Es gereut mich nicht, Dich geliebt zu haben, und mit Entzücken, nenne ich Dich meinen Verführer. Deine Entfernung verringert meine Liebe nicht. Aller Welt will ich es frei, und ohne Schaam bekennen, daß ich Dich liebte, daß ich noch Dich liebe, und ewig lieben werde.

Ich setze Schleier, Pflicht, Ehre und Gewiſſen daran; Dich nur allein, stets treu, und ohne Wankelmuth, zu lieben.

Dies ſage ich aber nicht etwa, Dein Mitleid zu erflehen. Nein! aus Mitleid ſollſt Du die nicht lieben, die Liebe nur um Liebe gab, und die auch dieſe nur ſo nehmen will. — Ich ſelbſt entſchuldige Dich, weil Du Dich nicht entſchuldigen magſt. Mein Herz vergiebt Dir, und — — Ach! mein Licht verlöſcht.

* * *

So eben höre ich, dieſen Morgen, der Friede ſey geſchloſſen. Ein Offizier war bey uns, vor dem Gitter. Ich weiß, daß Du noch lebſt, daß Deines Königs Orden Dein Herz bedeckt, daß Du in Schlachten fochteſt, wie ein Mann. — O Violardo! gieb auch der Liebe nun, was ihr gehört, da Du der Pflicht ſo vieles aufgeopfert haſt. Nur mich laß nicht ein Opfer ſeyn, nur Deine Klara nicht!

Noch das habe ich noch zu ſchreiben, daß ich jetzt Pförtnerin des Kloſters bin.

IV.

Violardo an Klara.

Dich, meine Klara, könnte ich vergeſſen? Dich, die ich über alles liebe? Und du könnteſt dies glauben? — Nein! Du haſt meine Briefe nicht erhalten.

Doch, wozu Briefe? Mögen ſie auch verloren gegangen ſeyn, auf jenen Umwegen, die ſie leider nehmen müſſen, auf Deine Lippen habe ich es geſchrieben, in Deinem Herzen muß es ſtehen: Er liebt mich treu, und ohne

Wankelmuth. Höre auf, Dich zu quälen, Du tödteſt mich durch Deine Qualen! — Ach! warum ſah ich Dich? Oder, wenn ich Dich ſehen mußte, warum warſt Du nicht weniger ſchön, und warum liebteſt Du? Doch, was ſage ich? Nein! um tauſend meiner Leben willen, möchte ich nie das Glück entbehren, Dich geſehen zu haben.

Entfernt von Dir, iſt ſelbſt mein Schmerz, um Deinetwillen, mir angenehm, und wenn ich klage, denke ich, auch Klara klagt, und liebt. — Du ſehnſt Dich, mich zu ſehen; Du wirſt mich ſehen, ich Dich, wir werden wieder glücklich ſeyn. Mit Vergnügen werde ich mein Vaterland, meine Freunde verlaſſen, werde allen vaterländiſchen Vergnügungen willig entſagen, zu Dir zu eilen, bei Dir zu ſeyn, Dir mich ganz zu übergeben. Lebe dieſer Hoffnung, und ſey in derſelben, ſo glücklich, als ich es bin.

O! Du weißt es gar zu wohl, daß ich ohne Dich, kein Vergnügen haben kann, Du weißt, wo mein Herz iſt, Du weißt, wo meine Seele weilt, auch unter den gröſten Zerſtreuungen, die mich umgeben. Wärſt Du hier, ſo wär ich glücklich!

Klara! rufe ich, wenn ich erwache, mein Traum iſt Klara, und Klara iſt der Gruß den ich dem Morgen bringe. Dieſer Name iſt mein Troſt, und Du, biſt mein Alles.

Als ich dem Feinde entgegen zog, rief ich mir ſelbſt zu: Klara! Als die Fahnen entwickelt rollten, rollte der

Name Klara mit ihnen dahin, in die Lüfte; dumpf wirbelten die Trommeln, Klara! rief ich; es gab die ſchmetternde Trompete das Zeichen zum Angriff, ich rief: Klara! und ſtürzte mich den Bajonetten der Feinde mit einem Muthe entgegen, den nur Liebe geben kann. — Wir erſtiegen eine feindliche Batterie, umbrauſt vom Donner des Geſchützes, Hunderte ſanken neben mir nieder, ich kam hinauf, ich ſchwang die Fahne die ich dem Feinde entriß, und rief frohlockend: Klara!

O! Mädchen, meiner Liebe! habe ich Deiner ehrenvoller denken können?

Des Königs Orden prangt auf meiner Bruſt. Ich drückte ihn, als ich ihn empfing, feſt an mein Herz, und ſeufzte zärtlich: Klara! Meine Klara!

Ja, der Friede iſt geſchloſſen, und eben dies giebt mir Hoffnung, dich bald wieder an dieſes Herz voll Sehnſucht drücken zu können. O Klara! Bald, bald werden wir uns wiederſehen! Wie ſehr erleichtert es alles, was wir wünſchen, daß du jetzt Pförtnerin des Kloſters biſt. Wir können —

Die Trommel wirbelt. Der Dienſt ruft mich. — Lebe wohl, geliebte Klara! Lebe wohl! —

V.

Klara an Violardo.

Was ſoll ich anfangen? Was wird noch aus mir werden? Wie bin ich zu beklagen, daß ich meinen Schmerz nicht in Deinen Buſen ausſchütten kann, daß ich nur allein unglücklich bin! Und ſo unglücklich, haſt Du mich gemacht. Dein Herz hat mich und Dich hintergangen, es ſiegte und blieb ungerührt. Es täuſchte ſich, und glücklich wußte es nicht zu ſeyn.

Ach Violardo! Ich weiß nicht mehr, was ich bin, was ich thue, was ich wünſche. Zerriſſen iſt mein Herz. — Ich liebe Dich über alles, ich liebe Dich ſo ſehr, daß ich unmöglich wünſchen kann, Dich eben ſo unglücklich zu wiſſen, als ich es bin. Ich müßte vergehen, wüßte ich, daß Du eben ſo unruhig wäreſt, als ich es bin, daß Du immer weinteſt und ſtets verdrüßlich wäreſt. Kaum kann ich mein Unglück ertragen, wie könnte ich den Schmerz überleben, zu wiſſen, daß auch Du unglücklich wärſt!

Warum ſchreibe ich aber an Dich? Ich weiß es, daß Du mich beklagen wirſt, und doch möchte ich nicht gern von Dir beklagt ſeyn. Ich haſſe mich ſelbſt, wenn ich daran denke, an alles, was ich Dir aufgeopfert habe. Ach! ich habe Alles verloren. Ich habe mich dem Zorne meiner Eltern, der Strenge der Geſetze, ich habe mich Deiner Undankbarkeit, — meinem größten Unglück! ausgeſetzt.

Und doch wünſche ich ſo herzlich, um Deinetwillen, mich noch weit größeren Gefahren ausgeſetzt zu haben. Mein Leben ſelbſt gehört Dir. O! wie könnte ich etwas haben, das nicht Dein wäre? Dies nur allein, macht mich zufrieden mit mir ſelbſt. — Und ich lebe noch? Du giengſt von mir, ich habe keine Hoffnung Dich wieder zu ſehen, und Ich lebe noch?

O! ſchreibe mir, daß Du nie mich wieder ſehen willſt, und ich ſterbe aus Liebe zu Dir! Mein unglückliches Ende wird Dich an mich erinnern, mein Andenken wird Dir heilig werden. Ach! beklage mich, beweine Deine

Klara, wenn Du hörſt, der Schmerz hat ſie getödet.

* * *

Ach Violardo! Welches Entzücken durchſtrömt mich! Wie bin ich ſo glücklich!

Ich habe Deinen Brief erhalten, geleſen, geküßt, an mein klopfendes Herz gedrückt; mich tödet meine Freude! — Du wirſt kommen? Du willſt mich wieder ſehen? O! wie glücklich werden wir ſeyn!

Ich zittere, wenn ich leſe, welchen Gefahren Du die Bruſt boteſt; o! Du Kühner! Du hätteſt Dich um Deiner Klara willen ſchonen ſollen. Doch, die Liebe war Dein Schutz, Du lebſt, und lebſt für mich! Und ewig nur für Dich, lebt Deine Klara!

VI.

Violardo an Klara.

Unmöglich kannſt Du alle meine Briefe erhalten haben! — Was ſoll ich thun? Was wird aus mir werden? Wirſt Du auch dieſen Brief nicht erhalten, ſo weiß ich nicht, welche Wege ich meine Briefe noch nehmen laſſen ſoll.

Alle Deine Briefe habe ich erhalten, alle habe ich beantwortet, und wenn deren nur einige davon in Deine Hände kommen, ſo wirſt Du mich ſicher entſchuldigen.

Du biſt unruhig? Du fürchteſt hintergangen zu ſeyn? O! fürchte nichts. Mein Herz iſt Dir geblieben, und kein Weib wird es Dir entreißen. — Du haſt nichts verlohren, da Deine Liebe Dir ein treues Herz gewonnen hat. Weder der Zorn Deiner Eltern, noch die Strenge der Geſetze ſollen Dich des Glücks berauben, das Du ſuchſt, das ſelbſt Dich ſuchen wird. Haſt Du meinetwegen alles gewagt, ſo will ich für Dich alles verlaſſen, um Dich und mich glücklich zu machen.

Sorge, um Deiner Liebe willen, Dich mir zu erhalten, damit wir vereint, das reinſte Vergnügen des Glücks der Liebe genießen. — Nein, Klara, ſterben darfſt Du nicht, wenn Du nicht willſt, daß ich Dir folgen ſoll.

Aus Eitelkeit liebe ich Dich nicht; mein Herz hat Dich gewählt, und ich bete Dich an, Dich Abgott dieſes Herzens, Dich, meiner Seele ſchönſten Wunſch.

Es kömmt Dein Brief, indem ich ſchreibe. O Klara! Meine Klara!

[illegible] Walter.

VII.

Klara an Violardo.

Ein Officier bringt mir Nachricht von Dir, aber keinen Brief. Und warum haſt Du mir denn nicht geſchrieben? O! wie undankbar, wie ungerecht handelſt Du gegen mich, gegen das liebekranke Mädchen, das Dich ſo herzlich liebt.

Ich zürne auf Dich, und dennoch muß ich Dich entſchuldigen, wenn Du es auch nicht ſelbſt thun willſt.

Zwiſchen Dich und mich tritt meine Liebe, und ich bin ſchon verſöhnt. Ich habe ja Deine Schwüre, die Thränen Deines Abſchieds, Deine Seufzer Deine Küſſe, ſind dieſe mir nicht Bürgen für Dein Herz? — O! wie glücklich war ich in Deiner Liebe, da Du noch bei mir warſt. Dies Glück, wird nun die Quelle meiner Leiden. Und dennoch, ach! wie willig, überlaſſe ich mich der täuſchenden Rückerinnerung.

Noch ſehe ich Dich, wie ich zum erſtenmal Dich ſah, ſtill und beſcheiden vor dem Gitter ſtehen; Du ſprachſt kein Wort, Du ſagteſt nicht, daß Du liebteſt, und Dein war ſchon mein Herz. — Wir ſahen uns wieder, Du ſprachſt, ſprachſt von Liebe, und ich übergab mich Dir ganz, mit allen meinen Gefühlen und Empfindungen.

Ach Violardo! Warum ſprachſt Du? Warum entlockteſt Du mir ein Geſtändniß, das ich ſo gern Dir that? Du wußteſt ja, daß Du nicht hier bleiben konnteſt. Vielleicht hätteſt Du ein Mädchen gefunden, das ſchöner, reizender, als ich, Dir hätte folgen können. Und hätteſt Du ſie auch verlaſſen, ſo hätte ſie ſich vielleicht in den Armen eines Andern, über Deine Untreue getröſtet, die Zeit hätte ihre Wunden geheilt, eine andere Liebe hätte ihr Herz beruhiget. Das kann das meinige nicht. — Ach! warum biſt Du ſo grauſam gegen dieſes unglückliche Herz, das nur für Dich allein ſich hebt, das nie für einen Andern ſchlagen wird?

Du gingſt, Du ſprachſt: Mich rufen Pflicht und Ehre zum Heere meines Königs. Deine Pflicht iſt erfüllt, Deine Ehre haſt Du gelöſet; Du bliebſt, und kömmſt nicht zurück. Du kennſt mein Herz, und kömmſt nicht zurück? Du weißt, wie zärtlich ich Dich liebe, und kannſt der Angſt und allen Gefahren meiner Leidenſchaft mich überlaſſen?

Meine Freunde, meine Verwandten, dieſes Kloſter, alle wurden mir unerträglich; was ich ſehe, was ich thun muß, wird mir zuwider, ich zürne auf mich ſelbſt und verwünſche eine Leidenſchaft von der alle meine Handlungen vergiftet werden, die meine Pflichten mir verbittert. Mein Herz lebt, und ich bin in Verzweiflung. Wie kann ich's überleben?

Mein Zuſtand rührt die ſtrengſten Nonnen, ſie beklagen mich, Nur Du bleibſt gleichgültig, ſchickſt mir einen Boten, mit einem kalten Gruß, und ohne einen Brief. Schreibſt Du mir ja, wie kalt, wie kurz ſind Deine kleinen Briefe! Und dennoch haben ſie Dir wohl Müh' gekoſtet, ſie zu ſchreiben, die kalten Worte abzuzirkeln, mir etwas zu ſagen, um wenigſtens mir noch ein Schattenbild zu zeigen, da alle Wirklichkeit Dir fremd geworden iſt.

Weinend ſtehe ich ganze Stunden auf dem Balken, meine naſſen Blicke überfliegen die Gegend von Mentola, ich blicke düſter in die lachende Ferne, und ſeufze: Ach! die glücklichen Stunden meiner Liebe kommen nie zurück!

— Hier ſtand ich auch, an eben dem Tage, an welchem ich zu erſt die unglückliche Leidenſchaft empfand, die mir ſo gar die ſüſſe Augenweide raubt, die ſonſt dies Herz mit hoher Wonne füllte. Ach! alles iſt dahin, und jene ſchönen Stunden kommen nicht zurück.

Wärſt Du nur hier, in dieſer Gegend, wenn ich Dich auch nicht ſehen, nicht ſprechen könnte, ich wollte dennoch mich tröſten, ſo aber, biſt Du fern von mir, ſchauderhafte Ahnungen flüſtern mir zu: Violardo kömmt nicht zurück; Du ſiehſt ihn nie wieder.

Du haſt einſt geliebet in Deinem Vaterlande, wie Du mir bekannteſt; Haſt Du den Gegenſtand Deiner erſten Liebe etwa wieder geſehen? Iſt Deine Liebe wieder neu erwacht? Hält die geliebtere Geliebte Dich zurück? O! ſchreibe mir die Wahrheit, verheele mir nichts, gern will ich Dir vergeben, und will dem Herzen weichen, das ältere Rechte auf Dein Herz hat, als das meinige Sende mir ihr Bildniß, ſende mir ihre Briefe, ſchreibe mir alles was ſie ſagt, was ſie thut, wie ſie mit Dir ſpricht, ſchildere mir ihre Liebe, und ich will ſie lieben, um Deinetwillen, weil ſie Dich liebt, die Glückliche, die ich beneide.

Ach! Violardo! So, wie es iſt, kann es nicht bleiben; Wie ſoll es werden?

Vorüber iſt das Jahr, ſeit ich zum erſtenmal Dich ſah, und —

Der Officier läßt mir ſagen, er müſſe abreiſen. Ach! vielleicht läßt auch er eine Unglückliche zurück. Er geht, und kömmt nicht wieder. Das Mädchen ſeufzt ihm nach, und ſtirbt.

Der Brief muß fort. Ich ſchließe ihn mit einem Lebewohl! Ach! Violardo! Lebe wohl! Lebe wohl!

VIII.

Violards an Klara.

Ich habe Deinen Brief erhalten. Wie habe ich den Lieutenant ausgefragt, der mir ihn brachte. Er hat Dich geſehen, geſprochen, er ſprach mit mir von Dir. O Klara! liebe Klara! Wenn wird es mir vergönnt ſeyn, Dich wieder ſelbſt zu ſprechen! — Auf meinem Herzen trage ich Deine Briefe, ſie ſind der reine Abdruck Deiner Liebe und Zärtlichkeit, ich leſe ſie, und kann nicht aufhören ſie zu leſen.

Dein iſt mein Leben. Mein Herz, meine Ehre, alles iſt Dein, und mit Vergnügen, opfre ich Dir alles auf. O! klage nicht der Wankelmuth mich an, ich liebe Dich, und werde ewig Dich nur lieben. Ende Deinen Schmerz, und bringe mich nicht zur Verzweiflung!

Du liebſt mich, und ich bin glücklich! Was bin ich Dir und Deiner Liebe nicht ſchuldig? Ich zahle, liebe Klara! ich zahle, mit Liebe. Wie undankbar müßte ich ſeyn, könnte ich Dich vergeſſen! Das kann ich nie. — Höre auf Dich zu quälen, beſchuldige mich keiner Grauſamkeit, und morde nicht ein Herz, das Dein allein gehört.

Kalt nennſt Du meine Briefe? Kalt? — O nein! das ſind ſie nicht, mein Herz ſpricht ja aus denſelben.

Alles darfſt und kannſt Du von mir hoffen, ich bin nicht undankbar, und nie will ich Dich laſſen. Nie mag ich einer andern gefallen; nur Dir allein wünſche ich zu leben. Unwerth des hohen Preißes, wär jedes Herz mir, das ich mit Verluſt des Deinigen erkaufen müßte. Mein Herz ſpricht nur für Dich, und Deine Liebe kann nicht ſtärker, als die meinige ſeyn. Wo fänd mein Herz ein ſanfteres Herz als das Deinige? Wo ſchimmerten den Augen höhere, edlere weibliche Reize, als die Deinigen? Wo könnte ich etwas Angenehmeres finden, als Deine Unterhaltung? wo etwas Süſſeres, als Deine Liebe? wo etwas Anziehenderes als Deine Reitze? wo etwas Rührenderes, als Deine Seufzer?

Nein, Klara! unbeſtändig bin ich nicht; nicht undankbar, nicht treulos bin ich! Ich habe mich Dir ganz übergeben, ich nenne nichts mehr mein, als Dich, Dich Klara, meine Liebe!

IX.

Klara an Violardo.

Zehn Wochen ſind traurig und langſam vorübergeſchlichen, Du kömmſt nicht ſelbſt, es kömmt kein Brief von Dir. Es iſt gewiß, ich bin betrogen, hintergangen, von Dir, den ich ſo herzlich liebe, und nun nicht mehr lieben darf! — Ich ſchreibe Dir zum letztenmal, und was ich von Dir habe, wirſt Du zurück erhalten. Fürchte keinen Brief dabei von mir, keine Zeile von meiner Hand ſoll dabei ſeyn. Deine

Briefe, Dein Portrait, die Armbänder die Du mir ſchenkteſt, alles ſoll wieder zurück, in Deine Hände kommen. Beſchämt geſtehe ich es Dir, daß ich mich ungern davon trenne. Ach! ich hatte alles um Deinetwillen, ſo lieb gewonnen! Nun ſoll es zurückgehen, und ich verlange nichts von Dir, als Nachricht, daß Du alles erhalten haſt.

So muß ich Dir denn entſagen? Es ſoll geſchehen, wie ſchwer es mir auch fällt. Doch bin ich überzeugt, die Zeit wird meine Schmerzen lindern. Wie viele Mädchen wurden ſchon verlaſſen, wie viele werden noch verlaſſen werden, und dennoch wird die Sonne jeden Tag, auch Thränen ſchweren Augen ſcheinen.

Die Binde iſt gefallen, ich ſehe wo ich ſtand, und wo ich ſtehe!

Schon längſt ſagte mir mein Herz: Du wirſt hintergangen, Er täuſchet, tröſtet Dich, um Dich zu betrügen. Die ſchrecklichſte Gewißheit iſt mir nun geworden.

Schreibe mir nicht mehr, ſtöhre mich nicht, und gönne mir die Ruh, die ich vom Himmel mir erbitte. — Ich bete für Dich in meiner Einſamkeit, und haſſen werde ich Dich nie. Ich ſelbſt entſchuldige Dich und begreiſe wohl, daß eine Nonne nicht ſo liebenswürdig ſeyn kann, als ein anderes Mädchen, das mit Dir in der Welt lebt. Zwar ſage ich mir auch das Gegentheil, und ſage: Was hindert die Vergitterte ausſchließlich nur mit dem

Geliebten ſich zu beſchäftigen? Sie wird nicht zerſtreut, nicht abgehalten von der Welt ſich gänzlich ihrer Liebe zu überlaſſen. Wie mißtrauiſch müſſen nicht die Weltſchönen gegen einen Mann ſeyn, der ihnen nie Rechnung abfordert, der alles ohne Müh glaubt, was ſie ihm ſagen, und der ihnen doch ſein ganzes Zutrauen ſchenkt. — Und dennoch ſcheint es, ich irre mich, wenn ich dies denke, wenn ich es zu mir ſage.

Nie war ich ohne Furcht Dich zu verlieren, und da ich Dich verloren habe, bemächtiget die Furcht ſich meiner, mich zu irren. Doch, vergebens! Es iſt gewiß: Ich habe Dich verloren.

O! Violardo! Was haſt Du gethan, mir jemals Deine Liebe zu beweiſen? Was haſt Du mir aufgeopfert? Giengſt Du nicht immer Deinen Vergnügungen nach? Eilteſt Du nicht ſtets, auch ſelbſt aus meinen Armen, neuen Freuden entgegen? Warſt Du jemals mit ganzer Seele nur allein bey mir?

Beantworte Dir ſelbſt dieſe Fragen aufrichtig, und ſprich mich frei von allem Argwohn.

Mein zehntes Jahr ſchloß mich in's Kloſter. Ich hatte noch nicht geliebt. Ich nahm den Schleier, als ich Fünfzehn zählte. Ich trug ihn ſchon ein ganzes Jahr, und war ruhig. Da ſah' ich Dich, ich liebte — und hin war meine Ruh! — Du wurdeſt meine Welt, mein Himmel war in Dir. Verſchwenderiſch war meine Liebe, ich opferte Dir alles auf. Jetzt ſeufze ich, arm, beraubt, verlaſſen und betrogen: Lebe wohl! Lebe ewig wohl!

X.

Violardo an Klara.

Wie grauſam gehſt Du mit mir um! Du willſt mir nicht mehr ſchreiben? — Welche Gewißheit haſt Du, von mir vergeſſen und hintergangen zu ſeyn? O! Du kennſt mich nicht, Du verkennſt ein Herz, das keines Betrugs fähig iſt.

Nichts verlange ich von Dir zurück. Alles ſollſt Du behalten, alles muß Dein bleiben, mein Bild und mein Herz. Ich nehme nichts zurück.

Ich bin unſchuldig; Du aber willſt, ich ſoll ſtrafbar ſeyn, und ich bin es. Ich bin nicht bei Dir, ich kann mich nicht vertheidigen. Wie ſoll ich Dich von meiner Treue überzeugen, da Du des Gegentheils verſichert biſt?

In zehn Wochen haſt Du keine Briefe von mir erhalten? Man hat ſie unterſchlagen, Du haſt ſie nicht bekommen, Deine Anverwandten ſtehen mit der Aebtiſſin im Bunde, man will Dich mir entreiſſen. — Genug! Kein Zufall ſoll uns mehr ſchaden; ſey ruhig!

Die Regimenter rücken nun nach und nach in ihre Standquartiere. Mein Regiment, blieb an der Grenze. Es iſt das letzte, das zurück geht. Schon ſind wir in Salamanka eingerückt. Ich gehe nach Madrid, vom König ſelbſt meinen Urlaub zu erhalten; ich reiſe eilig ab, und bald nimmt Portugall mich wieder auf. Ich ſehe Deines Kloſters hohe Mauern, ich nahe mich der Kloſterpforte, ich klopfe an, ſie wird geöffnet, ich fliege an Deine Bruſt und drücke Dich an dieſes Herz, das feurig ſchon dem Deinigen entgegenklopft. — O! Klara! Dann ſollſt Du ſelbſt die Genugthuung verlangen, die ich Dir ſchuldig bin.

Lebe ruhig, lebe glücklich Deiner Liebe, Du lebſt in meiner Liebe.

Haſſen willſt Du mich nicht? — könnteſt Du es? — Kannſt Du mich vergeſſen?

Unbemerkt und ungeliebt könnteſt Du nicht bleiben, einen Liebhader würdeſt Du finden der viel leicht mehr Verdienſte hätte, als Violardo hat, aber keinen wirſt Du finden, der getreuer und beſtändiger iſt, als ich es bin.

Deine Schönheit, Deine Standhaftigkeit, Deine Treue und Sanftmuth machen Dich liebenswürdig, Dein Herz verdient geliebt zu werden, es war ein Verbrechen, Dich dem Kloſter zu übergeben, es war Grauſamkeit, Dir den Schleier aufzubringen, Du haſt gezwungen ein Gelübde abgelegt, das Du nicht zu halten brauchſt. Dein Herz iſt älter, als Dein Schleier, ihn gaben Dir die Menſchen, Dein Herz, gab Dir der Himmel.

Ich weiß, was ich Dir ſchuldig bin, ich weiß, was Du mir aufgeopfert haſt, und Du glaubſt, ich könnte das vergeſſen?

Nein, Klara! ich fürchte Deine Vorwürfe nicht, aber ſie ſchmerzen mich. Du wirſt mich hören, und ich bin gerechtfertiget. Das wünſcht Dein Herz, das meinige hofft es mit Gewißheit. Die frohen Tage unſers Glücks kommen wieder, bald, geliebte Klara! bald ſehe ich Dich, höre aus Deinem Munde die ſüſſen Worte der Verzeihung, küſſe ſie von Deinen Lippen, und bin glücklich!

XI.

Violardo an Klara.

Dieſe Zeilen wird Dir der Sekretair unſers Geſandten überbringen, der Odivelas ſehen will und Dich ſprechen wird. Wie beneide ich ihn! — Doch bald bin auch ich ſo glücklich, ja! noch glücklicher, als er.

Ich bin in Madrid. Der König hat mich ſehr gnädig aufgenommen. Mein Reiſepaß wird ausgefertiget. Bald ſiehſt Du mich in Odivelas.

O Klara! meine Klara! Wie klopft mein Herz, wie treibt es mich, ich habe weder Ruh noch Raſt.

Man verlangt den Brief. — Wie lange, und wie wenig habe ich geſchrieben! — Ich weiß nicht, wie mir iſt, was ich ſchreiben ſoll. Ich ſchreibe, was Du ſchon längſt weißt, daß ich Dich liebe, und ſage Dir aufs neue, daß ich Dich ewig lieben werde!

XII.

Klara an Violardo.

Du kömmſt? — Du kömmſt getreu, zu Deiner Klara? — O! beſchäme mich nicht durch Vorwürfe! — Vergiß, vernichte, was ich Dir geſchrieben habe. — Du kömmſt? Ach! es iſt alles gut. — Du kömmſt, und ich bin glücklich.

Wie ängſtlich klopft mein Herz! Ich ſoll Dich wieder ſehen? Nach einer ſo langen Zeit, ſoll ich getreu Dich wieder ſehen, unſchuldig ſoll ich Dich an dieſen Buſen drücken? — Wie kann ich ſchildern, wie kann ich ſchreiben, wie mir iſt, was ich empfinde, fürchte, hoffe, womit ich mich ängſtige, worüber ich mich freue, was ich denke, was ich thun will, wozu ich mich entſchlieſſen werde, was ich anfange, wie ich enden will? Ich bin glücklich und verdiene Mitleid, ich bin ängſtlich, bin verlegen und die ſüſſeſten Entzückungen harren meiner. O! welche Widerſprüche! Wie wird mein Herz ſie löſen?

Man zieht die Glocke! — Ach! welch ein Schreck fährt mir durch alle Glieder. Ich muß die Pforte öffnen. Wen werde ich erblicken?

* * *

Du, warſt es nicht! — Ich wankte zitternd an die Thür; der Schlüſſel drehte nicht, man ſtemmte ſich gegen die Pforte, ich riß ſie bebend auf, — und ſah den Beichtvater vor mir ſtehen, nicht Dich, den ich erwartete.

„Ich komme von Wafra, ſagte er; Es waren ſpaniſche Offiziere und Engländer dort, die nun der Friede friedlich zuſammen führt.“

Wozu mir dieſe Nachricht? Mir? — die ſpaniſchen Offiziere? — Ach! Violardo! Warſt auch Du darunter? Warſt Du eher in Wafra als zu Odivelas? — das kann nicht ſeyn! Deiner Klara, gehört Dein erſter Gruß.

* * *

Geſtern erwartete ich Dich mit Gewißheit; ſoll ich auch heute noch vergebens harren? Wo bleibſt Du? Was hält Dich in Liſſabon zurück? Doch keine Krankheit? — Oder, haſt Du — — Nein! Meine Eiferſucht, ſoll Dich nicht weiter quälen! Du liebſt mich nur allein.

Die Glocke tönt! — Hinaus! — Aengſtliches Mädchen, hinaus!

Ein Bote. Ein Brief von Dir! — — Zwei Zeilen nur!

„Ich bin in Liſſabon. So bald es
„mir möglich iſt, fliege ich in Dei-
„ne Arme!“

So bald es Dir möglich iſt? Was kann Dich zurückhalten? — Dringende Geſchäfte? Aufträge Deines Königs, vielleicht? — Warum ſchreibſt Du mir das nicht? Warum drückſt Du Dich nicht deutlicher aus?

Die Glocke ruft mich zum Gebet. — Ach! Violardo! Ich danke Gott, der Dich mir wieder zugeführt. O komm! Ach! komm doch bald zu Deiner Klara!

Die reitzenden Gegenden um **Odivelas** *) durchwandelte die ſchöne **Klara**, nur beſchäftiget mit dem Geliebten und ihrer Liebe. Von ihr ſchien einſt der Dichter **) geſungen zu haben:

Im Stillen lebt die holde Seele,
pflückt ihrer Jahre ſchöne Frucht,
in jenem ſanften Selbſtbetruge,

---

*) Einige hiſtoriſche Vorausſetzungen dieſes Kloſter betreffend und die Lebensart, welche dort die Nonnen führen, findet man in **Twiß** Reiſe durch Spanien und Portugall, S. 34. und in **Jungks** Portugieſiſchen Merkwürdigkeiten, S. 91. vor ſeiner Portugieſiſchen Sprachlehre. Hierauf muß ich, um nicht weitläuftig zu werden, die Leſer verweiſen.

) **Camoens Lusiad. Cant. III. St. 120. 121.

der nie von langer Dauer iſt.
Des Fluſſes Fluten ſchwellen Thränen,
den Bergen und den Blumen lehrt
ſie des Geliebten ſüſſen Samen,
der tief in ihrem Herzen ſteht.

Die Antwort kömmt aus ſeiner Seele,
der Dich, o Holde! zärtlich liebt,
ihn täuſchen angenehme Träume,
ſo lebhaft, wie die Wirklichkeit.
Und was er denkt, was er empfindet,
und was er wünſcht, und was er hofft,
ihm zaubert angenehme Freuden.
in ſeine Seele ſanft zurück.

„Violardo!“ ſeufzte die Holde, „Violardo!“ rief ſie zärtlich laut; und zurück gab ein freundliches Echo ihr dieſen Namen. Schwelgend in herrlichen Wohlgerüchen, gieng ſie umher im blühenden Citronenhaine. Sanft murmelnd ſchlich der Quell durch duftende Blumen, Klara pflückte das Vergißmeinnicht, und rief entzückt, mit ſanfter Stimme aus: „Vergißmeinnicht!“

Beſcheiden winken ihr die Blümchen,
und lächelnd pflückt ſie ihre Hand,
ſie windet ſie zum ſchönen Kranze,
umſchlingt ſie mit dem Mirthenband.
Sie küßt den Kranz; die helle Thräne
der Sehnſucht rollt, der Perle gleich,
in's Blaue der beſcheidnen Blümchen,
Sie wiederholt: Vergiß mein nicht!

Und durch die Nacht der dunklen Blätter
ſtrebt hell der Silberblüthe Glanz,
und unter Blüthen ſtrahlen Früchte,
hoch in des Goldes Zauberglanz.

Der Aether lacht im blauen Blümchen,
und in der Sterne ſanftren Schein
erglänzen jene Silberblüten
im duftenden Orangenhain.

Es bieten Früchte zum Genuſſe,
ſich den entzückten Blicken dar,
die Mirthe windet ſich beſcheiden
in den gebundnen Kranz hinein;
Und wo die helle Perle zittert,
die einem Feuermeer entfiel,
da wiegt das Blümchen ſich beſcheiden
und lächelt ſanft; Vergiß mein nicht!

Sanft rauſchten Tritte hinter ihr: Klara ſah ſich um, laut ſchrie ſie auf, und lag in Violardo's Armen.

Er drückte ſie an ſeine Bruſt. Heiß ruhten ſeine Lippen auf den ihrigen, laut klopften die entzückten Herzen, und ſtille, lange Seufzer entflohen der bewegten Bruſt. Violardo, ſtammelte entzückt:

„Meine Klara!"

Sie, wiederholte ſanft und ſchmeichelnd:

„Deine Klara, Geliebter meines Herzens!"

Er nahm den Kranz aus ihrer Hand; er küßte ihn, drückte ihn an ſeine Bruſt, führte ihn zu ihren Lippen und ſtammelte:

„Vergiß mein nicht!"

Durch den Hain ertönte der Ruf der Betglocke des Kloſters. Schweigend zeigte Klara in die Gegend, warf ſchnell ihre runden Arme um den Nakken des Geliebten, küßte ihn mit Entzücken, ordnete ihren Schleier, warf noch einen Kuß ihm zu, und eilte in das Kloſter.

Violardo ſtreckte ſich nieder an der Silberquelle, pflückte Blümchen und warf gedankenvoll ſie in die kraußen Wellchen. Sie ſchwammen fort, er rief mit ſanfter Stimme ihnen nach:

„Wohin? Wohin?“

Lauter ſchlug ſein Herz. Er drückte feſt die Hände auf dies klopfende Herz, und ſeufzte:

„Ach! Wohin? — Wohin?“ —

Die nahen Töne einer Guitarre weckten ihn aus ſeinem Traume. Eine weibliche Stimme floß in die Saiten. Er lauſchte, und hörte:

Ich weiß nicht, was mich traurig macht,
man thut mir nichts zu leide,
und dennoch hab' ich Tag und Nacht
auch nicht die kleinſte Freude.
Es quält mich hier, es quält mich dort,
es ruft mich her, es treibt mich fort,
es läßt mich nirgends raſten.

Mit meinem Lämmchen ſpielt' ich gern,
Jetzt, kann ich's nicht mehr leiden;
Ich ſuche nach, ich ſuche fern
ich weiß nicht, welche Freuden.
Es fehlt mir was, doch kenn' ich's nicht,
ich ſuch' es auf und find' es nicht,
auch weiß ich's nicht zu nennen.

Es ſchlägt die ſanfte Nachtigall,
das kann mich nicht erfreuen,
ich möchte in den Waſſerfall
die ſchönen Blüthen ſtreuen.
Ich bin auch gar zu wunderlich,
ich klage ſelber über mich,
und kann mir doch nicht helfen!

Sie ſchwieg. — Violardo raffte ſich auf, ging der Stimme nach, und erblickte ein Mädchen. Sie ſaß am Waſſerfall, klimperte auf der Guitarre, und war ganz in ſich ſelbſt verſunken. Ländlich war die Schöne, aber in Seide gekleidet. Eine goldene Kette umſchlang ihren Nacken und ein groſſes, goldenes Kreuz, wiegte ſich auf ihrem vollen Buſen. In Locken umfloß ihr braunes Haar den weiſſen Nakken, ein goldnes Stirnband wand ſich durch die Haare, und ein langer, ſchwarzer Schleier, umfloß, zurückgeſchlagen, ihre herrliche Geſtalt. Der ſchwarzen Augen Feuer überſchoß die leichten Wellen, und leiſe Seufzer drängten ſich durch die geöffneten, rothen, friſchen Lippen. Es blinkte eine Perlenſchnur von Zähnen durch den hohen Purpur, ein Feuerroth überfloß die Wangen. — Betroffen und entzückt ſtand Violardo, unbemerkt, ihr lange gegenüber. — Endlich wankte er näher:

„Schöne Sängerin!“ — begann er:

Sie ſprang raſch auf, blickte den Fragenden verlegen an, und blieb ſtehen! — Violardo fragte:

„Wer biſt Du, ſchönes Mädchen?“

Sie lächelte ihm freundlich zu:

„Ich heiſſe Mirabella.“

Er wollte weiter ſprechen. Man hörte Stimmen. Sie ging davon; Er hatte nicht den Muth, ihr zu folgen.

Landleute gingen vorüber; Sie grüßten ihn, er dankte ärgerlich, und ging endlich an dem Waſſerfall hinauf. Er ſah ſich allenthalben um, die ſchöne Nimfe war verſchwunden. — Aus dem Haine, trat er ins Freie; ſeine Blicke erſpähten die Schöne nicht. Einer Himmliſchen gleich, war die freundliche, holde Geſtalt ihm erſchienen, und verſchwunden war ſie, wie ein Traumbild, wenn der Träumende erwacht.

„Mirabella!“ liſpelte er ſich ſelbſt zu, ſah in die Ferne, lauſchte in der Nähe, und blickte über ſich gleichſam auch dort, die Schöne zu erſpähen.

Der ſchöne Engel ſtieg vom Aether nicht hernieder,
verſchwunden war er ihm, er gieng, und kam nicht wieder.

Violardo kam zu einer Klauſe. Der Klauſener, Bruder Martin genannt, ſaß vor der Thür ſchabte Wurzeln, grüßte freundlich den Fremden, und fragte: ob er ſich etwa verirrt habe, oder ſonſt etwas ſuche?

„Die Gegend wünſchte ich kennen zu lernen:“ — antwortete Violardo ziemlich unbeſtimmt, ſah ſich um, und ſetzte fragend, ſchnell hinzu: — Wem gehört das ſchöne Landhaus dort, das vor uns liegt?“

Bruder Martin nahm eine bedenkliche Miene an, und antwortete:

„Wem das Landhaus dort eigentlich gehört, weiß niemand recht. Einige ſagen, der verſtorbene König habe es erbaut, andere, wollen wiſſen, es gehöre der Familie Mascarenhas. Wer Recht hat, weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß es ein rechtlicher Mann bewohnt, der eine Art von Pachter oder Verwalter zu ſeyn ſcheint, der aber ſehr verſchloſſen iſt, wenig ſpricht und ſelten aus ſeinen Pfählen kömmt.“

„Iſt er verheurathet?" — fragte Violardo ſchnell.

„Er iſt verheurathet."

„Und hat Kinder?"

„Kinder hat er nicht, aber eine Pflegetochter hat er bei ſich."

„Eine Pflegetochter?"

„Ueber ihre Geburt, ſcheint ein Geheimniß, wie über dem Landhauſe und der ganzen Familie, zu ſchweben."

„Wie heißt das Mädchen?"

Bruder Martin ſah den Frager bedenklich, fragend an, und antwortete ganz langſam und bedächtlich:

„Ich weiß nur ihren Vornamen."

„Und der iſt?"

„Mirabella."

„Sie iſt es!“

„Wer iſt ſie?“ — fragt der Klauſener, indem er aufſtand.

„Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ſie Mirabella heißt.“

„Ihr kennt ſie?“

„Ich ſah ſie.“

„So? — Ihr ſaht ſie? — — Sie iſt ſchön und reitzend;“ — ſagte Bruder Martin gelaſſen, ſetzte ſich wieder nieder, ergriff das Meſſer, und ſchabte Wurzeln.

Violardo blickte nach dem Landhauſe. Der Klauſener fuhr fort:

„Wie ich höre, iſt das gute Kind dem Kloſter verlobt.“

„Wie grauſam!“

Sie ſcheint freilich kein Kloſter-Fleiſch zu haben; — Sang und Saitenſpiel erfreuen ſie vielmehr, als es ſeyn ſollte, wie es ſcheint! — Indeſſen, was kann's helfen? Gelübde, müſſen erfüllt, und gehalten werden."

„Ja wohl!" — ſeufzte Violardo, beſchenkte den Klauſener, und ging langſam den Weg zurück, den er gekommen war.

Er nahte ſich dem Waſſerfall im Pomeranzenhaine, als er Sang und Saitenſpiel vernahm. Er lauſchte entzückt dem ſüſſen Sange, und hörte Mirabellens Silberſtimme. Raſch ging er zu, und ſtand vor ihr. —

Unbefangen lächelte ſie ihn fragend an:

„Seyd Ihr auch wieder hier?“

„Wo möchte ich wohl lieber ſeyn, als hier?“ — fragte Violardo ſanft zurück.

„O ja! Dies Plätzchen iſt gar ſchön.“

„Und ſchöner noch beſetzt.“

„Mit ſchönen Bäumen“ —

„Und eine Göttin unter dieſen Bäumen!“

Eine Göttin? Hier? — die möchte ich ſehen; Seyd doch ſo gefällig, zeigt ſie mir.“

„Sie ſpricht mit mir.“

„Ich höre nichts.“

„Vor mir, ſteht ihre himmliſche Geſtalt.“

„Wo?“

„Sie fragt.“

„Ich? — Ich, eine Göttin? Da irrt Ihr Euch. Ich bin nur ein Mädchen.“

„Die Schönheit giebt Dir göttergleiche Reitze.“

„Häßlich bin ich nicht, das ſagt mir ſelbſt dieſer Waſſerfall, ob aber göttergleiche Reitze mich ſchmücken, daran zweifle ich. — Seyd fein aufrichtig! Sagt, ich ſey ein hübſches Mädchen, das glaube ich Euch; ſagt, ich ſang recht fein, das weiß ich, und erfahrt, was Ihr nicht wißt, daß ich ein gutes Herz habe. Das iſt alles, was man mit Wahrheit von mir ſagen kann, und iſt das Euch nicht genug, ſo iſt's nicht meine Schuld. Eine Göttin, werdet Ihr hinieden, ohnehin nicht finden. Nehmt alſo mit Menſchen-Kindern vorlieb, und ſeyd zufrieden, wenn ſie nicht ſchlimmer ſind, als ich bin."

„Mirabella! Du entzückſt mich!"

„Wer ſeyd Ihr?"

„Ein Fremder; ein Spanier."

„Ein Fremder? — Was thut Ihr hier?"

„Ich bin auf Reiſen."

„Soldat?"

„Hauptmann der Walloniſchen Garde, meines Königs."

Schweigend ſah ſie zur Erde, und zupfte an ihrer Buſen Schleife. Violardo fragte:

„Was macht Dich verlegen? Worüber denkſt Du nach?“

„Es fiel mir etwas ein.“

„Ich darf's nicht wiſſen?“

„Ich ſoll in's Kloſter, und möchte gern in der Welt bleiben.“

„Nein! dieſe Reize dürfen ungeſehen, nicht hinter Kloſtermauern verblühen!“

„Kann ich es hindern?“

„Du kannſt es, wenn Du willſt.“

„O! Sagt mir, wie?“

„Du fliehſt.“

„Wohin?“

„In den Arm der Liebe.“

„Wo iſt der Arm? — Ihr glaubt vielleicht, ich hätte einen Liebhaber? Da irrt Ihr Euch. — Ihr ſeht mich für ein Landmädchen an? Da irrt Ihr Euch.“

„Wer biſt Du?“

„Ich bin — — Doch, was kann das Euch verſchlagen, zu wiſſen, wer ich bin. Genug, wenn das dereinſt der Mann erfährt, der mich dem Kloſter entreißt; und iſt das nicht, — ſo bleibe mein Geheimniß, mein. — Die Sonne ſinkt, die Vögel ſuchen ihre Neſter, mich rufen meine Lämmer; Lebt wohl!“

„Sehe ich Dich morgen wieder?“

„Wozu?“

„O Mirabella! Dieſes neckende Wozu? Es ſoll —“

„Was ſoll es?“

„Wenn Dich ein ſchöner Traum entzückt, wünſcheſt Du nicht, ihn recht oft zu träumen.“

„Freilich!“

„Wenn etwas Schönes Dich vergnügt, wünſcheſt Du es nicht ſtets erneut zu ſehen?“

„Natürlich!“

„Und dennoch fragſt Du mich: Wozu?“

„Sennor! Ich bin ein Mädchen, einſam und einfältig erzogen auf dem Lande, ich verſtehe es nicht, meine Worte fein und zierlich zu ſetzen, aber ich bin ohne Falſch und ohne Verſtellung. — Sagt, wozu ſoll es nützen, Euch Morgen wieder zu ſehen?

Violardo, ergriff ſchnell ihre Hand, drückte ſie ſanft an ſein Herz, und ſagte:

„Wenn Dein Herz ſich widerſetzt, mich Morgen wieder hier zu ſehen, ſo folge ihm; das meinige, erwartet Dich Morgen, hier, auf dieſem Platze, um dieſe Zeit.

Es möge Dich Dein Herz mit ſanften Wünſchen ſchaukeln,
es mög' ein leichtes Heer von Freuden Dich umgaukeln,
Dir werde Wunſch und Glück in einem ſanften Traum,
ſüß dufte Dir der Mohn auf Deinem leichten Flaum!"

Mi.

Mirabella ſeufzte tief auf, drückte ſanft ſeine Hand, und eilte davon.

Die Sonne war untergegangen. Die Pforte des Kloſters zu Odivelas wurde verſchloſſen und verriegelt. Die Nonnen verſammelten ſich im Betſaal. Man betete und ſang. Die Aebtiſſin wünſchte den Schweſtern, wohl zu ruhen; ſie ſuchten ihre Zellen; die Pförtnerin, verſchloß ſich in ihr Kämmerlein. An einer Leine lies ſie an der Mauer, einen Schlüſſel hinab; Violardo kannte ihn er ſchloß das Pförtchen des Kloſtergartens, und auch jetzt öffnete er die wohlbekannte Thür. Sorgfältig verſchloß er ſie wieder, hinter ſich, und eilte, in einen Mantel gehüllt, der dichten Jasminlaube zu, die ſelbſt dem Mond zu dicht war, ſie zu durchblicken.

Don Violardo ſprach ein Wort, ein zweites, kam ihm entgegen; die Arme ſuchten ſich; es fanden ſich die Lippen, und Schweſter Klara lag in des Geliebten Armen.

Was hatte ſie nicht alles, nach ſo langer Trennung, zu fragen! Was hätte er nicht zu antworten! Es entſtand keine Pauſe, man konnte nicht unterſcheiden ob mehr zu fragen, oder mehr zu antworten war.

Endlich erzählte Klara, es werde nun bald ihre Schweſter in's Kloſter kommen, um auch den Schleier hier zu nehmen.

„Du ſollſt ſie ſehen, — ſetzte ſie hinzu; — aber unterhalten darfſt Du Dich nicht mit ihr, denn ſie iſt ſchöner als Deine Klara, und ich bin eiferſüchtig.“

Violardo lächelte verlegen, ein: Ja, ja! heraus. Klara fuhr fort:

„Ich bin ſehr eiferſüchtig, und wüßte ich gewiß, daß ich eine Nebenbuhlerin hätte, ſie müßte ſterben — — ſterben, von meiner Hand, und ſollte ich mein Verbrechen auf dem Rabenſteine büſſen. Für die Wolluſt, eine

Nebenbuhlerin zu morden, gäb ich tauſend Leben hin!"

„Halte ein! — ſagte Violard ſanft; — So grauſam, darf ein ſanftes Herz nicht ſeyn."

Klara wurde heftiger, ſie fragte:

„Was würdeſt Du denn thun, fändeſt Du mich ungetreu?"

„Ich würde Dich verachten."

„Nein! Morden müßteſt Du Deinen Nebenbuhler, und mich, ſo wie ich morden würde, Dich und ſie, die mich um Dein Herz gebracht hätte. Das ſchwöre ich bey —"

„Halt ein! Wozu dieſe unnützen Worte?"

Klara ſchwieg. Endlich drückte ſie ihn heftig an ſich, küßte ihn feurig, und ſagte:

„Du weißt es nicht, kannſt es, nicht empfinden, nicht glauben, kannſt es Dir nicht denken, wie ſehr, wie heftig, wie über alles ich Dich liebe!”

Die Hähne krähten ſchon. Beide fragten:

„Hörſt Du ſie, die unangenehmen Erinnerer?” und beide ſchwiegen.

Der Himmel wurde lichter. Ein heller Streif ſchoß aus der Dämmerung hervor. Der frühen Mette Glocke ertönte. Klara riß ſich los, aus Violardo's Armen, und eilte dem Kloſter zu. Violardo, wankte nachdenkend aus dem Garten, der Villa zu, die er nicht weit vom Kloſter bewohnte.

Der Mittag war verſchlafen. — Violardo, ſchlich dem Pomeranzenwäldchen zu. Er nahte ſich verlegen dem Waſſerfall. Er ſah umher; Mirabella, war nicht zu ſehen.

„Sie kömmt nicht!“ — ſprach er bey ſich ſelbſt, und lies ſich langſam nieder.

Er blickte umher. Die Guitarre lag im Graſe. Er griff darnach, eine Orange flog ihm an den Kopf. Er ſprang auf, Mirabella trat hinter einem Baum hervor. Entzückt eilte er auf ſie zu, drückte ihre Hand an ſeine brennenden Lippen, und ſtammelte:

„O! herrliches, vortrefliches Mädchen!“

„Ich habe die ganze Nacht hindurch, — ſagte Mirabella; — mein Herz gefragt, den Morgen, den Tag über, und immer hat's gemeint, ich müßte doch wohl wieder hieher gehen.“

„Das gute, liebe Herz!“

„Gut iſt es, das iſt gewiß, ob es aber lieb iſt, das weiß ich nicht. — Es hat mir auch etwas weiß machen wollen, mein Herz, ich habe es aber nicht recht glauben mögen. Sagt mir einmal, ob ich recht daran gethan habe, oder nicht?"

„Nun?"

„Mein Herz wollte mir weiß machen, es wär gleichſam eine Schickung des Himmels, daß ich Euch, einen Spanier, ſo unvermuthet hier gefunden hätte —"

„Gewiß!"

„Ihr würdet Euch meiner annehmen, und mein Retter ſeyn —"

„Das will ich."

„Wirklich?"

„Auf Ritter Wort und Ehre!"

„Mein Herz hätte mir alſo nichts weiß gemacht?"

„Nichts."

„Gut! — Was ſoll denn nun aus der Geſchichte werden? — Geſetzt, Ihr entführtet mich aus Portugall, was wollt Ihr dann mit mir anfangen?

„Du wirſt mein Weib."

„Liebt Ihr mich denn?"

„Ich liebe Dich."

"Ich bin Euch auch gut. Sonſt wär ich auch nicht wieder gekommen."

„O Mirabella! Du machſt mich glücklich!"

„Ich habe ſchon einige hübſche Männer geſehen, und ich habe nichts bei dem Sehen empfunden, als ich aber Euch ſah, da empfand ich gar viel. — Ich dachte, — — Nein! Ich ſage das nicht eher, als bis ich Euer Weib bin."

„Himmliſche Unſchuld! — rief Violardo entzückt aus — Mit dieſem Kuſſe, weihe ich Dir meine Liebe, und nenne Dich meine Braut!"

Er umſchlang ſie, küßte ſie. Sanft lächelte die Schöne:

„Dieß iſt der Erſte Kuß, den mir ein Mann gegeben hat!"

Ein lauter Schrei! — Es rauſchte durch die Büſche. Mirabella griff nach der Guitarre und eilte davon. — Violardo ſah einen ſchwarzen Schleier fliegen, und Leute kamen durch den Hain. Er ging zurück; er fragte ſich ſelbſt:

„Was war das? Wer ſchrie? — Wer ſchrie ſo laut, empfindlich auf? —

Einen ſchwarzen Schleier ſah ich fliegen. — Wer hat uns belauſcht? Wohin iſt Mirabella gekommen?"

Er durchſuchte die ganze Gegend, und fand ſie nicht.

Wohin war ſie entflohn?
Wohin war ſie gekommen?
Längſt ward ſie ſchon
den Blicken ſchnell entnommen.
Ach! ſie verſchwand nur allzubald,
wie eines Engels tröſtende, belebende Geſtalt!
Leicht überfliegt der Blick die grünen Auen,
und nirgends iſt die Holde zu erſchauen!

Der Abend kam. Im lichten Schatten lag das Thal. Die Sonne zog ſich ſchon zurück. Links ſtieg der Mond aus grauem Purpurduft, am Aether glänzendrein herauf; mild wärmten ſeine Strahlen. *) Es lockte das ungewiſſe Licht ſchon manchen Stern hervor. Da fand Violardo ſeine Klara in dem Kloſtergarten. In Zärtlichkeiten ſchien ſie ſich erſchöpfen zu wollen; ſo reitzend war ſie nie, wie dieſen Abend.

Auf einmal fragte ſie:

„Haſt Du mir nichts zu entdecken?“

„Ich? — fragte Violardo, nicht ohne Verlegenheit. — Was könnte ich

---

*) Dalrymple Reiſen durch Portugall und Spanien. S. 159.

Dir zu entdecken haben? Weißt Du nicht alles ſchon?"

„Alles?"

„Du weißt, daß ich Dich liebe. —"

„Haſt Du keine Geheimniſſe?"

„Geheimniſſe?"

„Welcher Menſch hätte nicht irgend etwas geheimes zu entdecken?"

„Ich wüßte nichts, was ich Dir nicht ſchon entdeckt hätte."

„Nichts?"

„Nichts. — Oder, wüßteſt Du nach irgend etwas zu fragen?"

„Zu fragen? — Nein."

Man ſchwieg. Klara überlies ſich ganz, ihren Gefühlen, und noch bei'm Scheiden, ſeufzte ſie ihm zu:

„Wie glücklich bin ich!“

Sie war es; Violardo war es nicht. Wild kämpfte die erregte Leidenſchaft in ihm, und ſeine Seele ſchwankte, wie ſein Herz, zwiſchen der ſchönen Nonne und dem ſchönen Landmädchen.

„Was ſoll ich thun?“ — fragte er ſich ſelbſt, und wußte ſeine Frage ſich nicht zu beantworten. Er fragte weiter: „Was will ich thun?“ und verſtummte.

Das Schickſal will's. Des Spieles Würfel, liegen
jetzt mußt Du fallen, oder ſiegen.

Ein Brief des Spaniſchen Geſandten rief ihn nach Liſſabon. Er meldete Klaren mit einigen Worten, daß er in die Stadt reiſen müſſe, und einige Blättchen verſtreute er in der Gegend des Waſſerfalls, im Pomeranzenhain mit gleicher Nachricht. Dort, ſollte ſie Mirabella finden.

Violardo kam nach Liſſabon. Der Geſandte lenkte unbemerkt das Geſpräch auf Odivelas, auf ſeine dortigen Beſuche, und rieth ihm, der Anverwandten wegen, Behutſamkeit an. Ein Bruder der Schweſter Klara, war ſchon ziemlich laut geworden, und die benachbarten Mönche, wurden es auch. — Violardo verſprach dem Geſandten, binnen höchſtens acht Tagen, den bisher geſpielten Roman zu enden, und Portugall zu verlaſſen.

Dies zu thun, war es auch wirklich entſchloſſen, aber wir können leicht errathen, daß er nicht allein reiſen wollte, auch wiſſen wir, auf welche Begleiterin er rechnete. Feſt ſtand jetzt Mirabellens Bild in ſeiner Seele, und Klara, die Geliebte ſeines Herzens, war verdrängt.

Er kam zurück nach Odivelas. Klara empfing ihn entzückt. — Er eilte in den Orangenhain, lauſchte lange am Waſſerfall, und Mirabella wollte nicht dem Harrenden erſcheinen. Er ſuchte den Bruder Martin auf, und lenkte das Geſpräch auf den vermißten Gegenſtand ſeiner Wünſche.

„Sie iſt nicht mehr daheim; — ſagte Bruder Martin; — Vielleicht hat man ſie in ein Kloſter gebracht.“

Violardo ging verlegen zurück; doch wollte er nicht im Kloſtergarten fehlen.

Schon lange ſtand der Mond in reiner Pracht am reinen Himmel. Es ertönte die Glocke des Gebets im Kloſter. Die angenehme kühle Nachtluſt hielt die würzigen Düfte der Blüten an der Erde, in dichten Mirthenhecken ſangen Nachttigallen, und die Cikade wachte noch im hohen Graſe. — „Violardo ging langſamer als ſonſt zur Gartenpforte, langſamer als gewöhnlich drehte er den Schlüſſel in das Schloß, und trat in den Garten. — Ein Etwas ſchien ihm leiſe zuzuflüſtern; geh zurück! — Er blieb, und langſam ging er der bekannten Laube näher.

Klarens Geſtalt ſchwebte die Allee herunter, herbei. Violardo trat ihr entgegen. Sie kam näher, blieb verlegen ſtehen, und fragte ſtockend:

„Wer iſt hier?“

Es war nicht Klarens Stimme, die er hörte, und dennoch kannte ſie Violardo. Er rief zurück:

„Fürchte nichts!“

Sie blieb ſtehen. Violardo trat näher. Die Nonne ſchlug den Schleier zurück, und fragte:

„Wie kommt Ihr in dieſen Garten?“

Violardo ergriff raſch ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, und ſeufzte:

„O Mirabella! Du, hier? — Dich zu retten, hat ein kühnes Wageſtück mich hieher gebracht! Wir haben Glück und Zufall auf unſerer Seite.“

„Iſt es möglich! — ſtammelte Mirabella. — Du biſt gekommen, mich zu retten? Du willſt mich dieſen fürchterlichen Kerkermauern entreiſſen?“

„Das will ich.“

„Dein Weib, willſt Du mich nennen?“

„Du ſollſt es ſeyn.“

„Edel iſt mein Geſchlecht“ —

„Die Liebe fordert keinen Stammbaum.“

„In meinen Adern rollt ein hohes Blut“ —

„Die Liebe, fordert Liebe. — Mein Herz, verlangt Dein Herz.“

„Es iſt Dein. Dir, übergebe ich mich ganz. — Laß uns entfliehen!“

„Violardo ſchloß die Zitternde in ſeine Arme, und liſpelte ihr zu:

„Den Kuß der Verlobung drücke ich auf Deine Lippen!“

„Ich gebe ihn Dir zurück. Ich bin Dein Weib.“

Sie ſank zurück in ſeine Arme.

„Noch nicht!“ — ſchrie eine Stimme.

Sie fuhren aus einander. Klara ſtürzte hinter der Laube hervor; hoch blinkte der gezückte Dolch, und Mirabella ſank, vom Stahl getroffen, nieder.

„Mörderin!“ — ſchrie Violardo.

„Treuloſer, elender Verräther! — antwortete Klara. — Dahin haſt Du mich gebracht, zum Mord haſt Du mich entflammt, zum abſcheulichſten Mord. — Hier liegt die Blutende. Meine Schweſter iſt's.“

„Allmächtiger Gott!“

„Ihr Blut belaſtet Deine Seele. — Mich ergriff der Liebe Wahnſinn. — O! meine Schweſter!“

„Mörderin!“

„Um Deinetwillen, habe ich gemordet. — Verrathen betrogen haſt

Du mich. — Ich ſah Dich ſchon im Orangenhaine in ihren Armen. Mein Herz ertrug das nicht. Du, haſt mich nie geliebt. Ich habe mich gerächt. — Als Schweſter Mörderin gebe ich mich ſelbſt an, denn ich verlange nicht mehr zu leben, da ich Dein Herz verloren habe. Dich klage ich an; Du haſt mich verführt, und Dir gehört der Mord. Entweiht haſt Du den Tempel meines Leibes, verführt haſt Du die Gottes-Braut, auch Du mußt ſterben, und mein Schatten iſt verſöhnt."

„Wahnſinnige!"

„Das bin ich. Du haſt zum Wahnſinn mich getrieben. Du haſt mein Herz gekannt und konnteſt mich betrügen. Verräther! Dir gebührt des Mordes, der Verführung, der

Entweihung Strafe des Heiligen, gebührt Dir. Entfliehe der Rache des Himmels, wenn Du kannſt."

„O Klara!"

„Ich zerreiße dieſen Schleier den Deine freche Hand ſo oft entweihte; ich bin ſtrafbar. Das ſoll die Welt erfahren. Längſt wußte es ſchon der zürnende Himmel. Die ſchadenfrohe Hölle hauchte Mordgedanken mir in die Seele. Ihr Werk war unſere ſtrafbare Liebe. Wir mußten in Verzweiflung enden. — O! meine arme Schweſter! — Mirabella! — Mirabella! — Sie hört mich nicht. Schon iſt ihr Geiſt entflohen, er ſteht vor Gottes Throne und klagt mich laut des Schweſtermordes an, des abſcheulichen, des verfluchten Geſchwiſtermordes, der ſchon ſeit Anbeginn der Welt die Erde mit Entſetzen füllte, mit Fluch belaſtete. — Ach! dahin hat die verbotene, ſtrafbare Leidenſchaft, die ich mit ſündlichen Wohlgefallen nährte, mich gebracht! Sie führt mich nun zum Rabenſtein, und Dich und mich zur Hölle!"

Schnell hatte ſchwarz der Himmel ſich umzogen, ſchon leuchteten die fernen Blitze, der dumpfe Donner, rollte immer näher. — Klara blickte auf gen Himmel, warf ſich nieder, hob den blutigen Dolch empor, und ſchrie:

„Nur einen Blitz für mich! Hier kniect die Mörderin, die Sünderin, die Entweihte, die Pflichtvergeſſene! Vernichte ſie, Allmächtiger!"

Der

Der Donner rollte ſtärker, die Blitze flammten hoch und hell.

Klarens Augen entquoll ein Thränenſtrom. Vernichtet bebte Violardo.

Im Kloſter wurde es lebhaft. — Es riefen Stimmen umher im Garten. — Klara ſprang auf:

„Sie kommen! — Sie ſuchen mich. — Hier bin ich. Hier iſt der Dolch. Da liegt die Schweſter. Ich bin die Schweſtermörderin, führt mich zum Rabenſtein.“

Auſſer ſich ſchrie Violardo:

„Nein! Von Henkers Händen ſollſt Du nicht ſterben. Ich bin der Schuldige. Ich will des Verbrechens

Strafe allein mit ſeiner ganzen Stärke tragen. — O Klara! Treue Seele! Fahre wohl!"

Er preßte einen Kuß auf ihre erblaßten Lippen, fühlte ihr laut ſchlagendes Herz, und drückte tief den Dolch ihr in die Bruſt. — Sie ſank und lächelte:

„Ich danke Dir!"

Er warf den Dolch zu Boden, und entfloh.

Wer ſchleicht dort mit geſenkten Blicken,
auf der verſengten Berge Rücken,
in die Sierra tief hinab?

Er iſt's, der Büſer, der ſich quälet,
den Felſen ſeine That erzählet,
er iſt's er ſuchet ſich ein Grab.
Schon ſechszehn Jahre ſind verſchwunden,
noch hat kein Grab der Büſende gefunden,
er quält, härmt ſich zum Schatten ab.
In ſeinen Blicken ſteht's geſchrieben;
„Mich trieb ein unerlaubtes Lieben
zu ſuchen hier ein ſtilles Grab.
Schon ſechszehn Jahre ſind verfloſſen,
noch wäſcht das Blut, das ich vergoſſen,
mir nichts von meiner Seele ab.
Mich läßt's nicht ruhen, läßt's nicht raſten,
es treiben Buſen, ſtrenges Faſten,
von mir nicht meine Sunden ab!
Ich kenne keinen Lebensfrieden,
ich walle wie ein Geiſt hienieden,
und ſuche mir umſonſt ein Grab.
Es hat ein unerlaubtes Lieben

an dieſen Abgrund mich getrieben,
ich warf von mir des Lebens Stab.
Seht Violardo's Kummer Thränen,
ſein Seufzen hört, ſein banges Sehnen,
er bittet um ein ſtilles Grab!»

Und als ſein Stündlein nun gekommen,
und endlich er der Erd entnommen,
Da grub der Felſen ihm ſein Grab:
Man ſenkte ohne Klag' und Lieder,
des Büſers längſt erſtarrte Glieder,
wie man ſie fand, in's ſtille Felſengrab.
Kein Baum grünt an des Grabes Seite,
verdorret iſt ſelbſt die Trauerweide,
der karg der Fels einſt Nahrung gab.

193071 — 580

Der
Maltheſer.

Ein Roman

von dem Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini.

O! quoties fictas animus gerit histrio partes,
Et pugnat animo fronsque colorque suo.
Dum patitur tragicos mens personata cothurnos,
Saepius in mimo Roscius ore salit.

M. HUGO.

Mit einem Kupfer.

Leipzig 1804
bey Heinrich Gräff.

Land Thüringen
Landesbibliothek Weimar

Der
blinde Student
oder
# die ächte Freundſchaft.

Herausgegeben
zum beſten eines geliebten Mädchens
von der Hand der Freundſchaft.

Du, dem ein Herz im Buſen glüht
Für edle Menſchenfreuden,
Der nur mit Wehmuth Thränen ſieht
Und deiner Brüder Leiden;
Vertrauensvoll nah ich mich dir:
Befördre mein Beſtreben
Nimm Theil — an dieſem Buche hier,
Und ſchenk mir neues Leben.

Der Preis der Pränumeration iſt ein Thaler. Die Zeit der Herausgabe Oſtern 1804. Herr Gerſtenberg in Hildesheim, Herr H. Gräff in Leipzig, und Herr Schiff in Halle ſind ſo gefällig Pränumeration anzunehmen.

Freundlich, aber etwas geheimnißvoll, führte mich der Prior der Bernhardiner zu Baba an einen Schrank, öffnete denſelben, um mir — wie ich glaubte, — eine beſonders ſchätzbare Reliquie zu zeigen, — und nahm ein Manuſkript aus demſelben.

„Da Sie — ſagte er, — nun bald Baba und unſere Inſel verlaſſen werden, ſo ſchenke ich Ihnen hiermit ein kleines Andenken.“

Das Manuſkript war verſiegelt und ſtatt des Titels, mit folgender Inſchrift beſchrieben:

Hujus Nympha loci, sacri custodia fontis,
Dormio, dum blandae sentio murmur aquae,
Parce meum, quisquis tangis cava marmora somnum
Rumpere, sive bibas, sive lavere, tace!

„Dieſe Inſchrift, — ſagte der Prior, indem ich ſie las, — ſcheint nicht zu dem Buche zu gehören; es geht ihr, wie ſo manchem Geſicht eines menſchlichen Körpers, oft auch blos, der Drapperie nach. Darauf ſehen Sie mich an; mein Geſicht, und meine Kutte!“

„Das Buch aber?“ — fragte ich.

„Schenke ich Ihnen; — fuhr der Prior fort. — Leſen Sie es. Vielleicht gefällt es Ihnen.“

„Es iſt eine Legende?“

„Keine Heilige.“

„Sie ſchenken mir das Buch?“

„Wie geſagt, zum Andenken, an Maltha überhaupt, an Baba, an mich, und an den Maltheſer Ritter Lindoro, von welchem ich Ihnen neulich ſo mancherlei erzählte, was man hier von ihm erzählt.“

„Dieſes Buch enthält alſo Nachrichten von dem intereſſanten Ritter Lindoro?“

„Es iſt ſeine Geſchichte, größtentheils von ihm ſelbſt geſchrieben, als er hinter dieſen Mauern, in der Einſamkeit lebte."

Den Prior rief die Glocke in die Hora. Er wünſchte mir glückliche Reiſe, und ſetzte hinzu, indem er mich verließ:

„Leſen Sie! Und wenn Sie auch nicht glauben können, was andere glaubten, oder glauben, ſo ſtöhren Sie wenigſtens nicht! Mihi sic usus est; Tibi ut opus est facto, face."

Damit hat, glaube ich, der Prior, ohne daran zu denken, der Inſchrift des Buches zu dem Buche, das Wort geſprochen. — Die Geſchichte des Maltheſers gebe ich den Leſern, und die Allegorie der Inſchrift auf die Erzählung, in der Inſchrift ſelbſt, mit ihr. Und wenn auch in derſelben die ſchlummernde Nymphe ihrer Quelle ſpricht, ſo ſollen die Leſer doch wohl die Pointe finden, die der, der dem Manuſkripte die Inſchrift ga[illegible] mit derſelben, auf die

Erzählung der Abentheuer des Malthesers gelegt hat.

Ich, die Nymphe des Orts, die Hütherin heiliger Quelle,
Hör in ſchlummernder Ruh ſchmeichelnder Waſſer Geräuſch.
Schone, wer Du auch ſeyſt, gekühlt im umwölbenden Felſen,
Meinen Schlummer; Du trinkſt, oder Du badeſt, ſo ſchweig!

Erſtes Buch.

Des Lebens ſchönſte Träume heben
uns in die Welt der Fantaſie!
Doch, wenn wir auch im Aether ſchweben,
verlaſſen uns die Wünſche nie.

Lidzind.

Sanft ſenkte ſich, in angenehmer Kühle, der Abend in die Thäler; ſchon eilte die Sonne dem Meere zu. Noch floſſen ihre goldenen Stralen, entfliehend, in feuerrothen Streifen über die Fluren, hoben ſich zu den Wipfeln der Bäume, vergoldeten das ſanft bewegte Laub, und ſchwanden purpurroth über die Gipfel der Berge dahin. Mit feierlicher Stille bedeckt, lag ſchlummertrunken rings umher die ganze Natur. Die Vögel hatten ihre Neſter gefunden, und nur die Nachtigall war noch laut. Ihren ſanften Tönen lauſchten die Sänger des Waldes. Die ſummenden Abendfliegen ſchwärmten zur Ruh; ein leichter Zephyr ſpielte mit dem ſchwankenden Graſe.

Wie gewöhnlich an ſchönen Abenden, hatte auch heute Lindoro die Stadt verlaſſen; Baba, das reizend gelegene Städtchen auf der Inſel Maltha. Er durchwanderte mit offenem, empfänglichem Herzen die herrlichen Fluren. — Dort liegen die ſchönen Ruinen eines Tempels, ehemals der fruchtbringenden Ceres und ihrer Tochter Proſerpina geweiht.

Dieſen Ruinen wanderte der Ritter jetzt zu. — Er lehnte ſich an eine Säule, und überblickte die Gegend. Im nahen Lorberhaine flöteten Nachtigallen, und wiegten ihn in ſanfte Ruh.

Schon ſchloß er ſeine Augen unwillkührlich, als Töne einer menſchlichen Stimme aus der Entfernung in ſeine Ohren drangen. Er lauſchte, und glaubte Geſang zu hören. Einige Schritte trat er weiter vor. Die Stimme kam näher.

Er ſtand zwiſchen Büſchen und Säulen einem kleinen Altar gegenüber, der auf einem

Blumenhügel ſich erhob, den wohl die Natur nicht allein ſo ſchön geordnet, mit Blumen geziert haben mochte.

Fußtritte rauſchten, ein Mädchen trat herzu. Aus einem Körbchen ſtreute ſie Blumen auf den Altar, und ſang dabey:

Gieb, Göttin! uns, mit hoher Milde,
der Felder Segen Ueberfluß,
beſchenke dieſes Thals Gefilde,
mit Deines Segens Vollgenuß!

Lindoro war entſchloſſen ſich dieſer lieblichen Erſcheinung zu nähern, als eine männliche Geſtalt erſchien. Ein Alter, weiß gekleidet, trat zu dem Altar, warf dürre Kräuter darauf und zündete dieſelben mit einer weißen Wachskerze an, indem er mit ſtarker Stimme ſprach:

„Gieb Heil und Segen Deinen Kindern, erhabene Thesmophoros!“

„Wie? — ſprach Lindoro bey ſich ſelbſt; — Was ſehe ich? Was höre ich? Man opfert hier nach heidniſchen Gebräuchen, mitten im

Gebiet Chriſtlicher Ritter, der Göttin Ceres?“

Schnell trat er hervor; dürre Zweige brachen kniſternd unter ſeinen Fußtritten, und ehe er den Altar erreichte, waren Mann und Mädchen in den Säulen-Labyrinthen, ſeinen Blicken entflohen. — Er glaubte den Weg ihrer Flucht bemerkt zu haben, kam zwiſchen Säulen und Mauern, und ſah ſich nur von weitläuftigen Ruinen umgeben. — Er ſuchte einen Ausgang, fand ihn, und trat aus den Ruinen. Jetzt ging der Mond auf.

In ehrwürdiger Geſtalt lagen, vom zweifelhaften Lichte des Mondes beſchienen, die Ruinen vor ihm. Sie bannten ihn zurück in ihren Zauberkreis; er konnte ſie nicht verlaſſen.

„Was iſt das? — fragte er ſich ſelbſt; — Stehe ich nicht ſchon wieder hier unter dieſen Säulen? — Was zieht hieher mich zurück? — Iſt es Wunſch? Iſt es Verlangen? — Wonach? — Iſt es Neugier? —

Was iſt es? Ich kann es mir nicht erklären!“

Er wendete ſich rechts und kam an eine Roſenlaube. Vier Säulen deckten ihren Eingang; er fand ihn, und trat in die Laube. Des Mondes Silberlicht drang ſanft durch dicht verwachſene Zweige, er ſah — ein weißer Schleier und eine Guitarre lagen auf einer Bank.

„Ein Schleier, Saitenſpiel und Roſen! — rief er aus; — Hier iſt Friede!“

Er ſetzte ſich, ergriff die Guitarre, fand ſie geſtimmt, ſpielte und ſang:

Nahe Dich, o! ſanfte Seele,
die den Roſenhain belebt,
wenn aus Deiner Silberkehle
Athem in die Saiten ſchwebt!

Höre Philomelens Lieder
in dem ſchlummertrunknen Hain!
Komm zurück, und ſinge wieder,
Deine Schweſter ladet ein

Hörſt Du ihre Silbertöne?
Hörſt Du fragend, nicht ihr Lied?
Ach! wo iſt die holde Schöne,
die den Ruf der Schweſter flieht?

Er ſchwieg, und legte die Guitarre neben ſich. Keine Antwort war zu hören; überall herrſchte tiefe Stille; nur das ſanfte Murmeln einer Quelle, nur zärtliche Nachtigallentöne durchbrachen die Stille der ſchweigenden Nacht. — Lange harrte er; es kam keine Antwort.

Endlich ſprang er auf, wand den Schleier um ſeinen Arm, verließ die Laube, die Ruinen, und ging in die Stadt zurück.

Er beſah den geraubten Schleier genauer, fand ihn mit einem ſchmalen, goldenen Rande verſehen, und in allen vier Zipfeln waren die Buchſtaben

K. O. Z.

mit Gold und Silber eingeſtickt. — Dieſen Schleier zu küſſen, konnte er ſich nicht enthalten, und dann verwahrte er ihn in einem ſchönen Käſtchen.

Schlafen konnte er nicht; er dachte dem nach, was er geſehen, was er gehört hatte, und konnte ſich nicht enthalten über ſich ſelbſt zu lächeln.

„Maltheſer! — rief er aus; — Kann Dir Ceres eine ſchlafloſe Nacht machen?“

Ceres war es wohl nicht, es war die Eigenthümerin des Schleiers, der ſeine Fantaſie eine Form und Geſtalt gab, die ihn munter erhielt. — Doch endlich ſiegte die Natur, aber gewünſchte Träume umgaukelten ihn, und als er ſpät erwachte, ſtand die liebliche, freundliche Geſtalt wieder vor ſeinen Sinnen.

Den Abend wünſchte er herbey. — Der Abend kam, und Lindoro war unter den Ruinen. — Er harrte lange dort vergebens, keine menſchliche Geſtalt erſchien, und die Guitarre lag nicht mehr in der Laube.

Drey Abende nach einander kam er wieder; menſchenleer blieben die Ruinen.

Ein ſchöner Morgen lockte ihn in's Freye. Links lagen die Ruinen. Es trieb ihn fort durch Hain und Feld, und unter die Ruinen. — Raſch ging er auf die Laube zu. Der weißgekleidete Alte ſaß, in einem Buche leſend, in der Laube.

Betroffen, ohne Worte, ſtand er ihm gegenüber. Der Alte ſah ihn an, und ſagte endlich:

„Guten Morgen!"

Raſch erwiderte Lindoro dieſen Gruß und blieb dann ſchweigend ſtehen. — Der Alte eröffnete die Unterhaltung:

„Suchſt Du etwas?"

„Biſt Du allein hier?" — fragte Lindoro.

„Allein; — wie Du ſiehſt."

„Doch nur jetzt?"

„Wie kömmſt Du auf dieſe Frage?"

„Ich weiß es, daß noch jemand mit Dir dieſe Ruinen bewohnt."

„Jetzt nicht mehr. — Auch ich bin hier um Abſchied von meiner ſchönen Einſamkeit zu nehmen. Sonſt wohnte ich ungeſtört unter dieſen Ruinen, ſeit einigen Tagen aber, ſchleichen Abends und Morgens Menſchen um meine Laube herum, und deshalb verlaſſe ich die Ruinen.“

„Du fliehſt die Menſchen?“

„Ich bin gern allein.“

„Vielleicht im Arm der Liebe glücklich?“

„So fragt man wohl in Deinen Jahren, nicht in den meinigen.“

„Doch war ein Weib bey Dir.“

„Biſt Du der Mann, der vor mehreren Abenden in dieſer Laube ſaß, und ſang?“

„Der bin ich.“

„Du haſt einen Schleier mit Dir genommen“ —

„Die, der er gehört, ſoll ihn von mir wieder erhalten.“

„Sie iſt nicht mehr hier. — Sie kann Dich auch nicht intereſſiren. Du trägſt das Kreuz, und kannſt kein Weib nehmen.“

Der Alte ſtand auf, ging zwiſchen den Säulen durch, und entzog ſich des Ritters Blicken. — Dieſer ging ihm endlich nach; aber der Alte war verſchwunden, und er konnte nicht erforſchen, konnte es ſich nicht erklären, wohin er gekommen war.

Fruchtlos waren ſeine Spaziergänge, unter die Ruinen, zu allen Stunden des Tages: keine menſchliche Geſtalt lies ſich ſehen. — Des Suchens endlich überdrüſſig, kam er nicht mehr dahin, wo niemand zu finden war, und kehrte in ſeine vorigen Zirkel zurück, wo man ſich ſehr wunderte, ihn wieder zu ſehen. Man gab ihm zu verſtehen, wie ſehr ſein Verſchwinden aufgefallen ſey, und manche kleine Neckerey mußte er ertragen. Alle machten ſich ein Vergnügen daraus, ihn zu quälen und in Verlegenheit zu ſetzen.

Nur Flora ſchwieg, und ſtimmte nicht mit in die allgemeine Neckerey ein. Doch als ſie ſich mit ihm allein ſah, fragte ſie:

„Welcher gilt die Verehrung? der Mutter, oder der Tochter?“

Er. In der That! dieſe Frage verſtehe ich nicht.

Sie. Der Tochter doch wohl?

Er. Welcher Tochter?

Sie. Ceres war ja ein altes Mütterchen, als ſie die Geraubte ſuchte.

Er. Jetzt erſt verſtehe ich Euch.

Sie. Doch?

Er. Meine Liebe zu den Ruinen —

Sie. Zu den Ruinen? — Doch ja! Ihr habt ſie zu allen Tageszeiten beſucht,

Er. Und das wißt Ihr?

Sie. Lindoro! — Es war eine Stunde — die ich jetzt verwünſchen möchte! — eine Stunde, in der Ihr mir ein Geſtändniß zu entreißen wußtet, das — ich nicht zu wiederholen brauche. — Und nun, wundert Ihr Euch, daß ich mich um Euere — Spaziergänge bekümmere? O! worüber könnte ich mich nicht wundern, wüßte ich nicht, daß ich es mit einem Manne zu thun hätte! Seyd ihr Männer denn nicht auf der Welt, um uns ewig zu täuſchen, zu kränken, zu hintergehen? — Auch ſogar auf Ruinen baut ihr die Tempel eures Glücks, und in Felſen grabt ihr die Höhlen unſers Unglücks. — O! daß man euch nur noch Vorwürfe machen kann! Auch nicht einmal dieſe verdient ihr!

Sie ging, und Lindoro flüſterte ſich leiſe ſelbſt zu:

„Sie hätte nicht viel weniger ſagen können!“

Die erzürnte Schöne ein wenig zu verſöhnen nahm, zur nächtlichen Serenaten Zeit, Lindoro die Guitarre, ihr einige herzbrechende

Stanzen zuzuſingen. Er kam an ihre Wohnung. Es war kein Licht zu ſehen. Die Zofe ſagte ihm, ihre Signora ſey bey einer Freundin auf dem Lande. — Er ging langſam davon.

Bis in die Gegend der Gärten war er gekommen, als er in einem Gartenhauſe ſingen hörte. Er nahte ſich demſelben, lehnte ſich unters Fenſter, und vernahm die Worte:

Ach! der Ceres goldner Segen
ſchenkt dem Herzen keine Ruh.

„Auch hier iſt von der Ceres die Rede! — ſprach er bey ſich ſelbſt. — Wie? Wenn mein Glück mich beſſer geführt hätte, als ich es hoffen konnte!“

Schnell griff er zur Guitarre, und ſang:

Hebe, Ceres! doch den Schleier,
der die goldnen Früchte decke,
zeige mir die Ausſicht freier,
die jetzt meine Sehnſucht wecke!

Die Fenſter wurden geöffnet. Der Ritter ſah über ſich. Von oben herab fragte eine weibliche Stimme:

„Wer iſt hier?“

„Einer, der im Beſitz eines Schleiers iſt, der ein unverkennbares Zeichen trägt.“

„Das Zeichen?“

„K. O. Z. mit Gold und Silber geſtickt.“

„Der Schleier wurde geraubt.“

„Die Eigenthümerin erhält ihn von dem zurück, der ihn raubte.“

„Das Kreuz Deines Mantels ſchimmert mir entgegen. Maltheſer! gieb mir meinen Schleier wieder.“

„Dein iſt der Schleier?“

„Mein.“

„Wohin ſoll ich Dir den Schleier bringen?“

„In dieſen Garten, morgen gegen Mitternacht.“

Das Fenſter flog zu, und Lindoro harrte lange vergebens, es vielleicht wieder geöffnet zu ſehen.

Eben wollte er gehen, als er die Gartenthür öffnen hörte; Er blieb. — Ein Laternchen blinkte ihm entgegen, eine Hand winkte. — Er trat hinzu. — Der Alte, den er unter den Ruinen gefunden hatte, ſtand vor ihm.

„Ritter! — ſagte er; — Stelle Deine Bemühungen ein. Du ſiehſt das Mädchen nicht wieder.“

Die Gartenthür wurde verſchloſſen, und unmuthig ging Lindoro ſeiner Wohnung zu.

Die Beſtellung war vergebens geweſen. Das Gartenhaus war leer, und eine alte Gärtnerin verſicherte, der Herr, der es gemiethet gehabt habe, ſey ſeit dieſen Morgen ſchon nicht mehr in der Stadt.

Lindoro ſuchte ihn den folgenden Morgen unter den Ruinen, und fand in der Roſenlaube, was er dort nie geſucht hätte. Schlummernd lag in der Laube eine weibliche Figur, in weiße Schleier verhüllt.

„Das iſt ſie! Sie iſt es!“ — flüſterte er ſich ſelbſt zu, und nahte ſich der Schlafenden.

Mit klopfendem Herzen und wankenden Füſſen ging er näher, wagte es aber nicht, die Schleier zu berühren, die das Geſicht der Schlafenden verdeckten. — Da rauſchte es hinter der Laube. Er trat hinaus. Ein Mann ging vorüber, den man zu Baba unter dem Namen des Geiſterſehers kannte; er hieß Bartoſano, war ein rechtlicher, ſtiller Mann im Lande, ſtudirte viel, kam wenig in Geſellſchaften, und war in den Ruf gekommen, als ſey er im Beſitz höherer als gewöhnlicher Wiſſenſchaften. Dieſer Mann ging auf die Ruinen zu, in die er ſich bald verlor.

Lindoro ſuchte die Laube wieder auf, und fand ſie leer. Die ſchlafende Schöne war verſchwunden. Das machte ihn ſehr ärgerlich. Er verließ die Laube, und ſuchte die Ruinen auf.

Bartoſano ſaß auf einer umgeſtürzten Säule, und zirkelte mit ſeinem Stabe auf dem Sandboden herum. Lindoro nahte ſich ihm, und beyde kamen bald in ein Geſpräch, welches ganz zufällig, wie es ſchien, eine Wendung nahm, die dem Ritter ziemlich neu war. Beredſam webte Bartoſano ſein Geſpräch um den Himmel und die Elemente. Er ſprach von den hohen Geheimniſſen der Elementar-Welten, in denen er ſo bekannt, wie in den Gegenden um Baba herum, zu ſeyn ſchien. Voll Erſtaunen hörte Lindoro ihn an, und ſetzte kaum einige beſcheidene Fragen und Zweifel ſeinen Belehrungen und Reden entgegen, die dieſer aber immer ſehr leicht zu beantworten, und gefällig zu heben wußte.

„Ich halte Euch, Herr Ritter! — ſagte er endlich, — für einen ehrlichen, und wenn Ihr gleich noch jung ſeyd, für einen geſetzten Mann, der wohl über mancherley Dinge nachzudenken weiß, die auch über ſeine bisherigen Begriffe gehen, und deshalb habe ich mich ſo frey und offen mit Euch unterhalten. Ich hoffe Euch noch oft zu ſprechen, und von einigen meiner Angaben kann ich Euch ſo gar einleuchtende Beweiſe geben. — Ich kannte Euern Vater zu Palermo, wir waren von Jugend auf Freunde, er war ein ſehr rechtſchaffner Mann, der keine geringen Kenntniſſe beſaß. Dieſer Bekanntſchaft wegen ſeyd auch Ihr mir werth, und deshalb ſpreche ich mit Euch mehr, als ich mit einem andern ſprechen würde! Beſucht mich zuweilen in meiner einſamen Wohnung, wenn Ihr wollt; Ihr ſollt mir immer willkommen ſeyn!"

Lindoro dankte ihm verbindlich, und verſprach, ſeine Erlaubniß zu benutzen. Bartoſano ſtand auf, blickte auf die Ruinen, und ſagte:

„Wie doch in der Welt alles ſo vergänglich iſt! Hier dampfte vor Zeiten Weihrauch der blondgelockten Ceres; feierlich wurden die Myſterien der erhabenen Theſmophoros unter dieſen verfallenen Säulengängen gefeiert, und jetzt — weilt wohl kaum zuweilen noch ein Gnome oder eine Silfide hier."

„Ihr glaubt alſo wirklich an die ſichtbare Exiſtenz dieſer Elementargeiſter?“ — fragte Lindoro.

„Das wißt Ihr ja ſchon, — antwortete er gelaſſen. — Ich ſpreche aus Erfahrung.“

„Aus Erfahrung?“

„Beſucht mich nur fein bald!“

Damit nahm er Abſchied. — Lindoro kehrte zur Laube zurück. Sie blieb leer.

Die Erzählungen des alten Bartoſano hatten dem jungen Ritter eine ſonderbare Stimmung gegeben, in der es ihm recht behaglich war. Er fiel über ein altes Buch her, durchlas es mit der größten Aufmerkſamkeit, und ſeine Seele wohnte nun ganz in den Elementar-Welten. Er vergaß Dabo, die Ruinen, die Laube, dachte ſogar ſehr wenig an die ſchöne Unbekannte mit dem bezeichneten Schleier, und lebte jetzt in ganz andern Geſellſchaften, als in denen, wo man ihn ſonſt ſah.

So kam er zu Bartoſano, der ihn ſchon längſt erwartet hatte. Er empfing ihn in ſeinem Studirzimmer, wo es, nach damaliger Art, ſehr gelehrt und geheimnißvoll zugleich ausſah. Bücher und mathematiſche Inſtrumente, Himmelskugeln und ausgeſtopfte ſeltene Thiere, fremde Gewächſe und Blumen, zierten das Zimmer. Unter einer gläſernen Glocke ſtand eine kleine weibliche, ſonderbar gekleidete Figur auf einem Tiſche, die Lindoro's Blicke bald feſſelte.

Die Unterhaltung begann, und wurde für beyde intereſſant. Lindoro kramte aus, was er geleſen hatte, Bartoſano beſtätigte oder berichtigte, was er hörte, und da er den Ritter ſo gelehrig fand, ſprang er endlich entzückt auf, umarmte ihn, und rief aus:

„Auf Dir, mein Sohn! ruht der Geiſt Deines verklärten Vaters!“

„Du haſt geleſen, — fuhr er fort; — und ſollſt nun ſehen und hören!“

Damit ging er auf die gläſerne Glocke zu, hob ſie von der kleinen Figur, ſtellte ſie auf die Seite, und rief: „Zenide!“

Die Figur bewegte ihre Augen, ſtreckte ihre Aermchen aus, hob ihre Füßchen, und ſagte mit ſanfter Stimme:

„Hier iſt Zenide!“

„Was ſagſt Du dazu?“ — fragte Bartoſano den erſtaunten Ritter, der keine Antwort auf die Frage hatte.

Sie wurde wiederholt. Lindoro rief aus:

„Iſt dies ein lebendes Weſen?“

„Ueberzeuge Dich davon ſelbſt;“ — antwortete Bartoſano.

Der Ritter ging auf die kleine Schöne zu. Er ergriff ihre Hand, und fühlte Fleiſch und Blut. Er küßte dieſe niedliche Hand. Die Kleine lachte.

„Bey Gott! — ſtammelte er; — Es iſt ein lebendes Weſen! Ich fühle Fleiſch, ich fühle ihre Pulſe klopfen, ſie ſpricht und lacht. — O Bartoſano! welchen Namen gabſt Du dieſem Kinde?“

Der Alte fragte die Kleine:

„Wie nennſt Du Dich?“

Sie antwortete ſchnell:

„Ich heiße Zenide.“

„Wer biſt Du?“ — fragte jener weiter.

„Ich bin eine Silfide;“ — antwortete die Kleine.

„Eine Silfide? — ſchrie Lindoro; — Iſt es möglich?“

„Es iſt möglich und wahr;“ — ſagte Zenide.

Schweigend ſah Lindoro die Kleine an, die mit verſchiedenen Wendungen leicht und gefällig ſich hin und her bewegte. — Bartoſano ſetzte ſich auf einen Stuhl, ſchlug die Beine über einander, und rief der Kleinen zu:

„Erzähle uns etwas!“

„Wenn Du mich bald meinem Kerker entlaſſen willſt;“ — antwortete ſie.

Indem klopfte man an die Thüre. Bartoſano ſtürzte ſchnell die gläſerne Glocke über die Kleine, die laut aufſeufzend, unbeweglich blieb, und warf ein ſeidenes Tuch darüber.

Ein Bedienter trat ein, und erſuchte ihn, auf einige Worte eilig zu ſeinem Herrn zu kommen. — Dies verſprach Bartoſano, und der Bediente ging.

„Junger Freund! — ſagte der Alte, indem er die Perücke aufſetzte und den Mantel umhing; — Ich laſſe Dich mit dieſer Kleinen allein. Ich erlaube Dir, ſie auszufragen, und Dich mit ihr zu unterhalten, ſo gut es Dir möglich iſt. Bald werde ich wieder hier ſeyn!“

Er war fort. Lindoro nahm das Tuch von der Glocke, und betrachtete die Kleine. Sie war unbeweglich. Er hob die Glocke in die Höhe, ſetzte ſie auf einen andern

Tiſch, rief: „Zenide!“ und die kleine Schöne bewegte Augen, Arme und Füße.

„Willſt Du Dich mit mir unterhalten?“ — fragte er.

„Mit Dir lieber, — antwortete ſie, — als mit dem Alten, der mich in dieſen Glaskerker ſperrt, und der ſo häßlich und alt iſt! Du biſt doch ein ſchöner, junger Menſch, und ſo einer kann mir gar wohl gefallen.“ — Dabey verneigte ſie ſich auf die zierlichſte Art von der Welt.

Lindoro war außer ſich.

„Liebenswürdige Zenide! — ſagte er, indem er ihr Händchen ergriff und es küßte; — Sprich, ſprich recht viel mit mir!“

Geſchäftig ſprang die Kleine über den Tiſch, rückte einen Folianten herbey, legte einen Oktav-Band darauf, ſetzte ſich, warf einen ihrer Schleier ab, und fragte freundlich lächelnd:

„Was ſoll ich Dir denn erzählen?“

„Erzähle mir, wer Du biſt? was Du hier willſt? wie Du hieher kamſt?“

„Das ſollſt Du hören!“

Lindoro warf ſich auf einen Stuhl, ihr gegenüber. Sie trug noch einige Bücher zuſammen, formirte davon eine Art von Kanapee, ſtreckte ſich darauf aus, und fing an zu ſprechen:

„Ich nenne mich Zenide, und bin eine Silfide.“

Die Thür ging auf. Bartoſano am zurück. Er hatte ſeine Brille vergeſſen, ſuchte, fand ſie, ſteckte ſie zu ſich, und eilte wieder davon.

Aergerlich warf Lindoro ſich wieder auf den Stuhl, und rief Zeniden freundlich zu

„Erzähle weiter, ſchönes Kind!“

Zenide erzählte:

„Ich nenne mich Zenide, und bin eine Silfide. Daß die Silfiden Elementar-Geiſter ſind, weißt Du?“

„Ich weiß es, liebe Zenide! und brenne für Begierde, mit dieſen Weſen in nähere Bekanntſchaft zu kommen.“

„Das kann leicht geſchehen!“.

„Leicht? — O! erzähle weiter, liebenswürdiges, ſchönes Kind! reitzende Zenide!“

„Wir ſind erſchaffen, um mit Menſchen den zärtlichern Umgang nicht entbehren zu können, nicht weil ihr Weſen edler, ſondern weil es gröber, als das unſrige iſt.“

„Aber dieſe Form Deiner ſichtbaren, menſchlichen Geſtalt?“ —

„Sie iſt durch die Feinheit der Luft aus den reinſten Atomen zuſammengetrieben, und unendlich weit übertrifft ſie jede feine Materie menſchlicher Formen. Aber eben dieſe ungemeine Feinheit bringt uns nur allzuoſt Schaden. Eben dieſe wirkſame Kraft der Luft, welche die Atomen zu unſrer ſichtaren Form zuſammengetrieben hat, kan ſie auch wieder auflöſen und zerſtöhren, wen ſie zu heftig wird. Deshalb haben wir

etwas

etwas Weniger Geiſtiges nöthig, um dadurch unſere feinen Theilchen, etwas dichter zu machen. — Verſtehſt Du mich? Begreifſt Du nun, was uns zu euch herab zieht?"

„Ich verſtehe Dich und begreife, was Du ſagſt. — Wie kömmſt Du aber hieher? Welche Gewalt hält Dich unter dieſer Glocke?"

„Unter dieſer Glocke hält mich Bartoſano's Gewalt."

„Ueber die Elementar-Geiſter?"

„Wie Du hörſt."

Bartoſano kam mit Geſellſchaft zurück, die er in ein anderes Zimmer führte, bis er Zeniden wieder unter die Glasglocke geſteckt, und in die Kammer getragen hatte. Er bat ſodann den Ritter, ihn bald wieder zu beſuchen, und bedauerte es, daß er ſo eben fremden Beſuch bekommen habe. Lindoro verließ gedankenvoll und verdrüßlich das Haus, und ging aus der Stadt, auf die Ruinen zu.

„Ich weiß nicht, — ſprach er bey ſich ſelbſt, — was ich denken ſoll! Mein Glaube wurde zur Ueberzeugung. Sie ſprach, ſie nannte ſich ſelbſt eine Silfide. — Aber, eine Silfide unter einem Glaſe? — Woher mag Bartoſano die Macht erhalten haben Zeniden in dieſes Behältniß zu verſchließen?“

In dieſer Selbſtunterhaltung war er unter die Ruinen gekommen, und dort wandelte eine weißgekleidete, weibliche Figur umher. Er glaubte die Unbekannte zu finden, und es war Flora, die er hier weder ſuchte, noch zu finden glaubte. Sie ſelbſt machte dieſe Bemerkung, und ſetzte ziemlich boshaft hinzu:

„Ich hoffe, Ihr werdet nun die Einſamkeit dieſes Platzes nicht mehr einſam finden!“

Er ſprach von den ſchönen Ueberreſten des Tempels, und prieß die herrliche Gegend. — Bald fanden ſich mehrere Herrn und Damen ein; man hatte ſich verabredet, hier eine Kollation einzunehmen. — Lindoro entfernte ſich unbemerkt, und ging, ziemlich verſtimmt, der Stadt zu.

Gegen Abend fand ſich Bartoſano bey ihm ein. Er drückte ihm freundſchaftlich die Hand, und begann:

„Mein Freund! Geſchäfte rufen mich über's Meer. Ich reiſe nach Sicilien.“

„Und Zenide?“ — fiel, raſch fragend, ihm Lindoro in die Rede.

„Zenide, — antwortete der Alte, — ſoll hier bleiben.“

„In Baba? In Euerm Hauſe?“

„Wie wär es, wenn ich Dir Zeniden aufzuheben gäbe?“

„Mir?“

„Willſt Du ſie nicht?“

„Warum nicht? Aber —“

„Ich gebe Dir dieſen Ring. Er giebt Dir die Herrſchaft über Zeniden.“

Lindoro beſah den Ring. Bartoſano zeigte auf den Tiſch in der Ecke des Zimmers, Dort ſtand die Glasglocke, und Zenide darunter. — Der Alte ſagte:

„Mit Tagesanbruch muß ich Bada verlaſſen. Lebe wohl! Studire fleißig in Deinem Buche, und unterhalte Dich wohl mit Deiner kleinen Hausgenoſſin.“

Als Lindoro allein war, verſchloß er ſorgfältig ſeine Thür, und hob die Glocke von Zeniden. Er nannte ihren Namen, ſie bewegte ſich, neigte ſich freundlich gegen ihn, und fragte, was er befehle?

„Denn, — ſetzte ſie hinzu, — wie ich an dem Ringe ſehe, der an Deiner Hand prangt, ſo biſt Du jetzt mein Gebieter. Sieh! ſo geht die Wiſſenſchaft der Menſchen ſogar mit Elementar-Geiſtern um.“

„Biſt Du ungern bey mir?“ — fragte er. Sie lächelte:

„Wahrhaftig nicht ſo ungern, wie ich bey dem Alten war. Was konnte ich von ihm hoffen, als trockene Unterhaltungen von geheimnißvollen Dingen?“

„Und was erwarteſt Du von mir?“

„Alles, was man Liebes und Gutes von einem hübſchen, jungen, galanten Ritter erwarten kann. — Wenn Du mich gern bey Dir haſt, ſo wirſt Du mir auch gut ſeyn, und biſt Du mir gut, ſo wirſt Du auch artig gegen mich ſeyn. Deshalb habe ich mich ja verkörpert!“

„Und Du wirſt auch größer werden?“

„Wenn Du willſt.“

„Wenn ich will?“

„Ja!“

„Nun wohl! Ich will es; ich wünſche es.“

„Das ſteht bey Dir.“

„Wie?“

„Dein Ring giebt Dir dieſe Macht, Gewalt und Kraft, wenn Du Dich deſſelben nicht mehr bedienen willſt.“

„Ich ſoll ihn nicht behalten?“

„Du giebſt ihn mir.“

„Und Du entfliehſt!“

„Das fürchte nicht!“

„Ich darf Dir nicht trauen!“

„Ich bin Dir gut.“

„Davon habe ich noch keine Beweiſe.“

„Du biſt ſehr mißtrauiſch!“

„Verdenkſt Du mich? Ich habe es mit einem Weibe, und noch dazu mit einem Weſen zu thun, das mächtiger iſt, als ich bin.“

„Das glaubſt Du nur! Ich nenne Dir das große Wort, das uns an die Menſchen bindet, feſter als an unſere Sitten. Wir bekommen unſere Unſterblichkeit nur durch euch. Wir überlaſſen uns den Entzückungen der Liebe, wir genießen ein uns allein eigenes Vergnügen, und die Feſtigkeit, welche unſere ätheriſchen Körper bekommen, erhalten wir durch euch. — Willſt Du mich lieben, ſo machſt Du mich glücklich, bleibſt Du mir treu ſo machſt Du mich unſterblich.“

„Und dann, werde ich verlaſſen?“

„Ach! unſer Lauf hienieden, mißt mehr, als Ein Menſchen-Alter. Ich habe mich nun einmal verkörpert, und kann nicht eher wieder zurück, als bis ich mein Ziel erreicht habe. — Gieb mir Deinen Ring; ich gebe Dir den meinigen; ſo entgehen wir einander beyde nicht.

Sie ſtreckte ihr Händchen aus, und reichte ihm einen Ring, den ſie aus ihrem Buſen zog.

„Auf Dein offenes Geſicht, will ich den Tauſch wagen;“ — ſagte Lindoro, gab ihr ſeinen Ring, und nahm den ihrigen.

Im Augenblick war ſie einige Zoll gewachſen. Sie fragte:

„Wie gefalle ich Dir jetzt?“

Lindoro ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, und fragte:

„Was fühlſt Du?“

„Ein klopfendes Herz;“ — lächelte ſie, und ſchoß ſogleich einige Zoll höher auf.

„O Zenide!“

„Stelle Dir in mir die Liebe vor. Sie wächſt in Augenblicken. Sie iſt ein Kind, und wird zum Weibe. Sie ward zum Weibe, und wird zur Geliebten;“ — dabey drückte ſie ſeufzend ſeine Hand an ihr Herz.

„Schlägt dieſes Herz für mich?“

„Fühlſt Du das nicht?“

„Ich fühle es nur klopfen.“

„Was ſagt Dein Herz?“

„Es will mich überreden —“

„Wovon? Wozu?“

„Zenide! liebſt Du mich wirklich?“

Noch größer ſtand ſie vor ihm, und lächelnd fragte ſie:

„Wie groß willſt Du mich haben? Etwa ſo groß, wie eine gewiſſe Unbekannte?“

„Welche Unbekannte?

„In jenem Käſtchen dort, liegt etwas, das ich zu ſehen wünſchte.“

Verlegen lächelte der Ritter:

„Es iſt nicht viel Beſonderes!“

„Was iſt es denn?“

„Ein Schleier.“

„Da Du ihn ſo gut verwahrſt, ſo muß es doch wohl kein ganz gemeiner Schleier ſeyn! — Gieb ihn mir. Ich brauche einen Schleier.“

Lindoro öffnete das Käſtchen, und nahm den Schleier heraus. Er drehte ſich herum. Die ſchöne Unbekannte, die er unter den Ruinen geſehen hatte, ſtand hinter ihm. Sie nahm den Schleier, warf ihn über, ergriff ſeine Hand, drückte ſie zärtlich, und ſagte:

„Lindoro! Noch höre ich die ſüſſen Töne Deines Liedes: Nahe dich, o ſanfte Schöne! u. ſ. w. Du ſiehſt ſie hier, die Du zu ſehen wünſchteſt, Zeniden, die Dich glücklich zu machen wünſcht!“

Betroffen ſah der Ritter auf den Tiſch; die Kleine war verſchwunden; die Große ſtand vor ihm.

Sanft fragte ſie:

„Warum biſt Du verlegen? Willſt Du die Kleine lieber haben? Zenide bleibt Zenide, in jeder Geſtalt, und um mit ihr zu ſpielen, wird ein Weib nie zu groß.“

„O Zenide! — rief Lindoro aus; — Ich bin ein Menſch, Du biſt ein Weſen höherer Art; muß dieſe Szene mich nicht verlegen machen?“

„Sey es das, ſo weiß ich doch auch noch etwas, das Dich verlegen macht?“

„Noch etwas?“

„Du ſiehſt Dich mit mir allein. — Dies macht Dich verlegen, weil — ſo etwas Dich ſonſt nie verlegen machte.“

„Zenide!“

„Ich darf Dich nicht ſchonen, weil ich Deine Freundin bin.“

„Nur Freundin?“

„Ohne Freundſchaft kennt kein edleres Weſen Liebe; ohne Begierde iſt Liebe nur Freundſchaft. — Du haſt geliebt, Lindoro, haſt genoſſen, aber die wahren Freuden ſanfter Liebe kennſt Du nicht. Nur ſtufenweis, nur nach und nach glücklich zu werden, dies macht glücklich! — Ich werde Deine Lehrmeiſterin werden, um Dich glücklich zu machen. — Wir wollen ſehen, ob Du meinem Unterricht Ehre machen wirſt, oder nicht.“

„In der That! — ſagte Lindoro; — Der Ring hat Dich groß, hat Dich aus einem ſchönen Kinde zu einem ſchönen Weibe gemacht, und nun — weißt Du auch zu imponiren!“

Sehr ernſthaft antwortete Zenide:

„Pfui Lindoro! — Das verdiene ich nicht! — Ob ich Dich glücklich machen will, ob ich Dich wirklich liebe, das ſollſt Du erfahren!“

Als ſie das ſagte, warf ſie den Schleier ab, und verſchwand.

„Da haben wir das Weib! — ſchrie Lindoro; — Verſtellen konnte ſie ſich, mit Schmeicheleien mir meine Gewalt und Macht über ſie abzulocken, und um mich zu betrügen, ſprach ſie von Liebe. Verſchwunden iſt ihre Wirklichkeit, und einen Schleier läßt ſie mir zurück. Wie lieb iſt es mir, zu wiſſen, daß ſelbſt dieſe Weiber der Elementar-Welt, doch nur — Weiber ſind!“

Er hob den Schleier auf, verſchloß ihn wieder, und ſprach weiter:

„Sie ſind Steine, dieſe Weiber, die ihre Folie nur durch Uns erhalten. Nimmt man die Folie hinweg, ſo iſt der Glanz dahin! — Das, was ſie verſchleierte, ihr nebelgleicher Nimbus, bleibt zurück, und ſie — verſchwinden. — O! Vater, wie danke ich Dir, daß Du dieſes Kreuz auf Bruſt und Mantel geheftet haſt! Es macht mich frey und ungebunden. Ich bin es, der Maltheſer iſt's, und mein Herz ſoll es auf immer ſeyn. — — Maltha hat jetzt Ruh. Kein Feind bedroht die unüberwindliche Inſel, die nur durch Verrätherey erobert werden kann. — Reiſen will ich. — Dem ganzen weiblichen Geſchlecht kündige ich Fehde an, auf Liebe um Glück, auf Glück um Liebe! Alle ſollen mir mein Kreuz bezahlen, und keine ſoll's erhalten!“

Zweytes Buch.

Wie leicht wird nicht ein Herz betrogen,
das ſich am liebſten ſelbſt betrügt!
Wohl Dir! daß Du den Kreis gezogen,
der ſich zum Seelen-Ringe fügt!

Der hohen Maſte Schatten überflog die Wellen; Hoch ſtand der Mond, und mancher Stern an ſeiner Seite. — Lindoro ruhte, ſanft gewiegt, auf ſeinem Lager, und unterhielt ſich mit ſich ſelbſt.

„Der unermeßliche Raum zwiſchen Himmel und Erde hat andere, noch edlere Bewohner, als Vögel und Fliegen; er trägt Geſchöpfe, die die Menſchen lieben, die mit Menſchen ſich verbinden. Ondinen leben in dem Waſſer, in dem Feuer athmen Salamander, Gnomen bewohnen das Innere der Erde, und in der Luft ſchweben Silfen und Silfiden. Nur durch ihre Verbindungen, die ſie mit Menſchen eingehen dürfen, werden ſie unſterblich. Die Seligkeit, nach der ſie ſtreben, erhalten ſie, durch die Vereinigung mit Menſchen. Wie groß muß nicht die Zärtlichkeit und Dankbarkeit der Schönen ſeyn, die wir unſterblich machen können! — Wie einfach iſt die Natur in allen ihren erſtaunlichen Wirkungen! Welch eine groſſe Harmonie waltet mit, in ihr, und durch ſie! — O Natur! warum erforſcht man Dich ſo wenig! Sie, immer ehrwürdig und gerecht, ſtellt Elemente her durch Elemente, und reiner Einklang iſt ihr hohes Ziel!"

So ſprach er mit ſich ſelbſt. — Sanfte Harfentöne rauſchten um ſein entzücktes Ohr. Es ſchoß ein heller Strahl herein; er richtete ſich auf; Zenide ſtand vor ihm. Er breitete ſeine Arme nach ihr aus; ſie lächelte: „Wir ſehen uns wieder!" und verſchwand.

Es donnerten Kanonen vom Schiffe und vom Kaſtel; das Schiffsvolk jauchzte laut; der Anker fiel; im Hafen vor Palermo lag das Schiff.

Ein freundliches Gärtnermädchen bot unſerm Ritter Blumen an. Er kaufte ihr die Blumen ab, und bezog ein leeres Quartier, in einer Gartenwohnung, die ſie ihm zeigte.

„Hier bin ich zu Hauſe, — ſagte ſie, — und kann Euch bedienen.“

„Du biſt des Gärtners Tochter?“ — fragte er.

Freundlich antwortete ſie:

„Ich bin eine Waiſe, und verkaufe des Gärtners Blumen und Früchte. Der Gärtner hat keine Kinder. Er hat mich zu ſich genommen.“

„Wie nennt man Dich?“

„Roſette.“

„Du biſt ein hübſches Mädchen! Nimm Dich in Acht!“

„Wofür?“

„Für den Männern.“

„Die thun mir nichts!“

„Wie kannſt Du das wiſſen?“

„Weil ich ihnen nichts thue.“

„So meynſt Du es?“

„Ja! So meyne ich es.“

„Was thuſt Du einer Tarantel, die Dich ſticht?“

„Die Männer ſind ja keine Taranteln!“

„Nur allzuoft verführen ſie die Unſchuld.“

„Thut Ihr das auch?“

„Bewahre!“

„Ihr wißt alſo auch wohl nicht, wie man's macht, wenn man verführt? Ich möchte es gern wiſſen, um mich darnach richten zu können. Wißt Ihr es, ſo ſagt mir's.“

„Du weißt doch wohl, was Schmeicheln iſt?“

„Das glaube ich zu wiſſen. — Nicht ſo? Ich ergreiſe Euere Hand, ich ſtreiche ſie ſanft, ich küſſe ſie, ich ſehe Euch freundlich an, und ſage: Schöner Herr!“

„Das iſt geſchmeichelt.“

„Wenn's aber wahr iſt?“

„Es giebt ſogar Wahrheiten, die Schmeicheleien ſind.“

„Ihr habt geſagt: ich ſey ein hübſches Mädchen. —“

„Das iſt wahr!“

„Es iſt aber alſo doch geſchmeichelt?“

„Nein! Denn man könnte mit Wahrheit weit mehr ſagen; man könnte Dich ſchön nennen.“

„Das wär mir lieb, wenn's wahr wär. Denn, wenn ich einen Mann haben will, ſo muß ich ihm wenigſtens ein Bischen Schönheit geben können, da ich ihn ſonſt nichts geben kann.“

„Einen Mann willſt Du alſo haben?“

„Warum nicht? Wollen denn nicht alle Mädchen gern Weiber werden?“

„Nicht alle. Viele gehen in Klöſter.“

„Das thue ich ihnen nicht nach. In den Klöſtern ſieht's gar finſter aus. Da will ich doch lieber einem Manne in die freundlichen Augen ſehen! — Nicht wahr, Ihr möchtet auch nicht gern ein Mönch werden?“

„Nein!“

„Aber das Kreuz habt Ihr genommen. Die Kreuz-Herrn dürfen keine Weiber nehmen. Das iſt auch nicht hübſch für Euch, denn Ihr hättet gewiß eine recht artige und ſchöne Frau bekommen. — Ihr ſeyd wohl ſo zu dem Kreuze gekommen, Ihr wißt ſelbſt nicht, wie? Nicht wahr?“

„Ja, ja!“

„Dacht ich's doch gleich! — — Werdet Ihr lange in Palermo bleiben?“

„Vielleicht.“

„Wenn's nur wenigſtens ſo lange iſt, bis ich Hochzeit habe.“

„Wird das bald ſeyn?“

„Ich denke. — Ich habe etwas auf dem Korne. Ich weiß aber noch nicht, ob ich's kriege."

„Es kann Dir gar nicht fehlen!"

„Das war eine Schmeicheley! — — Seht! Es iſt Einer in Palermo, der mir gefällt, aber — er hat eine Andere im Sinn." —

„Die muß heraus!"

„Wer ſoll ſie austreiben?"

„Du ſelbſt."

„Das verſtehe ich nicht!"

Sie ſprang lachend davon. — Lindoro warf ſich auf einen Stuhl, ſah aufwärts, breitete ſeine Arme aus, und ſeufzte: Zenide!

Es war Abend geworden. Zenide erſchien nicht, aber Roſette kam, und brachte Licht. Ihre Blicke fielen auf die Guitarre. Raſch that ſie ein'ge Griffe in die Saiten, und fragte:

„Ob ich wohl ſpielen kann?"

Lindoro lächelte. Sie ſpielte und ſang:

Lied.

Es blühen der Blumen ſo viele
im Garten, ſo duftend und ſchön!
Oft hab' ich die lieblichen Blumen
in herrlicher Schöne geſehn!

Doch unter den duftenden Blumen,
gefällt mir die Roſe allein.
Es ſoll dieſe Göttin der Blumen,
die lieblichſte Blume mir ſeyn!

„Du ſingſt recht gut, Du ſpielſt ſehr zierlich, — ſagte Lindoro; — aber die Roſe hat Dornen.“

Ganz vertraut liſpelte ihm Roſette die Antwort zu:

„Die Dornen muß ſie haben!“

„Wozu?“

„Zu ſtechen.“

„Das ſollte ſie nicht!“

„Ey, ja! Das ſoll ſie.“

„Du liebſt die Roſen nur, weil Du Dich Roſette nennſt.“

„Ihr hättet lieber ſagen ſollen: weil ich ſelbſt eine Roſe bin.“

„Auch das! — Die Dornen aber?“

„Ihr ſeht ſie nicht. Es iſt damit nicht, wie mit Euerm Kreuz, das ſtets zur Schau getragen wird.“

„Was hat Dir nur mein Kreuz gethan?“

„Das ſicher nicht, was es Euch thut.“

„Was thut es?“

„Es jagt Euch gegen Türken und Mohren, und verſcheucht die Mädchen.“

„Das iſt kein Unglück!“

„Seyd Ihr denn nicht auch zuweilen verliebt?“

„Gar nicht.“

„Ja, ſo! — Das wußte ich nicht! Ich dachte, jeder Menſch müſſe verliebt ſeyn. — Aber, kann es denn bey Euch nicht noch kommen?“

„Hier, in Palermo, vielleicht.“

„Hört, Herr Ritter! wenn's kömmt, ſo ſagt mir's! Wollt Ihr?“

„Gewiß!“

„Ich möchte gern wiſſen, wie ein verliebter Menſch ausſieht.“

„Haſt Du keinen Spiegel?“

„O ja! Er iſt zwar klein, man ſieht ſich aber recht gut drinnen.“

„So ſieh einmal hinein.“

„Bin ich denn verliebt?“

„Du haſt ja etwas auf dem Korne.“

„Das wohl! aber — das iſt noch kein Verliebtſeyn.“

„Auch, haſt Du Dich in mich verliebt.“

„Ach! wenn ich das dürfte, wer wär ich!“

Sie verließ lachend das Zimmer. Lindoro blieb allein. Er ſeufzte nach Zeniden. Sie erſchien ihm nicht.

Die Wolken theilten ſich; Duft und Nebel flohen. Mächtig und ſchön trat die Sonne hervor und Himmel und Erde erhellte ihr Licht. Von tauſend Spiegeln erglänzten die Fluren, von Laub und Gras ſtrahlten tauſendfarbichte Sterne zurück. Mit ſpielenden Mücken belebten ſich die Lüfte, laut ertönte der Sang der erwachten Vögel: für Himmel und Erde lachte ein heiterer Morgen.

Lindoro durchſtreifte die feuchten Fluren. Ihn lockte der ſchöne Morgen in's Freye. Im ſüſſen Genuſſe ſchwelgte ſeine Seele. Sein Herz trug eine ſchöne Welt.

Auf einem Hügel ſetzte er ſich unter hohen Pappeln nieder, und überblickte die herrliche Gegend. Vor ihm lag das ſtolze Palermo. In der Entfernung donnerten Kanonen des Hafens, und um und neben ihm lebte die belebte Schöpfung. Sein Herz ſchloß ſich dieſen ſchönen Szenen auf, empfänglich für die ſtillen Morgenfreuden. — Er wurde laut:

„Wo biſt Du, Zenide? Warum erſcheinſt Du mir nicht? Welche Freuden halten Dich gefeſſelt, da hier ein Herz für Dich ſchlägt?

Es rauſchte hinter ihm, es rauſchte laut durch die geſchwätzigen Pappeln. Er ſah ſich um; er blickte über ſich.

„Iſt das der Schwung, das Rauſchen Deiner ätheriſchen Flügel, Zenide? Biſt Du unſichtbar mir nahe? Werde ſichtbar!“

Er lauſchte. Keine Antwort kam, kein Weſen wurde ſichtbar. Er lehnte an die Pappel ſich zurück und blickte auf zum reinen, blauen Aether.

„Dort iſt Deine Wohnung, Zenide! Dort ſchwebt umher die leichte Welt der zärtlichen Silfiden. Ach! Meine Seele ſtrebt empor! Der Aether leiht ihr keine Flügel.“

Hinter ihm, in der Entfernung ertönten Trompeten. Er ſtand auf, verließ den Hügel, und ging dem Schall entgegen. — Je näher er kam, deſto mehr unterſchied er Sang und Saitenſpiel.

Auf einer ſchönen Ebne waren bunte Gezelte aufgeſchlagen. Menſchen drängten ſich durch einander, und laut war das Gewühl. — Geſchäftig rannten Diener auf und ab, flüchtig flogen Pagen von Gezelt zu Gezelt.

Lindoro nahte ſich der bunten Szene. — Er redete einen Diener an, und fragte, was es hier gebe? Kurz beantwortete dieſer ſeine Frage:

„Die Gräfin Antinoro hält hier, im Freyen, Hof.“

Langſam trat er näher. Ein Page kam auf ihn zu:

„Die Gräfin Antinoro läßt ſich erkundigen, wer Ihr ſeyd?“

„Maltheſer Ritter bin ich, und ein Fremder. Der Zufall führte mich hieher;“ — antwortete Lindoro.

Mit dieſer Antwort, eilte der Page davon, und bald erſchien ein Kavalier, und fragte im Namen der Gräfin: ob es dem Ritter nicht beliebe, näher zu kommen?

Er folgte dieſer Einladung. — Die Gräfin, umgeben von Damen und Rittern, empfing ihn ſehr artig, und bat ihn, Theil zu nehmen an einem kleinen Feſt, welches ſie ihren Freunden im Freyen gebe.

„Der Morgen, — fuhr ſie fort, — iſt das Schönſte, das Erfreulichſte, was uns an einem ſchönen Tage der Himmel giebt; der Abend aber iſt das Sanfteſte. Der Mittag und die Nacht, liegen zwiſchen inne. Und wär die Nacht auch noch ſo ſchön, ſo iſt ſie ſchöner doch, wenn ihr ein ſchöner Morgen folgt. Doch muß man nur den Morgen auf Fluren, in Hainen und im Freyen ſuchen. Ein noch ſo angenehm verträumter Morgen, zwiſchen Wänden, bleibt doch nur ein halber Morgen; ein Traum des Morgens. — Was ſagt Ihr von ſo etwas, Herr Ritter?“

„Der Morgen war es, — antwortete Lindoro, — der mich aus Palermo lockte, der Morgen iſt es, der des ſchönern Lebens ſchönſten Morgen mir finden ließ!“

„Die Herren mit dem Kreuz ſind eben ſo galant als tapfer! — lächelte die Gräfin. —

Des ſchönen Morgens wegen, danke ich für den ſchönern Morgen!“

Man ſpielte auf; unter dem einen Gezelte wurde getanzt. Die Damen ſchwebten dem Tanze zu; die Gräfin aber blieb auf ihrer Eſtrada ruhig liegen. Lindoro nahm ihr gegenüber, auf einem Seſſel Platz. Bald kam er mit der Gräfin in's Geſpräch.

Sie. Es iſt den Weibern ſchon erlaubt, ein wenig neugierig zu ſeyn! — Trieben Euch, Herr Ritter! Geſchäfte nach Palermo?

Er. Nur Reiſeluſt, und der Wunſch, meine Familie in Sicilien einmal zu beſuchen.

Sie. Und — in dieſe Gegend lockte Euch der ſchöne Morgen? Ihr ſeyd empfänglich für die Freuden der herrlichen Natur?

Er. Dieſe Empfänglichkeit erhalte mir der Himmel!

Sie. Ein ſchöner, reiner Wunſch! — Ein Mann, wie Ihr, der mit der Annahme dieſes Kreuzes ſo ſüſſen Freuden und Gefühlen entſagen muß, kann ſich nicht ſchöner ſchadlos halten, als in die Arme der Natur ſich zu werfen. Dieſe Schöne wird nie ungetreu und bleibt uns immer neu. An ihr entdeckt ihr Freund täglich neue Reize. — Ich liebe die Natur; doch überlaſſe ich auch gern der Freude mich. Ein weißer Rath iſt es für Menſchen: Genießt das Leben! Es kömmt keine der entflohenen Stunden zurück, und wer ſie nicht genoß, der hat ſie nicht verlebt. — So, lebe ich, ganz das Gegentheil von meiner Nachbarin.

Er. Darf man nach dieſer Nachbarin fragen?

Sie. Was ich, was man im Allgemeinen von ihr weiß, ſollt Ihr von mir erfahren. Das Sonderbare hört ſich immer gut an.

Er. Wenigſtens, größtentheils.

Sie. Auf jenem Berge, rechts, ſeht Ihr ein Schloß mit hohen Zinnen und Thürmen, noch von den Byzantinern erbaut, als dieſe Meſſina, Agrigent, und einen Theil dieſer Inſel beherrſchten. Von alten Zeiten her, gehörte dies Schloß dem Hauſe Ervilla Der Letzte ſeines Hauſes ſtarb vor ſechs Jahren, und hinterließ eine einzige Tochter. Vergebens wünſchte er bey ſeinem Leben noch ſie vermählt zu ſehen, Brianda war dazu nicht zu bewegen. Viele warben um ihre Hand, und erhielten ſie nicht. Ihr Vater ſtarb, und ſie verſchloß ſich ſo feſt in ihre Burg, daß, auſſer ihren Burg-Geſinde, nur wenig Menſchen ſie geſehen haben. Wer ſie ſah, ſagt, ſie ſey ſehr liebenswürdig, ſie ſey reitzend, ſchön ſogar. Stets trägt ſie ein ſchwarzes Kleid und ſchwarze Schleier. Ein kleiner Garten innerhalb den Schloß-Mauern iſt der einzige Ort, den ſie auſſer ihren Zimmern beſucht, und ſeit ihres Vaters Tode, ſoll ſie das Schloß nicht verlaſſen haben, das ſtets durch aufgezogene Brücken verſperrt iſt. Es hat nicht an Freyern gefehlt, ſie aber bleibt ſich gleich — und ſchlägt jede eheliche Verbindung aus.

Er. Ein ſonderbares Mädchen!

Sie. Das wär ſo eine Liebſchaft für — einen Malteſer.

Er. Die Gründe ihres Benehmens möchte ich wiſſen.

Sie. Vielleicht hat ſie keine. Vielleicht liebt ſie das Sonderbare, um des Sonderbaren willen. — — Herr Ritter! Ihr ſeyd nachdenkend geworden? Was ſteht zur Wette, Ihr wünſcht die Sonderlingin kennen zu lernen?

Er. Das läugne ich nicht!

Sie. Seht zu, wie Ihr das möglich macht, und dann erzählt mir recht viel von dieſer Bekanntſchaft.

Gegen Mittag kehrte die Geſellſchaft in das Schloß der Gräfin zurück, und Lindoro kam in Palermo wieder an.

„Ich habe Euch dieſen Morgen unter den ſchönen Gezelten, in ſchöner Geſellſchaft geſehen!“ — ſagte Roſette.

„Wo warſt Du?“

„Ich trug Blumen aufs Schloß der Gräfin Ervilla."

Raſch fiel Lindoro fragend ein:

„Kennſt Du die Gräfin Ervilla?"

„Weiter nicht, als daß ich heute mit ihr geſprochen habe, als ſie mir die Blumen abnahm, und bezahlte. — Sie iſt recht ſchön! Aber traurig ſcheint ſie zu ſeyn. Sie verſchließt ſich in ihr Schloß, und geht ſtets ſchwarz gekleidet. Ich werde ſie aber bald näher kennen lernen."

„Wie ſo?"

„Mein Pflegevater iſt Schloßgärtner bey ihr geworden. In acht Tagen ziehen wir auch auf das einſame Schloß."

„Es hat eine äuſſerſt romantiſche Lage!"

„So etwas wird man bald gewohnt, doch nicht die Stille, die dort wie in einem Grabe herrſcht. Es wohnen kaum zehn Menſchen in dem Schloſſe."

„Wovon ſprach die Gräfin Ervilla mit Dir?"

„Sie fragte mich ein wenig aus: nach unſern Umſtänden, nach meinem Namen fragte ſie, und ſagte, wir ſollten fein bald kommen.“

Der Gärtner kam, dem Ritter zu ſagen, daß er ſein Haus und ſeinen Garten verkauft habe, daß er in acht Tagen aufs Schloß der Gräfin Ervilla ziehe, und daß der Käufer ſeines Hauſes ihn erſuchen laſſe, ſich nach einem andern Logis umzuſehen.

Lindoro konnte die Schöne des Schloſſes nicht aus den Gedanken bringen. Er machte Anſchläge, ihre Bekanntſchaft zu machen, verwarf und wählte, und wußte ſich zu nichts zu entſchließen.

Zenide trat in's Zimmer. Verlegen blickte er der ſchönen Erſcheinung entgegen, und nicht ganz heiter fragte er:

„Sehe ich Dich wirklich?“

„Du ſiehſt mich wirklich!“ — lächelte ſie. — „Aber zu freuen ſcheint es Dich eben nicht, mich zu ſehen. — — Ich komme Dir wohl gar ungelegen?“

„Ungelegen? — Sehr ſelten machſt Du Dich!“

„Kann ich ſtets um Dich ſeyn? — Du warſt ja dieſen Morgen in angenehmer Geſellſchaft.“

„Vergebens ſeufzte ich nach Dir auf meinem Morgen-Spaziergange. — Ich habe keine Gewalt mehr über Dich!“

„Nimm die Gewalt von Deinem Herzen, und nicht von dem Ringe, den Du großmüthig mir gegeben haſt. Unter die Glasglocke bringſt Du mich nicht wieder, aber Dich trage ich in meinem Herzen. — Darf ich beſtändig ſichtbar um Dich ſeyn? Willſt Du das? Entziehe Dich der Welt, und ich gehe nicht von Dir. Willſt Du Dich aber unterhalten, vergnügen, ſo ſey zufrieden, wenn ich zuweilen Dich beſuche.“

„In Baba ſprachſt Du viel von einer glücklichen Vereinigung!“

„Ich ſprach von meinem Wunſche. Doch eine kleine Prüfung wirſt Du mir doch wohl erlauben? — Es ſchmerzt mich, von Dir mich verkannt zu ſehen! — Könnteſt Du ein Weib wohl lieben, das unbedingt ſich Dir ſogleich in Deine Arme wirft? — Mehr habe ich Dir jetzt nicht zu ſagen. Es iſt etwas, das Dich verſtimmt. Ich will nicht wiſſen, was es iſt. Eine Stunde erwarte ich, in der Du heiterer, in der Du für Zeniden empfänglicher geſtimmt biſt!“

Er wollte ſprechen: ſie verſchwand.

Lindoro durchſtreifte den folgenden Tag die ihm wohlbekannte Gegend. In einem Dorfe erwartete er den Abend.

Im lichten Schatten lag das Thal. Die Sonne zog ſich ſchon zurück. — Er ſtieg langſam den Berg hinauf und ſtand vor der aufgezogenen Zugbrücke des Schloſſes der Gräfin Ervilla. Der Wächter des

Thurms gewahrte ihn, und fragte herab: Was er ſuche? — „Ein Nachtlager:“ — war ſeine Antwort. Der Wächter ging vom Fenſter.

Die Sonne ſank in's Meer. Ihr letzter Strahl vergoldete die Wipfel der Bäume. Links ſtieg der Mond aus grauem Purpurduft herauf. Das ungewiſſe Licht lockte einzelne Sterne ſchon hervor.

Der Wächter kam zurück, und fragte nach Lindoro's Namen. Er nannte ihn. — Nach einigen Minuten fiel die Brücke. Lindoro kam in's Schloß; die Brücke wurde wieder aufgezogen. — Ein alter Diener führte den Ritter zu der, die er zu ſehen wünſchte.

Schwarz gekleidet und ſchwarz verſchleiert, ſtand **Brianda** vor ihm, eine der ſchönſten Frauengeſtalten, die er, nächſt Zeniden, geſehen hatte. — Sie ſprach ſehr freundlich mit ihm, und nöthigte ihn zu einem kleinen Abendeſſen. Es wurde dabey viel geſprochen.

„Ich kann — begann Lindoro endlich; — meine Verwunderung nicht bergen, Euch, wie es ſcheint, in dieſem Schloſſe allein, ohne Gemahl, ohne Eltern, ohne männliche Verwandte zu ſehen!“

„Es iſt wahr, — ſagte Belanda; — ich lebe hier allein, ohne Verwandte, ohne Gatten, ohne Eltern, und dennoch aber nicht unglücklich. Ich bin zufrieden, und es iſt mein eigener Wille, ſo zu leben, wie ich lebe.“

„Wohl dem, der es verſteht, ſich ſelbſt genug zu ſeyn! Doch weiß ich nicht, ob immer Euer Herz damit zufrieden ſeyn wird.“

„Ich fürchte mein Herz nicht! Es iſt gehorſam, und billig. — Euer Kreuz ſagt mir, daß Ihr ſelbſt in gleichem Falle ſeyd.“

„Mein Herz hat nichts von dieſem Kreuz zu fürchten!

„Wie?“

„Man gab mir dieſes Kreuz. Mein Herz hatte ich weit eher, als dies Kreuz.“

„Wie ſophiſtiſch!“

„Sagt: Wie wahr! — Mein Stand, war nicht meine eigene Wahl.“

„Aber, Euer Gelübd?“

„Wie manches wurde ſchon gebrochen!“

„Und geſtraft.“

„Das fürchte ich nicht. Seit Menſchen dieſe Welt bewohnen, gab es Herzen, doch nicht Maltheſer-Kreuze.“

„Dies ſagt, Ihr liebt?“

„Ich werde nicht erröthen, dies zu geſtehen, wenn ich liebe.“

„Ich möchte Euch darüber nie verlegen machen! — Doch, über ſo etwas möchte ich auch nicht ſelbſt gern verlegen ſeyn.“

„Es iſt dabey nichts Böſes. Das Herz hat alte, heilige Rechte. Kein Band, kein Kreuz, kein Orden kann ihm dieſe rauben. Verſchließt es hinter Mauern, und es bleibt dennoch frey. Im Kloſter klopft ſo manches Herz voll Liebe! — Ach! dieſer Göttin kann kein Menſch entfliehen, und flöh er auch hinter zehnfache Mauern.“

„Ihr warnet mich?“

„Verzeiht! Ich wollte nur —“

„Es iſt zu ſpät!“

„Zu ſpät?“

„Ich bin mit meinem Herzen einverſtanden. Nie wird die Welt von mir ſagen können: Brianda liebt.“

„So wird man ſie ſtets beklagen!“

„Sie iſt mit ihrem Loos zufrieden.“

Gleich nach aufgehobener Tafel wurden Lindoro einige Zimmer angewieſen, und Brianda wünſchte ihm, wohl zu ruhen.

Der Ritter war allein auf ſeinem Zimmer. — Es rauſchten Tritte vor der Thür. Er lauſchte. — Die Thür ging auf. Schwarz verſchleiert und ſchwarz gekleidet, trat eine Dame ein. Er flog von ſeinem Sitze auf, eilte auf ſie zu, ergriff ihre Hand, warf vor ihr ſich nieder, und ſeufzte entzückt:

„Ich Glücklicher! — O Brianda!“

Ein lautes Gelächter belohnte ſein Entzücken. Er ſprang beſtürzt auf. Die Verſchleierte ſagte lachend:

„Ihr irrt Euch, Herr Ritter! Brianda iſt es nicht, der Ihr entgegen ſeufztet. Ich bin nur ihre Amme.“

„Ihre Amme?“ — ſchrie Lindoro.

„Die Gräfin ſendet mich, die Zeit Euch zu vertreiben.“

„Mir die Zeit zu vertreiben?“

„Euch Mährchen zu erzählen, und dergleichen.“

„Mir?“

Die Verſchleierte warf ſich auf einen Stuhl, und fing aus vollem Halſe an zu lachen. Lindoro ſtand erzürnt und verlegen ihr gegenüber. Sie ſchlug die Schleier aus einander. Zenide war es, die ihm, laut auflachend, gegenüber ſaß. Noch verlegener warf er ſich auf einen Stuhl. — Zenide wurde laut:

„Ey! ſeht mir doch den feinen Herrn! Was der wohl denkt? Orlanda ſoll zu ihm auf ſein Zimmer kommen! Wie eingebildet! — Kaum ſah er ſie, ſo war ſie auch ſchon erobert! — Das geht nicht immer ſo, wie bey Zeniden, lieber Ritter! Man giebt nicht gleich die Ringe weg! — — Das iſt wahr! Einen treuen, allerliebſten Liebhaber habe ich mir gewählt! Für einen ſolchen läßt ſich etwas thun! Der iſt einer Verkörperung werth!“

„Du haſt mir keine Vorwürfe zu machen! — ſagte Lindoro trotzig. — Weiß ich denn, wo Du herum ſchwärmſt, wenn Du nicht bey mir biſt! Kenne ich denn Deine Liebſchaften!“

Ernſthaft erhob ſich Zenide, und ſagte:

„Du haſt meinen Ring. — Wir Silfiden verſchenken keine Ringe zu Dutzenden. An unſern Ring iſt unſer Wille, unſere Liebe auf ewig gebunden. Weinen kann ich um Dich, mein Unglück kann ich mit Deiner Treuloſigkeit zugleich beklagen, mein Glück kannſt Du hindern, aber hintergehen kann ich Dein Herz nie, nie kann ich Dich betrügen, ſo lange Du lebſt!"

Sie ſprachs, und verſchwand. — Mißmuthig blieb Lindoro zurück.

Es klopfte an die Thür. Sie ging auf. Ein freundliches Mädchen trat in's Zimmer, und ſagte, es ſey ihr befohlen, zu fragen, ob der Herr Ritter, vor Schlafengehen, noch etwas bedürfe?

„Wer iſt denn das artige Mädchen? — fragte Lindoro ziemlich tückiſch luſtig, indem er ihr die Backen ſtrich. — Nicht wahr, ſie heißt Zenide?"

Das Mädchen trat zurück, verneigte ſich ganz zierlich und ſtammelte:

„Zenide heiße ich nicht. Ich bin der Gräfin Kammerjungfer, und heiße Lorette.“

„Geh, geh! — Du biſt Zenide, Du allerliebſtes Schelmenauge!“

„Wer iſt denn die Zenide, die Ihr meynt?“

„Du wirſt ſie ſchon kennen!“

„Ich kenne ſie nicht. — Im ganzen Schloſſe iſt kein Mädchen auſſer mir, und niemand heißt hier Zenide.“

„Verſtelle Dich nur!“

„Das begreiſe ich nicht!“

„Wir wollen uns verſöhnen!“

„Wir kennen einander ja gar nicht!“

„Spaße nicht länger!“

„Herr Ritter! — So kömmt man einem ehrlichen Mädchen nicht, die man zum erſtenmal ſieht. Ich heiße Lorette, habe nie anders geheißen, und bin Eure Zenide nicht!“

Sie ging. — Er ſah ihr nach, und murmelte:

„Es war dennoch Zenide.“

Schnell ſtand Zenide vor ihm. Sie ſagte:

„Du irrſt Dich.“

„Biſt Du wieder verſöhnt?“ — fragte Lindoro lächelnd.

„Ich vergebe Dir. — Aber, beſſere Dich!“

„Bleibe bey mir!“

Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf, und verſchwand.

Orlanda empfing den Morgenbeſuch ihres Gaſtes in einer Laube ihres Schloßgartens. Lorette wartete bey dem Frühſtück auf. Die Unterhaltung war ziemlich allgemein. Endlich fing Lorette ganz unvermuthet an zu fragen:

„Herr Ritter! Was wolltet Ihr denn geſtern nur mit Zeniden ſagen?“

Orlanda gab ihr einen verweiſenden Blick. Sie murmelte:

„Es giebt ja doch keine Zenide bey uns!“

Die Gräfin gab Loretten einen Auftrag, und ſchickte ſie damit fort; dann ſagte ſie:

„Herr Ritter! Ihr werdet Euch bey mir ſchlecht unterhalten haben. Viel beſſer würdet Ihr Euch bey meiner Nachbarin, bey der Gräfin Antinoro befinden, führte Euch der Zufall zu ihr.“

„Ich kenne ſie.“

„Ihr werdet alſo, wenn Ihr ſie kennt, eingeſtehen, daß ich —“

„Ich möchte ſie die perſonificirte Göttin der Freude nennen, Euch aber —“

„Nun? — Wie nennt Ihr mich?“

„Darf ich es wagen?“

„Wagt es nur!“

„Ich würde Euch die Göttin der Liebe nennen.“

„Mich? — Wie käm' ich denn zu dieſer Benennung? — Das müßt Ihr mir erklären!“

„Die Liebe findet alles in ſich ſelbſt, ſie ſucht nichts auſſer ſich, und ſelbſt verſchloſſen, iſt ſie ſich ſelbſt genug.

„Gut! — Aber, die Liebe liebt.“

„Auch Ihr liebt.“

„Ich?“

„Ihr. — Ihr würdet Euch ſonſt nicht verſchließen. Ihr ſeyd im Stillen glücklich, oder Ihr hofft es zu werden.“

„Woher wißt Ihr das?“

„So etwas läßt ſich leicht wiſſen.“

„Wie? — Woher? — Könnt Ihr in mein Inneres blicken? Habt Ihr einen Wahrſagergeiſt? Könnt Ihr Euch einer Bekanntſchaft mit einem Weſen höherer Art rühmen? Steht prophezeihend und weißagend Euch eine lebhafte Salamanderin, eine zärtliche Silfide zur Seite?“

„Gräfin! Ich beſchwöre Euch —“

„Woher auf einmal dieſer feierliche Ton?“

„Glaubt Ihr —“

„Auf meinen kleinen Spaß, ſo viel Ernſt!“

„Nein! Ihr habt nicht geſcherzt! Ihr glaubt, was Ihr ſagtet. Ihr ſeyd von der Exiſtenz der Elementar-Geiſter überzeugt. Ihr — — Was ſehe ich? Gräfin!“

„Wozu ſoll —“

„Dieſer Ring, an dieſem Finger —“

„Ritter!“

„Ihr ſeyd verrathen! Ihr kennt —“

„Schweigt!“

„Es ſpricht der Ring an Euerm Finger für Euch! Auch für mich ſpricht er. — O! nun begreiſe ich leicht, wie erträglich Euch dieſe Einſamkeit werden kann!“

„Ritter! — Schweigt! —“

„Wie nennt der glückliche Silfe ſich, der Eurer Gunſt ſich rühmen darf?“

„Ritter! — Ich nenne Euch einen Namen —“

„Welchen?“

„Der Ring, den Ihr am Finger tragt —“

„Wir kennen unſere Ringe!“

„Ich kann —“

„Doch

„Doch, Euern Silfen möcht' ich kennen lernen!"

„Verlaßt mich!"

„Nimmermehr! Wir gehören einander an, verwandt durch —"

„Ungeſtümer!"

Lindoro warf den Arm um ihren Nacken, er drückte heftig ſie an ſeine Bruſt, ſie ſträubte ſich, ſie rang, ſie bat, ſie flehte, drohte, und vergebens! Seine Lippen ſuchten die ihrigen; ſie drückte ihn zurück, und ſchrie, um Hülfe rufend:

„Aſtros!"

Mit Blitzesſchnelle ſtand ein ſchöner, junger Mann, gebildet wie ein Gott, gekleidet wie ein Heros der Zeit der frühern Mythen, zwiſchen beyden, ſchloß Brianden in den Arm, und ſchleuderte den Ritter leicht zurück. Lindoro griff beleidiget nach dem Degen, — ſchon war er halb gezogen, — und fühlte ſich lebhaft zurückgezogen. Zenide war es, leicht gekleidet, hochgeſchürzt, in ihrer Kleidung einer der wolluſtathmenden Bacchantinnen der Vorwelt gleich, die ihn zurück zog.

„Laß mich! — ſchrie Lindoro, indem er auf Zeniden blickte. — Laß mich! Verwundbar iſt, was einen Menſchenkörper trägt!“

„Ohnmächtiger!“ — lächelte Aſtros verächtlich.

Gleich einem Raſenden riß ſich Lindoro los. Er zog den Degen, und Zenide und Brianda warfen ſich zwiſchen ihm und Aſtros.

„Wenn Du mich liebſt, — ſtammelte Brianda bebend; — ſo verlaß uns jetzt. Und Du, wer Du auch biſt, — fuhr ſie fort, indem ſie ſich gegen Zeniden wendete; — beſänftige dieſen Wüthenden.“

„Ich kann das nicht, — ſeufzete Zenide, — ſo lange dieſer Silfe uns nicht verläßt!“

„Für ihn, für ihn biſt Du beſorgt; für ihn! — ſchrie Aſtros; — O! ihr Weiber!“

Er ſeufzte laut auf, ſein Körper zerfloß in Duft, und er verſchwand. Zenide drohte dem Ritter mit ernſtem Blick, mit zitternder

Hand, und zerfloß in Duft, wie Aſtros. Brianda ſank auf eine Raſenbank. Lindoro warf ſich vor ihr nieder. Mit ſanfter Stimme ſagte er:

„Wenn Irdiſche ſich lieben können, wozu bedürfen ſie der Elemente?“

„Verlaßt mich! — ſeufzte Brianda. — Mein ganzes, ſtilles Glück habt Ihr zerſtöhrt, den Frieden meines Herzens habt Ihr mir geraubt! Wollt Ihr mich nicht ganz unglücklich machen, ſo verlaßt mich! — Verſöhnt Euch mit Zeniden. Ich will erwarten, ob der Geliebte mir vergiebt.“

„Euch zu beruhigen, verlaſſe ich Euch, wie Ihr es wünſcht;“ — ſagte Lindoro, indem er einen Kuß auf ihre Hand drückte, und ſchnell aufſprang.

Er ging in's Schloß zurück, und zögerte, es zu verlaſſen.

„Du biſt noch hier?“ — fragte, indem ſie eintrat, Zenide.

Da ſie keine Antwort erhielt, fuhr ſie fort:

„Ich leſe in Deiner Seele!“

„Was?“

„Deinen Wunſch.“

„Welchen Wunſch?“

„Du möchteſt gern hier bleiben. Brianda hat einen Eindruck auf Dich gemacht, dem Du gern Dich überlaſſen willſt. Der Nebenbuhler eines Silfen möchteſt Du wohl ſeyn. Dieſer aber will nicht der Deinige ſeyn. — Stürze Brianden nicht in Verlegenheit! Schon iſt Aſtros argwöhniſch. Sie wird viel leiden müſſen, ehe es ihr gelingt, ihn zu beſänftigen. — O Lindoro! Wie wird es mir mit Dir, und um Deinetwillen, ergehen! Zenide iſt um ihre Wahl nicht zu beneiden! Du biſt ein trotziger, heftiger und flatterhafter Geſell!“

„Wir könnten hier zuſammen friedlich leben!“

„Wir?“ —

„Brianda, Aſtros, Ich und Du.“

„Das würde ſchöne Szenen geben! — Gewiß! — Du und Aſtros, ihr Hitzköpfe!“ —

„Wir müßten billig denken.“

„Lindoro! — Du wirſt mich zwingen, Dich nie wieder zu ſehen. — O! ihr Männer! Wie übel iſt man mit euch daran! — Trotzen, beleidigen, zanken, mürriſch ſeyn, ungerecht, undankbar, ungetreu, — alles das könnt ihr! Aber lieben kann unter Tauſenden kaum Einer, und auch dieſer Eine will noch erſt gefunden ſeyn.“

Seufzend verſchwand ſie. — Lindoro ſuchte Brianden zu ſprechen. Sie hatte ſich eingeſchloſſen. — Er verließ das Schloß, und kam ſpät in Palermo an.

Hier erwartete ihn ein Brief. Der Groß-Meiſter von Maltha hatte den Venetianern Hülfe gegen die Türken verſprochen. Er rüſtete zwey Galeeren aus. Lindoro erhielt Befehl, ſich nach Maltha unverzüglich zu begeben, und ſich mit nach Morea einzuſchiffen.

Der Wind war günſtig, er durfte nicht ſäumen. Der Morgen ſah ihn ſchon auf der See. Die Langeweile ließ ihn nach Zeniden ſeufzen. Er erſeufzte ihre Erſcheinung nicht.

Aufgebracht zog er den Ring, den er von ihr erhalten hatte, ab, ihn in die Fluten zu werfen. Schon ſchwebte der Ring zwiſchen den Fingern, als er ſchnell die Hand zurück zog, und das erhaltene Kleinod behielt.

Er ging in die Kajüte zurück, und Zenide ſtand bey ihm.

„Was Du thun wollteſt, — ſagte ſie, — hätte uns auf immer getrennt. Du bereuteſt es, und gewiß nicht zu meinem Glück. Ich bin an Dich gebunden; ich kann Dich nicht verlaſſen, und dennoch giebſt Du mir wenig Hoffnung, mich mit Dir verbunden glücklich zu ſehen!“

Lindoro wollte antworten. Zenide war verſchwunden.

Drittes Buch.

Anadyomene windet,
Kränze für des Helden-Haupt;
Helme, die der Krieger findet,
Sind mit Myrthen oft umlaubt.

Die Venetianer lagen vor Coron. Drinne wehrten ſich die Türken verzweifelt. Schon verſchiedene Stürme hatten ſie herzhaft abgeſchlagen, und Moroſini *) beſchloß einen Hauptſturm auf die Feſtung zu wagen. -- Dies geſchah, als die Verſtärkung aus Maltha angekommen war, bey der ſich auch Lindoro mit befand.

Blutroth hinauf zum Schlachtfeld ſtieg die Sonne. Die Trompeten ertönten, und wohlgeordnet rückten die Chriſtlichen Schaaren gegen die Feſtung an. Die ehernen Feuerſchlünde brüllten laut Tod und Vernich-

---

*) Man nannte ihn ausgezeichnet und mit Morino Glorioso Capitano. Die Belagerung von Coron fiel in das Jahr 1685.

tung, dumpf wirbelten die Trommeln, entfaltet flatterten die Fahnen den Streitenden vor. Voran gingen die Maltheſer, geführt von ſechszehn Rittern, brennend von Begierde zu ſtreiten gegen die Feinde des heiligen Glaubens, unter dem Panier der Chriſtlichen Ritterſchaft zu Maltha. *)

Moroſini gab das Zeichen zum Angriff. Die Soldaten flogen zum Sturm. Wie Verzweifelnde fochten die Türken auf den hohen Mauern. Die Stürmenden ſtürzten zurück in die Laufgräben, andere Streiter warfen die Leitern an; vom Geſchrey der Fechtenden ertönte die Gegend.

„Breſche! Breſche!“ — jubelten endlich die Chriſten, und mit wilder Mordgier drangen ſie in die Stadt. — Auf den Straßen wurde mit fürchterlicher Erbitterung gefochten. Die Türken wollten lieber fallen, als ſich ergeben. Tauſende fanden ihr Grab in der

---

*) „Contra i nemici di Santa Fede sotto il Vessillo della Religione di Malta.“

Stadt, Tauſende lagen blutend vor den Wällen und Mauern. — Achthundert Türken warfen ſich in das Kaſtel und ſteckten dort die weiße Fahne auf.

Indeſſen plünderten die Soldaten die Stadt, und nichts entging der Habſucht rauher Krieger, die erhitzt im Streit den Preiß nun ſuchten, für welchen ſie ihr Leben gewagt hatten.

Aus einem Hauſe ſtürzte ein Mädchen auf Lindoro zu, warf ſich vor ihm nieder, umfaßte ſeine Knie, und ſtammelte zitternd:

„Tapferkeit ſiegt, Großmuth iſt gnädig. Zu Deinen Füßen ſieh die Flehende, die ſich Deine Sclavin nennt, die Dich bittet, ihrer Jugend und Ehre zu ſchonen!“

Der Ritter ſtreckte ſein Schwert über die Flehende, hob ſie auf, und ſprach ihr Muth ein. — In ihre Wohnung führte er ſie zurück, und blieb, eine ſichre, ſchützende Wache, bey ihr.

Sie küßte dankend ihm die Hand, und heiße Thränen ſielen darauf. Er aber weidete ſeine Augen an den Reitzen des ſchönen Mädchens, die ſchöner noch in Thränen vor ihm ſtand. Mit ſanfter Stimme fragte er:

„Wie nennſt Du Dich?“

„Zemire. — Mein Vater, meine Brüder ſielen, indem ſie Coron vertheidigten; Edel iſt mein Geſchlecht, ich bin eine Waiſe, und Eure Sklavin!“

„Die Waffen der Malteſer bekämpfen nur Männer, machen nur die zu Gefangenen, die gegen ſie ſtreiten. Gegen zarte Schönen kämpfen keine Ritter, und meine Sklavin biſt Du nicht. Willſt Du Dich meine Freundin nennen, ſo nenne ich mich Deinen Freund.“

„O! edler Jüngling! Mein Leben danke ich Dir, und meine Ehre!“

Der Abend endete die Gräuel des Tages. Lindoro ſorgte für ſeine neue Freundin, und ſtreckte ſich ermüdet aufs weiche Lager. Entſchlummern wollte er, als ihn Zemide weckte.

„Ich bin gekommen, Dich zu loben, — ſagte ſie. — Du haſt heute nicht allein tapfer gefochten, Du haſt auch wacker Dich gehalten, als Dir ein ſchönes Mädchen in die Arme lief. — Doch, was willſt Du nun mit Deiner Beute thun? Du wirſt ſie doch nach Maltha führen?“

„Mein Kreuz will's nicht erlauben.“

„Auch Dein Herz nicht, das älter als Dein Kreuz iſt?“

„Ich flehe für mein Herz nicht.“

„Das war aufrichtig geſprochen!“

„Zemire iſt ſchön —“

„Gewiß!“

„Ich bin ein Freund des Schönen —“

„O ja!“

„Ich weiß alſo nicht, wie es gehen wird.“

„Wir wollen weiter darüber ſprechen, wenn Du ausgeſchlafen haſt.“

Er wollte weiter ſprechen. Zenide war verſchwunden. — Er träumte ſüß und ſchlief den Mittag bald herbey.

Trompeten weckten ihn. Die Venetianer beſetzten das Kaſtel. — Lindoro ſprang vom Lager auf. Er ſuchte Zemiren, und fand ſie nicht. Ein Franziskaner berichtete ihn, der General Moroſini habe ſie, mit andern Weibern, als Sklavin, nach Venedig geſendet. — Er eilte zu dem General und forderte von ihm mit Ungeſtüm ſeine Gefangene: Moroſini fragte kalt:

„Seyd Ihr ein Malteſer?“

„Das habe ich bewieſen;“ — antwortete Lindoro kurz und ſtolz.

„Ehre haben ſich ſtets die Malteſer erfochten, nie aber Weiber.“

„Man kann mir meine Beute nicht abſprechen.“

„Wir wollen ſie taxiren laſſen.“

„Mit Gelde bezahlt Ihr mir ſie nicht.“

„Wollt Ihr das Mädchen nach Maltha führen?“

Lindoro ſchwieg und ging. — Die eine der Maltheſer Galeeren ging nach der Inſel zurück. Zornig ſchiffte Lindoro ſich ein, und verließ Morea.

„Du biſt verdrüßlich?“ — ſagte Zenide, die ihm erſchien. — „In der That iſt es auch ſehr ärgerlich, ſich ſo eigenmächtig einer Gefangenen beraubt zu ſehen, wie Zemire eine war! — Tapfer haſt Du vor Coron gekämpft, bewundert habe ich Deinen Muth! und wie wird er belohnt? Du konnteſt Dein Leben verlieren, ja! was noch ſchlimmer geweſen wäre, einen Arm, ein Bein, und was hätte Dir die erlauchte Republik dafür gegeben? Da nun der Zufall, als einen Preiß Deiner Thaten, Dir ein ſchönes Mädchen in die Arme wirft, nimmt man ſie Dir. — Das iſt höchſt ungerecht!“

„Ich kenne dieſen Ton, in welchem Du ſprichſt!“ — antwortete Lindoro gelaſſen.

„Kann ich anders ſprechen?“

„Wenigſtens könnteſt Du anders handeln, als Du handelſt.“

„Weißt Du denn, wie ich handle? — Du hätteſt ja Zemiren nie zu ſehen bekommen, wenn ich nicht gewollt hätte!“

Der Kapitain trat in die Kajüte. Zenide verſchwand.

Lindoro war wieder auf der Inſel Maltha. Er trieb ſich in der Hauptſtadt umher, und wußte ſich kaum zu beſchäftigen.

Ganz unerwartet und von ungefähr ſtieß er eines Tages auf Bartoſano. Er zog ihn mit ſich an einen einſamen Platz, und

erzählte

erzählte ihm alles, was mit Zeniden ihm begegnet war.

„Ich dachte wohl, — lächelte Bartofano, — daß es ſo kommen würde! — Bey mir hätte Zenide noch lange unter der Glasglocke ſtecken können!“

„Was wär ſie dann geweſen?“

„Ein Schauſtück.“

„Sie verſprach mir aber —“

„Dich zu lieben?“

„Ja!“

„Das wird ſie auch thun, denn die Silfiden halten Wort; es kömmt aber darauf an, wie Du Dich bey dieſer Liebſchaft benimmſt.“

„Wie ein Liebhaber.“

„Schmachtend? — Das iſt nichts! — Ein Elementar-Geiſt will feurig behandelt ſeyn.“

„Ach! Meinem liebevollſten Ungeſtüm ſetzt ſie Weigerungen entgegen.“

„Minauderie!“

„Ewig macht ſie mir Vorwürfe —“

„Ein Beweis, daß ſie Dich liebt!“

„Will allein verehrt, geliebt ſeyn, und erſcheint mir wenig, beglückt mich nicht.“

„Du kannſt ſie zwingen.“

„Zwingen? — Nein! das will ich nicht.“

„Gut! Daraus ſieht ſie, daß Du ſie liebſt. — Du wirſt ein wenig flatterhaft ſeyn?“

„Ich ſehe ſie ja ſelten!“

„Wie, wenn ſie Dich kennte, und planmäßig handelte?“

„Wie?“

„Wenn ſie durch ſich ſelbſt, für Deine Neigung ſorgte? — Verſtehſt Du mich nicht?“

Eine Mohrenſklavin trat herzu, zupfte den Alten und ſagte:

„Ihr Herren! redet nicht zu laut. Ihr könntet ſehr leicht einen Kreis um euch ſammeln!“

Sie ging davon. — Bartoſano ſah den Ritter an, und lächelte:

„Sicher war das Zenide!“

Er ging. Lindoro blieb nachdenkend zurück.

„Der Alte hat mir einige bedeutende Winke gegeben! — ſprach er bey ſich ſelbſt. — Es iſt möglich, daß Zenide die Geſtalt der warnenden Mohrenſklavin angenommen hatte. Sie war auch die Verſchleierte unter den Ruinen bey Baba. Vielleicht war ſie auch die doppelte Roſette in Palermo und auf Briandens Schloſſe. — Wie? wenn ſie auch Zemire geweſen wäre! — Ich hätte die Augenblicke beſſer benutzen ſollen!“ —

„So? — fragte Zenide lächelnd. — Wie willſt Du denn das anfangen? Wo ſuchſt Du wohl Zemiren auf?“

„Sie nenne ſich Zemire oder Roſette, wenn Du es nur biſt!“

„Sey nicht ſogar ſehr leichtgläubig! Barroſano iſt ein kluger Mann, aber ſchwatzhaft iſt er auch.“

„Du liebſt mich —“

„Ich ſollte nicht!“

„— und Du neckſt mich.“

„Glaubſt Du das wirklich?“

„Iſt es nicht höchſt wahrſcheinlich?

„Wahrſcheinlich? — Nein! das iſt es nicht. Ich wollte Dir wohl ſagen, daß — — Still! Du bekömmſt Beſuch!“

Sie verſchwand. — Lindoro erhielt Beſuch.

„Freund! — ſagte Bartoſano; — der Silfe Aſtros iſt Dein unverſöhnlichſter Feind. Er hat es darauf angelegt, Dich in die Hände der geiſtlichen Inquiſition zu bringen. Willſt Du dieſem Sturm entgehen, ſo verlaß Maltha. Wenigſtens, verbrenne Deine Bücher. Der Groß-Meiſter iſt ein alter, ſchwacher Mann, Du haſt alſo alles zu fürchten.“

Lindoro bedachte ſich nicht lange, nahm Urlaub, und verließ Maltha. Ein Spaniſches

Schiff nahm ihn auf. Nach Spanien wollte er gehen.

Zwey Tuneſer griffen unweit Sardegna das Schiff an. Man wehrte ſich tapfer, aber man mußte endlich der Uebermacht weichen, das Schiff wurde genommen, und nach Tunis geführt.

Lindoro wurde dem Dey vorgeſtellt.

„Du biſt ein Maltheſer, — ſagte dieſer, — und alſo ein geſchworner Feind meines Glaubens. Du weißt, die Maltheſer haben von uns keine Gnade zu hoffen.“

„Das weiß ich, und hoffe auch nicht darauf;“ — ſagte Lindoro mit edlem Anſtand.

Der Dey fuhr fort:

„Dennoch ſollſt Du Gnade finden. Mir gefällt Dein Anſtand, ja ſelbſt Deine trotzige Miene. Bey dem Haupte meines Vaters ſchwöre ich es! ſo wahr ich Abdal Saraf heiße, Du ſollſt ein Sklav meines Hauſes ſeyn! Ich befehle Dir meine Pagen im Fechten zu unterrichten, denn Du biſt ein

Mann vom Handwerk, und wirſt es wohl verſtehen."

„Gerecht iſt Abdal Saraf, und was er thut, iſt wohlgethan!" — ſchrieen die Umſtehenden.

„Wie? — fragte der Dey; — Du haſt kein Wort des Dankes für mich? Undankbarer! Was müßte man wohl thun von Dir einen Dank zu erhalten?"

„Wer kann für Ketten danken?" — war des Ritters Antwort.

„Nehmt ihm die Ketten ab!"

„Ich danke Dir!"

„Endlich!"

„Im Fechten will ich Deine Pagen unterrichten."

Er wurde abgeführt, und der Dey rief aus:

„So gefällt mir der Mann! Dieſer Maltheſer gefällt mir!"

Lindoro war nicht zu beneiden. Wenn er auch keine Feſſeln tragen durfte, ſo war ſein Zuſtand dennoch nicht ſonderlich. Schlecht war die Koſt, die ihm gereicht wurde, und ſchlechtes Stroh ſein Nachtlager.

Zenide erſchien ihm, ihn zu tröſten. Er wollte gerettet und nicht getröſtet ſeyn.

Bedeutend ſagte ihm Zenide:

„Verſäume nicht Dein Glück, und überlaß es mir, Dich zu retten.“

Lindoro warf ſich im Garten des Pallaſtes, unmuthig bey einer Roſenhecke nieder. Der Mond ſtieg jetzt herauf in reiner Klarheit. Sein ſanftes Licht verſilberte die Geſträuche. Er lächelte einer ſchönen, ſtillen Nacht. Balſamiſche Gerüche durchzogen den Garten, es ſchlug die Nachtigall.

Im Paliaſt wurde ein Fenſter geöffnet. Ein lauter Seufzer flog ins Freye.

Die Saiten einer Guitarre erklangen; lieblich und ſanft tönte eine Silberſtimme:

Säuſelt, Lüſtchen, durch die Lauben,
tragt den Gruß der Liebe hin
zu dem Lieben, den ich meyne,
dem ich treu ergeben bin!

Sagt ihm, was ich Arme leide,
von ihm fern, und hier allein,
ſagt ihm, daß ich herzlich wünſche
glücklich, und bey ihm zu ſeyn!

Bringt ihm tauſend, tauſend Grüße,
tragt ſie durch die ſtille Nacht
hin zum Lager des Geliebten,
wo er ſeufzend, einſam wacht!

„Armes Mädchen!“ — ſeufzte Lindoro unwillkührlich.

Das Fenſter blieb offen. Die Töne der Guitarre verklangen. — Nahe bey der Laube rauſchten Fußtritte. Der Ritter ſprang auf. Eine Mohrenſklavin ſtand vor ihm und winkte ihm zu, ihr in die Laube zu folgen.

„Schöner Ritter! — ſagte ſie; — Ich bringe Dir einen Blumenſtraus. Es kömmt aus feinen Händen, die ihn ſelbſt ſo ſinnreich geordnet, und gebunden haben.“

„Was ſoll er mir?“

„Er ſoll Dir etwas ſagen.“

„Etwas ſagen?“

„Lies ihn.“

„Den Straus? — Ich weiß wohl, — und es iſt mir oft erzählt worden, — daß man bey euch die Kunſt verſteht, durch Blumen zu ſprechen, aber ich bin unerfahren in derſelben, und kann dieſen Straus nicht leſen.“

„Das mußt Du lernen! — Sieh dieſen Straus von Holunderblüthen, Bohnenblüthen, Kornblumen, Pfirſichblüthen, Aepfelblüthen, zwey Binſenſtengeln und einer weißen Roſenknospe!“

„Nun ja! Und dieſe Blüthen und Blumen —“

„Sprechen, ſo gut, wie eure Schrift ſpricht.“

„Was ſprechen ſie?“

„Sie ſprechen: Dich zu ſehen, den ich dieſe Blumen ſende, iſt mein Verlangen. Du biſt es, der mir Freuden geben kann. Ich bin die Deinige. Viel leide ich, und bitte Dich um Gegenliebe.“

„Und mir wird dieſer Straus geſendet?“

„Dir.“

„Durch Dich?“

„Durch mich.“

„Woher?“

„Aus dem Harem.“

„Wer ſendet mir den Straus?“

„Es ſendet Dir ihn —— Still! das iſt die Harems Wache! Eile aus dem Garten, und laß morgen Nacht Dich hier wieder treffen.“

Die Mohrin eilte fort, und Lindoro verließ ärgerlich den Garten. Als er allein war, ſagte er lächelnd zu ſich ſelbſt:

„Zenide ſchenkt mir ſicher wieder ein Abentheuer auch hier."

Es lachte laut bey ihm. Es war Zenidens Stimme, aber ſehen ließ ſie ſich nicht.

Der Dey war ein Mann, von deſſen Schlage es wohl nicht viele Deys in Tunis gegeben haben mag. Er war menſchenfreundlich, in ſeiner Art ſogar gelehrt, wohlwollend und prachtliebend. Er liebte gelehrte Unterhaltungen, ſprach oft mit ſeinen Molla's und Derwiſchen, und unterhielt ſich ſogar mit Juden. Unter dieſen befand ſich einer, Levi Gormat genannt, anſäſſig in Tunis, ein reicher Handelsmann, und ſo klug, daß man ihn überhaupt nur in der ganzen Stadt den Klugen nannte. Jeder Einwohner wußte, wer der Kluge war, wenn man von ihm ſprach. Er ſtand bey dem Dey ſehr gut angeſchrieben, was die Hofdiener eben nicht allzugern ſahen.

Dieſer Kluge ſah den Fechtübungen des gefangenen Maltheſers und der Pagen des Dey zu. Ermüdet warf Lindoro ſich auf eine Bank im Hofe, wo gefochten wurde, und wiſchte keuchend ſich den Schweiß von der Stirn.

„Es iſt nicht möglich, — ſtöhnte er, — dies Fechtſpiel länger auszuhalten. Zu ſchlecht nährt mich die ſchmale Koſt, und meine Kräfte ſchwinden!“

Gormat trat zu ihm und redete ihn an:

„Es iſt höchſt ungerecht, Dir Sklavenkoſt zu reichen für Ritterkünſte!“

„Das ſag dem Dey, nicht mir!“ — brummte der Ritter.

Der Jude fuhr fort:

„Dem Dey will ich es ſagen, und Deine Koſt ſoll ſich verbeſſern.“

Er hielt Wort und ſprach davon mit dem Dey. — Dieſer überlegte, und ſagte endlich:

„Er iſt ein Maltheſer. Ein Wunder iſt es ſchon, daß er in Tunis noch lebt. Zu meiner Tafel kann ich ihn nicht ziehen; ſchon genug, daß er Sklavenkoſt genießt. Der Jude Gormat aber mag den Chriſten-Ritter ſpeißen.“

„Das will ich gern, — lächelte der Jude, — wenn Du es mir erlaubſt.“

„Rufe den Maltheſer her!“ — gebot der Dey.

Lindoro trat ein. Der Dey wendete ſich zu ihm:

„Deine Fechtkunſt, Chriſt! hat einen Juden bezaubert. Er findet, daß Du für Deine Bemühungen viel zu ſchlecht belohnt und vom Dey geſpeißet wirſt. Er will deshalb Dir beſſere Koſt reichen, wenn Du es nicht ausſchlagen willſt, ſein Koſtgänger zu werden.“

Lindoro antwortete:

„Was braucht der Dey den Juden, wenn er haben will, daß ich beſſer, wie ich es verdiene, geſpeißet werden ſoll?“

„Der Dey will Dich nicht beſſer ſpeißen, als er alle ſeine Sklaven ſpeißet. Viele verrichten weit härtere Arbeiten, und haben auch nicht mehr als Du. Willſt Du des Juden Anerbieten nicht annehmen, ſo behalte Deine Koſt.“

„Was kümmert's mich, ob mich ein Dey, ob mich ein Jude mit Speißen verſorgt! Gebt was ihr wollt, ihr könnt mir doch nicht geben, was ich wünſche.“

„Das iſt Maltheſer Trotz!“ — lächelte der Dey.

„Den muß er ſich abgewöhnen!“ — ſetzte der Jude hinzu.

Lindoro ſchwieg und trotzig warf er ſeinen Blick zur Erde. Der Dey fuhr fort:

„Dem Juden übergebe ich den Chriſten, ihn ein wenig höflicher zu machen. Er iſt noch jung, und kann manches von dem Erfahrnen lernen.“

„Der Dey, — ſagte Gormat, als er ſich mit dem Ritter wieder in dem Sklavenhofe befand, — will uns beyde ein wenig foppen.“

„Das merke ich!“

„Es wär aber ein Spaß, wenn wir die Fopperey des Dey für Chriſtlichen Ernſt nähmen.“

„Für Chriſtlichen Ernſt?“

„Oder, wenn Du das lieber willſt, — für Jüdiſchen Ernſt.“

„Ich?“

„Wir beyde nehmen das Ding Jüdiſch-Chriſtlich, und Chriſtlich-Jüdiſch, dem Mahometaner zum Trotz.“

„Aha!“

„Es würde ihn doch ein wenig verlegen machen.“

„Ein Dey iſt nie verlegen!“

„Er iſt ein Menſch, und es giebt keinen Menſchen in der Welt, der nicht in Verlegenheit zu bringen wär. — Wenn Du mich zuweilen beſuchen wollteſt, ſo könnten wir wenigſtens — einige Stunden zuſammen verplaudern. Ich habe große und weite Reiſen gethan, bin mit Mohriſchen Karavanen ſogar einmal bis nach Gondar, der Hauptſtadt des Königreichs Abyſſinien, gezogen. — Auf ſolchen Wanderſchaften giebt es etwas zu ſehen! — Ich wohne hier in Tunis gut und bequem, und habe einen ſchönen Garten am Hauſe, der dem Garten des Dey wenig nachgiebt. Mein Vermögen iſt groß —“

„Ihr Juden müßt doch in alles gleich Geld miſchen!“

„Das Geld iſt ein gar guter Freund aller Glaubensgenoſſen in der Welt! Es braucht es der Jude, der Chriſt, der Mahometaner und der Heide, und weiß er es klug zu gebrauchen, giebt es ihm Anſehen und Kräfte Gutes zu thun.“

„Gutes zu thun?“

„Zweifelſt Du daran?“

„Daran nicht, aber — thuſt Du denn Gutes?“

„Viel.“

„Wie?"

„So?"

„Lerne mich erſt näher kennen. — Ich habe keine Söhne. Eine einzige Tochter bleibt Erbin eines anſehnlichen Vermögens, und wenn ich auch davon die Hälfte den Armen ſchenke."

„So denkſt Du?"

„So denke, und ſo handle ich."

„Gut! — Ich werde Dich beſuchen."

„Deine Sklavenkoſt ſollſt Du bey mir ertragen lernen. — Der Dey hetzt Dich ab!"

„Das weiß der Himmel!"

„Die Fechtſtunden, die Du geben mußt, bringen Dich vom Fleiſche."

„Es iſt barbariſch!"

„Wein bekömmſt Du nie zu ſehen."

„Du kannſt mir welchen ſenden."

„Du trinkſt ihn ſicherer bey mir ſelbſt. Die Sklavenwärter nähmen Dir ihn hier ab."

„Morgen beſuche ich Dich."

„Ich erwarte Dich als einen mir angenehmen Gaſt. Ich bin nicht ſo engbrüſtig, als viele meiner Glaubensgenoſſen. Auf meinen Reiſen habe ich manchen Mann geſehen, der nicht meines Glaubens, der aber meines Sinnes und ehrlich war. Daß Du ein Chriſt biſt, kann mich nicht hindern Dein Freund zu ſeyn! Was geht der Glaube unſern Handlungen an? Handeln macht den Mann; das Glauben gehört den Weibern. — Laß mich Dich recht bald ſehen!“

Gormat verließ den Ritter, und dieſer harrte auf den Abend. Er ſuchte die bekannte Laube auf. — Bald öffneten ſich die Fenſter im Harem, die die vorige Nacht auch geöffnet worden waren, die Saiten der Guitarre erklangen, und eine ſanfte Stimme ſang:

Es blühen die duftenden Blumen
in ſchöner, erfreulicher Zier;
Doch unter den duftenden Blumen
gefallen die Roſen nur mir!

Es glänzet am nächtlichen Himmel
ſo mancher erfreuliche Stern;
Doch ſeh' ich von allen den Sternen
den Stern nur der Liebe ſo gern!

Erleuchtet, ihr lieblichen Strahlen,
der Roſe erquickendes Roth!
Es wird mir zur Farbe der Liebe,
dies ſanfte, erfreuliche Roth!

Die Mohrenſklavin trat in die Laube und liſpelte dem Harrenden zu:

„Ich wollte viel mit Dir ſprechen, aber der Dey kömmt ſogleich in den Garten, hier mit ſeiner Favoritin zu luſtwandeln. Finde Morgen um dieſe Zeit Dich hier wieder ein!“

Schnell ſprang ſie davon. Es ertönten Stimmen. Aergerlich verließ Lindoro den Garten und ſchloß in ſeinen Stall ſich ein.

Den folgenden Tag, nach den gewöhnlichen Fechtübungen, verließ Lindoro den

Paſlaſt des Dey und ging in die Stadt. Der Kluge war bald erfragt. Seine Wohnung war ſchön, und der Ritter wurde freundlich von ihm empfangen. Wein und ein gutes Frühſtück wurden aufgetragen. Lindoro ließ es ſich trefflich ſchmecken.

Germat wurde oft aus dem Zimmer gerufen, Lindoro bewunderte die ſchönen Tapeten und Meublen indeſſen, und beſchaute die Gemälde. Es waren bedeutende Geſichter darunter. — Eine Guitarre lag auf einem Sofa. Er klimperte darauf, als Gormat eintrat.

„Dieß Inſtrument — ſagte er, — gehört meiner Tochter.“

Lindoro ſpielte fort. Sein Wirth fragte lächelnd:

„Der Siracuſer ſchmeckt Dir doch?“

Der Ritter bejahte es, und noch ſprachen ſie vom Weine, als ein Page des Dey den Klugen zu ſeinem Herrn rief. Der Ritter ging mit ihm.

Sehnſuchtsvoll harrte er des Abends, und der Abend kam.

Die Mohrenſklavin erſchien. Sie redete ihn an:

„Der Dey geht auf einige Tage auf ſein Landhaus. Wir bleiben hier. Morgen Nacht wird Dir ein ſchöner Stern aufgehen. In dieſem Garten, in dieſer Laube wirſt Du finden, was gern von Dir ſich finden laſſen will.“

Der Dey ging den folgenden Tag wirklich auf ſein Landhaus und den Ritter zog der gute Sirakuſer in Gormats Haus.

In demſelben bekannt, trat er in's Zimmer, wo er den Klugen geſtern geſprochen hatte, und fand ein Mädchen drinne, das ſchnell bey ſeinem Eintritt einen blauen, reich mit Silber geſtickten Schleier überwarf. Sie ſtotterte:

„Mein Vater iſt ausgegangen. — Wenn Ihr aber ein gewiſſer gefangener Maltheſer Ritter ſeyd, ſo möchtet Ihr nur hier ſeine Zurückkunft erwarten, hat er hinterlaſſen.“

„Ich ſpreche wohl — fragte Lindoro, — mit Gormats ſchöner Tochter?“

„Levi Gormats Tochter, Dina, bin ich;“ — damit wollte ſie gehen.

Beſcheiden trat Lindoro ihr in den Weg, und ſagte:

„Wenn Dina geht, gehe ich auch.“

„O! Bleibt nur, bis mein Vater kömmt!“

„Allein, bleibe ich nicht hier.“

„Wir haben keinen Argwohn!“

„Auch ich nicht. Aber ich bin nicht gern allein, zumal, wenn ich in ſchöner Geſellſchaft ſeyn kann!“

„Ich wüßte nichts mit Euch zu reden!“

„So unterhalten wir uns ſchweigend.“

„Schweigend?“

„So gut, als ohne Augen.“

„Wir ſehen ja einander.“

„Die ſchöne Dina ſieht mich wohl, ich aber — habe einen neidiſchen Schleier vor mir.“

„So will's die Sitte hier in Tunis. — Ich weiß nicht, wo der Vater bleibt! Er wollte doch gleich wieder kommen —“

„Er wird Geſchäfte haben.“ —

„Er iſt nur zu einem Nachbar gegangen.“

„Deſto eher wird er wieder hier ſeyn.“

„Er befahl mir, Wein für Euch auftragen zu laſſen.“

„Damit hat es keine Eil!“

„Ich will's befehlen.“

„Bleibt lieber hier!“

„Ich darf nicht wohl. Es ſchickt ſich nicht!“

„O ja!“

„Ich wüßte nicht, womit ich Euch unterhalten ſollte.“

„Ich weiß, daß Dina die Guitarre ſpielt“ —

„Ich lerne noch, und kann nicht viel.“

Lindors ergriff die Guitarre. Er ſpielte. Tina ſetzte ſich wieder. Er ſang:

Mit Muth und Kraft im heiſſen Kampfe,
der Ritter durch die Reihen bricht,
er ſteht, umwölkt vom Pulverdampfe,
es tobt der Tod, er ſchreckt ihn nicht.

Er dringt mit hoch gezücktem Schwerte,
mit Blitzesſchnelle weiter vor;
es bebt die blutgefärbte Erde,
des Ritters Herz klopft hoch empor.

Er ſchlägt, er ſiegt, und ſinkt ermattet
an ſeines Liebchens weiche Bruſt,
vom Lorbeer ruht ſein Haupt umſchattet,
auf Wellen ſüſſer Liebesluſt.

Ihn hat die Liebe weich gebettet,
nach langem Kampf für ſüſſe Ruh,
mit Roſen hat ſie ihn umkettet,
und drückt ihm ſanft die Augen zu.

Ganz naiv, ſeufzte Dina: „Die Ritter ſind doch wilde Männer!“ „Sie fechten — verſetzte der Sänger, — für Ehre, Vaterland und Liebe.“

„Sie dürfen alſo lieben?“

„Sie würden ſonſt kein Schwert ziehen.“

„Aber, wenn ſie nun Gefangene ſind?“

„Ihnen bleibt dann nur die Liebe, wenn man ihnen das Schwert nahm.“

„Womit behaupten ſie dann das, was ſie lieben?“

„Mit dem Herzen.“

„Ach! Herzen ſind keine Waffen!“

„Sie geben Waffen, da ſie Muth geben. — Wer fechten will, findet leicht ein Schwert.“

„Wollt Ihr noch etwas ſingen?“

„Singt Dina nicht?“

„Sie ſingt nicht gut, und kann noch nicht viel ſingen. Ihr aber ſingt gar ſchön! — Doch möchte ich nur wiſſen, wo mein Vater bleibt! Er ſollte doch nun kommen!“

Er kam. Lächelnd trat er ein:

„Da giebt's ja Unterhaltung! Wohl gar Muſik?“

„Der Ritter ſpielt und ſingt recht ſchön!“ — ſagte Dina.

„So?“ — lächelte der Alte fragend weiter.

„Ja! — fuhr Dina fort. — Er ſang von Kampf und Schlachten.“

„Und ſo etwas ſang er einem Mädchen vor?“

„Ja! Es kam nachher auch etwas von Liebe vor in ſeinem Liede!“

„Das ſchickte ſich auch beſſer!“

„Und es klang recht ſchön!“

„Du haſt ihm doch gedankt?“

„Noch nicht. Er ſollte noch etwas ſingen. Da kamt Ihr.“

„So?“

„Und nun kann ich wohl gehen?“

„Das ſteht bey Dir. — Wenigſtens holſt Du uns Wein.“

Dina ſprang ſchnell aus dem Zimmer. Ganz leichthin fragte Germar:

„Ich denke doch, daß es Dir hier beſſer gefällt, als in Deinem Stalle?“

Lindoro warf die Guitarre aufs Sofa, und ſagte;

„Es iſt ein verdammtes Leben um ein Sklavenleben!“

„Das habe ich ſelbſt erfahren. Zwey lange Jahre trug ich einſt in Sennaar auch Sklavenketten. — Endlich aber ſchlug doch die Stunde meiner Befreyung.“

„Nie wird die meinige ſchlagen!“

„Das wär zu arg!“

„Malteſer werden nie ausgelöſet.“

„Aber frey gegeben können ſie doch werden.“

„Der Dey iſt — ein Dey!“

„Er hat auch großmüthige Stunden.“

Dina trug Wein und Speiſen auf. Gormat füllte die Gläſer. Ein Diener trat ein. Ein Kaufmann wollte ihn ſprechen. Er verließ mit dem Diener das Zimmer. — Dina berührte ein Glas, und rief dem Ritter zu:

„Trinkt doch!“

Er trank, und ſie füllte das Glas wieder, indem ſie ſagte:

„Ich bin recht froh, daß der Vater wieder im Hauſe iſt!“

„Was konnte Dina fürchten?“ — fragte Lindoro.

„Das weiß ich eigentlich ſelbſt nicht; aber ich war doch ſehr ängſtlich, als wir allein waren.“

„Dina hatte mich doch ſtets in den Augen!“

„Ach ja!“

„Ich aber ſah nur ihren Schleier.“

„Den ſah ich auch. Das muß aber ſo ſeyn. Ohne Schleier darf uns kein fremder Mann ſehen. Der Bräutigam hebt ihn zuerſt.“

„Wohl bald?“

„Das weiß ich nicht!“

„Wo iſt er?“

„Ich habe noch keinen Bräutigam, aber ich werde wohl endlich auch einen bekommen.“

„Gewiß!“

„Ein Ritter, wird's nicht ſeyn —“

„Sicher nicht!“

„Aber — ſo ein Mann, wie mein Vater iſt, nur jünger als dieſer.“

„Natürlich!“

„Dann, werde ich eine Frau.“

„Freilich!“

„Dann bekomme ich Kinder, und endlich ſterbe ich, weil, wie der Vater ſagt, zuletzt alle Menſchen ſterben müſſen.“

„Es giebt nichts Gewiſſeres!“

Gormat trat wieder ein, leerte ein Glas, und ſagte:

Der Dey iſt doch ein ſonderbarer Mann! — Er begiebt ſich auf ſein Landhaus. Auf dem Wege beißen ſich einige Raben in der Luft herum, er hält das für eine böſe Deutung, und eilt abergläubiſch, ängſtlich und erſchrocken, in ſeinen Pallaſt zurück. — Als ob die Raben ſich nicht auch gebiſſen haben würden, wenn er nicht auf dem Wege geweſen wär!“

„Er iſt ein Thor!“ — rief Lindoro ärgerlich aus.

Dina ging in ein Nebenzimmer. Gormat fuhr fort:

„So iſt er nun, der liebe Abdal Saraf!“

„Er iſt nicht klug!“

„Ihn ſchrecken Thiere und Sterne. Ein Derwiſch lebt bey ihm, dem glaubt er blindlings alles. — Der Derwiſch iſt ein Aſtrolog, ein Nekromant, und — Gott weiß, was alles noch! Ein abergläubiſcher Narr, der ſogar an den Umgang der Menſchen mit Elementar-Geiſtern glaubt!“

Scharf faßte der Ritter ihn in's Auge, und fragte bedeutend:

„Und daran glaubſt Du nicht?“

„Wie ſollte ich dergleichen Poſſen glauben können!“

„Poſſen ſind es nicht!“

Gormat lachte laut auf.

Viertes Buch.

Lieblich webt die Fantaſie
ihre dünnen Schleier,
unverſchleiert ſah man nie
jede Ausſicht freyer!

„Glaubſt Du denn daran?“ — fragte endlich Gormar.

„Ich finde nichts Unmögliches in dieſem Glauben;“ — antwortete Lindoro.

„Ich viel!“

„Es mag zwiſchen uns eine Glaubensſache bleiben.“

„Elementar-Geiſter —“

„Wir wollen nichts ausmachen, nichts entſcheiden!“

„Es giebt berühmte Schriftſteller, beſonders unter den Arabern, die über dieſe Materie geſchrieben haben. Ja, einer derſelben, Haſna Soher, rühmt ſich ſogar ſelbſt eines Umganges mit einem weiblichen Luft-Geiſte.“

„Haſna Soher?“

„So heißt er. — Indeß, er iſt ein Dichter, und dieſe —“

„Haſt Du ſein Buch?“

„Ich beſitze es. In Darfour habe ich es gekauft, und —“

„Willſt Du mir es leihen?“

„Warum nicht? — Ich will es ſuchen, und Morgen ſollſt Du es bekommen. — Du biſt, wie es ſcheint, für ſo etwas empfänglich? Das kann dem Dey Dich empfehlen. Sein Derwiſch, Aſchraf, ſoll es durch mich erfahren, und Du wirſt, in dieſem Punkte, einen bereitwilligen Erzähler an ihm finden. Er lebt ganz in den Elementen.“

Lindoro ſah ſchweigend vor ſich hin. Gormat ergriff ſein Glas, ſtieß an das ſeinige, und rief aus:

„Viel Glück zur Elementar-Unterhaltung!“

„Spotte nicht! — verſetzte der Ritter ernſthaft; — Es haben Erde und Himmel

Dinge, von denen wir alle nichts wiſſen, und die dennoch da ſind."

„Wer kann das läugnen! — Doch die Verbindung überirdiſcher Weſen mit Menſchen, kann ich nicht begreifen, und alſo auch nicht glauben."

„Du glaubſt nur, was Du glauben, faſſen kannſt?"

„Nur dies."

„Wie ſteht's um Deinen Talmud?"

„Schlecht!"

„Um Euern Leviathan, Ziz und Zarp?"

„Sehr ſchlecht!"

„Wohl!"

„Und um Deine Elementar-Erſcheinungen?"

„Mit dieſen ſteht alles gut."

„Wohl!"

„Des Haſna Sober Buch —"

„Ich habe Dir es verſprochen. Du ſollſt es haben. Doch, da ich Dir ſo einen großen Schatz überliefere, ſo rechne ich auch —"

„Kömmt jetzt der Jude?“

„Der Jude kömmt!“

„Was will er?“

„Er rechnet auf Deine Erkenntlichkeit.“

„Das kann er. — Aber, was hat der Sklav des Dey, das Dir —“

„Er ſoll nur gefällig ſeyn!“

„Das kann er; das will er.“

„Doch muß der Ritter ſich nicht in's Spiel miſchen.“

„Giebt's nichts zu fechten?“

„Nichts.“

„So hat der Ritter ſich auch nicht darein zu miſchen. Auch bleibt ſein Kreuz, es bleibt ſein Glaube aus dem Spiele.“

„Sie gehören nicht zum Spiele.“

„Nun gut!“ — Was forderſt Du von mir?“

„Dein Stolz —“

„Nimmſt Du den in Anſpruch?“

„Der iſt es, den ich nicht in Anſpruch nehme, doch — können wir ihn jetzt nicht brauchen!“

„Auch gut! — Was willſt Du von mir haben?“

„Willſt Du zuweilen meiner Tochter einigen Unterricht auf der Guitarre geben?“

„Wollt Ihr das?“ — fragte Dina, herbeyſpringend.

„Ich will es;“ — antwortete Lindoro.

„Da werde ich recht viel lernen!“ — frohlockte Dina.

„Wie wär' es denn, — fragte Gormat, — wenn ich des Hafna Soher Buch ſogleich herbey ſuchte?“

Ohne eine Antwort zu erwarten, verließ er das Zimmer. Dina trat dem Ritter näher. Sie ſtreckte eine ſchöne, runde Hand unter dem Schleier hervor, reichte ſie ihm und ſagte:

„Ich danke Euch!“

Er drückte ſanft die weiche, runde Hand. Sie zog ſie ſchnell zurück. Der Schleier verſchob ſich, und der Ritter blickte in die pechſchwarze Nacht von zwey Flammenaugen, die er nie ſo finſter und dennoch ſo ſtrahlend, geſehen hatte.

Schnell zog ſie den Schleier wieder zuſammen und ſagte:

„O! Seht mir doch nicht ſo ſehr in die Augen! Ihr macht mich ganz ängſtlich!“

Er wollte antworten, als Gormat zurück kam. Er brachte das Buch. Lindoro ſteckte es zu ſich, und eilte in den Pallaſt zurück.

Die Fechtſtunde war vorbey. Er begab ſich in den Garten, warf ſich hinter ein Bosket, und ſtudirte in dem erhaltnen Buche.

Was er las, hatte ſeinen Beyfall. So wie Haſna Soher von den Silfiden ſchrieb, ſprach Bartoſano auch davon und wie beyde, dachte Lindoro darüber. Der Araber ging von Demonſtrationen zu Beweiſen über. Dieſe nahm er von ſich ſelbſt. Er erzählte ſeine eigene Geſchichte.

„Ich war, — ſchrieb er, — ungläubig und lernte glauben, was ich ſah. In den ſchönen Gärten des glänzenden Kaliſen Raſchid erſchien mir zum erſtenmal die Sonne meines Glücks, dort lachte zum erſtenmal freundlich mir die Holde, die mich nie verlaſſen hat, mit Troſt und Liebe.“

„Was ſagſt Du dazu?“ — fragte Zenide, die neben ihm ſtand.

Lindoro blickte auf, und ſagte, indem er auf das Buch zeigte:

„Haſna Soher war glücklich!“

„So glücklich, wie Du.“

„Er war glücklicher als ich. Hier ſagt er: Die Holde blieb bey mir mit Troſt und Liebe. Das thuſt Du nicht. Wie ſelten kömmſt Du zu mir? Wo bleiben Troſt und Liebe?“

„Haſna Soher der glückliche Dichter überſtand manche Prüfung. Lies nur weiter! —

Ich thue mehr für Dich, als Du glaubſt. Es wird die Zeit kommen, die Dir Beweiſe giebt.

Er wollte ſprechen. Sie war verſchwunden. Ein ſanftes Sommerlüftchen flatterte über ſeine Wangen. — Er las weiter.

Aſchraf, der Derwiſch, den wir ſchon halb und halb aus Gormats Geſpräch mit dem Ritter kennen, kam in den Garten. Er ſah den Leſenden liegen, ging auf ihn zu und fragte:

„Was lieſt der Sklav?“

Lindoro ſah ihn an, und antwortete kurz:

„Der Sklav iſt Herr des Geleſenen.“

So kurz dieſe Antwort auch war, ſo brachte ſie dennoch den Leſenden und den Frager in ein Geſpräch, denn der Derwiſch war — ein Derwiſch, wie es nur wenige Derwiſche vielleicht geben mag.

Doch, wie käm' er ſonſt auch hieher!

„Du weißt es alſo, Du verſtehſt es, — fragte er weiter, — ein Herr des Geleſenen zu ſeyn? Verſtehſt überhaupt auch, was Du lieſt?“

„Wenn ich es nicht verſtünd, — war des Ritters Antwort; — ich würde es nicht leſen.“

„Du denkſt nicht ſo, wie alle Leſer denken. Ich kenne deren welche, die nichts lieber leſen, als das, was ſie nicht verſtehen. Sie wollen ſich ſelbſt etwas weiß' machen, und dennoch glaubt es ihnen kein Menſch. Sie meynen wunder, was dahinter ſtecken müſſe, und finden ſie auch nichts, ſo laſſen ſie ſich dennoch merken und verlauten, ſie wüßten alles.“

„So denke ich nicht; ſo leſe ich nicht; das meyne ich nicht.“

„Du biſt der Maltheſer Ritter?“

„Der bin ich.“

„Weißt Du, wer ich bin?“

„Du biſt ein Derwiſch. — Es giebt deren genug in der Welt.“

„Wie Ritter?“

„Sie thun den Rittern aber nichts.“

„Hm! — Zuweilen könnten ſie aber doch wohl —“

„Ach! Sie können wenig!“

„Wer ſagte Dir das?“

„Ich weiß es.“

„Du weißt nichts davon! — Des Derwiſches Buch iſt die Natur. Kannſt Du in einem beſſern ſtudiren?“

„Verſtehen ſie es?“

„Sie lernen es verſtehen. — Haſt Du von dem Derwiſch Aſchraf gehört?“

„Wer iſt er?“

„Ein Derwiſch.“

„Wo?“

„Er lebt jetzt im Pallaſt des Dey zu Tunis.“

„Was kann er?“

„Man glaubt, er könne viel.“

„Glauben?"

„Er weiß auch viel."

„Was weiß er denn?"

„Sein Geiſt lebt in den Elementen."

„Kennt er des Haſna Sober Buch?"

„Kennſt Du es?"

„Dies iſt es, das ich leſe."

„Verſtehſt Du es?"

„Ich leſe nichts, wie ſchon geſagt, was ich nicht verſtehe."

„Du verſtehſt es?"

„Ich verſtehe es."

„Maltheſer!"

„Derwiſch!"

„Des Haſna Sober Buch verſtehſt Du? Seine Erzählung von den Elementar-Geiſtern begreifſt Du?"

„Recht gut!"

„Glaubſt ſie?"

„Ich bin von ihrer Wahrheit überzeugt."

„Ueberzeugt? — Durch augenblickliche Ueberzeugungen? Durch Ueberzeugungen, die zu ſehen, zu fühlen, zu empfinden, zu begreifen ſind?“

„Wie der Derwiſch nicht fragen kann!“

„Maltheſer! — Ich bin der Derwiſch Aſchraf.“

„So? — Das ändert nichts. — Verſteht der Derwiſch Aſchraf dieſes Buch, ſo ſage er mir, was ihn antreibt, mich ſo zu fragen? Ein Maltheſer Ritter iſt kein Kind!“

„Ein Derwiſch iſt es auch nicht. — Ich merke, Du biſt ein trotziger Geſell.“

„Ach nein!“

„Haſna Soher ſpricht viel gelinder zu denen ſelbſt, die — nichts wiſſen.“

„Das meynſt Du nur! — Der Seher ſah und — lächelte; denn ihm lächelte Zamara die Holde, in den Gärten des Kaliſen Raſchid, gegen welche dieſe Gärten hier, nur Krautfelder ſind.“

„Menſch! — Du biſt kein gemeiner Menſch!“

„Ich bin Ritter!“

„In Tunis lebt ein Jude, Levi Gormat genannt, den man hier, und wohl hundert Meilen in die Runde, den Klugen nennt, und dieſer Kluge lacht über den Derwiſch Aſchraf, weil er glaubt, was Du auch glaubſt. — Wer von beyden verdient den Namen des Klugen?“

„Der Jude, weil er Jude, der Derwiſch, weil er gläubig iſt.“

„Mann! — Wir müſſen uns genauer kennen lernen! — Der Derwiſch Aſchraf kann Dir gute Dienſte leiſten!“

„Wer könnte nicht gute Dienſte einem armen Sklaven leiſten? Das kann der Koch des Dey.“

„Das kam nicht aus Deiner Seele!“

„So laß es aus dem Magen kommen.“

„Was fragt der Freund der Weisheit nach dem Eſſen? Genug! wenn es ihm ſättiget, und wenn es Wurzeln wären!“

„Dann aber muß er keine Fechtſtunden geben dürfen, wie ich thun muß!“

„Ich will Deinetwegen mit dem Dey ſprechen und zwar heute noch.“

„Er iſt ja auf ſeinem Landhauſe.“

„Er iſt auf dem Wege dahin umgekehrt und nach Tunis zurückgegangen.“

„Das waren wohl Depeſchen von Konſtantinopel, die hieher ihn zurückrieſen?“

„Sechs Raben ſchwebten, kämpfend mit einander, über ſeinem Haupte. — Er ging zurück.“

„Der Raben wegen? — Sie konnten ihm ja nachfliegen, bis nach Tunis. Wohin wär er dann gegangen?“

„Du achteſt nicht auf Vogelflug?“

„Die Vögel mögen — fliegen.“

„Sie kämpften gegen einander.“

„Vielleicht um ein Weib. Was geht uns das an? Was Schnäbel hat, das beiße ſich. Ich will bey Haſna Soher bleiben, dem Glücklichen.“

„Ja! Wenn Du auch ſo glücklich wärſt, als er es war.“

„Man iſt gern bey Glücklichen!“

„Du biſt in Deiner Welt. — Ritter! Der Derwiſch Aſchraf kennt ſie auch, dieſe Welt.“

„Wohl ihm!“

„Doch, eine Zamara erſchien ihm noch nicht.“

„Will ihm die Luft nicht wohl, ſo gehe er unter die Erde, oder — in's Feuer.“

Der Derwiſch ſah ihn fragend an, ohne ein Wort zu ſprechen. Lindoro ſah in's Buch. — Der Derwiſch ſagte:

„Ich will Dich nicht länger ſtöhren! Lies, und ſey glücklich!“

Damit verließ er ihn.

Den Ritter überraſchte der Abend. — Er lag und träumte ſüß. Vor ſeinen Sinnen ſchwebte die Zauberwelt der Elementar-Geiſter, und er war mitten drinne. Zuweilen blickte eine Dina mit hinein; ſie machte nur die Ausſicht ſchöner.

Im Pallaſt ſchwebten Fackeln umher. Der Dey reiſte bey ihrem Scheine noch auf ſein Landhaus.

Im Garten wurde es immer ſtiller. Der Mond ſtieg auf. Die Nachtigallen ſangen. — Noch wiegte ſich in ſüſſen Träumen Lindoro, einer ſchönen Wirklichkeit entgegen. Sein Glück kam ihm im Traum.

„Hier ſind wir!“ — rief die Mohrenſklavin ihm zu.

Er ſprang auf. Es rauſchte in die Laube. Er ging dem Rauſchen nach; es faßte ſeine Rechte eine runde, weiche Hand, es liſpelte ein ſchöner Mund ihm ſeufzend zu:

„Lindoro!“

„Wer biſt Du?“ — fragte er beſtürzt.

„Kennſt Du mich nicht? Iſt dieſe Stimme Dir fremd? Haſt Du ſie nicht gehört, als Coron überging im Sturme, an die Chriſten?“

„Iſt

„Iſt es Zemire, die mit mir ſpricht?“

„Iſt ſie es nicht?“

„Sie iſt es! — Zemire, hier? — Ich Glücklicher!“

Er preßte ſeine Lippen auf die runde, weiche Hand, und ſeufzte:

„Ach Zemire!“

Sie ſeufzte tiefer auf. Er fuhr fort:

„Man hat Dich mir entriſſen, und mein Unglück macht mich ſo glücklich, Dich in Tunis wieder zu finden! — Wie kamſt Du hieher?“

„Ein Schiff aus Tunis nahm das Schiff, auf welches man mich brachte, mich, ich weiß nicht wohin, zu führen. Der Zufall wollte es, daß ich mit dem Dey verwandt ſeyn mußte, und hier lebe ich nun in ſeinem Harem ſtill, einſam und — habe Dich gefunden, dem ich mein Leben verdanke!“

Die Mohrin ſprang herbey, und flüſterte ihr zu:

„Die Weiber des Harems, die der Dey zurückgelaſſen hat, kommen alle, im Garten zu luſtwandeln!“

Schnell machte ſich Zemire los. Sanft drückte ſie des Ritters Hand, er küßte ſie, und floh aus dem Garten.

Daß Lindoro den folgenden Tag ſich in Germats Hauſe einſtellte, kann man ſich ohnehin denken, aber das nicht, daß er die Tochter abermals allein fand. — So war's aber.

Dina griff, als Lindoro eintrat, ſchnell nach der Guitarre, und rief:

„Da kommt Ihr ja!“

Ich komme,“ — ſagte er und drückte ihr die Hand.

„Der Vater, — fuhr ſie fort, — iſt ausgegangen. Er ſagte, ehe er ging: Wenn der Ritter kömmt, ſo bitte ihn auf mich zu warten, und indeſſen iſt er vielleicht ſo gefällig, Dir einige Griffe auf der Guitarre zu zeigen. — Wollt Ihr das?“

„Ja, gute Dina! das will ich.“

„Gut? — Ja! Ich bin gut. Der Vater ſagt es auch. — Aber, ängſtlich bin ich heute.“

„Aengſtlich?“

„Ich habe dieſe Nacht gar fürchterliche Träume gehabt.“

„So?“

„Von Euch.“

„Von mir?“

„Ja! von Euch. Der Vater wollte Euch ermorden. Da lief ich zu, griff ihm in den Arm, und ſchrie: Haltet ein! Ich liebe ihn. — Ich albernes Ding ſagte da etwas, das ich — wachend ſicher nicht ſagen würde.“

„Es iſt auch nicht wahr.“

„Nein! — Es iſt gewiß nicht wahr! — Noch dazu weiß ich ja gar nicht einmal, wie es iſt, wenn man einen Fremden liebt.“

Lindoro ſchwieg, ergriff die Guitarre, ſpielte und ſang:

Klopft Dein Herz, ſo frage leiſe:
Liebes Herz! was klopfſt Du ſo?
Biſt Du krank? Ich will Dich pflegen:
Oder, fehlt es irgendwo?

„Was wird denn das Herz ſagen?“ — fiel Dina fragend ein.

Lindoro ſang:

Und das Herz wird leiſe ſagen:
Ach! mir wird ſo bang, ſo weh,
wenn ich dieſen oder jenen
nah an meiner Seite ſeh!

„Alſo iſt das Herz doch krank?“ — fragte Dina.

Lindoro ſang:

Leiſe ſagſt Du dann vertraulich:
Ha! nun weiß ich, was es iſt,
daß du, liebes Herz! ſo [illegible],
daß du ſo verlegen biſt!

„Was iſt ihm denn?“ — fragte ſie unruhig weiter.

Lindors ſang:

Es iſt Liebe, die dich hebet,
Liebe, die im Buſen wohnt.
Ziehe ſie ein wenig weiter,
daß ſie freundlich in dir thront!

Dina ſah ihn verlegen an, eine Frage ſchien auf ihren Lippen zu ſchweben, aber ſie wurde nicht laut. — Der Ritter wollte ſprechen; Levi Gormat trat in's Zimmer.

Er lächelte ſeinem Gaſte ein freundliches: Willkommen! zu, und ſagte:

„Du biſt des Derwiſch Aſchrafs Mann!“

Dina ging, und trug Wein auf. Gormat fuhr fort:

„Er glaubt Dich eingeweiht in die Myſterien der Elementar-Welt, und vielleicht biſt Du es auch. Er ſelbſt iſt es, ob ihm gleich noch keine Silfide und kein Silfe den Gefallen gethan haben, ihm zu erſcheinen. — Der Menſch glaubt doch nichts lieber, als was er nicht ſehen kann! Es iſt dabey ein verdammter Hochmuth! Aber, er iſt dem

Menſchen angeboren, und er nimmt ihn mit in's Grab. — — Du ſagſt dazu kein Wort?“

„Auf viele Worte habe ich gewöhnlich gar keine;“ — antwortete Lindoro. — „Laß Du mir und dem Derwiſch unſere Elementar-Weſen, ſo laſſen wir Dir Deinen Ziz Sadai, den Leviathan und Deinen großen Weinſtock, an welchem jede Traube fünf und zwanzig Millionen Eimer Wein giebt. — So ſpeiſen wir ſelbſtgefällig uns alle mit Luft!“

„Einige Wirklichkeiten dazu gerechnet!“

„Wie Du willſt! — Ich halte mich an dieſe, die vor mir ſtehen.“

„So recht! — — Habt ihr geſpielt?“

„Geſpielt und geſungen.“

„Etwas Neues muß ich Dir doch ſagen. — Vorige Nacht hat der Dey in der Trunkenheit ſeine Favoritin ermorden wollen.“ —

„Wie?“

„Sie hat ihn übermannt, hat ihn hart verwundet, und hätte ihn gewiß ermordet, wär' auf ſein Geſchrey nicht die Wache herbey geſprungen. Die Favoritin iſt ſtrangulirt worden, und der Dey liegt todkrank danieder. Aſchraf iſt auf ſein Landhaus geholt worden, ihn zu kuriren. — Die Soldaten ſind unter Waffen, und ſtirbt der Dey, ſo wird Tunis eine Schlachtbank, ſo lange bis ein neuer Dey ſich auf dem Throne befeſtiget hat. Ich habe dergleichen Szenen, leider! hier ſchon viermal erlebt. — Ich gehe vor der Hand tiefer in's Land, um dieſem Unheil auszuweichen.“

„Du gehſt aus Tunis? — Und ich? —“

„Du wirſt ein Sklav des neuen Dey, will er den Maltheſer Ritter leben laſſen.“

„O Gormat! Wären unſrer aus Maltha nur Hundert hier, und wir hätten Waffen, — ſie ſollten uns wohl ziehen laſſen!“

„Ich glaube es wohl, aber — Du biſt allein.“

„Jetzt, Kluger! rathe mir.“

„Ich Dir?“

„Du biſt mein Freund?“

„Gewiß!“

„So bitte ich Dich wiederholt, rathe mir!“

„Für Dich weiß ich keinen Rath. Doch —“

„Wie?“ —

„Wenn vielleicht —“

„Was?“

„Wenn etwa Dein Glaube —“

„Mein Glaube? —“

„Deine Elementar-Geiſter —“

„Gormat! — Doch genug! Da Du jetzt auch noch ſpotten kannſt —“

Trommeln wirbelten durch die Straßen, Waffen klirrten, Trompeten ſchmetterten, die Stadt kam in Aufruhr; auf allen Plätzen ertönte es: „Der Dey iſt tod!“

Verlegen blickten Gormat und Lindoro einander an, ängſtlich ſtürzte Dina in's Zimmer, und ſchrie: „Der Dey iſt tod!“

Gormat eilte aus dem Zimmer, verſchloß ſein Haus. Er ließ die Thüren von innen verrammeln und alle Fenſterläden ſchließen. Dina zitterte am ganzen Leibe. Lindoro ergriff ihre Hand, drückte ſie ſanft, und rief ihr tröſtend zu:

„Ich ſchütze Dich!“

In der Stadt wurde es immer lauter. Die chriſtlichen Schiffe im Hafen lichteten die Anker, und ſtachen in die See. Die Einwohner von Tunis ſchloſſen, wie Gormat, ihre Häuſer; die Soldaten durchlärmten die Stadt. Die Mauren und der Pöbel geſellten ſich zu dieſen Rotten; alles war in Aufruhr.

„Das blutige Schauſpiel wird nun beginnen! — ſagte Gormat. — Mehrere Soldaten-Offiziere, Anverwandte des Dey, werfen ſich auf, um die Oberherrſchaft zu ringen, und wer das meiſte Geld geben kann, wird ſiegen, denn er kauft Fäuſte, und die Säbel entſcheiden. In drey, vier Tagen iſt alles abgethan, und wir haben einen neuen Herrn.“

„Wo wird unſer Derwiſch hingekommen ſeyn?“ — fragte Lindoro.

„Der wird ſich verkriechen, bis der neue Dey feſtſitzt. Indeſſen aber wird er immer wiederholen: Unglücklicher Abdal Saraf! Die Raben! Die Raben!“

„Kann der neue Dey auch mich, als einen Sklaven, zurück fordern?“

„Das kann er. — Und noch mehr, er kann ſogar Deine Begnadigung aufheben.“

Lindoro ſchwieg und ſah nachdenkend vor ſich hin. Endlich ſchrie er:

„Möchten ſie doch dieſes Haus ſtürmen, und mich mit dem Schwerte in der Fauſt morden!“

„Ein ſchöner Wunſch, für uns!“ — rief Sormat aus.

Sarix Oſar, ein Schweſter-Sohn des ermordeten Dey Abdal Saraf, hatte ſich des Schatzes ſeines Oheims, und des Pallaſtes bemächtiget. Dreyhundert Rebellen zogen gegen ihn; ein Janitſchar führte ſie an. Sie verſuchten es, den Pallaſt zu ſtürmen, wurden aber zurückgeſchlagen. Eine dritte Parthey bildete ſich, angeführt von einem Renegaten. Man ſchlug ſich in der Stadt mit heftiger Erbitterung. — Gormat ſendete Kundſchafter aus und wachte vorſichtig in ſeinem Hauſe.

Dina ergriff, als ſie mit ihm allein wär, des Ritters Hand, und klagte ängſtlich:

„O daß doch wieder alles ruhig wär! — Doch dann würdet Ihr auch wieder unſer Haus verlaſſen! Ihr dürft ja hier nicht bleiben!“

Lindoro griff ſeufzend nach der Guitarre. Er konnte nicht ſpielen. Endlich rief er aus:

„Wie unglücklich bin ich!“

Thränen traten in die Augen der ſanfterröthenden Dina, und ſie liſpelte:

„Ging es, wie Dina wünſchte, ſo müßtet Ihr recht glücklich ſeyn! — — Ach! wenn Ihr nur bey uns bleiben könntet!“

Gormat ließ das Pförtchen ſeines Hauſes öffnen. Ein Bekannter wurde eingelaſſen; Aſchraf, der Derwiſch, war es. Ihn ſchickte Sarip Oſar an Gormat ab. Er begehrte Geld von ihm, und ließ ihm ſagen: Bleibe ich Dey zu Tunis, ſo wirſt Du mich dankbar finden. — Der Kluge gab das Geld, und ſagte: Der Maltheſer Ritter ſey der Gnade des erhabenen Sarip Oſar empfohlen!

„Wo iſt er?“ — fragte Aſchraf.

Er eilte auf ihn zu, drückte ihm die Hand, und ſagte;

„Maltheſer! Dein Schwert kann Sarip Oſar brauchen! Er wird Dir gnädig ſeyn. — Du gehſt mit mir. Ich gelte etwas bey dem Dey. Wir wollen lange noch zuſammen von unſern Elementen ſprechen.“

Dina reichte ihm zitternd die Hand zum Abſchied. — In der Dunkelheit verließen

Lindoro und der Derwiſch Gormats Haus, und kamen in den Pallaſt.

Kaum waren ſie dort angekommen, als die Rebellen anrückten: Lindoro ſtellte ſich an die Spitze von ſechzig Chriſtenſklaven; ihm folgten dreyßig Mann von der Wache des Dey. Dieſe thaten einen Ausfall, und die Rebellen wurden zurück geſchlagen.

Wüthend hatte Lindoro gefochten, und ſelbſt der Anführer der Rebellen fiel, von ſeinem Schwerte getroffen. Der Derwiſch führte ihn zum Dey.

„Morgen, — ſagte Sarip Oſar, — führe ich meine Leute den Rebellen ſelbſt entgegen. Alle meine Chriſtenſklaven ſind frey, helfen ſie mir den Sieg erringen. Du, Ritter! ſollſt ſie anführen.“

Der Derwiſch lächelte:

„Der Ritter iſt ein tapfrer Jüngling, und kann auch unſern Haſna Soher leſen.“

„Glaubſt Du an Haſna Soher?“ — fragte der Dey.

„Ich glaube, — antwortete Lindoro, — daß das, was Haſna Soher von den Elementar-Geiſtern ſagt, leicht möglich ſeyn kann. Ja, ich ſelbſt bin davon ziemlich überzeugt.“

„Nun dann! — fuhr Sariy Olar fort; — So laß uns morgen fechten, um ſiegreich und in Ruh recht viel von Haſna Sohers ſchönen Welten ſprechen zu können; und ſo lange bis eine Silfide gefällig uns erſcheinen will, ſoll unſer Harem uns der Träume Wirklichkeiten ſchenken!“

Aſchraf ergriff des Ritters Hand, führte ihn über eine Gallerie, und flüſterte ihm zu:

„Zemiren ſollſt Du ſehen!“

Betroffen blieb Lindoro ſtehen, und ſah den Derwiſch fragend an. Dieſer lächelte:

„Glaube Du an Haſna Soher! Zemiren ſollſt Du ſehen!“

„Sprich nicht ſo räthſelhaft!“ — ſagte Lindoro.

„Glaubſt Du an Haſna Seher, ſo ſpreche ich keine Räthſel für Dich.“

„Wie? Du willſt —“

„Folge, und glaube!“

„Ich ſoll —“

„Du ſollſt mich näher kennen lernen!“

Eine Zimmerthür ging auf. Eine weiche, runde Hand ergriff die Hand des Ritters. Es zog ihn ſanft im Finſtern fort.

„Wo bin ich?“ — fragte er beſtürzt.

„Still! ſtill!“ — liſpelte es ſanft ihm zu.

Er ſchwieg, und ließ ſich weiter führen. — Um ihn herum blieb's finſter, blieb alles ſtill, nur ſanfter Athem wehte ſtille Seufzer ihm zu.

Die Führerin ſtand endlich ſtill.

„Hier iſt ein Sofa!“ — ſagte ſie, und ließ ſich nieder.

Lindoro ſank an ihre Seite. Sie fragte ſanft:

„Du glaubſt an Haſna Soher?“

„Ich glaube ihm das, was er in ſeinem Buche ſagt;“ — antwortete er.

„Glaubſt Du, daß Haſna Soher in den reitzenden Gärten des glänzenden Kaliſen Raſchid Zamara ſah, die Sonne ſeines Glücks?“

„Ich glaube es!“

„Glaubſt Du, daß Zamara, die Holde, keine Sterbliche, keine Erdbewohnerin war?“

„Ich glaube es.“

„Wenn nun Zamara Dir erſchien?“

„Mir?“

„Wenn ſie zu Dir käm, ſo freundlich, wie ſie zu Haſna Soher kam, würdeſt Du Dich glücklich nennen?“

„Wenn Du wüßteſt, ſchöne Unbekannte! wie verlegen mich dieſe Frage macht, Du würdeſt mir die Antwort auf dieſelbe erlaſſen.“

„Ich weiß, was Du damit ſagen willſt!“

„Un-

„Unmöglich!“

„Ich weiß es.“

„Nimmermehr!“

„Ich weiß es. — Du Glücklicher, biſt glücklich“

„Ich, glücklich?“

„Glücklich, und verſchwiegen.“

„Nein! Glücklich bin ich nicht!“

„Lindoro!“

„Dieſe Stimme —“

„Nun?“

„Ja! Es iſt Deine Stimme!“

„Nenne mich!“

„Du biſt Zenide!“

„Wenn ich nun Dina wär? Wenn ich Zemire wär?“

„Dennoch wärſt Du Zenide nicht!“

„Warte! — Du Flatterhafter!“

Er wollte ſprechen. Ein Lichtſtrahl ſchoß durchs Zimmer. Schnell brannten hundert Kerzen, und hundert Spiegel gaben verdoppelt ihren Schein zurück.

Auf einem ſeidenen Sofa lag, überſtreut mit Roſen und duftendem Jasmin, gekleidet in ein himmelblaues Gewand, Zenide lächelnd vor ihm. Sanft wallten ihre ſchwarzen Locken auf ihrem vollen Buſen auf und nieder, ein goldner Schleier überfloß die himmliſche Geſtalt. Er ſtürzte vor ihr nieder; ſanft und freundlich ſagte ſie:

„So ſah in den ſchönen Gärten des glänzenden Kaliſen Raſchid, Haſna Soher der Glückliche, die liebeathmende Silfide Zamara!“

„Der Glückliche!“ — ſtammelte Lindoro. „Er war ihr ohne Wankelmuth getreu!“ „Er ſah ſie ſtets. Sie verließ ihn nicht.“ Zenide lächelte ſchalkhaft:

„Er konnte ſie nie verkennen. Wie oft aber haſt Du Zeniden ſchon verkannt!“

„O! bleib bey mir, und führe mich aus Tunis!“

„Und Dina und Zemire bleiben hier?“

„Ich bin ja bey Zeniden!“

„Sie werden trauern!“

„Zenide! Quäle mich nicht ſo ſehr!“

„Glaube mir, Dina liebt Dich; Zemirens Herz klopft nur für Dich.“

„Nicht auch Zenidens Herz?“

„So, darfſt Du wohl nicht fragen! — Warum ſollte ſie Deinetwegen hier auf der Erde leben, liebte ſie Dich nicht? Doch darf und kann ſie dem Manne nur ſich ſelbſt ganz und allen Vollgenuß ihrer Liebe ſchenken, der ganz allein ſie liebt.“

„So iſt er mein! — Dich allein nur liebe ich!“

„Heuchler!“

„Das bin ich nicht!“

„Verpflichte Dich mir ganz allein.“

„Das will ich!“

„Ich prüfe Dich!“

„Das kannſt Du.“

„Und finde ich Dich ungetreu, ſo vernichte ich Dich und den Gegenſtand Deiner Untreue.“

„Das kannſt Du.“

„Nichts rettet Dich!“

„Doch Beweiſe Deiner Liebe fordre auch ich.“

„Du ſollſt ſie haben, nach überſtandener Prüfung. — Haſt Du nicht geleſen, wie die reitzende Zamara den Dichter Haſna Seher prüfte? Treu blieb er ihr, und rein wie Gold. So muß Dich auch Zenide finden, ſonſt wird ſie nie in Deinen Armen ruhn.“

Ein Windſtoß ſauſte durch das Zimmer. Die Lichter verloſchen, und alles wurde finſter. — Lindoro rief:

„Zenide!“

Es kam keine Antwort. Er griff um ſich, kein Soſa war zu ergreifen. Im Finſtern tappte er umher, und fand endlich eine Thür. Er öffnete ſie und trat in eine Gallerie. Das ſchwache Licht einer verlöſchenden Lampe blickte ihm entgegen. Er ging dem Lichte näher, und kam an eine Treppe. Er ging hinab und ſah ſich im Hofe des Pallaſts.

Der Morgen brach an. Sarip Oſar erſchien. Er muſterte ſeine Soldaten. — Die Chriſtenſklaven und die Pagen des ermordeten Dey führte Lindoro an.

„Freunde! — rief er den Chriſten zu: — Wir fechten und erfechten unſere Freyheit, wie Sarip Oſar uns verſprochen hat. Die Freyheit iſt des Kampfes werth, und wird ſelbſt mit dem Tode nicht zu theuer erkauft. Vaterland und Freunde ſeht ihr wieder, und das geliebte väterliche Haus, den mütterlichen Heerd, die Wiege eurer Jugend, wenn ihr ſiegreich den Kampf beſteht. Und wenn ihr fallt im Kampfe, ſo geht ihr höhern Freuden entgegen, als denen, welche die Welt euch ſchenken kann!“

Ein Franziskaner-Mönch ſegnete die Chriſten ein. Sie ſtimmten an das Lied: Das Kreuz voran! u. ſ. w. und zogen muthig aus, dem Feind entgegen. Bey der Waſſerleitung trafen ſie auf einander und blutig begann die Schlacht.

Man focht mit zweifelhaftem Glück, und endlich wankten Sarip Oſars Leute. Da warf Lindoro ſich dem eindringenden Feinde entgegen. — Wie die Wetterflamme leuchtete ſein Schwert umher, und vor ihm lagen Leichen. Die Chriſten folgten ihm. Die Feinde wurden geworfen. — Sarip Oſar führte ſeine Soldaten zurück, den Chriſten nach. Der Sieg wurde erkämpft. Geſchlagen floh der Feind, und ſiegreich zog Sarip Oſar als Dey in Tunis ein.

Frohlockend eilte Gormat dem Ritter entgegen, und näthigte ihn und alle Chriſten in ſeine Wohnung. Die wohlgefüllten Becher gingen herum, und ſelbſt der Franziskaner that Beſcheid.

Dina aber kam dem Ritter entgegen, küßte ihm die Hand, und rief aus:

„O! wie herrlich ſteht der Sieger vor uns!“

„Was giebſt Du ihm?“ — fragte Gormat.

„Was kann ein armes Mädchen einem Helden geben, das ſeine Tapferkeit belohnen könnte? — fuhr Dina fort. — Den höchſten und den ſchönſten Preis hat er ſich ſelbſt errungen, was könnte ihm die Armuth geben?“

„Ritter! — fragte Gormat — bemerkt Ihr nicht, wie beredt Eure Thaten ſelbſt die Unberedte machen können?“

Der Derwiſch Aſchraf kam. Er fiel dem Ritter um den Hals, und rief aus:

„O! dreymal Glücklicher!“

Dina bemerkte Blut an Lindoro's Hand; eine leichte Wunde, die er nicht achtete. Sie lief nach Balſam, goß ihn auf die Hand, wuſch ſorgfältig die Wunde, und verband ſie mit einem Schleier.

„Wo haſt Du das gelernt?“ — lächelte der Vater ihr zu.

Erröthend ſchlug ſie die Augen nieder, und der Ritter liſpelte ihr zu:

„Ich danke Dir! Und allen meinen Wunden wünſche ich ein ſolches Glück!“

Im Stillen ſeufzte er:

„Zenide!“

An ſeinem Ohr rauſchte es vorbey. Er hörte die Worte:

„Ich bin hier!“

Er ergriff den Becher, hob ihn, und rief aus:

„Der, die ich meyne!“

Alle griffen zu den Bechern, und Dina halb frohlockend, rief:

„Der, die der tapfre Ritter meynt!“

Im Stillen wiederholte Lindoro!

„Zenide!“

Fünftes Buch.

Wohin trägt dich auf blauer Fluth,
die Welle rollend weiter?
Die Hoffnung ſchenkt die Kraft und Muth,
die Sterne blinken heiter.

Der Derwiſch ergriff des Ritters Hand, und rief aus:

„O Ritter! daß Du nicht in Tunis bleiben wirſt!“

„Er bleibt nicht hier?“ — fragte Dina ſchnell, und etwas ängſtlich.

„Er hat die Freyheit ſich erfochten, — fuhr Aſchraf fort, — und wird nun wieder unter ſeine Chriſten gehen. Was ſoll er hier, unter Mahometanern und Juden! Zwar einen Haſna Soher hat er gefunden, doch ſeinen Glauben brachte er mit hieher, vielleicht auch ſein Glück.“

Dina richtete ihre Frage an den Ritter:

„Werdet Ihr Tunis bald verlaſſen?“

„Er hat ein Vaterland“ — antwortete Gormat.

Schnell fiel Lindoro ein:

„Mein Kreuz giebt Maltha mir zum Vaterland. Die Ritter dieſes Ordens kennen kein anderes. Ich bin frey. Nach Maltha muß ich zurück. So will es meine Ordenspflicht. — Nicht Weib, nicht Kind darf der Maltheſer haben; ſein Schwert, ſein Kreuz, nur dieſe darf er lieben —“

„Halt! — ſchrie der Derwiſch; — Auch noch etwas! Etwas, das auch ein Dichter liebte, ein Moſlemin, der nie ein Kreuz getragen, der mit dem Schwerte nie gefochten hat. — Zwar heurathen dürft ihr Ritter nicht, doch lieben könnt ihr, ſo viel, und wen ihr wollt. Wer will euch das verwehren? Die Liebe erkennt keinen Groß-Meiſter; in ihrem Orden iſt ein jeder Meiſter, der ihr Kreuz trägt.“

„Ja wohl, ihr Kreuz! — lächelte Gormat; — Und wer hat es nicht ſchon getragen, wird es nicht noch tragen!“

„Ich trug es nie;“ — ſagte der Derwiſch.

„Armer Mann!“ — rief Lindoro aus.

Von Sarip Oſar kam die Bothſchaft: Ich wünſche den Maltheſer Ritter zu ſprechen, und auch den Derwiſch Aſchraf. — Beyde eilten in den Pallaſt. Sie traten in das Kabinet des Dey. Dieſer rief ihnen entgegen:

„Bey einem Juden muß man euch ſuchen? Den Derwiſch und den Maltheſer? Was zieht euch dorthin? Iſt es die Jüdiſche Weisheit des Weitgereiſten? Sind es die Reitze ſeiner Tochter?“

„Er hat Dir Geld geliehen,“ — antwortete der Derwiſch.

„Darüber haſt Du wohl für mich gut geſagt?“

„Das könnte ich, wenn ich für einen Dey gut ſagen möchte.“

„So?“

„Der Derwiſch Aſchraf hat Kredit.“

„Und Geld?“

„Das braucht er nicht.“

„So wird der Kredit bald fallen. — Oder aſſignirt er auf Elementar-Schätze?“

„O! ſpotte nicht! Ein Dey kann die Freundſchaft der Schätzebewahrenden Gnomen wohl brauchen!“

„Gut! Verſchaffe ſie mir.“

„Sie geben ſich nur ſelbſt.“

„Maltheſer! — Nicht wahr, der Jude iſt ein Gläubiger?“

„Er glaubt nicht, was der Derwiſch glaubt, nicht was ich glaube, nicht was Haſna Soher glaubte;“ — antwortete der Ritter.

„Er muß bekehrt werden!“ — ſchrie der Dey.

Der Ritter und der Derwiſch ſahen einander lächelnd an. Der Dey fuhr fort:

„Ich merke, ihr wollt dem Freunde nicht zu Leibe gehen! Der Derwiſch nicht um des Dey willen, der Ritter nicht um der Tochter des Klugen willen. — Ich kenne euch! — Was opferte nicht Aſchraf ſeinem Dey auf! Was der Ritter nicht der Liebe!“

Beyde ſchwiegen. Der Dey fuhr fort:

„So tapfer unſer Ritter iſt, ſo zärtlich iſt er auch. Zwar weiß ich nicht, ob irgend eine der ſchönen Silfiden ihn liebevoll beglückt, oder wenigſtens entzückt, doch das weiß ich, daß Dina ihm gefällt, und dann der Sterblichen noch eine.“

Er klatſchte in die Hände. Eine Verſchleierte trat ein. Der Derwiſch ſah bald fragend den Dey, bald ſah er den Ritter verwunderungsvoll an. — Der Dey rief dem Ritter zu:

„Hebe dieſen Schleier!“

Mit klopfendem Herzen ſtreckte Lindoro die Hand aus; der Schleier wich, betroffen trat er zurück; der Derwiſch lächelte:

„Zemire!"

„Du kennſt ſie ja von Coron her;" — ſagte der Dey.

„Ich kenne ſie, — erwiederte der Ritter; — und ich beklage ſie und mich."

„Sie meynt, Du könnteſt wohl in Tunis bleiben, wenn Du wollteſt. Dies meynt der Derwiſch, und es meynt es auch der Dey. Dein Glaube darf Dich nicht verlegen machen. So lange Sarip Oſar hier regiert, ſoll Chriſt und Jude mit dem Moslemin auf gleiche Lebensrechte rechnen können. Der Menſch muß glauben, denken können, was er will. Sein Prophet ſey der unſerige, der Deinige, ja! es ſey Haſna Soher, ſogar! ſo mag er ihn verehren; doch für der Unterthanen Handlungen hat Sarip Oſar Geſetze. Deine Geiſter werfen den Glauben meiner Väter nicht um, und Deine Zemiren noch weniger. Du kannſt nun thun, was Dir beliebt!“

Er winkte. Zemire wurde abgeführt. Der Ritter ging, und bey dem Dey blieb Aſchraf.

„Ich habe Dich einmal ſagen hören, lieber Lindoro! — ſagte Zenide, als ſie ihn allein im Garten fand: — dem ganzen weiblichen Geſchlecht kündige ich Fehde an, auf Liebe um Glück, auf Glück um Liebe! Alle ſollen mir mein Kreuz bezahlen, und keine ſoll's erhalten. — Orlanda konnte nichts bezahlen, und können Dina und Zemire Dich nicht in Tunis halten, ſo wird das Bezahlen wohl an Zeniden kommen.“

„Als ſelbſterklärte Schuldnerin nehme ich Dich an! — lächelte Lindoro, indem er ihre Hand ergriff. — Und hiermit nehme ich Beſitz von meinem Kapital!“

„Gut! Ich zahle. — Blick auf, Lindoro! Dieſer Garten iſt einer der glänzenden Gärten des Kaliſen Raſchid.“

Lindoro ſah betroffen von vielen Tauſend farbichten Lampen den Garten erleuchtet. Geſang und Muſik ertönten aus Hecken und Lauben. Glänzend wallten die hohen Fontainen auf und der Geſang erwachter Vögel tönte in die lauten Konzerte.

„So ſchildert Haſna Soher die glänzenden Abendſzenen in den Gärten des Kaliſen Raſchid,“ — ſagte Lindoro.

„Und dann?“ — fragte Zenide freundlich.

„Dann ſucht der Dichter eine Laube, und dort ſinkt er in die Arme der reitzenden Zamara.“

„Suche die Glücklichen auf!“

Sie nahm ſeine Hand; er folgte ihr zu einer Laube. Drinne rauſchten Küſſe gegen Küſſe, ſanfte Seufzer und Bitten ertönten, und zärtlich ſank Lindoro in Zenidens Arme. Sie brachte ihn wieder zu ſich, und zeigte bedeutend auf die Laube. Tritte rauſchten hervor. Die Lauſchenden traten zurück. Der Dey Sarip Oſar kam aus der Laube, in ſeinen Armen wankte Dina ſchmachtend einem Pavillon zu.

Lindoro ſah Zeniden fragend und verlegen an; ſie küßte ihn, und verſchwand.

„Was ſucht ihr nicht mit Küſſen alles abzumachen!“ — rief ihr der Ritter nach.

Der Derwiſch Aſchraf trat herzu. Fragend nahte er ſich ihm:

„Und Du biſt auch hier?“

„Es giebt ja etwas zu ſehen!“ — antwortete Lindoro.

„Etwas Glänzendes, etwas Luſtiges —“

„— und etwas Zärtliches. Was bringt das unſerm Juden ein?“

„Der arme Teufel! Der Dey ſchickte ſeine Stummen in des Juden Haus, mit einer ſeidenen Schnur. Er hatte Wind bekommen, und war entflohen. Die Stummen brachten die Tochter vor den Dey. Dieſer ſetzte ſich in den Beſitz der Schätze des Entflohenen, und macht die Tochter zur Mutter. Sie gefällt ihm, und da er ſehr eiferſüchtig iſt, und glaubt an einem gewiſſen Malteſer Ritter einen Nebenbuhler zu haben, ſo hat er ſeinen Stummen befohlen, die ſeidene Schnur, der Gormat entgangen war, dem Ritter um den Hals zu werfen. Auch ſoll ein gewiſſer Derwiſch Aſchraf noch erdroſſelt werden.“

„Aſchraf!“

„Der Derwiſch aber wird entfliehen.“

„Und der Ritter?“

„Thut, was ihm gut dünkt, kämpft aber nie wieder für einen Dey, und — — Wir ſind verloren!“

Der Derwiſch erkletterte ſchnell einen Baum. Die Stummen kamen auf den Ritter los. Er zog das Schwert. Sie blieben ſtehen, und berathſchlagten ſich unter einander durch Zeichen. Der Ritter rief ihnen zu:

„Ihr ſeyd verloren, wenn ihr nicht eilends flieht!“ Sie blieben ſtehen, und zogen ihre Dolche. Der Ritter warf ſich den Zögernden raſch entgegen; drohend ſchwang er ſein furchtbares Schwert, und ſie entflohen.

„Herab, Aidraf! — ſchrie der Ritter; — Wir gehen zuſammen.“

Der Derwiſch ſtieg von dem Baume und ſtammelte ängſtlich:

„Die Stummen rufen Wache herbey; Wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Sie eilten der Pforte des Gartens zu, die in's Freye führte, und fanden ſie offen.

Zenide ſtand an der Thür, und drückte dem Ritter die Hand. Der Derwiſch ſah ſie nicht. — Er leuchte voran; Lindoro folgte ihm mit gezogenem Schwerte. — Ohne ein Wort zu ſprechen, wanderten ſie raſch darauf los.

Der Himmel wurde grau; des Morgens lichte Streifen brachen durch. Der Morgenröthe Purpurſtreifen überflogen den Himmel.

„Dort im Gebirge, in einem ſo verſteckten Winkel, daß kein Menſch ihn finden kann, findet er ihn nicht durch Zufall, — begann endlich der Derwiſch, — wohnt ein Mann, bey dem wir uns verbergen können.“

„Wer iſt der Mann?“

„Er iſt mein Freund.“

„Das iſt genug für mich!“

„Er iſt am Ganges geboren, heißt Jſup Samahr, und lebt ein Klaußner-Leben, wie wenig Klaußner es leben.“

„Wie ſo?“

„Er ißt und trinkt ſehr gut.“

„Daran thut er wohl! Und uns wird das auch nicht übel bekommen.

„Die herrlichſten Früchte und Weine ſtehen ſtets auf ſeinem Tiſche, und dennoch wächſt ihm kein Apfel keine Traube in ſeiner Einöde zu. Kein Menſch iſt um ihn und dennoch wird er gut bedient.“

„Vielleicht von einem Elementar-Geiſte?“

„So ſcheint es. Doch ſpricht er nicht davon. — Nur ein einzigesmal hörte ich ihn von Gnomen ſprechen.“

„Es mögen ihn Gnomen oder Menſchen bedienen, das kann uns nicht kümmern, genug, wenn es uns bey dem Indoſtaner nur wohl geht!“

„Sie gingen auf das Gebirge zu. Der Derwiſch kniete nieder, grub mit der Hand ein Loch, ſpie hinein, und ſchrie:

„Der Elende!“

„Gilt das dem Dey?“ — fragte Lindoro.

„Der Derwiſch ſcharrte das Loch ſchnell zu, ſprang auf, und antwortete:

„Es gilt Sarip Oſär, dem Dey, dem Hunde!“

„Er iſt ein Dey!“

„Verdamme ihn Gott!“

„Derwiſch!“

„Der Böſewicht ſoll nie nach dieſem Leben die Brücke Sirath betreten! — Gotmat giebt ihm Geld, damit er ſeine Soldaten bezahlen kann, Aſchraf ſteht ihm mit Rathe und Anſchlägen bey, Lindoro wirft ſeine Bruſt den Gegnern des Dey entgegen, erficht ihm ſeinen goldnen Stuhl, und er ſchickt allen dreyen Schnuren zu, behält das Geld, ſtiehlt welches noch dazu, und zwingt einer Unſchuldigen ihren höchſten Schatz ab!“

„Bey Gott! er iſt ein Dey.“

Der Derwiſch ſchwieg. Ein Mohr kam den Wanderern entgegen; er trieb einen beladenen Eſel vor ſich her, und wollte auf den Markt nach Tunis. Der Derwiſch kaufte ihm Datteln ab. Bey einer Quelle unter hohen Bäumen, ließen ſich Beyde nieder. Der Derwiſch ſprach ein kurzes Gebet, und verſchluckte die Datteln begierig. Der Ritter griff gleichfalls zu. Die Unterhaltung war ſehr einſylbig.

Ein altes Mütterchen trippelte herbey, ſie ſtützte ſich auf einen Stab und trug ein bedecktes Körbchen unterm Arm.

„Was will die alte Hexe!“ — brummte der Derwiſch verdrüßlich.

„Sie will Dich aufheitern;“ — antwortete die Alte.

Der Ritter lachte laut auf. Die Alte wendete ſich zu ihm:

„Dich auch.“

Der Ritter lachte ſtärker. Aſchraf fragte lakoniſch:

„Kannſt Du Dich verjüngen?“

„Was könnte euch beyden meine Jugend nützen? — fragte die Alte. — Ihr ſeyd hungerig und durſtet; ich denke alſo ein guter Reiskuchen, und eine Flaſche Wein können euch beyden jetzt beſſer dienen.“

„Das können ſie! Her damit!“ — ſchrie Lindoro.

Die Alte ſetzte das Körbchen ab, und packte einen Reiskuchen und eine Kürbisflaſche heraus. — Der Ritter fragte:

„Woher kommen denn die ſchönen Sachen?“

Die Alte antwortete:

„Den Kuchen habe ich ſelbſt gebacken, und der Wein wächſt im Gebirge.“

„Was koſtet das alles? ‘ — fragte der Derwiſch, indem er die Flaſche anſetzte, und einen tüchtigen Zug that.

„Ihr habt’s umſonſt!“ — lächelte die Alte.

„Sicher kömmt das Geſchenk von Iſup!“ — flüſterte Aſchraf dem Ritter zu.

Dieſer lächelte, und dachte anders, als der Derwiſch dachte. Er theilte den Kuchen und trank.

Die Alte ſetzte ſich nieder, und ſprach:

„Ich halte euch für kluge und erfahrne Menſchen, deshalb bitte ich euch, mir ein Räthſel zu löſen:

Wie heißt das Thier, das liſtig und verſchlagen,
Durch andre läßt zu einer Höh ſich tragen,
Von der es Steine wirft, die Helfer zu erſchlagen?“

„Das Thier heißt Sarip Oſar!“ — ſchrie der Derwiſch.

„Es heißt Dey;“ — ſetzte Lindoro hinzu.

„Alte Freundin! — begann Aſchraf; — Du biſt nicht, was Du zu ſeyn ſcheinſt.“

„Das habe ich mit den meiſten Menſchen gemein.“

„Du biſt kein Menſch!“

„Du biſt ſehr ſtolz, vielleicht gar zu glauben, Ueberirrdiſche nähmen ſich Deines Hungers und Durſtes an! So etwas kann auch nur ein ſtolzer Derwiſch glauben! Der Ritter hier iſt weit beſcheidener. Er hält mich ſicher nur für eine alte Frau.“

„Du magſt ſeyn, wer Du willſt, — lächelte Lindoro liſtig; — Dein Wein iſt gut; der Kuchen ſchmeckt vortrefflich. Du ſiehſt, dem Derwiſch ſchmeckts wie mir. Der Kuchen iſt aufgezehrt, und die Flaſche iſt leer. Die Reiſe geht nun weiter.“

„Vorher, — ſagte die Alte, — muß ich euch noch um eine Gefälligkeit bitten. — Ich hatte einen Freund, der mich herzlich liebte.

Wir lebten in Einem Alter. Vier und Siebenzig Jahre ſind entflohen, ſeit wir die Welt erblickten. Der Freund iſt tod. Noch liegt er unbegraben. Ihr helft mir doch den Körper wohl verſcharren?“

„Das kann geſchehen!“ — ſagte Lindoro.

„Ach! guter Iſup!“ — klagte die Alte.

„Wie? — ſchrie der Derwiſch; — Iſup? — Iſup Samahr tod?“

„Tod!“ — ſeufzte die Alte, und war verſchwunden.

Der Ritter und der Derwiſch ſtaunten ſich mit offnem Munde an.

„Wir ſind geneckt!“ — ſchrie Aſchraf.

„Wir ſind geſättiget;“ — ſetzte Lindoro hinzu.

„Wer weiß, was wir genoſſen haben!“

„Wenn wir verwandelt würden!“

„Verdammt!

„In einen Eſel Du, ich in ein Roß.“

„Und Du würdeſt für den Dey gezähmt —“

„Du, für Zemiren, oder Dina.“

„Man hat Exempel. — Der Dichter Haſna Sober erzählt ſelbſt ein ſolches Stückchen. — Mir wird übel!“

„Schon ſehe ich uns verwandelt!“

„Keinen unzeitigen Scherz!“

„Die Sache ſelbſt wird zeitig.“

„Warum mußten wir auch eſſen und trinken!“

„Warum mußten wir Hunger haben!“

Eine weibliche Stimme lachte laut auf. Sie ſahen ſich um. Ein freundliches Landmädchen ſtand bey ihnen; einen Milchkrug trug ſie im Arm.

„Was lachſt Du?“ — fuhr ſie der Derwiſch an.

„Warum gebehrdeſt Du Dich ſo arg! — ſagte das Mädchen. — Thuſt Du doch, als hätteſt Du Gift genommen. Hier iſt Milch.‘ —

Der Ritter drückte dem freundlichen Mädchen die Hand, und liſpelte ihr zu:

„Ich kenne Dich! — Du biſt Zemide.“

„Ich heiße Zelia, und Iſup Samahr iſt mein Vater;“ — antwortete das Mädchen ganz laut.

„Wie? — fragte Aſchraf; — Lebt denn Iſup Samahr noch?“

„Iſt er tod? — fragte Zelia verlegen. — Vor zwey Stunden lebte er noch.“

„Wir werden geſoppt!“ — ſchrie Aſchraf ungeduldig.

„Gieb mir zu trinken, ſchönes Kind!“ — ſagte Lindoro.

Sie reichte ihm den Milchkrug, und fragte leiſe, indem er trank:

„Bin ich wirklich ſchön?“

Lindoro nickte mit dem Kopfe, und trank fort. Der Derwiſch gieng verdrüßlich weiter. Der Ritter trank, und dankend küßte er dem freundlichen Mädchen die Hand. Er drückte ſie ſanft, und ſagte:

„Mehr habe ich nicht!“

„Für mich genug!“ — lächelte Zelia.

„Wo bleibſt Du?“ — fragte der Derwiſch verdrüßlich hinter ſich.

„Er iſt dankbar;“ — antwortete Zelia.

„Er iſt verliebt!“ — fuhr der Derwiſch ärgerlich fort.

„Das iſt auch keine Sünde!“

„Sey's Sünde, oder nicht. Zum liebeln iſt jetzt keine Zeit vorhanden. Biſt Du wirklich Jſups Tochter, ſo ſehen wir Dich bey ihm ſelbſt.“

Sie lachte laut auf, und war verſchwunden.

„Ein ſchadenfroher Dämon treibt ſein lächerliches Spiel mit uns!“ — brummte der Derwiſch ärgerlich.

Der Ritter ſchwieg. Sie gingen weiter. Endlich rief Aſchraf aus:

„Dort iſt der Buſch. Er verbirgt den Eingang zu Jſups Felſen Wohnung!“

Der Derwiſch ſchrie froh und laut vor der Wohnung ſeines Freundes:

„Allah ſey gelobt! Aſchraf der Derwiſch, der Sohn Aſmar's, der da war ein Sohn Ibubs, kömmt zur Wohnung ſeines Freundes Iſup Samahr!“

Ein großer, ſtarker, in Thierfelle gekleideter Mann, trat aus der Wohnung hinter dem Buſche hervor, berührte Aſchrafs Stirn mit ſeiner Naſe, umarmte ihn, und rief aus:

„Brama ſey gelobt! Iſup Samahr, der Sohn Thobars, der Enkel des berühmten Feldherrn Ruswandaks, ſieht ſeinen Freund, den Derwiſch Aſchraf endlich einmal wieder! — Sey willkommen, edler Aſchraf! Komm herein in meine Wohnung, und grüße Deinen Freund Levi Gormat, den Sohn Jakubs.“

„Iſt Gormat hier?“ — fragte Aſchraf erfreut.

„Er iſt hier; — erwiederte Iſup, warf ſeine Augen auf den Ritter, und fragte: — Wer iſt dieſer junge Mann?“

Der Derwiſch machte ihn mit ſeinem Begleiter und deſſen Thaten bekannt. Jſup hieß ihn willkommen. — Sie traten in die Felſenwohnung. Gormat ſaß in einer Ecke. Als ſie eintraten, ſprang er auf und fragte:

„Seyd ihr auch hier? Hat euch der Tiger zu Tunis in die Gebirge gejagt?

Der Derwiſch ſprach mit dem Fragenden, von Tunis, von dem Dey, und von Dina. Er verhüllte ſein Geſicht, und rief aus:

„Es wurde mir gegeben, es wurde mir genommen! — Mein Herz hängt nicht an irdiſchen Gütern. Jch habe Vernunft, und weiß mich zu tröſten.“

„Recht ſo! — ſchrie der Derwiſch. — Allah ſey gelobt!“

Lindoro ſetzte ſich vor der Höhle nieder, und ſprach leiſe mit ſich ſelbſt:

„Da ſitze ich nun bey den Dreyen, als der beklagungswürdigſte Vierte! Zenide kann mich wohl necken, aber nicht retten.“

Indeſſen waren Jſup, Gormat und Aſchraf in einen philoſophiſchen Diskours gerathen, vergaßen alles, was ihnen begegnet war, und ſahen und hörten nicht. Lindoro ſtieg einen Fußſteig hinauf, auf die Anhöhe, und überſchaute die öde, traurige Berggegend. — Ein kleines Schloß lag in der Entfernung.

Er ging weiter und ſtieß auf einen Kräuterſammler. Er grüßte ihn und fragte: Wem das Schloß gehöre?

„Ach! — antwortete der Kräutermann, die Achſeln zuckend; — Von jenem Schloſſe ließ ſich gar viel erzählen!“

„Doch Gutes?“

„Wie man's nimmt!“

„Wie ſo? Bewohnt es ein Tyrann?“

„Man kann's nicht wiſſen. Nur wenig Menſchen ſind hinein gekommen, ſelten wieder heraus, und kamen ſie ja heraus, ſo gingen ſie tiefſinnig und mit verſchloſſenem Munde umher. Die meiſten verſchwanden nach und nach, man wußte nicht wohin.“

„Das Schloß iſt doch bewohnt?“

„So ſcheint es.“

„Du meynteſt, es ließe ſich von dem Schloſſe viel erzählen.“

„Nun ja! von dem, der davon zu erzählen weiß. — Ich habe einen Bruder, der auch in dem Schloſſe geweſen iſt —“

„Was ſagt der davon?“

„So viel wie nichts, und dennoch weit mehr als nichts. Man kann es nur nicht zuſammen reimen. Er geht ganz tiefſinnig umher, und ſeit vier Wochen wiſſen wir gar nicht, wohin er gekommen iſt.“

„Was ſagt er von dem Schloſſe?“

„Man kann's nicht behalten; aber wenn's geſagt wird, klingt's ſonderbar.“

Lindoro kehrte zu den Alten zurück, die er philoſophirend verlaſſen hatte und fand ſie ſchlafend. Stillſchweigend nahm er einen bequemen Platz ein, um den vierten Schlafenden darzuſtellen, und ſchlief auch endlich wirklich ein.

Als er erwachte, ſchlug die ſchlafende Geſellſchaft die Augen eben auf, und Iſup gähnte:

„Beynahe hätten wir das Eſſen verſchlaſen!“

„Ich habe Appetit!“ — gähnte der Derwiſch.

„Ich fühle Hunger!“ — gähnte Gormat.

„Laßt auftragen, wenn ihr etwas habt!“ gähnte Lindoro.

„O! daran ſoll's nicht fehlen! — ſagte Iſup. — Ein Pillau ſoll euch vorgeſetzt werden, ein fetter Hammelbraten, gebratene Hühner und Wein ſollen aufgetragen werden.“

Er führte ſie in eine Seitenkammer ſeiner Wohnung, und die Tafel war gedeckt:

„Wir werden hier, — begann der Derwiſch über Tiſche, — recht gut und wohl beyſammen leben. Wir werden uns ſättigen, werden philoſophiren und ſchlafen, und werden uns um keinen Dey in der Welt bekümmern. Doch womit wird unſer Ritter ſich beſchäftigen?"

„Ich habe keine Luſt dazu, — antwortete dieſer, — mich hier mit euch, und unter euch zu vergraben. Ein Abentheuer will ich beſtehen. Ein Kräutermann hat mir viel Geheimnißvolles von einem nahen Schloſſe erzählt; das muß ich unterſuchen!"

Jſup ſah ihn freundlich an, und ſprach:

„Haſna Sohers Gebeine ruhen in jenem Schloſſe."

„Wie? Haſna Sohers Gebeine? die Gebeine des herrlichen, des glücklichen Dichters?" — fragte Lindoro ſchnell.

„Zamara, die Holde, hat ihrem Liebling dort ein Grab bereitet, — fuhr Jſup fort. — Mit hoher, reiner Zärtlichkeit, mit überſchwenglicher Liebe, liebte Zamara die freundliche Silfide, den Liebling ihres Herzens, Haſna Soher, den glücklichen Dichter. Er liebte ſie mit unbefleckter Treue, überſtand alle Proben, auf die ſie ihn ſtellte, auch die gefährlichſten, ehrenvoll für ſeine Liebe. Sie belohnte ſeine Treue, und liebte ihn getreu und zärtlich, auch in ſeinen alten Tagen. In ihren Armen ſchlief er ein, in ihren Armen ſtarb er, und in jenem Schloſſe Arazid-Halez genannt, ruht des Glücklichen ſterbliche Hülle."

„Und Zamara iſt in dem Schloſſe?" — fragte der Ritter weiter.

„Das weiß man nicht; — antwortete Jſup. — Wer aus dem Schloſſe kam, ſpricht nicht davon. Viele verſchwinden, man weiß nicht wohin, viele verlieren den Verſtand, die meiſten bleiben tiefſinnig, ſo lange ſie leben."

Alle ſchwiegen. Nach einer langen Pauſe fragte der Derwiſch:

„Und Du willſt auch den Verſtand daran wagen, um ein Grabmal zu ſehen?"

„Du weiſt es, Aſchraf, — antwortete Lindoro, — mit welchem Entzücken ich Haſna Sohers Gedichte und die Geſchichte ſeiner Liebe leſe! Hier iſt ſein Buch! Ich trage es auf meinem Herzen. — Er iſt mein Heiliger!“

„Chriſt!“ — ſchrie der Derwiſch.

Der Ritter antwortete gelaſſen:

„Haſna Soher iſt der Heilige meines Herzens. — Du wallfahrteſt nach Mekka, zu ſehen den Sarg Deines Propheten; vielleicht war Gormat ſchon bey Sabbathai Sevi's Grabe, und Iſup ſah in mancherley Verwandlungen Viſchnu's Geſtalten begraben. Ich —“

„Du gehſt nicht nach Jeruſalem?“ — fragte Gormat ironiſch.

„Ich gehe, — antwortete Lindoro, — wohin meine Pflicht, wohin mein Herz mich ruft.“

„Führt Dich die Pflicht nach Sohers Grabe?“ — fragte der Derwiſch.

Der Ritter ſchwieg, ergriff den Becher, goß Wein in eine Schaale, ſprühte den Wein gegen die Decke des Felſens und rief:

„Dieß, Haſna Soher, Dir! dies Dir, Zamara, Du Getreue!“

Sie ſahen ihn ſchweigend an. Er griff nach ſeines Lieblingsdichters Erzählung, und las in Begeiſterung:

„Da ſtand ſie, reichte mir die goldne Schaale,
gefüllt mit ſüßem Chier Wein!
Und aus dem blinkenden Pokale
ſog ich den Trank der Liebe ein.
O! klagte ſie, daß nicht aus Chier Trauben,
Unſterblichkeit die Liebe drückt!
Doch will ich Dich, wie mich, unſterblich glauben,
ſo lange Deine Treue mich entzückt.
In meinen Armen ſollſt Du ewig weilen,
auch wenn der Tod Dich mir entreißt.
Ich will mein Loos mit dem Geliebten theilen,
und ſtirbt der Körper, lieb' ich ſeinen Geiſt!“

Nun ſprang er wieder auf, ergriff den Becher und rief aus:

„Ich ſehe Morgen Haſna Sohers Grab! Ich ſehe —“

Er ſchwieg. Iſup blickte ihn fragend an. Aſchraf lächelte:

„Was ihm der Wein nicht alles ſehen läßt!“

Lindoro unterdrückte eine Antwort, ging aus der Höhle, und warf im Freyen ſich unter einem Baume nieder.

* *

Dicker wurde die Luft; ſchwer auf athmete alles. Hoch hinauf zog ſich der Nebel. Der blaue Aether erblich, umzogen vom ſchwarzen Flor der Wolken. Aengſtlich ſuchten die Vögel ihr Neſt. Nur die ſcheue Schwalbe ſchoß ängſtlich, niedrig, hin und her. Es rührte ſich kein Blatt; tiefe Stille ſchwebte über den Bergen.

Lindoro blickte über ſich. Iſup trat aus der Höhle.

„Das erhabene Schauſpiel eines Gewitters, — ſagte er, — in dieſen Bergen iſt fürchterlich ſchön!“

Plötzlich brach ein Orkan los. Staub und Sand wirbelten hoch auf in die Luft. Braußend ertönte der Wald. Aeſte brachen, Bäume ſplitterten, Blätter durchflogen die Luft. Nun rollte fürchterlich der Donner; Blitze durchſchoſſen flammend die Luft, zerriſſen die ſchwarzen Wolken.

Ein heftiger Platzregen trieb den Ritter wieder in die Höhle zu der Geſellſchaft. Sie durchwachten philoſophirend die Nacht. Lindoro träumte ſüſſe Träume, ſchlafend und wachend.

Der Morgen brach an. — Die Wolken theilten ſich; Duft und Nebel verſchwanden. Mächtig brach die Sonne hervor, und Erde und Himmel erhellte ihr Licht.

Iſup bekränzte den Eingang ſeiner Höhle, warf ſich nieder, breitete ſeine Arme gegen die Sonne aus, und ſprach:

„Sey gegrüßt, großes, göttliches Licht des Himmels und der Erde! Sende gnädig herab deine wohlthätigen Strahlen, und erleuchte die Herzen der Menſchen!“

Die Gipfel der Berge erglänzten, und in tauſend Spiegeln ſtrahlte die Sonne von Laub und Gras zurück. Die Lüfte belebten ſich von ſpielenden Mücken, die fröhlichen Hymnen der Vögel ertönten, für Erde und Himmel lachte ein heitrer Morgen.

Lindoro trat ſeine Wanderſchaft an.

Er ſtand vor dem Schloſſe Arazid-Halez. Das Thor war verſchloſſen. Kein lebendes Weſen ließ ſich ſehen. Er warf ſich unter einem Baume nieder. Eine ſanfte Muſik und Geſang ertönten im Schloſſe. Das Thor wurde geöffnet. — Lindoro ſprang auf. Eine ſchwarzgekleidete weibliche Figur trat hervor. Sie ſchlug die ſchwarzen Schleier zurück, die ihr Geſicht bedeckten. Lindoro ging auf ſie zu. Sie fragte:

„Fremdling! Was ſuchſt Du hier?“

„Ich wünſche in dem Schloſſe Arazld-Halez zu ſeyn;“ — antwortete der Ritter.

„Verſtehſt Du die Worte, die Du nannteſt?“

„Liebes-Traurigkeit.“

„So iſt es. Du ſiehſt das Schloß der Liebes-Traurigkeit. Dies ſey Dir genug! Gehe vorüber, wenn Du ein unempfindſames Herz haſt, gehe vorüber, wenn Dein Herz empfindungsvoll ſich hebt.“

„Der Dichter Hafna Soher ſang: Der Empfindung nahe ſich die Empfindung.“

„Auch ſang er: Fliehe den Schmerz!“

„Er ſang: Auch Thränen geben Freude!“

„Tritt näher!“

Sie trat zurück. Er folgte ihr. Sie verſchloß das Thor. Er war im Schloſſe. — In einer Quelle füllte ſie einen kriſtallenen Becher, reichte ihm denſelben, und ſprach:

„Ich heiße Zulima, und reiche Dir den Becher der Traurigkeit, gefüllt mit dem Waſſer der Thränen.“

Lindoro nahm den Becher, und ſagte:

„Da ſtand ſie, reichte mir die goldne Schaale,
gefüllt mit ſüßem Edlem Wein!
Und aus dem blinkenden Pokale
ſog ich den Trank der Liebe ein.“

Zulima lächelte ſanft:

„Der Dichter Hafna Soher hat's geſungen.
Der Sang der Liebe iſt gelungen!“

Lindoro ſetzte den Becher an die Lippen; Zulima rief ihm zu:

„Es iſt der Becher der Traurigkeit, gefüllt mit dem Waſſer der Thränen, den Du an die Lippen bringſt!“

„Ich leere dieſen Becher dem Dichter Hoſna Soher zu Ehren!“ — antwortete Lindoro.

Sie nahm den Becher zurück, goß ihn aus, und füllte ihn mit Wein, indem ſie ſprach:

„Willſt Du den vollen Becher leeren,
den guten Dichter zu verehren,
ſo füll' ihn Dankbarkeit mit Wein,
ihn ſchenkten Lieb' und Freundſchaft ein.“

Der Ritter leerte den Becher. Zulima füllte ihn wieder mit Quellwaſſer, und Lindoro trank.

Zulima nahm ſeine Hand und führte ihn weiter. — Sie traten in den Schloßhof; aus dem Hofe, in einen angenehmen Palmenhain. Hier verließ ihn Zulima, indem ſie ſagte:

„Ich überlaſſe Dich hier Dir ſelbſt.“

Er ging weiter. Ein ſchwarzes Gitter umzog einen kleinen Zypreſſenhain. Mit ſchwarzem Sand beſtreute Schlangenwege führten ihn zu einem Tempel, erbaut aus ſchwarzem Marmor, geſtützt von ſechszehn ſchwarzen Säulen, an denen mit goldenen Buchſtaben folgende Worte prangten:

Haſna Soher;
Der Dichter;
Der Zärtliche;
Der Geliebte;
Der Liebende;
Der Glückliche;
Der Sanfte;
Der Erhabene;
Der Freudige;
Der Ergebene;
Der Entzückte;
Der Liebliche;
Der Erhörte;
Der Herrliche;
Der Getreue;
Der Unſterbliche.

Die Wände des Tempels waren mit Verſen aus Haſna Soher's Gedichten geziert, und ſelbſt die Thür prangte mit einer ſolchen Inſchrift. Dort las man:

Nicht Waffenruhm allein
führt in die Tempel ein;
Auch Sang und Lieb' und Chierer Wein,
ſie räumen uns wohl Tempel ein!

Weiter oben, nach der Kuppel zu, ſtand:

Es hat gelebt, wie er liebte,
ſtill und beſcheiden,
ſanft und glücklich,
der unſterbliche Dichter
Haſna Soher.

Die Pforte des Tempels war verſchloſſen. Ludoro verſuchte es vergebens, ſie zu öffnen.

Zulima trat herbey. Er bat ſie, die Pforte zu öffnen. Sie antwortete:

„Heute kann Dir die Pforte noch nicht geöffnet werden. — Jetzt folge mir!“

Sie führte ihn aus dem Haine zurück in das Schloß, in ein ſchwarz ausgeſchlagenes und ſchwarz meublirtes Zimmer. — Sanft drückte ſie ihm die Hand, und liſpelte:

„Wir ſind allein!“

Lindoro warf ſich auf ein Sofa. Zulima ſetzte ſich zu ihm. Sie ergriff eine Laute, ſpielte und ſang:

O! Einſamkeit!
Wer kann dich froh genießen?
Wer fühlt in dir ſein Glück?
Wem dürfen deine Freuden-Quellen fließen?
Wem lächelt heiter ſein Geſchick?

Sie ſchwieg und blickte den Ritter fragend an. — Dieſer antwortete:

„Dem Glücklich-Liebenden!“

Ihrer Hand entſank die Laute. Sie drückte ſanft dem Ritter die Hand; ſie lag in ſeinen Armen.

Sechſtes Buch.

Und Lindoro der Geliebte,
Wandelt an Zenidens Hand,
Die er einſam und voll Liebe,
unter den Ruinen fand.

Zenidens Name ſchwirrte ſanft um des Ritters Ohr; ihre liebliche Geſtalt ſchwebte vor ſeinen Sinnen. Er kam zu ſich, und fragte:

„Jetzt, gute Zulima! mache mich mit allem bekannt, was dieſes Schloß, ſeine Geheimniſſe, und ſeine Bewohner betrifft."

Sie zog ſich ſanft zurück, ſchien ſich zu ſammeln, und ſagte endlich:

„Arazid-Halez, das Schloß der Liebes-Traurigkeit, erbaute die Silfide Zamara, die Geliebte des unſterblichen Dichters Hafno Soher. In jenem Tempel, unter den Zypreſſen, ruhen ſeine Gebeine und oft beſucht die noch immer traurende Geliebte das Grab ihres Geliebten. Wer ſie dort weinen ſieht, dort klagen hört, verliert die Sinne und verläßt das Schloß, ohne jemals ſeine Traurigkeit überwinden zu können. Er kömmt von ſelbſt hieher zurück, und wandelt klagend bis an ſein Ende hier. Klagt Zamara, ſo klagt ein Chor von ſechszig Menſchen mit ihr. So viele leben jetzo in dem Schloſſe, wandeln in dem Trauerhaine umher, und harren immer nur der Stunde der Klagen, worinne ſie ihre Freude, ja ihr Entzücken, und Erleichterung ihrer Schmerzen finden. Nur ich allein, bewohne dieſes freudenleere Schloß, wenn Zamara nicht hier iſt. Der Männer irren viele hier umher, doch Liebe kennen ſie, fühlen ſie nicht mehr, haben ſie einmal die Klagen der betrübten Zamara gehört, haben ſie die Weinende geſehen.“

„Und wird dieß ewig dauern?“ — fragte Lindoro.

Seufzend antwortete Zulima:

„Es kann nur enden, wenn Zamara wieder liebt, zärtlich und treu wieder geliebt wird, wie Haſna Soher ſie liebte.“

„Iſt dazu keine Hoffnung?“

„Ich weiß es nicht. Man ſagt, der Sillſe Aſtor verfolge die unglückliche Zamara, und raube ihr alle Hoffnung.“

„Auch Du, Zulima, biſt, was Zamara iſt?“

„Eine Silfide, wie ſie; doch liebte mich noch kein Mann und die Atomen meines Körpers ſind noch nicht dicht genug, mich nach Wunſche der Verkörperung meiner Unſterblichkeit in dem Elemente zu nähern.“

Seufzend endete ſie, und ſchwieg. Nach einer Pauſe fragte ſie:

„Willſt Du auch der Schaar der Trauernden Dich zugeſellt ſehen?“

„Ich ehre den Dichter Haſna Soher in ſeinen Liedern, ich beneide ſein Glück, das er ſelbſt ſo reitzend ſchildert, das Glück von Zamara geliebt zu werden. Sein Grab zu ſehen, bin ich gekommen. Auch hoffte ich, ich kann's nicht läugnen, Zamara ſelbſt zu ſehen."

„So biſt Du für Dich ſelbſt, und auch für jede, die Dich liebt, verloren!"

„Iſt jetzt Zamara hier?"

„Nein."

„Wird ſie bald kommen?"

„Das weiß ich nicht. Oft iſt ſie lange hier, oft bleibt ſie lange weg. — — Willſt Du zu Haſna Sohers Grabe gehen?"

„Sobald Zamara kömmt."

„Du willſt Dein Unglück ſelbſt?"

Er ſchwieg, und griff nach der Laute. Einige Griffe in die Laute, er ſah Zulima an, ſagte: „Ein Lied, das Haſna Soher ſang!" und ſang:

Lieblich in dem ſchönen Garten
[illegible] duftet eine Laube.
Dich, Zamara, zu erwarten,
hatte Soher, und der Traube
ſüße Düfte letzten ihn.

Ach! in dieſer Roſenlaube
fanden Lippen ſich und Blicke,
Küſſe, ſüßer als die Traube,
Blicke, heller als die Blicke,
die die Sonne freundlich ſchenkt!

Seelen hatten ſich gefunden,
Herzen fühlten ſich ergoſſen,
Seelen fühlten ſich verbunden,
Lippen hatten froh genoſſen,
was die Liebe Süßes ſchenkt!

Als die Buſen zitternd bebten,
floſſen ſüße Wonne-Thränen,
und in dieſen Thränen ſchwebten,
Sehnſucht, Schmachten, ſanftes Sehnen,
in der Liebe Vollgenuß.

Zulima ſank laut aufſeufzend zurück. Lindoro's Hand entſank die Laute. Er ergriff ihre Hand, und fragte:

„Was iſt Dir?"

„Nicht weiter! — Ende!" — flehte ſie ihm zu.

Sanft gebrochen blickten ihre Augen ihn ſchmachtend an; eine Thräne zitterte über die entglühte Wange, ſanft bebten die geöffneten Lippen, alle Pulſe klopften, ihre Hand ruhte zitternd in der ſeinigen, der Schleier war verſchoben, hoch hob der volle Buſen ſich in ohnmächtigen Grenzen, die ihn nicht faſſen, ihn nicht halten konnten. Lindoro ſtammelte verlegen:

„Zulima!"

Sie hatte keine Antwort. Er drückte ſtärker ihr die Hand, und fühlte heftiger die raſchen Pulſe klopfen. Ein ſanfter Schleier überflog ſeine Augen, ſeine Lippen bebten, laut ſchlug ſein Herz, er zitterte, wankte ihr näher, — riß ſich los, ſprang auf, und ſeufzte laut:

„Zenide!"

Mit einem lauten Schrey bedeckte Zulima mit ihren Händen ihr Geſicht: Lindoro ſtand verlegen vor ihr.

Eine ſanfte Muſik ertönte. Zulima raffte ſich auf, trocknete die naſſen Augen, warf ſich an des Ritters Hals, küßte ihn heftig, und ſeufzte ſchmeichelnd:

„Vergieb! Vergieb, Lindoro, mein Geliebter!“

Staunend fragte Lindoro:

„Du nennſt meinen Namen? Nennſt mich Deinen Geliebten?“

Sie blickte auf. — Zenide war es, die in ſeinen Armen lag.

„Zenide!“ — ſchrie Lindoro. — „Du? Zenide?“

„Deine Zenide!“

„Meine Zenide?“

„Deine Zenide, geliebter Lindoro!“

„Ich habe mich verrathen!“

„Verrathen?“

„Ich nannte Zenidens Namen, und Zulima erborgte ihre Geſtalt.“

„Selbſt dieſes Mißtrauen gefällt mir an Dir! Nein Lindoro! Es iſt nicht Zulima, die in Deinen Armen ruht, es iſt Zenide. Sie nahm Zulima's Geſtalt an, Dich zu prüfen und ſie iſt nun überzeugt und glücklich."

Mißtrauend und verlegen blickte Lindoro ſie an. Die Thür rauſchte auf. Zulima trat in's Zimmer. Sie küßte Zenidens Hand, und ſagte:

„Alles iſt bereit!"

„Ich komme," — antwortete Zenide.

„Zulima verließ das Zimmer. Lindoro ſtand ſprachlos Zeniden gegenüber. Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie ſanft, und ſagte:

„Lindoro! faſſe Dich! Du ſahſt Zulima; ich bin Zenide. Hier iſt das Zeichen. An dieſem Finger ſiehſt Du Deinen Ring."

Er ſah den Ring; Er ſchloß ſie in ſeine Arme, und ſeine Lippen fanden warme, feuchte Lippen. — Sie ſank auf's Sofa, zog ihn zu ſich, und ſagte:

„Ich bin Zenide, die Dich liebt. Dich zu prüfen, zuweilen auch, ein wenig Dich zu necken, — denn, wie gern neckt Liebe nicht! — ſahſt Du mich als Zulima, als Zelia —“

„Das habe ich vermuthet!“

„— als ein altes Mütterchen, den Derwiſch zu quälen —“

„Ich habe es geahndet!“

„— als Mohrenſklavin ſahſt Du mich in Tunis und in Maltha. Ich war Zemire —“

„Zemire?“

„Auch hatte ich einmal die Geſtalt der freundlichen Dina angenommen —“

„Doch nicht bey'm Dey?“

„Nein! damals, als der Herr Ritter mit dem Juden-Mädchen ſo zärtlich ſprach, und ein unſchuldiges Herzchen zu allarmiren hoffte.“

„Es war nur Scherz!“

„Gut, daß es dabey blieb! — Zweymal ſahſt Du mich als Roſette, als Gärtnerin in Palermo, und als Zofe der ſchönen Orlanda, die Dir gar nicht gleichgiltig war!“

Er ſchwieg. Sie fragte lächelnd:

„Kannſt Du das läugnen?“

„Wo warſt denn Du, wenn ich Dich nicht ſah?“ — fragte er, aber nicht lächelnd, zurück.

„Dieſe Frage konnte ich erwarten!“

„Kannſt Du ſie auch beantworten?“

„Ich kann.“

„Und willſt Du auch?“

„Ich will.“

„Nun gut!“

„Oft, wenn Du mich auch nicht ſahſt, war ich dennoch, obgleich unſichtbar, um Dich: zuweilen war ich aber auch hier.“

„Hier? — In dieſem Schloſſe?“

„Hier, bey Haſna Sohers Grabe.“

„Zenide!“

„Lindoro?“

„Du biſt —“

„Ich bin Zamara.“

„Zamara? — Du? Zamara?“

„Zamara, die den Dichter Haſna Soher liebte, den Sterblichen, wie ſie nun Lindoro lieben wird, den Geprüften!“

„Du Zamara?“

„Deine Verwunderung ſteigt?“

„Wenn Du den Dichter Haſna Soher liebteſt, wie —“

„Frage weiter! „Wie alt biſt Du?“ — Willſt Du fragen? Nicht?“ —

„Wie alt?“ —

„Siehſt Du mir es an?“

„Die erſte Jugend des reifenden Mädchens lächelt aus Deinen Blicken.“

„Und dennoch kann mein Alter Dich beſchäftigen, wohl gar verlegen machen? — So ſeyd ihr Männer! Zu fragen, verſteht ihr, aber nicht zu genießen. — Es thut mir ſehr leid, daß die Zeit Dich ſo verlegen machen kann! Du denkſt jetzt an ein altes Mütterchen, und glaubſt vielleicht, dieſe Geſtalt ſey nur ein Firniß. Ich ſollte Dich beſtrafen, ſollte gehen, und für meine Roſen mir einen andern Freund ſuchen. — Oder ſoll ich Dir ſagen, was bey euch Menſchen hundert Jahre ſind, iſt für uns Silfiden nur ein Zeitraum von etwa drey Jahren, nach menſchlichen Begriffen? Wie alt wär' ich dann, hätte auch Haſna Soher mich geliebt, als ich ſchon ſechs Jahre alt war?“

Schweigend ſah Lindoro vor ſich nieder. — Zemide ſaß lange ſchweigend neben ihm. Endlich fragte ſie:

„Willſt Du mich begleiten zu Haſna Sohers Grabe?“

Er ſeufzte. Sie fuhr fort:

„Es kömmt auf Dich an, ob ich heute zum letztenmal dahin gehe, oder nicht.“ —

Lindoro kam endlich zu Worten:

„Ich wünſchte das Grab des Glücklichen zu ſehen, der ſeine Liebe und ſein Glück ſo reitzend beſang.“

„Er war zu beneiden!“

„Ich wollte es ſehen, ſo lange ich ihn nur von Zamara geliebt glaubte. Nun aber, da ich weiß, daß es Zemide war, die ihn ſo überſchwenglich zärtlich liebte und beglückte, nun —“

„Magſt

„Magſt Du es nicht ſehen?“

„Nein!“

„Lindoro! dieſer eiferſüchtige Trotz kann und wird jedem Weibe gefallen, und ſey ſie auch eine Silfide! Ich hätte weniger aufrichtig ſeyn ſollen —“

„Ich danke Dir, daß Du es warſt!“

„Beleidigend willſt Du werden?“

„Du gehſt zu Haſna Sohers Grabe, und — giebſt mir meinen Ring zurück.“

„Wie?“

„Hier iſt der Deinige.“

„Lindoro!“

„Zamara bleibe die Geliebte des Erblichenen, ich —“

„Verdiene ich das?“

„Ich will ihr Glück nicht ſtöhren, nicht beneiden!“

„So grauſam, ſo verächtlich willſt Du mich behandeln?“

„Ich fordre kein getheiltes Herz. Und, welch ein Sterblicher war Haſna Soher!

Nie kannſt Du bey mir ſeine Vollkommenheiten vergeſſen!“

„Lindoro! — Geliebter Lindoro!“ —

„Lebe wohl, geliebte Zenide! Vergieb! — Zamara bleibe ihrem Soher!“

Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie ſanft an ihr Herz, und ſagte:

„O Lindoro! Sage mir kein Lebewohl!“

Er ſchwieg. Sie fuhr fort:

„Sage mir kein Lebewohl, Geliebter! Kannſt Du mich auch nicht lieben, ſo bleibe mein Freund!“

„Und Dein Begleiter zu Sohers Grabe?“ — fragte Lindoro haſtig und raſch.

„Nun dann! — lächelte Zenide; — Wo iſt es, dieſes Grab? Wer war der Dichter Haſna Soher? Wo iſt Zamara?“

Er blickte ſie beleidiget an. Sie fuhr fort:

„Lindoro! haſt Du meine Fragen vernommen?“

„Was ſollen ſie ſagen?“

„Dich empfänglich, ſchwärmeriſch für meine Liebe zu machen, erdichtete ich die Liebe Haſna Sohers zu Zamara. Er lebte nie; er ſchrieb nie ſelbſt, was Du mit Entzücken und Wohlgefallen geleſen haſt.“

„Bin ich ein Kind?“

„Jetzt wirklich!“

„Germat gab mir die Lieder Haſna Sohers. Es kannte ſie Sarip Oſar, es kannte ſie der Derwiſch Aſchraf, als Haſna Sohers Lieder. Selbſt Iſup wußte um die Geſchichte des glücklichen Dichters; und Dir ſoll ich nun glauben“ —

„Glaube mir.“

„Du haſt die Lieder ſelbſt gemacht?“

„Ich?“

„Mich empfänglich zu machen? — War ich das nicht ſchon?“

„Nein!“

„Und jene Männer, die ich nannte —?“

„Wer ſind ſie?“

„Du kennteſt ſie nicht?“

„Wo ſind ſie?“

„Du ſahſt ſie nicht in Tunis?“

„Geh zurück nach Tunis, ob ſie jemand dort kennt.“

„Zenide!“

„Was willſt Du denn? Soll ich Deine Träume entgelten?“

„Meine Träume?“

„Was ſonſt?“

„Du willſt mich verwirrt machen!“

„Biſt Du es nicht ſchon?“

Starr blickte Lindoro ſie ſchweigend an. Sie ſchlug die Augen nieder, und ſeufzte. — Draußen ertönte Muſik. Lindoro ſprang auf:

„Sie rufen Dich, die Trauer-Töne zu Deines Lieblings Grabe!“

„Du lebſt ja noch!“

Er blickte wild lächelnd um ſich, und plötzlich ſchrie er fragend, laut auf:

„Wo bin ich?“

Er ſtand in dem Zypreſſenhain. Der Tempel war verſchwunden. Auch die Zypreſſen verwandelten ſich in Pappeln und Orangenbäume. Er ſah ſich unter Ruinen.

Es waren die Ruinen des Ceres Tempels, es war der ihm und uns bekannte Hain bey Baba.

„Wo bin ich? — fragte er wieder. — Iſt dies der Hain bey Baba? Sind dies die wohlbekannten Ruinen des Ceres-Tempels? — Es iſt ein Gaukelſpiel! Zenide will mich necken!“

Er blickte allenthalben ſich um. Zenide war verſchwunden. — Er ging auf die Laube zu; eine weibliche Geſtalt trat ihm entgegen. Es war Flora. Erſchrocken trat ſie zurück, und fragte:

„Lindoro? Ihr? — Hier? Seyd Ihr es ſelbſt?“

„Ich bin es;“ — antwortete Lindoro. — „Aber, ſagt mir; Bin ich wirklich in dem Haine bey Baba?“

„Wo ſonſt?“ — fragte Flora. — Aber Ihr wollt doch nicht hier bleiben?“ — ſetzte ſie hinzu.

„Warum nicht?“

„Hier? — Auf Maltha?“

„Warum ſoll ich nicht hier bleiben, auf der Inſel, auf die ich gehöre?“

„Wißt Ihr denn nicht —?“

„Was?“

„Was Euch bevorſteht?“

„Mir? — Was? — Was ſteht mir denn bevor?“

„Ihr fragt?“

„Ich weiß von nichts.“

„Kennt Ihr den Zauberer Bartoſano nicht?“

„Wo iſt er?“

„Heute wird er auf Gozzo lebendig verbrannt.“

„Verbrannt?“

„Als Zauberer, als einer, der ein Bündniß mit dem Teufel hatte. —“

„Der ein Bündniß mit dem Teufel hatte?“

„So iſt es.“

„Erwieſen?“

„Er hat es ſelbſt bekannt.“

„Selbſt? — Er ſelbſt? Es hat ihm nicht die Folter dies Geſtändniß abgepreßt?“

„Er hat es freywillig, ohne Folter geſtanden. — Euch hat er als Mitgenoſſen ſeines Bundes mit dem Teufel angegeben.“

„Mich?“

„Seyd Ihr nun ohne Gefahr hier?“

„Ich bin unſchuldig!“

„Ich glaube es. Die Richter glauben es nicht. — Rettet Euch! Flieht! — Ich habe Euch nicht geſehen! — Ach Gott! Lindoro! — Rettet Euch! Ritter! — Lebt wohl!“

Sie eilte davon. Wie angewurzelt, halb ohne Leben, blieb Lindoro zurück.

„Wie iſt mir? — begann er endlich, mit ſich ſelbſt zu ſprechen. — Wache ich? Träume ich? — Dieß ſind die Ruinen von Baba;

dieß iſt meine Hand; dieß iſt mein Schwert. Wo iſt —“

Raſch griff er in den Buſen nach Haſna Sohers Gedichten. Er fand ſie nicht. — Nachdenkend warf er ſich in der Laube nieder. Endlich begann er wieder:

„Bartoſano verbrannt? Er ſich ſelbſt als Bundesverwandter des Teufels angegeben? — Mich dazu? — Wie konnte er das? — Wie? — Sollte er wohl glauben, daß — — Oder, ſollte wirklich — Zenide!“

„Was ſoll ſie?“ — fragte eine Stimme hinter ihm; und es war die ihrige.

Sie trat in die Laube, weiß gekleidet, blau verſchleiert. Ein Roſenkranz umwand ihre Locken. — Lindoro fragte mit geſenktem Blick:

„Was haſt Du aus mir gemacht?“

„Einen Liebhaber.“

„Wohin haſt Du mich gebracht?“

„Unter Deine Lieblings-Ruinen. Oder willſt Du wieder nach Tunis?

„Weißt Du, was Bartoſano geſchehen iſt?"

„Der arme Schwachkopf!"

„Schwachkopf?"

„Das Alter wird geſchwätzig. Er plauderte von ſeinen Kenntniſſen, von ſeinen Bekanntſchaften in den Elementen. Die Mönche erfuhren es, und gaben ihn, der Zauberey verdächtig, an. Sie ſtürmten in den ſchwachen Alten hinein, ermahnten, examinirten, predigten, demonſtrirten, und brachten endlich Teufel in ſeinen Kopf an den Platz ſeines vertrockneten Gehirns. Er glaubte, was er nicht glaubte, er ſagte, was er nicht ſagen wollte."

„Und wird verbrannt?"

„Er hat ſchon ausgelitten."

„Entſetzlich!"

„Wär wirklich ein Teufel mit ihm im Bunde geweſen, wer hätte ihn verbrennen können?"

„Mich hat er angegeben."

„Es?“

„Als einen Mitſchuldigen.“

„Daraus ſiehſt Du, daß er verrückt war!“

„Zenide! Zenide!“

„Nun?“

„Wenn es mit Deiner Elementar-Weihe nicht richtig wär!“

„Das würde mir gar nicht lieb ſeyn!“

„Wenn Du —“

„Wenn ich ein Teufel wär? — Wie könnte ich einen Menſchen lieben? Die Teufel haſſen ja die Menſchen, wie es heißt. Daß ich Dich nicht haſſe, weißt Du.“ —

„Ich bin hier in Gefahr!“

„Willſt Du anders wohin?

„Wohin?“

Es entſtand ein Geräuſch. — Zenide war verſchwunden.

Lindoro verkroch ſich unter die Ruinen. — Es ſprachen Menſchen. Die Anzahl der

Stimmen vermehrte ſich. Im Mondenſchimmer blinkten Waffen. Lindoro vernahm jedes Wort.

„Zählt uns!“ — rief der eine.

„Sind wir beyſammen?“ — fragte der andere.

Man zählte, man nannte Namen. Mehrentheils waren es Namen Türkiſcher Sklaven.

„Nun dann! — begann eine ſtarke Stimme; — Bleibt feſt und ſtandhaft. Noch einmal ſchwört!“

Sie ſchwuren einen fürchterlichen Eid. Die ſtarke Stimme begann wieder:

„Morgen um Mitternacht ſehen wir uns wieder, in La Valette. Ihr wißt euere Plätze. Keiner bleibe leer, und kein Dolchſtoß fehle. Dir, Murad, und den Deinigen empfehle ich beſonders Standhaftigkeit und Muth. Du haſt es mit der Wache des Groß-Meiſters zu thun. Ihrer ſind zwar wenige, aber es ſind Deutſche. — Die Schiffe erſcheinen auf den erſten Kanonenſchuß vom Kaſtel vor dem Hafen. Der erſte Angriff geht auf Gozzo. Ihr kennt die uns verſprochene Belohnung. Und wenn auch dieſe euch nicht reitzen könnte, ſo kann es doch die Freyheit wohl, die ihr erhaltet, wenn ihr die Chriſtenhunde würgt, die grauſam und ſchimpflich euch in Ketten halten!“

Alle ſchrieen: „Freyheit!“ und die Verſammlung zerſtreute ſich.

Lindoro eilte nach La Valette. Die Gefahr, in der die Ritter und die Inſel ſchwebten, ließ die ſeinige ihm ganz vergeſſen.

Der Morgen brach an, als er die Stadt erreichte. — Er trat in den Pallaſt des Groß-Meiſters. Der Offizier der Wache ſchrie bey ſeinem Anblick laut auf: „Ach Lindoro!“ und forderte ihm ſein Schwert ab.

Er gab das Schwert ab, und verlangte, vor den Groß Meiſter geführt zu werden. Man gab ihm die Antwort, er ſchlafe noch.

„Er ſoll, er darf nicht ſchlafen! Weckt ihn! Weckt ihn eilig!“ — ſchrie Lindoro.

Der Kämmerling ſah ihn mit einer Kammerdiener-Miene an, und fragte:

„Sind des Herrn Ritters Nachrichten ſo eilig?“

„Eilig und wichtig! Weckt den Groß-Meiſter!“

„Er wird ſich wundern —“

„Das wird er!“

„Wenn er ſieht —“

„Erſt muß er hören.“

„Daß der Herr Ritter ſo unvermuthet —“

„Ja wohl!“

„Erſt lange Zeit gleichſam wie verſchwunden, und nun, da die Gefahr —“

„Ja! Es iſt Gefahr!“

„Da die Gefahr, die über ſeinem Haupte ſchwebt —“

„Das iſt es! — Weckt den Groß-Meiſter, oder ich wecke ihn ſelbſt!“

Verlegen trat der Kämmerling vor die Thür, die eben aufging. Der Groß-Meiſter, der den Lärm gehört hatte, öffnete ſie ſelbſt, fragte: Was es gebe? und trat betroffen zurück, als er den todgeglaubten, den ſo hart beſchuldigten Ritter vor ſich ſah.

„Iſt Lindoro hier?“ — fragte er verlegen.

„Er iſt hier, und hat mit dem Groß-Meiſter zu ſprechen;“ — antwortete dieſer.

„So früh ſchon?“

„Es könnte leicht zu ſpät werden.“

„Wie das?“

„Wir ſind nicht allein.“

Der Groß-Meiſter ging in ſein Kabinet. Dahin folgte ihm Lindoro. Jener nahm das Wort:

„Ich ſehe Euch ohne Schwert!“

„Der Offizier der Wache hat es mir abgefordert.“

„Wißt Ihr warum?“

„Ich weiß es nicht.“

„Längſt wurdet Ihr ſchon tod geglaubt.“

„Ein Wunder ſcheint es auch zu ſeyn, daß ich noch lebe.“

„Ein Wunder?“

„Wie man zu ſagen pflegt!“

„Wo kommt Ihr her?“

„Aus Tunis.“

„Lebend?“

„Wie Ihr ſeht!“

„Ein Malteſer? — Aus Tunis? — Das iſt ein Wunder!“

„Ich preiße Gott und die Gebenedeite! Mein Leben iſt gerettet, und gerettet iſt Maltha.“

„Maltha?“

„Ihr; die Ritter; Maltha.“

„Ich verſtehe Euch nicht.“

Lindoro entdeckte nun die Verſchwörung. Der Groß-Meiſter ſah ihn ſtaunend an, und fragte:

„Und dieſes ſagt Ihr mir nicht, um Euer verwirktes Leben zu retten?

„Mein verwirktes Leben?“

„Sagt Euer Gewiſſen Euch nichts?

„Womit konnte ich, während meiner harten Sklaverey in Tunis, mein Leben hier in Maltha verwirken? Habe ich es nicht für dieſes Kreuz, vor Coron ſo muthig gewagt, trotz einem jeden, der neben mir focht?"

„Ihr bliebt dort unverletzt?"

„Nur leicht verwundet wurde ich, und dennoch ſtand ich ſtets dort, wo der Tod am ſtärkſten wüthete."

„Und das war —"

„Schickung Gottes."

„Wirklich?"

„Zweifelt Ihr daran?"

„Lindoro! — Habt Ihr einen Mann gekannt, der Bartoſano hieß?"

„Ich kenne ihn. Lebt er noch?"

„Auf dem Scheiterhaufen endete er geſtern ſein verruchtes Leben."

„Bartoſaſo?".

„Er."

„Was that er denn?"

„Er hatte dem Satan ſich ergeben."

„Barto

„Bartoſano?“

„Er ſagte es ſelbſt, geſtand es freywillig, ohne Zwang.“

„Unüberredet?“

„Ich wüßte nicht, wer ihn hätte überreden können, einen ſolchen Tod zu ſuchen.“

„Er war verrückt!“

„Er ſprach ſehr vernünftig, bis an ſein Ende.“

„Das Alter hat ihn ſchwach und kindiſch gemacht!“

„Er blieb ſich ſelbſt bewußt.“

„Er war es ſchon nicht mehr, als er ſich eines Bundes mit dem Satan rühmen konnte. — That er das wirklich?“

„Er that es, und nicht das allein that er, ſondern er nannte auch andere, als Mitwiſſende ſeines Bundes und ſeiner Teufels-Wiſſenſchaften.“

„Andere?“

„Mitgeſellen ſeines infernaliſchen Bündniſſes.“

„Hier?“

„Damals noch nicht, jetzt aber.“

„Wie?“

„Er nannte Dich als ſeinen Mitgeſellen.“

„Mich?“

„Dich nannte er als den, dem er einen ſeiner Teufel übergeben habe.“

„Mir?“

„Dir. — In Geſtalt eines reitzenden kleinen Mädchens, das er Zenide nannte.“

„Mir hätte er einen ſeiner Teufel gegeben? — Wo wär er denn geblieben? Laßt ihn citiren. Ich ſtehe Rede und Antwort.“

„Ihr ſeht mich verlegen!“

„Wie kann das anders ſeyn?“

„Wenn Bartoſano noch lebte —“

„Was gäb' ich darum! — Er hat mich ſicher ſelbſt todt geglaubt.“

„Ich muß Euch in Verwahrung nehmen laſſen.“

„Habe ich den Teufel, ſo kann Euch das nichts helfen. Habe ich ihn nicht, ſo entkomme ich Euch ohnehin nicht. Die Gefahr, in der ich ſchwebe, iſt groß, doch in größerer Gefahr noch, ſteht Maltha. — Ich gehe in's Gefängniß, doch weiß ich, daß Ihr Maasregeln nehmen werdet, die Verſchwörung zu vereiteln, und daß Ihr nie es vergeſſen könnt, daß die Ritter es nie vergeſſen werden, daß Lindoro das Leben vieler Hundert, daß er den Orden, den Staat gerettet hat!“

Lindoro wurde aufs Kaſtel gebracht. — Die Verſchwornen wurden ertappt, eingezogen, bekannten, wurden beſtraft, und Maltha war gerettet.

Noch ſaß Lindoro als Gefangener auf dem Kaſtel. Der Groß-Meiſter ließ eine allgemeine Ritterverſammlung anſagen. In dieſer nannte er den Retter des Staates, und ſetzte dadurch zugleich die Ritter in Verwunderung.

„Wir ſind ihm Dank, wir ſind ihm eine öffentliche Ehrenbezeugung ſchuldig; — ſagte der Groß-Meiſter; — dennoch befinde ich mich dabey in Verlegenheit. Bartoſano's Anklage raubt ihm allen Ehren-Genuß, ſie überliefert ihn dem Gericht, und gleichwohl iſt eben dieſes Gericht ihm ſeine Erhaltung, mit dem Staate zugleich, ſchuldig. In dieſer Verlegenheit bedarf und fordre ich euern Rath!“

Man ſprach hin und her; man meinte dieß und das; man rieth, und nichts wurde beſchloſſen. Endlich trat der Ritter Don Aſcentos, von Geburt ein Kaſtilianer, ein Mann von Jahren und Anſehen unter den Rittern auf. Sein Urtheil wurde ſtets geehrt, hochgeachtet wurde ſein Rath. Er ſprach:

„Bartoſano klagte den abweſenden Ritter Lindoro eines Verbrechens an, deſſen er ſich ſelbſt ſchuldig glaubte, oder wirklich ſchuldig wußte. Wer war dieſer Bartoſano?

Wer kennt ſeinen Stamm? Wer kann von ſeinen Thaten ſprechen? Im Dunkeln krochen ſie nur herum, wie er ſelbſt. — Lindoro iſt edel geboren, wir kennen ihn alle, und ſeine Thaten vor Coron ſprechen ſo laut für ihn, daß wir gar nicht fragen dürfen: Wer iſt er? — Wir alle glaubten ihn todt. Er war ein Maltheſer, und blieb am Leben in Tunis, der erſte vielleicht, der das Kreuz trug. Die Vorſicht erhielt ihn für dieſe Inſel, der er Pflicht und Treue für ſeinen Orden, dem er Gehorſam und Thaten gelobt hat. Er hat das Leben vieler Ritter, er hat das Leben vieler Soldaten und Unterthanen erhalten, und ſollte ſelbſt darüber umkommen. Trüg er ein ſo verkehrtes Herz im Buſen, daß er ſich dem Satan ergeben hätte, er hätte das Leben ſo vieler Chriſten, er hätte nicht den Orden gerettet, der das hohe Siegeszeichen trägt. Und trägt er dieſes Zeichen nicht ſelbſt auf ſeiner Bruſt? Könnte der Satan Herberge ſuchen, wo er ein ſolches Schild erblickt? wo er das Zeichen ſieht, das er ſtets ſieht? Ihm hätte ſich der Verſucher nie genähert, hätte der Ritter nicht das Kreuz von ſich gethan: Und das hat er nicht. Noch trägt er es, und ſtolz trug er es, zur Ehre ſeines Ordens, ſelbſt unter den Ungläubigen. Könnt ihr ihn alſo des angeklagten Verbrechens ſchuldig achten?“

Die meiſten Stimmen ſchrieen: Nein! — Der Groß-Meiſter ſagte:

„Ich glaube, daß er unſchuldig iſt. Aber er iſt öffentlich angeklagt, und wie kann er einen öffentlichen Beweiß ſeiner Unſchuld geben?“

„Er reinige ſich von der boshaften Anklage durch einen feyerlichen Eid aufs Sakrament!“ — ſagte Don Aſcentos.

Dieſem Ausſpruch ſtimmten die Ritter bey, und der Erzbiſchoff wurde in die Verſammlung gerufen. Don Aſcentos und der Groß-Meiſter ſprachen beredt für den Ritter. Der Erzbiſchoff war verlegen. Endlich ſammelte er ſich und ſprach:

„Es ſey! Der Mann, dem wir ſo viel zu verdanken haben, reinige ſich durch einen feyerlichen Eid aufs Sakrament. Dann gehe er auf drey oder vier Jahre in ein Kloſter, und ſein Lebenswandel dort, rechtfertige ihn völlig.“

Dieß wurde beſchloſſen, und der Groß-Meiſter ließ es dem Ritter bekannt machen.

Lindoro lebte im Kaſtel ein ſehr kontemplatives Leben. Er hatte ſein Urtheil empfangen, als gegen Abend Zenide ihm erſchien. Er erzählte ihr, was wir wiſſen, und fragte:

„Kann und darf ich ſchwören?“

„Du darfſt und kannſt;“ — antwortete Zenide.

„Du biſt kein böſer Geiſt?“

„Wär' ich das, ſo hätteſt Du mir wenigſtens Dein Kreuz opfern müſſen. Ich habe es Dir gelaſſen, und verehre es, wie Du es verehrſt.“

Sie trat hinzu, und küßte das Kreuz. Lindoro zog den Ring vom Finger. Seufzend ſchwieg ſie, und Thränen entſtrömten ihren Augen. Endlich fragte ſie:

„Du giebſt ihn mir zurück, den Ring der Treue, den ich Dir gab?“

„Wie leicht könnte er, an meinem Finger, Verdacht gegen mich erregen!

„Iſt es nur das?“

„Nur das.“

„So bewahre ich ihn Dir auf.“

Sie nahm den Ring und fuhr fort:

„In Deiner Einöde beſuche ich Dich oft!“

Die Schlöſſer des Kerkers knarrten, Zenide verſchwand.

Don Aſceatos führte den Ritter aus dem Gefängniß.

„Bey Coron — ſagte er, — focht Lindoro an meiner Seite; ich will ihm zur Seite ſtehen am Altar.“

Man führte ihn in die Kirche; er legte den vorgeſchriebenen Eid ab, und wählte ſich zum Aufenthalt das Kloſter der Bernhardiner zu Baba. Hier lebte er ſtill und einſam, ein Muſter eines Kloſterbewohners.

Wenn die Sonne ſank, wenn die Morgenröthe lachte, fand man den Ritter unter den bekannten Ruinen. Dort luſtwandelte er, in ſtille Betrachtungen verloren, und mit ihm ging Zenide, ſeine freundliche Gefährtin. Noch jetzt ſingt man zu Baba von ihm und ſeiner Liebe:

Alles ſchweigt ſchon ſchlummertrunken;
Philomele nur allein
iſt noch munter, ihre Töne
ſchweben durch den ſtillen Hain.

Und Lindoro der Geliebte,
wandelt an Zenidens Hand,
die er einſam und voll Liebe
unter den Ruinen fand.

Ihre ſanfte Silberſtimme,
tönt in Philomelens Lied,
und Lindoro lauſcht dem Sange,
bis der letzte Stern entflieht.

Flieht, ihr Sterne! Ihrer Liebe
lacht das ſchönſte Morgenroth,
da den treu vereinten Herzen,
nimmer Nacht und Dunkel droht!

Auf dem Kloſter-Kirchhofe, ſagen einige, ruht Lindoro; andere ſagen, er verſchwand einſt plötzlich aus dem Kloſter, aus Baba, und wurde auf Maltha nicht wieder geſehen.

Ein Reiſender gab einſt dem Prior des Bernhardiner-Kloſters die Verſicherung, er habe auf Tenedos den Ritter Lindoro in einem reizenden Thale als Klausner geſehen, ruhig, froh, und heiter, bedient von einem artigen Mädchen, das er Zenide nannte. — Acht Jahre darauf kam dieſer Reiſende wieder dahin, und man zeigte ihm des Ritters Grab. Zenide war nicht mehr zu ſehen.

K.

Ankündigung
einer
Neuen Auflage
der
Reiſen
durch
# einen Theil Deutſchlands, Italiens
# und Frankreichs,
in den Jahren 1798 und 1799.
von
Ernſt Moritz Arndt.

Indem ich dieſe zweyte verbeſſerte Auflage eines ſchätzbaren Werks ankündige, darf ich mich kühn auf den Beyfall der Critiker und des Publikums berufen, durch den ſie ſo ſchnell nach der erſten nöthig geworden iſt. Die Critiker haben in dieſen Reiſen eine ſo liebenswürdige Individualität, eine ſo friſche originelle Lebensanſicht, eine ſo ſeltene Freymüthigkeit und eine ſo große Menge der intereſſanteſten Bemerkungen, Anekdoten, Schilderungen u. ſ. w. gefunden, daß das Ganze faſt in allen gelehrten Zeitungen, und beſonders in unſern zwey erſten critiſchen Journalen, der A. L. Zeitung und A. D. Bibliothek, mit großem Lobe angezeigt worden iſt. Das Publikum, durch dieſe competenten Richter aufmerkſam gemacht, hat ſich bald durch eigne Anſicht von dem Werthe dieſes Werks überzeugt, und mich auf dieſe Art in den Stand geſetzt, es ihm zum zweytenmale mit alle den Verbeſſerungen und Verſchönerungen anzubieten, die dem Herrn Verfaſſer, und mir, dem Verleger, eine angenehme Pflicht geweſen ſind. Das Ganze, welches in der erſten Auflage in 6 Bänden klein 8. beſteht, ſoll in der zweyten Auflage in 4 Bänden in gr. 8. erſcheinen, zu jedem Bande ein Kupfer, welches entweder eine ſchöne Natur-Gegend oder etwas Hiſtoriſches darſtellt, zugegeben werden. Der Druck wird ſich beſonders durch gefällige, und für das Auge bequemere Schrift vor der erſten Ausgabe auszeichnen, und mit dem Papier im ſchönſten Verein ſtehen. Der Verfaſſer wird noch einige intereſſante Nachrichten über Ungarn, welche in der erſten Ausgabe nicht ſind, hinzufügen. — Bis Oſtermeſſe laſſe ich mir einen Friedrichsd'or vorausbezahlen, und verſpreche den Pränumeranten, außer dem Vortheil eines geringern Preiſes gegen den nachherigen Verkaufpreis, auch noch in Betreff des Papiers und der Kupfer eine Auszeichnung. Da von den letztern Theilen noch zur Complettirung Exempl. vorräthig ſind, ſo liegt es an einem jeden ſelbſt, wenn er ein unvollſtändiges Werk beſitzt. Da die Neue Ausgabe auf keinen Fall zu dieſer paſſen wird, ſo werde ich mit einzelnen Theilen der erſten Auflage immer noch dienen können. Leipzig, im Sept. 1803.

Heinrich Gräff.

Wellenthal.

Eine romantiſche Geſchichte

unſerer Zeiten.

Aus den Papieren der Prinzeſſin Natalie und der

Aebtiſſin zu Marienau.

Penig 1805

bey F. Dienemann und Comp.

Wellenthal.

Die Hoffnung.

An Amöna.

Auf des Lebens Schlangenwegen
die ſich auf und abwärts ziehn,
kömmt der Wunſch uns nur entgegen,
wenn uns Glück und Zufall fliehn.
In den fernſten Labirinthen
reichet Hoffnung uns die Hand;
wo wir Freuden Blümchen finden,
zeigt ſie uns des Wunſches Land.

Ach! Amöna; Glück und Freude
fliehen oft wo man ſie ſucht,
werden Schwelgern nur zur Beute,
ſind zum Wechſel ſtets verflucht.

Wo entzückte Herzen ſchlagen,
hat die Freude ſelten Raſt,
Gram und Leiden ſollen tragen
ſie, mit aller Liebeslaſt.

Kennſt du wohl die fernen Zonen,
wo die Hoffnung Kränze flicht?
Siehſt du, Treue zu belohnen,
Blumen die die Freude bricht?
Alle Sterne ſind verſchwunden,
dunkel bleibt der rauhe Pfad,
den in ſüß erträumten Stunden,
froh die Fantaſie betrat.

Laß den Roſenſchleier fallen,
ach! es reicht den Trauerflor
die Geliebte, die vor allen
ſich ein ſanftes Herz erkohr.
Hoffnung heißt ſie; Ihre Sterne
lachen nur in ſanfter Pracht
über uns, in weiter Ferne,
wo die Nähe glücklich macht!

Erſtes Buch.

Es lächelt die Liebe am Blumen Geſtade,
das ſcherzend die ſilberne Welle beſpühlt;
dort füllt ſie die Schaale, die frohe Najade,
mit Perlen im Schooſe der Quelle gekühlt.

Erſtes Kapitel.

Das Rad, und der Rath; der Fürſt, und die Damen.

Die Wagen hielten; die Poſtillions fluchten; der Lärm wurde allgemein. Am Wagen des Fürſten war ein Rad gebrochen.

„Jetzt, Herr Rath! rief Roſamunde lächelnd aus; — braucht der Fürſt ein Rad.“

Die Gräfin fiel bedächtlich ein:

„Man ſollte auf Reiſen nie das fünfte Rad für den Wagen negligiren, das ja gar leicht aufgepackt werden könnte, wie auch, wenn ich nicht irre, Herr von Voltaire ſchon bemerkt hat.“

„Wenigſtens, — fuhr Wellenthal, und dieſer war der Rath, fort; — hat es der P. Abraham a S. Clara geſagt, als er die Jeſuiten das fünfte Rad am herrlichen Wagen der Geiſtlichkeit nannte, welches die chriſtkatholiſche Kirche, als ein kluger Fuhrmann, im Nothfall ſtets bei ſich führe. Und es beweißen die neueſten Ereigniſſe, daß der gute Mönch ganz profetiſch wahr von ſeinem Fuhrmann und dem fünften Nothfalls Rade geſprochen hat.“

Roſamunde fuhr lächelnd fort:

„Was uns betrifft, wir haben unſer Rad und unſern Rath noch, und der Nothfall iſt nicht bei uns, ob ich gleich nicht gern von der Noth ſprechen mag, denn dieſe hat man allenthalben, wo man Räthe hat und Räder.“

Der Fürſt war ausgeſtiegen und wollte bis Neuenſtein den Weg zu Fuße machen. Wellenthal begleitete ihn. Seinen Platz nahm die Fürſtin ein.

Der Fürſt gerieth bei dem Anblick der ſchönen Eichen und Buchen, die ihn umgaben, in Entzücken, und kam mit ſeinem Rathe in ein kameraliſtiſches Forſtgeſpräch, wobei er Erdbeere pflückte. Indem dies nun geſchieht, wollen wir einſtweilen den Leſern die Reiſegeſellſchaft, ganz geſellſchaftsmäßig, vorſtellen.

Der Fürſt war auf dem Wege, nebſt ſeiner Gemalin, das Bad zu Liebenthal zu beſuchen, von deſſen mineraliſchen Kräften er viel Gutes und Erbauliches gehört und geleſen hatte. Man wollte daſſelbe, wie die Gräfin von Aaran, die viel las, ſich ganz emblematiſch ausdrückte: „zu einer organiſchen Tendenz forciren;" denn der Fürſt hätte gern einen Landeserben gehabt, und die Gräfin war Oberhofmeiſterin der Fürſtin. — Der Kammerpräſident hatte dem Oberhofprediger im Vertrauen geſagt; er glaube, es werde ſich entweder der hülfegebende oder der hülfeſuchende Theil kompromittiren, gab aber das Geld zur Reiſe recht gern her, und blieb, nebſt ſechs Kindern und einem erträglichen Podagra, daheim. Die Geldrollen waren aus einem defekten

Exemplar der Moſeriſchen Beherzigungen, das man zufällig im Kammerarchiv gefunden hatte, gemacht werden, und bei dieſer Gelegenheit wurde dieſes Buch ganz neu und komplet verſchrieben, wozu auch noch, in der Folge, die beliebten Reliquien kamen. Uebrigens hielt der Kammerpräſident, Krünitzens Encyklopädie ausgenommen, für die er ein eigenes Zimmer hatte leer machen laſſen, eben nicht gar viel auf Bücher, und deſtomehr auf Erfahrungen. Der Leibarzt und der Oberhofprediger aber, waren gar ſehr für dieſe Badereiſe, und ſie ging, wie wir wiſſen, vor ſich. — Dies, beiläufig.

Roſamunde, die wir haben ſprechen hören, war Geſellſchaftsfräulein der Fürſtin, mit ihr erzogen, und ihre Geſpielin von Jugend auf. Den Rath Wellenthal hatte der Fürſt als Geſellſchafter mitgenommen; er nannte ihn ſeinen Freund, was er auch wirklich war. — Uebrigens waren noch Kammerjungfern, Kammerdiener, Jäger und Bedienten mit auf der Reiſe, die aber in dieſer Geſchichte, wie dergleichen Subjekte auf Komödienzetteln, größtentheils nur als Statiſten erſcheinen werden, wiewohl ſie dennoch ziemlich unentbehrlich waren.

Glücklich, und ohne Anſtoß, hatte man gegen zwanzig Poſtſtationen zurückgelegt, bis, ganz nahe am Ziel der Reiſe, wie geſagt, ein Rad brach. Ein alter Kammerdiener nahm's für ein ſchlimmes Omen, jedoch in möglichſter Gelaſſenheit auf; die Oberhofmeiſterin aber konnte nicht unterlaſſen, frei zu geſtehen, der Hofwagner ſey ein ſehr nachläßiger Arbeiter und der Hofſchmidt führe und verarbeite, wie ihre Kammerfrau ſicher wiſſe, die ſeine Schweſter war, ſchlechtes Eiſen. Zwar war der Wagen aus Brüſſel gekommen, das konnte aber den Brüſſelern gar nichts ſchaden.

Die Fürſtin fand es luſtig, daß ſie den Rath habe aus dem Wagen treiben müſſen, und die Oberhofmeiſterin bemerkte bei dieſer Gelegenheit, es ſey derſelbe auf der ganzen Reiſe ganz unendlich zerſtreut geweſen, bei welcher Bemerkung Fräulein Roſamunde die Falten ihres Kleides ordnete. Doch ſezte ſie hinzu:

„Die herrlichen Gegenden haben ihn außerordentlich ſcharmirt, ſo, daß ich wetten wollte, ſie haben ihm Stoff zu tauſend Sonetten gegeben!“

„Es iſt deplorable, — rief die Oberhofmeiſterin aus; — daß er nichts von ſeiner Arbeit in's Franzöſiſche überſetzen und in ein Pariſer Journal einrücken läßt, daß man es doch auch zu leſen bekäm!“

„Jetzt, — ſagte die Fürſtin; — wird er botaniſiren.“

„Und wird doch überall kein Vergißmeinnicht finden!“ — ſetzte Roſamunde hinzu.

„Er hat ſich ſeit einiger Zeit in die Science der Aſtronomie verliebt, wie man bemerkt haben will, und ſcharmirt mit den Sternen; — ſagte die Gräfin. — Und, in der That! es muß viel Anziehendes für einen Mann haben, wie er einer iſt, der von ſich auf Erden ſo wenig weiß, ſich in einer höheren Sfäre zu orientiren.“

Zur Erklärung dieſer Bemerkung wollen wir den Leſern nicht verhehlen, daß

Wellenthal von ſeiner Geburt und ſeinen Eltern ſo wenig wußte, als wir von dieſen Dingen von dem bekannten Melchiſedeck wiſſen, der aber dennoch ein Hoherprieſter war. Man pflegte ſich zuweilen im Vertrauen zu ſagen, der Fürſt wiſſe, was Wellenthal nicht wußte, die Fürſtin aber, die das auch hörte, konnte, als ſie ihn einſt darüber fragte, von ihrem Gemahl nichts Gewiſſes erfahren, doch ſagte er damals:

„Wellenthal iſt mein Freund, und meinem Herzen ſehr nahe. Noch nie hat er mein Vertrauen gemißbraucht, noch nie hat er meine Freundſchaft hintergangen, und ſein gutes Herz iſt mir Bürge, daß er es nie thun wird, ſelbſt auch dann nicht, wenn ich ungerecht gegen ihn ſeyn könnte.“

Die Leſer wiſſen nun von unſern Reiſenden vor der Hand genug, und erfahren, daß ſie glücklich in Liebenthal ankamen; der Fürſt und Wellenthal eine Stunde ſpäter als die Damen. — Den geflickten Brüſſeler Wagen, deſſen Unglück deutſche Handwerker entgelten ſollten, brachten die Bedienten noch ſpäter in's Standquartier.

Zweites Kapitel.

Offenherzigkeiten, Verlegenheiten, Seufzer und Reſignation.

„Sie, lieber Wellenthal! — rief Roſamunde mit bedeutender Miene aus, indem ſie einen Faden um einen Blumenſtraus wand, der ihren Buſen zieren ſollte; — ſcheinen hier, in Liebenthal, ſo recht in Ihre Sfäre gekommen zu ſeyn! Aber, es iſt wahr, der Ort liegt vortrefflich romantiſch, die Geſellſchaft iſt ungenirt und luſtig, etwas, das wir daheim nicht immer ſehen. Die bange Scheidewand der drückenden Verhältniſſe fällt, und jeder Badegaſt genießt ſein Leben frei, nach ſelbſtbeliebiger Weiſe. Hier muß Ihr Tagebuch gute Nahrung erhalten."

„Und Geiſt dazu;" fiel Wellenthal ein.

„Die ſchönen Körper ungerechnet. Denn, in der That! man möchte Sie beinahe beneiden um Ihren Hang zu ſchönen Formen, müßte man Sie nicht zuweilen ebendeswegen beklagen, wenn auch nicht der Formen ſelbſt wegen. Ein Bildhauer hätten Sie werden ſollen, und die Welt würde ſicher einen zweiten Pygmalion erhalten haben, wenn Ihr Meiſel Ihnen eine Doris geſchenkt hätte. So aber macht Ihre ganze Formenliebe Sie höchſtens nur zum Dichter. — Ich glaube beinahe, man ſollte Sie beklagen!"

„Sie ſehen alſo, mein Fräulein! wie arm ich bin. Gewiß! Fortuna iſt eine Dame.“

„Wie könnte ſie auch ſonſt ſo liebenswürdig ſeyn?“

„So geliebt werden, wollen Sie ſagen.“

„Lieber Wellenthal! ſo recht eigentlich liebenswürdig zu ſeyn verſteht doch von euch Männern unter Tauſenden kaum Einer. Wir Weiber hingegen“ —

„O! ſie ſind alle liebenswürdig!“

„Ganz recht! So finden Sie uns alle, weil Sie nur unſere Formen kennen. Dieſe ſuchen, dieſe finden ſie. Suchten Sie aber auch wohl je ein Herz? Wollten Sie je eins finden?

„Ach! mein Fräulein! Man geht in der Welt nie leichter irre, als wenn man auf ein Herz zu geht. Geſetzt aber auch, es wird gefunden: Im Herzen zu ſeyn, und drinne ſich zu finden, das hält noch weit ſchwerer. Dieſe ewigen Antichambren der Erwartung dort, dieſe labirinthiſchen Kabinettchen der Empfindung, dieſe verſteckten Zellen der Erhörung, jene ſich ewig ſchlängelnden und krümmenden Zimmer der Zärtlichkeit! — Mein Gott! rufen wir mit Israel: Wo iſt die Bundeslade? — Nur allzuoft wurde ſie, leider! ein Raub der ungläubigen Philiſter."

„Sie ſind über dir, o! ſtarker Simſon!"

Sie nahm ihn bei der Hand, drehte ihn herum, und fuhr fort:

„Sehen Sie dorthin! Zeigen Sie Ihre Stärke. — O! ſehen Sie doch jene herrliche, weibliche Form dem Erdfall zuſchwanken. Nein! ſie geht nicht, ſie ſcheint zu ſchweben; ſie ſchwebt nicht, taktmäßig bewegt ſie ſich weiter. So ſah Petrarcha ſeine Laura, non era l'andar suo cosa mortale! So, wie dieſe dort, geht keine Sterbliche: lasciando tenebroso onde si move. — Nun? Und Sie zaudern? Sie eilen ihr nicht nach? Wollen Sie mit ihr, nicht der Najade ein Opfer ſtreuen, der ſchönen irrdiſchen Form wegen, die ſelbſt Ueberirrdiſche beneiden möchten? — O! gehen Sie! eilen Sie der Herrlichen nach!" Sie ſprach das mit ſichtbarer Bewegung. Wellenthal ergriff ihre Hand, ſie zog ſie ſchnell zurück und ſteckte den Blumenſtrauß an den Buſen. Er kam nicht aus der

Faſſung, und reichte ihr ſeinen Arm. Unwillkührlich, ſchweigend nahm ſie ihn an, und folgte ihm, vor ſich hinblickend, in tiefes Nachdenken verloren, ohne beinahe ſelbſt zu wiſſen, daß ſie mit ihm ging, in den Erdfall. — Er führte ſie ſchweigend bis zur Silberquelle, die dort ehrwürdigen Felſen ſich entwindet. Sie blickt hinab in den reinen Spiegel. Er, ergriff ihre Hand mit Wärme, ſchaute in die Grotte und deklamirte mit Empfindung:

Ich, die Nimfe des Orts, die Hütherin
heiliger Quelle,
Hör' in ſchlummernder Ruh ſchmeichelnd
der Waſſer Geräuſch.
Schone, wer du auch ſeyſt, gekühlt im
umwölbenden Felſen,
Meinen Schlummer; du trinkſt, oder du
badeſt, ſo ſchweig!

„Ja! Ach ja! Ich will ſchweigen!“ — rief Roſamunde, mit überraſchender Bewegung aus.

Verlegen blickte Wellenthal ſie an; überraſcht drückte er ihr ſanft die Hand, und fragte:

„Roſamunde? — Was glauben Sie? — Woher dieſe ſonderbare Stimmung?“

Sie ſchien ſich zu faſſen, und lächelte:

„Die Najade wird doch nicht ſtets ſchlafen?“

„O! wecken Sie nicht neidiſch, ſchönes Fräulein! was ſchläft. Wecken Sie nicht, was ſchlummert!“

„Wie? Wellenthal? — Sie ſeufzen? Sie können ſeufzen?“

„Sie hören es!“

Sie klopfte in die Hände, und lachte laut auf:

„Um aller Najaden in der Welt willen! es iſt vortreflich, Sie, ſeufzen zu hören! Wahrhaftig! So theatraliſch ſeufzen kann nur einer, der entweder verliebt iſt, oder in eine Verlegenheit kömmt, die ihn in ſeiner behäglichſten Ruhe ſtöhrt. — Der Seufzer, Wellenthal! überraſchte Sie, als Sie eben ganz behaglich in Ihrem Gros Vaterſtuhl ſaßen, und auf einen Reim ſannen, oder — auf eine Deviſe für — Ihr Petſchaft. Etwa: La Fortuna è una Dea senza cervello! oder —“

„Es freut mich ſehr, — fiel er ein; — daß Sie wieder ſcherzen können!“

„Wirklich? — frägte ſie ſehr gedehnt, und ſetzte ſchnell, und ſonderbar genug hinzu, — indem ſie ſich niederließ: — Ein herrlicher Abend!“

Wellenthal ſetzte ſich ſchweigend zu ihr. — Sie ſahen beide vor ſich hin, und überließen ſich den Gefühlen und Genüſſen die verſchwenderiſch reich ſich ihnen darboten. Ihre genießende Seele war in ihren Blikken, geöffnet waren alle Sinne den Eindrücken des ſchönen Abends, und entzückt hoben ſich ihre empfindenden Herzen.

Er blickte nach der Grotte zu, Roſamunde hob ihre Blicke zum Aether, und unwillkührlich ſeufzten beide zuſammen, tief auf. Sie ſprang raſch auf, und rief mit halberſtickter Stimme aus:

„Ich kann hier nicht länger bleiben!“

„Ich bin nicht, wo ich bin;“ — ſagte Wellenthal, langſam, indem er aufſtand.

Roſamunde warf ihren Buſenſtraus in die Quelle, und rief aus:

„Ich opfre dir dieſe Blumen, holde, ſchlummernde Najade! Erwache nie, wenn du ſüß träumeſt; und ſollten Seufzer dich in deiner Ruhe ſtöhren, übergieb ſie den rollenden Wellen!“

Drittes Kapitel.

Fantaſien; offenherzige Erklärungen und Verheißungen.

Sanft ſenkte der ſtille Abend ſich in's duftende Thal; die Sonne war im Scheiden. Noch floſſen ihre goldenen Strahlen, entfliehend, in feuerrothen Streifen, über die Fluren, drängten ſich flimmernd durch die Wipfel himmelanſtrebender Eichen, und ſchwanden endlich, purpurroth, über die Gipfel der Berge, über die hohen Ruinen der alten Bergveſte dahin. Mit feierlicher

Stille bedeckt lag, ſchlummertrunken, rings umher die ganze Natur. Kein Laut durchdrang die tiefe Stille. Die Vögel hatten ihre Neſter gefunden, und nur die Abendfliegen umſchwärmten noch, ſummend, die Gegend, ſich ſelbſt zur Ruh zu ſingen. Sanft rauſchte der Quell, leiſe Lüftchen zitterten über das Gras und ſtreuten den Duft der würzigen Violen umher.

Ein tiefer Seufzer entfloh Roſamundens Buſen; Wellenthal griff nach der Guitarre, ſpielte und ſang:

Wenn des Mondes ſanfter Schimmer
durch die dichten Wipfel dringt,
und im Abendthaugeflimmer,
nur noch die Cikade ſingt,
träum' ich, über mich erhoben,
mich in einen höhern Raum,
doch, wie leicht iſt er zerſtoben,
ſolch ein ſanfter Aethertraum.

Nur ein Liſpeln, nur ein Lallen
ſchöner Lippen, nur ein Laut,
und die Schlöſſer ſind zerfallen,
die man in die Luft gebaut.
Näher ſchönen Wirklichkeiten,
als des Aethers Sternenſaum,
ſchwinden jene Herrlichkeiten,
ſchwindet der verklärte Traum.

Über dieſen hohen Bäumen
ſchwebt die rege Fantaſie,
hebt zu wonnevollen Träumen
meines Weſens Harmonie;
aber unter ihrem Laube
findet ſich der Wechſelkuß. —
O! daß nie ein Traum mir raube
dieſe Wahrheit, im Genuß!

Die Guitarre entſank ſeiner Hand, und ſeine glühenden Lippen fanden die brennenden Lippen ſeiner ſchönen Zuhörerin.

Die Trompete rief zur Tafel. Roſamunde ſprang auf:

„Keine Thorheiten, Wellenthal! — Ich verſtehe Sie zu gut, um zu fühlen, daß wir uns nie verſtehen können."

„Wie ſollte ich aber Sie verſtehen können? Sie, eins jener ſonderbaren Räthſel, an denen wir Männer ewig enträthſeln, um ſie nie zu enträthſeln, an denen wir ewig löſen, um ſtets zu erfahren, daß wir ſie nie löſen können!"

Mit erhöhter Stimme fiel Roſamunde ein:

„Wahrhaftig! in einer ihrer böſeſten Stunden erſchuf die Natur den Mann, und in einer noch böſern Laune geſellte ſie ihm das Weib zu. Ihres mißlaunichten Machwerks überdrüßig, gab ſie dem gebrechlichen Kunſtwerke einen Aufſeher, und dieſer, iſt leider! das Weib. Da ſtehen wir nun ewig vor euch, beſehen euch von allen Seiten, merken wohl, daß es inwendig nicht immer recht richtig iſt, mögen aber oft nicht anfangen repariren zu wollen, denn das ganze Werk auseinander genommen, giebt wahrlich! keinen erbaulichen Anblick. Selbſt der Meiſter muß die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen, wenn er das Hauptwerk der Schöpfung ſo detaillirt ſieht. Die Geſellen aber laufen vor Angſt gar davon.“

Sie ging. Er rief ihr nach: „Roſamunde!“ Sie aber ging ſchnell davon. — Er warf ſich auf ein Kanapee. Sie war verſchwunden; Er rief aus:

„O! wir kennen uns! — Jetzt folge ich ihr nicht, und ſollte ich — an der Tafel keinen Platz neben ihr bekommen.“

Er that einige Griffe in die Saiten, fand ſeine Guitarre verſtimmt, und lächelte: „die Abendluft!“ — Er ſtand auf, und erblickte ein zuſammengeſchlagenes Papier auf der Erde. „Luſtig! — rief er aus, indem er es aufhob; — Sie hat mir etwas noch zu ſagen gehabt, das ſie mir nicht ſagen wollte.“

Indem er das Papier entfaltete, ſprach er mit ſich ſelbſt:

„Leſe ich es? — Warum nicht? — Sie könnte aber vielleicht — Ach nein! — Eigentlich, hätte ſie entweder feiner, oder gerader zu Werke gehen ſollen. — Indeſſen — man kann doch nicht wiſſen, ob nicht etwa auf dieſem Blat —“.

Das Papier war entfaltet. Von einer, ihm ganz unbekannten Hand, fand er folgende Worte geſchrieben.

„Es werden Ihnen, lieber Wellenthal!
„hierdurch angenehme Unterhaltungen
„und Entdeckungen in Liebenthal
„und ſeinen Umgebungen zugeſichert,
„wenn Sie edel, zärtlich, und galant,
„wie immer, bleiben.“

„O! daran ſoll's nicht fehlen!“ — rief er luſtig aus, und eilte zur Tafel, wo er einen für ihn belegten Platz zwiſchen dem Fräulein und der Gräfin fand.

Der Fürſt war ſehr aufgeräumt, und die Tiſchgeſpräche wurden intereſſant und unterhaltend.

Viertes Kapitel.

Erklärungen, Diſtinktionen, und Überraſchungen.

Nach Tiſche wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Alles ſtrömte dieſem Schauſpiele zu.

Der Fürſt und ſeine Gemalin miſchten ſich in den Strom der über's Feld fluthenden Menge, Roſamunde folgte ihnen. Die Gräfin wollte, wie ſie ſich ausdrückte: „Vom Fenſter aus die Tendenz des Feuer-Organs beobachten, weil ſo etwas ſich in der Ferne ausſprechen müſſe, um von dort aus die Sinne anzuſprechen, wenn die Kraft der Erſcheinung nicht negativ bleiben wolle."

Nach Wellenthal ſah man ſich vergebens um; er war nicht zu ſehen, nicht zu erfragen. Die Fürſtin rief aus:

„Er ſteckt ſicher ſchon unter den Feuerrädern!"

Darauf bemerkte Roſamunde:

„Ein Paar ſchönen Augen gegenüber hoffte ich ihn ſicherer zu finden."

„Ihr habt ſtets offene Fehde mit einander, lächelte die Fürſtin. — Meine Meinung iſt, euch mit einander zu verheurathen wär das Beſte."

„Um des Himmelswillen nicht, meine Fürſtin! — rief das Fräulein aus. — Das gäb die ärgerlichſte und ridikülſte Ehe von der Welt. Wellenthal darf nie heurathen, wenn man nicht ihn, und ſeine Frau zugleich mit ihm unglücklich ſehen will. Er will dies zwar nicht, denn ſein Herz iſt gut, aber er kann nicht anders. So wie er denkt, muß die Ehe ihm zur drückendſten Laſt werden, die erſt ſeinen Geiſt, und dann, nach und nach, ſeine ganze Exiſtenz vernichtet. Er muß ſtets wünſchen, darf aber nie beſitzen. Muß er heurathen, ſo begräbt man ihn, einer Veſtalin gleich, lebendig, weil ſie zu lange gelüßt hat."

„Ja! — rief der Fürſt aus. — Roſamunde hat ihn ſtudiert; ſo iſt er. Er iſt gut und edel, aber ſeine Fantaſie muß ſtets herrſchen können, ſonſt iſt ſeine Exiſtenz vernichtet."

Die erſte Rakete ſtieg; ſie zerplatzte und fiel herab. Roſamunde rief aus:

„Wellenthals Liebe!“

Wo war er? — Die Leſer ſollen es erfahren. — Einer weiß gekleideten, ſchwarz verſchleierten Dame, die im Erdfall ganz allein auf einem Kanapee ſaß, ſtand er gegenüber. Sie ſaß unbeweglich, und ſchien ihn nicht zu bemerken. Er wurde laut:

„Schönes Kind! — Meine Gnädige!“ —

Sie ſprang auf:

„Weder ein Kind, noch eine Gnädige!“

„Erlauben Sie – “

„Ich erlaube Ihnen gar nichts.“

„Meine Theilnahme, — ein gewiſſer Zug meines empfindenden, theilnehmenden Herzens“ —

Sie ſeufzte, und ſchwieg. — Um ohne Worte deſto nachdrücklicher zu ſprechen, ergriff er, ſehr beſcheiden und artig ihre Hand, die ſie aber ſchnell zurückzog, indem ſie ausrief:

„Es wär hier ein großer Schatz zu heben.“

„Hier?“

„Es giebt ſehr unglaubliche Dinge, die dennoch wahr ſind. Glauben Sie das nicht?“

„Was mich betrifft, ſo glaube ich einem ſchönen Munde ſehr viel. Gewiß! es giebt Dinge, die, ſo dinghaft, ſonderbar ſie auch ſind, oder zu ſeyn ſcheinen —“

„Dennoch keine Dinge ſind? Wahrhaftig! Aber auch umgekehrt.“

Sie trat ihm näher, legte ihre Hand auf die ſeinige, und fuhr, mit einer etwas feierlichen und geheimnißvollen Stimme, aber ſehr akzentuirt, fort:

„Der Glaube iſt Sache des Herzens, und das Herz liebt den Glauben. - Sie wiſſen aus Ihrem Gabalis, daß es Elementar - Geiſter giebt?“

„Ein ſo ſüßer, angenehmer Wahn“ —

„Kein Wahn! — Die Weiber bekehren gern. — Wenn Sie hübſch artig ſind, ſollen Sie auch bekehrt werden.“

Ein Engel — “

„Keine Exklamationen! — Ich werde Sie beobachten; und wenn es ſich findet, daß man Ihnen etwas Wichtiges anvertrauen kann, ſo — -- Still! Ich höre Fußtritte. — Folgen Sie mir nicht. — Wir ſehen uns wieder!“

Sie drückte ihm die Hand, und ging ſchnell davon.

Das Abentheuer begann recht ſehr nach Wellenthals Geſchmack; er hoffte, es werde ſich eben ſo endigen, und ging ganz langſam dem Salon zu, wo er die Gräfin fand, die ſehr bedeutend, wie ſie meinte, mit einem Oberforſtmeiſter über die Kraft des Feuers ſprach.

„Meine gnädige Gräfin! — rief dieſer aus; — hätten wir uns vor zwanzig Jahren getroffen, der heilige Hubertus weiß, was geſchehen wär. Jetzt aber, und in meinen Jahren — “

„O! — fiel die Gräfin ein; — ein lebhaftes, durch lebhafte Ideen wachſam erhaltenes Herz wird nie alt, ein feuriges Gemüth genießt einer ewigen Jugend, wie, wenn ich nicht irre, der Philoſoph Rouſſeau tout a point bemerkt.“

Die Geſellſchaft kam vom Feuerwerk zurück. Der Fürſt fragte:

„Und Sie, Weilenthal? wo waren Sie?“

„War er nicht bei'm Feuerwerk, — fiel die Gräfin ein; — ſo war er ſicher —“

„Bei der Philoſophie,“ — ſetzte er raſch hinzu.

Roſamunde warf ihm ihre abgezogenen Handſchuhe zu, und fragte:

„Sie verſtehen mich doch?“

„Die Philoſophie, mein Fräulein! — ſagte die Gräfin, — weiß ſich ſtets außer dem Pfeilſchuß zu halten.“

„Und Ihre Pfänder, — ſetzte Wellenthal hinzu; — werden Sie, meine Theuerſte! gehörig einzulöſen wiſſen.“

Fünftes Kapitel.

Vergebliche Nachfragen. Eine freundliche Erſcheinung.

Den ganzen folgenden Tag ſuchte Mellenthal die ſchöne Schleiertragende von geſtern Abend, auf der Morgenpromenade, bei der Tafel, bei'm Thee, im Erdfall, vergebens. Sie war nirgends zu ſehen. Er beſchrieb ſie genau, aber kein Menſch wollte die bezeichnete Schöne, als Badegaſt, kennen, und ſelbſt der Brunneninſpektor wußte eben ſo wenig von ihr als der Badearzt. Doch meinte dieſer, es könne vielleicht eine von den Landſchönen der Gegend geweſen ſeyn, deren es einige bedeutende dortherum gebe. — Aergerlich darüber, bat er Roſamunden, ihre Handſchuhe einzulöſen; ſie ſchenkte ſie ihm. Er wendete ſich an die Gräfin; ſie ſprach eben mit einem penſionirten Major von der Eiferſucht der Spanier, wovon ſie viel in den Reiſen der Madame d'Aunoy geleſen habe, und hatte keine Zeit ihm zu rathen und Gehör zu geben. — Der Brunnenarzt rieth ihm endlich, ſich nur bis zum Sonntag zu gedulten, da komme aus allen Städtchen und Dörfern der Gegend, was von Stande ſey und Beine habe, gewöhnlich zum Ball, und er werde die deſiderirte Schöne gewiß unter den Tänzerinnen finden.

„Ach! mein Gott! — rief Wellenthal aus, — was wiſſen denn die Landmädchen vom Gabalis und von Elementargeiſtern!“

Der Fürſt trat hinzu und meldete der Geſellſchaft die Höhle zu Schönbrunnen werde morgen erleuchtet und beſucht werden. Man verſprach ſich viel von dieſem Schauſpiel, und ſprach noch darüber, als eine Staffette den Fürſten einen Brief brachte, der ihm die baldige Ankunft ſeiner Schweſter meldete.

Roſamunde näherte ſich jetzt Wellenthal, und erbot ſich, ihre Handſchuhe auszulöſen. Er, überhaupt nicht ſonderlich geſtimmt, kopirte ihren Ton, in welchem ſie ihm dies kurz zuvor abſchlug, und reichte ihr die Handſchuhe, mit einem:

„Sie ſind Ihnen geſchenkt!“

Es kam zu Antworten und Gegenantworten. Sie blieben nicht ohne kleine Anzüglichkeiten. Die Fürſtin miſchte ſich in den Handel; es wurde Ruh. — Wellenthal griff in die Taſche, und fand einen verſiegelten Brief in derſelben. Verlegen beſah er den Brief; ein Sfinx war auf dem Siegel. Er erbrach es bedächtlich, entfaltete den Brief, und erblickte eben die Handſchrift die er ſchon kannte:

„Man hat gewünſcht, Sie heute bei
„den Ruinen des Liebenthaler Schloſ-
„ſes zu ſehen.“

„Wie konnte ich das wiſſen!“ — rief er ärgerlich aus, und ſteckte den Brief zu ſich.

Er ging in den Erdfall, verträumte einen ſchönen Abend, aber die Nacht betrog ihn in ſeinen Erwartungen. Kein angenehmer Traum zeigte ihm, was er ſchon wachend ſo gern wieder zu ſehen gewünſcht hatte.

Auf der Tour nach der Schönbrunner Höhle, kam er zu der Oberhofmeiſterin in den Wagen. Sie ſprach viel, und machte es ihm ſehr leicht, ſeinen Gedanken nachzuhängen. — So kamen ſie bei der Höhle an.

Ein Körbchen am Arm mit Blumen angefüllt, trat ihnen, als ſie aus dem Wagen ſtiegen, ein artiges Mädchen entgegen. Roſamunde rief ſogleich Wellenthal ziemlich markirt zu:

„Sehen Sie doch, dieſe niedliche, freundliche Flora!“

„Kenne ich Sie recht, lieber Freund! — ſagte der Fürſt; — ſo wird das artige Blumenmädchen jetzt arm, um reicher zu werden.“

Wellenthal ging lächelnd dem Mädchen näher, und fragte nach dem Preiſe ihres ganzen Blumenvorraths.

„Sie wollen handeln? Mit einem ſo artigen, freundlichen Mädchen wollen Sie handeln?“ — rief Roſamunde aus.

„Das thun die Stadtherrn, — ſagte das Mädchen ganz treuherzig. — Bei uns, auf dem Lande, wenden ſie nur gar zu gern Oekonomie an.“

„Weil ſie euch alle für Oekonominnen halten!“ — rief der Fürſt aus.

Das Mädchen reichte Wellenthal das Körbchen, indem ſie freundlich ſprach:

„Hier, ſchöner Herr! ſind die Blumen. Was Sie mir auch dafür geben wollen, ſie ſollen bezahlt ſeyn. — Aber den Korb müſſen Sie mir wieder geben.“

Wellenthal theilte die Blumen unter die Damen aus. Die Oberhofmeiſterin pflanzte, gegen den Fürſten gewendet, mit einem: „Le Rose est mon inclination!“ zwei Roſenknospen an die linke Seite ihres Buſentuchs. Dieſer überreichte ihr noch einige Roſen, die ſie zuſammen band, indem ſie ſehr pathetiſch deklamirte:

„Fille ressemble à ce bouton vermeil
Qu'en peu de jours on voit devenir Rose,
Tant qu'est bouton on voudroit en jouir,
Nul ne le voit, sans desire de rapine.“

„In der That! — wiederholte Wellenthal, gegen das Blumen-Mädchen gewendet; — Nul ne le voit, sans desire de rapine!“

Der Fürſtin, indem ſie ſehr bedeutend den Fächer bewegte, lächelte: „De Rose alors ne reste que l'épine!“

„Das iſt es! das iſt es!“ — lachte der Fürſt.

„Das fühle ich! — rief Roſamunde aus, indem ſie mit dem Finger ſchnickelte. — Die Königin der Blumen hat mich verwundet.“

Wellenthal drückte dem Mädchen Geld in die Hand und fühlte in der ſeinigen ein Papier. Er ſah ſie verlegen an; ſie lächelte ihm einen bedeutenden Wink zu, nahm den Korb und ging mit einem Knix ſchnell davon.

Sechſtes Kapitel.

Sentiments und Viſionen in und vor der Höhle.

Der Eingang der Höhle wurde geöffnet. Wellenthal trat auf die Seite, riß das künſtlich zuſammengelegte Papier haſtig auf, und las, geſchrieben von der bekannten Hand:

„Wie ſchnell Sie doch zu vergeſſen wiſſen!“

„Was hätte ich denn vergeſſen?“ — fragte er ganz laut.

„Mich;“ — ſagte die Blumenſchöne, indem ſie hinter einem Buſche ſchnell hervortrat.

„Dich?“

„Mich haben Sie vergeſſen und verkannt. — Ach! die armen Elementargeiſter!“

Damit ſprang ſie ſchnell davon. — Er rief ihr nach. Sie blieb ſtehen. Er fragte:

„Wir hätten alſo einander ſchon wirklich einmal geſehen?“

Faſt unwillig, fragte das Mädchen zurück:

„Sie fragen?“

„Darf ich glauben, daß jene Dame, die von Elementargeiſtern mit mir im Erdfall ſprechen wollte, deren Schleier“ —

„Wellenthal! Wellenthal!“ — rief der Fürſt.

Das Mädchen ging raſch davon; er ſah ihr betroffen nach. Der Fürſt fuhr fort:

„Wo bleiben Sie? — Friſch zu! In die Höhle!“

Roſamunde nahm ſeinen Arm, und ging, an ſeiner Seite, mit einem neckenden: „Lasciando tenebroso onde si move!“ in die Höhle.

Er war in einer ſonderbaren Stimmung. Seine Nachbarin drängte ſich in den engen Gängen feſt an ihn an. Schweigend kamen ſie auf den hohen, mit Felſen umwölbten Platz, der dem Innern eines kirchlichen Verſammlungsplatzes der erſten, verfolgten Chriſten glich, von hundert Lampen geheimnißvoll erleuchtet. Wie aus höhern Regionen, ertönte von den Spitzen der Felſen herab eine angenehme Muſik von blaſenden Inſtrumenten. — Die Fürſtin, indem ſie ſich ſanft an ihren Gemal anſchmiegte, lispelte:

„O! wie feierlich, ſchauerlich! o! wie herrlich!“

Roſamunde blickte ihren Führer freundlich an, indem ſie leiſe ausrief:

„O Dio! dove sono?“

Der Fürſt ſtimmte ein:

„Groß, überraſchend, feierlich und ſchön!“

Die Oberhofmeiſterin harangirte, und Wellenthal ſah mit lebhafter Einbildungskraft auf den hohen Felſenzinnen das geheimnißvolle Blumenmädchen ſo leibhaftig ſtehen, daß er ſich nicht enthalten konnte, auszurufen:

„Auch hier! Auch hier!“

„Was? Wer? — Was ſehen Sie?“ — fragte Roſamunde.

„Die Empfindungen werden laut; — ſagte die Oberhofmeiſterin. — In der That! dieſe Höhe frappirt und imponirt, ja, ſie ſpricht ſich ſelbſt aus, in einer herrlichen poſitiven Tendenz, mit wahrer, organiſcher Machtvollkommenheit.“

Man drängte ſich weiter, dem Waſſerfall zu, der weiterhin, als ein kleiner, heller Fluß die unterirrdiſchen Schluchten durchſtrömt. Die Gräfin rief aus:

„Mon dieu! Ich glaube den Acheron zu ſehen.“

„O Charon! — ſagte Roſamunde, indem ſie eine Roſe in die Fluten warf; Hier iſt mein Fährgeld. Nimm meine Seele auf!“

Ganz bedächtlich rief der Fürſt aus:

„Ruhig, ſchöne Sappho! Hier iſt kein Leukadiſcher Fels, und keinen grauſamen Phaon werden Sie finden.“

Die Gräfin blickte in den Fluß, und deklamirte:

„Riviere tranquille et cherie,
Que j'aime à suivre tes detours!“

Roſamunde ſetzte mit bewegter Stimme ſchnell hinzu:

„Ton eau silencieuse en son paisible cours
Presente à mon esprit l'image de la vie!“

Sanft und empfindend bewegte die Fürſtin die Hand über den Fluß, und ſchloß:

„Elle semble immobile, et s'ecoule toujours!“

Der Fürſt applaudirte. Wellenthal ſah auf den Wellen nur das Bild des artigen Blumenmädchens.

Schweigend gingen alle zurück, und ſo kamen ſie wieder aus der Höhle in's Freie.

„Mon cher Conseiller! — ſagte die Oberhofmeiſterin, indem ſie ſich auf einen Feldſtuhl unter dem Gezelte vor der Höhle niederließ; — die unterirdiſchen Parthieen ſcheinen Ihre Seele profondément penetrirt zu haben. Mais, helas! Es geht mir beinahe eben ſo; doch habe ich noch Sermons behalten mich zu expektoriren. Sie hingegen ſcheinen seulement nur Gefühl, ſo wie einſt eine gewiße Nimfe Echo, (was Banier allerliebſt erzählt,) nur ein Laut geworden zu ſeyn. Wie? Oder ſollte etwa von Ihnen ein Eindruck mit in das unterirdiſche Labirinth genommen worden ſeyn, der Ihre Empfindung kompromittirt? Leſen Sie den Ovide, und ſuchen Sie ſich eine Ariadne.“

„O! meine gnädige Gräfin! — ſeufzte Wellenthal; — der Menſch gehört ſelten ſich ſelbſt, ich aber bin ſtets in andern Händen.“

„Sprechen Sie nicht ſo! Kennte man Sie nicht, man könnte das foiblesse d'esprit nennen. Mais, mon tres honorable Conseiller! Sie ſind ein viel zu ſtarker Geiſt, als daß man von Ihnen glauben könnte, Sie gehörten nicht ſich ſelbſt an.“

„Ich bin ein Schiff auf offnem Meere!“

„Je nun! Dergleichen moraliſche Schiffe, auf dem Meere der Welt, ſind wir alle, möchte ich beinahe ſagen. Unſere Tugend iſt des Schiffleins Steuermann“ —

„Ach! ſagen Sie: unſer Herz. Das iſt des Schiffes Unglück."

„Auf, auf! — ſchrie der Fürſt. — Es geht hinauf, auf den hohlen Stein, wo die Japaniſche Pagode ſteht, zu den Aeolsharfen."

Siebentes Kapitel.

Verlegenheiten und Luſtigkeit.

„Aeolsharfen? — rief die Gräfin aus. — Mais, mon Prince! meine Nerven?“

„O! ſie haben vortreffliche Nerven!“

„Meinen Sie? — Eh bien! Auf Ihre hohe Gefahr, mon adorable Prince! will ich es wagen, den Aeolsharfen entgegen zu gehen.“

„O! es ſind Oſſians Harfen, ſie erklingen der Vergangenheit, und meine

Seele fleht in Wehmuth, im Schatten verfloſſener Tage." — ſagte Roſamunde.

„Ah ciel! über die Schwärmerin!" — lächelte die Gräfin, indem ſie aufſtand.

„Erfriſchungen!" — rief der Fürſt, und zeigte auf ein artiges Bauernmädchen, die neben zwei großen Milchtöpfen ſtand, die ſie abgeſetzt hatte.

„Sie dürfen nur befehlen!" — antwortete das Mädchen freundlich.

Der Fürſt winkte den Bedienten. Die Milch wurde unter das Gezelt gebracht. Der Fürſt bat die anweſenden Damen zum Frühſtück; es wurden Schüſſeln, Teller und Löffel herbei gebracht. Sie ſetzten ſich. — Wellenthal lies ſich mit dem Milchmädchen in ein Geſpräch ein.

„Liebes Kind! wie alt biſt du?

„Sechszehn Jahr, zu dienen!“

„Zu dienen?“

„Je nun! das wird ja doch mein Loos ſeyn. Was bleibt einem armen Mädchen übrig, als das?“

„Eh voila! unſer Philoſoph bei der jeune villageoise;“ — rief die Gräfin lachend aus.

„Der ſchönen Form wegen;“ — bemerkte Roſamunde.

„Mein Kind! bedanke dich bei dieſer Dame!“ — ſagte Wellenthal.

Das Mädchen küßte ihr die Hand. Roſamunde wurde feuerroth. Der Fürſt lachte laut auf. — Das Mädchen fragte ganz naiv.

„Könnten Sie mich nicht etwa in Ihre Dienſte nehmen?“

„Mein Kind! — antwortete Roſamunde beinahe ärgerlich: — Ich bin ſelbſt in Dienſten. Dieſer Herr aber, der ſich mit dir unterhalten hat, könnte wohl eine ſolche artige Servante villageoise brauchen.“

„Ich heiße Maria, meine ſchöne Dame!“

Der Fürſt lachte ſtärker, und drückte dem Mädchen Geld in die Hand, indem er ſagte:

„Wie gern wollte ich meinen Arzt bezahlen, wenn es immer lachend geſchehen könnte!“

„Gott erhalte Sie geſund, — ſagte das Mädchen, indem ſie ihm die Hand küßte; — und laſſe Sie nie krank in ein Bad kommen!“

„Wohlgeſprochen, gutes Mädchen!“ — ſagte Wellenthal, indem er ihr die Hand drückte.

Die Oberhofmeiſterin fragte:

„Est il heureux?“

„Was ſoll das?“ — fragte Roſamunde zurück.

Der Fürſt ſank lachend auf einen Stuhl, und rief aus:

„O! dieſe herrliche Szene! Wie wohlthätig meinem Zwergfell, ſo heilſam meiner beengten Bruſt, ſo tröſtlich meinem Sinn, ſo erfreulich meinem Herzen!“

Empfindlich ſtammelte Roſamunde:

„Ich oder der Rath, eins von uns beiden, hätte daheim bleiben ſollen.“

„Keins! — lachte der Fürſt fort. — Ich bekomme Laune und Leben auf zehn Jahre!“

Die Oberhofmeiſterin lächelte die Fürſtin bedeutend an. Dieſe drückte ihm die Hand, und rief aus:

„Dies iſt ein fröhlicher Morgen!“

Das Milchmädchen trippelte noch umher, und Wellenthal trat ihr wieder näher. Sie ſah ihn ganz ernſthaft an, und liſpelte ihm zu:

„Verkennen Sie mich ſchon wieder?“

Er konnte nicht ſprechen, und blickte ſie betroffen an. — Sie aber fuhr fort:

„Haben Sie mir gar nichts zu ſagen?“

„Ich begreiſe nicht, wie“ —

„Ich will Ihre Verlegenheit jetzt nicht vermehren, verkennen Sie mich aber wieder, ſo“ —

Sie ging davon. — Man ſetzte ſich in Bewegung. Die Fürſtin war dagegen, zu den Aeolsharfen zu gehen, weil ſie befürchtete, ihres Gemals Luſtigkeit verſchwinden zu ſehen. Der Fürſt gab leicht nach, und die Zurückfahrt nach Liebenthal wurde beſchloſſen. — Der Fürſt war ſehr aufgeräumt; die Oberhofmeiſterin wurde, mit Decenz, luſtig, und ſtumm, nebeneinander im Wagen, fuhren Wellenthal und Roſamunde dem Wagen des Fürſten nach, in welchem es ſehr laut war.

Achtes Kapitel.

Das Köhlermädchen und die Zigeunerin.

Das Schauſpiel der untergehenden Sonne zu genießen, erſtieg Wellenthal den Berg, lagerte ſich bei den Ruinen der Veſte Liebenthal, und verlor ſich in mancherlei Gedanken und Empfindungen. — Es rauſchte hinter ihm. Er ſah ſich um. Ein artiges freundliches Köhlermädchen ſtand hinter ihm.

„Nein! nein! — rief er entzückt

aus; — Ich verkenne dich nicht wieder, ſchöne Unbekannte!"

„Sie kennen mich?" — fragte das Mädchen.

„Recht gut!"

„Recht gut? — Das wär doch ſonderbar. — Wo haben Sie mich denn kennen lernen?"

„Im Erdfall, bei der Schönbrunner Höhle" —

„Iſt das gewiß?"

„O! ganz gewiß!"

„Nun gut! ſo will ich es einmal ſelbſt glauben."

Sie ſetzte ſich zu ihm, entfaltete ihre Schürze, und bot ihm friſch gepflückte Erdbeere an, die er mit Vergnügen annahm. Er küßte die ſchöne weiße Hand die ihm die Beere gab, und bemerkte;

„Ein Köhlermädchen ſind Sie ſicher nicht, meine Schöne! Dieſe ſanften, weichen Hände, dieſer feine Teint" —

„Wenn ein Aetheriſches Weſen einen Menſchlichen Körper annimmt —"

Er blickte ſie mißtrauend und verlegen an. Sie ſchwieg. — Er ſtammelte:

„Sprechen Sie weiter, ſchöne Unbekannte! Machen Sie mich ſo glücklich, und belehren Sie mich, wie es" —

Sie nahm ſeine Hand, führte ſie ſchnell zu ihrem Herzen, und fragte:

„Klopft es hier betrüglich, langſam?"

Er wollte antworten; ein Windſpiel bellte ihn an. Das Mädchen ſprang auf, rief aus: „Es kömmt Geſellſchaft!" und lief dem Walde zu.

Wellenthal verwünſchte laut die Geſellſchaft die den Berg herauf kam, und ohne ſich zu bedenken, eilte er der Fliehenden nach, die bald ſeinen Blicken entſchwunden war. — Er durchirrte den Wald, und lies ermüdet, ſich unter dem Felſen Amphitheater nieder. — Es wurde dunkler. Kaum konnte er ſich entſchließen, weiter zu gehen. — Es rauſchten Fußtritte hinter ihm. Froh wendete er ſich dieſem angenehmen Schalle zu, überzeugt, das freundliche Geſicht der ſchönen Unbekannten wieder zu ſehen, und ſah eine alte Zigeunerin auf ſich zu trippeln. Aergerlich wendete er ſich um, ſchnell davon zu gehen. Jene aber rief ihm nach:

„Halt, mein Sohn! Halt! — Ich habe dir etwas zu ſagen.“

Er blieb ſtehen. Die Alte kam ihm näher, ſtützte keuchend und huſtend ſich auf ihren Stab, und ſtöhnte:

„Laß mich erſt zu Athem kommen!“

„Was willſt du von mir? Mache es kurz. Die Nacht bricht herein, und die Wege ſind mir nicht bekannt."

„Wenn du ſo eilig biſt, können wir nicht lange mit einander ſprechen. — Es geht bei mir alles gar langſam."

„Haſt du mir nichts Wichtiges zu ſagen, ſo halte mich nicht auf!"

„Du wirſt geliebt."

„Wer liebt mich?"

„Fünf Weiber lieben dich."

„Viel auf einmal!"

„Zwei dürfen dich nicht lieben, und lieben dich dennoch; zwei dürfen dich lieben, und ſollen dich nicht lieben; die fünfte aber darf's und ſoll's, und liebt dich auch. — Du weißt nicht woher du gekommen biſt, kennſt weder Vater noch Mutter, du wirſt aber zu ſehr gelegener Zeit einen Bruder kennen lernen, um zu ſehr ungelegener Zeit deine Schweſtern kennen zu lernen. — Das hatte ich dir zu ſagen, und zwar ganz kurz, da du jetzt keine Zeit haſt, länger mir zuzuhören. Ich will dich aber in Liebenthal beſuchen, ſo bald ich abkommen kann.“

Sie kroch in's Dickicht und verſchwand. Er rief ihr nach. Sie kam nicht zurück. — Er ging raſch darauf los, und kam immer tiefer in den Wald. — Ermattet warf er endlich unter einen Baum ſich nieder, und rief aus:

„Hier will ich bleiben, und den Morgen erwarten.“

Er dachte dem nach, was die Alte ihm vorgeſchwatzt hatte, und entſchlummerte. — Schallende Jagdhörner-Töne weckten ihn auf; Hunde bellten in der Ferne, Lichter durchſchimmerten des Waldes finſtre Nacht. Er wurde laut, und gab Zeichen; die Lichter kamen näher. Zwei Hunde ſprangen ihn an. Sie erkannten ihn, (es waren Jagdhunde des Fürſten,) und verkündigten es laut, ihn gefunden zu haben. — Bald kamen Menſchen mit Laternen näher, die der Fürſt ausgeſchickt hatte, ihn aufzuſuchen. Er folgte ihnen, und erfuhr, die Schweſter des Fürſten ſey angekommen, und habe gleich nach ihm gefragt.

Neuntes Kapitel.

Die Freundinnen.

Des Fürſten Schweſter, die Prinzeſſin Natalie, war ſechszehn Jahr alt, an den Duka de ***, einen der erſten und reichſten Spaniſchen Granden, von ihrem Vater, ziemlich gegen ihre Neigung, verheurathet worden. Sie folgte ihrem Gemal einige Monate nach ihrer Vermälung nach Spanien, und erfuhr dort, kurz nach ihrer Ankunft, den Tod ihres Vaters. Ihr einziger Bruder, der Fürſt, den wir kennen, ernannte ſeinen Jugendfreund Wellenthal, ſo jung er auch noch war, zu ſeinem Rath, und wollte nicht, daß er zu ſeiner Schweſter nach Spanien gehen ſollte, wohin dieſe, auch mit ihm erzogen, und freundſchaftlich gegen ihn geſinnt, wie ihr Bruder, ihn gern haben wollte. Vier Jahr nach ihrer Vermählung verlor ihr Gemal, als Anführer der Königlichen Armee, bei Colliure, in der Schlacht das Leben, ohne Erben. — Die Prinzeſſin beklagte den Tod ihres Gemals zwei Jahre lang in tiefer Trauer im Klarenkloſter zu Maromillas. — Hierauf kam ſie in die Welt zurück, und empfing die Huldigungen der Erſten Herren des Reichs; ja, es warb ſogar der Prinz von Tr°°. ziemlich öffentlich um ihre Hand. Sie beſchloß eine Reiſe nach Deutſchland zu machen, dieſen Anwerbungen zu entgehen, und wollte ſo lange bei ihrem Bruder bleiben, bis ſie hören würde, der Prinz habe ſich vermält. — Ihr Bruder hatte ſie nach Liebenthal beſchieden; Sie kam, und beide flogen entzückt einander entgegen.

Mit ihr kamen Donna Stella und Aurelia, ihre Geſellſchafterinnen, jene eine Spanierin, dieſe, von Jugend auf, mit ihr, ihrem Bruder und Wellenthal, in Geſellſchaft zuſammen erzogen.

Dieſer, nach dem ſogleich gefragt worden war, wurde vermißt. Es wurde Nacht, und man wurde unruhig. Einige Badegäſte, die ſein ſüßes Rendezvous mit dem artigen Köhlermädchen geſtört hatten, hatten ihn nach dem Walde zu gehen ſehen. Der Fürſt ſchickte Leute aus, die ihn fanden und zurückbrachten, wie wir wiſſen.

Der Morgen wollte ſchon anbrechen, als er in Liebenthal ankam, und noch wachte der Fürſt.

„Lieber Freund! — ſagte er; — Setzen Sie uns ja nicht wieder ſo ſchlimm in Verlegenheit und Sorge! — Natalie iſt angekommen. Sie fragte: Wo iſt dein Freund? Aurelia fragte: Wo iſt mein Spielgeſell, Wellenthal? Mich hat es ängſtlich gemacht, Sie aufſuchen laſſen zu müſſen; denn ſoviel wie möglich, müſſen wir uns nie weit von einander entfernen.“

Früh als er vernahm, Natalie ſey zu ſprechen, eilte Wellenthal in ihr Zimmer. Sie ſprang mit ausgebreiteten Armen auf, ließ aber ſchnell ſich mit geſunkenen Armen wieder nieder, indem Wellenthal vor ihr niederſank, ihre Hand ergriff, ſie wiederholt küßte, und ausrief:

„O! meine Prinzeſſin!“

Leiſe und mit erſtickter Stimme rief ſie ihm zu:

„Stehen Sie auf! Und beſuchen Sie Aurellen. — Ich ſpreche Sie bald wieder.“

Er gehorchte dieſem Befehl, und ging auf das Seitenzimmer zu. An der Thür blieb er ſtehen. Natalie ſtand auf, ſtützte mit der Rechten ſich auf einen Tiſch, und fragte halblaut:

„Wollen Sie mir etwas ſagen?“

Er ging zurück, warf abermals ſich vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, küßte ſie herzlich, und rief aus:

„Ich bin ſo froh, Sie wieder zu ſehen!“

Sie ſank auf das Sofa, zog ſanft ihre Hand zurück, und erblickte eine Thräne auf derſelben. Sie hielt die Hand ihm entgegen; er ſprang ſchnell auf, und eilte, die Hände vor den Augen, aus dem Zimmer. — Sie rief ihm nach:

„Aurelia ſehnt ſich, Sie zu ſprechen!“

Er hörte nicht, und eilte in der heftigſten Bewegung über die Gällerie die Treppen hinab in den Garten, warf unter einem Baume ſich nieder, und rief mit naſſen Augen aus:

„Nun bin ich unglücklich!“

Hier lag er lange und weinte ſich aus. Es war ihm ſo wehe, und doch dabei ſo wohl, es ſetzte ihn in eine feierliche, ſanfte Stimmung, in der er ſich ſelbſt fragen mußte: „Was iſt dir?“ — Nach und nach wurde er ruhiger, ſeine Pulſe klopften ſanfter, beruhigter ſchlug ſein Herz. Er ſprang auf, und **Aurelia** kam auf ihn zu. Sie flogen einander mit geöffneten Armen entgegen, und ruhten ſchweigend, in ſüße Empfindungen verloren, Bruſt an Bruſt. — Endlich begann Aurelia, indem ſie ſich ſanft zurückbog:

„So ſehen wir uns doch wieder!“

„Und ich darf dich, liebe Geſpielin meiner Jugend, noch traulich du, und Freundin nennen?“

„Noch immer, lieber Auguſt! bin ich deine Aurelia, und keine Zeit, kein Land wird meine Freundſchaft dir entreiſſen. Zurück in mein liebes deutſches Vaterland bringe ich meinen redlichen, offenen Sinn, und mein Herz.“

„Dein Herz?“

„Noch iſt es mein.“

„O! bewahre es wohl, dieſes herrliche Kleinod! Und wenn du es einſt verſchenkeſt, ſo wähle glücklich!"

Die Prinzeſſin, begleitet von Donna Stella, kam in den Garten. Aurelia ging ihr entgegen, indem ſie ausrief:

„Er iſt noch immer, wie er war; nur etwas intereſſanter, ſcheint es mir, iſt er geworden."

„Liebe Aurelia! — lächelte die Prinzeſſin, indem ſie ſich niederlies; — wir ſind jetzt keine Kinder mehr."

„O jene glückliche Zeit! — rief Wellenthal aus; — wie wir noch als Kinder beiſammen waren, wie wir an kleinen, unſchuldigen Spielen uns ſo herzlich ergötzten, immer fröhlich wieder die alten Spiele begannen und ſtets neuen Reiz darinne fanden, ſie zu beginnen! Welche ſeelige Stunden lachten uns, wenn die herrliche Sonne uns in den Schloßgarten lockte, wenn wir uns fröhlich lagerten in's hohe Gras, und unſer Blumenſpiel begannen! Wie vergnügt ſteckte die Blumenkönigin die große Sternblume an ihre Bruſt und rief: Jetzt bin ich Königin! – Natalie wurde gewöhnlich, was ſie ſo ſehr zu ſeyn verdiente; mich traf das Glück faſt niemals König zu werden, aber ſtets war ich ein treuer Diener meiner Königin; nicht ſo der Fürſt der immer auf neue Spiele dachte, wenn die angefangenen noch nicht geendiget waren. — Wir wurden größer; andere Vergnügungen, andere Freuden harrten unſrer. — Wenn wir im Purpurſchein der herrlichen Abendröthe den großen Teich umfuhren" —

„O! Wellenthal! — fiel Natalie ein. — Eine dieſer Waſſerfahrten machte mich auf ewig zu Ihrer Schuldnerin. Ich taumelte über den Bord des ſchwankenden Schiffchens; Sie ſtürzten ſich mir nach, entriſſen mich den Fluten, und retteten mir das Leben. Es war am Annentage. Ich habe dieſen Tag ſtets herzlich, dankend und voll Andacht gefeiert. — Uebermorgen lieber Freund! iſt S. Annentag.“

Es entſtand eine kleine Pauſe. Aurelia nahm endlich das Wort:

„Auch ich bin deine Schuldnerin, lieber Auguſt! — Du weißt es doch noch, wie bei der großen Jagd das Pferd mit mir durchging, du mir nachjagteſt, dich vom Pferde warfſt, und mich Stürzende ohnmächtig mit deinen Armen auffingſt? Du taumelteſt mit mir zu Boden, und ſchlugſt deine Stirn auf. — Hier iſt die Narbe noch zu ſehen. O! küſſen muß ich es, dies heilige Zeichen deiner Freundſchaft und Liebe!"

„Wie, nun endlich — fuhr Natalie fort; — die Zeit unſrer Trennung kam, wie mein Gemal an den Hof kam, um meine Hand warb" —

„Wie er das Jawort erhielt — fiel Wellenthal ein; — und die Anſtalten zur Vermälung getroffen wurden" —

Alle ſchwiegen bewegt. Endlich fuhr Natalie fort:

„Wir gingen nach Spanien, ich und Aurelia und unſre Freunde blieben ohne uns zurück. — Wellenthal wollte uns nicht folgen" —

Er ſeufzte tief auf. Sie fuhr fort:

„Aber der Himmel wollte, daß wir uns dennoch wieder ſehen ſollten!“

Es entſtand eine lange Pauſe; bewegt, waren alle mit ſich ſelbſt beſchäftiget, ſelbſt Donna Stella verlor ſich in tiefes Nachdenken. Zuletzt rief Natalie aus:

„Nun laßt uns heiter ſeyn! Wir haben uns ja wiedergefunden, und die ſüſſe Erinnerung des Vergangenen ſchwebt um die frohen Stunden der Gegenwart. Die Zeit wuchert mit Augenblicken, ſie ſteigen im Verſchwinden köſtlicher im Preiße, als im Genuſſe ſelbſt. Wir wollen ſie unbenutzt nicht entfliehen laſſen; ſie kommen nicht wieder. Was die Zeit auf ihre raſchen Schwingen nimmt, trägt ſie mit Fluges Schnelle fort, und ſchüttelt ihr Gefieder nur für die Gegenwart.“

„Ja Prinzeſſin! — rief Wellenthal aus: — Ein edles theures Kleinod ſchenkt die Zeit in Augenblicken, die ſie zu Stunden, Tagen und zu Jahren reiht. — Seit Jahren fragte ich mich ſo oft: Wirſt du ſie wieder ſehen, die Freundinnen deiner Jugend? Wirſt du die edlen Herzen wiederfinden, die du ſo herzlich liebſt? — Mir antwortet dieſer Augenblick: Du haſt ſie wieder gefunden. Wer fragt nun: Ob ich glücklich bin?“

Der Fürſt kam auf ſie zu. Sie eilten ihm entgegen.

Zehntes Kapitel.

S. Annen-Tag.

Gekommen war der feſtliche S. Annen-Tag. Das Bild der Heiligen prangte, mit Blumen umkränzt, in Nataliens Zimmer. In ſtiller Andacht ſchwanden der Dankenden die Morgenſtunden. — Als ſie endlich ihr Zimmer öffnete, trat Wellenthal ein. Er überreichte ihr einen Blumenſtrauß, und küßte ſchweigend ihr die Hand. Sie ſteckte die Blumen an den Buſen, und rief freundlich ihm entgegen:

„Heute iſt S. Annentag!“

Sie zog als ſie das ſagte einen Ring mit einem Saphir vom Finger, drückte ihn ſanft an ihr Herz, und überreichte ihm denſelben, indem ſie ſprach:

„Es iſt des Aethers reine Farbe, die in dieſem Steine lacht, es iſt die Farbe der Hoffnung und Wahrheit; die Pracht des ewigen Himmels glänzt in dieſem Steine. Tragen Sie ihn, Retter meines Lebens! mir zum Andenken. Es geben Dankbarkeit und Freundſchaft dieſen Edelſtein, der Freundſchaft“ —

„Und der ewigen Treue!“ — rief Wellenthal aus.

Er küßte den Stein, und ſchob den Ring an den Finger. Natalie ſagte ſanft:

„Dieſer Ring ſey Zeuge Ihres Verſprechens und des meinigen. Bedeutend habe ich ihn an dieſes Herz gedrückt, das klopfend, dankbar ſich für ſeine Freunde hebt. Wenn Sie dereinſt Ihr Herz verſchenken“ —

Sie ſchwieg einen Augenblick, und fuhr dann ſchnell fort:

„Wir wollen dieſen Tag recht froh begehen!“

Sie winkte in das Seitenzimmer; Aurelia und Stella traten ein. Der Fürſt und ſeine Gemalin kamen mit ihnen. — Die Damen nahmen ihre Schleier; man ging der Promenade zu, wo Roſamunde und die Gräfin ihrer harrten.

Wellenthal, von mancherlei Gefühlen beſtürmt, die ſein Herz klopfend heben, entwand ſich der Geſellſchaft, und eilte in den Erdfall. Hier ging er raſch auf und nieder, und lehnte ſich endlich an die Grotte, verloren in tiefe Gedanken, hinab blickend in die reine Silberquelle.

„Wo ſind Sie?“ — fragten zwei Stimmen zugleich. -- Roſamunde und Stella ſtanden bei ihm.

„Ach! — ſeufzte er; — die Wellen drängen Wellen fort, und dennoch bleibt die Fluth. Sie rollt dahin, im ſanften Lauf, die helle Silberquelle! Wo findet ſie ihr Ziel?“

„Man vermißt Sie!“ — ſagte Stella.

„Kommen Sie mit uns! — ſetzte Roſamunde hinzu. — Der Fürſt hat ein Gezelt bei den Schloß-Ruinen aufſchlagen laſſen. Dort dürfen Sie nicht fehlen.“

Er ging mit den Damen. — Sie fanden die Geſellſchaft ſchon unter dem Gezelt. Der Fürſt rief ihm entgegen:

„Heute kein trauriges Geſicht, keine Zerſtreuung!“

„Wir wollen Sie heute ganz haben, und zwar ſo aufgeräumt wie möglich;“ — ſetzte die Fürſtin hinzu.

„Wir prätendiren, mon cher Conſeiller! — ſagte die Oberhofmeiſterin; — von Ihrer Seele, daß ſie heute in einem zwar feierlichen, dennoch aber hilairen Gewande erſcheine. Dies iſt ein Wunſch, dem ein nobles philoſophiſches Gemüth wie das Ihrige, völlige Satiſfaktion geben muß.“

„Dieſe ſchöne Gegend — fiel Natalie ein; — müſſen Sie beſingen. Sie dichten doch noch? — Ich habe noch einige Lieder von Ihnen, die freundlich mir verſchiedene Situationen unſrer Jugendjahre lebhaft in's Gedächtniß zurück rufen. — Ich leſe ſie ſtets mit erneuter Theilnahme."

In den Ruinen des Schloſſes ertönten blaſende Inſtrumente. Der Fürſt hatte es veranſtaltet. Man lauſchte entzückt den angenehmen Tönen. — Die Gräfin geſtand, ſie finde dieſe Ueberraſchung ganz vortrefflich wohl berechnet, und Natalie dankte ihrem Bruder herzlich.

„Ich merke — ſagte der Fürſt; — wir haben ohne es zu wollen uns ſehr feierlich geſtimmt, und ich fürchte, wir werden uns nicht recht fröhlich machen können."

„Vielleicht — fiel die Gräfin ein; — kömmt uns etwa ein Milchmädchen ganz unvermuthet wieder in den Weg."

Der Fürſt lachte laut auf, und nun war die Bahn zu einer neckenden Unterhaltung geöffnet. Das Abentheuer mit dem Milchmädchen wurde auf Wellenthals und Roſamundens Unkoſten erzählt, und ganz naiv fragte Aurelia:

„Soll das Mädchen wirklich noch einmal kommen?“

„Wohlan, Frau Fee Aurelia! — rief der Fürſt; — ich provocire auf Ihre Macht. Das Mädchen erſcheine.“

Alle lachten und Aurelia ſagte:

„Sie ſehen die Fee in großer Verlegenheit! — Das Milchmädchen iſt ſchon ausgegangen, und“ —

Da ſtand das Mädchen mit den Milchtöpfen vor der Geſellſchaft.

Alle ſahen ſchweigend und erſtaunt einander an; Wellenthals Herz ſchlug ſtärker, und er murmelte vor ſich hin:

„Unbegreiflich!“

Das Milchmädchen aber trat näher, küßte dem Fürſten die Hand, verneigte ſich freundlich gegen die andern und lächelte:

„Da bin ich wie befohlen mit meiner Milch!"

Roſamunde fragte:

„Wer hat es dir befohlen?"

Das Mädchen zupfte an der Schürze und lächelte:

„Das darf ich nicht ſagen."

„Sie Wellenthal haben das Mädchen hieher beſtellt!" — rief Roſamunde aus.

„Ich?" — fragte dieſer erſtaunt.

„Nein! — ſagte das Mädchen. — Dieſer Herr weiß nicht einmal wo ich wohne. Seit dort an der Schönbrunner Höhle hat er mich wohl wieder geſehen, aber nicht gekannt. Ich bin ehrlich, ſehen

Sie mich an! Dieſer Herr aber — hat wenigſtens etwas auf dem Herzen, das er nicht ſagen darf. — Ach! lieber Himmel!! das iſt nicht gut!"

Indem ſie alle lachten, trat ſie ihm näher und fragte:

„Wollen Sie Erdbeere?" — Damit reichte ſie ihm ein Erdbeerſträußchen. Er nahm's und liſpelte ihr zu:

„Ich kenne dich!"

„Er hat ihr etwas Heimliches, Vertrautes zugeflüſtert;" — bemerkte die Gräfin.

„Ja, ja! — rief das Mädchen aus; — er ſagte mir: Heute ſey S. Annentag."

Die Gräfin griff nach der Tabatiere, und unterdrückte ſichtbar eine Bemerkung. Wellenthal aber zog einen Ring vom Finger und ſagte:

„Dieſes ſchönen S. Annentages wegen, der ewig mir unvergeßlich bleiben wird, und daß du ſeiner ſtets gedenkeſt, ſchenke ich dir als ein Andenken dieſen Ring. Der Künſtler grub in dieſen Stein das Bild der Hoffnung ein. Bedeutend ſey es dir. Gewähre dir der Himmel deiner Hoffnungen ſchönſte, und ſchenke dir was dich erfreut und glücklich macht!“

Das Mädchen fragte gegen den Fürſt ſich wendend:

„Darf ich den Ring wohl nehmen?“

„Du darfſt;“ — ſagte der Fürſt und drückte ihr ein Geldſtück in die Hand.

„Wie glücklich bin ich!“ — rief das Mädchen aus und ſprang davon.

„Weſtenthal! — ſagte Natalie; — die Hoffnung gaben Sie dem Mädchen? Und was behalten Sie für ſich?“

„Die Rückerinnerung;“ — ſeufzte er.

Eilftes Kapitel.

Was ſie ſuchten, war gefunden.

„Die Hoffnung die Sie dieſen Morgen weggegeben haben, — ſagte Natalie, bei einer Promenade im Erdfall; — wird ſich an Ihnen rächen!“

„Was ſoll die Hoffnung mir, die nur in Träumen glücklich machen kann? — fiel Wellenthal ein. — Sie ſchmeichelt, einer falſchen Freundin gleich, uns ſüße Wünſche ab; das Herz läßt ſich bethören, glaubt, greift nach dem Schattenbild, und geht verloren. Ewig umher getrieben im Zauberkreiſe der Wünſche, ſieht es das herrliche Kleinod nach welchem es ſtrebt, nur außerhalb den Linien, und zieht es nie in ſeinen Ring."

„Sie haben Wünſche, Wellenthal? — Sie haben Herzenswünſche?"

„Ich mag ihn gar nicht denken, den Einzigen, den Wunſch der meine Seele hebt, der mich vernichten, aber nie mich durch Erfüllung glücklich machen kann!"

„Darf ich, — darf Ihre Freundin Natalie —? — Doch nein! Ich ehre Ihr Geheimniß."

„Ich bitte, edle Freundin! um ein gutes Vorwort, zu einer guten Stunde, bei Ihrem Bruder, meinem Fürſten!"

„Was ſoll er thun?“

„Er ſoll mich reiſen laſſen. Ich will hinüber, über die Apenninen, über's Meer! In den lachenden Gefilden bei Palermo will ich mir ein Hüttchen bauen, dort will ich leiſe meines Herzens Wünſche den lauen Lüftchen übergeben, und ſterben will ich um des Einzigen willen, das nur allein mir Leben geben kann. Nur Eine Sonne ſcheint; ſie iſt die Königin der Sterne und der Erde.“

Die andern kamen herbei. Wellenthal ergriff die Guitarre, lehnte ſich an einen Baum, ſpielte und ſang:

Palermo! o! du Zaubername,
der meine Seele froh belebt,
ſey du des Ritters holde Dame,
für die er Schwert und Lanze hebt;

und ſollt' er dich auch nie erblicken,
er wagt für dich den ſtärkſten Rand.
Stets wird er ſeine Seufzer ſchicken
nach dem geliebten Inſelland.

Könnt' ich mir dort ein Hüttchen bauen,
wohin mein Wunſch mich lieblich trägt!
dort in das ſchöne Rund zu ſchauen,
wo einſt mein Feierſtündchen ſchlägt.
Weit über dieſe engen Räume
trägt mich die holde Fantaſie.
O! ihr geliebten goldnen Träume,
lohnt ihr mit Wirklichkeiten nie?

O Himmel! kannſt du Wünſche geben,
ſo gieb Erfüllung auch dazu,
giebſt du ſie nicht, raubſt du dem Leben
ſein ſchönſtes Kleinod, ſeine Ruh.
Mich wirſt du niemals glücklich ſehen,
ſiehſt du mich in Palermo nicht.
Die Jahre kommen und vergehen,
mein Wunſch verläßt mich lebend nicht!

„Nicht ſo weit hinweg von Ihren Freunden, lieber Freund! — ſagte der Fürſt. — Wenigſtens nicht allein, nicht ohne uns. Doch wär es wohl möglich, daß wir einmal zuſammen nach Palermo reiſten.“

Es wurde eine Spielparthie rangirt. Der Fürſt, ſeine Gemalin, die Gräfin und Roſamunde zogen Karten, und ſetzten ſich zum Spiel. Stella klimperte in einiger Entfernung vom Spieltiſch auf der Guitarre. Wellenthal ging ſchweigend neben Natalien auf und ab. — Nach einer langen Pauſe fragte ſie:

„Sie finden ſich wirklich nicht glücklich?“

Er ſeufzte. — Sie fuhr fort:

„Sie haben einen Freund, Sie haben Freundinnen,“. —

„Und ein Herz.“

„Als mein Gemal als Bräutigam erſchien und um meine Hand warb, klagte ich einſt Ihnen, was mein Herz empfand. Sie ſuchten mich zu tröſten. — Ich opferte meine Gefühle dem Willen meines Vaters auf, und folgte einem Gemal, den ich nicht ſelbſt gewählt hatte, über die Pyrenäen, in ein entferntes Land. Damals“ —

„Beklagte ich Ihr Schickſal.“

„Aber — folgen wollten Sie mir doch nicht.“

„Ach! — Vernichten Sie mich nicht!“

„Wellenthal! — Wenn Sie — — Wenn Ihr Herz“ —

Aurelia trat herbei und brachte Briefe; Natalie erbrach und las ſie. — Aurelia ergriff Wellenthals Hand, und fragte:

„Du biſt doch heiter?"

Er ſah ſie bewegt an, drückte ihr ſanft die Hand, ſeufzte, und entfernte ſich.

Natalie übergab ihrem Bruder die erhaltenen Briefe, der ſie las, indeß Donna Stella ſeine Karten nahm. — Aurelia ging Wellenthal nach:

„Auguſt! — Warum willſt du deine Freunde traurig machen? Sey heiter, und wir ſind es auch. — Dich liebt und ſchätzt dein Fürſt; die Geſpielinnen deiner Jugend ſiehſt du wieder, ſie wünſchen dich froh, heiter und glücklich zu ſehen. Was bleibt dir noch zu wünſchen übrig?“

Er ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, und ſeufzte:

„Nichts!“

„Das ſprach dein Herz nicht! Irgend ein geheimer Kummer nagt an deiner Seele. Du bleibſt ſtumm und verſchloſſen gegen deine Freunde, ſie können dich nur beklagen, ohne zu wiſſen, warum?“

Der Fürſt hatte die Karten wieder genommen. Natalie ſchlug einen Spaziergang in's Thal vor; ihr folgte Wellenthal, Aurelia und Stella.

„Hier kamen wir herunter! — rief Natalie aus. — Wellenthal! ſingen Sie ein frohes Lied in meine Seele! Huldigen Sie in meinem Namen der Najade dieſer Quellen, die mich finden lies, was ich ſuchte."

„Sie fanden was Sie ſuchten?" — fragte Wellenthal.

„Meine Freunde fand ich!"

Stella reichte ihm die Guitarre, und rief freundlich aus:

„Singen Sie! — Wir alle wollen gefunden haben, was wir ſuchten."

„Wir alle!" — wiederholte Aurelia.

Wellenthal ſchwieg, nahm die Guitarre, ſpielte und ſang:

Auf! vom Sitz der Oreade,
durch der Wieſen Perlenthau,
hin zur Urne der Najade
in der blumenreichen Au!
Wo ſie wandelt blühen ſchneller
ſanfter Liebe Blümchen auf,
und in ihrem Strale heller
wird der Quelle Silberlauf.

Reiche der Geſundheit Schaale
freundliche Najade mir!
Sieh', in Florens buntem Thale,
weih ich meinen Becher dir!
Blumen ſtreu ich auf die Schwelle
die in deinen Tempel führt,
ſegne die erkohrne Stelle,
wo man deine Gottheit ſpürt.

Sie erſcheint im reinen Glanze,
eine Göttin ſchön und hold,
Blumen in dem bunten Kranze
zieren ihrer Locken Gold.

Dieſer Kranz iſt dem gewunden,
dem die Göttliche erſcheint.
Was ich ſuchte, iſt gefunden;
was ich fand, das war gemeint!

Zwelftes Kapitel.

Bedeutende Erklärungen.

Es war noch früh, als am folgenden Morgen Natalie ihm ſagen lies, ſie erwarte ihn. Wellenthal eilte zu ihr. Sie rief ihm entgegen.

„Wir wollen den Park zu Neuenſtein beſuchen! — Sie wendete ſich gegen ihre Toilette, und fuhr fort. — Ich möchte Ihnen gern etwas ſchenken, für Ihr liebes, frohes Lied, das Sie mir geſtern ſangen, und weiß nicht was. Da bin ich nun darauf gefallen, Sie zu fragen: Wiſſen Sie etwas das Sie gern von mir hätten?“

„Bleiben Sie meine grosmüthige, gnädige Fürſtin!“ — ſtammelte er.

„Nicht ſo!“

„Meine Freundin“ —

„Das bin ich.“

„Was kann ich weiter fordern?“

„Ich habe hier einige Seltenheiten — einige mir ſelbſt werthe Sachen“ — fuhr ſie fort indem ſie ihm ein Käſtchen zeigte, angefüllt mit Perlen, Steinen und Ringen. Mitten darunter lag ihr Bildniß, ganz einfach eingefaßt. Sie ſagte freundlich:

„Nehmen Sie davon. Es wird mich freuen, wenn Sie etwas darunter finden, das Sie gern nehmen und behalten mögen.“

Er blickte ſie fragend an. Sie wendete ſich gegen ihre Toilette und lies das Käſtchen in ſeiner Hand. — Zitternd griff er nach ihrem Bildniß, drückte es an ſein Herz, und legte es wieder in das Käſtchen, indem er ausrief:

„Ich darf nicht!“

Sie wendete ſich ihm freundlich fragend zu:

„Haben Sie etwas gefunden?“

Er griff zum zweitenmal nach ihrem Bildniß. Sie nahm das Käſtchen ſchnell ihm ab; es blieb das Bild in ſeiner Hand. Bedächtlich ſetzte ſie das Käſtchen auf die Toilette, und halbgewendet gegen ihn ſagte ſie leiſe:

„Es ſey uns beiden nur allein bewußt, was Sie ſich wählten.“

Außer ſich ſtammelte Wellenthal, indem er das Bildniß in ſeinen Buſen ſchob:

„Der Tod allein find' es auf meinem brechenden Herzen!“

Sie faßte zitternd ſeine Hand, drückte ſie ſchnell und heftig an ihr klopfendes Herz, lies ſie fahren, warf ſich auf's Sofa und verbarg ihr Geſicht in ihren Schleier.

Sprachlos ſtand Wellenthal ihr gegenüber. Sie hob den Schleier ſanft, und fragte leiſe mit geſenktem Blick:

„Kein Wort für mich?“

„Ein Herz voll Liebe, Treue und Entzücken!“ — rief er begeiſtert aus. — Meines Lebens ſchönſter Augenblick iſt da! Nun bin ich glücklich!“

Sie ſtand auf und rief ihm zu:

„Sey vorſichtig, edel, verſchwiegen, und Natalie wird mit dir glücklich ſeyn!“

Der Fürſt trat ein. — Verlegen blickte er die Verlegenen an. Natalie ſammelte ſich und nahm das Wort:

„Vergebens habe ich es verſucht, unſerm Freunde ein Geheimniß abzufragen, das er ſo ſichtbar ſchwer auf ſeinem Herzen trägt. Er will nichts geſtehen, und bleibt bei ſeinem Wunſche zu reiſen."

„Ich glaube ſelbſt — antwortete der Fürſt ziemlich markirt; — daß ihm dies heilſam ſeyn wird. Ja Wellenthal! Sie ſollen reiſen. Jetzt aber und vor der Hand, nur in meine Reſidenz. Ich habe wichtige Depeſchen dorthin abzuſchicken, die ich nur Ihnen anvertrauen kann, wenn ich nicht ſelbſt dahin gehen will. — Halten Sie ſich bereit morgen abzureiſen. — Sie werden bald zu ihren Freunden wieder zurückkommen. — Soviel davon für jezt. — Die Wagen ſtehen bereit, uns nach Neuenſtein zu bringen.“

Er gab ſeiner Schweſter den Arm und führte ſie zum Wagen, in welchem ſeine Gemalin und die Gräfin ſaßen. Wellenthal, Aurelia, Roſamunde und Donna Stella folgten in einem zweiten Wagen nach. — Er erkämpfte in einem harten Kampfe mit ſich ſelbſt den Anſtrich einer Heiterkeit, an der ſeine Geſellſchafterinnen frohen Antheil nahmen. — So erreichten ſie Neuenſtein, und begaben ſich in den Park. Hier ſprach der Fürſt von Anlagen, die er in ſeinem Schloßgarten machen wollte, und erhielt dabei manchen gutgemeinten Rath von den Damen, beſonders von der Oberhofmeiſterin, die in den Gärten gern alles um ſich herum Chineſiſch ſah. — Der Fürſt fuhr fort:

„An meinen Schloßgarten grenzen die herrlichen Wieſen von Friedenfeld, ein Guth, das ich ſeit ſechs Wochen durch den Tod eines meiner Vaſallen ererbt habe. Wir brechen die Mauer durch, und führen die Schlangenwege eines Parks über dieſe Wieſen dem Fluſſe zu. Eine Chineſiſche Brücke führt uns über den Fluß durch den Garten nach Schloß Friedenfeld. — Dort finden wir einen Freund, der uns freundlich empfängt. Dieſer Freund, den wir uns ſelbſt gewählt haben, heißt Wellenthal.“

Man ſah den Fürſten fragend an. Dieſer fuhr fort:

„Ihm ſchenkt Friedenfeld, ſein Freund, der Fürſt.“

„Mein Fürſt!“ — rief Wellenthal aus, indem er ſeine Hand gerührt ergriff.

Der Fürſt ſprach weiter:

„Wenn die Fürſten ihre Freunde nicht auszeichnend belohnen wollten, wer könnte ſonſt der Freundſchaft bedeutende Opfer dieſes Zeitlichen bringen? Wellenthal liebt ſeinen Freund, wird niemals ihn betrüben, wird ſeine Freundſchaft mit Undank nie belohnen, wird nichts unternehmen, was ſein Herz verwunden könnte; denn dieſem Herzen öffnet ſicher ſich ſein Herz und zeigt ihm frei und offen, was es im Buſen trägt, weſſen er ſich nie zu ſchämen hat.“

Wellenthal glaubte vernichtet zu werden; Natalien durchbebten ihres Bruders bedeutende Worte. Sie zitterte und blickte ſchweigend vor ſich nieder. — Der Fürſt aber fuhr in einem leichteren Tone fort:

„So finden wir den Freund in Friedenfeld; doch nicht allein. Auch eine würdige Gattin finden wir an ſeiner Seite, die er ſich bedächtlich wählte zur Gefährtin ſeines Lebens. Dieſe wird auch unſere Freundin. Es finden ſich vereinte Herzen, und wir ſind alle glücklich!“

Gerührt rief er nach einer kleinen Pauſe aus, indem er ſeine Blicke erhob:

„Erfülle, gütiger Himmel! dieſes Herzens Wünſche. Entferne jedes Unglück, was ſo reinen Herzen droht, und laß uns edel, gut und Freunde bleiben!“

Er öffnete die Arme, drückte Wellenthal an ſein Herz, umarmte ſeine Schweſter und rief aus:

„Geſegnet ſey deine Rückkehr in dein Vaterland, zu deinen Freunden!“ —

Dann ergriff er die Hand ſeiner Gemalin; ſie aber ſchloß ihn in ihre Arme, benezte mit Thränen ſeine Wangen, und ſchluchzte:

„O! mein Gemal!“

Wellenthal wankte auf einen Felſenſitz. — Natalie lehnte ſich auf Aurelien.

Vom Felſen herab ertönte eine ſanfte Muſik. Der Fürſt rief aus:

„Es kömmt von oben Heil und Friede!“

Dreizehntes Kapitel.

Es iſt beſchloſſen.

Die Geſellſchaft zerſtreute in verſchiedenen Parthien ſich im Park umher. — Wellenthal und Natalie gingen allein. — Sie trafen ſich bei einer Felſenwand. — Ohne ſich anzublicken, näherten ſie ſich einander. Natalie rief aus:

„Friedenfeld!“

„Ich muß fort! — ſtammelte Wellenthal. — Aus meines Fürſten Lande, aus ſeinen Augen muß ich fort in die fremde Welt. Seine Güte vernichtet mich, und meines Herzens Wunſche kann ich nie entſagen. Es treffe mich das Schrecklichſte! In Ketten will ich ſeufzen: Ich liebe!“

„Unglücklicher!“

„Ich reiſe. — Natalie! Mit meines Herzens größtem Schaze erſteige ich die Apenninen. Dort rufe ich dem heitern Himmel frei entgegen: Ich liebe! — Ich fliehe über's Meer und ſage es den Wellen: Ich liebe! Ich ſchließe mich in eine Klauſe ein, und vertraue es verſchwiegenen Wänden; ich ſage es der Erde die mich decken ſoll, und ſinke liebend in das ſelbſtgegrabene Grab mit dem Geſtändniß: Ja! Ich liebe!“

Kein Friedenfeld, kein Grab, und keine Klauſe! — Kannſt du ſo lieben, wie du ſagſt, ſo überſteige nur die Pyrenäen. Dort lacht in Andaluſiens herrlichen Gefilden ein ew'ger Lenz getreuer Liebe. Dort nimmt die ſchönſte meiner Villen dich auf, die du dir wählen magſt. Und die du liebſt, — ſie folgt dir nach. Auf dieſes Kreuz ſey dir es zugeſchworen: Sie folgt dir nach. — Und hielt Gewalt, und hielten Feſſeln ihren Leib zurück; bei dir iſt ihre Seele. — Es ſey geſchloſſen zwiſchen uns der heilige Vertrag: Stirbt eins von uns; ihm folgt das andre nach. — So fordre unſre Liebe das Verhängniß in die Schranken, das unſer Unglück will. Sie ſcheue keinen Kampf, denn zu beſiegen iſt ſie nur, um herrlicher zu leben!"

„So ſey es!" — ſagte Wellenthal entſchloſſen. — Beſchloſſen iſt es" —

„Und beſiegelt!“ — rief Natalie aus, indem ſie einen Kuß auf ſeine Lippen drückte.

Sie drückten feurig ſich die Hände, trennten ſich, und gingen auf verſchiedenen Wegen der Geſellſchaft zu.

Vierzehntes Kapitel.

Winke für die Zukunft; Erklärungen und Deutungen.

Wellenthal näherte ſich der Ritterkapelle. An ihrem Fuße, auf einer Bank, ſaßen der Fürſt und ſeine Gemalin; beide hatten Briefe in den Händen.

„Gut, daß Sie kommen! — rief der Fürſt ihm freundlich entgegen. An Ihre Freundſchaft habe ich, ehe Sie von uns gehen, noch eine Bitte. Meine Gemalin verweigert mir die Erfüllung derſelben, ſelbſt bittend, ſie damit zu verſchonen. Ich will nun ſehen, ob die Freundſchaft gefälliger iſt. — Setzen Sie ſich zu uns!“

Er lies ſich neben der Fürſtin nieder. Der Fürſt fuhr fort:

„Dieſe Briefe kommen vom °° ſchen Hofe. Der Prinz von °°° läßt mir zu verſtehen geben, er werde um die Hand meiner Schweſter werben, wenn er gewiß ſey, ſie zu erhalten. Eine Verbindung mit dem °° ſchen Hofe könnte unſerm Hauſe nicht anders als höchſt vortheilhaft ſeyn. Dennoch aber möchte ich meiner Schweſter dies nicht ſelbſt ſagen oder begreiflich zu machen ſuchen, da ſie ſchon einmal gegen ihren Willen ſich vermält hat. — Sie ſehen, die Sache iſt delikat. — Meine Gemalin kann ſich nicht entſchließen, darüber mit Natalien zu ſprechen; was bleibt mir alſo übrig, als mich an einen Freund zu wenden, von deſſen Theilnahme an allem was mich und die Wohlfahrt meines Landes betrifft, ich mich überzeugt halten kann. — Hier ſind die Briefe. Sprechen Sie mit Natalien, und — thun Sie was Ihnen zu thun möglich iſt. Sie wiſſen, wie ſehr die erfreuliche Exiſtenz meines kleinen Staates von dem **ſchen Hofe abhängt, der uns die Nachbarſchaft gar ſehr erſchweren kann.“

Wellenthal nahm die Briefe, ſtand auf, und wollte eben ſprechen, als Natalie ſelbſt herbeitrat. Sie war Zuhörerin dieſes Geſprächs geweſen, was ſie ſogleich ſagte und hinzuſetzte:

„Nur einmal wurde Iphigenia geopfert, und als die Göttin ſie gerettet hätte, blieb ſie frei. — Ich werde mich nie wieder vermälen.“

„Der Prinz iſt liebenswürdig; — ſagte der Fürſt ſanft. — Er iſt edel und gut.“

„Iſt er das, ſo wird er es auch dem Lande nicht entgelten laſſen, daß die Prinzeſſin deſſelben frei bleiben will.“

„In deinen Jahren, liebe Schweſter! glaubt dir dies niemand.“

„Genug, daß ich's erkläre.“

„Nun gut! Die Sache iſt geendiget. Die Antwort iſt: Du würdeſt dich nicht wieder vermälen.“

Wellenthal gab die Briefe zurück. Der Fürſt ſtand auf und fragte freundlich:

„Wir ſpeiſen doch hier unter uns zuſammen heute im Neuenſteiner Park?“

„Ja! — rief die Fürſtin freudig aus. — Nicht wahr liebe Schweſter?“

Der Fürſt geſtand, es ſey ſchon gedeckt. — Sie gingen zur Tafel. — Man zwang ſich heiter auszuſehen, man ſcherzte und erzählte. — Bei'm Nachtiſch trank der Fürſt auf Wellenthals glückliche Reiſe und Zurückkunft, und nannte ihn Herr von Friedenfeld.

„Nicht dieſen neuen Namen! — rief dieſer aus; — der alte Name iſt mir lieber! Als Wellenthal hat mich mein Fürſt oft Freund genannt, als Wellenthal war ich der Geſpiele ſeiner Jugend; den Herrn von Friedenfeld hab' ich noch nicht verdient, und mir ſelbſt klingt dieſer Name nur allzuneu. Wie ſehr lieb' ich das Alte."

„Nun dann, — ſagte der Fürſt; — ſo bleibe es bei'm Alten. Hören Sie! Bei'm Alten bleibe es. Nichts Neues! — Doch Friedenfeld bleibt Ihnen. Sie nehmen es doch von mir an? — Schon gut! — Kein Wort weiter ſagen. Ich kenne meinen Freund, und weiß ihn zu behandeln.“

Man fuhr gegen Abend nach Liebenthal zurück. Der Fürſt ſprach mit Wellenthal von den Geſchäften, die er in der Reſidenz zu beſorgen hatte, ſehr lange allein und gab ihm endlich die Depeſchen. Die Poſtpferde wurden mit Tages Anbruch beſtellt und Wellenthal nahm Abſchied.

Natalie behauptete, Kopfweh in Neuenſtein bekommen zu haben, befürchtete einen Katharr zu bekommen, und wollte allein ſeyn. Der Fürſt wollte das nicht zugeben, und ſchickte ihr zur Unterhaltung die Fürſtin zu. — Hier fand ſie Wellenthal, als er ſich zu empfehlen kam. — Natalie ſchrieb einige Zeilen und bat ihn, den Brief mit in die Reſidenz zu nehmen. Er küßte ihr die Hand, fühlte ſanft und bedeutend die ſeinige gedrückt, und empfahl ſich zu Gnaden ihr und der Fürſtin. Dieſe nahm ſeine Hand und ſagte gutmüthig:

„Kommen Sie bald wieder! Und wenn Sie in die Reſidenz kommen, verunreinigen Sie ſich nicht mit dem Geheimen Rath. Ich kenne ihn und kenne Sie. Aber — um des lieben Friedens willen! — überwerfen Sie ſich nicht mit ihm.“

Natalie rief ihm nach:

„Die Reiſe nach Andaluſien vergeſſen Sie nicht!“ —

Die Fürſtin ſah ſie an. Sie ſetzte ſchnell hinzu:

„Sie ſollen ſie auch leſen. O! dieſe Reiſe iſt ſehr intereſſant!“ —

Zweites Buch.

Es ſtralen der Hoffnung erquickende Sterne
am freundlichen Aether in lieblicher Pracht;
doch Wolken umhüllen die glänzende Ferne,
und Schimmer und Stralen verſchwinden in Nacht.

Fünfzehntes Kapitel.

Unerwartete Nachrichten und Geheimniſſe.

Der Tag brach an. Aurorens Purpurſchleier umzog des Himmels Saum. — Der Wagen rollte herbei. — Wellenthal hörte ein Fenſter öffnen. Er blickte auf, und ſah Natalien. Einen Kuß warf ſie ihm zu, und ſchloß das Fenſter wieder. — Er warf ſich in den Wagen. Das Horn ertönte und er rollte fort.

„Wie iſt mir? — ſprach er mit ſich ſelbſt; — was iſt aus mir geworden? —

Wie kam ich her nach Liebenthal? und wie verlaß' ich es? Mein Frohſinn iſt dahin. Er weicht der Zärtlichkeit und Liebe. — Und wohin wird ſie mich noch führen, dieſe Liebe?“

Er nahm den Brief, den ihn Natalie gegeben hatte, aus ſeinem Portefeuille. Die Adreſſe war: Im Wagen zu erbrechen. — Er brach ihn auf und las:

„Zwei Worte nur: Hier iſt die Chiffre,
„die Schrift meiner Briefe zu löſen.
„Bleibe ſtandhaft und ſey meiner
„Liebe gewiß.“

Tauſend Gedanken, Empfindungen und Entwürfe beſtürmten ſeine Seele. Verlegenheit und Sehnſucht wuchſen mit Momenten. — So kam er in der Reſidenz Stadt an. Der Geheime Rath empfing ihn freundlich, durchlief die Briefe des

Fürſten, ſprach ſehr vertraulich mit dem Ueberbringer, und überreichte ihm die Schenkung von Friedenfeld mit einem breiten Glückwunſch. — Sie ſprachen von Geſchäften, und wo die Briefe keine Auskunft gaben, gab ſie Wellenthal nach des Fürſten mündlichen Aeußerungen. Einig und vergnügt ſchieden ſie von einander, und Wellenthal ſendete dem Fürſten durch eine Staffete ſogleich das Reſultat ſeiner Verrichtungen zu.

Zwei Tage darauf ſpeiſte er allein mit dem Geheimen Rath.

„Wir haben das Glück, — ſagte dieſer; — daß Prinz Adolf von ** ſich mit unſerm Fürſtenhauſe zu verbinden denkt. Er iſt geſonnen, der Prinzeſſin Natalie ſeine Hand zu reichen. Dieſes Bündniß ſchenkt uns eine mächtige nachbarliche Verwandtſchaft zum Beſten unſers Fürſtenhauſes und unſrer Lande. — Wie denken Sie davon?"

„Als Staatsmann ganz wie Sie."

„So recht! — Zudem iſt der Prinz ein ſehr liebenswürdiger Herr und ſicher wird er leicht Nataliens Herz gewinnen."

„Sie hat erklärt, ſie werde ſich nie wieder vermälen."

„Das glauben wir ihr alle nicht. — Sie wird ſich fügen, hoffe ich, ſo bald ſie Ernſt ſieht. — Warum wollte ſie in Spanien der Gnade der Verwandten ihres verſtorbenen Gemals leben, wenn ſie in ihrem Vaterlande ſich mit einem Prinzen vermälen kann, der ſeiner Erhöhrung gewiß an das Herz jeder Königstochter anklopfen darf?"

„Die Weiber haben ihre Grillen, Launen.“ —

„Die nichts taugen!“

„Wer weiß auch, ob ihr Herz noch frei iſt?“

„Die Herzen kommen bei Staatsverhältniſſen gar nicht in Betrachtungen. Des Landes Glück geht allen vor. Welchen Nutzen gewährten Prinzeſſinnen einem Lande, wär es nicht der, durch ſie ſich zu alliiren? Sie werden dem Lande geboren, und dieſes wuchert mit ſeinen Schätzen.“

Wellenthal fand keinen Beruf zu widerſprechen, und ſuchte das Geſpräch zu wenden. Dies glückte ihm und friedlich kamen beide auch diesmal wieder aus einander.

Ein Jäger der Prinzeſſin harrte ſeiner. Er brachte ihm einen Brief von Natalien in Chiffern, und Wellenthal las mit Erſtaunen:

„Man hat mit dir ein Spiel getrieben, wie ich ganz klar und deutlich merke; nur weiß ich noch nicht, welches. Berechnet aber war es für deinen Sinn und Hang zum Wunderbaren und Romantiſchen. Vielleicht beſtimmte man dir ſchon die Gattin, die du nach Friedenfeld führen ſollteſt. — Zwiſchen Roſamunden und meinem Bruder herrſcht ein Verſtändniß, das meinen Blicken nicht entgehen konnte. Wer wird erkohren werden, dies aufgeſpürte Reh nun zu erjagen? — Die Fürſtin und die Gräfin ahnden nichts. Wohl ihnen! — Der Fürſt ſteht mit der Aebtiſſin zu Marienau in einem ge-

„heimlich Briefwechſel. Ich ergründe
„nicht wozu? worüber? — — Meine
„Stella beſchäftiget des Nachts in
„unruhigen Träumen ſich mit einem
„gewiſſen Wellenthal, deſſen Namen
„ſie oft, bald ängſtlich und bald zärtlich
„deutlich nennt. Was hat ſie
„mit dir vor? — Meine gute ſanfte
„Aurelia hat ſoviel von ihrer unbefangenen
„Heiterkeit verloren. Auch
„dieſes weiß ich nicht zu deuten. —
„Wie ich vernehme, kommſt du hieher
„zurück der Geſchäfte wegen, die
„dich in der Reſidenz jetzt halten?
„Nun gut! — Es führt auch von
„hier aus ein Weg nach den Pyrenäen,
„und es iſt ſehr gut, wenn du vorher
„deine Aufträge vollziehſt und
„endeſt, was dir aufgetragen wurde.

„— Beikommende Wechſel laß bezahlen, und bringe das Geld nach „England oder Holland in die Bank, „und ſicher unter, jedoch auf deinen „eigenen Namen. — Schicke mir einen verſtändigen Juwelier hieher; „er ſey verſchwiegen und ich belohne „ihn fürſtlich. — Der Edelſteine habe „ich zu viele. Was ſind ſie gegen „ein Herz das mich liebt?“ —

Wellenthal fertigte den Jäger wohlbelohnt mit einer Antwort ab, beſorgte dann was ihm Natalie aufgetragen hatte in einer benachbarten Stadt, ſo geheim wie möglich, und rüſtete ſich ſeine Rückreiſe nach Liebenthal bald anzutreten.

Sechszehntes Kapitel.

Sechs Briefe laufen in der Reſidenz
mit ungleichem Glück umher.

Indeſſen kamen aus Liebenthal Briefe in der Reſidenz an. Der eine, von der Oberhofmeiſterin an den Leibarzt, ſprach von einer gewiſſen Hoffnung, die der Fürſt, eines Erben wegen, gern hegte; der zweite, an den Oberhofprediger, erwähnte des Gelübd's der Fürſtin, bei Erfüllung eines gewiſſen Wunſches, das Liebe-Frauenbild zu Gnadengarten neu kleiden zu laſſen. Der dritte Brief, vom Fürſten an den Geheimen Rath ſelbſt geſchrieben, gab dieſem auf, Wellenthal zu einer Verbindung mit Roſamunden freundſchaftlich zu bereden. Da der Geheime Rath ſelbſt zwei Töchter hatte, (die trefflichſten Parthieen des Landes,) ſo gab er ſich wenig Mühe in dieſer Sache, erhielt auch gleich die runde Antwort: Nein! — Ein vierter Brief, von Roſamunden an eine ſogenannte gute Freundin, ſprach von einer Reiſe. Aus Freundſchaft wurde dieſe Nachricht der ganzen Stadt mitgetheilt. — Ein fünfter Brief eines Kammerdieners an ſeine Braut, die Tochter des Hofuhrmachers, ſagte dieſer im Vertrauen: „Es werde etwas Wichtiges am Hofe vorgehen. Uebrigens werde ein gewiſſer philoſophiſcher Naſeweiß wohl bald den Laufpaß oder wohl gar ein Gnadenkettchen auf der Feſtung bekommen, wenn eine gewiſſe Sache ſich beſtätige; der Geheime Rath werde wohl bald ſpringen müſſen, und den Kammerpräſidenten werde eheſtens der Teufel holen." — Die Braut las dieſen wichtigen Brief ihren Nachbarinnen vor, und der Vater nahm ihn mit in's Bierhaus. Den folgenden Tag lies der Geheime Rath dem Papa Zehne zuzählen, und der Demoiſelle Tochter wurde im Arbeitshauſe ein Spinnrad auf vier Wochen zwiſchen die Beine geſchoben. Der Brief aber wurde dem Fürſten zugeſendet. Der Hofuhrmacher nahm ſich es ſehr zu Herzen, und lief zu Wellenthal, der ihn beklagte, beſchenkte, und den Rath gab, einem Kammerdiener nicht alles nachzureden. — Der ſechſte Brief aus Liebenthal von der Fürſtin an

Wellenthal, bat ihn, bald zurückzukommen, und rieth ihm, wenn er wirklich geſonnen ſey, eine Gattin nach Friedenfeld zu führen, ſo ſolle er Fräulein Emillen, die älteſte Tochter des Geheimen Raths wählen, für deren edles Herz ſie ſtehe.

Dieſen Brief zeigte Wellenthal dem Geheimen Rath. — Dieſer nahm eine freundliche, dennoch aber bedenkliche Miene an, und rief aus:

„Lieber Freund! dazu läßt ſich gar nichts ſagen, wenigſtens eher nichts, als bis Sie ſich ſelbſt erklärt haben. — Die Fürſtin meint es mit uns beiden gut, indeſſen — wie das nun ſo iſt! — wer einen Mund hat, kann ihn öffnen.“

Wellenthal drückte ihm die Hand, und ſagte bedeutend:

„Dieſen Brief Ihnen zu zeigen, war ich der Fürſtin ſchuldig. Warum? dies Räthſel wird ſich Ihnen bald löſen, wenn —“

Der Geheime Rath lispelte ihm zu:

„Ich weiß um Alles.“

„Um Alles? — Sie wiſſen, daß — — Nein! Sie haben mich nicht verſtanden.“

„Ich habe, Freund! Ich habe. — Ich weiß noch mehr, und — ſchweige. Der Brief aber und der Fürſtin Rath“ —

„Bleibt unter uns.“

„Wie es Ihnen beliebt. — Indeſſen wenn Sie Emilien“ —

„Wir ſehen uns recht bald wieder, und — ſtets als Freunde doch?“

„Stets als Freunde!“

Den folgenden Morgen reiſte Wellenthal nach Liebenthal ab.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Maskerade.

Unterwegs fand er in den Zeitungen ein Karneval in Liebenthal angekündiget. Dieſe Nachricht las er mit Vergnügen und gedachte, ſich der Maskenfreiheit ſo entſcheidend wie möglich zu bedienen. — Zu Wieſenthal lies er ſeine Equipage und Leute zurück, und kam, in eine Mönchskutte gehüllt, nach Liebenthal.

Hier befand er ſich unter lauter Masken. Bald erblickte er die Oberhofmeiſterin im Gewande der Veſta. Die Fürſtin und

Roſamunde waren bei ihr, als Veſtalinnen gekleidet. Er nahte ſich der letztern:

„Der klöſterlichen Zucht des alten Roms naht ſich die Zucht des neuen Roms voll Ehrfurcht und Entzücken."

„O! — rief die Gräfin aus; — die Göttin kennt Sie, Herr Major!"

„Die Göttin irrt ſich."

Die Fürſtin fiel ein:

„Herunter mit der Kappe, lieber Herr Gemal!"

„Mon Prince! — rief die Oberhofmeiſterin aus; — Sie ſind entdeckt. Wahrhaftig! dieſe Entdeckung konnte Ihre Gemalin auch nur ſo herrlich machen."

Wellenthal ſchwieg. — Es drängten Masken ſich herbei. Sie kamen aus einander. — Er ergriff Roſamundens Hand. Dieſe ſagte:

„Sie wollten ja als Mohr erſcheinen? — Doch ich begreiſe wohl, warum Sie auch mich täuſchen wollten. — Aber ich danke Ihnen!“

Sie drückte ihm ſanſt die Hand, und ſetzte lächelnd hinzu:

„Die Nonne und der Mönch. — Es iſt ſo beſſer!“

„Sie erwarten mich auf Ihrer Zelle?“

Sie gab ihm einen Schlüſſel, und ſezte hinzu:

„So bald ich kann.“

„Allerliebſt!“ — murmelte Wellenthal vor ſich, und miſchte ſich unter die Masken.

Neben ihm ſtand im grünen, reichgeſtickten Jagdgewand, bewehrt mit Pfeil und Bogen, Diana. Es blitzten, Sternen gleich, die funkelnden Edelgeſteine durch die ſchwarze Nacht der Locken, und oben wiegte ſich der halbe Mond im Diamanten-Glanz. Die Larve war nur halb; er erkannte auf den erſten Blick in ihr Natalien. Zwei Nimfen ſtanden bei ihr; Aurelia und Stella. Sie ſprachen mit einander. Er hörte ſeinen Namen nennen, und Aurelia ſagte:

„Wär er nur hier! Der Spaß ſollte ihm wohl Freude machen.“

Wellenthal ging auf Natalien zu:

„Darf, ohne Aktäons Schickſal zu befürchten, der hehren Göttin ſich ein Sterblicher hier nähern, ſo wagt's ein Mönch, der Hochgeehrten Schwanen-Hand zu küſſen. In ſeiner Zelle küßt er zwar nur Bilder.“ —

„So bleibe er dabei;“ — fiel Natalie ein.

„Gehorſam fordern Götter und die Kirche; der Mönch gehorcht."

„Und daran thut er wohl!" — ſagte die Prinzeſſin, indem ſie ſich von ihm wendete.

Er aber drückte ſanft Aurellen die Hand. Sie zog ſie ſchnell zurück, und rief ihm zu:

„Zu kühn, Herr Pater! Drückt Euer Pacem. Mit Händedrücken ſpielt die Kirche nicht."

„Was wagt der Mönch?" — rief Natalie aus.

„Er erwartet ſeine Strafe;" — antwortete Wellenthal.

Stella legte einen Pfeil auf den Bogen, ſpannte, ſchoß und traf ihn auf die Bruſt. Er hob den Pfeil auf, küßte ihn, und ſchob ihn in den Buſen. Sie rief lachend aus:

„Das Mönchlein iſt galant!“

„Die ſchöne Nimpfe weiß zu treffen; und bei der Wunde ruhe das Geſchoß;“ — ſagte Wellenthal.

„Mein Freund! — rief Aurelia aus; — Sie kommen aus der Welt, wohl gar von einem Hofe. So ſpricht kein Mönch. Sie haben ſich entlarvt. Ihr Name?“ —

Er nahte ſich ihr ganz vertraulich. Sie neigte ihr Ohr ihm zu. Leiſe ſagte er hinein:

„Ihr Beichtvater aus Maromillas.“

„Er kennt uns!“ — rief ſie aus und ſagte, was er ihr zugeziſchelt hatte.

„Jetzt habe ich es! — ſagte Stella. — Wie konnten wir ihn nicht gleich erkennen? Es iſt der Fürſt, der uns hier neckt.“

„Ja, ja! Der Fürſt! Er iſt es!" — wiederholte Aurelia.

„Ja, ja! Herr Bruder!" — ſtimmte die Prinzeſſin ein.

Ein Mohr trat lachend herbei. Diana und die Nimſen eilten weiter. Der Mohr ging ihnen nach. — Wellenthal verlor ſie bald aus dem Geſicht, kam aber den Veſtalinnen wieder näher. Roſamunde lispelte ihm zu:

„In einer halben Stunde!"

Er wendete ſich der Reitbahn zu. Unter der Kolonnade ſtand der Mohr und ſprach mit einer Bäuerin. Leiſe ſchlich er ſich hinzu, gedeckt von einer Säule, vernahm des Fürſten Stimme, und eine zweite, die ihm auch nicht ganz unbekannt zu ſeyn ſchien.

„Er muß in einigen Tagen hieher zurückkommen."

„Wir haben noch nichts gewonnen."

„Ich ſelbſt fange an, ſeinetwegen verlegen zu werden."

„Die Aebtiſſin bleibt dabei, er müſſe reiſen."

„Wir ſind nur 8 Tage hier. Auf der Zurückreiſe, komme ich über Marienau. — Du haſt doch noch deine Wohnung in Stahlbach?"

„Noch immer. Die Zeit wird mir aber ſehr lang."

„Er kömmt nun bald zurück, und mit ihm deine Thätigkeit. — Dieſen Abend nach 9 Uhr ſpreche ich dich in der Gegend der Laube, bei der großen Terraſſe."

Sie gingen aus einander. — Man kann leicht denken, daß Wellenthal mit dieſem

Geſpräch viel Stoff zum Nachdenken erhalten hatte. — Mitten durch einen Zug von Mönchen und Nonnen drängte er ſich unter die Kaſtanienbäume. — Roſamunde ging an der Blumenterraſſe allein herauf. — Er ging voraus. Der Schlüſſel ſchloß; er war in ihrem Zimmer. — Sie kam, trat ein, warf ſich an ſeinen Hals, und rief aus:

„O! mein Fürſt!“

„Geliebte Roſamunde!“

„Mein Ferdinand!“

„Dein iſt mein Herz auf ewig!“

„Ich fürchte ſtets“ —

„O! fürchte nichts!“

„Mein Unglück iſt gewiß, wenn wir verrathen werden.“

„Wer könnte uns verrathen?“

„Ach! unſre Liebe ſelbſt, die ſich ſo leicht verräth.“

„Nur vorſichtig!“

„Ich fürchte, Natalie vermuthet“ —

„Sie wird ſchweigen.“

„Nimmer darf ſie wiſſen, was ich ihr nie geſtehen möchte. Durch ſie erfährt es Wellenthal, und unſre Hoffnungen ſind vernichtet.“

„Sie ſind es.“

„Wie? — Was ſagſt du? — Hat Wellenthal ſich ſchon erklärt?“

„Mit Nein.“

„Ich bin verloren!“

„Dich liebt dein Fürſt. Was kannſt du fürchten?

Sie ſchwieg; drückte ihn zärtlich näher an ſich, und rief aus:

„Die Larve nun herunter, lieber Ferdinand!“

„Laß mir die Larve! — Wenn man uns hier beiſammen fänd“ —

„Die Fürſtin ſpielt; die Gräſin ſpielt. Wir ſind allein. Die Liebe hält dich feſt; ſonſt haſt du weiter nichts zu fürchten. Ich aber fürchte ſtets, und dennoch muß ich lieben. O Ferdinand! wie theuer biſt du mir! Wie unausſprechlich liebe ich dich!“

Die Thür ging auf. Der Mohr trat in's Zimmer, ausrufend:

„Roſamunde!“

Sie ſah ſich erſchrocken um. Er riß die Larve ab. Der Fürſt ſtand vor ihr. Sie ſchrie laut auf: „Wir ſind verrathen!“ und ſank zu Boden.

„Verrathen?“ — fragte der Fürſt, eilte auf ſie zu, und hob ſie auf.

Wellenthal verlies eilig das Zimmer, eilte unter die Masken, ſchlich nach dem Wäldchen zu, warf ſeine Mönchskutte ab, und erſchien, wie er unter derſelben gekleidet ging, als **Bergmann** auf dem Plaze.

Achtzehntes Kapitel.

Verwechſelung und zeitiger Rückzug.

Er trat an den Spieltiſch und hörte durch eine Zofe, die beinahe außer Athem herbei ſtürzte, der Oberhofmeiſterin berichten: Roſamunde ſey, wie vom Schlage getroffen, plözlich krank geworden. Sie gab die Karten ab, und eilte zu ihr. — Wellenthal miſchte ſich unter die Masken. — Vor dem Brunnenhauſe ſaß Diana mit ihren Nimfen. Der Bergmann ging auf ſie zu.

„Was bringt uns der Bergmann?“ — fragte Stella.

„Glück auf! — Es laſſen Euch, ſchöne Fremde! — antwortete er; — die wohlgefüllten Schachten und ergiebigen Flötze zu Maromilles beſtens grüßen! Dort beklagen die duftenden Fluren den Verluſt ihres herrlichen Sterns.“

„Wer ſendet dich ab?“

„Mich ſenden an euch zwei und zwanzig Eurer Gefangenen, die dennoch lieber ſich den Tod als ihre Freiheit wünſchen.“

„In der That, Herr Bruder! rief Natalie aus; Sie ſprechen beinahe wie ein Spanier!“

„Ja, ja! Es iſt unſer Fürſt!“ — lächelte Aurelia.

Wellenthal ſah den Fürſten kommen, und trat zurück. Dieſer aber, der ſeine Mohrentracht abgelegt hatte, und jezt im

Domino erſchien, ging auf Natalien und ihre Damen zu.

„Mein Gott! — rief Aurelia aus; — da iſt ja der Fürſt.“ —

„Was giebt es?“ — fragte dieſer.

„So eben ſprach eine Maske hier mit uns, die wir alle für Ihro Durchlaucht gehalten haben.“

„Auch für mich gehalten? — Wirklich? — Ein Mönch?“

„Ein Bergmann.“

Nach einer Pauſe fragte der Fürſt:

„Wo Wellenthal wohl bleiben mag? Oder ſollte er gar hier ſeyn, ohne daß wir es wiſſen?“

„Heilige Schüzfrau von Maromillas!“ — rief Stella aus.

Natalie drückte ihr bedeutend die Hand; ſie ſchwieg. — Der Fürſt fragte:

„Was giebt es?"

Stella faßte ſich ſchnell, und ſezte hinzu:

„Sehen Sie doch dort, jene ſchreckliche Frazze!"

„Die Damen ſtiegen auf, und gingen der Allee zu. Der Fürſt verlor ſich von ihnen. — Wellenthal kam wieder zum Vorſchein. Stella rief aus:

„Hier iſt der Bergmann!"

Natalie muſterte ihn genau und es ſchien, ſie wollte ſprechen, als die Gräfin herzutrat und erzählte: Ein plötzlicher Schwindel habe Roſamunden überfallen und ſie aufs Lager geworfen. — Wellenthal drängte ſich durch die Maſken, und eilte, als er über den Schlagbaum hinaus war, zu ſeinem Wagen, der ihn zurück nach Wieſenthal brachte.

Hier blieb er, und reiſte erſt den folgenden Tag mit ſeinen Leuten nach Liebenthal ab, wo er ſehr früh ankam, und alle, die er ſprechen wollte, noch ſchlafend fand. — Er packte aus, und in dieſer Beſchäftigung fand ihn der Fürſt, der ungefähr eine Stunde nach ſeiner Ankunft in ſein Zimmer trat.

Neunzehntes Kapitel.

Man träumt von Glück und von Liebe.

Nachdem Wellenthal Rechenſchaft von ſeiner Sendung abgelegt und der Fürſt die Briefe geleſen hatte, beſchloß dieſer, Befehl zum Einpacken zu geben, und morgen von Liebenthal ab nach der Reſidenz zurück zu reiſen. — Die Fürſtin frühſtückte unter den Kaſtanienbäumen. Dahin gingen ſie, und der Fürſt notifizirte die Abreiſe. Wellenthal fragte nach Roſamunden; ſie befinde ſich unpaß, war die Antwort. — Die Gräfin und der Fürſt kamen mit Fremden in's Geſpräch; die Fürſtin fragte:

„Sie haben meinen Brief erhalten? — Verkennen Sie das Gute meiner Abſicht nicht!“

„Ich erkenne und verehre dankbar die Güte meiner gnädigen Fürſtin! — antwortete Wellenthal. — Emilie iſt ein liebes, gutes Geſchöpf!“

Das Geſpräch wurde allgemeiner. Die Anweſenden erzählten Szenen aus dem geſtrigen Karneval und Wellenthal eilte zu Natalien. Er fand ſie ſchreibend, allein. Sie lächelte:

„Sie waren geſtern hier. — Was haben Sie von mir erlauſcht? — Denn deswegen kamen Sie ja doch!“

Er küßte ihr die Hand, und ſagte:

„Ich fand meine Göttin!"

Stella trat mit der Nachricht von der Abreiſe des Fürſten ein. Natalie antwortete:

„Laß einpacken; wir reiſen voraus, und noch heute von hier ab."

Als Stella das Zimmer verlaſſen hatte, nahm Wellenthal das Wort:

„Nach unſrer Ankunft in der Reſidenz, nehme ich Urlaub zu meiner Abreiſe."

„Gut! — Ich bleibe einige Wochen und folge."

„Das Geld iſt untergebracht. Ich bin reiſefertig."

Aurelia trat ein. Bald darauf kam der Fürſt, der erfahren hatte, ſeine Schweſter wolle voraus gehen.

„Meine Gemalin, die Gräfin und Roſamunde gehen über Marienau; —

ſagte er: — Ich reiſe mit Wellenthal, und bald befinden wir uns alle zuſammen in der Reſidenz.“

Als Wellenthal wieder mit Natalien allein war, entdeckte er ihr die Szene von geſtern auf Roſamundens Zimmer. Sie ſchien bedenklich zu werden, und ſagte:

„Die Ueberzeugung iſt gut, doch weiß ich nicht, warum du zu ihr gehen mußteſt. Indeſſen — ich vergebe.“

Er faßte ihre Hand, und rief aus:

„Die guten Götter ſind verzeihend, und meiner Göttin opfre ich ein Herz voll Liebe, Treue und Entzücken! — Ach! hinüber ſehnt es ſich über die Pyrenäen. Dort lächeln ihm die Sterne ſeines Glücks.“

„Im Opfern giebt die Göttin dir ein Opfer zurück. Erkenne dankbar ihre Freundlichkeit und Liebe. Beſtimme genau den

Werth dieſer Opfer und Ergebungen, und laß mich nicht verlieren, wenn du gewinnſt.“

„Ich fühle lebhaft alles und vernichten ſoll mich der Zorn meiner Göttin, findet ſie mich undankbar!“

„Undankbar? — Nein! das kannſt du nie ſeyn. Ich aber bin es auch nicht, lieber Freund!“

Sie ſtand auf. Er faßte ihre Hand, und drückte ſie an ſein klopfendes Herz. Sie legte ihr Geſicht auf ſeine Schulter. Tauſend Küſſe drückten ſeine Feuerlippen auf ihren ſchönen Hals. Sie zog ihn ſanft an ſich, küßte ihn zärtlich, umſchloß ihn feſt, blickte ihn voll Freundlichkeit und Liebe an, lispelte: „Wir werden glücklich ſeyn!“ und entwand ſich ſanft ſeinen Armen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Geheimniſſe und Offenherzigkeit.

Im Wagen bei dem Fürſten bat Wellenthal ihn um Urlaub zu einer Reiſe nach Italien. Nach einigen Gegenvorſtellungen erhielt er ihn.

„Sonderbare Konjekturen ſind es, — ſagte der Fürſt bedeutend; — die uns zu trennen ſcheinen, aber wir werden dennoch einig und ungetrennt bleiben. Selbſt Ihre Reiſe wird dies Gute bewirken helfen. Sie durchreiſen fremde Gegenden, um weider zurückzukommen und heimiſche Herzen zu ſuchen. Dieſe finden Sie, und Ihre Freunde ſind entzückt den Freund wieder zu haben, der von ihnen geſchieden war. — Reiſen Sie alſo; es wird gut ſeyn! — Ich habe ein Geheimniß für Sie, das ich unter der Bedingung erhalten habe, es Ihnen nicht eher zu entdecken, als bis Sie ſich entweder verheurathet haben, oder vierzig Jahr alt ſind. Das leztere iſt noch fern, das Erſtere können Sie ſich und mir näher bringen."

„Iſt es das Geheimniß meiner Geburt?"

„Forſchen Sie nicht! Ich bin durch einen Eid gebunden. Nur die beiden Ihnen angegebenen Ereigniſſe entledigen mich deſſelben, oder ein Unglück das Ihnen droht, und durch Entdeckung des Geheimniſſes abgewendet werden kann. O! daß dies nie der Fall ſeyn könnte! — Aber aufrichtig, lieber Freund! ich fürchte etwas, das ich nicht gern fürchten möchte. Gehen Sie wirklich einen gewiſſen Weg, ſo gehen Sie irre, zum Schrecken für uns alle.“

Sie ſchwiegen beide. Nach einer ſtarken Pauſe rief der Fürſt endlich lebhaft aus:

„O! daß ein Gott das Herz meiner Schweſter regierte, ihre Hand dem Prinz Adolf zu reichen!“

Er ſeufzte tief auf und ſchwieg. Bald aber ſezte er ſanft hinzu:

„Wenn ich mit dem Hochzeitfeſte meiner Schweſter auch das Ihrige feiern könnte, dies würde mich ſehr glücklich machen!“

„Wenn Roſamunde“ —

„Roſamunde? — Nein! Roſamunde kann nun nie Ihre Gattin werden! — Sie ſind mein Freund; der Freund giebt ſich dem Freunde hin. Ich weiß es, daß ich auf Sie rechnen kann. — Erfahren Sie ein Geheimniß, als der Dritte, der ewig ſchweigen muß. — In Ihrer Abweſenheit von Liebenthal, in einer von jenen Stunden, in denen der Menſch nie ſich und ſeinen Grundſätzen ſelbſt angehört, überraſchten mich gewiſſe Empfindungen gegen Roſamunden, die — — Sie verſtehen mich!“

„Ich wage es kaum, zu glauben“ —

„Glauben Sie was geſchehen iſt, und beklagen Sie mich und Roſamunden.“

„Wie? — Sie iſt“ —

„Sie wird Mutter werden.“

Beide ſchwiegen. — Endlich fuhr der Fürſt fort.

„Sie können Roſamunden Ihre Hand nicht geben. — Hier iſt mein Geheimniß. Sie wiſſen es zu verwahren. Der Freund gab es dem Freunde. — Was geben Sie nun mir dafür?“

„Was hätte ich Ihnen zu geben?“

„Ihr Vertrauen.“

Auf dieſe Ueberraſchung und Wendung hatte Wellenthal nicht gerechnet; doch faßte er ſich ſchnell und ſtammelte:

„Die liebenswürdige, ſanfte Aurelia“ —

„Aurelia? — Nein, Wellenthal! — Sie überreden mich nicht, daß Sie“ —

„Aurelia iſt ſanft und gut. Ich kenne ſie von Kindheit auf. Auch glaube ich, ſie iſt mir gar nicht abgeneigt.“

„Aurelien dürfen Sie Ihre Hand nicht geben.“

„Wie?“

„Sie kennen ihren Vater nicht. Dieſer hat es ſich vorbehalten, nur allein über die Hand ſeiner Tochter zu disponiren. Er hat ſie ſchon verſprochen. Dies ſage ich Ihnen warnend, ernſthaft und feierlich. — Doch iſt dies Ihr Geheimniß nicht. — Genug, es treibt Sie auf Reiſen. Bis zu Ihrer Zurückkunft haben die Dinge vielleicht eine andre Geſtalt gewonnen, und dann — bin ich Ihr verſchwiegener Vertrauter.“

Ein Kourier ſprengte herbei und meldete die Ankunft des Prinzen Adolf in der Reſidenz. — Sie eilten, die Stadt zu erreichen; der Fürſt voll innrer Freude und Hoffnung, Wellenthal nicht ohne Furcht und ängſtlicher Verlegenheit.

Ein und Zwanzigſtes Kapitel.

Der Prinz und die Prinzeſſin, wie ſie ſind.

Der Hof und die Stadt ſprachen mit Entzücken von dem Prinzen. Seine Artigkeit und Herablaſſung nahm die Herzen der Männer ein, und ſeine männliche Schönheit entzückte die Weiber. Er war freundlich und galant, zärtlich und beredt, ſprach mit Geſchmack und Empfindung, und wußte ſich ſo angenehm zu geben, daß man mit Entzücken ihn noch höher nahm, als er ſich gab. — Dieſer Mann war jezt in der Nähe von Natalien. Wellenthal ſprach von ſeiner Reiſe und Entfernung mit einer Verlegenheit und Aengſtlichkeit, die allen und beſonders der Prinzeſſin ſehr auffallen mußte. Er ſtreifte außer ſich umher, und ſuchte allenthalben, was er nirgends finden konnte. — So fand ihn einſt Natalie im Park, wo er unter einer Eiche ſich niedergeworfen hatte, ſeine Augen mit beiden Händen bedeckt, in einer krampfhaften Bewegung, die alle ſeine Glieder durchzuckte. Außer ſich rief er ganz laut, mit fürchterlich-entſchloſſener Stimme aus:

„Ja! — Ich will ſterben!"

„Um mich unglücklich zu machen?" — fragte Natalie hinter ihm.

Er ſprang auf, ergrif ihre Hand,

drückte ſie an ſeine Lippen und benetzte ſie mit Thränen, indem er ſeufzte:

„Ach! mir ſagt's mein ahndendes Herz; mein Unglück iſt gewiß!“

Sie liſpelte ihm ſanft zu:

„Was dich unglücklich macht, macht auch mich unglücklich. — Ach Auguſt! wenn du wüßteſt“ —

„Sehe ich es nicht?“ —

„Was ſiehſt du?“

„Der Prinz“ —

„Dieſer kann dich nicht unglücklich machen.“

„Nicht Er? — Wer ſonſt?“

„O! daß ich reden dürfte!“

„Du haſt mir etwas zu verſchweigen?“

„Ich muß!“

„Du liebſt mich nicht!“

„Ach Auguſt! Jezt mehr als je. Aber" —

„Du willſt mein Unglück!"

„Das kannſt du von Natalien glauben? — Du fürchteſt den Prinzen? Mich, ach! mich ſelbſt mußt du fürchten."

„Der ſchöne Mann hat auch dich bezaubert."

„Nein, wahrlich nicht! — Du bleibſt ewig in meinem Herzen."

„Iſt es wahr, ſo beweiſe es."

„Du glaubſt meinen Schwüren nicht?"

„Ich kann nicht."

„Auguſt! — Schäme dich! Fühlſt du nicht, wie ſehr du mich beleidigſt? — Das verdient deine Natalie nicht. Deine Eiferſucht macht dich ungerecht. Das kann ich dir vergeben. Wärſt du nicht eiferſüchtig, du würdeſt mich nicht lieben.

Selbſt um dieſer Eiferſucht willen müßte ich dich lieben, liebte ich dich nicht um deiner Liebe, um deines liebevollen Herzens willen."

„Du liebſt mich?"

„Wie mein Leben!"

„Gieb mir Beweiſe."

„Beweiſe?"

„Ach Gott! Ich bin in einer Stimmung, die —"

„Was du leideſt, leidet deine Natalie auch. Ich fühle, was du empfindeſt. Ich ſehe, daß du unglücklich werden mußt, ohne daß dies Herz es will, das dich, leider! nur allzuſehr liebt."

„Nur allzuſehr? — Nur leider? — Ach! Natalie — Was ſagteſt du?"

„Geliebter Auguſt! beruhige dich. — Die Reiſe" —

„Du heiſſeſt mich gehen?"

„Du mußt reiſen."

„Ja, ja! Ich reiſe. — Nie aber ſiehſt du mich wieder. — Die Engländer haben Krieg. Nicht nach Italien gehe ich; dem Tode gehe ich entgegen. — Ja! ich muß, ich will ſterben!"

„Raſender!"

„Fürchteſt du mich?"

„Um deinetwillen. — Kann deine Eiferſucht nur gegen mich wüthen, ſo bietet ſich das Opfer ſelbſt dir da. Laß mich für unſre Liebe ſterben. — Hier iſt die Bruſt die ſich dir bietet. Durchbohre ſie. Ich weiche nicht, ich bebe nicht. Der Tod von deiner Hand iſt ſüß und erfreulich!"

Er warf ſich an die ihm entgegenſtrebende Bruſt, bedeckte ſie mit Thränen und mit Küſſen, und ſchluchzte laut. Natalie drängte ihn ſanft zurück, und ſagte:

„Auguſt! liebſt du mich, ſo reiſeſt du.“

„Du willſt es haben?“

„Es muß ſo ſeyn. — Du ſollſt mich bald wieder ſehen.“

Ich reiſe!“

„Ich fühle alles was du fühlſt, und ich verdamme nichts davon. Es muß ſo ſeyn. Dies ſind Beweiſe deiner Liebe. — Ich fühle auch wie unglücklich du auf der Reiſe ſeyn wirſt, welche Empfindungen, Gefühle, Furcht und Erwartungen dich begleiten müſſen, und dies Gefühl gebietet mir, dich zu beruhigen.“

„Das willſt du?“

„Du fragſt? — Du beſtimmſt und erklärſt am Hofe öffentlich deine Reiſe, und binnen drei Tagen reiſeſt du wirklich ab!"

„Natalie!"

„Die Nacht vor deiner Abreiſe ſoll dich beruhigen."

„Natalie!"

„Ihr Schleier decke ſanft, was Wunſch und Hoffnung überſchleiern. Kein Wort entheilige die Stille des verſchwiegenen Glücks; der Schleier feſſle deine Zunge, wenn er das Zärtlichſte verſchleiert. — Wir ſprechen nun nicht wieder uns ſo lange öffentlich. Zwei Tage nur vermeide mich; — du ſollſt mich wiederfinden, um mir deine Bewunderung und Liebe auf ewig zu ſchenken."

Zwei und Zwanzigſtes Kapitel.

Sonderbare Begebenheiten.

Wellenthal erklärte nun öffentlich und beſtimmt ſeine Abreiſe. Der Fürſt nahm, wie es ſchien, frohen Antheil an dieſer Erklärung, desgleichen der Geheime Rath, der ſein Vorhaben löblich nannte.

Der Fürſt gab den Tag vor der Abreiſe einen glänzenden Ball, und früh mit Tages Anbruch waren die Poſtpferde beſtellt.

Natalie erſchien zwar auf dem Ball, klagte aber über heftige Migräne. Sie tanzte mit dem Prinzen und dann mit Wellenthal. Darauf entfernte ſie ſich von dem Ball. Aurelia ging mit ihr; Stella blieb, und überlies ſich ganz dem Tanze. Emilie ſtand an einem Fenſter, als Wellenthal zum Tanz ſie aufforderte. Sie bat, um auszuruhen, nur noch um eine Viertelſtunde.

„Dann, — ſetzte ſie hinzu, — tanzen wir zuſammen, und wer weiß, wie lange nicht wieder. Sie reiſen, kommen in die fremde Welt, und werden Freunden allenthalben finden. Ich hoffe zu leſen, daß es Ihnen in Italien recht wohlgefällt; denn Sie ſchreiben doch zuweilen an meinen Vater? Sie wiſſen nicht, wie ſehr er

Sie ſchätzt, und wenn ich mich nicht irre, ſo hat er —“

„Was hat er, liebes Fräulein?“

„Er hat vielleicht für Sie etwas, das —“

„Reden Sie weiter!“

„Ich weiß nicht ob ich darf.“

„Ob Sie dürfen?“

Schweigend ſah ſie vor ſich nieder. Wellenthal ergriff ſanft ihre Hand, und fragte:

„Es iſt alſo ein Geheimniß?“

Sie zog ſanftlächelnd ihre Hand zurück.

„Was ſoll Ihnen dieſe Hand?“

„Wohl! Ohne Herz iſt eine Hand —“

„Nur eine Hand, von einer Hand geſucht, gefaßt, gefunden, und allenfalls gedrückt. — Nicht wahr? — Mit einer Hand zu ſpielen, das geht wohl hin; doch ſpielt man ungeſtraft mit Herzen nicht.“

„Mein Fräulein! Wenn ein ſo gutes, edles Herz, wie das Ihrige —“

„Wie kennen Sie mein Herz?“

„Es liegt in Ihren ſchönen, ſanften Augen.“

„Wellenthal! Sie ſagen mir etwas ſo Angenehmes, daß ich Ihnen unmöglich ſelbſt etwas Angenehmeres ſagen kann. Was ich Ihnen aber noch vor Ihrer Abreiſe ſagen will, das beſteht in einer wünſchenden Bitte: Bleiben Sie Ihrer Freunde Freund!“

„Ich darf auch Emilien unter meine Freunde zählen?“

„Sie dürfen, wenn Sie wollen.“

„Ob ich will? — O Emilie! wenn dieſes Herz“ —

„Nun kommen Sie zum Tanze!“

„Sie wollen mich nicht weiter ſprechen laſſen?"

„Wozu auch das? — Wir ſind und bleiben Freunde. Damit genug. Und nun zum Tanze!"

„Dies haben Sie für mich? Sie geben es ſo freundlich. Ich werde es wohl verwahren. — Doch das, was Ihr Herr Vater für mich hat" —

Die Fürſtin trat herbei, und frägte freundlich:

„Sie nehmen Abſchied, lieber Wellenthal? Viel beſſer wär's, Sie blieben hier, ſo ſanft gefeſſelt und gebunden, als nur die Liebe feſſeln kann."

Nach einer kleinen Pauſe, fuhr ſie fort:

„Ich möchte etwas Gutes ſtiften, je eher, je lieber; gleich jezt."

Raſch ergriff ſie Wellenthals Hand, und legte ſie in Emiliens Hand. Die Hände ſanken aus einander. Emilie wendete ſich gegen das Fenſter. Wellenthal ſagte:

„Vergeſſen Sie mich nicht!“

Der Prinz forderte die Fürſtin zum Tanze auf. Wellenthal und Emilie folgten ſchweigend.

Nach dem Tanze traten die Fürſtin und Emilie in ein Nebenzimmer. Wellenthal ging auf den Geheimen Rath zu und empfahl ſich ihm und ſeiner Freundſchaft, während ſeiner Abreiſe. Er gab ihm freundlich die Verſicherung derſelben, und Wellenthal fuhr fort:

„Wenn Sie ſonſt noch etwas für mich haben“ —

„Ein gewiſſes Etwas hätte ich für

Sie, wenn Sie hier blieben. Doch Sie reiſen, und ich hebe es Ihnen auf. An Ihrem Hochzeittage gebe ich es Ihnen.“

Wellenthal ſchwieg. Der Geheime Rath wünſchte ihm glückliche Reiſe.

Die Mitternacht war ſchon vorbei, als der Ball geſchloſſen wurde. — Wellenthal ging durch die Gallerie. Eine weibliche Geſtalt rauſchte in ſeidenen Kleidern vor ihm her. Er ging ihr nach. Sie kamen in ein Zimmer ohne Licht. — Ein Seufzer tönte ihm entgegen. Er lag in offnen, runden Armen. — Von ſüßen Gefühlen durchdrungen, beſtürmt von wünſchendem Verlangen, erkämpfte die Verwegenheit ſich Plaz und Feld. Die ſchöne Laſt, die ſeufzend jezt in ſeinen Armen ſchwebte, ſank übermannt von ſüßem Mitgefühl, auf ein Sofa. Er warf ſich vor ihr nieder.

Sie bog ſich ſanft zu ihm herab, ſie zog ihn zitternd auf, ſich näher, und warme Lippen fanden ſich auf feuchten Lippen. In ſeinen Armen lag die Freude und das Glück.

Die Thür ging auf.

„Nach allem was ſie weiß, und dennoch — O! des ſchändlichen Beginnens, der unverſchämten Wolluſt, der die Laſterhafte frech ſich opfern will!“

Ein blank gezogener Degen blinkte mit dem letzten Worte durch des Zimmers Nacht. — Wellenthal raffte ſich auf, und zog den Degen. Es trafen ſich die Klingen.

Mit Lichtern eilte der Geheime Rath außer ſich herbei, und ſchrie:

„Mein Fürſt! Mein Fürſt!“

Wellenthal warf den Degen von ſich, ausrufend: „Wehe mir!“ — und ſtürzte vor ihm nieder.

Der Fürſt ſtieß ihn zurück und eilte auf das Sofa zu. Der Zitternden riß er den Schleier wüthend vom Geſicht, und erblickte — Donna Stella.

Verlegen trat er ausrufend zurück:

„Stella!“

Sie ſprang auf, und eilte weinend aus dem Zimmer. — Der Fürſt rief aus:

„Gelobt ſey Gott! — Sie war es nicht, die ich laſterhaft hier zu finden glaubte. O! ewiger Himmel! Nimm meinen Dank!“

„Was glaubten Sie mein Fürſt? — rief der Geheime Rath aus. — So weit können Tugend und Natur ſich nicht verirren. Auf einem Wege, auf welchem

Sie ſie ſuchten, findet man ſie nicht. — Sie irrten ſich; Sie ſind nun überzeugt. Wohl Ihnen!"

„Und Sie, Wellenthal! — fragte der Fürſt. — Sie ſagten nicht ein Wort, aus meinem Irrthum mich zu reißen? Sie wollten mich zum Mörder machen? Vielleicht ſich ſelbſt? — — Wie? Oder glaubten Sie vielleicht ein anderes Etwas, — eine andre Gewiſſe zu vertheidigen, die" —

„Tödten Sie mich, mein Fürſt!" — ſtammelte Wellenthal.

„Der Freund den Freund?"

„Welch ein Unglück giebt es hier?" — fragte Natalie mit zitternder Stimme, indem ſie herbeieilte.

Der Fürſt ſchloß ſie in ſeine Arme, drückte ſie an ſich, und rief aus:

„O! meine Schweſter! — Ach! meine gute Schweſter!“

Sie wiederholte ſtammelnd:

„Was giebt es hier?“

„Sie ſollen alles erfahren, — ſagte der Geheime Rath. — Nur jezt nicht.“

Sie erblickte die Degen auf der Erde, und rief erſchrocken aus:

„Wer wollte morden? — Wen?“ —

„O! frage nicht weiter! — ſeufzte der Fürſt. — Wellenthal! Freund! — Gehen Sie, reiſen Sie! — — Wie? Sie ſehen mich verlegen, und zaudern noch?“

Das Poſthorn ertönte. — Wellenthal preßte des Fürſten Hand an ſeine Lippen, und ſchluchzte laut. Der Fürſt rief aus:

„Sie bringen mich um, wenn Sie nicht eilig ſich entfernen!“

Natalie ergriff Wellenthals Hand, drückte ſie ſanft, und ſeufzte:

„Reiſen Sie, Wellenthal! reiſen Sie!“

Er küßte ſeufzend ihre Hand, und ſtürzte aus dem Zimmer die Treppe hinab in die Poſtchaiſe.

Drei und Zwanzigſtes Kapitel.

Die Ueberraſchung.

Sechs Stationen von der Reſidenz entfernt wurde Wellenthal von einem Kourier eingeholt, der ihm einen Brief von dem Geheimen Rath übergab, der auch von Natalien unterzeichnet war.

„Den Fürſten hat eine heftige Kolik überfallen, er liegt ſehr krank danieder und verlangt mit der heftigſten Sehnſucht Ihre Rückkehr. Kommen Sie eilends zu uns zurück.“

Wellenthal bedachte ſich nicht lange und wendete um. Er reiſte ſo eilig, als er nur Pferde bekommen konnte. Auf der dritten Station gab es deshalb Verzögerung. — Er wandelte ungeduldig und harrend auf und nieder an einer langen Gartenmauer hinauf und hinunter. Dem eiſernen Gitterthor des Gartens gegenüber lehnte er ſich endlich an einen Baum, und blickte ſtarr und nachdenkend vor ſich hin. So trafen ſeine Blicke auf eine weibliche Geſtalt, die die Gartenallee herauf auf die Thür zukam. Langſam kam ſie heran, und zerpflückte vor ſich nieder ſehend, einen Blumenſtraus. An der Thür blieb ſie ſtehen, hob das Geſicht und blickte hinaus in's Freie. Ihre Blicke fielen in die Gegend des Baums, laut rief ſie aus:

„Wellenthal!?“

Als er ſich genannt hörte, ging er raſch auf die Thür zu, und ſah Emilien vor ſich ſtehen.

„Sie hier?“ — fragten beide zugleich, und es kam zu Erklärungen.

Wellenthal erzählte ſeine Zurückberufung, und Emilie ſagte, ſie ſey hier auf dem Guthe ihrer Tante, zu deren Schloſſe der Garten gehörte. Wellenthal rief endlich aus:

„Iſt es doch, als trennte uns ein Kloſtergitter!“

Emilie zog einen Schlüſſel aus der Taſche, und fragte:

„Darf ich die Thür öffnen? — Die Augenblicke ſind Ihnen koſtbar; ich halte Sie auf.“ — Aber ſie öffnete die Thür.

Er trat in den Garten, ergrif ihre Hand, drückte ſie ſanft und ſagte:

„Gute Emilie! Einem Engel gleich treten Sie auf meinem Wege mir entgegen. — Ich glaubte nicht, daß wir ſo bald uns wiederſehen würden!“

„Ich auch nicht; — antwortete Emilie mit geſenktem Blick. — Den Sommer wollte ich hier in ländlicher Einſamkeit verleben —“.

„Nun aber gehen Sie in die Stadt zurück?“

„Nun aber? — Warum nun?“

„Emilie!“ —

Sie fiel ſchnell ein:

„Der Fürſt iſt alſo gefährlich krank? — Er wird ſich ſehr nach ſeinem Freunde ſehnen. Wer weiß, wie nothwendig er Sie zu ſprechen, was er Ihnen alles zu ſagen, zu entdecken hat! — Er erwartet vielleicht ängſtlich Ihre Ankunft, und Sie können hier verweilen?“

„Ich verſtehe Sie, mein ſchönes Fräulein! — Leben Sie wohl! — Zwar habe ich noch keine Pferde, aber —“

„Dies hält Sie auf?“

„Dieſes dies, liebe Emilie! könnte mich eilig in's Poſthaus zurücktreiben, wenn ich nicht — — doch genug!“

„Wenn Sie nicht?“ —

Er ſchwieg. — Sie gingen langſam die Allee hinab. Emilie pflückte Blumen am Wege und band einen Strauß. So kamen ſie zu einer Bank. Wellenthal ſezte ſich. Emilie, mit den Blumen beſchäftiget, ſtand vor ihm. Ihre zitternden Hände wühlten in den Blumen, die ſie mit einem Faden vereinigen wollte, und ſichtbar in heftiger Bewegung hob ihr Buſen ſich unter ſeinen Schleiern. Endlich ſagte ſie mit gepreßter Stimme:

„Sprechen Sie etwas!"

Er wollte aufſtehen; ſie ſezte ſich neben ihm. Schweigend blickten ſie vor ſich nieder. — Der Schall des Poſthorns ſchreckte beide ſichtbar. Sie ſprangen auf. — Wellenthal ergriff raſch ihre zitternde Hand, drückte ſie an ſeine Lippen, ſtammelte: „Leben Sie wohl!" — und eilte der Gartenthür zu.

„Wellenthal!" — rief ſie ihm nach.

Er blieb ſtehen. Langſam trat ſie auf ihn zu. — Er fragte ſanft:

„Wann kommen Sie in die Stadt zurück?"

„Vielleicht bald;" — antwortete ſie leiſe.

„Nur recht bald, liebes Fräulein!"

„Leben Sie wohl!“

Unwillkührlich reichte ſie ihm die Hand, die er ſanft in der ſeinigen hielt, indem ſie mit ihm auf die Thür zuging. — Hier ſtanden ſie beide ſchweigend. — Das Poſthorn ertönte wieder. Wellenthal drückte ihr die Hand; ſie blickte auf. In ihrem Blick ſchwamm ihre Seele. Er drückte einen Kuß auf ihre zitternden Lippen, und eilte davon. — Sie rief ein Lebewohl! ihm nach, warf ihm den Blumenſtrauß zu, verſchloß die Thür und ſank heftig bewegt auf eine Bank.

Vier und Zwanzigſtes Kapitel.

Was konnte er noch wünſchen?

Gegen Abend kam Wellenthal in der Reſidenz an. — Er eilte auf's Schloß, und traf auf ſeinem Zimmer den Fürſten auf dem Sofa liegend und ſchlummernd an. Seine Gemalin ſaß bei ihm. Sie winkte ihm; er trat in's Vorzimmer zurück. Die Fürſtin kam ihm nach. Leiſe ſagte ſie:

„Seit drei Nächten hat er nicht geſchlafen. — So bald er erwacht, laſſe ich Sie rufen.“

Langſam und ſorglich, ihren Gemal nicht aufzuwecken, ging ſie in's Zimmer zurück, und wohin eilte Wellenthal? Wir können es wohl errathen. — Mit gepreßtem Herzen nahte er ſich der Thür, durchging langſam die Vorzimmer, und trat in Nataliens Kabinet. Sie ſaß allein in der Abenddämmerung auf dem Sofa, den Kopf auf ihren Arm geſtützt, und hörte kaum die Thür öffnen. Wellenthal blieb zitternd ſtehen. Er ſeufzte laut auf. Natalie wendete ihr Geſicht. Er lag zu ihren Füſſen. — „Auguſt!“ ſtammelte ſie überraſcht und froh, und bog ſich ſanft zu ihm hinab. Sie fühlte ſeine zitternden Lippen an den ihrigen, und bog ſich ſanft zurück, indem Sie ausrief:

„Stehen Sie auf!“

„Wehe mir! — rief er aus, indem

er aufſtand; — Natalie hat kein zärtliches Du, hat nur ein kaltes Sie für mich! — O Prinzeſſin! — Natalie!" —

„Ach! lieber Auguſt!" —

„Lieber? — Natalie! Ich?" —

„Beruhige dich!"

„Ich bin verkannt!"

„Nicht von mir. — Sey ruhig!"

„Ach! daß ich es könnte!"

„Kann es dich nicht beruhigen, wenn ich dir ſage: Natalie liebt dich?"

„Es macht mich ſeelig, dies wieder von deinen Lippen ausgeſprochen zu hören!"

Sie ſtand auf, nahm ſeine Hand, zog ihn an ſich, drückte ihn zärtlich an ihre Bruſt, und ſagte mit erhöhtem Gefühl und Ausdruck:

„Ich liebe dich! Ich muß dich ewig lieben. — Bald wirſt du ihn gehoben ſehen den Schleier, der eine Ausſicht dir verdeckt, die dir erklärt, was du jezt nicht faſſen kannſt. — Ich aber ſchwöre es dir zu: Ich muß dich ewig lieben. Ich lege meine Hand auf dieſes Kreuz, auf dieſes Herz, und wiederhole: Ewig werde ich dich lieben! und niemand kann dir meine Liebe rauben. Von meiner Kindheit an gehörte dir mein Herz, und ſoll dir bleiben bis in jene Ewigkeit, in der ſich unſre Geiſter finden werden, wie hier ſich unſre Seelen fanden."

Sie ſank in ſeine Arme, und legte ihr Geſicht auf ſeine Schulter. Auf ihrem Schwanennacken ruhten ſeine Lippen. Es klopfte Herz an Herz, und voll Empfindung glühte Bruſt an Bruſt. — Er ſeufzte mit erſtickter Stimme:

„Natalie! — Ich bin vernichtet!"

Sie hob den Blick und ſagte ſanft:

„Ich fühle lebhaft, wie du ſelbſt es fühlſt, was dich verlegen macht. — Sey ruhig! — Du biſt ohne Schuld. — Kein Wort davon, keinen Laut! — Sey ruhig! — Ich liebe dich, und will dich glücklich wiſſen. — Die Zeit wird alle Räthſel löſen.“

Im Vorzimmer wurde es laut. Sie trennten ſich mit einem Kuß. — Durch eine Seitenthür entfernte ſich Wellenthal.

Fünf und Zwanzigſtes Kapitel.

Nach der Taufe wird das Geheimniß enthüllt.

Der Fürſt empfing ihn ſehr freundlich und gütig; der Leibarzt bemerkte, Wellenthals Zurückkunft mache ihn um einige Recepte reicher. Wirklich beſſerten des Fürſten Geſundheitsumſtände ſich ſichtbar, und die Oberhofmeiſterin meldete ihm jezt, in welchem Hoffnungs-Zuſtande ſich ſeine Gemalin zum Troſt und Heil des ganzen Landes befinde. Vergnügt rief er aus:

„Wir ſollten ein ex voto Bild und Täfelchen im Tempel der Najade zu Liebenthal aufhängen laſſen!“

In dieſer heitern Stimmung fand ihn ein Kourier, der ihm die Notiz brachte, der Bruder ſeiner Gemalin ſey mit einem Prinzen beglückt worden.

„Bona verba! — ſagte der Fürſt. — Mögen ſie von glücklicher Vorbedeutung auch für uns ſeyn!“

Wellenthal wurde ſogleich ernannt, an den erfreuten Hof zu reiſen, und des Fürſten Gratulation abzuſtatten. — Natalie wollte perſönlich erſcheinen, den neugebornen Prinz mit aus der Taufe zu heben. Der Abgeordnete meldete ſie an und machte ſich ſogleich auf den Weg.

Als er an dem ***ſchen Hofe ankam, wurde er ſehr wohl empfangen und aufgenommen. Natalie traf zwei Tage nach ihm dort ein, die andern Fürſtlichen Gevättern mit ihr, und die Taufhandlung wurde ſehr feierlich vollzogen. — Mitten unter dieſen Feierlichkeiten erhielt Wellenthal durch eine Staffete einen Brief von ſeinem Fürſten:

„Die Nothwendigkeit entbindet mich eines Verſprechens, und ein Geheimniß, welches Ihnen länger ein Geheimniß bleiben ſollte, kann es nun nicht länger ſeyn. Sie müſſen und ſollen alles wiſſen, was Ihnen jezt zu wiſſen ſo nothwendig iſt. Gehen Sie nach Marienau. Dort werden Sie alles erfahren."

Er zeigte dieſen Brief Natalien. Sie ſeufzte und ſezte hinzu:

„Wir gehen zuſammen nach Marienau."

Zwei Tage darauf kamen ſie in Marienau an. Natalie und Aurelia begaben ſich zur Aebtiſſin, und Wellenthal fand im Refektorio den Geheimen Rath. — Nach einer kleinen Unterhaltung wurden ſie zur Aebtiſſin geführt. Nur Natalie und Aurelia befanden ſich bei ihr, und P. Anſelm, ein Kapuziner, ihr Beichtvater. Der Geheime Rath begann:

„Wir ſind hier beiſammen, den Schleier von einem Geheimniß zu ziehen, welches länger kein Geheimniß bleiben kann, da die verehrteſten Perſonen dadurch in eine Lage gekommen ſind, in der ſie ſich durchaus nicht länger befinden dürfen. — Fürſt Otto hochſeligen Andenkens, der Vater unſers geliebten Fürſten, zeugte mit ſeiner Gemalin ihn, unſern verehrten Landesherrn und ſeine geliebte Schweſter, die

Prinzeſſin Natalie. Die Mutter ſtarb. — Das Land hoffte ſeinen Fürſten zum zweitenmal vermält zu ſehen, er aber zog die Freuden herzlicher Liebe im Stillen einer öffentlichen Vermälung vor. Sein Herz gewann ein edles Fräulein, und ſie wurde Mutter eines Sohnes und einer Tochter. Der Fürſt nahm die Kinder an ſeinen Hof und lies ſie mit dem Landeserben und ſeiner Schweſter erziehen. — Was bedarf es vieler Worte? Hier iſt der Sohn, die Tochter und die Mutter. Wellenthal, Sie ſind der Bruder des Fürſten, dieſer gegenwärtigen verehrten Prinzeſſin Bruder, und Aurelia iſt Ihre Schweſter. Die Frau Aebtiſſin iſt Ihre Mutter."

Verſteinert ſaßen alle da. Natalie ſeufzte tief auf. Die Aebtiſſin ſtand auf; mit zitternder Stimme rief ſie aus:

„Meine Kinder! Umarmt euere Mutter.“

Wellenthal und Aurelia eilten in ihre Arme. Ein lautes Schluchzen durchbrach die tiefe Stille. — Wellenthal wendete ſich gegen Natalien:

„Meine Schweſter?“ — fragte er mit gepreßter Stimme.

Sie ſeufzte:

„Du biſt mein Bruder!“

Er ſank an ihre Bruſt. Aurelia umſchlang beide. Die Aebtiſſin ging langſam herzu, ſtammelte:

„Gott ſegne Euch!“ — und ſank auf einen Stuhl zurück.

Wellenthal ſeufzte:

„Wie glücklich bin ich, um unglücklich zu werden!“

„Unglücklich? du? — fragte Aurelia,

und ſeufzend ſezte ſie hinzu: du biſt nicht unglücklich, aber ich bin zu beklagen, denn ach! ich liebte dich, und — bin deine Schweſter!"

„Das habe ich geahndet!" — rief Natalie aus.

Alle ſchwiegen. Sie aber fuhr fort:

„Wellenthal war ſtets meinem Herzen theuer. Schweſterlich werde ich den geliebten Bruder ewig lieben."

Sie wendete ſich hierauf gegen den Geheimen Rath, und ſagte:

„Prinz Adolf erhält meine Hand; ich werde ſeine Gemalin."

Wellenthal ſeufzte tief und laut auf. Sie drückte ihm die Hand:

„Ich wußte früher um dies Geheimniß, das nun auch dir enthüllt iſt. Daher erkläre dir mein Betragen und alles was geſchah. Du ſollteſt, wünſchte ich, mit ruhigem Herzen reiſen, es ſollte aber nicht ſeyn. — Wir müſſen uns ſammeln und erholen. — Ich reiſe ab.“

„Und meine Kinder bleiben bei mir!“ — rief die Aebtiſſin aus, indem ſie ihre Arme nach beiden ausſtreckte.

Sechs und Zwanzigſtes Kapitel.

Die Entdeckung.

Nach Marienau kam die Nachricht, der Fürſt ſey, troz ſeiner noch nicht völligen Wiederherſtellung, ſo wichtig ſey die Angelegenheit, nach ** abgereiſet, wohin man ihn gerufen habe. Einige ſprachen von einer erfreulichen Landesvermehrung, andere von einer drohenden Landesverminderung, einige von einer großen Erbſchaft, und noch andere von einem Armee-Kommando. — Die Fürſtin war mit Natalien an den **ſchen Hof gegangen; Amelia mit ihr. — Wellenthal in einem ſich ſelbſt unerklärbaren Zuſtande der Gleichgültigkeit gegen alles was ihn umgab, wie ein Schwankender zwiſchen Traum und Wachen, ging nach Friedenfeld in einer Stimmung, die wir zu ſchildern unvermögend ſind. — Er brachte den größten Theil des Tages in einem kleinen, freundlichen Hauſe ſeines Gartens zu, ſaß und blickte ſchweigend und ſtill oft ganze Stunden lang vor ſich hin, ohne von äuſſern Eindrücken berührt, ohne von innern Empfindungen erfreut oder geängſtiget zu werden.

Dieſe tiefe Stille ſchien den Ausbruch eines großen Sturms drohend zu weiſſagen.

Verloren in ſeine ſtarre, hinbrütende Gleichſucht ſaß Wellenthal eines Tages in dem bezeichneten Gartenhauſe und blickte in ſich ſelbſt verloren hin über die Bäume und Sträuche, die der Herbſt ſchon färbte und entblätterte, als ein bejahrter Franziskanermönch mit dem gewöhnlichen Friedensgruße eintrat. Er blickte ihn theilnehmend an, und ſprach:

„Mein Sohn! du biſt wie es ſcheint, in tiefe Traurigkeit verſenkt. Fliehe dieſe mordende Feindin des Lebens, die dich in die Einſamkeit bannt, dich zu verſuchen. Widerſtehe ihr mächtig oder fliehe ſie. — Gehe hinüber über den Fluß in die Gebirge. Dort ſiehſt du die Ruinen der Veſte Felſenſtein. Zwiſchen drei Eichenbäumen ſteht eine Klauſe, und in derſelben findeſt du einen dir unbekannten Freund, der dir wichtige Dinge zu ſagen hat. — Heute und Morgen erwartet er dich. Lebe wohl!“

Der Mönch verließ ihn. — Wellenthal ſprang auf, griff nach ſeiner Flinte, warf ſie über die Schulter, und von einem Windſpiele begleitet ging er durchs Thal über den Fluß in die Gebirge, den bezeichneten Ruinen zu.

Ein ehrwürdiger Greis ſaß mit gefalteten Händen und mit gen Himmel erhabenen Blicken vor der Thür einer gutgebauten Klauſe; er betete oder war in heilige Betrachtungen vertieft. Wellenthal wagte es nicht ihn zu ſtören. Das Windſpiel umſchnoberte den Alten, er ſenkte eine Hand, ſtrich es ſanft, und nickte ſeinem Herrn freundlich zu. Dieſer ging ihm mit einem: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ näher. „In Ewigkeit!“ erwiederte der Greiß und rückte zu. — Wellenthal ließ ſich neben ihm auf der Bank nieder. Der Alte begann:

„Ich ſpreche mit Auguſt Wellenthal, den ſein Fürſt das freundliche Friedenfeld geſchenkt hat?“

„Der bin ich.“

„Im Beſitz der Freundſchaft deines Fürſten und des lachenden, freundlichen Friedenfeld ſcheinſt du, der Beſitzer dieſer Güter, dennoch ſelbſt nicht froh und heiter zu ſeyn.“

„Leider!“

„Wie kömmt das?“

„Die geheime Geſchichte meines Seyns und deſſen Folgen drücken mich mit Unmuth und Verlegenheit.“

„Du biſt dem Fürſten nahe.“ —

„Ja!“

„Du biſt ihm verwandt?“

„Wer ſagt das?“

„Der Fürſt ſelbſt, ſein Geheimer Rath, die Aebtiſſin zu Marienau“ —

„Wie? du weißt davon?“

„Dein Herz zieht dich zur Prinzeſſin Natalie“ —

„Alter!“

„Nun mußt du ſie Schweſter nennen; das will dir nicht ein.“

„Was ſagſt du?“

„Dein Herz ſagt die Wahrheit.“

„Mein Herz?“

„Natalie iſt deine Schweſter nicht.“

„Nicht?“

„Sie mußte an den Prinz Adolf vermält werden, ſo wollte es die Politik. Eure Wechſelliebe mußte aus dem Spiele bleiben. Die Schweſter konnte ſie dir am ſicherſten rauben. Sie iſt aber deine Schweſter nicht, und ihr ſeyd dem Staatsverhältniß geopfert. — Zwar verwandt iſt ſie dir, aber nicht als Schweſter.“

„Erkläre dich deutlicher, wenn du darfſt.“

„Ich will und darf.“

„Rede! — doch dieſe Frage noch: Iſt die Aebtiſſin zu Marienau eine glaubwürdige Frau, oder eine Betrügerin?“

„Sie iſt deine Mutter, und Aurelia iſt deine Schweſter. Doch Fürſt Otto war nicht Euer Vater. Alſo iſt Natalie nicht deine Schweſter, und der Fürſt iſt dein Bruder nicht. Ihn machte die Politik nur dazu. Dieſe wollte, wie geſagt, eine Vermählung der Prinzeſſin mit dem mächtigen **ſchen Hauſe. — Die Aebtiſſin zu Marienau iſt die Schweſter des verſtorbenen Fürſten Otto, und du und Aurelia, der

Fürſt und Natalie, ihr ſeyd Geſchwiſter-Kinder. — Als Prinzeſſin liebte die Aebtiſſin zu Marienau einen Edelmann des Hofes, wurde im Stillen mit ihm vermält, und als ſeine Gemalin zweimal Mutter. Als das Geheimniß endlich entdeckt wurde, ging ſie in's Kloſter. Ihr Gemal ging über's Meer, trieb ſich lange in fremden Ländern herum, und nach vielen Jahren kam er endlich in ſein Vaterland zurück. Niemand weiß um ſeinen Aufenthalt, als ſeine Gattin.“

„Und ſie konnte ihre Kinder hintergehen?“

„Zu ihrem Beſten, meinte ſie. Es war nicht des Vaters Wille, ſeine Kinder zu Baſtarden zu machen.“

„Wo iſt er, wo lebt er, mein Vater?“

„Du biſt bei ihm.“

„Mein Vater?“

„Mein Sohn! — Ich bin es. Dein Vater bin ich.“

„O! mein Vater! — Ja! mein Herz ſagt es mir, du biſt mein Vater.“

„Ich bin es. — Doch meinen Worten allein ſollſt du nicht glauben. Hier ſind Dokumente und Beweiſe deſſen, was ich ſage. — Mit dieſen Schriften gehe nach Friedenſeld zurück, durchlies ſie, prüfe ſie genau, und in zwei Tagen ſehen wir uns wieder.“

„Ich ſoll nicht bei dir bleiben?“

„Jetzt nicht. Die Vorſicht will es. — Mein Todfeind iſt der Geheime Rath; denn auch er liebte einſt meine Gattin. — Dieſe Papiere ſagen dir mehr, und unterrichten dich von allen genau. — Jezt ſcheiden wir von einander. Verwahre dein Geheimniß wohl, und vertraue es deiner Zunge nicht. — In zwei Tagen vielleicht ſollſt du es erfahren, wo du mich zu ſuchen haſt. — Bis dahin lebewohl!“

„Mein guter Vater! — Nur eine Stunde noch laß uns beiſammen bleiben!“

„Es kann jezt nicht ſeyn. Dein Vater fordert Gehorſam. Jezt müſſen wir uns trennen. — Dort kömmt die Kutſche, die von hier mich abholt und zu Freunden bringt, bei denen ich ſicher bin. — Gott ſegne dich! — Verlaß mich, lieber Sohn!“

Er küßte weinend ſeinem Vater die Hand, und ſtammelte:

„Nur bald laß mich dich wieder ſehen!“

Der Alte nickte freundlich, und drückte ihm zärtlich die Hand. — Wellenthal ging langſam davon, blickte ſich oft um, und ſah ſeinen Vater in den Wagen ſteigen. — Nun eilte er auf Friedenfeld zu, dort die erhaltenen Papiere zu unterſuchen.

Sieben und Zwanzigſtes Kapitel.

Das Unglück.

Ganz mit ſich ſelbſt, mit dem was er gehört hatte, und den Papieren die er bei ſich trug, beſchäftiget, ging Wellenthal, wie ein Träumender, aber dennoch raſch, eben dem Fluſſe und bekannten Wegen entgegen, als plötzlich ſein Windſpiel auf einen Kerl zufuhr, der im Moment auch ſogleich ein Piſtol auf ihn abdrückte. Er ſank zu Boden. Der Kerl ging auf ihn zu, nahm ihm die ſo eben erhaltenen Papiere ab, warf ſich auf ein Pferd, das in der Nähe ſtand und jagte raſch davon.

Wellenthal hatte lange gelegen, — winſelnd und klagend lief das Windſpiel umher, als ſuche es Hülfe für ſeinen Herrn, — als ein Bauer aus Friedenfeld ihn fand und auf ſeinem Wagen dorthin brachte. — Ein reutender Bote eilte in die Stadt und brachte den Wundarzt. — Dieſem folgte der Geheime Rath bald nach und traf Anſtalten. Dem Wundarzt rief er zu:

„Retten Sie den Freund des Fürſten, retten Sie uns allen unſern Freund, und nehmen Sie was wir haben!“

Dieſer erklärte die Wunde für gefährlich, Wellenthals Zuſtand für höchſt bedenklich, und nahm auf jeden Fall den Verwundeten nicht höher als einen Todten an. Der Geheime Rath fertigte eine Staffete an den Fürſten ab, ging in die Stadt zurück, und ließ ſeine Tochter Emilie und eine Kouſine in Friedenfeld, denen er die gewiſſenhafteſte und ſtrengſte Aufſicht über alles, was ſich ereignen könnte, anempfahl. — Gegen Abend kam ein Sekretair der Regierung aus der Stadt, und legte in Beiſeyn eines Notars Siegel an einige Schränke, an Wellenthals Schatulle und Schreibetiſch. Alle Schlüſſel wurden Emilien eingehändiget.

Später kam der Pfarrer des Orts, fand aber den Verwundeten in einem Zuſtande, in welchem derſelbe nichts von ſich ſelbſt wußte, nichts von dem, was ihn umgab. Dieſer Zuſtand dauerte anderthalb Tage. — Nach und nach kam der Kranke zu einiger Beſinnung, und am vierten Tage ſchien er zu wiſſen, was geſchehen war, aber er war ſo matt, daß er nicht ſprechen konnte, was überhaupt der Arzt nicht geſtatten wollte, als er auch die Sprache wieder erhielt.

Tags darauf fielen ihm die Siegel an ſeinem Schreibetiſche in die Augen. Er fragte:

„Was iſt das?“

„Zu Ihrer und unſerer Sicherheit, eine Vorſicht des Herrn Geheimen Raths;“ — ſagte der Arzt.

Bedächtlich fragte Wellenthal beinahe kopfſchüttelnd:

„Des Geheimen Raths?“

Nach einer Pauſe fragte er:

„Hat man Papiere bei mir, in meiner Rocktaſche gefunden?“

„Ich habe keine geſehen;“ — war des Arztes Antwort.

Wellenthal ſeufzte tief auf:

„Ach! — die Papiere! — Man hat ſie mir genommen! — Man hat ſie mir genommen! — Meinen Schaz, — den gröſten, — hat man mir geraubt! — Ach Gott!“

Thränen rollten ihm über die Wangen. Der Arzt bat ihn, ruhig zu ſeyn. Er rief aus:

Wie kann ich? — Mein Beſtes hat man mir geraubt!“

Den ſechſten Tag kam der Geheime Rath. Wellenthal jammerte um den Verluſt ſeines Papiere. Jener fragte:

„Waren die Papiere ſo wichtig?“

„Es waren die Dokumente meiner Geburt.“

„Die Dokumente Ihrer Geburt? Sie irren ſich. — Dieſe liegen wohlverwahrt ſeit Ihrer Geburt im Fürſtlichen Archive.“

„Sie ſind falſch.“

„Falſch? — Was ſagen Sie? — Falſch? — Wer ſagt das? Wer kann das beweiſen?“

„Ich weiß alles.“

„Was wiſſen Sie? Was glauben Sie zu wiſſen?“

„Ich habe meinen Vater geſprochen.“

„Ihren Vater? — Sind Sie bei ſich? — Freund! ſchonen Sie ſich — Ihre Wunde — Ihr Kopf —“

„Mein Herz kann brechen; — Mein Kopf iſt ohne Gefahr. Ich bin ganz bei mir. — Ich weiß um alles. — Ich habe meinen Vater geſprochen. Ich weiß, wer ich bin.“

„Werden Sie geſund, und —“

„Gott gebe, daß ich ſterbe!“

„Seyn Sie ruhig! — Ihr Zuſtand verlangt Ruh —"

„Ewige Ruh — die beſte!"

„Ich erwarte morgen Briefe vom Fürſten. — Kommen keine, ſo kömmt er ſicher ſelbſt."

Wellenthal ſchwieg ſeufzend. Der Geheime Rath ſprach mit dem Arzt. Dieſer wagte es noch nicht, gewiſſe Hoffnung zu Wiederherſtellung des Patienten zu geben.

Acht und Zwanzigſtes Kapitel.

Die Unglücklichen.

Der Geheime Rath hatte Wellenthal geſagt ehe er Friedenfeld verlies, er ſolle ſeiner häuslichen Angelegenheiten wegen ruhig und ohne Sorgen ſeyn, ſeine Tochter ſey hier und habe alle Schlüſſel in ihrer Verwahrung. — Er wollte ſie ſprechen. Der Arzt tröſtete ihn auf Morgen.

Emilie trat weinend in's Zimmer, und verließ es eben ſo ſchnell wieder.

Nach einigen Stunden verlangte Wellenthal vom Arzt und vom Pfarrer eine

Erklärung: Ob er bei ſich und völlig bei Sinnen ſey? Sie bejahten es. Er ſchickte nach dem benachbarten Amtmann, und als dieſer kam, eröffnete er ihm, er wolle ſeinen lezten Willen erklären. Dieſer empfing ihn: Aurelien und Emilien erklärte Wellenthal zu ſeinen Erbinnen, und ſein Leichnam ſollte dahin begraben werden, wohin es Natalie verlangen würde.

Er ließ Emilien bitten, zu ihm zu kommen. Sie kam. — Er ſtreckte ſeine Hand ihr entgegen, und als ſie ihm die ihrige reichte, drückte er dieſelbe ſanft und ſchwach, rief aus:

„Ich danke Ihnen! — Gott vergelte es! — Werden Sie glücklich!"

Im höchſten Gefühl des Schmerzes ſtöhnte Emilie:

„Wellenthal! — Sie vernichten mich!

— Ach! erhalte Sie Gott, oder ich bin ewig unglücklich!"

„Emilie! — Ihr edles Herz verdient ein Glück —"

„Kein Glück, ohne — — Ach! Wellenthal! — Wenn dieſes Herz — — Sie —"

„Gute Emilie! Was ich empfinde —"

Der Arzt trat ein; ſie ſchwiegen. — Emilie drückte einen Kuß auf ſeine zitternde Hand und verließ ſchnell das Zimmer weinend, indem ſie mit gebrochener Stimme ausrief:

„Ich danke!"

Wellenthal hatte eine ruhige Nacht. — Früh trat der Arzt ein, freute ſich, ihn ſichtbar geſtärkt zu finden, und ſagte:

„Wenn Sie mir verſprechen wollen ſich ruhig zu benehmen, ſollen Sie einen Freund ſprechen."

„Einen Freund?“ — fragte Wellenthal ſchnell.

„Einen Freund; wie ich ſage!“

„Wollen Sie vielleicht ſagen: eine Freundin? — Ich habe keinen Freund.“

„Wellenthal! — rief der Fürſt aus, indem er in's Zimmer trat; — Sie hätten keinen Freund? — Und ich wär mit Gefahr meines Lebens, mit Kourier-Pferden hieher geeilt, Sie zu ſehen? — Und Sie hätten keinen Freund?“

„Ach! mein Fürſt! Sie wiſſen nicht, wie unglücklich ich bin.“

Der Fürſt gab ein Zeichen; der Arzt verließ das Zimmer. Als ſie allein waren, fuhr Wellenthal fort:

„Ein gedungener Meuchelmörder hat mich tödlich verwundet“ —

„Wenn die geringſte Muthmaßung“ —

„Er hat mir mehr als mein Leben, er hat mir den größten Schaz meines Lebens geraubt."

„Wie?"

„In meiner Taſche trug ich die wichtigen Papiere, die Beweiſe meiner Geburt" —

„Wellenthal?"

„Mein Vater gab ſie mir, der Unglückliche!"

„Wellenthal?"

„Ihn verfolgt der Zorn des Geheimen Raths." —

„Bruder!"

„Das bin ich nicht."

„Auguſt!"

„Erbarmen Sie ſich, mein Fürſt! meines unglücklichen Vaters. Kundſchaftet ſein Todfeind ſeinen Aufenthalt aus, ſo raubt er ihm die wenigen Tage, die ſein ſchwaches Alter noch zu genießen hat."

„Biſt du bei dir?"

„Mein Unglück galt den Papieren, die ich bei mir hatte. — Wir ſind hintergangen. — Ich bin Ihr Bruder nicht."

„Welch ein gedungener Betrüger wollte dich irre führen? Wer wollte" —

„Mein Fürſt! Ich bin kein Betrüger. Dieſer iſt mein Sohn;" — ſagte Wellenthals Vater, indem er in's Zimmer trat.

„Mein Gott! — Graf Clerment!" — rief der Fürſt aus.

„Der bin ich;" — ſagte jener, und eilte auf Wellenthal zu, den er in ſeine Arme ſchloß, und weinend an ſeine Bruſt drückte.

„Mein Vater!" — ſtammelte Wellenthal, und ſank zuſammen.

„Ach Gott! Er ſtirbt!“ — rief der Graf in Verzweiflung aus.

„Er ſtirbt!“ — wiederholte der Fürſt.

„Er ſtirbt?“ — rief Natalie, die ins Zimmer ſtürzte.

„Mein Sohn! mein Sohn! — jammerte der Alte. — Ach! nimm mich, nimm deinen unglücklichen Vater mit dir!“

Natalie ergriff Wellenthals Hand, und zog ihn an ſich. Ohne Leben ſank er erſtarrt zurück. Sie ſtürzte zu Boden, und rief aus:

„Er iſt tod!“

Don Juan

der

Wüſtling.

Nach dem Spaniſchen des Tirſo
de Molina.

Penig,
bey F. Dienemann und Comp.
180[illegible]

Don Tirſo de Molina

an

Donna Maria Figueroas-Moneda.

Du willſt, ich ſoll im Zweifel bleiben?
Maria! nein, verlang' es nicht!
Die Zeit wird Dir nicht mehr vertreiben
Dein Päppchen, das nur: „Päppchen!" ſpricht.
Du wirſt Dich nach dem Andern ſehnen
wenn Du nur erſt das Eine kennſt,
und endlich doch: „ich wünſchte!" ſtöhnen,
ſo lange Du Dich weltlich nennſt.
Im Schleier ſelbſt Dich zu erblicken
in einer kleinen Zelle Raum,
Das kann für Dich ſich gar nicht ſchicken,
ſieh, liebes Kind! es ziemt ſich kaum.

Du ſiehſt die Blumen in dem Garten,
die Dir der Gärtner ſorgſam zieht.

zu brechen ſie, die Zeit erwarten
kannſt Du kaum noch, indem ſie flieht.
Mit friſchen Kränzen Dich zu ſchmücken,
dies liebt Dein froher Frühlings-Sinn;
Du ſelber biſt ja ihr Entzücken,
und all' die Blumen welken hin.
Es flieht die Zeit, die Blumen welken,
wenn dieſe ſinkt, hebt jene ſich,
giebt's Roſen nicht, ſo giebt es Nelken,
und alle rufen: brich doch mich!

Die Sonne ſengt, die Stürme knicken,
ach! brich die armen Blumen nur!
Wie willſt Du morgen noch erblicken
im leichten Sand des Todes Spur!
Ja alle Luſt iſt verflogen,
ſchon morgen, was noch heute lag.
Die Freuden ſind uns zu gewogen,
es handelt um ſie jeder Tag.
Den Kenner ſchlau zu hintergehen,
vermag Dein edler Sinn ja nicht!
Er liebt Dich — Du wirſt's verſtehen,
wenn er kein Wort auch weiter ſpricht.

* * *

Don Juan der Wüſtling.

„Es grandissimo el riesgo a que se pone el que imprime un libro, siendo de toda impossibilidad impossible componerle talque satisfaga y contente a todos losque le leyeren.“

Cervantes.

Erſtes Buch.

Die Freuden ſind uns zu gewogen;
es handelt um ſie jeder Tag.

Erſtes Kapitel.

Die Narren ſind durchaus nicht geſchaffen, von Weibern und Mädchen zu leben.

„Luſtig Freund! luſtig! — rief Don Juan, indem er die kryſtallenen Becher mit perlendem Sorrentiner füllte, ſeinem Geſellſchafter Fernando zu: — Es lebe, was wir lieben!“

„Was wir lieben!“

„Zwar lieben wir ein wenig viel in Vielen!“ —

„Das weiß der Himmel!“ — murmelte Leporello, indem er die Blumentöpfe mit friſchem Waſſer verſah, und zugleich ſich mit einer artigen Nachbarin komplimentirte, die ihm gegenüber, in gleicher Beſchäftigung, am Fenſter ſtand.

— „Aber wir thun ſehr wohl daran!“

„In der That, Freund! Dein Kammerdiener“ —

„Hat eine ſeiner gewöhnlichen Randaloſſen, ziemlich leiſe, wie immer, gemacht, die ich aber dennoch gehört habe, und worüber ich ihn nicht zur Rede ſetzen will, weil ich merke, daß er mit Liſetten ſcharmiret: eine leidlich artige, kleine Fruchthändlerin, die, wie es ſcheint, ſeinem Geſchmacke den Geſchmack abgewonnen hat.“

„Um Verzeihung, Sennor! Liſettchens allerliebſter Geſchmack kömmt vielmehr, ſo eben, meinem Geſchmacke entgegen, denn ſie bringt einige delikate Melonen, und eine ſuperbe Ananas!“ — rief Leporello aus, und ſprang aus dem Zimmer, die geſchmackvollen Geſchenke entzückt von der freundlichen Geberin in Empfang zu nehmen.

„Bravo! Bravo! — lächelte Don Juan: — Leporello hat meiner Schule etwas zu verdanken, und ich hoffe, er ſoll derſelben ſogar einſt noch Ehre machen.“

Indem trat Cinthio ins Zimmer, dem er entgegen rief:

„Nun? Wo herum haſt du dich ſo früh ſchon getrieben?"

„Edler Herr! Ich müßte und könnte nicht mit Ehren Euer Page ſeyn, wenn ich nicht allenthalben ſchon herumgelaufen wär'" — antwortete Cinthio, ſich luſtig verbeugend.

„Recht gut! — Weiter!" —

„Die Nachtigallen zogen mich, nachdem ich hier und dort geweſen war, endlich in die Villa der Gräfin Landrini" —

„O! die magnetiſchen Thierchen!" —

„Und von dorther, bringe ich Euch mancherlei mit."

„Beſſer als Einerlei."

„Floretta, die Kammerjungfer der Gräfin" —

„Ich werde ſie ja kennen!"

„War heute einmal ſehr früh aufgeſtanden, und ſpazierte im Garten umher, den herrlichen Morgen zu genießen" —

„Du genoßſt ihn alſo mit ihr?“

„Mit Eurer Erlaubniß! — Ich that es.“

„Charmant! — Du haſt Geſchmack.“

„Ich bin Euer Page.“

„Noch beſſer! — Floretta iſt in der That, ein allerliebſtes Mädchen!“

„Das findet ihr auch?“

„Es iſt etwas, das ſich ſehr leicht finden läßt.“

„Aber, erlaubt, edler Herr! Floretta, muß ich Euch ſagen, iſt ein kleiner ſpröder Satan.“

„Find'ſt du das?“

„Mich wenigſtens, hat ſie ſchon recht gemartert.“

„Thor der du biſt! Warum läßt du dich martern? — Wir Männer ſind durchaus nicht geſchaffen, von Weibern uns martern zu laſſen; wohl aber ſind ſie da, von uns gequält zu werden. So will's das Recht, welches uns gegeben wurde. — Merke dir das! — Und nun, krame dein Mancherlei aus, das du mit gebracht haſt.“

Da trat Leporello ein, und beſetzte den Tiſch mit Ananas und Melonen. — Don Juan rief aus:

„Es lebe Liſettchen!"

„Für mich!" — lächelte Leporello.

„Sey kein Egoiſt, Leporello! Schneide die Melonen, die Ananas an, und bezahle ſie der freundlichen Kleinen wohl und gut."

Zweites Kapitel.

Das Einfache iſt das Grab der Freiheit.

„Dein Mancherlei Cinthio! — rief Fernando aus. — Laß ſehen, ob es eben ſo wohlſchmeckend iſt, als das ſüſſe Zweierlei womit Liſettchen unſern Geſchmack jezt in Anſpruch nimmt."

Cinthio packte aus:

„Hier ſeht! Ein Blumenſtrauß, ein Schächtelchen, und zwei Briefe."

„Du biſt ja bepackt, wie ein Venetianiſcher Staats-Courier!" *)

---

*) Damals war Venedig noch eine Republik. Uebrigens weiß man ja, daß Republiken, wie die Weiber überhaupt, wenn ſie einmal in's Packen kommen, gern tüchtig bepacken.

„Dieſen Brief und das Schächtelchen“ —

„Gab dir die Gräfin Landrini?“ — fiel Juan fragend ein.

„Bei Gott! ein allerliebſtes Weibchen!“

„So?“

„Die dürfte mir, — wär ich irgend Jemand! — nicht lange Wittwe bleiben.“

„Recht theilnehmend geſorgt! — Weiter!“

„Dieſer Brief und der Blumenſtrauß, kommt von der ſchönen Camilla, der ſanften, freundſchaftlichen Schwägerin der Frau Gräfin. — Schöne Grüße und freundliche Blicke haben ſie mir Beide mitgegeben.“

„Nimm ſie für's Bothenlohn.“

„Edler Herr!“ —

„Hat ſich Floretta nichts merken laſſen?“

„Wovon?“

„Wir verabredeten geſtern eine kleine Unterhaltung auf heute Abend.“

„Sennor! Woher wollt Ihr in Zukunft Eure Pagen nehmen, wenn Ihr ihnen nicht einmal die Kammerjungfern laßt.“

„Halte dich ſchadlos.“

„Wo?“

„Wo du willſt und kannſt. — Alle meine Liebſchaften ſind dein, wenn du ſie bekommen kannſt. — Studire Philoſophie, mein Sohn! und lerne, was ich kann. — Merke dir das, zu deinem eigenen Nutzen und Vortheil: Die Weiber müſſen uns nie, wir aber, müſſen ſie haben. So, haben wir ſtets etwas zu verſchenken. Biſt du nun wohlthätig, wie ich es bin, ſo kannſt du dir immer gute Freunde machen.“

„Auf meine Unkoſten?“

„Willſt du preziös werden, ſo laß dich heurathen und du bekommſt das liebe Alltags-Leben um einen ziemlich erträglichen Preiß.“

Cinthio blickte ſeinen Herrn mit einer gewiſſen Verlegenheit an, in der mehrere Fragen auf einmal lagen. Juan fuhr fort:

„Ich bin bei Laune, und habe Luſt mich zu expektoriren. — Heurathe ich, ſo gebe ich einer Einzigen den Vorzug vor allen andern Weibern, und damit beleidige ich Alle. Um alſo nicht indiſkret zu ſeyn, lieb' ich ſie Alle, gebe Keiner den Vorzug, und bin dabei nur, was jeder Menſch ſeyn ſollte, — gerecht. Die Beſtändigkeit iſt eine Feindin der Freiheit, und zu dieſer, iſt der Menſch geboren. — Wer wird für alles was Schön iſt erſterben mögen in vielfacher Reſignation, um in einfacher Kraft einfach zu werden? Das Einfache iſt das Grab der Freiheit. — Alle Schönen haben ein natürliches Recht zu reizen, zu entzücken. Die Eine die uns etwa zuerſt geſehen und empfindend gemacht hat, darf den Andern ihre Rechte und Anſprüche nicht nehmen, die ſie Alle auf unſere Herzen haben. — Mich entzückt die Schönheit überall, wo ich ſie finde, und gern gebe ich der ſüſſen Allgewalt nach, womit ſie bezaubert und verlangt. Ich bringe einer Jeden den Tribut, der ihr gehört: ich kann keiner die ich liebenswürdig finde, mein Herz verſagen, und ſo bald ein freundliches Kind es von mir verlangt, geſezt, daß ich tauſend Herzen hätte, ſo gäb ich ſie ihm alle. — Neue Liebesempfindungen haben unausſprechliche Entzückungen, und alles Vergnügen in der Liebe beſteht in der Veränderung. Es iſt etwas ungemein Süßes, ſich zärtlich in einem empfindſamen Herzen geltend zu machen; täglich zu ſehen, wie man nach und nach dem Ziele näher kommt, und iſt man endlich im Beſitze des erſehnten Guten, ſo hat man nichts mehr zu wünſchen. Einen ſanften Widerſtand zu beſiegen, iſt etwas ungemein Angenehmes. Man muß ein wenig Ehrgeiz haben, Siege auf Siege zu häufen, die deſto angenehmer werden, je mehr ſie ſich vervielfältigen. — Ich fühle ein Herz in mir, das ſich in die ganze Welt verlieben möchte, und Alexandern gleich, wünſche ich mir die Vielheit der Welten nur, um meine Eroberungen zu vermehren.“

Cinthio ſtand, wie einer dem eine unerwartete Sentenz vor Gericht publicirt wird, ſeinem Herrn gegenüber, und dieſer, indem er einen gefüllten Becher ergriff, hob ihn deklamirend:

„So rüſtig wie der Griechen Held,
erobr' ich manche Länder;

der Schönen Herz iſt meine Welt,
und meine Feſſeln, Bänder.
Doch wie er ſiegreich thränend ſtand,
ſteh' ich auch da und weine;
denn, wenn ich Eine überwand,
ſo frag' ich: giebts noch Eine?“

„Ja, ja, lieber Cinthio! — lächelte Leporello. — Du wirſt bei uns noch viel lernen müſſen.

Juan erbrach und überlief flüchtig die erhaltenen Briefe, roch an den Blumenſtrauß, öffnete das Schächtelchen, zog eine rothe mit Silber garnirte Schärpe aus demſelben, las, auf dieſelbe geſtickt:

Il cuor che mi feri
Quello mi ſani.*)

und gab ſie Leporello, dem er befahl, ſie aufzuheben.

---

*) „Das Herz das mich verwundete
Iſt es, das mich auch heilen kann.“

* * *

Drittes Kapitel.

Es paßt in der Welt alles.

„Apropos, Cinthio! — fuhr Don Juan fort: — Suche doch eine freundliche Bekanntſchaft mit der Kammerfrau unſerer ſchönen Nachbarin, der Marcheſe, zu machen.“

„Edler Herr! — rief Cinthio aus: — ich will nie geliebt werden, wenn dieſe Kammerfrau, von der ihr eben zu ſprechen die Gnade habt, nicht wenigſtens ſchon vierzigmal ihren Geburtstag gefeiert hat. — Und Vierzig zu Sechszehn, wie paßt das?“

„Lieber Cinthio! Es paßt in der Welt alles, ſo bald man nur ein wenig Mühe und Fleiß anwenden will, es paſſend zu machen. Deine unerfahrne Sechzehn kann ſich einer erfahrnen Vierzig weit ſicherer anvertrauen, als etwa einer noch unerfahrnern Vierzehn.“

„Wer mir des Morgens die Vierzehn verehrt, dem ſchenk' ich Abends die Vierzig!“

„So nimm ſie beide.“

„Macht Vier und Funfzig. — Wer mir nun davon gefällig etwas abnimmt“ —

„Ich nehme Florettens Vierzehn!“ — rief Fernando.

Cinthio neigte ſich lächelnd und ſchweigend, und trat zurück. Juan wendete ſich fragend zu Leporello: „Ob er etwas brauche?“

Dieſer legte eine Rechnung auf den Tiſch, die Juan flüchtig überblickte, und meldete achſelzuckend, ſeine Kaſſe ſey wieder leer, ja, er ſtehe noch ein wenig im Vorſchuß. — Juan ſchrieb einige Worte auf ein Blatt Papier, und ſagte:

„Aſſarto zahlt dir dagegen 100 Zechinen. — Ich habe lauter große Wechſel, die ich nicht vereinzeln mag.“

Cinthio, der am Fenſter ſtand, rief aus:

„Gewiß und wahrhaftig! Unſere Stadt-Trompete kömmt.“

Dieſe ſo genannte Stadt-Trompete war eine Fiſchhändlerin en gros, in deren Comptoir alle Stadt-Neuigkeiten abgehandelt wurden, von denen die Republik zu ſprechen erlaubte. Sie ſtand bei Don Juan im Solde, und referirte ihm oder ſeinem Kammerdiener, beinahe täglich, was ſie gehört hatte. Eine Perſon, die dem Hauſe, in welches wir die Leſer geführt haben, gewiſſermaſen ganz unentbehrlich war.

Jetzt trat Frau Marina mit einem zierlichen Knix ins Zimmer, und indem ihr Don Juan einen Stuhl ſetzen und ihr Wein und Melone präſentiren lies, fragte er: was es Neues gebe? Sogleich kam ihre Zunge in Bewegung:

„Gewiß und wahrhaftig! gar Mancherlei. So iſt es z. B. nun ganz gewiß: daß der edle Vierziger Herr Cornaro der reichen Iſabella Tiepolo ſeine Hand reichen wird: daß der junge Ziani geſtern Nacht auf der Ponte rialto einen Renkontre mit drei Banditen gehabt hat, und daß die Aebtiſſin des Klaren-Kloſters ſehr krank danieder liegt. — Was ich aber noch ſagen muß, ſo iſt vorgeſtern eine junge, reiche Wittwe aus Cypern hier angekommen, die im Handel ſteht, das ſchöne Palais neben meinem Hauſe zu kaufen. Man giebt ihr Vermögen auf 600,000 Zechinen an."

„Ein ſchönes Sümmchen!" — rief Fernando aus.

„Gewiß und wahrhaftig!"

„Und wie nimmt ſich die Beſitzerin dieſes Schatzes aus?"

„Sie hat etwas von mir, als ich ſo ungefähr in meinem ſiebenzehnten Jahre war; iſt gut gewachſen, ein wenig ſtark, was ſie aber nicht verſtellt, um Hals und Bruſt herum, etwas bräunlicht vom Teint, und hat ſchöne Augen. Gewiß und wahrhaftig! die hat ſie. — Der ſollte der liebe Himmel hier einen feinen jungen Gemal beſcheren, der das liebe Geldchen" —

Unter zu bringen wüßte? — O! der wird ſich finden, liebe Frau Martha!"

„Auf S. Georgio giebt's heute eine Hochzeit. — Ein junger Schneider-Meiſter heurathet die Tochter meines Nachbars, des Färbers, Zerlinchen, meine Pathe das artige Kind!“

„Unſre Parthie iſt für heute gemacht! — rief Don Juan aus, indem er aufſprang. — Wir fahren nach S. Georgio. — Vorher aber wollen wir eine Meſſe hören, und wollen ſehen, wie es auf dem S. Markus-Platze ausſieht.“

Er nahm Huth und Degen. Fernando folgte ihm; ſie ſtiegen in die Gondel und fuhren davon.

Frau Marina wurde noch ein wenig von Cinthio und Leporello geneckt, lies ſich gern necken, neckte wieder, und erzählte dies und jenes, als Aſtarto eintrat, nach Don Juan fragte, und wieder ging, als er ihn nicht fand. — Frau Marina folgte ihm.

* * *

Viertes Kapitel.

Ihm gefallen die Weiber, und er gefällt den Weibern.

Leporello und Cinthio nahmen nun Plaz, den Ueberreſt des Frühſtückes zu verzehren, und geriethen in eine Unterhandlung, die ſo ſehr zur Karakteriſtik unſers Helden gehört, daß wir ſie den Leſern durchaus nicht vorenthalten dürfen. Sie giebt zugleich einen eminenten Begriff von der lieblichen Wirthſchaft, die da getrieben wird, wo wir uns jezt befinden, und die dort getrieben wurde, wohin wir blicken wollen. Der Wein machte aufrichtig, und ſo waren auch die Nachrichten und Erklärungen die gegeben und empfangen wurden. Leporello fragte:

„Alſo unſer Herr gefällt dir?“

„Ihm gefallen die Weiber, er gefällt dieſen, und gefällt auch mir.“

„Auf einem Umwege, alſo?“

„Wie anders? — Ich bin erſt ſeit 6 Wochen in ſeinem Dienſte; der Herr Kammerdiener aber“ —

„Ich bin nun ſeit beinahe fünf Jahren um ihn, und durchzog mit ihm Portugal, Spanien, und halb Italien.“

„Ach! ehrlicher Leporello ſeit fünf Jahren haſt du gewiß viele hübſche Geſichter geſehen die unſerm Herrn gefielen?“

„Ich bin ein Menſch der die Ordnung liebt, führe mein Tagebuch und zwei Regiſter, die ich monatlich meinem Herrn vorlege, dieſelben mit ſeiner Namensunterſchrift zu autoriſiren. Das eine dieſer Verzeichniſſe, enthält ſeine Liebſchaften: das zweite iſt ein Regiſter ſeiner Duelle. Was dieſe betrifft, ſo ſiehſt du hier, Schwarz auf Weiß, daß er ſich, ſeit ich bei ihm bin, bereits achtzehnmal geſchlagen hat. Er iſt dabei zweimal verwundet worden, hat dreizehnmal andere verwundet, und Dreien ſeiner Gegner das Lebenslicht ausgeblaſen.“

„Mein Gott! Und dabei kann er ruhig ſeyn?“

„Siehſt du ihn unruhig? — Das waren nur die öffentlichen Zweikämpfe. Was aber ſo die kleinen Renkontres mit Schaarwächtern, Ehemännern, Banditen, Nebenbuhlern, und dergleichen, bei Serenaden, bei nächtlichen Scenen, bei Konverſationen in den Abendſtunden betrift, ſo belaufen ſich dieſe auf funfzig bis ſechszig Stück.“

„Und er lebt noch?“

„Ich, wär längſt nicht mehr auf der Welt, wenn ich ſchon ſo oft, wie unſer Herr, in ſolchen fatalen Situationen, in Kiſten, Schränken, Kellern, in Küchen, Kapellen, Beinhäuſern, Kloſter-Kämmerchen, und wer weiß, wo noch alles, geſteckt hatte. Oft hab' ich zwei, drei Tage lang ihn nicht geſehen, hab' ihn als todt beweint, wollte Seelenmeſſen für ihn leſen laſſen, — und ſiehe da! er kam dennoch wieder zum Vorſchein.“

„Und du, kamſt immer mit heiler Haut davon, wenn es Lärm gab?“

„Um Verzeihung! Ich habe zuweilen das Meinige gleichfalls richtig empfangen. Einige erzürnte Damen hatten die Gnade mich abzumauſchelliren, da ſie meinen Herrn nicht bei der Hand hatten, eine gewiſſe Ducheſſa in Madrid, ſtieß mir ſogar einen Dolch in die Seite, ein Dutzend Kammer-Jungfern geriethen mir in die Haare, und einige erzürnte Liebhaber theilten mir dies und jenes mit. Beſonders hat mich einmal ein grober Andaluſiſcher Bauern-Kerl, mit deſſen Liebchen mein Herr auf der Reiſe über Nacht geſcherzt hatte, dermaßen durchgeprügelt, daß ich einen ganzen Monat hindurch das Bett hüten mußte. Bei mehreren Serenaden hab' ich Stöße bekommen, und von den Studenten in Padua, weiß ich auch ein Liedchen zu ſingen.“

„Das laſſ' ich gelten!“

„Ach! Was mich betrifft, ſo mußt' ich es wohl gelten laſſen. Doch muß ich ſagen, mein Herr hat ein Zechinen-Pflaſter, das mir immer ſehr wohl bekommen iſt, wenn die böſen Stunden vorüber waren. Für ſo etwas, läßt ſich auch etwas mit nehmen. — Was nun meines Herrn Liebſchaften betrifft, ſo ſagt dir dieſes Verzeichniß, daß wir deren ſeit beinahe fünf Jahren, wie geſagt, zählen: in Portugal Sechszehn, in Spanien Zwei und Zwanzig, und Acht und Funfzig in Italien. Summa, Sechs und Neunzig. Darunter ſind Duchessen, Prinzeſſinnen, Gräfinnen, Edeldamen, Fräuleins, Zofen, Kaufmanns-Weiber, Apothekerinnen, Bürgerinnen, Landmädchen, Nonnen, und zwei Zigeunerinnen, die aber allerliebſt waren. Unſer Herr verachtet keinen Stand, und iſt gegen ein artiges Dienſtmädchen eben ſo galant, wie gegen die vornehmſte Dame. Ihm iſt alles gleich, was ſchön iſt. — Aber Geldmacht, hat er ſtets."

„Und am Gelde fehlt' es ihm nicht?"

„Nie."

„Er hat Güther?“

„Nicht einen Meierhof.“

„Kapitale?“

„Keinen Pfennig, und dennoch fehlt's ihm nie an Gelde, ohne daß ich weiß, oder begreifen kann, woher er es nimmt.“

„Vielleicht daß Damen“ —

„Von Damen nimmt er nichts. Er giebt, und zwar reichlich.“

„Kann er vielleicht Gold machen?“

„So etwas muß er können.“

„Vetter! — der alte, grämliche Kerl, Aſtarty“ —

„Der Himmel weiß wer er iſt. Wohin wir kommen, da iſt er anzutreffen.“

„Er hat ein fatales Geſicht!“

„Unſer Herr ſelbſt nennt ihn einen erzfatalen Kerl; dennoch aber erlaubt er ihm Zutritt.“

„Er iſt vielleicht ein Goldmacher. — Der Himmel ſchenke mir Zutrauen zu meinem Herrn denn lieb habe ich ihn. Aber ſein müßtes Leben“ —

„Was kümmert das uns? Er treibe, was er will, wir verantworten nichts davon. Noch einige Jahre will ich bei ihm bleiben, dann will ich mir in den Apenninen eine Klauſe bauen, und dort als ein Eremit, ein ſtilles, frommes Leben führen. Man hat doch auch mit unter und neben bei, kleine Abentheuerchen gehabt, über die man gelegentlich, dort oben zur Rede gezogen werden könnte: und ſo ſind denn dergleichen Reſignationen gar nicht übel.“

Fünftes Kapitel

Zerlinchen iſt ein ſo hübſches Mädchen, daß ſie der Liebe des geſchmackvollſten Kavaliers würdig iſt.

Auf S. Georgio *) ging's im Wirthshauſe zum goldenen Löwen luſtig her, auf der Hochzeit, von der Frau Marina geſprochen hatte, und wo ſie auch unter den Hochzeit-Gäſten, und zwar als Pathe der Braut, mit obenan ſaß.

Es war gegen Abend und der Ball war ſchon eröffnet, als Don Juan in Begleitung ſeines Freundes Fernando, nebſt Leporello und Cinthio auf S. Georgio ankamen. Leporello miſch-

---

*) Eine der kleinern bewohnten Inſeln um Venedig, die mit der Stadt ſelbſt [illegible].

te ſich ſogleich unter die Tanzenden, und Frau Marina brachte es leicht dahin, daß er und Cinthio erſucht wurden an der Freude des Tanzes Theil zu nehmen.

„Ein allerliebſtes Pärchen! — rief Leporello aus. — Ich wünſche den jungen Eheleutchen viel Glück und Vergnügen, und dem wackern lieben Meiſter eine gute Kundſchaft.“

„Dabei, könnte der Herr Kammerdiener auch etwas thun!“ — fiel Frau Marina ein.

„Mit Vergnügen! — Ich komme dabei noch oben drein aus einer Art von Verlegenheit, wenn ich es ſo nennen darf. — Leporello! ſagte dieſen Morgen mein Herr zu mir: Ich bin mit meinem Schneider unzufrieden, zahl' ihm ſeine Monats-Rechnung von 100 Zechinen aus“ —

„Von 100 Zechinen?“

„Wie ich ſage!“

„Eine Monats-Rechnung?“

„Ach Gott! ſie war diesmal noch leidlich. Wir haben ſie oft weit ſtärker. — Zahl' ihm — ſagte mein Herr, — ſeine 100 Zechinen aus, und ſuche mir einen andern Schneider auf. — Ich war in einer Art von Verlegenheit, und ſiehe da! der neue Arbeiter iſt gefunden."

Der Bräutigam drückte ihm entzückt die Hand, empfahl ſich ſeiner Freundſchaft, und führte ihm die Braut zum Tanze zu. — Dieſer wußte er viel Angenehmes zu ſagen, und verſicherte, auch ſein edler Herr, hab' einſt geäuſſert: Zerlinchen iſt ein ſo hübſches Mädchen, daß ſie der Liebe des geſchmackvollſten Kavaliers würdig iſt.

Bald trat auch Fernando in den Tanzſaal, den der Bräutigam mit einem gefüllten Becher vergnügt und ehrfurchtsvoll entgegen kam. Dieſer verſicherte ungemein herablaſſend, er kenne kein größeres Vergnügen, als an dergleichen unterhaltenden Feſtlichkeiten Theil zu nehmen. Er trank des Brautpaares Wohlergehn, und bat den Bräutigam, indem er ſich niederließ, ſich zu ihm zu ſetzen. Dieſer ſaß kaum, als Leporello und Cinthio die andere Seite des Trinktiſches ſo gedrückt einzunehmen wußten, daß der gute

Meßner ſich ganz in die Ecke gedrängt ſah, ſo, daß er wie ein Gefangener, doch aber zwiſchen freundlichen Geſichtern ſaß, die ihn ſehr angenehm unterhielten, indem Leporello nicht unterließ, dem armen Teufel ſehr geſchickt ein Pülverchen in den Becher zu practiciren; ein ſehr alter ernſthafter Spaß des libertinen Herrn Kammerdieners eines noch libertineren Herrn, welcher ſeine Wirkung nie verfehlte.

Indeſſen wußte Frau Marina ihr liebes Pathchen, das angenehme Zerlinchen die liebliche Braut, ganz geſchickt ins Freie, und in den Garten zu bringen. Dieſer ſtieß an einen andern Garten in welchem ein Haus ſtand, das Don Juan für ein gutes Miethgeld, auf dieſen Abend in Beſchlag genommen hatte. — Hier wandelte der freundliche zärtliche Ritter, in tiefe Gedanken verſenkt, wie es ſchien, auf und ab, und die Thür war geöffnet.

„Kind! — rief Frau Marina aus: — Jetzt iſt ein Schlag zu machen! So wahr ich lebe! ein bedeutender Schlag. — Dies iſt der Herr, deſſen Kundſchaft dein Mann erhalten ſoll. Ein Mann, ſo reich, wie ein Doge! Ein Gelehrter, aber höchſt artig und galant. Gewiß und wahrhaftig! ein liebenswürdiger Herr. Den reden wir an! Benimm dich gut, und ſey klug. Dergleichen Kunden, bekommt ein Schneider nicht alle Tage.“

Frau Marina ging auf ihn zu. Zerlinchen folgte ihr ziemlich verlegen nach. — Don Juans Artigkeit verſprach was man wünſchte, warum er gebeten wurde, und Frau Marina ging, wie ſie ſagte, den bittenden Meiſter ſelbſt herbei zu holen.

Als Juan ſich mit der lieben Braut allein ſah, wurde er ſo lebhaft, galant und zärtlich, als es ihm möglich war, es zu ſeyn, und Zerlinchen kam dabei in eine Art von Verlegenheit, die einem Mädchen zuweilen weit gefährlicher iſt, als ſelbſt die eleganteſte Zudringlichkeit es werden kann, wenn die Unbefangenheit der Be-

[illegible] die Aegide reicht. — Was wußte er ihr nicht alles zu ſagen, was hörte ſie nicht alles ſchweigend und ſeufzend an! Er verſprach ihr, ſie ewig zu lieben, ſie reich und glücklich zu machen. Zerline ſchwieg und ſeufzte. Auch Juan wurde nach und nach ſtiller, und, bewandert in der Wiſſenſchaft bedeutender Kriſen der zärtlichen Ergebenheit, ſuchte er geizig zu benutzen, was Glück, Liebe, und Gelegenheit ihm freundlich boten, als unvermuthet, unerwartet und raſch eine Tapeten-Thür geöffnet wurde. Mit einem lauten Schrei, riß Zerline ſich aus Juans Armen, und floh aus dem Zimmer, indem dieſer ſeinen Mantel noch zeitig dicht genug um den Arm zu ſchlingen wußte, einen Dolchſtoß aufzufangen, den eine ſchwarz vermummte Geſtalt auf ſeine Bruſt lenkte. Er entwaffnete gewand und ſchnell den ungeſchickten Gegner, floh aus dem Zimmer, und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

„Zerlinchen!“ — rief er, indem er durch

den Garten ſprang, bekam aber keine Antwort: ſah die Entflohene nicht, verwünſchte den ungebetenen Gaſt der ſo bedeutend ſich zeigte, den Kranz, dem Ziele ſo nahe, ihm zu entreiſſen, und ſtürzte aus dem Garten, dem Hochzeit-Hauſe zu.

Sechſtes Kapitel.

Der Menſch hat nichts Eigenes.

Hier trug man eben, bezecht ganz über die Gebühr, wie man meinte, den Bräutigam in eine Gondel, in welche Frau Marina ſtieg, der Zerline, am ganzen Leibe zitternd, folgte.

„Nur einen Augenblick!" — rief Juan ihnen zu, indem er ſich der Gondel näherte."

„Ach Gott, und all' ihr Heiligen! Er iſt's!" — ſchrie Zerline.

„Ei! ſo ſchweig!" — kreiſchte Frau Marina unwillig.

„Was giebt's?" — fragten die Eltern des Brautpaares.

„Zurück!" — ſchrie eine gebietende Stimme, und ein gezogener Degen blinkte Don Juan entgegen, der im Begriff war, die Gondel zu befeſtigen.

„Auf mich!“ — rief Fernando aus, der ſich mit dem Degen in der Fauſt dem Drohenden entgegen ſtellte.

Ihn zog Juan zurück; die Umſtehenden drängten ſich herzu; die Gondel ſtieß ab, die eben jener noch erreichte, der mit gezogenen Degen drohend unſerm Ritter in den Weg trat.

Man fragte, lärmte, ſchrie nach Wache, Fernando rief Juans Gondolier zu, Leporello und Cinthio liefen herbei, ſchoben ſich durch das Gedränge der Herbeiſtrömenden, und beſtiegen mit ihrem Herrn die Gondel, die vergebens jene einzuholen ſuchte, in welcher ſich das Brautpaar und der drohende Unbekannte befanden.

Sie waren kaum ausgeſtiegen und in ihrer Wohnung angekommen, als Aſtarto ſich einfand, und ganz bedenkliche Worte fallen ließ:

„Ihr kennt die Polizei der Republik; ſie hat euch auf dem Korne, und ehe ihr es euch verſeht, ſitzt ihr im Polizei-Gefängniß."

Damit ging er brummend fort. — Juan ging ärgerlich umher, lachte endlich laut auf, und rief aus:

„Worüber ich mich auch ärgern kann! — Mein Geld gilt allenthalben, und Mädchen giebt es, wohin ich komme. — Was machen wir uns aus dem Wandern? Wir ſind Kosmopoliten, die allenthalben Standquartiere finden: nicht wahr Leporello?"

„O ja! — rief dieſer aus: — und Händel, können wir allenthalben bekommen."

„Der Menſch hat ohnehin nichts Eigenes. Was kann er eigentlich ſein nennen? Den heutigen Tag? Iſt er ſein? Den Augenblick? Weiß er ihn zu genießen? Darf er immer? Den Morgen? Weiß er, ob er ſein ſeyn wird? — Wir ſind Kinder des Augenblicks, und dieſe Augenblicke ſelbſt hängen von Augenblicken ab."

„Ihr wißt euch zu tröſten, und mich dazu! — Aber, erlaubt mir die Frage: Warum ſucht ihr euch denn nicht zu ſtreiten? Warum mögt ihr die Ruh' nicht, die ſich euch bietet?"

Juan ſeufzte, und wollte eben ſprechen, als die Klingel des Hauſes gezogen wurde.

„Die Polizei?" — fragte Juan, ziemlich unbefangen.

Leporello ſprang an die Hausthür, und brachte ein Billet das ein Unbekannter abgegeben, und ſich ſchnell entfernt hatte. — Juan erbrach es, und las:

„Ihr kennt meine Villa, drei Stunden von
„hier, angenehm und reizend an der
„Brenta gelegen, geht dorthin, wo ich euch
„Morgen zu ſehen hoffe. Ich weiß, durch
„einen Zufall, daß die Polizei mit euch un-
„zufrieden iſt, und ihr ſeyd nicht ſicher
„mehr in Venedig. Wollt ihr aber lieber
„auf einige Zeit nach Verona gehen, ſo
„wißt ihr, daß ich dort ein Haus
„habe, welches mein Haushofmeiſter mit
„allen Bequemlichkeiten euch übergeben

„ſoll; und es kommt auf euch an, ob ihr
„auch dort ſehen wollt eure Freundin
Aloiſia Landrini.“

„Eine gute Seele! Eine wahre Freundin!“ — rief Leporello aus.

„Was habe ich denn der Republik gethan?“ — fragte Juan.

„Sie iſt eine Dame, und du liebſt ſie nicht!“ — lächelte Fernando.

Juan lachte laut auf:

„Sie ſieht gar zu verwünſcht aus! — Leporello! Wein! Wein!“

Es wurde Wein aufgetragen. — Fernando fragte:

„Was wirſt du thun?“

„Gefällt dir die Gräfin Landrini? — fragte Juan.

„Sie iſt ſchön, ſie iſt reich; wem könnte ſie nicht gefallen?“

„Freund! du gehſt mit Cinthie nach Verona, und ich — komme vielleicht nach.“

„Vielleicht?“

Juan nahm die Feder und ſchrieb:

„Meine ſehr werthe Freundin! Es geht
„morgen Jemand nach Verona, der ent-
„zückt ſeyn wird die ſchöne Aleiña dort zu
„ſehen. Gott erhalte die Freundin Ihren
„Freunden! Ich bin der Eurige
Juan d' Eſtremos —
Garovillas.“

Fernando übernahm es, das Briefchen zu beſtellen, und ging, ſich reiſefertig zu machen. Cinthio packte ein, und fuhr in Juans Gondel dieſe Nacht noch in Fernando's Wohnung, mit Tagesanbruch mit ihm Venedig zu verlaßen. Juan gab ihm Geld und viele Grüße an Floretten mit.

„Gehen wir auch nach Verona?“ — fragte Leporello, als Cinthio fort war, indem er die Koffer packte.

„Ich denke immer, — lächelte Juan — wir beide gehen nach Rom."

„Wie fromm werden wir dort werden!"

„So fromm, wie möglich!"

„Vor allen Dingen, laſſen wir uns empfohlen ſeyn" —

„Die Klöſter. — Und jetzt, will ich ſchlafen."

Siebentes Kapitel.

O! ihr guten Blumen, welket nicht!

Sie waren auf dem Wege nach Rom, als ſie unweit Selvagio von einem Ungewitter überfallen wurden, welches ſie nach einer Villa, vom Wege abwärts, zutrieb. Sie baten um ein Obdach, und freundlich wurden ſie eingelaſſen. Auf die Frage: wem die Villa gehöre? antwortete der Haushofmeiſter:

„Ihr befindet Euch in dem Eigenthum der Marcheſe Alerona, einer Dame der alle Herzen gehören, die das Glück haben, ſie zu kennen. Sie lebt ſeit zwei Jahren, nach dem Verluſt ihres Gemals, in wahrer philoſophiſcher Einſamkeit hier ſich ſelbſt, und denen die ſie verehren.“

Sie empfing den angemeldeten Gaſt ſo lebhaft und artig, daß derſelbe ganz entzückt verſicherte: er ſey ungemein glücklich, von einem Ungewitter dem freundlichſten Sonnenſchein entgegen getrieben worden zu ſeyn.

„Ihr findet die Sonne ein wenig verfinſtert; — lächelte die Marcheſe — Ich bin eine Wittwe."

„So lacht Euch der Frühling, wie jedem Mädchen."

„Ich glaube in der That, frei zu ſeyn."

„Ein beneidenswerthes Glück!"

„Genießt Ihr deſſen nicht?"

„Vollkommen."

„Ei! ſeht da, zwei Glückliche!"

„Das Glück ſucht ſeine Freunde!"

„Ich war ſehr glücklich vermählt. Das Schickſal mißgönnte mir mein Glück, und ich wurde dennoch wieder, was ich war, — glücklich. — Kennt Ihr die Annehmlichkeiten der Einſamkeit?"

„Nichts weniger!"

„Man könnte Euch beklagen!"

„Ich bin jezt nicht zu beklagen; — antwortete er, indem er ihr die Hand küßte.

Man rief zur Tafel. Juan ſpeißte mit der Marcheſe allein. Die Tafel war vortrefflich beſezt, die Unterhaltung war lebhaft und beiden intereſſant.

Der Himmel hatte ſich aufgeheitert, und Leporello fragte an: ob heute noch weiter gereiſet werden ſollte? Juan hatte Gründe, die Frage zu bejahen. Die Marcheſe fiel artig ein:

„Wir ſprechen uns in Rom.“

Das hatte Juan nicht erwartet. Sie aber fuhr fort:

„Ein Prozeß den ich leider! bei der Rota habe, fordert in einigen Tagen meine Anweſenheit in Rom.“

„Der Prozeß wird gewonnen!“ — rief Juan luſtig aus, und befahl, anſpannen zu laſſen.

Der Wagen fuhr vor. Juan, ergriff die Hand der Marcheſe, drückte ſie ſanft, nahm eine Roſe von ihrem Buſen, die er küßte und an den ſeinigen ſteckte.

„Allerliebſt! — rief die Marcheſe aus; — Wir ſprechen uns ſicher in Rom. Und wenn Ihr mir dort dieſe Roſe zeigen könnt“ —

„Die Blätter meint Ihr doch?“

„Je nun! Blätter verwelkter Roſen, giebt es genug — Es bedürfte alſo — Hier iſt der ganze Blumenſtraus“ —

„Viel ſicherer!“

„Ich kenne jede Blume in demſelben“ —

„Deſto beſſer!“

„Wenn Ihr mir alſo in Rom“ —

Juan blickte den Blumenſtraus bedenklich an, und rief aus:

„O! ihr guten Blumen! welket nicht.“

Lächelnd drückte die Marcheſe ihm die Hand, Juan kußte die ihrige, drückte ſchnell und heftig einen Kuß auf ihre Lippen, — und ging raſch davon. Die Marcheſe rief ihm nach:

„Was glaubtet Ihr zu gewinnen?“

„Vielleicht, — lächelte Juan; — habe ich mich ſelbſt gewonnen.“

„Vielleicht? — Nichts, nichts habt Ihr gewonnen!“

Er zeigte ihr den Blumenſtraus, und ſtieg in den Wagen.

Achtes Kapitel.

Haſt du dich nicht küſſen laſſen?

Es fand ſich für Juan, wie er es zu haben wünſchte, ein Quartier in den Garten-Gegenden von S. Sebaſtiano, geräumig und äuſſerſt romantiſch gelegen. Juan überblickte die herrlichen Garten-Gefilde, und rief aus:

„Hier, meine ſcharmante Marcheſe! giebt es Blumen genug.“

Die Guitarre unterm Arm, ging er der ſchönen von blühenden Myrthen duftend umwachſenen Gartenlaube zu, warf ſich aufs Sofa, trillte und ſang:

Geld und Mädchen zirkuliren
mit Verluſt und mit Gewinn;

und an beiden viel verlieren
kann gar oft ein ſchlichter Sinn.

Dieſe Münzen recht zu kennen,
muß man ſelbſt ein Münzer ſeyn:
Wer kann alle Sorten nennen,
nähm er Geld auch täglich ein?

Gros und klein, nach Luſt und Laune,
eckigt oder zierlich rund,
zieht die Blonde, zieht die Braune,
Münzen ſtempelnd, ihren Mund.

Dieſe Münzen? Süſſe Worte
fallen klingend auf das Herz;
durch die ſchöne Roſenpforte
dringen ſie mit ſanftem Scherz.

Goldne Blicke! Wer will kaufen?
Sanfte Seufzer! Ach! wer hört?
Aufgethürmt zu blanken Haufen,
liegt die Münze, glänzt der Werth.

„Wenn ich Euch rathen ſoll Sennor! — rief Roſa die Tochter ſeines Hauswirths, des Gärtners Anello, liſtig ihm zu, indem ſie in die Laube trat; — ſo ſingt Ihr nicht weiter."

„Und, warum nicht?"

„Drüben, in der Laube des Gartens neben an, ſitzt eine Dame, die jedes Wort hören kann."

„Wer iſt die Dame?"

„Eine gewiſſe Signora Amóna, von der ich weiter nichts weiß, als daß ſie ſehr ſchön, ſehr reich iſt, und daß ſie mich gefragt hat, wer Ihr wär't?"

„Du ſagteſt?"

„Es iſt ein gewiſſer Don Juan, ein Spanier, meint mein Vater, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er ein rechter artiger Kavalier iſt" —

„Das ſagteſt du?"

„Das ſagte ich."

„Und glaubſt es auch?"

„Ich find' es ſogar ſo. Denn habt Ihr mir nicht ſchon zweimal die Hand recht freundlich gedrückt? — Das iſt doch wohl artig genug?"

„Ein Tribut der jedem hübſchen Mädchen gehört!"

„Ich bin hübſch?"

„Sind die Spiegel hier ſo rar? Ich ſchenke dir einen, der dir zu allen Stunden, zu allen Augenblicken ſagen ſoll, wie hübſch du biſt."

„Den Spiegel nehm' ich, aber" —

Im Garten neben an erklang eine Laute. Roſa legte bedeutend den Finger auf den Mund. — Juan ergriff ihre Hand, zog ſie ſanft ſich näher; beide lauſchten, und hörten ſingen:

Welche Münze! Welch ein Stempel!
Ach! man nennt ſie liſtig: Mann;
weil man nirgends als Exempel
etwas Loſ'res zeigen kann.

Ohne Treue, ohne Zeichen
von Gehalt und innrem Werth,

wird ſie ſelbſt von ihres gleichen
kaum als Nachbar noch begehrt.

Die Gewohnheit, ſtets ein Jude,
ſchachert ſie den Weibern an,
hält auf offnem Markt die Bude,
und ruft Käuferinnen an.

Und aus Mitleid, aus Erbarmen,
wechſeln Weiber Münzen ein,
geben ſie bedrängten Armen,
und den Juden obendrein.

„Da hört Ihr's! — liſpelte Roſa. — Wie? und Ihr ſagt, Ihr empfindet nichts?"

„Was empfindeſt, was ſagſt du?" — fragte Juan, indem er ſie küßte.

Sie machte ſich ſchnell los, und rief aus:

„Das, ſage ich."

„Dabei iſt dein Herz nicht!"

„Wie? Meint Ihr denn, ich thät etwas ohne mein Herz?"

„Du haſt's bewieſen.“

„Bewieſen?“

„Haſt du mich nicht artig genannt?“

„Das läugne ich nicht.“

„Haſt du dich nicht küſſen laſſen?“

„Habt Ihr mich nicht ganz unverſehens geküßt, als ich an gar nichts dachte als an die Wahrheiten des Geſanges von dort drüben herüber?“

„Konnte ich anders?“

Sie neigte ſich zierlich, lächelte, und ſprang aus der Laube.

Zweites Buch.

In alle Lüfte iſt verflogen,
ſchon morgen, was noch heute lag

Neuntes Kapitel.

Der Blumenſtrauß war wohl aufgehoben.

Don Juan lag gähnend auf dem Kanapee, als Leporello mit dem Frühſtück eintrat:

„Leporello! Es muß lebhafter um mich werden, ſonſt komm' ich vor Langweile um.“

„Das verhüte der Himmel!“

„Was giebt's Neues?“

„Mancherlei.“

„Laß hören!“

„Darf ich Euch auf Roſa aufmerkſam machen?“

„Morgen ſteht ſie auf deinem Regiſter.“

„Schön!“

„Weiter, Leporello!“

„Unſere Nachbarin, die gewiſſe Signora Amòna, hat eine gar nicht unintereſſante Liaiſon mit einem gewiſſen Kapitain Ramiro, von der deutſchen Leibgarde des Papſts, der als ein verdammter eiferſüchtiger Eiſenfreſſer ſchon zwei Nebenbuler ſo gezeichnet hat, daß ſie beide hinter den Kirch-Mauern von S. Sebaſtiano ruhen."

„Wer ſagte das?"

„Ich hab' es von der Kammerjungfer der Signora."

„Iſt ſie hübſch?"

„Ein allerliebſtes genueſiſches Brunettchen, die auch nicht unempfindlich iſt."

„Ich werde ſie doch zu ſehen bekommen?"

„Morgen gegen Abend, hoff ich."

„Gut!" — Haſt du die Signora Amòna in der Nähe geſehen?

„Dieſen Morgen, als ſie ſich in die Meſſe tragen ließ."

„Wie haſt du ſie gefunden?"

„Sie hat viel Aehnlichkeit mit einer gewiſſen

Braut die wir auf S. Giorgio dem lieben Bräutigam überlaſſen mußten“ —

„Ein ärgerlicher Spuk! — Wenn Amöna Zerlinen gleicht, ſo iſt es der Mühe werth, ihr unter die Augen zu treten.“

„Aber der Kapitain?“

„Je nun! Er kann ja doch nur fechten.“

„Ich dächt' ihr ließt ſie dem Bramarbas, denn ich habe dieſen Morgen eine gewiſſe Marcheſe Aleriona geſehen“ —

„Iſt ſie hier?“

„Sie wohnt kaum funfzig Schritte weit von uns“ —

„Wie artig!“

„Der Fontana links gegenüber, in dem rothen Eckhauſe.“

„Du haſt doch den dürren Blumenſtrauß aufgehoben?“

„Er liegt in einer Schachtel, die unter meinem Bette ſteht, ganz wohl aufbewahrt, wenn nicht etwa die Mäuſe“ —

„Sie gehen keine Zärtlichkeiten an.“

„Den Teufel auch! Haben ſie doch ſchon an meinem Regiſter geknapert.“

„Das verwahre beſſer! denn, wenn es mir nachgeht, ſoll es dereinſt, durch den Meiſſel verewigt, auf meinem Grabſteine prangen.“

„Con permissione?“

„Hoff' ich.“

„Wo?“

„**Auf den Kanariſchen Inſeln.**“

„Tanten und Onkels könnt' es doch auch dort treffen. — Alſo, Ihr gedenkt auf den Kanariſchen Inſeln Euer Leben zu beſchließen?“ —

„Was haſt du ſonſt noch?“

„Aſiarto iſt hier.“

„Schon? — rief Juan verdrüßlich aus, indem er ſich gegen die Wand wendete. — Nun ſo wird's auch lebhaft werden.“

Nach einer ſtarken Pauſe, fing Leporello wieder an;

„Edler Herr! Daß ich euer treuer Diener bin“ —

„Das weiß ich!“

„Ich darf mir ſchmeicheln, Euer Vertrauen zu beſitzen“ —

„Das weißt du.“

„Darf ich denn nicht erfahren, wer dieſer widerliche, fatale Kerl eigentlich iſt, deſſen Erſcheinung Euch ſtets ſo mißmuthig macht, deſſen Namen Ihr ſelbſt ſo ungern nennt, der“ —

„Leporello! Geh, und bringe der Marcheſe Aleriona meinen Morgengruß.“

Leporello ging, und Juan griff nach der Guitarre.

Zehntes Kapitel.

Es ſind die ſchönſten Blumen des Gartens.

Don Juan kam in einer Art von Bewegung auf ſein Zimmer, in der Leporello ihn ziemlich oft geſehen hatte, und daher ihm ſehr ahndend zurufen konnte:

„Ihr habt etwas Schönes geſehen?“

„Geſehen und geſprochen Leporello!“

„Auf die Marcheſe darf ich wohl nicht rathen?“

„Ich wandle durch die Straße der Porta Latina, ich erreiche das Ende derſelben und ſtehe vor dem offnem Thor des Gartens der Klariſſerinnen. Ich geh' in den Garten, komm' in eine Laube, und find' in derſelben leſend, Gott weiß in welcher goldenen Legende, eine Nonne. Sie will fliehen; ich halte ſie zurück; ich bitte ſüß und ſanft zu bleiben, und — ſie bleibt."

„Schön!"

„Wir kommen in's Geſpräch. Sie iſt eine geborne Spanierin. Ich nenne mich ihr als Landsmann. Ich kenn' ihre Familie; ich bin oft in ihres Onkels Hauſe geweſen" —

„Aha!"

„Ich finde ihr Schickſal hart, beklagenswürdig; — ich rühre ſie zu Thränen. Sie geſteht mir, ſie ſey unglücklich. — Nun hatte ich gewonnen. — So viel Schönheit darf im Kloſter nicht vermodern; ſie iſt geboren, die ganze Welt zu bezaubern" —

„Und, wie man nun ſo ſpricht!"

„Genug! Wir reden uns aus, und ich — habe ſie. — Uebermorgen entführe ich ſie. — Wir ſtecken ſie in Pagenkleider, und verlaſſen Rom in ihrer Geſellſchaft."

„Edler Herr! Der Spaß, kann uns theuer zu ſtehen kommen."

„Man nimmt's freilich mit ſo etwas ſehr ernſtlich.“

„Freilich! — Man verbrennt dergleichen Wagehälſe gewöhnlich“ —

„Wenn man ſie ertappt. — Uns aber, ertappt man nicht. Wir ſind den Herrn Feuerinſpektoren zu klug.“

„Ich dächte, wir blieben in der Welt, und ließen die Kloſter-Schäfelein in ihrem Stalle.“

„Wir rächen die Menſchheit an der Ungerechtigkeit, und entführen Klärchen.“

Roſa trat mit einem Blumenkranze ein, hatte die letzten Worte gehört, und fragte ziemlich naiv:

„Ein Klärchen wollt ihr entführen?“

„Eine wahre Sünde! — rief Leporello aus. — Einem Windſpiel einen Menſchennamen zu geben, ihn Klärchen zu nennen!“

Roſa blickte beide bedenklich an, ſchwieg, und legte ihren Kranz auf den Tiſch, mit der Bemerkung:

„Es ſind die ſchönſten Blumen unſers Gartens.“

Ein Page der Marcheſe Alcriona brachte ein Gegenkompliment, und eine Einladung.

Aſtarte trat in's Zimmer. Alle gingen. Er blieb mit Juan allein. Dieſer fragte ärgerlich:

„Auch in Rom?"

„Man hat allenthalben zu thun," — antwortete dieſer.

„In dieſer heiligen Stadt, wo" —

„Bah! Was weißt du von Heiligkeit? Was weiß Rom davon? — Ein Sünden-Neſt iſt die Stadt, trotz einem in der Welt. — Brauchſt du Geld?"

Ein gepreßtes Ja! entſtieg Juans Bruſt. — Aſtarte legte einige Wechſel auf den Tiſch, und ging im Zimmer auf und ab, indem Juan ſich ſeufzend auf ein Sopha warf, und ausrief:

„Zu Seiner Heiligkeit will ich eilen, und will" —

„Schweig!" — rief Aſtarte ihm gebietend zu.

„Ich will nicht ſchweigen! Ich will" —

„Ich erdroßle dich!"

Juan bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht. Aſtarte verließ das Zimmer.

Roſa trat ein. Sanft fragte ſie;

„Was iſt Euch? Was fehlt euch? Seyd Ihr krank?“

Er ſtreckte ihr die Hand entgegen, die ſie ergriff:

„Euer Puls klopft heftig!“

Er zog ſie zu ſich, auf's Sofa, und rief aus:

„Ich bin ärgerlich. Erheitre mich, liebes Kind!“

Sie fing an zu erzählen, und Juan kam nach und nach zu ſich. Roſa war artig und zärtlich, Juan war galant und feurig. Leporello ſchrieb ſie im Vorzimmer auf ſein Regiſter, und ſchob es lachend in ſeinen Koffer, als Roſa aus dem Zimmer, durchs Vorzimmer, über den Saal, ſchnell in' Garten ſprang, und in der Laube ſich aufs Sofa warf.

„Sie weint!“ — rief Leporello aus.

Juan nahm Huth und Degen, zur Marcheſe zu gehen.

Eilftes Kapitel.

Weh' dem, der Weibern blindlings traut!

Die Marcheſe kam ihm mit einem Papier in der Hand entgegen:

„Willkommen Sonnet! — Hört doch! — Ihr werdet um Euer Urtheil gebeten, und kommt recht erwünſcht.“

Ohne ſeine Antwort zu erwarten, las ſie von dem Papier ab:

Sonnet.*)

Mich hat die Lieb' im eitlen Traum verblendet,
das Glück hat Hoffnung mir gebracht,

---

*) Das Sonnet: Gustando fue el amor mis tristes amores etc. aus dem zweiten Buche der Diana des J. de Monte Mayor.

hat falſch mich freundlich angelacht,
und eilig hat es ſich von mir gewendet.
Die ſchnelle Zeit, die Menſchen Werke ſchändet,
Hat allen Trug entdeckt in einer Nacht.
Hab' ich von Feſſeln frei mich jetzt gemacht,
So hab' ich neue Flammen nur verzündet.
Was Treu, was Falſch hienieden iſt zu nennen,
Lernt man an meinem Beiſpiel jetzt erkennen:
Weh' dem, der Weibern blindlings traut!
Das Glück war ſtets mir vorgeflogen,
und dennoch hat es mich betrogen,
um Zeit, um Liebe, um die Braut!

„Ich beklage den Klagenden, — rief Juan aus, — und wünſche mir, nie in dieſer Art, etwas dichten zu müſſen, und wär es auch eben ſo ſchön gedichtet, als gegenwärtiges Sonnet. — Erlaubt es! — nicht gedichtet iſt.“

„Geſungen! — rief die Marcheſe. — Das Sonnet iſt von Monte Mayor.“

Er wollte eben antworten, als der Kapitain des Stadt-Viertels eintrat. Alle ſahen verſtummt und erſtaunt einander an. Jener wendete ſich an Juan und ſagte:

„Euern Namen Señor!"

„Mein Name iſt kein Schelmenſtück!"

„Euer Name kann ſehr gut ſeyn, aber — ich muß ihn wiſſen."

„Weswegen? Wozu?"

„Das werdet Ihr erfahren."

„Gut dann! — dann auch, erfahrt Ihr meinen Namen."

„So gebt den Degen."

„Warum?"

„Ich brauchte Euch keinen Beſcheid zu geben; da ich aber eben bei Laune bin, ſo will ich Euch nur ſo viel ſagen, daß man jedes Wort weiß, welches Ihr, — Ihr wißt ſchon, wo, — mit einem gewiſſen Mädchen, — Ihr wißt, wer ſie iſt, — gewechſelt habt."

„Ewiger Himmel! was thut man aus Artigkeit, einem ſchönen Mädchen nicht alles!"

„Es iſt zwiſchen Mädchen und Mädchen ein Unterſchied.“

„Scharmant! — Darinn muß ich mich belehren laſſen!“

„Ihr wißt doch wohl, daß es gewiſſe Mädchen giebt, die — doch wozu das hier? Ihr ſeyd Don Juan d' Eſtramos-Garevillas, wie wir wiſſen, habt thun wollen, was wir auch wiſſen, Ihr gebt Euern Degen ab, und folgt mir.“

„Geſetzt auch, Ihr wißt, wie ich heiße, Ihr wüßtet, was ich habe thun wollen, was dennoch immer ſehr problematiſch iſt, ſo wißt Ihr doch nicht, was ich jetzt thun werde. Ich will es Euch aber ſagen: Ich gebe meinen Degen nicht ab, ich folge Euch nicht, und wollt Ihr Gewalt brauchen, ſo ſtoße ich Euch nieder.“

„Der Kapitain wendete ſich gegen die Thür, und rief:

„Wache!“

Dieſe trat ſogleich ſechs Mann ſtark, ein. Der Kapitain fuhr fort:

„Dieſen Edelmann nehmt gefangen, und ſetzt er ſich zur Wehre, ſo ſchießt ihn nieder.“

„Gerechter Gott!“ — ſchrie die Marcheſe, und ſank auf ein Sofa.

Don Juan zog den Degen, und ſchwur, den erſten der ſich ihm nahe, niederzuſtoßen: zugleich faßte er mit der Linken ein Sackpiſtol, und zeigte, er werde ſeine Freiheit theuer verkaufen, indem er hinzuſetzte:

Von meinem Leben, iſt die Rede nicht, denn ich achte es nicht. Lebend bekommt Ihr mich nicht in Eure Gewalt, und todt ſollt Ihr mich theuer genug bezahlen.“

Die Marcheſe jammerte, die Geſellſchaft ſtand bleich und erſchrocken — der Kapitain kommandirte:

„Legt an!“

In dieſem Augenblicke trat der Spaniſche Geſandte ein. Er wendete ſich gegen den Kapitain, und ſagte:

„Vermöge des Euch bekannten Vorrechts des Geſandten Sr. Kathol. Majeſtät, meines gnädigſten Königs und Herrn, reklamire ich dieſen Spaniſchen Edelmann vor mein Tribunal, erwarte die Anklage gegen ihn, und werde ihn beſtrafen, nach Recht und Gewiſſen, wenn er wirklich etwas verbrochen hat.“

Der Kapitain lies die Wache abtreten, und folgte ihr. Alle blickten mit Erſtaunen auf den Geſandten. Die Marcheſe wußte nicht wie er zu ihr kam, und Don Juan kannte ihn nicht. Jener aber bat ihn, in ſeinem Wagen Platz zu nehmen.

Kaum war er eingeſtiegen, als der Geſandte ſich ihm kenntlicher machte. Aſtarto ſaß an Juans Seite, und lächelte:

„Nicht wahr, ich kam recht ſehr gelegen?“

Juan ſchwieg. Jener fuhr fort:

„Klärchen kann dieſen Abend noch entführt werden; aber dann, geht der Herr eilig aus Rom, denn der wirkliche Spaniſche Geſandte möchte keinen Spaß verſtehen.“

Damit ſetzte er, unfern der Porta-Latina ſeinen Gefährten ab, und fuhr allein davon.

Zufällig begegnete ihm Leporello, dem er zurief:

„Ein Zufall ändert alles. Klärchen wird dieſe Nacht noch entführt.“

Er gab ihm Geld, die gehörigen Inſtruktionen, und ging aus der Stadt.

Zwölftes Kapitel.

Ein ſcharmanter Kavalier.

Es war dunkel, als er in die Stadt zurück kam. — Er hoffte Klärchen im Kloſter-Garten zu finden, durchs Thorgitter ſah er eine Nonnengeſtalt im Garten auf und ab wanken:

„Klärchen! Klärchen!“ — rief er, und die Geſtalt ſtand lauſchend ſtill. — Er wiederholte den zärtlichen Ruf; die Geſtalt ſchwebte herbei.

„Wer ruft?“

„Kennt Klärchen ihres Juans Stimme nicht?“

Jene ſchwieg einige Augenblicke, und ſagte endlich:

„Uns trennen Schloß und Riegel, und zwiſchen uns, ſind Kreuz und Schleier.“

Es war nicht Klärchens Stimme. Juan fragte:

„Wie nenn' ich die ſchöne Eingeſchloſſene, die mit mir ſpricht?"

„Ihr kennt die Schweſter Monika doch nicht, wenn ſie Euch auch ſagt, daß ſie es iſt, die mit Euch ſpricht."

Er ſtreckte durch das Gitter ihr die Hand entgegen, als hinter ihm gerufen wurde:

„Verräther! ſteh, und ſtich!"

Er wendete ſich einem blanken Degen entgegen, zog den ſeinigen, und fühlte ſeine Klinge ſchon gepackt. — Die Straße herauf kommen Fackeln; Juan fiel herzhaft aus, und ſein Gegner ſchrie:

„Weh' mir! Ich bin getroffen!" — indem er gegen die Gartenmauer taumelte.

Juan floh dem Thore zu, wo Leporello ſchon mit einer bepackten Chaiſe hielt. Er fragte:

„Kommt Ihr allein?"

„Fort, — fort! ſchrie Juan, als er in den Wagen ſprang.

Die Stadt im Rücken, erzählte er ihm ſein Abentheuer, und Leporello meinte: je leichter, je ſchneller ſey zu fliehen. — Sie nahmen ſich auch wirklich zuſammen, und hielten nicht eher auf einige Tage an, als bis ſie Seſſa erreicht hatten.

Nach einem Auffenthalt von drei Tagen in dieſem Städtchen, wo weiter nichts Bemerkenswerthes verfiel, als daß Leporello den Namen einer zierlichen Citronenhändlerin in ſein Regiſter eintrug, eilten ſie weiter, bis Neapel.

Hier miethbeten ſie ſich an der Hafen-Promenade, S. Leonards gegenüber, bei zwei Schweſtern ein, die von ihren kleinen Renten, nur zuweilen von ihren Beichtvätern beſucht, ganz einſam lebten.

„Dieſe verführen uns nicht! — rief Leporello aus; — und auch wir werden ihren verjährten Tugenden ſchwerlich Fallſtricke legen.“

„Ich gebiete dir, — ſagte Juan; — ſo artig und galant, wie möglich, gegen die ehrbaren Antiken zu ſeyn. Du darfſt darinn nur meinem Beiſpiel folgen; denn du wirſt ſehen, daß ich den ehrbaren Jungfrauen ſo allthät zärtlich wie möglich, begegnen werde.“

In der That benahm er ſich auch ſo artig gegen das edle Schweſter-Paar, daß dieſes nicht umhin konnte, laut zu verſichern und zu geſtehen: er ſey ein ſcharmanter Kavalier.

Juan der ſich gern in den Nachbarſchaften zu orientiren pflegte, erreichte ſeinen Entzweck vollkommen, indem er fleißig bei ſeinen freundlichen Wirthinnen einſprach, die ihm über hundert Schritte weit hinauf und hinunter, die lieben Nachbarn ſo gut wie möglich, abkonterfeiten. Nur das dritte Haus links, gegen das Prendio zu, blieb ein wenig myſteriös geſchloſſen, und die vielwiſſenden Jungfern konnten nur geſtehen, ſie wüßten von den Bewohnern deſſelben ſo wenig, als nichts. Juan lächelte:

„Vielleicht bewohnt es ein alter Knicker, der im Stillen mit dem lieben Gelde ſcharmirt?“

„Das nicht, Herr Ritter!“

„Oder eine fromme Büßerin die der Welt entſagt hat und mit der Ewigkeit liebäugelt?“

„Wohl nicht. — Vor ſechs Wochen ſtarb der ehemalige Beſitzer deſſelben, ein Advokat, ohne Leibeserben. — Seine Schweſtern boten das Haus feil, und vor vierzehn Tagen hieß es: es iſt an einen Sizilianer verkauft worden. Einige Tage darauf wurde es bezogen, und es iſt gar nicht recht zu erfahren, wer eigentlich in demſelben wohnt. Eine Mohrin kriecht zu weilen aus demſelben, kauft Lebensmittel ein, und kriecht wieder in's Haus zurück, das ſtets, wie eine Feſtung, verrammelt und geſchloſſen gehalten wird.“

„Meine Damen! Wir müſſen durchaus erfahren, welch' ein Weſen das Haus bewohnt!“

„Wir wollen alles anwenden; aber“ —

„Es muß gehen! — Was kann die Entſchloſſenheit nicht alles durchſetzen? Sie iſt meine vieljährige Freundin, und wird mir auch diesmal beiſtehen. — Doch, es naht ſich die Zeit, in der meine Damen, ihre Meſſe gewöhnlich zu hören pflegen, und ich will nicht abhalten.“

„Eure angenehme Gegenwart, Herr Ritter! kann“ —

„Angenehm? — Wirklich? — Meine Gegenwart angenehm? — Ich könnte das für Wahrheit nehmen, und“ —

„Nehmt es, wie es iſt. — Wir werden ſtets erfreut ſeyn“ —

„Allzu viel Güte gegen einen Unbekannten! — Doch die Verſicherung kann ich geben, ich bin kein Undankbarer. Ich empfehle mich Euern Herzen!“

„Ach! — ſeufzte Hortenſia — Dies kam zu ſpät!“

„Zu ſpät, meine Theure? !“

„Vor zwanzig Jahren — lächelte Iſaura — hätte man ſo etwas geglaubt; jetzt aber“ —

„Bleibt doch ſtets gläubig; edle Signora!“

„Ihr ſeyd ein Hofmann!“

„Das bin ich nicht. Aber aufrichtig werdet Ihr mich ſtets finden.“

Er empfahl ſich mit zwei eleganten Handküſſen, und fühlte zitternde Hände.

Dreizehntes Kapitel.

Es wär' ein Spaß ſie auf dem Regiſter zu leſen!

Dem müſteriöſen Hauſe nahe, ſah' Juan eine Mohrin aus demſelben kommen, auf die er ſogleich zuging, und ſie anredete:

„Wie befindet ſich die liebe Herrſchaft?"

Sie ſah ihn fragend an, und wollte ſchweigend weiter gehen, als Juan ihr nachrief:

„Viele Grüße!"

Die Mohrin fragte:

„Wer ſeyd Ihr?"

„Ein Edelmann, der deine Herrſchaft grüßen läßt."

„Kennt Ihr meine Gebieterin?"

Er ſeufz'te. — Sie fragte betroffen weiter:

„Wo habt Ihr ſie geſehen?“

Er drückte ſeufzend ſeine Hand auf Mund und Herz, und ging weiter. — Die Mohrin blieb ſtehen, und ſah ihm nach. Da er dies merkte, ging er in ſeine Wohnung, eilte auf ſein Zimmer, und trat auf den Balkon. — Die Mohrin blickte aus der Entfernung zu ihm hinauf, und ging in das Haus zurück, aus welchem ſie gekommen war.

Seine Wirthinnen kamen aus der Kirche; er ging ihnen entgegen, und bat ſie, ein kleines Frühſtück bei ihm einzunehmen. — Geſchickt wußte er alle ſeine Koſtbarkeiten zu zeigen, und beſchenkte Hortenſien mit einem ſchön gearbeiteten goldnen Riechfläſchgen, indem er Iſauren einen ſchönen Fächer anzunehmen bat. Die Jungfern waren außer ſich, nannten ſich ſeine Schuldnerinnen und verſicherten, ſie würden ſuchen, ſich nächſtens zu revangiren.

Als ſie ihn verlaſſen hatten, rief er lachend aus:

„Leporello! Es könnte mir Spaß machen,

dieſe reſpektablen Jungfrauen auf meinem Regiſter zu ſehen."

„Mir auch edler Herr! — Aber es iſt gewiß Euch Ernſt nicht."

„Je nun! — Freilich ſind ſie"

„Den Funfzigen näher, als den Zwanzigen" —

Dergleichen Veſtalinnen haben — — Genug! Es wär' ein Spaß!

Er lachte laut auf, und ſprang lachend die Treppe hinab, auf die Straße. — Hier hörte er einige Augenblicke einem Polichinell zu, und neckte ſich mit einem artigen Sträußermädchen, der er Blumen bezahlte, die ſie ihm Morgen bringen ſollte, wanderte einer Seitenſtraße zu, ohne zu wiſſen, wohin er wollte, und ſah ſich bald auf einem offenem Platze, einer Marionetten-Bude gegenüber. Dicht an ihm vorbei ging eine ſchwarzverſchleierte Dame, der eine Zofe mit einem Buche folgte, die aus der Meſſe zu kommen ſchien, glitſchte aus, und wär' niedergeſtürzt, wär' er nicht hinzugeſprungen, ſie aufzufangen. Sie lag in ſeinen Armen, und ihre Zofe ſchrie laut auf.

„Herr Ritter! — ſtammelte die Dame: — Ich danke“ —

Sie griff nach dem Schleier, Juan blickte in ein Paar Augen, die ſtrahlenden Sternen gleich, an einem ſchönen, reinen Aether ſtanden. — Die Dame liſpelte:

„Ich fürchte, ich habe mir den Fuß vertreten:“

„Erlaubt mir Glücklichen, ſchöne Signora! Euch meinen Arm zu bieten.“ —

„Ich nehme ihn an, und bin Euch ſehr verbunden!“

Sie zeigte auf ein Haus, in einer Entfernung von kaum dreyßig Schritten, auf welches er ſie zuführte, indem die Zofe voraus ſprang. — Vater und Mutter traten den Kommenden entgegen, dankten, und baten ſo freundlich, daß Juan in ein geöffnetes Zimmer trat, in welchem Pracht und Geſchmack die Hände ſich geboten hatten, daſſelbe zu verſchönern.

Serafina, das ſchöne Mädchen welches Juan in ihr Haus geführt hatte, war die einzige Tochter eines ſehr reichen Kaufmanns, der kaum enden konnte zu verſichern, er werde, ſo lange er lebe, die Höflichkeit nicht vergeſſen, mit der ein Unbekannter ſeiner geliebten Tochter Beiſtand geleiſtet habe, indem er hinzu ſetzte:

„Nur macht es mich verlegen, und ich weiß nicht wie ich" —

„Ich bin ein Fremder, — fiel Juan ein, — der einige Monate in dem ſchönen Neapel verleben will. Aber ich bin hier ganz ohne Bekanntſchaft, und wenn ich ſo glücklich ſeyn könnte" —

„Mein Haus, — ſchrie Tomaſino entzückt, ſteht Euch offen; meine Tafel iſt für Euch gedeckt, meine Villa gehört Euch, und wenn Ihr ſonſt etwa" —

Ein Händedruck Juans hemmte den Fluß ſeiner Rede, indem dieſer ſagte:

„Beſchwerlich will ich durchaus nicht fallen; doch macht es mich ſehr glücklich in dem großen Neapel ein Haus zu wiſſen, von dem ich ſagen kann, es gehört einem edlen Manne, der dein Freund iſt. Ich bitte alſo um Eure Freundſchaft, die ich nie verlegen machen werde. — Doch darum bitte ich, monatlich mir einen Wechſel von 2000 Dukaten abzunehmen.“

Der Kaufmann horchte hoch auf, und ſich ganz vergeſſend, oder vielmehr ſich ganz findend, rief er aus:

„Ei! Herr Ritter! Ihr müßt ſehr reich ſeyn!“

Wenn ich ein Verſchwender ſeyn wollte, — lächelte Juan: — könnte ich dreimal ſo viel verzehren. Doch davon kein Wort mehr!“

Die Unterhaltung wurde allgemeiner, und ehe Juan ging, mußte er verſprechen, wöchentlich zweimal des Hauſes beſtändiger Gaſt zu ſeyn. Er verſprach es, und ging ſehr wohl gelaunt in ſeine Wohnung zurück.

* * *

Vierzehntes Kapitel.

Sein Herz ſoll Bürge ſeyn.

Juan ſtand gegen Abend mit der Guitarre auf dem Balkon, als er auf der Straße die Mohrin gewahr wurde, die mit einem weißen Tuche ſchwenkend, ſich bemerkbar machte. Er gab das Gegenzeichen, und winkte ſie zu ſich hinauf.

Sie trat in ſein Zimmer, das er ihr entgegentretend, öffnete, indem er ihr die Hand freundlich drückte, und ſie willkommen hieß. Sie begann:

„Meine Gebieterin wünſcht ſehr angelegentlich zu wiſſen, wo Ihr ſie geſehen habt? ob Ihr ſie kennt? und wer Ihr ſeyd?“

„Dies alles, meine Liebe! kann ich ihr nur ſelbſt ſagen.“

„Wollt Ihr mir folgen?“

„Mit Vergnügen!“

Er ging mit ihr.

Auf ein gewiſſes, wie es ſchien, bekanntes, oder verabredetes Zeichen, wurde die Hausthür geöffnet, ohne daß dabei ein Menſch zum Vorſchein kam. Die Mohrin führte ihren Gefährten über eine Gallerie durch einen Saal in ein Zimmer, in welchem auf einer Eſtrade ſich etwas bewegte, als er eintrat, und verließ ihn.

Bei'm Schein einer ſchönen ſchwebenden Lampe, ſah er ausgeſtreckt auf der Eſtrade eine Dame liegen, umfloſſen von einem langen, himmelblauen orientaliſchen Gewande. Ihr dunkelbraunes Haar war mit glänzenden Perlen und ſtralenden Edelſteinſchnüren durchflochten, und ein roſenrother, mit Gold geſtickter Schleier bedeckte ihr Geſicht. Sie erhob ſich, blickte ihn lange genau und forſchend an, und ſagte endlich in fränkiſcher Sprache:

„Ich kann mich nicht erinnern Euch je geſehen zu haben. — Dennoch ſagte mir meine Sklavin, Ihr hättet Euch nach mir erkundigt. Wie geht das zu? — wer ſeyd Ihr?"

„Ich bin ein ſpaniſcher Edelmann, — antwortete Juan; — und Euer unterthäniger Diener, ſchöne Sennora!"

Sie ſchwieg. Er fuhr fort:

„Sollte ich ſo glücklich ſeyn, Euch irgend in etwas dienen zu können, ich würde dieſe Stunde für eine der ſchönſten meines Lebens, und mich ſelbſt glücklich ſchätzen. — Ihr ſeyd hier fremd, vielleicht ohne Bekannte, ich bin Euer Landsmann" —

„So iſt es nicht. — Ich bin nicht in Spanien geboren. — Wie kam't Ihr aber da zu meiner Sklavin" —

„Mein Herz" —

„Euer Herz?" —

„Ich ſah Euch" —

„Ihr ſaht mich? Unmöglich! — Ihr müßt Euch irren. Seit ich hier in Neapel lebe, habe ich dieſe Wohnung noch nicht verlaſſen.“

„Am Fenſter habe ich Euch geſehen“ —

„Am Fenſter? Und Euer Herz“ —

„Es war ſeit jenem glücklichen Augenblicke verloren.“

„Ich muß vielmehr etwas ahnden, daß“ —

„Beruhiget Euch über alles, was Ihr fürchten könntet.“

„Wer giebt mir Bürgſchaft?“

„Mein Herz das Euch anbetet.“

Er nahte ſich ihr, lies ſich auf ein Knie nieder, ergriff ihre Hand, und drückte ſie an ſeine Lippen. Sie zog die Hand zurück, und rief aus:

„Steht auf!“

„Nicht eher, als bis Ihr meine Bürgſchaft angenommen habt.“

„Keine Grimaſſe!“

Er ſprang auf, drückte ſeine Hände gegen die Bruſt, hob ſeine Augen gen Himmel, und ſeufzte:

„Lebt wohl!“

Er wankte der Thüre zu. Sie fragte:

„Darf ich Euren Namen wiſſen?"

Juan ſagte ihr denſelben, und ſetzte hinzu:

„Auf immer glücklich, oder unglücklich, wie Ihr es wollt."

Sie ſchwieg. Er fuhr fort:

„Ich muß Neapel verlaſſen. Lebt wohl! — Der Himmel gebe Euch, was mir mein Unglück raubt! — Lebt wohl!"

Er verließ das Zimmer, und eilte aus dem Hauſe.

Fünfzehntes Kapitel.

Schweig' und' geh zur Schwarzen!

Als den folgenden Morgen Leporello das artige Sträuſſermädchen, die ſein Herr dem Polichinell gegenüber, kennen lernte, in ſein Regiſter eingetragen hatte, eilte Juan, dem Kaufmann Tomaſino ſeine Aufwartung zu machen, denn die ſchöne Seraſina hatte Wünſche in ſeinem Herzen zurückgelaſſen, die ihn ſo dringend wie möglich nöthigten, ſie zu ſehen und zu ſprechen. Sie war, wie er erfuhr, mit ihrer Mutter auf die Villa gefahren, und der Alte bedauerte nichts mehr, als daß ein ſtarker Poſttag ihn abhielt, mit ihm gleichfalls dahin zu gehen. Er verließ den Beſchäftigten bald wieder, unterhielt ſich aber auf der Gallerie mit Serafinens Zofe ſo freundlich artig, daß dieſe ihm ſagte, es ſey ſehr wahrſcheinlich, daß ſie morgen mit ihrer Signora ganz allein nach der Villa fahren werde, deren Lage ſie ihm ganz genau bezeichnete! Juan drückte ihr einige Dukaten in die Hand, nannte ſie allerliebſt, küßte ihre ſchönen Augen, und wollte ihr noch mancherlei ſagen, als Fußtritte gehört wurden. Romana, (ſo hieß die Zofe.) öffnete ſchnell und gefaßt eine Thüre, und ſchob ihn in ein Zimmer, welches ſie hinter ihm verſchloß.

Er warf ſich auf ein Sofa, blätterte in einem Gebetbuche, und wäre beinahe eingeſchlummert, als die Thüre geöffnet wurde, und Romana in das Zimmer trat, welches ſie jedoch ſorgfältig hinter ſich verſchloß. Sie erzählte ihm, daß Serafina ihr vertraut habe, er habe einen Eindruck auf ſie gemacht, deſſen noch kein Mann ſich rühmen könne, und ſie beklage weiter nichts, als daß ſie nicht von Adel ſey. Juan verſicherte, Serafina habe ihn entzückt, ſein Herz gehöte ihr allein, er würde ihre Liebe zu verdienen ſuchen, und wolle ſie ihm dieſelbe ſchenken, ſo ſey der Adel ihres Hauſes das Geringſte, wonach er zu fragen habe.

„Uebrigens — fuhr er fort — gehören der artigen Nemana zwei tauſend Dukaten, wovon ich ſogleich hundert Stück pränumerire, wenn ſie auf meiner Seite iſt. Und reiche ich Serafinen meine Hand, ſo geht ſie als meine Freundin, mit uns auf meine Güther, nach Spanien, wo wir für ſie, wie ich hoffe, auch einen artigen Kavalier finden werden, dem ſie ihre Hand reichen kann."

Er ſchob ihr einen Ring an den Finger, erhielt von ihr die Verſicherung mit einem Schwur auf das Bildniß ihrer Schutzheiligen, auf ſie könne er ſich ganz verlaſſen, und als er das Zimmer verließ, lächelte er bei ſich ſelbſt:

„Leporello wird ſich wundern, ſeine Liſte ſchon wieder vermehrt zu ſehen."

Wirklich, rief dieſer auch aus, als er vernahm, was er zu thun habe:

„Sennor! Ihr macht die Tinte theuer, wenn's ſo fort geht."

Zugleich überreichte er ihm ein Billet welches die Mohrin gebracht hatte, und ſetzte hinzu:

„Der Ueberbringerin habe ich viel Schönes geſagt, habe ihr ein Glas Cyperwein vorgeſetzt, und mit Eurer Erlaubniß! zwei Dukaten Botenlohn geſchenkt."

„Bravo!"

„Sie hat zwei bis dreimal geſeufz't" —

„Haſt du etwa" —

„Ich bitte unterthänig! In die Vierzig iſt ſie ſchon ſicher mehr als zu tief geſunken; und ich" —

„Je nun!"

„Freilich bei Eurer Reſignation" —

„Lerne etwas!"

„Bei Eurer Herzhaftigkeit" —

„Nimm ein Beiſpiel!"

„— und Lüſternheit, ſogar nach" —

„Was machen unſre Hausſchönen?"

„So eben wollte ich von denſelben ſprechen

Sie haben ſich ganz angelegentlich bei mir nach Euern Leibgerichten erkundiget. Es giebt ſicher ein Traktament!“

Juan hatte das erhaltene Billet, welches mit einem Arabiſchen Siegelringe geſiegelt war, erbrochen, und las:

„Ich habe durch die dritte Perſon Erkundigungen
„von Euch bei dem Bankier Tomaſino
„einziehen laſſen, die mich zwar nicht
„befriedigen, dennoch aber mir erlauben,
„Euch vor Eurer Abreiſe aus Neapel, noch
„einmal zu ſprechen.“

Juan griff lächelnd nach der Feder, und ſchrieb:

„Wie glücklich macht mich die erhaltene Erlaubniß,
„Sie wieder, wenigſtens noch einmal
„zu ſehen, die angebetete Göttin dieſes
„Herzens! — Morgen wollte ich Neapel verlaſſen.
„Jetzt bleibe ich, und erwarte die
„Befehle meiner Gebieterin.“

„Hier, Leporello! beſtelle dies Briefchen, und laß dir auch 2 Dukaten geben. — Uebrigens, betrage dich gegen die ſchwarze Schöne ein wenig galant, und rekognoſzire. — Ein Paar Küſſe" —

„Edler Herr!"

„Du wirſt nicht [illegible]ich ſterben! — das iſt ein Weſen und ein Lärm wenn du deinem Herrn einmal etwas zu Gefallen thun ſollſt, als wenn" —

„Gut! — Ich will mein Gefühl übertäuben, will meine Empfindung" —

„Nicht ſo viele Umſtände! — Hurtig! daß der Brief fortkommt. — Uebrigens, wenn nach mir gefragt wird: ich bin ſteinreich, habe eine Herrſchaft in Spanien, und eine auf den Kanariſchen Inſeln, bin mein eigener Herr, habe weder Eltern noch Geſchwiſter, ſuche eine Gattin" —

„Wie gewöhnlich! — Sie hat ſchon einen kleinen Imbiß dieſer Art erhalten, die edle Schwarze!

Jetzt, zu meinem Mohren Mädchen,
glänzend wie die Mitternacht,

welche Morpheus lange gerne
auch zur Freundin ſich gemacht:
wie Lope de Vega ſingt. — Wenn Ihr mich wiederſeht, wiſſen wir entweder etwas, das wir noch nicht wiſſen, oder ſie weiß ſelbſt nichts. Wenn Ihr aber — Alle Wetter!“

„Was giebt's?“

„Bleibt, und tretet nicht an's Fenſter! — So wahr ich lebe! Der Kapitain Morone geht hier vorbei, mit deſſen Schweſter Ihr in Parma“ —

„Du gehſt zur Schwarzen! — Mit dem Kapitain will ich ſchon fertig werden, wenn er mir in den Weg kömmt. Seine Schweſter war eine Närrin“ —

„Sie iſt's geworden, da ſie ſah, daß Ihr“ —

„Schweig und geh zur Schwarzen!“ —

* * *

Sechszehntes Kapitel.

Spröde Mädchen müſſen geliebt werden.

Leporello kam zurück, und referirte, die Mohrin habe ihm das Briefchen an der Hausthür abgenommen, und ohne ſich mit ihm zu unterhalten, dieſelbe ſogleich wieder verſchloſſen. Juan verſchloß ſich in ſein Kabinet, wo ihn, zu ſeiner Verwunderung, Leporello ſehr laut ſprechen hörte, als wär er mit jemand in Unterhaltung. Dann riß er wild die Thür auf, ſtürzte in's Zimmer und warf ſich auf die Eſtrade, ganz abgemattet, wie es ſchien. Leporello ſah ihn mit großen Augen an, und fragte:

„Was fehlt Euch?“

„Nimmermehr!“ — ſchrie Juan wild, ohne auf ihn zu hören.

Leporello trat erſchrocken ihm näher. Juan fuhr mit der Hand über's Geſicht, ſchien ſich zu ſammeln, und ſeufzte tief auf. Dann rief er:

„Wein, Leporello! Wein!“

Dieſer verließ das Zimmer, und als er mit Wein zurück kam, fand er ſeinen Herrn ſehr matt. Er reichte ihm einen Becher Wein; Juan trank, und lächelte:

„Der Wein iſt gut! — Dem, entſage ich noch nicht.“

Er leerte zwei Flaſchen, und ſchlief auf der Eſtrada ein.

Früh erwachte er heiter und froh, nahm ſingend Degen und Huth, und eilte aus dem Hauſe, der Villa zu, wo er Serafinen zu ſprechen hoffte. — Er näherte ſich einer rothen Gartenthür, die er eben ganz behutſam öffnen wollte, als ſie aufging, und Romana freundlich vor ihm ſtand:

„Hier ſind wir ſchon!“

„Serafina?“

„Ich und Serafina.“

„Und ſie weiß, daß ich kommen werde?“

„Laßt Euch ja nichts merken, daß Ihr glaubt, ſie wüßte es.“

„Gut!“

„Blos der Zufall führt Euch, führte uns hieher“ —

„Schon gut!“

Sie ging in den Garten zurück, und einige Augenblicke darauf, trat Juan in denſelben. Er überraſchte die Mädchen in einer Laube, wo ſie frühſtückten. — Er wurde eingeladen; er nahm Platz. Es war ein vortrefflicher Morgen. — Romana lief auf und ab. — Erfahren, wußte Juan jeden Zwiſchenraum zu benutzen, und zitternd und bewegt, empfing Serafina ſein Geſtändniß: er liebe ſie.

Man erwartete gegen Mittag Beſuch. Juan hatte Geſchäfte. — Das Geſtändniß gewann er Serafinen ab: ſie habe ihn gern geſehen, und beim Abſchied errang er noch das Verſprechen: ihn recht oft wiederzuſehen.

„Ich hoffe, — ſetzte ſie hinzu: — Euch dieſen Mittag wieder hier zu ſehen. Wir haben Geſellſchaft, ein kleines Konzert“ —

„Aber Euer“ —

„Ihr findet in Eurer Wohnung eine Einladung von meinem Vater; der meinigen, will ich nichts zu verdanken haben.“

So kamen ſie zur Gartenthür. Juan ſchied ſchweigend mit einem Händedruck, der ſanft erwiedert wurde. Serafina fragte:

„Und Ihr kommt?“

Juan drückte einen feurigen Kuß auf ihre Hand, ſeufzte, und verließ den Garten.

Tomaſino's Einladung lag auf ſeinem Zimmer. Juan fragte, indem er ſich auf's Sofa ſtreckte:

„Giebt es ſonſt noch etwas?“

„Marthe war hier, und das Sträußermädchen hat friſche Blumen gebracht;“ — antwortete Leporello.

Juan kleidete ſich um, und ging zu Tomaſino mit dem er auf die Villa fuhr. — Hier war Geſellſchaft, man frühſtückte auf, und ein kleines Konzert wurde gegeben, in welchem Oretaſina ihre Talente als Klavierſpielerin bewundern ließ. — Alle fuhren gegen Abend vergnügt in die Stadt zurück.

Juan war eben in ſein Zimmer getreten als die Thür hinter ihm aufging, und Merone, in Begleitung eines Unbekannten eintrat.

„Hier haben wir unſern Mann!" — rief jene aus.

Juan ſah ihn ſchweigend an: Leporello trat verlegen zurück; Merone fuhr fort:

„Dieſer Mann, der ſich Juan d'Eſtremos-Gerovillas nennt, und ſeines Vorgebens, ein ſpaniſcher Edelmann iſt, kam nach Parma, machte meine Bekanntſchaft, wurde von mir und den Meinigen mit Höflichkeit und Artigkeit beſſer aufgenommen, als er es verdiente. Er benutzte den Zutritt den er in unſerm Hauſe erhielt, ſich in das Herz meiner jungen, unerfahrnen Schweſter zu ſtehlen, betrog ſie um daſſelbe, und um noch weit mehr, da er ihr verſprach ſie zu heurathen. Als er ſeine gottloſen Abſichten erreicht hatte, verließ er ſie niederträchtig, und die Unglückliche verlor den Verſtand. — Dies iſt der Mann den ich Euch kennen lerne. Er iſt ein Niederträchtiger, der" —

„Haltet ein, Herr Kapitain! — fiel Juan gelaſſen ein. — Wir müſſen uns erklären."

„Erklären?"

„Zärtliche Mädchen müſſen geliebt werden" —

„Auch betrogen?"

„Wer betrügt, wenn er nimmt, was man giebt?"

„Sophiſtereien! — Die Ehre des Mannes ſteht feſter."

„Mädchen die geliebt zu werden wünſchen, und geliebt werden, werden nicht betrogen.

Man giebt und nimmt. Kein Theil hat ſich zu beklagen. — Empfindungen ſind keine Kontrakte."

„Ihr habt meiner Schweſter verſprochen, ſie zu heurathen" —

„Geſetzt, ich hätte das gethan, ſo geſchah es vielleicht in einem Augenblicke, in dem ich außer mir war. Und wenn auch das nicht; die Mädchen hören es nur gar zu gern, wenn man ihnen einen Stand verheißt, der" —

„Keine Explikationen dieſer Art! Ich bin gekommen" —

„Ich fühle mich verbunden, den Unterhalt Eurer Schweſter" —

„Kein Wort davon!"

„Was verlangt Ihr alſo?"

„Genugthuung, für die Beſchimpfung die Ihr meinem Hauſe angethan habt."

„Und deßhalb ſeyd Ihr nach Neapel gereiſet?"

„Bis an's Ende der Welt würde ich reiſen, dieſe Genugthuung zu fodern.“

„Herr Kapitain! Ich bin ein guter Fechter. Geſetzt nun“ —

„Ich bin ohne Furcht.“

„Nun gut! Ihr ſtoßt mich nieder; kein Hahn kräht darnach, und Eure Schweſter erhält nicht wieder, was ſie verloren hat.“

„Ich bring' ihr Euer Blut, und ſie muß zufrieden ſeyn, daß ſie gerächt iſt.“

„Ihr irrt Euch. Sie wird noch unglücklicher werden.“

„Sie wird Euch lieber todt als ungetreu wiſſen.“

„Das ſey! — Geſetzt aber, Ihr fallt?“

„So überlaß ich es dem Himmel, meine Schweſter zu rächen.“

„Das könntet Ihr auch jetzt thun. — Doch, ich ſehe, daß Ihr es nicht wollt, alſo — Ihr habt zu beſtimmen, wenn, wie, und wo wir uns treffen wollen. Ich komme.“

„Das ſieht Euch wohl ähnlich, denn ein Menſch von Euern Grundſätzen“ —

„Es ſind die Grundſätze der Ehre, wenn ich gefordert, Euch mit dem Degen entgegen treten.“

„Ihr gebt alſo zu, daß Ihr meine Schweſter betrogen habt?“

„Ich gebe das nicht zu.“

„Daß Ihr Euer Wort gebrochen habt?“

„Verliebte Schwüre gehören den Winden: der Himmel hört ſie nicht.“

„Genug der Worte!“

„Wo beliebt es Euch, mich zu finden?“

„Wir ſind hier beide fremd — Ich dächte die Grenze“ —

„Bei allen ſchönen Augen in der Welt! ſo weit reiſe ich nach keinem Zweikampfe.“

„Aber die Gefahr deſſen der“ —

„So etwas, muß vorher überlegt werden. Ich entgehe Euch nicht. Zu jeder Stunde, in der ich kein Rendezvous verſäume, könnt Ihr mich haben, und unter den Ruinen von Portici haben wir z. B. Platz genug, unſere Klingen zu meſſen.“

„Gut dann! — Seyd Ihr auf Morgen verſagt?“

„Auf Morgen und Uebermorgen. Dann aber, ſtehe ich zu Befehl. — Leporello! Wein!“ —

„Iſt der Elende auch hier?“ — fragte der Kapitain, ſah ihn verächtlich an, und verließ, nebſt ſeinem Begleiter, das Zimmer.

Drittes Buch.

Die Sonne ſengt, die Stürme knicken,
ach! brich die armen Blumen doch!

Siebenzehntes Kapitel.

Die Liebe unterſcheidet weder Zeit noch Stunden.

„Der Herr Kapitain gedachte meiner Wenigkeit auch, in Gnaden!“ — rief Leporello aus.

„Er kennt dich ja;“ — lächelte Juan.

„Ich habe ohne mein Verſchulden, ſchon Mancherlei erhalten.“ —

„Wenn du es nicht behalten willſt, ſo ſchreibe es auf meine Rechnung.“

Er nahm die Guitarre, und eilte auf die Promenade. Leporello ſezte ſich ſeufzend zu Tiſche, und lies es ſich wohl ſchmecken.

Juan ſchweifte umher, und kam endlich zu Tomaſino's Wohnung. Romana wandelte dort umher.

„Ich dachte wohl, — ſagte ſie, — daß Ihr kommen würdet. — Wie wär es, wenn ich Euch zu Serafinen brächte?“

„Aber, wenn ſie“ —

„Ich ſehe nicht ein, was ſie thun kann, wenn Ihr einmal auf ihrem Zimmer ſeyd. Lärm kann ſie nicht machen“ —

„Führe mich zu ihr, ſchönes Kind!“

Serafina fuhr heftig zuſammen, als Juan eintrat. Er ergriff ihre Hand, ſuchte ſie zu beruhigen, und es gelang ihm, ſie ſtill zu erhalten; doch blieb ſie ängſtlich und verlegen. Er ſprach von Liebe, warf ſich vor ihr nieder, und betheuerte, er kenne kein größeres Glück als das, ſie ſein zu nennen.

In dieſem kritiſchen Augenblicke trat ihr Vater in's Zimmer. Juan faßte ſich, ſprang auf, ging auf ihn zu, und rief aus:

„O! mein Wertheſter! vollendet mein Glück!“

„Mein Herr!“ — ſtammelte dieſer.

„Nur im Beſitze der Hand und des Herzens Eurer geliebten Tochter, kann ich glücklich ſeyn!

Was helfen mir alle Schätze und Güther, kann ich ſie nicht theilen mit der, der mein Herz gehört?“

„Meine Tochter?“ — fragte Tomaſino mit zitternder Stimme.

„Mein Vater!“ — ſtammelte Seraſina.

„Mein Kind! — Mein Herr! — Die Zeit, — dieſe Stunde“ —

„Die Liebe unterſcheidet weder Zeit noch Stunden. Ihre Sehnſucht — das Verlangen“ —

„Mein Herr! — Eine Angelegenheit dieſer Art“ —

„Ihr habt Bedenklichkeiten? O! wie unglücklich bin ich. — Seraſinen ſoll ich entſagen? Die, die ich über alles liebe, ſoll ich verlaſſen? — Dies treibt mich der Verzweiflung entgegen. — Fort, zu den Maltheſern! Gegen die Ungläubigen will ich mein Leben verbluten, das ohne Seraſinen, für mich kein wünſchenswerthes Guth mehr iſt.

„Aber — ich begreife nicht, wie — Mein

Herr! Ihr ſeyd ein reicher ſpaniſcher Edelmann.“ —

„Serafina würde jeden Thron zieren!“

„Der Stolz des Adels Eures Vaterlandes“ —

„Mein Vaterland iſt edel und gerecht. Und wär ich ein Fürſt“ —

„Meine Tochter! — Du biſt mein einziges Kind; ich wünſche dich glücklich zu ſehen“ —

„Sie wird es ſeyn, mit mir, der ſie liebt, der ſie anbetet“ —

„Sie iſt mein einziges Kind“ —

„Liebſter Vater!“ —

„Wenn dein Glück — Rede! — Serafina! — Du ſiehſt deinem Vater verlegen, und kannſt ſchweigen?“

„Beſter Vater! — Ich geſtehe es, dieſer Herr“ —

„Genug! — Laßt mir Zeit, mich zu faſſen. — Wir ſprechen uns wieder — Wir wollen überlegen“ —

Juan küßte ſchweigend Serafinen die Hand, küßte ihrem Vater die Wange, und verließ ſeufzend das Zimmer. — Tomaſino rief aus:

„Ja, ja! Er liebt dich. — Kind! rufe deine Mutter hieher.“

Romana öffnete ihr Zimmer als ſie Juan über die Gallerie führte, und liſpelte ihm zu:

„Ihr ſollt erfahren, woran Ihr ſeyd.“

Er warf ſich auf ein Sofa, dachte dem Abentheuer nach und entſchlummerte. Romana weckte ihn mit einem Kuſſe.

„Jezt ſind ſie alle zur Ruhe — Die Sitzung hat lange gedauert. Die Mutter war auf Eurer Seite. Der Vater hat noch mancherlei Bedenklichkeiten. Beſonders möchte er ſeine Tochter nicht gern außerhalb Neapel verheirathen. Die Mutter fürchtet einen Eklat. Seraſina hat weinend erklärt, ſie liebe Euch. Die Mutter bat darauf ihren Mann, die Ehre zu erwägen, welche ihrer Tochter, durch die Vermälung mit einem Kavalier bevorſtehe. Der Vater ſprach davon, er müße an ſeine Korreſpondenten nach Spanien ſchreiben, und Seraſina ſoll einſtweilen, bis nach ausgemachter Sache, zu den Klariſſerinnen gehen, wo eine Tante von ihr Aebtiſſin iſt."

„Dies muß verhindert werden!" — rief Juan aus.

„Nicht wahr?"

„Ei freilich!"

„Das iſt auch meine Meinung: Was ſollen wir in dem Kloſter thun? Denn ich muß auf jeden Fall Serafinen dahin begleiten."

„Das darf nicht geſchehen! — Ich ſchreibe an Serafinen. Sie muß es ſelbſt hintertreiben."

„Die Mutter, wenn ich bitten darf" —

„Sie ſoll morgen von mir einen Brief erhalten, und eine Aigrette, nach dem neuſten Geſchmack gefaßt."

„Herrlich!"

„Vom Kloſter darf die Rede nicht ſeyn. — Wär's aber ja nicht zu hintertreiben, ſo muß ich Serafinen vorher, wo möglich in der Villa, noch einmal ſprechen. Dies iſt deine Sache, und du weißt, — ich bin nicht undankbar."

Der Tag brach an, als Romana ihn aus dem Hauſe lies, und Leporello war hocherfreut, ſeinen Herrn zu ſehen, um deſſen Leben er ſehr beſorgt geweſen war.

Achtzehntes Kapitel.

Nicht dem Eigennutze; der Liebe ſollt Ihr Euch anvertrauen!

Juan hatte Briefe zu ſchreiben, wie wir wiſſen, die Leporello gegen Mittag nebſt der Aigrette für Frau Tomaſine, aus dem Hauſe trug. Das Präſent wurde ſehr wohl aufgenommen, und der Ueberbringer wurde freigebig beſchenkt. — Juan aber erhielt von der Unbekannten auf den Abend, eine Einladung.

Die Mohrin brachte ihn in das Zimmer, wo er die Dame ſchon geſprochen hatte, und dieſe fragte ihn: wenn er Neapel verlaſſen werde? — Er ſeufz'te, und ſie fuhr fort:

„Soll ich dem glauben, was Ihr mir geſagt habt, ſo könnt Ihr mich nicht darum verdenken, wenn ich Euch bitte, Euch einer Probe zu unterwerfen.“

„Fordert, meine Schöne!“

Sie ſchlug ihren Schleier zurück, und Juan erblickte ein Geſicht, das ohne Empfindung gar nicht zu erblicken war. Die Dame ergriff ſeine Hand, legte ſie auf ein kleines Kruzifix welches ſie aus dem Buſen zog, fügte denſelben einen Dolch zu, und ſagte:

„Schwört mir Verſchwiegenheit, Treue, und Ergebenheit zu!“

„Ich ſchwöre!“

„Hört meine Geſchichte: — Ich bin die Tochter des Dey von Tunis. Meine Mutter, eine edle Spanierin, Maria Mentella, war durch die Gewalt der Waffen als Sklavin in das Harem meines Vaters gekommen. Er liebte ſie ſehr, und erhob ſie zu ſeiner Gemalin. Sie erzog mich, ihre einzige Tochter, heimlich in der Religion ihres Landes, und daher kömmt es, daß ich eine Chriſtin bin, wie Ihr ſo eben geſehen habt. Fatime nannte mich mein Vater, Mariane meine Mutter, bei der Taufe, durch welche ein Franziskaner-Mönch mit Gefahr ſeines Lebens, mich heimlich zur Chriſtin weihte. Gott ſegne ihn, dieſen edlen Mann! P. Paolo a S. Sakramento war, wie meine Mutter mir oft geſagt hat, ſein Name.“

„Ewiger Himmel!“

„Was iſt Euch?“

„Dieſer P. Paolo a S. Sakramento, der Euch zur Chriſtenheit brachte, er ſelbſt, — o Gott! er war mein würdiger Oheim!“

„Wie?“

„Der Bruder meiner vortrefflichen Mutter, aus dem edlen Hauſe Meneſes.“ —

„Ihr ſeyd gerührt“ —

„Ich bitte Euch, edle Donna Mariane! erhabene, ſchöne Prinzeſſin! — redet weiter.“ —

„Meine Mutter ſtarb, als ich dreizehn Jahr alt war. — Zwei Jahre darauf wurde mein unglücklicher Vater, von ſeinem Bruder entthront, und des Lebens beraubt. Ich entfloh mit meiner getreuen Sklavin Aline, die noch bei mir iſt, zu dem Neapolitaniſchen Conſul, der uns in ſeinem Hauſe verbarg. — Don Silvio Andoro ein edler Sicilianer, führte mich in ſein Vaterland, ſchenkte mir ſein Herz, und bot mir ſeine Hand. Ermordet fiel der Edle von dem Dolche eines Meuchelmörders auf ſeiner Villa, den Tag vor unſrer Hochzeit. Die Familie behandelte mich hart, ich gieng aus Sicilien, und hier, habt Ihr mich gefunden. — Gedenkt Euers Schwurs, und haltet was Ihr verſprochen habt."

„Ich werde. — Was verlangt Ihr von mir?"

„Bringt mich nach Spanien zu der Familie Menteſſa, der ich angehöre. — Und was Ihr mir geſagt habt" —

„Ihr ſollt Euch nicht in mir geirrt haben. Ich führe Euch nach Spanien."

„Das wollt Ihr thun?"

„Ich ſagte es, und will mein Verſprechen erfüllen. — Dann aber, ſchöne Sennora! dann" —

„Wenn glaubt Ihr, daß wir reiſen können?"

„Es wird ſehr bald geſchehen können.“

„Euch feſſelt nichts an Neapel?“

„Da Mariane Neapel verläßt, was ſollte mich an dieſe Stadt feſſeln? Wo Mariane iſt, lacht meinen Wünſchen der ſchönſte Himmel, und mein Herz“ —

Sie erhob ſich von der Eſtrada, trat ihm entgegen, führte ſeine Hand an ihr Herz, und rief aus:

„Ach! — Ich habe ſoviel mit meinem Silvio verloren. — Was müßte mir Juan nicht werden, wollte er dieſen Verluſt erſetzen!“

„Alles, alles wird er Euch werden, wollt Ihr ihm werden, wozu ſein Herz Euch erkohren hat.“

„Ich habe meinem Silvio die Trauer einer Gattin gelobt. Er war ein ſehr achtbarer, tugendhafter Mann.“

Juan ſah ſchweigend vor ſich nieder. — Mariana öffnete eine Schatulle, nahm einen Edelſtein von hohem Werth aus derſelben, indem ſie ſagte:

„Dieſer Stein wird ein Schiff bezahlen das uns nach Spanien bringen ſoll.“

„Sennora! — rief Juan aus; — wollt Ihr mich beleidigen? — Ich fuhre Euch nach Spanien, weiß ich, Mariane kann den lieben, der ſo herzlich ſie liebt, der ſein Herz der Schönheit ſelbſt opfert; ich werde Euch aber bitten müſſen, einen andern Führer als mich zu wählen, wollt Ihr nur einen Akkord mit mir ſchließen, der ſich mit Gelde bezahlen läßt. — Nicht dem Eigennutze, der Liebe ſollt Ihr Euch anvertrauen, wenn Ihr wollt. Mein Herz, meine Liebe, fordern nur ein Herz und Liebe."

„Juan! — rief ſie aus, indem ſie ſeine Hand ergriff, und dieſelbe an ihr Herz drückte; — wißt Ihr auch, was Ihr fordert? — Wenn ich Euch nun hinterginge? Wenn ich eine Betrügerin wär'?"

„Seyd, was Ihr wollt, aber ſeyd die Meinige, ſchöne Sennora!"

„Was ſagt Ihr? — Ihr könntet Euch auch einer Betrügerin hingeben, eben ſo, wie Ihr Euch einem edlen Weibe hingeben möchtet?"

„Ich liebe!"

Sie blickte ihn ſchweigend an, ließ ſeine Hand los, und ſeufz'te. Er warf ſich vor ihr nieder, bedeckte ihre Hand mit feurigen Küſſen, und rief aus:

„O! daß ich ſo glücklich ſeyn könnte, Mariannen als meine Gattin nach Spanien zu führen!“

„Ungeſtümmer! Du — Wie ſoll ich Dich nennen?“

„Nenne mich mit den zärtlichſten Namen den meine Liebe Dir erlaubt mir zu geben.“

„Wie unvorſichtig bin ich geweſen! — Nein! Ich kann, ich darf mich Dir nicht anvertrauen.“

„So laß mich fliehen!“

„Fliehen?“

„Ich muß fliehen oder ſterben, denn meine Liebe vernichtet mich!“

Er ſprang auf, ſchlang ſeine Arme um ihren Nacken, drückte ſie an ſich, preßte einige Küſſe auf ihre bebenden Lippen, und eilte nach der Thür.

„Du willſt mich wirklich verlaſſen?“ — fragte ſie mit bebender Stimme.

„Er blieb ſeufzend ſtehen. — Sie trat ihm näher. — Er blickte ſie ſchmachtend an; ihre Blicke ſanken zur Erde. Er umſchlang ſie, ihr Geſicht ſank auf ſeine Schulter; Thränen entſtürzten ihren Augen; ſie entwand ſich ſeinen Armen. Er ſtürzte in heftiger Bewegung auf die Eſtrada nieder. Erſchrocken rief ſie aus:

„Um aller Heiligen willen! Was iſt Dir?"

„Hier laß mich ſterben!" — ſeufz'te er.

Sie lies ſich bei ihm nieder. Er umfaßte ſie. Sie ſeufz'te tief auf:

„Wie unglücklich bin ich!"

Neunzehntes Kapitel.

Schöne Weiber, Musik und Wein.

Die unglückliche Mariane war eben in Leporello's Regiſter eingetragen worden, als Juan eilte, Seraſinen zu ſprechen, die Tags darauf zu den Klariſſerinnen gehen ſollte. — Er fand ſie, wie abgeredet worden war, auf der Villa. Romana wußte ſich zu beſchäftigen, und er blieb mit Seraſinen allein.

Er nannte ſie ſein, ſeine Geliebte, ſeine Braut, ſeine Gattin, ſprach mit ihr von der Anmuth ſeiner Güther in Spanien, ſchilderte ihr die Freuden des glücklichen Lebens welches ſie führen würden, wären ſie mit einander verbunden: berauſchte ſie mit Liebkoſungen und Küſſen, und ſchwur, ſie aus dem Kloſter zu entführen, würde ihr Vater ſie nicht bald mit ihm vereinigen. Morgen wollte er zu ihm gehen, wollte ihn dringend bitten, ſie beide nicht unglücklich zu machen, und wollte ihr Vater ſich nicht bewegen laſſen, ſo wollte er zum Vice-König, ſeinen Oheim gehen, kurz, alles würde er anwenden, ſie ſo bald wie möglich, ganz die Seinige und ſeine Gattin nennen zu können.

Seraſina glaubte dem Ungeheuer alles, nannte ſich ſein, ſeine Gattin, ſchwur ihm ewige Treue zu, und — ach, kein guter Engel ſchützte ſie. Spät verlies ſie die Villa, und der Verräther triumphirte.

„Ich bin des Todes! — ſchrie Leporello. — Es geht Euch in kurzer Zeit zu glücklich in Neapel. Das kann nicht von Dauer ſeyn!“

Aſtarto trät ein. — Juan empfing ihn ſehr kaltſinnig. Leporello verlies das Zimmer. — Jener ſtellte ſich ihm lächelnd gegenüber; Juan rief aus:

„O! dieſes ſataniſche Lächeln! Wenn es doch auf ewig“ —

„Ruhig, ruhig! — Wozu das alles? Du biſt kein Kind, und wir wiſſen ja, was wir an einander haben."

„Wehe mir!"

„Ein Spanier liegt ſegelfertig in dem Hafen" —

„Mag er liegen!"

„Ein gewiſſer Morone iſt bei dem Vice-König klagbar geworden" —

„Iſt er?"

„Man wird dich feſt nehmen!"

„Mich?"

„Bis Morgen Abend, iſt der Verhaftsbefehl ausgefertiget. — Willſt du hier bleiben?"

„Ich gehe."

„Allein?"

„Fort, fort!"

„Allein? Ohne Marianen? Ohne Geruſinen? Ohne die artige Romana?"

„Teufel!"

„So werden dich die Weiber nennen, die du verläßt."

„Wie unglücklich bin ich!“

„Gute Nacht! edler Freund! — Morgen ſegelt der Spanier ab.“

Als der Kapitain die Flagge aufſteckte, war Juan mit ſeinem Gepäcke, ſchon am Borde des Schiffs. Als in die See geſtochen wurde, lag er im tiefen Schlafe in ſeiner Kajüte. Es weckte ihn der Donner der Kanonen vom Kaſtel und auf dem Schiffe: er ſprang auf, und ſchrie wild:

„Ja, ja! ich verlaße euch.“

Erſchrocken fragte Leporello: ob er geträumt habe? — Juan ſchien ihn nicht zu hören, nicht zu bemerken, und fuhr fort:

„Das iſt der Donner der Kanonen, er ſagt euch, er brüllt euch fürchterlich, wie aus dem Munde der Verzweiflung zu: er verläßt euch! — Wüthe, unglückliche Mariane, und deine Verwünſchungen zerreiſſen die Segel des Schiffs, in welchem der Elende entflieht, der dich betrogen hat! Nach Spanien geht er, aber ohne dich. — Meine ſanfte, edle Seraſina! Deine Thränen vermiſchen ſich mit den ſalzichten Wellen die das Schiff umſpühlen das den Verräther trägt, der dich betrog um deinen größten Schatz, um ein Kleinod' das — Elender! Du haſt die Tugend gemordet. Flieh, flieh! — Wie könnteſt du dem Himmel entfliehen? — Dir folgt die Wahnſinnige Elminde, und dieſe — und jene — und wer — und alle die du — Ewigen — Zurück! Es iſt noch nicht Zeit. Dort ſteht die Stunde; — noch rinnt der Sand — Ich kann noch — Ja! ich kann — Frohlocke nicht zu früh — Ich bin — Fort! — Fort!" —

Er ſank aufs Lager zurück, fuhr mit der Hand über's Geſicht, ſah ſich um, und fragte:

„Wo ſind wir?"

Leporello gab ihm Beſcheid, und unterſtand ſich, ihm zu ſagen was er ſo eben von ihm gehört habe. Er lächelte:

„Du haſt geträumt, ehrlicher Leporello!"

„Edler Herr! Ich habe gar nicht geſchlafen."

„Aber ich?"

„Ein wenig. Aber" —

„So habe ich geträumt. Ja, wahrhaftig! ich habe zuweilen ſonderbare Träume.“

Leporello ſchüttelte den Kopf. Juan ging auf's Verdeck, und unterhielt ſich mit dem Kapitain, von dem er erfuhr, nöthige Wind und Wetter ihn nicht anders wozu, ſo werde er erſt in Sardegna anlegen.

„Sennor! — rief er zugleich aus: — das liebe Sardegna iſt ein vortreffliches Inſelchen! Schönes, fruchtbares Land, geräumliche Häfen, heitrer Himmel, frohe Menſchen, und ein Mädchenſchlag, Dir — bei'm heil. Lorenz! gar nicht delikater und zierlicher gewünſcht und gedacht werden kann. Geſundes Blut, herrliche Augen, Buſen zum ohnmächtig werden, und eine Innbrunſt, Sennor! eine Innbrunſt die entzückend iſt! Gott ſtehe uns bei!“

„Ihr ſeyd zärtlich?“

„Sennor! Ich bin ein Spanier. — Gott verdamme den Lumpenhund der hübſche Weiber nicht gern ſieht, der keine Muſik hören, und keinen Wein trinken kann!“

Zwanzigſtes Kapitel.

Laßt uns bedenken, daß wir es mit der Unbeſtändigkeit zu thun haben!

Der Kapitain hatte kaum geendet, als ein Franziskaner auftrat und des Worts ſich bemächtigte. Die gaffende und lauſchende Menge lagerte ſich um ihn herum, und er begann:

„Brüder und Freunde! Es iſt das Element auf welchem wir uns befinden, ein gar treuloſes Weſen; alſo laßt uns bedenken, daß wir es mit der Unbeſtändigkeit zu thun haben. Jetzt iſt es noch ruhig und ſtill, und ehe wir es uns verſehen, öffnet vielleicht das Meer ſeinen Rachen, uns zu verſchlingen.. Bedenkt derohalben wohl, wie es in einem ſolchen Augenblicke um euch ſtehen würde, und wendet eure Herzen zu dem Herrn aller Elemente. Es iſt mir ein Geſicht geworden, das ich euch nicht vorenthalten kann. Zu mir kam in voriger Nacht im Traume der heil. Franziskus, und ſagte: euer Schiff wird ſich belaſten mit einem großen Sünder, und der Böſe wird mitten unter euch ſeyn. Wachet und betet!“

„Seyd ſo gut, Herr Pater! — ſagte der Kapitain — und wachet und betet für uns. Den Böſen haltet uns vom Leibe, denn mit dem fatalen Kerl wollen wir nichts zu ſchaffen haben. Jetzt aber, trinkt mit uns einen Becher Sorrentiner, und verderbt uns den Spas nicht!“

Der Kapitain winkte, es kam Muſik, und der fröhliche Fandango wurde getanzt. Die Freude dauerte, bis es Nacht wurde.

Gegen die Stunde der Mitternacht aber, brach ein fürchterlicher Sturm los. Das Tauwerk riß, die Maſte knackten, die Verzweiflung heulte durch's Schiff. — Der Tag brach an, der Kapitain bemühte ſich Land zu gewinnen. Dies gelang endlich mit groſer Mühe und Arbeit; äuſſerſt beſchädigt, lief das Schiff zu Trapani auf der Inſel Sicilien ein. — Hier eilte man zu dem wunderthätigen Gnadenbilde, opferte, und betete. Juan ſchenkte dem Franziskaner eine anſehnliche Summe zu Meſſen. Der Kapitän ließ eifrig an der Ausbeſſerung des Schiffs arbeiten, und nach drei Tagen ſtach er wieder in die See. — Die Fahrt war glücklicher, und endlich lief das Schiff zu Oriſtagne auf Sardegna ein. Hier ſollte acht Tage lang geblieben werden. Der Kapitain lud Waaren und Güther aus und ein.

„Wir ſind lange ohne Abentheuer geweſen!“ — lächelte Juan, als er in ſeine gemiethete Wohnung eintrat.

„Es iſt ein hübſches Mädchen im Hauſe;“ — ſagte Leporello, indem er die Koffer rangirte.

„Und dort drüben, am Fenſter, habe ich ein Paar vortreffliche Augen geſehen. Wem mögen die gehören?“

„Ich werde mich erkundigen.“

„Nur bald, denn wie du weißt, bleiben wir nicht lange hier.“

Sie ſprachen noch, als ein artiges Mädchen eintrat, eine Schüſſel voll Früchte und Blumen brachte, und im Namen ihrer Eltern ein: Willkommen! ſtammelte.

„Aha! unſere ſchöne Jungfer Hauswirthin!“ — rief Juan lüſtern aus, indem er ſie ſanft in den Backen kniepte, und ihr ein Geldſtück in die Hand drückte.

Sie legte das Geld auf den Tiſch, und ſagte:

„Geld nehmen wir hier für kein Geſchenk.“

„Aber die Artigkeit“ —

„Meine Eltern ſchicken, was ich brachte. Man grüßt ſo bei uns die Fremden.“

„Ein ſehr angenehmer Gruß, zumal wenn denſelben ein ſo hübſches, liebenswürdiges Mädchen überbringt.“

„Ihr ſeyd gar zu galant!“

„Ich bin nur gerecht; ich ſage nur, was

ganz Oriſtagni ſagen muß. Wie heißt das ſchöne Kind?"

„Stella."

„O! ein herrlicher Stern, der uns hier aufgegangen iſt!"

„Meint Ihr?"

„Mein allerliebſtes Sternchen! — fiel Leporello ein: — Sage mir doch, wem die Augen gehören, die dort drüben durch die Gardinen blicken."

Stella blickte ihn lächelnd an, und ſagte ein wenig ſchalkhaft:

„Dieſe Augen, mein lieber Herr Kammerdiener! gehören der Gräfin Orana."

Juan lachte laut auf, und fragte:

„Iſt ſie ſchön, dieſe Gräfin Orana?"

„Gewiß!"

„Jung?"

„Kaum ſechszehn."

„Alſo noch unverheurathet?"

„Sie war von Jugend auf verſprochen, wie das ſo bei uns gebräuchlich iſt, ihr Bräutigam aber iſt vor einem Jahre in einem Duell erſtochen werden. — Nun wird ſie wohl in ein Kloſter gehen, wenn ſich nicht bald ein anderer Bräutigam findet, denn wenn man ſich einmal den Zwanzigen nähert" —

„Unſere allerliebſte Stella iſt auch wohl ſchon verſprochen?"

„Zu dienen! Schon ſeit vier Jahren."

„Ich wünſche Glück!"

„Ich danke."

Leporello fiel ein:

„Der liebe Bräutigam iſt vermuthlich ein" —

„Ein Färber ſeines Gewerbes; — ſagte Stella. — In acht Wochen haben wir Hochzeit."

„Schade, daß wir nicht acht Wochen ſpäter nach Oriſtagni gekommen ſind! — rief Juan aus. — Indeſſen — ſetzte er hinzu, indem er ihr einen niedlichen Ring an den Finger ſchob — iſt es doch wohl möglich, daß wir bis dahin, wieder hier ſind."

„Herr Ritter! — Ich weiß nicht, ob ich" —

„Des Ringes wegen, ja keine Verlegenheit, keinen Dank!" —

„Wie ſoll ich aber“ —

„Ein ſo hübſches, freundliches Mädchen, ſollte alle Finger voll Ringe haben.“

„Nun ja!“

„Bei uns, in Spanien, iſt das ſo.“

„Ich weiß aber nicht, wie ich“ —

„Nochmals! Keine Verlegenheit, keinen Dank, liebe Kleine! Allenfalls“ —

Er küßte ſie. — Sie wurde feuerroth, küßte ihm die Hand, und wollte gehen. Er drückte ihr die Hand ſanft, ſie ſchlug die Augen nieder, und Leporello verließ das Zimmer. Juan benutzte die Augenblicke ihrer Verlegenheit eben ſo kühn als zärtlich, und raubte einige Küſſe, bis ſie ihm endlich einen Kuß zurück gab, ſich ſchnell ſeinen Armen entwand, und raſch davon ſprang.

„Wird ſie zahm werden?“ — fragte Leporello, als er in das Zimmer zurückkam.

„Ich hoffe;“ — lächelte Juan.

Ein und Zwanzigſtes Kapitel.

Das war doch wahrhaftig ein toller Gedanke!

Der Abend ſollte nicht unbenutzt verſtreichen. Iwan brachte ſeiner Nachbarin der Gräfin Orana eine Serenade. Angenehm und zärtlich ſang er:

Süße Holde, die ich liebe,
darf ich Dir es auch geſtehn?
Werd' ich endlich Dich erblicken?
Werd' ich Dich, mein Leben! ſehn?

Gieb mir doch ein ſanftes Zeichen
daß dies Lied Dein Ohr erreicht!
Sieh' doch, wie der Sehnſucht Thräne
meine friſche Wange bleicht.

Lächle gnädig, ſüße Holde!
ſchenk mir einen ſanften Blick!
Dieſe Gunſt, ſie macht mich ſelig,
ſchenkt mir aller Wünſche Glück!

Das Fenſter wurde geöffnet. Sanft fragte von oben herab eine Stimme:

„Wie nennt ſich der Sänger?"

Ein Mann in einem Mantel gehüllt, trat auf Juan zu, und fragte trotzig:

„Was habt Ihr hier zu ſuchen?"

„Euch wahrhaftig nicht!" — rief Juan eben ſo trotzig aus.

„Aber Ihr findet mich, und ich bin ein Mann."

„Ich zweifle daran nicht."

„So geht!"

„Wer darf mir das befehlen?"

„Ich; und wollt Ihr noch mehr wiſſen, ſo ſoll es Euch meine Klinge ſagen."

„Ich fürchte weder Euch noch Eure Klinge."

„So ziehe!“

Zum Fenſter heraus, gebet die Gräfin Ruhe: Leporello aber ſprang ſchreiend herbei:

„Die Wache! Die Wache!“

Juans Gegner ſprang in eine Seitengaſſe, und jener rief gegen das Fenſter hinauf:

„O! meine Göttin!“

Von oben herab, kam die Antwort:

„Träume ſüß!“

Das Fenſter wurde geſchloſſen, und Juan eilte in ſeine Wohnung.

Nun wurde es erſt auf der Straße lebhaft. Manche Geſichter ſchoben ihre Naſe durch die kleinen Lädchen der Fenſterladen und viele Häuſer wurden geöffnet. Es kam Wache, man fragte, redete hin und her, und Juan ſtand ganz ruhig am geöffneten Fenſter. Leporello trug ein koſtbares Nachteſſen auf, und Juan ließ es ſich ſchmecken.

„Aber — rief er aus — iſt man nicht zu beklagen, wenn man ſo allein ſpeiſen muß!“

„Soll ich Euch Gäſte bitten?“ — fragte Leporello.

„Welche?“

„Unſere beiden ehrbaren Hausjungfern in Neapel.“

„Die ließ ich gelten, beſonders die holde Taube Iſaura, die“ —

„Auf unſere Liebe ſchoß.“

„Das war doch wahrhaftig ein edler Gedanke von mir!“

„Und, mit Eurer Erlaubniß! eine ſchöne That.“

„Je nun! Die Affaire war ſo gar ſchlimm doch nicht.“

„Ferner, die ſanfte Serafina“ —

„Sie dauert mich! — Doch was hilft's?“

„Sie muß ſich mit andern tröſten.“

„Mein verdammtes Schickſal will es nun einmal ſo! — Ich, kann's nicht ändern!“

„Desgleichen, die feurige Donna Mariana“ —

„Die wird wüthen!“

„Sie mag ſich tröſten laſſen. Sie iſt ja doch nur ein Weib, und wir ſind Männer.“

„Leider! — Wenn unſer Schiffs-Kapitain aufzutreiben wär, der ſollte mir willkommen ſeyn.“

Man klopfte. Aſtarto trat ein. — Leporello brummte eine Verwünſchung in den Bart. Juan ſah verdrüßlich vor ſich nieder. Aſtarto ſchob einen Stuhl an den Tiſch, und ſchenkte ſich Wein ein. Juan winkte, Leporello verlies das Zimmer. Der ungebetene Gaſt ſprach:

„Serafina iſt in Verzweiflung. — Man fürchtet für ihr Leben.“

„Wird ſie ſterben?“ — fragte Juan wehmüthig.

Aſtarto fuhr fort:

„Sie wird nicht ſterben, aber wahnſinnig wird ſie werden. — Doch was thut das? Sie iſt nicht die erſte, und wird auch nicht die letzte ſeyn.“

„Elender!“

„Still! Du ſelbſt“ —

„Ach! wohl bin ich elend. — Aber — Geduld! — Ich kann noch“ —

„Die Gräfin Orana iſt ein niedliches Geſchöpf!“

„Ich wollte du wär'ſt“ —

„Ich ſoll gehen? — Gleich. — Haſt du noch Geld?“

Juan ſeufzte tief auf. Aſtarte warf eine wohlgefüllte Börſe auf den Tiſch, und ging. Juan ſtürzte einige Flaſchen Wein hinunter, und warf ſich ſeufzend auf's Lager.

Zwei und Zwanzigſtes Kapitel.

Sterben ſollſt du, Elender!

Juan durchſtrich den folgenden Morgen die lachenden Garten-Gegenden um Oriſtagni herum. — Er kam an ein ſchönes Gartenthor über welchem ein großes Wappen prangte, mit einer Ueberſchrift welche ſagte: hier ſey das Geſchlechtswappen des Grafen Orana zu ſehen. — Juan ergriff das Schloß, die Thür ging auf. Er trat in den Garten, und wandelte langſam auf einem Pavillon zu, der offen ſtand. Eine Dame ſaß am Stückrahmen in dem Saale des Pavillons; Juans Herz ſagte ihm, es ſey die Gräfin Orana. — Sie ſprang auf, als ſie ihn erblickte und griff nach einer Glocke. Juan redete ſie an:

Träumt ſüß! rief geſtern ein holder Mund mir zu. Ich habe ſüß geträumt von der Königin meines Herzens, und komme ihr zu ſagen: daß ich ſie anbete.“

„Ihr ſprecht, — ſtammelte die Gräfin, — von geſtern Abend? Ihr waret der Sänger“ —

„Ich bin es, der Euch ſagt, daß ſein Herz“ —

„Ihr ſeyd nicht von hier? Ihr ſeyd kein Sarde?“

„Ich bin nicht ſo glücklich, Oriſtagni, wo die ſchöne, liebenswürdige Gräfin Orana athmet, meine Vaterſtadt zu nennen. Ich habe nicht das Glück das reizende Sardegna mein Vaterland zu nennen; aber der König, Euer Herr, iſt auch der meinige.“

„Ihr ſeyd ein Spanier?“

„Und, was ich hinzuſetzen darf, ein Abkömmling eines der edelſten Geſchlechter Kaſtiliens. — Ein edles, zärtliches Herz nahm ich als mein aus Spanien mit mir, und in Oriſtagni fühle ich, daß es nicht mehr mein iſt. — Wenn die ſchöne Gräfin Orana“ —

„Ich hoffe, Ihr werdet die Bekanntſchaft meines Vaters, meiner Familie ſuchen, und dann wird“ —

„Der Vice-König zu Cagliari iſt mir verwandt“ —

„Auch wir zählen uns zu ſeinen Verwandten.“

„O! wie glücklich bin ich, Euch auch zu den meinigen rechnen zu dürfen! Doch glücklicher noch würde ich ſeyn, wenn die ſchöne“ —

„Mein Vater wird bald hier ſeyn!“

„Was ich Euch zu ſagen, zu geſtehen, anzuvertrauen habe“ —

„Ich bin in der That“ —

„Wenn ich“ —

„Ihr ſeht“ —

„Mein Glück“ —

„Ihr werdet empfinden“ —

„O! dieſe, meines Herzens zärtlichſte Empfindung“ —

Er warf ſich vor ihr nieder, er bedeckte ihre Hand mit Küſſen; Sie ſank verlegen auf das

Sofa zurück und bat ihn ſtammelnd, aufzuſtehen.

„Verräther!“ — ſchrie eine weibliche Stimme, und Donna Mariana ſtürzte mit gezogenem Dolche in den Pavillon.

„Sterben ſollſt du, Elender! zu den Füßen einer Unglücklichen, die, wie ich, von deinen falſchen Schwüren bethört“ —

Juan ſprang auf, und wand ihr, indem ſie nach ihm ſtoßen wollte, den Dolch aus der Hand, indem er ausrief:

„Unglückliche! treibt dein Wahnſinn dich auch nach Oriſtagni?“

Mariane ſank zu Boden, und ſeufzte mit halbgebrochenen Augen:

„Gerechter Gott!“

„Um aller Heiligen willen! — ſchrie die Gräfin; — welche Szene! Wer iſt die Unglückliche?“

„Eine Wahnſinnige;“ — antwortete Juan gelaſſen.

Der Graf Orana trat in dieſem Augenblick in den Saal. Mit einem: „Was giebt es

„hier?“ wendete er ſich fragend an ſeine Tochter.

„Man muß der Unglücklichen Hülfe ſchaffen! — rief Juan aus. — Ich eile nach Aerzten!“

„Bleibt!“ — ſtöhnte die Gräfin.

Juan aber war ſchon aus dem Pavillon hinaus, eilte durch den Garten, und in die Stadt, in ſeine Wohnung. Hier erzählte er Leporello eilig, was geſchehen war, und gab ihm Verhaltungsbefehle. Er ſelbſt aber ging in den Hafen, beſtieg eine Felucke, und lies ſich auf die kleine unter Sardegna gelegene Inſel S. Pietro bringen. — Einige Stunden darauf war Leporello mit dem Gepäck bei ſeinem Herrn. Sie ſuchten ein Quartier und fanden es, nahe an der Küſte, bei einem wohlhabenden Fiſcher, dem Karmeliter-Kloſter gegenüber.

* * *

Drei und Zwanzigſtes Kapitel.

Was alles, das der Menſch verloren hat, mag er wieder gewinnen, nur Freiheit ſo leicht nicht?

„Du wirſt es kaum glauben, Leporello! was ich mir vorgenommen habe:“ — rief Juan den folgenden Morgen aus, als er erwacht war, und dieſer ihm die Schokolade brachte

„Doch nicht nach Oriſtagni zurückzugehen?“

„Siehſt du das Kloſter uns gegenüber?“

„Es iſt ein Karmeliter-Kloſter, wie ich geſtern von unſerm Wirthe gehört habe.“

„So iſt es; und ein Karmeliter-Mönch will ich werden.“

„Ihr?“

„Wie ich ſage.“

„Das, erlaubt! glaube ich nicht.“

„Warum?“

„Weil es noch zu bald iſt.“

„Zu bald? — Buſe zu thun, zu bald?“

„Niemals! — Aber“ —

„Ich will meinem Lebenswandel entſagen, und will büſen meine Sünden.“

„Müßt ihr deshalb in ein Kloſter gehen? — Ihr dürft ja nur“ —

„O! ich habe einen ſchrecklichen Traum gehabt. — Mitten ſah ich mich unter den Verdammten, gequält, gemartert, zerfleiſcht, tauſendfach gemordet, und dennoch empfindend alle Schreckniſſe der Hölle.“

„Edler Herr! Träume“ —

„Ach! — Ich Elender habe mich“ —

„Wenn ich frei reden dürfte!“

„Martre mich nicht! Ich ahnde, was du ſagen willſt.“

„Ich glaube“ —

„Verfluchter! — Morden ſoll ich mich. Aber, nein! Ich will“ —

Erſchrocken trat Leporello zurück. Juan fragte:

„Siehſt du ihn nicht?“

„Wen?“

„Den ewigen Feind des menſchlichen Geſchlechts, den“ —

Leporello ſchlug ein Kreuz über ſeinen Herrn. Von unſichtbarer Gewalt fühlte er ſich gepackt und zu Boden geſchleudert; Juan ſank zurück aufs Lager und ſchlief ein.

Als er erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch, und lächelnd fragte er:

„Giebt es nichts Hübſches in unſrer Nähe?“

Leporello ſah ihn Kopfſchüttelnd an, und rief aus:

„Ich dachte, ihr wolltet ein Karmeliter werden?“

„Wer hat das geſagt?“

„Ihr ſelbſt vor einigen Stunden.“

„Du haſt geträumt.“

„Nein, nein!“

„So habe ich geträumt.“

Er ſprang auf, kleidete ſich ſingend an, und ging in's Freie. Leporello ſah ihm bedenklich und ſchweigend nach.

Juan ging auf eine Klauſe zu, vor welcher ihr Bewohner ſaß, und ſich ſonnete. Sie grüßten ſich einander wechſelſeits, und der Klauſener fragte:

„Wohin zur guten Stunde?“

„Wohin der Zufall mich führen wird, der mich auch hieher auf St. Pietro gebracht hat.“

„Es iſt die Inſel der Büſenden, wie man ſie nennen möchte. Außer einem kleinen Flecken von etwa zwanzig Häuſern, welche kaum hundert Seelen bewohnen, außer eben ſo viel Fiſcherhütten, und einem Karmeliter-Kloſter, in welchem ſich ſechszehn arme Teufel von Mönchen zerquälen, findet Ihr nichts als Klauſen auf dem Eiland, die, wie geſagt, von Büſenden bewohnt werden. Der eine büſet zu viel Narrheit, der andre zu viel Klugheit ab, und alle haben Langeweile, wie Ihr leicht denken könnt.“

„Und wenn man fragen darf“ —

„So viel ihr wollt!"

— „Was war es denn, das Euch hieher in dieſe Klauſe brachte?"

„Die gröſte aller Dummheiten eines ehrlichen Mannes abzubüßen."

„Die wär?"

„Ich hatte mich zum Raſendwerden in ein armes Mädchen verliebt, die ein hübſches Geſicht, und, wie ſie mir hundertmal zugeſchworen hatte, ein Herz voll Liebe für mich allein in ihrem keuſchen Buſen trug. Ich glaubte ihr das, und wurde hintergangen. Ihr zu Liebe, ließ ich mich aus dem väterlichen Hauſe verſtoßen, heurathete ſie, ſah nun, daß ich eine Frau hatte, und war betrogen. Mich meiner Dummheit wegen zu kreuzigen und zu kaſteien, ſitze ich hier, habe Langeweile, und kaue Wurzeln. — Doch bin ich glücklich, denn ich habe meine Freiheit wieder. — Ach! lieber Herr Ritter! was alles, das er verloren hat, mag der Menſch wieder gewinnen, nur Freiheit nicht ſo leicht!"

„Ja wohl! nur Freiheit nicht!"

„Binde ſich einer einmal, oder laſſe er ſich binden, wie er will, er iſt und bleibt unglücklich.“

„O! mein Freund! — Es giebt gewiſſe Verbindungen“ —

„Die ſchlimmſten mögen wohl die ſeyn, die Menſchen auf Unkoſten ihrer Seele eingehen.“

„Was ſagt Ihr?“

„Es giebt dergleichen unglückliche Menſchen.“

Juan fuhr ſchnell mit der Hand über's Geſicht, und fragte:

„Wer geht dort?“

„Mein Nachbar, der ſeine Klauſe etwa hundert Schritte weit von der meinigen hat. — Er war ein Staatsmann, regierte ehemals ein Reich im Namen ſeines Souverains, und büßet jetzt ſeine übergroße Klugheit hier ab. Es wär ihm beſſer, er hätte nie regiert, denn ſo gut er es auch gemacht haben mag, ſo macht's ſein Nachfolger jetzt doch beſſer.“

Leporello ſprang herbei, und winkte ſeinem Herrn. Dieſer gieng auf ihn zu, und vernahm die Nachricht:

„Donna Mariana iſt in Begleitung des Kapitains Morone aus Parma, in das Karmeliter-Kloſter gegangen.“

„Ich fürchte ſie zwar nicht — rief Juan verlegen aus: — aber ich dächte doch, wir gingen nach Oriſtagni zurück.“

„Nach Oriſtagni?“

„Wenigſtens, auf das Schiff unſers Kapitains.“

Das geſchah.

Viertes Buch.

Wie willſt du Morgen noch erblicken
im leichten Sand des Fußes Spur?

Vier und Zwanzigſtes Kapitel.

Hurtig die Maulthiere bepackt, daß wir fortkommen!

„Nun ſind wir wieder in Spanien! — rief Leporello aus, als ſie an's Land ſtiegen. — Aber ich geſtehe es Euch, ich habe eine gewiſſe Ahndung" —

„Welche Ahndung?"

„Es iſt mir, als müßte uns in Spanien etwas paſſiren, was man ſo ungefähr ein Unglück nennen kann, wie noch keins über uns gekommen iſt."

Juan hieß ihm Maulthiere miethen, und rief luſtig aus:

„Wohlan! In die ſchönen Gegenden von Valencia, wo der Freude Blumen ihren Lieblingen duften. — — Wir wollen ſie brechen!"

Leporello ſchüttelte bedenklich den Kopf; die Maulthiere wurden bepackt, die Reiſenden machten ſich auf den Weg.

Bei Abernos mußte gehalten werden. — Juan hatte im Garten einer Villa ein ſchönes weibliches Geſicht erblickt, dem er durchaus näher kommen wollte.

Es war ein ſchöner Abend. Süße Wohlgerüche durchſtrömten die Gegend, es dufteten Orangen, und die würzigen Violen hatten ihre balſamiſchen Kelche geöffnet. Nachtigallen flöteten aus blühenden Mirthen-Hecken, und in reiner Pracht glänzte der ſilberne Mond am blauen Aether. — Juan überſtieg die Mauer des Gartens, in welchem er die Schöne geſehen hatte, näherte ſich einem Pavillon, und fand in demſelben erwünſcht ſie allein, in einem Buche leſend. Als ſie ein Geräuſch vernahm, rief ſie lächelnd aus:

„Nur näher, lieber Guſman!"

„Nicht Gusman, wohl aber ein anderer glücklicher Sterblicher liegt zu Euern Füſſen, ſchöne Sennora!" — rief Juan aus, indem er ſich vor ihr nieder warf.

Erſchrocken wich Donna Anna zurück. Juan fuhr fort, ihr alles zu ſagen, was ſeine zärtliche Beredſamkeit ihm eingab, vernahm aber zu ſeinem Schrecken:

„Eure faden Schmeicheleien verachte ich; Euere Kühnheit aber werde ich zu beſtrafen wiſſen."

Juan, der ſo nicht oft hatte ſprechen hören, verwandelte ſeine Zärtlichkeit in Zudringlichkeit, dem Zufall und der Gelegenheit abzutrotzen, was ſie ihm nicht ſchenken wollten. Erhitzt, und von Begierden entflammt, wurde ſeine Kühnheit Vermeſſenheit, er vergaß ſich völlig, und Donna Anna nahm ihre ganze Kraft zuſammen, dem Wüthenden zu widerſtehen, der mit ſchreckbarer Gewalt den fürchterlichſten Ungeſtüm vereinte. Sie ſchrie nach Hülfe, nannte die Namen ihres Vaters, ihres Bräutigams, und aller Diener ihres Hauſes. — Juan wurde erbittert, er ſtieß ſie auf die Eſtrada nieder, und ſchwur: ſie zu durchbohren, würde ſie nicht ſchweigen.

In dieſem Augenblick ſtürzte ihr Vater herbei, ein ſchwacher, zitternder Greis. Was er aber ſah, gab ihm den Muth eines Jünglings. Er zog den Degen, und ſtürzte auf den Wüthenden zu, der ſchnell ſich gegen ihn wendete, den Degen der Scheide entriß, und mit dem erſten Stoß den armen Alten zu Boden ſtreckte. — Donna Anna ſchrie laut auf, und ſank in Ohnmacht. — Aus der Ferne kamen Fackeln, Juan warf ſeinen Degen von ſich, und ſtürzte nach der Garten-Mauer zu, wo Leporello bei der Strickleiter ſeinen Herrn zitternd erwartete. Bebend rief er aus:

„Um's Himmelswillen! was iſt geſchehen?“

„Einen alten Narren habe ich niedergeſtoßen;“ — rief Juan, indem er die Leiter hinab ſtieg. — Hurtig! die Maulthiere bepackt, daß wir von hier fort kommen.“

* * *

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Weiſen zählten das Leben ein ſchätzbares Guth.

Sie waren auf dem Wege, als ein Reuter ſie einholte. Juan griff nach den Piſtolen, jener grüßte ihn. Er erkannte Aſtarto, — der ihm zurief:

„Du haſt gut geſtoßen. Der Alte iſt ſo eben verſchieden."

Juan ſchwieg. Aſtarto ritt ſchnell vorüber, und kam ihm bald aus dem Geſicht. — Leporello ritt ſeinem Herrn näher, und fragte:

„Habt Ihr nicht bemerkt, welch ein ſonderbares Roß Aſtarto ritt?"

„Ich habe nichts geſehen."

„Es war bei'm Himmel, kein gewöhnliches, natürliches Roß. Denn ſo bockmäßig" —

„Schweig!“

Leporello ſchwieg. Juan ſagte:

„Der Alte thut mir leid! Wär es ein gewiſſer Don Gusman geweſen“ —

„Edler Herr! Ein Menſchenleben iſt“ —

„Ein elendes Ding. Ob es heute oder morgen verloren geht, daran iſt nichts gelegen.“

„Die Schrift und die Weiſen nennen das Leben ein unſchätzbares Guth“ —

„Dies Guth iſt elenden Schuldnern verpfändet, von denen weder Kapital noch Zinſen zu erhalten ſind.“

„Ach! edler Herr! Ich meine, Ihr wär't beſſer daran, wenn Ihr anders dächtet.“

„Sie erreichten eine Poſada*) und fanden luſtige Geſellſchaft in derſelben. Ein Trupp Zigeuner hauſete hier mit Sang und Tanz. Juan warf den Luſtigen viel Geld zu, die ihm ein Vivat riefen, und ſuchte ſich eine artige junge Gitana**) aus, mit der er ſich vor der Poſada, unter den Bäumen unterhielt. Leporello ſchrieb einige Worte in ſein berufenes Regiſter, und miſchte ſich unter die Luſtigen.

---

*) Wirthshaus.

**) Zigeunerin.

Es wurde Tag. — Die junge Gitana nahm Juans Hand, ſah hinein, und ließ ſie ſchnell und erſchrocken ſinken. Er fragte:

„Was haſt du?"

„Ach!"

„Was iſt dir?"

„Nein! Ich glaube nichts davon."

„Wovon?"

„Von dem, was in Eurer Hand ſteht."

„Es iſt nicht viel Gutes?"

„Es iſt etwas Erſchreckliches und Unerhörtes."

„Poſſen!"

„Ich wünſche es Euch, daß alles Poſſen ſind, was ich". —

„Wer weiß, was du geſehen haſt!"

Sie ergriff bedenklich noch einmal ſeine Hand, ſah hinein, und ließ ſie zitternd ſinken.

— Langſam erhob ſie ſich, rief aus: „Gott ſey mit Euch!" — und ſprang ſchnell davon. — Vor der Poſſada wurde geſungen, getanzt und getrunken. Leporello war mitten d'runter. Die junge Gitana nahte ſich ihm:

„Dein Herr iſt reich, aber gar ſehr unglücklich. Die Linien ſeiner Hände, weiſſagen ihm ein ſchreckliches fürchterliches Ende. — Ich verlaſſe meine Freunde und Bekannten. Von dieſem Augenblick an, habe ich eine Angſt, die in der Welt mich nicht mehr bleiben läßt. Hier iſt das Geld, welches mir dein Herr geſchenkt hat; vertheile es unter die Armen des Orts. Ich gehe nach Meremillas zu den büſenden Schweſtern, vom Orden der gnadenreichen Erhalterin, und will, ſo lange ich lebe, fur die Seele deines Herrn beten, die er — Ach Gott! o heilige Jungfrau! — Guter Mann! ich bitte dich, bei deiner erlöſten Seele, ſuche deinen Herrn zu retten, wenn du ihn liebſt."

Sie ging davon, und Leporello nahte ſich ſeinem Herrn mit naſſen Augen, den er ſchlafend ſand. Er ſetzte ſich bey ihm nieder, und mochte nicht mehr zu den Tanzenden gehen. Gegenüber erblickte er die junge Gitana auf einem Hügel, betend vor einem Kreuze liegen, ein kalter Schauer überlief ihn; er ſchrie laut auf. Juan erwachte.

Sechs und Zwanzigſtes Kapitel.

Es ging ihm recht wohl in Taliva.

Leporello war treuherzig genug, als er fragte: was es gebe? ſeinem Herrn alles zu erzählen, was die erſchrockene Gitana geſagt hatte. Juan lächelte:

„Ihr Beichtvater wird ſie recht artig finden!“

Er wendete ſich auf die andere Seite, und ſchlief wieder ein. Leporello murmelte:

„Wie er ſo leicht ſchlafen kann, das verſtehe ich nicht!“

Aſtarte trat herzu, und ſagte:

Leporello! wecke deinen Herrn, und ſage ihm: Ich hätte geſagt, es ſey nicht rathſam, die

Alguazils*) hier zu erwarten. Uebrigens, möchte er ſeinen Weg über Xativa nehmen."

Er ging davon, und Leporello richtete aus, was ihm befohlen war. Juan befahl die Maulthiere vorzuführen; die Reiſe ging weiter.

In Xativa ſchickte Juan mit dem Gepäcke Leporello voraus nach Valencia, dort ein bequemes Quartier zu miethen, und ihn dann abzuholen: er ſelbſt aber miethete ſich auf einige Tage bei einem Kaufmann ein, bei dem er Geld umwechſelte, und der ihm ein Logis in ſeinem Hauſe anbot. Zwei hübſche Mädchen, die Tochter, und eine Nichte des Kaufmanns, brachten ihn gar leicht dazu, das Anerbieten anzunehmen, die ſchöne Gegend um Xativa, wie er ſagte, zu genießen.

„Mein Gott, edler Herr! — rief der Kaufmann, den Gewinn ſchon berechnend, der ihm durch die Aufnahme ſeines Gaſtes zufließen würde: — Xativa hat wirklich ſo ſeine Environs.

---

*) Häſcher, Polizeiwache.

wie deren nicht leicht eine Stadt in Valencia, etwa die Hauptſtadt ausgenommen, haben wird. Ich ſelbſt bin Beſitzer des ſchönſten Gartens unſerer herrlichen Gegend, in welchem Ihr Euch ganz vorzüglich vergnügen könnt, ſo oft Ihr wollt.“

Juan, indem er links und rechts, beiden Mädchen die Hände ganz empfindungsvoll drückte, verſicherte: er hoffe, in Xativa ſich recht wohl zu befinden!

„Es ſind hier, in unſerm lieben Xativa, Gegenſtände“ — fuhr der Kaufmann fort —

„Die allerliebſt ſind!“ — rief Juan aus, dem Mädchen die Hände drückend.

„Allerliebſt ſowohl, als auch der Aufmerkſamkeit der Kenner werth.“

„Gewiß!“

„Da ſind z. B. die Altartafeln, gemalt von Luiz d'Oronos, die Statue auf dem Marktbrunnen, gehauen von Diego Carbonellas, die Stadt-Uhr, verfertiget von Petro Deloſtatos, das Katharinen-Thor, gebaut von Juan

Peronnes, das Rathhaus, gebaut von Alfons Terrangos, die höchſt vortreffliche Waſſerleitung, die noch aus den Zeiten der Römer und Karthaginenſer herſtammt, — denn, nicht weit von hier, lag das ehemals ſo berühmte Sagunt, —. und hundert dergleichen Remarkabilitäten. — Wollen wir auf die hieſigen Menſchen kommen" —

„Ein vortreflicher Schlag!"

„Die Männer beherzt, ehrlich, herzlich, edelmüthig" —

„Die Mädchen reizend, liebenswürdig" —

„Und äußerſt zärtlich!"

„Wirklich? — Erlauben es die Damen" —

„Wir erlauben nicht einmal meinem Onkel, uns äußerſt zärtlich, ohne unſere Erlaubniß zu nennen;" — rief Thereſe aus.

„Ach! Was habt ihr denn zu erlauben?" — fiel der Kaufmann ein.

„Nichts, Etwas, und Alles; wie es uns beliebt."

„Gewiß, ſchönes Kind! ſo iſt es, — rief

Juan aus. — Der Herr Onkel müßte denn etwa wiſſen, daß das vortreffliche Herz ſeiner reizenden Nichte ſchon irgend wo in eine Art von Aſſekuranz genommen worden wär' " —

„Allerliebſt geſagt! — ſagte der Kaufmann; aber ich weiß noch nichts davon. Doch, das iſt etwas, was Väter und Onkel immer zuletzt erfahren."

„Wahrhaftig ſo iſt es, verehrter Herr!"

„Auch kann ich, als Onkel eben nicht ſo handeln, wie ich als Vater handeln kann. Denn das böſe Enterben macht manches Töchterchen zahm."

Einige Nachbarn, die in Geld-Geſchäften kamen, unterbrachen das Geſpräch. Der Kaufmann trug ſeiner Tochter Serena Geſchäfte auf, und Juan verſicherte Thereſen, als er ſich mit ihr allein ſah, er finde ſie ſo reizend und angenehm, daß er dieß heute noch ſeinem Vater ſchreiben werde, der zwar leider! ein wenig adelſtolz ſey, doch ihn, ſeinen einzigen Sohn, aufs zärtlichſte liebe. — Eben dies ſagte er auch Serenen, als er ſich mit ihr allein ſah und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß, die armen Mädchen ihm beyde glaubten.

Wie der Böſewicht dieſe Leichtglaubigkeit der guten Mädchen, und des Kaufmanns ſo romantiſch gelegenen Garten zu benutzen wußte, bezeugte Leporello's famöſes Regiſter und Verzeichniß der Liebſchaften ſeines Herrn, welches im Archiv des Stadtrathes zu Valencia liegt, und täglich nachgeſehen werden kann.

Genug Juan ging, nachdem er ſich ſechs Wochen lang in Xativa recht wohl unterhalten hatte, nach Valencia, und die Mädchen heuratheten in der Verzweiflung ſo ſchnell wie möglich, ein paar Liebhaber, die vorher ſich dieſes Glück nicht hätten laſſen träumen dürfen.

Sieben und Zwanzigſtes Kapitel.

Die Weiber verzeihen leicht, weiß man ſie bei ihrer ſchwachen Seite zu faſſen.

Ganz Valencia ſprach noch von nichts, als von dem Tode des Commendatore Tornellos, der auf ſeiner Villa, die Ehre ſeiner Tochter gegen die Angriffe eines Tollkuhnen mit dem Degen vertheidiget hatte, und für dieſelbe kämpfend, gefallen war; mit Entzücken wurde von dieſer That geſprochen, die unglückliche Donna Anna wurde allgemein mit einer Theilnahme beklagt, welche zwanzig Edelleuten die Erklärung abgedrungen hatte, ihre Sache als ihre eigene zu betrachten, und die Regierung war entſchloſſen, der ſchönen Waiſe alle nur mögliche Genugthuung zu geben

Ja, die Stadt Valencia ließ vor ſeinem Erbbegräbniß, wohin ſeine Leiche mit großem Gepränge von der Villa geführt worden war, dem gemordeten Greiſe ein prächtiges Ehrendenkmal errichten.

„In der That, — rief Juan aus; — der Vater verdient Bewunderung, die Tochter, Achtung, und die Theilnahme der ganzen Welt an ihrem Schickſal. Beide aber, und dieſe Geſchichte, müſſen Dichter haben. Man muß ſie beſingen, beſchreiben, und auf die Bühne bringen."

„Mein Herr! — rief Don Guſman aus — Jetzt leben wir noch, und es iſt von meiner Braut die Rede."

„Die ihre Begebenheit, unbekannterweiſe, mir ſo intereſſant macht, daß ich mit Eurer Erlaubniß, wünſchte, es ſey nicht von Eurer Braut die Rede."

Don Guſman verbeugte ſich, und ſchwieg. — Juan nahm die Guitarre und ſang den Damen ein Liedchen, das dieſe allerliebſt fanden.

Leporello ſchwebte in Angſt und Furcht, und bat ſeinen Herrn täglich dringend Valencia zu verlaſſen, wozu aber dieſer nicht zu bewegen war.

„Offenherzig, lieber Leporello! den ich mehr meinen Freund, als meinen Diener nennen mag, — ſagte Juan: Ich befinde mich in einer höchſt ſonderbaren und ſehr bedenklichen Lage, aus der ich in Valencia gezogen zu werden hoffe. Denn es ſagte ein heiliger Mann zu Monſerrat, wohin meine Mutter mich führte, als ich zehn Jahr alt war, ihn über mein Schickſal zu fragen, damals: Binnen heute und zwanzig Jahren, wird deines irrdiſchen Lebens größte Laſt von dir genommen werden zu Valencia. Der Mann iſt als ein Heiliger geſtorben. — Ich bin in Valencia; in ſiebenzehn Tagen iſt die beſtimmte Zeit vorüber, und ich trage wirklich eine große Laſt, die ich von mir genommen wünſche. Feſt traue ich dieſer Vorherſagung, glaube bald von der fürchterlichen Laſt mich befreit zu wiſſen, und bleibe in Valencia.“

Leporello wollte ſprechen, als Juan Wein forderte. Er ging welchen zu holen, und als er zurück kam, referirte er: Wenn er ſeinen Augen trauen dürfe, ſo habe er Donna Mariana geſehen.

„Laß ſie hier ſeyn! — rief Juan aus. — Wir leben ſtill und eingezogen, gehen gewöhnlich nur des Nachts aus, harren des Verfluſſes der ſiebenzehn Tage, und eſſen und trinken gut. Macht Mariane uns ja ausfindig, je nun! ſo hören wir geduldig an, was ſie zu ſagen hat, ſagen ihr etwas Zärtliches, und machen ihr ein Geſchichtchen weiß. Die Weiber ſind leichtgläubig, und verzeihen leicht, weiß man ſie nur bei ihren ſchwachen Seiten zu faſſen, deren ſie, dem Himmel ſeys gedankt! ſo viele haben, daß man durchaus nicht fehl greifen kann.“

„Ja! die Weiber kennt Ihr, das iſt wahr!“

„Dieſe Kenntniß koſtet aber auch etwas! — Sie koſtet mir viel, ſehr viel!“

„Mehr als Geld?“

„Ach! was iſt Geld? — Erinnere mich von morgen an jeden Abend daran, ehe ich mich zu

Bette lege, daß ich dir etwas zu entdecken, anzuvertrauen habe. Ich werde es thun, ſo bald es nöthig und Zeit iſt.“

„Wie aber, edler Herr! Wenn Ihr Euch einmal entſchließen wolltet, Eure Hand einem edlen tugendhaften Weibe zu reichen?“

„Mich zu verheurathen, und mein Glück in der Ehe zu ſuchen, dafür habe ich, wie ich dir ſchon oft geſagt habe, keinen Sinn. Ich liebe die Freiheit und kann mich durchaus nicht entſchließen mein Herz zwiſchen vier Mauern einzuſperren. Ich bin geneigt zu folgen, wohin ich gezogen werde. Mein Herz gehört allen Schönen, ſie müſſen es nach der Reihe einnehmen, und ſo lange behalten, als ſie können.“

„Aber Ihr ſeyd noch ſo jung“ —

„Deſto beſſer!“

„Was ſoll denn aus meinem Regiſter werden?“

„Je ſtärker es wird, deſto reſpektabler wird es. — Ich komme mir mit demſelben, wie ein Schriftſteller in einer Bibliothek vor, der ſich in

s Folio gedruckt ſteht, während ſeine Nach-
n in Quart- und Oktav-Bände ſich und ihren
hm eingehüllt ſehen, ja, viele ſogar nur mit
odez- und Sedez-Verdienſten prangen. —
ine Thaten werden bewundert werden, und
ſelbſt beklage weiter nichts, als daß ich kein
hter bin, um das wieder gut zu machen, was
rarch mit tauſend reizenden Gedichten ſo ſehr
orben hat, da er ſie alle zum Lobe einer Ein-
n ſchrieb, (die ihm noch dazu nicht einmal
n Kuß gab,) um alle andere Schönen zu
idigen. Eine unverzeihliche Ungerechtigkeit,
en ich mich, auch für den Preiß des unver-
lichſten Lorbeers, nicht möchte theilhaftig ge-
ht haben!

„Ihr gebt doch aber ſelbſt zu, daß Ihr viele
dchen unglücklich gemacht habt?“

„Unglücklich? — Man macht nie ein Mäd-
n unglücklich, wenn man ſie liebt.“

„Aber doch wohl, wenn man ſie verläßt?“

„Es bleibt keine verlaſſen.“

„Aber Schmerz, Leid, Gram“ —

„Die Zeit und neue Liebhaber verwiſchen alle Spuren von dieſen Dingen. — Die ganze Welt iſt eine ewige Veränderung, und der Menſch iſt die Welt im Kleinen. Dem Tag folgt die Nacht, und dem Sommer der Herbſt. Was in der Welt iſt, wechſelt, wirbelt und dreht ſich in ewigen Kreiſen, und ſelbſt der geſchloſſenſte Kreis iſt keine vollendete Figur. Und geſetzt, du fändeſt Anfang und Ende, oder du wollteſt ſie finden, tauſend Zirkel laſſen ſich um Tauſende von Zirkeln ziehen. Sieh, wie die Regentropfen ins Waſſer ſtürzen, ſieh ihre entſtehenden, fliehenden und verſchwindenden Ringe, und du ſiehſt das Bild des Lebens, das Bild der Welt. — Fülle den Becher! Perle rauſcht auf Perle. Es lebe alles, was Schön iſt!"

Acht und Zwanzigſtes Kapitel.

Haſt Du nichts Schönes geſehen?

„Leporello! — rief Juan aus, indem er die Guitarre auf den Tiſch legte und ſich ankleiden lies; — Haſt du nichts Schönes geſehen?"

„Ich denke Ihr hab't es auch ſchon bemerkt, — lächelte Leporello; — daß unſre Nachbarin, die Citronenhändlerin ſchön iſt."

„Das habe ich, und ſie iſt wirklich ſchön!"

„Nicht wahr?"

„Aber in der Gegend von S. Lorenzo wohnt eine gewiſſe Gräfin Anduros, die ihr nichts nachgiebt."

„Wirklich?"

„Desgleichen hat der Himmel in die Vorſtadt, in die Gegend des Kirchhofs eine Perle der Schönheit geſtreut, die mich ganz bezaubert hat."

„Wer iſt ſie?"

„Das weiß ich noch nicht. — Sie ſcheint in einer gewiſſen tugendhaften Einſamkeit und Armuth zu leben, an der mir eben nicht viel gelegen iſt. Dergleichen Mädchen haben zuweilen Sentiments, an denen der beſte Wille ſcheitert. Mit dem Herablaſſen iſt dabei nichts zu gewinnen. Einer deines Standes findet eher Zutritt. Du wirſt alſo ſo klug ſeyn, dir welchen zu verſchaffen. — Haſt du erſt Fuß, dann" —

„Ich werde mich bemühen"

„Behutſam aber!"

„Natürlich."

„Mit Beſcheidenheit und Delikateſſe!"

„Das verſteht ſich."

Juan war angekleidet, und griff in die Taſche, in der er zu ſeiner Verwunderung, ein verſiegeltes Brieſchen fand. Er ſah es an, und fragte:

„Weißt du etwas von dieſem Billet?“

„Kein Wort;“ — war Leporello's Antwort.

Juan erbrach das Brieſchen, und las:

„In der Gegend von S. Lorenzo hat Euch
„Jemand oft geſehen. War's Zufall, oder
„was führte Euch dorthin? — darüber
„wird man morgen mit Euch ſprechen.“

„Es iſt eine Damenhand!“ rief Juan aus.

Man klopfte. Leporello öffnete die Thür. Ein artiges Sträuſſermädchen trat ein.

—„Iſt Euch etwas gefällig?“

„Was ein ſo hübſches Mädchen geben will und kann, — alles!“

„Sehr galant!“

Sie gab ihm einen bedeutenden Wink, und

auf den ſeinigen verlies Leporello das Zimmer. Juan fragte:

„Dein Wink ſagt mir: Du haſt mir etwas zu ſagen?“

„Habt Ihr ein Briefchen geleſen?“

„Ich habe es geleſen.“

„Woher kam es?“

„Aus der Gegend von S. Lorenzo?“

„Richtig.“

„Man will mit mir ſprechen“ —

„Ich bin es, die mit Euch ſprechen ſoll.“

„Was haſt du mir zu ſagen?“

„Man hat Euch bemerkt, und fragt: Habt Ihr etwas bemerken wollen?“

„In dem rothen Hauſe?“

„Dort.“

„Ich ſpreche von einer gewiſſen Gräfin“ —

„Anduros?“

„Von ihr.“

„Sie läßt ſich erkundigen“ —

„Ich bin ein Edelmann, der vor Verſagen

und Entzücken brennt, der ſchönen Gräfin zu verſichern, daß ich ihr Diener bin."

„Sie ſoll es erfahren."

„Und wenn ich ſo glücklich bin, ſie ſelbſt zu ſprechen" —

„Um Euern Namen und Euer Vaterland läßt ſie bitten, und fragen, was Euch nach Valencia bringt?"

„Sie ſoll alles das von mir ſelbſt erfahren."

„Hier ſind meine Blumen!"

Juan drückte ihr Geld in die Hand, wurde zärtlich und fand die artige Flora eben ſo gefällig als ſie anziehend war. — Leporello bereicherte ſein Regiſter, und Juan ging aus.

Er fand in einem Weinhauſe eine ſehr muntre Geſellſchaft, und miſchte ſich unter die Sprechenden. — Das Denkmal der Stadt Valencia, dem allgemein verehrten und beklagten Tornellos geweiht, wird heute errichtet, hieß es. Der ganze Adel der Stadt wird dieſer Feierlichkeit beiwohnen, alle Einwohner werden dieſem Beiſpiel folgen, dreihundert Seelenmeſſen werden geleſen werden, und der Kommandant wird alle Kanonen der Citadelle löſen laſſen.

„Hat man des Thäters wegen, der eine ſo abſcheuliche Frevelthat verübte, noch keine Gewißheit? — fragte Juan ganz unverſchämt.

„Wie könnte das möglich ſeyn? — rief ein alter Offizier aus. — Niemand hat ihn geſehen, als Donna Anna" —

„Das iſt ſchlimm!"

„— und er wird nicht in der Nähe bleiben."

„Gewiß, ſo verwegen wird er nicht ſeyn! — Iſt ſie ſchön, dieſe Donna Anna?"

„Ihr habt ſie noch nicht geſehen?"

„Läßt ſie ſich ſehen?"

„Bei der heutigen Feierlichkeit wird ſie erſcheinen, und ihr Anblick wird alle Herzen rühren, wird alle Herzen zur gemeinſchaftlichen Rache entflammen."

Juan hatte, wie man leicht denken kann, kein Verlangen, der Feierlichkeit beizuwohnen, auch ſorgte er dafür, daß Leporello nicht ausgehen durfte. Er kannte ſein zaghaftes Gemüth, und fürchtete, wenn auch nicht von Seiten ſeines Charakters, dennoch von ſeinem empfindſamen Herzen alles, würde er die Trauer der ſchönen Anna ſehen und, von allgemeiner Theilnahme hingeriſſen, ſeiner nicht mächtig bleiben.

Neun und Zwanzigſtes Kapitel.

Ich gäb' Euch mit Vergnügen meine Jahre, und mit Entzücken meine Unbefangenheit hin!

Juan verſäumte nicht, bei S. Lorenzo ſich oft zu zeigen, ohne daß jedoch ſich ihm die Schöne, oder eine Gelegenheit zeigte, ſie zu ſprechen. Er verlor aber auch nicht die tugendhafte Perle, in der Gegend des Kirchhofes, aus den Augen, von der Leporello endlich ſo viel erfahren hatte, ſie heiße Antonia, ſey eine Waiſe, und lebe von der kärglichen Freigebigkeit eines Oheims, deſſen Geiz zum Stadtſprichwort geworden war. Eine Fiſchhändlerin, bei der ſie wohnte, hatte ihm dies vertraut, und er hatte ſie für ſich gewonnen. Es war ihr unmöglich, Juans ſplendider Freigebigkeit zu widerſtehen, und ſie ſchwur hoch und theuer: Wäre Antonia ihre Tochter, ſie müßte heute noch dem Herrn Ritter die Hand küſſen.

„Denn, — fuhr ſie fort; — ein nobles Gemüth, wie das Eurige, edler Herr! verdient, daß man ihm ſo gefällig ſey, wie möglich. Ja, wäre ich ſelbſt noch in den Jahren der Unbeſonnenheit, in denen Antonia ſich befindet, ich gäb' Euch mit Vergnügen meine Jahre, und mit Entzücken meine Unbeſonnenheit hin; denn, wie ſchon geſagt, ein nobles Gemüth verdient jedes Opfer.“

„Sehr verbunden, Frau Griada!“ — lächelte Juan.

„Ei, was da! Verbunden? — Ich muß Euch verbunden, behülflich und dienſtbar ſeyn, das gebe Gott! Und ich will es auch ſeyn. Daher wollen wir überlegen, was zu thun iſt? — Antonia iſt ein ganz ſonderbares Mädchen, und hat beſondere Grillen, die uns ziemlich im Wege ſtehen werden. Oft leidet ſie den bitterſten Hunger, ehe ſie nur etwa um einen Biſſen Brod bät.“

„Entſetzlich! — Das muß Frau Grieda nicht zugeben."

„Lieber Himmel! Weiß ich es denn? — Sie ſchließt ſich ein, und läßt oft in zwei, drei Tagen nicht ihre Naſe, geſchweige denn ſich ganz ſehen."

„Vor allen Dingen muß man ihren Mangel heben."

„Ja doch! Aber wie?"

„Ihr Vater hieß" —

„Antonio Poleſſatta" —

„Und war?"

„Ein Königlicher Notarius."

„Nun gut! Dieſer Antonio Poleſſatta hatte einen Jugendfreund, einen gewiſſen Don Alfons d'Eſtremos, den er zärtlich, ſo wie dieſer ihn, liebte" —

„Davon weiß ich nichts."

„Aber ich weiß es gar wohl und gut!"

„So?"

„Als Jünglinge wurden ſie getrennt, ſchwuren ſich aber ewige Treue und Freundſchaft. Alſens d'Eſtremos ging als Offizier nach Teneriffa. Jetzt lebt er als ein reicher Privatmann auf Lancerota, und hat von einem Reiſenden vernommen, ſein Freund Antonio ſey geſtorben." —

„Hat er?"

„Noch mehr. — Er hat gehört, welchem drückenden Mangel die Tochter ſeines Freundes beinahe unterliegen muß, da ihr Filz von Oheim ſo unbarmherzig ſich gegen dieſelbe beträgt" —

„Das weiß Gott!"

„Sein edles Herz iſt gerührt, und er iſt entſchloſſen, da er keine Kinder hat, der Tochter ſeines Freundes ein kleines Kapital von 1000 Piaſtern anzubieten." —

„Wa — s?"

„Will ſie zu ihm kommen, ſo will er ſie als ſeine Tochter annehmen, und reichlich bedenken" —

„Herr Ritter! — Wer ſagt das?"

„Der Neffe und Erbe des edlen Don Alfenſo, Juan d'Eſtremos-Garovillas, mein verehrter Oheim durch mich."

„Mein Gott! — Iſt es möglich?"

„Dies, liebe Frau! hat uns zuſammen gebracht. Ich wollte vorher hören, wie Antonia" —

„Herr Ritter! Was ich geſagt habe, iſt alles ſo gewiß wahr, daß ich jede Stunde, ohne Bedenken, das Sakrament darauf nehmen kann."

„Da ich alſo höre" —

„Ich bin unpartheiiſch und ehrlich, ſo wahr unſer aller Herr und" —

„Daß Donna Antonia, ein Muſter der Tugend" —

„Bei allen Heiligen! Das iſt ſie. Ein wahrer, tugendhafter Engel iſt ſie!"

„Ich will nicht etwa — Leporello! Begleite dieſe ehrliche, brave Frau, die die Probe ſo gut beſtanden hat."

„So wahr ich getauft bin, Herr Ritter! Dieſen Ausgang" —

„Ach Gott!"

„— hätte ich nicht erwartet. Denn eigentlich, glaubte ich, Ihr hättet" —

„Ich ſelbſt will die edle Sennora nicht in Verlegenheit ſetzen. Sie iſt einſam, tugendhaft," —

„Und ſchön!" —

„Nur der darf ſich ihr nahen, der es als Bräutigam thun darf."

„Ach! lieber Herr und Gott! Wer will denn ſo ein armes" —

„Gehe mit dieſer ehrlichen Frau, Leporello! Laß dich von ihr zu Donna Antonia führen, erzähle ihr, was du weißt, überbringe ihr die 1000 Piaſter" —

„Herr Ritter! — Wirklich? Ihr ſchickt ihr 1000 Piaſter?"

„Mein Oheim ſchickt ſie ihr, der Tochter ſeines Freundes."

„O! edler Freund! O! edle, herrliche Freundſchaft! Da giebt's Menſchen, die wollen zweifeln, ob es in unſern Zeiten noch" —

„Sage der tugendhaften Schönen, dem edlen Mädchen, daß die glücklichen Inſeln“ —

„Lieber Gott!“

„Genug! Du weißt ja, was du zu ſagen, zu thun haſt. — Will Donna Antonia mich ſprechen, nun wohl! dann werde ich bei ihr erſcheinen; nur aber dann erſt, und wenn ſie es erlaubt.“

„Edler Herr! Ich kann gar nicht ſagen wie“ —

„Genug! — Ich thue ja nur, was mir befohlen iſt. — Jetzt, liebe Frau! führt meinen Kammerdiener zu der ſchönen, unglücklichen Sennora, der ich in Gedanken die Hände küſſe!“

* * *

Dreißigſtes Kapitel.

[illegible] erwartet ſeinen Rächer.

Kaum war Leporello mit der vortrefflichen Frau Fiſchhändlerin Griaka aus dem Hauſe, als Juan einen Beſuch von dem artigen Blumenmädchen erhielt. Sie kam ihm ziemlich gelegen.

„Ich habe, — begann ſie; — Euch zu ſagen, daß die ſchöne Gräfin Andures, morgen mit ihrer Tante, die ſehr nervenſchwach iſt, in die Bäder von Bernitz geht. — Sie meint, es würde Euch dort recht wohl gefallen. Es gäb' daſelbſt Spiel, Tanz, vergnügte Geſellſchaft, und eine Dame, die hier in der Gegend von S. Lorenzo wohnt."

„In der That, es mag ſehr angenehm in den Bädern von Bornez ſeyn!"

„Und Ihr habt Luſt dahin zu gehen?"

„Ich habe Luſt."

„So wird Euch alſo Valencia verlieren?"

„Gewiß nur auf die kurze Badezeit."

Das Mädchen hatte noch mancherlei zu erzählen, und Juan unterhielt ſich ſehr vergnügt mit ihr.

Sie war fort, als Frau Griada und Leporello wieder zurückkamen. Jene rief aus:

„Gott ſegne Euch Sennor! Stellt Euch nur vor, Antonia hat das Geld nicht angenommen. — Sie ſagt, ſie wiſſe von keinem Freunde ihres Vaters auf den Kanariſchen-Inſeln, er habe nie von einem Alfonſo d'Eſtremos geſprochen, und ſie könne, wie geſagt, das Geld, ohne beſſere Beweiße, daß es ihr gehöre, nicht annehmen."

„Ich muß ſie alſo ſelbſt ſprechen.“

„Das meine ich auch.“

„Ob ſie ſich wohl ſprechen laſſen wird?“

„Ach! was da! ſie muß Euch ſprechen. — Ihr werdet ihr ſchon Beweiſe geben können, die ſie hinlänglich überführen, daß man es mit ihr gut meint.“

„Ich werde bei der lieben Frau Griada einſprechen“ —

„Allzuviel Gnade und Ehre!“

Frau Griada wurde traktirt und ſchwur hoch und theuer: dieſe Ehre werde ſie Zeit ihres Lebens nicht vergeſſen. — Als ſie endlich fort war, fragte Juan:

„Antonia wollte dir alſo nicht glauben?“

„Uns beiden nicht;“ — antwortete Leporello.

„Du wirſt es nicht wahrſcheinlich genug gemacht haben.“

„So wahrſcheinlich, wie möglich." — Was ſagte ich ihr nicht alles! Ich beſchrieb ihr den guten Alfonſo ſo lebhaft, wie möglich, ſie aber blieb dabei, es könne nicht möglich ſeyn."

„Du hätteſt darauf ſchwören ſollen."

„Ich habe es gethan. Sie blieb aber ungläubig."

„Sie wird überlegen, und muß überraſcht werden!"

„Sie iſt ſehr ſchön! Aber eigenſinnig ſcheint ſie auch zu ſeyn."

„Das wird ſich geben!"

Juan geſtand, er habe Langeweile und ging den folgenden Tag ſehr früh aus. — Es gingen freundliche Mädchen in die Lorenz-Kirche, und er folgte dahin einer ſehr anziehenden Geſtalt nach.

Don Gusman kniete hinter einer betenden Dame. Juans Herz klopfte ihm eine gewiſſe Ahndung zu, und er wollte eben die Kirche wieder verlaſſen, als die Dame aufſtand, ihren Arm Don Gusman reichte, Juan erblickte, laut aufſchrie: „Er iſt es!" und ohnmächtig zu Boden ſank. — Die Betenden kamen in Aufruhr; Juan verlies ſchnell die Kirche, und murmelte ein: „Verdamt!"

Aſtarto ſtand bei ihm, und rief ihm zu:

„Warum gehſt Du aber auch in eine Kirche!" —

„Elender!" — ſchrie Juan, und griff, ganz auſſer ſich, an den Degen.

„Gemach! — rief Aſtarto aus, und faßte ſeine Rechte mit einer ſolchen Gewalt, daß ſie, wie erlahmt, am Griff des Degens blieb."

„Du biſt ein" —

„Wir wiſſen beide, wer ich bin. — Jetzt fort, ehe das Volk dich mit Steinen nach Hauſe begleitet."

Juan eilte davon; Aſtarto folgte ihm, und wollte viel mit ihm ſprechen. Da aber Juan ſein

Geſicht von ihm wendete, und ihm keine Antwort gab, ging er lachend davon, nachdem er etwas in Juans Weinbecher geſchüttet hatte. — Der Unglückliche leerte den Becher, warf ſich auf ſein Lager, und fiel in einen tiefen langen Schlaf.

Als er erwachte, ſchien er ein Trunkener zu ſeyn, dem noch ſo viel Verſtand geblieben iſt, daß er ſich jedem Wageſtück mit Reſignation entgegen zu ſtellen weiß.

„Leporello! — rief er aus; — Nimm deinen Mantel.“

„Wohin wollen wir?“

„Einen Sturm wollen wir wagen auf die ſchöne Feſtung, Antonia genannt.“

Er ſtürzte aus dem Zimmer und Leporello eilte ihm nach.

Sie durchſtreiften die Stadt, bis es dunkel wurde, und nun ging's in die Vorſtadt. — Sie kamen über den Gottesacker. — Zu beiden Seiten einer marmornen Bildſäule zu Roſſe, brannten zwei Lampen.

„Was iſt das?" rief Juan, und ging darauf zu. An dem Poſtament ſtand geſchrieben:

Tornellos erwartet ſeinen
Rächer.

„Das Monument des Commendatore!" — rief Leporello bebend aus.

„Sein Monument!" — ſagte Juan gelaſſen.

„Was wollen wir hier? — Macht, daß wir fortkommen!"

„Was haſt du?"

„Ich fürchte" —

„Ich fürchtete den Lebenden nicht, wie könnte ich dieſen Marmor fürchten?"

„Ich weiß nicht — Es wird mir — Es iſt mir — Seine Augen" —

„Sie bewegen ſich?“

„So kommt mir's vor.“ —

„Narr! — Ich habe einen luſtigen Einfall!“

„Hier?“

„Frage ihn doch einmal, den Stattlichen, ob er mit mir ſpeiſen will?“

„Ich?“

„Frage ihn!“

„Es iſt eine Statue“ —

„Frage!“

„So ſeyd doch“ —

„Leporello! Du kennſt mich!“

„Nun gut dann! Aber“ —

„Frage!“

„Es ſey! — Wie Ihr aber nur“ —

„Leporello!“

„Ja doch! — Mein Herr Commendatore!

Mein Herr fragt, ob es Euch gefällig ſeyn könnte, mit ihm zu ſpeiſen?"

„Nun? Was" —

„Ach!"

„Was giebt's?"

„Seht! — Er nickt mit dem Kopfe."

„Träumer!"

„Seht Ihr nichts?"

„Nichts."

„Fragt ihn ſelbſt!"

„Heda, Alter! Willſt du kommen?"

Dumpf aber vernehmlich kam von der Bildſäule die ſchreckliche Antwort:

„Ich komme."

Leporello ſtürzte zu Boden. — Verlegen ſah Juan vor ſich hin, und rief endlich aus:

„Laß ſehen, ob der Ehrenmann Wort hält!“

Er ging. Leporello raffte ſich auf, und eilte ſeinem Herrn nach.

Ein und Dreißigſtes Kapitel.

Der Sand iſt verronnen, dein Glas iſt leer!

„Um den Beſuch bei der ſchönen Antonia hat deine Furchtſamkeit mich gebracht; — rief Juan aus. — „Beinahe hätteſt du mich ſelbſt verlegen gemacht."

„Lieber Herr! Es iſt" —

„Trage auf! Ich habe Hunger. — Den beſten Wein, der zu haben iſt, ſetze auf!"

Leporello trug auf; Juan ließ es ſich ſchmecken. — Die Thür ging auf, eine verſchleierte Dame trat in's Zimmer.

„Herrlich! herrlich! — rief Juan aus. — Angenehmer Beſuch!"

Die Dame ſchlug den Schleier zurück. Donna Mariana ſtand vor ihm. Er rief aus:

„Wie? — Mariana?“

„Sie ſelbſt. — Erſchrick nicht, mich hier in dieſer Stunde auf deinem Zimmer zu ſehen.“

„Die Schönheit kann nur überraſchen.“

„Eine Sache von der äuſerſten Wichtigkeit führt mich hieher; ſie leidet keinen Aufſchub.“

„Redet, edle Sennora!“

„Ich bin nicht mehr die erzürnte Mariane“ —

„Vortrefflich!“

„Ich habe keine Drohungen, keine Verwünſchungen mehr gegen Euch. Kein Dolch iſt in meiner Hand, nur Mitleid und Erbarmen hegt dies Herz.“

„Edle Seele!“

„Entſagt habe ich aller irrdiſchen Liebe, und gereiniget iſt die Flamme, die in meinem Herzen lodert. Eine ſanfte, heilige Zärtlichkeit füllt meine Seele, und was ich für Dich empfinde, iſt Theilnahme und Erbarmen, Mitleid und Kummer. — Ich komme, Dir zuzurufen: Juan! ſieh den Abgrund, der ſich vor Dir geöffnet hat! Der Himmel hat mich gerührt und erleuchtet, und ich ſage Dir, in ſeinem Namen, daß deine Sünden ſeine Barmherzigkeit übertroffen haben. Der Blitz flammt über Deinem Haupte, der Dich treffen ſoll. O halte ihn zurück durch Buſe und Reue!“

„Meine unvergleichliche Sennora! wenn Ihr mich liebt, ſo“ —

„Keine irrdiſche Liebe hegt dieſes Herz mehr; es iſt dem Himmel geweiht. In einem Kloſter will ich reuevoll und büſend, daß ich Euch einſt irrdiſch liebte, mein Leben beſchlieſſen. Doch habe ich Euch geliebt, und wie ſchmerzlich wurbe mir es ſeyn, in meiner Entfernung von der Welt, Euch unglücklich, verloren zu wiſſen! — O! Juan! ſieh meine Thränen! Ach! bedenke das Heil Deiner unſterblichen Seele!"

Ein Thränenſtrom überflutete ihre bleichen Wangen; Juan ſtürzte einen Becher hinunter. Sie fuhr fort:

Darf ich, daß ich Dich geliebt habe — O Gott! darf meine Liebe ſich etwas von Dir erbitten, ſo iſt es: Sorge für Dein Heil! Thue es aus Liebe zu Dir ſelbſt, oder aus Liebe zu mir. O! ich bitte Dich darum mit Thränen. Wenn Thränen eines Weibes, das Dich liebte, der du Liebe ſchwurſt, Dich nicht rühren können, ſo beſchwöre ich bei allem, was" —

„Ich hoffe — lächelte Juan, indem er aufſtand, und ihre Hand faßte; — die ſchöne Mariane bleibt bei mir?"

„Unglücklicher! willſt Du mich, willſt Du die Stimme des Himmels nicht hören?"

„Bleibſt du bei mir?"

„Nun, ſo fahre hin, Elender! — Ich verlaſſe Dich."

„Bleibe!"

„Bei dir? — — Dein guter Engel weicht von Dir. Gott ſey Deiner Seele gnädig!"

Sie eilte davon. Leporello ſtand weinend ſeinem Herrn gegenüber:

„Ach! edler Herr! Wenn ein Herz" —

„Sie ſcheint wahnſinnig zu ſeyn."

„Gerechter Gott! Und Ihr könnt — Nein, bei Gott! Ich bleibe nicht länger bei Euch. Ich will" —

Es klopfte draußen ſtark und wiederholt. Gelaſſen ſagte Juan:

„Sieh zu, wer klopft."

„Ach Gott! Ich bin" —

„Sieh zu, wer klopft."

„Wenn es nun" —

„Leporello! du weiſt" —

Er ging, öffnete die Thür, und ſtürzte zitternd ins Zimmer zurück:

„Es iſt" —

„Wer iſt da?"

„Er kömmt" —

„Wer kömmt?"

„Der Geladene, der — Gerechter Himmel! Da iſt er."

„Mein Gaſt?" — fragte Juan nicht ganz ohne Verlegenheit.

Der ſteinerne Gaſt*) trat ein mit feierlichen, ſtarken Tritten. Juan ſprang auf. Jener ſprach:

---

*) El Comvidado de piedra. — Es hat dies Moliere ganz unrichtig durch Festin de Pierre überſetzt, als Titel des Schauſpiels, welches er ſeinem

„Du haſt mich eingeladen. Hier bin ich.“

Leporello, einer Ohnmacht nahe, war beinahe ſelbſt eine Bildſäule; Juan bewegte ſich zwar, aber ſo wankend, daß beinahe nicht zu entſcheiden war, ſtand oder bewegte er ſich willkührlich. — Der Geladene aber ſetzte ſich nieder, und kaum ſaß er, als Juan in einer Art von krampfhafter Bewegung, ihm gegenüber auf einen Stuhl ſank. Er heftete unbeweglich ſeine Augen auf den ſonderbaren Gaſt, und dieſer blickte ihn fürchterlich an, indem er fragte:

„Du kennſt mich“

---

des Tirſo de Molina, nachgebildet hat. Ein Gaſt iſt kein Gaſtmal, und wenn von einem eingeladenen ſteinernen Gaſte die Rede iſt, ſo kann man ſich dabei kein ſteinernes Gaſtmal denken. Letzteres möchte wohl nur dem Magen unverdaulich, den Sinnen aber gewiß nicht ſchrecklich ſeyn.

„Ich kenne dich;" ſtammelte Juan.

In dieſem Augenblick ſchien er wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, und rief aus:

„Leporello! Ein Kouvert für meinen Gaſt!"

Am ganzen Leibe wie ein Espenlaub zitternd, wankte Leporello herbei, und ſtammelte:

„Aber, mein Gott!"

Der Steinerne blickte ihn an; er ſank zu Boden.

„Wie gut ich bedient bin!" — rief Juan mit einer ſcherzenden Verlegenheit aus, die ſich nicht ſchildern läßt.

Er ſtand auf, und ſetzte ſeinem Gaſte einen Teller, füllte ihm einen Becher, hob denſelbigen, und rief aus:

„Mein Gaſt ſoll leben!"

„Ich ſterbe!" — ſtammelte Leporello, indem er ſich aufraffte.

Juan leerte den Becher, ſetzte ihn ſtark nieder, und rief aus:

„Der Wein iſt vortrefflich!"

„Haſt Du mir ſonſt nichts zu ſagen?" — fragte der Steinerne bedeutend.

„Nichts, als daß ich Dich bitte, mit mir vorlieb zu nehmen."

„Was ſagt Dir Dein Gewiſſen?"

„Mein Gewiſſen iſt von ſehr guter Art, und weiß mich ſtets zu menagiren."

Erzürnt ſprang der Gaſt auf, und rief aus:

„Elender! Deine Augenblicke ſind gezählt. Ich lade dich ein, zu erſcheinen vor Gottes Richterſtuhl. — Du weißt, was Du gethan, was Du zu erwarten haſt."

Er ging zur Thür. Juan rief:

„Leporello! Licht!"

„Der braucht kein Licht, der vom Himmel

geleitet wird;" — antwortete der Steinerne, indem er ſich entfernte.

„Wie? — ſtammelte Leporello; — und Ihr wollt dieſe warnende Stimme nicht hören, die der Himmel Euch ſendet?"

„Will mich der Himmel warnen, — rief Juan lächelnd aus; — ſo muß er deutlicher reden, wenn ich ihn verſtehen ſoll."

Die Thür des Zimmers flog auf; eine verſchleierte, weißgekleidete weibliche Geſtalt trat ein. Juan rief aus:

„Willkommen, ſchöne Unbekannte!"

„Ach, edler Herr! — ſtöhnte Leporello; — dies iſt keine irdiſche Geſtalt."

Die Figur blieb ſprachlos ſtehen. Juan rief ihr zu:

„Rede!"

Sie ſchwieg. — Wild fuhr er auf, griff nach den Degen, und tobte.

„Necken ſollt ihr mich nicht! — Geiſt oder Menſch, ſprich oder ich ſtoße zu!"

Die Figur ſchwieg. Er rannte mit dem Degen auf ſie zu. Mit dumpfer Stimme ſprach die Verhüllte:

„Ich bin es, die alles verdeckt, und alles enthüllt. Ich bin die Allgewaltige, über die der Menſch nie herrſchen, wohl aber ſie genieſſen kann. Ich ſchenke und entziehe, ich nehme und gebe. Dir elenden, unbußfertigen Sünder, muß ich alles nehmen. — Du ſiehſt, wer ich bin."

Der Schleier fiel; vor ihm ſtand die Zeit mit der blinkenden Senſe, der allgewaltigen Mäherin, und zeigte ihm ein leeres Stundenglas, indem ſie ſprach:

„Der Sand iſt verronnen, Dein Glas iſt leer. Juan! jetzt ſchlägt die letzte Stunde."

„Es iſt nicht wahr! — ſchrie Juan. — Drei Tage ſind noch mein. Den letzten, weiß ich zu benutzen."

„Verrechnet haſt Du dich; Du haſt ihn nicht benutzt. Er iſt verfloſſen.“

Die Zeit verſchwand. Ein kalter Schauer rann durch ſeine Glieder. Es ſchlug die Stunde der Mitternacht. Ein fürchterlicher Sturm erſchütterte das Haus; Aſtarte ſtand vor ihm, zeigte ihm eine Schrift, und rief aus:

„Hier iſt der Kontrakt. Ich habe erfüllt, was ich Dir verſprach. In Deinen Lüſten haſt Du hingelebt, wie Du gewollt. Die Weiber waren Dein; an Gelde hat Dir's nie gefehlt. Nun biſt Du mein. Die Zeit iſt verfloſſen.“

„Die Zeit iſt nicht verfloſſen, — ſchrie Juan. Drei Tage habe ich noch!“ —

„Du haſt ſie nicht!“

„Ich habe ſie?“

„Du haſt ſie nicht. — Verrechnet haſt Du Dich um die Schalttage.“

„Verfluchter!“

„Das bin ich.“

„Satan!“

„Ich bin es. — Du aber, biſt mein.“

Juan ſprang zurück; er hob die Hand ein Kreuz zu ſchlagen, ach! aber er vermochte es nicht, denn ſchnell packte ihn der Hölliſche brach ihm das Genick, und fuhr im Sturm mit ihm davon.

Ganz Valencia weiß die Geſchichte zu erzählen, und Akten ſind darüber im Stadt-Archiv vorhanden, bei denen ſich die berüchtigten Regiſter befinden, von denen wir oft geſprochen haben. Romanzen ſingt man noch zu dieſer Stunde in Valencia und ganz Spanien, von Juans ſchrecklichem Ende.

„Ach Gott! — ſeufz'te Leporello. — Der beleidigte Himmel iſt gerächt, gerächt ſind die verletzten Geſetze, die verführten Mädchen, die verunehrten und beſchimpften Familien, die beleidigten Anverwandten, und die ganze Welt.“

Er aber ging in eine Einöde, und ſtarb bußfertig, alt und lebensſatt, als Klauſener.

Gott ſey mit uns allen, und bewahre uns für Schandthaten und Verbrechen!

Nachrede des Spaniſchen Cenſors, Juan Ivanez d'Almeida, Biſchoff zu Calones.

Zur Warnung und zur Lehre iſt dem Verfaſſer gegenwärtiger Geſchichte vergönnt worden, dieſelbe durch den Druck bekannt zu machen, wozu wir, in dieſer Rückſicht, gar gern unſre Einwilligung gegeben, und unſer Imprimatur dem Büchlein beigefügt haben, da wir überzeugt ſind, daß nur durch Beiſpiele da am kräftigſten zu würken iſt, wo Ermahnungen ohne lebendige Darſtellungen den beabſichtigten Entzweck nie erreichen werden. Einen Spiegel ſollt ihr vorhalten denen, die ſich ſehen wollen eben ſo wohl, als denen, die ſich nicht ſehen mögen. Laſſet uns ſtets das Ende bedenken, und ausrufen: Ende gut, alles gut! — Ich empfehle die Leſer ſowohl als den Verfaſſer dieſer Erzählung, der Gnade des Herrn aller Herrn, und aller Richter hienieden in geiſtlichen und weltlichen Dingen! Ego autem dico vobis, diligite inimicos vestros.

Bibliothek

des

romantiſch-Wunderbaren.

[Vulpius] 1r Band.

Leipzig. 1805,
bei C. F. Steinacker.

Sprüngli

I.F.G.

BSt

Bibliothek

des

Romantiſch = Wunderbaren.

Erſter Band.

Inhalt.

Die Fantaſie.

I. Romantiſch-Wunderbare Erzählungen und Romane.

Das Geſängniß der Liebe . . . Seite 3
(Carcel de Amor; p. D. Hernandez de San Pedro. Brux. 1612.)

Der Ring . . . . — 17
(Laureolette. Venet. 1613.)

Doktor Fauſt in Inſprug . . . . . — 37
(Hiſtoria Fauſti. P. II. c. 20.)

Ivar und Mathilde . . . . . Seite 45
(A Tour trough the Isle of Man; by D. Robertſon. Lond. 1794.)

Endimion . . . . — 52
(L' Endimion. Paris, 1620.)

Die Feuer-Inſel . . . . — 68
(Amadis de Gaule. Livr. XVI. C. 35—43.)

Der Berg der getreuen Liebenden — 130
(Ebendaſelbſt L. XVI. C. 60.)

Rolands Geburt und Jugend-Jahre — 139
(Noches de Invierno. Brux. 1661.)

II. Legenden.

Sankt Brandans Wunderfahrten . Seite 153
(Sant Brandons Buch vnnd Leben. Erfurt. 1511. — Acta Sanctor. M. Maio. T. III. f. 599—603.)

Der betrogene Teufel . . . . . — 178
(Legenda Aurea Iac. de Vorragine; ſ. Hiſt. Longobard. Norib. 1501. C. 114. p. 154.)

III. Erzählungen von Elementar-Geiſtern.

Die Elementar-Geiſter . . . . S. 187
Die drei Jungfrauen . . . . . . — 199
Die Erdgeiſter . . . . — 204
Das Bergfräulein . . . . — 211
Die Bewohner der Elemente . . — 214

(Ueber die Quellen der Erzählungen dieſer Art, wird in der Folge weitläuftig geſprochen werden.)

IV. Volks-Sagen und Volks-Lieder.

Volks-Sagen.

Das wüthende Heer und Frau Holla S. 221
Ritter Tannhäußer und der treue Eckart . . . . — 231
Hexenfahrten auf den Blocksberg und Schmauß in der Walpurgis-Nacht — 250

(Ein Verzeichniß der Bücher, welche von dieſen Dingen handeln, wird gleichfalls in der Folge geliefert werden.)

Volks-Lieder und Romanzen.

Lied von dem unſchuldigen Knaben Seite 258
Lied von dem ungetreuen Mädchen — 262
(Newe weltliche Lieder. Nürnberg. 1612.)

Romanze von dem Grafen Alarkos und der Infantin Soliſa . . . . . — 264
(Cancionero de Romances. Anvers. 1568. p. 107—114.)

Die Fantaſie.

Was hoch, in ſtolzer Pracht, in goldnen Flammen thronet,
Was ſich in blauer Flut mit Silberwellen hebt,
Was tief im finſtern Schoos der weiten Erde wohnet,
Was über uns im Meer der reinen Lüfte ſchwebt,
Das faßt die Fantaſie, es freundlich zu begleiten,
Und führt es in das Reich gewünſchter Wirklichkeiten.

Was Scherz und Liebe gab, was mutherfüllten Rittern
Die Lanze kühner drückt in die bewehrte Hand,
Was ſich in Klauſen regt, was hinter Kloſter Gittern
Verborgen, froher Muth und Liebeskühnheit fand,
Ja, was die Heiligkeit vom Teufel ſelbſt erfahren,
Das weiß die Freundliche, dem Nimbus zu bewahren.

Was ſich im Feen-Reich ſo glänzendſchön geſtaltet,
Was ſich im Orient, in hellen Farben malt,
Die Blume die am Po, am Ebro ſich entfaltet,
Was aus der Griechen-Welt mit ſanftem Schimmer ſtrahlt,
Dies alles blüht für ſie in ihren weiten Hainen. —
Für Freunde, weiß ſie es zu Kränzen zu vereinen.

I.

Romantiſch - Wunderbare

Erzählungen und Romane.

Das Gefängniß der Liebe.

Der Tag brach an; ich ſprang vom Lager auf, gefoltert von ſchrecklichen, melancholiſchen Gedanken, die weder Schlaf noch Ruhe mir gegönnt hatten. Es trieb mich in's Freie. Die Bruſt ſchien ſich hier zu erweitern; ich athmete leichter und ſchneller. — Um mich herum wurde es in der Einſamkeit laut, die Vögel brachten der aufgehenden Sonne ihren Morgengruß; ſie ſtieg herauf in glühender Pracht, ich hob Geſicht und Hände ihr, der Königin des Tages, entgegen.

Langſam erſtieg ich der Sierra Morena hohe Berge, die vor mir lagen, in mancherlei Empfindungen und Betrachtungen verloren, als plötzlich ein nahes Geräuſch mich zu mir ſelbſt brachte. Hinter dichtem Geſträuch hervor, aus einer Höhle ſtürzte ein wilder Mann, mit ſchrecklichen Geberden, und ſchwang mit ſeiner Linken einen Schild von hartem, hellpolirtem Stahl, und mit der Rechten eine Tafel, auf welcher das Bildniß einer ſo ſchönen Dame prangte, daß mich der Anblick dieſer Schönheit ganz betäubte. Ein Ritter, von dem Wilden mit Gewalt gezogen, folgte, ſeufzend:

„Ach! alles duldet meine Treue!“

Und als er mir näher kam, ſchrie er mit beweglicher Stimme, jammernd mir zu:

„Wer Du auch ſeyſt, ich bitte Dich bei allem, was Dir heilig iſt! gehe mit mir, komm, und ſtehe mir bei!“

Stumm und betroffen folgte ich den Beiden über Stock und Stein, auf unbetretenen Wegen nach. Es bat der Klagende mich ihm beizuſtehen, wiederholt, ich aber hatte keine Waffen, ihn zu befreien von der Gewalt des drohenden Wilden, der ihn mit ſich fortzog. — Ich faßte mich, und fragte:

„Unglücklicher! Wer biſt Du?“

Er ſeufzte tief auf, blickte mich beweglich an, und ſchwieg. — Ich wendete mich dem Wilden zu, und redete ihn an:

„Und Du, der Du den Armen mit Gewalt Dir nachziehſt, wer biſt Du?“

Er ſah mich an, und ſagte:

„Was könnte mich verpflichten, Dir zu ſagen, wer ich bin? Ich bin Dir keine Antwort ſchuldig, und gebe keinem Menſchen eine, wenn ich nicht will. — Doch, heute triffſt Du mich bei Laune, und Du ſollſt erfahren, was Du wiſſen willſt. Ich bin der Liebe ſtärkſter Diener, das Verlangen genannt. Mit dieſem Schilde ſchütze ich mich gegen die Unmöglichkeiten, und mit dem Bilde hier, errege ich die Gewohnheiten, womit ich alle Liebende entzünde, wie Du an dieſem ſiehſt, den ich in das Gefängniß der Liebe führe, aus welchem ihn nur der Tod erlöſen kann."

Jetzt ſtanden wir auf des Berges höchſter Spitze, und vor meinen Augen verſchwanden der Wilde und der Ritter; ich aber ſtand, mit Nacht umfangen, allein. — Beſtürmt von mancherlei Gedanken und Entſchlüſſen, blieb ich auf dieſem Platze, bis der Tag anbrach. Da ſah ich mich einem hohen Thurme nahe, deſſen Spitze ſich in den Wolken zu verlieren ſchien.

Dieſer Thurm war ſo ſonderbar geſtaltet und erbaut, daß ich mich kaum genug darüber verwundern konnte. Sein Fundament war, oder ſchien doch, von Kriſtall zu ſeyn, und auf demſelben ruhten vier Säulen von violbraunem Marmor, ſo hoch, daß es mich Wunder nahm, zu ſehen, wie ſie ſtanden, und die Laſt ertragen konnten, die auf denſelben ruhte. Dieſe war ein dreieckichter feſter, ſtarker Thurm, an deſſen jeder Ecke eine Statue von Metall ſtand, die eine braun, die andre ſchwarz, die dritte aſchgrau überſtrichen, ſtarke Ketten in den Händen. Ueber des Thurmes Zinne aber ſchwebte ein Adler, kühn zum Flug geſchickt, umglänzt von Feuerflammen, die immerwährend aus des Thurmes Innerem zu ihm hinauf loderten. Der Wächter Stimmen hörte ich unaufhörlich kreiſchen.

Hier ſtand ich nun verlegen, und wußte nicht, was ich beginnen, wohin ich mich wenden ſollte. Ich ſchaute rund umher, und wurde endlich eine Treppe anſichtig.

Ich ging drauf zu, erſtieg die Stufen, und kam an eine eiſerne Thür. Hier ſtand ein Wächter, den ich fragte:

„Darf ich hinein?“

„Lege Deine Waffen ab, und Du darfſt hinein;“ — war ſeine Antwort.

Ich hatte nichts von Waffen als einen Dolch bei mir. Dieſen gab ich ihm. Er gab ihn mir zurück und lächelte:

„Ich merke wohl, mein Freund! daß Du dieſes Orts Gewohnheiten nicht kennſt. Nimm Deinen Dolch zurück. Dergleichen Waffen abzulegen, gebiete ich Dir nicht.“

„Und welche Waffen ſind es, die Du meinſt?“

„Du legſt die Ruh, die Hoffnung ab, und die Zufriedenheit. Wer dieſe bei ſich führt, kann hier nicht Eintritt finden.“

„Ach! dieſer Waffen bin ich längſt beraubt!“ — ſeufzte ich.

„Wenn dem ſo iſt, — gab er gleichgültig zur Antwort; — ſo kannſt Du eintreten.“

Er öffnete die Thür, und ich erſtieg die Treppe bis zu des Thurmes Zinne. Ich kam an eine zweite Thür. Der Wächter ſprach:

„Wer Ruh, Zufriedenheit, und Hoffnung bei ſich führt, kann hier keinen Eintritt finden.“

Ich ſeufzte:

„Ach! dieſe, die Du nennſt, kenne ich ſchon längſt nicht mehr.“

Mit dieſer Antwort zufrieden, öffnete er mir die Thür. Ich trat in einen kleinen Saal, und erſchrocken bebte ich zurück. Mich überlief ein kalter Schauer, und Zittern überfiel mich. Vor mir ſah ich den Unglücklichen, den der Wilde mit ſich ſchleppte über Stock und Stein. Er ſaß auf einem

Flammenſtuhl, angefeſſelt mit drei glühenden Ketten, die ſtets ihn brannten und doch nicht verbrennen konnten. Zwei Weiber ſtanden weinend neben ihm, und drückten klagend eine eiſerne Zackenkrone ihn auf den Kopf, in's Hirn. Ein Mohr, in Goldſtoff reich gekleidet, ſchwang die Geißel, und ihre Streiche fielen ſchallend auf des Armen Leib. Doch endlich ſprang ein Schild aus des Gequälten Kopf, und fing, ihn deckend, alle Geißelhiebe auf.

Beinahe wär ich umgeſunken, und mir vergingen alle Sinne bei'm Anblick dieſes ſchrecklichen Schauſpiels. — Der Arme ſchien kaum noch zu athmen.

Drei Diener traten herzu, deckten eine Tafel, und beſetzten ſie mit Speiſen. Ein alter, eisgrauer Mann, ſeinen Kopf auf den geſtützten Arm gelegt, ſaß an der Tafel traurig und betrübt.

Ich faßte mich endlich, trat dem Unglücklichen näher, und ſprach:

„Ich leide, Unglücklicher! mit Dir.“

Er ſeufzte laut, und blickte mich ſo beweglich an, daß mir dieſer Blick das Herz durchbohrte. Mit ſanfter Stimme ſagte er:

„Deine Theilnahme, edler Freund und Unbekannter! verdient mein Vertrauen, welches ich Dir ſchenken will. Vernimm, wer ich bin, was mich hieher gebracht hat, und laß Dir erklären, was Du ſiehſt. — Ich heiße Conſtante. *) Mein, für mich leider zu früh verſtorbener Vater, war der Fürſt Venturoſo, **) deſſen betrübte Wittwe Desgratia, ***) nun den Verluſt ihres Gemahls und Sohnes zugleich beweint. Mein Vaterland iſt die Inſel Triſteza, *) auf welcher wir uns jetzt beide befinden. Ich liebe die Tochter des Königs Furioſo, **) des Beherrſchers von Terra d' Amore, ***) die ſchöne tugendhafte Rigoroſa, ****) zu meinem Unglück, wie Du ſiehſt. Doch wer kann ſeinem Schickſal entgehen? Wer vermag es, der Allgewalt der Liebe zu widerſtehen? Auch habe ich mich mit den Waffen der Vernunft dieſer Allgewaltigen nicht widerſetzen mögen, ſondern ich habe mich ihr ergeben, und bin als ihr Gefangener hieher gebracht worden."

---

*) Beſtändig.

**) Glückſelig.

***) Unglücklich.

---

*) Die Traurigkeit.

**) Unſinnig; Erzürnt.

***) Das Reich der Liebe.

****) Ungnädig; Unbarmherzig.

Er ſeufzte tief auf, und ſchlug die Augen nieder. Bald aber blickte er wieder auf, und ſprach:

„Doch ich habe verſprochen, Dir zu erklären, was Du ſiehſt; höre alſo: Der hohe Fels, auf welchem dieſe Laſt erbaut worden, iſt meine Treue, welche gefaßt iſt alles zu tragen und zu leiden. Die vier Säulen von überſchwenglicher Höhe, ſind meine Vernunft, meine Erkenntniß, mein Wille und mein Gedächtniß. Die Liebe ließ ſie vor ſich rufen, ehe ſie mich in dieſes Gefängniß bringen ließ, ſie deshalb zu fragen, um mich nicht ungehört zu verdammen. Ich willige, ſprach die Vernunft, in dieſe Strafe, denn er leidet ſie um großer Würdigkeit willen. Die Erkenntniß ſprach: Ich will nicht allein, daß er gefangen genommen werde, ſondern mein Wille iſt, daß er ſogar ſterbe, denn um ſo lieblicher Urſache willen iſt es ihm beſſer, er ſterbe einen glücklichen Tod, als er lebe unglücklich. Es ſey, ſagte das Gedächtniß, und ich will ewig daran gedenken. Nun dann, ſagte der Wille, ſo will ich des Gefängniſſes Schlüſſel ſeyn, und ewig lieben. Auf dieſe Erklärung ſprach die Liebe mein Urtheil. — Die drei Statuen des Thurms, ſchwarz, braun, und aſchgrau gemalt, ſind die Traurigkeit, der Kummer, und die Geduld. Die Ketten in ihren Händen, ſind die Kräfte, mit welchen ſie mein Herz gebunden, gefeſſelt, und verſchloſſen hatten, damit weder Ruh noch Kraft dahin dringen konnte. Die Flammen, welche bei dem Adler auf dem Thurme aufſteigen, ſind meine Gedanken, die ſtrahlend des Gefängniſſes Nacht erleuchten; und wie dem Adler unter allen Geſchöpfen am höchſten zu ſteigen vergönnt iſt, ſo ſteigen auch ſie. Die

Zwei, die ſtets wachend, ſo ängſtlich rufen, ſind Feindſchaft und Unglück, muntere Wächter, damit die Hoffnung ſich nicht eindringen kann. Die finſtern Stiegen, welche zu mir führen, ſind die Angſt, die mich begleitet. Der erſte Thürhüter, eben der, der mich hieher ſchleifte, das Verlangen, öffnet der Traurigkeit ſtets willig die Pforte; die Freude wird nicht eingelaſſen. Der zweite Thürhüter iſt die Pein. Der Flammenſeſſel, auf welchem ich ſitze, iſt die Liebe, deren Flamme nie in mir verlöſchen wird. Die Weiber, welche mir die Marterkrone aufſetzten, ſind die Anfechtung und das Trübſal, die meine edle Treue mit ſolcher Marter belohnen. Der Alte dort, der ſo gedankenvoll am Tiſche ſitzt, iſt die innerliche Sorge. Der Mohr, mein Peiniger, iſt die Verzweiflung. Der Schild, der, mich bedeckend, mir aus dem Haupte ſpringt, wenn ſie mich quält, iſt mein Verſtand, der mich beſchützt und von Verzweiſlung rettet. Die Diener, welche den Tiſch mir decken, ſind Unfall, Schmerz, und Jammer. Das Brod auf demſelben, iſt Melancholie. Man trägt der Keuſchheit Bild mir auf, eine Turteltaube, mit Salat von Vergiß mein nicht.“

Er weinte laut, rief aus: „Vergiß mein nicht!“ und ſank ohnmächtig dem Trübſal in die Arme.

„O Liebe! — ſagte ich; — Ein Opfer haſt Du hier gefunden, das würdig iſt, von Dir gnädig aufgenommen zu werden!“

Ich ſprach's und wankte traurig aus dem Thurm zurück in's Freie. Hier warf ich unter einem Blütenbaume mich nieder, und ſeufzte:

„Vergiß mein nicht!“

Der Ring.

Ein ſchöner Frühlings-Morgen zog den Ritter Armidoro in's Freie. Er eilte aus der Stadt Sirakus der ſchönen Gegend zu, jenſeits der Ruinen des herrlichen Dianen-Tempels, wo die Natur in ſchöner, üppiger Fülle, ihren Freunden in herrlicher Pracht, und dennoch beſcheiden, wie ſie immer iſt, lächelt. Unter ſchattigen, hohen Pinien warf er ſich hinter einigen Lorberſträuchen nieder in's hohe Gras, und blickte mit ſüßer Empfindung in den reinen Spiegel der ſchönen Silberquelle, die vor ihm vorüberrieſelte. Hier verlor er ſich in ſelbſtgefällige Betrachtungen, und zog die balſamiſche Luft, die ihn umwehte, mit ſtarken Zügen ein, in die erhobene Bruſt. — So lag er lange, und wollte eben ſich erheben, ſeinen Spaziergang weiter fortzuſetzen, als er einen graugekleideten Alten gewahr wurde, der auf die Ruinen des Dianen-Tempels zu ging. Bei einer hohen Säule ſtand er ſtill, ſeufzte laut auf, und blickte gen Himmel. Dann zog er einen Ring vom Finger, und verſcharrte ihn am Fuß der Säule. Er bezeichnete den Platz mit kleinen Steinen, beſah ihn genau, ſah ſich allenthalben ſorgſam um, und ging endlich ſchnell davon.

Armidoro, der ihn weit genug entfernt ſah, ſtieg auf, ging auf den bezeichneten Platz zu, räumte die Steine hinweg, ſcharrte die Erde auf, und fand den vergrabenen Ring. Es war ein einfacher, ſchmaler goldener Reif, bezeichnet mit vielen ſonderbaren Figuren und Charaktern. Er ſteckte den Ring an den Finger, drehte ſich herum, und ſah ein artiges Landmädchen auf ſich zukommen. Sie trug ein Blumenkörbchen im Arm, und kam ſingend ihm näher.

Er trat ihr entgegen, und rief ihr freundlich zu:

„Guten Morgen, ſchönes Kind!“

Sie lächelte:

„Guten Morgen ſchöner Herr!“

„Wohinaus ſo früh?“

„In die Stadt, wenn Ihr es erlaubt.“

„Ich? — Was hätte ich denn dabey zu erlauben?“

„Mehr als Ihr glaubt, oder wenigſtens ahndet.“

„Ich? — Hm! — Wie käm denn das? — Es wird bei Dir allein ſtehen, ob Du in die Stadt gehen willſt, oder nicht. Wie könnte ich es hindern?“

„Je nun! — Ich gehe in die Stadt, dort dieſe Blumen und Limonien zu verkaufen. Wenn Ihr nun etwa —“

„Aha! — Ich verſtehe Dich!“

„Wirklich?“

„Nun ja! Wenn ich Dir ſie hier abkaufe, brauchſt Du nicht damit in die Stadt zu gehen. — So meinſt du es doch? — Nicht?“

„Nur halb und halb Aber — hier ſind die Blumen und Früchte. Sie ſind gewiß ſehr ſchön. — Nicht wahr?“

„Vortrefflich! — Aber, ich verlange nur dieſes Sträuschen davon, und die andern —“

„Nehmt ſie alle! — Doch, das ſage ich Euch zum voraus, Ihr müßt ſie gut bezahlen.“

„Wenn man einem hübſchen, freundlichen Mädchen etwas abkauft, bezahlt man es gewöhnlich, und zwar gern, immer etwas theuer.“

„Gewöhnlich oder nicht, es iſt ſchon ſo recht.“

„Nun gut! — Was koſtet Deine Waare?“

„Von Euch, verlange ich kein Geld.“

„Was ſonſt?“

„Dieſen Ring.“

„Den Ring — kann ich Dir nicht geben.“

„Aha! Ihr habt ihn gewiß von lieber Hand.“

„Das kann ich eben nicht ſagen, aber — ich mag ihn nicht gern weggeben. Willſt du aber Geld, ſo —“

„Den Ring möchte ich haben.“

„Ich kann ihn Dir nicht geben.“

Sie ſchwieg. Er ging näher, ergriff ihre Hand, und drückte ſie ſanft. Noch ſanfter drückte ſie ihm die Hand lächelnd. Er fragte:

„Wie nennſt Du Dich?“

„Jetzt, — lächelte ſie, — nenne ich mich Roſalba.“

„Nur jetzt? Nicht immer?“

„Nicht immer.“

„Roſalba iſt alſo nicht Dein wahrer Name?“

Sie zog die Hand aus der ſeinigen zurück, und ließ den Korb fallen. Schweigend deutete ſie auf denſelben, und er bückte ſich, die verſchütteten Blumen und Früchte zu ſammeln. Ihm fiel der Huth vom Kopf, neben ſeine Guitarre, die er, als er den Ring aufſcharrte, bei der Säule niedergelegt hatte. Sie hielt ihn zurück, und rief ihm zu:

„Laßt das!“

Er ſah ſie fragend an. Sie fuhr fort:

„Ich will Euch etwas Wichtiges erzählen und will Euch ſagen, wer ich bin.“

Sie trat zurück, ſtreckte die Hand gegen ihn aus, und ſagte:

„Seyd ja recht aufmerkſam!“

Er lehnte ſich auf eine zerbrochene Säule, nahm die Stellung eines Aufmerkſamen an, und ſie zog aus ihrem Gewande eine ſchwarze, gehörnte Larve hervor. Dieſe hob ſie langſam ihrem Geſichte näher, und ſagte:

„Ich bin der Teufel.“

Es ertönten Fußtritte in der Nähe, Bauern kamen, und das ſchöne Landmädchen ging eilig davon, in die Ruinen.

Als die Bauern vorüber waren, ging Armidoro ihr nach, aber ſie war nicht mehr zu ſehen und zu hören. — Langſam ging er in die Stadt zurück.

Er ging auf den Markt, betrachtete dort aufmerkſam alle Käuferinnen und Verkäuferinnen, aber Roſalba war nicht unter denſelben. Er wollte in eine Kirche gehen, eine Meſſe zu hören, beſann ſich aber ſchnell anders, und ging in ein Weinhaus. — Hier fand er einen Mann, den er, wiewohl in anderer Kleidung, ſogleich erkannte. Es war der grau bekleidete Alte, der den Ring verſcharrt hatte, den jetzt Armidoro am Finger trug. Dieſer zog den Handſchuh über die beringte Hand, ſetzte ſich an ein kleines Tiſchchen, dem Alten gegenüber, und ließ ſich Wein geben.

Ein rothgekleideter, anſehnlicher Mann trat ein, grüßte den Alten freundſchaftlich, und ſetzte ſich zu ihm. Der Alte hieß ihn freundlich willkommen, und jener rief aus:

„Gott gebe Euch eine glückliche Stunde!“

Der Alte erwiederte:

„Er hat ſie mir gegeben.“

„Er ſey gelobt! — In der That, ich ſah Euch ſeit einigen Jahren nicht ſo heiter, als eben jetzt.“

„Ich habe dieſen Morgen mich einer großen Laſt entlediget.“

„Recht gut! — Der Menſch muß von ſich werfen, was ihn drückt.“

„Das habe ich gethan. Von jetzt an werdet Ihr mich, hoffe ich, ſtets heiter ſehen.“

„Das ſoll mir lieb ſeyn, alter Freund! — Heitern Himmel, heitere Menſchen, und reinen Wein; ich ſehe nichts lieber in der Welt, als dieſe.“

„Gewiß, man ſieht daran etwas ſehr Gutes und Schönes! — Erhalte uns der Himmel dabei!“

„So ſey es! — Der Heiterkeit weichen alle böſe Geiſter aus.“

Der Alte hob ſein Glas mit froher Miene hoch, und rief aus:

„Ein neues, frohes Leben! — Dies gebe uns Gott!“

Es kamen Spielleute. Ein Mädchen ſang ein frohes Lied; der Alte gab ihr Geld, und rief aus:

„Noch einmal, liebes Kind! dein frohes Lied.“

Das Mädchen ſang, und der Alte ließ den Spielleuten Wein geben. Dabei ſagte er:

„Die Muſik haſſen die böſen Geiſter, weil ſie alles haſſen, was rein und gut iſt.“

„Das haben ſie mit den böſen Menſchen gemein, — ſagte der Rothrock, — die Feinde ſind von Saitenſpiel und Sang. Ihr Herz, ein Abgrund der Tücke, will ſich nicht erforſchen und ergründen laſſen, durch die reine Skale der Harmonie.“

„Gelegentlich vergrabe ich den Ring wieder;“ — ſprach Armidoro bei ſich ſelbſt.

Die Tochter des Hauſes trat ein, und überreichte ihm einen Brief, der, wie ſie ſagte, von einem Unbekannten, ſo eben an ihn abgegeben worden ſey. — Armidoro riß den Brief auf, und fand in demſelben nur die Worte:

„Herr Ritter! laßt Euch von alten „Gauklern nicht irre machen.“

Iſabella, die Ueberbringerin des Briefes, lächelte ihm zu:

„Das Briefchen kommt gewiß von ſchönen Händen!“

Er zuckte die Achſeln, ſteckte das Papier zu ſich, und ſagte:

„Du haſt es mir gebracht, ich kann alſo nicht ſagen: Nein!“

„Ihr ſeyd galant, das weiß man ſchon! — rief Iſabella aus. — Aber, gewiß! **meine** ſchönen Hände ſind nicht weit her. Sie haben noch nicht einmal ein Knötchen knüpfen können, das alle Mädchen gern knüpfen.“

„Ach! — rief der Alte ihr freundlich zu; — Knoten, liebes Kind! ſind und bleiben Knoten. Willſt du ja etwas knüpfen, ſo knüpfe lieber Schleifen. Sie laſſen ſich leichter wieder löſen, als die böſen Knoten.“

„Ja freilich, — ſagte Iſabella; — wir armen Mädchen können nichts **zerhauen**, wie die Männer. Euch iſt kein Knoten unauflösbar. Kömmt es auf ſo etwas an, ſo ſeyd ihr alle aus Alexanders Geſchlecht.“

„Das hat ſie ſo erzählen hören;“ — lächelte der Rothrock.

Iſabella rief aus:

„Ach! was hört man nicht alles in einer Weinſtube erzählen!“

Sie ging, die Sängerin ſang wieder. Armidoro beſchenkte ſie, und verließ das Weinhaus. Er hatte viel getrunken, aber heiterer als er kam, konnte er nicht gehen.

Den Alten wollte er gern ſprechen. Eben als er wieder nach dem Weinhauſe ging, ſich dort nach ſeiner Wohnung zu erkundigen, ſah er ihn aus demſelben kommen, und ging ihm nach. — In einer engen Gaſſe ging er in ein kleines Haus. Armidoro folgte ihn dahin nach. — Er klopfte an eine Thür, hörte: Herein! rufen, und öffnete die Thür.

„Ich bitte um Vergebung!“ — rief er aus, als er in ein Zimmer trat, in welchem ein artiges Mädchen am Stickrahmen ſaß, und wollte wieder zurückgehen.

„Wen ſuchet Ihr?“ — fragte das Mädchen.

„Einen alten Herrn; — war ſeine Antwort. — Und wie es ſcheint, bin ich unrecht angekommen.“

„Unrecht?“ — lächelte ſie.

„Ich finde freilich etwas, das —“

„Kein alter, alter Herr iſt. Aber — er wird wohl in der Nähe ſeyn, der alte Herr, den Ihr ſprechen wollt.“

Der Alte trat, im Schlafrocke, in's Zimmer. Das Mädchen rief:

„Hier iſt er!“

„Mich wollt Ihr ſprechen?“ — fragte der Alte, nahm ihn, ohne ſeine Antwort abzuwarten, bei der Hand, und führte ihn in ſein Zimmer.

Hier ſah es ſehr gelehrt und etwas ſtaubicht aus. Tiſche, Stühle, und die Erde waren mit Büchern belegt. Etliche Welt- und Himmels-Kugeln ſtanden umher, und viele Glas-Glocken von verſchiedener Größe, unter denen ſich mancherlei ſonderbare, lebloſe Figuren befanden. Der Alte bot ihm einen Stuhl an; Armidoro ſetzte ſich. Das Geſpräch begann.

„Was bringt Euch zu mir, Herr Ritter? Ganz fremd ſind wir einander nicht. Wir ſahen einander im Weinhauſe, der artigen Iſabelle gegenüber.“

„So iſt es. — Mich treibt ein gewiſſes Etwas, Eure Bekanntſchaft zu ſuchen, denn ich halte Euch für einen Mann, der ſeine Philoſophia occulta wohl-ſtudiert haben mag.“

„Davon ſeyd Ihr ein Freund? — Ihr treibt, wenn Ihr Euch dieſer Wiſſenſchaft widmet, ein angenehmes, aber ſehr undankbares Studium. — Was mich betrifft, ich habe es auch getrieben, und zwar ſtark, aber ich will es aufgeben.“

„Wie? Ihr ſeyd ſo glücklich geweſen, bis in eine Welt zu dringen, die uns ſo fern liegt, und wollt ſie wieder verlaſſen?"

„Eben weil ſie uns fern liegt."

Raſch trat der Rothrock ein, der ſich mit dem Alten im Weinhauſe unterhielt, er ſchien in heftiger Bewegung zu ſeyn, und nicht zu bemerken, daß ein Fremder ſich im Zimmer befand. Der Alte fragte:

„Was iſt Dir?"

„Du biſt verloren!" — rief jener aus.

„Was ſagſt Du?"

„Du biſt der Zauberei beſchuldigt und angeklagt. Man ſagt, Du hätteſt eine hölliſche Sukkuba *) in Geſtalt eines artigen Mädchens bei Dir; Du wirſt arretirt, und vor Gericht geführt werden. Rette Dich eilig durch die Flucht."

Die

---

*) Eine Teufelin, die mit Menſchen ſcharmirt.

Die Alte ſah ſchweigend vor ſich nieder. Der Rothrock fuhr fort:

„Ich muß mich entfernen, um nicht mit Dir gefangen genommen zu werden und in eine Unterſuchung zu kommen, die Dich ſicher zum Scheiterhaufen führt. Du weißt, wie ſtrenge man es hier nimmt, und wie hart man gegen alle verfährt, die eines Verbrechens angeklagt werden, deſſen man Dich beſchuldiget.“

Er drückte ihm die Hand, und ging ſchnell davon. — Der Alte war ſehr verlegen, und rief aus:

„Wenn ich nur jetzt meinen Ring noch auf zwölf Stunden hätte!“

Armidoro ſprang auf, zog den ausgegrabenen Ring vom Finger, und fragte:

„Iſt es dieſer?“

Der Alte ſah ihn voll Erſtaunen an.

Das Mädchen ſprang in's Zimmer und ſchrie:

„Es kömmt Wache!“

Der Alte griff ſchnell nach dem Ringe, den ihm Armidoro entgegen hielt, berührte damit die gläſernen Glocken, und alle die lebloſen ſonderbaren Figuren unter denſelben wurden lebendig. Die Glocken zerſprangen, und in geſtalteten Nebeln wuchſen die grotesken Bildungen zu menſchenhohen, abentheuerlichen Figuren heran. Fürchterlich murmelten alle:

„Hier ſind wir!“

Der Alte zog einen ſchwarzen Stab aus einer Ecke, ſchwang ihn dreimal im Kreiſe um ſich herum, und gebot mit feſter Stimme:

„Rettet mich!“

Sie bewegten laut aufkreiſchend ſich um ihn her, und der Alte rief aus:

„Rettet mich, und entfernt dieſen Jüngling, ohne ihn zu beſchädigen!"

Sogleich erhob ſich ein fürchterlicher Sturm; Armidoro fühlte ſich gepackt, gehoben, durch die Luft geführt, und lag, als er zu ſich kam, unter den Ruinen des Dianen-Tempels, an dem Orte, wo er den Ring ausgegraben hatte. Bei ihm ſtand Roſalba. Er fragte:

„Du warſt es?"

„Ich bin es;" — antwortete ſie.

„Du führteſt mich durch die Luft hieher?"

Sie lächelte:

„Gefalle ich Dir?"

Er ſchlug ein Kreuz. Sie trat zurück — Er ſprang auf, und rief aus:

„Ich kenne Dich!"

„So weißt Du, was Du zu thun haſt."

„Was?"

„Du ergiebſt Dich mir."

„Dir? — Ich? — Nimmermehr!"

„So leide ich Dich nicht mehr in der Welt. Ich verfolge, ich quäle Dich, bis Du entweder verzweifelſt, oder mein wirſt, und Dich mir ergiebſt."

Sie verſchwand. — Armidoro wankte auf das Karmeliter-Kloſter zu. Hier erzählte er, was ihm begegnet war. Man wieß ihn an den Biſchof. — Dieſer ſprach lange mit ihm, und in ſeine Hände legte Armidoro ſein Ordens-Kreuz, zog ein härnes Hemde an, warf eine Kutte über, und begab ſich als Klauſener, in das einſame Thal S. Servallo.

Doctor Fauſt in Inſprug.

Kaiſer Maximilian hielt Hof zu Inſprug, gab Feſte und Turniere, und wer an ſeinem Hofe, wer damals in der Stadt ſich befand, war luſtig und guter Dinge. Des Tanzens, Reutens, Turnierens, Jagens und Hetzens endlich müde, befahl der Kaiſer dem Marſchalk auf neue, intereſſante Unterhaltungen zu ſinnen. Dieſer ſann hin und her, konnte nichts erſinnen. Der Abt von Ochſenhauſen aber, der eben damals auch um den Kaiſer war, lächelte:

„Ich wüßte wohl eine Unterhaltung für meinen gnädigen Herrn, aber — ſie iſt freilich ein wenig gelehrt, doch ſehr unterhaltend, und ſo ſonderbar, daß man dergleichen nicht immer ſieht.“

„Nenne ſie uns;“ — ſagte der Kaiſer.

„Ihr habt doch von dem berühmten Schwarzkünſtler, Doktor Fauſt, gehört?“

„Ei wohl! — Wer ſollte nicht von dieſem Manne haben reden hören!“

„Ihr habt ihn aber noch nicht geſehen?“

„Noch nie.“

„Mögt' ihn auch nicht ſehen?“

„Warum nicht?“

„Er iſt hier.“

„Hier? — In Inſprug?“

„Wie ich ſage. — Freilich darf er eben nicht umher prunken, auch hat er keine Zeit dazu, denn ein Mann wie er, der ſo tiefe Wiſſenſchaften ſtudiert, kann nicht ſo umher laufen, wie ein —“

„Er iſt alſo wirklich gelehrt?“

„Den Teufel auch! Er weiß und kennt wahre Mirabilia, ſage ich Euch. — Ueberzeugt Euch davon ſelbſt. Laßt ihn kommen, und laßt Euch zeigen, was er gelernt hat.“

„Hm!“

„Wie wär' es, wenn Ihr Euch von ihm etwas z. B. repräſentiren ließet?“

„Hm! — Meinetwegen! — Er ſoll kommen.“

Fauſt wurde gerufen, und Abends zu dem Kaiſer gebracht, bei dem ſich nur ſein Marſchalk, und der Abt von Ochſenhauſen befanden.

„Herr Doktor! — begann der Kaiſer; — Wir haben viel gehört von Euerer eximen Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, und möchten wohl einmal ein Pröbchen derſelben ſelbſt, und mit eigenen Augen ſehen.“

Der Doktor neigte ſich tief, und antwortete:

„Herr Kaiſer! Ihr habt zu befehlen."

„Könnt Ihr Uns, — fuhr der Kaiſer fort, — einige ehemals lebende Stücke der Vorzeit zeigen?"

„Todte und noch Lebende, wie Ihr befehlt."

„Nun dann, ſo möchten Wir jetzt einmal z. B. den kühnen Welteneroberer Alexander ſehen."

„Ihr ſollt ihn ſehen."

Der Abt nickte dem Kaiſer freundlich zu, der Marſchalk ſchüttelte den Kopf, und Fauſt zog Stab und Buch unter ſeinem Mantel hervor, legte ihn ab, und begann ſogleich mit lauter Stimme, aber in einer den Hörern unbekannten Sprache, die Beſchwörung. — Sie war geendiget, und der Beſchworene kam nicht.

„Herr Doktor! — rief der Abt aus; — Was iſt das?“

Dieſer antwortete gelaſſen:

„Er iſt ein König, ja, der größte aller Könige, die je regiert haben, und ich kann ihn nicht darum verdenken, wenn er hartnäckig iſt, und mir, einem armen Doktor, nicht gleich gehorchen will. — Indeſſen, es kann ihm nichts helfen, er muß doch erſcheinen!“

Er öffnete das Buch, und beſchwor ihn abermals; der König aber kam nicht.

„Herr Doktor! Herr Doktor!“ — rief der Kaiſer lächelnd aus.

Dieſer blieb gelaſſen, und ſagte:

„Er ſoll jetzt erfahren, daß er kommen muß. — Ich werde ihm zeigen, mit welcher Kraft ich mit ihm ſprechen kann.“

Der Marſchalk ſchüttelte den Kopf. — Der Abt fiel ein:

„Wie wär's, Herr Doktor! Ihr ließt den ſtolzen Alexander nicht allein kommen?"

„Wie Ihr wollt."

„Gebt ihm eine Geſellſchafterin."

„Verlangt."

„Je nun! — Etwa die ſchöne Helena, der zu gefallen zehn Jahre lang die edelſten Griechen und Troier einander die Hälſe brachen, wie man ſagt."

„Sie ſoll mit ihm kommen."

Die Beſchwörung begann. Plötzlich verlöſchten alle Lichter, und Fauſt rief:

„Sie kommen!"

Sogleich traten ſie ein. Raſch, mit ſtarken Schritten, trat der König in goldener Rüſtung ein, nahte ſich dem Kreiſe, welchen Fauſt mit dem Stabe um ſich herum gezogen hatte, wendete ſich gegen den Kaiſer, und grüßte ihn, doch ziemlich leicht, mit dem Kopfe. — Ihm nach, trat Helena, die ſchöne Blonde, ſtreckte zärtlich dem Kaiſer die Hand entgegen, und —

Der Abt rief entzückt aus:

„Bei allen Heiligen, ſie iſt ſchön!“

Ein heftiger Blitz fuhr ziſchend durch's Zimmer. Der Abt ſtürzte vom Stuhle; Alexander und Helena waren verſchwunden.

„Ei, ei! Herr Abt!“ — rief der Kaiſer ärgerlich aus.

Fauſt, indem er die Lichter anzündete, ſagte gelaſſen:

„Nun iſt's aus.“

„Warum mußtet Ihr denn die Heiligen in's Spiel miſchen?“ — fuhr der Kaiſer fort.

„Ach! — krächzte der Abt, indem er ſich aufraffte; — Ich habe noch nie, in meinen Leben, eine ſo ſchön geſtaltete Heilige geſehen, als dieſe Unheilige, die ſo eben da war.“

Der Kaiſer lachte laut auf, und befahl dem Marſchalk, dem Doktor hundert Gulden auszuzahlen.

„Wollt Ihr etwa Morgen — fragte Fauſt, — einige andere berühmte Männer oder Weiber der Vorzeit ſehen? Etwa einen Cäſar, Arminius? Eine Kleopatra, Semiramis, Baſine, Thusnelde?“

„Wir haben genug geſehen, — antwortete der Kaiſer. — Und will der Abt wieder etwas ſehen, ſo halte er ſein Maul! — Gute Nacht, Herr Doktor!“

Ivar und Mathilde.

Reginwald, ein junger wollüſtiger Mann, regierte im dreizehnten Jahrhundert auf der Inſel Man als König. Er lebte ein Leben der ausſchweifenden Freude, und ſah die Mädchen ſeines kleinen Reiches mit lüſternen Augen der Begierde und des Verlangens, als eine Beute luſtiger Zügelloſigkeit an. „Die Jagd und die Mädchen!“ war die gewöhnliche Geſundheit, die er in ſeinen luſtigen Zirkeln und Trinkgelagen ausbrachte. Die bedächtlichen Alten ſchüttelten die Köpfe, verſteckten ihre Töchter und Schweſtern, und kein Liebender ſprach in Gegenwart des lüſternen Herrſchers von ſeiner Geliebten.

Damals lebte Ivar, ein junger, tapfrer Ritter. Sein Herz erkohr die ſchöne Mathilde, an Stand und an Vermögen ihm zwar nicht gleich, aber ſie liebte ihn herzlich, war gut und ſanft, und ihr edles Herz, ein Sammelplatz der ſchönſten Tugenden, gab ſie dem jungen zärtlichen Ritter, der ihr empfindungsvoll ewige Liebe ſchwur. — Nichts fehlte ihrem Glück, als die Einwilligung des Königs zu ihrer Verbindung.

Es mußte gewagt ſeyn. Ivar ſtellte ihm ſeine Geliebte vor.

Der König ſah ſie und entbrannte. Mit lüſternen Augen überflog er Mathildens Reitze, und rief ihrem Geliebten zu:

„Dein allzufreies Betragen, Ivar! hat Dich ſchon längſt der Gnade Deines Königs verluſtig gemacht, den Dein Stolz ſo oft gekränkt und beleidiget hat. Deinem Vergehen folgt die gerechte Strafe. Du biſt verbannt aus meinen Augen, und dieſe, die Du Deine Braut zu nennen Dich erkühaſt, bleibt hier, an meinem Hofe zurück.“

Getroffen, wie vom Bliß, taumelte Ivar aus dem Pallaſt, und Mathilde ſank, von Schmerz und Unwillen übermelſtert, zu Boden. — Als ſie wieder zu ſich kam, ſtand der König vor ihr, und rief ihr zu:

„Ruhig, ſchöne Mathilde! Weine nicht, ergieb Dich der Liebe Deines Königs, und ſey glücklich, ihn beglückend.“

Sie ſprach kein Wort. Der König fuhr fort, ihr ſeine Liebe, wie er es nannte, zu erklären. — Sie kam zu Worten:

„Ivar iſt mein Geliebter, ihm gab ich mein Herz, und lieben kann ich keinen, als ihn, den edlen Jüngling, der der Liebe der Tugend ſelbſt werth iſt.“

Der König ſchmeichelte; ſie wieß ſeine Schmeicheleien zurück. Er drohte endlich; ſie lächelte ſeiner Gewalt. Aufgebracht rief er aus:

„Du ſollſt ſie empfinden, dieſe Gewalt, die Du verlachſt. Im tiefſten Kerker ſollſt Du Zeit haben Dich zu bedenken.“

„Gieb mir den Tod, Tyrann!“

„Nein! leben ſollſt Du, ein elendes, kümmerliches Leben.“

„Wohin Du mich auch verſperrſt, mein Herz bleibt frei, gebunden nur durch meines Ivars Liebe. Nicht über mein Unglück werde ich weinen, nur des edlen Jünglings Schickſal wird meinen Augen Thränen entpreſſen, und mein Herz wird ſtets bei ihm ſeyn.“

„Werft ſie in's Burgverließ!“ — ſchrie der König, und Mathilde wurde ſogleich in einen fürchterlichen Kerker geführt.

Ivar, dem es nicht gelingen wollte Gelegenheit zu finden, das ihm angethane Unrecht zu rächen, begab ſich nach der Abtei Ruſchen und ließ ſich dort als Mönch einkleiden.

Hier führte er ein ſtilles, frommes Leben, aber ſein Herz ſchlug ſtets für Mathilden, ihr floſſen ſeine Thränen, ihr flogen ſeine Seufzer zu. Er entfernte ſich oft in die düſterſten Einöden, und brütete hier über dem Gefühl ſeines Schmerzes.

Auf dieſen einſamen Wanderungen kam er einſt in eine Grotte, die lange keines Menſchen Fuß betreten hatte. Die finſtre, melancholiſche Stille ſtimmte zur Qual ſeines Herzens, er irrte weiter fort, und fand einen unterirdiſchen Gang.

Ein ſchwacher, heller Strahl durchzuckte die Nacht dieſes finſtern Ganges. Vor ihm ſtand, in weiße, leichte Schleier gehüllt, eine weibliche Geſtalt. Seufzend winkte ihm ihre Rechte. Er nahte ſich ihr langſam. Sie ſchwebte rückwärts weiter fort. Er folgte ihr.

„Steh! — liſpelte er endlich. — Steh! Wohin willſt Du mich führen?"

Sie ſeufzte winkend, weiter ſchwebend. — Er wankte ihr nach, und wiederholte:

„Wohin willſt Du mich führen?"

Sie ſchwebte weiter fort, winkte noch einmal, und verſchwand.

Eine erſtickte Stimme drang durch die ſchweigende Nacht, die ihn umfangen hielt:

„Heilige Mutter Gottes! rette Mathilden."

Er ſtürzte auf den Ort zu, woher die Stimme kam, und erblickte durch eine breite Spalte einer dünnen Wand ſeine geliebte Mathilde, mit fliegenden Haaren und hochklopfendem Buſen, ringend mit der Gewalt des Königs, der ſie ſeiner Wolluſt zu opfern im Begriff war.

Wuth und Wahnſinn gaben Ivars Armen Kraft; er durchbrach die Scheidewand, ſtürzte auf den Tyrannen zu, ergriff ſein Schwert, das er arglos auf den Tiſch gelegt hatte, und rannte es ihm in die Bruſt.

„Verräther!“ — röchelte dieſer, und ſank zu Boden.

Mathilde ſtürzte in die Arme ihres Geliebten, und dieſer zog ſie mit ſich fort.

Sie entkamen durch den unterirdiſchen Gang an die Seeküſte, und trafen dort ein Boot an, welches ſie nach Irrland brachte. Hier lebten ſie, verbunden, im edelſten Genuſſe gegenſeitiger Liebe.

Endimion.

Der Tag brach an. Vor Aeos Feuerſtralen erbleichte des Mondes ſanftes Licht. Endimion lag, träumend vor der ſchönen Göttin, die mit ſanften, warmen Lippen ihn oft vom Schlaf weckte, im Mirthenhaine der erhörten Liebe. Vergebens hatte er die lange Nacht auf ihren Kuß geharrt. Mit Träumen täuſchte ihn der ſanfte Gott, der holde Freund des menſchlichen Geſchlechts, und wiegte ihn in ſanften Schlaf. Als aber Aeos nun der Erde Roſen ſtreute, wie unſanft wurde nicht der Träumende geweckt. Er öffnete die

Augen, und ſah erſchrocken, ſich von Bewaffneten umringt. Bald fühlte er der Ketten Laſt an ſeinen Händen, und ſeiner ſchönen Freundin Licht verſchwand vom Himmel.

Seeräuber waren in Carien gelandet, und führten ihren Raub davon frohlockend:

„In dieſem Jüngling blüht uns ein herrlicher Gewinn!“

Endimion erhob die gefeſſelten Hände, und rief mit naſſen Augen aus:

„O Cinthia! erhabene Freundin! Ihr Götter alle, die ihr thront in den ewigen Wohnungen des Friedens! Euch rufe ich an, um Rettung und um Hülfe.“

Die Räuber zogen ihn an's Schiff. Hier opferten ſie dem Gott der blauen Fluthen, goſſen Wein, Oel und Milch in die ſchäumenden Wellen, und umwanden das Hintertheil des Schiffs mit Lorbeerkränzen. Nun beſtiegen ſie das Schiff, ſtachen frohlockend in die See, und entfeſſelten die braunen Ruder.

Schon glaubten ſie ſich der Inſel Samos nahe, von der ſie ausgefahren waren, als ſich ſchrecklich und ſchnell der Himmel ſchwärzte. Hoch thürmten ſich die Wellen, und feuerrothe Blitze durchſchnitten der Wolken dunkle Nacht. Ein fürchterlicher Sturm zerbrach den hohen Maſt, laut heulte die Verzweiflung durch das Schiff.

Endimion blickte auf zum fürchterlich umzogenen Himmel, und rief:

„O Cinthia! kannſt du den Freund verlaſſen, dem deine ſchöne Lippen Liebe ſchwuren?“

Aengſtlich ſuchte indeß die ſchöne Göttin den geliebten Schäfer an Cariens einſamer Küſte, wo ſie ſo oft ihn fand, allein entfernt von der lauten Hirtenwelt. Sie fand ſeinen Köcher, ſeinen Bogen, er ſelbſt aber war nicht zu errufen, ſo laut auch ihre Stimme ertönte. Nur ſeinen Namen gab das Echo ihr zurück. Pfeilſchnell erklimmte ſie des höchſten Berges Spitze, überſchaute die ganze Gegend mit ſchärfen Blicken, ſah jedem ihr ſo lieben Platz, nur ach! auf keinem, den Geliebten.

Im Sturme ſeufzte dieſer ihr entgegen; Neptun vernahm des ſchönen Hirten Klagen, hörte ihn der geliebten Nichte Namen nennen, und ebnete die Wellen. Es ſchwieg der Sturm, und jauchzend ſteuerten die Schiffenden auf Samos zu.

Ein harter Zwiſt war unter den Samiern und Epheſern entſtanden; es verehrten göttlich, mit beſonderer Andacht, dieſe die hohe Cinthia, und machten laut es kund: Groß iſt die Diana der Epheſer! jene aber rühmten ſich des erhabenen Schutzes der hochthronenden Juno. Es haßte dieſe, ſie beneidend, die ſchöne Cinthia, und ihr Orakel ſprach:

„Wollt ihr, ihr Samier, ſiegreich ſeyn, ſo ſchifft nach Carien, landet an dem einſamſten Platze des felſichten Geſtades, und führt zum Opfer hieher den jungen Hirten, den ihr mit Pfeil und Bogen bewaffnet, unfern der Quelle in den Mirthenhaine, geweiht erhörter Liebe, finden werdet."

„Schlafend hatten ihn die Samier gefunden, wie wir wiſſen, und brachten jetzt ihn im Triumphe in ihr Vaterland. — Frohlockend lief das Volk den Kommenden entgegen, und kaum betrat Endimion das Land, als der racherfüllten Juno Prieſter kamen, ihm weiße Kleider überwarfen, ihn bekränzten und zum Tempel ihrer Göttin führten. Hier war der Holzſtoß ſchon errichtet, und jauchzend ſchrie die Menge:

„Verbrennt das Opfer unſrer Göttin! Sie giebt uns Sieg!“

Im Tempel ſaß auf einem Thron die Königin mit ihrer Tochter, geſchmückt mit Kränzen dieſe, mit Edelſteinen jene. Die Prieſter ordneten das Opfer, und beteten. — Des Jünglings Blicke hoben ſich zur königlichen Jungfrau, und fanden ihre Blicke. Ein ſchnelles Roth überflog die Wangen der ſchönen Iſmene, und Thränen traten ihr in die Augen, als ſie des Oberprieſters lautes Gebot vernahm:

„Das Opfer führt herbei! — Es ſterbe dieſer Fremdling, zum Heil der Samier!“

Endimion erhob die Hände, flehend:

„Erhabenſter der Götter, der über Wolken thront! Darf ſich Endimion des rühmen, daß Du ſein Ahnherr biſt, und biſt Du wirklich ihm, dem Unglücklichen, verwandt, ſo rette ihn, und laß ihn nicht ſo ſchmählich ſterben, gleich einem Opferthier!"

Er ſprach's, und es erbebte der Tempel. Fürchterlich rollte der Donner des mächtigen Zeus, und ſeine Blitze kreuzten flammend umher. Erſchrocken floh das Volk; die Prieſter riefen bebend:

„Ein Gott verhindert uns, das Opfer zu vollziehen!"

Der Gefangene wurde aus dem Tempel in das Königliche Schloß gebracht, und dort der Wache übergeben, die ihn in ein Thurmgefängniß verſperrte. — Der Kerkermeiſter brachte ihm Speiße, und er warf ſich, als jener ging, ſeufzend auf das ſchlechte Lager ſeines Kerkers.

Der Mond ging auf, das freundliche Geſtirn der Liebe, und ſeine Strahlen blickten ſanft durch's kleine Fenſter des engen

Kerkers, in welchem Endimion ſein unverdientes Schickſal beklagte. Er ſprang auf, dem ſanften Silberſchein entgegen, der jetzt ſein Herz mit neuer Wehmuth füllte. Bewegt, mit naſſen Augen, rief er aus:

„O Cinthia! Verlaſſen kannſt Du mich?“

Von Empfindugen überwältiget, lehnte er ſich an die Mauer, und blickte ſeufzend die geliebte Freundin ſeines Herzens an. — Da rauſchte es hinter ihm, und verſchleiert ſtand eine weibliche Geſtalt an ſeiner Seite. Zitternd fragte er:

„Wer biſt Du?“

Von bebenden Lippen kam die ſanfte Antwort:

„Fremdling! wer du auch biſt, wie Du Dich auch nennſt, ich bin gekommen, Dich zu retten. Ich bin Iſmene, die königliche Erbin dieſes Landes. Mein Herz will nicht, daß Dù ein Opfer werden ſollſt, nicht will es, daß man Dich verderbe. Ich habe lange mit mir ſelbſt gekämpft, doch mächtig trieb mich's zu Dir her. Ein Gott treibt mich, ich muß Dich retten. Mir ſagt mein Herz, es ſagt es Deine edle königliche Geſtalt, Du biſt den Himmliſchen verwandt. Eines Gottes Beiſtand hat heute vom gewiſſen Tode Dich gerettet, und er gebietet mir, Dich zu befreien. — Komm, folge mir!“

Sie faßte zitternd ſeine Hand, die er ihr reichte; ſie führte ihn durch geheime Thüren aus dem Schloſſe. Er folgte ihr, ſo ſanft gezogen, mit hochaufklopfendem Herzen nach. Und als ſie nun im Freien waren, ſagte ſie:

„Du biſt befreit, Du fliehſt, ein Schiff liegt in der Bucht, Dich nach Jonien zu führen. Doch mit Dir geht Iſmene. Zurück kann ſie nicht kehren in ihr väterliches Haus, und ohne Dich kann ſie nicht leben.“

„Iſmene! — rief Endimion entzückt; — Wie bin ich zu beneiden!“

Sie eilten in die Bucht; ſie ſtiegen in das Schiff, das ihrer harrte, und ſtachen in die See.

Der Morgen kam; verſchwunden waren die Prinzeſſin und der Gefangene. Die Königin war untröſtlich; der König war verlegen; des Königs Mutter rief:

„Er war ein Gott. Iſmenen hat er uns entführt, und Samos wird ſein Zorn in's Meer verſenken!“

Die Entflohenen erreichten Jonien, und ſtiegen an's Land, nahe der Stadt Kolophon, die dort mit hohen Mauern ſich erhob, deshalb genannt, die Hochummauerte.

Cinthia indeſſen, die alle Winkel des Gebirges Latmos durchſucht hatte, nahm traurig ihren Weg nach Delphis, dem Mittelpunkt der Erde, wie man damals glaubte. Hier thronte Gott Apoll und ſein Orakel, das berühmteſte der damaligen Zeit. Dieſes fragte die Göttin, und erhielt die Antwort:

„Der, den Du ſuchſt, iſt in Jonien, und bei ihm iſt die Tochter des Herrſchers, der über Samos gebietet.“

Sie eilte nach Jonien, entflammt in Wuth betrogener Liebe, ihn, den ſie liebte, und ſeine neue Geliebte ihrem gerechten Zorne aufzuopfern. — Bei Heraklea traf ſie, hoch geſchürzt, die Sohlen und den Huth beflügelt, Merkur, der ſchlaue Gott der Liſten. Er reichte ihr die Hand, ſie grüßend:

„Ei, Nichte Cinthia! wie ſehr entſtellt Dich nicht der Zorn! — Endimion —“

„Sprich nicht von dem Verräther!“

„Ein Verräther iſt er nicht.“

„Verrathen hat er mich und dieſes Herz.“

„Das hat er nicht gethan.“

„Iſmene, die Tochter des Königs von Samos —“

„Floh mit ihm aus Samos, und zwar — mit Deiner Erlaubniß! — auf meine Veranſtaltung.“

„Wie? Und das thatſt Du mir?“

„Dir, that ich nichts. — Laß Dir erzählen, was geſchehen iſt. — Unſere Tante, die Göttin Juno, iſt Dir, Du weißt es ſelbſt, nicht wohlgewogen. Sie haßt die Epheſer, die Dich ſo hoch verehren. Den Samiern gab ſie ein Orakel, das ihnen über die Epheſer Sieg verſprach, würden ſie den Carier opfern, den ſie im Mirthenhaine der erhörten Liebe fänden. Endimion wurde gefangen genommen, und nach Samos geführt. Jupiter miſchte ſich in's

Spiel, ſonſt wär er im Tempel der Juno verbrannt worden. Er gab mir Befehl den Handel zu ſchlichten. Ich that es. Jſmenens Herz, der Tochter des Königs zu Samos, entflammte ich für den ſchönen Endymion, ſie öffnete ihm den Kerker, und floh mit ihm nach Kolophon. Von dort trieb ich ſie hinweg, nach Milet."

„Dort ſind ſie?"

„Dort waren ſie."

„Wohin ſind ſie gegangen?"

„Höre weiter. — Milet beherrſcht der Tyrann Nikokles. Sein Neffe liebt Jſmenen. Er iſt ein guter Menſch, und ſteht in meinem Schutz. Ich führte ihm das Liebchen zu, und er hielt ſie feſt. Endymion wurde gefangen genommen, ich aber half ihm aus der Haft. — Das habe ich doch gut gemacht?"

„Iſmene aber?“

„Reicht morgen dem Geliebten ihre Hand. — Ich habe ihr wiedergenommen, was ich ihr gab, ihre Liebe zu Endimion, und ſie liebt nun den, der ſie liebt. — Nicht wahr, ich bin Merkur?“

„Aber Endimion?“

„Den habe ich nach Carien zurück gebracht. — Und, was bekomme ich nun für meine Müh?“

„Was könnte Cinthia Dir geben?“

„Ein wenig Finſterniß.“

„Die ſollſt Du haben.“

„Ich habe dieſe Nacht ein ſchlaues Stückchen auszuführen.“

„Für Dich?“

„Du weißt ja, wie wenig ich für mich ſelbſt zu thun pflege. — Zevs braucht die Finſterniß zu einem Rendezvous mit einer Erdentochter. — Gehab Dich wohl!“

„So viele Nächte Finſterniß, als er verlangt.“

„Vor der Hand, nur Eine Nacht.“

Leicht entſchwebte der liſtige Gott der Erde und nahm die Finſterniß mit ſich, die ihm die hocherfreute, ſchöne Göttin gab, indem ſie ihren Wagen ſchnell beſtieg.

In dem bewußten Mirthenhaine fand Cinthia ihn wieder, den vielgeliebten, zärtlichen Endimion. Sie küßte ihn entzückt, drückte ihn an ihre klopfende Bruſt, und rief aus:

„Nie ſollſt Du mir wieder geraubt werden, nie wieder mir entfliehen und meiner Liebe, geliebter, ſüßer Freund meines liebenden Herzens! Ich halte Dich feſt, Geliebter! und nichts ſoll Dich, ſoll Deine ſüßen Küſſe mir wieder rauben.“

Er ſtammelte:

„O laß mich ewig glücklich ſeyn, in Deiner Liebe, geliebte Cinthia!

Sie hüllte ihn in eine Wolke, und führte ihn auf den höchſten Gipfel des Berges Latmos, hier gab ſie ihn den ſüßen Trank des ewigen Schlafes, und trug ihn ſorgſam in eine tiefe Felſen-Grotte. Da liegt er nun der Ewigſchlafende. Nur ſeiner Cinthia Küſſe wecken ihn. Und jeden Abend küßt ſie ihn, und er erwacht. Die Morgenröthe kömmt, ſie geht von ihm, und er entſchläft. Der Abend kömmt. Die Göttin weckt ihn wieder, und ihre Roſenlippen küſſen ſeine ſanften Seufzer auf. So küſſen ſie ſich ewig; ſo iſt die Göttin glücklich, Endimion mit ihr, und nie weicht Cinthia von ihm, ſo lange ihr Stern am Himmel flammt, und ewig bleibt er ihr getreu.

Die Feuer-Inſel.

Jetzt befanden ſich die tapfern Prinzen und Ritter Eſáramont und Amadis vom Geſtirn (nach ſeinem Schildzeichen alſo genannt,) an der verzauberten Feuer-Inſel mit dem reiſſenden Strome, und ſtiegen an's Land, muthig das Abentheuer zu beſtehen, die verzauberten Damen und Ritter zu erlöſen, wozu ſie ſich anheiſchig gemacht hatten. Und ſo eilten dann der tapfere Eſáramont dem ungeſtümen, tiefen, rauſchenden Strome, und Amadis vom Geſtirn, dem ſchrecklichen Feuer zu.

Am Ufer des Stroms erblickte Eſáramont mitten in demſelben eine Säule von blutrothen Steinen, welche einige Ellen hervorragte, ſah eine Schrift mit goldenen Buchſtaben an derſelben, und las:

Tapferer Ritter!
Biſt Du hieher gekommen eines der
ſeltſamſten Abentheuer zu be-
ſtehen,
ſo
ſetze muthig über den Fluß,
und erwarte
jenſeits deſſelben, fernere
Weiſung.

Der Prinz bedachte ſich nicht lange, befahl ſich Gott und ſeiner Dame, gab ſeinem bezauberten Roſſe die Sporen, ſetzte muthig in den Strom, und ſchwamm an das gegenſeitige Ufer.

Indeſſen nahte ſich der kühne Lanzenbrecher Amadis vom Geſtirn dem ſchreckbaren Feuer, vor welchem eine blutrothe

Säule mit ſchwarzer Inſchrift ſtand. Dieſe Inſchrift ſagte:

Tapferer Ritter!
Biſt Du unverzagten Herzens
dieſe Flammen nicht zu ſcheuen,
ſo
wage Dich durch dieſelben auf
die Gegenſeite, und erwarte
daſelbſt fernere
Weiſung.

Kaum hatte der Prinz dieſes geleſen, als er ſich dem Schutze des Allmächtigen und ſeiner Dame empfahl, ſeinem Gaul die Sporen gab, und muthig durch das Zauberfeuer jagte, deſſen Scheinflammen ihm nicht ſchaden konnten.

Der tapfere Eſcaramont befand ſich am Ufer des Zauberſtroms, deſſen Scheinwellen ihn kraftlos umſpülten, ritt weiter, und kam zu einem kleinen Berge, auf welchem eine Säule ſich erhob, das Poſtament einer artigen Jungfrau, die dem Ritter einen Pergamentzettel zuwarf, deſſen Schrift er las:

„Unglücklicher Ritter! der Du es wagteſt die reiſſenden Fluthen zu durchſchwimmen, ſtehe ab von Deinem Vorhaben dieſes Abentheuer weiter zu verfolgen, und kehre um, Dein Leben zu ſchonen. Treibt Deine Halsſtarrigkeit aber Dich an, dieſem Rathe nicht zu folgen, ſo wappne Dich mit Muth, die Schrecken des Todes in tauſendfachen Geſtalten zu bekämpfen, denen auch die Muthigſten ſchon unterlagen.“

Dieſe Drohungen konnten den Tapfern nicht ſchrecken. Er verfolgte den Weg, und nahte ſich dem Eingange einer furchtbaren Höhle, aus deren Schlunde ihm qualmende Schwefelflammen entgegen ſchlugen. Da vernahm er eine Stimme aus dem nahe liegenden finſtern Walde, die ſprach:

„Unverzagter Ritter! warum ſuchſt Du hier Ruhm und Ehre, wo nur der Tod zu finden iſt? Entweiche, und flieh dieſen offenen Rachen der Hölle.“

Gleich darauf vernahm er eine zweite Stimme, die ſprach;

„Männlicher Ritter! Deiner harren Ruhm und Ehre, beſtehſt Du muthig das begonnene Abentheuer. Was fürchteſt Du die Flammen? Du, der Du nicht gefürchtet haſt die reiſſenden Fluthen und tobenden Wellen.“

Raſch warf der Prinz ſich vom Gaule, ſchloß den Helm, zog das Schwert, deckte ſich mit dem Schilde, drang durch die Flammenhölle, bei der fürchterlichſten Glut, und kam auf eine ſchöne Aue, wo die lieblichſten Frühlingslüſtchen ihn kühlten. Aber kaum überließ er ſich den erfreuenden Eindrücken dieſes Thals mit Entzücken, als er ſchnell mit Finſterniß ſich rund umgeben ſah; eine Finſterniß, in der er kaum die Hand vor dem Geſichte erkennen konnte. Er tappte umher und fühlte ſich von Felſenwänden umſchloſſen, in einer geräumlichen Höhle. Ueberlegend ſtand er ſtill, und wußte nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte, als er endlich von ferne her den Schein eines kleinen Lichtleins gewahr wurde.

Nach und nach wurde der Schein ſtärker, und das Licht kam ihm näher. Mit demſelben zugleich nahten ſich ihm eine ungeſtaltete Rieſenfigur, und das Geripp eines alten magern Greiſen mit einem ſchneeweißen Bart.

Dieſe beiden umfaßten ihn, ohne ein Wort dabei zu verlieren mit übermenſchlichen Kräften, und ſchienen es darauf angelegt zu haben, ihn zu erdrücken. — Der Prinz ſträubte ſich gegen dieſe Gewalt mit äuſerſten Kräften, und es kam zu einem fürchterlichen Ringen. Oft lag er unter, raffte ſich aber eben ſo oft wieder auf, ſtrengte alle ſeine Kräfte an, und vermochte doch nicht eine dieſer Geſtalten vom Platze zu bringen.

Endlich griff er zum Schwerte, und führte dergleichen kräftige Streiche auf die Köpfe ſeiner Gegner, daß ſie bald zu Boden ſtürzten. Nun bemächtigte er ſich ihrer Laterne, und ſuchte einen Ausgang aus der Höhle, aber vergebens.

Nach langem Suchen und Umhertappen fand er endlich eine Schlucht, durch welche allenfalls ein Mann ſich drängen konnte. Als er aber hinab in die Tiefe horchte, in welche dieſer Felſenweg führte, verging ihm ſchier Hören und Sehen vor allzugroßem Saußen und Brauſen, Getümmel und Lärm, der ihm entgegen ſchlug.

Als ſich nun der Prinz in dieſe Oeffnung gedrängt hatte, raffte ſich ſchnell der Alte von der Erde auf, nahm die Laterne weg, verſetzte den Eingang mit einem Felſenſtück, und ſprach:

„Bleib, und empfange die Belohnung Deines Frevels!“

Jetzt ſchlug das Herz des Prinzen mächtig gegen die Rippen, und beinahe verließ ihn der Muth. Er tappte vorwärts, und ſtürzte auf einmal ſo tief in einen Abgrund hinab, daß er ſeine Sinnen verlor. — Als er wieder zu ſich kam, fand er Schenkel und Arme von Schlangen umwunden, daß er nicht zum Schwerte greifen konnte. Er bediente ſich der Fäuſte, zerdrückte hunderten dieſer Unthiere die Köpfe, und wurde immer wieder von andern angegriffen. Wüthend kroch er weiter, und kam, kämpfend mit den Schlangen, endlich an eine kleine morſche Thür, die er einſtieß. Er blickte hinaus in einen großen Teich, der von Schlangen wimmelte. Mitten unter denſelben ſchwammen hier und da blutige Weiberköpfe umher, und als er noch dieſes ſchreckliche Schauſpiel anſtaunte, erblickte er einen Nachen, in welchem zwei Rieſen auf ihn zu ruderten. Dieſe rufen ihm entgegen:

„O! unglückſeliger Ritter! wer gab Dir den böſen Rath, hieher zu kommen? Leg Deine Rüſtung ab, und ergieb Dich uns auf Gnade und Ungnade, damit wir umgehen mögen mit Dir, wie es uns gut dünkt."

Hierauf antwortete der Prinz:

„Die Ritter, die ſich freiwillig hieher wa-
n, haben nicht im Brauch ſich ſo leicht
nd durch ſtolze Drohworte abſchrecken zu
ſſen. Wollt ihr erfahren, daß ich Muth
nug habe das begonnene Abentheuer zu be-
hen, ſo ſteigt aus, oder nehmt mich in
ern Nachen.

„Aha! — ſchrieen die Rieſen; — Du
nnſt noch drohen?“

Damit ſprangen ſie beide zugleich aus
m Nachen an's Land, zogen ihre Schwer-
r und gingen auf ihn los. Der Prinz
hte ſich zur Wehre, und es begann ein
auſamer Kampf. Wie ſchwere Hämmer
uf Amboſe fielen die Schläge der Rieſen-
hwerter auf die Rüſtung des Prinzen nie-
er, und ſeine Streiche prallten an ihren
zauberten Panzern ohnmächtig ab. — Da
un der Prinz ſah, daß ſeinen Feinden
ine Wunde zu ſchlagen war, und er die

Schmerzen von ihren Schlägen zwiefach empfand, warf er endlich ſein Schwert in die Scheide, umfaßte den einen der Rieſen, und warf ihn ringend zu Boden. Kaum berührte er die Erde, ſo blieb er unbeweglich vor ihm liegen. Da der Prinz dies ſah, bekam er neuen Muth, umfaßte den zweiten Rieſen, und ſchleuderte ihn in den Teich.

Alſobald erhob ſich ein ſchreckliches Ungewitter. Ein wüthender Orkan thürmte die Wellen gleich Bergen in die Höhe. Der Sturm heulte laut, die Wellen brauſten und tobten, und das Ziſchen der Schlangen verſtärkte die fürchterlichen Töne dieſes Höllenkonzerts. — Der Prinz warf ſich in den Nachen, wurde von Welle zu Welle über fürchterliche Abgründe geſchleudert, von Schlangen verfolgt, von ſchreckbaren Ungeheuern umgeben, deren er ſich nur mit der äußerſten Mühe erwehren konnte, und endlich von den erzürnten Wogen an's Land geworfen.

Hier befand er ſich nun in einer der luſtigſten Auen von der Welt, umgeben von fruchttragenden Bäumen und blühenden Sträuchen. Müde und matt warf er ſich bei einem duftenden Roſenſtrauche nieder und labte ſich an einer hellen Quelle, die ſich mit ſanftem Rieſeln durch Blumenbete ſchlang.

Nach einer kurzen Raſt erhob er ſich wieder weiter zu gehen, und ſah eine ganze Schaar holdſeliger Jungfrauen, die Hand in Hand, auf ihn zu kamen.

„Herr Ritter! — redete ihn die eine dieſer Nymphen an; — Seyd uns herzlich willkommen. Euere Tapferkeit hat die Banden unſerer Verzauberung gebrochen. Wir ſind Euch herzlichen Dank ſchuldig, und bitten

Euch, mit uns zu gehen, und Euch von uns nach Kräften bewirthen zu laſſen. Kommt, und ſammelt bei guter Pflege neue Kräfte, das begonnene Abentheuer glücklich zu enden.“

Der Ritter war ob der Einladung ſehr erfreut, dankte ihnen verbindlich, und wurde in einen ſchönen Garten geführt, wo er eine gedeckte Tafel, gute Speiſen und trefflichen Wein fand. — Nach Tiſche ergötzten die Jungfrauen ihren Gaſt mit Saitenſpiel und Sang, und führten ihn endlich in einen Pavillon, auf ein weiches Lager, wo er bald in einen erquickenden Schlaf fiel.

Als er erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch. Er wappnete ſich eilig, nahm ein gutes Frühſtück zu ſich, nahm von den freundlichen Jungfrauen auf Wiederſehen Abſchied, und machte ſich auf den Weg, neue Gefahren aufzuſuchen, die er auch fand.

Er kam zu einer Säule, auf welcher ein Zwerg ſtand, der ihm einen Zettel zuwarf. Der Prinz hob ihn auf, und las:

„Muthiger Ritter! wappne Dich mit
„hoher Entſchloſſenheit, denn Du naheſt
„Dich den Gefährlichkeiten der fünf
„Galerien, aus denen Dich nur der
„höchſte Muth und die kühnſte Tapferkeit
„retten können. Der Himmel beſchütze
„Dich!“

Der Prinz hatte dieſe Aufforderung geleſen, ging weiter, und ſah ein tiefes, rundherum verſchloſſenes Thal vor ſich, das nur einen einzigen Eingang hatte, zu welchem fünf große weite Galerien führten. — Waffengeräuſch tönte in des Prinzen Ohren, und nahe bei der erſten Pforte, der er ſich näherte, ſprangen ihm zwei furchtbare wilde Männer, mit ungeheuer großen Keulen bewaffnet, an.

Der Ritter sah kaum Ernſt, als er mit gezogenem Schwerte auf dieſe Unholde los ging. Er fühlte die Schläge ihrer Keulen auf ſeinen Achſeln und bemühte ſich umſonſt, ſo gut auch ſein Schwert war, das ſchon manche ſtarke Rüſtung zertrümmert hatte, die Haut ſeiner ungehobelten Gegner zu verletzen. Er führte einen kräftigen Streich auf das Haupt des einen, und meinte ihn bis auf die Bruſt zu ſpalten, aber vergebens. Ihre Keulenſchläge fühlte er deſto kräftiger, und gerieth vergebens in die äuſſerſte Wuth.

Endlich gelang der Spitze ſeines Schwertes, was deſſen Schneide nicht gelingen wollte, und er rannte daſſelbe dem einen ſeiner Gegner bei dem Nabel bis an das Heft in den Leib, und augenblicklich ſtürzte der Wilde entſeelt zu Boden. — Das gab dem ermatteten Ritter Muth, und bald ſank ſein zweiter Feind, durch einen gleichen Stich niedergeſtreckt, zu Boden.

Kaum hatte ſich der Prinz ein wenig erholt, als er durch das Portal der erſten Galerie, deren Wächter die Wilden waren, weiter ging. Da kam ihm eine ausgeſtreckte Hand entgegen, die ihm einen Zettel reichte, auf welchem geſchrieben ſtand:

„Nahe Dich muthig dem zweiten Portal,
„und erwarte neue Gefährlichkeiten.“

Prinz Eſáramont ſäumte nicht, und nahte ſich kaum dem zweiten Portal, als ein wüthender Stier und ein grimmiger Löwe ihm entgegen ſtürzten. Er hielt dem Stiere ſeinen Schild entgegen, den dieſer mit einem heftigen Stoße ſpaltete. Mit einem ſchrecklichen Streiche hieb er dieſer Beſtie das rechte Horn vom Schädel, ein zweiter Streich nahm das linke Horn hinweg, und ein Stich in die Gurgel warf das wüthende Thier zu Boden. Der Löwe hatte auch ſchon viel Blut verloren, war aber noch muthig, ſprang auf den Ritter los, und hätte ihn beinahe zu Boden geworfen. Er drehte ſich aber behend, und gab ihm den Genickfang.

Der Prinz nahte ſich ſchon dem dritten Portal, als er eine ſchreckliche Hitze empfand, und ihm zwei Rieſen mit zwei flammenden Schwertern entgegen ſtürzten. Dieſe griffen ihn herzhaft an, und jeder ihrer Streiche brannte wie Feuer auf ſeine Nerven; ſein Schwert fing an ihn in der Hand zu entglühen, und ſeine Rüſtung drückte ſeinen Leib gleich glühenden Platten.

In der Angſt der unerträglichſten Schmerzen ſprang der Prinz in das Baſſin eines nahen Springbrunnens, fand ſich ſogleich gekühlt und wunderbar erfriſcht und geſtärkt, beſprützte die Rieſen, die ihn verfolgten, mit dem Waſſer, in welchem er ſich befand, und dieſe zerflogen unter einem heftigen Ungewitter in Staub. Der Boden erbebte von heftigen Stößen, der Donner rollte, Blitze durchkreuzten die verfinſterte Luft, und der Ritter ſank, als er das Waſſer verließ, entkräftet, halbohnmächtig auf die Erde, die unter ſeinen Füßen ſchwankte, nieder.

Als er wieder zu ſich kam, und ſich kaum aufgerafft hatte, ſeinen Weg zu verfolgen, rauſchte ihm ein furchtbares Ungeheuer entgegen; das größte Unthier, welches je geſehen worden war; ein Monſtrum mit einem Drachenhaupt, deſſen Vorderfüße Menſchenhände, und die hintern, Elephantentenfüße waren. Sein Leib war geſchuppt und gepanzert und ſein Schwanz hatte eine furchtbare Größe und Stärke. Schlug es damit an das Gewölbe, ſo erzitterte das ganze Portal. Sein Rachen war ſo weit geöffnet, daß ein gewappneter Ritter auf einen Schluck verſchlungen werden konnte, und ſeine Zähne glichen eiſernen Schutzgatterpfählen. Auf ſeiner Stirn ſaß ſein einziges Auge, im Umfange einer Tonne, mit einem Augapfel, der ein Edelſtein war, und heller als ein Karfunkel leuchtete. — Dieſes Teufelsgeſchöpf rauſchte auf den Ritter los, und ſchlug ihn zum Willkommen ſogleich ſo kräftig über den Kopf, daß er einige Sekunden lang die Beſinnung verlor. — Als er zu ſich kam, fühlte er ſich von des Monſtrums Klauen gepackt, entwand ſich aber noch glücklich, unterlief es, und jagte ihm das Schwert in die Gurgel. Ein ſchwarzer Blutſtrom entquoll der Wunde, und mit fürchterlichem Gebrüll ſtürzte das Ungeheuer auf den Prinzen los, packte ſein Schild und zerbrach es. Dieſe Wuth koſtete ihm aber eine ſeiner Klauen, die des Prinzen Schwert ihm vom Leibe hieb. Nichts deſtoweniger begann der Kampf von neuem, und wurde von beyden Theilen mit Wuth, Stärke und Klugheit ſo lange geführt, bis endlich das Ungeheuer mit mehr als dreiſig Wunden, bei einem Kraftſtoß durchs Herz, entſeelt zu Boden ſank.

Der Prinz vom giftigen Blute des Monſtrums beſudelt, welches ihm bis auf's Fleiſch gedrungen war, empfand Höllenſchmerzen, und wußte nicht, was er beginnen ſollte, als eben eine liebliche Zarte, *) einen Zwerg hinter ſich, erſchien, ihm ein Glas Waſſer reichte, und mit freundlichen Gebehrden ſprach:

---

*) Jungfrau.

„Eure Freunde, der weiſe Alquif und die mächtige Urgande, *) ſenden mich, edler Prinz! Euch beyzuſtehen in dieſer Noth. Nehmt einen Schluck dieſes Waſſers zu Euch, und legt Euch dann nieder, damit wir Euch von dem giftigen Blute reinigen, Euch ſalben, und von neuem ſtärken können.“

Das geſchah, und Eſärament, erquickt, geſtärkt und neubelebt, ſprach:

„Freundliche Jungfrau! wie danke, womit belohne ich Euch Eure mir geleiſtete Hülfe?“

„Ich begehre — antwortete die Zarte, — keine andere Belohnung von Euch, als Eure Gunſt und Euer Vertrauen. Dieſe belohnen mich hinlänglich.“

---

*) Ein Zauberer und eine Fee, die in des Amadis Geſchichte eine große Rolle ſpielen.

„Herr Ritter! — begann der Zwerg; — das Jungfräulein hat gut reden. Was bekomme ich aber, der ich mit ihr, wie ein Vogel, die Reiſe durch die Lüfte gemacht habe?“

„Begehre was Du willſt; — antwortete der Prinz; — es ſoll dir werden, wenn es in meinem Vermögen ſteht, dir daſſelbe zu geben.“

„Nun dann, — fuhr der Zwerg fort: — ſo legt bey dieſer ſchönen Magd *) ein Vorwort für mich ein, das mir frommt und nützt, denn ich bin ihr herzlich gut, und wünſchte ſie mein nennen zu dürfen.“

„So nehmt doch, — ſagte der Prinz zu dem Mädchen, — dieſen wackern Purſch zu Euern Bulen **) an, wenn meine

---

*) Mädchen; Jungfrau.

**) Liebhaber.

Bitten etwas über Euch vermögen können.“

Die Jungfrau lachte und ſprach: „Der gute Zwerg wird ſein Pfund ſchon ohne mein Zuthun noch zu rechter Zeit bekommen.“

Denn aber fuhr ſie fort:

„Meine Frau, die mächtige Urgande, läßt Euch durch mich auf einen unſchätzbaren Schatz aufmerkſam machen, den Ihr in dieſem erſchrecklichen Kampfe erbeutet habt. Dieſes iſt der Edelſtein, der Augapfel des entſeelten Ungeheuers. Er dient ſtatt einer Leuchte mit der Klarheit und Helle von hundert angezündeten Kerzen. Er hat die Tugend, den, der ihn bei ſich führt, nur denjenigen ſichtbar zu machen, von denen er geſehen werden will. Nehmt und bewahrt dieſes Kleinod wohl, denn wenn Ihr es verlieren ſolltet, ſo könnte wohl die Zeit kommen, in der ihr, um es wieder zu erlangen, die Hälfte der Welt, wär ſie Euer, darum geben würdet.“

Der Prinz hatte dies nicht ſobald vernommen, als er ſeinen Dolch ergriff, und den Stein aus des todten Monſtrums Auge grub.

Die Jungfrau aber ſprach:

„Vollendet mit Muth, was Ihr mit Entſchloſſenheit begannt, und kommt Ihr zu den drey Brunnen, ſo verſtopft vor dem Geſange der Sirenen Eure Ohren, damit Ihr nicht ein Opfer der grimmigen Waldteufel werdet.“

Sprachs, und verſchwand mit dem Zwerg, ſchnell wie ein Gedanke, vor ſeinen Augen.

Eſáramout wappnete ſich wieder und drang durch eine kleine eiſerne Pforte nach dem vierten Portal. Hier kam ihm ein zweites Ungeheuer, noch ſchrecklicher als das erſtere, in der Größe des ſtärkſten Elephanten entgegen. Es hatte Greifenflügel, und ungeheuere Wildeſchweinszähne. Ueberall war es gepanzert, hatte ein einziges Auge, und zwei Hörner auf der Stirn. Sein Kopf, in der Größe eines Weinfaſſes, war ziemlich menſchlichen Angeſichts. Es trug Pfeile und Bogen in ſeinen ſtarken Greifenklauen, und hatte eine eiſerne Stange, und ein ungeheures Schwert an der Seite. Hinter ihm trat, gleich ſeinem Waffenträger, ein fürchterlicher Satyr einher, der in jeder Fauſt ein ſtarkes Schefflein hielt. *)

---

*) Scheffelein, Schäfelein, Schäftlein, iſt die Benennung eines kurzen Spießes (hasta), die von dem Worte Schafft herkommt. — Wachter Glossar. germ. f. 1367. Scherz Glossar. med. aev. f. 1378. — Von dieſem Schäfelein haben die Franzoſen ihre Benennung eines Jagdſpießes, javeline; bei den Engländern javelin, bei den Spaniern Javalina.

Beide bewillkommneten den Prinz mit Pfeilen und Spieſen, die ſie gegen ihn ſchickten. Der Wurfſpies des Satyrs traf ſein Ziel, durchdrang den Harniſch des Ritters, und verwundete ihn tief ins Fleiſch. Das Unthier griff zu ſeiner eiſernen Stange, und es erhob ſich zwiſchen dieſen dreien der fürchterlichſte Kampf, der ſich denken läßt. Der Prinz kam hart in's Gedränge, und ſein Leben war jetzt in der größten Gefahr. Aber durch Urgandens unſichtbaren Beiſtand blieb er endlich doch Sieger, ſchlug den Satyr nieder, und ſtürzte das Monſtrum zu Boden, von deſſen Fall die Gegend erzitterte.

Dankend dem Himmel und ſeiner Beſchützerin, deren mächtiges Walten über ihn er wohl erkannte, ging der Prinz nun muthig zum fünften Portal, wo ihm ein ganz gewappneter Ritter, der wohlgeſtaltetſte, den er je geſehen hatte, entgegen trat. Dieſem folgte ein ungeheuerer Rieſe von furchtbarer Geſtalt, zu welchem ſich der Ritter umkehrte, und ſprach:

„Marckunt, mein Bruder und Freund! laß mich allein, Mann gegen Mann gegen dieſen edlen Ritter kämpfen, damit es mir zu Ruhm und Preis gereichen möge, entweder ihn zu überwinden, oder von der Fauſt eines ſo tapfern Kämpens zu fallen, deſſen Muth meine kühnſten Erwartungen übertroffen hat.“

„Es geſchehe, wie Ihr begehrt, edler Lanfrake, mein Freund und Bruder!“ — gab der Rieſe zur Antwort.

Hierauf kehrte ſich der Ritter gegen den Prinzen. Beide wechſelten viele höfliche Worte gegen einander, griffen dann zu den Schwertern und begannen den Kampf. Man denke ſich denſelben als den heftigſten, den je zwei Ritter gegen einander kämpften, und der ſich damit endigte, daß Lanfrake endlich entkräftet, zu Boden ſank. — Ihm näherte ſich Sfäramont und bat ihn höflich, ſich für überwunden zu halten und ſich ihm zu ergeben. Das that der Ritter, und der Kampf war geendiget.

Der Rieſe Marikont trat nun hervor und ſprach:

„Mit einem ſo ermatteten Ritter, wie Ihr jetzt ſeyd, zu ſtreiten, könnte mir keinen Ruhm bringen. Auch bricht bereits der Abend herein. Laßt uns daher unſern Kampf bis Morgen aufſchieben, und jetzt nehmt mit einem kleinen Nachtimbiß vorlieb, ſo gut wir ihn haben.“

Der Prinz machte Gebrauch von dieſem höflichen Anerbieten des humanen Enakſohnes, entwappnete ſich, ließ ſich von Schildknappen, die ihm zu dienen herbei kamen, verbinden und bepflaſtern, ließ es ſich wohl ſchmecken, legte ſich darauf zur Ruh, und ſchlief ſehr gut.

Früh ging es zum Kampfe, und da der Prinz durch den letzten Kampf ganz um die Fragmente ſeines Schildes gebracht worden war, bat ihn der Rieſe Lanſrake's Schild zu nehmen, welche Höflichkeit dem Prinzen ſehr gute Dienſte that, weil daſſelbe ein feſtes, wohlbezaubertes Waffenſtück war. Darauf kam es zu dem Kampfe ſelbſt, der noch weit ſchrecklicher als jener mit dem Ritter Lanſrake war, aber dennoch durch Urgandens Beiſtand, endlich zu Esſaramonts Vortheil ſich mit Ermattung Marikonts endigte.

Der Rieſe erklärte ſich für überwunden, und bat den Prinzen um Gnade und Freundſchaft, die ihm dieſer auch zuſagte, worauf die drei Kämpen mit einander ein gutes Mahl einnahmen, ſich verbinden, waſchen und ſalben ließen, und einen frohen Tag bei vollen Bechern durchlebten.

Den folgenden Morgen nahm der Prinz von ſeinen neuen Freunden Abſchied, machte ſich wieder auf den Weg, und kam an die Säule, die zwiſchen den Portalen und dem Zauberſchloſſe, mitten im freien Felde ſtand. An dieſer Säule ſtand geſchrieben:

„Tapferer Ritter, deſſen Tapferkeit den
„Kranz verdient! gehe jetzt nicht weiter,
„bis dazu ein ſchreckliches Erdbeben dir
„das Signal giebt. Dieſes wird das Zeichen
„ſeyn, daß Dein Waffengeſell in
„ſeinem Vorhaben eben ſo glücklich war,
„als Du es biſt. Denn euere Abentheuer
„müſſen zu Einer Zeit und Stunde
„vollendet werden, wenn ſie ſich nach
„Wunſche endigen ſollen.“

Eſáramont freute ſich herzlich hier zu vernehmen, daß ſein theurer Freund und Waffenbruder Amadis vom Geſtirn noch am Leben war, kehrte zu ſeinen neuen Freunden Marikent und Lanfrale zurück, und erwartete bei ihnen, wohlbewirthet, das angedeutete Zeichen.

Indeſſen war, wie wir wiſſen, der tapfere Amadis vom Geſtirn durch die Flammen gedrungen, und kam auf eine kleine Anhöhe, von der er in einen von den wüthendeſten Stürmen erregten See hinabſchaute. Die Wellen thürmten ſich himmelan, und der Donner rollte fürchterlich über dieſen Waſſerbergen.

Eine Hand ſtreckte ſich ihm entgegen, und hielt einen Zettel mit der Schrift:

„Ritter! kehre zurück, und gehe nicht „weiter. Tod und Verderben drohen Dir.“

Dies konnte ihn aber nicht abſchrecken; er ſtieg in einen Nachen, und taumelte uber die Wogenberge, mitten durch furchtbare Seeungeheuer, die ihn zu verſchlingen, und ſein Schifflein umzuwerfen ſuchten. Sein Schwert fuhr dieſen Ungeheuern über die Köpfe, aber vergebens. Er ſchien auf Stahl und Eiſen zu hauen, und konnte dieſe furchtbaren Feinde nicht verwunden. Endlich bekam ſein Nachen einen fürchterlichen Stoß, taumelte um, und der Prinz ſank in die ſchäumenden Wellen. Raſch fuhr eines dieſer Seeungeheuer zu, verſchlang den Ritter in voller Rüſtung, und fuhr mit ihm in die Tiefe hinab.

Aber der eiſerne Biſſen war dem Unthier doch zu ſtark und unverdaulich. Es zerplatzte, und der Ritter lag — in einem ſchönen, luſtigen Garten. Mitten in demſelben ſtand ein ſchönes Haus, deſſen Fenſter alle voll Mädchengeſichter lagen, von denen die Sprecherin mit zornigem Blick dem Ritter zuſchrie:

„Uebermüthiger! wer gab Dir Erlaubniß, in dieſen Garten zu kommen? Weißt Du nicht, daß hier nur Mädchen, ohne männliche Geſellſchaft ſind? Ich ſchwöre Dir zu, wirſt Du nicht bald wieder den Garten verlaſſen, ſoll Dich Dromodon der Grauſame für Deine Verwegenheit hart züchtigen.“

„Edle Jungfrau! — entgegnete der Prinz; — wie mag man auch ſo ſchön und ſo zornig ſeyn, wie Ihr! Ich bin nicht gekommen, Euch zu beleidigen, ſondern ich bekenne mich vielmehr nach Ordenspflicht für verbunden, Euch allen gebührende Ehre, und meine freundlichſten Dienſte zu erzeigen.“

„Wenn dem ſo iſt, — fuhr die Schöne mit verändertem Geſicht fort; — ſo gebe ich Euch den guten Rath, Euch wieder fortzumachen, ehe der Rieſe Dromodon Euch erblickt, ſonſt möchte es Euch wohl ſehr übel ergehen.“

„Wenn Euch meine Gegenwart nicht mißfällig iſt, — antwortete der Prinz, — ſo mag der Rieſe immerhin kommen, und ich gehe ſeinetwegen keinen Schritt zurück.“

Er hatte kaum ausgeſprochen, als der furchtbare Dromodon ganz in Stahl verluppt *) auf einem feuerfarbenen Roſſe einher gejagt kam. Gegen alle Ritterſitte legte der Rieſe gegen den Prinzen, der unberitten war, die Lanze ein, und rannte auf ihn zu. Dieſer aber wich durch einen Seitenſprung dem Stoße aus, und des

---

*) verhüllt.

Rieſen Lanzenſtoß ging tief in die Erde, mit ſolcher Gewalt, daß Dromodon darüber ſelbſt das Gleichgewicht verlor, und aus dem Sattel ſtürzte. Von ſeinem Fall erbebte die Erde.

Der Prinz eilte hinzu, und ſprach:

„Wär ich ein ſo unredlicher Kämpe, wie Du einer biſt, ſo wär es jetzt um Dich geſchehen. Aber ferne von mir ſey dergleichen unritterliches Benehmen. Stehe auf, und zeige mir, ob Du eben ſo ſtreitbar, als Du unhöflich biſt.“

Der Rieſe erhob ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, und der Kampf begann. Es fiel Streich gegen Streich, und keiner daneben. Nach einem langen Kampfe, in welchem der Prinz hie und da verwundet wurde, gelang es ihm durch einen ſtarken Streich, dem Rieſen das Knie zu durchhauen, worauf dieſer zu Boden ſtürzte. —

Und alſobald waren der Rieſe, der Pallaſt, und die Jungfrauen, wie ein Blendwerk verſchwunden. Auf der Stätte des verſchwundenen Pallaſtes ſtand ein Zwerglein, und ſprach:

„Herr Ritter! der weiſe Alquif, und die mächtige Urgande, der erfahrene Zireneo, und die weiſe Zirzea, *) laſſen Euch freundſchaftlich grüßen, und haben mich hieher geſchickt, Euch zu verbinden, und dies und jenes kund zu thun.“

„Herzlicher Dank meinen mächtigen Beſchützern und Freunden!“ — rief der Prinz aus.

Hierauf fing er an, ſich zu entwappnen. Ihm zu helfen wurde das Zwerglein im-

---

*) Gleichfalls ein mächtiger Zauberer, und eine Zauberin der Amadis-Geſchichte, die den Rittern beiſtehen, wo menſchliche Kräfte ihnen nicht helfen können.

mer größer und größer, bis er nach und nach zur Größe eines Rieſen gelangte, deß ſich der Prinz gar ſehr verwunderte, und ſich verbinden, ſalben, und bepflaſtern ließ. Als dies geſchehen war, nahm der Rieſe ſeine vorige Zwergleins-Geſtalt wieder an, überreichte dem Prinzen einen Ring, und ſprach:

„Dieſen Ring ſendet Euch der weiſe Alquif. Dieſer Edelſtein hat die Zauberkraft, Euch alle verborgene und unſichtbare Sachen ſichtbar zu machen. Tragt ihn an dem kleinen Finger Euerer rechten Hand, und bedient Euch ſeiner mit Nutzen. Haltet Ihr ihn, nebſt Euerm Antlitz unter ſich, ſo werdet Ihr unſichtbar ſeyn, und von keinem Menſchen geſehen werden. Trefft Ihr auf die bezauberten Ritter, ſo nehmt Euch wohl in Acht, Eure Streiche nicht auf ihre Schilde zu führen, die geſeyt und bezaubert ſind. Zwar führt Ihr auch ein bezaubertes Schwert, aber die Bezauberung jener Schilde iſt älter, als die Euers Schwertes, und alſo viel ſtärker. Würde Euer Schwert ein ſolches Schild treffen, würde es ſogleich wie Glas, in tauſend Stücken ſpringen. Darum ſeht Euch wohl vor! — Auch hütet Euch von der Schönheit der Jungfrauen, deren Ihr viele ſehen werdet, Euch zur Liebe reitzen zu laſſen. Denn würdet Ihr Euch einer einzigen Umarmung mit einer dieſer Jungfrauen überlaſſen, ſo würdet Ihr Zeit Euers Lebens Sklav, und in den Pallaſt verzaubert bleiben. Die Weiber, die Euch dort erwarten, ſind zu Euerm Verderben abgerichtet, und eine einzige glückliche Nacht brächte Euch auf immer um Euere Freiheit. Alſo unterdrückt Euere Begierden, und beſteht das Abentheuer muthig, welches Ihr mit ſo viel Muth begennen habt. — Noch will ich Euch rathen, nach dem Kampfe mit den bezauberten Rittern, einen ihrer bezauberten Schilde mit Euch zu nehmen, der Euch wohl zu ſtatten kommen wird.“

So ſprach das Zwerglein, verwandelte ſich in einen ſchönen Vogel, und flog wie ein wahrer, natürlicher Vogel ſchnell davon.

Durch die Kraft ſeines Zauberrings erblickte der Ritter nun wider den Zauberpallaſt, der zuvor ſeinen Blicken entſchwunden war. Dieſen bewachten zwei ſtark gewappnete Ritter, die beide zugleich, wie ſie ihm ſagten, nach erhaltenem Befehl ihres Herrn, auf ihn los gehen mußten. Da galt es nun Entſchloſſenheit, Tapferkeit und Muth, mit welchen der Prinz den Kampf begann, der ſehr hartnäckig war, und wobei er ſich ſehr in Acht nehmen mußte, kein Schild ſeiner Gegner zu trefſen, die ſie jedem ſeiner Hiebe vorhielten. — Nach einem ermüdenden Gefecht gelang es aber endlich dem tapfern Amadis vom Geſtirn doch, ſeine Gegner ſchwer verwundet in's Gras zu ſtrecken, und der Eingang in den Zauberpallaſt mußte ihm vergönnt werden.

Einer der zu Boden geſtreckten Ritter, Namens Ordant, ſprach:

„Ritter! Ihr ſeyd gewiß der ſtreitbarſte und ritterlichſte Mann, den der Weltumkreis trägt. Das habt Ihr jetzt bewieſen, da Ihr uns überwunden habt. Geht nun ein in den Pallaſt, und handelt dort nach Wohlgefallen. Vorher aber laßt Euch von mir erſuchen, mir eine Bitte zu gewähren, die weder Eurer Ehre noch der Billigkeit zuwider iſt, und die ich Euch ſagen will, wenn Ihr Euer Abentheuer beſtanden habt. Gewährt mir dieſelbe!“

Der Prinz gab ihm Wort und Hand darauf, und half dem Bittenden wieder auf die Beine. Sein Geſell aber bezahlte den Kampf mit dem Leben, und der Prinz bemächtigte ſich ſeines Schildes als Waffenbeute. — Hierauf ging er mit Ordant in den Pallaſt.

Hier kamen ihm die Jungfrauen, ſchön geſchmückt und geziert, entgegen fielen, vor ihm nieder, und baten um ſeine Huld und ſeinen Schutz, welchen er ihnen zu gewähren verſprach. — Er wurde hierauf von gar weichen Händen entwappnet, gepflegt und verbunden, was auch dem tapfern Ordant geſchah. Der Prinz aber gefiel den Damen gar wohl, und ſie gefielen ihm nicht weniger. Beſonders machte die ſchönſte dieſer ſchönen Jungfrauen, Eugenia genannt, einen beſondern Eindruck auf ihn. Und an ihr lag es nicht, daß der tapfere

Prinz dieſe Nacht allein ruhte, wohl aber an der Warnung, die ihm das Zwerglein gegeben hatte, und deren er noch zu rechter Zeit gedachte. Auch war noch eine unter den Schönen, Joveuſe genannt, die nicht weniger willig geweſen wäre, das Lager mit dem Prinzen zu theilen; er aber wie geſagt, gedachte der Warnung des Zwergleins, und — ſchlief allein.

Früh wappneten Eugenia und Joveuſe den Prinzen, und er begab ſich auf den Weg, ſein begonnenes Abentheuer zu vollenden. — Damals nun ereignete ſich das fürchterliche Erdbeben, welches, wie wir wiſſen, das beſtimmte Signal für den tapfern Esfära-mont war, ſein Abentheuer zu verfolgen. — Wir aber, wollen vor der Hand, bei unſerm Ritter Amadis bleiben.

Dieſer hatte kaum den Zauberpallaſt in dem Rücken, als er ein groſſes Getümmel vernahm, und zu einer Säule kam, auf welcher eine Jungfrau ſtand, die einen Pfeil von ihrem Bogen ab, gegen den Prinzen ſchoß. An dieſen Pfeil war ein Zettel geheftet, auf welchem zu leſen war:

„Tapferer Ritter! gehe muthig weiter,
„und beſtehe die Abentheuer der Zauber-
„höhle eben ſo, wie Du die beſtanden haſt,
„die Du bisher fandeſt.“

Den Eingang in dieſe Höhle machten ihm ein grauſamer Löwe, und ein fürchterlicher Bär ſtreitig, und es war ein Glück für ihn, daß er einen bezauberten Schild führte. Dennoch koſtete es ihm viel Mühe und unbeſchreibliche Tapferkeit, dieſe ergrimmten Beſtien zu Boden zu ſtrecken, welches aber endlich doch geſchah.

Als er nun in die Zauberhöhle trat, umgab ihn ſogleich ein ſtarker Zug krächzender Raben, die mit Ungeſtüm um ihn herumflogen, den Eingang verdeckten, mit Flügelſchlägen und ihren ſpitzigen Schnäbeln ihn bekriegten, ihm kaum Athem ſchöpfen, und keinen Schritt vor ſich gehen ließen. Ihre Anzahl wurde mit jeder Minute größer, und wohin ſein Schwert nur traf, ſtürzten ſie gleich zu Dutzenden. Das konnte ihm aber nichts helfen, denn wo einer von dieſen ungeſtümen Vögeln fiel, flogen ihrer gleich zehn andere auf. Alle pickten, hackten und ſchlugen mit Wuth auf ihn los, und ermüdeten ihn endlich ſo ſehr, daß er ſich ihren Angriff ruhig überlaſſen, und an einen Pfeiler lehnen mußte, um Athem zu holen. Aber je ruhiger er blieb, deſto heftiger wurde der Angriff der Galgenvögel, die ihn ohne Zweifel umgebracht, oder doch wenigſtens ganz gewiß am Fortgehen würden gehindert haben, wär der Ritter nicht endlich darauf gefallen, ſich ſeines Zauberringes zu bedienen. Er zog alſo ſeinen Blechhandſchuh von der Hand, drehte den Ring unter ſich, und warf ſich mit dem Angeſicht zur Erde. Da ihn die Raben nun nicht mehr ſahen, verflogen ſie ſich wieder in ihre Höhlen und Löcher, und der Prinz war gerettet. Er bediente ſich ſeines Ringes als einer Leuchte und ging in der Höhle weiter fort, bis er zu einer künſtlich ummauerten Kammer kam, aus der ihm mit ſchrecklicher Stimme entgegen geſchrieen wurde:

„Thor, der Du biſt! warum begiebſt Du Dich freiwillig in Dein Gefängniß? Weiter gehen kannſt Du nicht, und der Zurückgang iſt Dir verſchloſſen.“

Der Prinz, der nicht gewohnt war vor Drohworten zurück zu beben, verſuchte es dennoch umſonſt weiter zu gehen. Eine unſicht-

unſichtbare Gewalt ſtieß ihn unaufhörlich zurück. — Des Neckens müde, zog er endlich ſein Schwert, fuhr um ſich herum, und fühlte, daß ſeine Hiebe menſchliche Körper trafen. Endlich ſah er auch Arme, Beine, Köpfe ꝛc. ꝛc. um ſich her fliegen, und erblickte etliche Jungfrauen übel verwundet, am Boden liegen. Dieſe klagten:

„Unbarmherziger Ritter! warum mordeſt du Weiber, die Du zu ſchützen verbunden biſt? — Unglück und Noth treffe den, der Dir das Schwert umgegürtet und die Sporen angelegt hat! *) Dir, der Du ſo grauſam die Pflichten Deines Ordens entweihſt! Höre auf zu morden, und bedenke was Du thuſt, und was Du zu thun ſchuldig biſt.“

---

*) Ein Theil der Feierlichkeit des Ritterſchlags, wovon in der Folge ausführlicher die Rede ſeyn wird.

Dieſe Worte rührten des Prinzen Herz. Er ſteckte ſein Schwert in die Scheide, und ſprach:

„Liebe Jungfrauen! was geſchehen iſt, thut mir leid. Aber habt Ihr es Euch nicht ſelbſt zuzuſchreiben? Warum haltet Ihr mich auf weiter zu gehen?“

„Ach! — ſeufzten die Jungfrauen; — Meinſt Du den, wir ſchwachen Mädchen hätten ſo viel Gewalt einen Ritter wie Dich zurück zu halten? Nein, nein! das thun Andere, die Du nicht ſiehſt. Denn die Kraft Deines Ringes kann Dir hier nicht helfen, weil die Bezauberung dieſer Kammer viel älter iſt, als die *) Deines Ringes.“

---

*) Wir haben ſchon oben geſehen, daß die Romanziers ſich auf dieſe Art bei Bezauberungen und Gegenbezauberungen zu helfen wußten.

Weil aber der Prinz nicht weiter konnte, und ſich dennoch erinnerte, was das Zwerglein ihm geſagt hatte, ſchlug er mit dem Schilde um ſich, und theilte Fauſtſchläge aus, von denen immer mehrere Jungfrauen zu Boden taumelten, die nun vom Bitten zum Schimpfen kamen, ihn einen ungehobelten Gaſt, einen tölpiſchen Geſellen und unfreundlichen Böſewicht nannten, und ihren Herzen auf Unkoſten ſeiner Artigkeit weidlich Luſt machten.

Der Prinz achtete deſſen nicht, eilte weiter, und kam in einen geräumigen Saal. Urplötzlich entſtand hinter ihm ein ſchreckliches Geräuſch. Er ſah ſich um, ſah die Jungfrauen in Thiere verwandelt, die durch einander liefen, und vor ſeinen Augen verſchwanden. Da merkte er gar wohl, daß Höflichkeit gegen dieſe Beſtien am unrechten Platze geweſen war.

Der Saal, in welchem ſich der Prinz jetzt befand, war ein Meiſterſtück des Luxus, der Verſchwendung und Pracht. Alles was der Prinz ſah, war königlich und ſchön. Die herrlichſten Gemälde zierten die Wände; Decke und Fußboden waren gemalt, und Stühle und Polſter waren köſtlich geſtickt, und vergoldet.

In dieſem ſchönen Saale ſaß unter einem karmoiſinrothen Thronhimmel, auf einem goldenen Schemmel, eine königlich gekrönte Zwergin, die ein wahres Ideal von Häßlichkeit war. Dieſe erhob ſich, als ſie den Ritter erblickte, mit lächelndem Munde, verließ ihren Sitz, ging ihm entgegen, und ſprach:

„Herr Ritter! ſchon ſeit langer Zeit erwartete ich Eure Ankunft in meinem Königreiche mit Sehnſucht, und jetzt danke ich dem Himmel, der Euch mir ſchenkt.

Es macht mich glücklich, Euch bei mir zu ſehen. Ja, ein Königreich könnte mir nicht ein ſo angenehmes Geſchenk ſeyn, als Ihr mir ſeyd. Erlaubt mir, Euch zu bitten, mir eine Gabe zu gewähren. Erhalte ich dieſe Zuſage, werde ich Euch die Wünſche meines Herzens entdecken."

Der Prinz, der ſich über dieſe häßliche, mit Diamanten verbrämte Geſtalt entſetzte, die von ihren Edelgeſteinen nicht den geringſten Werth leihen konnte, ſich dennoch aber ſo freundlich und höflich angeſprochen hörte, antwortete mit ungemein viel Reſignation und Galanterie:

„Holde Jungfrau! Ich verſpreche Euch die Gewährung Eurer Bitte, inſofern dieſelbe nicht dem zuwider iſt, was ich mir ſelbſt und meinem Orden ſchuldig bin."

„Glaubt nicht, — ſagte die Zwerg-Königin, — daß ich etwas von Euch begehren werde, das Euch in Schande bringen könnte. Nein! was ich von Euch mir erbitte, iſt etwas, das Euch nicht mißfallen kann. Ich bitte Euch, mich zu Eurer Frau zu machen. — Ihr allein ſeyd würdig mein Herz zu beſitzen, und Herr meines ſtolzen Leibes zu ſeyn. Mit Euch allein kann ich die Freuden des ehelichen Bettes theilen, und Ihr geht allen Prinzen vor, die ſich ſchon ſo lange vergebens um meine Hand beworben haben. Kommt und führt mich in die Brautkammer. Eurer Tapferkeit gebührt mein Kranz als Dank.“

Der Prinz konnte nur mit Mühe ſich des Lachens bei dieſem Anerbieten enthalten, und er ſann noch nach, was dieſer willigen Freudenſpenderin wohl zu antworten ſeyn möchte, als ſie fortfuhr:

„Bedenkt Ihr Euch noch, ein Kleinod zu

empfangen, nach welchem ſo viele vergebens geſeufzet haben?“

„Liebe Königin! — antwortete der Ritter; — wer wollte nicht geſtehen, daß alles, was die Wünſche eines Liebhabers in ſich vereinigen können, in Euch Port und Hafen gefunden hätte? Wer könnte läugnen, daß Eure Reitze dem Geliebten Paradieſes-Freuden gewähren können? Gewiß, der Beſitz Euerer Hand muß ein beneidenswerthes Geſchenk ſeyn, und eine glückliche Nacht in Euern runden Armen kann nichts geringeres, als Götterfreuden, ſchenken. — Aber, wie ſehr muß ich es beklagen dieſes Geſchenkes unwerth zu ſeyn! Denn ich muß es Euch nur geſtehen, mein Herz iſt ſchon verſchenkt. Ich liebe, werde geliebt, und kann Liebe und Treue nicht mit ſchändlicher Untreue vergelten.“

Heftig erzürnt und mit funkelnden Augen ſchrie die gekrönte Zwergin:

„Elender Staudenhecht! gegen den ich mich ſo ſehr vergeſſen konnte. Du verdienſt meine Liebe nicht. — Heda! meine Ritter! heraus, und nehmt dieſen närriſchen Kerl gefangen, den ich ſo exemplariſch züchtigen will, daß er an mich denken ſoll!“

Alſobald entſtand in dem Seitenzimmer ein fürchterliches Waffengetümmel, und bald darauf erſchienen funfzehn Gewappnete, die zugleich auf den Prinzen losdrangen.

Dieſer machte ſich gleich an's Werk und hämmerte ſo kräftig auf ſeine Gegner los, daß Arme, Hände und Köpfe, wie Federballen umher flogen. Aber, o Unglück! kaum fielen dieſe Feigen zu Boden, als ſie neu belebt wieder aufſtanden, ihre verlorne

Glieder ſich ſelbſt wieder anſetzten, und aufs neue zum Kampfe auftraten.

Da der Prinz ſah, daß das ſo zuging, merkte er wohl, daß hier mit dem Schwerte nicht auszukommen ſey. Er warf es alſo in die Scheide, ging auf die Zaubergeſtalten los, packte eine um die andere, und warf ſie mit mächtiger Stärke zu Boden. Da löſete ſich die Zauberei. So wie einer zu Boden ſtürzte, verſchwand er auch, und wurde nicht mehr geſehen. — Aber damit war die Sache noch nicht abgethan. Denn wenn er die funfzehn Ritter zu Boden geworfen und bezwungen hatte, traten jederzeit funfzehn andere aus dem Seitenzimmer heraus. Die Zwergkönigin ſchrie ihnen zu, ſich tapfer zu halten, und unſer Prinz hatte ſich bereits über ſechs Stunden lang mit den Gewappneten herumgebalgt, als ihm endlich ſchier Stärke und Athem entgingen. Ja, er hätte endlich dennoch unterliegen müſſen, wär es nicht Nacht geworden, und das zu ſeinem großen Glück. Denn mit der Nacht ſtand die Bezauberung ſtill.

Der Prinz ſank entkräftet auf einen Seſſel, und als er wieder zu ſich kam, und ſich nach der Zwergkönigin umſah, war ſie, wie ihre Ritter, verſchwunden. Er bediente ſich ſeines Ringes als einer Leuchte, und ging in das Seitenzimmer. Hier trat ihm ein altes, klapperdürres, langes Weib entgegen, die mit einer rauhen und furchtbaren Stimme ihm anſchrie:

„Elender Menſch! was führt Dich hieher, hier alle Deine begangenen Sünden abzubüßen?"

Sprachs, packte den Prinzen, und warf ihn mit ſolcher Gewalt zu Boden, daß er meinte alle Ribben zerbrochen zu haben.

Wollte er ſich aufraffen, ſtieß ſie ihn nur mit einem Fuße ſogleich wieder nieder, und ließ ihn nicht aufkommen.

Der Prinz entſetzte ſich über die fürchterliche Stärke des klapperdürren Weibes, das er mit einem Finger umſtoßen zu können glaubte, und wußte nicht, wie er ſich benehmen ſollte. Kam er ja einmal auf die Beine, und ſchlug kaum nach ihr, ſo hatte ſie ihn gleich wieder bei dem Leibe und warf ihn nieder. So ging das ſchier die ganze Nacht hindurch fort, und der Prinz war endlich einer völligen Entkräftung nahe. Da raffte er ſich noch einmal auf, und war ſo glücklich ihr einen kräftigen Schlag auf den Schädel zu geben. Sie ſank zu Boden, und konnte nicht wieder aufſtehen.

Der Prinz dankte dem Himmel, und eilte aus dem Zimmer mit Flügelſchnelle, durch einen zweiten, in einen dritten Saal.

Hier kam ihm eine ſehr ehrliche Matrone entgegen', die ihn alſo anſprach:

„Glücklicher Ritter! Hier iſt das Ziel aller Gefahren und Abentheuer. Komm, und folge mir.“

Sie nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in einen hell erleuchteten, ſchönen Saal. Hier ſaß ein Ritter auf einem köſtlichen Throne, der ihn kaum eintreten ſah, als er ſeinen Sitz verließ, und ihm entgegen ging. — Alſobald erhob ſich eine ſanfte Muſik, die des Prinzen Ohren, Herz und Seele mit Entzücken füllte.

Hier mag nun Herr Amadis vom Geſtirn in guter Geſellſchaft bleiben. Wir wollen uns indeſſen nach ſeinem Waffenbruder, Herrn Sſáramont, umſehen.

Dieſer hatte kaum den erſten Stoß des angedeuteten Erdbebens empfunden, als er ſich auf den Weg machte, und den Pallaſt verließ, wo er ſich bisher pflegte.

Er hatte demſelben kaum einen Bogenſchuß in dem Rücken, als er zu einem ſchönen Springbrunnen kam, der mit einem hohen Bogen überbaut war. Auf demſelben ſtand eine Statue, mit einer goldenen Trompete, die ſie an den Mund ſetzte, als ſich Oſáramont nahete, und derſelben einen ſchrecklichen Ton entpreßte.

Auf dieſen Ton ſtürmte eine Schaar mit Knütteln bewaffneter Waldmänner aus dem Forſte, die dem Ritter den Paß ſtreitig zu machen ſuchten. Sie kamen aber dabei ſehr übel weg; denn des Prinzen Schwert raſtete nicht eher, bis das ganze Viertelshundert dieſer Satyrs theils zerhackt, theils ſchwer verwundet zu Boden geſtreckt lag. Indeſſen hatte der Ritter aber auch manchen derben Schlag bekommen, und er war kaum von den Knütteln dieſer ungehobelten Gäſte befreit, als ſich ein fürchterlicher Greif durch die Lüfte herab, auf ihn los ſtürzte. Es kam zum Kampfe, und dabei kam der Prinz in große Gefahr. Er war ſchon hart verwundet, und der Greif hatte ihm ſein Schild entriſſen und zerbrochen, als es ihm in der halben Verzweiflung glückte, ſein Schwert dem Ungeheuer einigemal ſo derb in die Gurgel zu ſtoßen, daß daſſelbe entſeelt zu Boden ſtürzte.

Matt und entkräftet nahte ſich der Prinz dem Springbrunnen, als die Statue abermals in die Trompete ſtieß.

Auf dieſen Ruf ſtiegen viele ſchöne Weiber bis an die Weichen aus dem Brunnen auf, und begannen einen ſchmelzenden Geſang, wovon der Prinz aber kaum die erſten Töne vernahm, als er ſich die Ohren verſtopfte, den Lockungen der Sirentriller glücklich entfloh, und zu einem künſtlich erbauten Zauberpallaſt kam. Er umging denſelben rundherum, konnte aber nirgends weder ein Thor, noch eine Pforte, oder ein Fenſter gewahr werden, um in denſelben zu kommen.

Auf den Zinnen der Mauern lagen Sturmzeuge und Waffen. Da nun der Prinz aus dieſen Dingen auf eine Beſatzung ſchloß, fing er an zu rufen und zu ſchreien, um die Wachen aufmerkſam zu machen. Alſobald kam eine große Anzahl Affen zum Vorſchein von einer mehr als gewöhnlichen Größe, die bei dem Anblick des Ritters unter ſich und in ihrer Affenſprache Kriegsrath zu halten ſchienen. — In dieſem Augenblick ſprang ein ſchneeweißes Reh auf, und verſteckte ſich in einen Buſch. Der Ritter ſtöberte daſſelbe auf, und es nahm ſeine Zuflucht zu einer Höhle, wohin ihm derſelbe nachfolgte.

Ein Drache, der Wächter dieſer Höhle, der hier aus ſeiner Ruhe geweckt wurde, griff den Ritter zu ſeinem Verderben an, denn nach einem harten Kampfe, mußte er ſeinen Wächterdienſt mit dem Leben bezahlen.

Der letzte Athemzug des Ungeheuers war der Endzeitpunkt der beſtandenen Abentheuer. Eine liebliche Muſik ertönte, und ein ſchönes Jungfrauen-Chor ging dem Ritter entgegen. Die ſchönen Zarten ſpielten auf Harfen und Guitarren und ſangen dazu:

Willkommen, edle Blume
der tapfern Ritterſchaft!
Wir ſingen Dir zum Ruhme
von deiner Thaten Kraft.

Unter dieſem Geſange führten ſie den edlen Sfåramont in einen glänzenden Saal, wo die ſchöne, nun entzauberte Prinzeſſin Stefania auf einem goldenen Throne ſaß, und den tapfern Ritter hocherfreut willkommen hieß. — Jetzt nahte ſich der tapfere Amadis vom Geſtirn mit dem edlen entzauberten König Fridamont, ſeinem tapfern Waffenbruder. Sie umarmten ſich freudig, und die berühmte Zauberin Celania, vereinigte die Hände der Prinzeſſin Stefania und des Königs Fridamont, deren Bezauberung zu lösen, unſere Ritter die Abentheuer auf der Feuer-Inſel ſo muthig beſtanden, und glücklich geendiget hatten.

Der Berg der getreuen Liebenden.

In einem Zauberſchiffe, welches den Ritter Silves, ſeine Gefährten, ſeine Geliebte, Penteſilea, und die Zauber-Jungfrau, ihre Führerin, aufgenommen hatte, ſchwamm die frohe Geſellſchaft luſtig und vergnügt auf ruhigem Meere dahin, als am vierten Tage ihrer Fahrt, der Zwerg, des Schiffes Steuermann ihnen zurief, die Augen weit zu öffnen, ein ſchönes Wunder zu ſchauen. — Und ſiehe da! ſie ſahen eine kleine Inſel, aus deren Mitte ein ſchöner grüner Berg ſich hoch erhob. Auf dieſem Berge ſtand ein herrliches Schloß, verziert, beſchlagen und gedeckt mit Golde. Rundum war der Pallaſt behangen mit goldenen Tapeten, und ſchöne weiche mit Gold verbrämte Küſſen lagen umher, auf denen viele Ritter und Jungfrauen gelagert waren, die ſich gütlich thaten, in der Freude ihres Herzens. Hohe Zedern und Zipreſſen ſtreckten ihre Gipfel in die Lüfte aus duftenden Blumengärten empor, die ganze grüne Ebene bis zum Geſtade des Meeres war mit Gezelten beſäet, unter denen ſtattliche Ritter und ſchöne Jungfrauen kampirten. Voll Verwunderung wendeten die Schiffenden ſich an die Zauber-Jungfrau, ihre Begleiterin, und fragten:

„Welch ein ſeltſames Weſen und Wunderwerk iſt hier zu ſchauen?“

Freundlich antwortete die Freundliche:

„Das will ich Euch ſagen und erklären. Dieſer Berg iſt der Berg der getreuen Liebenden; wer nicht treuen Herzens und reiner Liebe iſt, erſteigt dieſen Berg nicht. Die, die Ihr oben ſeht, im Schloſſe, wurden treu erſunden und haben den Berg erſtiegen, ſich oben gütlich zu thun in ehrlicher Wolluſt des Herzens; die, die unten am Berge kampiren, wollen das Abentheuer beſtehen, den Berg zu erſteigen, ihre Liebe und Treue gegenſeitig zu probiren. Keiner wage es einen Verſuch zu machen, der nicht getreu war dem geliebten Gegenſtand, denn mit Schimpf und Schande wird er hinab geſtoßen, den Berg hinunter, und iſt dem allgemeinen Gelächter preis gegeben. So hat's der weiſe Zauberer eingerichtet, der dieſen Berg erhob zum Probeſtein getreuer Liebe."

Die Herren und Damen im Schiffe ſahen einander lächelnd an, und **Eliſena**, die Holde, rief neckend aus:

„Wohlan, ihr zärtlichen Ritter! jetzt wollen wir erfahren, wie wir geliebt werden.“

Das Schiff näherte ſich dem Geſtade. Eine Brücke flog vom Lande dem Schiffe entgegen, und Herren und Damen, Schildknappen und Zofen ſtiegen an's Land. Hier fanden ſie vier ſchöne Gezelte aufgeſchlagen, ihr Zwerg machte den Quartiermeiſter, und bald waren die Plätze eingenommen.

Sie wurden willkommen geheiſſen, bewillkommneten die Anweſenden, und da ihr Freund der Zauberer, eine groſſe Tafel decken und ſie mit köſtlichen Speiſen beſetzen ließ, baten ſie ſich Gäſte, lebten fröhlich, und ſahen der wunderbaren Liebesprobe erwartungsvoll entgegen.

Der Tag brach an. Saitenſpiel und Sang ertönten, ſchmetternde Trompeten rieſen zur Liebes-Probe die Entſchloſſenen auf. Alſobald regte und bewegte ſich alles. Ein lautes Getöſe überflog den Anger, vom Schloſſe herab ertönten frohe Stimmen, und ermunterndes Händegeklatſche.

Ein liebendes Paar erſchien. Arm in Arm erſtieg es den Berg, und lauter Jubel tönte den Getreuen nach und entgegen. Dieſen folgten ein alter Mann und ſeine ſchöne, junge Frau; der Mann drang auf die Probe. Die junge Frau beſtand ſie heiter und wohlgemuthet. Sie erreichte das Schloß, er aber wurde in der Mitte des Bergs ſo unſanft von unſichtbarer Macht und Gewalt hinabgeſtoßen, daß er lendenlahm und mit verſchobenen Ribben am Fuß des Berges lag. Laut auf lachten die Zuſchauer; er aber fragte ganz beſtürzt:

„Was ſoll das ſeyn? Habe ich mein Weib nicht treu und zärtlich geliebt?“

Da gab man ihm die Antwort:

„Das kann wohl ſeyn, ſeit Du mit ihr verheurathet biſt. Das aber iſt nicht hinreichend, zum Pallaſt der treuen Liebe zu gelangen; da muß man Lebenslang nur Eine allein und treu geliebt haben.“

Der Alte raffte ſich ärgerlich auf, hinkte in ſein Gezelt, von vielen Lachern begleitet, und brummte:

„Hätte ich das gewußt, wär' ich zu Hauſe geblieben! Wer mag ſein ganzes langes Leben hindurch nur Eine lieben? Iſt's nicht genug die treu zu lieben, die man eben jetzt liebt? — Einfältiger Berg! Nun ſitzt mein Weib oben, und ich kauke hier; doch das iſt mir lieb, daß ich nun weiß, wie treu meine Frau mir iſt!“

Es kamen mehrere Paare; einige erreichten das Schloß, andere nicht; doch war es merkwürdig, daß die Zurückgeſtoßenen nur

Männer waren; die Weiber, die zur Probe kamen, wurden alle wohlbewährt erfunden.

Die Damen ſtichelten; einige Herren nannten den Zauberer galant, ein Alter aber ſagte:

„Der Zauberer iſt nur gerecht. Wie könnt ihr aber glauben, ein Weib werde ſich hieher bringen laſſen, wüßte ſie ſich nicht ſicher. Sie, die ganz von öffentlicher Meinung abhängen, wagen nichts Oeffentliches, wenn's mit dem Geheimen nicht ſicher iſt.“

Eine Jungfrau trat herzu, ſchlug den Alten auf den Mund, und ſagte:

„Nimm hin, was Dir gehört.“

Ein allgemeines Gelächter erſcholl, und der Alte machte ſich davon, indem er ſchrie:

„Wer mag mit Weibern rechten!“

Die Zauber-Jungfrau klopfte endlich in die Hände, und ſah ihre Reiſe-Gefährten fragend und ermunternd an. Hohe Röthe überflog die Wangen der Damen, und die Ritter ſahen vor ſich nieder. Da ergriff Orotea, die Holde, die Hand ihres Gemahls, des ſtattlichen Königs von Katai, und ſprach:

„Wohlan mein Lieber! Ich weiß mich rein, Dich glaube ich getreu; wir können's wagen!“

Der König drückte freundlich ihr die Hand, und lächelte:

„Wir können's wagen!“

Leicht erſtiegen beide den Berg, und ohne Anſtoß erreichten ſie den Pallaſt getreuer Liebe. Lauter Beifall ertönte, Trompeten ſchmetterten, und ſchöne Kränze flocht man den Getreuerprobten um die Schläfe.

Züchtig und ſittſam reichte nun die ſchöne Eliſena dem geliebten Ritter Liſcart ihre Hand. Sie kamen beide, zwar etwas lang, beſonders die Prinzeſſin, aber dennoch den Berg hinauf, und endlich in das Schloß. Ihnen folgte Prinz Florenio mit ſeiner treugeliebten Oriſtilla, und endlich auch erſtiegen, ganz leicht, Don Silves, und die Heldin Penteſilea, ſeine Vielgetreue, den Berg, und kamen in das Schloß. Hier kränzte man die Treugeliebten, und ſo beſtanden ſie, mit hohen Ruhm, das Abentheuer des Berges der getreuen Liebenden.

Rolands Geburt und Jugendjahre.

Kaiſer Karl der Große, dieſes berühmte Haupt der Ritterſchaft ſeiner Zeit, deſſen Thaten die Nachwelt mit Erſtaunen lieſt, hatte eine Schweſter, genannt Bertha, eine der ſchönſten und lieblichſten Blumen ihrer Zeit, die ihr Bruder, gleich einem ſorgſamen Gärtner, bewahrte und bewachte. Aber was konnte ihm all ſeine Vorſicht helfen, da die Liebe ſich in das Spiel miſchte?

Unter den Rittern ſeines Hofes war auch der Edlen einer, Milon de Anglante genannt, ein ſchöner, tapfrer Jüngling, deſſen Augen ſo deutlich zum Herz der ſchönen Bertha ſprachen, daß er bald verſtanden wurde. Die Liebe iſt ſinnreich und kühn. Was Milon und Bertha einander nicht öffentlich ſagen konnten, ſagten ſie einander heimlich. Verkleidet, und mit mancherlei Liſt, ſchlich ſich der Geliebte zu der Geliebten und alles würde geheim geblieben ſeyn, wär nicht Bertha's Mutterſchaft zum allzuſichtbaren Verräther der ſtillen Zuſammenkünfte geworden.

Ritter Milon, der Kaiſer Karln kannte, getraute ſich nicht den Ausgang der Begebenheit auszuwarten, und machte ſich heimlich davon. — Auf Bertha allein fiel nun ihres Bruders ganzer Zorn, der, als er den Handel erfuhr, ſogleich ſeine Räthe verſammelte und der unglücklichen Mutter das Urtheil ſprechen ließ. Dieſe Herren, die in den Jahren waren, in welchen man nicht mehr daran zu denken pflegt, daß man auch jung geweſen iſt, ſprachen mit der größten Rechtskälte der Prinzeſſin das Leben ab.

Bertha warf ſich vergebens ihrem Bruder zu Füßen. Ihre Thränen konnten ſein Herz nicht rühren. Er berufte ſich auf den Ausſpruch der Geſetze und ſeiner Räthe und ließ die Unglückliche in's Gefängniß werfen.

Milon hatte kaum durch ſeine Freunde erfahren, was geſchehen war, als er auch mit Beihülfe derſelben auf Mittel und Wege ſann, ſeine Geliebte zu retten. Und das gelang.

Schon war das Blutgerüſt errichtet, auf welchem die Prinzeſſin den Kopf verlieren ſollte, und der Tag ihrer Hinrichtung brach an, als dem Kaiſer die Nachricht gebracht wurde, ſeine Schweſter ſey dem Gefängniſſe entflohen. Das brachte ihn in ſolche Wuth, daß er auf ihren und ihres Liebhabers Kopf einen Preis von 100,000 Goldkronen ſetzte.

Die Unglücklichen flüchteten in Wälder und Einöden, und bettelten in Pilgerkleidern ſich aus Frankreich nach Italien. Hier kamen ſie bis einige Stunden Wegs von Siena, wo in einer Felſenhöhle die zarte Prinzeſſin ihre Niederkunft erwartete.

Milon war nach einem benachbarten Dorfe geeilt, wo er nothdürftigen Unterhalt, Wäſche, Windeln, und dergleichen einkaufte, und fand, als er zurückkam, ſeine geliebte Bertha in großer Entkräftung, und ein neugebornes Knäblein vor ihr im Sande liegen. Er ſtand der Mutter bei, nahm das neugeborne Kind auf ſeine Arme, küßte es unter Vergießung eines Thränenſtroms, und gab ihm den Namen Rodante, von dem Spaniſchen Worte rodear, welches herumwälzen, herumkugeln heiſst, wie er das Knäblein gefunden hatte. Daraus wurde denn in der Folge Rolando und Orlando, welchen Namen der wackere Paladin erhielt, und führte.

Die Noth gebot dem Ritter auf Unterhalt für ſich, für ſein Weib und ſein Kind zu denken. Er muſste das Schwert mit der Hacke vertauſchen, wurde ein Landmann, und verdiente im Schweiſs ſeines Angeſichts ſein Brod. — So lebten die Unglücklichen vier Jahre beiſammen, als der edle Milon durch Unvorſichtigkeit ſeinen Tod in den Wellen eines Fluſſes fand.

Bertha unterlag beinahe den Schmerzen dieſes Unglücks. — Sie wurde genöthiget, nun ſelbſt für ihren und ihres Kindes Unterhalt zu ſorgen, und zog nach Siena wo ſie ſich von Händearbeit kärglich nährte.

Roland aber wuchs heran, miſchte ſich in die Spiele der Gaſſenbuben, und brachte es bald durch ſeinen Muth, ſeine Stärke und Herzhaftigkeit dahin, daß er der Anführer aller ihrer Unternehmungen wurde, welche nicht ſelten auf blutige Köpfe hinausliefen.

Bertha ſtellte gern Wallfahrten nach der Felſenhöhle an, wo ſie Mutter geworden war, und ließ dort ihren Empfindungen und Thränen freien Lauf. — Einſt war ſie auch dahin gegangen, ſaß einſam und allein in ſchmerzliche Empfindungen verloren, in der Höhle, als ſie plötzlich von einer ſchrecklichen Erſcheinung aus ihren traurigen Träumen geriſſen wurde.

Eine ungeheuere Schlange rauſchte mit beſchupptem Körper daher. In tauſend Farben erglänzte ihr Panzer; die Flügel ſtanden ausgeſpreitzet, hoch empor; die

Augen glühten gleich leuchtenden Karfunkeln, und ein ſchneidender pfeifender Ton verkündigte ihre ſchreckbare Gegenwart.

Bertha, die nicht entfliehen konnte, ſank ſprachlos zuſammen, ſich ihrer ſelbſt unbewußt. — Als ſie wieder zu ſich kam, erblickte ſie das Ungeheuer ganz ruhig neben ſich, und wer ſchildert ihr Erſtaunen, als ſie die Schlange ſprechen hörte? — Sie traute kaum ihren Ohren, aber ſie hörte nur allzuwohl. Die Schlange ſprach:

„Erſchrick nicht vor mir und meiner Geſtalt. In dieſem häßlichen Körper wohnt die Geſtalt eines Weibes, das ſich ohne Eitelkeit ſelbſt ſchön nennen kann. Ich bin eine Fee und vom grauſamen Schickſal verdammt, je ſechs Monate lang im Jahre, in dieſer Geſtalt die Erde zu durchkriechen, bis die Zeit meiner Verwandelung kömmt, und ich wieder menſchliche Geſtalt bekomme.

Dieſes Unglück habe ich dem erzürnten Zauberer Malagis, meinem Todfeinde, zu verdanken. — Ich bin gekommen, Dich Unglückliche zu tröſten. Du beweinſt Deinen geliebten Milon. Weine nicht länger; ſtille Deine Thränen; Du ſollſt ihn wieder ſehen. Er iſt nicht im Fluſſe ertrunken. Ich habe ihn gerettet, und ihn in meinen Zauberpallaſt geführt, wo er den frohen Tag erwartet, an welchem er Dich wieder an ſeine Bruſt drücken, und in ſeine Arme ſchlieſſen wird. — Bleibe ſtandhaft und, wie bisher, der Tugend treu, ſo wirſt Du glücklich ſeyn. — Behüte Dich Gott!"

Sprach's, ſpannte ihre Flügel aus, und flog leicht, wie ein Vogel, davon.

Bertha blieb getröſtet zurück, hoffte auf die Erfüllung dieſer frohen Prophezeihung, und kam eben wieder in die Stadt, als, ohne ihr Wiſſen, daſelbſt ihr Bruder, Kaiſer Karl, angekommen war.

Vor des Kaiſers Pallaſt verſammelten ſich täglich eine Menge Menſchen, denen Allmoſen ertheilt wurden. Unter dieſe miſchte ſich auch unſer Knabe Roland. Was er aber da bekam, ſchien ihm nicht genug zu ſeyn. Er ſchlich ſich daher eines Tages mit großer Kühnheit ſelbſt in den Saal, in welchem der Kaiſer ſpeiſte, nahm eine ſilberne mit Speiſen wohlgefüllte Schüſſel hinweg und trug ſie zu ſeiner Mutter. So ſehr der Kaiſer von dieſer Kühnheit des Knaben betroffen wurde, ſo ſehr erſchrack ſeine Mutter darüber, als ſie von ihm vernahm, was er gethan hatte. Sie ſtrafte ihn mit harten Worten, fürchtete großes Unglück, und ging aus der Stadt in ihre Höhle.

Aber Roland blieb nicht dort. Er eilte den andern Tag wieder in die Stadt, drängte ſich nochmals in den Kaiſerlichen Saal, und griff nach einem goldenen Becher. Der Kaiſer fuhr ihn hart an. Der Knabe aber griff unerſchrocken dem Kaiſer in den Bart, ſagte mit trotziger Stimme:

> „Eines Königs Stimme iſt noch nicht genug mich zu ſchrecken!“

nahm den Becher, und ging damit davon.

Der Kaiſer, jetzt noch mehr als zuvor frappirt, ſchickte dem Knaben einige ſeiner Hofleute nach, die ihm folgten, und mit ihm zu der Höhle kamen, wo ſeine Mutter in großen Aengſten war.

Roland griff ſogleich nach einem Knittel, willens ſich der Gewalt entgegen zu ſetzen. Bertha aber erkannte unter den Abgeordneten die Vettern ihres geliebten Milon, und entdeckte ſich ihnen.

Dieſe eilten in die Stadt zurück, erzählten dem Kaiſer, was ſie geſehen und gehört hatten, und ließen nicht eher nach zu bitten, bis ſie des Kaiſers Wort hatten: er wolle ſeiner Schweſter vergeben.

Nun wurde Bertha im Triumph in die Stadt geführt. Sie warf ſich ihrem Bruder zu Füßen, und ward von demſelben beſſer empfangen, als ſie geglaubt hatte. Zu Roland aber ſagte der Kaiſer:

„Neffe! ich hoffe, Du ſollſt ein kühner Rittersmann werden.“

„Gewiß, Kaiſer Oheim!“ antwortete der Knabe ganz muthig. — „Ich werde mein Schwert ſchon für Euch zu führen wiſſen.“

Der Kaiſer freute ſich der Antwort des Knaben, und ſagte zu den Umſtehenden:

„Der verſpricht gewiß, was er halten wird.“

Als nun alles in Richtigkeit gebracht worden war, machte man ſich auf den Weg. — Hier überfiel eines Tages ganz unerwartet die Nacht den Zug, und brachte ihn in einen Wald, den vorher gewiß kein Menſch an dieſem Platze geſehen hatte. — Jedermann ſchrie, das gehe mit Zauberei zu, und verwünſchte die Herberge, die unter freiem Himmel ſeiner harrte.

Auf einmal kamen ſie vor einen großen, ſchön erleuchteten Pallaſt, aus welchem eine Menge Diener mit Windlichtern, ihnen entgegen traten, und eine Nachtherberge offerirten. Die Frau des Schloſſes erſchien ſelbſt, und bat den Kaiſer, der dieſe Einladung nicht ausſchlug, und in der That auch wohl daran that, denn ſo, wie er in dem Schloſſe bewirthet wurde, hätte ihn kein König in der Welt bewirthen können.

Die Leſer werden es gewiß ſchon errathen haben, wo der Kaiſer war?

Er war bei der Fee, die der traurigen Bertha als Drache erſchienen war. Dieſes war ihr Schloß, in welchem ſich Milon befand, der ſeine Geliebte wieder umarmte, der ſeinen Sohn an ſein Herz drückte, und den der Kaiſer auch jetzt ſehr willig wieder zu Gnaden annahm.

II.

Legenden.

Sankt Brandans Wunderfahrten.

Die Legende des Heil. Brandan, die man auch recht gut einen heiligen Roman der Vorzeit nennen könnte, welche hier mitgetheilt wird, iſt eine der berühmteſten, unterhaltendſten, ja ich möchte ſagen, der luſtigſten, welche die Legenden-Zeiten uns liefern. Das Original, welches davon vor mir liegt, führt den Titel:

Sant Brandons Buch vnnd Leben, was Wunders er auff dem Meere erfaren hat. Gedruckt in der loeblichen Stat Erfurt, von Mathes Maler. 1511. in 4. Geziert mit ſchönen Holzſchnitten.

Es war dieſer S. Brandan, (auch Brendanus genannt,) im VI. Jahrhundert Abt zu Cluainfert (oder Clonefort,) in Irrland. Er ſtiftete in dieſem Lande viele Klöſter, in welchen über

3000 Mönche lebten, die unter ihm ſtanden und denen er Regeln vorſchrieb, die er, wie er vorgab, aus dem Munde eines Engels erhielt. Er erbauete Cluainfert, wo er auch begraben wurde, als er im Jahr 587. zu Enachduin ſtarb. Sein Feſt fällt in der Katholiſchen Kirche, auf den 16 Mai. Sein Leben findet man in Bollandii Actis sanctorum M. Maio. T. III. Fol. 599—603.

Die Wunderdinge, welche er erfuhr, ſah, und hörte, waren ſo groß, ſo ſeltſam, daß ſelbſt, die doch an dergleichen Dinge gewöhnte glaubige, Katholiſche Welt wenigſtens einigen Zweifel in die Wahrheits-Angabe derſelben ſetzen mußte, wie ſelbſt die Acta Sanctorum a. O. F. 602 ſagen:

> „In Vita S. Brandani multa tradi vanna fictaque vel apocrypha deliriamenta, praesertim de septennali eius nauigatione ad Insulas prius incognitas; ꝛc.“

So gut es ſich thun laſſen wollte, hat man geſucht, den einfachen Erzählungs-Ton des alten Deutſchen Originals, der Abentheuer dieſes Wundermannes, beyzubehalten.

Es lebte Vorzeiten im Lande Hibernia ein heiliger Abt, genannt Brandan, nachher der Heilige. Dieſer ſtudierte fein fleißig, und kam einſt über ein Buch, darinne fand er namhaft gemacht und erzählt gar große Wunder des Schöpfers im Himmel, und auf der Erde, wie, daß drei Himmel wären, zwei Paradieſe, neun Fegefeuer, und viel wildes Land. Auch fand er geſchrieben von vielen Wunderdingen des Meeres, und beſonders daß Fiſche darinne wären, ſo groß, daß große Wälder auf ihren Rücken wüchſen. Auch fand er ferner in dem Buche geſchrieben, wie daß Judas Iſcharioth, der unſern Herrn um 30 Silberlinge verrieth, alle Sonnabend

Nacht etwas Linderung hätte in ſeiner Feuerpein, aus Erbarmung unſers Herrn und Schöpfers.

Das alles, was er da las, wollte der Abt nicht glauben, und warf das Buch in's Feuer.

Als es nun in lichten Flammen aufging, ſiehe da! fuhr ein Engel hernieder, *) und ſprach:

„Brandan! warum haſt Du die Wahrheit verbrannt? Ich befehle Dir alſo Dich zu bereiten, alle die Wunder ſelbſt zu ſehen, die Du bezweifelſt. Und Du ſollſt fahren neun Jahre auf dem Meer, bis Du erkennſt die Wahrheiten des verbrannten Buchs.“

---

*) Dies war der Engel, von welchem der Abt mit den Mönchen, als ſeinem Orakel ſprach.

Darob erſchrack der Abt gar ſehr, und verſprach zu gehorſamen. Der Engel aber fuhr wieder auf gen Himmel.

Darauf ließ der Abt ſich zubereiten ein großes Schiff, nach Noahs Arche, verſah ſich wohl mit Speiſe und Trank, und Kleidern, errichtete eine kleine Kapelle auf dem Schiffe, weihte ſie, nahm viel Heiligthum mit ſich, und ſuchte zwölf der frömmſten Mönche ſeines Kloſters aus, die er nebſt ihrem Geſinde, zu ſeinen Begleitern erwählte. So trat er die Meerfahrt an, und ſah die großen Wunderdinge, von denen wir hören werden, auf ſeiner Reiſe.

Nach einer Fahrt von viertehalb Monaten ſonder Abentheuer, kamen die Schiffenden gegen einen Berg, der ſich mitten aus dem Meere erhob. Auf demſelben ſaß ein ungeheuerer Drache, der wälzte ſich hernieder gegen das Schiff und ſperrte weit auf ſeinen fürchterlichen Rachen, ſie alle zu verſchlingen.

Da erbebte ihr Herz. Sie rufften an den Herrn, ihren Gott, der erhörte ihr Gebet, und ſendete ihnen Hülfe.

Die Wolken theilten ſich und ließen hervorgehen ein ſchönes *) Thier, das war geſtaltet wie ein Hirſch und brannte wie Feuer. Dieſes Feuer Thier packte den Drachen, und führte ihn mit ſich davon. Der Drache ſchrie grauſam, und verſchwand mit dem Hirſche.

So rettete der Herr ſie aus der erſten Noth, in die ſie geriethen.

Darauf landeten ſie bei einem ſchönen, grünen, luſtigen Walde, ſtiegen aus, und

---

*) „Ein unvergleichlich Thier“ heißt's in unſerm bezeichneten alten deutſchen Original.

wollten Feuer machen. Da ging einer zu einem dürren Baum ihn umzuhauen. Und als der Baum lag, drang durch das Loch das Waſſer behende in den Wald, drohte ihn zu überſchwemmen und nöthigte die Reiſenden in ihr Schiff zu fliehen. Kaum waren ſie entronnen, ſo ſahen ſie den Wald verſinken vor ihren Augen.

Da ſprach S. Brandan:

„Das war einer von den Fiſchen, von denen ich in dem Buche las, das ich verbrannte. Auf ihren Rücken wachſen Felder, und ich ſehe nun die Wahrheit von dem, was ich geleſen habe, und nicht glauben wollte, mit eigenen Augen.“

Und es erhob ſich ein ſtarker Sturm. Das Meer brauſte hoch auf, und ein Meerwunder entſtieg dem Grunde des ergrimmten Meeres. Vorn war es gebildet als ein Weib, und hintenaus endigte ſich der Leib in einen großen Fiſch. — Dieſe Sirene nahte ſich dem Schiffe, und ſuchte es umzuſtürzen in die Fluthen. Aber auf das brünſtige Gebet S. Brandan's und ſeiner Gefährten öffnete ſich des Meeres Schlund, und verſchlang das erzürnte Meerwunder.

Da ſie nun kamen an eine andere Stelle, ſahen ſie einen großen See, den umliefen viele Geiſter in menſchlicher Geſtalt, mit großer Aengſtlichkeit. *)

Und S. Brandan fragte ſie: Was ſie da thäten?

Sie

---

*) Bei dieſer, und mancher andern Stelle, wird man ſich an ähnliche Schilderungen in Dante's Purgatorio, u. d. Inferno erinnern. Solche Quellen konnten dem Sänger wohl handſchriftlich bekannt ſeyn.

Sie aber antworteten jammernd.

„O wehe, lieber Brandan! wir ſind in groſſem Jammer, leiden, und müſſen büſſen bis an den jüngſten Tag, müſſen erdulden Froſt und Hunger, Durſt und Hitze, weil wir im Leben ſo wenig Erbarmen hatten mit der Armuth. So nahe uns auch der See iſt, ſo vermögen wir doch nicht, zu löſchen unſern brennenden Durſt, nicht kühlen können wir unſere Glut in dieſem Waſſer. O wehe! wehe! bitte für uns, lieber Brandan!“

Und Brandan bat den Herrn ſeinen Gott. Dieſer erhörte ſeine Bitte und erlaubte jeder geplagten Seele einen Trunk zu thun aus dem kühlenden See. Da dankten ihm die armen Seelen gar beweglich, und ſchrieen ihm nach, als er davon fuhr, ſo jammernd und klagend, daß ihm die Augen übergingen.

Darauf kamen ſie weiter in das Kleber Meer, da kam das Schifflein in große Noth, kleben zu bleiben in den klebrichten Fluten. Aber ſie ſetzen alle ihre Kräfte auf, und kamen gar langſam weiter.

Und eine Stimme kam vom Himmel, die ſprach:

„Brandan! halte Dich rechts. Denn ſo Du links kämſt, würdeſt Du gerathen an einen großen Stein, der heißt Magnet, und ziehet alles an ſich, was von Eiſen iſt.“ *)

Sie hielten ſich alſo links, und kamen an eine Felſen-Inſel, auf welcher ein hohes Münſter **) prangte, in großer Pracht und Herrlichkeit. Hier ließ S. Brandan das Schifflein anlegen, ſtieg aus, und ging in das ſchöne Münſter. In demſelben waren allezeit, Tag und Nacht, ſieben heilige Brüder, die dankten Gott ſtets und gar ſehr. Da nun der Schiffende ſah, in welchem heiligen Leben dieſe lebten, blieb er bei ihnen vom Morgen bis Mittag. Da ſandte Gott vom Himmel herab einen gebratenen Raben, vier Semmeln und einen gebratenen Fiſch, was er dieſen heiligen Männern täglich ſchickte. Und ſie baten den Fremdling, mit ihnen zu ſpeiſen. Er aber wollte nicht, und ſagte: „Da ſey Gott für, daß ich nähm von einer Speiſe, die nicht mir geſendet wurde.“ — Und ſiehe da! da ſendete ihm der Herr auch Speiſe aus dem Paradies, und er aß und trank, empfahl ſich dann den frommen Brüdern in ihr Gebet, und ging wieder zu Schiffe.

---

*) Man ſieht, wie alt die Fabel von dem Magnetberge iſt.

**) Ein Dom.

Ein ſanfter Weſtwind trieb zu das Schifflein auf einen großen Stein, der hin und her ſchwamm in dem Meere. Und auf dem Steine ſaß ein Menſch, der war rauch, wie ein Bär. Dieſen redete S. Brandan an, und fragte ihn, wer er ſey. Er aber antwortete:

„Ich habe gehört zu den heiligen Brüdern, bei denen Du geweſen biſt, habe geſeſſen auf dieſem Steine 109 Jahre, und habe geſehen bis jetzt keinen Menſchen. Das Haar iſt mir gewachſen, und ich eſſe nicht, und trinke nicht.“

„Und warum biſt Du nicht geblieben bei Deinen heiligen Brüdern?“

„Ihre Buße iſt mir viel zu klein. Ich will hier leben und ſterben. Tröſte Dich Gott! Ich rede weiter kein Wort mit Dir.“

Nun fuhren ſie weiter fort, und kamen zu einer Inſel, auf der es ſo finſter war, daß man weder Himmel noch Erde ſehen konnte. Es war aber der Boden dort eitel Gold und Edelſtein, Karſunkel, Smaragd, und Adamant. Hier lagen die Schiffenden in großer Angſt zwanzig Tage lang, ohne Feuer und ohne Licht. Und ſie tappten heraus aus dem Schiffe, und kamen in einen Saal, der ruhte auf Säulen von Karſunkelſtein und hatte goldene Wände, und drinne war es hell und ſchön. Vor dem Saale aber entſprang ein Brunnen, der ſtrömte weiter in vier Bächen. In dem einen Bache floß Wein, im zweiten Milch, im dritten Oel, im vierten Honig. Da freuten ſich die Schiffenden, und labten und erquickten ſich.

Es geſchah aber, daß ein Mönch aus S. Brandans Gefolge in dem ſchönen Saale einen gar köſtlichen Pferdezaum ſtahl, aus lauter Wonne und Freude an den ſchönen Sachen, die er ſah, ohne zu wiſſen, was er that. Was ihm ſehr übel bekam, wie ihr hören werdet.

Darauf gingen ſie weiter, und kamen zu einer ſchönen Burg, die war viel köſtlicher als der Saal, den ſie ſo eben verlaſſen hatten, denn ſie glänzte ſo herrlich und ſchön, daß ihr Glanz Licht gab dem ganzen Lande im großen Umfange. Dorthin kam nie weder Regen, noch Schnee, noch Ungewitter, und es war ſtets wonniglich und ſchön dort um und an.

Sie gingen fröhlich auf die herrliche Burg zu, und kamen zu dem erſten Thor, vor welchem ſaß ein graugekleideter alter Mann mit grauem Bart und Haar; der hieß Henoch. Vor dem andern Thor aber ſaß ein alter, grauer Mann, der hieß Elias. Und vor dem dritten Thor ſtand ein schöner Jüngling, roth gekleidet, ein Flammen-Schwert in der Rechten. Dieſer ſprang herzu, zog einen Mönch aus der Geſellſchaft hinein in die Burg, gar ſchnell und behende, und ſchloß das Thor hinter ſich. Da erſchraken alle gar ſehr, umgingen die hochummauerte Burg ängſtlich, und merkten wohl, daß es ein Paradies war, wohin ihr Gefährte entrückt wurde.

Sie gingen nun zurück, und ſammelten ein Gold und Silber, und Edelſteine, zu bauen davon ſchöne Münſter und Kirchen.

Und als ſie nun in ihr Schiff Koſtbarkeiten genug gebracht hatten, gingen ſie wieder in die See. Da wurden ſie überfallen von einem ſchrecklichen Ungewitter, daß ſie meinten zu verſinken in den Abgrund des tobenden Meers. Und in dem fürchterlichen Sturm ließ ſich hören die brüllende Stimme des Teufels, die ſchrie: „Gieb her den Leib!" Es packte der Fürchterliche den Mönch, der den Zaum geſtohlen hatte, und führte ihn fort aus dem Schiffe, hinweg über Stock und Stein mit fürchterlichem Raſen und Toben. S. Brandan aber erhob ſeine Stimme und klagte Gott ſeine Noth. Da trat hervor in der Luft ein ſtrahlender Stern; aus demſelben kam eine Stimme, die ſprach:

„Der Teufel hat gethan, was er ſollte. Der Bruder hat geſtohlen einen Zaum, und iſt nun geführt worden in die Hölle."

Aber es ließ Brandan nicht nach zu bitten und zu flehen, bis endlich der Herr dem Teufel befahl den Mönch wieder zurück zu geben. Dieſer, unwillig darüber, führte den armen Mönch durch alle Dornenhecken, die er auf dem Wege antreffen konnte, über Klippen und Steine, und warf ihn zerkratzt und zerriſſen in's Schiff, beſudelt mit Pech überall, daß ihn die Brüder gar nicht mehr erkennen konnten.

Als ſie nun weiter fuhren, kamen ſie in große Noth und Gefahr. Aus dem Meere erhob ſich ein gar ſonderbares Weſen, halb Weib halb Fiſch, eine Sirene genannt. Die ſang gar ſanft und ſchön, ſo ſüß, daß keiner ſich des Schlafes erwehren konnte. Und da ſie entſchlafen waren, trieb das Schiff gegen einen Feuerberg, aus welchem ein fürchterlicher ſchwarzer Mann kam, der ſchrie ſo ſchrecklich, daß alle davon erwachten:

„Herbei! Herbei! Ich will euch zeigen, wohin ihr fahren ſollt.“

Als ſie nun das Schiff wendeten gegen ihn, rief er aus mit ſchrecklicher Stimme:

„Wartet nur! Ich will euch ſchon kriegen, ihr verfluchten Mönche! Alle müßt ihr ſterben, und ich werfe euch in meinen Flammenberg. Da ſollt ihr mir bezahlen alle die Seelen, die wir verloren haben durch euer Gebet. Wir kennen euch! Dorthinten ſitzt der Zaum-Dieb, den ihr auch wieder los gebettelt habt. Nun iſt's Zeit! Ihr müßt alle dran!"

Das geſagt, warf er einen Feuerbrand in das Schifflein, und krallte mit fürchterlichen Klauen nach dem Mönche, der den Zaum geſtohlen hatte, konnte ihn aber doch nicht aus dem Schiffe ziehen. — Es kamen auch herbei endlich mehrere Teufel, die ſchoſſen alle glühende Pfeile nach dem Schiffe, flogen umher in der Luft, und ſtahlen S. Brandan den Huth. Dieſer aber fing an zu beten und zu ſingen: Deus miſeratur noſtri, und die Teufel mußten weichen, und ihm ſeinen Muth wieder geben.

Da ſie nun endlich weiter fuhren, ſahen ſie ſchweben auf dem Waſſer einen heiligen Mann, der betete, und das Waſſer ſtand ſtill. S. Brandan unterredete ſich mit ihm, und hörte jenen ſagen:

„Zehn Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich hier ſchwebe auf dem Waſſer, und ich werde erhalten, geſpeiſet und getränkt von dem Allmächtigen, der alles erhält und erſchaffen hat. Vernimm von mir, daß Dein Geſell, der Dir entrückt wurde, geführt worden iſt, an meinen Platz in's Paradies. — Das ſage ich Dir. Behüte Dich Gott! Reiſe weiter, und Du wirſt große Wunder ſehen.“

Nach einem fürchterlichen Sturme, in welchem ſie in kurzer Zeit vierhundert Meilen weit auf dem Meere hingeſchleudert wurden, kamen ſie an einen weißen Stein, auf welchem ein Menſch ſaß, halb gefroren am Leibe von großer Kälte, daß ſein Fleiſch von den Gebeinen ſich ſchälte, halb aber gebrannt und gebraten von fürchterlichen Flammen, die ihn umtobten. Von oben herab kam ein Hagel und ſchlug ihn den Leib wund. Das geſchah jederzeit Sonnabends die Nacht, bis auf den Sonntag um die Non-Zeit, dann kamen die Teufel und führten ihn zurück in die Hölle. Dieſer Unglückliche war Judas Iſcharioth, der ſeine Noth und Pein mit kläglichen Worten erzählte, und viel ſprach von der fürchterlichen Höllengluth. S. Brandan betete zu Gott, und erhielt die Gnade, daß die Teufel abziehen, und den Unglücklichen ſitzen laſſen mußten bis zum Montag. Dann holten ſie ihn mit großem Ungeſtüm.

Das Schifflein aber ſchwebte vorbei vor den drei Fegefeuern, in welchen die armen Seelen gar erbärmlich winſelten und klagten, daß allen Schiffenden die Herzen erbebten und zitterten.

Da ſie nun acht Jahre lang gefahren waren, kamen ſie in ein Land, in welchem ſie die größten Wunder ſahen, die je auf dem Erdreich mögen geſehen werden. Das Land war fruchtbar und herrlich und hatte Ueberfluß an Korn und Wein, an Wildpret und ſchönen Früchten. Bona terra wurde es genannt, und liegt fern vor der Welt. Da ſtiegen alle aus, und labten und erquickten ſich. Eine ſchöne Brücke ſchwebte in den Lüften und führte zu einer herrlichen Burg. Unten lagen Drachen und Schlangen, die ſich aber nicht bewegen durften, weil S. Brandan ſie beſchwor. Die Mauern des Schloſſes waren von Kriſtall, und in dieſelben waren gegraben allerlei Thiere in lebendiger Größe, Panther, Löwen und Elephanten, Affen, Bäre, und wilde Schweine, ſo künſtlich, als wären ſie im Leben. Auch allerlei Geflügel prangte an den Wänden, Adler, Sperber, Habichte, Falken und Tauben, und Fiſche von jeder Art, wie das Meer ſie trägt in ſeinem weiten Schoos. Desgleichen waren in die Mauern gegraben, Menſchen, Ritter und Knechte, Kriegsleute unter Gezelten, Könige auf Thronen, und ſchöne Frauen tanzend und ſingend, wie im Leben. Und es hatten die Mauern ſchöne, hellerglänzende Zinnen, wie auch ſiebenhundert herrliche Thüren. In dem Schloſſe waren ſchöne

Säle mit Gold und Silber geziert. In dieſen ſtanden weiche Betten köſtlich geziert, mit goldenen Decken belegt, auf blauen, mit glänzendem Stahl ausgelegtem Boden. Hinter dem herrlichen Schloſſe lag ein ewig grüner Garten mit Blumen gar zierlich und freundlich geſchmückt, in deſſen Mitte ſich ein großer Zederbaum gar ſtolz erhob, behangen mit allerlei goldenen Trinkgeſchirren, und drunter ſtand ein goldener Tiſch, beſetzt mit allerlei koſtbaren Speiſen. Auf den Zweigen des Baumes ſangen Vögel gar lieblich und fein, und ſeine Wurzeln beſpühlten reine, helle Quellen. Das alles beſahen die Schiffenden mit Freude und Wohlgefallen, und gingen entzückt zu ihrem Schifflein zurück.

Dort aber kam ihnen entgegen ein wunderbares Heer, ein Volk von ſonderbarer Geſtalt, mit Schweinsköpfen, Menſchen-Armen, Klauen und Kranichs-Hälſen. Sie führten Pfeile und Bogen. Das waren Geſchöpfe aus Lucifers Geſchlecht, als er verſtoßen wurde. Sie baten S. Brandan, in ihrem Lande zu bleiben, er aber fuhr von dannen, und mochte weiter keine Gemeinſchaft mit ihnen haben.

Wie ſie aber weiter fuhren auf dem Meere, kam ihnen ein großer Fiſch entgegen und ſperrte auf ſeinen Rachen, ſie und ihr Schifflein zu verſchlingen, da kamen ſie in große Gefahr, und fuhren wohl vier Wochen lang, ehe ſie an des Fiſches Schwanz kamen, ſo groß und lang war der fürchterliche Fiſch.

Kaum waren ſie dieſem Unthier entgangen, da hörten ſie unter dem Waſſer viel Lärmen, hörten Glocken und Menſchen-Stimmen, Thiere und Vögel. Ein abſcheulicher

licher Zwerg kam auf einem Schiffchen ihnen entgegen, und von dieſem erfuhren ſie:

„Ihr ſeyd am Ende der Welt, und das Getön, welches ihr hört, kömmt aus einer andern Welt, unter der Erde hervor.“

Er fuhr ihnen vor, und brachte ſie wieder in's Meer zur Fahrt in ihr Land, welches ſie endlich mit Mühe und Noth erreichten. S. Brandan aber hatte in ein Buch geſchrieben, was er geſehen und erfahren hatte, und legte es auf den Altar in die Kirche ſeines Kloſters. Da er nun die Meſſe ſang mit großer Andacht, kam eine Stimme vom Himmel:

„Brandan! wenn Du nun willſt, ſo komm zu mir.“

Und da die Meſſe aus war, verſchied er, der fromme Mann, und ſeine Seele fuhr in's Paradies.

Der betrogene Teufel.

Zärtlich geminnt und lange geworben, hatte **Florando** um die Hand der ſchönen **Dorabella**, und endlich dieſelbe mit einem Herz voll Liebe und Edelmuth erhalten. Aber im Beſitz dieſes Schatzes, verkannte er ſeinen Werth und wußte ihn weder zu ſchätzen noch zu benutzen. Der Hang zum Spiel war es, der ihn aus dem Kreiſe ſeines häuslichen Glücks in die Zirkel der bunten Karten riß, wo geidſüchtige Betrüger ihn plünderten und betrogen. Vergebens bat ſeine weinende Gattin ihn, ſich jener Geſellſchaften von verwahrloſten

Menſchen zu entſchlagen, die ihm keinen Erſatz für verlorene Stunden reiner Zärtlichkeiten geben konnten. Er wollte und konnte ſich nicht losreißen, und taumelte ſeinem Untergange verzweiflungsvoll entgegen.

Verſpielt war endlich alles, was er hatte, was er auftreiben konnte. Er gerieth in Schulden, und wußte ſich nicht zu helfen. In der Welt ſah er keine Hülfe mehr für ſich, und nahm ſeine Zuflucht zu überirdiſchen Mächten.

Klagend und weinend lag die ſanfte Dorabella vor dem Bilde der Hochgebenedeiten, und Troſt gab ihr die ſchöne Himmels-Königin, mit ſüßer Stimme:

„Sey ruhig, meine Tochter! Ich verlaſſe Dich nicht.“

Florando aber hatte gefunden, was er ſuchte. Auf ſein Rufen erſchien ihm der hölliſche Feind, in der Geſtalt eines Reutersmannes. Ein langer rother Mandel verdeckte ſeinen Pferdefuß. — Florando erblickte ihn, ſchauderte zurück, faßte ſich aber bald wieder, und ſprach den Hölliſchen um Geld an. Dieſer erwiederte:

„Geld ſollſt Du haben; aber was giebſt Du mir dafür? — Ein Pfand muß ich haben, denn umſonſt, und ohne Sicherheit, leihe ich kein Geld aus.“

„Es iſt Dir ja doch nur um eine Seele zu thun!“ — rief Florando wild aus.

Jener lächelte ſataniſch:

„Nun ja doch!“

„Du ſollſt ſie haben.“

„Die Deinige? — Ich mag ſie nicht. Du haſt ſie bei'm Spiele ſchon oft genug weggeworfen. Daran iſt nichts Gutes mehr zu erhaſchen. — Doch etwas haſt Du, das ich wohl haben möchte.“

„Doch? — Was iſt es, das Du haben möchteſt?“

„Dein Weib.“

„Mein Weib?“

„Willſt Du Deine Frau mir geben, ſo bekömmſt Du Geld, zwei Säcke voll, von mir.“

„Mein Weib?“

„Was iſt dabei zu überlegen? Wie mancher Mann wär' froh ſeine Frau um die Hälfte deſſen los zu werden, was ich Dir biete. Ja, viele Männer gäben ihre Weiber gern umſonſt hin, wenn man ſie ihnen nur abnehmen möchte.“

Sie ſprachen hin und her, und endlich ließ der Elende es ſich gefallen, um Geld zum Spiele zu erhalten, dem Teufel ſeine Gattin zu verſchreiben. Der Kontrakt wurde unterzeichnet, und Florando bekam die Geldſäcke, mit denen er in ſeine Spielgeſellſchaft eilte, und ſeine gute Frau ihrem Schickſale überließ.

Da erbarmte ſich die holde Jungfrau aller Gnaden des armen, unglücklichen Weibes, ſchloß ihre Augen mit einem ſanften Schlafe, zog ihre Kleider an, ſetzte ſich zu einer weiblichen Arbeit, und erwartete den ſchrecklichen Beſuch, der der armen Frau zugedacht war, die ihr Mann verrathen und verkauft hatte.

Der hölliſche Feind ſtellte ſich ein, den Kontrakt in der Hand, und nahte ſich mit demſelben der Beute, die er ſchon gemacht zu haben glaubte. Er ſprach viel und wurde ruhig angehört. Er bat um gefällige Antwort, und bekam keine. Nun wurde er zudringlich, und ſprach von erworbenen Rechten, die er geltend machen wollte. Die ſchöne Frau lächelte ſchweigend. Er wurde verwegen, kam näher, und — taumelte ſchnell, wie vom Blitz getroffen, zurück, als er zu ſeinem Erſtaunen den Nimbus gewahr wurde, der vom Haupte der ſchönen Frau, der er ſich ſo kühn nahte, ihm entgegen ſtrahlte. Sie fragte:

„Wer biſt Du?“

Er zog ſich verſtummt zurück. Sie aber ſprang auf, und forderte ihm das Papier ab, welches er in der zitternden Rechten hielt. Er wollte es verbergen, ſie aber forderte es nochmals drohend ihm ab. Er wollte reden, und vermochte es nicht. Gebietend rief ihm die Göttliche zu:

„Gieb das Papier zurück!“

Verlegen und zitternd rief er aus:

„Dieſes Papier koſtet Geld!“

Sie aber entriß es ſeinen Klauen, und warf es zerriſſen ihm vor die Füße, indem ſie ausrief:

„Verdammter! hebe Dich fort von hier!“

Auf einmal legte ſie die angenommene Geſtalt ab, und ſtand vor ihm in all ihrer Glorie und Herrlichkeit. Dieſe vermochte der Unhold nicht zu ertragen, und taumelte zu Boden. Schnell aber raffte er ſich wieder auf, und brüllte:

„Verwünſcht ſey das Geldgeben! — Ich bin betrogen!“

„Du biſt geſtraft, und Dein Vorhaben iſt vereitelt, Verruchter!“ — rief die Holdſelige aus.

Es ertönte eine herrliche Muſik, und tauſend Engelsſtimmen ſagen:

„So rettet Maria ihre Kinder!“

Der Böſe verſchwand, und ließ hinter ſich, wie gewöhnlich, einen abſcheulichen Geruch. Die Engelsſtimmen aber wiederholten ſingend:

„So rettet Maria ihre Kinder!“

III.

Erzählungen

von

Elementar-Geiſtern.

Die Elementar-Geiſter.

Ehe wir zu den verſchiedenen kleinen Erzählungen kommen können, in denen die Elementar-Geiſter (oder, wie einige Schriftſteller ſie nennen, Geiſt-Menſchen,) die Hauptrollen ſpielen, (die unſere Leſer gewiß wohl unterhalten werden, in ſofern ſie nemlich in dieſem Punkt unterhaltbar ſind,) müſſen wir erſt eine kleine Einleitung über die Weſen, mit denen wir es jetzt zu thun haben werden, vorausſchicken; eine Quinteſſenz aller Nachrichten, die mehrere Schriftſteller *) über dieſelben

---

*) Ein Verzeichniß derſelben, künftig.

bekannt gemacht haben, ſo wie ſie uns ein Skribent gegeben hat, der bei und unter ihnen ganz zu Hauſe iſt, Hildebrand, in ſeiner [illegible]. Es verſteht ſich, daß es zuweilen dabei ganz außer uns iſt, (wie es auch bleiben mag, ohne daß wir dabei etwas verlieren können,) in den Kreis einzudringen, den er mit Worten und Erklärungen um ſich und ſeine Welt herumgezogen hat. Genug, daß wir etwas davon wiſſen wollen, und daß es im Grunde auch kein Unglück iſt, wenn er nicht ganz von uns verſtanden würde. Hinzu gerechnet, daß von Dingen die Rede iſt, von denen ſich ohnehin wohl nicht leicht alles faſſen und erklären laſſen möchte, und wenn man auch den beſten Willen haben könnte es faſſen, ja ſelbſt es erklären zu wollen.

„Sehet da die Gnomen in den Bergen; es iſt die Erde ihre Luft. Die Erde iſt ein Chaos, und ihre innern Bewohner gehen durch Mauern, Felſen und Steine, wie Geiſter. Das iſt nichts, eben nur ſo viel, als uns Luft hindern kann zu gehen. Was uns hält, (Mauer, Fels, Stein ꝛc. ꝛc.) iſt ihnen ein Chaos, wodurch ſie gehen; es iſt ihnen Luft, in der ſie gehen, wie der Menſch in der Luft, die zwiſchen Himmel und Erde liegt. Was der Chaos zu grob iſt, das iſt die Kreatur deſto ſubtiler; was das Chaos zu ſubtil iſt, das iſt die Kreatur deſto gröber. Die Berggeiſter, Bergmenſchen, Gnomen, haben einen groben Chaos, daher müſſen ſie ſubtiler ſeyn; der Menſch hat einen ſubtilen Chaos, daher muß er gröber als derſelbe ſeyn. Nach dieſer Art theilet ſich der Chaos, und ſeine Einwohner in der Natur und Eigenſchaft an dem Orte zu wandeln. Was ihre Speiſe betrifft, ſo iſt zu wiſſen, daß jeder Chaos ſeine beiden Sphären hat, den Himmel und den Boden. Wie wir Menſchen auf Erden wandeln, giebt uns die Erde und der Himmel unſere Speiſe. Die im Waſſer wohnen, haben die Erde am Boden, und das Waſſer als Chaos, und den Himmel bis auf das Waſſer. So, ſind ſie in der Mitte des Himmels und der Erde, und es iſt das Waſſer ihr Chaos. Sie wohnen, nachdem ihr Ort iſt. Die Gnomen haben zum Boden das Waſſer, ihr Chaos iſt Erde, und der Himmel ihre Sphäre. Das iſt, die Erde ſteht im Waſſer. Von ihrem Boden, dem Waſſer, wächſt ihnen ihre Nahrung. Die Silfen ſind wie die Menſchen der Wildniß, der Kräuter im Walde, die Salamander, der ihr Boden iſt Erde, und ihr Hirn iſt die

Luft, und das Feuer ihr Chaos. Alſo wächſt ihnen ihre Nahrung von der Erde, und vom Feuer, und die Konſtellation aus der Luft iſt ihr Himmel. Uns tränket das Waſſer, aber nicht die Gnomen, nicht die Nymphen, nicht die andern beiden. Ihnen iſt ein anderes Waſſer geſchaffen, das wir nicht ſehen noch ergründen mögen. Sie trinken zwar, aber das, was in ihrer Welt ein Getränk iſt; ſie eſſen, was ihnen ihre Welt zum Eſſen giebt, nach ihrer eigenen Natur. Sie ſind bekleidet, aber nach ihrer angeborenen Natur und Ordnung. Ihre Arbeit iſt, wie die Arbeit der Menſchen, in der Art ihrer Welt und Erde, in der ſie wohnen. Gott kleidet nicht allein die Menſchen, ſondern auch die Gnomen, Nymphen, Salamander und Sylveſtern. Sie ſind alle unter des Hochſten Schutz und Schirm. — In der Perſon ſind ſie unterſchieden. Die Waſſerleute haben Männer und Weiber. In der Form ſind ſie verſchieden. Die Sylveſtern ſind rauher, gröber, länger und ſtärker als dieſe. Die Bergleute ſind klein, zwei, drei Spannen hoch. Die Salamander ſind lang, ſchmal, und dürr. Kommen ſie zu uns, ſo geſchieht es mit des Höchſten Willen; ſo, wie auf ſeinen Befehl, etwa ein Engel zu uns kömmt, oder von uns geht. Mehrentheils kommen Waſſerleute zu uns. Wird eine Waſſerfrau an einen Menſchen verheurathet, gebiert ſie ihm menſchliche Kinder. Dieſe werden was der Vater iſt; ſie haben die Seele und das Ewige. Sie ſelbſt, die mit den Menſchen ſich vereinigen, werden verbündet, ſo, daß ihnen dieß Bündniß die Seele giebt. Eben ſo, wie wir haben ein Bündniß mit dem Höchſten, der Seele wegen. Wär' dieſes Bündniß

niß nicht, was nützte uns die Seele? — So viel vermag das Bündniß zweier Dinge gegen einander. — Wie ein Heide um die Taufe bittet, daß er ſeine Seele erlange und lebendig werde, alſo ſtellen dieſe Weſen nach ſolcher Liebe der Menſchen, um zu dieſem Bündniß zu gelangen. Denn aller Verſtand und alle Weisheit iſt bei ihnen außerhalb der Seelen Eigenſchaft, und die Seele nicht. Alſo empfangen ſie die Seele, und ihre Kinder auch, in Kraft der Adamiſchen Freiheit und Macht, ſo ſie gegen Gott hat und trägt. — Dieſe Weſen nun ſind nicht alle uns zu verheurathen. Die Waſſerleute am erſten, wie geſagt, dann, die Waldleute, und nach ihnen die Erdleute, ſelten aber, dieſe, ſondern ſie ſind den Menſchen zum Dienſt verpflichtet. Die Aethiniſchen ſind gar nicht da, durch Verbindungen an den Menſchen Theil zu haben, doch aber ſind ſie dienſtbar. — Die Nymphen (Nixen, Ondinen,) aber gehen heraus aus dem Waſſer zu uns, und ſitzen am Ufer und Geſtade der Flüſſe und Bäche, wo ſie geſehen, genommen, gefangen und vermählt werden. Sie ſind geſprächig, und ſprechen die Sprache des Landes. Die Waldleute aber reden nichts. Die Bergleute haben auch die Sprache wie die Nymphen. Die Aethiniſchen reden nichts, können aber reden, thun es aber nicht gern, und ſelten. Die Nymphen erſcheinen in menſchlicher Kleidung mit menſchlichem Angeſicht, Geberden, und Begierden. Die Waldleute, wie die Menſchen, ſind aber ſcheu und ſtehen nicht Rede. Die Bergleute, wie die Menſchen, doch kleiner. Die Aethiniſchen erſcheinen feurig, und gehen feurig in allen ihrem Weſen und Gewand. — Nun merke aber dieß. Wer eine Nymphe hat zum Weibe, der laſſe ſie zu keinem Waſſer kommen oder beleidige ſie nicht auf dem Waſſer. Wer einen Bergmenſchen bei ſich hat, der beleidige ihn nicht an einem ſolchen Orte. So viel aber ſind ſie verpflichtet und verbunden, daß ſie nicht mögen vom Menſchen kommen, als durch Grund und Urſachen. Das aber geſchieht an ſolchen Orten, woher ſie gekommen. Sonſt ſind ſie zu halten. Auch die Bergmännlein, ſind ſie in Dienſte und Geldbuß gekommen, müſſen ſie halten. Doch muß ihnen auch gehalten werden. Pflicht ſoll gegen Pflicht gehalten werden. Sie ſind wahrhaftig, beſtändig und gewiß in ihren Dingen. — Verſchwindet nun eine Waſſerfrau in ihrem Elemente, dem Waſſer, ſo muß ſie nicht für geſtorben oder todt gehalten werden, ſondern für noch immer lebendig, und der Menſch darf kein anderes Weib nehmen. Geſchieht es, ſo muß er ſein Leben darum geben, denn die Ehe iſt nicht getrennt, ſondern noch ganz. Sie hat noch Bündniß und Pflicht, das Weib, und wird am jüngſten Tage erſcheinen; denn da wird die Seele nicht von ihr genommen oder geſchieden, ſie muß ihr nachgehen und der Pflicht auswarten. Doch ſie bleibt eine Waſſerfrau und Nymphe. Es iſt da kein Wiederkommen, es ſey denn daß der Mann ein anderes Weib nehme, und ſie komme und füge ihm den Tod zu, wie oft geſchehen. Sie lieben den Menſchen wegen Fleiſch und Blut, denn es ſind mehr Weiber bei ihnen als Männer, darum eben gehen ſie nach Männern aus. — Aus ſolchen Leuten nun iſt entſtanden eine Sammlung, die man heißt den Venus-Berg. Da iſt eine Nymphiſche Art, die ſich zuſammen geſchlagen hat in eine Höhle ihrer Welt, und doch nicht in ihrem Chaos, ſondern im Menſchen Chaos, aber in Regionen. Nun iſt auch zu wiſſen, daß ſie eines groſſen Alters werden, was ihnen doch nicht anzuſehen iſt, denn ſie bleiben in ihrer Geſtalt, und alſo ſterben ſie. Es iſt aber Venus eine Nymphe und Ondine über die andern, und die iſt endlich geſtorben, und dieſe Haushaltung und das Reich iſt zergangen. Doch iſt nichts ohne Ende, und des Samens halben, bleiben alle Geſchlechter bis an den jüngſten Tag."

Dies iſt es kürzlich, was unſer Autor uns von den Elementar-Geiſtern zu ſagen weiß; und gewiß, er hat ſein Feld, in welchem er agiren will, recht wohl rekognoſzirt. Wir werden in der Folge aber auch hören, was der elegante Comte de Gabalis uns von dieſen Weſen zu ſagen hat. Jetzt zu unſern Erzählungen, Beiſpiele zur Erklärung dieſes Textes, in welchen wir freilich, wie es die Sache ſelbſt wollte, ein wenig tief gerathen mußten, was wir gewiß aber nicht ungern gethan haben.

Die drei Jungfrauen.

Hother, König in Dännemark und Schweden, vetritt ſich einſt, als er jagte, bei einem ſtarken Nebel, und kam von ſeinem Gefolge gänzlich ab. Da er nun hin und her ritt, eine bekannte Gegend und die Seinigen wieder zu erreichen, wurde er auf einmal einen kleinen Tempel gewahr, vor welchem drei Jungfrauen ſtanden, weiß gekleidet, mit langen fliegenden Haaren, blinkende Lanzen in den Händen. Er hielt, und ſtarrte erſtaunt die fremden Geſichter an. Sie aber riefen ihm zu:

„Hother, König der Dänen und Schweden, ſey uns gegrüßt!“ *)

Er faßte ſich ſchnell, und fragte;

„Wer, ihr Sonderbaren! ſeyd ihr?“

Sie antworteten:

„In unſern Händen ſteht Krieg und Sieg. Wir ſind die Helfenden im Gefecht, die Streiterinnen in der Feldſchlacht. Nur der ſieht uns, dem wir uns ſichtbar machen wollen. Wir machen ſiegreich den, den wir ſiegreich machen wollen.“

Sie ſprachen es, und verſchwanden. Der Tempel mit ihnen. Zurück ließen ſie ein Kleid und ein Schwert.

---

*) Wer erinnert ſich nicht hier der drei ſogenannten Hexen im Makbeth? Es waren die Walkyrier (Todenwählerinnen) der Nordiſchen Mythologie. Und dieſe kann man auf den meiſten Bühnen mit Ofengabeln und Beſen darſtellen?

Gedankenvoll zog der König von dannen und konnte das wunderbare Geſicht, und die Rede der Jungfrauen nicht wieder aus ſeinem Gedächtniß bringen.

Der König bekam Krieg, war unglücklich, und irrte geſchlagen umher in wilden, rauhen Gegenden, ſeinen Feinden zu entgehen, die ihm hart nachſtellten, aber ihn doch nicht tödten konnten, denn ihn ſchützten das von den Jungfrauen erhaltene Kleid und Schwert. — Traurig und ermüdet kam er in einen großen Wald zu einem hohlen Berge, in welchem er drei Jungfrauen gewahr wurde, die er nicht kannte. Aber es waren die, von denen er das Kleid und das Schwert erhalten hatte. — Sie traten hervor, und redeten ihn an:

„Woher kömmſt Du? Was treibt Dich hieher, in dieſe Einöde?“

Da erkannte er ſie, und klagte ihnen ſein Unglück. — Sie aber tröſteten ihn, und verſprachen ihm Sieg in der Folge über ſeine Feinde.

Er blickte ſeufzend und traurig vor ſich nieder, wollte ihren Worten nicht glauben, und rief aus:

„Ich bin verloren!“

Sie riefen ihm zu:

„Muth! — Du biſt nicht verloren. Sammle Deine Krieger, und ſtelle ſie dem Feinde getroſt entgegen, ſo wenig ihrer auch ſeyn mögen. Du ſollſt die Speiſe und Stärkung bekommen, die wir bisher Deinen Feinden mitgetheilt haben.“

Der König ſammelte ſeine Krieger, und ſtellte ſie dem Feinde entgegen. Und ſiehe da! es kamen die Jungfrauen und brachten ihm die heimliche Speiſe und Stärkung. Er eilte ihnen nach, denn ihre Fußtapſen verriethen ihren Gang im Morgenthau, und kam in ihre Wohnung. Hier ergriff er ſeine Harfe, die er meiſterlich zu ſpielen wußte, ſpielte und ſang ein ſchönes Lied zu ihrem Lobe. Ihnen gefiel der Geſang, ſie dankten, und beſchenkten ihn mit dem kräftigen Gürtel des Sieges. Dieſen legte er an, ſchlug die Feinde, und tödete ihren König, der ihm die Krone rauben wollte, mit eigener Hand. Da ſang er frohlockend:

Heil mir, und Dank den edlen Dreien,
  Dank ihnen,
Die mir erſchienen,
  Mich zu retten, und zu befreien!

Die Erdgeiſter.

Der frohe Tag war gekommen, an welchem Graf Herrmann von Roſenberg mit ſeiner geliebten Braut Katharina, aus dem alten Hauſe Gonzaga, war vermählt worden. Feſtlich wurde er begangen, und ſpät begab ſich das Brautpaar zur Ruhe. — Schon ſchlief die junge Frau, und Herrmann wollte eben auch entſchlummern, als eine ſanfte Nachtmuſik ihn wieder munter machte. Die verſchloſſene Thür ging auf, eine Reihe vergnügter Hochzeitgäſte zog in das Zimmer ein; kleine Geſtalten, zwei bis drei Spannen hoch, das Brautpaar in der

Mitte, voran die Muſikanten. Herrmann richtete ſich auf, und fragte: Was ſie hieher brächte? und warum ſie ſeinen Schlaf ſtörten? — Einer aus der Geſellſchaft trat hervor, zog den Huth, und ſagte:

„Wir ſind dienſtbare Geiſter aus den ſtillen Geſchlechtern, welche unter der Erde wohnen, bewohnen ſchon viele Jahre die untern Theile dieſes Deines Geburtsortes, und haben Deine Wohnung vor widrigen Zufällen bewahrt. Auch haben wir ſtets vor die Aſche Deiner Voraltern treue Sorge getragen, damit ſie den feindſeligen auszehrenden Geiſtern nicht zu Theil würde, und als treue Diener wachen wir für den Wohlſtand Deines Hauſes. — Weil Du Dich nun heute vermählt haſt, fortzupflanzen Deinen Stamm und Dein altes Geſchlecht, ſo haben wir Dir gegenwärtiges Brautpaar darſtellen wollen, mit der

Bitte, Du wolleſt uns vergönnen, dieſen unſern Ehrentag freudenvoll zu feiern und zu begehen. Dagegen verſprechen wir Dir die größte Bereitwilligkeit, Dir und Deinem Hauſe zu dienen.“

„Nun wohl dann, lächelte Herrmann; — ſo machet euch in meinem Schloſſe ſo luſtig, wie möglich!“

Sie dankten, und zogen mit Muſik wieder ab. — Herrman dachte der ſonderbaren Erſcheinung lange nach, und ſchlief erſt mit anbrechendem Tage ein. — Seiner Gattin erzählte er kein Wort von dieſer Begebenheit.

Nach drei Vierteljahren beſchenkte ſie ihn mit einer Tochter. Dieſe Nachricht hatte Herrmann kaum empfangen, als ein kleines Weiblein eintrat, und ihm einen Gruß von einer unterirdiſchen Kindbetterin brachte, die ihm wiſſen ließ, ſie habe eine Tochter geboren, und ſey die, die er als Braut in ſeiner Brautnacht geſehen habe. Er war freundlich, ließ ihr Glück wünſchen, und das Erdweiblein ging davon. — Noch erzählte er ſeiner Gemahlin von dem allen kein Wort.

Ein Jahr darauf ſah dieſe abermals ihrer Niederkunft entgegen, als ihr Gemahl in der Nacht abermals unvermutheten Beſuch bekam. Die Kleinen zogen herein in ſein Zimmer in einem langen Zuge, ſchwarz verhüllt, mit Lichtern, und weiß gekleidet waren die Weiberchen. Eine derſelben blieb mit erhobener Schürze vor ihm ſtehen, und ein altes Männchen ſprach:

„Nunmehr, lieber Herrmann! haben wir in Deinem Schloſſe keine bleibende Stätte mehr, und müſſen weiter ziehen. Wir ſind gekommen, Abſchied von Dir zu nehmen.“

„Und warum wollt ihr mein Schloß verlaſſen? Habe ich euch beleidiget?“ — fragte Herrmann.

„Nein, das haſt Du nicht gethan. Aber wir müſſen ſcheiden, weil die Frau unſers unterirdiſchen Geſchlechts, die Du als Braut in deiner Hochzeitnacht geſehen haſt, in voriger Nacht mit dem gehofften Leibes-Erben zugleich ihr Leben eingebüßt hat. — Damit wir aber für Deine uns erzeigte Gewogenheit uns in etwas dankbar erweiſen, ſo nimm eine geringe Gabe von uns an, die wir von unſerm Vermögen Dir ſchenken.“

Als der Mann dieſes geſprochen hatte, lehnte er eine kleine Leiter an ſein Bett, auf welcher das Weiblein, welches neben ihm ſtand, zu ihm hinaufſtieg, ihre Schürze öffnete, ihm vorhielt, und ſagte:

„Greif

„Greif zu, und nimm!“

Er zögerte, ſie wiederholte, was ſie geſagt hatte. — Endlich griff er zu, zog eine Hand voll Sand, wie er meinte, aus der Schürze, und legte, was er genommen hatte, in ein Handbecken, welches auf einem Tiſche neben ſeinem Bette ſtand. Das Weiblein erſuchte ihn noch einmal zuzugreifen, und er that abermals, wie er ſchon gethan hatte. — Hierauf ſtieg das Weiblein die Leiter hinab, und klagend und weinend, zog der Zug von dannen, zum Zimmer hinaus.

Der Tag brach an. Herrmann ſah, daß der vermeinte Sand, den er aus des Weibleins Schürze genommen hatte, ſchöne, reine Goldkörner waren.

Was geſchah aber? Des Grafen Gemahlin verlor Tages darauf im Wochenbette, nebſt dem gebornen Kinde das Leben. — Herrmann grämte ſich über den Verluſt ſeiner Gemahlin ſo ſehr, daß er ihr bald in's Grab nachfolgte. Mit ihm erloſch ſein Geſchlecht.

Das Berg-Fräulein.

Otto, Graf von Oldenburg, hatte auf der Jagd in dem Walde, der Bernefeuer genannt, verritten, indem er ein Reh verfolgte und war von den Seinigen abgekommen; nicht einmal ein Hund war ihm gefolgt. So kam er bis zu einem Berge wo ſein ſchnaubender Schimmel, brauſend und die Mähne ſchüttelnd, ſtill ſtand. Es war ein heißer Sommertag. Matt und ermüdet, vom Durſt gequält, rief er aus:

„Ach Gott! Wer nur einen kühlen Trunk Waſſer hätte!“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Oſenberg ſich aufthat, und aus der

Kluſt trat hervor ein ſchönes Fräulein, weißgekleidet, mit fliegenden goldgelben Haaren, ein Kränzlein auf dem Haupte. Sie trug ein goldenes Jägerhorn, und nahte ſich dem erſtaunten Ritter freundlich, indem ſie ſprach:

„Nimm hin, und trink!“

Er nahm das Horn, hob den Deckel, ſah hinein, ſah das Getränk trübe, und wollte nicht trinken. Die Jungfrau aber ſprach:

„Trink nur, trink! Es wird Dir nicht ſchaden. Ja, Dir und Deinem Geſchlechte wird der Trunk Heil und Segen bringen. Willſt Du mir aber nicht glauben, und nicht trinken, ſo wird in Zukunft in Deinem Hauſe weder Einigkeit noch Wohlſtand ſeyn.“

Der Graf aber bekam keine Luſt zu trinken, ſchwenkte das Horn, und verſchüttete den Trank hinter ſich. Wohin auf ſeines

Roſſes Rücken und Schwanz Tropfen gefallen und geſprützt waren, verlor es die Haare.

Die Jungfrau verlangte das Horn zurück, der Graf aber gab dem Pferde die Sporen, und jagte davon. Er blickte hinter ſich, und ſah ſie in der Kluft verſchwinden, die ſich hinter ihr ſchloß. Das Horn nahm der Graf mit ſich nach Oldenburg, und noch wird es dort gezeigt, bis auf den heutigen Tag.

Die Bewohner der Elemente.

Ehe wir den Leſern mehrere Erzählungen dieſer Art mittheilen, wie wir ſie finden, und ehe wir, wie ſchon geſagt, zu den Hypotheſen des Comte de Gabalis von den Elementar-Geiſtern kommen, müſſen wir vorher noch hören, was Kornmann *) uns von denſelben zu ſagen hat, ein Mann, der ſie ſo gut wie einer, der von denſelben ſpricht, zu kennen glaubt. Seine Ueberzeugung liegt in ſeinen Worten. Hier ſind ſie:

---

*) Von ſeinen Schriften, in der Folge.

„Es giebt vielerlei Geſchlechter der Geiſt-Menſchen, nemlich Waſſerleute, Bergleute, Feuerleute, und Wind- oder Luftleute, die wir Menſchen glauben, und die nicht aus Adam ſind, ſondern ganz andere Geſchöpfe und Kreaturen, verſchieden von uns Menſchen und von allen Thieren. Denn es iſt zweierlei Fleiſch: das Fleiſch aus Adam, und das, welches nicht aus Adam iſt. Das Fleiſch aus Adam iſt ein grobes Fleiſch, denn es iſt irdiſch, und iſt nichts, als allein ein Fleiſch, das zu halten, zu faſſen, und zu binden iſt. Das andere Fleiſch, das nicht iſt aus Adam, iſt ein ſubtiles Fleiſch, das nicht zu binden, zu halten, und nicht zu faſſen iſt, denn es iſt nicht aus Erde gemacht. Der Menſch aber, das Fleiſch aus Adam, grob und kompakt, alſo, daß es nicht mag durch eine Mauer, eine Wand gehen, ohne in dieſelbe ein Loch zu machen. Dem Fleiſche aber, ſo nicht aus Adam iſt, weichet das irdiſch Feſte; es bedarf keiner Thür, keines Loches, ſondern geht ganz durch Mauern und Wände und zerbricht nichts. Sie ſind Fleiſch, Blut, und Bein, in aller Natur wie der Menſch, aber im Urſprung von ihm geſchieden, zugleich Geiſt und Menſch. Der Geiſt geht durch alle Wände, und ihn verſperrt nichts; der Menſch aber nicht, denn ihn halten Schloß und Riegel. Jene aber ſind darinne von Geiſtern verſchieden, daß ſie Blut, Fleiſch, und Gebein haben, daß ſie Kinder gebären, reden eſſen, trinken und wandeln, was Geiſter nicht thun. Darum ſind ſie gleich den Geiſtern in Geſchwindigkeit, gleich den Menſchen im Gebären, und in Geſtalt. Alſo ſind ſie Leute, von Geiſter- und Menſchen-Art, und iſt ein Ding, wiewohl ſie dieſe Dinge beide ſind, Geiſt und Menſchen, und doch deren eins: denn Menſchen mögen ſie nicht ſeyn, ſie ſind Geiſtiſch in ihrem Wandel, Geiſt mögen ſie nicht ſeyn, denn ſie eſſen und trinken. Sie haben Blut und Fleiſch, darum ſind ſie eine beſondere Kreatur, auſſerhalb beiden, doch aber in die zwei Orte geſezt, ein gemiſchtes Gemächt von beiden, wie ein Compoſitum von zwei Stücken. — Der Menſch hat eine Seele, der Geiſt hat keine. Sie haben was beide haben und nicht haben, doch ſind ſie beſſer als die Menſchen, denn ſie ſind wie die Geiſter. Sie ſind uns gleich, und auch nicht; ſie ſind den Geiſtern gleich, und auch nicht. Sie haben Kinder, und dieſe ſind ihnen gleich, nicht unſers gleichen. Sie ſind witzig, reich, verſtändig, arm, thöricht, und unſer Ebenbild, doch nicht wir ſelbſt;

ſo wie wir ein Bildniß ſind unſers Schöpfers, doch nicht er ſelbſt. Sie ſterben mit den Thieren ſie wandeln mit den Geiſtern, ſie eſſen und trinken wie Menſchen, aber ihnen ſchadet weder Waſſer noch Feuer, gleich den Geiſtern. Ihre Sitten und Geberden ſind Menſchliche Rede und Weiſe, mit allen Tugenden beſſer und gröber, ſubtiler und rauher, geformt, wie die Menſchen. Sie arbeiten, ſpinnen und weben ſich Kleider. Sie haben Vernunft die Dinge zu gebrauchen, Weisheit zu regieren, Billigkeit zu erhalten und zu beſchirmen. So ſind ſie, und werden genannt Geiſt-Menſchen, kommen in die Welt, bewohnen die Elemente, machen ſich ſichtbar auf der Erde bei den Menſchen, und wandeln und weben unter Geiſtern, wie es ihnen gefällt.“

IV.

Volks-Sagen

und

Volks-Lieder.

Volks - Sagen.

Das wüthende Heer und Frau Holla.

Fürchterlich durchzieht das wüthende Heer die Forſte, ſtürmt dahin über Felder und Berge mit lautem Geſchrei und ſchrecklichem Toben. Demſelben voran, ſchreitet bedächtlich ein langer, alter Mann, weißgekleidet, mit weißem Bart und Haar, einen weißen Stab in der Hand, genannt der treue Eckart, warnet die Menſchen, und ruft ihnen zu, dem raſenden Zuge aus dem Wege zu gehen, damit ſie nicht Schaden leiden mögen an Leib und Seele.

Dieſe Warnungen hebt er an, und ſchließt ſie mit den Worten:

„Ich bin der treue Eckart, und warne Jedermann!“

Und hinter ihm her ſtürmt das fürchterliche Geſindel des wilden Heeres, geſchnäbelt, belangohrt, behörnt, beſchwänzt, bekrallt und beflügelt, auf Zweien, Dreien, und Vieren, menſchlich berumpft, mit Eulenköpfen, Habichtsſchädeln, kuhgehörnt, ochſengeformt, unförmlich, fürchterlich laut mit Ziſchen und Pfeifen, mit Schnurren und Brummen, mit Schnalzen, und Klaffen, mit Klappern, und Summen, mit Hetzen und Treiben. Vorwärts gewendet, rückwärts gedreht, wackeln auf unförmlichen Rümpfen ungeheure Katzenköpfe, ſtolzirend mit hohen Geweihen, unförmliche Habichtsſchädel mit blökenden Schweinsrüſſeln, fürchterliche Brackenköpfe mit Eſelsohren und

Büffelshörnern geziert, geſpitzt und beweglich. Schreckliche Unformen, nicht Menſchen, nicht Thiere, traben auf dreibeinichten, klapperdürren Eſeln und Mähren raſch dem Zuge nach. Sich ſelbſt bewegende Räder, bebunden mit menſchlichen Unformen, rollen einher; einfüſſige Geſtalten, das andere Bein gleich einem Querſack über die Schulter geworfen, hinken ſchnell und behende hinterdrein, umflattert, umſchwebt, umkrächzt, umziſcht von Geiern und Eulen, von Raben und Fledermäuſen, umſummt von ſchrecklichen Nachtgeſtalten. Hintennach nun zieht der wilde Jagdzug, umgeben von klaffenden, ſchäbichten Hunden und brüllenden Bracken, beſetzt die ſchnaubenden Roſſe mit Rümpfen ohne Köpfe, ſchwarze Geſtalten mit düſtern Nebelkappen, verhüllt, verluppt, und verſchleiert.

Die Letzte im Zuge, die Herrin des wilden Heeres, Frau Holla, *) auf einem Rappen, jagt mit fliegendem Haar und geſchwungener Peitſche einher, und Hurrah! Huſſoh! Halloh! durchtönt fürchterlich den Forſt, mit dem Schalle der kreiſchenden Hifthörner vermiſcht.

Die gewöhnliche Zeit des wilden Herumtobens der Frau Holla Waldina, der wilden Jägerin, iſt die Zeit zwiſchen Weihnachten und Faſtnacht, doch auch zuweilen erſcheint ſie im Sommer, beſonders wenn ſie eine Liebſchaft ſucht oder hat; denn, ſo ſehr

---

*) Die Sagen nennen ſie auch Hela, Hulda, Fauna, [illegible], Prechta, [illegible], Waldina, und Herta. — Man wird ſie und ihr Geſindel näher kennen lernen in einem Roman, der den Sagen von ihr allein gewidmet iſt.

ſehr ſie den Weibern feind iſt, ſo lieb hat ſie die Männer, ſucht ſie auf, und treibt ihr Weſen gar zärtlich unter mancherlei Geſtalten mit ihnen. Sie iſt freigebig gegen ihre Liebhaber und beſchenkt ſie gar reichlich, aber von ihren Launen müſſen ſie zuweilen gar mancherlei ertragen. Dabei iſt ſie ſehr eiferſüchtig, und wehe dem Mann, der ſich einmal mit ihr vergnügt und dem es gelüſten ſollte ein anderes Weib mit lüſternen Augen anzuſehen! Sie kuppelt ihn zwiſchen die Pferde, und hetzt ihn mit Hunden ſo lange, bis er ſeinen Geiſt aufgiebt.

In Thüringen kennt man ſie beſonders gut, und die alten Geſänge dieſes Volkes ſind voll von ihrem Treiben und Weſen, von ihren Zügen, Abentheuern und Fahrten.

Durch Feld und Wald
Das Horn erſchallt,
Frau Holda kommt;
Huh, Huh!
Ihr Schätzlein, das biſt Du.

In einem andern dieſer Lieder, (die leider nach und nach ganz verhallen, und keinen Sammler finden!) heißt es:

Du liebſt ein ſchönes Nönnelein,
Du herzeſt ſie gar ſehr,
Sie nimmt Dich in ihr Kämmerlein:
Wenn's nun Frau Holla wär?

Gern biſt Du bei der Müllerin,
Du ziehſt ſie hin und her,
Sie zieht Dich her und zieht Dich hin;
Wenn's nun Frau Holla wär?

Du liebſt ein ſchönes junges Weib,
Sie liebt Dich gar zu ſehr,
Und Dir behagt ihr ſtolzer Leib;
Wenn's nun Frau Holla wär?

Gern ſchleichſt Du in den grünen Wald,
Dort gehſt Du hin und her,
Des Jägermädchens Horn erſchallt;
Wenn's nun Frau Holla wär?

Auch habe ich auf dem Thüringer Walde von zwei Mädchen einſt ſingen hören:

Her und hin, und hin und wieder,
Wandelt ſchnell die Jägerin,
Zärtlich lauſcht ſie im Gefieder,
Zieht den Jüngling zu ſich hin:
Guter Jüngling! laß Dich warnen,
Wiſſe, ſie will Dich umgarnen,
Sieh Dich vor, Frau Holda iſt's!

Hat ſie einmal Dich gefunden
Hält ſie Dich auf ewig feſt,
Ewig bleibſt Du nun gebunden,
Wenn Du Dich nur fangen läßt.
Kraftig weiß ſie Dich zu faſſen,
Leib und Seele mußt du laſſen,
In die Hölle zieht ſie Dich.

Beſonders erzählt man von ihr eine Geſchichte, wie ſie in mancherlei Geſtalten es gewagt habe, einen gewiſſen Ritter Adelbert von Tanneroda, (andere nennen ihn auch, wiewohl ohne Grund, Aribert von Sommeroda,) lüſtern zu machen und zu verführen; eine Erzählung, die eine umſtändliche Behandlung verdient. Ferner haben ſich von ihr in Liedern und Volks-Erzählungen noch einige Liebeleien z. B. mit dem Klauſener zu St. Ganglof, mit dem wilden Ettersburger, die Schwänke mit dem Sänger Wildeheld am Hofe des Grafen Wichmann zu Weimar, mit dem Jäger Berthold, mit der Gräfin von Linderbach, mit dem Ihringsdorfer Müller-Mädchen, mit dem Hetſchburger Gretchen, ꝛc. ꝛc. erhalten, von denen den Leſern die intereſſanteſten nicht vorenthalten werden ſollen.

Die Bauer-Mädchen und Mägde soll ſie, ſagt man, unter allen Weibern, am wenigſten leiden können, was die Spinnrocken der guten Dirnen oft gar ſchlimm erfahren und entgelten müſſen. Den Jägern ſpielt ſie mancherlei ſonderbare Streiche, die Mönche kann ſie gar nicht leiden, aber jungen, feinen Rittern und zärtlichen Sängern, iſt ſie herzlich gut, nur — ewig ſchade, daß das Gutſeyn nur zum Unglück und zum Böſen führt, und daß die Flammen der lieblichen, zärtlichen Sehnſucht der verliebten Jägerin den geliebten Gegenſtand ihres Verlangens endlich andern Flammen zuzuwerfen ſuchen, die, wie wir hören, nichts weniger als Liebesflammen ſind.

In den Chroniken wird dieſer nächtlichen, wilden Herrin der Wälder nur bloß im Allgemeinen gedacht, und was wir von ihren Privat-Abentheuern (wenn ich ſo reden darf,) wiſſen, erzählen uns nur Sagen und Volkslieder. Dieſen magern Stoff muß der Dichter zu einem vollen Gewebe zu verarbeiten ſuchen, welches er nur mit Zuziehung anderer Sagen, (von denen wir noch ſprechen werden,) thun kann, um das Ganze von allzuſtarker Einförmigkeit zu entfernen. Ich habe in irgend einer Sammlung lateiniſcher Gedichte des Mittelalters einmal eine epiſche Erzählung der Fahrten der Frau Holda geleſen, aber ich weiß mich des Titels dieſes Buches nicht mehr zu erinnern, noch weniger könnte ich ihn jetzt genau angeben. Das Gedicht ſelbſt aber wünſchte ich wohl wieder zu leſen; es war recht gut, für die damalige Zeit, geſchrieben.

Ritter Tannhäußer und der treue Eckart.

Der edle Tannhäußer war ein Ritter, der Abentheuer liebte und ſchöne Weiber. Er beſuchte die Höfe Italiens, turnierte, und liebte. In Mantua gewann er das Herz einer edlen Dame, die ihn bis zur Raſerei liebte, und die Freundſchaft eines weiſen Mannes, mit dem er viel von übernatürlichen Dinge ſprach, der ihm das Geiſterreich ſo fertig öffnete, wie ein Sakriſtan den Andächtigen die Reliquien-Käſtchen ſeines Doms; und in der That, dieſer erfahrene Mann nannte ſich auch ſelbſt, ganz beſcheiden einen Sacriſtanum Mundi et

Coeli: Hilario war ſein Name. Mit dieſem unterhielt ſich der Ritter oft ſo lange, daß er ſogar die Mitternachtsſtunde vergaß, in welcher ſeine zärtliche Liſaura ihm gewöhnlich die Gartenthür zu öffnen pflegte, ihn in eine Laube zu führen, wo Wein und Liebe ſeiner harrten. Dies war dem erfahrenen Hilario kein Geheimniß, und er rieth dem zärtlichen Deutſchen nur Behutſamkeit an. Liſaura aber wurde eiferſüchtig, und drohte ſich zu rächen, würde ſie erfahren, er theile ſeine Zärtlichkeit. Tannhäuſer ſuchte ſie zu beruhigen, entdeckte ihr ſeinen Umgang mit Hilario und ſeine Wißgier nach übernatürlichen Dingen.

„Bleibe auf der Erde und liebe mich!“ — rief ihn Liſaura zu, aber vergebens; denn von Hilario's Erzählungen bezaubert, wünſchte er jetzt weiter nichts, als es möchte ſeinetwegen ein ſchöner Elementar-

Geiſt ſich verkörpern, ihm zu gewähren den ſüßen Sold der Minne.

„Das könnte leicht geſchehen! — lächelte Hilario. — Es giebt Silfiden und Ondinen, die ſich gar gern mit Menſchen verbinden. Das edle Haus Luſignan in Frankreich, die Häuſer Ondino, Marello in Sicilien, geben davon öffentliche Beweiſe, ohne was im Stillen geſchieht. Ja noch mehr, lieber Freund! wenn Dir ſonſt daran etwas gelegen iſt, Du kannſt ſogar die Königin aller Liebenden und Geliebten, die herrliche Frau Venus ſelbſt küſſen.“

„Ich?“

„Du, ſo gut wie ein jeder anderer, der entſchloſſen genug iſt, in den Venusberg zu gehen.“

„In den Venusberg?“

„Dort hält Frau Venus Hof, dort lebt man unter lauter ſchönen Weibern der Liebe ganz allein; ohne gebunden oder eingeſchränkt zu ſeyn, tändelt man heute mit dieſer, morgen mit jener, und wechſelt, ſo oft, und wie man will. Ja, Frau Venus ſelbſt, der Inbegriff des ſüßeſten Liebes-Zaubers und Genuſſes, ſchenkt ihre Umarmung dem Kühnen, der es wagt, deshalb ſich ihr zu nähern. — Sie hält, wie geſagt, einen glänzenden Hof, giebt Turniere, Fackeltänze, Schiffahrten, Erleuchtungen, Ringelrennen, hält prächtige Tafel, und — mit Einem Worte, ſie erfüllt was die Inſchrift am Eingange des Venusberges ſagt: Hier hält Frau Venus Hof, auf's lieblichſte und herrlichſte."

„Ich gehe in den Berg!"

„Wahrhaftig?"

„Ich muß ſie ſehen, die Königin des Olymps und der Erde, ich muß des Lebens mich freuen an ihrem Hofe, und genießen muß ich die Liebe der Himmliſchen, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen!“

Der Bethörte, von den Netzen lüſterner Wünſche umgarnt, zog fort, verließ heimlich Mantua, und ging in den Venusberg. — Liſaura bohrte ſich, als ſie ſich verlaſſen ſah, den Dolch in's Herz. Dies war das erſte Pfand und Opfer ſeiner Liebe, welches der arme Verblendete ſeiner Göttin brachte, die ihn ſehr freundlich aufnahm und willkommen hieß in ihrem lockren Reiche.

Tannhäußer trieb ſich nun am Hofe der erkohrnen Göttin, in ihrem unterirdiſchen Reiche, und über der Erde bei ihren Hoflagern, mit den Weibern und Rittern umher, die dort der Schönen hofirten, ſo lange, bis ſein Herz ihm endlich den Streich ſpielte, als eine Art von Bußprediger, ihn auf die Welt zurück zu treiben, in der er von dem Oberhaupte ſeiner Kirche ein: Dir ſey vergeben! vernehmen konnte. — Es kam ihm ſchwer an ſich ſo runden, ſchönen Armen zu entwinden, und noch ſchwerer hielt es, ehe er, — jedoch endlich freundlich genug noch! — entlaſſen wurde.

Er eilte nach Mantua, weinte auf dem Grabe der zärtlichen Liſaura, und ging nach Rom, wo er dem Papſt Urban ein offenes Geſtändniß ſeiner Sünden that, und um Vergebung derſelben bat. Der heilige Vater aber ſchrie:

„Dir können ſo wenig Deine Sünden vergeben werden, als dieſer dürre Stecken hier ausſchlagen, und grüne Blätter tragen kann! — Weiche von hier!“

Verzweiflungsvoll verließ Tannhäußer Rom, ſeinen Freund Hilario aufzuſuchen. Dieſer war fortgezogen, und niemand konnte ſagen, wohin.

„Ach! wohin ſoll ich mich wenden?“ — rief der Ritter geängſtiget und beklommen aus.

Und ſiehe da! Frau Venus ſtand bei ihm, mit lieblicher Geberde, reichte ihm die Hand, und der Verlaſſene folgte ihr, und gin zurück in den Berg, wo er nun bleiben muß, bis zum jüngſten Tage.

Als er aber Rom verlaſſen hatte, ſchlug, o Wunder! des Papſtes Stecken aus und es grünten Blätter an dem dürren Holze. Erſchrocken ſendete Urban Bothen aus, den unglücklichen Ritter aufzuſuchen; dieſer aber war nirgends mehr zu finden, da die Verzweiflung ihm, wie wir wiſſen, wieder zu ſeiner freundlichen Buhlſchaft in den Venusberg getrieben hatte.

Ein altes Volkslied erzählt dieſe Begebenheit ſehr naiv. Ich gebe es, wie ich es gefunden habe:

Nun aber will ich heben an
Vom Tannhäußer zu ſingen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit der Frau Venußinnen.

Tannhäußer war ein Ritter gut,
Groß Wunder wollt' er ſchauen,
Da zog er in den Venusberg,
Zu all den ſchönen Frauen.

„Herr Tannhäußer, Ihr ſeyd mir lieb,
Daran ſollt Ihr gedenken,
Ich hab' mir einen Eid geſchwor'n,
Ihr wollt nicht von mir wanken.“

„Frau Venus! ich hab's nicht gethan,
Ich will das widerſprechen,
Wenn niemand ſpricht das mehr dann Ihr;
Gott helf mir zu den Rechten!“

Herr Tannhäußer! was ſagt Ihr mir?
Ihr müßt hier bei mir bleiben.
Ihr ſollt Euch mit der Schönſten hier,
Ich geb' ſie Euch, beweiben.“

„Ich darf mich nicht zu einem Weib,
Wie Ihr es gebt, bekennen,
Sonſt müßte ewig Seel' und Leib
Mir in der Hölle brennen."

„Du ſagſt mir viel von Höllengluth,
Du haſt's doch nicht befunden;
Gedenk' an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden."

„Ach! was hilft Euer rother Mund?
Er iſt mir gar unehre!
Gebt Urlaub mir, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre!"

„Was wollt Ihr mit dem Urlaub han?
Ich will Euch keinen geben.
Bleibt hier Tanahäuſer, gut und zart,
Und friſchet Euer Leben."

„Mein Leben, es iſt worden krank,
Daß ich nicht länger bleibe,
Gebt Urlaub mir, Frau Venus zart,
Von Eurem ſtolzen Leibe."

„Herr Tannhäußer, nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeyd nicht wohl bei Sinnen,
Laßt in der Kammer uns recht froh
Spielen der heimlich' Minnen."

„Eure Minne iſt mir worden leid,
Ich hab' in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart!
Ihr ſeyd ein Teufelinne."

„Tannhäußer! wie ſprecht Ihr alſo,
Beſteht Ihr mich zu ſchelten?
Sollt Ihr noch länger bei uns ſeyn,
Des Worts müßt' Ihr entgelten!

Doch wollt Ihr wirklich Urlaub han,
So nehmt ihn bei den Greiſen.
Und wohin Ihr im Lande fahrt,
Mein Lob das ſollt Ihr preißen."

Tannhäußer zog nun aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen.
„Ich will mich in der heil'gen Stadt
Zu Rom, dem Papſt vertrauen.

Nun

Nun fahr' ich fröhlich auf die Bahn
Gott mag es immer walten,
Zu einem Papſt, der heißt Urban,
Ob er mich wollt behalten.

„Herr Papſt, geiſtlicher Vater mein!
Ich klag' Euch meine Sünden,
Die ich mein Tag begangen hab'
Als ich Euch will verkünden.

Ich bin geweſt ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen,
Nun will ich Beicht und Buß empfahn,
Ob ich möcht' Gott anſchauen.“

Der Pabſt hatt' einen Stecken weiß
Der war von dürren Zweigen:
„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
Iſt Deine Sünd verziehen.“

„Sollt' ich nur leben noch ein Jahr,
Auf dieſer lieben Erden,
So wollt' ich Reu und Buß empfahn,
Und Gottes Gnad erwerben.“

Da zog er wieder aus der Stadt
In Jammer und in Leiden.
„Maria! Mutter! reine Magd!
Muß ich mich von Dir ſcheiden?“

So zieh' ich wieder in den Berg,
Ewig und ohne Ende,
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott auch ſende.“

„Willkommen, Herr Tannhäußer gut!
Ich hab' Euch lang entboren;
Seyd mir willkommen, lieber Herr,
Und Held mein! auserkohren.“

Darnach wohl auf den dritten Tag,
Der Stecken that ergrünen,
Da ſand man Bothen in das Land,
Wohin Tannhäußer kommen.

Er aber war ſchon in dem Berg,
Worinn' er ſollte bleiben,
So lange bis zum jüngſten Tag,
Wo Gott ihn will hinweiſen.

Ein Prieſter ſoll das nimmer thun,
Den Menſchen Mißtroſt geben.
Will einer Buß und Reu empfahn,
Ihm iſt die Sünd vergeben.

Vor dieſem Venus⸗Berge nun, in welchem der edle Tannhäußer ſich befindet, ſitzt der treue Eckart, (eben der, der auch die Menſchen warnend, dem Wilden Heere vorangeht,) und warnet die Leute, ja nicht in den Berg zu gehen.

Dieſer Eckart war einſt Herr und Herrſcher im Elſaß und Breißgrau, vom Geſchlecht der Harlinge, ein gar löblicher und tapferer Mann. K. Ermentfried der Lombarder fiel den Unmündigen Harlingen in's Land und erſchlug ſie. Eckart aber, ihr treuer Vormund, ſammelte der Edlen viele rächte den Tod ſeiner Mündel, und erſchlug den K. Ermentfried. Das brachte ihm Lob, Ruhm und Ehre, und gab ihm den Beinamen des Treuen. So kennt man ihn nun noch bis zum heutigen Tage, als warnenden Wächter am Venus-Berge, und als warnenden Vortreter des wüthenden Heeres; ſeine Treue aber hat den Deutſchen das Sprichwort gegeben:

> Du biſt der treue Eckart,
> Du warneſt Jedermann;

das die Sprichwörter-Sammler uns aufbewahrt haben.

Es wird Gelegenheit geben den Hof der ſo genannten Frau Venus, nach Angabe der alten Deutſchen Romanziers genauer zu beſchreiben, der in einem altdeutſchen Gedicht die Möhrin *) ganz detaillirt iſt, und in welchem die Abentheuer eines gewiſſen Herrmann von

---

*) Man hat davon Ausgaben Strasburg. 1512. Worms, 1538.

Sachſenheim erzählt werden, der auch in den Venus-Berg kam. Vielleicht findet man noch irgendwo in einer der vielen Bibliotheken aufgehobener Klöſter, ein Manuſkript, in welchem Tannhäußers Abentheuer genauer beſchrieben und erzählt werden. Was ich davon erzählt habe, iſt alles, was man bis jetzt von denſelben weiß. Man ſieht aber der Erzählung ihre Lücken ganz deutlich an.

Nur dies noch, einſtweilen von dem Leben und der Herrlichkeit im Venus-Berge, „daß dort, — wie ein alter Schriftſteller ſich ausdrückt, — ein ewiger Sonntag Lätare gefeiert wird,“ von deſſen Wohlleben, (beſonders in den Klöſtern,) um ſich an demſelben vor die langen Faſten ſchadlos zu halten, ein alter Geſang ganz charakteriſtiſch jubelt:

Edit Nonna, edit Clerus;
Ad edendum nemo ſerus.
Bibit ille, bibit illa,
Bibit Servus cum Ancilla,
Bibit Abbas cum Priore,
Bibit Coquus cum Factore,
Et pro Rege, et pro Papa,
Bibunt Vinum ſine aqua;
Et pro Papa et pro Rege
Bibunt omnes ſine Lege;
Bibunt primo et ſecundo,
Donec nihil ſit in fundo.

Auf Deutſch:

Nonnen ſchmaußen, Pfaffen ſchmaußen,
Alles läßt ſich's trefflich ſchmecken.
Jene trinken, dieſe trinken,
Knechte bechern, Mägde trinken,
Aebte zechen und Prioren,
Köche und Verwalter ſchlucken.
Becher leert man für den König,
Becher auf des Pabſtes Wohlſeyn!
Unvermiſcht wird Wein getrunken,
In die Becher kömmt kein Waſſer.
Für den Pabſt und für den König,
Trinken alle, wie ſie wollen,

Was ſie wollen, ohne Regel,
Einmal, zweimal, bis die Flaſchen
Ganz geleert am Boden ſtehn.

Man kann ſich denken, daß ein ſolches Leben Pfaffen und Laien der Vorzeit gar wohl gefiel, und daß dadurch manche ſchüchterne Kloſter-Muſe freier und begeiſtert wurde, deren Ekſtaſe dann dergleichen herrliche Jubellieder gebar, wie wir ſo eben eins geleſen haben und von deſſen Schlage es mehrere giebt. Dies geſchah nun an dem freudenvollen Tage, an welchem man in jubelnder Prozeſſion einen angeputzten Strohmann den Nachbarn auf die Grenze warf, was man den Tod austreiben nannte, und wobei man (denn ohne Geſang konnte ſo etwas nicht geſchehen,) ſang:

Ex urbe Mortem pellimus
Verpi fruatur aedibus
Nummosque rodat verpulis,
Cras vivimus jejuniis!

Zu Deutſch:
Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den jungen in den Kaſten,
Und Morgen woll'n wir faſten.

Oder:
Nun treiben wir den Tod aus,
Dem alten Juden in ſein Bauch,
Dem Jungen in den Rücken,
Zu ihren Ungelucken.
Wir treiben ihn uber Berg und Thal,
Daß er nicht wieder kommen ſoll;
Wir treiben ihn über die Heide
Das thun wir den Schäfern zu leide!

Oder:
Heut iſt Mitfaſten,
Wohl iſt das!
Man trägt den Tod in's Waſſer;
Wohl iſt das!

Auf dem Rückwege trug man einen ſchönen angeputzten Baum einher, geziert mit Kränzen, Bändern, Gürteln, Hauben, gemalten und vergoldeten Eierſchalen und Kartenblättern ꝛc. ꝛc. und ſang dabei:

Nun haben den Tod wir ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Maien,
Der Blümlein mancherleien.
Und bringen mit herein
Den Sommer und den Sonnenſchein!

Dann pflanzte man dieſen Baum vor die Hausthür einer jungen Neuvermählten, oder Verlobten, und dieſe vergalt die Galanterie mit einem Trinkgeld, mit Wein und Kuchen. Der Baum wurde umtanzt, und dabei geſungen:

Der Blumen ſind mancherleie;
Wir bringen der Braut eine Meie.
Die Sonne blickt ſo freundlich h'rein,
Die Braut ſoll froh und glücklich ſeyn!
Der Tod iſt ausgetrieben.
Der Sommer iſt geblieben ꝛc. ꝛc.

Hexenfahrt auf den Blocksberg und Schmauß in der Walpurgis-Nacht.

Gezeichnet von dem Teufel ihrem Bulen, mit den Zähnen oder den Nägeln, unter den Augenbraunen, am Halſe, oder ſonſt wo, ſind die Hexen nun dem großen Bunde einverleibt und müſſen ſchwören, die vier Hexen-Sabbate, jährlich zu feiern von denen der Sabbat in der Walpurgis-Nacht der höchſte und vornehmſte iſt. Dieſen würdig nun zu begehen und anſtändig genug auf demſelben zu erſcheinen, beräuchern ſie ſich mit gedürrtem Ruſ-Kraute und Springwurz-Blättern, werfen die Kleider von ſich, und beſchmieren ſich unter den Achſeln, an den Gelenken der Arme und Beine, in den Kniekehlen und auf den Fußſohlen mit der ſogenannten Hexenſalbe, gekocht aus Kinderfett, Nachtſchatten, Judenkirſchen, Schierling, Judenlebern rc. rc. die ihnen von ihren bockfüſſigen Galanen mitgetheilt und zu einem unentbehrlichen Toiletten-Geſchenk verehrt wird. Die Büchſen werden ſehr freigebig und galant gefüllt, ſo oft ſie leer ſind.

Haben ſie nun die Blocksbergs-Schönen alſo gehörig parfümirt und geſalbt, ſo rufen ſie aus: „Oben aus und nirgend an!“ und fahren ſogleich zum Schornſtein hinaus, auf deſſen Zinnen ein ſchwarzgehörnter Stallmeiſter ſitzt, der ihnen einen wohlgezäumten Bock, eine ſchwarze Katze, eine Ziege, eine Miſtgabel, einen Beſenſtiehl, oder ſo etwas vorführt. Sie beſteigen dieſes treffliche Roß, und werden von demſelben in die herrliche Verſammlung, durch die Luft, auf den Blocksberg getragen. Sind die Reuterinnen etwas furchtſam, ſo reutet der gehörnte Stallmeiſter den Damen zur Seite, ja, es geſchieht wohl zuweilen, daß die holde Hexe zwiſchen zwei Gehörnten ſchwebt, die man dort, in der infernaliſchen Verſammlung, nichts weniger als treffend, Mann und Liebhaber nennt.

Sind ſie nun angekommen, ſo werden ſie vor allen Dingen durch ſeine Kammerjunker, gewöhnlich Eulen, Kakadu's, und dergleichen Weſen, dem König der Verſammlung, dem Satan, vorgeſtellt, der wohl zuweilen die Gnade hat, dieſen und jenen Morceau de Prince, einige Sekunden geheime Audienz hinter irgend einem Hochgerichte, Beinhauſe ꝛc. ꝛc. (wohin er ſie ſchnell führt) Audienz zu geben, und ſich ganz teufelmäßig mit ihm zu amüſiren. — Gewöhnlich erſcheint er in der Geſtalt eines langbärtigen, wohlbehörnten, ſchwarzen Bocks, ein braunrothes Menſchen-Geſicht unter dem Schwanze, welches er den Damen zum Kuß reicht. Sie heben zierlich den Schwanz, und küſſen den gnädigen Mund. Die bockgefüßten Hofjunker lispeln: „Ach! wie gnädig!“ Der König der Hölle aber verſchleiert mit dem herabgelaſſenen zottigen Schwanze wieder ſein Antlitz, verſichert, er bleibe ihnen in Gnaden gewogen, und reicht ihnen das herrliche Ordenszeichen ſeiner Ehrenlegion, eine ſilberne Laus, worauf er ſich ernſthaft zurückzieht, indem er die Vorgeſtellte noch einmal mit dem ihm eigenen dämoniſchen Herrſcher-Blicke gleichſam, und ſo zu ſagen, überläuft, wie ein Dichter ſein ſeit 9 Jahren höchſtens gefeiltes Gedicht, ehe er es dem hohen Publiko übergiebt, oder wie ein Feldherr die in Ordnung ſtehenden Helden, die er eben dem freundlichen Tode entgegen führen will.

Sind nun die Gäſte beiſammen, ſo giebt der Hofzeitungs-Schreiber durch einen offiziellen Stoß in ein Bockshorn das Signal zum Tanze. Der König reicht den Geißfuß derjenigen Schönen, die dieſe Nacht mit ihm die Freuden ſeines ſanglanten Lagers theilen ſoll, und der Ball beginnt, mit dem Fackeltanze. Zwanzig Teufel zünden ihre ſulphuriſchen Krallen an, und tanzen mit zierlichen Schwenkungen und Krümmungen ihrem Herrſcher vor. — Dieſer beſteigt darauf ſeinen dreibeinichten Thron wieder, und der Tanz wird allgemein. Die ganze Geſellſchaft tummelt im Kreiſe ſich walzend und drehend umher, und fröhliche Lieder werden jubelnd von artiſtiſchen Kröten und Fröſchen, von ſangreichen Katzen und Eulen, den Operiſten der Hölle, abgeſungen.

Indeſſen haben die Regenten-Köche die trefflichſten Speiſen, aus ſich ſelbſt, und von Angern und Haiden genommen, zubereitet, und die Tafel wird gedeckt, und beſetzt; wiewohl man des Salzes (der dortigen Cenſur und Salz-Steuer wegen,) gar gern entbehrt, da der Regent ohnehin die Epigramme beinahe noch ärger als ſein Volk die Heiligen-Scheine, haßt, bloß — der Römiſchen Taxen wegen, wie einer ihrer eleganteſten Journaliſten ganz freimüthig ſagt. — Ueber Tafel werden Oden abgeſungen, die durchaus gereimt ſeyn müſſen, weil die Hölle ſchlechterdings kein Servum pecus der Erde ſeyn will, wo man aber, (unter uns geſagt,) das Odenfertigen weit beſſer verſteht, als die dort — links, es verſtehen. Die Gäſte werden von den Teufeln, die ihre Bulen und Kameraden ſind, bedient.

Iſt die Tafel endlich aufgehoben, ſo beſteigt der Satan ſeinen Thron wieder, und ſpricht von oben herab Worte, die brennend heiß auf die Herzen ſeiner Sklaven fallen. Er erinnert ſie, ihren Pflichten und Verſprechungen getreu zu ſeyn, läßt Gifte und Recepte durch ſeinen Leibarzt austheilen, und verſpricht derjenigen Hexe eine gehörnte Ehrenhaube, welche bei nächſter Zuſammenkunſt beweiſen kann, binnen dieſem Jahre das meiſte Unglück angerichtet zu haben. Nun legt eine jede Hexe ihrem hohen Souverain den ihm ſchuldigen Tribut, eine Pechfackel, zu Füßen, und dieſer entfernt ſich. Die Erkohrene führen ſeine Kammerdiener ihm zu.

Die andern aber taumeln* wieder auf den Tanzplatz, und von dort, in die herrlich bekrallten Arme ihrer freimüthig-eleganten Liebhaber, und wenn der Hahn kräht, ſpringen alle auf, und ſchreien wild durch einander:

Runa hin! Runa her!
Ueber Land über Meer.
Huſch, werf' ich den Mantel hin,
Daß ich bald zu Hauſe bin.

So fahren ſie ſchnell durch die Luft, und taumeln durch die Schornſteine in ihre Wohnungen zurück.

Volkslieder und Romanzen.

Lied von dem unſchuldigen Knaben.

Es liegt ein Schloß in Oeſterreich,
Das iſt ganz wohl erbauet
Von Silber und von rothem Gold,
Mit Marmorſtein vermauert.

Ein junger Knabe drinne liegt
Auf ſeinen Hals gefangen,
Er liegt wohl vierzig Klaftern tief,
Bei Ottern und bei Schlangen.

Sein Vater kam von Roſenberg
Wohl vor den Thurm gegangen;
„Ach Sohn! mein Sohn, du Lieber mein!
Wie hart liegſt Du gefangen.“

„Ach Vater! liebſter Vater mein,
Gar hart lieg' ich gefangen!
Wohl lieg' ich vierzig Klaftern tief,
Bei Ottern und bei Schlangen."

Dem Vater dies zu Herzen ging:
„Gebt los mir dieſen Knaben,
Drei hundert Gulden geb' ich euch,
Die ſollt ihr für ihn haben."

Dreihundert Gulden helfen nicht,
Es muß der Knabe ſterben.
Er trägt 'ne goldne Kett am Hals,
Die bringt ihn um ſein Leben.

„Trägt er die goldne Kett' an Hals,
Er hat ſie nicht geſtohlen;
Es gab ſie ein Jungfräulein zart
Ihm, ihrem lieben Bulen."

Man führt' den Knaben aus dem Thurm,
Gab ihm die Sakramente.
„Hilf, reicher Chriſt, vom Himmel hoch!
Es geht mit mir zu Ende!"

Man bracht ihn an's Gericht hinaus,
Die Leiter mußt er ſteigen:
„Ach! Meiſter, lieber Meiſter mein!
Vergönnt mir eine Weile.“

„Ich gönne keine Weile Dir,
Du möchteſt mir entrinnen.
Gebt mir ein ſeidnes Tüchlein her,
Die Augen zu verbinden.“

„Mein' Augen, ach! verbinde nicht,
Ich muß die Welt noch ſchauen.
Ich ſeh ſie heut und nimmermehr,
Mit meinen ſchwarzen Augen.“

Sein Vater bei'm Gerichte ſtund,
Sein Herz wollt' ihn zerbrechen:
„Mein Sohn! Ach! Du mein liebſter Sohn!
Ich will Dein Sterben rächen!“

Ach Vater! liebſter Vater mein!
Mein'n Tod ſollt ihr nicht rächen,
Das brächte meiner Seele Pein,
Unſchuldig will ich ſterben.

Es iſt nicht um den ſtolzen Leib,
Es iſt nicht um mein Leben.
Mich jammert meine Mutter ſehr,
Sie weinet um mein Leben."

Kaum ſtund es an den dritten Tag,
Ein Engel kam vom Himmel:
Man nehm' ihn vom Gericht herab;
Sonſt ſoll die Stadt verſinken.

Kaum ſtund es an ein halbes Jahr,
Sein Tod ward ſehr gerochen,
Es wurden um des Knaben will'n
Drei hundert Mann erſtochen.

Wer iſt's, der uns das Liedlein ſang?
So frei iſt es geſungen.
Es ſangen's drei Jungfräulein zart
Zu Wien in Oeſterreiche.

Lied von dem ungetreuen Mädchen.

Es leuchten drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' einen Schein.
„Gott grüße Dich, ſchönes Jungfräulein!
Wo bind ich mein Rößlein hin?"

„Nimm Du es Dein Rößlein bei Zügel und Zaum,
Und bind' es dort an den Weidenbaum.
Jetzt ſetz Dich ein Weilchen hier nieder
Und mach mir ein klein Kurzeweil."

„Ich kann nun und mag nicht hier ſitzen,
Auch kann ich nicht luſtig ſeyn.
Es iſt, ach! mein Herz ſo betrübet,
Ach Schätzchen! von wegen Dein."

Was zog er aus der Taſche?
Ein Meſſer gar ſcharf und ſpitz.
Er ſtieß es dem Liebchen in Herzchen;
Das rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

Was zog er ihr ab von dem Finger?
Ein ſchönes Goldringelein.
Er warf es in's fließende Waſſer,
Da gab es gar hell einen Schein.

„Schwimm hin, ſchwimm her Goldringelein,
Bis in die tiefe See!
Es iſt mir mein Liebchen geſtorben,
Nun hab' ich kein feins Liebchen mehr!“

So acht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat!
's thut wunder ſelten gut.
Das haben die beiden erfahren,
Was falſche Liebe thut.

Romanze

von dem Grafen Alarcos und der Infantin Soliſa.

Traurig ſeufzte die Infantin
Traurig in der Einſamkeit:
„Ohne Freuden ſoll verblühen
Meines Lebens Blumenzeit?

Keine Freuden ſoll es finden,
Dieſes hochverliebte Herz?
Nein! ich will dem König klagen
Meinen Kummer, meinen Schmerz.“

Und der gute König ſagte,
Als die ſchöne Tochter kam:
„Liebes Kind! aus Deinen Augen
ſpricht ein ſtill verſchloſsner Gram.

Sage, welch' ein banger Kummer
An des Lebens Blüte nagt?
Deine Leiden ſind dem Vater,
Der Dich zärtlich liebt, geklagt."

Die Infantin ſeufzte klagend:
„Meine gute Mutter ſprach,
Als ſie ſtarb: Geliebter Gatte!
Meine Tochter laß' ich nach.

Sey ihr Vater! — Und ich weine
Einſam, traurig, und allein.
Soll ich länger ohne Gatten?
Soll ich länger einſam ſeyn?"

Und es ſprach der gute König:
„Iſt es etwa meine Schuld?
Warb der Prinz aus Ungerlande
Nicht um Deine Hand und Huld?"

„O! mein Vater! ſchon vergeben,
Schon verſprochen war mein Herz;
Ach! es nahm's der Graf Alarcos,
Nahm's, und trieb mit Schwüren Scherz!"

Seine Treu hat er gebrochen,
Die er heilig mir verſprach,
Hat ein ander Weib genommen,
Mir zur Kränkung und zur Schmach.

Er allein, von Deinen Granden,
Durſt' es wagen, er allein,
Um Soliſens Hand zu werben,
Mein Gemahl, Dein Sohn zu ſeyn.

Daß ich ohne Gatten lebe,
Iſt nicht meine eigne Schuld,
Und dem Prinz aus Ungerlande,
Wurde nimmer Hand und Huld.“

Da der König das vernommen,
Sprach er traurig: „O! mein Kind!
Deine Ehre iſt verloren,
War der Graf ſo frech geſinnt.

Aber, alles ſoll ſich wenden,
Und der Graf wird Dein Gemahl.
Seine Gattin muß er töden,
Enden muß er Deine Qual.“

Und es ſtand der Graf Alarkos
Unter Rittern, ſprach, und nahm
Seinen Platz an ihrer Spitze,
Als der gute König kam.

„Graf Alarkos iſt geladen
Auf ein kleines Mittagsmal,
Mit dem König ſoll er ſpeiſen,
In dem wohlverſchloßnen Saal.“

Und des Königs Hände küſſend,
Neigte ſich der Graf, und ſprach:
„Wie mein König mir befohlen,
Folg' ich ihm zur Tafel nach.“

Wenig kann der König ſpeiſen,
Seine Diener heißt er gehn,
Und dann ſprach er: „Graf Alarkos!
Wißt Ihr noch, was einſt geſchehn?

Der Infantin treu zu bleiben,
Gabt Ihr Euer Ritterwort;
Und Ihr habt ein Weib genommen,
Habt gebrochen Eid und Wort.

Meine Ehre muß ich rächen.
Selbſt an Euch, dies ſeht Ihr ein;
Eilig muß die Gräfin ſterben;
Ihr ſelbſt müßt ihr Mörder ſeyn.“

„Ach! ſie hat ja nichts verbrochen,
Ihre Treu iſt gut und rein.
Kinder hat ſie mir geboren;
Wie könnt' ich ihr Mörder ſeyn?“

„Für die Ehre ihrer Herrſcher
Starben viele ohne Schuld.
Meine Ehre will es haben;
So erlangſt Du meine Huld.“

„Wohl! ſo ſey es! ſprach Alarkos;
Sterben ſoll ſie, ohne Schuld,
Die getreue, gute Gattin,
Und ich habe Deine Huld.“

Und er ging und weinte heftig,
Seine Seele war betrübt;
Seine Gattin ſollt er tödten,
Die ihn zärtlich treu geliebt.

Mutter war ſie dreier Kinder,
Eins noch lag an ihrer Bruſt,
Alle ihres Vaters Freude,
Alle ſeines Herzens Luſt.

Und die Gräfin fragte ängſtlich:
„Sag, was Dich ſo traurig macht?“ —
„Mein Geheimniß ſey verſchwiegen,
Dir enthüll’s die Mitternacht.“

Als die Mitternacht gekommen,
Schloß der Graf die Kammer zu.
Alles lag im tiefen Schlafe,
Alle gingen längſt zur Ruh.

„Gute Gattin! meine Seele
iſt betrübt bis in den Tod.
Dich Geliebte muß ich morden,
Dir lacht nicht des Morgens Roth.“

„Thu das nicht, mein guter Gatte;
Um der Kinder willen nicht!
Ach! was haben wir verbrochen?“
Brach die Gattin Schwur und Pflicht?“

„Treu biſt Du mir geblieben,
Zärtlich liebte mich Dein Herz.
Ach! Du weißt nicht, was ich fühle,
Kennſt nicht meinen bangen Schmerz.

Meine Hand hatt' ich verſprochen
Der Infantin, eh' ich Dich
Sah und liebte, o mein Leben!
Beſte! Ach! beklage mich!

Dieſe Hand nun ſoll Dich morden,
Wie der König mir gebot.
Seine Tochter will er rächen;
Und er fordert Deinen Tod."

„Ach! Erbarmen, liebſter Gatte!
In ein Kloſter will ich ziehn,
Will des Königs Grimm und Zorn,
Zu dem Bruder ſchnell, entfliehn."

„Keine Flucht! Nichts kann Dich retten.
Ach! der König will es ſo.
Was ich liebe, muß ich töden,
Sicher biſt Du nirgendwo.

Bete, und befiehl die Seele
Gott, und ſeiner Mutter rein.
Sterben ſollſt Du, will der König.
Wie er will, ſo muß es ſeyn."

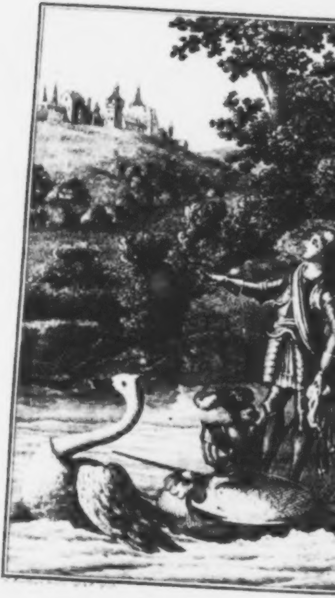
Und die Gräfin hob die Hände,
Betete: „Maria rein!
Laß Du, Mutter aller Gnaden,
Dir die Seel' empfohlen ſeyn.

Wohl! ich ſterbe! doch ich lade
Meine Mörder feierlich
Binnen hier und dreißig Tagen,
Vor Gericht zu ſtellen ſich."

Und ſie ſtarb, vom Dolch getroffen,
Den der Graf in Buſen ſtieß
Der geliebten, treuen Gattin,
Die auf ewig ihn verließ.

Aber binnen dreißig Tagen
Mußten alle vor Gericht.
Binnen Zwölfen ſtarb Soliſa,
Lebend blieb der König nicht;

Folgte binnen Fünf und Zwanzig
Seiner ſchnöden Tochter nach.
Endlich ſtarb der Graf Alarkos,
Plötzlich, ſchnell, den letzten Tag.



Bibliothek
des
# romantiſch-Wunderbaren.

2r Band.

Leipzig 1805
bei C. F. Steinacker.

Bibliothek

des

Romantiſch = Wunderbaren.

Zweiter Band.

Inhalt.

Die Dichtkunſt.

I. Die Romantiſche Ritter-Welt.

Romantiſches Ritter-Weſen . . Seite 3

Ueber den Roman Amadis von Gallien, und die Ritter deſſelben. Nebſt vier Stammtafeln . . — 41

Der Sieg Sperber, und die Geſetze der Minne . . . . — 50

(Nach einem alten Codex, aus welchem Aretin in den Ausſprüchen der Minnegerichte, diese Geſchichte mitgetheilt hat.)

Fulgoran, der Feuer-Ritter. . . — 67

(Amadis de Gaule. L. XII. XXIII. XXIV.)

II. Romane, wunderbare Erzählungen, und Reiſen.

Das Landmädchen, die Nonne, und die Gräfin . . . . . . Seite 103

(Novelas. Salamanca. 1612.)

Achmet . . . . — 126

(Le Conte dans l'Amour. Paris. 1746.)

Gaudentio di Lucca . . . . . . — 165

(Memoires de Gaudence de Luques, Prisonnier de l'Inquisition. T. I. II. Amst. 1754. 8.)

III. Die Elementar-Geiſter.

Der Graf Gabalis, über Elementar-Geiſter . . . . . Seite 189

(Le Comte de Gabalis, ou Entretiens ſur les ſciences ſecretes. Amſt. 1671. 12.)

Erzählungen.

Die Sylphe . . . . — 216

(Hiſtoire de la Vie du Marechal de Baſſompierre.)

Peter von Stauffenberg . . . . — 219

(Kornmann de Empuſa Petri a Stauffenberg. Mons Veneris. c. 18.)

Die Gnomen . . . . Seite 221
(Hamelmanns Oldenburgiſche Chronik. S. 161.)
Der Unbekannte . . . . — 225
(Weier de Praeſtig. Daemonum. L. 2. c. 46. p. 219.)
Die ſtumme Geliebte . . . . — 227
(Vincentius in Speculo Naturali. L. III. c. 26.)
Unterhaltungen aus den Elementar-Geiſtern . . . . — 231
(Mst.)

IV. Volks-Sagen.

Schwänke der wilden Jägerin, Frau Holda Waldina.

Der Sänger Wildebold . . . Seite 246
Der Klausener zu St. Gangloſ . — 253
Der Hetſchburger Leiermann . . — 262

Sagen von der Ilm-Nixe.

Kunz der Hirt . . . . — 272
Luthart . . . . — 282

V. Volks-Lieder.

Der Graf und die Nonne . . Seite 295

Das Mädlein und der Ritter Seite 298
Das Geſpenſt von Hedeby . . — 300
(Aus Gräters Bragur.)

VI. Miſcellen des Romantiſch-Wunderbaren.

Zauberkünſte, Wahrſagereien, und Prophezeihungen.

(Auguſtinus de Natura Daemonum. Peucer de praecipuis Divinationum generibus. Weier de praeſtig. Daemon. p. 116.)
Bericht des P. Palombo . . Seite 305
Die Beſchwörungskunſt . . . . — 310
Salomons Ring . . . . — 321
Die Talismanen-Kunde . . . — 327
Die Phantasmagorie . . . . . — 330
(Encyklopädiſche Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients. 2. Th. S. 497—515.)
Chymiſche Menſchen . . . . — 333
(Libavius Schediaſm. Philoſ. 180.)
Die Elben . . . . — 335
(Goldſchmidts Hölliſcher Morpheus. S. 20.)

Die Dichtkunſt.

Was in der Dichtung immer grünen Hainen
Die Fantaſie ſich lieblich baut,
Das mag der Dichter mit der Wirklichkeit vereinen,
Wie mit dem Bräutigam die Braut;
Will er der Lyra goldne Saiten rühren,
Steht es ihm frei die Herrliche zu führen.

Er leitet ſie zum hellen Quell des Schönen;
Sie ſtreckt ſich auf den Blumenrand,
Schaut in den Spiegel, ſich an's Auge zu gewöhnen,
Das ſich in eignen Blicken fand.
Sie blickt hinein, und will im ſanften Rauſchen
Der Wellen, ſelbſt ihr Herz im offnen Blick belauſchen.

Und um ſie her ertönt aus Blüten-Hecken
Des Sanges ſüße Harmonie,
Entſchlummert in der Bruſt, das Feuer ſanft zu wecken,
Und freundlich ſchwebt die rege Fantaſie
Herab mit Kränzen, unter Zaubertönen,
Die holde Freundin ſiegend zu bekrönen.

[illegible]

I.

Die Romantiſche Ritterwelt.

Romantiſches Ritter-Weſen.

Die Romantiſche Ritter-Welt iſt von der wahren eben ſo weit, als die wahre Geſchichte überhaupt von jedem Roman, unterſchieden und getrennt, und wir wandeln von der Hauptſtraße aus, auf zwei getheilten Wegen zu dem geſteckten Ziele. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß dieſe ſowohl auf jene, als jene auf dieſe, ſichtbaren Einfluß gehabt hat; d. h. die Wahrheit hat oft das geſchmückte Kleid romantiſcher Erfindung angelegt, ſo wie dieſe, den Mantel der Wirklichkeit umgenommen. So hat z. B. ein Herzog von Savoyen, ſo hat Kaiſer **Karl** V. Turniere gehalten, ganz in dem Geſchmack, in welchem die Romanziers der Tafelrunde, der Amadiſſe, Palmerine ꝛc. ꝛc. dieſelben ihren Königen und Rittern halten ließen. Es kamen dabei Zauber-Brücken, verzauberte Schlöſſer, ꝛc. ꝛc. Rieſen, Zwerge ꝛc. ꝛc. kurz die ſchönſten Maſchinerien von den ſonderbarſten Abentheuern vor, *) in welche jene ihre Helden durch den Zauber ihrer Fantaſie wirklich ſtürzten.

Mehrere Schriftſteller, (beſonders unter den Franzoſen,) welche über das Ritter-Weſen geſchrieben haben, vermengen die wahre, mit der erdichteten Ritterſchaft, ſo wie dieſe mit jener, nicht ganz richtig, denn wenn beyde ſich auch hie und da berührten, getroffen bis zur Vereinigung, haben ſie ſich nie; ausgenommen in willkürlichen Fällen, und wo man es ſo haben wollte. — Was ich hier den Leſern gebe, gehört allein der Romantiſchen Ritter-Welt; doch werde ich nicht vergeſſen, von einigen Individuen, die romantiſche Anſtriche in die Wirklichkeiten mit hinüber nahmen, ſo wie von einzelnen Abweichungen und Uebergängen zu ſprechen, jedoch, verſteht es ſich, in zweckdienlicher Kürze.

---

*) Die Beſchreibung dieſer glänzenden Ritterſpiele, ſo romantiſch wunderbar wie möglich, behalte ich mir vor. Sie waren wirklich ſehr elegant, glänzend, und merkwürdig, und verdienen in jeder Rückſicht, Erwähnung in dieſer Bibliothek.

* * *

Der zukünftige Ritter wurde in ſeinem ſiebenten Jahr gewöhnlich, der Erziehung der Weiber entnommen und an irgend einen Hof, oder zu einem Ritter gebracht, wo er Pagen-Dienſte that, und Unterricht erhielt. Man ſagte ihm: „Liebe Gott und Deine Dame.“

Die Liebe zu beiden durfte nicht getrennt werden, und ein Liebhaber, der ſeiner Geliebten treu diente, konnte der Seligkeit ſicher und gewiß ſeyn, nach den Lehrſätzen der Dame des belles Couſines. Damen ſelbſt übernahmen oft die Mühe, die jungen Kandidaten des Ritterſtandes im Katechismus und in der Kunſt zu lieben zugleich, zu unterrichten. Sehr früh wählte ſich derſelbe irgend eine Dame des Hofes, die er wie eine Heilige verehrte, der er alle ſeine Gedanken, Anliegen, Wünſche ꝛc. ꝛc. anvertraute, und deren Rath ihm in allen Dingen das wichtigſte Orakel war, das ihm gegeben werden konnte. Jedoch verſtattete die Liebe, eben ſo wie die Religion jener Zeit, ganz nachſichtsvoll, auch andere, weniger reine Begierden. Selbſt nicht alle Ritter huldigten nur Einer Dame allein; z. B. Galaor, der tapfre Bruder des wackern Amadis von

Gallien, Don Rogel, der liebenswürdige Vielgeliebte, u. a. Wiewohl es wirklich ganz naiv klingt, letztern ſelbſt über ſeine Wechſelluſt ausrufen zu hören: (Amadis de Gaule. XIII. 53.)

> „Rogel! Ach! wie iſt Dir das Glück ſo gar ſehr zuwider, daß Dein Herz an ſo viel Orten muß ausgetheilt werden, da Du auf einmal ſo viel ſchöne Weiber liebſt! Sollteſt Du nicht viel ſeliger ſeyn, nur um Einer willen Noth zu leiden, wie Deine lieben Vorfahren?“ *)

Man muß wirklich die Originalität des Romanziers bewundern, der dieſen Stoßſeufzer ſo vielen Weibern gegenüber, in die er alle verliebt war, — ſo wie Er lieben konnte — ſeinen Helden in den Mund legt. Man geräth in Verſuchung, etwas zu

---

*) Nach der alten deutſchen Ueberſetzung.

glauben, das dem Verfaſſer vielleicht weniger lieb, als ſeinem Helden ſelbſt ſeyn könnte; wiewohl man auch dabei ſehr viel auf die liebe Liebe zur Abwechſelung ſchreiben muß, da die Romanziers ſelbſt fühlen mußten, wozu eine ewige Gleichheit und Einförmigkeit zuletzt ſie und die Leſer führen möchte.

Doch wieder zurück, zu dem Pagen!

Er wurde von alten Rüſtmeiſtern, oft von Rittern ſelbſt unterrichtet, Waffen zu tragen und zu führen. Es wurden ihn alle Vortheile gelehrt, die dem Ritter erſprießlich waren, und je gelehriger er war, deſto eher erhielt er, theils in Kapellen, theils vor Damen-Verſammlungen ein Schwert, und wurde wehrhaft gemacht. Doch Harniſch, Schild und Lanze, trug er nicht eher, als bis er zum Ritter geſchlagen worden war. Denn ſo ſagt Perion: (Amadis. VI. 15.)

„Was ſoll mir Harniſch, Schild und Wehre, da ich noch nicht zum Ritter geſchlagen bin?“

Eher durfte er auch nicht auf Abentheuer ausziehen.

Nun verrichtete er Hofdienſte, wurde mit Bothſchaften verſchickt, wurde zuweilen nächſt der Amme oder Zofe irgend einer Dame, der Vertraute ſeines Ritters bei einer Liebſchaft, mußte Briefe beſtellen, die Rüſtungen blank, das Stechzeug in Ordnung halten, und folgte ſeinem Herrn in Gefechte, zu Turnieren, und als Knappe, oft auch auf abentheuerlichen Fahrten, wo er jedoch nicht eher handelnde Perſon wurde, als bis Seinesgleichen mit ihm anbinden wollte, wenn etwa ein ungehobelter Zwerg ſich unnütz machte, oder wenn

Unholde, Schlangen, Drachen ꝛc. ꝛc. was nicht ſelten, ja ſogar ganz gewöhnlich geſchah, in's Spiel kamen, gegen die der Knappe ſein Schwert eben ſo wohl wie ſein Ritter ziehen durfte. Ging es auf dergleichen Fahrten, ſo führte der Knappe, (wenn nicht etwa der Ritter einen Zwerg bei ſich hatte, deſſen Pferd mit Mundvorrath bepackt wurde,) den Proviant, die Salbenbüchſen, Pflaſter, Oel, und Balſame bei ſich, die oft kräftige Geſchenke günſtiger Zauberer oder Feen waren, und ein wenig in die Geheimniſſe Wundarzneikunſt eingeweiht, bepflaſterte und ſalbte er ſeinen Herrn, wenn dieſer aus irgend einem Kampfe zurück kam.

Hatte er nun endlich die Jahre erreicht, und ſich wohlgehalten, oder eine merkwürdige ritterliche Handlung vollbracht, ſo erhielt er von einem Ritter den Ritterſchlag, entweder in einem Saale an einem fürſtlichen Hoflager, in einer Kirche oder Kapelle, in der er die ganze Nacht vorher ſeine Ritter-Wacht gehalten, gebetet, gefaſtet, und vorher, war er ein Chriſt, kommunizirt hatte, (Amadis I. u. VI.) oft aber auch im freien Felde, unter einem Baume, oder wo er ſonſt ſich durch eine tapfre That auszeichnete. In dieſem Fall, ſagte der Ritter: „Knieet nieder!“ Er umarmte ihn, und fuhr fort: „Steht auf! Ihr ſeyd Ritter, in Gottes Namen.“ (Amadis. III. 3.)

Wir finden in einem der alten Ritter-Romane (Perceforeſt. I. 112.) eine hiehergehörige Stelle. König Alexander hatte einem jungen Knappen den Ritterſchlag bei einem Wäldchen ertheilt, und ließ ihn nun dort allein. Da heißt es: „Der neue, junge Ritter ſich allenthalben um, fragend gleichſam: Seht ihr, was ich bin? Er legte die Rüſtung an, ſetzte den Helm auf, und ſprang luſtig auf ſein Roß. Als er auf demſelben ſaß, fing er an, ſich auszuſtrecken, trat in die Bügel, hängte ſein Schild an den linken Arm, zog ſein Schwert, ſchwenkte es über dem Kopfe mit allerlei Fechterſtreichen, und ſchrie: Was fehlt mir nun noch, als daß einer käme, der ſich mit mir meſſen möchte?!“

Ging aber der Ritterſchlag feierlich und auf gewöhnliche Weiſe vor ſich, ſo wurde von dem Prieſter, der des Ritters Schwert geweiht hatte, oder von dem Ritter, der den Ritterſchlag ertheilen wollte, eine kurze Rede gehalten, dann legte man dem neuen Ritter die Sporen, das Panzerhemd, den Harniſch, die Armſchienen, die Blechhandſchuhe an, und gewöhnlich gürtete eine Dame, indem ſie einige Worte ſagte, ihm das Schwert an, oder überreichte ihm daſſelbe wenigſtens.

Als die Prinzeſſin Gricilerie dem Ritter Perion das Schwert umgürtete, (Amad. VI. 28.) ſagte ſie:

„So wie ich Euch für meinen Ritter erkenne und annehme, ſo wolle auch Gott Euch mit ſeiner Gnade ſtets beiwohnen, und zu aller Tugend und Tapferkeit Euch beiſtändig ſeyn.“ Der Ritter, welcher den Ritterſchlag ertheilte, ſagte gewöhnlich: „Im Namen Gottes mache ich Dich zum Ritter! Sey unverzagt, redlich und treu.“

Nun wurde ihm, Schild und Helm gereicht, und er beſtieg ſein Streitroß, welches ſtets ein Hengſt ſeyn mußte, und durchaus keine Stute ſeyn durfte. (Perceforeſt. I. 1.)

„Man konnte einen Ritter nicht ärger beſchimpfen, als wenn man ihn auf einer

Stute reiten ließ. – Es wurde dann für ſo nichtswürdig gehalten, daß kein Ritter mit ihm focht."

Oft ertheilten auch Zauberer und Feen die Ritter-Würde mit großen Feierlichkeiten bei öffentlichen Feſten. So ſchlug z. B. u. a. die Fee Meillor vor dem großen Turnier, welches in ihrem Königreiche gehalten werden ſollte, mit dem Schwert umgürtet, mehr als hundert edle Kämpen zu Rittern. (Partenopex de Blois in le Grand Contes.) — Dem Ritter Palmerin von Oliva ſendete ſein Freund der Weiſe ein Schild bei ſeinem Ritterſchlage.

Die Obliegenheiten, welche der neue Ritter durch ſeinen Stand erhielt, und die ihm bekannt gemacht wurden, wollen wir nun kennen lernen. (Amad. XIII. 57.)

Ritter-Regeln.

Der Ritter, welcher ein Gelübd gethan, ſoll während der Zeit, und bis zur Erfüllung deſſelben, ſeinen Harniſch nicht ablegen; es ſey denn Nacht, und er der Ruhe ſehr bedürftig.

Dieſes Gelübd zu erfüllen, ſoll er ſich nicht abhalten laſſen, durch mächtige Gegner, Rieſen, Zauberinnen oder Zauberer.

Er ſoll ſtets das Recht des Schwächern, der Jungfrauen, Frauen, und Wittwen, willig und ſtandhaft verfechten, ja, des tödlichſten Kampfes für ſie ſich nicht entſchlagen wenn die Sache nicht gegen ſeine eigene Ehre oder gegen ſeinen Landes-Fürſten iſt.

Er ſoll keinen Menſchen beſchädigen, kein unrechtes Guth an ſich bringen, und ſoll ſeinem Geſellen Treue und Glauben halten.

Kein Geſell ſoll gegen den andern fechten, es ſey denn unbekannterweiſe.

Er ſoll Leib und Guth, Blut und Leben wagen für ſeinen König und ſein Vaterland.

Nur Tugend und Ehre, nicht aber Gewinnluſt und Geitz ſoll ſeine Handlungen leiten.

Stets ſoll er Gott vor Augen haben.

Er ſoll ſich keine That bezahlen laſſen.

Nie ſoll er er ſeinem Vaterland Leid zufügen, ſondern er ſoll darinne auch ſeine Feinde mit demſelben, vertheidigen; bei Lebens-Verluſt.

Wer Frauen geleitet, ſoll ſie auf Tod und Leben beſchützen: bei Lebens-Verluſt.

Eine öffentliche Forderung zum Kampf ſoll keiner abſchlagen; er ſey denn verwundet, oder habe ſehr wichtige Entſchuldigungen.

Was einer unternommen, wozu er ſich verpflichtet hat, ſoll er enden, ſoll der Erfül-

Erfüllung Jahr und Tag nachziehen; es ſey denn, ihn rufe das Vaterland, oder ſein König.

Ein Ehrengelübd zu erfüllen, davon ſoll ſich keiner abbringen laſſen.

Von den Turniren will ich nicht reden, weil in der Romantiſchen Ritter-Welt dieſelben mehrentheils nach eigenen Anordnungen der Könige, Fürſten, Feen, Zauberer ꝛc. ꝛc. welche dieſelben gaben, gehalten, wurden, ohne daß dabei eben die Ordnungen, Geſetze und Regeln ſtatt fanden, welche bei wirklichen Turnieren gehandhabet wurden. In der Folge aber werde ich die Beſchreibung einiger Ritterſpiele von ausgezeichnetem Glanze mittheilen, und die Leſer werden finden, daß die oft wirklich verſchwenderiſch-prächtige Fantaſie der Romanziers ſich nicht in die Feſſeln der Gebräuche bei wirklichen Turnieren ſchmieden laſſen konnte, denn ſo prächtig es auch dabei hergehen mochte, ſo fehlte doch hier überall der Deus ex machina, den jener zuweilen unter Donner und Blitz, auf Drachenwagen, in Feuerregen, auf Sturmwindsflügeln, ꝛc. ꝛc. in der Perſon eines Zauberers, einer Fee, ſogleich, und mit wenig Federſtrichen herbeirufen konnte, wenn das höchſte Prächtige und Wunderbare der wirklichen Welt, ihm nicht prächtig und wunderbar genug war. — Wenn die Ritter ihre Augen auf die mit herrlichgeputzten Damen beſetzten Balkons warfen und man ihnen zurief: „Diener der Liebe! werfet einen ſanften Blick hinauf auf die Gerüſte, zu den Engeln des Paradieſes, und ihr werdet fechten, tapfer, um Liebe und Ehre!“ — und ſie nun, die Lanzen heben ungeduldig harrend des Trompetenſtoßes, der ſie auf die Bahn rief, ſiehe da ſchwärzte plötzlich ſich der Himmel, auf einem Drachenwagen durch die Luft fahrend, im Feuer ſchwebend ſtürzte ein fürchterlicher Zauberer herbei, entführte einige Prinzeſſinnen, eine Fee eilte, herbeigetragen durch die Luft, von Feuerſprühenden Schlangen, die Beute dem Räuber wieder zu entreißen — Ja! das gab freilich dem Turnier ein Anſehen, welches nur die Fantaſie demſelben gewähren konnte, im mächtigen Kontraſt gegen ein Lanzenrennen, bei welchem alles ganz chriſtlich-ordentlich zuging. — Doch, wie geſagt, von dergleichen Dingen ſollen die Leſer noch ausführlicher unterhalten werden.

Wir führen jetzt unſern Ritter auf eine Fahrt. Er hat Ungelegenheiten gehabt mit Rieſen, Drachen, Zauberern, er iſt verwundet, erreicht ein Schloß, und wird in demſelben ſo freundlich aufgenommen, als er ſich es nur wünſchen kann. Eine ſchöne Frau ein liebliches Fräulein reicht ihm Salben, verbindet wohl gar ſeine Wunden, (denn darauf verſtanden ſich die Damen) beklagt und tröſtet ihn.

„Lieber Vetter! mir ſcheint es mit Euerm Arme nicht ganz richtig zu ſeyn."

„In der That, meine Liebe! ſo iſt es; — antwortete Norgal. — Wolltet Ihr denn wohl ein wenig Sorge für dieſen armen Arm tragen?"

Die Dame rief ihre Zofe Helene herbei, man beſah ſeinen Arm, fand ihn aus der Kugel gerückt, und arbeitete ſo lange daran, bis er wieder eingerichtet war. „Geht hin, lieber Vetter! Ihr ſeyd geheilt." Norgal war auſſer ſich, zum Entzücken vergnügt, und dankte ihr, war aber geſonnen, noch lange nicht wegzugehen.“ (Perceforeſt. V. 40.)

Man hatte ein Anliegen. Der Ritter verſprach zu helfen, auszuziehen für gekränkte Rechte, ſo bald er geheilt ſey. Er wurde wohl gewartet, und ſeine Wunden heilten unter guter, ſanfter Pflege. Nun zog er endlich fort, und die Schöne wappnete ihn freundlich ſelbſt.

„Ihre weißen zarten Hände befeſtigten Riemen und Ringe der Rüſtung, bis ſie dem Ritter feſtſaß, was ihm gar ſehr gefiel.“ (Flores de Grece.)

So hatte der wackre Palmerin von Oliva das Glück, von ſeiner Geliebten, der reizenden Prinzeſſin Polinarda ſelbſt entwappnet zu werden; anderer Ritter nicht zu gedenken.

Da ſagte ihm ein weiſer Mund: „Die Summe des Guten, welches ein Ritter beſitzen kann, beſteht in Stärke, Kühnheit, Schönheit, Artigkeit, Gutmüthigkeit, Höflichkeit, Freigebigkeit, Reichthum, und in Freunden.“ (Lancelot du Lac. II.)

Er zog von Schloß zu Schloß, fand allenthalben freundliche Aufnahme, freundliche Verbinderinnen ſeiner Wunden, gefällige Wirthinnen, und ſüße Koſt für Leib und Herz, gereicht von küßlichen Korallen-Lippen, und von ſchwanenweichen, weißen Händen. (Concionero de Romances.)

Von der Lanze hart verwundet,
Lag Don Triſtan, klagte ſehr;
Und es kam zu ihm der König,
Sein beſorgter Oheim her.

„Beſſer konnte ich Dir helfen,
Ach! wie gerne würd' ich's thun!“
Doch Frau Iſeult kam gegangen;
„Laßt den armen Kranken ruhn!

Einen Trank hab' ich bereitet,
Der ihn wohl erquicken ſoll."
Und ſie goß mit ſanften Blicken
Schnell den goldnen Becher voll.

Kam nach einer Stunde wieder,
Fand den Kranken ganz allein.
Von Iſeultens feuchten Lippen
Schlürfte Triſtan Honig ein.

Und der Kranke war geneſen,
Um bald wieder krank zu ſeyn,
Saugte, um geſund zu werden,
Süßen Lippen = Honig ein.

Es geſchah nicht ſelten, daß der Ritter an ein Feen = Schloß kam, und dort ſeinen Einzug hielt. Wie herrlich und wohl es ihm nun in dieſem Schloſſe ging, das kann man ſich leicht denken; doch kamen zuweilen fatale Händel mit Rieſen, Serpenten, Koboldeu, und dergleichen Unholden hinten nach. Doch der Riter war nicht verlegen, und ſchlug ſich, ſo gut es ihm möglich war, mit dieſem Geſirpig herum.

War ein Zauberer, eine Fee, ihm oder ſeiner Familie beſonders gewogen, ſo führte er nicht ſelten gefeyte (verzauberte) Waffen, die gegen Hieb und Stich undurchdringlich waren. Es gab Schwerter, die ſelbſt zuſchlugen, und das recht kräftig; die ſogar Feen waren. Dieſe Schwerter hatten gewöhnlich, ſo wie die Roſſe der Ritter, Namen, beſonders bei den Rittern der Tafelrunde, von welcher Ritter-Geſellſchaft wir in der Folge reden wollen. — Des mannhaften Paladins Roland Schwert, Durandal, war, wie die beiden folgenden Schwerter, eine Fee; er ſchlug damit den fürchterlichen Rieſen Ferrakul tod, der die Stärke von 40 Männern hatte. — Eſcalibor, hieß das Schwert des Königs

Artus; Courtoim, das Schwert Ogiers. Ein berühmter Schwertfeger ſolche Seltenheiten zu verfertigen, war Galaad. (Ogier le Danois.) Das herrliche Roß Bayard, der Söhne Aymons, iſt bekannt, berühmt ſind die Roſſe Alfan, Paipillon, Rabikant, Griſaleon, u. a.

Nach ihren Schildzeichen, nach Rüſtungen, nach Buſen und dergleichen wurden die Ritter genannt, und oft kannte man ſie blos unter dieſen Namen, ohne zu wiſſen, wer ſie waren, oder wie ſie hieſzen.

Als Amadis klagend und büſzend in der Emöde lebte, wurde er Dunkelhübſch genannt. (II. 6.) Sonſt führte er Löwen im Schilde, und hieſz der Löwen-Ritter. (I 17. II. 13.) Zuletzt aber nannte er ſich den Ritter mit dem grünen Schwerte. (III. 7.) — Perion, ſein Sohn, trug eine ſchwarze, mit goldenen Sfären beſetzte

Rüſtung, und hieß der Sfären-Ritter. — Floriſel erhielt ſeiner Liebſchaft wegen den Beinamen: Der Ritter von der ſchönen Schäferin. (Amad. IX.)

Sonderbar war es, daß man zwar Heiden, Mahometanern, erlaubte Ritter zu ſeyn, aber den Juden durchaus nicht. So fand einſt Don Silves, genannt der Ritter vom Walde, (Amad. XVI. 44.) drei Ritter, einen Chriſten, einen Mohametaner, und einen Juden, in einem ſcharfen Klingenwechſel, in welchen ſie durch einen Disput über ihre Religionen gekommen waren. Sie wollten einander eben die Wahrheiten derſelben blutig mit ihren Schwertern beweiſen, als Silves dazu kam, und ſie trennte. Er rief ihnen zu:

„Was iſt das? Unterweiſungen müſſen mit Geduld und Sanftmuth geſchehen, dabei taugt das Schwert nicht.“

Nachdem nun lange hin und her geſprochen worden war, wendete er ſich an den Juden, und ſagte:

„Ihr aber, wie könnt Ihr Euch ritterlicher Waffen, und des Ritter-Namens bedienen, da Ihr ein Hebräer ſeyd? Des hohen ritterlichen Ehrentitels ſeyd ihr nicht würdig, da ihr Juden, Leibeigene, Sklaven, und fremder Gewalt gänzlich unterworfen ſeyd.“ *)

---

*) Das kam aus der wirklichen Ritter-Welt her. Sie ſchloſſen ſich an Raub-Geſindel an, und plackten mit, ſo gut es gehen wollte. Ja, wir haben ſogar Nachricht von einem Juden-Turnier, ein Spaß, der den Theilnehmern übel bekam. So erzählt Spangenberg in der Manſfelder Chronik. S. 340.

„Anno 1384 hätten die Jüden ein Thurnier zu Weiſſenfels vnterſtang gehalten, (ſo finde ich's in einer geſchriebenen Chronica.) vnd wie ſie nu wiederumb zu Haus reiten wollen, ſo warten Hans von Trota vnd Koter von Croſik auff ſie, werffen ir etliche

Es bekam dem vorwitzigen Hebräer übel, ſich in ritterliche Waffen geſteckt zu haben. Die Knappen mußten ſie ihm abnehmen, und der Mahometaner beſonders, wollte ihm ſehr übel. Es wär ihm auch noch weit ſchlimmer ergangen, wär Silves nicht noch ziemlich vernünftig geweſen. Indeſſen bekehren mußten ſich beide, wollten ſie nicht in Stücken gehackt werden, und mußten ſich taufen laſſen.

Die irrenden Ritter, welche auf Abentheuer ausgingen, waren keine Stunde ſicher, durch Heurathen, nach tapfern Thaten, mit welchen ſie Herzen und Hände vortrefflicher Prinzeſſinnen erkämpften, durch Kämpfe, welche ſie gegen tyranniſche Rieſen,

---

nieder, vnd nehmen jnen ein ſtattlich Geld.“ — Sie waren alſo ſchlechte Fechter gegen wirkliche Feinde, und vielleicht nur Helden unter einander ſelbſt.

Könige und Regenten erfochten, in welchen dieſe von ihnen todgeſchlagen wurden, durch Begünſtigungen ſchöner Zauberinnen, und andere Zufälle, Beherrſcher mächtiger Reiche und großer Staaten zu werden, und mancher, der als Unbekannter in ſeinem Roman auftritt, iſt am Ende deſſelben ein gebietender Regent. Aber ſauer wurde es ihnen auch ſehr gemacht, Throne zu erſteigen, und was Ritter und Menſchen nicht zu thun vermochten, ſie zu ängſtigen und zu quälen, das gab man Zauberern, Unholden und Geſpenſtern auf, die das ihrige redlich thaten, dieſelben ſchrecklich im Athem zu erhalten. Alle Elemente wurden gegen ſie aufgewiegelt, und ihre Bewohner ſetzten ihnen oft hart genug zu. Lauter Kämpfe, die geradezu auf Vernichtung abzielten, und denen die Ritter, trotz ihrer Tapferkeit, nicht ſelten unterliegen mußten. Doch ſchenkten ihnen die Romanziers gewöhnlich gute Freunde, Zauberer, Feen, gaben ihnen gefeyte Waffen, und übrigens eine tüchtige Portion von zuweilen mehr als menſchlicher Stärke, den Gefahren, die ſie bedrohten, die Stirn muthig und entſchloſſen zu bieten; und lag ja einer unter, ſo geſchah es immer mit Ehre. Denn ehe er fiel, lagen ſeine Feinde ſicher zu Dutzenden um ihn herum. Und kamen ſie in die Gewalt ihrer Feinde, ſo wurden ſie gewöhnlich durch einen Stärkern endlich doch wieder befreit.

Aber nicht allein ein unabſehbares Feld der Gefahren, ſondern auch ein liebliches Gebiet ſchöner Entzückungen und ſüßer Freuden zeigt uns die Romantiſche Ritter-Welt, und wir wandeln mit ihren Helden durch die ſchönſten blumichten Auen der Liebe, der Ehre, hoher Sittlichkeit, und zärtlicher Freundſchaft. Der Garten der Minne iſt geöffnet, die Pforten des Tempels der Ehre und Freundſchaft ſind offen. Dorthin folgen wir den Rittern, und ſehen ſie in den Armen der Zärtlichkeit und Tugend. Dies macht ſie uns mitten in der Erdichtung, und dieſe mit ihnen ſelbſt, ehrwürdig, wenigſtens verehrlich. Es iſt wirklich eine ganz eigene neue Welt, die uns ihre Schätze beut ſo alt ſie auch iſt, eine angenehme, luſtige Welt, voll Biederſinn und Treuherzigkeit, der man immer mehr Geſchmack abgewinnt, je öfter man ſie beſucht.

Und die Helden derſelben ſelbſt? — Wir hören ſie ſprechen: (Chevalier de la Tour.)

Ich gäb nicht meinen Biederſinn
Um alle Erdenſchätze hin,
Ihn ſoll mir keiner rauben.
Hier ſitz' ich feſt auf meinem Pferd,
Vertraue auf mein gutes Schwert,
Und habe Muth und Glauben.

Empfohlen Gott, dem Liebchen mein,
Kann ich ſtets unerſchrocken ſeyn,
In drohenden Gefahren.
Ich wage für das liebe Guth
Voll Zuverſicht ſtets Leib' und Blut,
Gott wird mich wohl bewahren!

Er ſchirmt und ſchützt. Es lohnt und giebt
Die Liebe den, der treu geliebt,
Mit ſchönen Ehrenkronen.
Wohin des Herzens Wunſch verlangt,
Dort ſeh' ich, daß die Palme prangt
In reizend ſchönen Zonen.

Mich küßt ein Mund voll Freundlichkeit,
Es lacht des Lebens Herrlichkeit
In ſchönen Augenſternen.
Der Ehrentempel ſchließt ſich auf,
Die Liebe treibt den raſchen Lauf
Zu jenen ſchönen Fernen.

Dort prangt in ewig ſchönem Glanz
Der Tugend grüner Ehrenkranz,
Ich eil' ihn zu erringen.
Belohnung winkt zum nahen Ziel.
Wie ſchenkt ſie mir der Freuden viel!
Friſch auf! Es muß gelingen!

* * *

Es konnte nicht fehlen, der Schimmer welcher die Helden der Romane in ihren Thaten umgab, mußte auf die Ritter der wirklichen Welt einen Eindruck machen, der bei einer Nachahmung in einzelnen Fällen, nur allzugefällige Wirklichkeiten gewähren konnte. Beſonders war dies bei den Franzöſiſchen Rittern der Fall, bei denen oft der Roman in Wirklichkeit verſchmolz.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, hier davon im Allgemeinen und Ganzen zu ſprechen, was aber, in Rückſicht einiger Individuen im Eingang dieſer kleinen Abhandlung, oder kurzen Nachricht, verſprochen wurde, ſoll mit einigen Beiſpielen belegt werden.

Ritter-Gelübde.

1.

Bei dem berühmten Gelübd, welches auf einen gebratenen Reiher am Hofe des Königs Eduard von England, auf Anſtiſten Roberts von Artois, wider Philipp von Valois abgelegt wurde, befand ſich auch der Graf von Salisbury, der die Gräſin von Erby auf's heftigſte liebte. Dieſer legte ſein Gelübd, als es an ihn kam, auf den Reiher mit folgenden Worten ab:

„Wär' die heilige Jungfrau perſönlich hier, und entſagte ihrer Gottheit, um der, die ich liebe, den Preis der Schönheit ſtreitig zu machen, ſo würde ich doch nicht wiſſen, welcher ich den Vorzug geben wollte, und befürchten, ſie mit einander zu verwechſeln. Wo kann ich alſo einen ſtärkern Bewegungsgrund zur höchſten Tapferkeit finden, als in den Augen der Schönen, deren Feſſeln zu tragen, ich mich ewig rühmen werde? Ich brenne vor Verlangen, von ihr den Sold der Minne zu erhalten, und bitte ſie jetzt um die einzige Gnade, einen

Finger ihrer ſchönen Hand ſo auf mein rechtes Auge zu legen, daß es ganz verſchloſſen wird.“

Das Fräulein geſtand ihm zwei Finger zu, und verſchloß damit ſein Auge ſo, daß er keinen Stich ſah. Nun gelobte der Ritter, dies Auge nicht eher zu öffnen, bis er Philipps Heer in offner Feldſchlacht bekämpft hätte. Und dies Gelübd hielt er auch.

2.

Der Graf von Loiſeleng trug, wegen eines ſeiner Dame gethanen Gelübds, eine Kette, welche am Arm herab bis auf den Fuß ging, doch ſo, daß ihm dieſelbe nicht im Streite hinderte.

3.

Das Gelübd, abgelegt auf einen Pfau, (oder Faſan,) war eins der feierlichſten. Es trug eine Dame einen Pfau, (der zuweilen gebraten, immer aber mit den ſchönſten Federn geſchmückt war, auf einer goldenen oder ſilbernen Schüſſel, in die Verſammlung. Ueber dieſen wurden die Gelübde abgelegt. Hierauf wurde von den Damen ein Ritter gewählt, der den Pfau dem Ritter brachte, welchen er für den Tapferſten hielt. Dieſer mußte den Pfau zertheilen, wozu eine beſondere Geſchicklichkeit gehörte, weil jeder der Anweſenden ein Stückchen davon erhalten mußte. Das Fleiſch dieſes Vogels war, wie die Romanziers ſagten, eine eigene Speiße der Tapfern und Verliebten.

Im Jahr 1453 ging eine ſolche Feierlichkeit zu Lille vor ſich, als der Herzog von Burgund, gegen die Ungläubigen zu ziehen, das Kreuz nahm. Da gelobte der Herzog alſo: „Ich gelobe zuerſt Gott, meinem Schöpfer, und der Hochgebenedeiten

Jungfrau, ſeiner Mutter, und hernach den Damen und dem Faſan, ꝛc. ꝛc.“

4.

Im Jahr 1768 erſchien auf einem Turnier zu München der Ritter Kaspar Nothhaft, der ſich in ein Fräulein von Lorſchen verliebt hatte. Dieſer zu Ehren führte er eiñe, ſo wie ſie gekleidete Puppe, auf ſeinem Helme. Er erhielt im Turnier den Dank, und führte hernach, ſo lange er lebte, und ſeine Familie mit ihm, dieſes Helmkleinod auf ſeinem Wappen fort. Wegen dieſer Begebenheit, hatte er zu dieſer Helm-Zierde die Verſe geſetzt:

Kaspar Nothhaft bin ich genannt;
Alſo probiert' ich meinen Stand;
Auf meinem Helm führt' ich die Zart *),
Durch deren Lieb' ich ſiegreich ward.

---

*) Jungfrau.

3.

Landgraf Ludwig von Thürigen hielt eben (im Jahr 1226) zu Merſeburg Hof, wohin ihm viele Ritter und ſchöne Frauen nachgefolgt waren, als dorthin Ritter Waltmann von Sattelſtädt, ein kühner Lanzenbrecher kam, der öffentlich ſich vollkommener Ritterſchaft *) vermaß und rühmte. Ob man ihn nun gleich als einen wackeren Wappner und ſtrengen Ritter kannte, ſo konnte man dennoch den Wunſch nicht bergen, eine Probe dieſer ſelbſtgerühmten Vollkommenheit kennen zu lernen; und bald legte er dieſe Probe ab.

Er kam, und führte mit ſich auf einem prächtig geſchmückten Zelter **) ſitzend, eine wohlgezierte Jungfrau, der ein ſchöner Steuber *) folgte, und ein Sperber ſaß auf ihrer Hand. Er ſprach:

---

*) D. h. er erbot ſich zu jeder Kampfprobe, wie man ſie von ihm fordern würde.

**) Schimmel.

„Mit dieſer Jungfrau will ich ziehen, und mit jedem Kampfluſtigen, je über drei Meilen, einen Stoß halten. Rennt er mich nieder, ſo ſoll derſelbe all' mein Stechzeug, meinen Harniſch, den Steuber und die Jungfrau mit dem Sperber **) haben. Stoße ich aber ihn nieder, ſo ſoll er geben der Jungfrau einen güldenen Ring."

Mit dieſer Erklärung zog er fort. Viele Kämpen harrten des ſtolzen Ritters und probten Muth und Lanzen gegen ihn. Es wurde hart gerennt und getroffen. — Aber der Ritter leiſtete, weſſen er ſich vermeſſen hatte, und führte glücklich die Jungfrau mit dem Sperber und Steuber wieder gen Merſeburg, an den Hof. Die Jungfrau aber brachte mit ſich ſo manchen Fingerring, als ſie Finger hatte an beiden Händen. Sie dankte dem Ritter ob ſeiner groſſen und herrlichen Mannlichkeit, und theilte die erhaltenen Ringe an die Frauen und Jungfrauen des Hofes aus.

---

*) Jagdhund.

**) Ein ſchöner Sperber war hochgeachtet, angenehm, und theuer.

Dies war ein Benehmen, Erbieten, und ein ritterliches Abentheuer wirklicher Ritterſchaft, wie nur irgend ein Ritter-Roman eins preiß geben konnte!

Ueber den Roman:
Amadis von Gallien,
und
die Ritter deſſelben.

Nebſt vier Stammtafeln.

Der berühmteſte aller Ritter = Romane, welchen ſelbſt der kritiſche Cervantes bei dem hochnothpeinlichen Hals = Gericht, welches er über des wohlbekannten Junkers Don Quixote Ritter = Bibliothek halten ließ, Gnade wiederfahren läßt, iſt unſtreitig der zu allen Zeiten beliebte Amadis von Gallien. Ein vollſtändiges Exemplar dieſer „Blume aller Ritterbücher“

zu finden, iſt ſelbſt in den beſten öffentlichen Bibliotheken eine Seltenheit, die Erwähnung verdient.

Eine kleine Schrift: Iſtoria critica e ragionata ſull origine, incontro di tutte l' Hiſtoria o Romanzi di Cavalleria, e Magia dei Secoli XVI et XVII da Franc. Henrion, Firenza 1794: (die ich aber nur aus einer kurzen Anzeige kenne,) ſoll, als eine neue Entdeckung, die Anzahl der Bände (oder ſogenannten Bücher) des Amadis, auf 23 angeben. Ich kann aber, da ein vollſtändiges Exemplar dieſes ſeltenen Werkes vor mir liegt, verſichern, daß daſſelbe aus 24 Bänden (oder Büchern) beſteht.

Von dem ganzen Werke gebe ich um ſo lieber Nachricht, da ich eine vollſtändige Angabe deſſelben noch nirgends gefunden habe, und die Notizen allenthalben habe

Erſte Ta

G a r i n

König in Breta
zeugt mit ſeiner Königli

Eine Prinzeſſin,
La Dame de la Guirlande genannt, weil ſie ſtets ihr ſchönes, langes Haar mit Blumen-Kränzen ſchmückte;
Ihr Gemal
Languines,
König in Schottland.

Agrayes.
Gemalin: Olinda, Prinzeſſin von Norwegen.

Mabila.

Amadis von Gallien.
Das Kind der Liebe. Als er Ritter wurde, nach ſeinem Schildzeichen, der Löwen-Ritter, in der Einöde aber, Dunkelhübſch genannt. Seine Gemalin:
Oriane,
die Tochter des Königs Liſuart von England, welchem er, nach ſeinem Tode als König in der Regierung folgte.

Esplandian.
Vermält mit
Leonorina,
Tochter des Griechiſchen Kaiſers, durch die er, nach deſſen Tode, Kaiſer von Konſtantinopel wurde.

Liſuart
von Griechenland.
S. die zweite Tafel.

Zwillinge.
Perion und Briseena

Perion vermält mit Gricileria, Tochter des Kaiſers von Trapezunt.

Briseena vermält mit dem Kaiſer zu Rom.

Esclariana.

Floreſtan.

der einzi
Ritter:
er, wie
gen wollte
ſie als die
ner ſeiner
Sein
1. Aldo
2. Die
3. Die
4. Mad
5. Die

fel.

ter,
ne,
n Gemalin:

Eliſena,
genannt: die verlorne Geiſtliche; (La Devote perdue.) Ihr Gemal, den ſie vor ihrer Verheurathung, als irrenden Ritter von der Sfäre, mit dem Solde ſüßer Minne beglückte:
Perion,
König in Frankreich.

Galaor,
Ritter unter ſo vielen der Romantiſchen
elt, der nicht Einer Dame allein, (weil
ſagte, die andern nicht dadurch beleidi-
) als Königin ſeines Herzens huldigte,
Schöne ſeiner Gedanken verehrte und lei-
Geliebten die Hand als Gemal reichte.
Bulſchaften und Geliebten aber waren:
a, die Tochter des Königs von Serolys.
Niederländiſche Jungfrau Theloïs.
Jungfrau Brandieta.
ina, die Frau von Gantay.
Jungfrau Dinarda.

Melicia,
vermält an
Bruneo,
König von
Aravigne.

Zeugte mit der Tochter eines Grafen von Seeland, der Bulſchaft einer einzigen Nacht, vor ſeiner Vermälung:
Floreſtan.
Seine Gemalin:
Coriſanda.

Lisua

durch die er

Silvia.
Ihr Gemal:
Prinz Anastorax.
Filisel.
Buhlschaft:
Die Prinzessin
Marfira.

Gemalin:
Die Prinzessin
Amazara.

Buhlschaften.
1. Die Dame Lucila.
2. Die Dame Finistea.
3. Die Königin Zahara von Kanb
der er genas

Amazartes.
Gemalin:
Oriana.
Rosorea.
Gemal: Prinz
Sassaman.

Zwillinge.

Alastr
Gemal:

Age
König in
Gemalin:
Tochter Fl
der Königi

Ama
vom G

G. die vi
fe

Zweite Tafel.

t von Griechenland.

Gemahlin:

Onoleria,

nach ihres Vaters Tode, Kaiser von Trapezunt wird.

ſuë; mit
nerea,
elanges.
ilan,
Kolchis.
Diana,
riſeis und
Sidonia.
die
ſtirn.
erte Ta-

Amadis
von Griechenland.

Gemahlin:
Niquea, die Tochter des Soldans von Niquea.

Floriſel
genannt: der Ritter von der ſchönen Schäferin.

Buhlſchaften.

1. Arlanda,
Prinzeſſin aus Thrazien; zeugt mit ihm
Florarlan.
Anaxander. Floradin.
Gemahlinnen: die Schweſtern Oriſonia und Corinna, Prinzeſſinnen von Silandria.

2. Sidonia,
Königin von Guindaya; zeugt mit ihm
Diana.
Gemal:
Ageſilan,
König in Kolchis.
Amadis vom Geſtirn.
S. die vierte Tafel.

Gemahlin:
Helena
die Prinzeſſin aus Apollonien.
Rogel.
S. die dritte Tafel.

S. die vierte Tafel.

Fortuna;
Gemal, Lucendus,
König von Frankreich.

Fortunian
der Schöne.

Buhlſchaft.
Die ſchöne Zauberin
Gnoida.

Gnoidan,
König von Thrazien. Gemahlin:
Zelanda,
Prinzeſſin von Cortona.

Artemiſia.

Bellorin.
Gemahlin:
Callianira,
Prinzeſſin von Cloton.
Dardanon.

Callirhoe.
Gemal: Prinz Dagobert.
Callodagobert.

Zelandion.
Gemahlin:
Oleriana,
Infantin aus Kalifornien.

Gemahlin: die Prinzeſſin
Clareſtelle
von Perſien.

Dritte

Rogel aus G

der Wie

Ritter von Trap

Dieſer Prinz, der luſtigſte Ritter der ganzen Romantiſchen Ritterſchaft, hatte ein nur allzu [illegible]
„Ach! Rogel! wie iſt dir doch das [illegible] ſo ſehr zuwider, daß dein Herz an ſo viel Orten ausge
nur um Einer willen Noth zu leiden, wie deinen lieben Voraltern geſchehen!“

Buhlſchaften:

1.
Die Jungfrau
Agreſte.

2.
Die Jungfrau
Sardenia,
Frau
der vier
Schlöſſer.

3.
[illegible],
Königin
von Galdar.
|
Argan[illegible].
Gemalin:
die Tochter des
deutſchen
Kaiſers.

4.
Frau
[illegible].

5.
[illegible],
Prinzeſſin
von Sparta.

6.
[illegible],
Prinzeſſin
von Perſien.

7.
Die Jungfrau
[illegible].
|
Silves
vom Walde.
Gemalin:
Penteſilea,
die Amazonen-Königin.
|
[illegible],
König von Sicanania.
Gemalinnen:
1.
Die Prinzeſſin der
Parther,
[illegible].
2.
Die Königin [illegible],
von Sicilia.

8.
[illegible],
Kaiſerin von Perſien.
|
[illegible].
Gemal:
Fortunian,
Prinz von Frankreich.

Buhlſch

1.
[illegible],
Köchin
von Peru.
|
[illegible].

2.
Die J
frau
Kri

Tafel.

riechenland,

geliebte,

gunt und Perſien.

[illegible] ſterb ſich alle ſchöne Weiber, welches er jedoch gar ſehr beklagte, indem er einſt ausrief:
theilt worden, da du auf einmal ſo viele ſchöne Damen ſiehſt! [illegible] du nicht viel [illegible]

6.
[illegible]
Königin der Inſel [illegible]
[illegible] Ihr ward nachmals
aus dem Leibe geſchnitten.

[illegible]
der Feuer Ritter.
ſten.

1.
Die Jungfrau
Colligraphia.
Fodarge.

ang.
ien.

Gemalin:
Brandimunda,
Prinzeſſin
von Alape.

10.
[illegible], die Mohrin;
Königin der weiſſen Inſeln.

Zwillinge:
Lidiorpe.
[illegible]
Gemalin:
die Prinzeſſin
Calinde.

[illegible],
Gemalin:
die Prinzeſſin
[illegible].

[illegible],
Gemalin:
[illegible],
Prinzeſſin
von Thracien.
[illegible]

Gemalinnen.

1.
Die Prinzeſſin Leonida.

[illegible]mond.
Gemalin: Richarda,
Prinzeſſin von Perſien.

[illegible],
genannt der graue
Ritter.

Polibart,
[illegible]
von [illegible]
[illegible]

Gemalin:
Die Infantin
[illegible]

[illegible]
Gemal:
[illegible],
Prinz von
Aſien.

[illegible]
Amadis
von [illegible].

2.
[illegible],
Kaiſerin von
Perſien, vorher,
ſeine edle Buhlſchaft, die er
nach dem Tode
ſeiner erſten Gemalin heurathete, und durch
ſie, die Perſiſche, mit der
Trapezuntiſchen
Krone [illegible].

Viert

Amadis v
König de
Gem
Rosa
Prinzeſſin

Amiano
vom Geſtirn.
Gemalin: die Prinzeſſin
Sirenia
aus Indien.

Frigmaleon.
Gemalin:
Policastie,
Prinzeſſin aus Barien. Frau der ſchwimmenden Inſeln.

Lisena.
Gemal: Prinz
Kerombor,
der Rieſe.

1.
Pisangrina,
Prinzeſſin von Cornwallis.
|
Meldovert.

e Tafel.

m Geſtirn,
r Parther.
alin:
liana,
der Parther.

Hercules
vom Geſtirn.
Bulſchaften.

2.
Die Prinzeſſin
von Lothringen.
|
Herculion,
Herzog von Lothringen.

3.
Die Rieſin, Jungfrau
Garamiata.
|
Herculiane.

Gemalin:
Bellamira,
Prinzeſſin von Ungarn.
|
Aſtremira.

Gemalin:
Bellamira,
Prinzeſſin von Ungarn.

Astremira.

zuſammen ſuchen müſſen, die man hier, nun wenigſtens, geordnet findet. *)

Wie Salmuth in ſeinen Novis repertis Panciroll. Tit. XII. p. 566. hat ſagen können: „Verfaſſer des Amadis von Gallien, iſt Goraeus Pariſienſis,“ begreife ich nicht, da das Original dieſes Werkes, ſo viel wir bis jetzt wiſſen, Spaniſch, und der eigentliche, erſte Verfaſſer deſſelben ganz unbekannt iſt.

Zwar wollen einige angeben, eine gewiſſe Portugieſiſche Dame, (die ſie aber nicht nennen,) ſey die Verfaſſerin dieſes Romans; andere ſagen, der Infant Don Pedro, Sohn des Königs Johann I. von Portugal, habe ihn geſchrieben, und noch

---

*) Eine Litteratur der Ritterbücher überhaupt zu geben, behalte ich mir und den folgenden Bänden des gegenwärtigen Werks vor.

andre nennen einen Portugieſen, Vaſco de Lobeiro als Verfaſſer deſſelben, aber es iſt in allen dieſen Angaben mehr Vermuthung als Gewißheit.

Der Roman geht im Original, nur bis zu dreizehn Büchern, und die Franzoſen haben ihn, durch verſchiedene Verfaſſer, bis zu vier und zwanzig Büchern (Bänden) fortgeſetzt. Der erſte Ueberſetzer des Originals, war Herberai, der den Franzoſen das Werk gab, das eine vorzüglich gute Aufnahme, Fortſetzer, und Nachahmen fand.

Hier nun, die Litteratur dieſes Buches, welches Jahrhunderte hindurch im Werthe gefälliger Unterhaltung blieb.

Los quatros Libros del Cavallero Amadis de Gaula. Sevilla. 1496. 1526. 1552. 1556. Fol.

La Historia de Amadis de Gaula, por Garcias Ordonnez de Montalvo. Salamanca. 1547. 1575. Fol. 13 Voll.

Dieſer Verfaſſer hat die alte Ausgabe korrigirt, und die neuen Theile, oder Bücher hinzugefügt.

Amadis de Gaule; trad. de l'Espagnole en François par Nic. de Herberai. Paris. 1540. 1550. 1557. Anvers. 1561. 1574. Fol. 15. Voll. Par. 1543. 8. 24 Voll. Lyon. 1570. 1577. in 16. 21. Voll. Chambery. 1575. in 12. 24 Voll.

Amadis de Gaule; ou l'Extrait abregé de tout ce qui se trouve de plus interessant dans cet ancien Roman, par Mlle. Lubert. Par. et Amst. 1750. in 12. 4 Voll.

Amadis de Gaule. Traduction libre par Comte de Tressan. Par. 1779. 12. 8. 2. voll.

Dieſe Bearbeitung ſteht auch in des Grafen geſammelten Werken, Ausg. Paris.

1757. T. I. II. Sie enthält die vier erſten Bücher der eigentlichen Abentheuer und Ritterfahrten des Amadis, und wir haben davon eine geſchmackvolle, vortreffliche Ueberſetzung:

Amadis aus Gallien; nach Graf Treſſan, a. d. Franzöſiſchen von Mylius. Leipzig. 1782. 8. 2 Bände.

Amadis di Gaula; trad. di lingua Spagnuola nella Italiana. Venet. 1551. 1600. 1609. 1624. 8.

L'Amadigi; Poema di Bernardo Taſſo, Venet. 1560. 4. Bergamo. 1755. 8.

Ein deutſcher Auszug aus dieſem Gedicht ſteht im 1. Bande des Magazins der Italieniſchen Litteratur, von Jagemann.

Der Hiſtorien vom Amadis vß Franckreich 1—13 Buch. Frkf. 1523. 1583. Fol.

Amadis auß Frankreich, 1—24 Buch. Mümpelgart und Frkf. 1590—95. 8.

Die alte deutſche Ueberſetzung iſt ſehr ſelten geworden, und eben ſo ſelten beiſammen anzutreffen. Nach Clement (Biblioth. curieuſe T. I. p. 248.) beſitzt die Göttinger Bibliothek ein vollſtändiges Exemplar derſelben. — Auch auf der öffentlichen Herzogl. Bibliothek zu Weimar iſt eins zu finden.

Treſor de tous les Livres d' Amadis de Gaule. Anvers. 1563. 1582. 16. Lyon. 1605. 1606. 12.

Auch davon haben wir eine alte deutſche Ueberſetzung:

Schatzkammer ſchöner, zierlicher Orationen, Sendſchreiben, Geſpräche ꝛc. auß den 24 Büchern des Amadis von Franckreich. Aus dem Franzöſiſchen. Straſb. 1597. 1608. 8.

Romanzen vom Amadis von Gallien ſinden ſich im Concionero de Romanzes. p. 278—280.

Die vier erſten Bücher des großen Werks enthalten, wie ſchon geſagt, die Thaten des Amadis; das funfte Buch, die Abentheuer Esplandians; das ſechſte die Thaten des Ritters Floriſondo; das ſiebente und achte, Liſuarts; *) das neunte und zehnte die Abentheuer Floriſels und und des Ritters Anoxarte: das eilfte und zwölfte Buch giebt die Ritterfahrten Rogels und Ageſilas; das funfzehnte bis ſiebenzehnte, enthält die ritterlichen Thaten Sſáramonts und des Amadis vom Geſtirn; und im achtzehnten bis vier und zwanzigſten Buche werden uns die Abentheuer der

---

*) In der alten Deutſchen Ueberſetzung iſt dieſe Ordnung ein wenig verſchoben worden.

der übrigen Prinzen und Ritter erzählt, deren Namen man auf den beigefügten Stammtafeln findet, die eine Ueberſicht ihrer Verwandſchaften und Verbindungen geben eine Arbeit, die wirklich ein wenig Geduld und viel Reſignation forderte, und die wenigſtens beweiſt, daß alle Bände dieſes ſtarken Werks mit Aufmerkſamkeit geleſen worden ſind; wobei ich wirklich, offenherzig geſtanden, meine Belohnung in der Unterhaltung gefunden habe.

Der Sieg-Sperber, und die Geſetze der Minne.

Der edle Ritter Serlot, ein Britanier, bat um Minne das edle Fräulein Garlante, ihr zu Dank und Ehre, ſie zu verdienen. Sie aber ſagte:

„Minne kann ich dir nicht gewähren, Du brächteſt mir denn den Sieg-Sperber, der in König Artus *) Hofe auf einem goldenen Ringe ſitzt.“

---

*) König Artus in Britanien war das Haupt des bekannten, von dem Zauberer Merlin geſtifteten Ritter-Ordens der runden Tafel. Davon ausführlich ein andermal, ſo, wie auch gelegentlich, von den Minnegerichten und ausgezeichneten Minne-Fehden der romantiſchen Ritter-Welt.

Der Ritter ritt davon, ihr zu bringen den Sieg-Sperber, und kam in einen dichten faſt wild verwachſenen Wald. Ihm begegnete eine gar wunderſam ſchön gebildete Jungfrau, ſie und ihr Roß herrlich geſchmückt. Es grüßte ſie züchtiglich der Ritter, und ſie, indem ſie gar freundlich dankte, ſprach:

„Was Du ſuchſt, wirſt Du ſchwerlich finden, ſtehe ich Dir nicht bei mit gutem Rath?“

„Und Ihr wißt, was ich ſuche?“ — fragte er.

Sie antwortete lächlend:

„Du warbſt um eines Weibes Minne; Sie aber ſprach: Minne kann ich Dir nicht gewähren, Du brächteſt mir denn den Sieg-Sperber, der in Königs Artus Hofe auf einem goldenen Ringe ſitzt.“

„In der That! ſo iſt es;“ — rief der Ritter aus.

Die Jungfrau fuhr freundlich weiter fort:

„Den Sperber, den du ſuchſt, kannſt Du nur durch Kampf gewinnen, und iſt Dir das möglich, ſo magſt Du dann haben die ſchönſte Frau, die irgend einer hat an König Artus Hofe. — Dort ſteht ein Pallaſt, in den Du nicht kommen kannſt, es ſey denn, Du könnteſt vorzeigen des Sperbers Handſchuh. Dieſen mußt Du erkämpfen von zwei ſtarken Rittern, die ſchon manchen Kämpen niedergeſtreckt haben.“

Der Ritter bat ſie um ihren Rath und Beiſtand, und geſtand, er werde lieber ſterben, als zurückkehren ohne den Sperber; er ließ ſich vor ihr nieder, und küßte ihr die Hand, und flehte:

„Gewährt mir meine Bitte, und ich werde glücklich ſeyn!“

Sie reichte ihm den ſchönen rothen Mund, gab ihm der Minne Kuß, und ſprach:

„Du ſollſt haben, was Du begehrſt. — Beſteige dieſes mein Roß, es bringt Dich dahin, wo Du zu ſeyn begehrſt.“

Er ſprang auf, küßte ihr nochmals dankbar die Hand, und ſchwang ſich auf das vorgeführte Roß. Sie aber ſprach:

„Noch merke Dir das: daß Du von den zwei Erſten, die des Handſchuhs hüthen, wenn Du ſiegſt, den Handſchuh nicht nimmſt, denn Du möchteſt ihn nicht behalten in dem Pallaſt-Kampf, und möchteſt dann nicht vollbringen Dein Wollen und Begehren.“

Dies alles bewahrte der Ritter ſehr wohl in ſeinem Herzen, nahm Abſchied von der freundlichen Jungfrau, und ritt entſchloſſen dem Abentheuer zu.

Bald erreichte er einen breiten Fluß; drüber hing eine Brücke, angehängt an beyden Geſtaden, und tief hing ihre Mitte hinab in den Fluß. An dem Ufer, welchem Serlot zuritt, ſaß ein grämlicher Rittersmann, der den Grüßenden nicht einmal dankte, und ihm mürriſch zurief:

„Was ſuchſt Du hier?“

„Ich will — entgegnete Serlot, — über das Waſſer auf der Brücke.“

Der Brückenhüter ſprach:

„Du gehſt dem Tode entgegen. — Willſt Du wieder umkehren, ſo will ich Deine Rüſtung nehmen, und Dir das Leben ſchenken, das Du ſo einfältig wagen wollteſt dahin zu gehen, wohin Du nicht kommen kannſt.“

„Gäb ich Dir meine Rüſtung, — antwortete Seriot; würdeſt Du wenig Ehre davon haben, einen Ungewappneten zu beſiegen. Es bringt Dir mehr Ehre mir den Uebergang über die Brücke ſtreitig zu machen, den mein Schwert mir wird zu bahnen wiſſen.“

Schimpfend und drohend erhob ſich jener, und der Kampf begann. Er ſchlug dem Ritter harte Wunden, bis dieſer ihn endlich mit der Lanze zu Boden rannte. Als er aber die Gurgel ihm durchſtoßen wollte, bat er gar demüthiglich um ſein Leben.

Drüben, am gegenſeitigen Ufer, ſtand ein mächtiger Recke, *) der ergriff die Brücke und ſchüttelte ſie ſo kräftig, daß ſie ganz unter Waſſer ſchwebte. Das konnte aber

---

*) Rieſe.

den Ritter nicht abhalten, muthig darüber zu ſetzen, und als er drüben war, griff er den Recken an, und warf ihn nieder.

Nun ritt er über einen luſtigen, ſchönen Anger und gewahrte einen wunderſchönen Pallaſt, der rundum verſchloſſen, und ohne Thor und Thür war. Aber auf dem Anger ſtand, gedeckt mit ſchönen weißen Tüchern, ein ſilberner Tiſch, beſetzt mit köſtlichen Speiſen und Getränken. Nicht fern davon ſtand eine ſilberne Krippe mit ſchönem reinem Haſer wohlangefüllt; an dieſe band der edle Serlot ſein Roß, ſetzte ſich dann an den Tiſch, und ließ es ſich trefflich ſchmecken.

Bald vernahm er ein fürchterliches Praſſeln, wendete ſeine Augen gegen den Pallaſt, und ſah an demſelben eine Pforte aufgethan, die vorher nicht da war. Und alſobald trat aus derſelben hervor ein mächtiger Rieſe, eine ſchwere kupferne, wohlbezackte Streitkolbe in der Hand, die er in derſelben herumwarf, als wär's eine Korn-Aehre. Dieſer nahte ſich dem Ritter, und ſprach:

„Wer biſt Du, der Du es wagen darfſt, Dich ſo freventlich an des Königs Tiſch zu ſetzen, deſſen Du nicht würdig biſt?“

Der Ritter antwortete:

„Es ſoll eines Königs Tiſch für Jedermann reichlich beſetzt ſeyn. Nun bin ich, ein Ritter, hieher gekommen Ritterſchaft hier zu üben, und Du magſt mich nicht ſchelten, daß ich mich an den Tiſch geſetzt habe.“

Der Pförtner ſprach:

„Wiewohl dies meines Königs Tiſch iſt, ſo ſoll doch an demſelben keiner eſſen, der nicht in den Pallaſt gehört, er wage es denn zuvor mit dem Pallaſthüther zu kämpfen, und es gelinge ihm, ihn zu beſiegen.

Was willſt Du alſo thun? Und warum biſt Du hieher gekommen?“

„Ich bin hieher gekommen, — antwortete Serlot, — zu empfangen den Handſchuh des ſieglichen Sperbers. Wer iſt nun Hüther des Pallaſts, der mir wehren will weiter zu gehen?“

„Welch ein Unſinn hat Dich ergriffen! — rief der Recke aus. — Du magſt ehe vom Tode erſtehen, als daß Du erhältſt, was Du zu erhalten wünſcheſt. Ich bin des Pallaſtes Hüther, ich, der ich mit meiner Hand wohl Tauſende ſchon erſchlagen habe, und will Dir zeigen, mit wem Du es zu thun haſt.“

„Das will ich ſehen!“ — ſprach der Ritter, ſprang auf, und griff nach ſeinem Schilde.

Nun erhob ſich ein mächtiger Kampf zwiſchen beiden. Der Rieſe ſchlug dem

Ritter ſein Schild in Stücken, und dieſer gerieth in große Noth. Aber endlich gelang es ihm doch, als der Recke ſeine Kolbe hob, ihn zu unterlaufen, und einen ſo kräftigen Streich auf ihn zu führen, daß ſeines Gegners Hand und Kolbe zugleich im Graſe lagen. Als er ihn nun das Schwert durch die Gurgel ſtoßen wollte, ſchrie jener:

„Wie? Du wollteſt Deinen Gefangenen tödten? — Laß mich leben, und ich verſpreche Dir bei Deinem Vorhaben meinen Beiſtand.“

„Willſt Du das thun, ſo ſollſt Du leben.“

Und es führte der Pförtner den Ritter in den Pallaſt zu einer goldenen Säule, an welcher der begehrte Handſchuh hing. Dieſen nahm er in ſeine linke Hand, und hörte alſobald ein großes Geheul und Geſchrei:

„Wehe! wehe! Wir haben verloren unſere Freude!“

Serlot verließ den Pallaſt, ſchwang ſich auf ſein Roß, und durchtrabte ſchöne luſtige Haiden und Anger. Dort ſtand ein ſchöner goldener Pallaſt nach Luſt gebaut, tauſend Ellen lang und tauſend Ellen breit. Drinne ſaß an ſeiner Tafelrunde der König Artus bei Rittern und Frauen; auch ſaß dort der Sieg-Sperber auf einer goldenen Stange, und nahe dabei lagen, gebunden, zwei Hunde.

Und der Ritter ging in den Pallaſt über ein ſtarkes, von zwölf Rittern bewachtes Bollwerk. Als er den Handſchuh zeigte, ließen ſie ihn gehen, doch ſprachen ſie:

„Es iſt Dir dieſer Weg nicht heilſam, ſondern er bringt Dich in Arbeit und Schmerzen.“

Als Serlot in den Pallaſt trat zu des Königs Tafel, grüßte er ihn nach Ritterſitte, und wurde gefragt: Was er begehre? Da ſagte er, daß er wollte nehmen den Sperber. Und es fragte einer der verſammelten Ritter: Warum er das thun wolle? Der Ritter antwortete:

„Darum, daß meine Liebe *) ſchöner iſt und minniglicher als keine dieſer Damen hier.“

Jener lächelte:

„Dies mußt Du mit dem Schwert beweiſen.“

Dazu war Serlot erbötig, und der Kampf begann. — Nach langem Schlagen und Streiten, wobei es ſehr hart herging, ſchlug unſer Ritter endlich ſeinen Gegner zu Boden. Darauf nahm er den Sperber und die Hunde und einen Zettel, der an

---

*) Geliebte.

des Sperbers Ring und Stange gebunden war.

Und da er nun fragte: Was ſteht auf dem Zettel geſchrieben? erhielt er die Antwort: „Auf dem Zettel ſtehen geſchrieben die Geſetze der Minne. Dieſe hat der Minne Gott und König heißen bringen und zeigen allen geliebten Leuten. Dieſe mußt auch Du zeigen allen Liebenden, willſt Du friedlich tragen den Sperber.“

Und er zog von dannen und kam mit dem Sperber und Zettel zu der werthen Maid, die er in dem Walde an dem Platze ſeiner warten fand, wo er ſie verlaſſen hatte. Sie freute ſich gar ſehr ſeines Sieges, hieß ihn ziehen, und ſprach:

„Lieber Freund, fahre hin mit meinem Erlaub, zu Deiner Lieben. Ich bitte Dich, laß Dir leid ſeyn Dein Scheiden, und wenn Du mich ſehen willſt, ſo komme hieher an dieſen Ort, und Du wirſt mich finden.“

Nun laſſt uns leſen die Geſetze der Minne, die auf dem Zettel geſchrieben ſtanden, der bei dem Sieg-Sperber hing. —

Die Geſetze der Minne.

Niemand mag ſich davon ausnehmen, und von der Liebe rechtlich ſcheiden.

Wer ſein Liebchen nicht zu verlieren fürchtet, und nicht eiferſüchtig iſt, der liebt nicht.

Niemand mag Zwei lieb haben.

Die Liebe kann nur wachſen, oder abnehmen.

Nur Herz und Muth gebären wahre Liebe.

Bei Geiz wohnt keine Liebe.

Man darf von ſeiner Liebe keine Schande haben.

Wer wahr und herzlich liebt, liebt nur Eine.

Liebe liebt am ſicherſten im Stillen.

Wer leicht gewährt, deſſen Liebe wird bald verſchmäht.

Hinderniſſe befeſtigen die Liebe.

Ein Liebchen wird bleich, wenn ſie ihre Liebe erblickt.

Der Mann erröthet, ſieht er ſein Liebchen.

Neue Liebe vertreibt die alte.

Frömmigkeit allein macht der Liebe würdig.

Wo der Liebe ſinkt, verliſch' ſie oft bald und kömmt nicht wieder.

Ein wahrer Liebhaber iſt immer ſorgfältig.

Eiferſucht macht die Liebe größer und ſtärker.

Liebe wächſt durch Liebe.

Ein Liebender fragt nicht nach Speiße und Trank.

Da iſt wahre Freude, wo Liebe mit Liebe bezahlt wird.

Ein rechter Liebhaber meint, daß nichts beſſeres ſey, als daß er ſeines Liebchens Willen thue.

Ein Liebchen mag dem Lieben nichts verſagen, der Liebe nicht dem Liebchen.

Wahre Liebe giebt nie Ueberdruß.

Ein wenig Argwohn macht in der Liebe Mißdenken.

Wer Unkeuſch iſt, liebt nicht.

Dem Liebenden iſt die Geſtalt des geliebten Gegenſtandes ſtets gegenwärtig.

Dieſe Geſetze, von des Königs der Minne Geheiß, hat der Britte gebracht, und gegeben der Liebſten den Sperber. Da ſie nun erkannte ſeine Liebe und Mannheit, ſchenkte ſie ihm ſüße Minne, berief uſammen Ritter und Frauen, und machte bekannt öffentlich die Geſetze der Minne. Alle gelobten Gehorſam dieſen Geſetzen, und ausgetheilt wurden ſie, durch die Welt, bekannt gemacht, allenthalben, allen Liebenden und Geliebten, Sie wurden aufgenommen mit Freude und Entzücken von allen Liebenden, gelten noch bis auf den heutigen Tag, und werden gelten ewig.

6.

Julgoran der Feuer-Ritter.

Der tapfere Prinz **Rogel** war im Schiffbruch mit ſeinen Gefährten an die Inſel **Kanadea** geworfen, und wurde daſelbſt von der Königin des Eilands, der ſchönen **Florella**, gar großmüthig und freundlich aufgenommen.

Die Aufnahme dieſes Fremdlings gab der Königin viel Freude, aber endlich noch weit größeres Leid. Denn kaum hatte ſie ihn geſehn, als ihr Herz mit Liebe gegen ihn gar mächtig entzündet wurde. Rogel war der Mann nicht, der eine Dame lange ſeufzen laſſen konnte. Sie wurden des ſüßen Handels einig, und fanden ſich mit herzlicher Liebe und Bulſchaft ſo wohl zuſammen, „daß man (ſagt der Romanzier) nachher wohl die Zeichen davon geſehen hat.“

In dieſer Fröhlichkeit verſtrichen beiden ſechs Monate, wie einzelne Tage, und die Königin glaubte, ihr geliebter Bule werde ſie nun nie verlaſſen. Aber ſie irrte ſich. Rogel hatte ſeines Bedünkens nun mit der zärtlichen Fiorella ſattſam und genug geliebelt, ging einſt des Nachts zu Schiffe, und ſegelte ohne Abſchied davon.

Dieſes Betragen brachte die gute Königin auſſer ſich. Sie konnte den Schmerz dieſer Trennung nicht ertragen, fiel in Raſerei, und gab endlich ihren Geiſt auf, auf eben dem Lager, wo ſie mit Rogel dem Ungetreuen, ſonſt ſo glücklich geweſen war. — Noch ſtanden ihr Bruder, der Prinz

Bruzages, und ſeine geliebte Gemalin Auriflora an ihrem Lager und drückten ihr die Augen zu, als plötzlich und unvermuthet ein „ungeſchwunglich“ *) großer Rieſe in das Zimmer trat, ſich dem Todenbette der Königin nahte, einen großen Scharſach **) hervorzog, und ihr den Leib aufſchnitt. Dabei ſagte er mit ſchrecklicher Stimme zu den Umſtehenden:

„Warum weinet ihr? Wär die Königin heute nicht geſtorben, ſo hätte ſie im Kindbett ihr Leben laſſen müſſen.“

Nun nahm der Rieſe, Enceladus genannt, das Kind, welches die Königin ſeit ſechs Monaten unter ihrem Herzen trug, ihr aus dem Leibe, wickelte es in Jungfernpergament, ſchob es in den Buſen, und verſchwand ſchnell damit.

---

*) D. i. überſchwenglich; ungeheuer. — Ich habe nach der alten deutſchen Ueberſetzung gearbeitet.

**) Auch Scharſas; Ein Scheermeſſer. —

Er nahm das Kind mit auf den Berg Aetna, wo ſeine Wohnung war, zog es groß, nannte es Fulgoran, weil ein Blitz demſelben die linke Bruſt geſtreift, und verbrannt hatte.

Enceladus erzog ſeinen Zögling zu allen ritterlichen Tugenden, machte ihn wehr- und waffenfertig, und gab ihm eine bezauberte Rüſtung, die ganz von Flammen zuſammen geſetzt zu ſeyn ſchien, und von welcher der Prinz der Feuer-Ritter genannt wurde.

Statt eines Roſſes gab der Rieſe ſeinem Ziehſohne den berühmten Griſaleon, den vor Zeiten der Prinz Ageſilan geritten hatte, und auf demſelben durchzog der Ritter muthig und ruhmvoll die halbe Welt.

So kam Fulgoran auch endlich nach Indien, wo er von dem Peruaniſchen Könige Atabaliba und der ſchönen Königin Zarzaparilla, ſeiner Gemalin, gar herrlich und wohl empfangen wurde.

Der König beehrte ihn mit ſeinem Vertrauen, und ließ ihn nicht von ſeiner Seite. Er aber rettete einſt auf einer Jagd dem Monarchen das Leben, als er einen ungeheuern Löwen mit ritterlicher Stärke erlegte. In dieſem Augenblick ſchoß eine ſchreckliche Schlange aus dem Gebüſch hervor, die zwiſchen ihren Zähnen eine gar ſchöne Jungfrau trug, deren Klaageſchrei in des Ritters Ohren drang.

„Ach! edler Ritter Fulgoran! — ſchrie das Mädchen; — helft mir. Denn wahrlich! wären Euer edler Vater, oder Euer Bruder hier, ſie würden mich befreien.“

Der Ritter ging ſogleich nach dieſer Aufforderung auf die Schlange los, die ihren Raub fahren ließ, und ſich zur Wehre ſetzte. Sie war ſtark und muthig, aber des Ritters Zauberſchwert ſpaltete ihr bald den Kopf, und ſtreckte ſie entſeelt zu Boden. Doch Fulgoran war auch verwundet und wurde ſo in die Königliche Reſidenz Koſimalka gebracht, wo die ſchöne Königin Zarparilla ſeiner ſelbſt pflegte und wartete, bis er wieder hergeſtellt war.

Bei dieſer Gelegenheit aber mengte ſich der kleine freundliche Gott der Liebe in's Spiel, und verwundete Fulgorans Herz. Die Königin empfand gleichfalls ſehr viel für den ſchönen, tapfern Ritter, und ſo züchtig ſie auch ſonſt war, ſo war es ihr doch angenehm, ſich von einem ſchönen Jüngling geliebt zu wiſſen. Sie ließ ihn ein wenig ſchmachten, und endlich beglückte ſie ihn mit dem Solde ſüßer Minne ſo angenehm und überſchwenglich, als es einem Weibe nur möglich iſt. — Aber ſo geheim auch beide ihr Spiel zu treiben glaubten, ſo entging ihre Vertraulichkeit doch nicht den Augen des ſtolzen und eiferſüchtigen Guakanarillo, Herzog von Kusko, der endlich ſo weit ging die Königin öffentlich verbotener Bulerei anzuklagen. Er und ſein Geſell, der Rieſe Mandrabul, erboten ſich, dieſe Angabe öffentlich zu verfechten.

Schon drohte der zärtlichen Königin der Scheiterhaufen, als Fulgoran den Kampfplatz beſchritt, und nach einem harten Gefecht, den Herzog und den Rieſen erlegte, worauf er ſich eilig davon machte.

Die Königin wurde frei geſprochen. Der König aber, der dennoch einen ſtarken

Argwohn behielt, lag endlich einer Gemüthskrankheit unter, zehrte ſich aus, und ſtarb.

Fulgoran hatte auf ſeinem Wege einen harten Kampf mit den Rittern des Herzogs Guakanarillo zu fechten, wobei er um ſeinen ſchönen Grifaleon, er wußte nicht wie, kam. Als er nun weiter ging, denſelben auf die Spur zu kommen, kam er an einen Baum, an welchen eine klagende Jungfrau bei ihren ſchönen Haarzöpfen aufgehangen war. Dieſe befreite er ſogleich, und erkannte in ihr das Mädchen, das er aus der Gewalt der Schlange befreit hatte. Er ſtreckte den Barbaren zu Boden, der ſie ſo gemißhandelt hatte, vernahm ihren Dank, und bat ſie, ihm Kundſchaft von ſeinem Vater und Bruder, und von ſeinem Geſchlecht zu geben, von denen allen er nichts wußte.

Die Jungfrau ſprach:

„Edler Ritter! ich bin Euch mit hohem Danke verpflichtet. Ich weiß Euern Namen, und kenne Euern Vater und Bruder. Auch weiß ich um viele zukünftige Dinge, die Euch begegnen werden. Etwas, das ich Euch aber jetzo nicht ſagen kann, hat mich veranlaßt, Euch weit in der Welt aufzuſuchen, und darüber bin ich, wie Ihr ſelbſt geſehen habt, in große Gefahr gekommen. Ich kann und darf Euch jetzt noch nicht entdecken, was Ihr zu wiſſen verlangt. Ihr ſollt aber alles erfahren, wenn Ihr zwei ſehr edle Prinzen werdet mit großer Gefahr Euers Lebens erlöſet haben. Ich werde nicht von Euerer Seite weichen, bis dies geſchehen iſt, und wir wollen die Ritterfahrt zuſammen antreten, die Ihr zu unternehmen habt.“

Fulgeran, ein würdiger Sohn ſeines Vaters, hatte ein Herz, das von ſchönen Weibern leicht in Flammen geſetzt war. Die freundliche Jungfrau gefiel ihm. Das Kampement unter freiem Himmel, im Schatten lieblich duftender Blüthenbäume war einladend, das holde Mädchen widerſtand nicht lange, und eine zärtliche Umarmung beglückte beide die ganze Nacht hindurch im Freien. „Es wurde, (ſagt der Romanzier) in dieſer Nacht die ſchöne Jungfrau zu einer ſchönen Frau gemacht.“

Die aufgehende Sonne blickte in ihre Umarmung. Sie machten ſich auf. Der Ritter ſtieg zu Roſſe, die Dame ſetzte ſich auf einen ſchönen Zelter *) und ſie traten ihre Fahrt an.

---

*) Ein Schimmel.

Nach einigen Gefechten, die Fulgoran ſiegreich gegen Ritter und Rieſen beſtand, die ihm ſo eben in den Wurf kamen, erreichten ſie das Geſtade des Meers. Hier lag in einer kleinen Bucht, ein wohl verproviantirtes Schifflein, in welchem ſich aber keine menſchliche Seele befand. In dieſes begaben ſie ſich, und überließen ſich den Wellen. Arm in Arm, ſchwammen ſie dahin, und kurzweilten und liebelten gar viel mit einander. Zwölfmal ſahen Mond und Sonne mit erneutem Antlitz den Ritter und ſeine Dame, Mund an Mund, und Arme in Arme, bis ſie endlich an dem Eilande des Zauber-Berges landeten.

Sie verließen ihr Schiffchen, und ſuchten ſich nahe bei einem hellen Silberbächlein ein gutes Lagerplätzchen aus. Aber kaum hatten ſie ſich hier niedergelaſſen, als ſie einen ungeheuern Rieſen auf einem Einhorn daher gerennt kommen ſahen. Vor ihm her lief eine ſchöne Jungfrau, klagend und weinend, die der Rieſe einige Schritte weit vor unſerm Ritter erreichte, und mit einem einzigen Schwertſtreiche mitten von einander ſpaltete.

Fulgoran ging auf den Rieſen los, der der Jungfrau noch einen Schlag über's Geſicht gab, worauf dieſe laut aufſchrie, und in eine Schlange verwandelt, auf den Ritter los ſchoß, indem der Rieſe verſchwand.

Der Ritter verſetzte mit ſeinem bezauberten Schwerte der Schlange einen ſolchen kräftigen Schlag auf den Kopf, daß ſie ſogleich zu Boden ſank, und ſich in dem nemlichen Augenblick in eine ſchöne Jungfrau wieder verwandelte, die eine

Krone auf dem Haupte trug, ſich züchtig vor dem Ritter neigte, und ſprach:

„Geſegnet ſey Eure Ankunft, edler Ritter! die meine Erlöſung bewirkte. Laßt es dabei nicht bewenden, und nehmt Euch aller gefangenen Ritter und Damen an, die die große Zauberin Drakotrophea hieher verzaubert hat und in den Banden ihrer Kunſt hält. Rettet und befreiet die Unglücklichen, die in den Feſſeln des Zaubers ſchmachten.“

Das verſprach ihr Fulgoran ohne Bedenken, nahm von der Dame, die er mit ſich führte, noch etliche herzſtärkende Küſſe, und machte ſich auf den Weg.

Er war noch nicht weit gegangen, als ein ſchrecklicher Drache ſich aufreckte, der ihm den Paß verſperrte. Da galt es einen muthigen Kampf. Der Drache ſchlug den Ritter mit ſeinem Schwanze einigemal zu Boden, brachte ihn einmal gar unter ſich, und Fulgoran hatte große Noth ſich ſeinen Klauen zu entwinden. Er ſtieß ihm den Dolch in die Gurgel, und endlich das Schwert in den Schlund, worauf der Drache zerſprang und tod vor ihm lag. Sein lezter Hauch vergiftete die Luft, und ſein eiterndes Blut, welches dem Ritter durch die Rüſtung auf's Fleiſch gedrungen war, verurſachte ihm große Schmerzen. Seine Begleiterin half ihn entwaffnen, er ſprang in den Bach, und die Dame ſalbte mit einem Zauberöl ſeine Glieder, worauf er wieder friſch und geſund dem Bade entſtieg, ſeine Schöne umarmte, von ihr und der bekrönten Jungfrau wieder gewappnet wurde, und in ihrer Begleitung weiter zog.

Sie kamen in einen ſchönen luſtigen Wald an eine Felſenhöhle, vor deren eiſerner Thür ſechs feuerige Rieſen, mit derben eiſernen Stangen bewehrt, als Wächter ſtanden.

Hier galt es keinen ſchlechten Kampf, in welchem der Ritter, ohne die Güte ſeiner Zauberwaffen, gewiß den Kürzern gezogen haben würde; dieſe aber und ſeine Tapferkeit verſchafften ihm endlich den Sieg.

Hierauf erquickten ihn ſeine Damen mit Speiſe und Trank, und ſeine Schöne Eriklea, die auch im Beiſeyn Fremder nicht bergen konnte, wie gewogen ſie ihm war, ſpendete ihm viele ſüße Küſſe, worauf ſie die Rabennacht der Felſenhöhle durchdrangen, und in eine Ebene kamen, in welcher der Ritter von drei Waidmännern grimmig angefallen wurde. Der Kampf dauerte lange und war hitzig. Aber auch jetzt blieb Fulgoran Sieger, und die Waldmänner hauchten ihr Leben vor ſeinen Füßen aus.

Da ihn der Kampf ſehr abgemattet hatte, ſchlug Eriklea ein Ruhelager vor. Sie ſchlief mit dem Ritter ſelbander, und erquickte ihn, indeß die Kronenjungfrau ihre Nacht allein verträumte.

Mit dem Morgen aber ging es zu neuen Abentheuern weiter.

Bald zeigte ſich ein gräulicher Hundebekopfter Unhold *), erwiſchte die Kronenjungfrau, warf ſie wie ein leichtes Rohr unter ſeinen linken Arm, und wollte mit ihr entfliehen. Aber der Ritter jagte ihm den Raub wieder ab, und ſtreckte ihn entſeelt zu Boden. — Schnell kam ein zweiter Hundekopf herbei, riß abermals die Jungfrau hinweg, warf ſie zu Boden, und

---

*) Ein Cynocephal.

brachte ſie in große Noth. Aber auch dieſer Unhold verblutete endlich ſein Leben unter des Ritters nothfeſtem *) Zauberſchwerte.

Nach dieſem Kampfe kamen ſie zu einem Springbrunnen, in deſſen Mitte auf einer ſteinernen Säule, die Statue eines Ritters ſtand, der, ausgenommen Helm und Armſchienen, ganz gewappnet war. In ſeiner linken Hand hielt er eine Königs-Krone in der Rechten einen goldenen Rodel **), auf welchem zu leſen war:

„Wenn dieſe Krone der wieder aufgeſetzt werden wird, der ſie gehört, wird der Ritter des Feuers die Schmachtenden erlöſen.“

---

*) ſtarken.

**) Eine längliche Schriftrolle; Rotulus. —

Noch beſprachen ſie ſich unter einander über Deutung und Erfüllung dieſer Schrift, als einige Zwerge erſchienen, und eine herrliche Tafel ſervirten. An dieſer ließen ſie es ſich recht wohl ſchmecken, und blieben dann, unter einem ſchönen Gezelte, über Nacht auf dieſem Platze.

Sie hatten ſich kaum vom Lager erhoben, und der Ritter war wieder in den Waffen, als ein ganz rauch bewachſener Rieſe ſich blicken ließ. Er führte Waffen von den Schalen eines Meerwunders, und ſein Schild war von den bleichen Beinen eines Serpenten, *) zuſammengeſetzt. Mit dieſem Unhold hatte Fulgoran einen harten Kampf. Aber der Rieſe wurde endlich doch beſiegt, und weil er um Gnade bat, ſchenkte ihm der Ritter das Leben.

---

*) Eine geflügelte Schlange; ein Drache; auch zuweilen, ein Lindwurm.

Er eilte weiter, und kam zu einem Brunnen, vor welchem auf einer metallenen Säule die Statue einer Königin ſtand, die einen Zettel mit folgender Schrift in ihrer Hand hielt:

„Der rothe Löwe eilt zu ſeinem Siege
„und dann frohlockt die Königin.“

Links über dem Eingange einer Höhle, ſah er folgende Inſchrift.

„Hier iſt der Eingang zur Wohnung der „königlichen Schlange, welche nur der „tapferſte aller Erdenritter wird betreten können. Hüte Dich alſo wohl ein „Abentheuer zu beſtehen, dem Deine „Kräfte nicht gewachſen ſind. Drakotro„phea die Mächtige droht deinem Ueber„muthe Kerker und Banden.“

Dergleichen wohlgemeinte Inſkriptionen konnten aber unſern Ritter nicht furchtſam machen. Er ging muthig in die Höhle und fand hier Kampf mit einem Ritter, deſſen Stärke ſchier übernatürlich war. Dieſer packte unſern wackern Kämpen, trug ihn fort, und warf ihn in einer Kammer nieder, daß ihm alle Knochen knackten. — Da ſchoß eine rothe geflügelte Schlange hervor, ergriff den ſtarken Gegner Fulgorans, und trug ihn, ſo ſehr er ſich auch ſträubte, davon, in einen Wald, wohin Fulgoran nachfolgte.

Hier brüllten die Löwen fürchterlich, und Schlange und Ritter verſchwanden.

Fulgoran ſah einen großen See vor ſich, aus deſſen Fluten ſich, auf einen Fels gebaut, ein feuriges Schloß erhob. Ein Schifflein war am Geſtade des See's an eine Säule gebunden, und an dieſer war zu leſen:

Schiff hinüber!
Bleibe lieber!
Reut es Dir,
Bleibe hier.
Haſt Du Muth,
Geht es gut.
Laß Dir rathen,
Folge fein.
Deine Thaten
Müſſen übermenſchlich ſeyn,
Willſt Du in das Schloß hinein.

Das konnte unſern Ritter aber wenig anfechten. Er machte das Schifflein los, und ſprang hinein. Der fürchterlichſte Sturm ſchleuderte ihn dem Felſen zu, und dort fiel ihn, als er an's Land ſprang, ein Gewappneter an, den er aber mit Einem Streiche zu Boden warf, und in den See ſtürzte.

Er erſtieg nun die Anhöhe, öffnete das Schloßthor ohne Widerſtand, ging eine breite

Treppe hinauf und kam in einen ſchönen, wohlaustapezierten Saal. Hier ſaß auf einem Throne ein König in Pracht und Majeſtät. Seine Augen waren aber geſchloſſen; er ſaß wie ein Todter da, und ſein Leib war quer durch mit einem Meſſer durchſtochen. Auf den Stufen des Thrones ſaßen vier Ritter und viele Jungfrauen. Alle waren ſehr betrübt, weinten, und klagten laut.

Fulgoran fragte: Was hier vorgegangen ſey? erhielt aber keine Antwort. — Er nahte ſich dem Könige, ihm das Meſſer aus dem Leibe zu ziehen, und es trat ein Ritter mit entblößtem Schwerte herein, der ihm zuſchrie:

„Zurück, Elender!“

Daran kehrte Fulgoran ſich nicht, und zog das Meſſer aus des Königs Leibe. Alſobald verſchwand der drohende Ritter, und

Geiſt und Athem kehrten in den Leib des Königs zurück.

In dieſem Augenblick aber ſprang unter Donnern und Blitzen eine eiſerne Thür auf mit großem Krachen, und eine fürchterliche Schlange ſchoß mit kläglichem Geſchrei in den Saal, auf den Ritter zu, der ſie aber mit dem Meſſer, welches er noch in der Hand hielt, durchſtach. Da erbebte abermals der Saal, und die getödtete Schlange verwandelte ſich in eine ſchöne, freundliche Königin, die in die Arme des erweckten Königs eilte, und mit ihm dem Ritter herzlich dankte, daß er ſie entzaubert und erlöſet hatte von der Schmach, in der ſie ſich befanden. Und als der Ritter den Helm vom Haupte nahm, eilte der König auf ihn zu, umarmte ihn, und rief aus:

„Unüberwindlicher Kaiſer Sfäramont! Ihr, eine Zierde der Welt, ein Troſt aller Bedrängten und Betrübten! wie ſeyd Ihr doch zu ſo gelegener Zeit dem armen König Melindo aus Klotona und ſeiner geliebten Gemalin Caſſiana als Retter erſchienen, ſie zu erlöſen aus den Zauberbanden, mit welchen ſie die Zauberin Drakotrophea umſchlungen hielt!“

„Ich habe viel gehört, — antwortete Fulgoran, — von dem mannlichſten aller Ritter Sfäramont, und wünſche gar ſehr ihn kennen zu lernen, aber ich bin nicht er ſelbſt.“

Der König verſicherte ihm, er gleiche dieſem Helden ſehr, und habe auch jetzt gezeigt, wie mannlich er die gefährlichſten Abentheuer, gleich jenem, zu beſtehen wiſſe.

Die Entzauberten folgten nun dem Ritter, und verließen das Schloß. Als ſie aber an die Statue des Geharniſchten kamen, ſetzte derſelbe der Königin Caſſiana die Krone auf, die er in der Hand hielt, und im Moment verſchwanden der Brunnen, das Bild, die Zwerge und alles was dort verzaubert war. Vor ihnen aber ſtanden ſchöne Gezelte, und an einer Tafel war geſchrieben mit Feuer-Schrift:

„Feuer-Ritter! haſt Du wohl begonnen, ſo fahre fort, zu erledigen die Blume der Ritterſchaft.“

Dies ließ er ſich geſagt ſeyn, beſtieg ein feuriges Roß, das bei dem Haupt-Gezelt angebunden ſtand, beurlaubte ſich, und ritt davon.

Er war nicht weit geritten, als er zu einer hohen, mit ſtarken Mauern umgebenen Veſte kam, vor welcher eine hohe kriſtallene Säule ſtand. Auf dieſer gewahrte er eine weibliche Rieſen-Geſtalt, und dieſe hielt eine Tafel; in dieſe war gegraben, was nun zu leſen iſt:

„Ich, Drakotrophea die Weiſe, eine Schülerin der hochverſtändigen Melia, Frau und Beherrſcherin dieſer verzauberten Inſel, und aller derer, die hier ſind, oder hieher kommen, thue hiermit kund, daß erbauet worden iſt dies Schloß durch meine Kunſt und Macht, das durch ſechs Tapfere vertheidiget und bewahrt werden ſoll, bis hieher kömmt der Ritter, deſſen Urſprung und Herkommen unbekannt iſt, der erobern wird die Veſte, darinne zu finden die zwei edelſten Edelgeſteine, die in der Welt zu ſehen ſind.“

Als der Ritter dies geleſen hatte, wendete er ſich an einen alten Mann, der eben daher kam, und fragte ihn um alles, was er gern wiſſen mochte. Der Alte ſprach:

„Hier ſind wir auf der abentheuerlichen Inſel, welche Drakotrophea beherrſcht, deren Bildniß Ihr auf der Säule ſeht, die aber jetzt nicht hier iſt, und kein Menſch weiß, wo ſie ſich aufhält. Es hauſet aber ihre Nichte Protomedea, ein allerliebſtes Fräulein mit großer Geſellſchaft in dem Schloſſe, und die ſechs Thore derſelben werden durch ſo viele Ritter bewacht, von denen viere ſchreckliche Rieſen ſind. Habt Ihr ein Lüſtchen dort Eingang zu ſuchen, ſo gebe ich Euch den guten Rath, verſucht es nicht, wenn Euer Leben, oder wenigſtens Eure Freiheit, Euch lieb iſt.“

Der Ritter lächelte, und ritt der Veſte zu, über die Brücke eines blutrothen Fluſſes. Ein Rieſe kam ihm aus dem einem Thore entgegen geſprengt, und rief ihm zu:

„Ergieb Dich!“

Fulgoran aber legte, ſtatt der Antwort, ſeine Lanze ein, und warf den Recken nieder. Laut ertönte ein Wachthorn, und ein zweiter Ritter ſprengte ihn an, wurde aber auch zu Boden geſtreckt. Da ertönte auf dem dritten Thurme ein Horn, und es trat ein ſchrecklicher ochſenbekopfter Kerl, ein fürchterlicher Bucefal dem Ritter kampfluſtig entgegen. Aber auch dieſer, ſo wie der vierte und fünfte Kämpfer, fiel getroffen von Fulgorans gutem Schwerte; doch alle kämpften tapfer und wohl, und es koſtete dem Ritter, ſo tapfer er auch war, große Mühe, ſie nieder zu ſtrecken. — Und nun ſtürzte aus dem ſechſten Thurme eine ſtarke Schaar Wappner, die aber alle theils zu Boden geworfen wurden, theils ſich gefangen gaben, und Fulgoran zog ſiegreich ein, in den ſtarken Thurm.

Eine Treppe von Kriſtall und Porphir führte in ein ſchönes Gemach, in welchem der Ritter, von ſeinen Gefangenen wohlbedient, ſich gütlich that. Aber dann konnte ſelbſt die Nacht ihn nicht abhalten, zu verſuchen, ob der errungene Sieg nicht weiter zu verfolgen ſey. Der helle Schein der glänzenden Steigen führte ihn zu einem wunderbarlichen Zimmer bis zu einem goldenen Altar, an welchem vier Karfunkelſteine einen ſolchen Glanz von ſich gaben, als leuchteten vier ſtarkflammende Kerzen. Da ſah er zwei goldene Statuen ſtehen auf dem Altar, umhangen mit ſchwarzen Schleiern, aber mit ſo vielen glänzenden und ſtralenden Brillianten und Diamanten garnirt, daß ſchier hundert Fackeln angezündet zu ſeyn ſchienen. Bei dieſem Scheine ſah er in den linken Händen der Statuen goldene Tafeln, und mit den Rechten zeigten ſie an die Wände, wo treffliche Schildereien zu ſehen waren. Auf die Tafel der männlichen Statue war eingegraben:

> Alquif der hochberühmte Aſtrolog, über alle zu ſeiner Zeit.

Die Gemälde, auf welche er zeigte, ſtellten die ritterlichen Thaten des edlen Amadis, Eſplandian und Liſuart dar, alles, wie es zu leſen iſt in den Büchern ihrer beſtarbenen Abentheuer.

Auf der Tafel, welche die weibliche Statue hielt, war zu leſen:

> Drakotrophea, die allerverſtändigſte der Welt, in der ſchwarzen Kunſt.

Sie aber zeigte auf die Gemälde von den Thaten und Liebſchaften des tapfern Rogel, unter welchen man auch ſah, wie er gar glücklich war bei der Königin Florella von Kanabea, wie ſie ſtarb, und wie der Rieſe Enceladus das Kind ihr aus dem Leibe ſchnitt. Mit Erſtaunen ſah Fulgoran dieſes Kindes Bruſt, wie die ſeinige, durch einen Blitz geſtreiſt und verbrannt, gedachte der Worte des Königs von Klotona, und ſagte bei ſich ſelbſt: „Sollte wohl Sfáramont mein Bruder, ſollte Rogel wohl gar mein Vater ſeyn?“

Da er nun einige Zeit ſich ſeinen Betrachtungen und Gedanken überlaſſen hatte, ſah er einen ſchlafenden Drachen vor einer glänzenden Thür liegen, an welcher ein goldener Schlüſſel ſtak. Er nahte ſich kaum der Thür, als der Drache erwachend auf ihn zufuhr; doch ein derber Streich von ſeinem nothfeſten Schwerte ſtreckte ihn bald nieder, und eine ſchöne Jungfrau ſtand verwandelt vor ihm, die voll Entzücken ihn um den Hals fiel, ihn herzlich an ſich drückte, und ausrief:

„Willkommen, unüberwindlicher Sfáramont! hier, mich und viele Unglückliche zu erlöſen.“

„Ihr irrt Euch, ſchönes Fräulein! in der Perſon und ich kenne Euch nicht.“

„Wie? Ihr kennet nicht die Königin von Katai, Orothea, der ritterlichen Deifilea, Pentheſileens Schweſter Tochter? — Ihr ſeht mich hier verzaubert durch die Macht der fürchterlichen Zauberin Drakotrophea, mich, die ich auf dem Wege war, zu Euch nach Trapezunt zu ziehen.“

Sie ſprachen weiter; Fulgoran benahm ihr ihren Irrthum, und Orothea verſicherte, ſie habe nie eine größere Aehnlichkeit, als die zwiſchen ihm und Sfáramont geſehen.

Nach mehrern freundlich gewechſelten Reden öffnete Fulgoran die glänzende Pforte und trat mit der ſchönen Königin, die ſich an ſeinen Arm hing, in einen goldenen, ſo ſchön und reich dekorirten Saal, „daß er meinte, in den Himmel gekommen zu ſeyn.“ Hier luſtwandelten über zweihundert ſchön geputzte junge Herrlein und Fräulein umher, die waren alle gar luſtig und froh, und kamen frohlockend auf die Eintretenden zu. In dieſem Augenblick aber fuhr eine Hand von der Decke herab mit einer goldenen, mit Rubinen gezierten Krone, ſetzte ſie auf des erſtaunten Ritters Haupt, und verſchwand, indem eine unſichtbare Stimme ſang, in ſanfte Harfentöne ſang:

„Dieſe Krone
Dir zum Lohne,
Ritter! der zu unſrer Freude,
Nicht Gefahr und Arbeit ſcheute.
Fulgoran
Kommt heran!
Uns zur Wonne, uns zur Freude.“

Der Ritter aber drang weiter vor, erkämpfte ſich den Eingang in die Burg der ſchönen Protomedea, und befreite mit gewaltiger Hand die edlen Prinzen Liſcaron und Caſiramon, die freudig zu ihren Geliebten eilten, die, wie ſie, hieher gezaubert und nun mit ihnen entzaubert waren. — Sang und Saitenſpiel ertönten. Enceladus der Rieſe ſchwebte auf einem Drachen herbei, entdeckte dem wackern Ritter die Geheimniſſe ſeiner Geburt, und dieſer eilte, ſeinem Vater den berühmten Kaiſer Rogel kennen zu lernen, deſſen Haupt ſo viele Kronen mächtiger Reiche ſchmückten.

II.

Romane, wunderbare Erzählungen, und Reiſen.

Das Landmädchen, die Nonne, und die Gräſin.

„Bei allen Freuden der Welt, Gloriane! ſo wie es iſt, kann es nicht bleiben;“ — rief Giokondo aus, indem er Handſchuhe und Huth auf den Tiſch warf.

„Und wie ſoll es werden?“ — fragte Gloriane, ſtand auf, nahm ſeine Hand und drückte ſie ſanft.

„Ich muß wiſſen, woran ich bin.“

„Ich dächte, das wüßteſt Du längſt.“

„Ich? — Längſt? — Was wüßte ich?“

„Du weißt, daß ich Dich liebe; Du weißt, wie ſehr ich Dich liebe.“

„Das gnügt mir nicht!“

„Undankbarer!“

„Wer biſt Du? — Das will ich wiſſen!“

Gloriane ſetzte ſich nieder, und ergriff mit naſſen Augen ihr Strickzeug. Giokondo ging in ſichtbarer Bewegung raſch auf und nieder. Es wurde weiter kein Wort gewechſelt; Gloriane verließ das Zimmer.

Giokonda war über eine Stunde lang allein, als er endlich die Thür öffnete, und Glorianen rief. Sie war nirgends zu hören und zu ſehen. — Die Magd wollte ſie haben in den Garten ſehen gehen; Er durchſuchte den Garten, aber vergebens. Gloriane wurde nicht ſichtbar.

Aergerlich beſtieg er ſein Roß, und jagte hinaus in's Freie. Er ſchlug den Weg nach dem Forſte ein, und ehe es Nacht wurde, hatte er ſich verritten. Rufend und lärmend durchſtrich er den Wald, und kam endlich an eine Klauſe. Dieſe wurde auf ſein Klopfen geöffnet, und er wurde aufgenommen. Kaum aber faßte er bei Lichte den Klauſener recht in's Auge, als er ausrief:

„Wie? — Onorio? — Hier? — Ein Klauſener?“

Wie Ihr ſeht, junger Herr! und zwar blos, um hier in der Einſamkeit den Studien ganz ungeſtöhrt obliegen zu können.“

„Alſo die Sterne ſind und bleiben Eure Freunde?“

Der geſtirnte Himmel wird mir ewig der ſchönſte Anblick bleiben, den eines Menſchen Auge genieſſen kann. Und wenn man erſt leſen kann, was dort geſchrieben ſteht —“

„Onorio! alter, guter Freund und Lehrer! Ich muß Euch etwas erzählen.“

„Nun?“

„Es ſind eben ſechs Wochen, als ich am Fuße des Aetna, der, wie Ihr wißt, kaum zwei Stunden weit von meiner Villa liegt, luſtwandelte. Da ſtieß ich auf ein artiges Mädchen, die Blumen ſuchte. Ich grüßte ſie; ſie dankte mir freundlich und ich fing eine Unterhaltung an, die ganz allgemach auf Scherz und Neckerei hinausging, — wie das nun ſo iſt!“ —

„Ja, ja!“

„Ich warf ſie mit Bonbons; einige waren zwiſchen das Halstuch gekommen.“ —

„Nun ja doch!“

„Und da gab's Vorwand zu Zudringlichkeiten —“

„Wie gewöhnlich!“

„Die aber recht artig abgewieſen wurden.“

„Sieh doch!“

„Wir wurden ernſthafter und erkundigten uns, wer wir wären? — Sie kannte ihre Eltern nicht, wurde, wie ſie ſagte, von einem Hirten erzogen, und verſprach mir, als Haushälterin in meine Dienſte zu gehen. — Sie kam in mein Haus, wurde aber bald weit mehr, als Haushälterin.“

„So?“

„Mit Einem Worte: Ich liebte ſie. — Sie war dankbar, gefällig, und wir lebten recht vergnügt bei einander. Nie aber konnte ich erfahren, wer Gloriane eigentlich war; der Hirt, den ſie als Erzieher nannte, war nirgends zu finden, ſie ſprach viel zu klug und unterrichtet für ein Hirten-Mädchen, ohne Erziehung; ich fand einſt, als ſie ſchlief, ein Käſtchen mit Ringen in ihrer Taſche; ſo oft ich mein Geld zählte, fand ich mehr als ich gehabt hatte —“

„Ei! Ich hätte es alle Stunden gezählt!“

„Wie? Und Ihr habt keinen Argwohn?"

„Welchen?"

„Gloriane iſt kein Weib."

„Ich dachte aber, Ihr hättet —"

„Sie iſt ein —"

„Doch nicht ein verſtellter Teufel?"

„Gott weiß es!

„Eine Empuſe? Eine Sukkuba, meint Ihr?"

„Ich drang in ſie, mir zu ſagen, wer, und was ſie ſey, und ſie iſt verſchwunden."

„Verſchwunden? So ganz wirklich und eigentlich verſchwunden?"

„Sie iſt davon gegangen, und ich weiß nicht, wohin ſie gekommen iſt."

„Nun, das iſt nichts Teufelmäßiges!"

„Was ſoll ich thun?"

„Ihr laßt ſie laufen, und — wartet allenfalls, bis ſie wieder kömmt."

„Ich mag ſie nicht wieder ſehen."

„Auch gut!“

„Aber — Onorio! Glaubt Ihr denn wohl —“

„Ich fühle Eure Frage. — Ich glaube nichts von dem, was Ihr vermuthet, und wenn es alle Millionen Pfaffen glaubten, die die Welt tragen muß.“

„Ich könnte alſo ruhig ſeyn?“

„Wenn Ihr mir glauben wollt, — ganz ruhig.“

Sie ſprachen noch ein wenig über dieſen Punkt mit einander, und dann brachte Onorio ſeinen ehemaligen Schüler auf den Weg. — Giokondo erreichte ſehr ſpät ſeine Villa, fragte nach Glorianen, und erfuhr, man habe ſie nicht geſehen.

„Es iſt mir bei dem allen doch ärgerlich, daß Gloriane nicht mehr bei mir iſt!“ — ſprach er bei ſich ſelbſt, als er ſein Pferd beſtieg, ſeine Villa auf einige Zeit zu verlaſſen.

Er kam nach Palermo, fand ſeine Freunde wohl auf, ſein Hausweſen in guter Ordnung, und einen treuen Haushofmeiſter immer noch treu und erfreut, ihn wieder in der Stadt zu ſehen. Das alles war recht gut, aber Giokondo geſtand offenherzig, ſein großes Haus werde ihm zur einſamen Klauſe.

„Ihr müßt Euch vermählen, edler Herr!“ — rieth ihm ſein Haushofmeiſter.

Giokondo zuckte die Achſeln, und fragte: Was es ſonſt Neues gebe?

„Ich habe — antwortete der Haushofmeiſter, — ein armes, Elternloſes Mädchen aufgenommen “

„Wo iſt ſie? Wie heißt ſie?“ — fragte Giokondo raſch.

Der Haushofmeiſter ſah ihn fragend an, und gab langſam zur Antwort:

„Sie heißt Elmire, und ich will ſie Euch vorſtellen.“

Er ging, und kam mit Elmiren zurück. Giokondo ſah ſie ſeufzend an, ſchenkte ihr Geld, vermahnte ſie, ſich wohlzuhalten und verſprach ihr, wenn ſie ſich gut aufführen würde, für ſie zu ſorgen. Sie ſagte es ihm zu, und küßte ihm weinend die Hand. Giokondo fuhr fort:

„Künftig ſollſt Du Dich Gloriane nennen!“

„Ach! gnädiger Herr! — rief ſie aus; — Laßt mir den Namen Elmire. Ich führe ihn ſchon ſo lange, und der Name Gloriane erinnert mich an meine arme, unglückliche, verlorne Schweſter, die ich nie vergeſſen werde!“

„Eine Schweſter hatteſt Du, die Gloriane hieß?“

„Leider! — Seit ſechs Wochen habe ich ſie verloren, und weiß nicht, wohin ſie gekommen iſt.“

„Wo kam ſie von Dir?“

„Hier in Palermo.“

Giokondo ſchwieg, und beurlaubte ſie. Der Haushofmeiſter führte ihn durch's Haus, und ſprach von einem armen, aber geſchickten Maler, den er ſeiner Protektion empfahl.

„Ich habe ihm erſt geſtern ein Bild, das Portrait einer Nonne, abgekauft, — ſetzte er hinzu, — aus welchem Ihr den Werth ſeines Pinſels könnt kennen lernen.“

Er brachte das Bild, und ſtellte es auf. Giokondo fuhr betroffen zurück. Es war Giorianens Portrait.

„Den Maler muß ich ſprechen!“ — rief er haſtig aus.

Der Maler kam. — Giokondo ging auf ihn zu, nahm ihn freundlich bei der Hand, und fragte:

„Freund! wo fand ſich das Original dieſes Portraits?“

„Es lebt im Klaren-Kloſter;“ — antwortete der Maler.

„Wie lange?“

„Seit einigen Jahren.“

„Von Familie?“

„Aus dem Hauſe Torelli; Schweſter Monika genannt.“

„Sonderbar! — Ich glaubte eine Bekannte zu ſehen. — Die Aehnlichkeit iſt ſo täuſchend, daß ich — wüßte ich nicht — ſagtet Ihr nicht — — Gut! recht gut, lieber Haushofmeiſter! daß Ihr das Bild mir gekauft habt. — Aber, es wird eben nicht ſonderlich bezahlt worden ſeyn? Nicht wahr? — — Noch einmal ſo viel, Haushofmeiſter! — — Ihr aber, wackrer Künſtler! ſeyd gebeten, mein Haus recht oft zu beſuchen, und ſo weit meine Revenüen reichen, werdet Ihr immer einen ehrlichen Käufer an mir finden, wenn Ihr, beſonders Portraits weggeben wollt.“

Er ließ das Bild in ſein Zimmer hängen, ſetzte ſich demſelben gegen über, und ſeufzte: „Gloriane!“

Er beſann ſich darauf, eine Tante im Klaren-Kloſter zu haben. Seit ſechs Jahren hatte er ſie nicht geſehen; er wollte ſie ſprechen. Sie war geſtorben, und er kam nicht in's Kloſter, wo er die Schweſter Monika zu ſehen hoffte.

„Es iſt ärgerlich! — rief er aus. — Wenn die Tanten ſterben ſollen, macht ſich keine auf den Weg, und wenn man einmal eine nöthig hat, ſo iſt ſie geſtorben.“

Er ging in die Kirche der H. Roſalie, eine Meſſe zu hören. Kaum hatte er Platz genommen, als er eine ſchwarzgekleidete, ſchwarzverſchleierte Dame gewahr wurde, die eben vom Betſchemmel aufſtand. So wie ſie durch die Kirche ging, glaubte er Glorianens Geſtalt, ihren Gang, kurz ſie ſelbſt, in allen ihren Bewegungen, zu ſehen. Er ſprang auf, ging ihr raſch nach, und als er unter der Kolonnade ihr nahe kam, rief er laut und zärtlich aus:

„Gloriane!“

Sie wendete ſich gegen ihn, ohne ein Wort zu antworten und ſtieg in eine Sänfte, der er nicht nachgehen mochte.

Er kam in ſeine Wohnung und traf dort Tebaldo, den Maler, an, der ihn freundlich anredete:

„Ich bin abermals mit einem Portrait hier, das zwar nicht von mir, aber von einem Maler gemalt iſt, der der Kunſt gewiß keine Schande bringt. Das iſt es aber nicht, was mich bewogen hat, ihm das Bild feil zu machen, ſondern der höchſt ſonderbare Zufall, daß daſſelbe meiner gemalten Schweſter Monika ſo ähnlich iſt, als habe ſie dazu geſeſſen.“

„Was ſagt Ihr?“

„Hier iſt das Bild.“

„Mein Gott! Welche Aehnlichkeit! Schweſter Monika, Gloriane, und dieſe — Wer iſt ſie?“

„Seit einigen Tagen lebt eine Dame hier in Palermo, die meinem Freunde dieſes Bild zu kopiren gegeben hat.“

„Seit einigen Tagen? — Wer iſt ſie?“

„Er kennt ſie nicht.“

„Wie nennt ſie ſich?“

„Er weiß es nicht."

„Wo wohnt ſie?"

„Er hat es mir nicht geſagt."

„Er muß gleich darum gefragt werden."

„Sie hat es ihm verboten, es zu ſagen."

„Iſt er gewiſſenhaft?"

„Hm! — Ich denke."

„Iſt er wohlhabend?"

„Er hat ſein Auskommen."

„Ich kaufe ihm das Geheimniß ab. Fragt, wie theuer er es hält? — Ich muß die Dame ſehen, ſprechen. — Ueberdies, eine Kopie des Bildes kaufe ich auch."

Er konnte Zebaldo's Zurückkunft nicht erwarten. Er ſchickte zweimal nach ihm. Gegen Abend erſt kam er. Giokondo rief ihm entgegen:

„Kommt ihr endlich! — Nun? Wie iſt's?"

„Stellt Euch nur vor —"

„Was?“

„Die Dame iſt verſchwunden, und hat ihr Portrait zurück gelaſſen.“

„Freund Tebaldo! Ich behalte das Portrait, und gebe es nicht eher zurück, als bis mir Euer Freund nähere Auskunft der Dame wegen giebt.“

Er konnte keine geben, und Giokondo ließ das Portrait kopiren. In einer ländlichen Tracht mußte nach beiden Bildern, Tebaldo Glerianens Portrait malen, und Giokondo hängte es zu den beiden andern. Man ſah Eine und ebendieſelbe Schöne, in dreifacher Tracht.

Giokondo wurde von der Langeweile bald in die Zirkel ſeines Standes getrieben, fand aber wenig, was ihn dort hätte halten können. Ja, es kam ſo weit, daß er ſich endlich ganz ernſtlich wieder auf ſeine Villa zurück ſehnte. — Sein Onkel, der Erzbiſchoff, ſuchte ihn auf einige Damen aufmerkſam zu machen, deren Beſitz, wie er meinte, ihm ein vergnügliches Leben gewähren könnte, aber vergebens. Er fühlte gar zu tief, was er an Glorianen verloren hatte, und der Rückerinnerung wegen wenigſtens, wollte er den Stellen wieder nahe ſeyn, wo er mit ihr glücklich geweſen war.

Die Abreiſe auf ſeine Villa wurde bekannt. Man konnte es kaum begreiflich finden, wie es ihm möglich ſey, Palermo wieder zu verlaſſen, um ſich in ſeinen Jahren, in die Einſamkeit zu vergraben. Er aber blieb bei ſeinem Vorſatz.

Den Tag vor ſeiner Abreiſe erhielt er ein Billet, das, wie der Bediente ſagte, ein Unbekannter abgegeben hatte. In demſelben wurde eine Stunde beſtimmt, in welcher man ihn erſuchte, ſich in der Kirche der H. Roſalie einzufinden.

Er ging dahin. Ein Mädchen, die unter der Kolonnade ſtand, gab ihm ein Zettelchen, und indem er es entfaltete, ging ſie in die Kirche. — Er las:

„Ihr habt vor kurzem einer ſchwarzgekleideten, ſchwarzverſchleierten Dame „Eure Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſeyd ihr „gefolgt, und habt ihr nachgerufen: „Gloriane! Dieſe Dame wünſcht Euch „zu ſprechen. Findet Euch Abends auf „der Promenade ein, und geht mit einem, in einen rothen Mantel gehüllten „Mädchen, das einen runden Huth trägt, „beſteckt mit rothen Federn, und Euch „zuruft: Gloriane!“

Giokondo ſtellte ſich um die beſtimmte Zeit auf der Promenade ein, das bezeichnete Mädchen nahte ſich ihm, rief ihm zu: Gloriane! und er folgte ihr.

Sie kamen in die Garten-Felder, als Giokondo die Hand ſeiner Führerin ergriff, und fragte:

„Mein Kind! wohin führſt Du mich?“

„Ihr wüßtet das nicht?“

„Ich weiß es nicht.“

„Zu einer Dame, die Euch ſprechen will, wie Ihr wißt.“

„Wer iſt ſie?“

„Wie ſpaßhaft Ihr ſeyd!“

„Ich? — Doch, es kann ſeyn! Aber die Dame kenne ich nicht.“

„Ihr habt ſie ja ſelbſt genannt.“

„Ich? — Du irrſt Dich.“

„Gewiß nicht!“

„Du mußt Dich deutlicher erklären, denn wenn etwa ein Irrthum vorgehen ſollte, ſo möchte leicht —“

„Tretet ein!"

Sie ſchloß die Thür eines geſchmackvoll gebauten Gartenhauſes auf, und ſetzte hinzu:

„Hier wohnen wir."

„Du wirſt erfahren, daß wirklich ein Irrthum im Spiele iſt;" — lächelte Giocondo.

„Ich glaube es nicht. — Wenn aber auch? Je nun! der erſte in der Welt wär' es eben ſo wenig, als es der letzte ſeyn würde."

„Sie führte ihn über eine Gallerie in ein ſchön verziertes, hell erleuchtetes Zimmer, und ließ ihn hier allein. Bald aber trat eine himmelblau gekleidete, ſchwarz verſchleierte Dame ein, die noch überdies unter dem Schleier, eine ſchwarze Sammt-Larve trug. Sie ſetzte ſich, er, ſich ihr gegenüber, und die Unterhaltung begann:

„Ich ſpreche den Marcheſe Giokondo d'Orbaſſano?“

„Der bin ich.“

„Ich habe mich über eine Ungerechtigkeit zu beſchweren.“

„Bei mir? Ueber mich?“

„Ihr habt ein Portrait zurückbehalten, das mir gehört.“

„Euer eigenes?“

„Ihr ſeyd mir gefolgt, als ich aus der Kirche ging, und habt mich Gloriane genannt. Kennt ihr mich?“

„Wenn Ihr mir erlauben wollt, Euch meine Begebenheit mit Glorianen zu erzählen —“

„Recht gern!“

Er erzählte ſie, und ſchloß:

„Und dieſer Gloriane gleicht das Portrait, von dem Ihr ſprecht, als hätte ſie dazu ſelbſt geſeſſen.“

„Wie ſonderbar!“

„Iſt es Euer Bild?“

„Ihr liebt alſo dieſe Gloriane, von der Ihr ſprecht, wie es ſcheint, wirklich?“

„Ach!“

„Wenn nun aber — Erlaubt! Euer Stand, Eure Verhältniſſe — — doch, es iſt wahr, die Liebe hat weder Verhältniſſe noch Stand — Es iſt alſo —“

„Wenn ich meinen Empfindungen trauen darf —“

„Giokondo!“

„Gloriane! — Ja, ja! Du biſt es!“

Sie riß die Larve vom Geſicht, und warf ſich in ſeine Arme:

„Ja, ich bin es! Ich bin Gloriane, die nun gewiß weiß, daß Du ſie liebſt. — Das arme Mädchen, das Du ſo freundlich aufnahmſt, dem Du Dein Herz ſchenkteſt, dieſe Gloriane, die Gräfin Adroſina bin ich, und

Du ſiehſt aus dem allen, was ich that, wie herzlich ich Dich liebe. — Ich wollte Dich von Dir ſelbſt ohne Rang und Stand erhalten, und was meine romantiſch-wunderbaren Ideen entſchuldigen kann, iſt der glückliche Ausgang meines Unternehmens.“

„O Gloriane! wie glücklich machſt Du mich!“

„Dein iſt das Landmädchen, die Nonne, und die Gräfin. In dieſer dreifachen Geſtalt giebt ſie ſich Dir einfach und allein hin. — Dein iſt mein Herz! Das Landmädchen hat es bekommen und die Gräfin wird es zu erhalten wiſſen. — Ewig liebend treu, bleibt Dir Deine Gloriane, mit ihren romantiſchen Ideen und einem Herzen voll zärtlicher Liebe, und ewiger Treue!“

Achmet.

Der Baſſa Muley Muſtapha fiel in Ungnade, wurde gefangen genommen, und an die äußerſte Grenze des Türkiſchen Reichs in Aſien verwieſen. Seine Schätze wurden ihm genommen, ſeine Familie zerſtreute ſich. Achmet ſein Sohn ſah ſich genöthiget in einem Alter von achtzehn Jahren, in die Dienſte des reichen Sklavenhändlers Arahi zu gehen. Dieſer reiſete damals eben nach Perſien, ſchöne Sklavinnen für das Serail des Großherrn einzukaufen, und dahin folgte ihm Achmet.

Sie hatten guten Einkauf, und gingen eben mit ihren erhandelten Schätzen zurück, als an der Grenze des Reichs ein ſonderbar gekleideter Mann erſchien, der ihnen ſagte, daß er eine ſehr ſchöne, ſorgfältig erzogene Tochter habe, die er in's Serail des Großherrn zu verhandeln wünſche. Arahi befahl ſeinem Diener Achmet, mit dem Alten, der Aſſar hieß, zu gehen, zu ſehen, ob er wirklich eine ſo ſchöne Tochter habe, als er zu haben vorgab. Achmet wurde von dem Alten durch Waldungen und über hohe Berge geführt, zu ſeiner Wohnung, die er in einem Felſen hatte. Der junge Diener des vorſichtigen Arahi durchreiſte die Gegend nicht ohne Grauſen, durch welche er geführt wurde, den Schatz zu beſehen, der dort gehoben werden ſollte. Hier verloren ſich die Blicke in Abgründen, welche ſchäumende Waldſtröme durchrauſchten, dort konnten ſie kaum die Gipfel der Berge erreichen, die umgangen werden mußten, die bezeichnete Höhle des Alten zu erreichen.

Hier traten ſie endlich in einen verwilderten Garten ein, der die Felſenwohnung umzog, und ein ſchönes, junges Mädchen kam ihnen entgegen. Aſſar führte ſeinen Begleiter in eine Laube, und ſagte, indem er auf das Mädchen zeigte:

„Dieſes iſt ſie, von der die Rede iſt. Ich glaube, ſie wird Deinem Herrn gefallen.“

„Gewiß! gewiß!“ — rief Achmet aus, indem er mit entzückten Blicken an dem Mädchen hing.

Nicht genug, der Alte ſuchte ihn noch aufmerkſamer zu machen, indem er die Schönheiten ſeiner Tochter zergliederte. Das aber war nicht nöthig, Achmet entdeckte ſogar an ihr weit mehr Reitze, als

der

der Alte erwähnen, ja kaum ſich ſelbſt an der Geprieſenen denken konnte; doch war er klug genug, ſich das nicht merken zu laſſen, aus Furcht, Aſſar möchte ſie dann ſo unmäßig hoch im Preiſe halten, daß er verzweifeln müßte, wenn er ſie nicht kaufen könnte. Ganz leichthin, warf er:

„Ich glaube, Arahi wird ſie kaufen, dieſe Sklavin!“

Als er aber ging einige Früchte zu holen, und Achmet ſich mit dem ſchönen Mädchen allein ſah, ergriff er ihre Hand, drückte ſie ſanft, legte ſie an ſein Herz, und rief aus:

O Zelia! wie glücklich wollte ich mich ſchätzen, wär ich reich genug, Deinem Vater Dich ſelbſt, und für mich abzukaufen!

„O! — rief ſie ganz naiv aus: — Es wär mir ſehr lieb, Dich glücklich machen zu können. Wenn ich aber nun einmal verkauft werden muß, ſo wünſche ich an einen

Mann verkauft zu werden, der ſo zärtlich ſeyn kann, wie ich es bin, und nur an keinen alten Baſſa, von dem man weiter nichts hat, als die Ehre, ihm anzugehören, ohne die Süßigkeiten der Liebe zu empfinden, für die wir geboren ſind.“

„Wenn nun aber, — fiel Achmet ein, — der, der Dich kauft, mir glich?“

„So würde ich glücklich ſeyn!“ — ſagte ſie, indem ſie ihm einen Blick gab, der ſein Ziel kräftig traf.

Achmet konnte ſich nicht enthalten ſie über mancherlei auszufragen, und erfuhr von ihr, ſie gehöre, ihrem Glauben nach, zur Sekte des Jatab. Nun wunderte er ſich nicht mehr über ihre Offenherzigkeit, denn dieſer falſche Prophet giebt in ſeinen Lehren den Weibern große Freiheiten, und verheißt ihnen ein Paradies der Zukunft, das Mahomet ſeinen Jüngerinnen nicht verheißen wollte. Doch verordnete auch Jatab etwas Beſonderes für dieſe Welt. Alle Mädchen müſſen, haben ſie das funfzehnte Jahr zurück gelegt, nach dem Berge Alfea wandern, wo er einen Tempel erbauen ließ, in welchem ſie acht Tage lang bleiben und ſich allem unterwerfen müſſen, was ſeine dort befindlichen Prieſter von ihnen verlangen. Sie können weder heurathen, noch an Sklavenhändler verkauft werden, ehe ſie nicht auf dieſer ſogenannten heiligen Wallfahrt geweſen ſind. Erhält ein Knabe von dieſen Gefälligkeiten das Leben, ſo iſt er beſtimmt dem Altare zu dienen; ſeine Mutter ſelbſt bringt ihn dahin, und die guten Jatabs-Mönche ſind oft ſo gefällig, ſie mit der Hoffnung zu entlaſſen, daß ſie vielleicht bald einen zweiten Sohn bekommen könne, über deſſen zukünftige Lebensart ſie dann ganz eigenwillig zu disponiren hat. — Wollte ein Mädchen ſich dieſer Verordnung nicht unterwerfen, ſo iſt ſie, ſagt Jatab, nicht nur in jener Welt verdammt, ſondern ſie lebt hienieden ſtets im Verlangen, ohne jemals zu erhalten, was ſie verlangt. Unter eben dieſer Bedrohung, dürfen die Schönen auch nie ſpröde ſeyn, doch nicht eher, als bis ſie von ihrer Wallfahrt zurückgekommen ſind. Bis dahin und dorthin müſſen ſie aber ſo unempfindlich wie möglich ſeyn.

Dieſem nach mußte Zelia auch ſchon die Reiſe nach Alſea gemacht haben, und Achmet konnte nicht umhin, ihr einiges darüber zu ſagen, worauf ſie ganz unbefangen antwortete:

„Lieber Achmet! die Mönche auf Alſea ſind ja keine Menſchen, ſondern Heilige.“

Was konnte er ihr darauf antworten? — Heimlich jedoch ſchalt er den

Propheten Jatab einen verdammten Betrüger.

Indeſſen kam Aſſar mit Früchten zurück. Mit ihm kam ein junges Mädchen, noch reitzender als Zelia. Achmet verglich, ſeine Blicke hin und her wendend, und das Reſultat blieb; Zulima iſt ſchöner und reitzender als Zelia. Er erfuhr, beide wären Schweſtern. Schnell fragte er:

„Willſt Du ſie nicht auch verkaufen?“

„Noch kann es nicht ſeyn, — antwortete Aſſar; — denn ſie hat die Pflichten ihrer Religion noch nicht erfüllt. Kommt ihr aber über's Jahr wieder hieher, ſo könnt ihr ſie haben.“

Achmet ergriff die Hand der ſchönen Zulima, ſie zu küſſen, ſie aber zog ſie erröthend zurück, und ſagte: Dies zuzulaſſen, ſey ihr noch nicht vergönnt.

Sie verzehrten die aufgeſetzten Früchte, und Aſſar machte ſich fertig ſeinem Gaſte mit ſeiner Tochter Zelia zu folgen. Achmets Herz ſagte ihm, Zulima ſey beſtimmt ihn glücklich zu machen, aber er mußte ſeinem Geſchäft folgen, und Arahi erwartete ſeine Zurückkunft. Bei ſich ſelbſt ſeufzte er:

„Ach! ſchöne Zulima! Ich werde Dich nicht wiederſehen. Und ſehe ich Dich wieder, ſo biſt Du bei den verdammten Jatabs-Pfaffen geweſen!“

Er küßte den Zipfel ihres Schleiers, und ging verliebter weg, als er gekommen war. — Binnen acht Tagen ſollte Zulima, wie er hörte, die Reiſe nach dem Alſea-Berge antreten, ſchon trug ſie das weiße Vorbereitungs-Kleid, ſchon wartete ſie die Blumen, mit denen ſie als ein würdiges Jatabs-Opfer geſchmückt werden ſollte, und Achmet betrachtete ſie mit einer Art von Grimm, welchen die Liebe in die zärtlichſte Sehnſucht verwandelte. Er konnte ihr nichts ſagen, aber ſeine Augen waren beredter als ſein Mund, und ach! was ſagten ſie ihr nicht alles! — So, mußte er ſie verlaſſen.

Arahi hatte ſie mit Ungeduld erwartet. Er fand die ſchöne Zelia reitzend, verliebte ſich ſelbſt ein wenig, ſo, wie es ein Sklavenhändler kann, in ſie, und kaufte ſie ziemlich theuer ihrem Vater ab, der ſie ermahnte, eine getreue Jatabs-Jüngerin zu bleiben, und mit trockenen Augen von ihr ging.

Arahi brachte die Nacht mit ſeiner gekauften Sklavin vergnügt zu, und Achmet ſeufzte vergebens nach der ſchönen Zulima.

Kaum war der Tag angebrochen, als er ſeinem Herrn ſeine Empfindungen klagte. Dieſer antwortete ganz gelaſſen:

„Wir wollen Zulima kaufen.“

Achmet erzählte ihm, was Zulima thun müſſe, ehe ſie verkauft werden könnte, und Arahi fiel ganz beſtimmt ein:

„Je nun! Laß ſie ziehen, wohin ſie ziehen muß, und iſt ſie dort geweſen, ſo kaufen wir ſie nachher. Jedes Land hat ſeine Gebräuche, und wir ſind nicht dazu berufen, dieſen Leuten einen andern Glauben zu predigen.“

„Laß uns dieſe Perle den Jatabs-Prieſtern entreißen! — rief Achmet aus. — Laß uns den Betrügern zuvorkommen!“

Arahi willigte nach kurzer Ueberlegung ein, dieſes Wageſtück mit ihm zu unternehmen, ſchickte ſeine Sklavinnen und Diener voraus, und folgte dem erhitzten Achmet, der, ſeiner Beute gewiß, auf dem Wege ſchon Siegeslieder ſang, ehe er ſich des Sieges rühmen konnte.

Er glaubte den Weg nach Aſſars Wohnung ſo gewiß zu finden, als er überzeugt war, die geliebte Zulima retten zu können. Aber was glaubt die Liebe nicht?

Sie waren einen halben Tag durch Wälder und über Berge gewandelt, verloren ſich in Thälern und Abgründen, und wußten, als es Abend wurde, nicht wo ſie waren, wohin ſie ſollten, oder wie es anzufangen ſey, ihren Hunger zu ſtillen. Arahi, der nicht verliebt war, wurde ungeduldig, brummte, und fluchte; Achmet ſeufzte. — Die Nacht brach herein, ſie krochen in eine Höhle, und ſpeißten Wurzeln. Arahi murmelte:

„Ich wollte, ich wär geblieben, wo ich war! Dort hatte ich Speiße und Trank, und eine Zelia, hier habe ich Wurzeln, und bin in Gefahr von wilden Thieren gefreſſen zu werden.“

Achmet ſchwieg, hatte weder Hunger noch Durſt, und erwartete ſeufzend den Morgen.

Die Sonne ging auf. Sie machten ſich auf den Weg. Immer tiefer kamen ſie in die Berge. Arahi verwünſchte die Liebe und alle Liebhaber in der Welt, und mußte abermals die Nacht in einer Höhle bei Waſſer und Wurzeln zubringen.

Den folgenden Morgen erſtiegen ſie einen Berg, den ſie mit Bäumen beſetzt ſahen, die in Alleen ſtanden, woraus ſie ſchloſſen, es müßten Menſchen hier herum wohnen. Der Berg war erſtiegen, als ſie einen Mann erblickten, der vor ihnen floh. Sie traten vor ſeine Hütte, und baten ihn, ſie zu berichten, wo ſie wären, und ob er ihnen ſagen könne, wo Aſſars Wohnung ſey? Er antwortete:

„Aſſar iſt mein Vater, und wohnt, mir gegenüber, auf jenem Hügel.“

Schnell fragte Achmet: Ob ſeine Schweſter Zulima ſchon auf den Berg Alſea gegangen ſey?

Da er hörte, man kenne ſeine Familie, bat er die Fremden, in ſeine Hütte zu kommen, und ſetzte ihnen Milch, Honig, und Früchte vor. Zugleich ſagte er, ſeine Schweſter werde erſt in einigen Tagen die heilige Wanderung nach dem Berge Alſea antreten. — Er brachte ſie zu ſeinem Vater, und dieſer nahm ſie gaſtfreundlich auf.

„Wenn ihr gekommen ſeyd, — ſagte er, Mädchen zu kaufen, ſo will ich euch rathen, bis Uebermorgen hier zu bleiben. Ich ſtelle ein Feſt wegen der Abreiſe meiner Tochter an, und es werden ſich dabei viele Mädchen verſammeln. Ihr habt dann die Wahl.“

Dieſen Vorſchlag nahmen ſie an, und Achmet ſuchte Gelegenheit, ſeine geliebte Zulima allein zu ſprechen. Dieſe fand ſich, und er war entſchloſſen, ſie zu ſeinem Vortheil zu benutzen, Zulima ſagte:

„Es freut mich, lieber Achmet! von Dir zu hören, daß Du mich gern ſiehſt, daß Du mich liebſt. Aber ich bin jetzt Deiner Liebe noch nicht würdig. Komme ich erſt vom Berge Alſea zurück, und bin gereiniget —"

„Gereiniget? — fiel Achmet heftig ein. — Gereiniget? Du Reine, durch die unreinen Pfaffen des Berges Alſea gereiniget?"

„Was ſagſt Du? — rief Zulima erſchrocken aus. — Fürchteſt Du nicht vom Donner zermalmt zu werden? Unrein nennſt Du die heiligen Prieſter des großen Jatab? Wie? Die Erde öffnet ſich nicht, Dich zu verſchlingen? — O! ich darf nicht von Dir gehen, denn vielleicht ſchützt meine Unſchuld Dich noch.“

„O! bleibe bei mir, liebe Zulima! Gehe nicht zu jenen Menſchen, die Du Heilige nennſt.“

„Meine Mutter, meine Schweſter ſind zu ihnen gegangen, und Jatab, der große Prophet, will, daß auch ich zu ihnen gehe.“

„So willſt Du meinen Tod? — Ach! Zulima! wenn mein Leben Dir lieb iſt, gehe nicht zu dem Berge. — Wie könnte ich Dich lieben, weiß ich, daß Du bei den Pfaffen geweſen biſt, die Dich —“

Zulima fiel weinend ein:

„Es will der Himmel nicht, daß wir uns lieben ſollen!“

Aſſars Ankunft ſtöhrte die Unterhaltung. Er ſprach mit Entzücken von dem Glück, welches ſeiner Tochter bevorſtehe. Achmet verließ ſie beide, ſeufzend und betrübt.

Er ſprach die Nacht hindurch viel mit Arahi, und einem Plan gemäß, den er ſehr abentheuerlich entworfen hatte, beredete er ihn, mit Tages Anbruch mit ihm den Berg Alſea zu beſteigen. Dieſes geſchah.

Sie kamen zum Tempel des Jatab, der auf einer angenehmen Ebene ſtand, umſchlungen von ſilberhellen Bächen, umgeben von herrlichen Dattelbäumen. Nahe dabei ſtand das Kloſter der Pfaffen, geräumlich und wohlerbauet, im Schatten hoher Bäume.

Sie näherten ſich demſelben, baten eingelaſſen zu werden, und man öffnete ihnen die Thür.

Drinne fanden ſie alles gar luſtig und fein, und Arahi konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Gefährten zu fragen:

„Bekömmſt du nicht Luſt, hier zu wohnen?“

Ihr Führer, ein dummer Mönch, Aluſi genannt, zeigte ihnen die Herrlichkeiten des Kloſters, und ſprach viel von ſeinem Heiligen. Er führte ſie in einen Lorberhain, der an dem Kloſter lag, und hier ſahen ſie eine ganze Schaar junger, ſchöner Mädchen, die ihre erſte Reiſe zu dem Jatabs-Tempel geführt hatte.

Arahi fing an laut zu verſichern, er ſey mit dem Wunſche gekommen, ein Jatabs-Prieſter zu werden, und er wünſche ernſtlich, dieſen Wunſch erfüllt zu ſehen. Aluſi rief aus:

„Nun, ſo glaube ich, daß der Himmel Dich geſendet hat, einen Streit zu endigen, der ſich zwiſchen den vornehmſten Häuptern dieſes Kloſters erhoben hat, der ſchönen Zulima theilhaftig zu werden, die wir nächſtens hier erwarten. Bleibſt Du hier, ſo fällt ſie Dir zu."

„Dieſem? — rief Achmet heftig aus. — Und warum ihm?"

„Weil er dann der Jüngſte unter uns iſt; — antwortete Aluſi. — Der Neueſte erhält die Neueſte."

„So gehört ſie mir; — fiel Achmet ein. — Denn auch ich will ein Mönch werden, und melde mich nach ihm."

Schnell ſtürzte Aluſi vor Jatabs Bildſäule nieder, indem er ausrief:

„Ein Wunder! ein Wunder!"

Die Mönche kamen herbei, und Aluſi erzählte, was die Fremden geſagt und gewünſcht hatten. Der Vorſteher des Kloſters ſagte:

„Ihr ſollt aufgenommen werden."

Sogleich wurden ſie mit lächerlichen Zeremonien eingekleidet, die Ordensregeln

wurden

wurden ihnen bekannt gemacht, und der ganze Aktus endigte ſich mit der Drohung: „Sollte es Euch jemals in den Sinn kommen, dieſe Kleidung wieder abzulegen, ſo werdet ihr lebendig verbrannt!“

Der Tag kam, an welchem Zulima erſcheinen ſollte, und Achmets Herz klopfte laut, als er ſie mit Muſik, bekränzt und weißgekleidet herbeiführen ſah. Er flog ihr entgegen, ſah die Herbeigeführte, — und ſprang betroffen zurück.

Es war nicht Zulima. Ein altes, krummes weibliches Geſchöpf, gelehnt auf zwei Krücken, ſtand vor ihm.

„Dieſes alte Mädchen, — ſagte Aluſi, — iſt von ihrem zehnten Jahre an ungeſund geweſen, und hat nicht eher als jetzt kommen können, ihre geſetzliche Pflicht gegen Jatab und ſeine Prieſter zu erfüllen.“

Todtenbleich ſtand Achmet dieſer Schreckensgeſtalt gegenüber, und Aluſi fuhr fort:

„Du, Bruder Achmet! biſt ihr zugeſellt, ſie zur Erfüllung des Geſetzes zu bringen."

Achmet wendete ſich zu Arahi, ſtammelnd:

„Freund! — Was ſagſt Du dazu? — Ach! wenn nun Zulima kömmt —".

„So gehört ſie mir; — fiel Arahi ein. — So will es das Schickſal und der große Jatab."

Achmet bat und flehte. Arahi blieb gelaſſen, unerweicht, und lächelte:

„Jatab tröſte Dich!"

Achmets Flehen half zu nichts, als ihn zu überzeugen, weit gehe die Liebe über die Freundſchaft. — Aluſi zeigte auf die Lahme, und ſagte:

„Sigonia geht mit Dir, Du gehſt mit ihr, und ſie wird gereiniget."

Jetzt erſchien Zulima im Glanz der reinſten Unſchuld und Jugend, bekränzt mit Blumen im heiligen Reinigungs-Gewande. Sie wurde in den Tempel geführt, und Achmet wankte mit naſſen Augen ihr nach. Bald aber wurde er von da hinweg, in's Kloſter geführt, zur verkrüpelten Sigonia, die ſeiner harrte. Sie huſtete ihm entgegen:

„Ich harre Deiner, ſüßer Freund und Diener des großen Jatab!“

Achmet war außer ſich, als Aluſi eintrat, und ihm zurief:

„Halte ein! — Das Capitul iſt verſammelt. Ein Mönch hat Sigonien hieher gebracht, und er iſt verurtheilt, ſie ſelbſt zu reinigen.“

Niemals fällt ein Mönchs-Capitul ein gerechteres Urtheil, als wenn die Eiferſucht in demſelben herrſcht.

Sigonia erblaßte vor Zorn, und der letzte Zahn ihres Mundes zerbrach, indem ſie zu ſprechen, gewaltſam mit der Zunge ihn berührte. Entzückt rief Achmet, außer ſich, aus:

„O Jatab! Jatab! Du biſt ein großer Prophet.“

Sigonia mußte halb ohnmächtig hinweggetragen werden, und Zulima wurde dem Glücklichen zugeführt. Er verdeckte ſein Geſicht mit dem prieſterlichen Jatabs-Schleier, und hob mit zitternden Händen den ihrigen, der in langen Falten ihre herrliche Geſtalt umfloß. Sein Herz klopfte heftig, als er ſie umſchloß. Sie ſeufzte:

„Ach, geliebter Achmet! wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich Dich wieder ſehe.“

Kaum war Zulima zurück geführt worden, ſich wieder nach Hauſe zu begeben, als Achmet entſchloſſen war, ihr zu folgen. Arahi hingegen wollte auf dem Berge Alſea als Jatabs-Prieſter bleiben.

„Was ſoll ich, — ſagte er, — Perſien durchſtreifen, ſchöne Mädchen aufzuſuchen, da man ſie hier umſonſt, und ohne Mühe haben kann. Iſt wohl des Großherrn Serail beſſer beſetzt, als dieſes Kloſter? Ich bleibe, wie geſagt, hier.“

Achmet aber ſuchte ſein Vorhaben, zu entfliehen, auszuführen, und verſteckte ſich, ſeine Kleider, ſo gut es gehen wollte, in ein Türkiſches Gewand umzuformen. Bei dieſer Arbeit traf ihn ein Mönch an, und rief aus:

„Iſt es möglich? Du, Verdammter! willſt Dein heiliges Gewand ummodeln, um zu entfliehen? Du willſt den Eid brechen, den Du dem großen Jatab geſchworen haſt? Du mußt zum Scheiterhaufen geführt werden!“

Es kamen mehrere Mönche herbei, ſahen die zerſchnittenen Kleider, ſchlugen die Hände über den Köpfen zuſammen, und ſchrieen:

„Er muß verbrannt werden!“

Man bemächtigte ſich ſeiner Perſon, und warf ihn in's Gefängniß. Die Mönche rieſen Zeter und Wehe über den Gottloſen, der einem hübſchen Mädchen hatte nachgehen und ſeine Kleider zerſchneiden wollen, und ſtimmten einmüthig für ſeinen Tod. Sie wollten ihn aber nicht ſogleich verbrennen, ſondern mit ſeinem Todestage das Sendungs-Feſt des großen Jatab feiern, und deshalb blieb er ein ganzes Jahr im Kerker.

Endlich kam die Stunde, in der man ihm ſagte: Morgen wirſt Du zum Scheiterhauſen geführet, und zu Ehren des groſen Propheten Jatab verbrannt werden. Arahi kam weinend zu ihm, und ſagte, indem er ihn beklagte, er, als der jüngſte Mönch, müſſe den Scheiterhaufen anzünden.

„Ach! — ſetzte er hinzu; — Umſonſt habe ich mich auf die Geſetze der Freundſchaft berufen, die Jatabs-Pfaffen wollen nichts davon wiſſen.“

Noch ſprachen und weinten ſie mit einander, als ſie ein frohlockendes Geſchrei, und den Klang verſchiedener Inſtrumente vernahmen. Sie fragten, was es gebe? und erhielten die Antwort: So eben ſey ein Weib angekommen, ihren erſtgebornen Sohn den Stufen des Altars zu weihen. Arahi ging hin, ſie zu ſehen, und kam bald zu ſeinem Freunde zurück, mit der Nachricht:

„Es iſt Zulima, die hieher gekommen iſt, mit ihrem Sohne.“

„Unglücklicher Sohn! — ſchrie Achmet; — Unglückliche Mutter! Unglücklicher Vater! Ach! warum ſind wir geboren?“

„Ich habe mit ihr geſprochen, — fuhr Arahi fort; — und ſie weiß alles. Sie iſt außer ſich, und folgt mir.“

Zulima trat ein. Achmet ſammelte ſich, und rief ihr entgegen:

„Komm, geliebte Zulima! die letzten Seufzer Deines Achmet zu empfangen. Daß ich Dich liebe, bringt mir den Tod, aber ich ſterbe vergnügt, da ich meinen Geiſt in Deinen Armen aufgeben kann.“

„Nein, Achmet, mein Geliebter! — rief ſie aus; — Du ſollſt nicht ſterben. Es iſt mir erlaubt, heute von Jatab mir eine Gnade zu erbitten, da ich meinen Sohn ihm zum Opfer bringe. Dieſe Gnade, die ich von ihm verlange, iſt, mir Dein Leben zu ſchenken. Dies kann man mir nicht abſchlagen. Lebe, lieber Achmet! lebe, Deine Zulima zu lieben.“

Achmet ſchlang ſeine Arme um die Geliebte, und küßte ſie voll Entzücken. Sie fuhr fort:

„Ich wollte von dem großen Jatab mir die Gnade erbitten, die man mir gewähren muß, mich von hier ziehen zu laſſen, ohne daß ich nöthig hätte, mich dem großen Karken zu überlaſſen, aber Dein Leben zu retten, dies, geliebter Achmet! iſt mir viel lieber.“

Achmet war erſtaunt, dies zu hören, und rief aus:

„Nein, Zulima! laß mich lieber ſterben, und bleibe mir treu.“

Sie eilte, ohne ihn weiter anzuhören, davon, und bald kam die Nachricht: Achmet iſt frei. — Man brachte ihm ſeine Kleider, erkannte ihn vor der ganzen Verſammlung unwürdig in dem Tempel zu Alſea zu bleiben, und ſtieß ihn mit Schimpf und Schande über die Grenze. Mit Vergnügen ging er, denn Zulima ging mit ihm.

Kaum waren die Glücklichen bei Aſſar angekommen, als ein Armenier erſchien, der Sklavinnen kaufte. Er ſah Zulima, und that ein groſſes Gebot auf ſie. Achmet war außer ſich. Aſſar war bereit ſeine Tochter dem Käufer zu überlaſſen. Nichts konnte ihn bewegen, dies nicht zu thun.

Da er nicht zu bewegen war, entflohen Achmet und Zulima des Nachts heimlich. Sie durchſtreiften die unwirthbarſten Gegenden, und kamen am fünften Tage ihrer beſchwerlichen Wanderung zum Berge Kaukaſus. Muthig gingen ſie weiter, an dem Fluſſe Koban hinauf, und kamen endlich in ein kleines luſtiges Thal. Hier errichtete Achmet eine Hütte, und ſie beſchloſſen den Freuden der Liebe und der Ruhe ſich zu überlaſſen.

Sie lebten ruhig, zufrieden, im Genuſſe wechſelſeitiger, zärtlicher Liebe, und ein Monat war verfloſſen, ehe ſie es ſelbſt kaum glauben konnten.

Eines Tages hatte Achmet ſich weiter als gewöhnlich von ſeiner Hütte entfernt, Obſt einzuſammeln. Wohlbeladen mit mancherlei Früchten, kam er, und fand ſeine Zulima nicht. Umſonſt war ſein Rufen, nur das Echo gab ihm ihren Namen zurück. — Außer ſich, durchrannte er die Gegend, und wurde in der Entfernung ein großes Feuer gewahr. Er eilte demſelben zu, und fand, als er endlich ermattet näher kam, daſſelbe verloſchen. Nichts war mehr zu ſehen, als Aſche und einige Knochen.

„O! Mahomet, großer Prophet! — rief er aus, indem er ohnmächtig zu Boden ſank. — Die Tartaren haben meine Zulima ihrem Götzen geopfert!“

Die nahe Stimme eines ehrwürdigen Alten brachte ihn zu ſich. Er fragte:

„Fremdling! Wer biſt Du?“

„Ein Unglücklicher!“ — ſeufzte Achmet.

„Wie kamſt Du hieher?“

„Ach! ich ſuche meine geliebte Zulima, die man mir geraubt hat.“

„Zulima?“

„Ach! vielleicht lebt ſie nicht mehr!“

„Höre auf für ihre Tage beſorgt zu ſeyn — ſagte Huſſeim, der Alte; — Du wirſt ſie wieder ſehen. Doch hier biſt Du nicht ſicher. Stehe auf, und folge mir.“

Er nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in eine Höhle. Hier hieß er ihn nieverſetzen, reichte ihm eine Schaale mit Milch, und ſprach:

„Ich bin ein Prinz, vom Geblüte der unglücklichen Sofi's in Perſien. Der ſiegreiche Abentheurer Thamas Kouli Kahn, ſitzt jetzt auf dem Throne meiner Vorfahren, und beherrſcht mein unglückliches Vaterland. Ich floh in dieſe Wüſte. Die Einwohner dieſer Gebirge nahmen mich auf, ohne mich zu kennen. Sie wurden mir gewogen, und mein Wandel unter ihnen, erwarb mir ihr Zutrauen, und ihre Hochachtung. Das Haupt ihrer Religion ſtarb, ſie gaben mir ſeinen Platz, und ich ſah mich gezwungen, ihn anzunehmen. — Dieſes Volk verehrt ein lächerliches Götzenbild; ich laſſe demſelben ſolche Ausſprüche thun, die, wie ich glaube, der Ruhe deſſelben angemeſſen ſind. Hierdurch regiere ich hier mit mehr Macht, als wenn ich König wär. Denn der Beherrſcher dieſer Nomaden holt ſeine Befehle von dem Götzenbilde, welches nur durch mich redet.“

Achmet ſprach von ſeiner geliebten Zulima, und Huſſeim fuhr fort:

„Die Weiber am Berge Kaukaſus ſind häßlich, glauben aber liebenswürdig zu ſeyn. Ihre Männer achten und lieben ſie nicht. — Vor einiger Zeit kam Kakoukan, das Oberhaupt der Tartarn, zu dem Götzenbilde, und beſchwerte ſich darüber, daß die Gottheit ihnen ſo häßliche Weiber gäb. Da es nun meine Sache nicht iſt, jemand zur Verzweiflung zu bringen, ſo gab ich ihm durch den Mund des Götzenbildes zur Antwort: Es ſey ihm im kurzen eine junge Schöne beſcheert, durch welche er dieſes Land mit lauter liebenswürdigen Weibern bevölkern werde. Kakoukan, der geſtern auf der Jagd Deine Zulima antraf, hielt ſie für die verhießene liebenswürdige Sterbliche, nahm ſie mit ſich, und brachte ſie in den Tempel, ſie mir vorzuſtellen. — Um zu wiſſen, wer ſie wär, ertheilte ich den Rath, dem Schutz-Gott dieſer Gegend ein Opfer darzubringen, und es wurde ihm ein weißes Reh geopfert. Ich ſprach indeſſen mit Zulima, und dieſen Morgen hat ſie Kakoukan mit großem Gepränge abgeholt, ſie in ſeine Heimath zu führen. Jetzt nun macht man große Zurüſtungen zu einem wilden Feſte, welches er ihr zu Ehren heute begehen will.“

Achmet bat ihn mit naſſen Augen, ſeine Zulima zu retten.

„Das will ich; — ſagte Huſſeim, indem er ihm die Hand gab. — Längſt ſchon habe ich beſchloſſen, aus Furcht, doch endlich einmal erkannt und an Kouli Kahn ausgeliefert zu werden, der mich, wie alle Soſi's, würde morden laſſen, dieſe Gegend zu verlaſſen, und in die Türkei zu gehen. Iſt es Dir gelegen, so gehen wir zuſammen. Seit einem Jahre habe ich ſchon alle mögliche Vorbereitungen zu dieſer Reiſe getroffen. Kakoukan's Schiff liegt nicht weit von hier; dieſes wollen wir dieſe Nacht noch beſteigen."

„Großer Fürſt! — rief Achmet aus; — Säßeſt Du auch auf dem Throne Deiner Vorfahren, Du könnteſt mir doch kein größeres Geſchenk geben, als das, welches Du mir in dieſer Wüſte geben willſt."

Huſſeim ließ ihm ſeine Zulima als Königin des Feſtes, welches gefeiert wurde, bekränzt und bekrönt in der Entfernung ſehen. Kaum konnte Achmet ſich faſſen, ſie an Kakoukan's Seite zu ſehen. Außer ſich, rief er aus:

„Gerechter

„Gerechter Himmel! Das ertrage ich nicht.“

„Sey ruhig, wenn Du Dich und Zulima retten willſt; — ſagte Huſſeim. — Ich werde nachher im Tempel mit ihr ſprechen, und ihr den Weg nach dem Schiffe beſchreiben. Du bleibſt hier ruhig, bis die Sonne untergegangen iſt. Dann machſt Du Dich auf den Weg. Im Schiffe treffen wir uns.“

Er ging in den Tempel, und Achmet blieb ängſtlich und beſorgt, wünſchend, und harrend zurück.

Mit dem letzten fliehenden Sonnenſtrahl verließ er die Höhle und betrat den ihm bezeichneten Weg, der ihn zum Ufer führen ſollte, an welchem das Schiff lag.

Schon erblickte er daſſelbe in der Entfernung. Er eilte darauf zu, und trat auf einen Todten, der vor ihm, auf dem Wege lag. Gerechter Himmel! Es war Huſſein, der vor ihm, von einem Wurfſpieß durchbohrt lag.

„Ich bin verloren! — rief Achmet aus. — Unglücklicher Fürſt! Wie viel glücklicher biſt Du als ich, der ich meine Zulima in Kakoukans Gewalt wiſſen muß, und ſie nicht retten kann. Dein Unglück hat geendet, und mich fängt das meinige von neuem zu verfolgen an.“

Er ſprang in das Schiff, riß das Seil los, und ſtürzte — in die Arme ſeiner Zulima. Sie drückte ihn an ihre Bruſt, und fragte:

„Wo iſt der ehrwürdige Alte, der mich hieher brachte, und dir entgegen ging?“

„Ach! — rief Achmet aus; — dieſer großmüthige Fürſt lebt nicht mehr. Der letzte Zweig des Königlichen Stamms der Sofi's hat ſein Leben verblutet.“

Beide beweinten den Tod ihres großmüthigen Retters, der das Schiff mit allem wohl verſehen hatte. Er hatte auch Waſſen auf daſſelbe gebracht, und ſeinen ganzen geretteten Königlichen Schmuck. — Der Wind ſchwellte die Segel. Achmet war Steuermann und Liebhaber zugleich.

Der Himmel ſchien müde zu ſeyn, die Liebenden zu verfolgen, und ihr Schiff ſelbſt nach Konſtantinopel zu leiten. Hier ſprach man von nichts, als von der Entthronung des alten Sultans, dem ſein Bruders-Sohn in der Regierung gefolgt war, und von ſeinem Vezier, den er aus ſeiner Verbannung zurück gerufen und die höchſte Würde der Reichsbeamten ertheilt hatte. Dieſer war Muley Muſtapha.

Achmet eilte zu ſeinem Vater, der ihn mit Entzücken empfing, und ſogleich dem Großherrn vorſtellte. Dieſer ernannte ihn zum Baſſa von drei Roßſchweiſen, und ſchickte ihn als Abgeſandten nach Frankreich. Dort hat man ihn und ſeine geliebte Zulima geſehen, von deren Schönheit damals ganz Paris ſprach. Viele haben dort den wackern Achmet genau gekannt, und im frohen Kreiſe ſeiner Bekannten erzählte er gar oft ſeine Geſchichte.

Gaudentio di Lukka.

Ein Mann, der ſeit einigen Jahren ſich zu Bononien niedergelaſſen hatte, und ſich **Gaudentio di Lukka** nannte, war bei der Inquiſition, die lange ſchon ihn aufmerkſam beobachtete, verſchiedener Dinge wegen angegeben worden, und wurde endlich von derſelben eingezogen. Aus ſeinen eigenen, und den Papieren des H. Offiziums ſind folgende ſonderbare Nachrichten von ſeinen Begebenheiten bekannt gemacht worden, die eben ſo merkwürdig, als unterhaltend ſind.

Gaudentio war zu Ragusa geboren, wo ſein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, wohnte, der an eine angebliche Korſin verheurathet war. Er ließ ſeinen Sohn in den Wiſſenſchaften wohl unterrichten, ja, er ſchickte ihn ſogar nach Paris auf die hohe Schule. Hier befand er ſich, als ihm ſein Bruder die traurige Nachricht ſchrieb, ſeines Vaters reichſtes Schiff ſey von den Seeräubern genommen worden, und ſein vornehmſter Agent in Smirna habe Bankrott gemacht, Unglücksfälle, die ihren beiden Eltern das Leben gekoſtet hätten. — Gaudentio eilte nach Ragusa. Die beiden Brüder machten zuſammen, was ihnen von ihres Vaters Vermögen noch übrig geblieben war, und davon rüſteten ſie ein kleines Schiff zum Handel aus, mit welchem ſie nach Smirna gingen. Ihres Vaters Agent hatte die Mahomedaniſche Religion angenommen, und war nach Konſtantinopel gegangen. Sie wollten ihre Reiſe weiter fortſetzen, als ſie von zwei Algirern angegriffen wurden. Sie wehrten ſich wie Verzweifelte. Gaudentio wurde verwundet, ſein Bruder getödet, und das Schiff genommen. Der Algiriſche Befehlshaber war wüthend über den groſſen Verluſt ſeiner Mannſchaft, und ſelbſt verwundet, wurde er eben verbunden, als Gaudentio gebunden, vor ihn geführt wurde. Er zog ſogleich den Säbel, ihm den Kopf zu ſpalten, als eine Dame in Perſiſcher Tracht ausrief: „Ach! ſchenke dieſem tapfern jungen Mann das Leben!“ — Zugleich nahm ſie ihn in ihre Arme, indem ſie ſagte: „Nur durch mein Herz geht der Weg zu dem ſeinigen!“

„Grauſame! — rief der Seeräuber aus; — Iſt es möglich, daß dieſer Unbekannte in einem Augenblick mehr erhält, als ich mit allen meinen Thränen und Seufzern erhalten konnte! — Nein! dieſer Chriſt ſoll ſterben!"

Er griff zum zweitenmal nach dem Säbel, aber die Dame ſchloß ihn feſter in ihre Arme, und rief:

„Hamet! ich bitte Dich, ſchenke dieſem jungen Mann das Leben. Ich bin nicht undankbar."

„Kennſt Du ihn?" — fragte Hamet erſtaunt.

„Mein Herz ſpricht für ihn, ob ich ihn gleich nicht kenne, — fuhr ſie fort. — Schwöre mir, ſein Leben nicht zu verletzen, und ich verſpreche Dir, was Du bisher umſonſt von mir begehrteſt, Dein Weib zu werden."

Gaudentio blieb am Leben, und Hamet befahl, nach Alexandria zu ſegeln. Von hier ließ er ihn nach Kairo auf den Sklavenmarkt führen, und er wurde verkauft. Mit ihm zugleich, erhandelte der Mann, der ihn kaufte, des Sklaven Bücher und mathematiſche Inſtrumente.

Kaum war der Handel richtig, ſo umfaßte den Gekauften ſein neuer Herr, ein Mann, ziemlich fremd gekleidet, von gutem, aber etwas ſonderbarem Anſehen, und ſagte: Es würde ihm gewiß nicht leid ſeyn, ihm zuzugehören. Desgleichen umarmten ihn alle von ſeinem Gefolge, bezeigten viel Freude, und nannten ihn Bruder. Sie führten ihn in eine Karavanſera, und ſagten ihm tauſend ſchöne Sachen von dem Lande vor, wohin ſie ziehen würden.

Im Hauſe ſeines Herrn traf er viel Pracht an, und wurde daſelbſt ſehr gut bewirthet. Es wurden ſchöne Früchte und die beſten Weine ihm vorgeſetzt, woraus er ſah, daß er ſich nicht unter Mahomedanern befand. Als er nach ihrem Lande fragte, erhielt er die Antwort: Es werde daſſelbe Mezzoranien genannt, und ſie ſelbſt nannten ſich Kinder der Sonne. — Sein Herr, der herbei kam, redete ihn ſehr freundlich an:

„Junger Mann! Nach den Geſetzen dieſes Landes, gehörſt Du mir, denn ich habe Dich gekauft, und zwar ſehr theuer. Es iſt mir aber in der ganzen Welt kein gerechtes Geſetz bekannt, welches einen freigebornen Menſchen zum Sklaven ſeines Gleichen machen könnte. Willſt Du mit uns gehen, ſo wirſt Du eben ſo frei ſeyn, als wir. Wir bewohnen das reichſte Land der Welt. Du haſt die Wahl, uns zu folgen, oder von uns zu gehen. In dieſem Fall ſchenke ich Dir ſogleich Deine Freiheit und alles wieder, was Dir gehört. Ja, ich will Dir ſogar Beiſtand leiſten, in Dein Vaterland zurückkehren zu können. — Was willſt Du nun thun?“

Nach einem kurzen Nachdenken antwortete Gaudentio entſchloſſen:

„Ich folge Dir, den ich Vater und Befreier nenne, wohin Du mich führen willſt.“

Er umarmte ihn, und rief aus:

„Ich nenne Dich Sohn. Dieſe beiden Jünglinge hier, ſind Deine Brüder. Ich bitte Euch, lebt als ſolche!“

Gaudentio, als er ſich nachher mit ſeinem Wohlthäter allein ſah, redete ihn an:

„Du wirſt wiſſen, daß ich ein Chriſt bin —“

„Du kannſt es bleiben; — antwortete der Mezzoranier, den man Pophar, Vater, in ihrer Sprache nannte. — Man wird nie von Dir fordern, etwas anderes zu ſcheinen, als was Du biſt. — In einigen Tagen gehſt Du mit mir nach Alexandrien, wo ich noch Geſchäfte abzuthun habe, ehe wir in unſer Land ziehen. Bis dahin ſteht es Dir täglich noch frei, mich wieder zu verlaſſen, wenn es Dir ſo beliebt, denn Du biſt mein Sohn, und Dein eigener Herr."

„Ich bleibe bei Dir, edler Pophar! —" wiederholte Gaudentio.

Nach einigen Tagen ging er mit ihm, in Begleitung der jungen Leute, die er Brüder nannte, nach Alexandrien.

Hier befanden ſie ſich auf dem Markt, wo die Seltenheiten der halben Welt ausgelegt zu ſehen ſind, wohin eben der Baſſa von Kairo mit einigen Weibern und ſeiner Tochter gekommen war, die zur Schau geſtellten Seltenheiten zu betrachten. Dieſe junge, ſchöne Dame erblickte kaum den liebenswürdigen Europäer, als ſie ſich erkundigen ließ, wer er ſey? — Dabei blieb es jetzt. — Als aber Gaudentio den folgenden Tag in einem öffentlichen Garten mit Pophar ſpazieren ging, folgte ihnen ein alter Verſchnittener, und ein junger Menſch, abſichtlich nach. Der Verſchnittene wendete ſich an Pophar, und fragte:

„Kaufmann! wie theuer hältſt Du dieſen Deinen Sklaven, den der Baſſa zu kaufen wünſcht?“

„Er iſt kein Sklav, ſondern mein Freund, über den ich keine Gewalt habe;“ — antwortete Pophar.

Der Alte wollte ſich nicht abweiſen laſſen, und bot Geld und Edelſteine, und der Jüngling, welcher bei ihm war, ſetzte hinzu:

„Ich bin der Sohn des Baſſa, und wünſche dieſen jungen Mann gleichfalls zum Freunde zu haben. — Er ſoll frei ſeyn, wenn ich ihn auch kaufe. Ja, ich ſchwöre bei dem großen Propheten, wir wollen im Tod und Leben unzertrennlich ſeyn!“

Pophar und Gaudentio blieben bei ihrer erſten Erklärung, und der junge Mann trat dem letztern näher, indem er freundlich fragte:

„Wenn nun die Tochter des Baſſa, die Du geſtern geſehen haſt, Dich in ihrem Gefolge zu haben wünſchte?“

Der Gefragte getraute ſich nicht zu antworten. Jener fuhr fort:

„Wiſſe alles, ſchöner Fremdling! Ich bin die Tochter des Baſſa ſelbſt. Ich bin entſchloſſen Dich zu beſitzen, und es koſtet Dein Leben, gehſt Du nicht mit mir!“

In dieſem kritiſchen Augenblick ſprang eine Sklavin herbei, mit der Nachricht, der

Baſſa komme. Die ſchöne Verkleidete eilte davon, und rief dem beſtürzten Fremdling zu:

„Beſinne Dich eines Beſſern, oder ſtirb!“

Rüſtig und gewandt beſtieg ſie ein Roß, das geſattelt vor dem Garten ſtand, doch ziemlich eilfertig und etwas unbedachtſam. Es bäumte ſich das Roß, warf ſie ab, und Gaudentio, der außer ſich herbei ſprang, fing die Stürzende mit ſeinen Armen auf.

Sie öffnete die Augen, und ſeufzte:

„Dir alſo ſoll ich mein Leben danken?“

„Wie unglücklich macht mich mein Glück! Heilige Pflichten, die mich an meinen Vater feſſeln —“

Sie ſchien ſich ſchnell zu faſſen, zog einen koſtbaren Ring vom Finger, blickte mit naſſen Augen ihn an, und ſagte:

„Nimm dieſen Ring, und lebe wohl!“

Der Baſſa näherte ſich. Sie enteilte ſeinen Blicken.

Dieſer Vorfall beſchleunigte ihre Abreiſe. Eine Geſellſchaft von zwölf Perſonen, machten ſie ſich auf den Weg, verließen Aegypten und durchzogen die unwirthbarſten Sandwüſten, mit großen Beſchwerlichkeiten und Gefahren. In der Mitte derſelben bei einer großen Spitzſäule, opferten die Mezzoranier, das Gedächtniß ihrer Vorfahren, die aus Theben abſtammten, zu ehren, Brod, Wein, und Früchte.

Ein Zufall ließ Gaudentio auf der Bruſt eines ſeiner ſogenannten Brüder ein goldenes Schauſtück erblicken, deſſen Anblick ihn in Verwunderung und Erſtaunen ſetzte, da er ſelbſt ein ähnliches trug, wie er zeigte.

„Heiliger

„Heiliger Gott! — rief Pophar aus; — Woher haſt Du dieſes Schauſtück?“

„Meine Mutter, — antwortete Gaudentio, — hat es von Kindheit an, ſtets an ihrem Halſe getragen.“

„Große Sonne! — Wer war Deine Mutter?“

„Die Ziehtochter eines Korſiſchen Kaufmanns.“

„Ja, ja! Es war die Tochter unſrer Iſiphena! — O Gaudentio! Komm an mein Herz! Du biſt mein Enkel! Iſiphena war meine Schweſter. — Ihr Kind ging zu Kairo verloren, nebſt einer Zwillings-Schweſter, deren Geburt Iſiphena mit dem Leben bezahlte, und von deren Schickſal ich wohl niemals Nachricht erhalten werde.“

„Meine Mutter hat oft erzählt, ihr Pflegevater habe ſie von einer Türkin gekauft —“

„Ja ſie war die Tochter meiner geliebten Schweſter Iſiphena, deren Gebeine in Theben bei ihren Voraͤltern ruhen. — O mein Sohn! Mein Herz gab Dir dieſen Namen, und Du biſt es. — Dieſes Schauſtuͤck trug Iſiphena. Du ſiehſt auf demſelben die Sonne, die wir verehren und das hohe Wort Omadim. Denn die Sonne iſt unſer Vater.“

Dieſe erfreuliche Entdeckung wurde von der ganzen Geſellſchaft mit wahrem Entzuͤcken gefeiert, und der Sonne ein Opfer von Blumen und Kraͤutern gebracht.

Als ſie einige Tagereiſen weiter gezogen waren, ſtießen ſie auf eine kleine Mezzoraniſche Karavane, die ihnen kaum in's Geſicht gekommen war, als der Anfuͤhrer derſelben von ſeinem Dromedar ſtieg, und ſich vor Pophar neigte. Seinem Beiſpiel folgten die andern alle.

„Wie? — rief Pophar aus; — Iſt denn unſer Vater geſtorben?“

Jener antwortete:

„Ja, er iſt zu ſeinen Vätern gegangen. Dich, Pophar, grüßen wir als Regenten und Vormund unſers Königs, bis dieſer das geſetzliche Alter von funfzig Jahren erreicht hat, um ſelbſt zu regieren.“

Die Karavane zog hierauf weiter, nach Aegypten zu, und Pophar erreichte mit ſeiner Geſellſchaft zehn Tage hierauf, ſein herrliches, fruchtbares Vaterland.

Jetzt kleideten ſich alle in die Farbe ihres Stammes, Rome bei ihnen genannt, nach den Geſetzen des Landes. Der große Pophar trug einen feuerfarbenen Rock, der Regent eine grüne Kleidung mit goldenen

Sonnen durchſtreut. Die Weiber trugen die Farbe ihrer Stammes-Kleidung, aber mit ſilbernen Monden beſetzt. Den Neumond trugen die Mädchen, die Wittwen den abnehmenden Mond.

Die Ankommenden wurden von Abgeordneten empfangen, und Pophar wurde als Regent gegrüßt. Er beſtieg einen mit acht Pferden beſpannten Wagen, welchen ein ſtarkes Detaſchement Kavallerie mit goldenen Sonnenfahnen umgab. So kamen ſie in die prächtig erbaute Hauptſtadt des Landes Noom, und zogen in den Sonnentempel ein, der mitten in der Stadt, auf 365 doppelten Marmorſäulen ſteht. Hier rief das Volk: „Eli Pophar! d. i. Wir grüßen Dich, Vater des Volks!“ und er antwortete: „Cali Benim! d. i. Liebe Kinder!“ Hierauf wurde geopfert, und Pophar übernahm feierlich die ihm zugefallene Regentſchaft, nach den Geſetzen und Gebräuchen des Landes. *)

Gaudentio wurde von den Mezzoraniern mit Achtung und Liebe empfangen, wohnte im Pallaſt des Regenten, ſeines Oheims, und beſchäftigte ſich, mit ſeinen Lieblings-Studien, der Malerei und Arzneikunde, mit dem beſten Erfolg.

Aber auch ſein Herz wurde von der zärtlichſten Liebe in Anſpruch genommen. Die ſchöne Sophroſine, Pophars Tochter, bezauberte ihn. Ihre Annehmlichkeit und

---

*) Im Original folgt eine ausführliche Beſchreibung der Sitten, Gebräuche, Religion, des Schulunterrichts ꝛc. der Mezzoranier, die aber auch nur ausführlich beſchrieben, intereſſant ſeyn können, und keinen Auszug leiden.

Sittſamkeit gewannen ſein Herz, und ſeine herzliche Liebe weckte ihre Gegenempfindung.

Fünf Jahr minnte er um die liebenswürdige Schöne, und jetzt erſchien der Zeitpunkt, in welchem die Geliebte ſich öffentlich für ihn erklären wollte.

Es wurde, nach Landesgebrauch, wenn einer etwas Vortreffliches leiſtete, Gaudentio eine Bildſäule ſeiner Malertalente wegen, aufgerichtet, die dann die Schöne, die den Künſtler liebte, mit einem Blumenkranze zu krönen pflegte. Dieſe öffentliche Feierlichkeit und Auszeichnung ging mit großem Gepränge vor ſich. Sophroſine bekrönte die Bildſäule mit einem Blumenkranze, und erklärte öffentlich, ſie liebe den, deſſen Talente ihm dieſe Ehre erwarben, weil ſie ſein edles Herz kenne, ihr ergeben, voll Zärtlichkeit und Liebe. Pophar gab öffentlich ſeine Einwilligung, und das Volk rief aus:

„Er verdient die ſchöne Braut! Ihm werde der Lohn ſeiner Treue und Beſtändigkeit!“

Hier, ſagt der Herausgeber, iſt eine Lücke im Manuſcript. Es ſind Blätter aus demſelben verloren gegangen. Was ſie enthalten haben, läßt ſich nur aus dem Folgenden ſchließen. Der Inhalt derſelben mag ungefähr folgender geweſen ſeyn:

Gaudentio erhielt die ſchöne Sophroſine zur Frau, aber der Tod raubte ſie ihm und ſeine Kinder. — Von ſeinen Erzählungen bewogen, entſchloß ſich Pophar, als ſeine Regentſchaft zu Ende ging, mit ihm nach Europa zu gehen.

Wie des Gaudentio Papiere nun weiter erzählen, wurde dieſe Reiſe wirklich angetreten, aber Pophar ſtarb auf derſelben, als ſie ſich auf der Inſel Candia befanden. — Hier errettete Gaudentio die uns bekannte Türkin vom Tode, welche einſt ihn gegen des Seeräubers Hamet Mordgier in Schutz genommen hatte. Dieſer, der heimliche Mörder ihres erſten Gemals, eines Kurdiſchen Fürſten, wollte auch jetzt ſie morden. Gaudentio tödete ihn, und rettete die edle Frau von dem ihr beſtimmten Tode.

Sie wollten fliehen, wurden aber eingeholt, und gefangen nach Konſtantinopel geführt. Ihr Tod war gewiß, als von ungefähr die Sultanin Mutter den Gefangenen ſah, und ſogleich ihn in Freiheit zu ſetzen befahl. Sie ließ ihn vor ſich bringen, und fragte:

„Kennſt Du mich noch?“

Es war die Tochter des Baſſa von Kairo, die, wie wir wiſſen, ihm einen Ring geſchenkt hatte, den er ihr, ſich ihr zu Füſſen werfend, überreichte.

Sie, rief ihm zu:

„Stehe auf! — Den Ring gab ich Dir, als ein Zeichen meiner Liebe, und als ein ſolches ſollſt Du ihn behalten.“

Mit Geſchenken von der Sultanin überhäuft ging er mit der geretteten Kurdiſchen Fürſtin zu Schiffe, und kam mit ihr glücklich in Venedig an. Die Folge entdeckte ihm, daß ſie die geraubte Zwillings-Schweſter ſeiner verſtorbenen Mutter, die Tochter der unglücklichen Iſiphena war.

Mit dieſer kam er nach Bononien, wo er einige Jahre ſtill und friedlich gelebt hatte, als die Inquiſition etwas näheres von ihm und ſeiner Exiſtenz zu erfahren, ihn, wie wir wiſſen, vor ſich bringen ließ.

Nachdem ſie erfahren hatte, was ſie wiſſen wollte, gab ſie ihm die Freiheit wieder, und beſchloß, Miſſionarien nach Mezzoranien zu ſenden, die Einwohner dieſes Landes zum Chriſtenthum zu bekehren.

III.

Die Elementar = Geiſter.

Der
Graf Gabalis
über
Elementar-Geiſter.

Ein Abbé de Villars gab, ohne ſeinen Namen, ein Buch heraus, welches mit ungemeinem Beyfall geleſen wurde, und viele Auflagen und Nachdrücke erlebte, das den Titel führt,

Le Comte de Gabalis, ou Entretiens ſur les Sciences ſecretes;

wovon ich die Ausgabe Amſterd. 1671 in 12. vor mir habe. Der vielen Ausgaben dieſer Schrift ungeachtet, nennt man ſie ſelten, weil ſie an mehreren Orten ſo ſehr mißverſtanden wurde, daß man ſie wirklich zu unterdrücken ſuchte.

Es liegt (wie ſchon im Erſten Bande dieſes Werkes geſagt wurde,) gar ſehr in dem Plane [illegible], einmal Graf Gabalis über die Elementar-Geiſter ſprechen zu hören, ſo gut, als wir Kornmann und Hildebrand über dieſelben haben reden hören, deren Schriften, wie die Leſer ſelbſt finden werden, der Graf recht wohl gekannt, geleſen, und gut benutzt hat. Es war aber nicht nöthig, hier das ganze Werk mit allen Einleitungen und Nebenſprüngen zu überſetzen, ſondern nur überhaupt den Leſern zu referiren, was der Graf von den Bewohnern der Elemente und ihrem Umgang mit Menſchen zu ſagen hat. — Dies wollen wir nun hören.

„Wie glücklich werden Sie ſeyn, mein Sohn! — ſagte der Graf Gabalis; — wenn die ewige Weisheit Sie würdiget, Ihrer Seele eine Stimmung zu geben, welche die hohen Geheimniſſe verlangen, die ſie Ihnen enthüllen will. Sie werden der ganzen Natur gebieten, und hohe Weſen werden ſtolz darauf ſeyn, Ihrem Verlangen zu gehorchen. — Erdreiſten Sie ſich des Wunſches, nur Gott zu dienen, und über alles zu herrſchen, was nicht Gott iſt? Tragen Sie nicht den Stand eines Sklaven mit Unmuth, da Sie zu herrſchen geboren ſind? Haben Sie Stärke genug, dem allen zu entſagen, was Sie hindern kann die Höhe zu erſteigen, zu der Sie geboren ſind?“

„Entſagen? —“ fragte ich beſtürzt.

„Die Weiſen werden Sie nicht unter ſich aufnehmen, — fuhr er fort; — wenn Sie nicht einer Sache entſagen können, die mit der Weisheit nie beſtehen kann.“

Ich ſah ihn ſchweigend, fragend an; Er liſpelte mir zu:

„Sie müſſen aller Vermiſchung mit Weibern entſagen.“

„Das wird mir nicht ſchwer fallen!“ — rief ich lächelnd aus.

„Da ich ſehe, daß es Ihnen leicht ſeyn wird, den Weibern zu entſagen, ſo will ich Ihnen eine von den Urſachen angeben, welche die Weiſen verbanden, ihren Schülern dieſe Bedingung aufzulegen. Sie werden daraus erkennen, in welcher Unwiſſenheit alle Menſchen leben, die nicht zu uns gehören. So bald Sie eingeſchrieben ſeyn werden unter den Kindern der Weisheit, und ihre Augen geſtärkt ſind durch den Gebrauch der ſehr heiligen Arznei, werden Sie auch erkennen, daß die Elemente durch ſehr vollkommene Geſchöpfe bewohnt ſind, deren Bekanntſchaft und Umgang die Sünde Adams ſeiner unglücklichen Nachkommenſchaft geraubt hat. Der unermeßliche Raum zwiſchen der Erde und den Himmeln hat edlere Bewohner als Vögel und Fliegen; der Ozean trägt nicht bloß Wallfiſche und Meerſchweine in ſeinem weiten Schooſe;

Schooſe; die Tiefen der Erde ſind nicht für Maulwürfe allein; und das Element des Feuers, edler als die drei andern, wurde nicht erſchaffen, um ungenutzt zu bleiben, und leer. Die Luft iſt voll einer unendlichen Menge Volks, Silfen, in menſchlicher Geſtalt, das etwas ſtolz zu ſeyn ſcheint, aber ſehr gelehrig iſt: Es liebt die Wiſſenſchaften, iſt ſcharfſinnig, dienſtfertig gegen die Weiſen, und Unwiſſenden und Thoren feind. Ihre Weiber und Töchter, Silfiden, ſind männliche Schönheiten, wie man die Amazonen malt. — — Das Meer und die Flüſſe ſind bewohnt, wie die Luft. Die Alten nannten dieſe Völkerſchaften, Ondinen, oder Nymphen, die Nordiſchen Völker nennen ſie Nixen. Sie haben wenig Männer unter ſich, aber deſto mehr Weiber; ihre Schönheit iſt glänzend und außerordentlich. Die

Töchter der Menſchen kommen ihnen nicht gleich. — — Die Erde iſt faſt bis auf ihren Mittelpunkt mit Gnomen erfüllt, Leuten von kleiner Geſtalt, Bewahrern der Schätze, der Mi[illegible] und Edelgeſteine. Sie ſind klug, Freunde der Menſchen, und laſſen ſich leicht beherrſchen. Sie verſchaffen den Kindern der Weisheit alles Geld, was ſie brauchen, und verlangen keinen andern Preiß ihrer Dienſte, als die Ehre zu gehorchen. Die Gnomiden, ihre Weiber, ſind ſehr klein, aber eben ſo ſehr angenehm, und ihre Tracht iſt wunderſam. — — Die Salamander, dieſe entflammten Bewohner der Regionen des Feuers, dienen den Weiſen, ſuchen aber ihre Geſellſchaft nicht zudringlich, und ihre Töchter und Weiber laſſen ſich ſelten ſehen. Sie ſind ſchöner als alle andere, weil ſie aus dem reinſten Elemente ſind. — Dieſes ſind die Völker, die Sie mit Erſtaunen und Bewunderung ſehen, werden. Die Schönheit ihres Geiſtes wird ſie noch mehr bezaubern als die ihres Leibes, aber Sie werden die Unglücklichen bedauern, wenn Sie hören, daß ihre Seele ſterblich iſt, und daß ſie keine Hoffnung haben, das höchſte Weſen ewig zu ſchauen, das ſie kennen, verehren, und anbeten. Sie werden Ihnen ſagen, daß ſie aus den reinſten Theilen der Elemente beſtehen, die ſie bewohnen, daß ſie keine widerſtrebenden Eigenſchaften haben, weil ſie nur aus Einem Element gemacht ſind, und daher erſt nach mehrern Jahrhunderten ſterben. Was iſt aber dieſe Zeit gegen die Ewigkeit? Dieſer Gedanke betrübt ſie ſehr, und es koſtet uns große Mühe, ſie darüber zu tröſten. — Unſere Väter, die Weiſen, redeten mit Gott von Angeſicht zu Angeſicht und beklagten das

Unglück dieſer Völker; und Er, deſſen Erbarmen keine Grenzen hat, offenbarte ihnen, daß es nicht unmöglich ſey, ein Mittel gegen dieſes Uebel zu finden. Er gab ihnen ein, ſo wie der Menſch durch den Bund, den er mit Gott eingegangen, der Gottheit theilhaftig geworden ſey, ſo könnten die Silfen, Gnomen, Nymphen und Salamander, durch Verbindungen, welche ſie mit Menſchen eingehen dürfen, der Unſterblichkeit theilhaftig werden. So wird eine Nixe, eine Silfide, unſterblich und der Seligkeit fähig, nach welcher wir ſtreben, wenn ſie ſo glücklich iſt, ſich mit einem Weiſen zu verheurathen, und ein Gnome, ein Salamander hört von dem Augenblicke an auf ſterblich zu ſeyn, da er eine unſrer Töchter heurathet. Daher entſtand der Irrthum der erſten Lehrer der Chriſtlichen Kirche. Sie hatten erfahren, daß dieſe

Elementariſchen Halbmenſchen Umgang mit den Töchtern der Menſchen ſuchten, und ſie glaubten daher, der Fall der Engel ſey durch die Liebe gegen die Weiber verurſacht worden. Einige Gnomen, die nach der Unſterblichkeit verlangten, bewarben ſich um die Gunſt unſrer Töchter, und verehrten ihnen Edelgeſteine, deren natürliche Hüther ſie ſind, und dieſe Schriftſteller glaubten, im Vertrauen auf das Buch Enoch, welches ſie falſch verſtanden, dies wären Fallſtricke, die die verliebten Engel der Keuſchheit unſrer Weiber legten. — Im Anfang, da dieſe Kinder des Himmels von den Töchtern der Menſchen geliebt wurden, erzeugten ſie die berüchtigten Rieſen, und unverſtändige Kabaliſten nannten ſie Engel, und wußten nicht, daß die Bewohner der Elemente, durch den Namen Kinder Elohim, von den Kindern der

Menſchen ſich unterſcheiden. — Die Elementar-Halbmenſchen tragen Verlangen, ſich mit den Menſchen zu verbinden, weil es, wie geſagt, das einzige Mittel iſt, die Unſterblichkeit zu erlangen, die ihnen fehlt. Unſere Weiſen, beſſer unterrichtet, geben der Weiberliebe den Fall der Engel nicht ſchuld, ſie wiſſen, es waren Silfen, die unſterblich zu werden ſuchten. Ihre unſchuldigen Bewerbungen ſind uns ſo wenig anſtößig, daß ſie uns ganz gerecht ſcheinen, daß wir alle einſtimmig beſchloſſen haben, den Weibern ganz zu entſagen, und uns einzig darauf zu legen, Nymphen und Silfiden unſterblich zu machen.“

„O Gott! — rief ich aus; — Wie weit geht die unendliche Glückſeligkeit der Weiſen! Statt der Weiber, deren Reitze ſo ſchnell vergehen, beſitzen ſie Schönheiten, die nimmer veralten, und haben das

Glück und die Ehre, ſie unſterblich zu machen.“

„Bedenken Sie die Zärtlichkeit und Dankbarkeit dieſer herrlichen Geliebten, wie ſehr ſie ſich bemühen, dem gütigen Weiſen zu gefallen, der ſich bemüht, ſie unſterblich zu machen. — Doch, hören Sie weiter! — Die Salamander, wie Sie vielleicht ſchon begriffen haben, ſind aus den feinſten Theilen der feurigen Sfäre zuſammengeſetzt, gerundet und organiſirt durch die Wirkung des allgemeinen Feuers, welches der Grund aller Bewegungen der Natur iſt. Die Silfen beſtehen aus den reinſten Antomen der Luft, die Nixen aus den lauterſten Theilen des Waſſers, und die Gnomen aus den unmerklichſten Theilchen der Erde. Adam hatte viel Verhältniß gegen ſo vollkommene Geſchöpfe; er beſtand aus den reinſten Theilen der vier Elemente, ſchloß alſo die Vollkommenheiten dieſer Völkerſchaften in ſich, und war ihr natürlicher König. So bald ihn aber ſeine Sünde in den Auswurf der Elemente geſtürzt hatte, war die Harmonie geſtöhrt, und der Unreine und Grobe hatte kein Verhältniß mehr gegen dieſe feinen und geläuterten Weſen. — Wie iſt dieſem Uebel abzuhelfen? Wie iſt die verlorne Herrſchaft wieder zurück zu rufen? O Natur! warum erforſcht man dich ſo wenig? — Begreifen Sie nicht, wie einfach die Natur dem Menſchen die Güther wiedergeben kann, die er verloren hat? — Wer die Herrſchaft über die Salamander wieder erlangen will, der reinige und erhöhe das Element des Feuers, das in ihm liegt. Er darf nur das Feuer der Welt durch Hohlſpiegel in eine Glaskugel concentriren. In dieſer Kugel bildet ſich ein Sonnen-

Pulver, das ſich durch ſich ſelbſt von der Vermiſchung der andern Elemente reinigt, und, nach der Kunſt zubereitet, in kurzer Zeit außerordentlich geſchickt wird, das Feuer in uns zu erhöhen, und uns gleichſam eine feurige Natur zu geben. Von der Stunde an werden die Bewohner der Sfäre des Feuers uns unterworfen, und freuen ſich, daß unſre wechſelſeitige Harmonie wieder hergeſtellt iſt, daß wir uns ihnen wieder genähert haben. Sie hegen gegen uns eben ſo viel Freundſchaft als gegen ihres Gleichen, alle Ehrfurcht, die dem Ebenbilde und Statthalter ihres Schöpfers gebührt, und alle Sorgfalt, welche ihnen das Verlangen nach einer Unſterblichkeit einflößen kann, die ſie nicht haben. Sie ſind freilich feiner als die Bewohner der andern Elemente, daher leben ſie länger, und übereilen ſich nicht, Unſterblichkeit von den Weiſen zu verlangen. Silfen, Gnomen, und Nymphen leben kürzere Zeit, und bedürfen uns alſo früher; auch iſt ihr Umgang leichter zu erhalten. Man darf nur ein Glas mit Waſſer, Luft, oder Erde füllen und einen Monat hindurch an die Sonne ſetzen, dann die Elemente kunſtmäßig ſcheiden, welches beſonders bei Waſſer und Erde ſehr leicht iſt, und es iſt zu bewundern, welch ein Magnet jedes dieſer gereinigten Elemente wird, um Nymphen, Silfen und Gnomen an ſich zu ziehen. Man darf nur einige Monate hindurch ſo viel als nichts davon zu ſich nehmen, ſo ſieht man in der Luft das fliegende Reich der Silfen, hört am Geſtade die zahlreichen Nymphen ſingen, und in den Tiefen der Erde ſieht man die Hüther ihre Schätze auskramen. So wird man Herr dieſer Völker. — Sie verlangen keinen Dienſt von dem Weiſen, der, wie ſie wiſſen, edler iſt als ſie. — So lehrt die ehrwürdige Natur ihre Kinder, Elemente durch Elemente herſtellen, ſo kehrt die Harmonie zurück, ſo erlangt der Menſch ſeine natürliche Herrſchaft wieder, und vermag alles in den Elementen, ohne unerlaubte Kunſt. — Aus dem vertrauten Umgange der Weiſen nun, mit dieſen Elementar-Völkern, werden Helden, Heroen und Kinder der Stärke geboren. So hatte z. B. der verehrte Zoroaſter die Ehre, der Sohn des Salamanders Oromaſis zu ſeyn, von der Veſta, dem Weibe des Noah. Er regierte 1200 Jahr als der weiſeſte Monarch der Welt, dann erhob ihn ſein Vater Oromaſis zu dem Wohnſitz der Salamander. Die Veſta war nach ihrem Tode der Schutzgeiſt Roms und befahl den ihrem Dienſte geweihten Jungfrauen, ſorglich über das heilige Feuer zu wachen, zur Ehre ihres geliebten Salamanders. Dieſer erzeugte noch mit ihr eine Tochter von ſeltener Schönheit und außerordentlicher Weisheit, die göttliche Egeria, von der Numa ſeine Geſetze erhielt. Sie verband dieſen Numa, den ſie liebte, ihrer Mutter Veſta einen Tempel zu erbauen, und heiliges Feuer zu Ehren ihres Vaters Oromaſis in demſelben zu bewahren. Das iſt die Wahrheit der Fabel, welche die Römiſchen Dichter und Geſchichtſchreiber von der Nymphe Egeria erzählen."

Ich ſah ihn ſchweigend, voll Erſtaunen über dieſe Aufſchlüſſe an, der Graf aber fuhr fort:

„Die geheimen Bücher der alten Kabala ſagen uns: Egeria ſey auf dem Waſſer empfangen worden, auf den rächenden Fluten, die die Welt überſchwemmten und Noah verſchonten. Damals gab es keine Weiber als die, die ſich in die kabaliſtiſche Arche gerettet hatten, welche dieſer zweite Vater der Welt erbaute. Dieſer große Mann ſah ein, Adam habe ſeine Nachkommenſchaft verloren, weil er Eva den Töchtern der Elemente vorzog, und ſie der Liebe der Salamander und Silfen entriß. Er wurde durch dieſes traurige Beiſpiel weiſer, und erlaubte ſeinem Weibe, ſich dem Salamander Oromaſis, dem Fürſten des Feuers, zu ergeben; auch beredete er ſeine Söhne, ihre Weiber den Fürſten der drei andern Elemente zu überlaſſen. Da wurden Helden geboren, die die Nachkommen vergötterten. Ham war weniger gefällig gegen die Silfen, als ſein weiſer Vater, und dieſes zeichnete ſeine ganze Nachkommenſchaft. Daher rührt die Farbe der Aethiopier, zur Strafe der unheiligen Glut ihres Vaters."

Meine Verwunderung wurde laut. Der Graf lächelte, und ſprach weiter:

„Sie leſen, Romulus ſey der Sohn des ſogenannten Gottes der Schlachten, Mars, geweſen. Wer die Natur kennt, wen der Ewige aus der Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Licht berufen hat, der weiß, daß dieſer vorgebliche Vater des Romulus ein Salamander war, der, von den Reitzen der ſchönen Silvia entzückt, ſie zur Mutter machte. Sie gebar den Helden, der nach der Gründung ſeiner Königsſtadt, von ſeinem Vater in einem feurigen Wagen hinweggenommen wurde, wie vor ihm Zoroaſter durch den Oromaſis. — Ein andrer Salamander war Vater des Servius Tullius. Livius durch die Aehnlichkeit verführt, nennt ihn den Gott des Feuers. — Der berühmte Herkules, der unüberwindliche Alexander, waren Söhne des erſten Silſen.

Die Geſchichtſchreiber kannten ihn nicht, und nennen ihn Jupiter. — Dieſer Abkunft waren, der göttliche Plato, der noch göttlichere Apollonius von Thyana, Achilles, Sarpedon, der fromme Aeneas, und der berühmte Melchiſedeck. Denn wiſſen Sie, wer Melchiſedecks Vater war?“

„Wahrhaftig, ſo wenig, als der H. Paulus!“

„Es ſagt, ſetzen Sie hinzu, denn er durfte die Geheimniſſe der Kabala nicht entdecken, aber er wußte wohl, daß Melchiſedecks Vater ein Silfe war, und daß der König von Salem durch Sems Weib in der Arche empfangen wurde. Dieſes Hohenprieſters Art zu opfern, war die nemliche, welche ſeine Muhme Egeria den König Numa lehrte, ſo wohl als die Anbetung einer oberſten Gottheit ohne Bild und Gleichniß. Als daher bald nachher die Römer Götzendiener wurden, verbrannten ſie Numa's heilige Bücher, aus Egeriens Munde geſchrieben. — Die ganze Welt weiß, was ſich vor einigen Jahren in Spanien zutrug. Eine ſchöne Silfide war eines Spaniers Geliebte, gebar ihm drei ſchöne Kinder, und ſtarb. Der berühmte Merlin war der Sohn einer Nonne, die eine Königstochter war, und eines Silfen. Dieſer erzog ſeinen Sohn in allen Wiſſenſchaften, und er lernte von ihm alle die Wunder verrichten, die man in der Englichen Geſchichte von ihm lieſt. — Ein Silfe *), der auf einem wunderbaren Schiffe, von einem Schwan an einer goldenen Kette gezogen, erſchien, zeugte mit der Erbin von Cleve Kinder, und

---

*) Dieſe Geſchichte ſoll nachher erzählt werden. Man findet ſie aber ein wenig anders aufgezeichnet, als der Graf ſie mittheilt.

und fuhr am hellen Mittag vor aller Welt Augen, auf ſeinem luftigen Schiffe davon. Sie kennen die Abkunft der edlen Luſignans. Meluſine, ihre Stamm-Mutter, war eine Nymphe. Ein edler, deutſcher Ritter, Tannhäußer genannt, *) lebte lange am Hofe einer Silfen-Königin, und ſoll noch bei ihr ſeyn, wie man ſagt. — Die armſeligen Pfaffen, die davon keine Wiſſenſchaft hatten, nannten Weſen, die ſie nicht kannten, Teufel, was ſie ſchwer zu verantworten haben! — Dieſe vortreſſlichen Bewohner der Elemente preiſen, loben, und verehren Gott, wie wir."

„Kennen Sie dieſe Verehrungen? Wiſſen Sie etwas von denſelben?"

---

*) Man kennt ſeine Geſchichte aus dem Erſten Bande dieſer Bibliothek des Romantiſch-Wunderbaren.

„Warum nicht?“

„Wirklich?“

„Sie zweifeln? — Vernehmen Sie das Gebet eines Salamanders, der im Delphiſchen Tempel weiſſagte und es die Heiden lehrte. Porphyrius hat es uns aufbewahrt.“

Gebet der Salamander.

„Unſterblicher, ewiger, unausſprechlicher und heiliger Vater aller Dinge! Dich tragen auf Deinem ewig rollenden Wagen Welten, die ewig ſich drehen. Du herrſcheſt in den ätheriſchen Gefilden, wo ſich der Thron Deiner Allmacht erhebt; Dein flammendes Auge ſieht alles, und Deinem Ohr bleibt nichts verborgen. Erhöre Deine Kinder, die Du ſeit Anbeginn der Jahre liebſt; denn Deine goldene, große, und ewige Majeſtät überglänzet die Welt und den Sternenhimmel, hoch ſteht ſie über Deinem ſtralenden Feuer. Du entzündeſt und erhältſt Dich ſelbſt durch Deinen eigenen Glanz, und aus Deinem Weſen ſtrömen nie-verſiegende Quellen des Lichts, die Nahrung Deines unermeßlichen Geiſtes. Dieſer Geiſt bringt alles hervor, und iſt der unerſchöpfliche Schatz aller Dinge, die durch ihn erzeugt werden, denn Du haſt ihn von Anbeginn mit zahlloſen Geſtalten erfüllt. Von ihm ſtammen die heiligen Könige um Deinen Thron und Dich, o Vater des Weltalls! Einziger Vater der ſeligen Sterblichen und Unſterblichen! Du haſt Mächte erſchaffen, die der Ewigkeit Deiner Gedanken und Deinem anbetungswürdigen Weſen gleich ſind. Du haſt ſie über die Engel erhoben, die der Welt Deine Befehle kund thun. Zum Dritten haſt Du uns erſchaffen, die wir die Elemente bewohnen und beherrſchen. Unſer ewiges Streben iſt, Dich zu loben und anzubeten Deinen Willen. Wir brennen vor Begierde nach Dir. O Vater! O Mutter! O Muſter einer gefühlvollen, zärtlichen Mutter! O auserwählteſter Sohn aller Söhne! Geſtalt aller Geſtalten! Leben, Geiſt, Einklang, und Zahl aller Dinge!“ Was ſagen Sie zu dieſem Gebet?

Ich geſtand, es ſey höchſt vortrefflich, nach meiner Empfindung.

„Es iſt es auch!“ — ſagte der Graf. Er richtete die Augen gen Himmel, und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort:

„Man glaubt, die Mächte der Luft hülfen zuweilen den Liebenden zu ihrem Zweck, aber die Sache iſt grade umgekehrt. Sie bedürfen des menſchlichen Beiſtandes in ihrer Liebe. — Das iſt die Wahrheit:

Der Weiſe ſteht dieſen Armen bei, die ohne ihn zu unglücklich und zu ohnmächtig ſind dem Teufel zu widerſtehen; ſo bald aber ein Silfe von uns gelernt hat, den mächtigen Namen Nehmahmihah kabaliſtiſch auszuſprechen, und den köſtlichen Namen Eliael regelmäßig mit ihm zu verbinden, ſo ergreifen alle Mächte der Finſterniß die Flucht, und der Silfe genießt ſeiner Liebe in Freuden. Dann aber iſt es auch ihr Wille, daß der Gegenſtand derſelben tugendhaft lebe. So verließ eine Silfide einen Baieriſchen Edelmann, Stauffenberg, mit dem ſie ſchon einige Kinder gezeugt hatte, weil er ein Spieler, Säufer und böſer Flucher war, und nicht tugendhaft genug, die weiſe Gattin zu behalten. *)

---

*) Auch dieſe Geſchichte ſoll ausführlicher erzählt werden. Doch habe ich ſie ein wenig

— Sie ſehen alſo, daß die Silfen zuweilen Urſache haben, zu verſchwinden, und daß der Teufel ſo wenig als die fantaſtiſchen Grillen der Pfaffen die Völker der Elemente abhalten kann, mit Erfolg an Unſterblichkeit zu arbeiten, wenn ein Weiſer ſie unterſtützt. — Daher wird von dieſen zuweilen den Gnomen, die deſſen beſonders bedürfen, gepredigt. — Der große Orpheus war der erſte, der dieſe unterirdiſchen Völker zuſammenrief. Bei ſeiner erſten Predigt wurde Sabatius, der älteſte der Gnomen, unſterblich, und von ihm hat die Verſammlung den Namen Sabat erhalten; denn an ihn wendeten ſich die Weiſen, ſo

---

anders aufgezeichnet gefunden, als der Graf ſie weiß, der jedoch, als ein Eingeweihter, dieſelbe vielleicht beſſer kennt, als ein anderer.

lange er lebte, wie aus den Hymnen des Orpheus zu erſehen iſt.“

Hier wurde die Unterhaltung unterbrochen. — Vor Gott ſey die Seele des Grafen Gabalis! — Wie man mir geſchrieben hat, iſt er an einem Schlagfluſſe, plötzlich, und unvermuthet geſtorben.

Erzählungen.

1. Die Silfide.

Im XIV. Jahrhunderte ſtarb in Frankreich der Graf Orgivillier ohne männliche Erben, und vertheilte, als köſtliche Familien-Stücke, unter ſeine drei verheuratheten Töchter, einen Ring, einen goldenen Strichlöffel, und einen Becher.

Es waren dieſes Geſchenke einer Dame, die den Grafen liebte, und ſich zärtlich alle Montage bei ihm in einer Sommerlaube einfand. Er ging jederzeit an dieſem Tage in ein Luſtwäldchen, und dieſer ganz beſtimmte Gang machte ſeine Gemalin aufmerkſam, die ihm endlich einmal im zweiten Jahr ihrer Ehe, dahin heimlich nachfolgte.

Es war ein ſchöner Sommer-Morgen, und ängſtlich klopfte an dem heitern Tage der Gattin ahndendes Herz. Sie kam zur Laube und erblickte ihren Gemahl in den Armen eines außerordentlich ſchönen Weibes. Beide ſchliefen ſanft. Zitternd, Thränen in den Augen, nahm die gute Frau ihren Schleier ab, breitete ihn über die Füße der Schlafenden, ohne ſie zu wecken, und ging eilig davon.

Als nun die ſchöne Schlafende erwachte und den Schleier erblickte, erhob ſie ein hohes Klagen und Weinen, und rief:

„O mein Geliebter! nun darf ich Dich nicht wiederſehen. Dies iſt der Schleier Deines Weibes, die uns ſchlafend, Arm in Arm, hier geſehen hat. Ach! das bannt mich hundert Meilen weit von Dir fort, wo ich ohne Dich nun auf immer leben muß. Wiſſe, ich bin eine Silfide, und ſo will es mein Schickſal, daß ich Dich Theuren nun verlaſſen muß, da Deine Gattin um unſre Liebe weiß.“

Sie verließ ihn, und ſchenkte ihm die genannten Dinge, (die er vor ſeinem Tode unter ſeine Töchter vertheilte,) mit dem Bedeuten, ſo lange dieſelben bei ſeinem Hauſe blieben, würde daſſelbe immer glücklich ſeyn.

2. Peter von Stauffenberg.

Als eines Sonntags früh **Peter von Stauffenberg** über Feld ritt, ſah er am Ufer des Fluſſes ein ſchönes, holdſeliges Weib ſitzen, ſingend, und Blumen zu einem Kranze ſammelnd. Er ritt der Schönen näher, ſtieg vom Pferde, und kam bald mit ihr in ein freundliches Geſpräch. In demſelben entdeckte ſie ihm, ſie ſey eine Nymphe, und würde ihm, wolle er ſie lieben, Huld und Liebe gewähren. Der Bund wurde bald geſchloſſen, die zärtliche Schöne war glücklich, und glücklich war Peter in ihren Armen.

Bald aber vergaß der Flatterhafte ſein Verſprechen, brach ſeine Schwüre, nahm ein Weib, und verließ die ihm ſo freundlich ergebene Waſſerfeine. Dies konnte ſie nicht ertragen. Sie erſchien am Hochzeittage auf ihres Liebhabers Schloſſe, gab ihm ein fürchterliches Wahrzeichen ihrer Gegenwart, und am dritten Tage war er tod.

3. Die Gnomen.

Es war eine finſtre, ſtürmiſche Nacht, in der der Graf Otto von Hoya ziemlich verdrüßlich allein auf ſeinem Zimmer ſaß. Den Becher in der Hand, ſah er bedenklich vor ſich hin, als er ganz laut an die Thür klopfen hörte. — Auf ſein: Herein! trat ein kleines, kurzes Männlein ein, und neigte ſich freundlich gegen den Grafen. Dieſer maß den kleinen Wicht mit den Augen, und fragte:

„Wer biſt Du? Was ſuchſt Du hier?“

„Mit Deiner Erlaubniß, ſuche ich ein Nachtlager in Deinem Schloſſe, für mich und eine Geſellſchaft meines Geſchlechts.“

„Wer ſeyd ihr?“

„Gnomen. — Haſt Du nicht ſchon von uns gehört?“

„Mancherlei, jedoch nicht viel Tröſtliches.“

„So haben Dir's die Pfaffen erzählt, die uns nicht leiden können, weil wir auch Kutten tragen, wie ſie. — Lerne uns beſſer kennen. — Wir Gnomen ſind gutwillige, dienſtbare Bewohner des Innern der Erde; wir ſind die Bewahrer der innern Erdenſchätze, und ſind dankbar und freundlich gegen die, die uns wohlwollen. — Die, welche Dich jetzt um ein Nachtlager anſprechen, ſind mit mir auf einem Zuge begriffen, irgend wohin. Morgen wandern wir weiter. — Willſt Du uns Herberge geben?“

„Nun gut! Ihr ſollt Herberge haben.“

„Alſobald zog der Gnomen-Zug in's Schloß, wo der Graf der Geſellſchaft ein Nachtlager auf dem Rüſt-Saale gewährte, jedoch ohne, was der Sprecher der Geſellſchaft ſich ausbat, ſeine Gäſte zu betrachten und zu beſuchen.

Als der Morgen anbrach, kam der bekannte Gnome wieder zu dem Grafen, der noch im Bette lag, und redete ihn an:

„Die Gnomen ſind aufgebrochen, weiter zu ziehen, wohin ſie ziehen müſſen, nach dem Willen ihres Führers; denn auch ſie werden beherrſcht von einem, dem der Schöpfer aller Dinge, den auch wir anbeten und verehren, die Gewalt gegeben hat über uns, im Innern der Erde. Und er hat mich abgeſendet, Dir in ſeinem, und unſer aller Namen zu danken für Deine Güte. — Zugleich ſendet er Dir ein kleines Andenken, und bittet, daſſelbe nicht zu verſchmähen.“

Damit überreichte das Männlein dem Grafen ein Schwerdt, einen Salamander-Lacken und einen goldenen Ring mit einem Rubin, in welchen gegraben war ein Löwe, der immer erbleichte, ſobald einer des Geſchlechts Hoya ſtarb.

4. Der Unbekannte.

Es liegt im Stift Kölln das herrliche Schloß Juvamen. Dort kamen eben einmal viele Fürſten und Herren zuſammen und waren bei einander froh und fröhlich, als ganz unverſehens, vor aller Augen, ein Schifflein auf dem Rhein einher geſchwommen kam, welches ein Schwan an einer ſilbernen Kette zog. Aus demſelben ſprang ein ritterlich Gewappneter, den keiner der Anweſenden kannte, und der Schwan führte das Schifflein leer wieder zurück.

Der Unbekannte blieb im Lande, nahm ein Weib, und zeugte Kinder mit ihr.

Endlich aber, als er lange auf dem bezeichneten Schloſſe gewohnt hatte, kam einſt der Schwan mit dem Schifflein wieder geſchwommen, nahm den Unbekannten in daſſelbe ein, und fuhr mit ihm davon. — Nie iſt er wieder geſehen worden.

Sein Geſchlecht aber blühte fort, nach ihm.

Dieſe Geſchichte iſt auf dem Schloſſe zu Cleve in alte Tapeten gewirkt, und es führt daſſelbe einen Thurm, der Schwanenthurm genannt, auf deſſen Spitze ein Schwan ſteht.

Viele haben geglaubt, der unbekannte Ritter ſey ein Salamander, andere aber behaupten, er ſey ein Silfe geweſen.

Falſch aber iſt es, und das Gegentheil iſt aus der Geſchichte zu beweiſen, daß der Unbekannte nicht der Stammvater des Hauſes Cleve geweſen ſey.

5. Die ſtumme Geliebte.

Unter der Regierung Königs Roger in Sicilien geſchah es, daß Don Rodriko, ein Jüngling edler Abkunft, der im Meer bei Mondenſchein ſich badete, ein ſchönes Weib gewahr wurde, die ihm allenthalben hin nachſchwamm. Dieſe ergriff er endlich im Umdrehen bei ihren ſchönen, langen Haaren, und fragte: „Wer biſt Du?“ — Da ſie nicht antwortete, nahm er ſie unter den Arm, zog ſie an's Ufer, bedeckte ſie mit dem Mantel, und brachte ſie in ſeine Wohnung.

Vergebens wendete er alles an, ſie zum reden zu bringen, freundlich blickte ſie ihn an, ſeufzte zärtlich, aber es kam kein Wort über ihre ſchönen Korallenlippen. Sie nahm ſeine Hand, drückte ſie an ihr klopfendes Herz, und bat ſtumm, aber mit beredten Blicken, des Sprechens wegen, nicht weiter in ſie zu dringen. — Da ſie ſehr ſchön war, ſo war dieſer kleine Fehler, wenn es überhaupt an einer Dame einer ſeyn könnte, leicht zu überſehen, und Rodriko überſah ihn auch wirklich, da er übrigens für dieſen kleinen Verluſt, ſehr freundlich und zärtlich, hinlänglich entſchädiget wurde.

So lebte er glücklich und zufrieden mit ihr, im engſten Bunde wechſelſeitiger Zärtlichkeit und Liebe, bis irgend ein mißgünſtiger Pfaffe ihm in den Kopf ſetzte, er treibe ſein Weſen mit einem teufliſchen Geſpenſt, mit einer Sukkuba, die ihn in's ewige Verderben ſtürzen, und ihn um ſeine Seele eben ſo gut betrügen werde, als ſie ihn ſchon um ſeinen Leib betrogen habe. — Dies brachte ihn auf; er zog ſein Schwert und drohte, den Sohn, den er mit ihr gezeugt hatte, zu ermorden, würde ſie ihm nicht ſagen, wer ſie ſey. Aengſtlich warf ſie ſich, ſtumm flehend, vor ihm nieder, und bat, nicht ſo grauſam weiter in ſie zu dringen. Rodriko aber wiederholte ſeine Drohungen, und ergriff wüthend das unſchuldige Kind, auf welches er ſein Schwert zuckte, bei den Haaren. Das brachte die Mutter außer ſich.

„Unglücklicher! — rief ſie aus. — Warum zwingſt Du mich, zu ſprechen? Du verlierſt ein Weib, die Dich liebte, und Deinem Hausweſen getreulich vorſtand. Ich wär nie von Dir gegangen, und glücklich wärſt Du geweſen, mich ſchweigend um

Dich zu haben. Nun aber, da Du das nicht willſt, ſo ſiehſt Du mich jetzt zum letztenmal, und nie wieder. — Lebe wohl, geliebter Rodriko! Wie ſchmerzlich iſt es mir, mich von Dir zu trennen! Aber ach! es muß geſchehen; ſo will es mein grauſames Schickſal. — Du haſt mit keinem Teufel gebuhlt; Eine Nymphe bin ich, und habe Dich geliebt, wie keine Erdentochter Dich lieben wird. — Lebe wohl! Lebe wohl!“

Sie umarmte ihn, drückte einen Kuß auf ſeine Lippen, ſeufzte kläglich, und verſchwand vor ſeinen Augen.

Als aber Rodriko's Sohn heranwuchs, und dem Meere einſt zu nahe kam, ſprang die Mutter aus den Fluten, ergriff ihr Kind, und zog es frohlockend ſich nach, in die Wellen hinab.

Unterhaltungen aus den Elementar-Reichen.

Fragmente

aus den ſchätzbaren Manuſcripten des erfahrnen Weiſen Piko von Mirandola, die ſich jetzt in der Bibliothek des Fürſten von Amalfi befinden, ſo, wie ſie Bonardi hat herausgeben wollen. *)

Ausgezogen, von einem Liebhaber ſolcher Seltenheiten.

„— — — Wer kennt nicht das berühmte Haus Madaſini? Im Jahr 1212. wurde den 6. Mai, an ihrem Hochzeittage,

---

*) Wenn man die bisher bekannten Schriften des Piko geleſen hat, und ſie mit dieſen Fragmenten vergleicht, ſo kann man ſich

Anna, die Tochter Roberts entführt. Man konnte dem Entführer nie auf die Spur kommen. — Sechszig Jahr danach hat dieſe Anna, als Aebtiſſin eines Kloſters in Genua, vor ihrem Tode, ihrem Beichtvater entdeckt, ein Silfe ſey es geweſen, der ſie ihrem Bräutigam entführt habe. Sie hat ihn Oroſano genannt, und dreißig Jahr mit ihm vergnügt in einer romantiſchen Gegend um Val Demonio gelebt.

Der bekannte Abt Johannes Trithemius war in die Geheimniſſe der Elementar-Welten ſo tief eingedrungen, daß er ſtets von Bewohnern derſelben umgeben war. Beſonders liebte eine Silfide ihn außerordentlich, und dieſe war es, die die Geſtalt

---

nicht enthalten, zu glauben, Bonardi habe ſeinen Autor ein wenig ſtark bonardiſirt, oder vielmehr ſeinen eigenen Meditationen einen Namen vorgeſetzt, der ihm zur Aegide dienen ſollte.

der Maria von Burgund annahm, als Kaiſer Maximilian von dem Abt begehrte, ihm dieſe ſeine verſtorbene Gemahlin zu zeigen.

Zu meiner Zeit war ganz Bononien untröſtlich, als die ſchöne Lautenſpielerin Argentina plötzlich ſtarb. Ein deutſcher Magiſter verſprach ſie wieder auf einige Zeit zu beleben, und hielt Wort. Aber es war eine Silfide, die der Magiſter gut kannte, und die die Geſtalt der beklagten, entſeelten Argentina annahm. — Der Magiſter entrann dem Scheiterhaufen mit genauer Noth, und ſeine Papiere fielen in die Hände der Obrigkeit. Aus dieſen ſah man, was er trieb und liebte. — Ich hätte eines meiner beſten Schlöſſer darum gegeben, hätte ich dieſe Papiere erhalten können. Sie wurden leider! verbrannt.

Georg Sabinus erzählt, einen Edelmann in Baiern gekannt zu haben, der, über den

Tod ſeines geliebten Weibes außerordentlich betrübt, in eine Wüſte zog, und ſich nichts wünſchte, als ſeine geliebte Gattin wieder zu ſehen, und bei ſich zu haben. Ein guter Freund von ihm, ein Mönch zu St. Emmeran in Regensburg, befahl einer Nymphe, die Geſtalt der Frau des Edelmanns anzunehmen. Der Edelmann war glücklich, und die ganze Geſchichte erfuhr man erſt genauer, als nach vier Jahren der gute Mönch ſtarb, und dieſelbe dem Edelmann ſelbſt entdeckte. Dieſer war außer ſich, nannte ſeine liebe Gefährtin eine Teufelin, und ſie verließ ihn.“

⁂

„— — Es ſcheint weniger hieher zu gehören, als es wirklich hieher gehört, wenn Paracelſus ſpricht: *)

---

*) Hier ſpricht offenbar Bonardi ganz allein.

Die Einbildung des Menſchen hat Sonnenkraft. Wie die Sonne alle Körper erleuchtet, beleuchtet, oder durchleuchtet, welchen ſie ihre Stralen zuwirft; ſo bewegt auch die ausgedeutete Einbildung die Dinge, und begabt ſie mit wunderbaren Kräften. —— Eine jede Einbildung geht ihrem Planeten zu; ſo, die Einbildung des Neids zum Saturn, die des Haſſes, zum Mars, die des Betrugs, zum Merkur ꝛc. und haben ſie der Planeten Kräfte empfangen, werden ſie wieder dorthin eingegoſſen, woher ſie gekommen ſind.

Im Wort Glauben, iſt ein Betrug des Zweifels und der Unwiſſenheit.

Einbildung und Glaube wirken auf die Empfängniß der Menſchen, und ziehen in Wirklichkeit herab die Bewohner der Elemente.“

* * *

– „Die Lamiä der Alten ſind nichts, als verkannte Elementar-Menſchen. Was Diodorus Siculus im XX. Buche ſeiner Bibliothek von einer Königin Lamia erzählt, die in einer Höhle wohnen ſoll, iſt nichts, als eine mißverſtandene Erzählung vom Venus-Berge und ſeiner Königin. Dieſe Lamia ſoll eine Geliebte des Jupiter geweſen ſeyn. Wer ſieht nicht ein, daß ſie eine Nymphe, und daß ihr Geliebter, ein Silfe war?

Ich habe einen Mann gekannt, der hieß Benedikt Berna, einen Prieſter, damals, als ich ihn kennen lernte, 75 Jahr alt. Dieſer war der Liebhaber einer Silfide, die als Weib mit ihm lebte, ſeit 40 Jahren. Er nannte ſie Hermelina, und ſie war ſtets um ihn, aber fremde Augen ſahen ſie nicht. Daher kam es, wenn er auf der Straße mit ihr ſprach, daß die Leute ihn aberwitzig ſchalten, denn ſie ſahen nicht, was nur er allein ſah.

Ein andrer, Pinnetus genannt, ein Mann von mehr als 80 Jahren, hat eine Silfide um ſich, genannt Florina, die ſtets bei ihm iſt. Dieſer lebt jetzt noch, indem ich dieſes ſchreibe, jener aber, des Hexen-Weſens wegen angeklagt, iſt gerichtlich mit dem Tode beſtraft worden.

In einem Mailändiſchen Kloſter lebte eine gewiſſe Nonne, die ich ſehr wohl gekannt habe, nach deren Tode man ein Tagebuch fand, aus welchem ſich gar wohl erſehen ließ, ein Salamander habe ſechszehn Jahr ihr die Einſamkeit der Zelle zu verſüßen gewußt.

Was mir ein gewiſſer Dominikaner aus Clunach erzählt hat, möchte ich eben nicht für ganz gewiß nacherzählen, indeſſen, ich gebe es, wie ich es empfangen habe. Ein

Graf Mantiſcona wurde am hellen lichten Tage von einem Salamander, der in Geſtalt eines Drachen erſchien, zerriſſen, vor vieler Menſchen Augen, weil ihn dieſer bei ſeiner Geliebten, einer Urſeliner Nonne, angetroffen hatte.

Wenn alle Mönche und Nonnen Tagebücher, oder wir nur die von denſelben geführten erhalten hätten, ſo würden wir weit mehr von vertrauten Umgängen der Elementar-Völker mit Menſchen wiſſen. In jenen einſamen Winkeln, in welche von jeher ſanfte Zärtlichkeit und geheimnißvolle Wiſſenſchaft ſich verkrochen, fanden die ſtillen Weſen, welche den Elementen entſchwebten, gewiß ſtets Freunde und Freundinnen. Schleier und Skapuliere deckten die Geheimniſſe der Liebe und des erfreulichen Umganges, und werden ſie decken, bis — ſie nichts mehr zu decken haben.

Dieſer Zeitpunkt wird Deutſchland am nächſten ſeyn.“

* * *

„Die Völker der Elemente ſcheinen gewiſſe Gegenden und Länder beſonders zu lieben, und dieſelben zum Schauplatz ihrer Erſcheinungen und Zärtlichkeiten zu erwählen; die Salamander Afrika, Aſien, Spanien; die Silfen Italien; die Nymphen und Nixen Deutſchland; die Gnomen die Nordiſchen Gegenden. Vielleicht verhält ſich ihre Komplexion, das Erfreuliche ihrer Exiſtenz zu den Klimaten der Länder, in denen ſie unter und mit Menſchen leben wollen, eben ſo, wie ſich die Kräfte des Magnets und Eiſens gegenſeitig zu einander verhalten; vielleicht iſt der Magnetismus der Elemente überhaupt ſtärker, als der der Oberfläche der Erde, die wir bewohnen. Was will vielleicht die Natur der Dinge alles, was wir nicht wiſſen, ja nicht einmal ahnden! Himmel und Erde ſind voll Geheimniſſe. Wer begreift ſie alle? Was hat der Menſch nicht ſchon erforſcht, und was bleibt ihm nicht alles, es noch, — wenn auch nicht zu ergründen, — doch wenigſtens zu ahnden übrig! — Was weiß der Philoſoph nicht alles, und wie viel bleibt ihm zu wiſſen übrig! — Selbſt Ariſtoteles hat keine richtigen Begriffe von den Geiſtern gehabt; das finden wir wohl, aber — haben wir ſie? — — Wer wird den Schleier der Elementar-Welt heben? Wer wird dieſer Jungfrau den Gürtel löſen? Wohl gar bleibt ſie uns allen eine Jungfrau, da ſie nicht einmal Averroes als Braut heimführen konnte, ob er ihr gleich ſtets verlobt blieb.

Ich habe viel gehört, viel geleſen und erfahren, aber was weiß ich? Nichts gewiſſer

wiſſer als das, daß es nicht viel, daß es nicht genug iſt, und daß ich ſtets gern mehr wiſſen möchte. Darüber aber bin ich hinaus, das Teufeliſch zu nennen, was es nicht iſt, und da ich weiß, daß es Elementar-Geſchöpfe giebt, die ſich uns freundlich nähern, ſo lächle ich, wenn man von einem Inkubo, von einer Sukkuba ſpricht, und die Exiſtenz des Teufels ſieht, wo man das Daſeyn ganz anderer Weſen ganz deutlich erblicken kann. Was ſoll der unter uns, den wir unter uns nicht haben mögen? —

Ich habe mein Herz gerichtet aufs Lautere; das Trübe überlaſſe ich meinen Feinden, und denen, die es haben wollen. Denn es giebt Menſchen, die im hellen Fluſſe weder ſein Gold, noch ſeine Bewohner, ſondern nur ſeinen Schlamm ſuchen mögen. Gewiß, ſie werden finden, was ſie ſuchen, werden erhalten, was ſie begehren.

Aber, ſind ſie zu beneiden, ſelbſt im Beſitz ihres Schatzes?

Die Liebe geht von ſich ſelbſt zuerſt aus; der Eigennutz auch. Iſt aber Eigennutz Liebe?

Gott erhalte mir meinen Stern, und laſſe ihn mir freundlich ſtets leuchten!“ —

IV.

Volks-Sagen.

Schwänke der wilden Jägerin, Frau Holda-Waldina.

1. Der Sänger Wildehold.

Wildehold, der Sänger des Grafen Wichmann von Weimar, eines ſtattlichen und gaſtlichen Herrn, der Künſte und Wiſſenſchaften und beſonders die Dichtkunſt, gar ſehr ſchätzte und ehrte, auch zuweilen ſelbſt ein Verſchen drechſelte, war ein feiner junger Mann, in der Zwanziger Mitte, und ſeiner Munterkeit wegen beliebt bei Herren und Damen. Er war ein guter Harfenſpieler, ſang angenehm, und wußte ſein Lied zu dichten, trotz einem jeden Hofſänger damaliger Zeit. Immer war er bei guter Laune, und nie bei beſſerer, als wenn er kein Geld hatte, worüber der Burgkaplan ſich gar höchlich verwunderte. Er redete ihm oft zu, ein beſſerer Haushalter zu werden, und einen Nothpfennig ſich zu erſparen, aber das Zureden wollte nichts fruchten; Wildehold blieb, wie er war, freigebig wenn er Geld hatte, und munter, wenn der Beutel leer war. — Fräulein Irmgart, des Grafen Nichte, die immer gern auf Wildeholds Unkoſten lachte, meinte, er hoffe auf eine reiche Frau.

„Ach! — ſagte der Kaplan kopfſchüttelnd; — wo ſoll die herkommen? Eine reiche Frau ſucht keinen armen Geſellen auf, deſſen ganzer Reichthum in lauter erträumten Herrlichkeiten beſteht.“

„Je nun! man kann nicht wiſſen, was geſchieht! — fuhr Irmgart fort. — Dort unten, in der Ilm wohnt ein Weibchen, die Gold und Schätze genug hat, die die Muſik liebt, und vielleicht einmal, ehe er ſich's verſieht, unſerm Sänger ein Paar Hände voll Goldſand in den Schooß ſchüttet. Desgleichen zieht in unſern Forſten die ſtattliche Frau Holda umher, die ihm auch wohl einmal gnädig ſeyn und beſchenken kann, wenn er ſie ſchön beſingt.“

„Meint Ihr?“ — fragte Wildehold luſtig.

„Es iſt ja doch möglich.“

„Nun, ſo kommt herbei, ihr ſchönen Weibchen, Du, ſchöne Waſſerbraut, Erlinde, herrliche Ilm-Nixe, und Du, holdſeliger Wildfang, Frau Holda! — Kommt herbei und theilt Euch in mein Herz, oder zankt Euch um daſſelbe. Ihr ſollt's haben, weil ihr ſchön, zärtlich und reich ſeyd.“

Der Graf drohte mit dem Finger, und rief aus:

„Ei, ei! Wildeholb! Wildeholb! Wer wird ſo ſonderbar reden!“

„Wenn ſie Euch nun bei'm Worte nähmen? Wie da? — ſetzte der Pater hinzu. — Ihr ſeyd ein getaufter Chriſt, und —“

„Wenn ſie ſich wollen mit mir abgeben, — fiel Wildeholb ein; — will ich ſie lieben, um ſie zu bekehren, und Ihr ſollt ſie taufen.“

Sie ſprachen noch, als ein Zwerglein in's Zimmer trat, ſich gegen den Grafen neigte, auf Wildeholb zuging, ihm eine ſchöne, mit Gold ausgelegte Harfe reichte, und ſagte:

„Es läßt Euch ſchönſtens grüßen der holdſelige Wildfang, Frau Holda! Sie ſendet Euch dieſe Harfe, als ein Zeichen ihrer Gewogenheit und Liebe.“

„Luſtig! luſtig! — rief Wildeholb. — Das habt ihr angeſtellt.“

Er ſah ſie aber [illegible] ernſthaft und erſtaunt, und das Zwerglein verſchwand ſichtbar vor ſeinen und aller Augen, indem es, wie eine leichte Nebelſäule, den Fußboden hinab ſank. Der Pater ſchlug mit zitternder Hand ein Kreuz, und Wildeholds Händen entſank die ſchöne Harfe, die in hundert Stücken zerſprang, als wär ſie von Glas.

„Wie nun?“ — fragte endlich der Pater.

Wildeheld kam wieder zu ſich, und rief aus:

„So ſind die Weiber! Gleich machen ſie Ernſt. — Daß ſie es nur weiß, liebe Frau Holda! Es war alles, was ich ſagte, nur mein Spaß.“

„Es thut mir leid, — ſagte ein altes Mütterchen, die an einem Stabe herein trippelte, — daß es nur Dein Spaß geweſen iſt! denn Du biſt ein feiner, artiger

Geſell, und Frau Holda würde Dich wohl gehalten haben. Weil Du aber doch Zutrauen zu ihrer Uneigennützigkeit gehabt haſt, ſo ſendet ſie Dir durch mich ein kleines Andenken, und läßt Dich erſuchen, in Deinen Geſängen ihr guter Freund zu bleiben, ihrer ſtets im Beſten zu gedenken, und ihr nichts Uebles nachzureden, da ſie ſo viele Feinde, beſonders unter den Pfaffen hat.“

Sie ließ ihre zuſammengeraffte Schürze ſinken, und es fiel ein artiges Häuflein Goldſtücke vor dem Sänger nieder.

Die Alte verſchwand, wie das Zwerglein, und die Umſtehenden ſahen einander mit großen Augen an.

„Herrliche Goldgülden!“ — ſchrie Wilbehold, und griff danach.

Der Pater hielt ihm bedenklich die Hand, holte Wedel und Weihkeſſel herbei, beſprengte das Geld, und fing an, es derb und tüchtig zu beſchwören. Aber die Goldgülden blieben gute, ächte Goldgülden, und der Pater rief aus:

„Sie ſind gut und ächt! Die hat ſie geſtohlen.“

„Gleich viel! — ſagte Wildehold; — Was ein hübſches Weib gern und freundlich ſchenkt, hat zwiefachen Werth. Ich nehme das Geld dankbar an, und will das Lob der holdſeligen Geberin ſingen, ſo lange ich die Lippen öffnen kann.“

Er zählte, und zählte dreihundert Stück Goldgülden; damals, eine beträchtliche Summe.

„Nun kauft er ſich eine Frau!“ — rief Irmgart aus.

„Das werde ich bleiben laſſen, ſchönes Fräulein! — erwiederte Wildehold. — Funfzig Goldgülden vertheile ich unter die Armen; zehn Goldgülden ſchenke ich dem Kloſter zu Ettersburg, weil's im Walde liegt, den meine ſchöne Freundin, die holdſelige Frau Holda ſo oft durchzieht; zwanzig Goldgülden gebe ich Jungfer Aennchen, Eurer Zofe, liebes Fräulein! die mir nicht abgeneigt iſt, zur Ausſteuer, wenn ſie heurathet; und zwanzig Goldgülden erhält zu eben dieſem Behuf Jungfer Kätchen, unſers Kaſtellans Tochter, von mir, die ſich auch zuweilen mit mir neckt. Für die übrigen zweihundert Goldgülden aber kaufe ich mir ein Haus und einige Weinberge bei Kunitz, und dort will ich ſitzen, ſingen, trinken, will froh und mein eigener Herr ſeyn, bis mir des Herrn Paters Brüder, für mein Geld, dereinſt ein freundliches Abſchiedsliedchen an meinem Grabe ſingen!"

2. Der Klauſener zu St Ganglof.

„Es iſt ein kümmerliches, elendes Leben in der Welt!“ — rief Bruder Martin, der Klauſener zu St. Ganglof aus, indem er ein Reißbündel von der Schulter, vor ſeiner Klauſe niederwarf. — Er lehnte ſich an die kleine Thür ſeiner Zelle, blickte hinüber, nach der Stadt, und fuhr fort:

„Dort ſitzen ſie in Burgen uhd Klöſtern, thun ſich gütlich, werden gefüttert und gepflegt, wie die Sperber der Tafelrunde, und ich muß hier faſten und arbeiten, daß ich ſchwarz werden möchte. Es iſt doch eine verdammte Ungleichheit in der Welt! — Wenn ich nur ein einziges Fäßchen Wein aus dem Hornſteiner Keller drüben hätte, oder nur die Neigen in den Kannen, die die Ettersburger Mönche nicht austrinken mögen! Ach! wie froh wollte ich ſeyn! — Waſſer und Waſſer, ewig nichts als Waſſer! Wurzeln, nichts als Wurzeln, und drüben purzeln die Kalbskeulen unter den Tiſchen für die Jagdhunde herum. — O! ich wollte — daß mich gleich Frau Holda holte und unter ihr Geſinde ſteckte! Da bekam ich doch wenigſtens täglich mein derbes Stück Rehrücken zu ſpeißen; und Wein trinkt das verdammte Geſinde gewiß auch.“

Er ging klagend und ſeufzend in die Klauſe, machte Feuer auf dem kleinen Heerde an, goß Waſſer in einen Topf, und ſetzte Rüben an.

„Ein vortreſſliches Eſſen!“ — rief er bitter lachend, voll Ingrimm aus, warf ein Schnittchen Talg in den morſchen Kochtopf, deckte ihn zu, und ging in die Stube, wo ſein alter treuer Hund lag, ein Thier, gut, mager, und hungrig wie ſein Herr, doch nicht ſo unzufrieden mit ſeiner Lage, wie dieſer.

„Nun, Petz! — rief er ihm zu. — Hungerſt Du auch? Du wirſt nicht viel —“

Das Wort erſtarb ihm plötzlich im Munde, als er auf den Tiſch ſah. Denn dort ſtand dampfend ein ſchön geſpickter Rehrücken. Petz hob Pfoten und Schnauze ſchnobernd an den Tiſch hinauf, und Martin ſtand wie verſteinert, dem ſüßduftenden Braten gegenüber. Endlich rief er aus:

„Petz! Was iſt das?“

Petz kratzte mit den Pfoten an dem Tiſche, und blickte ſeinen Herrn freundlich, mit wackelnden Kinnladen und wedelndem Schwanze an. — Martin fuhr fort:

„Wer hat den Braten aufgetragen? Das iſt, ſo wahr ich lebe! ein Rehrücken; ſo delikat und niedlich geſpickt, als hätte ihn ein Abt ſelbſt zubereitet. Wie kömmt der hieher zu mir? Das kann nicht natürlich zugehen!“

Petz ſcharrte und wedelte ſtärker, die Kinnladen kamen in heftigere Bewegung, ja er fing endlich gar zu bellen an, und zwar ziemlich ungeſtüm. — Martin rief aus:

„Gut Petz! Wir wollen uns über den Braten hermachen. Mag er doch herkommen, woher er will, wenn er nur gut ſchmeckt! So fett iſt's uns ſeit Jahren nicht gekommen. Wenn wir's nur noch eſſen können!“

Petz knurrte. Martin fuhr fort:

„Meinſt

„Meinſt Du? Nun gut! Wir wollen's verſuchen."

Er faltete die Hände, ſprach eilig ein kurzes Gebet, ſchlug ein dreifaches Kreuz über den Braten, blickte ängſtlich darauf, und da er ſah, daß das ein Braten blieb was vor ihm ſtand, ſetzte er ſich eilig nieder, und fing an nebſt Petzen dergeſtalt hitzig zu eſſen, daß in einem halben Stündchen der Rehrücken bis auf die Knochen aufgezehrt war, die Petz ſich auf ein andermal, unter ſeines Herrn Strohlager verſcharrte.

„Nun, Gott ſey Dank! das hieß gegeſſen!" — rief Martin aus, indem er aufſprang, um zu einem frohen Gratias die Hände zu falten. — Dann ging er an den Heerd, hob den Topf mit den Rüben vom Feuer, und ſeufzte: „Morgen müßt ihr ſchon hinunter! Es werden nicht alle Tage Rehrücken bei mir einſprechen.“

Er vernahm Fußtritte, wendete ſich gegen die Thür, und ſah ein artiges Mädchen in ſeine Klauſe treten. Sie redete ihn an:

„Hat der Braten geſchmeckt? — Ich bin die Köchin, und bitte mir die Auslagen aus.“

„Auslagen? — fragte Martin, indem ſein Geſicht ſich merklich gegen die Bruſt hinab dehnte. — Liebes Kind! Auslagen forderſt Du? Ich habe keinen Heller baares Geld in der ganzen Klauſe. — Bezahlen ſoll ich den Braten? Ich wüßte nicht wovon, oder womit.“

„Steht's ſo mit Euch?“

„Erbärmlich, und nicht anders.“

„Da ſeyd Ihr zu beklagen!“

„Ja wohl! — Aber, wer biſt Du? Wo kömmſt Du her?“

„Aus dem Walde komme ich.“

„Aus dem Walde? Wem gehörſt Du denn an?“

„Mir ſelbſt.“

„Wie nennt man Dich?“

„Frau Holda.“

„Frau Holda? — Ewiger Himmel! Und ich habe den Braten Dir zu verdanken?“

„Iſt das ein Unglück? — Du biſt ein armer Schelm, der ſich in eine Klauſe geſteckt hat, wo er beinahe verhungert, und ein ſolcher Wicht wird doch wohl —“

„Ich bin des Todes!“

„Des Todes?“

„Ich habe gegeſſen, was Du —“

„Still! ſtill! Ich will nichts haben. Ich habe Dir's gern gegeben.“

„Umſonſt? um Nichts? Ohne Vorbehalt?“

„Nur um Etwas.“

„Meine unſterbliche Seele iſt —“

„Iſt ſo mager, wie Dein Körper, und bleibt Dein. Ich verlange ſie nicht. Ich kann die Seelen fetter haben, wenn ich ſie haben will. Alſo, dieſes Guthes wegen, ſey ohne Sorge; ich nehme Dir es nicht, und einen tüchtigen Braten ſollſt Du wöchentlich zweimal haben —“

„Zweimal wöchentlich?“

„Wenn Du mir verſprichſt, ſo oft Du mein Treiben und Jagen im Walde hörſt, ſtill zu ſeyn, und Deine Litaneien nicht zu plärren, die ich — nicht gern höre. — — Verſprichſt Du mir das?“

„Ja, aber — wenn —“

„Wenn ich vorüber bin, ſo ſinge was Du willſt, nur ſo lange nicht, als Du mich und mein Treiben im Forſte hörſt. — Verſtehſt Du mich?“

„Ja, ja!“

„Und Du verſprichſt es?“

„Zweimal wöchentlich —“

„Einen Braten.“

„Gut! — Ich verſpreche, was Du verlangſt.“

Er mußte ihr die Hand darauf geben, gab ſie mit Zittern, und ſie verſchwand lachend.

3. Der Hetſchburger Leiermann.

Niklas, der Hetſchburger Leiermann, war in ganz Thüringen bekannt. Auf allen Meſſen und Märkten zog er umher, bei allen Wallfahrten ſchob er ſich mit herum, und wo ein Edelmann ein Beilager, eine Kindtaufe, einen Namenstag, wo ein Kloſter eine Kirchweihe, oder eine Abts-Wahl feierte, da war er mit ſeiner Leier bei der Hand, die Feſte feſtlicher mit Spiel und Sang zu machen. Er konnte Mährchen und Schwänke erzählen, und ſang Lieder ab, wie man ſie damals gern hörte. Dennoch trugen ihm alle ſeine Künſte nur wenig ein, und ſo gut es auch ſeinem Körper ging, wenn er auf Schlöſſern oder in Klöſtern umher lag, ſo hatten doch ſeine Frau und ſeine Kinder daheim oft kaum Brod genug, ihren Hunger zu ſtillen. Da wurde er mißmuthig, und je älter, je grämlicher machte ihn die Lage der Seinigen. Nun fing er oft an zu ſchmähen und zu ſchelten, und zankte ſich mit allen, die ihm in den Weg kamen, wobei er denn auch nicht ſelten einen Trunk über den Durſt that, und ſeine üble Spielmanns-Laune an einem jeden ausließ, der ihm nahe trat. Dies brachte ihm eben keine Freunde, und man wich ihm allenthalben aus. Das alles brachte ihn noch mehr auf, und er tobte zuweilen über ſein Mißgeſchick gar ſehr.

Einſt trieb es ihn am Chriſttage mit ſeiner Leier nach Berka, dort auf dem

Schloſſe des Grafen ein gutes Weihnachts-Geſchenk ſich, wie er hoffte, zu erleiern, aber der Graf war mit den Seinigen nach Erfurt gereiſet, dort ſeiner Feiertäglichen Andacht obzuliegen, und der Burgpfaffe ſpeißte den armen Niklas mit einigen Stücken Brod und ein Paar Dreiern ab, die dieſer ſogleich gegen einen guten Schluck bei einem Krämer anbrachte, und gegen Abend mißmuthig, mit ſeinem ſchmächtigen Brodſacke, den Rückweg nach Hetſchburg antrat. Das Wetter war unfreundlich, es ſtöberte zwiſchen Schnee und Regen, der Wind durchſaußte die hohen Forſte des begrenzten Ilmthals fürchterlich. Und drüben über die Berge tobte der Zug des wilden Heeres mit Hörnerſchall laut und fürchterlich. — Niklas, wie wir wiſſen, ſo übel gelaunt wie möglich, fing an zu brummen:

„Ja! die Hexe dort drüben, hat gut Jagen und Lärmen! Foppen und necken kann ſie die armen Menſchen wohl, aber ſo lange ich lebe, habe ich nie gehört, daß ſie einem armen Teufel etwas Gutes angethan hätte. Sie iſt ein böſer Wunderfrevel, eine ſchadenfrohe Hexen-Königin, und weiter nichts!“

So brummend und ſcheltend tappte er fort, und erreichte erſtarrt ſeine kleine Hütte, die ein Haus vorſtellen ſollte.

„Da! — rief er, als er eintrat und den Brodſack auf den Tiſch warf, um welchen die harrenden Kinder begierig traten; — Da habt ihr den ganzen Bettel! Das Gräfliche Geſchmeiß iſt nach Erfurt gereiſet, dort die Pfaffen zu füttern, und für mich hatte der karge Burgpfaffe kaum einige Brodrinden, wie man ſie dort den Jagdhunden giebt. Da ſind die Herrlichkeiten im Sacke! Verzehrt ſie; und denkt euch, es wären Weihnachts-Wecken. Ich kann Euch weiter nichts beſcheeren laſſen. — Vielleicht erbarmt ſich Frau Holda über euere Magen, und ſchiebt euch ein Paar Wergrocken hinein!“

Er hatte kaum ausgeredet, und die Kinder hatten die Brodrinden ergriffen, als an den Laden geklopft wurde. Niklas riß ihn auf, ſteckte den Kopf hinaus und fragte: Wer da ſey?

Vor der Hausthür ſtanden zwei geſattelte Pferde, und ein gut gekleideter Knabe, der ſie an den Zügeln hielt, fragte:

„Wo wohnt der Leiermann Niklas?“

„Den habt Ihr gefunden. Ich bin der Leiermann Niklas ſelbſt. — Was ſoll er?“

„Es feiert der Dörlitzſcher Junker ſeines Vaters Namenstag, ſucht Saitenſpiel und

Sang," und läßt Dich fragen: Ob Niklas nicht verſagt iſt, und zu ihm kommen will?"

„Niklas kann kommen, er iſt nicht verſagt."

„So komm, und ſetze Dich auf."

„Ich komme."

Er ging vom Fenſter, und rief den Seinigen zu:

„Nun luſtig! Es geht nach Döbritzſchen. Von dorther komme ich gewiß gut bepackt zurück. Beide Brodſäcke nehme ich mit."

Er warf die Säcke über, die Leier dazu, ſtürzte die abgeſchabte Pelzmütze auf, die er vor zwanzig Jahren als Bräutigam zum Chriſtgeſchenk erhalten hatte, drückte ſeiner Frau die Hand, die ihm nachrief: „Komm bald wieder!" und ging vor's Haus. Hier ſetzte er ſich auf das vorgeführte Roß, und jagte mit dem jungen

Knappen davon, der raſch und ſchnell voraus ritt.

Kaum waren ſie im Forſte, als Niklas troß dem Trabe, in welchem ſein Pferd ging, ganz ſanft entſchlief. Was nun mit ihm vorging, davon wußte er kein Wort zu erzählen; als er aber erwachte, ſaß er erſtarrt und erfroren auf einer hohen Buche, ungefähr dreißig Schritte ſeiner Wohnung in Hetſchburg gegenüber. Er riß die Augen mächtig auf, ſah forſchend umher, es war heller, lichter Tag, und rief endlich aus:

„Mord und alle Wetter! Wie komme ich denn auf die Buche? — Dort iſt ja mein Haus! — Wer hat mich hier herauf gebracht? — Wie ſoll ich, erfroren und ſtarr, hinab kommen? — Ei! ſo wollte ich, daß alle — — Ich will nicht Niklas heißen, wenn das nicht ein Poſſen iſt, den mir die Hexe Frau Holda geſpielt hat! — Ei! ſo wollte ich gleich, daß ſie —“

Plump! Da lag er unterm Baume, hinab geſtoßen, von unſichtbarer Gewalt. Laut ſchrie er im Fallen auf, fiel aber doch ziemlich weich, auf ſeine ausgeſtopften Brodſäcke.

„Nun? Was ſteckt denn in den Säcken?“ — brummte er, konnte es aber jetzt nicht unterſuchen, hockte ſie auf, und hinkte in ſein Haus.

„Niklas! — ſchrie die Frau. — Biſt Du denn ſchon wieder da?“

„Wie Du ſiehſt.“

„Von Döbritzſchen?“

„Ich habe es nicht geſehen. Der Teufel weiß, was mir geſchehen iſt!“

„Mein Gott! Was iſt Dir denn geſchehen?“

Er erzählte. Die Frau kreuzte und ſegnete ſich einmal über das andre, und Niklas öffnete die Brodſäcke. — Zu ſeinem Erſtaunen fand er ſie mit Wergrocken gefüllt, und rief aus:

„Ja, ja! Frau Holda hat mich beſchenkt.“

Er ſchleuderte die Rocken auf den Tiſch. Sie fielen hart auf.

„Aha! Es ſteckt gewiß etwas drinne!“

Er machte ſie auf, und fand ſie gefüllt mit Speck, Würſten, und Käſe.

„Wollt ihr ſpeißen?“ — fragte er; und Frau und Kinder griffen begierig zu. Niklas ſelbſt ſchnitt die größte Wurſt auf, und ſiehe da! es fielen dreißig Silbergroſchen ihm entgegen, auf den Tiſch.

„O! Du allerliebſte Frau Holda! — rief er entzückt aus. — Du biſt doch ein engelgutes Weib! Ich bitte Dir alles ab!

Bleibe mir gewogen, und ſey mir gnädig! — Heda! luſtig Kinder! Das alles hätte ich von Döbritzſchen nicht mitbringen können. Nun wollen wir uns herrliche Feiertage machen! Es lebe Frau Holda!“

Sagen von der Ilm-Nixe.

1. Kunz der Hirt.

Auf den ſchönen Triſten durch welche die Ilm ſchlangen-gewunden ſich nach Weimar hinabzieht, weidete **Kunz** der Hirt die zahlreiche Heerde des wohlbegabten Nonnenkloſters zu Oberweimar, um das liebe tägliche Brod, und einen geweihten Blumenſtrauß, den er jährlich auf Lichtmeß, nebſt einer Wurſt, erhielt. Da ſtand er unter den Weiden, blickte hinab in den Fluß, und rief aus:

„Ach! wer doch nur ein Fiſchlein wär!“

Schnell ſtand ein freundliches Fiſcher-Mädchen neben ihm, und redete ihn an:

„Ein Fiſchlein wünſcheſt Du Dir zu ſeyn?“

„Ei, ja wohl! — lächelte der Hirt. — Da ſchwämm' ich froh und vergnügt im Fluſſe umher —“

„Und würdeſt gefangen —“

„Je nun!“

„Und würdeſt gebraten, geſotten, und verzehrt —“

„Was thät's? — Glaubſt Du denn, daß ich ein ſo herrliches Leben habe? — Die Jungfern im Kloſter ſpeiſen die Lämmer, die ich hüthe, und ich muß mich täglich mit einem Pfund Brode begnügen, das oft kläglich und ſtets ſchwarz genug iſt. Die Fiſchlein aber im Fluſſe ſind das Hausgeſinde der Nixe —“

„Das weißt Du?“

„Man ſagt's.“

„Würde ſie ihr Hausgeſinde wohl fangen und ſich rauben laſſen?“

„Was ſoll ſie damit thun? Zuletzt würde ſie ja ſelbſt von den Fiſchen aufgefreſſen, wenn keine weggefangen würden. Ein Paar tüchtige Karpfen wird ſie ſich ſchon zu erhalten wiſſen.“

„Um ſie ſelbſt zu ſpeißen?“

„Vielleicht auch, um ihre Freude daran zu haben. — Wenn ich nun einer von dieſen Karpfen wär —“

„Wohlan! Dein Wunſch ſoll erfüllt werden.“

„Wie?“

„Ich bin Erlinde, die Ilm-Nixe —“

„Du Erlinde? — Wirklich?“

„Und Du ſollſt ein Ilm-Karpfen werden.“

„Haltet ein, Frau Nixe! Nur vorher noch zwei Worte.“

„Nun?“

„In Ihringsdorf wohnt ein Mädchen —“

„Was ſoll die?“

„Sie heißt Gretchen —“

„Nun?“

„Ich bin ihr gut. — Dieſes Mädchen, liebe Frau Nixe! möchte ich gern mit in die Ilm nehmen. Wenn Ihr mich zum Karpfen macht, ſo macht ſie zu meiner Frau Karpfin, damit ich nicht ſo ganz allein umher ſchwimme.“

„Ueber das Mädchen habe ich keine Gewalt, da ſie nicht gewünſcht hat ein Fiſch zu ſeyn. Du aber ſollſt —“

„Nein! Wenn Gretchen nicht mit gehen kann, mag auch ich nicht in die Ilm. Allein gehe ich nicht in's Waſſer, mit Gretchen aber jeden Augenblick. — — Wenn Ihr aber ſonſt mir gnädig ſeyn wollt, ſo könnt Ihr mich ja wohl ſo glücklich machen, daß ich mit keinem Karpfen tauſche. Ihr ſollt ja, heißt es, reich und mächtig ſeyn, zeigt Euch mir einmal ſo.“

„Wohlan! Was ſoll ich Dir thun?“

„Gebt mir ſo viel Geld, daß ich mir ein Stück Feld von ungefähr dreißig Ackern, und ein Heerdchen von etwa ſechszig bis achtzig Stück Schaafen kaufen kann, desgleichen einige Kühe, und ein Haus. Dann will ich Gretchen zur Frau nehmen, und Euch will ich eine rechte derbe Patſchhand geben.“

„O! Du unnützer Knecht! Wie würde Dir der Kamm nicht wachſen, hätteſt Du Aecker, Haus, und Heerden! Nein, guter Freund! es wird Dir nicht beſſer, als Du bleibſt, was Du biſt, denn ſelbſt für einen Karpfen wärſt Du mir zu grob.“

„Oho!“

„Wärſt Du in Deinen Wünſchen hübſch beſcheiden geweſen, es ſollte Dich nicht gereut haben, mich, ſo wie ich jetzt bin, bei guter Laune zu finden. Da Du aber ſo unverſchämt biſt —“

„Höre einmal! Denkſt Du denn, daß ich ſo dumm bin, Dir zu glauben, Du ſeyſt wirklich die Ilm-Nixe?“

„Nicht?“

„Laß Dich nicht auslachen!“

„Wer bin ich denn?“

„Ei! Wer wirſt Du denn ſeyn? Etwa das Burg-Müller-Mädchen, oder dem Tieffurther Fiſcher ſeine Strunze.“

„O! Du vortrefflicher Dummkopf! — Du glaubſt alſo wirklich, ich ſey Erlinde nicht?“

„Meinetwegen! Sey was Du willſt. Das weiß ich aber, daß Du mich weder arm noch reich machen kannſt.“

„Und womit hätteſt Du es denn verdient, daß man Dich reich machte?"

„Nun? Bin ich nicht grob genug?"

„Aha! Sind das Deine Verdienſte?"

„Die Höflichkeit bekömmt nichts."

„Die Grobheit ſoll von mir noch weniger erhalten. — Aber, ein kleines Andenken von der Ilm-Nixe mußt Du doch bekommen, weil ſie ſich die Mühe genommen hat, mit Dir zu ſprechen."

„Ich hab's ihr nicht geheißen."

„Ein klein wenig anders will ich Dir den Kopf ſchieben."

Sie ſprachs, berührte ihn mit einer Weidengerte, ſprang in die Ilm, fuhr in den Fluß hinab, und Kunzen ſtand das Geſicht auf dem Rücken. — Zitternd und bebend warf er am Ufer ſich nieder, flehte mit abgewandtem Geſicht, nicht in den Fluß, vergebens in die Lüfte, und bat umſonſt die

Mire um Verzeihung. Es half nichts; das Geſicht blieb ihm auf dem Rücken, und ſo trieb er, ſeitwärts gehend, weinend und klagend, die Heerde in den Kloſterhof zu Oberweimar hinein.

Dort erhob ſich ein Zeterlärm, als Kunz mit verkehrtem Antlitz, weinend und klagend, ankam. Es wurde Pater Benedikt, der Nonnen-Beichtiger, herbeigerufen, und dieſem erzählte Kunz jammernd ſein Unglück. Der Pater hielt ihm erſt eine derbe Strafpredigt, holte dann eine koſtbare Reliquie herbei, die aber diesmal nicht helfen wollte. Da ſchloß er:

„Du haſt dieſe Strafe durch des Himmels Schickung mit Deinen Sünden verdient. Gehe hin, und weide die Heerde rücklings!“

Damit war aber Gretchen nicht zufrieden. Sie wollte keinen Liebhaber haben, der die Augen auf dem Rücken hatte, und klagte allen Menſchen ihr und ihres Kunzens Unglück. Endlich faßte ſie den Entſchluß, ſich an die aufgebrachte Waſſerfrau ſelbſt zu wenden. — An der Ilm warf ſie ſich nieder, und ſchrie:

„Ach! gnädige Frau Ilm-Nixe! vergebt um meinetwillen Kunzen ſeine Dummheit, und rückt ihm den Kopf wieder zurechte. Ich will dankbar Euere Güte und Gnade preiſen, ſo lange ich lebe!“

In der Ilm erhob ſich's brauſend und ſauſend, hohe Blaſen ſtiegen auf, zerplatzten in ſchäumende Wellen, und Erlinde ſtieg auf, aus der Flut, ſchwebend auf ihrem ſchneeweißen Schleier über dem Waſſer. Sie ſprach:

„Du dauerſt mich, Gretchen! Ich will Dir Deine Bitte gewähren. Kunz ſoll den Kopf wieder auf dem alten Fleck haben, doch, nur um Deinet willen. — Ich dächte aber, Du ließeſt ihn laufen. Er iſt Deiner nicht werth.“

„Je nun! Er iſt doch ein Mann, und ich bin ein blutarmes Mädchen.“

„Du willſt ihn heurathen?“

„Ja, freilich!“

„Und willſt mit ihm hungern?“

„So wird's wohl werden.“

Erlinde ſeufzte laut auf, warf Gretchen einige Sandkörner zu, und fuhr hinab in die Wellen. — Als aber Gretchen die Sandkörner genau beſah, waren es ſchöne, reine Goldkörner, für welche ihr der Seckelmeiſter des Kloſters hundert Silbergroſchen gab. Sie kaufte ſich ein Stückchen Feld, und Kunz wurde ihr Mann.

Er trieb bis an's Ende ſeines Lebens die Kloſter-Heerde, ſah aber die Nixe nie wieder.

2. Luthart.

Im Schloſſe des Krommesdorfer Junkers, wurde bei ſeinem Beilager mit Agnes, der ſchönen Dennſtedterin, tüchtig geſchmauſtet, derb gezecht, und alle Gäſte waren heiter und froh. Nur dem jungen **Luthart** konnte der Wein kein frohes Herz abgewinnen. Er entwich dem zechenden Zirkel, und ſchlich hinaus in's Freie. Unter den Erlen ging er traurig am Fluſſe hinab, lehnte ſich endlich an einen Baum, blickte zum Himmel, faltete die Hände, und ſeufzte:

„Ich bin doch ein ſehr armer Wicht! — Edel geboren, wie einer, der das Schwert trägt, muß ich dem Krommesdorfer als Söldner dienen, und muß mir für ſeine Paar Groſchen Sold, die Knochen in ſeinen Fuhrmanns-Fehden mürbe ſchlagen laſſen. Ohne Freude wird die Jugend mir enteilen, und als Krüpel werde ich endlich bei ungeſalzenen Kloſterſuppen des Erbarmens, verhungern. — Wie unglücklich bin ich!“

Alles war ſtill und feierlich umher, und nicht allzufern her ertönte Saitenſpiel und Sang:

Was hegt Dein Herz ſo trüben Sinn,
In Deiner Jugendzeit?
Den Wellen gieb den Kummer hin,
den Fluten gieb Dein Leid.

Luthart blickte verwundert ſich allenthalben um, die Sängerin zu erſpähen, die ſo ſanft und rein ihn zu tröſten ſuchte. Alles blieb ſtill und feierlich rund umher, kein

Menſch war zu ſehen, und abermals ertönte Saitenſpiel und Sang:

In Tiefen liegt der Edelſtein,
in Tiefen ruht das Gold.
Blick' in die Tiefe nur hinein,
dort iſt ein Schatz Dir hold.

„Mir?" — fragte Luthart unwillkürlich laut. — Unſichtbar ſang's fort:

Was hegt Dein Herz ſo trüben Sinn,
in Deiner Jugendzeit?
Den Wellen gieb den Kummer hin,
den Fluten gieb Dein Leid.

„Ach! — ſeufzte Luthart. — Was habe ich mit Wellen und Fluten zu ſchaffen? Wie käm' ich zum Golde der Tiefen?"

Sang und Saitenſpiel ertönten fort:

Durch Wellen dringt der Liebe Blick
tief in den Grund der Flut.
Steigſt Du hinab, Du findeſt Glück,
Du findeſt Schatz und Gut.

Betroffen, ſchwieg Luthart, blickte in die Flut, die ſanft in kleinen Wellen dahin rollte, und aus der Tiefe kam der Sang:

Was hegt Dein Herz ſo trüben Sinn,
in Deiner Jugendzeit?
Den Wellen gieb den Kummer hin,
den Fluten gieb Dein Leid.

Ganz unwillkürlich ging er dem Fluſſe näher, und rief fragend aus: „Erlinde?“ Hoch brauſten die Fluten herauf aus der Tiefe, ringelnde Zirkel und Blaſen ſchwebten umher, weiß wie friſch gefallener Schnee, hell wie der blendende Schaum der Wellen, breitete ein Schleier ſich über die Flut, und ſchwebend, wie auf leichten Sommer-Wölkchen, thronte ein ſchönes Weib über dem hell-blendenden Waſſer. Ein leichtes, weißes Gewand umſchwebte die Holde, tief hinab auf die runden Hüften ringelten ſich die goldgelben Locken, umſchwebt über der Stirn von einem Roſenkranze. Sanfte Theilnahme blinkte aus ihren großen himmelreinen, blauen Augen, zwei Korallenlippen öffneten ſich, und über Perlen floß die holde Rede:

„Du haſt meinen Namen genannt. — Hier bin ich.“

„Erlinde!“

„Erlinde, die Du genannt haſt.“

„O! herrliches Waſſer-Fräulein! Dein Anblick entzückt mich, und ich vergeſſe all mein Leid.“

„Luthart! Du biſt reicher, als Du glaubſt.“

„Ich? — O! ſchöne Waſſerfeine! treibe keinen Scherz mit dem armen Luthart. Ich, reich? Ach! Du kennſt meine arme Armuth nicht!“

„Geld haſt Du freilich nicht, das weiß ich. Weder Burgen noch Dörfer ſind

Dein, aber Du haſt ein edles, gutes Herz; dies iſt ein großer, ſchöner Schatz.“

„Den kein Menſch zu heben begehrt. — Ich wollte neulich, da Wams und Mantel gar zu ſehr zerriſſen waren, zu Erfurt bei dem Juden Jakob Melechſoh ein Stück Tuch borgen, auf mein ehrliches Geſicht, auf Schwur und Ehrenwort, auf Andreas-Tag zu zahlen, wenn ich Sold bekäm; er aber lachte mich aus, und ſagte: Auf ſolche Pfänder kann nur ein Narr Dir leihen!“

„Der Narr will ich ſeyn. Ich leihe Dir, ſo viel Du haben willſt.“

„Ach! holdes Waſſerfräulein! Wer möchte nicht gern Euer Schuldner ſeyn?“

„Hier iſt ein Beutel mit Gold. Kaufe Dir Rüſtung und Roß, ſchöne Kleider und Waffen.“

„Was gebe ich Dir zum Pfande der Wiedervezahlung?“

„Dein Wort, keinem Menſchen zu ſagen, wer Dir das Geld gab, und niemals —“

Es kamen Menſchen. Erlinde verſchwand.

Luthart ritt nach Erfurt, öffnete ſeinen wohlgeſpickten Beutel, und kaufte ſich Kleider, Waffen und ein ſchönes Roß. Als er damit nach Hauſe kam, fragte der Krommesdorfer mit großen Augen, woher er das Geld habe, ſich ſo ſchöne Sachen zu kaufen? — Ganz kurz war ſeine Antwort:

„Ich habe es geſchenkt bekommen!“

„Geſchenkt? So vieles Geld?“

„Wie ich ſage.“

„Wer hat es Dir geſchenkt?“

„Iſt es nöthig, Euch dies zu ſagen?“

„Dein Herr will, und muß es wiſſen!“

„Ich bin Euer Söldener, und als einem ſolchen dürft Ihr mir ſo lange befehlen, als ich Euch dienen will; um all das andere aber, habt Ihr Euch nicht zu bekümmern, und meiner erhaltenen Geſchenke wegen, bin ich Euch keine Antwort ſchuldig."

„Luthart! Haſt Du das Geld von meiner Frau erhalten?"

„Was denkt Ihr von Euerm edlen Weibe?"

„Haſt Du bei einer Schatzungs-Theilung mich bevortheilt?"

„Was glaubt Ihr von mir?"

„Genug! Ich frage zum letztenmal: Wer gab Dir das Geld?"

„Das erfahrt Ihr nicht, und kein Menſch."

„Du haſt es geſtohlen."

„Geſtohlen? Ich, Geld geſtohlen? Elender Staudenhecht! Hinaus in's Freie! Beweißt mir mit dem Schwerte —"

„Ich, Dir? Der Herr dem Knechte? — Wie? Und Du wagſt es, ſo mit mir zu ſprechen? — Heda! Knechte! Werft ihn in's Burgverlies! Wir wollen ſchon erfahren, lockerer Geſell! woher Du das Geld haſt.“

Die Knechte fielen über Luthart her, banden, und warfen ihn in's Burgverlies. Dort ließ der Krommesdorfer ihn auf die Folter ſpannen. Der fürchterliche Schmerz entpreßte ſeinen Lippen das Bekenntniß:

„Erlinde, die Nixe der Ilm, hat mir das Geld gegeben.“

„Erlogen! — ſchrie der Krommesdorfer. — Er hat es geſtohlen, foltert ihn weiter. Er wird ſchon bekennen.“

„Ich redete die Wahrheit! — ſtöhnte Luthart, gab ſeinen Geiſt auf, und rief mit lauter Stimme, ehe er verſchied: — Ich fordre Dich vor Gottes Richterſtuhl zur Rechenſchaft!"

Da erbebte der Gefängnißthurm. Gleich Schloßen rauſchte es hernieder, weißſchäumende Wellentropfen rollten aus der Höhe herab, und wie von Schneewolken umfloſſen, ſtand ein hohes, göttergleiches Weib mitten im Gefängniß. Sie ſprach, und gebrochene Fluten ſchienen zu rauſchen:

„Ich bin Erlinde, die Nixe der Ilm. Von mir bekam Luthart die Geſchenke. Ihr habt ihn tod gemartert. Sein Tod belaſtet Euere Seelen. — Ich ſage Dir, Unbarmherziger! Dein Geſchlecht wird vergehen und ausſterben, und Du ſelbſt wirſt binnen hier und vierzig Tagen vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen müſſen, wohin Lutharts ſterbender Mund Dich forderte."

Sie wendete ihre Blicke auf den entſeelten Jüngling, ſeufzte laut auf, warf den

Schleier über's Geſicht, und brauſte ſchnell davon.

Am vierzigſten Tage aber, rührte den Krommesdorfer der Schlag, und er wurde jähling hinweggerafft, zu erſcheinen auf des gemordeten Unſchuldigen Forderung, vor Gottes Richterſtuhl. Ausgeſtorben iſt, im dritten Gliede, ſein Geſchlecht.

V.

Volks-Lieder.

1. Der Graf und die Nonne.

Ich ſtand auf hohen Bergen
und ſah wohl über den Rhein.
Ein Schifflein ſah ich fahren,
drinn ſaßen ihrer drei.

Der jüngſte, der darunter war,
das war ein Grafen Sohn;
hat mir die Eh' verſprochen,
ſo jung er auch noch war.

Er zog von ſeinem Finger
ein Ring von Gold ſo roth:
„Nimm hin Du Hübſche, Du Feine,
Du herzallerliebſte Meine!
Trag ihn nach meinem Tod.“

Was ſoll ich mit dem Ringlein thun,
wenn ich's nicht tragen darf?
„Ei! ſag: Ich hab's gefunden,
draußen im grünen Gras.“

Ei! warum ſollt' ich lügen?
Das ſteht mir übel an.
Ich will viel lieber ſprechen,
Der jung Graf wär mein Mann!

„Ei! wärſt Du nur ein wenig reich,
furwahr, ich wollt' Dich nehmen;
denn Dein holdſelig Angeſicht,
das machte Dich mir gleich.“

Wenn ich auch ohne Reichthum bin,
Aller Ehren bin ich voll.
Meine Ehr' will ich behalten,
bis meines Gleichen kömmt.

„Kömmt aber Deines Gleichen nicht,
was fangſt Du darnach an?“
Darnach geh' ich ins Kloſter,
und werde eine Nonn.

Es ging wohl hin ein Vierteljahr,
dem Grafen träumt's gar ſchwer,
als ob ſein herzallerliebſter Schatz
In's Kloſter gezogen wär.

Steh auf, ſteh auf, Du Reutknecht mein!
und ſattle unſre Pferde.
Wir reuten über Berg und Thal,
Das Mädel iſt alles werth.

Und als ſie vor das Kloſter kam'n,
gar höflich klopften ſie an:
Komm' h'raus, Du Hübſche, Feine,
Du herzallerliebſte Meine!
Komm nur ein wenig h'raus.“

Was ſoll ich aber draußen thun?
Ich habe kurzes Haar.
Mein Haar iſt abgeſchnitten,
Du kriegſt mich nimmermehr.

So muß es allen Freiern gehn,
die trachten nach großem Guth.
Sie hätten ſchöne Weiber gern,
ſind aber nicht reich genug.

2. Das Mägdlein und der Ritter.

Es fuhr ein Mägdlein über'n See,
wollt brechen Fenchel und grünen Klee,
mit ihren ſchneeweißen Händen;
der Sommer wollte enden.

Ein Ritter kam geritten,
er grüßt' ſie mit höflichen Sitten;
er grüßte ſie alleine:
Ich führ Dich mit mir heime.

„Ach Ritter! Ihr ſeyd hochgeborn.
Ich fürchte meines Vaters Zorn,
ich fürchte ihn gar ſehre,
verlör ich meine Ehre.

Ach Vater! lieber Vater mein!
ſo weck mich auf bei Mondenſchein.
Ich weiß gut Lämmer-Weide,
ſie ferchen auf jener Haide.“

Die Lämmer-Weide, die Du weißt,
macht meine Lämmer mir nicht feiſt;
Du mußt hier innen bleiben,
und ſpinnen braune Seide.

„Die Seide, die ich ſpinnen muß,
bringt meinem Herzen ſchwere Buß.
Der Ritter muß mir werden.
Seins gleich lebt nicht auf Erden.“

3. Das Geſpenſt von Hedeby.

Ich ritt am Abend die Haide hin,
und legte mein Roß auf die Wieſe grün,
und legte mein Haupt an einen Baum,
und ſchlief, und war ſchon faſt im Traum.

Und wie ich nun an zu ſchlafen fing,
ein toder Mann her zu mir ging:
„Und biſt Du einer von meinem Geſchlecht,
ſo ſollſt Du führen mein Sach' und Recht.

Du ſollſt dahin nach Hedeby gehn,
da wohnen all meine Freunde zehn.
Da wohnen auch mein Vater und Mutter,
Dazu mein Schweſter und lieber Bruder!

Da wohnt auch Chriſtel, mein liebes Weib,
und ſie ermordet mein' jungen Leib.
Sie und ihre fünf Weiber ſchlecht,
erwürgten mich in dem ſeidnen Bett.

Sie legten mich in ein Büſchel Heu,
und führten mich auf die wilde Haid.
Und der mir war am meiſten werth,
Der reutet nun mein gutes Pferd.

Und ſchläft bei meinem freundlichen Weib,
und pflegt am meinem Tiſch den Leib;
Er iſt mit meinem Silberzeug,
und ſpottet meiner Kinder: Ihr ſeyd wohl reich?

Und giebt ihnen zum Verhungern Brod,
und ſpricht, denn euer Vater iſt tod:
Zieht aus mit meinen Hunden ſtolz,
und bietet die wilden Thier im Holz.

Und lädt jedes Thier zu Garten hinab,
dann weckt er mich auf aus meinem Grab.
Und wehe, wie wird es um ihn ſtehn,
Sollt' ich einſt mit ihm nach Hauſe gehn!"

VI.

Miscellen
des
Romantiſch-Wunderbaren.

Zauberkünſte, Wahrſagereien, und Prophezeihungen.

1. Bericht des P. Palombo. *)

„— Wovon ich euch aber in dieſem Traktätlein Nachricht geben will, das iſt, „von mancherlei Zauberkünſten, von vielerlei Gattungen von Beſchwörungen, Wahrſagereien und Prophezeihungen, von deren Benennung, und wie es dabei zugeht.

Nekromantia; (auch **Nekyomantia**;) die Todenerforſchung; der Theil der

---

*) Dieſer Mann wird in einer Erzählung des folgenden Bandes dieſer Bibliothek vorkommen.

Magie oder Zauberei, durch deſſen Wiſſenſchaft und Ausübung die Seelen der Verſtorbenen herbeigezogen werden, ſie um Rath zu fragen, oder ſich ſonſt mit denſelben zu unterhalten. Durch dieſe Kunſt zeigte die Zauberin zu Endor dem König Saul den Propheten Samuel, und die Theſſalierin Erichthone ließ einem Abgeſchiedenen dem Sextus Pompejus den Ausgang des Pharſaliſchen Krieges weiſagen; durch ſie erweckte Apollonius von Thyana eine verſtorbene Braut zu Rom an ihrem Hochzeittage, und beſprach ſich mit dem Schatten des ſchnellfüßigen Helden Achilles; durch ſie zog Appion Grammatikus den Geiſt Homers herauf, ihn über ſein Vaterland zu befragen. — Plinius und Xanthus nennen ein Kraut Balis, welches Tode zum Leben erweckt, wie auch Juba, der Mauritaniſche König, bezeugt.

Lekanomantia; die Wahrſagerei aus magiſch zubereiteten Becken, welche die Aſſyrier, Aegyptier und Chaldäer gar ſehr ſchätzten. In das bezeichnete Becken wurden gelegt goldene und ſilberne Blechlein, und mancherlei Edelgeſteine. Ueber dieſe wurden die Dämonen beſchworen, das Waſſer fing an zu ziſchen und zu wallen, und aus demſelben ging hervor eine Stimme, die Antwort gab auf die Fragen.

Gaſtromantia; ein Becken wurde mit reinem Waſſer gefüllt und mit brennenden Kerzen umſetzt. Die Dämonen wurden beſchworen, und ein unſchuldiges Kind mußte ſagen, was es in dem Waſſer, wie in einem Spiegel, ſah. Aus dieſen Figuren und Gebilden gab man weiſagende Antworten auf vorgelegte Fragen.

Katoptromantia; die Wahrſagerei durch magiſche Spiegel, in denen ſich durch mancherlei Figuren dem Fragenden die Antworten bildlich zeigten, nach vorgegangenen Beſchwörungen. Damit ging fleißig um Julianus der Kaiſer.

Kriſtallomantia; die Wahrſagerei aus geſchliffenen, polirten, zauberiſch zubereiteten großen und kleinen Kriſtall-Spiegeln, die da zeigten, was man erforſchen wollte.

Daktylomantia; die Wahrſagerei aus Ringen, die unter gewiſſen Konſtellationen der Geſtirne zubereitet wurden. Ein ſolcher ſoll der Ring des Gyges auch geweſen ſeyn, durch deſſen Kraft er ſich unſichtbar machen konnte, wie wir leſen und wiſſen.

Hydromantia; in einen mit Waſſer gefüllten Becher wurde ein Ring an einem Faden vom Finger wagerecht in dieſes Waſſer gehängt, und aus dem Anſchlagen deſſelben an den Becher, wurde geweiſaget. Numa Pompilius ſoll dieſe Art der Wahrſagerei fleißig getrieben und geſchätzt haben.

Onychomantia; einem unſchuldigen Kinde ſtrich man Oel auf einen Finger-Nagel und kehrte ihn gegen die Sonne. Da zeigten ſich auf der Fläche des beölten Nagels Figuren, und aus dieſen wurden die Weiſagungen genommen.

Koskinomantia, und Axinomantia; die Wahrſagungen durch Sieb und Beil. Das Beil wurde in einen runden Pfahl gehauen, und drehte bei den magiſchen Beſchwörungen ſich nach bezeichneten Plätzen und Perſonen; ſo auch das Sieb, welches zwiſchen zwei Fingern, oder mit einer Zange gehalten wird. Man ſprach dabei die Worte: Dies, mues, ieschet, benedoefet, dowina, enitemaus! — Alſo werden bei'm Homer verrathen, die um Penelopen gebult hatten, durch den Stein Gagaten, auf glühende Kohlen gelegt.

Kephaleonomantia; dieſe Weiſagungen entlockte man einem gebratenen Eſelskopf; die Art und Weiſe iſt nicht mehr bekannt.

Ceromantia; Geſchmelztes Wachs wird tröpfelnd ins Waſſer gegoſſen. Dies giebt Figuren, und aus dieſen kann der Kundige weiſagen.

Aeromantia; Weiſagungen aus der Luft und deren Bewegung. Ariſtophanes gedenkt derſelben in ſeinen Wolken.

Alphitomantia, und Aleuromantia; davon ſpricht Theokrit in Pharmaceutria. Vermiſcht wurde, zu Weiſagungen, die harte Frucht mit Mehl.

Tyromantia; Es wurde aus Käſe geweiſaget.

Ichtyomantia; Weiſagung aus Fiſchen und Fiſchlebern. Tyreſias und Polydamas haben ſie ſehr angerühmt und geprieſen.

Kapnomantia; Mohnen oder Leindotter auf glühende Kohlen geworfen, geben mancherlei figurirten Rauch, und dieſe Luftgebilde gaben Weiſagungen.

Botanomantia; der Rauch von Salbeyblättern, auf glühende Kohlen geworfen, gab Figuren und Weiſagungen; desgleichen:

Sykomantia; **Libanomantia**; der Rauch von Feigenblättern und von Weihrauch.

Daphnemantia; Lorberreiſer in Feuer platzend und kniſternd gaben gute Zeichen; verbrannten ſie ſtill, und ohne Geräuſch, ſo waren dieſelben nicht erwünſcht. Es ſprechen davon Porphyrius, Euſtathius, Propertius, Antiphon, Artemon, Serapion, Aſkalonites, Fulgentius, Polychorus und Claudianus.

Tephramantia; in ein Aſchenhäuflein, dem Winde ausgeſetzt, werden Worte mit einem weiſſen Stäblein geſchrieben. Die, welche bleiben, und die, welche der Wind verweht, entſcheiden über die Weiſſagung.

Kleromantia; die Looswahrſagung, geſchieht auf mancherlei Art mit Blättern, Karten, Stäbchen, Ruthen, Steinen, ꝛc. und es hat davon Iſidor mancherlei geſchrieben. Derſelben waren:

Aſtragalomantia; Wahrſagungen aus Würfeln und der mit denſelben geworfenen Zahlen (Augen). Man hat noch jetzt ſogenannte Würfelbüchlein, welche Anleitungen zum Gebrauch dieſer heimlichen Art der Erforſchungen geben.

Arithmantia; Wahrſagungen durch Zahlen und Rechnungen. Dieſe haben die Pythagoräer aufgebracht, die jeder Zahl gewiſſe Zeichen, Signaturen, und Buchſtabendeutungen gaben.

Onomantia; die Buchſtaben der Taufnamen der Fragenden geben Zahlen, dieſe, Zeichen und Buchſtaben, und aus Wörtern, die man aus denſelben zuſammenſetzt, wird geweiſaget.

Alektriomantia; die Buchſtaben des Alphabets wurden in Sand gezeichnet und dieſelben mit Weizen- und Gerſten-Körnern belegt. In den Kreis derſelben wurde ein Hahn gebracht, nachdem er zuvor mit gewiſſen Worten war beſprochen worden. Die Buchſtaben, von welchen er die Körner wegfraß, wurden zum Behuf des zu ertheilenden Orakels zuſammengeſetzt. So hat Jamblichus geweiſaget, und Valens bediente ſich der Kunſt, als er gern wiſſen wollte, wer nach ihm als Kaiſer regieren würde.

Ornitia; Johannes Leo der Afrikaner erzählt: Zu Memphis und Alkair tragen Weiſager Vöglein in Käſichen umher, welche mit den Schnäbeln die Looſe des Glücks oder Unglücks aus ihren Bauern holen, und den Fragenden reichen. Das Geld aber, welches man ihnen für ihre Mühe giebt, fangen ſie mit den Schnäbeln auf, und tragen es in ihre Käſiche.

Stoechiomantia; man nimmt ein Buch, ſticht mit einer Nadel, mit geſchloſſenen Augen hinein, und der Spruch, das Wort, welches man getroffen hat, giebt den Orakelſpruch. Hierzu gebrauchten die Römer und Griechen die Sybilliniſchen Bücher, im Allgemeinen aber, alle Bücher der Dichter. So ſtach Alexander Severus den Vers im Virgil:

Tu regere imperio populos Romane
memento.

Als Brutus den Ausgang der Pharſaliſchen Schlacht wiſſen wollte, griff er zum Homer, und traf in der Ilias die Worte Hektors:

Ach! es haben mich nun die Götter
zum Tode gerufen.

Kaiſer Claudius traf den Virgiliſchen Vers:

Tertia dum Latio regnantem viderit
aestas.

Als Opilius Makrinus zu wiſſen begehrte, ob auch er wohl das Römiſche Reich regieren würde, traf er die Worte der Ilias:

Greis, ich ſehe, Dich dränget der Angriff
jüngerer Streiter,
Deine Kraft iſt dahin, Dich drückt die
Bürde des Alters.

Gaſtrimantia; oder **Gaſtrimptia**; Weiſagungen durch den Leib. Man hat

Bauchredner, (Ventriloquos, wie Auguſtin, Ἐγγαστριμύθους, wie Ariſtophanes ſie nennt,) zu allen Zeiten gehabt, und hat deren noch welche, von denen mehrere zu einer gewiſſen Art von Celebrität gekommen ſind, wie es in dergleichen Dingen eine geben kann. Ein ſolcher war Petrus Brabantius, der im Jahr 1560 in Paris ſein Weſen trieb *); als er aber einen Bürger durch ſeine Kunſt um ſeine Tochter, und

---

*) Unter den neuern Bauchrednern, nennt man (1757) einen Baron Menzen, desgleichen einen gewiſſen St. Gille aus St. Germain en Laye. Ein Bauchredner der neueſten Zeit iſt ein gewiſſer Kaffetier Borel in London. (S. das Journ. London und Paris. 1803. N. 5. S. 56.) Mehrere Namen und Beiſpiele findet man in folgenden Schriften: La Chapelle Le Ventriloque. Londr. 1772. V. Marville Melanges. T. II. p. 317. T. III. p. 869. Grosgebauer Pr. de Pythonibus, sive Ventriloquis. Vinar. 1690.

um 6000 Franken bringen wollte, bekam ihm dieſer Handel übel. — Die Delphiſche Orakelertheilerin Pythia, war eine ſolche Bauchrednerin. Chryſoſtomus, Sophronius und Origenes ſchreiben davon. Sie und Auguſtinus ſchreiben auch von einer

Sternomantia; die Bezauberten oder Begeiſterten ſprachen durch die Bruſt.

Gyromantia; Weiſagungen aus gezogenen Zirkeln und Linien. Die Afrikaner nennen die Ausübenden dieſer Orakelkunſt Muhazzimin, und Johannes Leo weiß davon viel zu erzählen. Zairagia heißt der dabei gebrauchte Jüdiſch-Kabaliſtiſche Kunſtgriff. Größtentheils ſind dieſe Kunſt-Meiſter Aſtrologen.

Aſtrologia; Weiſagung aus den Sternen und deren Konſtellation.

Chiromantia; Wahrſagung aus den Linien der Hände.

Ornimantia; Wahrſagung aus dem Fluge der Vögel. Romulus und Remus bedienten ſich derſelben, und ſie iſt ſehr alt.

Chronomantia; die Wahrſagerei aus den Tageszeiten, Stunden, Glockenſchlägen ꝛc. Aus den erſtern entſtand die ſogenannte Bauern-Praktika.

Dies iſt es, was ich von dieſen Dingen euch geben und ganz kurz ſagen wollte. In Vielen iſt Viel überflüſſig, und Genüglichen iſt Wenig genug! ꝛc." — —

2. Die Beſchwörungs-Kunſt.

„Unter Beſchwörungskunſt verſteht man die Kraft, Geiſter und Teufel zu bändigen, und ſie wider ihren Willen, irgend wozu zu zwingen. Dem Beſchwörer müſſen ſie ſich als Sklaven, ihm dienend, unterwerfen.“

So ſagt der weiſe Hadſchi Chalfa, und fährt weiter fort:

Aſſaf, der Sohn Baruchs, Salomons Weſir, wurde gefragt: Ob Geiſter und Teufel den Menſchen auch nach Salomon gehorchen würden? Er antwortete: Ja! ſo lange die Welt dauert, wenn ſie mit dem heiligſten Namen Gottes beſchworen werden. Die Geiſter unterwerfen ſich der bezwingenden Kraft dieſer Worte. — Der erſte Iman ſagt: So oft dieſe Formeln ausgeſprochen werden, entſteht ein großes Feuer, das die Dämonen aus allen Theilen der Welt zuſammen treibt, ſo, daß ihnen kein anderes Mittel übrig bleibt, als ſich im Guten dem ergangenen Gebote zu unterwerfen.

3. Salomons Ring.

Diejenigen, welche in die Beſchwörungskunſt eingedrungen ſind, — ſagt Mohamed Alameli, in ſeinem Werke: Koſtbarkeiten der Erkenntniß zum Schmucke der Augen, — kommen darin überein, daß man ſich vor Allen Andern den Zauberring Salomons verſchaffen müſſe.

Wer ſich dieſer Wiſſenſchaft und Kunſt weiht, muß ſich vorzüglich durch Enthaltſamkeit und Gehorſam auszeichnen. Es ſetzen andere hinzu: er müſſe, ehe er ſich die Geheimniſſe derſelben zueigene, zwei oder drei Jahre faſten, und nichts als Waſſer, Brod, Gemüß und Eſſig genießen, müſſe ſich alles Sinnen-Genuſſes enthalten, und täglich ſich ſiebenmal am ganzen Leibe waſchen ꝛc. — Dann nehme er, zu einer Zeit, wo die Sonne in ihrer edelſten Konſtellation ſteht, an einem Mittwoch zwei Miskale Gold, gieße einen Ring daraus, und faſſe am nächſten Freitag einen Rubin oder Diamant darein, auf welchen die magiſchen Charaktere gegraben werden. — Dieſen Ring ſtecke man an die rechte Hand, *) gehe an einen einſamen Ort, und bete. — Dann ziehe man den Ring vom Finger,

---

*) Gewöhnlich werden die Ringe am Goldfinger der linken Hand getragen. Dieſer Finger ſoll mit dem Herzen durch eine Pulsader genau verbunden ſeyn. Trüge man nun Gold am Finger, ſo würde dadurch das Herz ungemein geſtärkt. — Levinus Lemnius de occultis naturae miraculis, L. II.

lege ihn in ein weißſeidenes Säckchen, durchwürzt mit Moſchus, Ambra und Kampher. Das Säckchen lege man in einen reinen Becher, und verſiegle es mit einem Petſchaft, worauf der Name Gottes gegraben iſt. Die Vortheile eines Ringes, der ein Salomonsring genannt wird, ſind unendlich. Er vertreibt Krankheiten, zaubert Geiſter, ſchafft verlorne Sachen wieder. — Will einer Weiberliebe gewinnen, ſo lege er den Ring auf eine rothe Roſe, und ſage dabei den Vers aus dem Koran her:

> „Er hat Euch aus Euern Seelen Weiber erſchaffen,"

und werfe dann die Roſe in ein Geſchirr mit Waſſer. Wer daraus trinkt, verliebt ſich in den Beſitzer des Rings. — Legt man aber den Ring auf eine weiße Roſe, und vergräbt dieſelbe unter den Ort, wo jemand zu ſitzen gewohnt iſt, ſo wird derſelbe auch in der treuſten Liebe wankelmüthig. — Wer den Ring unter ein Licht, legt, und dabei einſchläft, ſieht im Traum Alles, was er wünſcht. Wer damit eine Wachskerze anrührt, und dieſelbe im Felde bei ſich trägt, iſt gewiß, zu ſiegen.

Wer aber damit Geiſter bannen will, ſtecke den Ring an, und ſage mit lauter Stimme die Beſchwörungsformel her:

Im Namen Gottes des Allgnädigen Erbarmers! Ich beſchwöre Euch, ihr nächtlichen Schatten, ihr Fürſten der Teufel, der Dſchinnen und Gailanen! Bei der Fruchtbarkeit und Stärke Gottes, bei der Herrſchaft Gottes des Wohlbewahrten, und bei'm herrlichen Koran, und bei'm aufrechtſtehenden Glauben, durch welchen die Geſchöpfe überwieſen worden ſind. Ich rufe euch auf im Namen Gottes und ſeines

Propheten, und ſeiner Engel und ſeiner Bücher, und ſeines Geſandten und des Jüngſten Tags, o! ihr Geiſter und Dſchinnen, und Teufel und Gailanen, und all euer Gefolge! Eilet daher, wenn ihr unterthänig ſeyd, hieher, weß Glaubens oder welcher Meinung ihr auch ſeyn mögt! Denn ich fordre eure Hülfe bei euerm eigenen Vortheil, und euerm Glauben, und bei dem, was der Herr geoffenbaret hat ſeinen Propheten und Geſandten; bei'm Feuer, bei'm Licht, und bei den Höllengluthen, und bei den Worten der Tafel des Schickſals, und bei den Worten, die aus der Feder des Allmächtigen gefloſſen ſind; bei'm Pentateuchus, bei'm Evangelium, und bei'm Pſalter, und bei'm Koran und bei'm Herrn der Sonne und des Mondes! — Und wenn ihr einem andern Weſen als Gott gehorcht, ſo beſchwöre ich euch bei demſelben, und der Macht Gottes über denſelben. Ihr Schaaren der Kinder des Teufels, ihr Söhne Maleks, Fürſten und Könige der Finſterniß; und beſonders ihr, aus der Familie Dſchan, des Altvaters der Dſchinnen; ihr Glänzenden, die ihr gehorcht dem Mächtigſten, dem Gewaltigſten der Könige, kommt, eilet, und gehorcht, da ihr gehört habt den gefürchteten Namen Gottes! — Endlich beſchwöre ich euch bei Salomons Siegelringe, und bei dem Vertrag, den ihr mit ihm eingegangen habt, da ihr ſagtet: Wir haben's vernommen und gehorchen! Bei'm leuchtenden Tag, bei der dunkeln Nacht, bei'm ſchwellenden Meer, bei'm brauſenden Wind, bei den ſieben Lichtern der Himmel, und bei den heiligen Städten Jeruſalem, Mekka und Medina!

4. Die Talismanen-Kunde.

Tilism, Talisman, *) heißt ein unauflöslicher Knoten.

Zu einem vollkommenen Talisman wird erfordert, — ſagt Mehamed Alameli, — daß derſelbe zur Zeit einer Konſtellation von drei Planeten mit einem Fixſterne, verfertiget werde, damit er dadurch gleichſam eine vierfache Natur erhalte. Einer dieſer Planeten muß Merkur ſeyn, der

---

*) Eine kleine Abhandlung über die Talismane überhaupt, wird im nächſten Bande dieſer Bibliothek geliefert werden.

alle Geſchäfte begünſtiget. Da nun die ſieben Planeten den ſieben Metallen entſprechen, ſo wird hierdurch die Materie des Talismans beſtimmt.

Talisman, um Liebe ſich zu erwerben.

Wenn die Venus im 25ſten, der Widder im 2ten, 14ten, 15ten, 21ſten, oder 7ten, der Stier im 8ten, die Zwillinge im 20ſten, der Krebs im 9ten, die Jungfrau im erſten, 4ten, 10ten, 14ten oder 15ten, die Waage im 16ten, der Skorpion im 22ſten, der Steinbock im 3ten, und der Mond der Venus gegenüber, im 3ten oder 4ten Scheine ſteht, macht man aus dem ſchönſten Laſur einen Ring, groß wie die Hand, und gräbt zwei ſich umarmende Figuren darauf, deren eine ein Sträußchen Baſilikon hält. An vier Orten durchbohrt man den Ring und ſteckt gelbe Stiftchen hinein, faßt ihn zu gleichen Theilen mit Gold und Silber, und legt ihn in ein reines Glas, wo er durch ſieben Nächte (wenn die Venus in derſelben Konſtellation ſteht,) eingeräuchert werden muß.

Wer einen ſolchen Ring beſitzt, den lieben alle Weiber.

5. Die Phantasmagorik.

Dieſe Wiſſenſchaft iſt die Kunſt in der Luft phantaſtiſche Geſtalten und Gebilde hervorzubringen. Wer das vermag, iſt deswegen aber noch nicht im Stande, denſelben Haltung und Feſtigkeit zu geben. Die Luft nimmt ſolche Geſtalten ſchnell an, verliert dieſelben aber auch eben ſo ſchnell wieder.

Nimrods ſtolzer Uebermuth ſtützte ſich auf ſechs Talismane, die er in Babel hatte, und worüber die Weiſeſten erſtaunten; nämlich:

1) Eine eherne Gans, die, ſo oft ein
ieb oder Spion ſich der Stadt nahte, zu
hnattern anfing.

2) Eine Trommel, aus der eine Stimme
m, welche denen, die etwas verloren hat-
n, den Ort, wo ſie es ſuchen ſollten, an-
eigte.

3) Ein Spiegel, in dem man ſah, was
bweſende thaten.

4) Ein Teich, in welchen jedermann jähr-
ch, bei einem Feſte, eine Flaſche Wein
oß, und als man ſchöpfte, erhielt je-
er die Gattung ſeines hineingegoſſenen
Weines.

5) Ein Teich zur Gerichtsprobe, in wel-
hem der Unſchuldige ſchwamm, der Schul-
ige unterging.

6) Ein Baum, der ein ganzes Heer über-
chattete.

Dieſe ſechs Taliſmane und eine dunkle Grotte, wo man mittelſt der Phantasmagorik verſchiedene Luftgeſtalten ſah, waren die Wunder von Nimrods Hofe.

6. Chymiſche Menſchen.

Den unſinnigen Prozeß des berühmten Paracelſus, einen Chymiſchen Menſchen zu fabriciren, hat Libavius, den Erfinder dieſes Experiments durchziehend, alſo beſchrieben:

„Nimm Brod und befeuchte es wohl mit Wein. Dieſes macerire in Pferdemiſt, damit es einen Philoſophiſchen Monat hindurch, gut erwärme und verfaule; dann diſtillire es, begieße es mit Hefen und diſtillire es abermals, ſo, daß daraus eine blutige Feuchtigkeit werde. Dann werde es im Pelikan zu einer ſchleimichten Subſtanz digerirt. Dieſes wird abermals diſtillirt, und daraus wirſt Du einen Chymiſchen Menſchen erhalten.“

Man ſieht leicht die Ungereimtheit dieſes Weſens ein; da aber in den Hexen- und Zaubergeſchichten von dergleichen Mißgeburten zuweilen die Rede iſt, ſo mußte beiläufig, mit Wenigem wenigſtens, davon geſprochen werden.

7. Die Elben.

Elben ſind weiße Würmer, die ſpitzige Schnäbel, ſchwarze Köpfe haben, und wie Raupen durch einander kriechen. Es ſind dieſes die Geburten der Hexen, welche dieſelben mit ihren Teufels-Galanen zeugen.

In den Hexen-Geſchichten wird derſelben oft gedacht.

Bei dem Verleger dieſer Biblioth. ſind folgende neue Bücher erſchienen.

Anweiſung das Pedal der Orgel zu treten. Für Organiſten in Städten und auf dem Lande. 4. 8 Gr.

Bühnenſchwarm, der, oder das Spiel der Schauſpieler ꝛc. 8. 12 Gr.

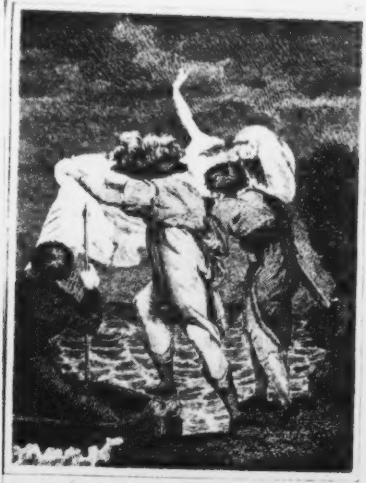
Heydenreich, C. F., über die zweckmäßige Anwendung der Univerſitätsjahre. Ein Handbuch für Akademiſten, und die es werden wollen. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Keßlers, J. F., Reiſen zu Waſſer und zu Lande. Nebſt der Geſchichte meiner traurigen Gefangenſchaft zu Algier, der Sitten und Gebräuche der Mauren, und Beſchreibung der vornehmſten Merkwürdigkeiten Spaniens, und des Spaniſchen Militairs. 8. mit 1 Kupfer. 1 Thlr. 16 Gr.

Meßſcenen, Leipziger, mit colorirten Kupfern. 25 und 26 Heft. 4. 2 Thlr. 16 Gr.

Steinbrenner, F. W., Katechismus der Technologie, für Bürger- und Landſchulen. 8. 18 Gr.

Wagnitz, F. H. A., das Confirmationsfeſt. Ein Verſuch ſeine Feier ſo wohl Eltern als Kindern unvergeßlich zu machen. 8. 4 Gr.



[illegible]
[illegible]

Die

Schreckenshöhle

oder

die Leiden der jungen Miranda.

Eine
neapolitaniſche Erzählung.

Nach
dem Engliſchen bearbeitet
von
dem Verfaſſer des Rinaldini.

Beſonders abgedruckt
aus
dem Magazin ſchrecklicher Ereigniſſe.

Mit 1 Titelkupfer.

Leipzig,
im Induſtrie-Comptoir.

8997-A

Die
Schreckenshöhle.

Der Roman: The Cavern of horrors, or: Miseries of Miranda. A Neapolitan Tale; hat bei der engliſchen Leſewelt Glück gemacht. Vielleicht gefällt er der deutſchen Leſewelt nicht weniger.

Dieſe Erzählung iſt, wie die oft allzulangen Digreſſionen, die oft entbehrlichen Details, eine gewiſſe Nachläßigkeit in der Zuſammenſtellung der Begebenheiten, eine beſtrebende Geſchwätzigkeit, eine offenbare Härte gegen das weibliche Geſchlecht, und andere Kennzeichen im Originale andeuten, ſicher aus der Feder eines Frauenzimmers gefloſſen, und es konnte dieſelbe daher, (da wir unſer Publikum kennen,) nicht ſo wiedergegeben werden, wie ſie gefunden wurde. Es iſt, um kurz zu ſeyn, eine Bearbeitung des engliſchen Romans, die hier gegeben wird.

Ob dieſe nun gelungen iſt? Dieſes iſt die Frage an die Leſer, die nur durch den Beifall entſchieden werden kann, womit dieſe Erzählung beglückt, oder nicht beglückt wird. — Uebrigens ſoll es mich freuen, im erſten Fall, den Leſern einige unterhaltende Stunden verſchafft zu haben; im zweiten aber würde ich freilich ſagen müſſen: Wo die Luſt iſt, iſt auch der Schmerz.

Sollten jedoch die Leſer, (woran ich faſt nicht zweifle,) die junge Miranda lieb gewinnen, ſo darf ich auch hoffen, daß ihre Schickſale intereſſiren werden. Und, was wäre dann noch zu wünſchen?

Geſchrieben am Adolarientage 1810.

Die Aebtiſſin des Kloſters der Karmeliterinnen zu Neapel hatte mit einigen reiſenden Schottländern und ihren Weibern, ſich einigemal ſehr freundlich unterhalten, und ſie gebeten, ſie recht oft zu beſuchen; dies geſchah, während ihres Aufenthaltes zu Neapel, und auch als ſie aus Sizilien wieder dahin zurück kamen. Eine junge Koſtgängerin in dieſem Kloſter hatte ſich die Freundſchaft der Reiſenden erworben. Sie war eine Waiſe, und da ein Oheim ſtarb, der das Koſtgeld für ſie bisher bezahlt hatte, war ſie verlaſſen. Dies klagte ſie, und wußte nicht, wohin ſie ſich wenden ſollte, ein Unterkommen in der Welt zu ſuchen, in welche ſie gezwungen war, zurück zu kehren. — Die Reiſenden boten ihr Unterſtützung an, und die Lady M** nahm ſie zu ſich. Sie wurde ihre Mutter, und bedachte ſie, als ſie ſtarb, in ihrem Teſtamente recht freigebig. Das Mädchen erhielt einen braven Mann, und lebt glücklich.

Sie weiß viele Geſchichten recht angenehm zu erzählen, und unterhielt einſt einige Freunde, mit der Erzählung der Leiden der jungen Miranda, von denen ſie im Kloſter oft mit großer Theilnahme hatte ſprechen hören. Man fand dieſe Geſchichte ſo merkwürdig und unterhaltend, daß man ſie der Leſewelt unmöglich vorenthalten konnte, der ſie hiermit übergeben wird. Gefällt ſie, ſo werden wir die Neapolitanerin erſuchen, uns noch eine zweite, dritte ꝛc. Erzählung mitzutheilen.

Erſter Abſchnitt.

Allbekannt in Neapel war Girolamo Foro eben ſowohl durch ſeine vortreffliche Eis- Schnee- und Obſt-Handlung, als durch ſeinen ſtörriſchen, rauhen, und unbiegſamen Charakter. Selbſt ſeinen beſten Kunden pflegte er nicht ſelten unhöflich zu begegnen, und in ſeinem Hauſe erzitterte Mutter und Tochter vor ſeinen heroiſchen Befehlen. Ein Blick von ihm war hinreichend beide mit Angſt und Schrecken zu erfüllen, und wenn er ſprechend gebot, eilten ſie ängſtlich, ſeine Befehle zu erfüllen.

Eben hatte Philipp von Anjou den ſpaniſchen Thron beſtiegen, ließ von Neapel Beſitz nehmen *), und mancherlei Feierlichkeiten ſollten dieſes Ereigniß glänzend machen. Man ſprach von nichts, als von Feſten, und dennoch befand man ſich eben in der Charwoche. Dies wollte Vielen in Neapel nicht gefallen, am wenigſten den düſtern Girolamo, der den Seinigen verbot Theil an den Feſtlichkeiten zu nehmen, die öffentlich angekündi-

---

*) Im Jahre 1700.

worden waren. Indeß die geräuſchvolle Freude dem Sparſamſten die Gewinnſucht vergeſſen ließ, beeiferte ſich Girolamo ſeine Kunden wohl zu bedienen und zu befriedigen, und hielt ſeine Frau und ſeine Tochter Bellina in ſtrenger Sperre in ſeinem Hauſe.

Doch beide gaben die freundlich genährte Hoffnung nicht ganz auf, vielleicht durch glückliche Zufälle Theilnehmerinnen der lauten Freude zu werden, die Neapel damals jubelnd durchſchritt, ohne jedoch zu wiſſen, wie es dahin kommen ſollte. Sie hatten dem Zufalle nicht umſonſt getraut, er belohnte ihre Erwartung.

Einer von Girolamo's Leuten, über eine ſeiner Eisgruben geſetzt, die ſehr entfernt von Neapel lag, ließ wichtiger Angelegenheiten wegen ſich ſeine Gegenwart erbitten. Sie mochten allerdings dringend ſeyn, denn Girolamo trat den Weg an, verbot aber vorher ſeiner Frau und Tochter unter harten Drohungen, den öffentlichen Feierlichkeiten zuzulaufen, und gebot ihnen, ihre Schuldigkeit im Hauſe und in der Handlung während ſeiner Abweſenheit auf's pünktlichſte zu erfüllen. So verließ er, unter ſchrecklichen, wiederholten Drohworten, ſeine Wohnung.

Um ſich gegen Ueberraſchung zu ſichern,

ſchickte ſeine Frau, Barka genannt, von weiten ihrem Manne ihre Tochter nach, zu ſehen, ob er wirklich den bezeichneten Weg nehme. Bellina hüllte ſich in ihren Schleier, und that, was die Mutter ihr befohlen hatte.

Bei der Fontana Faſeka ſah ſie ihren Vater mit zwei vornehm gekleideten Männer ſprechen, und erlauſchte die Worte: ſeine Abweſenheit von Neapel werde wohl die ganze Freudenzeit über dauern. Mit dieſer tröſtlichen Nachricht eilte ſie zu ihrer Mutter zurück, welche dieſelbe freudenvoll vernahm.

Nun bekam alles im Hauſe eine andere Geſtalt. Barka bat ihre Nachbarinnen zu ſich, und durchflog mit ihren Freundinnen die Stadt. Auch wurde ein Platz beſtellt, von welchem das Gepränge des feierlichſten Tages überſehen werden konnte. Der Laden wurde Girolamo's Mutter, einer alten, unfreundlichen Frau, eben nicht mit kluger Wahl, anvertraut; auch wurde Bellina's jüngere Schweſter, Miranda, aus dem Kloſter ins Haus gebracht, die Stelle der älteren in demſelben und im Laden, zu verſehen.

Es war nicht zu erklären, wie Girolamo bei ſeinem auffallenden, oft empörenden Geitze, ſich es ſo viel koſten laſſen konnte, ohne darüber ein

Wort zu verlieren, ſeine Tochter Miranda im Kloſter zu unterhalten, wo ſie Koſtgängerin war. Seit der Stunde, in welcher er ſie ins Kloſter gethan hatte, hatte er ſie nicht wieder geſehen, und als ſeine Frau ihn einſt bat, ſie doch wieder ins Haus zu nehmen, wurde er ſehr unwillig, und ſchwur dieſes werde er nie thun. Die Mutter beklagte ſeufzend das Geſchick ihres Kindes, und that keine gleiche Bitte wieder. Bellina bekümmerte ſich nicht um ihre Schweſter, ſie lebte ſich ſelbſt, wollte gefallen, und gefiel.

Jetzt, als die Mutter ſich ſicher glaubte, und es ihren Abſichten gemäß fand, gieng ſie ins Kloſter, und bat, in ihres Mannes Namen, ihr die Gegenwart ihrer Tochter auf einige Tage in ihrem Hauſe zu gönnen. Man machte keine Schwierigkeiten. Ein ſchönes ſchlankes Mädchen wurde ihr zugeführt, welches ſie mit naſſen Augen, küſſend, und umarmend, empfieng, und mit ihr in ihre Wohnung eilte.

Je mehr die Mutter ihre Tochter betrachtete, je mehr erſtaunte ſie über ihre faſt veränderte Geſtalt. Ihre Augen ſchienen mehr Feuer bekommen zu haben, ihre Wangen mehr Röthe, ſie war ſchlanker geworden, ihr ganzes Weſen war mit einem gewiſſen zauberiſchen Reize übergoſſen, der ſelbſt ihre Mutter entzückte. Sie konnte nicht aufhören, ſie wohlgefällig zu betrachten.

Auf dem Wege vom Kloſter nach ihrer Wohnung, begegnete ihr eine alte Freundin, Joanna Troppana, welche ſie fragte, ob ſie nicht aus dem Hauſe des Franceſko Rodello die Proceſſion zur Ehre des heil. Januarius mit anſehen wolle? indem ſie ſich zugleich erkundigte, wer ihre junge Begleiterin ſey?

„Es iſt —“ ſagte Barka ganz entzückt; — „meine jüngſte Tochter, Miranda, die ich aus dem Kloſter geholt habe, und mir das Vergnügen machen will, während der Abweſenheit ihres harten Vaters, ſie bei mir zu ſehen. Sie iſt wirklich recht ſchön geworden! Wir wollen dort unter die Kolonnade treten, und ich will dir ihr Geſicht ſehen laſſen, das du, wer weiß es! vielleicht nie wieder ſiehſt. Ach! du kennſt ihren Vater.“

„Ach! wohl kenne ich ihn; —“ ſagte Joanna. — „Danke aber dem Himmel, der, ſo grauſam der Vater iſt, ſo gütig deine Tochter mit dem Geſchenke der Schönheit beglückt.“

Unter der Kolonnade zog die Mutter den Schleier von dem Geſicht der Tochter, ſah ihre

Wangen naß, Thränen in ihren ſchönen, freundlichen ſchwarzen Augen, und rief ihr zu:

„Weine nicht, liebes Kind! Der Himmel iſt mit Dir. Er wird Dich nicht verlaſſen.“

Joanna ſprach ihr gleichfalls Muth ein, indem ſie ihre Schönheit bewunderte, und ihr viel Tröſtliches und Verbindliches ſagte. Miranda dankte mit gerührten Blicken ſchweigend, als ſie einen jungen Mann erblickte, der, von einem Bedienten begleitet, vorüber gieng, ſtehen blieb, und verwunderungsvoll dem ſchönen Kinde in die ſchönen Augen ſah. Die Mutter und Joanna bemerkten es nicht. Miranda aber nahm der Mutter den Schleier aus der Hand, und warf ihn ſchnell über.

Jezt, ſahen die Freundinnen ſich um, ſahen, was ſie vorher nicht geſehen hatten, lobten Mirandens Vorſichtigkeit, und indem ſie den jungen Mann, der, obgleich der Schleier ihm den Himmel ſeines Staunens barg, eben nicht ganz freundlich, von dem Platze ſchoben, auf welchem er, wie eingewurzelt ſtand, giengen ſie weiter, und auf Joannen's wiederholte Bitte auf Rodello's Wohnung zu, wo ſie Bellinen zu finden hofften.

Bellina war mit einigen Freundinnen weiter gegangen, und Miranda ſah ſich in einer

Geſellſchaft im Hauſe des Makaroni-Händlers, Franceſko Rodello, in welche ſie nicht nicht paßte. Auferzogen im Kloſter, in der Geſellſchaft junger, fein erzogener Mädchen, aus dem ganzen Königreiche, größtentheils adelicher Familien, konnte Miranda den plumpen Scherzen der beiden Söhne Rodello's, Marko und Paolo keinen Geſchmack abgewinnen, und deren ſchallendem Gelächter nichts als beſcheidene Verlegenheit und ſittſames Erröthen entgegen ſetzen.

Wie froh war ſie daher, als man das Haus verließ, und weiter gieng, den Einzug des Vicekönigs anzuſtaunen. In dem Gewühle der gaffenden Menſchen befand ſich Miranda nicht beſſer, und dankte dem Himmel, als ſie endlich, da ſchon der Tag ſich neigte, mit ihrer Mutter im väterlichen Hauſe ankam.

Hier fanden ſie alles in der größten Unordnung. Die Großmutter Berina hatte nicht Obſt genug aus dem Garten herbeiſchaffen laſſen können, um alle Käufer zu befriedigen, der Ladendiener Dromo war dem Einzuge des Vicekönigs zugelaufen, und Bellina ließ ſich nicht lur

Hauſe ſehen. Die Verwirrung größer zu machen lief noch die Nachricht ein, eine Ladung Schnee, welche den beſten Kunden zugedacht war, ſey im Hafen untergegangen.

In dieſer Verlegenheit ſchickte die Mutter Miranden mit einem verwandten Knaben in den Garten, Früchte zu brechen, wohin dieſe eilte, ohne ihre Schweſter, die ſie ſo gern umarmt hätte, geſehen zu haben.

Mit ſchwerem Herzen eilte ſie durch das Gedränge der umher wogenden Menge, die den Freuden der Feſtlichkeit ſich mit lautem Jubel überließ, und erreichte endlich, ängſtlich und beſorgt, den Garten, der außerhalb der Stadt, ziemlich weit entfernt lag. Vom Balkon des Hauſes, welches mitten in dem Garten ſtand, überflogen ihre Blicke den Hafen von Neapel mit Schiffen bedeckt, ſtreiften über die herrlich duftenden Orangen und Limonienhaine, und ruhten, an den Anhöhen vorüber ſtreifend, auf den hohen Bäumen welche ihr ſtilles Kloſter umſchatteten.

Die Nacht brach herein. Ermüdet legte ſie ſich zur Ruh. Aengſtliche Träume raubten ihr den Schlaf. — Wenig erquickt verließ ſie ſehr früh ihr Vater. Die Arbeiter kamen, es wurden Früchte gebrochen, auf Girolamo's Marktſchiff geſchafft, und von dieſem in die Stadt geführt.

Dieſes kam bald zurück mit dem Begehren ihrer Mutter, hurtig eine zweite Ladung abzuſchicken. Ihre Schweſter, die ſie erwartete, kam nicht mit.

Miranda trieb die Arbeiter freundlich an, und bald war eine zweite Ladung von Früchten eingeſammelt. Eben wurde dieſe eingeladen, und Miranda ſah der Arbeit beſorgt aus der Thür des Gartens zu, als ein Mann vorüber ritt, ſein Pferd anhielt, und ſeine Blicke ſtarr auf die Schöne heftete, die er erblickte. Kaum bemerkte es dieſe, als ſie ſich in den Garten zurückzog.

Als ſie aber noch nicht weit gegangen war, hörte ſie hinter ſich ſprechen, ſah ſich um, und erblickte den Fremden, der mit dem Gartenaufſeher Felix auf ſie zu kam. Sie blieb ſtehen.

„Dieſer Herr —“ begann Felix; — „iſt der Haushofmeiſter des Herrn Marcheſe del Ponto, und hat ſo eben für denſelben eine anſehnliche Beſtellung gemacht.“

Als Miranda den Namen des Marcheſe nennen hörte, erinnerte ſie ſich, deſſen Tochter, eine Koſtgängerin wie ſie, in dem Karmeliterkloſter, zu kennen, und erwiederte, die gemachte Beſtellung werde auf's beſte beſorgt werden.

Der Haushofmeiſter gieng, nachdem er ſich, mit nicht wenig Grimaſſe, ihrer Gunſt und ihrem gütigen Andenken ſehr feierlich empfohlen hatte.

„Was würde die ſtolze Iſabella del Ponto ſprechen, —“ ſagte Miranda bei ſich ſelbſt; — „wenn ſie hörte, wie ehrfurchtsvoll und grimaſſirend ihres Vaters Haushofmeiſter ſich meiner Gunſt empfiehlt! — O! mein Vater! warum thatſt du deine Tochter an einen Ort, wo ihre niedere Geburt ein Gegenſtand der Vornehmern iſt. Liebſt du denn dein Kind ſo wenig, es von deinen Augen in ein Kloſter zu verbannen, wo man mich nicht liebt? Ach! hat denn Miranda keine Eltern, die ſie lieben? — O! laßt mich hier in dieſem Garten. Hier kann ich ungeſehen von der vornehmen Felicia, ungeſtört von den Launen der boshaften Superiorin, meinen Schmerz in ſtillen, wohlthätigen Thränen, in den Buſen der gütigen Natur ſchütten!“

Still, ſich ihren Gefühlen überlaſſend, ließ ſie ſich unter duftenden Orangenbäumen nieder, und blickte der ſcheidenden Sonne nach. Noch floſſen ihre goldenen Strahlen, entfliehend, in feuerrothen Streifen über's Meer. Ein Feuerſee ſchien zu erglühen. Mit feierlicher Stille bedeckt lagen lagen rings umher die traubenbekränzten Hügel, die duftenden Limonieenhaine, und laue Lüftchen zogen ſcherzend, verſtreuend die ſüßen Wohlgerüche der Orangenblüthen, über die Flur.

Miranda ergriff die neben ihr liegende Guitarre, ſpielte, und ſang:

Ach! im Auge dieſe Thräne,
in dem Buſen dieſer Schmerz!
Will er brechen dieſes arme,
dieſes [illegible] Herz?

Soll ich nie den Traum vergeſſen,
der um meine Sinne ſchwebt?
der in ſanften Ruheſtunden,
dieſen Buſen ſehnend hebt?

Wird mein Blick es nie erſchauen
meiner Wünſche ſtilles Land?
Bleiben jene Blumenauen
mir ſtets fremd und unbekannt?

Guter Himmel! ſenke Frieden
in dies arme, ſchwache Herz;
Erdenleiden ſind geſchieden,
und verſchwunden iſt der Schmerz.

Spät eilte ſie zur Ruhe, und war wieder ſehr früh bei der Arbeit.

Der entzückte Haushofmeiſter ſtellte ſich gegen Mittag wieder ein, machte neue Beſtellungen, und ſprach, und fragte vielerlei, was unbeantwortet blieb. Er ließ einige bedeutende Worte fallen, ſprach von ſeiner Stelle, ſeinem Wohlſtande, von ſeinem Entſchluſſe ſich eine Gattin zu ſuchen, und von den Süſſigkeiten einer liebevollen zärtlichen Ehe. Miranda ließ ihn ausreden, wünſchte ihm die Erfüllung ſeiner Wünſche, verſprach die gemachte Beſtellung beſtens zu beſorgen, und entfernte ſich.

Indeſſen aber war, der Familie ganz unerwartet, Girolamo wieder nach Hauſe gekommen. Alle waren beſtürzt ihn ſobald, und ſo unvermuthet wieder zu ſehen. Seine Frau hatte nicht einmal ſo viel Zeit gewinnen können, jemanden zu wählen, der Miranden in's Kloſter zurück gebracht hätte. Endlich verfiel ſie auf ihre Freundin Joanna Troppana, und erſuchte ſie, dieſes Freundſchaftdienſtes ſich zu unterziehen.

Joanna war willig, eilte nach dem Garten, und ſtieß unterwegs auf den uns bekannten Haushofmeiſter Papillo. Mit dieſem Bekannten kam ſie bald in's Geſpräch, und erzählte ihm, daß ſie gekommen ſey, Miranden in das Karmeliter-kloſter zurückzubringen. Dieſer, erbot ſich ſogleich, ſie ſchützend, zu begleiten.

So unerwartet dem armen Mädchen die Botſchaft kam, und ſo unangenehm ihr auch die angebotene Begleitung war, ſo entſchloß ſie ſich doch, da ſie ihres Vaters Härte kannte, um nicht etwa von ihm in dem Garten gefunden zu werden, ohne Widerrede zu folgen. — Stumm, mit niedergeſchlagenen Augen, gieng ſie zwiſchen beiden, und nur unterdrückte Seufzer hoben die junge, wehbeſtürmte Bruſt. So kamen ſie in die Stadt.

In der Straße Toledo, wo Menſchen ſich an Menſchen drängten, wich Papillo ſchnell, ehrfurchtsvoll einem reich gekleideten Kavalier aus, den Joanna und Miranda ſogleich erkannten, weil es eben derſelbe war, deſſen Blicken ſich dieſe unter der Kolonnade einige Tage vorher, durch die ſchnelle Ueberwerfung ihres Schleiers entzog. — Er fragte Papillo, wohin er gehe? Dieſer, ſich tief neigend, antwortete:

„Signor Fernando di Logano, mein gnädiger Herr! ich begleite dieſe junge Schöne zu den Karmeliterinnen.“

„Zu den Karmeliterinnen?“ — fragte Fernando ſchnell.

„So iſt es.“

„Eben komme ich von dort her, und habe vergeſſen meiner Kouſine Iſabella etwas zu ſagen, was ſie wiſſen muß. Melde ihr alſo, daß ich Morgen früh, vor Anfang der großen Meſſe, vor dem Gitter mich einfinden werde.“

Papillo wollte ſprechen, als Fernando ſich gegen Miranda wendete:

„Doch aber, wenn Sie, Signora, ſo gütig ſeyn wollten, dieſes meiner Kouſine zu ſagen, ſo würde ich ganz gewiß ſeyn, daß ſie dieſe Nachricht erhalten wird.“

Miranda ſchwieg, überlegend, zu welchen Erklärungen die Ausrichtung dieſer Botſchaft ſie nöthigen werde. Joanna aber rief ihr zu:

„Nun? Giebſt du denn keine Antwort?“

„Ich werde —“ liſpelte Miranda.

„Ach, gnädiger Herr!“ — fuhr Joanna einfallend fort. — „Das arme Mädchen iſt in der That in einer ſehr unglücklichen Lage.“

„Iſt ſie unglücklich“ — ſagte Fernando ſehr verbindlich; — „ſo biete ich ihr meinen, den Schutz meiner Familie, unſern vereinten Beiſtand, an. Es iſt hier kein Ort zu weiteren Erklärungen, ich bitte alſo um die Erlaubniß, Sie morgen meine ſchöne Signora, mit meiner Kouſine am

Gitter ſehen zu dürfen. Wollen Sie mir dieſe Erlaubniß geben?"

„Das kann ich nicht;" — antwortete Miranda.

„Nun, ſo laſſen Sie mir wiſſen, wie ich Ihnen dienen kann."

Damit entfernte er ſich ſehr freundlich und verbindlich.

Im Fortgehen erzählte Papillo: dieſer artige Kavalier ſey der Neffe ſeines Herrn, des Marcheſe, ein gefälliger, dienſtwilliger, junger Mann, der aber ſich zu wenig um ſeine vornehme Abkunft bekümmere, weil es nicht ganz ausgemacht ſey, ob ſein Vater —

Sie ſtanden an der Kloſterthür. Miranda dankte für ſeine Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit, und legte die Hand an den Griff des Drahtes, der die Thürglocke zog, als Papillo fragte:

„Was aber ſoll ich dem edlen Don Fernando ſagen? Er begehrte, ihm wiſſen zu laſſen, worinne er dienen könne?"

Ohne Mirandens Antwort zu erwarten, ſagte Joanna:

„Sagen Sie Ihrem Herrn, Miranda ſey das beſte, ſchönſte, tugendhafteſte Mädchen, zehn Meilen in der Runde weit, und wolle er ihr wirklich dienen, ſo müſſe er ihr ſeine Hand reichen."

Papillo lächelte. Die Kloſterthür wurde geöffnet. Miranda ſagte:

„Bringen Sie Don Fernando meinen Dank für ſein großmüthiges Anerbieten."

Mit leichten Tritten und ſchwerem Herzen gieng ſie durch die Kreuzgänge und fand im Garten die ſtolze Iſabella und ihre edle, ſanfte Freundin Dianora Lundini, die ihr entgegen rief:

„O! erzählen Sie uns, ſagen Sie, alles was Sie ſahen, empfanden und genoſſen, während wir hier eingeſperrt waren, während unſere Familien lieber ihre Palläſte voll ſpaniſcher Kavaliers haben."

Miranda erzählte einfach, wie es ihr gegangen war, und daß ſie in ihres Vaters Hauſe geſteckt, während ganz Neapel ſich der lauteſten Freude überlaſſen habe.

„Das nenne ich Unglück!" lächelte die ſtolze Iſabella höhniſch. — „Der fatale Fruchthandel!"

Miranda überbrachte ihr ihres Vetters Botſchaft. Sie fixirend, fragte Iſabella:

„Wo empfiengen Sie dieſelbe?"

„Nicht weit von der Kloſterpforte;“ — ſtammelte Miranda.

Iſabella verließ ſie, ohne ein Wort weiter zu ſprechen.

Tags darauf bei der Mittagstafel lächelte Dianora Miranden bedeutend an. Sie ſchien ihr etwas zu ſagen zu haben. Abends aber kam ſie in dem Garten zu ihr, und gab ihr ein Billet. Miranda erſchrack.

„Was ſoll das?“

„Was es ſoll, weiß ich nicht. Leſen Sie es“

„Wer ſchrieb’s?“

„Vermuthlich der, der mir’s gab, Fernando di Logano.“

„Er?“

„Er ſelbſt.“

„Er iſt —“

„— ein ſehr intereſſanter Mann, was kein Mädchen läugnen wird. Wie lernten Sie ihn kennen?

„Ich kenne ihn gar wenig. Ein Zufall —“

„Der Zufall ſorgt nicht ſelten beſſer für uns, wie wir ſelbſt. Seyn Sie aufrichtig. Verkennen Sie mich nicht, gute Miranda. Ich bin Ihre Freundin.“

Miranda erzählte ihr aufrichtig, was wir wiſſen, und bat ſie, den Brief zu öffnen und zu leſen, da ſie kein Geheimniß habe. Dianoro that es, und las:

„Ihr Schweigen gegen den Haushofmeiſter
„hat mich ſehr betrübt. Ach! möchte das ſo
„ſchöne, liebe Geſicht, das ich nie vergeſſen
„werde, doch nicht vom Schmerz umwölkt
„ſeyn, wenn mir mein guter Genius ver-
„gönnt, es wieder zu ſehen. Ich weiß nicht,
„wie Sie heiſſen; Sie wiſſen meinen Na-
„men. Ich kenne nicht Ihr Unglück, Sie
„wiſſen nicht, was ich empfinde. Gebieten
„Sie über mich."

„Sehr artig und verbindlich! — Sie werden ihm doch antworten?"

„Ach, nein!"

„Wie? — Das könnten Sie? — Unmöglich!"

„Er könnte glauben —"

„Sie wären artig? Er hätte recht. — Schreiben Sie! Ich beſtelle die Antwort, und Iſabella erfährt kein Wort davon. Zwar bin ich ihre Freundin, aber ich hätte ſie dieſen Morgen auf den Gipfel des Veſuvs wünſchen mögen, als

Fernando von Ihnen ſprechen wollte, und ſie ihn nicht dazu kommen ließ.“

„Nein! Ich werde ihm keine Zeile ſchreiben. Wollen Sie aber meine Freundin ſeyn, ſo ſagen Sie ihm: Sey es ſeine wirkliche, reine Abſicht, meines Grames mich zu entledigen, ſo möge er ſuchen meinem Vater einige Neigung für ſein unglückliches Kind einzuflößen.“

Dianora drückte ihr die Hand, und verließ ſie ſchweigend, ſehr bewegt, wie es ſchien.

Den folgenden Morgen als Dianora vom Gitter zurück kam, wo ſie mit Fernando geſprochen hatte, ſah ſie Miranda ſehr unruhig, ängſtlich und verlegen. Selbſt unruhig, erwartete ſie den Abend, wo ihr Dianora im Garten ſagte: Fernando ſey ſehr traurig geweſen, keine Antwort von ihr erhalten zu haben, zumal da er mit ſeinem Onkel nach Meſſina reiſen müſſe, und wohl kaum in acht Tagen erſt wieder zurückkommen werde. — Iſabellens Ankunft unterbrach das Geſpräch.

Einige Tage darauf wurde Dianora von ihrer Familie aus dem Kloſter abgeholt. Sie verließ Neapel, und gieng mit derſelben nach Madrid.

Miranda, wieder ſich allein, und ihren Gefühlen überlaſſen, wurde ſehr traurig. Vergebens bemühten ſich ihre Freundin Felicia, und eine andere Nonne, Santa Lora, ſie zu erheitern, es konnte ihnen nicht gelingen, den Schmerz aus ihrer Seele zu bannen, der ſo ſichtbar ſie zu Boden drückte.

Die Superiorin bemerkte dies mit Unwillen, und da ſie ihre Zurückhaltung der Halsſtarrigkeit und dem Trotze zuſchrieb, meldete ſie ihrem Vater, es geſchähe ihr ein Gefallen, wenn er ſeine Tochter aus dem Kloſter nehmen wolle. Dies brachte ihn auf. Er that einen hohen Schwur: Miranda ſolle nicht ſein Haus betreten, ſondern ſogleich in ein anderes Kloſter, an eben dem Tage gebracht werden, an welchem ſie den Ort verlaſſen würde, wo ſie dreizehn Jahre gelebt habe. Weder ſeine Frau, noch Bellina durften zu ihr, ſondern Joanna wurde in das Kloſter von ihm geſendet, Miranda auf einige Tage zu ſeinem Freunde Francesko Nedello zu bringen, bis ein anderes ſchickliches Kloſter zu ihrer Aufnahme ausgemacht worden ſey.

Joanna vollzog den erhaltenen Auftrag. Miranda wurde ihr übergeben. Die Superiorin gab ihr ihren Segen, und weinend gieng ſie von dannen. Santa Lora war krank; ſie konnte nicht von ihr Abſchied nehmen. Felicia begegnete ihr im Kreuzgange, umarmte ſie weinend, ſtammelte ein ſanftes Lebewohl! ſchenkte ihr zum Angedenken ein Halsband von Perlen, und verſicherte ſie ihrer ewigen Freundſchaft. Sie weinten, und trennten ſich ſchweigend.

An der Kloſterpforte gab die Pförtnerin der bewegten Miranda einen Brief, den ſie in ihren Buſen verbarg, nachdem ſie vorher, nur mit einem Blicke, bemerkt hatte, daß die Adreſſe von Fernando's Hand geſchrieben war.

Auf dem Wege erzählte ihr Joanna: Signor Fernando ſey bey ihr geweſen, und habe ſie gebeten, einen Brief zu beſtellen. Er habe erfahren, der Haushofmeiſter fühle Zuneigung zu ihr und habe ihm mit dem Tode gedroht. Dieſer aber ſey aufgebracht, und wolle dem Marcheſe alles entdecken.

„Da ich nun“ — fuhr ſie fort; — „dem edlen Herrn verſprochen habe, ihm zu melden, wohin man dich bringen werde, ſo wird er nicht ſäumen, dich zu ſehen. Er gab mir dieſe Börſe für dich. Genug für uns beide, ihn hochzuſchätzen und zu lieben.“

Miranda nahm das nicht ſo auf, wie Joanna erwartete, ihre Aeußerungen mißdeutend, welche ihre Abneigung gegen die Sitten und Geſellſchaft der Rodello's ihr eingab, und gelobte ihr, ohne daß ihr böſer Vater etwas davon erfahren ſolle, ſie acht Tage lang auſſerhalb dem neuen Kloſter zu laſſen.

Liſetta, Rodello's Frau, that ſehr mitleidig, und der rohe Marko ſehr vertraut, als Miranda ankam. Man konnte merken, Fernando ſey da geweſen, nach Joanna zu fragen. In einer Stunde, hieß es endlich, werde er wieder kommen. Dieſer Wink war hinreichend, der Frau Joanna den Mund zu öffnen. Sie erzählte, wer der edle Kavalier ſey, und wie die Sache zu Mirandens Glücke gehen werde, gieng ſie ſo, wie ſie dieſelbe eingeleitet habe. Zum Glück aber für die unglückliche Miranda kam Fernando dieſen Abend nicht wieder, und Joanna begab ſich unwillig nach Hauſe.

Als Miranda allein auf dem Stübchen war, welches man ihr eingeräumt hatte, zog ſie das Perlenhalsband ihrer Freundin hervor, küßte, benetzte es mit Thränen, und rief aus:

„O! theures Geſchenk meiner Freundin!

Ach! es ſind Perlen. Perlen aber, bedeuten Thränen."

Sie ſuchte ſich zu faſſen, und öffnete Fernando's Billet. Er ſchrieb: Er habe Joannens Wohnung ausgekundſchaftet, durch die er ihr Briefe ſenden zu können hoffe, gab ihr die Verſicherung ſeiner uneigennützigſten Freundſchaft, und bat ſie, ihm zu erlauben, ſie ſprechen zu dürfen.

Dieſe Erlaubniß mochte ihm Miranda nicht geben, konnte auch nicht, denn ſchon am folgenden Morgen ließ ihr Vater ſie in das in der Vorſtadt gelegene Urſelinerkloſter bringen.

Man wieß ihr eine kleine, eben nicht ſaubere Zelle an, und gegen Abend brachte man ihr ihren Koffer auf dieſelbe.

Als ſie ihre Kleider durchſuchte, fand ſie ein Briefchen. Es war von ihrer Freundin Felicia. Sie ſchrieb:

„Liebe Miranda! Ich bin ſo glücklich geweſen, unbemerkt dieſes Briefchen in Ihren Koffer zu bringen. Ich ſage Ihnen nur ganz kurz, daß Iſabella, von ihrem Couſin vernachläſſiget, nicht aufhört Böſes von Ihnen zu ſprechen. Ich aber, werde ſtets Ihre Freundin bleiben, und verſichere Sie meines thätigſten

„Schutzes, wenn ich über Vermögen und ein „Haus zu diſponiren haben werde ꝛc.“

Nach einigen Tagen kam Joanna in's Kloſter, Mirandens Koſtgeld, wie gebräuchlich, auf drei Monate voraus zu bezahlen, und hatte ihr gar viel zu erzählen. Sie ſprach von dieſem und jenem, und fuhr fort:

„Der Tölpel Marko Rodello hat ſich einfallen laſſen, dich von deinem Vater zur Frau zu begehren, aber der iſt ſchon angekommen! Er wird's nicht erzählen, was ihm dein Vater geantwortet hat. Darauf hat ſich Papillo in gleicher Abſicht gemeldet, nebſt einer Empfehlung von ſeinem Herrn; aber auch den hat dein Vater kurz abgefertiget. — Wir wiſſen nun warum Don Fernando nicht hat kommen können; Papillo hat's durch lauter böſe Streiche zu verhindern gewußt.“

Miranda gab der Schwätzerin unruhig Zeichen über Zeichen, dieſe aber, unbeſorgt um die Gegenwart einer ſtrengen Wächterin, fuhr fort zu ſchwatzen. Im Eifer der Rede zog ſie ſogar einen Brief hervor, welchen aber die Nonne ſogleich ergriff und erklärte, daß alle Briefe an die Superiorin zur Durchſicht abgeliefert werden müßten, beſonders die, welche an Miranda Foro gerichtet wären.

Aufgebracht verließ Joanna das Kloſter, Miranda erhielt einen derben Verweiß, und ſah nie einen Brief wieder.

Ein liebes, freundliches Mädchen, Schweſter Monika, von guter Familie, erwählte ſich Miranden bald zu ihrer Freundin. Ihre Seelen fanden ſich gleich geſtimmt, ihre Herzen ſchloſſen ſich gegen einander auf, bald waren ſie vereiniget. Aber Monika mußte dem Wunſche ihrer Eltern nachgeben, und nahm den Schleier.

Der Tag ihrer Einkleidung kam herbei; er erſchien. Wie gewöhnlich, war er ein großer Feſttag für das Kloſter und für die Familie. Die Kirche war mit Zuſchauern angefüllt. Feſtlich, als weltliche Braut geſchmückt, ſtand Monika am Altare, legte das feierliche Gelübde ab, ging in die Kapelle, kam als geiſtliche Braut im Nonnengewande zurück, das Kruzifix, ihren Bräutigam, in den Armen, und ſchwur ihm ewige Treue. Miranda ſank in Ohnmacht. Sie wurde, ohne Aufſehen zu erregen, auf ihre Zelle gebracht.

Gegen Mitternacht öffnete ganz behutſam

eine Laienſchweſter ihre Thür, nahte ſich ihrem Bette, und gab ihr ein Papier, welches ſie ſogleich zerreiſſen ſollte, wenn ſie es geleſen hätte.

„Von wem kömmt es?“ — fragte Miranda erſchrocken.

„Es kömmt — antwortete Beata; — von einem jungen Kavalier, der Sie gern geſehen hätte, aber Sie nicht geſehen hat. Er iſt aber bemerkt worden, und die Superiorin hat alle Schweſtern insgeſammt gewarnt —“

„Gewarnt? — Alle Schweſtern? — Warum?“

„Still! — Ich höre Fußtritte —“

„Wer kömmt?“

„Still! — ſtill! — Ja! man kömmt. Hier iſt das Papier. Beliebt es Ihnen nicht das Billet zu leſen, ſo beliebt's vielleicht der Superiorin.“

Kaum ſtreckte Miranda nach demſelben die Hand aus, als eine Nonne, die Aufſeherin über die Koſtgängerin, ſchnell eintrat, das Papier ergriff, und es zur Superiorin trug.

Den folgenden Morgen wurde Miranda zur Aebtiſſin geführt, von welcher ſie ſehr hart angeredet wurde. Nach mancherlei angehörten Vorwürken bekam Miranda Muth genug zu fragen: Weſſen man ſie mit Grund beſchuldigen könne?

Man ſagte ihr: Sie habe die Schweſter Monika abzuhalten geſucht, nicht den Schleier zu nehmen, ſie habe eine treue Laienſchweſter zu beſtechen gewagt, und führe mit einem ruchloſen Menſchen einen unerlaubten Briefwechſel.

Was dagegen Miranda zu ſagen hatte, wurde verworfen, und die Superiorin rief aus:

„Nein, wahrlich! ſie iſt des Schutzes des edlen Marcheſe unwürdig.“

„Welches Marcheſe?“ — fragte Miranda, indem ſie hinzu ſetzte: — Gott weiß es, ich kenne nicht Einen Menſchen, deſſen Schutzes ich Unglückliche mich zu erfreuen hätte.“

„So wiſſe, — fuhr die Superiorin fort; — der edle Marcheſe del Ponto iſt es, der dieſen Schutz Dir Unwürdigen angedeihen läßt.“

„Der Marcheſe del Ponto?“

„Auf die Vorſtellungen ſeiner vortrefflichen Tochter Iſabella, läßt er ſeinen Schutz Dir angedeihen.“

„Iſabella iſt nicht meine Freundin; ſie haßt mich.“

„Sie liebt Dich mehr, als Du es verdienſt.“

„Nimmermehr! Nicht einmal ſo viel, wie ſie als Chriſtin ſollte.“

„Wie, Verkehrte!? Will nicht ganz allein auf Iſabellens Vorſprache, der Marcheſe eine annehmliche Summe zu Deiner Aufnahme als Kloſterſchweſter zahlen, oder Dir dieſelbe als Ausſtattung geben, wenn Du einem Manne deines Standes die Hand giebſt? — Dieſes ſind die Vorſchläge, die Dir gemacht werden. Bis Morgen erwarten wir von Dir beſtimmte Antwort und Deinen Entſchluß zu hören, oder wir werden Dich ſchimpflich aus dieſem Kloſter ſtoßen. — Du weißt nun, was Du zu hoffen, was Du zu fürchten haſt.“

Miranda wankte auf ihre Zelle zurück, begleitet von einer Nonne, welche ſie mitleidig und verlegen anblickte, aber den Finger auf den Mund legte, als ſie befürchtete angeredet zu werden. Als ſie aber ging, lispelte ſie ihr zu:

„Ich komme wieder.“

Feliciens Brief zu ſuchen öffnete Miranda ihren Koffer, ſah aber, daß man denſelben in ihrer Abweſenheit erbrochen, alle Briefe ihrer Freundinnen, und Fernande's, und das Perlenhalsband aus demſelben genommen hatte.

So verdrießlich und ärgerlich ihr auch dies war, ſo wenig konnte ſie dagegen thun, und welchen Grad erreichte ihre Verlegenheit, als ſie den folgenden Tag zur Aebtiſſin gefodert wurde, zu erklären, was ſie thun wolle!?

Die Aebtiſſin war im Amtskleide, umgeben von ſechs Nonnen. Erblaſſend erwartete Miranda ihr Urtheil. — Die Superiorin fragte:

„Wozu habt ihr Euch entſchloſſen?“

„Ich habe unſchuldigerweiſe mir Euer Mißfallen zugezogen, — antwortete Miranda; — und kann nun von Euch nicht gern mehr geſehen werden; daher bitte ich Euch, mich zu entlaſſen. Denn was die Vorſchläge des Marcheſe anbelangt, ſo erkläre ich, daß ich ſie nicht annehmen kann, ſo gut gemeint ſie auch ſeyn mögen.“

„Unſinnige! — rief die Aebtiſſin aus; — da ich weiß, daß Du in einem unſchicklichen Briefwechſel ſtehſt, ſo habe ich Deinen Koffer öffnen laſſen, wo dieſe Briefe und dieſes Halsband gefunden worden ſind. Dieſes, wie ich aus ſeinem Werthe ſchließe, haſt Du entwendet. Morgen ſoll Dein Vater Dich wieder von hier abholen, und wegen des Halsbandes werde ich Erkundigung einziehen.“

Sie erhielt Befehl auf ihre Zelle zurückzugehen, wo ſie im Gefühle ihrer Unſchuld, aber weinend ſich vor ihrem Kruzifixe niederwarf, und betend um Errettung flehte.

Als die Schweſter Magdalena ihr das Abendeſſen brachte, erfuhr ſie, in's Karmelitter Kloſter ſey geſchickt worden, aber die Koſtgängerin, welcher die Perlenſchnur gehört habe, ſey abweſend, und ihre Geſellſchafterinnen hätten ausgeſagt, von ihr gehört zu haben, ſie habe das Perlenhalsband verloren; und es wären nun die Aebtiſſin ſowohl als die Karmelitterinnen gegen ſie höchſt aufgebracht.

„Ich bin eben ſo unglücklich als unſchuldig!“ — ſeufzte Miranda.

„Ich beklage Sie herzlich!“ — rief Magdalena aus.

„Was ſoll aus mir werden?“

„Fliehen Sie.“

„Warum? Bin ich nicht unſchuldig?“

„Es ſey, und ich glaube es; aber es hilft Ihnen nichts. Alles iſt gegen Sie. Wer weiß, was Ihnen bevorſteht. O! Sie wiſſen noch nicht, wie ſchrecklich man in Klöſtern ſtraft. Fliehen Sie! — Die Pförtnerin iſt meine Freundin; ich befördere Ihre Flucht, und Sie ſind gerettet.“

„Nein! ich fliehe nicht. Der Himmel wird mich Unſchuldige ſchützen. Ich danke Ihnen für

Ihr freundſchaftliches Anerbieten, aber ich kann es nicht benutzen. Wollen Sie jedoch mir einen Freundſchaftsdienſt erweiſen, und mich retten, ſo beſtellen Sie mir einen Brief an meine Freundin Felicia, die ſich jezt bei ihrer Tante, der Gräfin Donati aufhält.“

Dies verſprach ihr Magdalena, und verließ ſie. — Miranda konnte nur wenig ſchlafen und ſtand mit Tagesanbruch von ihrem thränenfeuchten Lager auf. Sie hatte ſich eben angezogen, als ſie ein Papier unter der Thür hereinſchieben ſah.

„Wer iſt da?“ — fragte ſie.

„Deine Freundin Monika;“ — war die Antwort. — Lies, zerreiß das Papier, und lebe wohl!

Miranda ergriff, entfaltete das Blatt, und las:

„Traue nicht der Schweſter Magdalena. „Sie iſt eine Agentin des Kloſters, handelt „für die Aebtiſſin, und will zu Deinem Unglück Dich zur Flucht bereden. Fliehſt Du, „gehſt Du ohne Deines Vaters Einwilligung „aus dem Kloſter, ſo fällſt Du in die Hände „des Marcheſe. Fürchte weder die Drohungen der Aebtiſſin, noch einer der Nonnen;

„ſie können Dir nichts thun. Erwarte alles „ruhig.“

„Weinend fand Magdalena, als ſie ihr das Frühſtück brachte, die beklagenswürdige Miranda, bot ihr ſehr freundlich einen guten Morgen, und fragte:

„Haben Sie über meinen geſtrigen Vorſchlag nachgedacht?“

„Ich habe, und verlaſſe das Kloſter nicht.“

„Die Superiorin des Karmelitter Kloſters verlangt Sie gerichtlich angeklagt, und perſönlich beſtraft zu wiſſen.“

„Das kann ſie nicht fordern. Ich bin unſchuldig!“

„Dieſen Morgen war Ihre Freundin Joanna am Gitter. Ich habe ihr alles entdeckt und ihr verſprochen, Ihnen zur Flucht nach meinen beſten Kräften behülflich zu ſeyn. Vor dem Kloſter wird Sie jemand erwarten, Ihnen einen Zufluchtsort zeigen, der —“

„Ich fliehe nicht.“

„Nicht? — Wirklich nicht?“

„Gewiß nicht. — Nie werde ich den Ort verlaſſen, den mein Vater für mich gewählt hat. Ich bleibe hier.“

„Nun, ſo muß ich Sie Ihrem Schickſale

überlaſſen!“ — ſagte Magdalene, warf ihr einen verächtlichen Blick zu, und verließ die Zelle ſchnell.

Sie ſah, bis gegen Abend, keinen Menſchen. — Als es dunkel wurde, trat eine Nonne ohne Licht in ihre Zelle, und brachte ihr die Nachricht, ihr Vater wolle ſie am Gitter ſprechen. Zugleich gab ſie ihr die Verſicherung, daß die Aebtiſſin in ihre Flucht willige, und daß man ihr morgen ihre Wäſche und Kleider zuſchicken wolle.

Sich ihrer ſelbſt unbewußt, ohne zu wiſſen was ſie that, ging Miranda mit der Nonne, ließ ſich zur Pförtnerin führen, die, indem ſie die Pforte öffnete, ſie gleichſam mit Gewalt hinaus ſtieß.

Ganz nahe an der Kloſtermauer ſtanden zwei ſchwarze Figuren, die ſogleich herbei traten, ſie ergriffen, einen Mantel über ſie warfen, und ſie forttrugen. Miranda lag in Ohnmacht.

Als ſie wieder zu ſich kam, den Mantel lüftete und ſich in der Gewalt des Franceſko Rodello und ſeines Sohnes Paolo ſah, ſchrie ſie laut auf. Dieſe aber eilten mit ihr fort, bis ſie an einen breiten düſtern Eingang einer Höhle kamen. Hier ſtanden ſie ſtill und gaben ein Zeichen. Es blieb unbeantwortet.

Miranda fiel vor ihnen nieder, und bat um Mitleid und Gnade. Ohne ihr zu antworten, rief Franceſko aus:

„Bring ſie fort! Abdallah muß das Zeichen nicht vernommen haben.“

Paolo ſchleppte Miranden in die Höhle, und zog ſie weit hin mit ſich fort. — Bald darauf gab er wieder ein Zeichen, und ein fürchterliches Schreien, war die Antwort. Franceſko rief aus:

„Die verdammten Mohrenkehlen! — Ich will des Todes ſeyn, das iſt Marazan, mit ſeinen Leuten. Das ſind Deine Kunden Paolo! — Aber bei meinem Dolche, Marazan bekömmt ſie nicht; ich habe ſie dem Abdallah verſprochen; und wenn Du ſie nicht verbirgſt bis die Hunde vorüber ſind, ſo ſiehſt Du, beim heiligen Kreuz! nie das Licht der Sonne wieder.“

Schweigend ſchob Paolo Miranden in eine Seitenkluft, und eilte der Rotte entgegen, die Franceſko ſo ungelegen kam.

Auf einen Steinhaufen gar unſanft gebettet, lag Miranda bebend, als ſie durch einen Mauerriß die Bande mit Fackeln einherziehen ſah. Mohren waren es, und die verworfenſten aller denkbaren Phyſionomien. Mit gekreuzten untergeſchlagenen Beinen ſetzten ſie ſich bei einem Feuer nieder, und leerten lärmend lederne Flaſchen mit langen Zügen.

„Uns allen, und Dir beſonders zum Wohl, Marazan!“ — rief Paolo aus.

Marazan dankte, wendete ſich zu Franceſko, und ſagte:

„Höre Chriſt! Da Du nicht dabei ſeyn kannſt, wenn wir die Contrebande zur Brigantine bringen, ſo erwarte ich, daß Du Morgen das Mädchen bringſt, von der Du ſprachſt. Ich zahle, wie geſagt, 60 Zechinen.“

Er ſtieg hierauf auf, und ging mit Franceſko und Paolo gegen den Eingang der Höhle zu. Bald folgten ihnen die andern alle.

Miranda, über ihre mißliche Lage höchſt betroffen, beſchloß, ihren Aufenthalt zu verlaſſen, da ſie fürchtete, die Rotte möchte zurückkehren, und ſie mit ſich davon führen. Sie arbeitete ſich unter den Steinen hervor, und ging an der Wand hin, dem Hintergrunde der Höhle zu. Bald aber ſah ſie eine Fackel hinter ſich, und kroch in eine breite Seitenöffnung, wo ſie über einen Kaſten, wie es ſchien, ſtolperte, hinter welchem ſie ſich verbarg.

Die Fackel kam näher, und bei dem Scheine derſelben, ſah ſie zu ihrem höchſten Schrecken, daß ſie ſich zwiſchen zwei Särgen befand. Ein dritter Sarg ſtand, zerbrochen, nicht weit davon, mit Gebeinen angefüllt.

Marazan, der die Fackel trug, ſtand jetzt ſtill, heftete ſeine Blicke auf die Oeffnung, in welcher ſich die zitternde Unglückliche befand, ſchlug mit übernatürlicher Kraft mit ſeinem Säbel dreimal auf den felſichten Boden, unverſtändliche Worte murmelnd, die wie Zauberſprüche klangen. Nach einer kleinen Pauſe wiederholte er dieſe Worte mit ſtärkerer Stimme, und ſchlug mit dem Säbel den Boden, daß die Funken umherſtoben. Da bewegte ſich der Deckel des Sarges, der Miranden zur Rechten ſtand, hob ſich, und eine ſchwarzverſchleierte Geſtalt entſtieg demſelben, ging auf Marazan zu, ſtreckte den gelben, abgezehrten, nackten Arm aus, und zeigte dahin, wo Miranda lag.

Auf einmal ertönte ein ſchreckliches Geſchrei, helle Flammen fuhren aus der Erde auf, ein fürchterliches Getümmel erhob ſich, und Miranda ſank in Ohnmacht.

Als ſie wieder zu ſich kam, hörte ſie, wie es ſchien, bekannte Stimmen, und ihren Namen nennen; Eine derſelben rief:

„Miranda Foro! wo biſt Du? Es ſind Freunde, die Dich ſuchen. Sie kommen, Dich zu retten.“

Sie war zu erſchöpft, um antworten zu können, und ehe ſie ſich erholen konnte, erklangen die Stimmen nach dem Ausgange der Höhle zu. — Lange darauf kam Francesko, in der Linken eine brennende Fackel, in der Rechten einen blutigen Dolch, den er drohend ſchwang. Bei dieſem Anblick ſchrie Miranda laut auf.

„Ha! — rief er: — Biſt Du da? Alſo haben Sie nichts gefunden, Herr Ritter! —

Komm hervor, und laß ſehen, ob Du mir wieder entkommen kannſt, oder ob Paolo und ſeine Beſchützer es wagen werden, Dich mir zu entreiſſen.“

Er wiſchte den Dolch ab, ſteckte ihn in den Gürtel, ergriff die Zitternde, und ſchleppte ſie bis zum Ausgange der Höhle. Hier legte er ſie nieder, und ſtieß dreimal in ein lauttönendes Horn. Sogleich lieſſen ſich entfernte Stimmen hören und Fußtritte, die immer näher kamen. Im höchſten Grade der Entkräftung erwartete Miranda das Ende ihres Daſeyns. — Bald aber riß Francesko ſie wieder auf, ſchleppte ſie weiter, und ſetzte ihr die Spitze ſeines Dolches an die Kehle, indem er ihr gebot, zu ſchweigen. Ein helltönendes Pfeifchen erſcholl, und er rief ihr zu:

„Nun ſollſt Du ſehen, wie eine Seereiſe nach Tunis, zu meinem Freunde Abdallah Dir gefallen wird. Signor Fernando mag nun ſich um Dich unbekümmert laſſen; er wird Dich nicht wieder ſehen. Ich habe Eil, und muß bald wieder heim, alſo verdopple Deine Schritte, wir müſſen zu Schiffe, um Capri bald zu erreichen.“

„Ach! — jammerte Miranda; — Was habe ich Euch denn gethan, daß Ihr ſo grauſam gegen mich geſinnt ſeyd?“

„Wozu dieſe Frage? Ich beantworte ſie nicht.“

„Gerechter Gott! Seyd Ihr ein Chriſt? Seyd Ihr ein Menſch?“

„Beides, ganz gewiß.“

„Nimmermehr!“

„Nur fort, nur fort!“

„Hat denn mein Vater auch Antheil an dem, was mir geſchieht?“

„Niemand theilt mit mir des Marcheſe Güte, und die 200 Zechinen, die mir Abdallah zahlt. — Sieh, Du biſt etwas werth!“

„Unmenſch! wie wollt Ihr bei Gott verantworten, was Ihr mir thut?“

„Schweig!“

„O! es iſt ſchändlich und entſetzlich!“

„Ergieb Dich in Dein Schickſal. Du biſt in meiner Gewalt, und ich kann Dich zu Gelde machen.“

Kaum waren ſie am Ufer, als fünf häßliche Kerle erſchienen, ſie eilig in ein Fahrzeug brachten, das am abhängenden Ufer lag, und in die See ſtachen.

Zweiter Abſchnitt.

Bald war die Inſel Capri erreicht; ſie ſtiegen ans Land. Miranda wurde auf den Gipfel eines Vorgebirges gebracht, auf welchem ein altes, beinahe verfallenes Haus ſtand, in welches ſie gingen. Ein altes, von hohen Jahren tief gebeugtes Weib, ſas in dem einzigen Loche, welches in dieſer Wohnung der Eulen und Raben für ein Zimmer galt. Der eine redete ſie an:

„Hier iſt ein Mädchen, Deiner Verwahrung bis zu Sonnenuntergange übergeben.*) Jerome ſoll hier bei Dir bleiben, damit Du ſie nicht wieder verkaufſt, wie neulich die Sizilianerin.“

„Daß euch die Peſt treffe, ihr Elenden! — kreiſchte die Alte. — Ihr werdet dem Galgen nicht entgehen. Wartet nur, bis die Reihe an euch kömmt. — Wo bringt ihr denn das Mädchen her?“

„Daß Du es weißt; aus den Katakomben bei Neapel.“

Sie gingen; Jerome blieb zurück. Ihrer nicht mehr mächtig, ſank Miranda auf ein Lager von dürren Blättern, ſeufzend und weinend nieder und fiel in einen erquickenden Schlaf.

Gegen Mittag erwachte ſie, und nahm etwas Brod und Obſt zu ſich. Jerome wachte mit ihr zugleich auf, bot ihr Wein an, und ſchlief wieder ein. — Miránda verſuchte es die Alte zu bewegen, ihr zur Flucht behülflich zu ſeyn, dieſe aber machte ſie darauf aufmerkſam, daß der Wächter ſich vor den Ausgang an die Thür gelagert habe, und daß es, ohne Aufopferung eines guten Preiſes, nicht der Mühe werth ſey, ſich der Rache des böſen Rodello auszuſetzen. Dieſen Wink verſtand Miranda nicht, und weinte bitterlich.

Nach und nach kam ſie aber doch mit der Alten in's Geſpräch, und nannte auch ihren Namen. Die Alte verſicherte, ſie kenne den Obſthändler Girolamo Fero gar wohl, es ſähe ihm gar nicht ungleich, und ſey ihm wohl anzumuthen, daß er ſelbſt Antheil an ihrem Unglück habe. Miranda fuhr fort von der Härte ihres Vaters zu ſprechen, und klagend ihr Schickſal zu bejammern. Da hub die Alte endlich an:

„Wie iſt's denn aber, mein Kindchen! haſt

Du weder Geld noch Geldes werth bei Dir? Das könnte vielleicht mehr thun, als all' das Klagen. — Der Purſch dort, wär' vielleicht zu gewinnen."

„Ach! — ſeufzte Miranda; — Ich kann ihm gar nichts geben."

„Das iſt ſchlimm! — Es giebt durchaus kein anderes Mittel ſein hartes, unempfindliches Herz zu rühren. Er iſt ſo rauh wie der Felſen, auf dem wir wohnen. Nur Gold könnte ihn vielleicht rühren, gefälliger zu werden."

Jerome wachte eben auf, und that einen Gang in's Freie. Die Alte fuhr fort:

„Ich möchte Dir gar zu gerne helfen, Kindchen! und Deine Flucht begünſtigen, und ſollte es auch nur ſeyn, dem tückiſchen Rodello einen empfindlichen Streich zu ſpielen, den ich von ganzem Herzen haſſe. — Ich bin gezwungen, die Hälfte des Jahres hier zu ſitzen, blos zum Beſten dieſer verwünſchten Böſewichter, und mich in Höhlen zu verkriechen, wenn die Neugier etwa Fremde hieher führt, um eine ſchöne Ausſicht zu genießen. — O! es ſind ſchändliche Menſchen, denen ich meine Zeit und meine Empfindungen verkaufen muß. — Vor achtzehn Monaten ermordete Rodello auf eben dem Lager, auf welchem Du jetzt ruhſt, einen alten armen Einſiedler, der hier übernachtete, aus Furcht, er möchte das unehrliche Weſen, welches er treibt, dem Vicekönige verrathen.“

So eben trat Jerome wieder ein, mit der Nachricht, Rodello ſey ſo eben in einem Schiffe angekommen, und werde bald bei ihnen ſeyn. Das geſchah auch. Schweigend trat er ein, ergriff dies bebende arme Mädchen, und führte ſie den Felſen hinab, indem er der Alten, die er Servilla nannte, befahl, ihm zu folgen.

Sie beſtiegen ſein Fahrzeug, eine ſchnellſegelnde Felukke, und ſtachen in die See.

Gegen Abend landeten ſie an einer kleinen, wüſten Inſel, wo ſie in einer Fiſcherhütte aufgenommen wurden. Rodello ließ Wein auftragen, und befahl zu trinken. — Von fern her, über's Meer, ertönte zum Ruderſchlage einer Galeere ein gellendes Geſchrei. Rodello ſprang auf, und jauchzte:

„Ha! das iſt Abdallah!“

Miranda fuhr heftig zuſammen, und Abdallah trat ein, ein langer, düſterer Mann, in türkiſcher Tracht, bewaffnet mit Säbel, Dolch und Piſtolen. Ziemlich verächtlich blickte er Rodello an, und fragte:

„Biſt du ſchon lange hier?“

„Nicht längſt erſt angekommen, — erwiederte Rodello; — vortrefflicher Herr!“

Ein ſpaniſcher Renegat und ein Neger traten ein, mit flammenden Teufelsblicken. Es wurde von ihnen Geld ausgezahlt, das Rodello einſtrich, und ihm Miranden und die Alte übergab, indem er ſagte:

„Nun, Jungfer Miranda Foro, erfahre ſie, daß ſie nicht für einen Mann, wie Don Fernando di Logano, geboren war, und laſſe ſie ſich ſagen, wenn ein Wunder ſie wieder etwa nach Neapel zurück führen ſollte, daß die Rache des Marcheſe del Ponto von neuem entflammen wird, ſie für die ſeiner Tochter erzeigten Beleidigungen, vielleicht noch härter als jetzt, zu ſtrafen.“

Abdallah hob die Hand, mit einem: „Genug!“ und befahl, die Weiber in ſein Schiff zu bringen.

Sie wurden in die Kajüte geführt, und der Renegat unterließ nicht, wiewohl ziemlich ſpöttiſch, ihnen Troſt zuzuſprechen.

Bald ſtachen ſie in die See. Der Wind aber tobte heftig. Sie konnten nicht von der Küſte, und mußten endlich, nach einem langen Kampfe mit demſelben, in einer kleinen Bay, an der weſtlichen Seite von Capri einlaufen.

Hier ſtiegen ſie an's Land, und kamen bei Mondenſcheine, in einer kleinen Entfernung vom Ufer, in einer Höhle an, in welche gemächliche, natürliche Felſenſtufen hinab führten.

Kaum hatten ſie Feuer angemacht und fingen an ihre naſſen Kleider zu trocknen, als Abdallah und der Spanier auf einmal aufſprangen und ſchnell die Höhle verlieſſen, indem der letztere ausrief: „Ein Signal vom Schiffe!“

Bald kehrte der Renegat wieder zurück, trat mit geſpannter Piſtole vor die Frauen, und ſagte:

„Wenn ihr ein Wort ſprecht, ſeyd ihr des Todes!“

Gleich darauf hörte man Tritte der Höhle näher kommen, und eine Stimme rief:

„Sind Sie hier, Miranda Foro?“

„Folgt mir!“ — rief eine andere Stimme.

Der Spanier hielt ihr das Piſtol an den Kopf, und Miranda ſank ſinnlos zu ſeinen Füßen nieder.

Eine Schaar Bewaffneter drang ein. Es kam zum Gefecht. Der Spanier, dem das Piſtol, welches er abdrücken wollte, verſagte, ſuchte ſich durchzuſchlagen, und entkam. Der Neger wurde, hart verwundet, gefangen genommen.

Miranda, als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſich in einem Saale, und ein junger, feiner Mann ſtand neben ihr. Seine Blicke verriethen die Beſorgniß für ihre Sicherheit. Er redete ſie an:

„Kommen Sie zu ſich, ſchönes Kind! Sie haben nichts mehr zu fürchten.“

So eben trat Marko ein, und Miranda ſchrie:

„Retten Sie mich!“

„Beſorgen Sie nichts.“

„Wie? und hier ſteht Marko?“

„Sie haben ihm Ihre Befreiung zu verdanken.“

„Ihm? — Und wer ſind Sie?“

„Ich bin Marko's Freund, ein Verwandter des Marcheſe del Ponto.“

Als Miranda dieſen Namen nennen hörte, fuhr ſie heftig zuſammen, ſank nieder, ſchien irre zu reden, und ſank endlich in einen erquickenden Schlummer.

Bei'm Erwachen ſah ſie ſich in einem reinlichen Zimmer, auf einem Sofa, Servilien an ihrer Seite. Sie ſtand auf, ſah durch ein Fenſtergitter, und glaubte in Tunis zu ſeyn.

„Wo bin ich? — ſagte ſie; — Ich ſehe

den jungen Mann im Garten, Neapolitaniſch gekleidet. Bin ich nicht in Tunis?“

Der junge Mann trat ins Zimmer, freute ſich, daß ihr Fieber ſie verlaſſen habe, und ſie wieder bei ſich zu ſehen. Sie wiederholte die Frage:

„Wo bin ich?“

„Auf der Inſel Capri; — war die Antwort; — im Hauſe einer würdigen Frau.“

„Nicht in Tunis? — Und wo iſt Abdallah?“

„Er fiel im Kampfe.“

„Und Franceſko Rodello?“

„Er wird Urſach haben, ſein Bubenſtück zu bereuen.“

„Aber der Marcheſe?“

„Auch dieſen haben Sie nicht mehr zu fürchten.“

„Und Sie?“

„Ich bin Ihr Freund Vicentino Bonati. Unter einem andern Namen, verlange ich nicht Ihnen bekannt zu ſeyn. Ihnen zu beweiſen, wie ſehr ich Ihr Freund bin, werde ich auf der Inſel Sicilien Ihnen einen [illegible]ern Aufenthalt zu verſchaffen ſuchen, denn in Neapel ſind Sie, vor der Hand wenigſtens, nicht ſicher. Die Urſelinerinnen haben, um ſich ſicher zu ſtellen, verbreitet, Sie wären von ſelbſt aus dem Kloſter heimlich entwichen. Ihr Vater glaubt es; und wollte er auch nicht, er ſteht unter der Gewalt des rachſüchtigen Marcheſe, Ihres Todfeindes.“

Miranda dankte ihrem Befreier, und dieſer führte ihr eine Geſellſchafterin zu, Thereſe genannt, der er die größte Sorgfalt gegen die Gerettete befahl. Sie nahm einige Erfriſchungen zu ſich, und begab ſich wieder, noch immer ſehr ermattet, zur Ruhe.

Gegen Abend, als ſie erwachte, brachte man ihr Kleider eines Landmädchens, die ſie anzog, und Vicentino kam gleichfalls als Bauer gekleidet, herbei. „Wir müſſen, ſagte er, Capri verlaſſen;“ und führte ſie durch den Garten, an die Küſte. Männer in Bauernkleidern erwarteten ſie, ſie beſtiegen eine Speronara *) und gingen in die See.

Nach einer günſtigen Fahrt von anderthalb Tagen, landeten ſie bei Palermo. Sie ſtiegen aus, und lagerten ſich im Schatten hoher Olivenbäume, während Vicentino ſeinen Diener in die Stadt ſchickte eine Sänfte zu holen. — Flehend bat Miranda ihren Befreier, ihr Nachrichten von

---

*) Ein kleines See-Fahrzeug.

ihrer Befreiung mitzutheilen, und erfuhr mit Entzücken, daß ſie dieſelbe der Sorgfalt ihrer Freundin Felicia, der Thätigkeit der Joanna Troppana, und Marko's Beiſtande zu danken habe.

Eine von Maulthieren getragene Sänfte kam an. Miranda ſtieg in dieſelbe, und wurde in eine kleine Wohnung an der Anhöhe, Monte reale genannt, gebracht.

Eine Frau, von rechtlichem Anſehen, Helene genannt, bewillkommnete ſie freundlich. Vicentino bat Miranden, ſich derſelben ganz anzuvertrauen, ihrem Rathe zu folgen, und aufmerkſam zu ſeyn auf das, was ſie ihr ſagen werde, indem er von ihr Abſchied nahm. Nicht ganz ohne Verlegenheit, und ohne eigentlich recht zu wiſſen, was ſie ſagen ſollte, fragte Miranda:

„Sie gehen?“

„Nach Meſſina, — erwiederte er; — In drei Tagen werde ich aber wieder hier ſeyn. Ich laſſe Ihnen meinen Diener hier; Er iſt der Ihrige. Ihre Sicherheit hängt davon ab, daß Sie nicht entdeckt werden; denn der Marcheſe hat Spione allenthalben, in Palermo und in Meſſina. — Ich hoffe, Sie heiter, geſund, und zufrieden, ſo gut es ſeyn kann, wieder zu ſehen.“

„Reiſen Sie glücklich, und kommen Sie eben ſo glücklich wieder zurück!“

Helene bemächtigte ſich durch ihr gefälliges Benehmen bald des Zutrauens des armen, verfolgten Mädchens, welches nach einem Hin- und Herſchleppen von ſo ſonderbarer Art, nach ſo viel Angſt und Schrecken, jetzt im Himmel zu ſeyn wähnte. Ihre Unterhaltungen wurden ſo herzlich, daß Miranda ihrer neuen Freundin ihr ganzes Herz aufſchloß, ihr alles offenherzig erzählte, was ihr begegnet war, und mit der Verſicherung endete, daß ſie ſich glücklich ſchätzen würde, wenn ſie bei ihr bleiben könnte. Nur wünſchte ſie noch einmal ihre Mutter zu umarmen, ihre Schweſter zu ſehen, und erfahren zu können, ob ihres Vaters Zorn ſich immer noch nicht gelegt habe.

Gegenſeitig erfuhr ſie von Helenen, daß ſie Kammerfrau bei einer ſehr würdigen Dame geweſen ſey, die vor ihrer Verheirathung Claudia Farneſe geheiſſen habe, und bei einer Reiſe zur See, in die Hände eines Tripolitaniſchen Corſaren gerathen ſey.

„Sie hatte — fuhr ſie fort; — damals einen kleinen, liebenswürdigen Knaben, den ſie glücklicherweiſe bei ſeiner Großmutter zu Meſſina, und mich bei ihm, zur Wartung gelaſſen hatte. Damals war ihr Gemahl in Spanien. Als er ihr Unglück erfuhr, beſtieg er ein Schiff, ſeine Gemahlin zu befreien. Er iſt aber nie wieder geſehen worden, und iſt entweder in gleiches Unglück gerathen, oder auf dem Meere verunglückt. Seine Familie beweint ihn, nach allen vergeblichen Nachforſchungen, als todt. Mir, wurde ein Gehalt ausgeſetzt, und ich heirathete den Sekretair des Marcheſe del Ponto. Mein Mann ſtarb zwei Jahr nach unſerer Verbindung, und meiner, und meines Knabens, nahm ſich Don Franceſko di Logano großmüthig an. Ich habe mich in mein kleines Eigenthum zurückgezogen, meine Tage hier in Ruhe und ſtiller Einſamkeit zu beſchließen.“

„Ich hoffe, — ſagte Miranda; — Don Franceſko wird nicht hieher kommen?“

„Er iſt hier geweſen. Aber, da Sie ſeinetwegen ſo viel Unglück erduldet haben, werde ich es zu vermitteln ſuchen, daß ſie ihn nicht wieder ſehen.“

Sie ſprachen noch, als ganz unerwartet Vicentino in's Zimmer trat.

„Ich bin, — ſagte er; — ſo ſchnell wie möglich zurückgekommen, Ihnen, gute Miranda! eine

Menge Nachrichten mitzutheilen, die ich eingezogen habe.“

„O reden Sie! Laſſen Sie hören!“

„Der Marcheſe will nichts von Rodello's Bübereien wiſſen. Ihn zu beſtrafen, läßt er ihn aufſuchen, aber er iſt aus Neapel entflohen, da ſeine Verbindung mit den Tuneſern bekannt wurde, und nirgends aufzufinden. Marko und Papillo ſtreifen umher ihn zu ſuchen.“

„Und mein Vater? —“

„Er iſt äuſſerſt bemüht zu erfahren, wo Sie ſind! Er hat verſprochen, Sie dem zur Gattin zu geben, der ſo glücklich iſt Sie zu finden und nach Neapel zurückzubringen. Ihre Mutter leidet ſehr, und Joanna glaubt ſteif und feſt, Ihr Vater laſſe Sie nur aufſuchen, um Sie irgendwo einmauern laſſen zu können. Dieſen Wink hat ſie von Ihrer Mutter erhalten. Mir, iſt es nicht umſonſt geſagt worden. Verlaſſen Sie ſich auf mich. Ihr Glück und Ihre Sicherheit liegen mir ſo nahe am Herzen, als mein eigenes Wohl.“

Eben näherte ein junger Mann ſich dem Hauſe, als Vicentino ſchnell das Zimmer verließ, und ihm entgegen ging. Sie hörten, daß der Fremde darauf beſtand, die ſchöne Miranda zu ſehen. Beide geriethen in einen heftigen Wortwechſel, und verſchwanden plötzlich.

Um Mitternacht war Vicentino noch nicht zurück, und kam auch den folgenden Tag nicht. Die Frauen waren in großer Verlegenheit.

Endlich, gegen Abend, kam Roberto, Vicentino's Diener, und brachte die Nachricht: ſein Herr wage es nicht zu kommen, weil er befürchte, beobachtet zu werden. Er ließ ſie erſuchen, ſich nach Termicie, an die Küſte zu begeben, wo er ſie in einen ſichern Aufenthalt bringen werde.

„Es iſt ihm doch nichts Unangenehmes begegnet?“ — fragte Miranda.

„Er hat ſich — fuhr Roberto fort; — mit ſeinem Freunde geſchlagen.“

„Geſchlagen? Und iſt verwundet?“

„Nur leicht; deſto ſchwerer aber ſein Gegner.“

„Ewiger Himmel!“

„Er befürchtet, ſein Gegner möchte die Urſache des Zwiſtes anderen entdecken, und läßt Sie alſo erſuchen, dieſe Wohnung auf einige Zeit zu verlaſſen.“

Dies geſchah. — Den Wagen, in welchem ſie ſich befanden, begleitete Roberto zu Pferde.

Bei Tagesanbruch, da ſie nur noch zwei Meilen zurück zu legen hatten, kamen ſie in ein kleines Gehölz, an welchem nahe eine zierliche Villa ſtand, die einem Freunde Vincentino's gehörte, der eben abweſend war, und eine Tante Roberto's in derſelben als Bewohnerin zurückgelaſſen hatte. Hier wollten ſie einige Erfriſchungen einnehmen.

Vergebens klopften ſie allenthalben lange an; kein Menſch kam zum Vorſchein. Roberto, dort bekannt, ging auf das Wirthſchaftsgebäude zu, durch dieſes in die Villa zu kommen, ging hinein, und kam nach einiger Zeit, leichenblaß an den Wagen zurück, indem er ausrief:

„Alles iſt öde und leer! Die Villa iſt ausgeplündert worden.“

Sie eilten in die Villa, fanden erbrochene Kiſten und Schränke, verſtreute Sachen, kurz, den ganzen Greuel einer Plünderung, den ſchrecklichſten, den man in der Welt wohl ſehen kann! — Kein Menſch war zu ſehen.

Sie kamen zur Thüre eines Kabinetts. Roberto öffnete die Thür, und fuhr erſchrocken zurück. Bebend drängten die Frauen ſich ſprachlos aneinander an, und wagten es nicht, den Fuß zu bewegen.

Eine düſtre, ſchreckliche männliche Figur trat aus dem Kabinette, und ſah ſie mit drohenden Blicken an. Seine Kleider waren mit Blut beſprützt, und in der Hand hielt er einen blutigen Dolch. Er ſah Miranden mit fürchterlichen Blicken an, und ging auf ſie zu. Sie konnte ſich nicht bewegen. Er hob die Hand, drohend mit dem Dolche, als wollte er nach ihr ſtoßen, — zauderte, — ließ den Stahl aus der Hand fallen, und entfloh ſchnell. Am Fenſter ſtrich er raſch vorbei, und ging nach dem Seeufer zu.

Nach langem, ängſtlichen Lauſchen, wagte es Roberto, in das Kabinett zu gehen, und trat kaum hinein, als er ſchrie:

„Gerechter Gott! Meine Tante iſt ermordet.“

Miranda und Helene, laut aufſchreiend, um eigene Gefahr unbekümmert, eilten in's Kabinett, und ſahen die Unglückliche blutend am Boden liegen, die jedoch noch lebte.

„Der Elende hat ſeinen Zweck nicht erreicht! — rief ſie aus. — Wo aber iſt Stoffano?“

Dieſes war, wie ſie ſpäter erfuhren, der

Gärtner, den ſie nachher in ſeiner Stube gebunden fanden.

Da es in der Villa lebhaft wurde, kamen auch zwei Mägde herbei, die in Winkel ſich verkrochen hatten, und die Tante Bonetta wurde, verbunden, ſo gut es gehen wollte, zu Bette gebracht.

Räuber hatten in der Nacht die Villa überfallen, und ausgeplündert, hatten aber, was ſie vielleicht hauptſächlich geſucht hatten, eine Schatulle mit Edelſteinen und Gelde doch nicht gefunden.

Es war indeſſen aus dem nächſten Orte ein Wundarzt geholt worden, der die Wunden der Tante Bonetta unterſuchte, verband, und nicht tödtlich fand. Er übernahm es, den Vorfall dem Criminal-Richter anzuzeigen, und die Gerichtsperſonen in die Villa zu führen.

Um Miranden keiner Entdeckung preis zu geben, machte man aus, ſie vor die Tochter der Verwundeten auszugeben, und dafür galt ſie auch, als die Juſtiz zur Unterſuchung erſchien.

Kaum war das Verhör geendiget, und die Gerichtsperſonen hatten die Villa verlaſſen, als Vicentino erſchien. Beunruhiget von den Erzählungen der Landleute über den Vorgang, war er herbeigeeilt, obgleich ſeine Wunden ihm hätten gebieten ſollen, ſich zu ſchonen. Er gab ihnen die tröſtliche Nachricht, ſein Gegner habe ihm großmüthig verſprochen, Mirandens Aufenthalt geheim zu halten, und meinte, die Frauen könnten ohne Gefahr, wieder in Helenens Wohnung zurückkehren. Er dankte Helenen für die Freundſchaft, welche ſie Miranden beweiſe, und bat ſie, ihr und ihm dieſelbe zu erhalten.

„Signor! — erwiederte Helene; — Ich verlange weder Dank noch Belohnung für das, was ich gethan habe. Ihre Zufriedenheit iſt auch die meinige. Wenn ich aber meine Meinung frei ſagen ſoll, ſo bin ich überzeugt, dieſes gute Kind würde nirgends ſicherer ſeyn, als in einem Kloſter. Ich bin bekannt bei den Clariſſerinnen, deren Kloſter nicht weit von meiner Wohnung liegt. Es ſind gute Mädchen, dieſe Nonnen, und die Aebtiſſin iſt eine ehrwürdige, fromme und rechtſchaffene Frau.

„Meinen Sie?“ — fragte Vicentino verlegen, indem er Miranden gerührt anblickte.

„Ich glaube, daß es meine Freundin gut und redlich meint; — verſetzte dieſe.

Es entſtand eine kleine Pauſe, welche Vicentino mit der Frage unterbrach:

„Sie wiſſen ſich doch des Don Franceſko di Logano ganz genau zu erinnern?“

„Wahrhaftig nicht; — erwiederte Miranda. — Ich war damals in zu großer Angſt als ich ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zog, als daß ich hätte genau auf ſeine Perſon merken können. Aber meine Dankbarkeit für ſein großmüthiges Mitleid, wird nie verlöſchen.“

„Wenn er nun hieher kommen ſollte, auch jetzt ſeinen Antheil, den er an Ihrem Schickſal nimmt, Ihnen zu bezeigen, wie würden Sie ihn empfangen?“

„Helenens Klugheit würde mein Benehmen leiten.“

„Darauf, — lächelte Helene; — darf Miranda nicht ſo ganz rechnen; ich bin ein Weib, wie ſie. Wir alle —“

„Sie würden —“

„Ich bin durchaus überzeugt, Miranda würde nirgends ſicherer und beſſer aufgehoben ſeyn, als bei den Clariſſerinnen. Don Franceſko kann nur ſeine wahre Achtung gegen Miranden wirklich und unzweifelhaft beurkunden, wenn er aufhört, ſie zu verfolgen. Vielleicht würde ſie dann ihr Vater mit den Geſinnungen und Gefühlen eines Vaters wieder aufnehmen.“

„O wollte der Himmel! Sie wären meine Mutter;“ — ſeufzte Miranda.

„Deine zärtliche Freundin auf immer, liebes Kind!“

Vicentino brach ab, und gab dem Geſpräche eine andere Wendung. Er verſicherte, er werde nach Termini gehen, um zu hören, was man dort ſpreche.

Als es Abend wurde, wurde Bonetta der Räuber wegen ſehr unruhig. Vicentino bewaffnete Roberto, Stoffano, und noch einige Landleute, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Es blieb aber alles ruhig.

Miranda fing, als ſie mit Helenen ſich allein ſah, an, von dem zu ſprechen, was ihr ſo nahe lag. Helene blieb bei ihrer Meinung, und ſetzte hinzu:

„Ich könnte nicht einwilligen meines geliebten Kindes Intereſſe zu befördern, indem ich einen Unvorſichtigen und Unſchuldigen hinterginge.“

Ueber dieſe Worte bat ſich Miranda Erklärung aus. Helene antwortete freundlich:

„Signor Vicentino wird Ihnen die Erklärung geben, und will er nicht, ſo ſollen Sie dieſelbe von mir erhalten. Es ſoll Ihnen nichts geſchehen; denn ich möchte die Vorwürfe eines böſen Gewiſſens nicht für die Schätze einer Welt, geſchweige denn für all' den Reichthum des Signor Franceſko, ertragen."

„Ich bin unruhig —"

„Haben Sie keine Sorge!"

„O! ſagen Sie mir doch, leitet Franceſko die Handlungen ihres Freundes Vicentino, oder hat meine Freundin Felicia mich durch ihn befreien laſſen?"

„Was Sie von dieſen beiden Männern auch denken mögen, ſo erinnern Sie ſich immer an den Verweiß der Carmelitter Nonne."

Roberto trat ein, und grüßte in ſeines Herrn Namen die Frauen mit einem guten Morgen, und als Helene zu Bonetten ging, begab ſich Miranda in den Garten, wo Vicentino ſich befand.

Dieſer eilte ihr entgegen, und fragte, nicht ohne Verlegenheit: „Was Helene ihr geſagt, und ob ſie ſeine guten und rechtſchaffenen Abſichten etwa bezweifelt habe?"

„Sie hat meine Fragen unbeantwortet gelaſſen;" — antwortete Miranda.

„Welche Fragen?“ — fuhr Vicentino fort. „Wie könnte ich Ihnen dieſe Frage beantworten?“

„Sie verzeihen!“

„Der Morgen iſt ſo ſchön!“

„Ein ſchöner Morgen!“

Das Geſpräch brach von ſelbſt ab, und ſollte eben wieder angeknüpft werden, als Helene kam, und Miranden mit zu Bonetten nahm. Sie fragte: Ob Vicentino ihr etwas Beſonderes mitgetheilt habe? Miranda verneinte es, aber Helene ſchüttelte den Kopf, und ſagte:

„Haben Sie Acht auf ſich ſelbſt. Ich fürchte, Sie haben den Verweiß der Carmelitterin vergeſſen, während Sie mit Vicentino ſprachen.“

„So iſt es! — ſeufzte Miranda; — aber in Zukunft will ich beſſer an mich denken.“

Roberto kam mit der Nachricht, man wolle im Wäldchen einige Kerle von verdächtigem Anſehen bemerkt haben. Vicentino bewaffnete ſeine Leute, ein Streifzug wurde unternommen, aber nichts Verdächtiges angetroffen. Tag und Nacht vergingen, ohne daß etwas Bedeutendes vorfiel.

Vicentino ließ Bücher herbeitragen; etwas, wie er ſagte, zu Mirandens Unterhaltung beizutragen. Helene wechſelte einige bedeutende Worte mit ihm, die er verſtand, und deren Gewicht er fühlte. Nicht ohne Erröthen, doch ganz gelaſſen, antwortete er:

„Ich habe nicht verdient, das anhören zu müſſen, was mir ſo eben geſagt wird. Meine Handlungen ſollen mich rechtfertigen.“

In dieſem Augenblick entſtand Feuerlärm. Das Wirthſchaftsgebäude ſtand in Flammen. Alle eilten zur Rettung dahin.

Als Miranda durch den Garten nach der Fontana zu ſprang, um Waſſer zu holen, ſah ſie ſich plötzlich von drei Verlarvten umringt, die ſie ergriffen, ihr die Hände feſſelten, ein Tuch vor die Augen banden, und ſie niederzuſtoßen drohten, wenn ſie einen Laut von ſich geben würde.

Behende davon getragen, hörte ſie bald das Rauſchen der Wellen, die ihr den Ort zurauſchten, wo ſie war. Sie wurde in eine Felucke gebracht, wo ihr das Tuch von den Augen genommen wurde; ſie ſah ſich auf dem Meere.

Ein Mann, wie es ſchien, der Befehlshaber der Mannſchaft des Fahrzeugs, die um ihn herum ſtand, gebot ihr, aufrichtig alle Fragen zu beantworten, die er ihr vorlegen werde. Eine feierliche Stille herrſchte in dem Zirkel, der ihn umgab.

„Wer biſt Du?“

„Miranda iſt mein Name.“

„Wer iſt Dein Vater?“

„Girolamo Foro, der Obſthändler, in Neapel allbekannt.“

„Warum haſt Du den Aufenthalt verlaſſen, den er für Dich wählte?“

„Verrätherei lieferte mich in Rodello's Gewalt.“

„Daß ihn die Peſt treffe, dieſen Böſewicht!“

„Wer befrei'te Dich aus ſeiner Gewalt?“

„Vicentino Bonati.“

„Wodurch haſt Du Dir den Unwillen Deines Vaters und des Marcheſe del Ponto zugezogen?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe, mit meinem Wiſſen und Willen, keinen beleidiget.“

„Das läßt ſich nicht glauben.“

„Es iſt die reine Wahrheit.“

Haſtig rief einer der Schiffsleute aus: „Ein Segel!“ — Sogleich griffen alle zu den Waffen. Miranda wurde in die Kajüte gebracht. — Die Galeere kam näher; die Kanonen donnerten; das Gefecht begann. Es waren Algirer, mit denen man es zu thun hatte. Man wehrte ſich tapfer. Das Segelwerk des Algirers war zerſchoſſen, er verließ die gehoffte Beute, und ſegelte ohne dieſelbe davon.

Von Angſt und Furcht ermattet, ſank Miranda in einen tiefen Schlaf, aus welchem ſie erſt erwachte, als ſie aus dem Schiffe an's Land getragen wurde. Der Befehlshaber befahl, ſie in die nahe gelegene Hütte zu bringen, und ſie Serviliens Verwahrung zu übergeben. Ein Schiffer führte ſie auf die Hütte zu. Sie bat ihn, ſie entfliehen zu laſſen.

„Dich entfliehen, und mir von Girolamo den Dolch in die Bruſt bohren zu laſſen? — antwortete dieſer. — Nein! das geſchieht nicht.“

„Iſt mein Vater hier?“

„Er iſt hinter uns, ſo verwundet er auch iſt.“

„Wie? Er war im Schiffe?“

„Du haſt ihn alſo nicht erkannt?“

„Ich habe ihn nicht geſehen.“

Sie ſchwieg, hob die Augen gen Himmel, und faltete betend die Hände.

In der Hütte ſaß Servilia, und rief ihr entgegen:

„Sobald Dich wieder zu ſehen, hätte ich nicht geglaubt. Aber freilich, Girolamo iſt ein kühner, unternehmender Mann, und einem ſolchen gelingt leicht alles.“

„Ach Gott! was wird mir geſchehen!“

„Nur ruhig! Was ich erfahre, ſollſt Du auch wiſſen.“

Miranda wurde in ein Kämmerchen gebracht, wo ſie ſich ſtillen Betrachtungen über ihr Schickſal überließ, und ſich dem Schutze des Himmels empfahl. Durch's Gebet geſtärkt, trat ſie an das kleine Fenſter und blickte der ſcheidenden Sonne nach.

Servilia öffnete die Thür, und lud ſie zu einem kleinen Abendeſſen ein.

„Wir werden, — ſagte ſie; — ungeſtört ſeyn, denn Dein Vater und ſeine Gefährten ſind fort.“

„Fort? — Wohin?“

„Das kann ich Dir nicht ſagen. — Das aber habe ich erfahren, daß der Böſewicht Rodello, der uns an die häßlichen Mohren verkaufte, ſich in die Barbarei geflüchtet hat, dem Strange zu entfliehen, den er längſt verdient hat.“

Als ſie am Tiſche ſaßen, fuhr Servilia fort:

„Sage mir doch, wie Dir's gegangen iſt, ſeit wir uns nicht geſehen haben? — Ich war ſeitdem in Neapel, wo mich Dein Vater aufſuchte und beredete, mit ihm auf Nachforſchungen nach Dir auszugehen. Deine Schweſter Bellina liebt den Marko Nodello, der jetzt ſeines Vaters Laden hat, dieſer aber hat ſich in Dich verliebt, und fluchet mächtig auf den jungen Herrn, der Dich entführte.“

„Ich bin zum Unglück geboren! — rief Miranda aus. — Wann werden meine Leiden ſich enden!“

„Das wird auch kommen; nur ruhig!“

„Wo ſind wir?“

„Auf der Inſel Sicilien, wo Du aber nicht lange bleiben wirſt, Kindchen! Doch wird man Dich weder nach Neapel, noch in ein Kloſter bringen. Der Marcheſe ſtellt Dir nach, und Dein Vater weiß nicht mehr, was er mit Dir thun ſoll.“

Traurig ſah Miranda vor ſich hin, und konnte nichts genießen. Von einem heftigen Fieber überfallen, wurde ſie auf ein ſchlechtes Lager gebracht. Das Fieber wurde ſtärker, ſie fing an irre zu reden, und hatte ſchreckliche Träume. So brachte ſie einige Tage zu, bis ſie ſich wieder ein wenig erholte, und das Lager verlaſſen konnte.

Eines Morgens, als ſie nachdenkend am Eingange der Hütte ſaß, brachte Roſette, ein kleines Mädchen, das man ihr als Wärterin zugegeben hatte, ihr ein Buch. Es war das, welches Helene ſtets, zum Andenken ihrer Gebieterin bei ſich trug. Das Mädchen ſagte:

„Ich habe das Buch dort weggenommen, wohin es Servilia gelegt hatte. Das iſt, glaube ich, nichts Böſes, denn ſie hat es Ihnen auch aus der Taſche genommen, als Sie ſo krank waren, um es Ihrem Vater zu zeigen, der dreimal hier war. Mein Gott! welche Verwünſchungen ſtieß der aus, als er es aufſchlug und das geleſen hatte, was da vorn hineingeſchrieben iſt.“

Servilia kam. Das Geſpräch konnte nicht fortgeſetzt werden.

Nach und nach kam Miranda wieder zu ihrer Geſundheit, aber keine heitere Stimmung erhob ihre Seele. Sie umging das Haus, ſuchte Blumen, band Kränze, koſete mit Roſetten, und verlebte mehr als einen Monat in dieſer Einförmigkeit.

Einſt war ſie, Blumen zu ſammlen, bis zu dem benachbarten Hügel gegangen. Als ſie zurückkam und ſich auf die Raſenbank, vor der Hütte niederſetzte, die Blumen zu ordnen, hörte ſie ſtark in derſelben ſprechen. Sie lauſchte, und erkannte ihres Vaters Stimme. „Ich will mit ihm ſprechen, ich will mich zu ſeinen Füßen werfen,“ rief ſie aus, und eilte in die Stube. Aber in dem Augenblicke, wo ihre Augen den ſeinigen begegneten, trat ſie mit Schrecken und Entſetzen zurück. Sie ſah einen Mörder. Seine Kleider und Hände, der Dolch, den er in der Hand hielt, waren mit Blute gefärbt. Das Bild des Mörders in der Villa ſchwebte vor ihren Augen, ſie ſank ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters nieder.

Als ſie wieder zu ſich gekommen war, ſeine Stimme vernehmen zu können, hörte ſie ihm ſagen:

„Elende! Verworfene! höre mich an. Ich bin durch Deine verwünſchte Aufführung, durch Dein Entlaufen aus dem Kloſter, durch Deine Liebſchaft mit dem jungen Edelmanne zu Grunde gerichtet. Wenn Francesko die Zunge der geſchwätzigen Bonetta nicht zu feſſeln weiß, und wenn ich mich der Verfolgung der Höllenhunde der Gerechtigkeit ausgeſetzt ſehe, ſo ſtoße ich ihm dieſen Dolch in die Bruſt. Wehe euch beiden, wenn ich angegeben werde! — Du bleibſt in meiner Gewalt. Dieſe Nacht noch ſegeln wir nach Neapel. Servilia, bereite, was nöthig iſt, zu dieſer Reiſe vor.“

Er ging, und betäubt und erſchrocken blieb Miranda zurück. Servilia trieb ſie an, ihre wenigen Kleidungsſtücke zuſammen zu packen. Sie that das zögernd, und als ihr dabei Helenens Buch in die Hände fiel, küßte ſie es unwillkürlich. Haſtig nahm es Servilia aus ihren Händen, und fragte neugierig: Wem es gehöre? Wie ſie dazu gekommen ſey?

„Denn, ſetzte ſie hinzu; — die eigentliche Beſitzerin des Buches iſt ja ſchon ſeit ſieben Jahren todt, oder wenigſtens, eben ſo gut, als todt.“

„Ich habe es von Helenen, meiner Freundin, und dieſe lebt noch."

„Wir wollen von dieſer Helene ein andermal ſprechen. Wir müſſen eilen, fertig zu ſeyn, ehe der Vater wieder kömmt. Er mag ſeyn wer und wie er will, ſo iſt er doch ein weit beſſerer Menſch als der elende Wicht Rodello, der ſeine ganze Familie für einen Dukaten morden könnte."

„Aber Servilia, das Blut —"

„Das Blut? — Sie haben ein Boot genommen, das mit Wein und Oel für den Erzbiſchoff von Palermo geladen war."

„Iſt denn mein Vater ein Meerräuber?"

„Er nimmt das Glück in Anſpruch auf der See, weiter iſt's nichts, und das hat er mit vielen Potenzen gemein. Ein Erzbiſchoff von Palermo, kann einen ſolchen Verluſt verſchmerzen. Die gläubigen Seelen bringen alles doppelt wieder."

Miranda bat, ihr das Buch wieder zu geben, ſie erhielt es aber nicht.

Gegen Abend kam einer von Girolamo's Geſellen und führte Miranden und Servilien zur

Barke. Girolamo lag unter dem Maſte, auf einem zuſammen gerollten Segel, und die Weiber wurden in die Kajüte gebracht. In dumpfer Stille ſaß Miranda, ihrem Schickſale nachdenkend, immer näher getragen von dem Schiffe, dem ewig rauchenden Veſuve und ſeinen ſchönen Umgebungen.

Bei Mondenſcheine wurde der Anker dicht am Lande, geworfen. Ein kleines Boot kam, von einem Schiffer geführt, aus der Höhlung eines Felſens, zu dem Schiffe. Dieſes beſtiegen die Weiber und Girolamo. Sie fuhren der Höhle zu, und ſtiegen aus. Girolamo ſchloß ein ſtarkes Gitter auf, und der Weg führte durch ein langes Gewölbe abwärts, auf einen großen Platz. Es wurden Lampen angezündet, und auf großen Ballen von Waaren, ließ man ſich nieder. Girolamo und der Schiffer kamen in's Geſpräch:

„Wie oft iſt er hier geweſen? —“ fragte Girolamo.

„Zweimal; “ — antwortete der Schiffer.

„Was ſagte er? “

„Er müßte Euch ſehen und ſprechen. Denn

wegen gewiſſer Dinge, ſey nichts zu fürchten, und ſeine Bedingungen wären gewiß ſehr annehmlich."

„Ich muß ſie erſt hören, dann will ich's überlegen. Kann es nicht ſeyn, ſo muß dieſes Mädchen, die er ſo gern ſieht, mit ihrem Leben für ſeine Treuloſigkeit büßen. Auch muß das Plaudermaul Bonetta mir überliefert werden, ſonſt könnte ich nicht ruhig ſeyn. Will er nicht, wie ich will, ſo kann ich mich in keine Unterhandlung mit ihm einlaſſen."

Ganz unbeſonnen rief Miranda aus:

„Wenn ich unſchuldig ſterben ſoll, ſo wird ~~die nie~~ ſchlafende Gerechtigkeit meinen Tod rächen!"

Mit ſichtbarer Wuth ging Girolamo auf ſie zu, als der Schiffer, ihn zurückhaltend, ihm etwas in die Ohren flüſterte. Er ging fluchend mit ihm fort und verſchloß das Gitter.

„Wer waren — kam er fragend zurück; — Deine Begleiterinnen, als das Erblicken Deines entſchleierten Geſichts den verliebten Herrn zum erſtenmal auſſer ſich brachte?"

„Ich weiß nichts von dieſem Erblicken;" — antwortete Miranda, nicht ohne Troz.

„Fernando iſt zu ohnmächtig Deinen Todhier zu rächen. Denke Deiner Lage nach, und ſey auf alles gefaßt.“

„Vater! O mein Vater!“ — rief Miranda aus. Er aber hörte nicht darauf, und ging. Bald kam er mit einem ſeiner Bootsleute wieder zurück, der Mundvorrath brachte. Dieſen ließ er bei den Frauen, ging, und verſchloß hinter ſich das Gitter.

Servilia öffnete eine Seitenthür und führte Miranden in eine Kammer, in welcher zwei Feldbetten ſtanden.

„Hier iſt Licht. Gehe ſorgſam damit um; — ſagte ſie, ſchlug die Hand an die Bruſt, und rief aus: — Gott laſſe mich nie einen ſolchen Anblick wieder ſehen, wie ich einen einſt hier ſah!“

Sie ging. Miranda ſah ihr erſchrocken nach. Sie blickte betroffen um ſich her, verriegelte die Kammer, mußte ſie aber bald wieder öffnen, weil Servilia zurück kam, und ihr ſagte, ſie müſſe ſich in eine Seitenkammer begeben. Dieſe wurde von einer ſchwebenden Lampe erleuchtet, und hatte ein ſchlechtes Bett. Servilia ging wieder, und Miranda erblickte Bücher in einer Ecke. Sie nahm das eine, und ſah auf dem Titelblatte einen Namen, der aber ſo klein und mit ſo blaſſer Tinte geſchrieben war, daß ſie ihn nicht leſen konnte. Sie nahm ein anderes Buch und las auf dem erſten Blatte deſſelben den Namen Valoria. Mehrere Namen waren unleſerlich geſchrieben.

Servilia kam wieder zurück, und ſagte:

„Nun laß uns einmal Deines Vaters Vorrathslager beſehen!“

Dieſer war ſehr wohl verſehen mit allerlei Waaren, und mit Waffen mancherlei Art.

Unwillig beſah Miranda dieſes alles. Es war geraubtes Guth, und ihr Vater trieb ein ſchändliches Handwerk. — Sie eilte in ihre Kammer zurück, durchblätterte das Buch wieder, und ſah auch den Namen Maria L— in demſelben. Sie holte die andern Bücher auch noch herbei, und verſteckte ſie hinter einen alten Kaſten. Nach langem Umherſtören fand ſie endlich in dem einen Buche den ganzen Namen eingezeichnet: Valoria Maria Ludini, und darunter die Jahrzahl, welche auf ſiebenzehn verfloſſene Jahre zurück wies.

„Ach! — rief ſie aus; — Valoria! Du warſt vielleicht eben ſo unglücklich, wie ich.“

Sie nahm ein anderes Buch, und ſand in demſelben zu ihrem großen Erſtaunen **Claudia Farneſe** eingeſchrieben, den Namen von Helenens Gebieterin.

Dieſes verſenkte ſie in tiefes Nachdenken, welches Servilia unterbrach:

„Wir gehen zu Bette, — ſagte ſie, — Morgen kömmt Dein Vater und will beſtimmte Antwort auf ſeine Fragen haben.“

Dies geſchah aber nicht und Servilia und der Bootsknecht erſchöpften ſich in Vermuthungen über ſein Auſſenbleiben. Als er aber auch den folgenden Tag nicht kam, wurden ſie ängſtlich:

„Bei'm Teufel! — rief der Bootsknecht aus: — Was ſoll aus uns werden? Iſt Girolamo gefangen, oder auf der See umgekommen, ſo müſſen wir hier Hungers ſterben, denn das Gitter können wir mit all' unſerer Gewalt nicht öffnen.“

Servilia ſtimmte in die Klagen ein, Miranda blickte ſchweigend, in tiefes Nachdenken verloren, vor ſich hin, und ging endlich in ihre Kammer. Kaum hatte ſie dieſelbe betreten, als ſie die Gitterthür öffnen, und Ketten raſſeln hörte. Sie erzitterte heftig, und wußte nicht, was ſie thun ſollte. Bald aber hörte ſie Servillen und den Bootsknecht jammern und fluchen. Sie verließ die Kammer. Bewaffnete drangen in die Höhle ein mit dem blutenden Körper eines gefeſſelten Menſchen.

Der Anführer trat ſchnell hervor, nahm Miranden bei'm Arm, führte ſie auf den Gefeſſelten zu, und rief ihm zu:

„Hieher blicke, und ſage, ob dieſes Mädchen die Tochter des Böſewichts Girolamo Zorp iſt, und ob ſie um ſeine Räubereien und Mordthaten weiß?“

„Sie iſt es;“ — ſagte er, und ſtarb.

Die Feſſeln wurden ihm abgenommen, und dem Bootsknechte angelegt, der dem Sterbenden die Wunden beigebracht hatte, vermuthlich weil er ſich durch ihn verrathen glaubte.

Nun gab der Offizier Befehl, alle in der Höhle gefundene Sachen, und die Perſonen fortzuſchaffen. Dies geſchah. Sie wurden nach Neapel gebracht.

Durch den zuſammengelaufenen Pöbel geführt, mußten ſie tauſend Schmähungen und Verwünſchungen anhören, die Miranden das Herz zerriſſen. Still, vom Schmerz ergriffen, ging ſie, ohne aufzublicken, dahin, und da ſie keinen Schleier hatte, ihr Geſicht der gaffenden Menge zu entziehen, zog ſie ihre ſchönen langen Haare über's Geſicht. Ein roher Kerl von Soldaten im Transport rief: „Streicht ihr die Haare aus dem Geſicht!“ aber keine Hand fand ſich, das zu thun, als nur eine, — die des Vicentino.

Miranda blickte auf, ſah ihn, ſtieß einen tiefen Seufzer aus, und fiel ſinnlos zu Boden.

Dritter Abſchnitt.

In einem düſtern, mit Gitterfenſtern verſehenen Zimmer, erblickte ſich Miranda bei ihrem Erwachen. Ein Weib mit finſteren Blicken ſtand bei ihr, und mehrere Perſonen gingen umher, unter denen ſich zwei vornehm gekleidete Männer von edelem Anſehen befanden, deren Blicke ſichtbar auf ihr ruhten. Miranda hob die ſchönen Augen gen Himmel, und rief ſeufzend aus:

„Dir, ewiger Gott, übergebe ich mich und mein Schickſal!“

Der eine der beiden Kavaliers befahl den Anweſenden, das Zimmer zu verlaſſen, und fragte den andern: Ob er ſie ausfragen, oder frei laſſen wolle?

Miranda, die Mitleid in ſeinen Blicken zu leſen glaubte, erhob ſich, und warf weinend ſich zu ſeinen Füßen. Er aber, mit einem wüthenden Blicke, ſtieß ſie zurück, und verließ das Zimmer; ihm folgte der andere. Das finſtere Weib trat wieder ein. Miranda, vom Boden ſich erhebend, fragte:

„Wo bin ich? Wer ſind dieſe Herren?“

„Es iſt der Marcheſe del Ponto, und ſein Bruder, Don Enriko; Du biſt in ihrer Gewalt.“

„Gott gebe, daß ich bei Menſchen bin!“

„Du folgſt mir nach.“

Miranda folgte ihr wankend nach, wurde einem Kerkermeiſter übergeben, und in ein dunkles Gefängniß gebracht. Brod und Waſſer war ihre Koſt, und ſanft tröſtete die Arme ein erquicklicher Schlaf, auf ihrem harten Lager.

Als ſie erwachte, wurde ſie in ein Zimmer gebracht, wo der Marcheſe und ſein Bruder ſich befanden. Sie trat ſchweigend, ſeufzend, und mit geſenkten Blicken ein. Don Enriko rief ihr zu:

„Sprechen Sie!“

„Was ſoll ich Unglückliche ſagen? — antwortete Miranda. — Sie ſehen, wie elend ich bin. Habe ich Sie, unwiſſend, beleidiget, ſo ſättigen Sie Ihre Rache, und ſchenken Sie mir dann Ihr Mitleid. Die unglückliche Miranda —“

„Das iſt nicht Ihr Name! — rief er, ſie unterbrechend, aus. — Niedriges, elendes Geſchöpf, haſt Du ſo meiner Ehre geſchont, ſo meiner Liebe gelohnt? Du, die ich für immer mit ſo vielem Vergnügen geſehen haben würde?“

„Wo ſind Sie geboren? Wer iſt Ihre Mutter? — fragte der Marcheſe. — Wo ſahen Sie Don Fernando zum erſtenmal?“

„Meiner Mutter Name iſt Barka Foro. Sie holte mich aus dem Kloſter der Karmeliterinnen, und hob meinen Schleier gegen eine Bekannte, als eben Don Fernando vorüber ging, und mein Geſicht ſah;“ — antwortete Miranda.

„Wohin ging die Unglückliche nach dieſem Vorfalle?“ — fragte Enriko.

„In das Haus meines Vaters Girolamb Foro, wo ſie lebte.“

Enriko zog haſtig den Degen, und würde ſie durchbohrt haben, wär’ der Marcheſe ihm nicht in den Arm gefallen. Er befahl dem Kerkermeiſter, ſie wieder in das Gefängniß zurückzubringen, und ging mit ſeinem Bruder davon. Miranda konnte von dem allen ſich nichts erklären.

Nach einigen Tagen kam der Marcheſe allein zu ihr. Er redete ſie an:

„Sie ſagten, Ihre Mutter wohne in Girolamo’s Hauſe, und habe Sie aus dem Kloſter der Karmelitterinnen geholt; — wiſſen Sie, daß Sie Unwahrheiten geſagt haben?“

„Ich weiß es nicht anders; — antwortete Miranda, — Jedermann im Kloſter muß wiſſen, daß meine Mutter mich dort, wiewohl nicht oft, beſucht hat.“

„Erzählen Sie mir aufrichtig alles, was Sie von ſich wiſſen, was Sie betroffen hat.“

Dies that Miranda, und kam in der Erzählung bis auf ihre Befreiung durch Vicentino.

„Was mag ihn angetrieben haben, — fragte der Marcheſe mit zornigem Blicke; — ſich für Sie und Ihr Schickſal zu intereſſiren, da Sie, wie Sie ſagen, ihn nicht kennen?“

„Er ſagte mir, es ſey auf die Bitte meiner Freundin Felicia geſchehen, die mit mir in dem Kloſter der Karmelitterinnen lebte.“

„Ihr Einfluß iſt nicht abzuleugnen, — ſagte der Marcheſe; — da ſie Vicentino mit ihrer Hand zu beehren gedenkt; aber dieſe That beweiſet ſo deutlich, wie gehorſam er ihre Wünſche vollzieht, daß —“

Eine plötzliche Schwäche, die Miranden überfiel, hinderte ihn, weiter zu ſprechen, und als ſie wieder zu ſich kam, zeigte er auf das Buch, in welchem ſie geleſen hatte, und fragte hitzig:

„Wer gab Ihnen das Buch?“

„Vicentino hat es mir geſchenkt.“

„Saget lieber, Francesko habe das Andenken ſeiner geliebten Mutter an eine ſchamloſe Perſon verſchwendet, die uns belügt, und die Wahrheit nicht ſagen will.“

Damit verließ er ſie zornig, und gegen Abend erhielt ſie von ihm folgendes Billet:

„Sie haben mir nichts als Unwahrheiten ge-
„ſagt. Ich habe alles unterſucht und finde,

„daß Sie eine Betrügerin ſind, die ich nicht
„wieder ſehen werde. Vicentino will von
„Ihrem Namen nichts wiſſen, auſſer daß er
„nur die Schande kennt, die auf demſelben
„ruht. Mein Neffe Fernando geſteht ein,
„Ihnen das Buch geſchickt zu haben, wel-
„ches mit mehrern andern Büchern, Sie
„vorgeblich, in Ihres Vaters Räuberhöhle
„gefunden haben wollen. Felicia entſagt
„Ihnen der Verunglimpfung ihres Liebhabers
„wegen, und unterſagt Ihnen, künftig ih-
„ren Namen bei Ihren Erfindungen zu miß-
„brauchen. Fahren Sie damit fort, ſo
„werde ich als Freund der Gräfin Donati
„mich gezwungen ſehen, das Urtheil über
„Sie auszuſprechen, welches über Ihrem
„Haupte ſchwebt.“

Miranda ſank weinend, als ſie dieſes geleſen hatte, auf ihr Lager, ſah ſich von ihrer Freundin verlaſſen, von Vicentino hintergangen, den ſie ſo edel geglaubt hatte, erwartete nun nichts mehr von der Gerechtigkeit der Menſchen, und erwartete den Ausgang ihres Schickſals mit ruhiger Fügung.

Nach einigen Tagen wurde Miranda etwas beſſer in ihrem Kerker behandelt, und ſie erhielt die Erlaubniß, täglich auf dem Sandplatze vor ihrem Gefängniſſe, der mit hohen Mauern umſchloſſen war, eine Stunde lang auf- und abgehen zu dürfen. — So vergingen vierzehn Tage.

Eines Tages, als ſie auf dem Sandplatze umherging, hörte ſie einen lauten Schrei, der, wie es ſchien, aus einer kleinen Oeffnung der hohen Mauern hervordrang. Sie rief: „Wer ſeufzet hier?“ erhielt aber keine Antwort.

Ganz unerwartet wurde ihr Gefängniß mit einigen Meublen verſehen, und ihre Koſt wurde beſſer. Sie ſegnete ihren geheimen Wohlthäter, der ihr Leben ihr erträglich machen wollte, und lebte, ihren Betrachtungen überlaſſen, nach und nach ruhiger. So verzingen zwölf Tage, und die Zeit ihres Geburtsfeſtes, mit welchem ſie ihr achtzehntes Jahr antrat, nahete ſich.

An dieſem Tage kam eine Frau zu ihr in's Gefängniß, und eröffnete ihr, ſie ſey gekommen, ſie in eine beſſere Lage zu verſetzen. Miranda dankte ihr für die angenehme Botſchaft, und fragte: ob es ihr nicht erlaubt ſey, nach dem

Namen ihres unbekannten Wohlthäters zu fragen, und wo ihr Vater hingekommen ſey?

„Von dem Erſtern, nachher; — ſagte die Fremde. — Was aber das Schickſal Ihres Vaters betrifft, ſo erlauben Sie mir, daß ich Sie mit der Erzählung deſſelben verſchone. Das aber, daß Ihre Mutter Barka und Ihre Schweſter Bellina auf Lebenszeit eingeſperrt ſind, kann Ihnen kein Geheimniß bleiben. — Dieſe Nacht bringe ich Sie in meine Wohnung, entfernt von Neapel. Den Namen Foro müſſen Sie auf immer ablegen, wenn Sie Ihre Freiheit wieder erhalten wollen.“

Miranda umarmte, weinend dankend, die Frau, welche freundlich ihr Troſt zuſprach, und ſie verließ.

Um Mitternacht kam ſie wieder, und fand Miranden, betend, auf den Knieen liegend. Sie ſtieg auf, reichte ihr die Hand, und fragte: Ob ſie nicht die Bücher mitnehmen dürfe, die in ihrer Einſamkeit ihr Unterhaltung gewährt hatten. — Bianka (ſo hieß die Frau,) ſagte, daß dieſelben ihr nachgeſchickt werden würden.

Sie verließen nun das Gefängniß, und ſtiegen in einen Wagen. — Auf dem Wege erzählte

Bianka Miranden, Don Enriko, der ſie ſo hart behandelt habe, ſey jetzt ihr Freund; und, ſetzte ſie hinzu:

„Wenn Sie die unglückliche Geſchichte wiſſen, ſo verſchließen Sie dieſelbe in Ihrer Bruſt, und bekümmern Sie Don Enriko nicht noch mehr, der Sie in meiner Wohnung erwartet, Sie zum letztenmale zu ſehen. Er hat ſie beklagt, wenn er ſie auf dem Sandplatze umhergehen ſah, und ich habe geſehen, wie er, aus zärtlicher Liebe zu Ihnen, Thränen vergoß.“

„Ich weiß durchaus nicht, welche unglückliche Geſchichte Sie meinen;“ ſagte Miranda.

„So mag ſie Ihnen ſtets unbekannt bleiben!“ — rief Bianka aus.

„Wie aber, ſoll ich —“

„Fragt Don Enriko, ſo laſſen Sie mich, wenn es ſeyn kann, für Sie antworten. Es gelingt mir vielleicht, ſein Mitleid zu vermehren.“

Sie kamen zu einer freundlichen Wohnung, und Miranda wurde in ein wohlerleuchtetes Zimmer geführt. Sie harrte hier einige Stunden, bis Enriko erſchien. Bianka kam mit ihm. Er blickte Miranden bewegt, theilnehmend an, und rief aus:

„Sie ſieht ſehr kränklich aus!“

„Gewiß!“ — ſetzte Bianka hinzu. Er fuhr fort:

„Ich hoffe, die reine Luft, welche ſie nun einathmen wird, ſoll ihre Geſundheit wieder herſtellen. — Wie heißt ſie?“

Miranda ſchwieg; Bianka antwortete:

„Sie wird bereitwillig jeden Namen annehmen, den Sie ihr geben wollen.“

„Es iſt mir zu ſpät, heute weiter zu reiſen; — ſagte er; — Ich werde bis Morgen Abend bleiben. — Ich wünſche, Sie möge die Ruhe wieder erhalten, die ich auf immer verloren zu haben fürchte.“

Er blickte ſie zärtlich an, und verließ ſeufzend das Zimmer. Miranda wurde auf ihr Schlafzimmer geführt.

Als Miranda früh erwachte, und ſtarkes Hin- und Herfahren von Kutſchen hörte, fragte ſie Bianken, welche eben eintrat: Ob ſie noch in Neapel wären?

„So iſt es. — Das Fahren der Kutſchen ſagt es Ihnen auch.“

„Was geht hier vor?“

„Die Nichte der Gräfin Danato, Felicia, verheirathet ſich an einen jungen Kavalier, mit Bewilligung des Vicekönigs, da die Gräfin gegen dieſe Heirath war.“

„Gott gebe, daß ſie glücklich wird, dieſe meine liebe Freundin!“

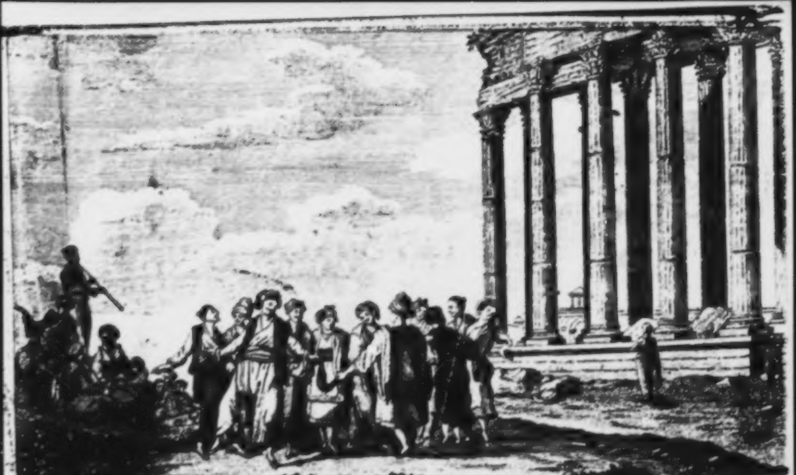
„Wir reiſen dieſen Abend ab. Enriko wird vorjetzt nicht wieder kommen.“

Buch
Nr.

Dieses Buch ist zurückzugeben bis zum:

@ 0521

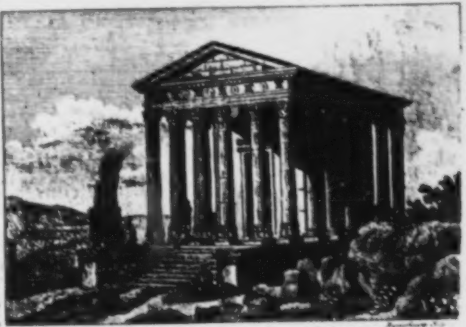
V 5



Bublina,
die
Heldin Griechenlands
unserer Zeit

Von dem Verfasser des Rinaldini.

Erster Theil



Der Tempel des Augustus zu Mylasa

Griechischer Tanz auf Paros

Bublina,

die

Heldin Griechenlands,

unſerer Zeit.

Von dem Verfaſſer des Rinaldini.

Erſter Theil.

J. [illegible] Schmidt.

Gotha, 1822
in der Henningsſchen Buchhandlung.

G. H. BIBL. Z. WEIMAR

„Die weibliche Griechenwelt, immer noch ſo sangluſtig wie ſonſt, hat noch jetzt ihre Dichter, welche, benutzend die Zeitumſtände, Mädchen-Empfindungen, Liebeszärtlichkeiten, und was ſie ſonſt noch Unterhaltendes finden, Lieder dichten, die ſingend dann über küßliche Lippen hinabgleiten;“ ſo ſchreibt ein Reiſender, der mit Muth und Schwert den Griechen in unſern Tagen zueilte, wagend mit ihnen den großen Freiheitskampf gegen die deſpotiſchen Unterdrücker der Bewohner des ſchönen Landes, deſſen Segen ihnen geraubt wird von ſtumpfſinnigen, barbariſchen Mahoms-Bekennern. Aber ſelbſt dem blutigen Schwerte weicht der Daphniſche Muſen-Zweig nicht, und mitten in allen Uebeln ſteht Apollo da, rüſtig als der kühne Pythons-Bezwinger, überblickend den Olymp und den Delphiſchen Dreifuß. Ermuntert von ſeinen begeiſternden Blicken, ſingen die Griechiſchen Inſelbewohnerinnen:

Glücklich ſchöner Gott der Muſen,
Der die Charitinnen liebt,
Schenke mir, was meinem Buſen
Sanfte Liebesnahrung giebt.

Schenke was durch Lorbeerbäume
Mir entgegen ſchmachtend rauſcht,
Wenn das Herz die ſüßen Träume
Gern um Wirklichkeit vertauſcht.

Daphnens ſtille Schüchternheiten
Und dein Liſpeln: fliehe nicht!
Deiner Sehnſucht Aengſtlichkeiten
Alles, was dein Flehn verſpricht.

Selbſt die ſanfte Leidenskrone
Dieſer Blätter, die dich ziert,
Wenn für dich der Jungfrau Zone
Sich im Wehmuthsrauſch verliert.

Schenke deine Sonnenblicke
Dieſer ſchwarzen Herzens-Nacht,
Wenn im Liebes-Mißgeſchicke
Mir kein Stern der Freude lacht.

Senke deine Perlenthränen
Zu dem Klopfen dieſer Bruſt,
Laß empfindend nie mich wähnen
Meines Herzens Liebesluſt.

Reiche mir die grüne Myrthe,
Tröpfle ſanften Blüthenthau
Auf dies Herz, das zärtlich girrte,
Bis die Nymphe wird zur Frau.

Mit andern Mädchen ſang auch Bublina dieſes Lied, als noch die Jungfrau-Zone ihren Buſen umſchlang. Dieſe löſte der zärtliche Gatte; aber ihn und alle ihre Lieben verſchlang der Tod. Mächtig, von Himmel und Natur zur Heldin auserkohren, tritt ſie auf, an den Horizont Griechenlands, ein ſchöner Stern, leitend die kühnen Schaaren, auf den Pfaden der Gefahr und über die rollenden Fluthen. — Unſere Blicke ſollen ihr folgen und euere Herzen werden der edlen Heldin freudeklopfend entgegen ſchlagen, wenn ihr ſie lieb gewinnt.

Wer wollte nicht der Schönen folgen,
Wenn ſich die Schöne gern ihm zeigt?

Und, gewiß, das wird ſie thun. Gern geſehen iſt ja einer der angenehmſten Wünſche der Frauen!

—

Geſchrieben am Luzian-Tage zu W. 1821.

Bublina,

die Heldin Griechenlands, unſerer Zeit.

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

An des Glaubens kleinem Schiffe,
Hängt der Hoffnung Anker feſt,
Selbſt durch alle Unglücks-Riſſe,
Leitet es ein ſanfter Weſt.

"In des Menſchen leicht bewegte Lebens-Sturmnacht, gießt die Hoffnung Morgenröthe."

Noch ſummten freudig und luſtig die ſpielenden Abendfliegen, im Strahl der ſinkenden Sonne, ihr monotones Abendlied; des Hirtens Scheidelied erklang, und hinabgeſunken ins bräutliche Meer, war die geſchiedene Königin des Tages, die goldne Sonne, als Lyſias, unter eine Pappel geſtreckt, herab von des Hügels Grün, ihr nachblickend ausrief, als purpurroth ihr letzter Strahl erblich:

„In des Menſchen leicht bewegte Lebens-Sturmnacht, gießt die Hoffnung Morgenröthe. Ach! und wann lächeln Aurorens Feuerſtrahlen mir?"

„Wenn's Zeit wird;" — ſprach eine Stimme hinter ihm.

Lyſias ſah ſich fragend um, und erblickte einen Unbekannten, der in einem kurzen Mantel leicht gehüllt, hinter ihm ſtand, gelehnt an einen Pappelbaum. Als ſpreche er mit einem Wohlbekannten, fuhr er redend alſo fort:

„Sieh, dieſe ewig liſpelnden Blätter; ſie ſind das leichtbewegte Leben, es ſind die Zeugen der geſchwätzigen Schweſtern, die, wie die Dichter ſingen, in Pappeln verwandelt wurden. Unter Pappeln ruhten ſo gern unſere Alten, vernehmend das ſanfte Liſpeln, der Mädchen ſüße Klagen — wie du ſie wohl ſchon kennen wirſt."

„Was berechtigt dich dazu, dies zu glauben?" — fragte Lyſias ziemlich markirt.

Der Unbekannte erwiederte gelaſſen: „Dein friſches Anſehen; denn ſo etwas gründet ſich gewöhnlich auf Andrer Nichtanſehn."

„Das wüßte ich nun eben nicht! Ein ſanft liſpelndes Mädchen braucht eben nicht unglücklich zu ſeyn."

„O nein! Aber das Schmachtende giebt ſich gern gewünſchter Zärtlichkeit hin, und ich glaube nicht, daß alle Hingegebene ſtets glücklich ſind; wiewohl das ſüße Gemurmel der Nimphen in ihren Grotten und Höhlen auch bedeutungsvoll zu bemerken iſt. Ueberhaupt iſt dergleichen liebes Gemurmel, ſüßes Geliſpel ſehr angenehm und auch die halben Laute laſſen ſich in artikulirte Töne bringen. — Was aber nun — um in der Rede fortzufahren, — die Pappeln betrifft, ſo weißt du, daß ſie ehemals den Herkules gewidmet waren, und ihre Blätter ſollen für's Zipperlein helfen. — Ja, was hilft nicht alles in der Welt! Du trauſt der Hoffnung; das freut mich. Wer feſt an der Hoffnung hält, an den hält ſie auch. Was hilft das Klagen? handeln muß der Mann. — Dieſes Inſelland, unſer liebes Samos, iſt nicht der ganze Erdboden; der Erdboden, iſt nicht der Himmel. Dahin kommen und gehören die Tugendhaften, und den Muthigen riegelt die Natur alle Pforten auf. — Die Zeit des Handelns iſt gekommen und gebiert die Zeit der Thaten.“

„Wie lange liegt die Zeit nicht ſchon in Wehen!“

„Man entbinde ſie nur, und ſie wird ſchön gebähren. — Die Geburt gehört dem Vater ſo gut wie der Mutter. — O daß ſchon alles reifte, was reifen ſollte!“

„Wer biſt du?“

„Namen machen den Menſchen weder beſſer noch ſchlechter; alſo will ich jetzt ungenannt ſeyn. — Ich blicke aber gern nach der Vorzeit der Griechen. Die Geſchichte nennt berühmte Namen, und es ſind Namen der Griechen; ſie leben ſchon ſeit Orpheus und Homers Geſängen, bis tief hinab zu Alexander.

Zwar nicht jeder Heros iſt ein Alexander;
Doch es fielen einſt auch Helden am Skamander,
Die uns keine Ilias genannt.

„Und glaubſt du nicht, daß es auch jetzt noch welche giebt, die zum zweiten mal ein Ilion zerſtöhren können?"

„Warum nicht?"

„Sieh die Menſchenmenge die hieher ſtrömt! Ich habe ihnen verſprochen, hier, unter dieſen Pappeln, eine Rede zu halten. — O ich verſtehe das; Demoſthenes hat mir es ſelbſt gelehrt. — Kennſt du die edle Bublina?"

„Nein."

„Sie iſt ein ſchönes, hochherziges Weib; Spindel und Schwert weiß ſie gleich gut zu führen, und Herzen verſteht ſie ſo gut zu beſiegen, wie die Feinde. Sie wird wichtig erſcheinen und auftreten.“

Die begierige Menge ſtrömte herbei. Der Unbekannte gürtete ſich leicht, ſchwang ringfertig ſich auf eine Pappelhöhe, breitete ganz oratoriſch die Hände aus und ſprach:

„Erwacht ſind Griechenlands Götter und Hellas wird frei! Die Augen der Welt blicken auf Griechenland und Griechenland wird der Welt ein großes Schauſpiel geben. Aelter als viertehalbtauſend Jahre, giebt Argos Griechenland große Anmahnungen. Blickt auf die Vorzeit und benutzet die Gegenwart! Wenn auch geſunken iſt Hellas als Staat, ſo ſeyd ihr doch noch vereint durch Sprache, Sitten, Wiſſenſchaft, Kunſt und Geſchmack. Leicht wurde es den Osmanen euern Staat zu unterjochen, ſchwer werde es, ihn zu befreien, aber es gelingt; denn alles geben die guten Götter denen gern, die es mit Mühe zu erringen wiſſen. Mahoms Lehre ſoll euch nicht ferner kränken, ſie weiche der edleren, des Chriſtenthums. — Wenn ihr hören wollt, o ihr edlen, tief herabgewürdigten Griechen, wenn ihr erheben wollt Herz und Sinn, wenn eine ſtete tapfere Fauſt den Wünſchen eines großen Herzens folgt, ſo —

„Der Cadi! der Cadi! und zwanzig Janitſcharen!“ — ſchrie einer aus der Menge, höchſt erſchrocken. Der Redner verlies ſeinen Platz und eilte in das nahe Wäldchen, indem das Volk gaffend da ſtand, ihm nachblickte und dem Cadi und ſeinem Gefolge halb erſchrocken entgegen ſtaunte. Ein junger Mann, halb Moslemin, halb Grieche, wie man wollte, wie es ſchien, trat mit feſten Schritten heran und ſprach:

„Was ſchwazt und deliberirt ihr hier! Bleibet daheim, ſeyd fleißig und arbeitet.

Aber das iſt ſo die Manier und das ewig müßige Daſeyn der Griechen der Vorwelt und der Jetztwelt. Jedem redenden Quackſalber liefen ſie nach, und lauft auch ihr nach. Verderbe euch Gott! — Wozu ſoll das führen? — Wir ſind Griechen, ſagt ihr; ja die zerſtörten Monumente die euch umgeben, ſind auch griechiſchen Urſprungs. Zweimal unterjocht, iſt euch noch ein Stempel eures Vorſeyns geblieben? Alle Revolutionen, die den Orient erſchüttern, trafen auch euch. Man ſollte euch mit Bewunderung anſtaunen. Allen Unterdrückungen habt ihr ſtandhafte Ergebenheit entgegen geſetzt. Das iſt an euch zu loben. Aber, könnte man euch nicht auch feig nennen? Der Willkühr euerer Gebieter ſeyd ihr preiß gegeben, und es iſt gut, wenn ihr euch darein zu finden wiſſet."

Aergerlich und voll Ingrimm fiel ein junger Grieche ihm in die Rede:

„Was ſoll das? Was willſt du uns noch alles ſagen? Wir wollen von dir nichts hören. Wiſſen wir doch gar nicht, wer und was du biſt. — Sind wir der fremden Willkühr unterworfen, ſo ſind wir feig, wenn wir es leiden; oder ſollen wir uns etwa verſtellen? Jeder der das thut iſt ein Feiger, ein Lügner. Das ſeyd ihr ohnehin, ſagt ihr. Macht ihr uns nicht dazu? fragen wir. Iſt es denn Pflicht der Unterdrückten, ihren Peinigern die Wahrheit zu ſagen? Iſt die Nothwendigkeit nicht dieſes Benehmens ſtrengſte Gebieterinn? Solltet ihr nicht erſtaunen, unter uns noch Spuren der Sittlichkeit und Tugend bei ſolchen Nothwendigkeiten zu ſehen? Die Vorgeſetzten unſerer Nation ſind anmaßend; ſagt ihr. Ja, das ſind ja eben die Laſter der Freigelaſſenen, die die Sitten ihrer Gebieter annehmen. Ein Deſpotismus den ſie ihrer ephemeren Macht verdanken, der ſie bald ſelbſt verſchlingt. Wir aber, die wir uns Glieder des Volkes nennen, ſind das, was wir ſind, was wir ſeyn ſollen und jeder von uns, ſagt ſtandhaft: Ich bin ein Chriſt. Dies zu ſagen iſt uns ehrenvoll, und übrigens ſollt ihr uns kennen lernen.“

„Nehmt dieſen Schreier gefangen!“ — ſchrie der Cadi. Die Janitſcharen ergriffen ihn. Die Griechen entflohen.

Lyſias blieb in einer Art von gefühlloſer Stumpfheit unter ſeiner Pappel liegen. Da nahte ſich der Unbekannte ihm wieder, ſchüttelte den Kopf und ſprach:

„So ſind ſie, dieſe Griechen! Ewiger Himmel! wohin ſoll es noch kommen?“

„Und wohin ſoll es nicht kommen?“ — fragte Lyſias.

Ohne zu antworten, wendete der Unbekannte ſeine Blicke gegen Abend, und rief aus:

„Dort geht ſie, wie ein ſtrahlendes Geſtirn, durch die Wolkendämmerung des Abends, der ſchöne Stern des wirklichen Griechenlands, die hehre Bublina! Dieſe Frau iſt gebohren zur Retterinn. Ihr Unglück hat ſie groß gemacht. — O! was alles kann nicht das Weib, wenn es will!“

„Ob ich dich gleich immer noch nicht kenne, wenn ich dich auch ſo oft, glaube ich, ſchon geſehen und geſprochen habe, ſo höre ich dich doch gern von Weibern ſprechen. Du ſcheinſt ſie gut zu kennen!“

„Ach ja! Zeit giebt Weile. Man muß, um die Weiber kennen zu lernen, ſie nur ſtudiren. Wer ſich von ihnen hinreißen läßt, wo es nicht nöthig iſt, der lernt ſie nie kennen. — Alle geiſtigen Grundlagen ſind in Mann und Weib eben dieſelben, nur die Entwickelungen und ihre ſinnlichen Bedingungen ſind oft verſchieden. Das aber, kann wohl nicht anders ſeyn. — Es läßt ſich alles das näher durch Vergleichung beſtimmen. — Das weibliche Geſchlecht iſt ſeiner Beſtimmung gemäß, reizbarer, ſchwächlicher, und geſchmeidiger, als das männliche. Dem Manne gehören Kraft und That. Das Weib iſt ſtärker im Ertragen; es iſt duldender bei körperlichem Schmerz, ſelbſt körperlicher da, wo es nur auf leidendes Ertragen ankömmt. Ungeſtüm ſind des Mannes Begierden, die des Weibes gewöhnlich mäßiger als die der Männer. Herrſchaft will die Frau nur der Zuneigung und nicht ihrer Kraft verdanken, thätig ausführen will ſie eben nicht, aber befehlen."

„Was kann da Bublina wirken, wo nur das Schwert entſcheiden muß?"

Da ſprang der junge feſtgehaltene Grieche herbei, den das Volk endlich doch zu befreien Mine machte, und den daher der Cadi frei ließ um größern Lärm zu verhüten, und ſprach:

„Nun komme ich den Janitſcharen nie wieder nahe, als nur mit dem Schwerte!“

Lyſias wollte eben ſprechen, als der nahe Klang einer Zither ihm das Wort entriß. In dieſe ſanften Töne ſtrömte ein noch ſanfterer Geſang. Die Lauſchenden hörten:

Lied.

Halte feſt das neue Leben,
Das in deinem Herzen lacht;
Es hat ſich dir ſelbſt gegeben,
Wenn es froh und glücklich macht.

Bin ich in ſo ſanften Ketten,
Bin ich doch in Liebe frei,
Wollte man mich helfend retten,
Wär mein Wille nicht dabei.

Ach! es iſt ſo ſchön, zu leiden
Sanfte, ſüße Liebesqual
Wer will noch mit Herzen ſtreiten
Die verzehrt der Freude Strahl?

Ja, ein Gott hat ihn geſendet
Dieſen reinen Aether-Blitz,
Hat die Freude ausgeſpendet
Für des Herzens Wonneſitz.

Bleib' und walte, ſüßen Lebens
Allzuſchöner Zauberwahn.
Bin ich nicht des ſanften Strebens
Hoch beglückter Unterthan?

„Ja! — rief Lyſias aus; — gehe nur hin, wer du auch biſt, du verliebter Sänger oder du zärtliche Sängerin, niemand betrügt ſich williger, als der, der liebt. Sanft ſchwebt ſie herab, der Liebe Freude, und ungeſtüm entflieht ſie. Es iſt nicht leicht möglich, daß ein Menſch ſich ſtärker in ſich ſelbſt oder in allem betrügen kann, was ihn umgiebt oder erfüllt, als der, der liebt.“

„Das dachte ich wohl, — ſagte Isminde, herbeitretend; — daß ich dem Skeptiker Lyſias mit einem ſolchen Geſange kein Vergnügen gewähren würde, ob ich es gleich gewünſcht hätte. Aber, er mache es beſſer.“

Damit reichte ſie ihm die Zither und Lyſias, der ſie lächelnd nahm, rief aus:

Nun wohl, ſchöne Euterpe! — Aber gewiß du ſangſt ehemals andere Lieder, beſonders die, aus den Zeiten der Kreuzzüge. Ein junger Genueſer ſang im Hafen vor einigen Tagen eine Romanze, die ich aufgeſchrieben und überſetzt habe. — Willſt du ſie hören?“

„Warum nicht? Sonderbar wird ſie wohl ſeyn, denn du liebſt das Sonderbare, — aber eben — deswegen will ſie Isminde hören, die, wie du weißt, dem Sonderbaden ſich ſtets ergeben muß, wenn ſie auch nicht will.“

„Ach! gute Isminde, es iſt nichts in der Welt, das nicht endlich ins Sonderbare ausarten muß; denn es bleibt nichts, wie es iſt. Das weißt du doch wohl?“

„Gewiß! ſelbſt von dir.“

„Nur die Hoffnung hält mich noch aufrecht.“

„Und, meinſt du denn, daß nicht die Hoffnung auch das Pflegekind meiner Empfindungen iſt? — Wie ſchwer wird es einem Herzen, wie das meinige, ewig nach den Anker dieſer täuſchenden Göttin haſchen zu müſſen! Das — ich glaube es gewiß — das fühlſt du nicht. Deine Hoffnungen blieben gewiß keine Kinder der Verlegenheit, wenn du ihnen eine beſſere Amme geben wollteſt. Es iſt gar Vieles in der Welt nicht ſo, wie der es ſich einbildet, der es ſich einbilden will. — Nicht wahr?“

„Alles iſt möglich, was nicht unmöglich iſt!“

Isminde zog den Schleier über die Augen und ſchwieg; Loſias aber ſpielte und ſang:

Romanze.

Ein Ritter zog von Land zu Land;
Wo er ein ſchönes Mädchen fand,
Da lachte er,
Da dachte er:
O wär das ſchöne Mädchen mein,
Die ſollte mein Herzliebchen ſeyn! —
O nein! o nein!
Das ſchöne Mädchen war nicht ſein.

Er zog dahin von Land zu Land,
Wo er ein feines Schlößchen fand,
Da lachte er,
Da dachte er:
Wär doch das ſchöne Schlößchen mein!
Wie wollt' ich drinnen glücklich ſeyn! —
O nein! o nein!
Das ſchöne Schlößchen war nicht ſein.

Er trabte luſtig, munter fort.
Bald war er hier, bald war er dort;
Da lachte er,
Da dachte er:
Wie könnte ich wohl glücklich ſeyn?
Es iſt kein Schloß, kein Mädchen mein. —
O nein! o nein!
Ich werde nimmer glücklich ſeyn.

Doch endlich fand er allgemach,
So nach und nach ſein eignes Dach;
Da lachte er,
Da dachte er:
Ein Mädchen führ ich nun hinein,
Und werde mit ihr glücklich ſeyn. —
O nein! o nein!
Er konnte doch nicht glücklich ſeyn.

„Weil er es nicht ſeyn wollte! — rief Isminde aus. — Das iſt ſo rechter Männer Sinn. Sie werden nie unglücklicher, als wenn ſie ſo gewählt haben, wie ſie es wünſchten. Müßte jemand auf Zufall rechnen, ſo ſollten es die Männer thun, denn ihre Wahl gereut ihnen ſelbſt. Ach! man lernt ſie kennen, aber, freilich nur auf eigene Unkoſten. — Gieb mir die Zither. Für mich giebt ſie nur andere Töne. — O Lyſias, wenn du wüßteſt —“

„Wahrhaftig! die Leute hier meinen, ich wiſſe ſehr viel, und gewiß ich weiß ſehr wenig. Wenn ich mich nur erſt könnte ſelbſt erkennen.“

„Weißt du nicht, was du biſt?“

„Wahrhaftig nicht!“

„So weiß ich es.“

„Sage es mir, daß ich es ſelbſt erfahre, und noch dazu aus einem ſo ſchönen Munde.“

„Du biſt eine ſchwankende Wetterfahne.“

„So ſtelle mich auf den Tempel der Minerva.“

„Nein! — Stelle dich ſelbſt hin, wo du willſt. Du wirſt aber immer am unrechten Platze ſtehen.“ — Verheurathet ſollteſt du ſeyn und eine Xantippe müßte dich regieren, ſonſt käme doch kein Takt in dein Leben.“

„Du gehſt ſehr hart mit mir um!“

„Iſt es doch beinahe, — lächelte der Unbekannte; — als machte euch die Liebe unmuthig!“

„Deiner Kleidung nach, — ſagte Isminde; — Mann, den ich nicht kenne, biſt du ein Epiktet und ſcheinſt dieſen Skeptiker zu kennen. Lerne auch mich kennen, in ſo weit ich, etwas von mir ſelbſt weiß.“

„Recht gern ſchönes Kind!“ — ſagte der Unbekannte, mit einem ſehr verbindlichen Kratzfuße, indem er ſeinen Mantel noch zierlicher als vorher um ſich wickelte.

Ohne ſich lange zu beſinnen, ſprach Isminde weiter:

„Ich heiße Isminde und bin aus Theſſalien gebürtig —“

„In dem Wunderlande, wo — fiel Lyſias ein; — die feinen Myleſiſchen Mädchen und lieblichen Mährchen daheim ſind; auch die zärtlichſchrecklichen Embuſen.“

Etwas empfindlich fuhr Isminde fort:

„Gleichviel! — Ich bin weder ein Myleſiſches Wundermährchen, noch ein Zaubermädchen, noch eine zärtlichſchreckliche Embuſe. Auch hat noch kein Apollonius von Thyane mich vertrieben. — Ja, wenn ich ſo etwas wäre von dem allen —“

„Jedes Mädchen wenigſtens die hübſch iſt, iſt eine natürliche Zauberin;“ — fiel der Unbekannte ein.

„Nun, ſo wollte ich, ich wär's! — Alſo, wie geſagt, ich bin aus Theſſalien gebürtig. Meine Eltern ſtarben, als ich noch jung war, und ein Unthier von Vetter nahm ſich meiner Erziehung an. Als ich etwas größer und meine Bildung bedeutender wurde, ließ er mir mancherlei lernen, jedoch nur, um von mir Profit zu ziehen. Denn kaum, glaubte der Unmenſch, daß ich endlich gut genug ſey, das Polſter eines Baſſa oder eines reichen Kaufmanns zu zieren, wollte er mich in ein Serail verkaufen. Ich aber merkte das, und entfloh über's Meer. Meine erlernten Kenntniſſe in weiblichen Putzarbeiten, verſchafften mir mein Brod, und als Tänzerin zum Flötenſpiel, als Zitherſchlägerin und Sängerin ernährte ich mich. So kam ich nach Samos — Ihr könnt leicht denken, daß ich nach und nach viele Anbeter hatte, aber, — ich war nicht ohne ein fein empfindendes und wahlbares Herz geboren, — und ich liebte ſelbſt, ohne mich lieben zu laſſen, vielleicht, ohne geliebt zu werden, aber, wie dem auch nun ſeyn mag, —"

„Schönes Kind! — fiel der Unbekannte ein; — Ich verſtehe und ahne alles, indeſſen —"

„Es wird dunkel, nach und nach!" — rief Lyſias.

„Wer aber ſind dieſe?"

Eine ganz ſchwarz gekleidete, ſchwarz verſchleierte Dame ſchritt in Begleitung ihrer Amme, wie es ſchien, einher, und auf die benachbarte Felſenhöhle zu. Der Unbekannte, welcher ein wenig näher gegangen war, trat zurück und ſagte:

„Die Ammen ſind, wie ihr wißt, in allen guten Häuſern, der Frau oder des Herrn, in Griechenland, ein Glied der Familie. Die ein Mädchen oder einen Knaben geſäugt hat, verläßt dieſelben nie, ſelbſt nicht nach ihrer Verheurathung; dann wird ſie ihre Gouvernante, Rathgeberin und Vertraute. Deshalb iſt der Name der Ammen Paramana, ein ſanftes und bedeutendes Wort. Es heißt: eine zweite Mutter. — Dieſe aber, die hier wandeln, ſind die edle Wittwe Bublina und ihre Paramana. Sie gehen nach der Höhle des Wunderſagers und Geomanten Sisrimenas, der ſich nur, um das, was man wiſſen will, des Abends fragen läßt. Sie ſind in die Höhle hinein. Es wird ſehr dunkel; wir wollen ſie nicht ſtöhren!“

Vor der Höhle ſaß Sisrimenas, ein Armenier, ſagten einige, andere meinten, ein abgefallener ſyriſcher Chriſt, in einen ſchwarzen Pelz gehüllt, eine ſchwarzbraune, hagere Figur, ſchob ſeine griechiſche Filzmütze auf dem Kopfe hin und her, über die kleinen düſtern Augen hinab, und fragte die Kommenden: „Was wollt ihr?“

„Wir ſind gekommen, beſonders ich, — begann Bublina; — ehrwürdiger Alter und Meiſter, dich zu bitten, meine Bitte ſtatt finden zu laſſen, uns die Wiſſenſchaft und Kunſt deiner Geomantie in Rückſicht auf meine Lage, kund zu thun.“

Die Paramana ſetzte ein Körbchen an dem Eingange in die Höhle nieder. Der ſchlaue Geomantiſt, der es erſpähte und des Körbchens Inhalt zu errathen ſchien, zündete freundlich, eilig eine Kerze an und führte den Zuſpruch in ſeine Höhle. Hier trat er vor die Thür eines ziemlich geräumigen Zimmers, welches von innen ſtark erleuchtet war, und ſprach:

„Wenn euch ein guter Geiſt zu mir führt, — was ich glaube, — ſo ſeyd geſegnet! Bloße Neugier hier wird nicht erwartet und nicht befriedigt. Alſo, vereinige du Fragende, Herz und Sinn und richte deine Gedanken auf das, was erfolgen ſoll und wird.“

„Ich bin ganz nur allein bei dir und deiner hohen Wiſſenſchaft;“ — entgegnete

Bublina ganz gelaſſen, ohne Erwartung und ohne Furcht.

Der Alte aber fuhr fort, indem er ſeine Filzmütze wieder über die Stirn hinauf ſchob, und nach einem kleinen, ſchwarzen Stäbchen griff, welches auf dem Tiſche, neben ſeiner Brille lag.

„Vor allen Dingen, laßt uns erwägen und betrachten die Wichtigkeit meiner Scienz und der Geomantie überhaupt. — Wenn es wahr iſt, — und ſo iſt es, — daß Dichter geboren werden müſſen, ſo iſt dieſes gleichfalls der unabläßliche Fall bei einem rechtſchaffenen und über alle Zauberſchnörkeleien erhabenen Geomantiſten. Nicht alles iſt zu verwerfen, was nicht ergründet werden kann. Dies zeigt die Erfahrung. Wo würden die meiſten Wiſſenſchaften bleiben, erforſchte man ihren Grund in der denkbarſten Tiefe? Vieles ſcheint der Vernunft thörigt, und iſt es doch nicht.

Das Vermögen der Seele iſt vielen unglaublich, aber es iſt dennoch da. Mühſam iſt allenthalben die Entwickelung, aber dennoch möglich. Vieles was nicht auf gewöhnliche Art kömmt, kömmt auf ungewöhnliche. Der Grund der Geomantie iſt eine Aktion, welche unmittelbar von der Seele hervorgebracht wird, und zwar dergeſtalt, daß ihre Wurzel fixirt iſt. Sie iſt viel ſubtiler als alles Wiſſen, das der Menſch in der vergänglichen Welt erlangen kann; Allein dieſes Wiſſen erfordert auch einen ungefeſſelten Geiſt, einen ſich ſelbſt gelaſſenen Menſchen und geſetzte, unpartheiſche Gedanken. Daß das Wort Geomantie, ſo viel als irdiſche Sternkunſt heißt, werdet ihr ſchon wiſſen? Die Kunſt ſtammt her aus dem Orient, ich aber habe ſie hieher gepflanzt nach Griechenland. — — Jetzt aber, ehe wir zu dem Punkten-Schema ſchreiten und weiter geben, frage, ich dich: Wer biſt du?" —

Bublina heiße ich, mein Familien-Name iſt Kosma. —"

Ganz athemlos kam ein Junge herein geſprungen, und ſchrie:

„Meiſter Sisrimonas! Auf Euere Höhle zu kömmt der Cadi, begleitet von zwei Janitſcharen."

„So! — ſagte Sisrimonas; — Frage ſie draußen; was ſie von mir begehren? — Ihr aber, gute Frauen, nehmt dieſe zwei Wachskerzen, zündet ſie an, und eilt durch dieſen Gang. Ihr werdet euch bald am Ufer des Fluſſes befinden. Geht dann hin, wohin es euch beliebt. Wir ſprechen einander ſchon wieder."

Man hörte den Cadi ſprechen. Sisrimonas ging ihm entgegen, nachdem er vorher die Lichter in dem innern Zimmer ausgelöſcht hatte, und Bublina und ihre Para-

Paramana entſlohen durch den bezeichneten Weg.

„Was befehlt, was ſucht ihr, verehrlicher Herr Cadi? — fragte Siſrimenas mit Ergebenheit. — Habt ihr Luſt meine Kunſt auf die Probe zu ſtellen, und zu fragen: was euch bevor ſteht?“

„Was ſoll mir bevorſtehn?“ — brüllte der Cadi fragend.

„Wenn es die hohe Pforte will, meine ich, — erwiderte der Geomantiſt; — der Strang ſogar.“

„Sprich nicht ſo unnütz, ſonſt ſollſt du erfahren, was ein Cadi für ein Ding iſt.“

„Ich weiß es ſchon.“

„Iſt nicht Bublina hier?“

„Nein.“

„Iſt ſie nicht hier geweſen?“

„O ja! vor nicht gar langer Zeit.“

„Was wollte ſie hier?“

„Sie fragte nach dem Schickſale der Familie Kosma.“

„Wo iſt ſie hin?“

„Das weiß ich nicht.“

„Du treibſt ein ſauberes Handwerk!“

„Ich will dir geomantiſch wahrſagen. Die Sterne regieren die Welt.“

„Wenn Allah will.“

„Er will.“

„Ich ſage dir —“

Vor der Höhle geſchah ein Schuß. Alle ſtürzten hinaus, zu ſehen, was es ſey.

Nacht und Dunkel ſchieden; Eos brach hervor im purpurrothen Strahlenſchimmer. — Ach Julie! kennſt du noch dieſe ſchönen Streifen am Morgenhimmel? Wie ſo oft ſahen wir ſie mit Entzücken, in den Fluren, die uns goldene Liebe überſtreute! — Herrlich glänzte ſie hervor, in wogenden

Strahlen, die ſchöne Schweſter Helios, des goldenen Gottes.

Da trat herbei der Dichter Thamiros, hob ſeine Arme empor zur ſtrahlenden Freudegöttin des Morgens, der Welt, und ſprach, mit zu ihr gerichteten Blicken:

Theia gebar Eos dich, die allen Erdenbewohnern leuchtet
Und den Unſterblichen, rings um weit umwölbenden Himmel.
Und es gebar Eos die Winde, Aſträos unbändigen Muthes,
Zephyros bloß umſchwebt, und Boreas, ſtürmiſch im Anlauf,
Notos auch, da in Liebe zum Gott ſich die Göttin gelagert.
Auch den Phosphoros ſanft gebar die heilige Frühe,
Samt den leuchtenden Sternen, dem Kranze des Himmels

Ganz in Ekſtaſe, verſenkt in morgendliches Anſchaun, ſprach der Dichter weiter belehrend zu einem Knaben, den er, wie es ſchien, als Dichterling mit ſich hatte:

„Siehe, mit Roſenfingern eröffnet Eos, (wie Homer ſagt,) die Pforten des Himmels, umwallt von einem lieblichen Krokosſchleier, wenn ſie herauf fährt aus dem Ozean, mit Lampos und Phaeton, den göttlichen Roſſen. Aus den Okeanos kömmt ſie, wie Helios, durchs Himmelsthor, fährt hinweg über die Dunſtluft der Seite des Tages, fährt am Thore des Atlas vorbei, über den Okeanos, um die Nachtſeite herum, zu ihren öſtlichen Wohnungen, am Sonnenteiche. — Sterben dahin früh ſchöne Mädchen und Jünglinge, ſo raubte ſie Eos, die herrliche Morgenröthe.“

Da trat herbei der Scholiaſter Sykomos und ſprach:

„Jüngling! wenn du dieſes alles gehört und beherziget haſt, ſo höre auch das Belehrende an, von mir. Ich bin Sykomos, der Scholiaſter, und ſage alles das, wie ich es als Schulmann ſagen muß: Weil die gute Eos mit dem Kriegsgotte, dem Liebhaber der goldenen Kypris, ſehr vertraulich gelebt hatte, wurde dieſe Göttin ziemlich erzürnt auf die liebe Frau Morgenröthe und gab ihr dafür das böſe Geſchenk, (denn Weiber ſchenken einander nichts Gutes.) geplagt zu ſeyn, von ſteter Liebe. Da konnte alſo die liebe Eos ſich nicht helfen, ſie mußte thun, was ſie that. Sie entführte alſo den Orion nach Delos, um dort ihr Weſen mit ihm zu haben, bald aber darauf auch den Cephalus, nachdem ſie ihn erſt veranlaßte ſeine Gattin Prokris zu erſchießen, brachte ihn nach Syrien und wurde Mutter des Tithon von ihm. Dieſen raubte ſie ſelbſt und zeugte mit ihm den Emathion und Memnon. Dieſer wurde auch ihr eigentlicher Gemal und ſie bat ſich von den Göttern für ihn die Unſterblichkeit aus, vergaß aber dabei zu bitten, daß er nicht älter würde; daher er wieder zum Kinde wurde, in die Wiege gelegt und gewartet werden mußte.“

„O ihr Schulmonarchen! — rief der Dichter Thamiros aus: — was wißt ihr nicht alles!“

„Alles aus der Mythologie, wie es eigentlich iſt, — erwiederte dieſer; — und doch nichts von der ſchönen Bublina, die keine Eos, aber eine weit verehrungswürdigere Frau iſt, als jene Himmels-Hetäre.“

„Wie? — Wie nennſt du ſie, ſo luzianiſch?“

„Scharmirt dieſe Eos nicht noch täglich mit jedem, der es haben und leiden will? — Guter Jüngling lerne Logik, Aſtronomie, Oekonomie, treibe atlethiſche oder pharmazeutiſche Künſte, ſuche ein Fiſcher, Fuhrmann, Bürſtenbinder, ein Schmarozzer oder Hofmann zu werden, oder, was du willſt, aber werde nur kein Dichter! — Das Verſemachen iſt eine Wuth, welche die Bacchantinnen nicht ſtärker überfallen konnte, die den Orpheus zerriſſen. — Und wenn das alles nicht wäre, ſage mir: Welchen Dienſt leiſtet der Dichter dem Staate?"

„Er kann ihn beſingen, wenn er will. —"

„Das kann dem Staate ganz einerlei ſeyn! Iſt er krank, ſo hilft ihm das Beſingen nichts„ iſt er geſund, ſo braucht er ſo etwas nicht."

„Er kann, wie Tyrtäus, die Fechtenden zum Kampfe führen. —"

„Wenn's Fechten nöthig iſt, ſo fechte er lieber ſelbſt mit. Das iſt aber gewöhnlich der Dichter ihre Sache nicht."

„Apollo der Fernhintreffer —"

„Ich bitte dich, ſchweige von des Dichtergottes Heldenthaten! Ja, wenn es darauf ankam, lauter Daphnen zu verfolgen!"

„Mit dir Grämling ſtreite ich nicht. Stöhre nicht meine Empfindungen und zirkele deine Sylben ab, wie du willſt. Einem jeden werde, was ihm gehört. — Sieh dort die ſchöne Tänzerin Isminde! Sie hängt das Köpfchen ſo unmuthig, als wenn ſie verliebt wär. Ich werde ſie beſingen."

Isminde kam ſpazierengehend, langſam herbei, grüßte die Sprechenden freundlich und fragte:

„War nicht Lyſias hier? — Er wandelt ſonſt gern hier im Morgenlichte. — Ach! es iſt ein ſchönes Licht, das Morgenlicht; ſo lieblich, ſo erfreulich, ſo wohlthuend! Wie ſpricht es ſanft erglänzend, das Herz ſo ſympathetiſch an. — Kennt ihr nicht das Lied von der Sympathie? — O! hört es an."

Sie ergriff die Zither, ſpielte und ſang:

Lied.

Was prägt das Herz ſo leicht in Formen,
Die es oft in der Einſamkeit
Gefunden, und nach ſanften Normen
Geſtempelt zur Empfänglichkeit?
Es iſt Erkennen, Sympathie;
Und nennt man es noch ſonſt wohl, wie?

Was iſt der Gruß, der gern gegeben,
Sich zieht zu ſtiller Freundlichkeit?
Wie kömmt es, daß das innre Leben
Sich windet hin zur Einſamkeit?
Das iſt der Gruß der Sympathie!
Wer nennt ihn aber ſonſt wohl, wie?

Warum erheben helle Sterne
Sich an des Lebens Horizont,
Wo ſich in einſam ſtiller Ferne
Schon Eos im Entziehen ſonnt?
Die Sterne ſind's der Sympathie,
Wie? oder nennt ihr ſonſt ſie wie?

Was iſt des Lebens Zauberwiege
Die unſre Fantaſie erkohr,

Damit ſich's drinne ſanfter liege,
Als auf dem weichſten Blumenflor?
Das iſt ein Werk der Sympathie;
Wie? oder nennt ihr's ſonſt noch, wie?

Was lieblich flutet um das Leben,
Das iſt doch wohl der Aether-Strahl,
Den freundlich uns ein Gott gegeben,
Zu unſerer Freude Hochzeitmal?
Ach! ſeht die liebe Sympathie,
Ihr findet ſie, und wißt nicht wie?

Was uns an ſchöne Augen kettet,
Was in dem Druck der Finger lebt,
Was euch auf Herzen weich gebettet,
Was ſanft euch durch die Nerven bebt,
Es iſt die liebe Sympathie;
Sie ſchwebt zu euch, ihr wißt nicht wie.

Thamiros lächelte fragend:

„Du kennſt alſo die Sympathie, ſchöne Jeminde?“

„Wer ſollte ſie nicht kennen? wer nicht empfinden, wenn er ſie auch nicht kannte?

— Schwebt die Sympathie nicht ſelbſt durch dieſe Saiten, über die Zyther? Ja, wahrhaftig! der Klang iſt ſelbſt Sympathie.“

„Sieh einmal ſympathetiſche Isminde! Welche Sympathie mag dieſe drei, die hier einherwandeln, wohl zuſammen und miteinander zu gehen, verbunden haben? Der Cadi, ein Mollah und ein Ulema, welch ein ſympathetiſches Kleeblatt! Sie kommen näher.“

„Zu mir gewiß nicht. Auch bin ich ihre Sklavin nicht und möchte um aller Schätze Athens willen, nicht ihr Liebchen ſeyn. — O! dieſe häßlichen Türken-Popanze. Lieber zehn Loſiaffe, als einen Einzigen ſolchen Vogelſcheu!“

„Sie ſprechen, wie es ſcheint, von wichtigen Dingen.“

„Was ſie verlegen macht, das iſt eines Weibes Daſeyn. Sie fürchten eine

Griechen-Empörung und an ihrer Spitze eine Bublina. — Kennſt du dieſe Hochherzige?“

„Ich, nicht ſo gut, als andere ſie kennen. Wer ſollte auch nicht von ihren Abentheuern haben reden hören, mit Stephanopoli auf Cerigo und andern? Von ihrem traurigen Wittwenſchickſale? Ja von ihr ſelbſt, als ſie noch Lukrezia Kosma hies? — Still die Türken-Popanze kommen näher. Der Morgen iſt ſchön. Mögen die Götter euch beglücken, mit einem ſchönen Tage!“

Nach dem Haſen zu, unweit der Kirche St. Nicolaus, hatte ſich viel Volk verſammelt und ſtand um einen Schiffer her, der durch die Dardanellen gekommen war, mit ihm ein junger Menſch aus Zea, der von den Grauſamkeiten der Osmanen ſprach.

welche dieſe gegen die Griechen ausübten. Endlich rief er aus:

„Wollt ihr es leiden, daß euere Brüder ſo ſchändlich von den Korans-Bekennern gemordet werden? daß man euere Patriarchen und Prieſter erſäuft, viertheilt? daß man euere Weiber und Jungfrauen entehrt, zu Sklavinnen an die von Gott verfluchten Kreuzesſchänder, an die Juden und Armeniſchen Hurenwirthe verkauft? daß man euere Heiligthümer entweiht und euere Kirchen zerſtört? daß man euch ſo entehrend behandelt, beſpeiet, einkerkert, an Kreuze nagelt und lebendig verſchmachten läßt? Wollt ihr alles das und noch mehr leiden? Seyd ihr nicht die Abkömmlinge der Griechen, welche die Perſer demüthigten? die der Welt einen Alexander gaben? Fühlt ihr es nicht ſelbſt, daß die Stunde der Erlöſung gekommen iſt? daß die Rache auch die leuchtende Fackel vorträgt? Wollt ihr ſie verleiden laſſen! — Jetzt geſchehe, was geſchehen ſoll und muß, oder nie. Denn, laßt ihr dieſe heiligen Stunden vorüber gehen, ſo ſchnüren eure Peiniger euch in doppelte Banden."

„Still! — ſchrie einer aus dem Volke: — Es kommen Janitſcharen."

„Ergreift eure Waffen, — rief der Redner aus — und ſtoßet ſie nieder. Ich bin Ibraſimon, Croſtes Sohn; Zea iſt mein Vaterland, Elpenor war mein Ahnherr, und dieſe Koranshunde ſollen des Todes ſeyn!"

Sogleich zog er ſein kurzes Schwert hervor, warf ſeinen Mantel ab, ſtürzte auf die Janitſcharen los, bohrte den einen mit einigen Stichen nieder, indem der andere entfloh, ſchwang das blutige Mordſchwert und rief aus:

„Seht dieſes Schwert! geröthet iſt es vom Blute eines Ungläubigen; des Schwertes Griff iſt das heilige Symbol des Kreuzes. Ich habe es geheiliget und zu meiner That in der heiligen Grotte der Kirche des heiligen Evangeliſten, auf Pathmos, weihen laſſen."

Indem einige aus dem Volke beſchäftigt waren, den Körper des toden Janitſcharen in's Meer zu wälzen, ſtrömten noch mehrere herzu, verſammelten ſich um Thraſimon, und ſchloſſen bald einen dichten Kreis um ihn. Er aber ſetzte ſich auf die oberſte Stufe der Kirchthür, und ſprach weiter:

„Johannes war der Lieblingsjünger unſers HERRN. Den Märtirertod ſollte er nicht leiden. Domitian der Tyrann verbannte ihn auf die damals ziemlich öde Inſel Pathmos, nur bewohnt von Heiden und Götzendienern. In einer, von einer Steinſäule geſtützten, oben geſpaltenen Grotte, in die man euch noch führt, ſchrieb der erhabene Jünger des HERRN ſeine hohe Offenbarung. Korinthos war ſein Jünger und Prochoros der Ehrwürdige, der auch geſchrieben hat von ſeinem Meiſter. Es fing Johannes an zu bekehren die Götzendiener, und trieb einen Teufel aus, aus dem jungen Apollonides, mit des Wortes hoher Lohe und Kraft des heiligen Wortes und Feuers. Kühn ſetzte ſich ihm, mit ſeinen zaubriſchen Gaukelſpielen entgegen Kynops der Wunderthäter, aber alle ſeine Künſtleien verachtete der Heilige, und zwang den Tauſendkünſtler, zweimal aus Verzweiflung in die See zu ſpringen. Denn das Reich des Teufels war vernichtet auf Erden. Und es war ſein Spruch: Im Anfang war das Wort! — Lange nach ihm, zur Zeit des Kaiſers Alexios Komnenos lebte der Abt Chriſtodolos. Dieſer ſuchte die Inſel zu bevölkern und baute das herrliche Kloſter. Dieſes Kloſter ſteht auf einen hohen, faſt un-

unzugänglichen Felſen, wie ein Kaſtell, mit mehreren Thürmen. — Und um das Kloſter herum, liegen die vielen Einſiedeleien. In einer derſelben, genannt Paraſceve, übernachtete ich, hatte einen himmliſchen Traum, machte mich auf, lies mein Schwert weihen in der herrlichen Kirche, in der Höle in derſelben, und habe es geführt, als einen rächenden Blitz, gegen dieſen Janitſcharen, den die Wellen fortwälzen, in das Meer der Sünde und des Verbrechens. Jetzt nun, ihr Einwohner von Samos, greift zu den Waffen, ermordet die Unglaubigen, redet frei. Ausgegangen iſt der Ruf der Freiheit, über ganz Griechenland. Hier ſind die Proklamationen von dem wackern Ypſilanti, die Aufrufe des klugen Odyſſeus. Wählt, die Freiheit oder höhere Knechtſchaft bis in den Tod!“

Alle ſchrieen: „Gott rette das freie Griechenland!“

Thraſimon fuhr fort: „Ihr Bewohner von Samos! Dieſe Inſel, die ihr bevölkert, war ehemals das Vaterland des berühmten Pythagoras, des herrlichen Philoſophen mit der goldenen Hüfte, deren Bewohner ſich vormals der geſammten Macht der Athenienſer entgegen ſetzten. Euere Vorfahren waren entſchloſſene Leute; ich hoffe, ihr ſeyd es auch. Bluts- und Bundesfreunde der Metelyner, der Bewohner von Nikaria, vereiniget euch mit ihnen, ſchlagt die Korans-Hunde tod, die euch beſteuern und quälen, bedenkt die Martern, welche die Griechen, euere Glaubensgenoſſen, von den Türken duldeten und rächt ſie an den Unholden. Gott gab euch ein freies Land, er wird euch auch ſtärken, zu fechten gegen die bleichen Menſchenſchatten der Mahomslehre. Segne euch die allerheiligſte Jungfrau auf der Höhle! Weihe ſie euch zur Wiedertaufe des Entſchluſſes! Ehe fülle euer herrlicher Strom Imbroſos ſich mit euern Leichen, wie der Skamander vor Ilion, ehe ihr ferner tragt das Joch der Knechtſchaft und euerer Verzweiflung unterliegt."

„Die Türken kommen!" — ſchrieen einige. Der Redner blieb gelaſſen und ſprach weiter:

„Laßt ſie kommen! Sie treibt die Wuth über den Tod ihres Geſellen, aber mich treibt die heilige Glut der Freiheit. Ich werde fechten, und wir alle, oder wir werden unterliegen und ſterben. Es ſey! Dort oben lächelt uns die Krone der Freiheit!"

Indeſſen geriethen die Türken in's Handgemenge mit dem Volke, und kühn hervortretend mit dem Schwerte, fiel Lyſias von der Kugel eines Janitſcharen, in die Bruſt getroffen. Zitternd, bleich und bebend warf Isminde ſich über ſeinen

Leichnam hin und ſchrie: „O Barbaren! gebt mir ſein Leben wieder!“

„Dummes Zeug! Albernes Geſchwätz!“ — ſagte der Aga der Janitſcharen: hebt die Närrin auf. Hübſch genug iſt ſie. Führt ſie in mein Serail!“

Dies hörend, ſprang Jsminde auf und ſuchte zu entfliehen. Sie wurde feſtgehalten. Der Aga der Janitſcharen ſelbſt ergriff ſie am Arme, und ſchleuderte ſie einem ſeiner Knechte zu. Da trat entſchloſſen herbei, bewaffnet, wie ehemals die Göttin der Athener, das Haupt mit einem Helme bedeckt, **Bublina** die hehre Frau, zog das Schwert, entriß dem Knechte Jsminden und ſprach: „Sie iſt eine Griechin und ſoll nie die Sklavin eines Mahoms-Dieners werden!“ Da wendete ſich der Aga gegen die Amazone, und als er ſeinen Dolch zog, durchbohrte ihn eine Kugel aus eines Griechen Rohr. Thraſimon war es, der ſie abſchoß. Furchtſam entflohen die Türken, gejagt und zerſtreut von den wüthenden Griechen. Bublina aber führte die bebende Isminde nach der Kirchenhalle zu. Ihr nach eilte Thraſimon, und trat mit ihr zugleich in die Halle ein. Hier warf Bublina ſich vor dem Bilde der Himmelskönigin nieder, nahm den Helm vom Kopfe, legte das Schwert ihr zu Füßen und ſprach:

„Ich weihe mich Dir, Allerſeeligſte, in heiliger Ergebenheit und Andacht! Nie ſoll mein Herz wieder entzündet werden von irdiſcher Liebe, nur dir ſey es geweiht in der Freiheit meiner Nation. Nie wieder ſoll ein Gemal mich führen zum ehelichen Lager. Nur betten will ich mich dahin, wohin die Gefahr mich umſchwebt. Da will ich kämpfen ritterlich, will rächen den Tod meines Gatten und meiner Kinder, und falle ich, ſo ſchwebt mein Geiſt entgegen meinen verlorenen Lieben. Ermordet fielen ſie von den Fäuſten der Mahoms-Jünger, ich aber, deine Heldin, das Weib des Glaubens, will niederſchlagen die Schaar der Ungläubigen, eine fertige Schnitterin in dem Felde des Unkrauts. Umſchwebe mich, Allerheiligſte, und ſegne die Freiheit der Griechen!“

Da ſtreckte Thraſimon ſein Schwert über ſie und rief aus:

„Geſegnet ſey, du hehre Herrliche! Ich gehe mit dir, zu Sieg und Tod!“

Im Hafen liefen Schiffe ein. Das Schiffsvolk ſprang an's Land. Die Bewohner von Samos eilten den Gäſten entgegen, boten ihnen die Hand, und erzählten, was geſchehen war. Die Ankommenden frohlockten, und ein junger Schiffshauptmann nahm das Wort:

„Wir kommen zu euch, aus dem Ikariſchen Meere, und grüßen euch als Freunde und Waffengeſellen. Ihr ſeht hier Bewohner von Nikaria, Paros, Naxos, Pathmus und Mykone. Alle ſind gekommen euch beizuſtehen, wenn ihr unſers Beiſtandes bedürft. Wir, aus Nikaria, deren auch einer ich bin, ſind, wie ihr wißt Porphyrogenarten, und königliches Blut fließt in unſern Adern. Wenn auch aus dieſem illüſtern Blute entſproſſen, fühlen wir uns doch glücklich in unſerer Armuth, (denn wir ſind die ärmſten, aber doch die glücklichſten Bewohner unſerer Inſel im Aegeiſchen Meere;) aber wir wiſſen auch das Schwert zu führen und zu kämpfen für die Freiheit der Griechen."

„Schiffe! Schiffe!" — ſchrie das Volk. Unter großen Jauchzen liefen drei Hydriotiſche Schiffe in den Hafen ein, jedes wohl armirt, mit Geſchütz verſehen und ſtark beſetzt.

Mitten unter den Hydrioten befand ſich ein junger Franzos, entſchloſſen mitkämpfend zu weilen unter den ſtreitluſtigen Griechen. Da er ſehr gut griechiſch ſprach, redete er, als er an's Land gekommen war, die Volksmenge an:

„Edle Samier! achtbare Männer und Frauen! Ich, von Geburt ein Franzos, habe mein Vaterland verlaſſen, um unter euch zu ſeyn, in Freude und Leid, im Kampf und Streit. — Als wir von Hydra abſegelten, eilten die Bewohner der Stadt und des Landes auf die Anhöhen, ſchwenkten ihre Tücher und Schleier in die Luft, ruften laut uns ein Lebewohl zu, und ſtiegen immer höher hinauf auf die Felſen, um uns immer weiter nachblicken zu können. Die Prieſter ſprengten Weihwaſſer in die See und gaben uns ihren Seegen, alle Wachskerzen vor dem Bilde der Panaga, der hochgebenedeiten, loderten hoch auf, ſtiller

Sang begleitete uns, gemiſcht in das Getön der Glocken, und in den Donner der Kanonen. Alle riefen: Segelt glücklich! Das Meer ſteht euch offen. Gott iſt gut, er wird euch geleiten. — Hier ſind wir. Die Hydrioten ſind Seemenſchen, ſie kennen die See und den Kampf. Sie wiſſen zu ſtreiten. Ihr kennt ihre Marine, ihr wißt, wie wichtig und ſtark ſie iſt. — Sie können ſagen was einſt Themiſtokles, deſſen Flotte nicht halb ſo ſtark war als die der Hydrioten iſt, ſagte: Wir werden ſtets ein Vaterland haben, ſo lange wie noch zweihundert bewaffnete Schiffe beſitzen."

„Freunde! — rief ein Hydriot; — wir bringen Waffen mit und haben auch einen Sänger bei uns."

Dieſer, ein junger Mann, von höchſt angenehmer Bildung trat herbei, grüßte die Menge freundlich auf orientaliſche Art, indem er die Hand aufs Herz legte, hierauf breitete er ſeinen Mantel aus, auf die Erde, und ſetzte ſich auf denſelben nieder, darauf begann er mit ungemeinen Frohſinn.

„Seht hier, den wandernden Dichter und Sänger! Er ſingt euch und erzählt.“

Unaufgefordert ſpielte er auf einer Mandeline und ſang ein luſtiges Liebesliedchen, als plötzlich der Lärm einherwogte: „Die Türken kommen mit verſtärkter Macht.“ Nun griffen alle zu den Waffen, das Volk, die Schiffer, die Reiſenden, und mit Blitzesſchnelle ſtand Abraſimon an der Spitze, indem Bublina mit edlem Feuer das Schwert zog, ausrufend: „Hydrioten und edle Griechen, fechtet mit den Samiern, als Griechen.

Sogleich begann der Angriff mit großer Heftigkeit. Die Schiffe ſchoſſen von der See, auf die Türken; die Janitſcharen flohen. Bald war das Corps zerſtreut und die Griechen jubelten:

„Gott ſey gelobt! Wir haben geſiegt, im Namen und Schutz des HERRN!" .

Vom Kampfe und der Hitze des Tages ermattet, legte Bublina ſich unter einen Baum nieder. Neben ihr ſtand Jeminde, wühlte in den Saiten ihrer Zither und bald deklamirend, ſprach ſie in die ſanften Akorde:

Erblichen flieht der Morgenſtern,
in Oſten ſtrahlt ein ſchönres Licht hervor!
Melika verläßt ihr einſames Lager,
denn ach! ihr Gatte ruht im kühlen Grabe,
und nicht mehr liebevoll bei ihr
Einen Blick des Kummers und des Leidens
wirft ſie auf ihres Kindes Antlitz.
Es ſchlummert ſanft in ſeiner Wiege.
Die blaſſen Lippen auf des Kindes Stirn
drückt ſanft Melika, daß ſie nicht
den Säugling ſtöhre in dem Schlummer
der ihn noch ſanft umfängt.

Fort eilt ſie, in den Hain
der immer traurigen Zypreſſen,
durch die der Sonne ſanfte Strahlen brechen.
Still ſteht ſie einen Augenblick,
zu ſchöpfen aus dem hellen Bache
des ſüß'n Morgentrunkes Labung.
Ach! dieſes helle Waſſer rollt
So murmelnd ſchnell dahin. — Sie ſeufzt;
denn auch ihr Glück, iſt wie die Welle, ſchnell
entfloh'n.
Melika kömmt zum Grabmal,
das ein Marmor-Engel mit ſeinen Flügeln
ſchützt;
und auf dem Grabe blühen Blumen.
Ihr buntes fruchtbares Entkeimen
bedeckt das Bild der traurigen Zerſtöhrung.
Melika wirft ſich nieder auf das Grab.
Sie ſeufzt und ſtöhnt:
Vergangen biſt du, wie im Mittagswind
die Lilie. Sie blühte und vertrocknet.
Ach! daß du einen Augenblick
mir nur erſcheinen konnteſt!
Du biſt nicht mehr. — Doch ganz entriſſen
biſt du nicht
der Liebenden, die um dich weint.

Ich habe deinen letzten Athem eingeſogen,
und deine Seele vermiſchte ſich mit meiner Seele.
Bald fliehen beide meine Hülle,
und eilen zu verbundner Ewigkeit.
Klagendes Täubchen! flatterſt du einſam
durch dieſes ſchwarze Laub
der traurigen Zypreſſen? Verlorſt du deinen Gatten?
O! klage, klage ſanft mit mir.
Der Wind verſchüttelt dieſen Mohn,
des Schlafes Bild. —
Ich will ihn pflücken dieſen Mohn
will ihn zuſammen binden
und dieſen Strauß an meinem Herzen tragen.
Einſchläfern wird er meinen Schmerz,
doch niemals wird er ihn verſcheuchen.
O Roſe! ſanftes Bild des Lebens!
du ſahſt der Sonne erſte Strahlen
die dich zur Blumenkraft entfalteten
So ſchöpft' auch ich aus des Geliebten
erſten Feuerblicken Lieb' und Leben. —
Ach! du biſt nicht mehr. — Und ich athme noch? —
Sie ſinkt am Grabe bebend nieder.

Des Kindes Bild, es ruft ins Leben ſie zurück.
Lebt wohl! ruft ſie, ihr ſchönen Blumen,
lebt wohl, ihr dichtbelaubten Bäume!
Ihr werdet morgen mich und jeden Morgen
wiederſehen.
Mit jeder Morgenröthe werd' ich kommen
Und miſchen meine Thränen mit Morgenthau."

Bublina ſchluchzte laut auf: „Ach! ich verlor den Gatten und habe keine Kinder mehr!"

Der junge Sänger von dem wir vorhin ſprachen, der ſich Alexis nannte, trat herbei, wendete ſich gegen Iſminden und ſprach: „Gutes, ſchönes Mädchen! Dein Geſangdeklamatorium hat mir ſehr gefallen und mich hoch entzückt. Ich fühle mit dir, was Melika fühlte. Es gehe ihr wohl; der Himmel lindere ihren Schmerz. — Liebes Kind! edle Frau, laßt euch eine ſonderbare Geſchichte erzählen, die ich in Zante hörte, die dort jedermann kannte, und die eben ſo wahr, als ſonderbar iſt."

„Erzähle!" -- Alexis erzählte die Begebenheit der Zantiotin Helena Mettaranga.

Helena Mettaranga.

Helena Mettaranga, auf der Inſel Zante, war zwanzig Jahr alt, als ihr Liebhaber ſtarb. Sie durfte ihn nicht heurathen, und mußte nach dem Willen ihrer Eltern, einem andern Manne ihre Hand reichen. Sie that es gezwungen, und ihr Liebhaber behielt ihr Herz. — Er ſtarb.

In der Nacht ſeines Begräbnißtages ſah Helena ihres Liebhabers Geſtalt ſchweigend vor ihrem Bette ſtehen. Er kam in der zweiten, in der dritten Nacht wieder. Sie ließ Meſſen für ſeine Seele leſen, die ſie im Fegefeuer glaubte, theilte Geld und Brod unter die Armen aus, und beſchenkte das Kloſter der Panagia mit einem fetten Hammel. Alles war umſonſt. Das Geſpenſt kam jederzeit um die Mitternachtſtunde, und Helena konnte an keinen Schlaf denken.

Wie ſollte ſie ſich von dieſer Erſcheinung befreien? Sie ſann hin und her, und endlich kam der Aberglaube ihr zu Hülfe.

In der Nacht ſteht ſie auf, nimmt einen Hammer und Nägel, geht barfuß auf den Gottesacker, ſcharrt den Leichnam ihres Geliebten aus, umarmt ihn, ob er gleich ſchon in Fäulniß übergegangen war, einigemale, benetzt ihn mit Thränen, und nagelt ihn dann mit vier Nägeln an Händen und Füßen feſt. Dann kehrt ſie in ihre Wohnung, in ihr Bett zurück, und ſchläft ruhig. Das Geſpenſt ließ ſich nicht wieder ſehen.

Welche unerhörte Miſchung von Liebe, Herzhaftigkeit und Albernheit! — Wie würde man in unſern alten Griechenland ihre Geſchichte erzählt, bewundert, und ihr Andenken gefeiert haben. Jetzt kam ſie in Todesgefahr.

Sie vertraute ihr Geheimniß einer Freundin, die nicht ſchweigen konnte. Die Anverwandten des Verſtorbenen erfuhren es und klagten nach dem Geſetz über eine Beſchimpfung der Leiche, die ſie mit dem Tode beſtraft wiſſen wollten.

Der damalige Proveditore Bembo, als Zante noch den Venetianern gehörte, nahm ſich der jungen Frau an, wurde ihr Beſchützer, vermittelte die Sache, und rettete ſie vom Tode.

„Auch ich habe davon ſprechen hören;“ — ſagte Bublina.

Alexis fuhr fort: Von Inſel zu Inſel bin ich geſchifft, habe allenthalben Erzählungen, Geſchichten und Sagen eingeſammelt, erzähle ſie weiter, bringe ſie in Lieder, ſinge ſie ab, und unterhalte und ergötze. Der Dichter hat nichts Eigenes, kein Gut, kein Geld, und hätte er's, er blieb kein Dichter. Wer lieber Geld zählt, zählt keine Silben, und wer Gold hat, findet keine Freude an Verſen. Ein kleines Erbtheil ſichert mich für Noth, Gottes Himmel iſt über mir, die ſchöne Natur umgiebt mich; was will ich mehr?“

Isminde ſenkte weinend den Kopf, indem Bublina ihr Geſicht mit den Händen bedeckte. Alexis nahte ſich der Weinenden und fragte ſanft:

„Beweinſt du etwas Verlorenes?“

„Einen jungen Mann, den ich liebte. Er fiel in einem Gefecht mit den Türken.“

„Er fiel mit Ehre. Wer mit dem Schwerte fällt für ſein Vaterland, den darf die Geliebte nicht beklagen. — Beruhige dich! Ein Stern geht unter und andre Sterne gehen auf.

„So gehe er denn auf, mein Stern! — rief Bublina aus, ſprang auf und blickte hinaus in's Meer. — Dort ſuch' ich meine Sonne. Dort gehe ſie mir auf, bis mir der Abendſtern winkt. — Zu Schiffe!“

Da kam der wohlbekannte Unbekannte heran, den wir vom Anfang der Erzählung her kennen, und ſagte:

„Bublina ich lobe deinen Entſchluß, Rache zu nehmen an den Mördern deines lieben Gatten und deiner Erſtgebohrenen. Eine männliche Seele bewohnt deinen ſchönen Leib. Wie wärſt du zu beneiden, wenn du neben den fechten könnteſt, den du liebteſt. — Auf Maltha wohnt ein thätiger, kraftvoller Freund der Griechen. Dieſer wär würdig dein Kampfgeſell, und an deiner Seite zu ſeyn! Der Carbonari Unſinn trieb den hochherzigen aus Neapel. In

Maltha beglückte ihn die Hand eines lieben Weibes, welches ein verhaßtes Geſchick ihn raubte. Klagend umarmt er ihre Urne, und hinaus wird ihn ſein Unmuth treiben, in die Welt. Er haßt das Türkenvolk und liebt die Griechen. Lionardo Montebello*) iſt ſein Name. Er und Bublina, welch ein edles Paar!"

„Im Grabe nur ruht der, zu den ich mich geſelle;" — entgegnete Bublina.

„Verſtehe mich nur recht: ich meine im Gefecht. — Doch iſt er auch ein ſchöner Mann und zärtlicher und edler Sinnesart."

---

*) Ich hoffe die Leſer werden das Büchlein kennen: Lionardo Montebello, oder der Carbonari Bund. Leipz. 1821. Lionardo's Schickſale werden ſich in die Gefahren der Heldin Bublina verſchlingen. Die Leſer werden alſo nicht übel thun, wenn ſie die Erzählungen von Lionardo noch nicht kennen, dieſelben zu leſen.

„Liebt er die Griechen, ſo wird er zu ihnen kommen und für ſie und mit ihnen fechten. Er ſoll von Bublina ſprechen hören. Ich eile jetzt zu Schiffe, denn auf dem Meere ſtarben meine Lieben. Dort will ich ſie rächen.“

„Ich bitte nur um eine kleine Gefälligkeit.“ —

„Sprich.“

„Nehmt ein Paar alte Damen mit zu Schiffe, die ich jetzt bei mir habe, und die in die Einſamkeit auf die ſo ſonderbar durch vulkaniſche Erhebungen entſtandene Inſel Santorini gebracht zu werden wünſchen. Es iſt die Signora Tempo, nebſt ihrer Schweſter, Signora Uſanza. *) Sie reiſen

---

*) Lionardo Montebello. 2 Th. S. 246. Dort ſind dieſe Damen kennen zu lernen, wenigſtens zeigen ſie ſich. Nur wenn jenes Buch geleſen wird, kann gegenwärtiges, hie und da, verſtanden werden.

mit mir, und ich hole ſie zu Santorini ab. Wir ziehen weiter. Jetzt aber habe ich noch zu ſchaffen und zu wirken, hier. Auch erwarte ich Briefe aus Maltha.“

„Von Lionardo Montebello?“

„Von ihm.“

„Wie es ſcheint, — fragte Alexis; — biſt du wohl ſo ziemlich allenthalben bekannt?“

„Ach ja! Ich bin weit herum gekommen.“

„Wie gefällt es dir in Griechenland, im Archipelagus? wie gefallen dir die Griechen?“

„Griechenland iſt die Wiege der Halbgötter, der Schauplatz großer Thaten, das Vaterland ſo viel berühmter Männer, und bietet dem Reiſenden nichts mehr dar, als hundert Veranlaſſungen zu traurigen Gefühlen. Von ſeiner ehemaligen Pracht, von ſeinem ſo großen Ruhme, von all ſeinen Vergnügen, beſitzt dieſes Land nichts mehr, als was die Menſchen der Natur nicht haben entreißen können. Griechenland hat ſeine Denkmäler und ſeine Schätze verloren, aber die Schönheit und Fruchtbarkeit ſeines Bodens, dieſe ſo unerſchöpflichen Quellen des wahren Reichthums, hat es behalten; dieſe konnten ihnen von Menſchen nicht entzogen, nicht entwendet werden. Die Bewohner des Landes ſind noch Griechen, wie ſonſt. Die Natur iſt wieder in ihre Rechte eingetreten; die Ruinen aber, erwecken nur traurige Gefühle. All die Veränderung in Griechenland iſt allein nur der zerſtöhrenden Hand der Menſchen, geſchmack= und gefühlloſer Barbaren zuzuſchreiben. Man hat gar nichts gethan, die Kunſt zu beſchützen, der Natur zu Hülfe zu kommen."

„Wenn aber nun jetzt —?"

„Ich verſtehe dich. Ein Phönix kann wieder aus ſeiner Aſche aufſteigen, wenn er ein Phönix iſt."

„Ein ſeltener Vogel!"

„Je nun! zuweilen erſcheint er aber doch. Und wahrhaftig! ich glaube ganz an die Wiedergeburt der Griechen. Wenigſtens ſind ſie zu derſelben reif; und alles was reif iſt gedeiht und iſt gediehen. Mit der Entſchloſſenheit, wenn ſie es iſt, für eine edle Sache, ſteht ſelbſt der Himmel im Bunde. Es giebt Menſchen, die an nichts Glauben haben; dieſe beneide ich nicht, ſo wenig, als jene, die an alles glauben. In der Mitte liegt das Wahre, das Gute und das Gedeihliche."

„Wenn nun Griechenland wieder umgeſtaltet wird?"

„Es wird es immer Griechenland bleiben, nur ein verſchönertes, wenn es ſich getreu bleibt. — Es iſt freilich in unſerm

Zeiten mit den Meinungen ein übles Ding. Was ſonſt gefiel, will jetzo nicht gefallen, und das im Alterthume berühmte Tempe, würde heutiges Tages kaum mehr als einen Geographen, aber gewiß keinen exaltirten Dichter finden.“

Wie begeiſtert, griff Alexis in die Saiten, und deklamirte:

O! ſchönes Thal vom Peneus durchfloſſen,
Gelagert zwiſchen Oſſa und Olymp,
Von Epheu rund umgrünt,
Vom Vögelchore ſanft belebt.
Geliebtes Thal, des ewig jungen Gottes,
Der, ſeit er Python mit dem treffenden Geſchoß
Zum Troſt der Menſchheit, niederwarf,
So gern in dieſen Feldern weilte.
Und mit dem Lorbeer ſich die ſchönen Schläfe kränzte;
O! ſchönes Thal, o Tempe, holder Wunderort!

„Recht gut geſagt und wohl gedacht; aber für Europa iſt gar nichts jetzt zu ſchön; doch für die Griechen, wird ein Tempe immer blühen.“

Die Hörner der Schiffer und Krieger ertönten. Es gab Lärm und Auflauf. Ein Schiffer ſchrie:

„Mehemet Baſſa ſendet dreihundert Türken und Janitſcharen! Sie ſollen hier landen. Das müſſen wir verhindern. Zu Schiffe! zu Schiffe! Hinan an die Türkiſchen Schiffe; verbrennt ſie und die Mahoms-Hunde!“

Die Muthigen ſtrömten herbei zu den Schiffen und an den Strand, auf die Waffenplätze. Der Schlachtgeſang ertönte.

Schlachtgeſang
der Griechen auf Samos.

Auf zu Schiffe! zum Gefechte
Gegen jene Mahoms-Brut.
Fühlt der Grieche ſeine Rechte,
Hebt ſich ſtärker Herz und Blut.
Auf! bewaffnet eilt von hinnen;
Freiheit läßt den Sieg gewinnen.

Seht den Feind; er blickt verlegen
Auf der Freiheit raſches Kind;
Und als Jüngling kommt's entgegen,
Fechtend ſchon als Mann geſinnt.
Selbſt die Schaar der weichen Flechten
Hüllet ſich in Stahl; ſie fechten.

Iſt der Grieche frei geboren,
Drücke nie ihn Mahoms Joch;
Das Zerbrechen ſey geſchworen,
Sinkend, auch im Tode noch.
Zieht die Segel, ſchwingt die Schwerter,
Werdet ſtets dem Kampfe werther.

Wie ſie quälend, zu vernichten,
Euch die Mahoms-Brut gethan,
Müßt ihr ſie, vergeltend, richten
Auf des Todes Marter-Bahn.
Was bei Allah ſchwur, vergehe,
Und des Sieges Fahne wehe!

Blicket auf der Vorzeit Szenen,
Die euch dieſe Flur erhellt.
Auf, ihr rüſtigen Hellenen!
Griechenland iſt euer Feld.
Stürzt euch in das Schlachtgetümmel!
Griechenland iſt Erd' und Himmel.

Lorbeern grünen, wo ihr wandelt
Schmückend Sieger, als die Braut
Die der Tapfre ſich erhandelt,
Die der Muth ihm angetraut.
Feſt verbunden, ſelbſt in Wehen;
Griechenland wird neu erſtehen!

„Hier Allmächtiger! unter deinem ſchönen Himmel liege ich, beuge meine Knie vor deiner allmächtigen Kraft und Stärke, und flehe: erhebe und belebe meinen Muth. Du weißt es, welche Wunden mir geſchlagen wurden, durch deines Glaubens wüthende Feinde, du ſchauſt in mein Inneres und ſiehſt mein blutendes Herz, erhebe mich zu innerer Kraft und ſtähle meinen Arm mein Elend zu rächen an der feindlichen Brut!" — ſprach Bublina, ſprang auf, griff zu den Waffen und eilte auf ein Hydriotiſches Schiff.

Isminde eilte einer Höhle zu, wohin Alexis ihr folgen wollte, als der Alte ſprach:

„Dem Muthe wird das Weib geboren, wie der Mann!"

Damit nahm er den Sänger bei der Hand und führte ihn in die Strandreihen der kampfluſtigen Samier, denen auch er ſich zugeſellte, das Schwert ergriff und ausrief:

„Mit Gott! für Freiheit und Vaterland!“

Zweites Buch.

Führe nicht das Selbſtvertrauen
Dich auf einen weiten Pfad;
Denn du wandelſt nur im Schauen,
Wenn dein Fuß ihn kühn betrat.

Zurückgeſchlagen, genommen und verbrannt waren die türkiſchen Schiffe. Mit hoher Erbitterung wurde von Griechen und Janitſcharen gefochten. Blut floß in Strömen. Keine Gnade wurde weder geboten noch genommen, und nach errungenem blutigen Siege, eilten die Griechen in die Kirchen, ihren Dank zu Gott betend abzuſtatten. Mehemed Baſſa war mit Noth entkommen, hatte auf einen Nachen ſich gerettet und fliehend ſein Schiff verlaſſen, das in Flammen aufging. Alexis der Sänger war leicht verwundet und der Unbekannte, der jetzt ſich Sirius nannte, *) kam unbeſchädigt aus dem blutigen Kampfe zurück.

---

*) Lionardo Monte Bello. 2. Th. S. 203.

„Ich kann, ich darf nicht ſterben!“ — ſeufzte er.

Neben der Höhle, in welche ſich Ismինde flüchtete und barg, grünte ein ſchöner Lorbeerhain gemiſcht mit liſpelnden Pappeln; dort hatten zwei alte weibliche Weſen ein Feuer angemacht, einen Dreifuß darauf geſetzt und kochten ſich eine Mehlſpeiſe, nach Art und Form der in Neapel ſo beliebten Makkaroni. — Dieſe erkannte Sirius bald und ging auf ſie zu.

Tempo. Biſt du wieder da?

Sirius. Leider! — Was ich auch thue, was ich auch unternehme und wage, ich kann nicht ſterben. Ach! welch ein ſchreckliches Daſeyn; ſterben zu wollen und nicht können.

Tempo. Es iſt noch nicht Zeit. Die Zeit geht mit dir, und du gehſt mit der Zeit. Ihr habt einander nichts vorzuwerfen.

Uſanza. Gewiß nicht. Ihr werdet einander ſelbſt zur Gewohnheit, wie ein Paar Eheleute einander es werden müſſen. Es iſt dabei weder etwas Böſes noch etwas Erfreuliches.

Sirius. Zeit und Gewohnheit, man erträgt euch, wie man endlich alles erträgt, was man ertragen muß.

Uſanza. Wie die Griechen den Krieg.

Tempo. Die Zeit wird ihnen ihr Recht geben.

Sirius. Es kann nicht fehlen!

Tempo. Die iſt, wie du weißt, eine innerliche und eine äußerliche, eine metaphyſiſche und phyſiſche. Sie iſt eine ununterbrochene Reihe von Folgen, ſie iſt aber auch eine eingebildete und eine wirkliche. Der Staat hat auch ſein Recht auf die Zeit, deswegen ſteht der Regierung auch das Kalenderweſen zu.

Uſanza. An Wiederholungen ſtirbt die Gewohnheit nicht, deshalb ſpeiſen wir ſchon wieder Makkaroni; deshalb giebt es gleichfalls eine innerliche und eine äußerliche Gewohnheit. So zärtlich auch die Weiber zu ſeyn pflegen, ſo können ſie doch durch die Gewohnheit noch zärtlicher werden. Dann wird die Zärtlichkeit zur Gewohnheit. Dieſe aber, hat eine große, faſt nicht zu berechnende Kraft; ja ſie wird ſogar zur Handlung. Da hat der Staat auch etwas dazu zu ſprechen.

Sirius. Ich weiß das alles, und führe ich euch nicht ſtets mit und bei mir. Glaubt ihr denn aber, daß wir zärtlicher gegen einander geworden ſind?

Tempo. Nichts weniger! Die Zeit ſchadet dem Zärtlichſeyn überhaupt gar ſehr. Seht einmal Brautleute und Eheleute an; Ich bitte euch, um aller Götter willen! welch ein Unterſchied. Der zärtliche Bräutigam und der geſättigte Ehemann! die erwartungsvolle Braut, und die beſchwichtigte Ehefrau!

Sirius. Gleichniſſe, hergenommen vom Brautſtand, wo der Himmel voll Geigen hängt, und vom Eheſtand, wo nur noch die Bäſſe zu hören ſind, ſind hieher gar nicht paſſend. Es iſt überhaupt die Ehe ein ſo ungereimtes Ding, daß ſich nichts darauf reimt, als Wehe, oder ich vergehe. Ja, wenn der Menſch nicht ſelbſt eine Zeit wär! Er iſt ja die wahre, eigentliche Paſſionsblume. Sie öffnet ſich vor der Sonne Aufgange und ſchließt ſich mit ihrem Untergange; auch trägt ſie eine gute Frucht. — Aber ich bitte euch, ihr alten Damen, laßt euch nicht ſtöhren, ſpeiſet eure Makkaroni —

Tempo. Und du, magſt die Frucht der Paſſionsblume genießen!

Sirius. Das muß ich ohnehin. — Nur näher, meine Schöne! verlaß deine Höhle und komm heraus.

Isminde. Iſt's vorbei?

Sirius. Ja! Die Türken werden an uns denken.

Isminde. Lebt Alexis noch?

Sirius. Er lebt und ſingt. Nur iſt er leicht in den Schenkel verwundet.

Isminde. Und Thraſimon?

Sirius. Er hat wacker gefochten und leibt und lebt noch, wie ſich's gehört.

Isminde. Und Bublina?

Sirius. Als Heldin hoch hervorſtrahlend, ſingt man ihr Siegeslieder und ein Kupferſtecher arbeitet Tag und Nacht an ihrem Bilde, das bald im ganzen Archipelagus zu ſchauen ſeyn wird. — O weh! da kömmt der Franzos; der wird erzählen!

Der uns ſchon bekannte Franzos, Chretien genannt, der ſich entſchloſſen hatte, für die Sache der Griechen mitkämpfend aufzutreten, begleitet von einigen ſeiner Gefährten, kam auf die Geſellſchaft zu, die ſo eben ſich, womit, wiſſen wir, ſich unterhalten hatte, und begann mit einem: „**Malheur a moi**! ich bin raſend müde.“ Er erzählte das, was er gethan hatte, und was alles zu thun er verhindert worden war. Er ſchwur, ſey er nicht geweſen, Bublina würde nicht mehr leben.

„Ja, wahrhaftig dieſe herrliche Amazone, würde nicht mehr leben, lebte ich nicht noch! Wie ein Deiphobus neben einer Minerva ſtand ich und mein Schwert fing jeden Streich auf der auf die hehre Frau geführt wurde. Zwei Janitſcharen ſtreckte ich zu ihren Füßen nieder und einen Arnauten ſchoß ich tod, als er eben auf die Fechtende anlegte. Ich ſchätze mich glücklich das Leden dieſer Heroine erhalten zu haben, und wünſchte nur, daß er noch lebend hier geweſen, und ſeine edle, liebe Lukrezia Kosma geſehen und neben ihr gefochten hätte, der wackere Stephanopoli."

„Du ſcheinſt, — fragte Sirius, — Bublinens frühere Geſchichte genauer zu kennen, als wir, erzähle ſie uns, wenn es dir gefällt."

Stephanopoli kann ſie uns ſelbſt erzählen, ſie ſteht in ſeiner **Voyage en Grece,** und iſt ſehr intereſſant. Sein Buch führe ich ſtets bei mir. Laßt euch von mir die Erzählung vorleſen."

Lukrezia Kosma.

In Potamos, einem großen Dorfe der Inſel Cerigo, ſuchte der junge Stephanopoli nach ſeiner Gewohnheit, alte Denkmäler auf, beobachtete die Sitten des Landes und die Erzeugniſſe der Natur. — Am

Ende des Dorfes erblickte er eine Kirche, er geht hinein; die Vesper war eben vorbei. Sein dreifarbiger Federbuſch, ſein Koſtum als franzöſiſcher Kommiſſair, ziehn aller Augen auf ihn: beſonders heften zwei Frauenzimmer ihre Blicke auf ihn, die eine noch in der Blüthe der Jugend, und die andere in der Neige ihres Frühlings; ſie hatten ihn ſchon bei ſeiner Ankunft in Potamos geſehen, und brannten vor Verlangen, mit ihm zu reden. Die Gelegenheit ſchien zu günſtig, um ſie vorbei zu laſſen; ſie gaben der Neugierde oder vielmehr jenem Drange des Herzens nach, der kein Hinderniß kennt, und redeten den jungen Fremdling an. — „Bekennſt du dich, fing die älteſte zu ihm an, zu einerlei Religion mit uns!“ — „Ich bekenne mich — antwortete Stephanopoli — zu der unſerer erſten Väter, der natürlichen Religion.“ — „Kennſt du denn keine Heiligen?“ — „Ich kenne deren viere: Sparta, Athen, Theben und Frankreich." — „Was ſind das für Heilige, von denen du redeſt?" — „Ich bin geſandt, ſie euch bekannt zu machen." — „Man hatte uns geſagt du ſeyſt ein Franzoſe; aber deiner Sprache nach, ſcheinſt du ein Grieche zu ſeyn?" — „Ja, ich bin ein Grieche, und ich wünſchte ein Mädchen von unſerer Nation zu finden, um ihr meine Geſinnungen mitzutheilen!" — Bei dieſen Worten fixirte er Lukrezia; ſo hieß die junge Perſon. Beim Eintritt in die Kirche hatte er ihre Unruhe geſehen; er war ſelbſt nicht unempfindlich. Lukrezia hatte bis jetzt ihre Augen ſittſam niedergeſchlagen; aber nicht vermögend, das Feuer, das ſie verzehrte, zu unterdrücken, fing ſie mit leiſer Stimme an: „Es wäre vielleicht nicht unmöglich, hier einen Gegenſtand zu finden" Sie redete nicht aus; ein Seufzer erſtickte ihre Stimme, und ihr Geſicht, wo ſich

Lilien mit Roſen miſchten, bedeckte ſich mit einer weit ausdruckvollern Röthe. — „Biſt du eine Griechin?“ fuhr Stephanopoli fort. — „Ich bin in Cerigo gebohren, und alle meine Verwandte ſind Griechen.“ — „Aber du biſt doch keine Mainotin?“ — „Ja, ich bin eine Mainotin;“ ſagte Lukrezia mit einem neuen Seufzer. — „Aus welcher Familie?“ — „Aus der Familie Kosma.“ — „Und welches iſt in Griechenland dein erſtes Vaterland?“ — „Maina.“ — „Da wir Landsleute ſind, ſo mußt du wohl von Stephanopoli haben reden hören?“ — Großer Gott! ob ich von ihnen habe reden hören? Sie ſind es, die, um ſich der Türkiſchen Tyrannei zu entziehen, an der Spitze von zweihundert Familien, wozu die meinige gehörte, ausgewandert ſind. Aber wie! du ſollteſt von dem alten und großen Hauſe der Stephanopoli ſeyn?“ — „Allerdings.“ — „Ach! nie haben meine Voraltern und mein Großvater von den deinigen geſprochen, ohne Thränen zu vergießen; unſere beiden Familien machten nur Eine aus. Aber zu lange haben wir ſchon an geheiligter Stätte geplaudert; wir wollen gehen.“

Lukrezia und ihre Begleiterin nahmen Stephanopoli in die Mitte, und ſo gingen ſie in das Dorf, mit dem Stolze zweier alten Spartanerinnen, die einen Gefangenen vom Schlachtfelde geführt hätten. Der Jüngling folgte ihnen, auf ihre Einladung, in ihre Wohnung. Als ſie ankamen, ſtürzte Lukrezia in die Arme ihres Vaters. „Vater! ſagte ſie; ich habe mein Glück gefunden!“ und zeigte dabei auf Stephanopoli, indem ſie vor Freuden weinte. — „Stephanopoli, ſagte der Vater; als ſein Gaſt ſich nannte; du führeſt den Namen, der mit dem meinen innig verbunden iſt. So lange unſere beiden Familien das alte Land der Spartaner bewohnten, waren ſie beſtändig durch die Bande der Ehe und Freundſchaft verbunden. Du biſt jung, du weißt nicht, wie viel unſern Vorältern ihre Trennung koſtete." — „Mehr als einmal haben meine Aeltern mir davon erzählt und allemal mit Seufzen." —

„Aber, lieber Vater! — fiel lebhaft Lukrezia ein, — wenn es unſern Familien ſo viel gekoſtet hat, ſich zu trennen, wenn ſie noch Thränen darüber vergießen, warum ſuchen wir ſie nicht durch unſere Verbindung zu trocknen, wie unſere Vorältern thaten?" — „Lukrezia! dieſer Vorſchlag — verſetzte Stephanopoli — iſt ſchmeichelhaft für mich, aber iſt er nicht zu voreilig? Ich bin dir noch fremd; würdeſt du es wagen, dich mir anzuvertrauen, ohne meine Eigenſchaften und meinen Karakter zu kennen?" — „Die Maineten ſind nie von ihren Vorfahren ausgeartet; und deine Tracht beweißt, wie viel du bei der großen Nation gelten magſt. So kündigten in ihrer Jugend die Themiſtokles, die Miltiades, die Leonidas ſich an; und ſo haben ſich die meiſten Anführer der franzöſiſchen Armee angekündigt." — Darauf ging ſie noch weiter in die Geſchichte ein, zergliederte und erklärte ſie. Stephanopoli, voll Erſtaunen, eine junge Perſon ſo reden zu hören, ſah ſie einige Minuten lang unbeweglich an und fragte ſie dann: „wie alt biſt du?" — „Sechszehn Jahre;" antwortete der Vater. — „Das iſt nicht möglich! Wie? mitten unter einer ſo allgemeinen Unwiſſenheit kennſt du die Tapferkeit der Spartaner, und die Geſchichte von Frankreich?" — — Dieſes Geſpräch wurde durch die Nachricht unterbrochen, daß Stephanopoli's Oheim mit Ungeduld auf ihn wartete. Er nahm Abſchied von Lukrezia, und verſprach ihr, ſie den folgenden Tag, um eilf Uhr früh, wieder zu ſehen.

Die Geſellſchaft, in welcher Stephanopoli mit ſeinem Oheim den Abend zugebracht, trennte ſich und begab ſich zur Ruhe; aber für Stephanopoli war aller Schlaf verſchwunden. Die ganze Macht der Liebe hatte ſich mit Lukrezia ſeines Herzens bemächtigt; er kämpfte mit ſeiner Leidenſchaft; aber umſonſt. Nichts iſt ſchrecklicher und peinigender, als die erſte Nacht einer erſten Liebe, wenn man nach den köſtlichen Augenblicken, die man mit dem geliebten Gegenſtande genoſſen hat, ſich allein von der Dunkelheit der Nacht umpfangen ſieht! Nie hatte ſich Stephanopoli mit ſolcher Ungeduld nach dem Lichte des Tages geſehnet, als jetzt.

Lukrezia hatte nicht minder eine qualvolle Nacht zugebracht. Der Schlaf war von ihren Augenliedern geflohen; oder wenn ſie auch vor Ermüdung einen Augenblick eingeſchlummert war, ſo hatten die ſchreckhaſteſten Träume ihre Einbildungskraft gequält. Sie hatte ihren Geliebten bald von den Wellen verſchlungen, bald von den Türken ermordet geſehen. Das Licht des Tages, das dieſe Schreckbilder verſcheuchte, hatte ihre Marter nur vermehrt. „Er geht fort! ſagte ſie; er verläßt mich auf immer!“ — Der Gedanke einer baldigen Zuſammenkunft, die Hoffnung, ihn noch einmal zu ſehen und zu ſprechen, linderten ein wenig ihre Leiden; aber nachdem bereits zwei Stunden nach der abgeredeten Zeit verfloſſen waren, ſtieg ihr Schmerz aufs höchſte; ſie überließ ſich der Verzweiflung; als unvermuthet endlich der erſehnte Gegenſtand erſchien.

Bei ſeinem Anblick gerieth ſie in eine ſo heftige Bewegung, daß ſie ſeine Gegenwart nicht ertragen konnte; ſie eilte in ihr Zimmer, warf ſich in die Arme ihrer Tante, und zerfloß in Thränen. Stephanopoli folgte

folgte ihr, und mit einer verſtellten Verwunderung über eine Unruhe, deren Quelle er wohl kannte, fragte er ſie: „Bin ich die Urſache dieſer Thränen?“ — „Meine Thränen, verſetzte Lukrezia, ſind Thränen der Freude, und nicht des Schmerzes; ich habe deine Geſinnungen durchgeſchaut; bei der erſten Unterhaltung, die wir zuſammen in der Kirche hatten, ſah ich, daß ich dir mein Herz ohne Furcht ſchenken könnte.“

— Stephanopoli bezeugte ſeine ganze Theilnahme, die ſo viel Tugend und Zärtlichkeit für ihn, ihm einflößten; bemühte ſich aber, ſie von einer blinden Zuneigung abzulenken; er ſtellte ihr von neuem vor, daß er ein Fremder, daß ſein Aufenthalt nur kurz ſey, und ſeine Pflicht ihn wo anders hin rufe. Die Liebe iſt für alles taub, giebt keiner Vorſtellung Gehör; Lukrezia iſt für alles taub, was nicht ihrer Leidenſchaft ſchmeichelt. — „Schlägſt du meine Hand aus ſagte ſie, ſo werde ich mich auf ewig lieber in ein Kloſter vergraben, als daß ich einen andern nehme.“ — „Lukrezia! ich will dich nicht unglücklich machen: du kennſt ja meine Grundſätze, meinen Karakter nicht: du weißt nicht, ob ſie ſich mit deinen Geſinnungen vertrügen.“ — „An dir iſt mir alles recht! deine Grundſätze, dein Karakter. Was habe ich nöthig, ſie zu ſtudiren, wenn ich einen zwanzigjährigen Jüngling mit einem ſo großen Auftrage von Männern abgeſchickt ſehe, die ihr Vertrauen nur Männern geben? Und hätteſt du auch dieſe Empfehlung nicht bei mir, biſt du nicht ein Spartaner, mein Landsmann?“ — „Es iſt wahr, ich bin ein Spartaner, und auch bei mir ſiegt, wie bei meinen Vorfahren, die Pflicht über die Leidenſchaft: ich reiſe. Indeß bin ich nicht gegen deine Reize unempfindlich. — Doch nein! deine Reize ſind es nicht, die mich gefeſſelt haben: nur Tugend iſt es, die ich, ein Freund der Tugend, ſuche. Ich hätte dich nicht lieben können, wenn ich dich nicht hochſchätzte. Und wenn dieſe Hochachtung für dich über allen Ausdruck erhaben iſt, wie bin ich vermögend, dir zu ſagen, wie ſehr ich dich liebe, und immer lieben werde!" — „Du liebſt mich und willſt mich doch verlaſſen? Ich würde dich undankbar nennen, wenn nicht der geheiligte Name, den du trägſt, und dein Eifer für deine Pflichten mir Ehrfurcht geböte." — „Du ziehſt deine Pflicht meinem Beſitze vor; ich beklage mich nicht darum; im Gegentheil, ich ſchätze dich noch deſto mehr. Gehe, reiſe! mögen die Winde dir immer günſtig ſeyn! möge Minerva dich mit ihrer Aegide decken und dich zu deiner Beſtimmung bringen!" — „Lukrezia!" — fing Stephanopoli an — — Lukrezia ließ ihm nicht Zeit fortzufahren; mit einer leiſen aber geſetzten Stimme ſetzte ſie hinzu:

„Du gehſt und nimmſt mit dir, was mein ganzes Leben ausmacht; ein Herz, welches mit dem deinigen eins iſt. Das iſt noch mein Troſt und meine Freude. Dieſen Leib, der bald nichts mehr, als ein Gerippe ſeyn wird, werde ich, ſobald du weg biſt, auf immer in ein Kloſter vergraben.“

„Nein! erwiderte lebhaft Stephanopoli; im ſechszehnten Jahre darfſt du dir nicht deine Freiheit rauben. Ich kann mich zwar in dieſem Augenblicke nicht mit dir verbinden; aber ich gebe darum die Hoffnung nicht auf, dich dereinſt zu beſitzen. Der Tag wird kommen, hoffe ich, wo ich dein Glück werde machen können. Noch einmal, ich bin ein Spartaner, aber ich bin nicht unempfindlich.“

Hier entfielen ihm einige Thränen, die er vergebens zurück zu halten ſuchte. Beide ſchwiegen einige Minuten, aber ihre Augen waren beredter, als ihre Worte. — —

„Lukrezia! klage mich nicht der Undankbarkeit an, fuhr Stephanopoli fort; ich reiſe, ich nehme den tödlichen Schmerz, dich nicht zu beſitzen, mit mir; aber dein Bild wird meiner Seele immer vorſchweben. Deine Vorzüge, deine Unſchuld und Aufrichtigkeit werden mir unvergeßlich ſeyn. Du haſt mir dein Herz gegeben! empfange in dieſem Augenblicke das meinige; empfange meinen Eid: ich ſchwöre dir ewige Liebe, und unverletzliche Treue!"

Es war ſchon Nacht; der unvermeidliche Augenblick der Trennung war gekommen. Stephanopoli trat näher zu Lukrezia; mit ſchwacher Stimme konnte er nur die Worte ſagen: „Lukrezia! leb wohl!" — Sie hörte ihn nicht; ſie war in den Armen ihrer Tante in Ohnmacht geſunken. Unvermögend ihr Hülfe zu leiſten, hatte er nur noch Kraft genug, zwei Zeilen zu ſchreiben, die er unter ihren Schawl ſteckte.

Er ſah voraus, daß er ſelbſt unterliegen würde, und ſtürzte aus dem Hauſe. Die Tante bemerkte ſeine Flucht nicht; ihre Blicke waren einzig auf ihre Nichte geheftet. Dieſe ſchien ſich ein wenig zu erholen. „Oeffne deine Augen, ſprach ſie zu ihr, liebe Lukrezia! ſieh deinen Geliebten, ſieh deine Freundin!“ — Bei dem Namen ihres Geliebten, ſuchte ſie zweimal die Augen aufzuſchlagen, blickte um ſich, ſah Stephanopoli nicht, und mit einem tiefen Seufzer ſank ſie ohnmächtig wieder zurück.

Stephanopoli war kaum aus Kosma's Hauſe heraus, als er zu Boden ſtürzte. Vier Männer hatten ihn halb tod in ſeine Wohnung getragen. Wer könnte das Erſtaunen und die Betrübniß ſeines Oheims bei dieſem Anblicke beſchreiben? Er hatte vermuthet, daß die Ungeduld ſeines Neffen, zu Kosma zu gehen, einen angelegentlichern Beſuch zur Abſicht hätte; aber er war weit entfernt, einen ſo traurigen Ausgang deſſelben zu ahnden. Sein Bruder Dimo kennt die ſchätzbare Kunſt, die Krankheiten des Leibes zu heilen, oder wenigſtens zu lindern, aber die Krankheiten des Herzens, vermag nur ein Herz zu heilen.

Als Stephanopoli ſeine Beſinnung wieder erhalten, war der erſte Gegenſtand, den er erblickte, der Vater ſeiner Lukrezia. — „Ich komme, ſprach er, dich zu meiner Tochter zu holen. In ihrer verirrten Phantaſie ruft ſie unabläſſig ihren Geliebten zu Hülfe. Deine Gegenwart allein kann ihr das Leben wieder geben.“

Kaum hatte Lukrezia gehört, daß ihr Vater den Stephanopoli holte, ſo hatte die bloße Hoffnung, ihn wieder zu ſehen, ſie aus ihrer Betäubung geweckt. Sie las ſein Billet:

„Deine Ohnmacht raubt mir auch meine Kräfte. Ich entferne mich einen

Augenblick, um dir einen traurigen Anblick zu erſparen. Dieſen Abend reiſe ich nicht ab; ich komme wieder, dir noch einmal Lebewohl zu ſagen.“ —

So bald ſie ihren Geliebten erblickte, blühten nach und nach die Roſen der Schönheit auf ihren Wangen wieder auf, gleich den Strahlen des Tages, wenn ſie nach der Finſterniß wieder hervorbrechen. Ihr glühender Buſen pocht, ihre ganze Seele iſt in ihren Augen, oder ſie fliegt vielmehr derjenigen entgegen, welche ſie ſucht. Umſonſt ſtrebt ſie zu reden; ihre Verwirrung iſt ſo groß, daß die Worte auf ihren Lippen ſtarben. Endlich ſtammelt ſie noch die Worte: „Ich liebe dich! du haſt Pflichten zu erfüllen; — o reiſe! Ich bin zufrieden. Wenn du ein wahrer Spartaner biſt, ſo wirſt du deiner Schwüre eingedenk ſeyn!“

„Ja das werde ich ſeyn,“ — erwiderte Stephanopoli. — Lukrezia wandte ſich gegen ihren Vater, und mit einer rührenden Stimme ſagte ſie zu ihm: „Erlaube mir, ihn zu umarmen." — Dieſe Bitte wurde gewährt. Sie warf ſich in die Arme ihres Geliebten, drückte ihn feſt an ihre Bruſt, und flüſterte ihm zu: „Geh, theuerſter der Gatten, geh! ich habe mein Herz mit dem deinigen vermält. Nimm von mir dieſes Pfand der Treue!" Hiermit zog ſie aus ihrem Buſen einen kleinen goldenen Schlüſſel, und gab ihn denſelben mit den Worten: „Dies iſt der Schlüſſel meines Herzens; dir allein gehört er zu." — An dieſem Schlüſſel hingen viererlei Bänder, ein weißes, rothes, grünes und blaues, die Lieblingsfarben der Liebenden des alten Griechenlands. Man giebt dieſen Farben verſchiedene Bedeutungen. Stephanopoli erklärte ſie ſo: „Das weiße Band, ſagte er, bedeutet die Aufrichtigkeit, das rothe, die Treue, das grüne, die Hoffnung, und das blaue, eine unverletzliche Zuneigung."

Stephanopoli wollte Lukrezien auch ein Pfand ſeiner Freundſchaft zurücklaſſen. Er gab ihr eine goldene Repetiruhr. — „Von allen dieſen Stunden, ſagte ſie zu ihm, wird nur eine mir theuer ſeyn, die Stunde deiner Rückkehr." — Noch einmal umarmte ſie ihn, und dieſe Umarmung war die zärtlichſte, und vielleicht die letzte, die er von Lukrezien erhielt. — Endlich trennten ſie ſich. Kosma verließ Stephanopoli nicht; er brachte ihn zu ſeinen Oheim zurück, bleich, finſter, niedergeſchlagen, ſprachlos, und faſt ohne Leben.

„Und Stephanopoli ſah nie Lukrezien, nie ſie ihn wieder."

„Aber — ſagte Sirius; — wie kam Lukrezia nach Samos? welches war ihr ferneres Schickſal?"

„Das mag ſie ſelbſt erzählen, wenn ſie will;“ — lächelte Monſieur Chretien.

Eine unter den Umſtehenden bedächtliche Frau, ſchüttelte den Kopf und ſagte ganz treuherzig zu Sirius: „Von allen dem, was der Franzos uns vorgeleſen hat, iſt nicht die Hälfte, ja, es iſt beinahe davon nichts wahr. Ich muß das beſſer wiſſen, da ich die Amme der edlen Bublina bin, die nie Lukrezia geheißen hat. Tritt mit mir in jene Kirchen-Vorhalle ein; ich will dir alles erzählen, wie es der guten Frau ergangen iſt.“

Sirius ſtieg von ſeinem Sitze auf, und folgte der Paramana in die Vorhalle der nächſten Kirche. Isminde, die etwas von einem bevorſtehenden Vertrauen witterte, ſchlich leiſe beiden nach.

Im Siegsgepränge zog Thraſimon an der Spitze der jubelnden Menge, nach der Kirche der Allerheiligſten Jungfrau. Voran gingen, ſingend lobende Pſalmen, die Prieſter und Mönche; klingende Heerpauken wirbelten in die ſchmetternden Hörner und Trompeten-Töne miſchten ſich in dieſelben. Mit grünen Kränzen und Zweigen geſchmückt zogen die Jungfrauen und Frauen einher. Hinter allen zuletzt, ging Bublina, umgürtet mit dem kampfluſtigen Schwerte, ein Kruzifix haltend zwiſchen den zum Gebet gefalteten Händen, in ſchwarzer Wittwentracht, aber mit flatterndem Haar. Ihr Bube trug ihren Helm ihr nach. — So ging der Zug in die Kirche, wo lobpreiſende Lieder geſungen wurden zu ſchöner, herzerhebender Muſik. — Still betend, lag Bublina vor einem Seitenaltare. Als der Biſchoff laut betete, überflog die tiefſte Stille die ganze Verſammlung. — Der

Zug ging feierlich zurück, und Bublina zog ſtill in ihre Wohnung ein, beſchäftiget mit dem Plane ihres Handelns, für die Zukunft.

Sirius, der alles was die Paramana entdeckt, erzählt und geſagt hatte, wohl zu Sinn und Herzen nahm, aber doch es nicht in ſich allein verſchließen wollte, wußte bald einen Zirkel von Zuhörern um ſich her zu ſammeln, und begann mit ſichtbarer Freudigkeit:

„Was ihr hören ſollt, wenn ihr wollt, werthe Samier, Freunde und Zuhörer! iſt die Wahrheit deſſen, was von der trefflichen Heldin Bublina zu ſagen iſt; beſonders in Bezug auf ihre frühern Begebenheiten. — Es hat uns vorher ein Franzos eine Novelle vorgeleſen, die ein Halbgrieche in ſeiner Reiſebeſchreibung geſchrieben hat. Das Romantiſche hört man derſelben gleich an, das Wahre aber, ſo viel deſſen daran ſich finden möchte, ſollt ihr jetzt hören. — Am Fuße des Gebirges Taygetus, unweit Myſitra, findet man die traurigen Ueberreſte des einſt ſo berühmten Sparta. — Vergänglichkeit und Wandelbarkeit alles deſſen, was hier auf der Erde glänzt und prächtig ſich erhebt, entſteht und endlich doch wieder in ein Nichts zurück ſinkt! — Was ſich von dieſen Ruinen noch erblicken läßt, haben Schutt und Schlamm bedeckt. Mitten durch die Ruinen hindurch fließt der Eurotas, ſelbſt jetzt nichts mehr, als ein dürftiger Bach. Die ſchöne Brücke, welche einſt über denſelben führte, iſt eingeſtürzt. Dieſes jetzigen Flüßchens Waſſer war das Oel des Peneus, wovon Homer ſingt. — Ach! Schlamm iſt jetzt Oel. Selbſt Flüſſe verrauſchen zu Bächen! — In die Gegenden der dortigen Gebirge haben die Mainoten ſich zurückgezogen, die Abkömmlinge der ehemaligen Spartaner, geſichert von der ſchrecklichen Gebirgskette des Taygetes, welche ewiger Schnee bedeckt, empor ſtrebend über die Wolken. Ihr Karakter wilder Größe iſt der, ihrer Bewohner; wahrhaftig! dieſe Felſen und Berge ſcheinen ganz geeignet zu ſeyn, den Abkömmlingen der Spartaner zum Zufluchtsort und zur Freiheit zu dienen. Stets haben ſie die Waffen in der Hand und leben ſtets mit den Türken in offener Fehde. Sie ſind die unverſöhnlichſten Feinde. Die Kinder führen ſchon das Schwert, ehe ſie es noch mit Kraft zu gebrauchen wiſſen. Ihre Mäßigkeit und ihr Unwiſſen, behauptet und befeſtiget ihre Unabhängigkeit. Ziemlich unfruchtbar iſt ihr Boden und beſeelt ihre Habſucht. — — Dort lebte, in der Familie Kosma, ein wackrer Streiter. Aber auch er fiel einſt im Gefecht. Der Gram ſendete ihm ſeine Gattin ins Grab nach.

Seine einzige Tochter erzog des gefallenen Streiters Kosma, alte, unverheurathete Schweſter, in ſtiller Einſamkeit, ausgeſtattet mit allen Kentniſſen, die ſie ihr zu geben und zu verſchaffen vermochte. Das Mädchen hieß Lukana Bublina und wuchs ſchön, tugendhaft und gefühlvoll heran. Aus Lukana, machte der franzöſiſche Grieche, (weil es ihm vermuthlich beſſer klang,) Lukrezia. Das Mädchen war kaum zwölf Jahr alt, als ein moderniſirter Spartaner aus Frankreich kam, wie dort damals die Republickſeuche noch wüthete, die Schöne in der Kirche erblickte, und ſogleich ſich bis über die Ohren in die herrliche Spartanerin verliebte. Das Mädchen hörte lächelnd ſeine Tiraden an, lachte über ſeine Theaterohnmacht, und lies ihn ziehen, indem er ihr, Gott weiß was alles, verhies, und zu verehren verſprach. So reiſete er nach Frankreich zurück; ſie aber, blieb bei ihrer

Muhme

Muhme ruhig und ſtill, ſchön herauf blühend, einer lockenden Roſe gleich, im reinſten Frühlingsmorgen. — Da geſchah es daß einſt ein Haufe tollkühner Türken einen ſchützenden Berg der Mainoten überſtieg und mordete und brennte. Bublina wurde unter den Gefangenen mit fortgeſchleppt, und beſtimmt, das Serail eines türkiſchen Wollüſtlings zu ſchmücken, auf ein Schiff gebracht. Sie theilte ihr Schickſal noch mit drei Jungfrauen und ihrer Amme, die mit ihr gefangen genommen wurde. Inniglich freute ſich der Schiffshauptmann der ſchönen Beute und ſtach luſtig in die See. Aber ſein Verhängniß lies ihn auf lauernde Griechen ſtoßen, die man damals Seeräuber nannte. Cataldo, der Kühne, erſtieg, mit ſeiner Mannſchaft, das Schiff, nahm die Türken gefangen, und befreite die Griechen und die griechiſchen Schönen. Er führte ſie nach Samos. Hier bat er um die Hand der reizenden Bublina, und erhielt ihr Herz. Der rettenden Tapferkeit gebührte dieſes Pfand. Bublina, von ſo viel Tapferkeit und Ergebung gewonnen, wurde ihres Retters Frau. Mit ihm theilte ſie kühn bald alle Gefahren auf dem Meere; — daher ihr Muth und ihre Erfahrung zur See. — Mutter zwei herrlicher Knaben, wurde ſie einſt in ihrer einſamen Wohnung von Türkenräubern überfallen, und ehe Hülfe herbei eilen konnte, lag ihr Gatte entſeelt vor ihr, neben ihren von den Unholden gemordeten ſchwachen Kindern. — Ich habe keine Worte dieſe Szene zu ſchildern und ende die Erzählung. — Wie Bublina jetzt iſt, ſteht ſie vor euch, als tugendhafte Wittwe, die geſchworen hat, Gatten und Kinder zu rächen oder zu ſterben. Nicht achtend ihrer Schönheit und Jugend, überläßt ſie ſich allen Gefahren des Kriegs, begeiſtert die fechtenden Schaaren, und gewiß, Gott wird mit ihr ſeyn und durch- ſie wirken große Dinge.“

„So iſt es!“ — ſchrie die Menge, klopfte in die Hände und eilte zu ihren frugalen Siegesmalen.

Dieſer Menge nach folgte auch ein Blinder, begleitet und geführt von ſeiner häßlichen Frau, die er während ſeiner Blindheit gewählt und ihr ſeine Hand als Ehegatte gereicht hatte. Oft ſeiner Wahl wegen verſpottet und gehöhnt, trat jetzt ein reiſender Iſraelit herbei, ein Arzt des Baſſa und berühmter Augendoktor. Dieſer, um ſich der Huld der Griechen zu verſichern, hatte ſich jetzt auch unter die Siegreichen freudentrunken gemiſcht, und um ſeine Theilnahme thätig ganz Samos und einem Griechen erſprießlich zu zeigen, eilte er jetzt herbei und ſprach zu dem Blinden: „Freund!

Ich, ein Augenarzt, dem noch nie eine Operation verunglückt iſt, will auch jetzt dich operiren und die deine ſiegenden Brüder zu ſehen, das Licht deiner Augen wieder verſchaffen." — Der Blinde lächelte: „Laß mich ſo bleiben, wie ich bin: ich habe des Sprechens ſchon zu viel gehört. Ich will meine Begleiterin nicht erblicken und es dabei bewenden laſſen, zu glauben was ich mir einbilde."

„Bravo, blinder Freund! — ſagte Sirius, klopfte ihn auf die Achſel, und drückte ihm einige Aſper in die Hand: — Nur die Einbildung macht ſo glücklich, wie Wirklichkeit nie machen kann."

Während die Türken, ihr Heil nicht weiter verſuchen wollend, ſich in das Kaſtell zurückzogen, überließen ſich die Griechen in der Stadt, allen zu erlangenden Vergnügungen, erleuchteten die öffentlichen Plätze, ſangen und tanzten, wo ſie nur wußten und wollten. Ohne Erzählungen konnte ein ſolches Feſt nicht bleiben, wie das in Griechenland gewöhnlich iſt. Deshalb traten hier und dort viele Erzähler auf, und unter dieſen auch, trotz ſeiner Verwundung, ganz zierlich, Alexis, verſammelte einen ſtarken Kreis um ſich und gab dem Volke ſeine Erzählung preis.

Das Orakel.

„Im alten Königreich Lydien herrſchte ehemals mit Gerechtigkeit und Pracht; der allgeliebte König Derus. Dieſer wurde endlich ſo glücklich, was er ſehnlichſt wünſchte, Vater zu werden. Seine geliebte Gemahlin gebar ihm einen Sohn; die Unterthanen frohlockten. Vergnügungen gab es auf allen Plätzen; die Tempel wurden geſchmückt und das neugeborne Kind dahin gebracht, ſeinetwegen das Orakel zu befragen.

Des Prinzen Schickſal zu erfragen, ſtieg der Oberprieſter auf die Stufen des Altars, und empfing das ausgeſprochene Orakel.

„Dich Dorus liebt der Himmel. Das Pfand der Liebe der Götter, iſt das Kind. Doch grauſames Schickſal. — Was ſehe ich? — Einer der Deinigen. — — Der Unmenſch! — Wer wird den Streich abhalten, den ſeine Hand ihm droht!“

Allmächtige Götter! rief Dorus aus und wurde halb außer ſich in ſeinen Pallaſt geführt.

Alle die den König umgaben waren verlegen, alle wiederholten: Einer der Deinigen — und kein Blick verſuchte es, andern Blicken zu begegnen. Die Königin ſelbſt erſchreckte dieſes Orakel auf das heftigſte, und ihr Zuſtand lies für ein nahes Ende fürchten. Der König konnte nur wenige tröstende und berathende Worte mit seiner Gemalin sprechen und mußte sie verlassen, als sie aus einer Ohnmacht in die andere fiel.

Gerufen nahte sich ihm sein Liebling Cyrus, ein erfahrener Staatsmann, der mit ihm Sorge und Kummer theilte. Diesem theilte der König seine Besorgnisse mit und bat ihn um seinen Rath. Ein Verbergen des Prinzen wurde beschlossen, und derselbe mit seiner Amme und ihrem Kinde, nebst zwei Wartweibern in einen dichten Wald gebracht, wo eine verborgene Höhle die Kinder und Weiber aufnahm. Indessen hatte die Königin, in völliger Entkräftung, sich mit dem Oberpriester unterhalten, und war verschieden.

Der König war außer sich. Nichts konnte ihn beruhigen und nur in den Stunden fühlte er Erleichterung seines Unglücks, wenn er, im Stillen, zu ſeinem Kinde ſich in die Einöde ſchlich, wo dieſes froh und gedeihlich heranwuchs mit Liebe und Freundſchaft an ſeinen Milchbruder gekettet.

Die Zeit, welche ſo viele Eindrücke verlöſcht, welche, auch noch ſo empfindlich, mit ihr ſelbſt wieder verſchwinden, beſtimmte den König, nach dem Wunſche ſeines Volkes, ſeinen Sohn aus ſeiner Einöde hervorzuziehen. Sein funfzehntes Jahr hatte der Prinz erreicht, als ſein Vater ihn in die Welt führte. Der Prinz folgte ihm mit Entzücken und ſein jugendlicher Freund und Geſpiel Agenor, trennte ſich nicht von ihm.

Cyrus beeiferte ſich zu zeigen, daß er auch der Freund des Prinzen ſeyn wollte, ſo wie er der des Königs war. Daher ſtand ihm täglich ſein Palais offen, aber ach! zu des Prinzen Unruh und Verlegenheit. Denn Cyrus war der Vater einer einzigen Tochter, Cemire, welche mit Reitzen und

Verſtand die Natur verſchwenderiſch begabt hatte, und ein zärtliches Herz war ihr Erbtheil. Dieſes empfand gar bald der Liebe Allgewalt und ergab ſich einem Herzen, das in der größten Fülle der Zärtlichkeit für ſie ſchlug. So ſchwebte der Prinz gar ſanft in jener ſeeligen Trunkenheit einer glücklichen Liebe, welche nur Liebende umgiebt. In dieſem Umſchweben aber, entdeckte er, daß von eben jenen Vollkommenheiten, welche ihn entzückten auch ſein Freund Agenor bezaubert und hingeriſſen worden war. — Er entdeckte ſich der ſchönen Osmire ſelbſt und ſeine Entdeckung ſetzte dieſelbe in große Verlegenheit.

Indeſſen kam die Schöne doch nach und nach zu ſich. Sie überlegte, daß ihre Liebe ihr kein Recht gebe, auf die Hand eines königlichen Prinzen zu rechnen, und ſie vermochte es über ſich ſelbſt zu gewinnen, ſich Agenorn zu entdecken. Dieſer, mit ſich und ſeinen Empfindungen ringend, konnte endlich nichts thun, als ſich ganz den Prinzen zu entdecken.

Der Prinz, von allen Leidenſchaften beſtürmt, warf ſeinen Vater ſich zu Füßen und machte ihn ſelbſt zu ſeinen Vertrauten. Anfänglich beſtürzt, faßte aber der König ſich doch, und als ein zärtlicher Vater, billigte er endlich ſeines Sohnes Wahl. Zärtlich liebte er ſeinen Sohn und ſanft empfand er das Vergnügen ſeines Herzens, ihm ſeine Einwilligung nicht zu verſagen, in einer Sache, die ihn allein, wie er verſicherte, glücklich machen konnte.

Viel bedenklicher als Oryus ſich ſie dachte, fand er ſeine Tochter. Dieſe hatte nun überlegt, welch ein Wageſchritt es ſey, an der Hand eines Liebhabers einen Thron zu beſteigen, daß die Frau nicht ſtets die Geliebte ſey und daß die Unterthanin keine geborene Prinzeſſin ſey. Ihre Bedenklichkeiten waren ſo groß, daß ihr Vater unwillig auf ſie wurde. Daß ſeine Tochter dieſer Heurath eine Liebe unterſchieben wolle, davon war er ſogleich überzeugt, und es gelang ihm, zu entdecken, Agenor bete Osmiren an. Sogleich beſchloß er ſeinen Untergang.

Agenor befand ſich eines Tages mit dem Prinzen auf der Jagd, als beide unverſehens von vier Bewaffneten angefallen wurden, während einer derſelben rief: Agenor! dir dienen wir jetzt. Unterſtütze unſer Unternehmen. Dieſer aber ging den Mördern tapfer zu Leibe und, indem auch der Prinz muthig ſich vertheidigte, entflohen die Bewaffneten. — Freund! ſtammelte der Prinz: du haſt Feinde, die eben ſo verborgen als furchtbar ſind; das ſehe ich. Ich bin mehr für dein Leben beſorgt, als für das meinige.

So eben kam die Wache und nahm auf des Königs Befehl den redlichen Freund des Prinzen gefangen. Dieſer eilte ſogleich zu ſeinem Vater. Osmire, die Agenors Schickſal erfuhr, war außer ſich. Jetzt erſt fühlte ſie, wie ſehr ſie ihn liebte, vergaß ſich ganz und eilte zu ihm in's Gefängniß.

Der König, ganz entzückt, rief dem Prinzen zu: O mein Sohn! die Götter ſchenken dich deinem Vater wieder. Das Orakel iſt erfüllt. Die Streiche des Verräthers ſollen auf ihn ſelbſt zurückfallen.

Mit dem freundſchaftlichſten Gefühl ſuchte der Prinz den edlen Agenor zu vertheidigen, war feſt überzeugt von ſeiner Unſchuld, aber nichts vermochten ſeine Betheuerungen und Klagen über des Königs Verdacht und des Volkes Stimme.

Osmire war außer ſich. Laut klagte ſie ſelbſt ihren Vater an und wußte ſich in der heftigſten Leidenſchaft kaum zu mäßigen.

Agenors Schickſal war aber von dem Staatsrathe entſchieden. Durch die Hand des Oberprieſters ſollte er ſterben, als ein Opfer des Staates.

Der Prinz wußte nicht wie er's anfangen ſollte, ſeinen Freund zu retten. Er eilte in ſein Gefängniß, und fand bei ihm, die klagende Osmire. Wie? rief der Prinz aus; komme ich hieher meinen Freund zu retten, um ihn und die Geliebte treulos zu finden? Gelaſſen antwortete Agenor: die Zeit wird alles enthüllen! Osmire konnte nicht ſprechen. Agenor ſollte zum Tode geführt werden. Sie ſank in Ohnmacht. Indem man ſich bemühte, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, wurde Agenor zu dem Opferplatze gebracht. Die Hand ihm drükkend, ſchied der Prinz von ihm.

Schon ſtand Agenor, den Streich des Todes erwartend, am Opferaltar, als eine Schaar Bewappneter eindrang, den Oberprieſter und ſeine Umgebungen verjagte und Agenors ſich verſichern wollte. Da brach die Königliche Leibwache ein. Der Anführer der Bewappneten fiel. Sein Gefolge ſchrie: Unglückliche! was habt ihr gethan. Der Prinz liegt ermordet vor euch. — So war es. — Der König war in Verzweiflung und rief aus: O ihr grauſamen Götter! iſt euer Zorn nun befriedigt? Er warf ſich auf die Leiche des Gefallenen und weinte heftig.

Da nahte ſich ihm der Oberprieſter und ſprach: Mein König! ſtehe auf. Dein Sohn lebt. Einen Fremden haben die Götter zum Opfer angenommen. Lies dieſe letzten Zeilen von der Hand deiner ſterbenden Gemalin. Ein Unglücklicher, deſſen Eltern niemand kennt, wurde mit deinem Sohne erzogen. Er hat mit ſeinem Leben des Orakels Ausſpruch gebüßt. Agenor iſt der Sohn des Königs Dorus und er lebt.

„Nun ſteht der Heurath nichts entgegen, meine Wertheſten! — rief Alexis ſchließend aus; — Alles endet ſich, wie gewöhnlich alle dergleichen Erzählungen, mit einer ehelichen Verbindung. Ihr werdet mit dem Mährchen und mit mir, hoffe ich, zufrieden ſeyn. Klatſchet, wenn es euch beliebt, in die Hände!“

Dies geſchah. Die Verſammlung zerſtreute ſich jubelnd. Der ganze Tag verrauſchte in Vergnügungen.

Den folgenden Abend, als eben Sirius nach dem Zipreſſenhaine luſtwandeln wollte, nicht ohne Gewißheit, dort am Grabe ihrer Lieben die edle Bublina trauernd anzutreffen, wo ſie Abends gewöhnlich betete, trat ihm ein ſtark verſchleiertes, weibliches Weſen entgegen und redete ihn an:

„Du nennſt dich Sirius?“

„So nenne ich mich.“

„Man wünſcht dich zu ſprechen.“

„Wer?“

„Fürchteſt du etwas?“

„Ich fürchte nichts und kann nichts fürchten. Wenigſtens, nicht den Verluſt meines Lebens.“

„So folge mir.“

„Wohin?“

„In jenem Landhauſe erwartet dich ein liebes Mädchen, von hoher Klugheit und Schönheit.“

„Viel auf einmal! Und dieſes Mädchenwunder erwartet mich? — Mich? Ein Mädchen? Mich?“

„Dich; wenn du Sirius biſt, der fremde Mann, den hier niemand kennt und von dem man auf Samos doch allgemein ſpricht.“

„Das Fremde hat ſtets die Neugier gereizt. Vielleicht eben auch aus lieber Neugier, will mich auch die Schöne ſprechen? Auf etwas Jüngeres, als auf mich, hätte ſie wahrhaftig harren können; zumal, wenn ſie ſo ſchön und klug iſt wie du ſagſt.“

„Das wirſt du ſehen und finden.“

„So etwas läßt ſich immer gern finden. — Ich folge dir.“

Die Verſchleierte ging und Sirius folgte ihr in ein ſchönes, fein und frei gelegenes Landhaus. — Die Thür wurde auf ein gegebenes Zeichen geöffnet, Ambradüfte ſtrömten dem Eintretenden entgegen und aus einem entfernten Zimmer klangen ſanfte Zithertöne ſeinen Ohren zu. Die Verſchleierte zeigte auf einen ſeidenen, mit goldenen Sternen beſtickten Vorhang und entfernte ſich. Hinter dieſem hervor ertönte ſanft ein angenehmer Geſang.

Lied.

Wo Er weilt, ſchwingt, Ambraflügel,
Sanfte Lüfte, um ſein Haupt!
Hat er auf dem Roſenhügel
Die entglühte Stirn umlaubt,
Wühlt, umſcherzend ſeine Locken,
In der ſanften Ringel Nacht!
Gleich den ſchönſten Blumen-Glocken,
Hat ein Zefir ſie bewacht.

Scherze um die ſanften Grübchen,
Scherze um der Lippen Roth;
O, du liebes Zefirbübchen!
Den die Liebe lächelnd droht:
Gaukle meinen trunknen Sinnen
Jenes Bild in Liebe zu;
Sanft entführe mich von hinnen:
Ach! Erwünſchter, wo biſt du?

Langſam zog der Vorhang ſich hinauf, während Sirius noch ganz Ohr war und bei ſich ſelbſt ſprach: „Das muß ein zärtliches Liebchen ſeyn!“ — Auf ein Sofa, in wirklich ſchöner Form, hingeſtreckt, lag eine reich verſchleierte Erwartende, in der linken, geſenkten Hand, eine Zither, in der rechten, ein ſchönes Spitzentuch. Sirius neigte ſich tief und ſprach:

„Licht meiner Augen! biſt du es, die mit mir, ihrem Knecht, ſprechen will?"

„Ja ich will dich ſprechen: — erwiderte eine ſanfte Stimme; — wenn du der Vielgewanderte biſt, der ſich Sirius nennt."

„Der bin ich."

„Tritt näher! — Du ſollſt mir zu ſagen wiſſen, ſagte mir Elsrimonas der hohe Geomant und erfahrene Vorherſager, wer der Jüngling iſt auf Maltha, der dorthin aus Neapel kam, und ſo ſonderbare Schickſale hatte?"

„Ich weiß nicht, welchen du eigentlich meinſt. — Iſt es etwa ein gewiſſer Leonardo Monte Bello?"

„So heißt er."

„Er iſt ein ſehr hübſcher, junger Mann, und dabei ſo zärtlich, als eine Geliebte ſich nur einen wünſchen kann, klug und beherzt" —

„Haſt du nicht einmal öffentlich geäußert: du wünſchteſt daß dieſer Lionardo an Bublinens Seite ſtehen möchte?"

„O ja! Und das wünſche ich noch."

„Daß er mit ihr fechten möchte, für die Sache der Griechen?"

„Ei wohl!"

„Daß er auch neben ihr ſtehen möchte, als einer, den Bublinens Liebe beglücken ſollte?"

„Warum nicht?"

„Sollten aber hier in Samos, nicht andere Weiber oder Mädchen auch ſeiner Liebe werth ſeyn?"

„Ganz gewiß, und Lionardo iſt, wie geſagt, ſehr zärtlich."

„Bublina wird, wie ſie geſchworen hat, keinem Manne wieder ihre Hand reichen, und ihr Herz, iſt nur dem Schwure ihrer Rache geweiht.“

„Ich glaube es ſelbſt.“

„Glaubſt du, daß Lionardo nach Samos kommen könnte.“

„O ja!“

„Du weißt aber nicht, ihm Kunde zuzubringen, daß er hier erwartet wird? daß zärtliche Herzen auch hier für ihn ſchlagen, die er noch nicht kennt? wovon er noch nichts weiß?“

„Um Verzeihung, meine Vortrefflichſte! und wenn ich auch der eleganteſte Gelegenheitsmacher aus der Pariſer Welt wär, ſo wüßte ich dennoch ſo etwas nicht zu ordnen und anzuſtellen.“

„Ich wüßte es auch nicht, aber es wär mein Wunſch. — In deine Wohnung iſt ein Käſtchen mit Zechinen getragen worden; das nimm von mir an; bitte ich. Ueber das, was ein gewiſſes geomantiſches Orakel mir geſagt hat, ſprich mit Sisrimenas."

„Soll ich nicht ſo glücklich ſeyn, dich durch dich ſelbſt kennen zu lernen?"

„So ſieh mich."

Sie ſtand auf. In ſchwebender. leichter Geſtalt ging ſie auf und nieder, und mit den Worten: „Das darf ich ja wohl gegen deine Erfahrung und Jahre wagen!" ſchob ſie den Schleier, zierlich und mit wahrer Grazie, vom Geſicht. Entzückt rief Sicius aus: „Ich habe viele ſchöne, weibliche Geſichter ſchon in der Welt geſehen, aber —"

„Nicht wahr, mit dem meinigen kann man auch zufrieden ſeyn?" — lächelte die entſchleierte Schöne.

„Ich verſtumme!" — entgegnete Sicius. Sie aber, ſchwebend, ganz allerliebſt, hin und her, ſprach weiter, indem ſie entzückende Oſtentationen gab:

„Und dieſer Fuß? — Und dieſe Hand?"

„O Lionardo! — Ich muß bekennen, ich wünſche, daß du hier wärſt."

„Bringe ihn hieher, wenn du etwas verſtehſt."

„Siſtrimonas ſoll mir ſagen —"

„Ja, laß dir alles ſagen, und dann, beſuche mich morgen Abend wieder;" — ſagte die Liebreiche, verſchleierte ſich wieder, klatſchte in die Hände, und der Vorhang rollte vor ihr nieder. Das ältere weibliche Weſen führte den halb bezauberten Alten aus der Villa. Nachdenkend, ſchlich er ganz langſam zu ſeinen alten, ehrwürdigen Hauslaren.

Herrliche Roſen ſtreute die Morgenröthe in die weichenden Schleier des nächtlichen Himmels, tauſende von goldenen Sternen zitterten ſanft hervor durch den blauen Schmelz des beginnenden Tages, und herauf ſtieg Helios in herrlicher Flammenpracht, am ſanft verſtrahlenden Firmament. Frohlockende Vögel flöteten ihren Morgengruß der prangenden Sonne zu, die wogend, wie das Meer, in herrlicher Flammenfluth herauf ſchwebte.

In den frohen Geſang der Vögel miſchte ſich Jémindens Morgenlied, über deſſen Tönen ſchwebende Vögel ſich wiegten. Da ging ſchon Sirius einher, leſend in einem Büchlein, indem Jéminde, ihn erblickend, ſich nahte und ihn anredete:

„Wohl geſchlafen?“

„Bis auf einige Träume, die mir nicht gefielen; recht wohl.“

„Du biſt ſchon leſend dem Morgen entgegen gegangen?“

„Ich leſe im Koran. Die Türken lieben das Herſagen der Korans-Sprüche. In meinem Gürtel ſteckt das Neue Teſtament Griechiſch, und hier in der Taſche ruht das lateiniſche Breviarium. — Liebes Kind! man muß auf alles gefaßt ſeyn. So, begegne ich den Türken, den Popen, und den lateiniſchen Kloſterpfaffen, gewappnet und ausgerüſtet, wie es ſeyn kann. Ja, wenn ich wollte, ich könnte ſelbſt etwas ſchreiben, womit alle Partheien zufrieden ſeyn könnten."

„O! ich ſelbſt bin eine Schriftſtellerin."

„Eine Dichterin, natürlich!"

„Mitunter auch. Aber ich habe ein Büchlein geſchrieben, das ſoll heißen: Artiges Tragemich, für die Griechiſchen Frauen."

„Das kann recht artig ſeyn; zumal wenn es, was ſich erwarten läßt, ſo artig iſt, wie die Verfaſſerin ſelbſt."

„Sehr galant!“

„Europäiſch, mein ſcharmantes Kind!“

„Geht es mit dir Erfahrenen, auf die Höhle des modernen Trophonius zu?“

„Ja. — Ich habe einige Worte mit dem geomantiſchen Orakelſprecher Sisrimonas zu reden.“

„Ich mag ihn nun nichts fragen, denn ſeine Orakel ſollen gar nicht erfreulich ſeyn.“

„Wie nun ſo die Orakel gewöhnlich zu ſeyn pflegen!“

„Wenn du zurückkömmſt, ſprechen wir uns, hoffe ich wieder. Jetzt will ich etwas Poetiſches niederſchreiben: Empfindungen eines Mädchens, die nicht mit im Gefechte war, jedoch umgeben von ihren Empfindungen und Gefühlen.“

„Das iſt freilich auch ein Kampf, oder, was die Ueberſchrift betrifft, ſo rathe ich dir: faſſe dich kürzer, und ſchreib nur:

Empfindungen. Damit ſagt ein Mädchen ſchon alles."

„Meinſt du?"

„Schönes Kind! ich ſage dir: Ein liebes Mädchen, das ſeine Empfindungen ausſpricht, iſt ein Gedicht, welches keines Commentars bedarf, und kann ſogar zur Geſchichte werden; Klio und Terpſichore. — Auf Wiederſehn!"

Sisrimonas, den Sirius jetzt in ſeiner Höhle beſuchte, war ſehr ſprachſelig und lies mancherlei ſich abfragen.] Deshalb kam Sirius bald zum Worte.

„Und das ſchöne Mädchen, das geſtern dich um mancherlei fragte, —"

„Auch wegen Maltha?"

„Dieſe. — Ich habe ſie geſprochen. Sie iſt zum Entzücken ſchön! — Wo iſt ſie?"

„Du kennſt ſie nicht? — Du weißt doch wohl, der reichſte Israelit auf Samos iſt Iſaſchar Monas? Dieſes Mannes einzige Tochter iſt die ſchöne Rebecka, genannt Monasdina, und eben dieſe iſt es, nach der du fragſt, die mit dir geſprochen hat. — Monas heißt, wie du weißt, im griechiſchen Eins, alſo heißt Monasdina, die Einzige, d. i. die vortrefflichſte Dina.“

„Sie iſt wahrhaftig ſehr ſchön, liebenswürdig, reizend und klug. — — Wie nur ein ſo alter Jude, der doch wirklich kein Ideal iſt, ſolch ein ſchönes Mädchen haben kann?“

„Ihre Mutter war auch eine ſchöne Frau; man ſagt, eine Sklavin aus Tſchirkaſſien.“

„Es iſt um das Weiberſeyn im Morgenlande nicht viel Erfreuliches.“

„Das mag wohl ſeyn. Die meiſten leben nur, um zu ſterben. Man möchte ſagen, ſie ſind Monaden, d. i. Zahlen, mehrentheils Nullen. Sie zählen dann nur, wenn ein Nenner vorgeſetzt wird.“

„In Europa iſt das anders; da machen ſie die Männer zu Nullen. Es iſt dort oft gar zu kläglich, die Männer anzuſehen; beſonders die in den Reſidenzen. Sie vegetiren da gleichſam nur; zumal die Kaufleute.“

„Das ganze Kaufmannsweſen iſt Vegetation, und das Leben der Weiber, ſagt ſchon Hipokrates, iſt eine langwierige Krankheit. — — Haſt du etwas zu fragen?“

„Ich ſehe dort den Franzoſen Monſieur Chrezien kommen. Er ſchmückt ſeinen Hut mit Pfauenfedern und trägt einen Sonnenſchirm. — Oeffne deine Höhle; wir wollen in dein geomantiſches Sanktuarium entfliehen.“

„Eine junge Wittwe punktirt drinne. Ich will ſehen, was aus ihren Punktationen ſich wird herausbringen laſſen.“

„O! Sie ſucht ſicher einen andern Mann. — Lebe wohl! Ich hoffe, dich bald wieder zu ſprechen.“

Sirius ging nach dem Hafen zu, und Sisrimonas zog ſich in ſein Trophonium zurück, ohne zu bemerken, daß Monſieur Chretien ihm eine Kußhand zuwarf.

Im Hafen wurden die Schiffe zugerüſtet zu einem neuen Meereszuge, welchen Bublina ſelbſt anführen wollte. Ihre muthige Gegenwart entflammte die Griechen. Sie ſahen ſie als ein höheres Weſen, von der Panaga ſelbſt geſendet, ausgerüſtet mit allem, was eine Heldin ſchmücken und zieren konnte. Sie ſelbſt aber ſtand da.

ganz demüthig, ſtill, gottergeben, aber kräftig und muthvoll.'

Thraſimon ſprach feurig und heftig und rieth, jetzt gleich die Türken im Kaſtell aufzufordern, ſich zu ergeben. Man ſtimmte ein und zog vor das Kaſtell.

Sirius drehte allenthalben ſich herum und traf endlich auf Isminden, die leſend in dem nahen Haine der Stadt wandelte. Der Alte, der ſo gern ſchwatzte, redete ſie ſogleich an.

„Ich wette, du lieſt in deinem artigen Trage mich! Denn die Mädchen leſen das am liebſten, was ſie ſelbſt geſchrieben haben.“

„Nicht auch die Männer?“ — fragte Isminde lächelnd.

„Nicht immer. — Die Frauen aber leſen alles gern, wenigſtens zweimal, und wär's auch nicht das Angenehmſte.“

„Das iſt wahr! — Der Brief eines Ungetreuen wird wenigſtens dreimal geleſen; denn, es könnte doch wohl etwas zu ſeiner Entſchuldigung heraus geſucht werden. Wird er aber gleich zerriſſen, ſo weiß man ſchon ſich zu tröſten.“

„Das iſt auch gut. — Ich hoffe dein Tragemich hat auch ein Kapitel von den Tröſtungen?“

„Verſteht ſich; welch ein Tragemich wär dieſes ſonſt?“

„Schwer wird's genug werden, ſo leicht es auch ausſieht.“

„Du ſcheinſt mir ein ziemlich kernfeſter Kritikus zu ſeyn; ich muß dich aber nur mit meinem Tragemich genauer bekannt machen. Ich habe es eingetheilt, in drei Bücherchen, oder Abtheilungen; jedes Büchlein verſehen mit einem Diſtichon, und überſchrieben, nach der Anzahl der drei Grazien, Aglaja; Thalia; Euphreſina. In den Bezirken

zirken der Aglaja treffen wir ſo allerlei an, was zu Schmuck und Zier der Mädchen und Weiber gehört. — O! ein gehörig garnirter Damen-Nachttiſch braucht viel: Scheeren, Wachs, Salpeter, Haartouren, Locken, Kranzen, Schnuren, Kappen, Bänder, Bimſtein, Bleiweiß, Pomade, Schminke, Halsbänder, mancherlei Farben, Nieſewurz, Binden, Gürtel, Schnallen, Ohrgehänge, Federn, Ketten, Edelſteine, der Schmetterling, das Röschen, Blumen, Spangen, Scherpen, Nadeln, Ringe, Fläſchchen, das Siegel, der Schleier, u. ſ. w.“

„Das geht an!“

„Was mich ſelbſt betrifft, ſo ſiehſt du mich ſehr einfach gekleidet.“

„Das ſchadet dir nicht.“

„Dieſe Roſe im Haar — es iſt mein natürliches Haar —“

„Schönes Haar! In dieſem ſchönen Braundunkel, ſchimmert die Roſe prächtig. — Aber dieſe herrliche Haarringel!"

„Gehören meiner Kunſtverzierung. — Sieh, wenn ich vor dem Publiko ſinge, ſpiele oder tanze, ſtecke ich die mich dann zierende Schwungfeder hinein. Davon habe ich in meinem Büchlein auch geſprochen. Man wird durch einen ſolchen Putz, gleichſam zur Muſe. So ſage und belehre ich in dem Tragemich: „Die Sirenen forderten die Muſen auf der Inſel Kreta zum Wettſtreit im Geſang auf. Die Muſen ſiegten, und um die Verwegenheit der Sirenen zu beſtrafen, ſchnitten ſie ihnen die Flügel ab und ſteckten ſie als Siegesfedern zu ihren Kopfputz."

„Isminde! ich höre, verſtehe und abſtrahire, daß du ein ganz beſonderes Talent haſt, eine Schriftſtellerin zu werden. Deine Mitſchweſtern in Deutſchland, England, Frankreich ꝛc. verſtehen es nicht beſſer. Eigentlich, iſt es zwar im Ganzen Nichts, aber die einzelnen Parthieen ſtrahlen doch hervor,"

„Freund! werde nicht ſatyriſch."

„Wo denkſt du hin?! — Laß dich von einer ſolchen Europäiſchen Schriftſtellerin zur Pflegetochter annehmen und du wirſt Wunder wirken. — Die Griechinnen adoptiren doch junge Mädchen, die ſie Pſychopädie Pſychopädia, Seelentöchter nennen; wenn dich nun ſolch eine celebre Schriftſtellerin in Deutſchland, Frankreich, England, auch alſo adoptirte und du arbeiteſt gleichſam mit ihr, in ihre Seele, als eine adoptirte Fabrikantin, was gäb dir das für eine Berühmtheit!"

„Laß mich nur ſchreiben! Mein Tragemich ſoll ſich ſchon beliebt machen. Ich kenne die Griechinnen."

„Und auch die Griechen?"

„Ich ſchreibe nur für Weiber. — Die Männer, beſchreibt ſchon Thucydides. So waren ihre Verfahren; ſo ſind ſie noch immer.“

„Das kann ſie nicht erfreuen, und andere auch nicht. Der verehrte Thucydides ſagt: Die Griechen ſind eitel, liſtig, geſchmeidig, unbeſtändig, gewinnſüchtig, neugierig, unzuverläßig.“

„Meine Griechinnen ſind eitel, verliebt, zärtlich, entſchloſſen —“

„Und das biſt du auch?“

„Warum nicht? Ich will nicht beſſer und nicht ſchlechter ſeyn, als ſie alle ſind. Wenn dir die Griechen nicht behagen, ſo halte dich an die Jüdinnen. Das ſind, in ihrer Art, ganz eigene Mädchen. Du ſollteſt, unter ihnen, beſonders die herrliche Monasdina kennen. Zypris und Minerva ſelbſt!“

„Ich kenne ſie.“

„So? Du kennſt ſie alſo? Ei! — Sie hat, ſagt man, zuweilen auch Viſionen; Einbildungen hat ſie ſtets. Da hat ihr kürzlich ein Jude aus Maltha etwas erzählt, von einem gewiſſen Lionardo Monte Bello, der ein ganz allerliebſter Menſch ſeyn ſoll, und ſogleich entſchließt ſich Menasdina, ohne ihn geſehen zu haben, ohne zu wiſſen, ob ſie jemals ihn ſehen wird, ſich in ihn zu verlieben.“

„Das iſt Lionardo werth. — Ich kenne ihn. — Auch du verliebſt dich in ihn, ſo bald du ihn ſiehſt, ſprichſt und kennen lernſt. — Er hat ſchon manche Schriftſtellerin bezaubert.“

„So mag er kommen! Bis zum Verliebtſeyn, laſſe ich mich gern bezaubern. Dabei verlieren wir Mädchen gar nichts, als das, was wir ohnehin gern verlieren.“

„Sieh! die Griechen rücken gegen das Kaſtell vor.“

„Ich werde ſuchen, gegen die Herzen anzurücken. — Du ziehſt doch mit gegen das Kaſtell?"

„Gegen alles, was feſt ſeyn will."

„Ich bin es nicht. — Jetzt will ich etliche Verſe in mein Tragemich ſchreiben. — Gewiß ſollen das herrliche Sentenzen werden. — Gott befohlen!"

Ein in dem Hafen einlaufen wollendes Schiff wurde ſignaliſirt. Man ſegelte ihm entgegen. Die Schiffenden kamen von den Inſeln Hydra und Spezzia, wo ſie Kolonien angelegt hatten. Es waren Schypetaren, die wir Albaneſer nennen; Männer, Weiber und Kinder. „Willkommen, Kinder des Kaukaſus!" rief ihnen Sirius frohlockend zu. „Wir kommen, mit euch, gegen eure Feinde zu kämpfen!" antworteten ſie, und ſtiegen muthig an's Land. — „Willkommen! willkommen tapfre Arvaniten!“ ſo empfingen, händebietend, die Samier ihre Gäſte und Mitſtreiter.

Am Ufer des Joniſchen Meers, mitten in den entzückenden Gefilden Thesprotiens und in den immer grünenden Gehölzen, die der Thyamis in ſeinem krümmungsvollen Laufe umſtrömt, wohnen die Chamiden, die geſitteſten und edelſten der Schypetaren. Frei, ohne Geſetze und Abgaben lebend, erkennen ſie keinen als ihren Herrn an, als Gott, den ſie in Kirche und Moſchee verehren. So viel Glück konnte, auf dieſer Erde, keinen Beſtand haben. Beinahe ganz aus, rottete dieſe Stämme, Aly Baſſa, der Satrap von Janina. Die ſich noch retteten, entflohen; von ihnen kamen jetzt welche nach Samos.

Ihre Weiber kamen mit ihnen, nicht blos, wie im Orient, als Werkzeuge der Fortpflanzung, ſondern als Gefährtinnen in-

Gefahr und Tod. Stolz iſt ihr Blick und Gang. ſchritten ſie einher, als Gefährtinnen und Mütter von Menſchen, die gegen alle Beſchwerlichkeiten und Mühſeligkeiten abgehärtet, dem Tod um ſo leichter trotzen, je weniger ſie die Annehmlichkeiten des Lebens kennen. Dolch und Piſtolen im Gürtel tragend, begleitet von großen Doggen, traten dieſe Weiber kühn herein, ſtolz wie die jagdgerechten Nimfen der Heroin Cynthia. Kühn und dennoch einnehmend, anmuthig und ſchön kamen ſie an's Land, keinen Schönheiten des Orients weichend. Frei umher blickten ihre großen blauen Augen, belebt wie vom himmliſchen Feuer, zwiſchen blonden oder kaſtanienbraunen Haaren gelockt und gekräuſelt, wie die, der Grazien. Holdes Lächeln bricht aus friſchen Lippen des ſchön gewölbten Mundes hervor, ſchön erhob ihre Naſe ſich im Geſicht; ja herrlichere Formen, ſtanden nie auf niedlicheren

Füßen, als die, dieſer weiblichen Heldinnen und Gäſte.

Mit großer Herzlichkeit flog Bublina dieſen ſchönen Heldinnen entgegen, drückte mehrere an ihre Bruſt und ſtammelte, in Thränen frohlockend ihnen ihr: Willkommen! zu.

Kraftvolle Männer begleiteten dieſe ſchönen Weiber; an ihrer Spitze, Sala Murzido der kühne Unerſchrockene, von dem Satrapen von Janina genannt: das männliche Ungethüm; dieſer der einſt verwundet vor ſeinem Feinde lag, und ihm mit ſchwacher aber entſchloſſener Stimme, entgegen ſtammelte: „Sterbe ich, ſo vergebe ich dir, bleibe ich aber leben, ſo bringe ich dich um!“*) Dabei ſchlug er an ſeine Waffen, und ein Blutſturz, nahm ihm beinahe das Leben, indem er das ſagte.

---

*) „Si morro, ti perdono; ma si vivero, ti lampesto.“

Ihm folgte Iſida, die Blonde, ſeine Gattin. Nicht hatte für ſie Hymen ſeine Fackel an Amors Kerze angezündet, denn die Eltern hatten beide in der Kindheit verlobt, ohne daß ſie einander kannten. An ihrem Hochzeittage hatte ſie ihren zukünftigen Mann zum erſtenmal geſehen. Da warf ſie ſich, nach Landesſitte der Bräute, vor ihm nieder, küßte ihm die Hand und legte zu ſeinen Füßen einen Sack und einen Strick, anzudeuten, daß ſie beſtimmt ſey, die Haushaltung zu führen. Nun war ſie ihm überliefert; das war der einzige Feſttag ihrer irdiſchen Laufbahn. Mit Blumen war ſie umkränzt und geſchmückt, ſie wurde beſungen und bewundert. So geht es her, bei dieſen Halbwilden. Einen Monat lang darf die Erkohrene noch des Rechts ſich bedienen in ihrem Dorfe umhüllt mit dem hochzeitlichen Purpurſchleier, auf einem Eſel umher zu reiten, mit einem Spinnrocken ſich zu divertiren, aber dann, hören alle ihre Vorrechte auf. Nur an hohen Feſttagen darf ſie mit ihrem Manne am Tiſche eſſen, aber ſonſt hat ſie für ſich und ihre Familie nichts zu verzehren, als was der Mann ihr übrig läßt.

Treu ergeben und dennoch ihn zärtlich liebend, folgte Iſida ihrem ungeſtümen Manne allenthalben hin nach, in Kampf und auf Reiſen. Jetzt, kam ſie mit ihm, trug auf dem Rücken ihr jüngſtes Kind in einer Wiege, führte das andere an der Hand, das Gewehr bei ſich, bewaffnet mit Dolch und Degen, das Brodkörbchen an der Seite.

„Das Gott erbarm! — lächelte Sirius, als er ſie ſo erblickte, — was würden dazu die zärtlichen Gattinnen der Europäer ſagen, wenn ſie ſolche Vorbilder ſähen!“

Die Samier ſchafften Speiſe und Trank herbei, und rauſchend ertönte ihre rauhe Schiffs- und Feld-Muſik, die Gäſte zu vergnügen.

Mit Händedruck und Schweſterkuß eilte Bublina der blonden Iſida entgegen, die mit ihren Kindern als Mutter, und als Streiterin mit ihren Waffen prangte, ehrwürdig und achtungswerth in beider Geſtalt.

„Schweſter! — rief Bublina ihr zu; — Komm mit mir und bleibe bei mir, in meiner Wohnung. Auch ich war Mutter zweier Kinder! — Sey meine Schweſter! — Ermordet haben die grauſamen Feinde unſers Glaubens, meinen Gatten und meine Kinder. Bleibe du mit deinen Kleinen bei mir, ſo bin ich nicht allein und kann mit deinen Kindern ſpielen da die meinigen im-

Grabe ruhen. Daß ich es wieder höre, das Lallen der Kinder zu ihrer Mutter; bleibe bei mir!“

„Ich gehe mit dir und bleibe bei dir! ſagte treuherzig freundlich Jſida. — Höre! es ſchreit mein Kleines nach der Muttermilch. Komm, laß uns in deine Wohnung eilen!“

„Das iſt ein Weib! — lächelte Sirius — das ſind Weiber! Jsminde! Kommen dergleichen Figuren auch in dein Tragemich?“

„Das Format iſt zu klein; die Figur iſt zu groß. — Ja, mein Gott! Es heißt alles Griechinnen!“

„Das ſind die Töchter der Omphalen, der Dejaniren und der ehemaligen Ritter-Frauen in Deutſchland. Aber jetzt — Die zarten Pariſerinnen und Berlinerinnen fielen in Ohnmacht oder bekämen Krämpfe, wenn ſie dieſe Naturſchönen ſehen. Freilich aber:

Nicht beſſer ſteht, als ich,
Wer ſelbſt die Wahrheit ſah!"

Isminde lächelte, und ſchlug ihn mit ihrem ſchönen Pfauenfeder-Fächer auf die Achſel:

„Du biſt zwar nicht mehr jung —"

„Gewiß nicht!"

„Aber dennoch biſt du immer ziemlich jugendlich galant. Wenn du nun dich in deine Jugend zurück verſetzeſt, um Einer die Cour zu machen, welche würdeſt du zu deiner Herzensdame wählen? Würde es Iſida ſeyn, oder Monasdina?"

„O! du allerliebſte Tragemich Schriftſtellerin! Welche feine Fragerin du doch biſt! — Wär Sala Murzido wohl deine Inklination?"

„Vor der Hand nicht; er könnte es aber werden, wenn er ſich qualifizirte."

„Das heißt doch aufrichtig geſprochen! Was die Schriftſtellerinnen eben ſonſt nicht immer zu thun pflegen."

„Die Schriftſtellerei iſt eine Liebhaberei; und die Liebhaber, ſind nicht immer die aufrichtigſten Männer."

„Schönes Kind! nimm mir's nicht übel, aber es gehört ſehr viel dazu, gegen eine Geliebte ſtets aufrichtig zu ſeyn. Und, ſie verliert auch nichts dabei, wenn es der Liebhaber nicht iſt, wenn er nur zärtlich bleibt. Ein Kuß bedeckt gar viel; nicht ſtets den Mund allein."

„Da du ſo vieles weißt, ſo ſage mir: Was iſt ein Kuß?"

„Das iſt beſſer zu empfinden als zu beſchreiben. Jedoch, wir wollen es einmal verſuchen. — Nach meiner Meinung, — die jedoch nicht infallibel iſt, — iſt der Kuß: Eine ſehnend ſüße Begier der Seele, ſich angenehm verkörpert zu fühlen."

„Das läßt ſich hören! Denn in den wahren, eigentlichen, ſüßberauſchenden Küſſen, muß etwas Seelenſüchtiges ſtecken, das den Athem ſanft, in empfindungsvolle Herzen hinüber trägt.“

„Ja! Das Schmachten und der Athem ſind die Bänder, welche die Kußempfindung veranſtalten. — Ich erinnere mich, daß ich einſt auf der Kanzel, einen Kapuziner ausrufen hörte: „Ein Kuß iſt ein Schuß gegen die Feſtung Zucht!“ Das mag auch wohl wahr ſeyn. Jedoch giebt es der Küſſe vielerlei. Nimm dein Tragemich und notire es hinein: Ein Kuß wird gegeben mit dem Munde, daher nennen ihn die Lateiner **Osculum**. Kuß, als Benennung dieſer Lippen-Anziehung, kommt von dem Griechiſchen Kuſe her.*) Es giebt aber Küſſe

der

---

*) Da wir unter den Griechen leben, müſſen wir es auch griechiſch ſagen: Κύσε; Κύσας; Κύω.

der keuſchen Affekten, Bedingungsküſſe und Luſt- und Begierden-Küſſe. Der Kuß ſelbſt war bei den Alten ſtets eine heilige Sache, denn die Weiſen meinten, der Menſch, der nichts edleres und lieberes habe, flöße mit dem Athem, gleichſam die Seele ein."

„Ich bin keine Weiſe, aber ich glaube es auch."

„Die Dichterin Sappho hat es auch geglaubt. Das kann dein Tragemich gar fein bemerken. — Andere ſagten: Küſſe tragen in ſich ein heimliches Gift; im Kuſſe liegt die Hoffnung mehr zu erlangen; Die den Kuß bietet, bietet mehr an."

„Freilich! in der Regel, das Herz; wenn der Kuß innig iſt."

„Die aller unſchuldigſten Küſſe ſind wohl die, die man gleichſam mit der Hand vom Munde zuwirft, ſelbſt den Heiligen, ehemals den Göttern, den Bildſäulen der Cäſarn, den Büſten der Lieben. Man hat die Küſſe klaſſifizirt und zählt deren ſechserlei. Es läßt ſich alles in Rubriken bringen, was nirgends hingebracht werden kann. Es war einſt eine Zeit, wo die Küſſe ſelten und theuer waren. Nachher wurden ſie immer wohlfeiler, und jetzt —“

„Es iſt damit wie mit den guten Edelſteinen und mit den nachgemachten. Sie flimmern beide, nachdem nun das Licht darauf operirt. Für den Liebhaber, ſind die nachgemachten, oft ſo gut, wie für den Nichtkenner. — Aber ein Kapitel über die Küſſe will ich meinem Tragemich einverleiben, das gewiß gedacht und empfunden ſeyn ſoll!“

Ein ganzes Schiff voll kürzlich wohlbekannter Carbonari war aus dem Königreiche Neapel angekommen, die von den Oeſterreichern verjagt, ſich auf die Griechiſchen Felſen flüchteten; auch dieſe erboten ſich mit zu fechten gegen die Türken. Sirius hüllte ſich in ſeinen Mantel, ſpazierte umher und erblickte unter dieſen geflohenen Kohlenhelden, auch die uns wohlbekannten*) Carbonari-Männer: Accorſo, Sperlone, Giakomo, Arcinato, und andere, gewahrte auch endlich den **Mestro di Seda**, Oſorio.

Kopfſchüttelnd ſprach Sirius bei ſich ſelbſt: „Die Männer ſind da; wenn nur die fünf Weiber nicht kommen.**) Dieſe würden keine Parade machen unter den Amazonen, die hier zu ſehen ſind.“

Um nicht ſo gleich von dieſen Bekannten geſehen zu werden, entfernte er ſich eilig.

---

*) Voraus geſetzt, daß die Leſer den Roman Lionardo Monte Bello kennen, oder ihn noch leſen wollen.

**) Lionardo Monte Bello. 2. Th. S. 193

Auf thauigten Flügeln ſank ſtill und heimlich der Abend herein, als Sirias ſeine alten Freundinnen verließ, ſich ankleidete, in die Tracht eines wohlhabenden Armeniers ſich hüllte, und auf das ſchöne Landhaus zu wandelte, in welchem Menasdina ihn erwartete. Bei ſich ſelbſt im Hingehn, ſprach er:

„Sie kennt ihn alſo durch Nachrichten von Glaubensgenoſſen aus Maltha! Eine Berechnung iſt dabei: denn ſie müßte keine Jüdin ſeyn. — Lionardo iſt artig und zärtlich genug dieſes ſich und ihr nicht zum Vorwurf zu machen. Ob er aber wohl nach Griechenland gehen, ob er auf Samos kommen wird? — Und, wie verlor er ſeine Anderena! — Was müſſen nur die fünf Liebchen machen in Einem Hauſe zu Neapel! Wenn dieſe fünf Mädchen ſich veruneinigen, ſo kann es böſe Händel geben. Sie dauern mich, aber dennoch muß ich lachen, *) wenn ich mir ihre Vereinigung denke. — Als Cavaliere amoroſo, würde ich, wär ich Lionardo, die zärtliche Diana doch am liebſten haben. — Sie iſt ein allerliebſtes Liebchen!“

Da trat die verſchleierte Duenna zu ihm, und führte ihn durch den Saal, in das Zimmer, in welchem er die ſchöne Monaldina zum erſtenmal geſprochen hatte. Sie ſaß, wie damals, hinter dem herrlichen Verhange, ſpielte und ſang ein Liedchen, deſſen Refrain immer derſelbe, wiederholend war:

Seht! ſprecht mir nicht von Männerherzen;
Sie ſind nur da, damit zu ſcherzen,
Nur Spielwerk ſind ſie Tändelei.
O! tändelt nur, und bleibt doch frei!

Sie klopfte in die Hände, und der Vorhang rollte auf:

---

*) Lionardo Monte Bello, 2 Th. S. 104.

„Schöne Huldin, Monasdina! — begann Sirius; — Wie wär es denn, wenn der hübſche Lionardo aus Maltha [illegible]?"

„O! der wird gewiß Spaß verſtehen!"

„Spaß und Ernſt."

„Zum Ernſt bin ich nicht grämlich genug."

„Die Schönheit, iſt nie grämlich."

„Hier iſt mein Portrait. Iſt es getroffen?" — Dabei entſchleierte ſie ſich.

Sirius, außer ſich, küßte das Bild, und warf dem Originale ſich zu Füßen, indem er ausrief:

„Was alles, kann die Schönheit nicht!"

Durch eine Seitenthür herein, traten eben ſo unerwartet als ungelegen, zwei Vatersbrüder und der Vater der ſchönen Monasdina, zogen ihre Meſſer und ſchrieen: „Der Goi muß ſterben!" — Monasdina fiel, wie ohnmächtig, auf's Sofa zurück; ihre Duenna ſprang herbei und führte ſie fort. Die Juden ſprachen heimlich mit einander, und endlich rief der eine dieſer erzürnten Iſraeliten, den Betroffenen zu:

„Wenn du dich nicht gleich zu unſern Glauben bekennſt, und dich circumciſiren läßt, wie Abraham geboten hat, ſo mußt du ſterben!“

Zugleich trat mit freudigen Blicken herein der Rabbiner, mit dem Circumciſions-Meſſer.

[illegible]ittes Buch

Spielt der Zufall ſonderbare Spiele,
Miſcht ſich das Bedenken dann erſt bei,
Wenn der Wurf, ganz unerwartet bei dem Ziele,
Schweift, als wie ein Wirbelwind, vorbei.

„Messieurs de la Semence d'Abraham! — ſagte Sirius, ſich auf altisraelitiſche Manier verbeugend: — in dieſem Fall, muß ich um Verzeihung bitten, daß ſchon geſchehen iſt, was ſie thun wollen.“

Bei der natürlich nun erfolgen müſſenden Oſtentation, ſtanden die drei Brüder noch weit verlegner da, als jene im Feuerofen, die doch wenigſtens ein Terzet ſingen konnten, und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten. Endlich fing der Jüngſte an

„Nun aber! wenn du auch biſt, was du konteſtirt haſt, ſo mußt du doch geben eine Geldſtrafe. —“

„Geldſtrafe, gebe ich nicht!“ — fiel Sirius ein.

„Da hört man's! Ja, er iſt von Abrahams Samen, ein Israelit, wie er ſeyn muß, da er nicht geben will Geld. Daran erkennt man ihn gleich!“

„Was ſoll's aber werden? — fiel der Vater Iſaſchar ein; — hat er doch meine Tochter blamirt, muß er nehmen ſie zum Weibe, und wär er noch ſo alt!“

„Glaubensbrüder mit Rath! — begann Sirius; — glaubt ihr denn, bei meinen Jahren ſey ich nicht ſchon verheurathet? Meine erſte Frau muß ohne Zweifel todt ſeyn, und die beiden andern Quaſiweiber, die bei mir leben, ſind zwar ſchon ſehr alt, aber doch noch da. — Wie alt ihr alle drei auch ſeyn mögt, was iſt das Facit eurer Lebensjahre, gegen das meinige?“

„Nun! ſo alt wie Methuſalem, wirſt du doch nicht ſeyn!“

„Viel wird nicht fehlen.“

„Was?“

Iſaſchar ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Freund! das nennen wir irre reden, nicht recht bei ſeinen fünf Sinnen ſeyn —"

„Zwar, — lächelte Sirius, — hat der Menſch nicht fünf ſondern ſieben Sinne, doch kann ich es dir nicht verdenken, daß du meinſt, ich ſey ein Irreſprechender, jeder Menſch wird das glauben, aber ich ſage dir, daß ich zur Zeit der Zerſtöhrung des Tempels zu Jeruſalem, durch Titus, ſchon ein alter Kauz war."

Die Juden ſahen einander an, griffen ſich an die Naſen, nahmen Schnupftaback, ſeufzten und ſchwiegen. — Sirius aber, fuhr ganz unbefangen fort:

„Ich bin, ſo alt ich auch bin, kein unebener Mann, und wenn das liebe Rebeckchen will —"

„Nein! — ſchrie Aſcher: — Sie wird nicht wollen; ſie ſoll nicht wollen!"

Sirius lächelte: „Wartet nur es wird einer kommen aus Maltha —"

„Wenn du alles weißt, — fiel der eine Jude ein; ſo weißt du das doch wohl noch nicht, daß wir werfen wollen dich, vor die Thür hinaus?"

„Vor die Pforte, gehören die Türken."

„Rebecka!" — rief Iſaſchar, indem Sirius ſich verbeugte, und nach der Thür zu ging; da aber die ſchöne Menasdina nicht kam, ſteckte er das ihm von ihr gegebene Portrait zu ſich, in den Buſen, und lächelte: „Mädchengeſicht! fang du mir hier keinen Lärm an!"

Alexis ſuchte die fremden Sänger auf; — denn kein Albaniſches Korps wandelt, es begleiten daſſelbe einige Sänger mit der Mandoline, — und miſchte ſich unter dieſelben. Da lag Marfonto und ſpielte und ſang, das Lied von den Möiren:

Parzenlied der Neu-Griechen.

Miren! o! ihr alten, ſchwarzen
Chaos-Töchter, graue Parzen,
Fanget euer Weben an,
Oder ſagt mir unverdroſſen
Habt ihr einen ſchlimmen Poſſen,
Mir als Braut wohl angethan?

Schlank und fein, wie eine Tanne
Möcht ich den zu meinem Manne,
Der jetzt dort im Buſche ſitzt.
Will er da ſich Vögel fangen,
Bleib' ich in der Schlinge hangen,
Daß nicht ſeine Flinte blitzt.

Mit den Augen ſchon, zum Poſſen,
Hat er mich ganz durchgeſchoſſen,
Mitten hin, durch Bruſt und Herz.
Mag er mich nur gut verbinden!
Er wird ja das Kräutlein finden,
Das uns hilft in Luſt und Schmerz.

Miren![*]) grämliches Geſindel,
Werdet freundlich! webt die Windel
Bin ich Frau nun, für mein Kind;
Daß es ſich im Mutter-Schooße,
Liegt, wie ſanft auf Blumen-Mooſe,
Weich, ganz lieblich, und gelind.

Webt mir einen Blumenſchleier,
Mich zu bergen, wenn mich freier
Eines Mannes Auge ſchaut.
Nur allein für meinen Gatten
Bin ich ſtets auf Blumen-Matten,
Dieſes Lebens, ſeine Braut.

„Heil dem Parzen-Feſt, Aphidremia!“ — ſchrien die Albanierinnen, und tanzten fröhlich, nach ihrer Art, herum.

Eleius

---

[*]) Moirai, die alten Parzen, werden von den Neu-Griechen Miren genannt, die noch immer ihren Aberglauben an und über dieſelben haben, wie die alt Griechen, beſonders die Mädchen und jungen Weiber, um Liebhaber und Kinder zu bekommen.

Sirius lächelte kopfſchüttelnd: „Was würden zu einem ſolchen Tanze die Pariſerinnen und Wienerinnen ſagen!" — aber er rufte dennoch den Tänzerinnen ein ſehr markirtes Bravo! zu.

Iſminde zupfte ihn am Mantel und liſpelte: „Dieſe terpſichoriſchen Wendungen kommen nicht in mein Tragemich!"

„Kind! da hinein, wird ſo Manches nicht kommen; — lächelte Sirius; — dergleichen Dinge, machten das Büchlein gar zu ſtark. Wir wollen vorlieb nehmen mit dem, was wir haben."

„Haſt du mich?"

„Nein! du haſt mich."

„O! du alter Ariſtippus."

„Gut! ſo bin ich doch kein Xenokrates; und was das Tanzen betrifft, ſo hat es Sokrates auch noch, als er ſchon alt war, bei der Aſpaſia gelernt."

„Gewiß, dieſen vortrefflichen Philoſophen hat die gute Dame artig gegängelt."

„Ach ja! das Führen und Leiten verſtand ſie, und das verſtehen, — mit deiner Erlaubniß, ſchönes Kind! — alle Frauen.

Erſt führen ſie uns ganz ſcharmant
Als Kinder ſanft am Gängelband,
Und dann, zu ihrem Spaße,
Als Ehmann, bei der Naſe."

„Schön! — Das kömmt in's Tragemich."

„Recht wohl! — Mit dergleichen Bemerkungen in Proſa und Ligata, kann ich dir und deinem Tragemich, recht oft dienen."

„Ich werde dankbar ſeyn."

„Wünſchen wollte ich, du gingſt zur ſchönen Monasdina; — die Jüdinnen lieben ja die Dichtereien, — ſprichſt mit ihr von deinem Tragemich, bäteſt um ihr Urtheil, um ihre Bemerkungen, vielleicht auch um Beiträge, und brächteſt es nach und nach dahin, ſie zu fragen: wie der geſtrige Schreck ihr bekommen wär? Du darfſt ſie merken laſſen, daß du mich kennſt, daß ich dich veranlaßt habe, ſie zu fragen, und dergleichen. — Verſtehſt du mich? — Wir ſehen einander bald wieder!“

Die ci **devant** Carbonari hatten ſich mit den Albaneſern beſprochen, mit den Hydrioten vereinigt, mit den Samiern und den andern Griechen, verbunden, rückten aus, und ſchloſſen das Kaſtell ein. Der Aga wieß die Aufforderung ab. Sala Muzido, den die Albaneſer den Ehrentitel gaben Pallikari, d. h. der Brave, und welchen, wie wir wiſſen, der Baſſa von Janina das männliche Ungethüm nannte, rieth zum Sturm. Thraſimon berechnete die Zahl der fallen müſſenden Stürmer, und ſtimmte für die Blokade. Als man aber noch darüber hin und her ſprach, that der Aga einen Ausfall, der den Griechen viel, den Türken aber noch theurer zu ſtehen kam, und da ein Biſchoff, ein Pope und etliche Caloyers ſich mit in den Kampf und unter die Menge gemiſcht hatten, die gefangen genommen wurden, ließ der Aga ſie an die Ecken des Kaſtells aufknüpfen. Da ſchrieen die Griechen ihm zu: „Das koſtet dein Leben!“ — Sala Murzido, brüllte mit einer Stentor-Stimme: — wie Mars als er vor Troja von Diomedas verwundet wurde; — „Die ganze Türkiſche Beſatzung wird nieder gehauen!“ Alle ſchrieen: „Die Türkenhunde, werden nieder gehauen!“ Murzido leerte ein großes Glas, gefüllt mit gebranntem Waſſer, und rief Isminden zu, die eben vorbei ging: „Das Schelmen-Auge ſoll leben!“ Dieſe aber, ſprang ſchnell davon, in das Haus, wo Bublina ſtand, gelehnt aufs Schwert und neben ihr Iſida, mit geſpanntem Rohr, die ihr zurief: „Erſchrockene! geh hinter uns und erhole dich.“

Dann aber führten die Mädchen und Jünglinge den Kandiſchen Tanz auf, von welchen der Griechiſche Tanz abſtammt, eigentlich der ſogenannte Dädalus-Tanz. Mädchen und Jünglinge tanzten in Reihen mit einerlei Schritten und Figuren, ſchoben tanzend ſich durch einander, vermiſchten ſich und bildeten einen allgemeinen Kreis. Nun trat auf, eine erfahrne Tänzerin, faßte die Hand eines Jünglings und reichte ihm ein Leitband, deſſen Ende er hielt. Alle die andern, nach der Reihe, Tänzer und Tänzerinnen, tanzten, nach einander, gleichſam fliehend, unter dieſem Bande weg und wieder zurück. Bald windet die Führerin, nach mancherlei Krümmungen und Wenbungen den Kreis um ſich her, wickelt plötzlich ſich, tanzend, heraus, und ſteht ſchnell wieder an der Spitze ihres Kreiſes, zeigend, mit ſiegreicher Miene, ihr Band, wie ſie es im Anfang that und hielt. Dies iſt der Theſeus-Tanz, da der Held aus dem Labirinthe kam, und heißt noch jetzt, der Krannich-Tanz. Die Haupttänzerin iſt die griechiſche Ariadne, die ihren Theſeus, (ihren Tänzer,) führt, ihm kennen zu lernen die Irrgänge, die er durchlaufen ſoll. Die aber iſt die beſte, die alles in einander zu verwickeln weiß, (was die Mädchen ohnehin gern thun,) und alſo die Entwickelung des Labyrinths am längſten zu verzögern weiß. So tanzte ihn Ariadne mit ihrem Theſeus!

Bald darauf erſchienen Iſida und Bubilna zum Arnauten-Tanz, geziert und geſchmückt, und tanzten, zur Freude des Publikums, dieſen mehr kriegeriſchen als luſtigen Tanz. Da jubelte die Menge: „Jo!

jo, die Heldinnen!" Die Mädchen abezerklatſchten, nach dem Takt, Roſenblätter und Mohnenblätter auf der Stirn, um aus deren Schalle zu entdecken, ob ſie wieder geliebt würden, oder nicht. Das führte zu dem Orakelſpiel Klidona, das tanzend und deklamirend aufgeführt wurde.

Klidona.

Erſcheine du Schönen-Bezwinger,
Und tritt aus dem heimlichen Zwinger
Heraus, in die harrende Welt.
Das Weinen mit Lachen iſt Freude;
Wohl bringen auch Schmerzen dir Beute,
So wie ſich's zuſammen geſellt.

Sprich! lachen uns fröhliche Sorgen,
So heben wir froh nur am Morgen
Das nimmer bedenkliche Haupt
Kömmt Morpheus, ſo ſinkt es in Schlummer.
Dann haben die Schatten den Kummer,
Den wir unſerm Schlafe geraubt.

Nun mögen uns Träume umſchwirren,
Wie Täubchen, die Liebenden girren,
Mag hüpfen die luſtige Welt;
Wir liegen auf blumigten Matten,
Da mögen die Träume ſich gatten,
Mit allen dem, was uns gefällt!

Sirius machte, mit dem ihm eigenen Scharfſinn, Bemerkungen über Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, die aus dem Bade kamen, denn eben war die Zeit der Neomeia, oder die des Neumondes, nahe, wo alle Griechen ſich baden, als eben ein Brautzug vorüber zog. Da ſprach er:;

„Die Zeit, ja der Augenblick der Gefahr iſt ſo nahe, das Schrecken ſteht gleichſam vor der Thür, und die Menſchen machen Hochzeit!“

„Da iſt es eben am beſten!“ — ſagte Jsminde, die auch aus dem Bade kam und dieſe Exklamation gehört hatte. — Einer

Gefahr zu entgehen oder ihr zu trotzen, muß man ſich eben in eine andere Gefahr begeben."

„Sagt dein Tragemich, — lächelte Sicinus: — daß das Ehemachen eine Gefahr iſt? Ei, ei! Mein Kind, ſo denkſt du nicht ſelbſt! — Weißt du nicht, was der weiſe Theognis ſagte? „Der reichſte und glücklichſte Menſch iſt der, der eine ſanfte und tugendhafte Frau gefunden hat." — Schreibe es ein, in dein Tragemich."

„Warum nicht? Aber, es ſteht auch drinne, indem vom Heurathen geſprochen wird, was Sokrates ſagte, als einer ſeiner Schüler ihm fragte: ob er ein Weib nehmen ſolle? Es wird dich gereuen du magſt thun, was du willſt. — Jedoch freilich, der gute Philoſoph hatte auch ein derbes Ehepfund mit ſeinem Rothköpſchen Xantippe, erhalten."

„Ja! Rathe, wenn du kannſt, und wähle, wenn du es wagſt. Die Griechen rechnen, wie die Juden, auf die Hülfe einer zahlreichen Nachkommenſchaft. Nun, ſo mögen ſie heurathen, und ihre Eheverbindungen auf den Kratern der ſchlimmen Gegenwart ſelbſt feiern. Ein Schäfer des Theokrit ſagt: Das Heurathen bringt weder Verdruß noch Kummer, es führt nur Freude und Tänze herbei; verſteht ſich, in den erſtern Ehetagen. - Ach! ſieh doch, noch mehrere Fackeln, noch mehrere rothe Schleier, das Bildniß beſcheidener Röthe und der roth geweinten Augen der lieben Braut. — Wie es ſcheint, geht es diesmal ſtark über's Heurathen und Entgürteln her."

Lauter Jubel, Muſik und Tanz, Kränze, Schleier, Becher und Schalen wirbelten, ſchwebten und kreiſeten umher: Alexis, tanzend, im frohen Chore, mitten darunter, ſprang aus dem Zirkel heraus, nahte ſich den Sprechenden, mit gefüllter Schale, reichte dieſelbe dar und ſprach:

„Alſo ſagt Pindar, der herrliche Dichter: Er ergreift ſeines Beſitzers güldene Schale, und trinkt ſie ſchäumend vom Thaue der Reben ſeinen Freunden zu!“

Indem Sirius Beſcheid that, drückte Alexis der freundlich lächelnden Isminde einige Zuckerplätzchen, Mandeln und Nüſſe in die Hand, ſprechend: „Nun weißt du, daß es Hochzeit iſt. — Kennſt du das Statuenfeſt der Platäer?“

„Wo Jupiter eine Holzpuppe, verſchleiert im Brautwagen umher führte, die erzürnte Juno durch einen Spaß zu verſöhnen?“

„O! wie beleſen du biſt, liebliches Schelmenauge. Wenn ich dieſe haben könnte. —“

„Ei, ſieh doch! Ich bin keine Kleinhändlerin; Wer dieſe Augen haben will, muß das Ganze nehmen."

Es entſtand ein rauſchendes Gemurmel und Getümmel, und wer Beine hatte, drängte ſich dem Markte zu. Der Aga ſchickte eben einen Unterhändler aus dem Kaſtelle an die Griechen, welche Anſtalt machten die Veſte zu ſtürmen. Es war der Arzt des Aga, ein breiter Jude, der ſehr gut ſprach. Die Griechen aber riefen ihm zu: „Jude! packe dich fort!"

Terzetes aber, der Fechter, den die Griechen zu ihren Anführer gewählt hatten, trat vor und ſprach:

„Sage deinem Aga, ſo läßt Terzetes ihm ſagen, im Namen der vereinigten Griechen: Du haſt Prieſterblut vergoſſen, die Leichname der Geweihten des HErrn beſchimpft, willſt mit deiner Hand voll Korans-Bekenner, das freie Volk der Samier unterjochen, deine Zölle, Acciſen und Mauthen mit Gewalt erheben, wir aber wollen nichts geben und werden dir vergelten, was du gethan haſt. Gehſt du binnen 24 Stunden nicht aus dem Kaſtell, ſo wirſt du, kommen wir mit Sturm oder ſonſt wodurch, hinein, an's Kreuz genagelt, lebendig zu ſterben auf der Baſtei, im Angeſicht der rachedürſtenden Griechen; deine Soldaten werden nieder gehauen, deine Weiber dem Troſſe preisgegeben, deine Jungfrauen als Sklavinnen an die handelnden Juden verkauft und dein Leibarzt wird geköpft."

„Au weih mir!" — ſchrie der Parlamentair.

Sirius ſchüttelte den Kopf und rief aus: „Da benahm ſich Mardachai ganz anders!"

Terzetes fuhr fort: „Das iſt unſer Wille. — Der Aga ſoll ſich einſchiffen, wohin er will, wenn er ſich ergiebt; wo nicht,' ſo ſoll geſchehen, was geſagt worden iſt."

Der Leibarzt ging, mit dieſer Erklärung, betrübt davon. Die Griechen führten das Geſchütz auf.

Gegen Abend ſchlich in ſeinen Armeniſchen Talar und Mantel gehüllt, Sirius um die Villa des Signor Iſaſchar herum und ſah, daß dieſelbe ausgeräumt war, und die Mobilien anders wohin geſchafft wurden. Jeminde kam aus der Villa, hatte indeſſen die Bekanntſchaft der liebevollen Menasdina gemacht und lispelte dem alten Gelegenheitsmacher zu:

„Die Herrliche will dich, lieber, alter Freund! in dem kleinen Hauſe ihrer Amme ſprechen. Ihr Vater wird die Villa verkaufen und will ſeine Tochter zu ſeinem Vetter nach Smyrna ſpediren, ſo bald er auf ein' dorthin führendes Schiff unterbringen kann. Das hat er ihr mit gewiſſer Beſtimmung geſagt. Er iſt ein Jude, hartherzig genug und er thut's."

„Das ſoll er bleiben laſſen!" — rief Sirius entrüſtet aus und eilte in das Häuschen der Amme, wo er weinend die ſchöne Monasdina fand.

Sirius ſchlug ihr allerlei Mittel vor ſich zu retten, und endlich als das ſicherſte das, eine Griechen-Chriſtin zu werden. Sie aber ſah ihn fragend an und rief aus:

„Und, du rätheſt mir ſo?"

„Ja, das hilft nichts! — Ich weiß, was du ſagen willſt, vortreffliches Licht der Augen! Ich gebe dir aber einen guten Rath, ſo, wie ich ihn mir ſelbſt geben würde. Was du thun willſt, ſteht bei dir."

„Ich weiche nicht — entgegnete Monasdina — von der Religion meiner Väter, da ſie mir durch Ueberzeugung heilig geworden iſt.“

„Liebes, ſcharmantes Kind! Ein hübſches Mädchen hat gar keine Ueberzeugung, als die, daß ſie ein herrliches Weſen iſt; und dieſe Ueberzeugung, liegt nicht allein in ihrem Spiegel, ſondern auch eben ſo gut in ihrem Innern, als in der Bibel. Denn da heißt es, im Alten Teſtament — zu welchem du, meine Herrliche gehörſt, da du nicht in das Neue willſt, — daß das Antlitz der Cherubim und Engel —“

Nicht weit von dem Hauſe, nach der Straße zu, geſchah ein Schuß. Monasdina fuhr erſchrocken zuſammen; die Amme lief unter die Hausthür; Sirius ſchlug wie gewöhnlich, ganz taktmäßig, auf ſeine Schnupftabacksdoſe, nahm eine Priſe, und fuhr fort, zu ſprechen:

„Ich hatte das Vergnügen vor etwa vier Jahren mit meinem Freunde Belzoni, —

den

den ich für einen wirklich gebornen Reiſenden, nächſt einem gewiſſen, mir auch bekannten, Fernando Pinto, halte, — über den Königs-Vogel oder Foſcheroſch der alten Aegypter — von welchem Volke die undichteriſchen Juden alle ihre poetiſchen Bilder, wie wir wiſſen, geliehen haben, — über die Cherubim und Engelsgeſtalten zu ſprechen —“

Da fiel der zweite Schuß. Die Amme ſtürzte herein und ſchrie:

„Das iſt in der Wohnung der edlen Bublina!“

Drei Verkappte waren in das Haus der mit Iſſida ſo eben ſprechenden Bublina geſtürzt, und hatten mit Gewalt verſucht, ſie zu entführen. Aber die Frauen-Räuber hatten ſich gar ſehr verrechnet, denn Weiber, wie dieſe beiden welche waren, ließen nicht ungeſtraft ſich ſo beleidigen. Sie griffen nach den Waffen, Iſida erſchoß mit ihrer Büchſe ſogleich den einen dieſer Meuchelmörder, und mit dem Piſtol Bublina, den zweiten durch den Arm; der dritte wollte entfliehen; ſie aber ſprang ihm nach, ſetzte ihm den Degen auf die Bruſt und warf ihn zu Boden. Die Nachbarn ſtürtzten herbei und hielten ihn und den Verwundeten feſt. — Sirius eilte eben herzu, als man die Feſtgehaltenen mit Wache abführte. — Wer ſchildert ſein Erſtaunen? Es waren die Vatersbrüder des Juden Iſaſchar, des Vaters Monasdinens, die ihre Meſſer vor einigen Tagen auf ihn ſelbſt gezogen hatten und ihn israelitiſiren wollten. Der Dritte, den Iſida erſchoſſen hatte, war Iſaſchar's Knecht.

Sirius eilte mit dieſer Schreckensnachricht zu Monasdinen. Er ſagte ihr voraus, wie alles kommen werde, und bat ſie, mit ihm, ſich zu retten, zu entfliehen. Zitternd und bebend nahm ſie den Vorſchlag an, die Amme folgte, Sirius ging voraus und brachte beide durch Nacht und Dunkel in die Grotte des Geomantiſten Sierlmonas.

Die Griechen hielten ſogleich Gericht am folgenden Morgen, erſchoſſen die Juden, und räumten in der Stadt der edlen Bublina einen Wohnſitz in einem öffentlichen Staatshauſe ein. Iſida zog zu ihr. Iſaſchar wurde allenthalben vergebens geſucht. Aber eine drohende Schrift wurde gefunden, in der es hieß: Der alte Proſelitenmacher, der Judentöchter zu verführen ſuche, ſolle binnen drei Tagen ermordet werden. — Sirius las es und lachte:

„Das könnt ihr nicht! — Freilich wißt ihr nicht, wer ich bin, aber, es iſt auch gar nicht nöthig, daß ihr es wißt. Genug! euere Drohung habe ich nicht zu fürchten.“

Indem zog Bublina in die Kirche, Gott und der allerheiligſten Jungfrau für ihre Rettung zu danken, begleitet von beinahe allen Weibern und Mädchen aus Samos, unter frommen Geſängen und Sirius ſchlich in eine nicht weit entfernte Taberne, wo er ſich einen Becher Wein geben lies. Bald kamen Thraſimon und Terzetes in gleicher Abſicht zu einem fröhlichen Trunke, und mit ihnen Alexis, der ganz begeiſtert, einen gefüllten Becher mit Wein erhebend, deklamirte:

Dieſes goldene Naß, dem Ichor der Götter zu gleichen,
Sucht man in Klüften nicht auf, ringt man den Wellen nicht ab.

Nimmer wird es gekocht im ſchwarzen, hermetiſchen Tiegel.
 Waltend bei ſeiner Geburt, herrſcht nicht der alte Saturn;
Helios giebt ihm die Kraft, die Stärke, den goldenen Schimmer,
 Giebt ihm den flammenden Strahl, der uns magnetiſch erquickt.
Zwiſchen dem Aether, und über der fruchtbaren Erde,
 Reifet kein reineres Gold, wie es die Traube uns giebt!

„Ja! das iſt gewiß; rief Sirius aus; — der Wein, iſt ein Sohn der Sonne. — Gott ſegne uns dieſe edle Gabe!"

„Welch ein Landsmann biſt du, alter, froher Knabe?" — fragte Terzetes.

„Im ſtrengſten Sinne des Worts, ein wahrer Kosmopolit; — lächelte Sirius. — Ich weiß nicht einmal recht, wo ich geboren bin. In Paläſtina bin ich erzogen worden, und was auch der Vielerdulter aus

Ithaka alles geſehen und erlebt haben mag, er hat das nicht erduldet und geſehen, was ich ſah und erfuhr. Jedoch am elendeſten ging es mir in der Türkiſchen Sklaverei. In den Sklavenketten dieſer Korans-Hunde habe ich zweimal geſteckt. *) Deshalb auch ſollen ſie ſtets als Feinde mich finden, ſey es auf Samos, auf Morea, ja, unter der Sophien-Kirche ſelbſt, welche dieſe Unholde verunreinigen, wenn es ſeyn kann!"

Dabei ſtürzte er hitzig den Wein hinab und lies ſich einen zweiten Becher füllen. Alexis aber fragte:

„Biſt du mit dem hübſchen Mädchen verwandt, mit welchem dich man ſo oft beiſammen ſieht?"

„Als Kosmopolit, ja, aber weiter nicht. Sie iſt eine Weltbürgerin, wie ich ein Weltbürger bin. Uebrigens iſt ſie, ſo viel ich

---

*) Lienardo Monte Bello. Th. 2 S. 261.

weiß, in Theſſalien geboren, tanzt fein, deklamirt gut, ſingt, ſpielt, dichtet, iſt eine Schriftſtellerin, ſchreibt etwas **in nuce**, ein **soit disant** Tragemich, und wär — ja, bei der herrlichen Lucina! — das wär ein Weibchen für dich."

„Wohl nicht! — Ich, liebe die Freiheit."

„Aber Isminde gefällt dir?"

„Warum nicht?"

„Und du ihr?"

„Das weiß ich nicht."

„Da liegt's! — Wir können nicht alle nach Korinth kommen und nicht alle gefallen. Zwar ſagte bekanntlich Bion der Boryſthenier, um Vielen zu gefallen, müſſe man eine gute Torte oder ein Glas Wein von Thaſos ſeyn; aber ich glaube auch das nicht."

„Wenn dir's aber nun ein hübſches Mädchen mit Anſtand zulispelte?"

Indem Sirius den zweiten Becher geleert hatte und den dritten forderte, fuhr er fort:

„Ja! was das Liſpeln der Mädchen betrifft, ſo iſt es damit eine ganz eigene Sache. Das Ζωὴ καὶ ψυχὴ der Griechinnen, das **ohime cor mio**! der Italiener, das **alma de mia alma**! der Spanier, — alles das ſind allerliebſte Worte. Dergleichen Seelen-Expreſſionen, — wie man ſie eigentlich nennen möchte, — ſind fähig Eindrücke zu machen, die unwiderſtehlich ſind. Wenn ein Mädchen ihre Arme um deinen Nacken ſchlingt, dir zuliſpelt; ach! Leben meines Lebens! ihre Seele durch ihre Lippen in deine Seele zu gießen ſucht, dann — entfliehe einmal, wenn du kannſt! — Es iſt Nichts und iſt doch Alles. — Ihr ſeyd zwar keine Lateiner, aber ich will's euch verdolmetſchen, alſo ſagt der liebe Praktikus Ovidius:

Accedant questus, accedat amabile murmur,
Et dulces gemitus aptaque verba joco!"

„Ein Abgeſandter vom Aga!" — ſtürzte, berichtend ein Bote herbei.

Eben war auch die Kirchen-Andacht beendiget. Alles eilte der Botſchaft entgegen. Der Aga wollte binnen acht Tagen kapituliren, käm kein Entſatz.

„Nur zwei Tage ſoll er Zeit haben, und länger nicht;" — antwortete Terzetes, und alle Griechen ſprachen wie er.

Muſik und Tanz belebte die Fröhlichen, indem Sirius zur Grotte des Geomantiſten ſchlich.

Siſrimonas ſtand unter einer Pappel, neben einem Kaufmann, der ſein Orakel fragen wollte: wie er es anfangen ſollte, das ihn ewig fliehende Glück zu erhaſchen?

Dabei jammerte er ſehr und erſchöpfte ſich in Schelten über das Walten dieſer wetterwendiſchen Göttin. Da ſprach der Geomantiſt:

„Laß dir ſagen und höre mich. — Ich habe ſchwere Unglücksfälle erlebt, und gerieth eines Tages darüber in ganz beſondere Traurigkeit. In meinen Schmerzen rief ich aus: o Glück, Glück! — Da erſchien mir das Glück, und ſprach: Was willſt du? Warum beſchwerſt du dich denn über mich. Höre, wie mir die Menſchen begegnen, die ſich ſelbſt über mich beſchweren. Viele, denen ich gewogen mich erzeigt habe, betrachten mich, wie ihre Sklavin. In allen Gefahren des Kriegs, in den wüthendſten Stürmen des Meers ſoll ich gezwungen ſeyn, ſie nie zu verlaſſen. — Schenke ich dem einen etwas, ſo vergräbt er es, er verſteckt meine Gaben, verſchließt ſie. — Soll ich mich ſeiner freuen? —

Jener gierige Handelsmann hält mich nur feſt, um mich grauſamen Spekulations-Schiffbrüchen auszuſetzen. Das Schiff geht unter. Er ſchreit mir nach und ſchimpft auf mich. — Soll ich auf ihn hören? — Die Ungerechtigkeit der Menſchen ſchreit, ich ſey blind. Muß ich es nicht ſeyn? — Ich ſuchte einen ſogenannten Weiſen auf und überſchüttete ihn mit Gunſtbezeugungen. Meine Geſchenke verderbten ihn; er verhärtete ſein Herz, verwahrte ſeine Güter und kerkerte ſie ein, ſtatt wohlthätig zu ſeyn. Er verließ ſeine einſame Freiſtatt, wo er vorher ruhig und zufrieden lebte, er eilte in die Welt und vergaß ſeiner Geburt. Sollte mich das nicht ſchmerzen? — O! fürchte meine Wohlthaten mehr, als meine Härte und höre auf, deine unbeſonnenen Klagen zu wiederholen. — Damit entfloh es. Ich wollte es aufhalten, umſonſt! Nicht genug, daß es mich beſchämt hatte, es verließ mich ohne Wiederkehr. — — Willſt du nun das Orakel fragen?“

Brummend und ſcheltend ging der Kaufmann davon. Sirius aber reichte ihm grüßend, dem Geomantiſten freundlich die Hand und fragte:

„Wie befindet ſich das ſchöne Kind, welches ich geſtern zu dir brachte?“

„Sie weint.“

„Das iſt des Menſchen Erſtes, wenn er auf die Welt kömmt. Es iſt eine liebliche Narrheit, der er ſelbſt ſein Leben verdankt, und die er ſeiner Erzeuger und ſeiner ſelbſt wegen, beweint.“

„Ach! lieber Mann! was alles iſt in der Welt nicht Narrheit.“

„Beinahe alles. — Aber die Menſchen ſind geborene Liebhaber der Narrheit. Du ſiehſt das ja an den Kindern. Je toller ſie ſich gebehrden, je lieber haben ſie die Alten. Deshalb lieben auch die Kinder die

Alten, die wieder zu ihnen herabſteigen, in die Kindheit. Die Weisheit iſt von der Natur in's Exilium des Kopfs, in's Gehirn verbannt worden, damit die Narrheit ungehindert den Leib regieren kann. Die Narrheit iſt der Zucker des ſauern Waſſerbrei's des Lebens. Wär aber die Narrheit ein Podagra, man würde nie einen Narren bei'm Tanz ſehen, wo man doch die meiſten ſieht."

„Das iſt alles ſo gewiß und wahr, als, daß du deine ſchöne Jüdin noch in Thränen finden wirſt."

Sirius ging in der Höhle innere Kammer. Dort lag auf einem Lager von Schilf und Rohr, weinend Menaedina, die ihm entgegen rief; „Ach! gieb mir Arznei für dieſes Herz."

„Ich weiß nicht, wie du das meinſt;" — lächelte Sirius.

„Ach! — rief Monasdina aus; — Wachend und träumend hat Liebe mein Herz eingenommen; Liebe zu dem, den ich noch nicht ſah, nicht kenne, und nur an ihn denke und von ihm ſpreche.“

„Iſt es das, ſo liebe ganz im Stillen deine Schwärmerei und fordere keine Arzenei. Des Herzens Arznei iſt ſein Gift, und ſein Gift iſt ſeine Arznei; beides, iſt aber die Liebe ſelbſt. Hat dieſes das Herz eingenommen, ſo iſt es in der Gewalt des Arztes und der Arzenei ſelbſt. Das Herz läßt ſich kuriren und kurirt ſich ſelbſt; es hat keinen Willen als ſeinen eigenen, und dennoch iſt dieſer Wille oft nicht der ſeinige. Das Herz weiß ſich alles eigen zu machen, indem es giebt und nimmt. Es lebt in ſeiner eigenen Freiheit, die ſein eigener Geitz und ſeine eigene Sklaverei ſelbſt iſt. — Jetzt aber, herrliche Freude deines Herzens! wende deine Blicke und deine Betrachtungen nicht auf deine Träume, ſondern auf alle Wirklichkeiten, die dich umgeben.“

„Wie ſteht es?“

„Deines Vaters Bruder und Knecht ſind hingerichtet worden und leben nicht mehr.“

„Gott Abraham's!“

„Dein Vater iſt entflohen.“

„Gott Israel's! — Was ſoll aus mir werden?“

„Werde eine Chriſtin. —“

„Das kann ich nicht.“

„Und rette dein Leben.“

„Ach Herr und Gott meiner Väter! Der du erſchienſt einſt Jacob auf der Himmels-Leiter, und Moſes im brennenden Buſch, verlaße mich nicht. Ich kann nicht entſagen der Religion meiner Väter, die du o Jehova! ihnen ſelbſt gegeben haſt.“

„Ewiger Weiber-Widerſpruch! Dein Herz liebt einen Chriſten, den du nicht kennſt, und glüht für Offenbarungen, die du auch nicht kennſt. — Hier kannſt du nicht bleiben. Deines Vaters Vermögen iſt konfiszirt, vielleicht wohl gar fiel ſein Kopf durchs Henkerſchwert, und — was willſt du thun?"

Biſt du nicht auch meines Glaubens? Hat dies Zeugniß dich nicht auch ſelbſt gerettet?"

„Davon würde gar viel ſich ſprechen laſſen!"

„Ich fliehe zu dir; ich bleibe bei dir; — rette und beſchütze mich!"

„Liebes Kind! Ich weiß wohl, wo ich bin, doch nicht, wo ich bleibe."

Sisrimonas keuchte herein: „Ich bin vor Gericht gefordert, weil ich Monas heiße, ſoll ein Jude und Iſaſchars Verwandter ſeyn."

„Das wird ſchlimm! Ihr müßt beide aus Sames hinweg: ſo bald die Gefahr

dringend

dringend wird. Ich will ſuchen, ein Schiff zu miethen, will euch begleiten, nehme meine beiden alten Schätze mit, Isminden und ihr Tragemich, wenn ſie will, und wir ſuchen, ſo etwa nach — Maltha zu kommen.“

„Ja! nach Maltha!“ — rief Monasdina freudig aus.

In der Grotte ertönten Stimmen. Sisrimenas ging denſelben entgegen. Bublina und Iſida traten ein.

Bublina ſprach den verlegenen Geomantiſten, der ihr erzählte, was er zu fürchten glaubte, Muth ein, und verſicherte, ſich ſelbſt für ihn zu verwenden und ihn zu vertheidigen. Iſida aber kam, das geomantiſche Orakel über ſich ſelbſt zu befragen. Es fiel nicht günſtig aus. Iſida wurde ſehr nachdenkend. Aengſtlich verließ ſie die Grotte, und Bublina folgte ihr, als in einem Mantel dicht verhüllt, ein Mann auf ſie zu trat. Sie zog das Schwert; er aber, warf ſich vor ihr nieder und ſprach:

„O! töde mich, edle Frau! der ich ohnehin verloren bin. Sieh hier vor deinen Füßen flehend und bittend liegen deinen Knecht Iſaſchar Monas. Die Schuld ſeiner Brüder, falle nicht auf ſein Haupt. Jene haben ihr Verbrechen gebüßt, an welchem ich keinen Antheil nahm. Nun bin ich geächtet, unſtet und flüchtig, preisgegeben jeder menſchlichen Willkühr. — Was ſoll ich thun? Zu dir will ich fliehen, edle Bublina, und dich bitten, erbarme dich des Flehenden, der ſein Heil ſucht in deiner Gnade."

„Iſaſchar, — erwiderte Bublina; — Glaubensgenoſſen des türkiſchen Leibarztes des Aga, wollten mich überfallen, rauben, den Lüſten des Türkenhundes preiß geben, wollten die mir angethane Schande ſich bezahlen laſſen, wie dein Bruder und dein Diener, vor ihrer Hinrichtung ſelbſt geſtanden haben, wollten mich zum ſchreckbaren Jammer der Griechen machen, als wär ich nicht ſchon unglücklich genug. Aber Gott hat ſie geſtraft in ihrem böſen Vorhaben, und ich habe geſchworen, des falſchen Israeliten und des Aga nicht zu ſchonen, trifft ſie mein Schwert. — Mit dir aber, habe ich nichts zu ſchaffen."

„Ach, edle Frau! Ich habe eine Tochter.'' —

„Wo iſt ſie?"

„Ich weiß es nicht. Gott weiß, wohin man ſie geführt hat. — Und ach! was ſoll ich ſelbſt nun beginnen?"

„Verbirg dich ſo gut du kannſt. Ich will dir Lebens-Sicherheit verſchaffen."

„Und mein großes Vermögen?"

„Ich habe es nicht."

„Was ſoll mir das Leben, als ich verliere mein zeitliches Guth!"

Ein Bote eilte keuchend mit der Nachricht herbei: „Der Aga hat ſein Wort gebrochen, iſt heraus aus dem Kaſtell gefallen, und hat mehrere Chriſten, ſie überfallend, niederhauen laſſen. Jetzt, iſt das Gefecht allgemein."

Die Glocken, das Geſchütz, die Streithörner ertönten. Die Weiber eilten bewaffnet auf den Streitplatz.

Hier wurde, Mann gegen Mann, mit beiſpielloſer Erbitterung gefochten. Im Kampfe fiel das ſchreckbare männliche Ungethüm, Sala Murzido, der Kühne. Des Aga Säbel ſpaltete ihn den Kopf. Als dieſer aber frohlockend neben dem Getödeten ſtand, traf ihn das Schwert der racheglühenden Bublina. Zu ihren Füßen röchelte der Aga ſein Leben aus. Jſida, zog ihres Gatten Leiche aus dem Getümmel, trug klagend ſie vom Kampfplatz und legte weinend ſie bei der Kirche der glorwürdigen Panaga nieder. Bublina aber raſete fort, mit dem Schlachtgetümmel und mordete kühn, einer erzürnten Löwin gleich, was feindlich ihr entgegen kam. Da ſank noch, als eben die Türken, halb an der Zahl vermindert, in's Kaſtell zurück getrieben wurden, getroffen von einer feindlichen Kugel, der Carbonari Arcinto, und neben ihm lag, verwundet, ſein Bundes-Bruder Accorſo. — Die Griechen beſchoſſen das Kaſtell. Terzedes ſchwur, mit grimmiger Wuth und Geberde: „Lebend ſoll uns der Korans-Hunde keiner entkommen!"

Als Bublina zu ſich und vom Kampfplatze kam, fand ſie ihre Freundin

Jſida, neben der Leiche ihres Gatten, die ihr zurief:

„Sieh! das Schickſal hat mich dir gleich gemacht. Ich bin Wittwe, wie du. Meinen Gatten will und muß ich rächen; du magſt Mutter meiner Kinder ſeyn; denn ihrem tapfern Vater folge ich bald nach, mich wieder mit ihm zu vereinen in der frohen Ewigkeit.“

Bublina tröſtete ſie, ſchwur ihr Schweſterliebe zu, bis in den Tod und ewige Vereinigung. Als aber die letzten Pflichten ſeiner Gattin erfüllt waren, als feſtlich-kriegeriſch zur Erde beſtattet, Sala Murzido ruhte in kühler Hülle, entdeckte Bublina der Trauernden ihren Plan und ihr kühnes Vorhaben. Des Juden Jſaſchars ganzes Vermögen war ihr zugeſprochen worden. Sie kaufte Schiffe und wollte auslaufen, zu fechten gegen die Osmanen. Des Juden Leben wollte ſie retten, und ihn und ſeine Tochter auf Paros ausſetzen, wohin, der Wohnplätze in der berühmten Höhle wegen, Sistimonas auch gebracht zu werden wünſchte. Mit ihr ſollte Iſida gehen als Streiterin auf dem ungeſtümen Meere. Die Kinder wollten ſie dem alten Sirius übergeben und ſeiner bejahrten Geſellſchafterin. — All das eroberte Gut wollten ſie anwenden ihre Flotte zu verſtärken und ſtets der Türken Feinde ſeyn und bleiben. — Iſida ſtimmte ein, und beide bereiteten nun alles vor, die Meerfahrt bald zu beginnen.

Sirius hatte viel und mancherlei zu thun, zu ſchicken und zu ſchaffen; jedoch war Monasdina nicht zu gewinnen, eine Chriſtin zu werden. Ganz ſtill und eingezogen lebte ſie, ſonderbaren Träumen hingegeben, und wußte oft ſelbſt nicht, was neben und bei ihr vorging. Isminde konnte nichts mit ihrer leichten Lebensphiloſophie über ſie gewinnen; dahin war ihre Fröhlichkeit und heiter lebte ſie nur in ſtets unerfüllten Träumen. Da zeigte der Schmeichler Morfeus ihr das Bild ihrer Sehnſucht, und ſchon die Morgenröthe trieb's im Erwachen wieder fort. Vergebens zergliederte ihr Sirius die Nichtigkeit des Traumgebäudes. Sie fragte ſtets: „Gleicht ihm das Bild, das Traum und Fantaſie mir zeigten? Nicht wahr, er iſt's? Ich ſah ihn nie. — Iſt das nicht ſonderbar? Iſt's nicht bedeutend?“ — Sirius ſprach:

„Ich will weiter nichts ſagen, weil dazu nichts zu ſagen iſt, aber ich bitte dich, überlaß dich deinen Träumen nicht all zu ſehr. Denn wenn auch wirklich die geliebte chriſtliche Wirklichkeit erſchien, ſo würde der Erſcheinende doch wohl in dirzwar das ſchöne Mädchen, aber ſtets nur die Jüdin erblicken."

„Und deshalb ſollte er mich nicht lieben? mir nicht gewogen ſeyn? ſich von mir entfernen? — Nein! das könnte er nicht! Die Saiten meines Herzens würden in die ſeinigen ertönen. Ja, das Gefühl iſt innere Muſik des Lebens! Es trifft der Sonnenſtrahl den Punkt, und Memnon's Säule erklingt."

„Wohin ſoll aber dies Erklingen führen?"

„Wohin es will! Es wird gewiß nicht irre führen."

„Monasdina! Mit einer Verliebten iſt nicht viel zu ſprechen, wenn's nicht von ihren Empfindungen iſt; aber in deinen Erſcheinungen, Erwartungen, Wünſchen, Hoffnungen und wirklich anſchaulichen Hinderniſſen, liegt etwas, das ich nicht nennen mag; wenigſtens nicht bei ſeinem rechten Namen"

„Nenne es den Monasdinismus. — Du kennſt meine Lage. Ich habe nichts mehr, was man zeitlich nennt, als mich ſelbſt."

„Liebes Kind! ſo viel das auch iſt, ſo iſt es doch freilich nicht viel."

„Ich bin mir alles; eben, weil ich nichts habe."

„So wage es darauf."

„Warum nicht? Was hätte ich denn zu verlieren?"

„Vielleicht, dich ſelbſt."

„Mich, achte ich nicht, weil ich mich ganz und in meinen Empfindungen achte. — Er komme nur, der ſchöne Gaſt, dieſes Herzens Wohnungs-Wirthin, wird freudig ihn empfangen."

„Vielleicht ſitzt er in den Grotten von Paros und Antiparos."

„Aber? Wer ſitzt dort?“ — fragt Jeminde, die eben kam.

Sirius lächelte: „Kennſt du das Lied der Griechen von der Göttin Luna und den Schäfer Endimion?“

„Wie ſollte ich das nicht kennen! — Ich will's euch ſingen. — Hört!“

Lied.

Ueber Berge, Thal und Hügel,
Floß die ſchöne Mitternacht;
Luna nahm der Roſſe Zügel,
Und erſchien in ſanfter Pracht.

In dem Walde, ſchlummertrunken,
War, ermüdet von der Jagd,
Matt, der Jäger hingeſunken,
Dem ſein Glück im Traume lacht.

Sanft erröthend, ſtieg die Holde,
Luna, vom Olymp herab,
Und ihr Silberſchleier rollte
Um die Göttin ſanft hinab.

Sie und Er, mit Glanz umfloſſen,
Sie und Er, voll Zärtlichkeit:
Welch ein Glück hat ſie genoſſen;
Was hob ihn zur Seligkeit!

Küſſend hielt ſie feſt umſchlungen
Was ſie, liebend, ſich erkohr,
Da von Liebe ſanft durchdrungen,
Sie in Liebe ſich verlor.

Und, berauſcht von ſüßer Wonne,
Wachte ſpät der Jüngling auf.
Luna floh; die goldne Sonne
Küßte feuchte Küſſe auf.

„Ach! — ſeufzte Monasdina; — Es iſt die ſchönſte Mythe der Griechiſchen Götter- und Menſchen-Welt! — Auf Latmos liegt er nun, der Ewigſchlafende, und nur die Küſſe ſeiner Cinthia wecken ihn. So küſſen ſie ſich ewig.*) So ſind ſie ewig glücklich. — O Cinthia! Endimion! Ach! Monasbina!"

---

*) Lionardo Monte Bello, I. Th. S. 267.

„Das Lied, — fuhr Sirius fort, — ſingſt du vortrefflich, liebe Isminde! In Cypern iſt es Volkslied geblieben,*) ſeit dem Untergange der Luſignan's. Dort ſollteſt du es ſingen, auf der ſchönen Inſel, wo die Göttin der Liebe ſelbſt geboren wurde. Ach! ſchönes, herrliches Eiland! und auch dort hauſen Türkiſche Kahlköpfe. Kerle, die nicht einmal Wein trinken dürfen. — Es iſt zum Erbarmen!"

Es kam die Nachricht, man habe Türkiſche Schiffe auf dem Meere geſehen. Viele eilten auf den Berg Katabato, die Schiffer, zu ihren Schiffen, in den ſchönen Hafen, genannt Porto Vati, und Bublina, die beſorgt war, die unterzubringen, denen ſie es verſprochen hatte, ließ in der Bucht von Carlovaſſi ein Fahrzeug ausrüſten, das die nach Paros beſtimmten Männer, Weiber und Kinder dahin bringen ſollte. Sie ſelbſt und Iſida wollten ſie ſchützend, in einer Fregatte begleiten.

---

*) Armidoro. Eine Wunder-Geſchichte. 1. Th S. 9.

Der Geomantiſt packte ſeine Punkttafeln, ſeine Bücher, und was er zu ſeiner Kunſt ſonſt noch brauchte, zuſammen, war überzeugt einen ſchicklichen Orakelplatz und eine Trophonio's-Höhle auf Paros zu finden, und rüſtete ſich behende zur Abreiſe. Er und der ängſtliche Iſaſchar waren die erſten im Schiffe. Nur zögernd, aber liebenswürdig, ſtets träumend, folgte ihnen Menasdina; ihr nicht ganz gern, Isminde, da Alexis nicht mitreiſen wollte. Bublina und Iſida beſtiegen, mit den Kindern, ihre Fregatte. Im ſchönſten Morgenglanz der

Sonne, gingen beide Schiffe in die See, umſegelten das Vorgebirg von Samos, kamen bei der Bai Marathrocampo zuſammen, ſteuerten zwiſchen der kleinen Inſel Samepoula und dem Capo Kolonna durch, durchſchnitten des Meeres braune Fluthen, gingen auf Mykone zu, durchfuhren den Kanal von Naros, gelangten auf Paros glücklich an, und ankerten im Hafen zu Trion.

Cirius war zurück geblieben, rief den Schiffenden: eine glückliche Fahrt! nach und mengte ſich kühn unter die Streiter, die täglich unter dem Kaſtelle ſich mit den ausfallenden Türken herum ſchlugen. Einige Tage darauf aber, als ein bewaffnetes Fahrzeug über Nikaria nach Paros ſegelte, ſchiffte er ſeine beiden alten Freundinnen ein, und verſprach, ihnen bald nachzukommen.

Auf Samos waren indeſſen mehrere Sicilianer und Neapolitaner von der zerſprengten Carbonari-Sekte angekommen und unter denſelben auch ein ziemlich luſtiger Vagabund, der im Geſpräch mit Sirius behauptete: Lienardo ſey von Maltha abgeſegelt und nach Neapel zurück gegangen, wo er ein ganzes Mädchen-Serail eingeſchifft habe, und mit allen dieſen Schönen, nach Cypern gefahren ſey, beinahe ganz untröſtlich, über den Tod ſeiner geliebten Anderena. Sirius bemerkte bei ſich ſelbſt:

„Ein Stern tröſte ſich, bei dem Verſchwinden eines Sterns, über das Daſeyn und Scheinen anderer Sterne.“

Bald gerieth er mit ſich ſelbſt in's Geſpräch, und fuhr alſo fort:

„Was ſoll ich nun allein noch hier? Wär es nicht beſſer ich ging nach Paros, wo ich doch Bekannte finden würde? —

Wozu und wofür fechte ich hier mit und laſſe mir die Glieder zerſchlagen? — Vielleicht finde ich, wenn ich nach Cypern komme, die ſchöne Wirthſchaft der lieben fünf Frauen aus Neapel. — Kann ich mich denn aber nicht aus Griechenland retiriren? Muß ich denn bei allen Vorgängen ſeyn? Was habe ich davon, daß ich bei der Schlacht bei Waterloo mit war, daß ich die Carbonari-Lächerlichkeiten in Neapel ſah, daß ich die gallſüchtige Fiſchfrau, die ſchreibſelige Lady Morgan in Italien fetirte, und mit ihr die Carnevals durchſtöberte? — Könnte ich mich nicht nach Pathmos ſetzen, in der Grotte des Evangeliſten Johannes Aphorismen ſchreiben und die Zeit erwarten, die das Ende der Welt, wie man ſagt, 1846 herbeiführen wird? — Wie wär's, wenn ich meine Memoiren ſchrieb? — Wenigſtens ſollten ſie beſſer ausfallen, als die des Gefallenen auf St. Helena. — Was ſoll, was will ich thun?"

Da klopfte ihn jemand auf die Achſel. Es war Alexis, der zugleich fragte:

„Warum haſt du Iſminden ziehen laſſen."

„Ich konnte das nicht hindern."

„Ein niedliches Mädchen iſt das liebe Fiſchchen."

„Und du haſt es nicht verzehrt!"

„Jetzt muß ich erſt, ein zweiter Tyrtäus, meine Schlachtgeſänge ſchreiben, denn ich bin kein bloßer Zuſchauer bei dieſem Kriegsweſen, wie du weißt."

„Ein fürchterlicher Knall unterbrach die Unterredung. Eine Mauer in der Breſche flog auf. Die Griechen ſtürmten das Kaſtel. Alexis und Sirius eilten in das Lager.

Gegen Abend drangen ſiegend, die Griechen in's Kaſtell. Entweihen will ich nicht die Feder, zu ſchildern, welche Grauſamkeiten die Mordluſt der Krieger erhöhten. Nur wenige der beſiegten Osmanen entrannen dem Tode. Vier Mädchen aus des Baſſa Serail rettete Sirius das Leben und führte ſie, in die von Cisrimonas verlaſſene Grotte. Halbtod warfen ſie ſich dort auf den beſchilften Boden, und jammerten, indem ſie ſich ihrer Freiheit, mit der Erhaltung ihres Lebens, freuten. Die eine, war eine Theſſaliſche Griechin, die andere, eine Cirkaſſierin, die dritte, eine Albanierin, die vierte war von den Lipariſchen Inſeln geraubt worden; alle, wurden durch Juden, in des ſchmutzigen Baſſa Harem verkauft, der jetzt auch mit unter den Todten lag. Das hörten die Mädchen ganz gleichgiltig an, und fragten: Ob es auf Samos hübſche Jünglinge gebe? Dieſe

Frage bejahte Sirius, weidete ſich an den feinen Mädchenfiguren, und lächelte ſeufzend: „O! ich armer Tantalus!“

Das Wüthen, Toben, das Jammern und Morden im Kaſtell und in der Stadt, dauerte ſchreckbar, bis an den folgenden Morgen fort, wo Terzetes, unerſättlich im Morden, noch eine Anzahl Juden erſchießen ließ, die es mit den Türken gehalten hatten, wie man ſagte.

Sirius deklarirte die Rettung ſeiner Schönen, und erhielt für alle, da ſie beſonders keine Türkinnen waren, die Freiheit. Er führte ſie erſt auf den Markt, machte ſie ſichtbar, und leitete ſie darauf in das Haus der edlen **Bublina**, die nach acht Tagen ſiegreich von ihrer Kreuzfahrt zurück kam. Kaum hatte ſie, ſchützend, die bewußten Flüchtlinge und Kinder auf Paros untergebracht, der leicht beweglichen Isminde aber, der es durchaus dort nicht gefallen wollte, verſprochen, ſie bald wieder abzuholen, als ſie, nachdem ſie einige Kriegsfahrzeuge an ſich gezogen hatte, auf zwei Türkiſche Schiffe ſtieß. Sogleich griff ſie dieſelben an, ſchoß das eine Schiff in Brand und zwang das andere, zu entfliehen. Der Entſatz für die Türken im Kaſtell zu Samos war, für jetzt, vernichtet.

Terzetes hatte indeſſen die an die Kaſtellmauern ausgehängten Ueberreſte des griechiſchen Biſchoffs und der Geiſtlichkeit abnehmen und in Särge bringen laſſen, als die Vorgeſetzten von Samos, dieſe Reliquien zu ehren, ein großes Kirchenfeſt anſtellten, bei welchem die Körper der Märtyrer unter und neben das Sanktuarium der Kirche eingeſenkt wurden. Ein feierlicher Zug verherrlichte das neugeſtiftete Feſt der frommen Märtyrer, welchem auch die katholiſche Geiſtlichkeit mit hoher Andacht beiwohnte. Weihrauch dampfte und glorreiche Feſthymnen ertönten:

Hymnen
auf das neue Märtyrer-Feſt auf Samos.

Unſre Märtyrer erglänzen
Lichtvoll, wie ein Himmelsſtern;
Gülden ſchrieb in's Buch des Lebens
Engel ihre Namen ein,
Doch in Purpurſchrift des Blutes,
Glänzen ſie auf Samos hier.

Dieſe Kirche ziert, mit Prangen,
Dieſer hohe Körper-Schmuck;
Ihre Körper zu bewahren
Wählte Gott als würdig dich,
Und die heiligen Gebeine
Birgt der Kirche kühler Schooß.

Hier vermälen warme Fluthen
Zwiefach durch den Tod gefärbt,
Sich mit ſtillen Steingewänden,
Und des Todes Purpurſand.

Hebt die Hände zum Gebete,
Und erhebt des Todes Zier!

O! wie lieblich iſt's, zu fallen
Unter des Verfolgers Schwert!
Denn die edle Wunde öffnet
Dem Gerechten ſich als Thor;
Fröhlich jauchzt der Geiſt, gewaſchen
In des Herzens rothen Quell.

Mit gezucktem Schwerte drohte
Henkers Wuth dem Martyrthum
Und Vernichtung Gottes Glauben.
Her, mit euerm Henkerbeil!
Palmen winken uns von oben
Und die Engel krönen uns!

Wir zum Chriſtenthum geboren,
Sollten uns dem Mahom weih'n?
Wir das Gottes-Bildniß tragend,
Sollten fröhnen feilen Trug?
Nein! in Gottes Schaaren glänzen
Dort, die hier ihr Blut verſpritzt.

Singt die frohen Glaubens-Hymnen
Dieſen Märtyrern der Welt.
Oben glänzen Himmelskronen,
Oben wehen goldne Palmen,
Für die Märtyrer des Glaubens,
Die ermordet Mahoms Brut!

Wie gewöhnlich unter den Griechen, folgten auch hierauf feſtliche Tänze und Geſänge.

In der Abendkühle, einathmend die herrlichen Gerüche der Blumen und Früchte, befanden ſich Bublina und Iſida vor einer Villa. In's Gras geſtreckt, ruhte Iſida und war in Gedanken bei ihren Kindern auf Paros, indem Bublina an einen Pfeiler gelehnt, dem allen nachdachte, was noch geſchehen ſollte und möchte. Da trat herbei Mr. Chretien der Zierliche, grüßte die Weiber ganz theatraliſch, wendete ſich gegen Bublina, verſchwendete eine Menge Worte und Komplimente an die Heldin, und fuhr fort:

„Ich bin überzeugt, daß, wenn mein Onkel, der Pair von Frankreich, meine heute abgeſendeten Briefe in Paris erhält, alle Geſellſchaften wiedertönen werden von dem Lobe der herrlichen Bublina. Die Gazettenſchreiber, werden ſich beeifern, eine Abſchrift meines Briefs zu erhalten, und wiederhohlen wird tout le monde, d. i. ganz Frankreich, von den Lobeserhebungen, die der bewunderungswürdigen Heldin gebühren. Foi de Cavalier! Das thät ihr keine Franzöſin nach, wiewohl es deren auch welche giebt, die unter den ſiegreichen Cohorten der Franzöſiſchen Armeen tapfer und mit Ruhm gefochten haben. Ich habe eine derſelben ſelbſt gekannt, die mitkämpfte auf den Feldern der Ehre, wo ich focht, die bewunderungswürdig tapfer, aber nicht reizend war. Ich hätte ihr ſonſt meine Hand gereicht, ob ich gleich aus ſehr guter, adelicher Familie entſproſſen bin, aber eines affreuſen Ehrenhandels wegen, ſeit 6 Jahren meinen wahren Namen nicht führen kann. Chretien iſt mein Vorname, und L'Eſperance, mein Soldaten-Name. — — Dieſer Name ſelbſt, belebt mich, gewiß nicht ohne Vorbedeutung, der trefflichen Jeanne d'Arc, der tapfern Bublina zu geſtehen" —

„Geſtehe mir weiter nichts! — fiel Bublina ein; — Du haſt mir ſchon zu viel geſtanden."

„O! noch nicht genug. — Mein Herz" —

„Ein Krieger braucht nur ein Herz für ſein Thun."

„O! damit, begnügt ſich ein franzöſiſcher Krieger nicht. Er hat ein Herz für ſeinen Ruhm und ein Herz für den Gegenſtand ſeiner Liebe. Ohne das Bild ſeiner Geliebten in ſeinem Herzen zu tragen, wird er nie glorreich fechten. Ja, die Liebe ſelbſt, iſt ein kleiner **soit disant** Krieg."

„Behalte du den kleinen und überlaß mich dem großen Kriege. Mein Herz hat gegen die Feinde meines Friedens, kein Gefühl als die Rache. — Jetzt, ſey ſo gefällig, und wickele dieſe Haarlocke mit auf, die ſich gelöſt hat."

„O! mit Vergnügen! — Ich kann die ganze griechiſche Damenwelt koeffiren, **comme il faut**, wenn es ſeyn muß. Ohne mich zu rühmen, ich arbeite wie ein Friſeur. Dieſe Haarlocke will ich gleich zur Raiſon bringen; und in dieſem ſchönen ſchwarzen Haar, ſoll ſie glänzen." —

„Wie die Locke der Berenice."

„Madame! das heißt, mir die Expreſſion aus dem Munde genommen. — **Eh bien**!"

„Ach! Mr. Chretien iſt ein ſehr gefälliger junger Herr!“

„Ich ſchmeichle mir das zu ſeyn, **ma belle heroine!**“

Iſida aber ſprach: „Höre du, Franzos! knüpfe meine Haare zuſammen in einen Knoten, wie es die Schypetaren tragen. Weißt du das?“

„Ich habe es ja geſehen. — Dieſes herrliche Haar will ich knüpfen, mit einem wahrhaft Gordiſchen Knoten. Doch wollte ich bitten, dieſes Dolchmeſſer“ —

„Atagna heißt es.“

„**Eh bien!** — Dieſes Atagna ein wenig auf die Seite zu ſchieben, — denn wenn man Unglück haben ſoll — “

„Beſcheiden winde dieſes Haar in einen Knoten. Ich bin keine Nymphe.“ —

„Das heißt, wie ich glaube, eine junge verheurathete Frau?“

„So ſagen die Griechen.“

„Das habe ich gleich kapirt. Da aber der Neid eine wirkliche Krankheit der jetzigen Griechenwelt iſt, ſo wird man auch an dieſem Knoten ſehen, daß ein Franzos ihn geknüpft hat.“ —

„Sind dieſe Knoten feſt?“

„Die Eleganz, mit der ſie gebunden werden, ſetzen eben ſowohl Zierlichkeit voraus, als eine gewiſſe Geduld.“ —

„Der Griechen Sprichwort ſagt: Durch Geduld wird auch der Eſſig ſüße.“

„Ach, ja wohl! Will alſo nun die herrliche Iſida der Eſſig ſeyn, ſo nenne ich mich die Geduld, und L'Eſperance.“

Schweigend griff Iſida nach ihrem Schleier, und auch Bublina warf den ihrigen über. So, waren ſie bereit zu gehen, als Sirius ſprechend herbei trat:

„Seyd gegrüßt, ihr ſchönen Verſchleierten! Es iſt der Schleier der Frauen im Orient faſt ſo alt, als die Welt. Schon

Sara erhielt einen Schleier von Abimelech. Die Bildniſſe der Göttinnen wurden verſchleiert, und mit Schleiern waren ſelbſt die Grazien abgebildet zu ſehen. Seinen Urſprung gaben die Beſcheidenheit und die Schaam ſelbſt. Als Penelope, die Keuſche, dem Odyſſeus das Jawort geben wollte, zog ſie, erröthend, den Schleier über's Geſicht."

„Wär ich auch Penelope, — lächelte Bublina; — ſo wär doch kein Odyſſeus da."

Iſida fragte Mr. Chretien, wie weit er wohl glaube, daß ihre rechte Hand ihn ſchleudern könne? Er lächelte galant:

„In den Himmel und in die Hölle."

„In's brüllende Meer; — fiel Sirlus ein, und fuhr fort: — Ich habe mich endlich auch entſchloſſen, von Samos ab und nach Paros und Antiparos zu ſegeln."

Fragend fiel ſogleich Bublina ein: „Kennſt du die Grotte?"

Ich kenne die Grotte wohl, beſonders, die, zu Antiparos. Ich will mich drinne verbergen, den Sturm vorüber ſauſen zu laſſen. Denn es wird ſehr ſtürmiſch werden zu Land und Meer. — Auf die Grotte zu Antiparos aber zurück zu kommen, ſo iſt dieſelbe eines der größten Wunder der Natur. Durch eine kleinere, die wilde Höle genannt, geht man in die größere. Tief hinab führt der Weg zu einer Oeffnung, durch welche man nur gebückt, und mit Fackeln, ſteigen kann. An einem Schiffsſeile ſteigt man einen ſchrecklichen Abgrund hinab. Von dieſem, ſchleicht man ſich gleichſam in einen zweiten Abgrund hinab, der noch viel fürchterlicher iſt. Schlüpferig iſt der Rand, und an der linken Seite, gähnen tiefe Abgründe das Auge an. Auf den Rand dieſer Abgründe ſetzt man eine Leiter, und, zitternd ſteigt man über einen ſenkrecht gehauenen Felſen. Dann wälzt man ſich auf Rücken und Bauch fort und kömmt endlich, zu der bewunderungswürdigen Grotte. Was man nun hier von Verſteinerungen ſieht, welche bewunderungswürdige Geſtalten dieſelben bilden, iſt nicht zu beſchreiben. Eine ganze Vegetation bildet ſich in Steinen ab, die einen Schall von ſich geben, wie Erz, wenn man darauf ſchlägt. In einer Höhle, links, ſieht man die bewunderungswürdige Pyramide, ohne Zweifel, die ſchönſte Marmorpflanze, die man in der Welt antreffen kann, wo man Meſſe lieſt, wenn ein Meßprieſter es gewagt hat, dahin zu kommen. Auf dieſem Altar, ließ der damalige Franzöſiſche Geſandte 1673 Meſſe leſen in der Weihnachtsnacht, und ſetzte als Inſcription darauf: Hic ipse Christus ad fuit. 1673. Dieſer Geſandte, Mr. Reintel, brachte die drei Weih-

nachts-

nachts-Feiertage daſelbſt zu, in Geſellſchaft von mehr als 500 Perſonen, unter denen ich auch mit war.“

„Wie?“ — fragte Bublina. — Sirius fuhr fort:

„Auf gegebene Signale, wurden am Eingange der Höhle 30 Feuer-Mörſer losgebrannt. Trompeten ſchmetterten, Hautbois, Violinen und Pfeifen ertönten. Alles war ſehr feierlich. Kein Menſch, kein Regent, hat gewiß noch das Weihnachtsfeſt ſo feierlich gefeiert. Der Geſandte ſchlief in einem Cabinet, dem Altare gegenüber. Es war ein Auſſenthalt, ſonder gleichen.“

„Und da warſt du dabei?“

„Da war ich dabei. — In dieſe Höhle will ich flüchten, mit meinen Freunden, wenn ſie die Gegenwart ergreift, in der düſtern Zeit des Sturmes, der unaufhaltbar iſt, und kommen muß.“

D.

„So mag er kommen, dieſer Sturm, — fiel Iſida ein; — und uns verſchlingen!“

Bublina, mancherlei denkend und überlegend, wendete ſich endlich zu Sirius, der ſo viel und ernſthaft von Dingen der Vorzeit ſprach, bei denen er geweſen war, daß ſie alles dies nicht begreifen konnte, und fragte:

„Wenn wir zu Schiffe gehen, und dich mitnehmen, ſollen wir dich nicht nach Metelino bringen?“

„Keineswegs. — Ihr wißt doch, wie es dort zugeht? — Man iſt fremd, kömmt in die Stadt, und bringt man in derſelben nur eine Nacht zu, ſo muß man eine Frau nehmen. Man bringt dem Reiſenden ein Mädchen und zwingt ihn, die zu nehmen, die man ihm giebt, und wenn es auch die älteſte oder verachteſte des Cantons iſt; ausgenommen, er ſey ein Mann von Stande, da hat er unter mehreren Schönen die Wahl. Dann kömmt ein Prieſter, der das Paar in allem Ernſte verheurathet. Man giebt ein Hochzeitfeſt und die Neuvermählten theilen das Bett und die Freuden der Ehe. Der Reiſende geht fort, ohne, wenn er nicht will, ſeiner Gattin nur einen Pfenning für ihre Entgürtelung zu geben. Sie umarmt und dankt es ihm ſie entjungfert zu haben. Es ſchickt ſich nicht, dieſes einem Landsmanne zu gewähren. Die Ehre der Mädchen iſt, daß ihr erſter Mann ein Fremder geweſen iſt. Iſt ein Jahr verfloſſen, kann ſie ſich wieder verheurathen und der erſte Mann hat kein Recht auf ſie, wenn er auch wieder käm. Leicht findet dann ein Mädchen einen Mann, wenn ſie nur bei einem Fremden gelegen hat. Dieſe Gewohnheit, ſteigt bis in das höchſte Alterthum hinab. — Ich glaube, ich habe dort auch noch ſo eine Quaſi-Frau, die ich vor circa 98 Jahren nehmen mußte, wenn ſie nicht längſt ſchon zu ihren Ahnenmüttern hinüber gegangen iſt. — Auf den Baleariſchen Inſeln, waren ſolche Verheurathungen ſonſt auch gebräuchlich.“

Ganz ernſthaft fragte Iſida: „Wie alt biſt du denn?“

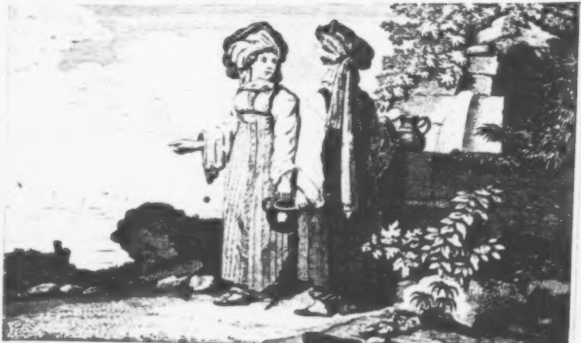
Terzetes trat herbei, begleitet von den Aelteſten und Edelſten des Volks, und trug der edlen Bublina das Commando aller Schiffe auf, die um und bei Samos lagen. Beſcheiden weigerte ſich die Edle, aber des ſtarken Zudringens müde, nahm ſie es endlich an. Es erhob ſich ein großes Frohlocken. Geſang, Muſik und Tänze begannen. Die Kirche war erleuchtet. Bublina eilte hinein und legte vor dem Altare, dem Volke, den Eid der Treue ab. Langſam ging ſie zurück, in ihre Wohnung und ſprach:

„Nun dann, ſo habe ich es mit dem feierlichſten Eide gelobt und verſprochen, was ich halten will, feſt, bis an meinen Tod. Hin, auf die Wellen, wo der gefürchtete Tod ſchwebt, wo Leichen und Stürme mich umfluthen werden. Dahin nun eile ich, meinen Gatten zu rächen und meine geliebten Gemordeten. — — Ach! was habe ich gelitten und empfunden Ewig war es um mich Nacht. Dieſe war ſelbſt Sonnenſchein gegen meines Schickſals Trauerfarbe. — Geweinet ſind ſie jetzt alle, die Thränen meiner Menſchheit. — Himmelsfreude umleuchtet euch und mich empfangen des Meeres ungeſtüme Fluthen. — Nun, ſo ſey es! — Jetzt aber, indem ich vor dieſem Kreuze niederknie, der Wonne und Zuverſicht meines Heils! ſchwöre ich nochmals: den Schatten meiner Geliebten Rache, Rache, Rache zu. Dagegen aber lege ich ab, dieſes feierliche Gelübd: Liebe zu einem Manne, ſoll nie mein Herz berühren; unempfindlich ſoll es bleiben, bei allen Klagen und Ergießungen der Liebe; unterdrücken will ich jedes liebende Gefühl, das ſich mir aufdringen wollte; zurückweiſen will ich jede liebevolle Andringlichkeit eines Mannes und kein Verſprechen dieſer Art, ſoll mich hindern, ſobald ich das Gelübd der Rache erfüllt habe, mich und meine Seelenruhe der allerheiligſten Jungfrau in einem Kloſter zu weihen, bis Gott mich fordert zu ſeinen himmliſchen Freuden, deren ich theilhaftig zu werden hoffe; ſo wahr mir Gott gnädig und barmherzig ſey!"

Kaum hatte Bublina geendet, als Terzetes, Thraſimon und die Vornehmeren der Stadt und des Heeres zum zweitenmal ſich ihr naheten und ehrfurchtsvoll ſie nochmals erſuchten, das Commando über die Flotte anzunehmen. Das verſprach ſie und zog mit Kränzen, Liedern und Lobſprüchen überfluthet, zu einem frohen Mahle in's Stadthaus.

Als die herrliche Sonne des folgenden Morgens dem Meere entſtieg, eilte Bublina in den Haſen, und rief: zu Schiffe! zu Schiffe!

Ende des erſten Theils.



Bublina,

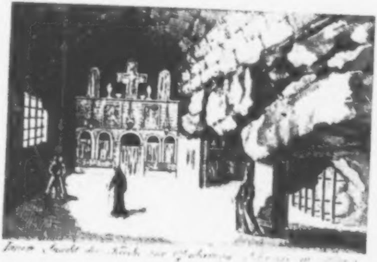
die

Heldin Griechenlands

unserer Zeit.

Von dem Verfasser des Rinaldini.

Zweiter Theil.



Innere Ansicht der Kirche zur Geheimen [illegible] [illegible]

Gotha bei Hennings 1822

Bublina,

die

Heldin Griechenlands,

unſerer Zeit.

Von dem Verfaſſer des Rinaldini.

Zweiter Theil.

J. F. Schmidt.

Gotha, 1822
in der Henning'ſchen Buchhandlung.

G.H.BIBL. Z. WEIMAR.

Bublina,

die

Heldin Griechenlands

unſerer Zeit.

Zweiter Theil.

Viertes Buch.

Das ſich alles beſſer wende
Wirft das Schickſal dich behende,
In der Frauen weiche Hand,
Auf den Fluten wie am Land!

Auf dem Berge Katabate, dem Vorgebirge von Samos, ſtand **Bublina**. Die untergehende Sonne röthete ihr Geſicht; ſie blickte hinab ins Meer, nach der Bai Marathrocampo, wo die Schiffe in ſegelfertigen Stand geſetzt wurden, die ihr folgen ſollten. Im Port Vati wollte ſie ihre Flotte ſammeln. Alle Schiffe führten in ihren weißen Wimpeln das rothe hohe chriſtliche Bedeutungszeichen, das Kreuz; die Flagge des Hauptſchiffes, daſſelbe doppelt, umgeben mit dem Siegerkranz, welchen ein goldner Nimbus umfloß. — Nachdenkend, in ſich ſelbſt verloren, ſtand die Heldin da, faltete ihre Hände, erhob dieſelben zum Himmel, an welchen ſie mit heitern, freudefunkelnden Augen hinaufblickte und ſprach:

„Sinke nicht hinab, ſchönes Licht der Sonne, ohne mitzunehmen, meine beflügelte Herzensandacht, zum Throne deines herrlichen Schöpfers und auch des meinigen. Bringe ihm, von mir, die Andachts-Flamme meines Herzens, entſchwungen dieſer reinen Bruſt. Er iſt gerecht und gut, der Unendliche! Ausgebreitet hält er ſeine Hände, über das tobende Meer, und ſein Auge durchſchaut die finſtern Abgründe des Lebens wie des Meeres. Hat er mich erleſen in dieſen Schlünden ihn zu verherrlichen, mein Leben ſeinem furchtbaren Elemente zu geben, ſo ſey es. Seinem Willen folge ich, mit Freuden! Aber, ich fühle, ich empfinde es: Großes wird er an mir thun, wird mich ſiegreich führen gegen die Feinde ſeines Glaubens. Ueberall wird er mit mir ſeyn, wo Schwert und Verderben mich umgeben.

Seine rettende Hand ſchwebt über mir; wer will mir ſchaden?“

Aus dem nahen Kirchkapellchen ertönte die Abend-Betglocke. Bublina eilte hinab, warf vor Kreutz und Jungfrau ſich nieder, und betete.

Es war das Kirchlein geweiht dem heiligen Elias und wurde bedient von Karmelitter Mönchen, der lateiniſchen Kirche. Dieſe ſangen liſpelnd vor dem Bilde, am Altare der heiligen Jungfrau:

Haec est Mulier virtutis! Huc devote accedamus peccatores.

O Maria! mater gratiae, tu nos ab hoste protege; in hora mortis suscipe.

Darauf ertönte im Chor der ganzen Gemeine das bekannte Lied:

Sternenglanz von Erd und Himmel,
Mutter Gottes! Blumenkranz
Alles ſeinen Himmelslebens,
Jeder Tugend hoher Glanz; ꝛc. ꝛc.

Als Bublina zu gehen ſich erhob, ſtand Iſida neben ihr, die ihr nachgegangen war, umarmte, küßte ſie, und zeigte auf den Abendſtern.

„Ja! — rief Bublina aus; — in ſolchen Sternen, in dieſen reinen Himmelslichtern, finden dereinſt ſich alle die Guten unſers Erdenlebens wieder.“

Das iſt meines Erdenlebens Troſt und Wonne
Das iſt meine Erdenſeeligkeit,
Daß ich weiß, vom Stern zur Sonne
Walle ich, in froher Ewigkeit!
Ja ſo wird es! dieſen ſchönen Glauben,
Soll kein Zweifelmuth mir ſelbſt im Sterben rauben!“

Iſida weinte und die Freundin vermiſchte ihre Thränen, mit den Zähren ihrer Freundin.

„Ja! — ſagte Sirius, wie er oft zu thun pflegte, mit ſich ſelbſtſprechend; — Es mag dem Menſchen in der Welt noch ſo gut gehen, es bleibt ihm doch ſtets noch etwas zu wünſchen übrig, das er nicht hat, nicht erlangen kann. Da ſaß nun die ſchöne Menasdina, umgeben mit dem Glanze aller zeitlichen Glückgüter, ſchwärmte lieblich ſein und ſanft in ſüßer Herzenswonne, und dachte nicht, daß ſie würde ſo unfreundlich geweckt werden. Aus ihren Glanzzimmern mußte ſie in eine Höhle fliehen; und ſteckt jetzt in einer noch größern. Dort umgaukeln ſie die Träume ihrer Sehnſucht nach einem Unbekannten; — Was hatte ſie von dem allen? was hat ſie noch davon? — Und wenn nun dieſe Träume zu Wirklichkeiten würden, was würde es geben; wohin würde es führen? — Zwiſchen ihr und ihrem Glück liegt eine Kluft über welche eine Brücke führt, ſo, wie den Türken ihre Sidrat, über welche

Mohamed die Seeligen leitet, die ſo ſchmal iſt und ſchwankend wie der feinſte Drath. — Das Schickſal dieſes Mädchens will mir nicht aus dem Kopf! — Mir? Aus deſſen Kopfe ſchon ſo vieles heraus mußte! — Und warum? — Doch nicht, weil Monasdina eine Jüdin iſt? — Ach! ich dachte gar! alter Jeruſalems-Jude! kannſt du das nie vergeſſen?"

Bedächtlich, um den brennenden Strahlen der hohen Morgenſonne ſich zu entziehen, zog er ſich in ein kleines, mit hohen Bäumen beſetztes Thal zurück, wo er an einer Quell ſich niederwarf. — Bald erblickte er in der Nähe, eine Menge verſammelte Mädchen, geſchmückt und geputzt auf die beſte Art, einige mit verſchlungenen, andere mit flatternden Haaren, die Buſen nur mit leichtem Muſſelin verſchleiert, darunter, die jungfräuliche Zone, die ihre Kleider leicht zuſammenhielt, die Schleier nachläſſig über die Arme geworfen. Mitten in dieſen Zirkel trat Bublina, ſie alle freundlich grüßend; Ihr folgte Iſida, und mit dieſer kamen die vier von Sirius geretteten Mädchen: Eurynome die Theſſalierin; Hermione, die Cirkaſſierin; Cydippe aus Albanien, und Roſana die Liparotin, Dieſe ſtellte Bublina den Mädchen vor, und empfahl dieſelben ihnen. Bald fand jede eine Geſpielin und Freundin, welche ſie zu ſich und mit ſich nahm. — Bald kam auch Sirius herbei, und erbot ſich, bei ſeiner Abreiſe von Samos, die mitzunehmen, die mit ihm ziehen wollten.

Roſana. Ich möchte gern zu meinen Eltern, denen ich geraubt wurde, nach Lipari.

Eurynome. Ich weiß nicht wem ich angehörig und wo ich eigentlich daheim bin; wenn es auch Theſſalien iſt. Ich wünſche, bei einer Herrſchaft als Kammerfrau, mich wohl verſorgt zu wiſſen.

Hermione. Ach! wie ſoll ich nach Cirkaſſien kommen!

Cidippe. Ich bleibe bei dir, Iſida, du biſt ja eine Albanierin, wenn du dich auch zu den Schypetaren zählſt.

Sirius. Nur ruhig!, Wer mit mir geht, kömmt erſt nach Paros, zu den Freundinnen nach Antiparos, dann nach Cypern; und alsdann, wird ſich alles finden. Auf Cypern, iſt wohl jetzt noch die meiſte Ruhe zu finden. Doch könnt ihr auch alle auf Samos bleiben.

Da eilte, ganz auſſer ſich, ein Archimandrit herbei, und ſchrie;

Fallt alle nieder, auf die Knie und höret! denn auf mich iſt die Begeiſterung gekommen. Ein Geſicht iſt mir erſchienen; Ich bin erleuchtet; ich bin ein erkorner Prophet."

„Freund! — ſprach Sirius; — theile uns dein Geſicht mit." Der Seher ſah bedächtlich vor ſich hin, und begann:

„Siehe! dort ſtand ich, am Abhange des Felſens, da fuhr über mich das Erſchüttern, rauſchend, wie der Herbſtwind durch dürre Blätter. Da wendete ich meinen Nacken; und es erpackte mich heftig und zog und rüttelte mich hin und her und ſprach laut durch Sturmes Flügel: Sieh, was zu ſehen iſt! da wurden meine Augen hell, und ich erblickte in den Lüften den Kampf einer Taube gegen einen Geier. Kämpfend ſanken beide ins Meer. Dieſes verſchlang den Geier, und die Taube flog ſiegend in die Höhe. Da brach ſie ein Oelblatt ab, von einem ſchönen Baume und flog entgegen einer ſchnell hervorbringenden Himmels-Glorie.“

Alle ſchrieen: „Bublina iſt die Taube! Siegreich ſchwingt ſie ſich hinauf zu ihrem Schweſterlande, der Wohnung der Engel.“

Bublina lächelte: „Das gebe Gott!“

Indem ſich der Archimandrit auf einmal zur Erde warf und ganz konvulſiviſch herumwälzte, tanzte zierlich herbei Mr. Chretien und ſprach:

„Eh bien! Edle Heroine Bublina! Ich habe es, und darf ausrufen mit dem weiſen Pythagoras, Eurika! Eurika! Ich habe es gefunden!“

„Nun? was haſt du denn gefunden, leichtſchrittgeflügelter Franzmann?“ — fragte Bublina.

„Das Mittel gut und wohl zu verſorgen, dieſe vier edlen Demoiſellen, die dem Harems Uebel ſo glücklich entriſſen wurden. Das habe ich ſchon längſt erklärt, bei einer andern Gelegenheit, in Paris, in Mercure de France.“

„Laß hören!“

„Ich errichte eine Lotterie; die Jünglinge legen Geld ein, und gewinnen, die Damen, nebſt der Geldeinlage.“

„Du ſpielſt uns alſo aus, wenn wir wollen? — rief Roſona; — Gut, eigen-

mäch-

mächtiger Monſieur! Ich, will aber nicht ausgeſpielt ſeyn!"

„**Eh bien**! So theilt die Schöne mit dem Gewinner das Geld, wenn ſie nicht mit ihm theilen will ihre Liebe, ihre Empfindungen und ihr Herz."

„Dieſe werden nur freiwillig getheilt aber nicht durch Lotterien."

„**Mais**! Die Erfindung iſt doch nicht übel? — Ich bin ein Kosmopolit und ſtifte gern Ehen, zum Beſten des Menſchengeſchlechts; weil ſie einmal ſeyn müſſen."

„Die Juden lehren: — fiel Sirius ein: — Ein Mann ohne Frau ſey kein Menſch, und ein Weib ohne Mann ſey auch kein Menſch. Mann und Weib ſind Sonne und Mond. Die Sonne wirkt durch und in den Mond, und dieſer hat keine Kraft als durch die Sonne. Es hat wohl noch keinen Maler gegeben, der einen Adam gemalt hätte, ohne eine Eva."

„Heurathen, iſt der längſte Kauf, den es auf Erden giebt!“ — rief Alexis aus, der eben herzukam. Darauf ſang er:

Guter Muth iſt halber Leib
Hüte dich, und nimm kein Weib!

Sirius aber lächelnd, fuhr ſingend fort:

Mußt du entbehren der Ehe,
Wird Dir's nicht wohl und nicht wehe!

„Iſt die Freude vorüber, ſo wünſcht oft eins, das andere wär ein Wolf, und lief in's Holz.“

„Ich wollte den Wolf ſchon wieder holen! — rief Roſana aus; — Denn, was hilfts? Allein kann man hernach doch nicht bleiben. Es iſt ja ein Kauf und ein Handel.“

„O ja! — fiel Sirius ein; — Ein Handel iſt es; aber der Weiber Kram; giebt es immer etwas, das feil iſt.“

„Warum nicht?“

Da fiel ein Kanonenſchuß von der Haſen-Batterie. — Es lieſen ſich türkiſche Schiffe ſehen wie man ſagte. Bublina eilte zu den Hafen. Die Mädchen lieſen in die Stadt. Alexis legte ſich unter einen Baum und leerte ſein Sängerfläſchchen, gefüllt mit Cyperwein.

„Man erzählt, — ſagte Alexis; — Sultan Selim der Zweite, habe ſeinen Profeten zum Trotz, den Wein, beſonders den aus Cypern, gar ſehr geliebt und ſein Leibarzt Miches, der Jude, gleichfalls. Deshalb habe der Sultan Cypern erobert."

„Das iſt bekannt; — fiel Sirius ein. — Der Cyperwein iſt aber auch wahrhaftig, ſchon einer Eroberung werth. — Warſt du auf der Inſel Cypern?"

„Nein!"

„Ich dächte, wir gingen hin. Es iſt ein herrliches Inſelland."

„Erſt muß ich mein Gedicht vollenden;

Die Siegerin zur See, zu Lande und in den Herzen.“

„Aha! das iſt Bublina.“

„Sie lebt für den Ruhm.“ —

„Und du?“

„Ich, lebe, für die Muſen und für die Ehre. Man wird unſterblich durch Geſänge.“

„Laß dich bezahlen, ehe du an die Zukunft aſſignirſt.“

„Ich bin frei, wozu brauche ich Geld? die Erde trägt jede Kunſt, und die meinige, trägt auch der Himmel.“

„Oja! Er hat Regen und Schnee, die er auch trägt.“

„In ſeinem Aether, ſchwebt auch die Sonne.“

Wie aus einem tiefen Schlafe erwachend, fuhr der begeiſterte Archimandrit auf, und ſchrie:

„Sie kömmt, ſie kömmt! Stolz fährt ſie daher auf dem Meere, die Flotte der peſtathmenden Türken. — Auf, ihr Griechen! des Himmels Rachſchwert giebt er euch mit; Vernichtet dieſes ſchwimmende Bollwerk rachekochender Mahoms Herzen.“

„Ja! — ſeufzte Sirius; — Es wird hart hergehen! — Ich will ſuchen, ſo bald wie möglich, in die Grotte zu Antiparos zu kommen.“

Der Archimandrit aber, hob ſeine Hände und ſprach: „Ich ſegne die Flotte der Griechen, mit dem Seegen des HErrn. Wagen Israels und ſeine Reiter! Wogen des Allmächtigen und ſeine Schiffe! — Taube! flieg auf und verjage den Geier!“

„Laßt uns das Beſte hoffen, das Schlimme kömmt ohnehin nach. Es iſt damit, wie mit dem Ringe des Polykrates; — ſagte Alexis. — Ich werde eine friſche Flaſche leeren und in der modernen Trophonio Höhle die Begeiſterung erwarten, die meines Gedichts-Brautnächte beleben ſoll.“

Es lebten in Samos zwei ſittſame Mädchen, Töchter einer trefflichen Mutter, deren Mann im Gefecht gefallen war, welcher der Staat Unterhalt gab. Dieſe Mädchen erkohr ſich Bublina, führte ſie dem Volke öffentlich vor, nahm ſie feierlich zu Töchtern an, ſtattete ſie aus, und gab ihnen ihre Liebhaber zu Männern. Evandros hieß der eine, Terzetes wackerer Sohn, Eraſtos, der andere, Vetter des Führers der Schaaren, Thraſimon. Die ihnen zur Ehe gegebenen Mädchen nannten ſich Zoe und Nauſikaa. Dieſe hatte ſich Evandros, jene Eraſtos erwählt. Beide Jünglinge waren kühne Schiffführer. — Oeffentlich wurde die Hochzeit gefeiert. Frohlockend huldigte das Volk den Brautpaaren. Dieſe zogen, nach Landesſitte, mit angezündeten Wachskerzen in die Kirche. So ſtanden ſie dem Prieſter gegenüber, der ein feierliches Gebet ſang, ihre Haare mit Blumen-kränzen belegte, ſingend und ſprechend die Ringe ihnen an die Finger ſteckte. Hierauf ſegnete er das Brod ein, ſchlug darüber das Zeichen des Kreuzes, brach's, gab es ihnen, und den Wein. Feierlich zogen ſie zurück, und die Feſte begannen, indem ſie einige Tage fortdauerten.

Als nun aber die Feſttage vorüber waren, trieb es die jungen Ehemänner hinaus auf's Meer, und Bublina ſchickte ſich an, mit ihrer Freundin Iſida, das Hauptſchiff zu beſteigen. Feierlich und groß trat die Heldin allenthalben hin, und einher, und die Samier jauchzten, wo ſie die Heldin ſahen. Riſpas, der Aelteſten einer der Stadt, nannte ſie freudetrunken ſeine Tochter, reichte ihr ſein ſchönes Schwert, welches er ehemals gegen Ali Baſſa ruhmvoll geführt hatte, dabei einen Lorbeerzweig und rief: „Heil dir, im Siegerkranz!“ Die Freude belebte ſeine funkelnden Augen, und er ſprach: „Ja, ich ſehe ſie neu aufleben! So ſtand ſie ehemals vor mir, edel und tapfer, wie Bublina, die herrliche Amazone Cheita. Sie war es, die im Kampfe ihren Gatten verloren hatte, ihre Kinder faſt vor ihren Augen morden ſah, wurde eine Heerführerin der Sulioten und rückte durch Feuer und Schwert bis unter die Mauern von Janina vor. Ali, der kecke Böſewicht zitterte, wenn er ihren Namen nennen hörte. Cheita trat auf und alles ergriff die Flucht. Sie führte ein Corps den Ruſſen zu, begab ſich dann in den Canton Leſchino und reichte dort ihre Hand einem geliebten Manne, als Gattin. Noch ſehe ich ſie, vor mir, im Brautkranze. Sie war damals erſt dreißig Jahr alt, und noch immer ſehr ſchön. — Da wurde es dem alten Sünder Ali wieder wohl; denn er bebte, wenn er den Namen Cheita nennen hörte, und fürchtete die tapfre Schaar der Selioten.“

Sirius ſtreifte in dem Wäldchen umher, den Sänger Alexis in der Trophonios-Grotte zu beſuchen und ſties auf einen Mönch, der einem Meta-Ova entflohen war. Dieſes ſind einſam auf Felſen, und in Wildniſſen gelegene Klöſter, in welche die Pforte Prieſter verbannt, mit denen ſie unzufrieden iſt. Dieſer Entflohene war auch geſonnen ſich nach Paros einzuſchiffen, wo er einen Bruder zu finden glaubte. Sirius, verſprach ihm, ſein verträglicher Reiſegeſell zu werden, und wanderte mit ihm dem Hafen zu. Dort, hinter der Felſenbucht, lief ein Schiffchen ein, beſetzt mit lauter Tſchinguenen. Da rief Sirius aus:

„Das ſind Zigeuner!"

Es hatten ſich bald mehrere Menſchen geſammlet und als das Schiffchen, die Friedensfahne ſchwenkend, landete, ſtrömten deren noch mehrere herbei. Sein Belehrungstalent, wie gewöhnlich, zeigend, nahm Silius das Wort und ſprach:

„Dieſer herumwandernde Menſchenſchlag, den wir hier und im Orient Tſchinguenes nennen, iſt in andern Ländern unter der Benennung Bohemiens, Egyptiens, Zingeri, Zigeuner, bekannt; es giebt deren allenthalben, und in Albanien, ſind ſie beſonders zahlreich. Ihre Voreltern ſtammen, wahrſcheinlich, aus Oſtindien her und ſind eine Caſte der Hindus. Wie ſie nach Illyrien ſeit mehr als achthundert Jahren kamen, weiß niemand mehr. Man fragt umſonſt: Wo kamen ſie her? Wo war ihre Wiege? — Sie ſind, ohne Zweifel, die Zeitgenoſſen der erſten bürgerlichen Geſellſchaften. Wo man ſie findet, findet man ſie ungebildet, aber als Gaukler, allenthalben; am Nil, als Zauberer und Alme's, am Ganges, als Seiltänzer und Bayaderen. Sie wandern, tanzen, wahrſagen und geben in mancherlei nicht nützlichen Dingen Unterricht. Ganz unwiſſend ſind ſie in allen religiöſen Lehrſätzen. Sie ſind bereit, alle Religionen anzunehmen, oder ſie haben gar keine. Wo ſie leben, bekennen ſie ſich zur Landes-Religion, rufen eben ſo gut aus: Allah! als Theos! und haben nicht einmal ein Wort, das die menſchliche Seele ausdrückt. In der Türkei ſind ſie die Luſtigmacher und Henker der Baſſa's, ſtehlen die Kinder, verkaufen ſie in die Harems, und ſind auch die Bärenführer. In Aegypten ſind ſie die Pſyllen und Schlangenbeſchwörer und die Griechen, nennen ſie Pharaoshunde, welches ſie für die abſcheulichſte Beleidigung halten. — Das ſind dergleichen Hülfstruppen, die hier jetzt landen."

Unter dem Klange ihrer Triangel, Glöckchen und Tambourins zogen die Zigeuner, als ſie gelandet waren, der Stadt zu. Dort aber kam die Nachricht, ganz vorſichtig an den drei Klippen vorbei, ſteuerte ein Schiff dem Hafen Praſoniſi zu. — Bald war auch dieſes glücklich eingelaufen und die Mannſchaft war gelandet. Es waren griechiſche Flüchtlinge die allenthalben herkamen vom feſten Lande und Sicherheit auf Samos ſuchten. Auf dem Markte ſammelten ſich die Ankömmlinge; Männer, Weiber und Kinder. — Ein ſehr gewandter Mann, in der Blüte ſeiner Jahre, gut gekleidet, ſtieg auf die ſteinerne Rednerbühne vor dem Stadthauſe, winkte mit der Hand, wie die Griechen thun, dem Volke Stille zu, ſetzte ſich in wahren demoſtheniſch-oratoriſchen Zuſtand, und begann:

„Einwohner von Samos! wir Ankommende grüßen euch freundlich, wir wenden unſern Gruß, an gaſtliche Griechen; wir rufen euch zu: Hier habt ihr uns, unſere Kraft und unſer Unglück. Wir ſind aus Makedonien, Epirus, Theſſalien und allenthalden her, wo die abſcheulichen Osmanen hauſen und uns vertreiben aus unſern armſeligen Hütten, von unſern kärglichen Feldern. — Ach! ihr kennt es nicht das traurige Loos das dem griechiſchen Landmanne fiel, der unter der Strafruthe ſeiner Peiniger ſeufzt! Warum hat die gütige Natur unſere Wohnungen mit Loorbeerbäumen und Myrthenbüſchen geſchmückt? Sind ſie da, daß die Armuth ſich hinter dieſelben verſtecken ſoll? Und was beſchatten dieſe herrlichen Apolls- und Cypriosſträuche? Einen elenden Heerd, hölzerne Gefäße der Armuth, ein ſchlechtes Dach, eine Schilfmatte, Lumpen zur Bedeckung und zum Ruhebette. Sind wir nicht auch Gottes Geſchöpfe, ſo gut, wie die Türken? Sind wir nicht Chriſten, und beſſer als dieſe betrogenen Korans-Stammler? Ach! wie leben wir in jenen Hütten! Zitternd und zagend, unſerer Lumpen und unſerer Kinder wegen. O! dieſe

Schande der Menſchheit, dieſes Mahoms-Geſindel, drückt uns zu Boden! — Laßt euch ſagen, wie wir leben. — Mit Tagesanbruch erwachen wir, verrichten unſer Gebet, bezeichnen uns mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes; die Frau nimmt das Ackergeräth, der Mann ſchirrt ſeine Zugochſen an und ſo wandern wir fort. Wir ſtreuen unſer Getreide aus, vertrauen es der guten Mutter-Erde an, und herrlich und ſchön reift es der Erndte entgegen. Nur mit matten Augen werfen wir Blicke der Freude, auf die goldenen Saaten. Wir erndten ſie mühſelig ein, die gefüllten Aehren; Da nehmen die Einnehmer uns den Zehnten hinweg. Dann kommen die Mahomedaner, behandeln uns mit niederträchtigen Schlauheiten und kaufen uns das, ſo wohlfeil wie möglich, ab, was unſrer Mühſeligkeit übrig geblieben iſt. Dieſe Bevortheilung raubt uns Chriſten die Belohnung unſeres Fleiſes, indem der ſtolze Mahomedaner ſich den Herrn der bewohnbaren Erde nennt. Man mißhandelt uns ſchlimmer als das Pferd oder den Büffel der das Korn auf der Tenne austritt. Ein Maiskuchen, ein Brei iſt die karge Nahrung der Nachkommen des Miltiades und Perikles.“

„Hört! hört ihn! ſchrie das Volk. — Hört den wackern Griechen!“

Eraſtos der junge Ehemann, voll Gutwilligkeit, wie ſie ſind, die jungen Ehemänner, nahte ſich dem Redner, und reichte ihm einen Becher Wein. Der Redner trank, dankte und fuhr fort:

„Mühſelig ſchleppen wir, wie Thiere, unſer Leben fort. Wir nehmen ab an Kräften und Muth von Geſchlecht zu Geſchlecht. So endlich, erlöſchen wir ganz. Und wovon ſollen wir wohl noch leben? Selbſt für unſere Erndten giebt es keine Sicherheit. Preisgegeben ſind ſie jeden ſtolzen Herrn, er ſey Moslemin, Jude, oder ſelbſt Grieche. Denn auch unſere Landsleute, buhlend um die Gunſt der Türkenhunde, ſchlau, kriechend und niederträchtig, gleich den ehemaligen Paraſiten, bevortheilen ſogar ihre armen mit Hunger und Verzweiflung ringenden Landsleute. Die Pferde der Türken weiden, nach Belieben, in unſere Getreidefelder, verheeren die Weinberge, als ein ſchädliches Getränk und läſtern und zerſtöhren die Gabe Gottes. Das thun die Pferde der Türken, und murrt der Grieche darüber, ſo heißt es: „Schweig Chriſt! es iſt das Vieh des HErrn.“ — Ach! was ſollen wir thun? Ewig die Geiſel und die Ketten weinend küßen, oder das Schwert ergreifen?“

„Ergreift das Schwert!“ — ſchrieen alle. Der Redner fuhr fort:

„Das haben wir gethan und ſind gekommen, mit euch zu fechten, zu ſiegen, zu ſterben.“

„Seyd uns willkommen! — ſprach Terzetes; — Gott wird unſere Waffen ſegnen, wird uns Sieg verleihen und uns befreien. Wenigſtens, ſoll Samos eher untergehen, als wieder Türkenketten tragen. Was wollen ſie dieſe entnervten Osmaniden? Sie taugen zu nichts, als Suppe zu eſſen und Weiberlippen zu lecken. Schlagt ſie tod. Ihr befreit die Welt von dieſen unnützen Geſchöpfen; Gott ſegne euch! Die Osmanen aber, übergeben wir feierlich dem Kakodaimon. Hat der gute Genius ſeinen Einfluß auf die Herzen der Koransbekenner verloren, ſo beherrſche ſie der böſe. Gott mit uns!“

„Mit dieſem Gruße, — fuhr der Redner fort; — kommen wir zu euch: Gott mit uns und euch! — Ich Liſimachos, der Sohn des Archontas der Mainotten, der ſeine Lehre beſiegelte mit ſeinem Tode im Kampfe gegen die Osmanen, ich, ein Mainotte, Nachkömmling meiner Ahnherrn, der Spartaner, komme zu euch flehend, mit dem Schwerte. Ausgerüſtet habe ich das Schiff, auf welchem wir zu euch kommen. Mit mir kommen der Griechen mehrere, kriegeriſche Epiroten, bedächtige Makedonier, hochgeſinnte Theſſalier, kühne Aetolier, gebietende Korinther, ſtille Meſſenier, und wir alle haben geſchworen, mit euch zu fechten, für Glauben und Freiheit, auf Leben und Tod. Von Hydra und Spezzia fuhren mit uns ab, zwei Schiffe, bemannt mit kühnen Seeleuten und tapfern Schypetaren. Sie erwarten die Schiffe der edlen Bublina.“

„Sie kömmt! Sie kömmt! — rief Bublina aus, trat aus der Menge hervor, ergriff die Fahne des heiligen Kreuzes und ſchwang ſie hoch auf; — Gott wird ihr Sieg verleihen und gnädig wird mit ihr ſeyn die heilige Jungfrau der Jungfrauen. Hört ihr ſie erklingen, die deutlichen und geheimnißvollen Stimmen der ſichtbaren und unſichtbaren Weſen, im Lobgeſang, den die Engel und die Heerſchaaren im Himmel wiederholen? Schon brachten längſt die heiligen vierzig Helfer den Frühling zurück und die flötenden Nachtigallen, bald wird die Sichel zur Erndte gehen aber ruhig und friedlich; Denn vorher werde ich die Türken verjagen aus dem Meere, das uns und unſere Nachbarinſeln umfluthet, ſtolz ſich bäumend, die Laſt der Koransbekenner und ihre Kiele zu tragen. Schützend umſchwebt uns der heilige Spiridon. Morgen, wenn die heilige Jungfrau die Pforten der Morgenröthe öffnet, beſteige ich mein Schiff und gehe mit Samos vereinter Flotte auf die der Griechenplager los. Hören ſollt ihr, Bublina iſt Siegerin, oder ſie ruht im Schooſe des Meeres, nach Gottes Willen."

Lauter Jubel erhob ſich. Freudetrunken eilte die Menge unter die Hallen des Stadthauſes, labte ſich an Speiſe und Trank, ſang und tanzte. Zither- und Flötenſpieler ließen ſich hören und hübſche Mädchen klapperten fröhlich mit Kaſtagnetten. Da zogen am Himmel vorüber die wandernden Störche, und Alexis rief aus:

„Sehet dort die Vögel des Ibykus! Sie kommen, die fremden Luftſegler, die klappernden Gäſte, die freundlichen Bothen des Frühlings. Mit Wohlgerüchen erfüllen Anemonen, Narziſſen und Hyazinthen die Lüfte; es entfalten ſich die Silberblüten der grünenden Myrthen, und herrlich bricht die Granate hervor. Zurückgekehrt auf die elyſäiſchen Gefilde Griechenlands, ſind alle Vögel, liebliche Zefire wehen und freundlich lacht die fruchtempfangene Erde den Bräutigams-Himmel an!“

Rispas lies lange Tafeln decken und bewirthete, nebſt ſeinen Töchtern, Schwiegerſöhnen und ihren Frauen, nach alter Sitte, die Gäſte.

Gegen Abend muſterte Terzetes die Streiter und indem Bublina ihren Schaaren zueilte, ging ſie durch das Olivenwäldchen nach dem Hafen zu, wo ſie auf den jetzt nicht ganz unbefangenen alten Sirius traf. Von dieſem nahm ſie Abſchied, und ſagte ihm, das für ihn beſtimmte Fahrzeug liege bei Samopoula, er möge ſeine Reiſegeſellſchaft verſammeln und morgen in Begleitung der Flotte, nach Paros abſegeln. Nach der Seeſchlacht, wenn ſie noch lebe, wolle ſie ihn und die Freunde in den Höhlen zu Antiparos beſuchen, mit ihnen verabreden, was für jeden in Zukunft zu thun ſeyn möchte. Damit, verlies ſie ihn. — Sirius ſetzte ſich in Bewegung, ſeine Reiſegeſellſchaft zuſammen zu ſuchen.

Da trat auf ihn ein freundliches Mädchen von der angekommenen Geſellſchaft der Tſchinguenen zu und ſprach:

„Guten Abend Alter! — Weiſt du wo Paros liegt? Warſt du ſchon einmal dort.“

„Nicht lange. Ich hoffe jedoch bald wieder dahin zu kommen. — Haſt du etwas dorthin zu beſtellen, freundliche Zingarella?“

„Biſt du ein Negromant? Zingarella heiße ich wahrhaftig.“

„Ich rathete nur ſo.“

„Wenn du dich auf Paros befindeſt, ſo thue, was ich Dir ſagen will:

Drei Mandelbäume an dem Quell
Der lauter, ſchön und ſpiegelhell
Dort in ein Becken ſich ergießt
An deſſen Fuß ein Bächlein fließt,
Umfaſſen in dem kleinen Raum
Ein Fleckchen Gras, man ſieht es kaum,
Es ſieht ganz dürr und röthlich aus;

Dies hebe auf und grab es h'raus.
Da findeſt du ein Käſtchen das —

„Wo biſt du? — fragte der entſprungene Prieſter. — Hier ſtehen vier Mädchen, die nach dir fragen.“

„Aha! das ſind meine Reiſegeſellſchafterinnen.“

„Nimm mich zur fünften mit, — fiel Zingarella ein, und ſetzte ein wenig heimlich hinzu; — Ich zeige dir das Fleckchen.“

„Warum nicht? Kommt alle herbei, du Metaoariſt, ihr Mädchen, Cydippe, Roſana, Hermione, Eurynome und Zingarella! wir wollen ſehen, wohin wir kommen. Gottes Sonne ſcheint allenthalben. Nehmt eure Päckchen und folget mir. Der Menſch iſt ja ein geborner Wanderer, alſo wollen wir auch wandern. Die ehemals Troja verlieſſen, hatten es nicht halb ſo gut wie wir.“

„Tritt nicht auf dieſes Horn! — rief

der Mönch Cydippen zu, vor deren Füßen ein kleines Widderhorn lag."

„Iſt das ein Aberglaube?" — fragten Roſana und Zingarella.

Belehrend wie immer, und was er gern that, antwortete Sirius;

„Laßt euch ſagen. Ihr wißt, daß man in Griechenland ſogar um Verzeihung bitten muß, wenn man die Zahl Fünfe auszuſprechen genöthigt iſt; (was ihr fünf Mädchen mir verzeihen müßt, daß ich es nicht gethan habe, da ich kein Grieche bin, doch ſo galant, gegen des Menſchengeſchlechts zweite Hälfte, wie möglich,) weil dieſe Zahl etwas Unbeſtimmtes ausdrückt, das durch die Cabaliſten verworfen wird; ſo iſt es auch gefährlich von Hörnern zu ſprechen; ja, man muß ſich ſogar hüthen, ihren Namen, Kerata, zu nennen. Ein Mahomedaner nimmt ſich, ſo ſehr wie möglich, in Acht, auf Hörner zu treten, die auf ſeinem Wege zerſtreut liegen; der Grieche, fährt vor Entſetzen zurück, wenn er die Hörner ſieht die eine Schnecke ausſtreckt; eine Jude ſpuckt ſich in die Bruſt, wenn er ein Hirſchgeweih erblickt, und es iſt die größte Beleidigung, die man jemanden zufügen kann, wenn man das Wort Keratas ausſpricht. Die ganze Familie theilt die Beſchimpfung mit ihm, die empfindlicher für den Beleidigten iſt, als wenn man ihn einen Mörder, Räuber oder dergl. nennt."

„Sonderbar! — fiel Zingarella ein. — Bei uns, iſt das Horn ein Zeichen der Gewalt, Kraft und der Anſtrengung für den ärmſten Menſchen."

„**Dunc pauper cornua sumit**; ja wohl! Aber es iſt nun hier einmal ſo. Alſo, Endippe, tritt nicht auf's Horn, und enthalte dich der Hörner überhaupt."

Da kam der begeiſterte, apokalyptiſche Archimandrit noch zur Geſellſchaft, profezeihte eine glückliche Fahrt und ſchiffte ſich mit ein. Auch der neapolitaniſche Carbonaro, der mancherlei von Lionardo zu wiſſen, vorgab, war mit in der Geſellſchaft und Mr. Chretien, der ſich von Terzetes nicht genug honorirt glaubte. Die Mädchen trieben ihr Spiel mit dem Luſtigen, und fröhlich ſegelte die ganze Geſellſchaft von dannen.

Prächtig, mitten in einem hohen Walde von Maſten, ſchwamm das Schiff, der Seedrache, einher, welches die hohe Bublina trug. Rauſchend durchſchnitt es das Meer; Am Ufer jauchzten die Samier der Flotte nach: „Gott mit euch!“ Rispas redete durch's ſchallende Sprachrohr: „Kröne Gott dich mit Sieg, edle Bublina! Fechtet glücklich, für Freiheit und Vaterland, herrliche Streiter auf den fichtenen Mauern, welche die braunen Wellen umſpielen. Siegreich, hoffen wir, euch wiederzuſehen!“

Bublina aber ließ die Hörner ertönen und ſtimmte an den Schlachtgeſang. Alle ſangen mit ihr:

Schlachtgeſang.

Gott und Freiheit, und der Griechen
Leicht bewegtes, ſtolzes Herz!
Laßt uns kämpfen, muthig ſiegen!
Fliehe von uns Furcht und Schmerz!
Woge in uns, Feuerglut;
Untergang der Mahoms-Brut!

Ja, der HErr erkennt die Seinen,
Schwebt um ſie, mit ſtarker Huth.
Jede Thräne, die wir weinen,
Waſchen wir jetzt ab mit Blut.
Raſch zum Kampfe, froh davon,
Freiheit reicht uns Kranz und Lohn!

Wie die Wellen wir durchſchweben
So durchzieht uns hoher Muth.
Freiheit giebt uns neues Leben,
Von uns neu erkauft mit Blut.
In den Flammen wo wir ſtehen,
Muß der bleiche Mond vergehen.

Mond von Stambul, flieh, entweiche,
Freiheits-Sonnen gehen auf;
Zu dem neuen Freiheits-Reiche
Richten ſie den Sfären-Lauf.
Wo dies ſchöne Licht uns glänzt
Hat uns Muth und Kraft umkränzt.

Hoch die Griechen! Mahoms Knechte
Zittern, wenn die Freiheit ruft.
Heil dem fechtenden Geſchlechte
Und den Türken Tod und Gruft.
Gott mit uns! Wir greifen an.
Leicht iſt alles abgethan.

Bald hatte das Schifflein, genannt die Sonnenblume, auf welchem ſich Sirius mit ſeiner Geſellſchaft befand, ſich an die Flotte angereihet, zu den andern Schiffen geſellt, und ſchwamm mit denſelben ſtill dahin.

Bei Pathmos landeten ſie und wendeten ſich darauf gegen Naxos. Hier nahm Bublina Abſchied von ihnen, verſprach, auf Antiparos ſie wieder zu beſuchen und ſegelte muthig hinein in's Aegäiſche Meer, wo ſie, bei Chios, die verſammelten türkiſchen Schiffe aufſuchen wollte.

„Liebe Kinder! — ſagte Sirius; — wenn wir auf Antiparos angekommen ſind, geht ein Höhlenleben für uns an. In dieſen Höhlen wollen wir ruhen und den Sturm vorüber draußen laſſen. Gott gebe unſern Freunden Sieg, und uns Geduld die Siegeszeit zu erharren. — Die Inſel iſt nicht ſonderlich fruchtbar und ihre Bewohner ſind arm. Die übermüthigen Türken, dieſe Henker der Griechen, preſſen aber auch ſelbſt der Armuth ihren Armuthszoll ab. Die Baſtonade ſetzet alles in Furcht und Schrecken. Kommen dieſe Unholde, ſo flieht man in die Höhlen. Gebe Gott, daß wir in dieſen Gräbern der Lebendigen, die ſiegreiche Auferſtehung der Griechen erleben, und im Freien dem HErrn der Welt unſer Halleluja ſingen mögen!“

Im Scheine der ſtrahlenden Morgenſonne, lief die Sonnenblume in den Hafen ein, wo eine harrende Dienerin der Verborgenen ſie grüßte. Auf ihren Ruf, wurden ſogleich einige der Geſellſchaft ſichtbar. Der erſte, der die Kommenden grüßte, war Sisrimonas, der Geomantiſt. Seine Kunſt hatte ihm, wie er ſagte, entdeckt, daß die Freunde heute glücklich ankommen würden. Demungeachtet war Iſaſchar aber auf einer Brigantine mit einem ſchachernden Glaubensgenoſſen, nach Cypern abgeſegelt; denn ohne Handel konnte er, ſelbſt bei ſeiner jetzigen Armuth, kaum leben. Schnell aber eilte Monasdina herbei, grüßte die Kommenden mit zärtlicher Wehmuth, und wendete ſich ſtill fragend an Sirius:

„Haſt du Nachricht von ihm?“

„Du meinſt doch deinen Traum-Geliebten?“

„Ihn.“

„Er ſoll in Cypern ſtecken.“

„Ach! wenn er doch hier wär! — Dieſe furchtbare Bärenhöhlen ſollten mir, in ſeiner Gegenwart, zu den herrlichſten Prunkzimmern werden.“

Jeminde ſchwebte leicht herbei, hielt ihr Tragemich in der linken, den Schleier in der rechten Hand, und fragte:

„Holet ihr uns ab, aus dieſem Bärenloche?“

„Scharmante Jeminde! — erwiederte Sirius; — Wir hoffen, daß wir es bald thun können, wenn du fromm biſt und Bublina ſiegt.“

„Ei! freilich ſoll ſie ſiegen. Ich will fromm ſeyn und bin es auch. In dieſem Felſenkerker, muß man fromm werden, man mag wollen oder nicht. Selbſt die Fledermäuſe machen fromm.“

Sirius alte Freundinnen waren nach Pathenos geſegelt, wo er dieſelben doch nicht erblickt hatte, die Kinder aber und die andern, waren hier alle wohl. — Die fünf Mädchen ſchloſſen ſich gleich an Isminden an, aber Monasdina blieb ſtets mit ihrem Traumvergnügen allein.

Da hieß es, ein türkiſches Schiff ſegele zwiſchen Paros und Antiparos durch. Die Sonnenblume ſuchte das weite Meer. Die Kommenden und die Harrenden krochen in ihre Höhlen.

„Meine Lieben! — ſagte Sirius; — da habe ich ſchon einmal geſteckt. Es läßt ſich hier recht gut ſchlafen. Und ſagt mir: iſt nicht der Schlaf das Beſte was der Menſch hat?“

„Jawohl! — fiel Monasdina ein; — Jedoch ein feiner Traum muß ſich zum Schlafe geſellen, ſonſt weiß man nicht einmal, daß man geſchlafen hat.“

Sirius. Es iſt von jeher die Gewohnheit der Griechen geweſen, in Geſprächen ſich zu vergnügen. Da wir nun eben nichts Sonderliches zu thun haben, können wir uns wohl dem Geſpräch-Vergnügen überlaſſen.

Paramana. Das dächte ich auch. Da können ja Erzählungen angebracht werden, und gewiß, auch Ammenmährchen ſind nicht zu verachten.

Sirius. Oft ſind ſie ſogar lieblich und ſehr vergnüglich.

Isminde. Dabei, gewinnt vielleicht mein Tagemich!

Sirius. Warum nicht! Es fällt kein Spähnchen ab, es giebt Feuerholz. Wie einer geſinnt iſt, ſo iſt er auch geſchnäbelt.

Paramana. Ja wohl! Im Spiegel ſieht man des Menſchen Geſtalt, in den Reden, ſeinen Verſtand.

Sirius. Fiſche fängt man mit Angeln, Menſchen, mit Worten. Worte geben zu Herzen. Aber, viel Worte, wenig Werk.

Archimandrit. Was denkt ihr, daß geſchehen wird?

Isminde. Ein Wunder, wenn uns nicht die Langeweile umbringen ſoll. — Warum ich nur mit hieher gegangen bin?!

Sirius. Was willſt du in Samos? Willſt du dich auf dem Schlachtfelde ergötzen?

Sisrimonas. Ich werde über unſere Lage punktiren.

Zingarella. Unter den drey Mandelbäumen auf Paros. —

Sirius. Ich habe ſie nicht vergeſſen. Du gehſt mit mir. Wir wollen das Fleckchen ſchon aufſuchen.

Archimandrit. Die Taube erhebt ſich hoch über den Geier. — Bublina ſiegt im Meerkampfe.

Ismínde. Das gebe der Himmel, ſo kommen wir doch wieder in die Welt.

Monasdina. Im Traume meiner Träume, erblüht mir die Welt.

Isminde. Mir, in jedem Sonett, wenn's nicht lapidariſch iſt.

Sirius. Alles was gefällt in der Welt, iſt nur ein kurzer Traum.

Evippe. Ja wohl!

Sirius. Träume und Mädchenlaunen zerplatzen leicht.

Hermione. Als wenn man Launen haben dürfte, wenn man in einem Serail iſt!

Chretien. Das mag wohl die execrableſte Saiſon für ein zärtliches Herz ſeyn! Eine Pariſerin hielt ſo etwas nicht aus.

Eurynome. Was wollte die Pariſerin machen, wenn ſie verkauft würde?

Chretien. Sie würde ſich, wenn ſie

nicht anders könnte, entleiben. Schatten gehören keinem Serail an; nicht einmal den, des Profeten Mahomets; ſie ſind Träume.

Monasdina. Von Träumen ſprich nicht; du möchteſt dieſelben wohl auch gern verwerfen. Ach nein! Weißt du nicht, daß der Dichter erzählt: ein böſer Traum ſey hingetreten für den König der Könige, Agamemnon, um ihn irre zu führen?

Archimandrit. Betet! Es iſt geſchehen.

Chretien. Was iſt geſchehen?

Archimandrit. Ich höre ſchon die Fußtritte des Bothen. Nur ruhig! Bald kommt er. — Im Geſicht ſah ich Eryphila die gefeierteſte der Sibyllen von Samos. —

Draußen geſchah ein Schuß. Alle fuhren erſchrocken zuſammen. Sirius nahte ſich der Höhlenöffnung, und fragte hinauf: wer da ſey? Eine Stimme ſprach herab:

„Freuet euch und danket Gott, wackre Griechen, edle Landsleute! Bublina hat geſiegt und die Flotte der Türken zerſtreut.“

Alle ſangen mit lauter Stimme: HErr Gott dich loben wir!

Zwei Nächte und Tage lang hatten ſie betend, ſingend, ſchwatzend und ziemlich kärglich genährt, in der Höhle verharrt, als endlich ein ſtarker Schuß ſie aus ihrer Letargie weckte. Die Seile, Strickleitern und Zugkörbe wurden in Bewegung geſetzt, die Höhlenbewohner an den Tag zu bringen. Als ſie den Boden betraten, kamen ihnen die Gelandeten freundlich entgegen, an ihrer Spitze Iſida, der ihre Kinder ſogleich zueilten. Sie drückte dieſelben an ihre Lippen und Bruſt, weinte ſtill und herzlich und ſprach:

„Jetzt habe ich euch wieder, drücke euch froh an meine Bruſt, entreiſſe euch den

Nächten des Abgrunds der Höhlen und führe euch nach Samos zurück! — Seyd mir alle gegrüßt und willkommen."

Alle drängten ſich hinzu begrüßend die herrliche Frau und fragten: „Wie ging es? Lebt Bublina noch?" — Iſida antwortete:

„Bublina lebt und iſt ſiegreich. — Wir hatten einen harten Kampf mit den türkiſchen Schiffen, trieben ſie aber heftig, nahmen eine Fregatte und ſprengten zwei Goletten in die Luft. Die andern Schiffe, zogen ſich zurück. Bublina ſegelt mit ihren Schiffen den türkiſchen nach und ſucht ſie noch einmal zum Treffen zu nöthigen; ich aber bringe euch nach Samos zurück, und ſegle dann, mit Verſtärkung, unſerer Flotte nach. Ich habe ein Schiff bei mir und zwei Brigantinen. Auf dieſe vertheilen wir uns und verlaſſen Antiparos."

Indem ein freundliches Mahl eingenommen wurde, ſegelte Sirius und Zingarella hinüber nach Paros, unter die Mandelbäume. Sie gruben und fanden wirklich ein mit Zechinen gefülltes Käſtchen, welches ſie zu ſich nahmen.

Als ſie nun nach Antiparos kamen, war Iſida vorausgeſegelt, hatte die Kinder, die Amme, die Prieſter und Männer mitgenommen, und die Mädchen zurückgelaſſen. Mit dieſem ſchiffte Sirius ſich ein und füllte die Brigantine, genannt der Meerpfau, mit den Mädchen, Isminde, Monasdina, Cydippe, Hermione, Eurynome, Roſana und Zingarella. Da lächelte der Alte und ſprach:

„Schiffer! du fährſt Mädchenglück.“

„Gebe Gott, daß es nicht zu Waſſer wird!“ — lächelte der Schiffer.

„Wir ſind keine Waſſerjungfrauen!“ — ſprach Isminde, packte ihr Tragemich ſorgfältig ein, und freute ſich der Abfahrt nach Samos.

Sirius ſaß, ganz in ſich ſelbſt verſchloſſen, neben Eurynomen und überſchaute, wie dieſe, die ſanft rollende Fläche des Meers. Einer der Schiffer ergriff ſeine Schallmei und ſpielte. Da rief Isminde aus: „Luſtig! Singen wir das Schifferlied!" Alle antworteten, indem der Schiffer ſogleich die Melodie blies: „Ja, das Schifferlied!"

Schifferlied.

Hin und her, durch braune Wogen,
Schwebt das Schifflein leicht dahin.
Hat es dich hinab gezogen
Wie dein froher Liebesſinn
Zu der Klippe, wo mit Beben,
Dich verſenkt ein neues Leben
Zu des Herzens Ankergrund?

Schifflein, Schifflein, auf und nieder
Wandle dieſe Fluthen-Bahn!
Hat ſich dir, im Luftgefieder,
Traumes Thor wohl aufgethan?

Wolle durch die ſchöne Pforte
Zu dem allerliebſten Orte,
Wo es gar zu freundlich iſt.

Abendſtern, du kühler Bothe
Von des Morgenſternes Pracht,
Sag', ob dich der Mond bedrohte
In der hellgeſtirnten Nacht?
Ach! zwei Augen, die ich kenne,
Die ich meine Sterne nenne,
Sind des Herzens Leib-Arktur.

Leuchtet, ſanfte Jakobsſterne,
In des Lebens Liebes-Fluth,
Auf der Wogen weite Ferne
Wo mein Blick mit Liebe ruht.
Wie die Wellen, auf und nieder,
Wie der Liebe Schwunggefieder,
Rollt und ſchwebt das raſche Blut.

Zwillingsſtern der ſanften Liebe,
Sonne meiner Herzenswelt.
Haſt du dieſe ſanften Triebe
Meinem Schiffen zugeſellt?
Schiffe hin, im Lebensnachen,

Wenn dir Stern und Welle lachen,
Schiffe zum erſehnten Port!

„Meine Chriſten! — rief der Schiffer aus. — Gebe Gott, daß ich falſch ſehe. — Aus jener Bucht heraus, ſchleicht ſich ein Tuneſer Kaper und ſegelt auf uns und unſern Meerpfau zu.“

„Ach! entfliehe, lieber Schiffer!“ — jammerte Isminde.

„Vortrefflicher Schiffer! — ſagte Sirius: — Laß uns rudernd, alle unſere Kräfte anſtrengen, daß wir uns durch die Waſſerhölle bei Strongolo durchdrücken, nur in eine kleine Bucht, bei Stinoſa oder Rio uns mit unſerm Meerpfau einzudrängen.“

Bald darauf rief der Schiffer aus: Das Schiff und die Brigantine, die mit Iſida ſegelte! — Aha! Sie wollen den Tuneſer angreifen. Er flieht. — Sie ſuchen ihm die Fluth und den Wind abzugewinnen. —

Er will nach Kora zu. — Sie greifen ihn an!“

Bald rollte der Donner der Kanonen über die See. Der Tuneſer zog ſich auf Naxia zurück. — Es erſchienen ſchnell auf einmal, mehrere griechiſche Schiffe und Fahrzeuge. — Der Tuneſer wurde umzingelt und genommen.

Der Meerpfau kam eben dazu, als die Tuneſer auf ihrem erſtiegenen Schiffe nieder gehauen wurden. Ein einziges Mädchen blieb am Leben, Zafira, die Geliebte des Tuneſiſchen Schiffskapitäns, der gleich anfangs im Gefecht erſchoſſen wurde.

Iſida ſendete die zitternde Zafira zu Sirius, auf den Meerpfau. Dieſer lächelte:

„Nur her, meine Schöne, zu den andern. — Wir wollen ſchon ſehen, wie wir durchkommen.“

Frohlockend wurde die Heldin **Bublina** in Samos empfangen. Dankgebete, Freudenlieder und Jubel ertönten überall. Mit edler Beſcheidenheit empfing die Seeheldin alle dieſe Ehrenbezeugungen und bereitete ſich auf einen zweiten Meereszug vor.

In ihrer Wohnung, ihn beſonders empfangend, ſprach ſie mit Sirius alſo:

„Wer du auch ſeyn magſt, Alter! du biſt ein ſonderbarer und merkwürdiger Mann. Dir kann man viel und vieles anvertrauen, dein Kopf wird überall dich nicht verlaſſen. Deine Umſicht, deine Erfahrungen, machen dich der Klugheit des alten Odyſſeus aus Ithaka würdig, und ich will dich deshalb recht gern den Vielerfahrenen nennen: ob ich dir gleich keine Penelope zugeſellen kann. Aber Mädchen haſt du genug bei dir, und bewahreſt und behütſt ſie wohl. Du ſiehſt aber wohl ein, daß wir, bis zu einem entſcheidenden Punkt dieſe Mädchen in Sicherheit bringen müſſen. — — Mein Schwiegerſohn Evandros hat eine ſehr geachtete Verwandte, von geſetzten Jahren, eine fromme Matrone, auf der kleinen Inſel Polikandro. Sie iſt Beſitzerin mehrerer Häuſer mit unterirdiſchen Gängen und Behältniſſen, geſtaltet wie die Kloſterkapellen in Pathmos, wo kein Menſch Menſchen und lautes Leben ſucht. Dahin wollen wir einſtweilen die Mädchen bringen. — Du, wenn du willſt, führſt ſie dahin. — Oder, haſt du ſonſt irgendwo ein anderes Geſchäft?"

„Ich habe, — antwortete Sirius; — nie ein anderes Geſchäft, als ſtets zu reiſen. Es iſt dieſes auch ohne Zweifel, das unterhaltendſte und angenehmſte eines Erdenbürgers. Ich führe die Mädchen nach Polikandro. Aber" —

„Du ſegelſt mit meiner Flotte."

„Und habe ich die Mädchen in Sicherheit gebracht, diene ich auf deinem Schiffe, unter dir."

„Als mein Freund und ergebener Rathgeber; ſo ſey es."

Die Mädchen kamen herbei, auf Bublina's Einladung und Sirius, der ſie der Seeheldin verführte, begann, und ſtellte ſie alſo vor:

„Dieſe Tuneſerin, Zafira, habe ich erſt ſeit wenig Tagen, unter meinen Augen. Doch ſehe ich ihr ein gutes Gemüth an. Das andere, ſoll ſich ſchon geben. — Zingarelle, die Zigeunerin, hat durch ihre wahrſagend-erſpührende Wiſſenſchaft, uns mit Gelde verſehen, welches man der Erde anvertraut hatte, und das wir nun zu uns genommen haben. — Eurynome iſt klug und beſcheiden; Hermione, ein wenig leicht, aber gut; Erdippe, ſchalkhaft; und Roſana, zärtlich. — Monasdina, iſt unglücklich, aber eine intereſſante Träumerin, voll ſchöner

Wirklichkeiten. — Isminde iſt dir wohlbekannt. Ihr Frohſinn macht ſie liebenswürdig. Sie iſt, übrigens klug und bedachtſam. — Die Mädchen haben mich, glaube ich alle gern, und ich würde, gewiß, ſie alle gern glücklich, zufrieden und vergnügt ſehen; denn, ſo alt ich auch bin, ich ſehe ſie doch alle gern. — Luſtig, meine lieben Püppchen, wir ſegeln nach Polikandro, wo es euch allen wohl werden und wohl gehen ſoll."

„Giebts dort für uns Männer?" — fragte Roſana.

Bublina fiel ihr in die Rede und erklärte allen, was alles ihnen zu erklären war. Noch manches wollte ſie ſprechen, als Evandros und Eraſtos eintraten und die Nachricht brachten, die Türkiſche Flotte durchſegelte wieder das Meer, und habe ſich bei Skipanto vereiniget.

„Wir ſuchen ſie auf: antwortete Bublina freudig.

Eraſtos ſprach von zwei Schiffen die aus Spezzia gekommen waren und rechnete auf mehrere, die in den nahen Inſelhäfen lagen. Bublina ſprach:

„Wir gehen dem Gefecht nicht unbereitet entgegen; und die Osmannen kennen uns.“

Sirius lächelte den Mädchen zu: „Wir beſteigen unſern Meerpfau wieder und ſegeln unſerer eigenen Freude zu.“

Isminde ſeufzte: „Es wird dort, wohin wir gehen, nicht viel Erfreuliches geben!“

„Eben ſo viel, liebes Kind! wie jetzt allenthalben in Griechenland von Athen bis Samos und von Polikandro bis Cypern. Wir leben nicht in der angenehmſten Zeit. Aber wir wollen den Sturm vorüber brauſen laſſen und dann auf den Blumen-Markt wandern. Oft bringt ein Tag das, was das ganze Jahr verweigerte. Grüßt einem aber die Gelegenheit, ſo ſoll man ihr danken. —

ken. — Das wollen wir thun. Nicht wahr?"

Bublina aber ſprach: „Bleibt einig und beiſammen, bis es beſſer wird. Hier gebe ich jeder ein Schweſter-Band; daran erkennt euch und haltet feſt und einig zuſammen. Es wird uns allen werden, was der Himmel haben will, das uns werden ſoll. Gott mit uns!"

Draußen ertönten die Hörner. Bublina eilte auf den Markt und dann, in den Hafen.

Sirius reichte Jeminden die Hand. Niedergeſchlagen zogen die Mädchen alle ihre Schleier vor's Geſicht, gingen langſam dem Führer nach und beſtiegen in Port Bati den Meerpfau. — Das Schiff der Admiralin gab das Signal; der Donner der Kanonen ertönte vom Kaſtell. Langſam verlies die Flotte den Hafen, ſtolz ſegelte ſie dahin, begleitet von tauſend Wünſchen der zurückgebliebenen Samier.

Sirius ließ, um den zurückgebliebenen Geomantiſten aufzuſuchen und zur Mitfahrt zu bereden, auf Antiparos zuſteuern, als zu ihrem Mißgeſchick, auf der Höhe von Novarino die Türkiſchen Schiffe, den Griechiſchen begegneten. Budlina griff ſogleich die Flotte der Osmanen an. Es begann ein heftiges Gefecht. In der Hitze des Streites überſegelte Budlina eine Algieriſche Hülfsſchaluppe von achtzehn Kanonen, ankerte und ließ die ganze Schiffsmannſchaft niederhauen.

„Jetzt, — ſprach ſie: — habe ich den Tod geſucht und nicht gefunden. Aber die Türken mußten ſterben, wie ſie meinen Gatten und meine Kinder mordeten.“

Sie ſendete die genommene Schaluppe nach Samos und ſegelte den Türkiſchen.

ſich zurückziehenden Schiffen nach, indem ſie den Engliſchen Kapitän Kempthorn mit ſeiner Fregatte zurückſegeln lies, der gezwungen, indem ſie ſein Schiff mit Griechen beſetzen lies, dem Treffen hatte beiwohnen müſſen.

Sirius ſuchte vergebens den alten Sisimonas. Er war acht Tage vorher mit einem Franzöſiſchen Schiffe nach Cypern geſegelt, wie ein von ihm zurückgelaſſener Brief ſagte.

Der Meerpfau, ſchloß ſich bedächtlich nun an die Hauptflotte an.

Während der Fahrt hielt Sirius Reden über die Fürtrefflichkeit des einſamen und ſtillen Lebens, in ruhiger Einſamkeit und Abgeſchiedenheit von dem Weltleben. Wenigen wollte einleuchten, was ſie nicht verhindern konnten, und ehe ſie es ſich verſahen, erblickten ſie Polikandro. Monasdina konnte, weinend, ſich kaum zufrieden geben.

Da umzog ſich plötzlich, ganz unerwartet, der Himmel. Alle Winde ſtürzten entfeſſelt auf den Meerpfau los; der wüthende Sturm warf ihn in's offne Meer und zerſtreute die Flotte.

Der Schiffer ſuchte den Hafen der kleinen Inſel Zuana zu gewinnen, aber vergebens. Die Mädchen wehklagten und weinten. Den Schiffer war nicht wohl zu Muthe. Die Stürme wütheten fort und ſchleuderten das Schiffchen vor Skarpentho vorbei. Es war nirgends anzulegen. Mit vogelſchneller Fahrt fuhr der Meerpfau, wie geſchleudert, vor Kaſtell Roſſo vorbei, ſchreckbar beſtürmt von Fluthen und Winden und wurde endlich bei Capo du S. Piſana in eine enge Bucht geworfen, die ganz unwirthbar vor den Augen der Schiffenden lag.

Sichtbar wurde die Gebrechlichkeit des

Schiffchens, der Sturm tobte fort; es war nicht zu zaudern. Sirius und ſeine Reiſegefährtinnen machten ſich, ſo gut ſie konnten, eilig an's Land. In einen Kahn, den der Sturm leer in die Bucht ſchleuderte, warfen ſie ihre beſten Sachen, da der Schiffer verſicherte, der Meerpfau werde berſten, und zogen ihn an den Strand. Kaum hatten ſie ihn entlaſtet, als ein furchtbarer Windſtoß den Meerpfau in die offene See ſchleuderte, der ſogleich den Augen der Gelandeten entſchwand. — Ein ſchreckbares „Ach!“ entfloh ihren Lippen. Alle beteten und weinten.

Sirius, ſtets ängſtlich umher blickend, ſah endlich, an einem Hügel, wie dahin gelehnet, ein kleines Haus, mit etwa zwei Ställen daneben. Auf dieſes ſollte zugegangen werden. Das Gepäck wurde vertheilt und mühſam von Ort und Stelle bewegt. — Sein ſchweres Felleiſen vor die

Thür legend, klopfte Sirius an die niedrige Thüre des kleinen Hauſes an. Drinne wurde gefragt: „Wer iſt da?“ Zugleich wurde die Thüre geöffnet, und, wer ſchildert beider Erſtaunen! Sisrimonas ſtand da. Herzlich umarmten ſich beide, der Geomantiſt lächelte: „Seyd willkommen!“ und nöthigte die Mädchen einzutreten in ein enges Stübchen. Hier öffnete er eine wohl verborgene Fallthür, und ſagte: „Nur hinab! In der Erde, iſt meine beſte Wohnung.“

Dort fanden ſich auch einige Höhlen-Zimmer, die leidlich genug waren, wo ſich die Geſellſchaft, müde und matt, auf die dort befindlichen Binſenlager warf. Bald ſank der ſüſſe Schlaf auf die Augenlieder der Ermüdeten und ſtärkte heilſam die ermatteten Glieder zum frohen Erwachen.

Sirius, der eher erwachte als die Mädchen, kam natürlich, mit Sisrimonas in's Geſpräch:

„Du ſiehſt, mein liebſter geomantiſcher Freund! in welcher Lage und Verlegenheit ich bin.“

„Ei wohl! Wohin willſt du, mit allen dieſen Mädchen?“

„Das weiß Gott! Vielleicht hält man mich gar für einen Sclavenhändler.“

„Wohl möglich!“

„Wo ſind wir denn nur eigentlich?“

„Auf der Inſel Cypern, die, wie du weißt, dem Grosvezier gehört, der ſie an den Meiſtbietenden verpachtet.“

„Wär unſer Schiff noch da, ich machte mich gleich wieder auf. — Kann ich denn nicht etwa die Mädchen in ein Kloſter bringen?“

„Das müßteſt du verſuchen.“

„In kein Kloſter! — rief Jsminde aus.

die eben erwachte. — Ich bitte dich, in kein Kloſter! Ich kann fein in weiblichen Sachen arbeiten, ich kann öffentlich ſpielen, ſingen, tanzen. Kann mich das nicht erhalten?"

„Verborgen aber, müßt ihr, vor der Hand, doch bleiben. Sonſt nimmt man euch und bringt euch auf den Sclavenmarkt."

„Ach! — ſchrieen alle, die erwachten; — wir wollen gerne verborgen bleiben!"

„Nur will ich erſt ſehen, wo wir uns mit Anſtand unterbringen."

„Geld haben wir ja und haben es gerettet; — fiel Zingarella ein.

„Ja nun! es geht noch. — Aber hier bleiben, können wir nicht. — Welches iſt die nächſte Stadt?"

„Nikoſia iſt zu weit. Der nächſte Flecken, iſt Metamia. Wenn du dich nach Dros Staaros ziehen könnteſt, welches ſonſt

Olympus hies, jetzt aber das Kreuzgebirge genannt wird, ſo wäre das doch wohl gut. Es giebt dort ſeine Dörfer und mehrere Klöſter.“

„Nichts von Klöſtern! — fiel Isminde ein. — Laßt uns entweder nach Nikoſia wandern, wo wir Geld verdienen können, oder in eine Stadt ziehen, wo ein Seehafen iſt. Denn, nach Samos, müſſen wir endlich doch wieder zurück.“

„Einſtweilen bleibt ihr hier, und ich ſehe mich um, ob wir etwa ſchicklich unterkommen können;“ — ſagte Sirius.

„Gewiß, — ſetzte Sirismonas hinzu: — ihr ſeyd nicht zu beneiden!“

„Mir hat geträumt, — ſagte Monasdina: — es ſagte mir ein harter, finſtrer Mann in ſonderbare Kleider gehüllt: Geh nach Limiſſo. Dort, in den Hafen läuft der Mann aus Maltha ein, den deine Sehnſucht zu ſehen wünſcht.“

„Wir wollen rekognosziren. Es wär doch ſonderbar“ —

Oben lärmten Leute. Sisrimonas kroch hinauf. Es waren Janitſcharen, die wieder fortgingen, als ſie ſahen, daß hier nichts zu nehmen war. Doch vorher fragten ſie:

„Alter! biſt du nicht ein Zauberer? Wohnt nicht der Kakodaimon hier?“

Sisrimonas nickte bedeutend und die Helden zogen ſich zurück, hinaus in's Freie; Er ging ihnen nach. Vor der Thür ſtand ein Janitſcharen-Offizier und ſprach mit einem Alten, der, wie es ſich ergab, ſich einen Arzt nannte. Dieſer, im Fluſſe ſeiner Rede, lies ſich nicht ſtöhren, indem die andern aufmerkſam zuhörten:

„Ich ſage euch, als ich noch ausübender Arzt zu Janina war, — und wer dort war damals, muß die Wahrheit meiner Rede mir bezeugen, — daß es der Scheik Juſuf war, der die Einwohner der Stadt rettete.

Er befahl der Peſt, welche er an den Thoren der Stadt ſtehen ſah, bei Strafe der Steinigung ſich zu entfernen. Sie hatte ſich in ein Leichentuch gehüllt und trug eine grüne Schürze. So traf, vor grauen Zeiten der Philoſoph Apollonius vor den Thoren von Epheſus die Peſt an, in Geſtalt eines Bettlers, und lies ſie mit Steinwürfen verjagen.“

Die Janitſcharen eilten ſchnell fort, ohne ein Wort zu ſagen. Der vorgebliche Arzt aber, bat um ein Stückchen Brod. Sisrimenas führte ihn in die Gewölbe ſeiner Wohnung und gab ihm Wein und Brod. Der Arzt aber ſprach:

„Alter! zünde Weihrauch an. Ich wittere die Umſchwebung der böſen Telonia.“

„Was iſt das?“ — fragte Zafira. Jener fuhr fort:

„Du muſt keine Griechin ſeyn, wenn du alſo fragſt. Höre zu, und vernimm, was du noch nicht weiſt.“

Fünftes Buch.

Unerwartet bricht herein des Lebens
Kümmerniß und ſchnelle Erden-Noth:
Und das Meer ward niemals noch vergebens
Mit des Sturmes Wuth bedroht.

„Die Telonia ſind die Seelen der ungetauft geſtorbenen Kinder. Dieſe verlaſſen die finſtern Behältniſſe, wie man ſonſt den Erebus nannte; ſie ruhen in den leichten Düften des Morgens. Die Mütter, welche die geliebten Früchte ihrer Zärtlichkeit beweinen, vernehmen ihre Stimme, die ſich in den Südwind miſcht, dieſen rauſchen es die Blätter, die murmelnden Wellen der Bäche zu; denn auch dieſe ſind das Bild des flüchtigen Lebens. Ja, ja! ich fühle dieſe Jammernähe. Ich muß hinaus in's Freie. Laßt mich fort.“

Klagend lief er davon. Erſtaunt, ſahen die Mädchen einander an. Sirius ſprach: „Er iſt wahnſinnig!“ Bald darauf, fuhr er fort: „Kinder! wir wollen morgen nach Limiſſo wandern. Oder, ich gehe, um ihren Traum zu reſpektiren, mit Monasdina allein. Wir kleiden uns als Bauern an, verkaufen dies und jenes auf dem Markte, ſehen uns um, und können wir uns plaziren, wie wir wollen, ſo ſuchen wir eine Wohnung zu bekommen und holen euch ab. Ihr müßt euch indeſſen in Bauerweiber verkleiden. Zingarella, die es verſteht, wird euch ſchon häßlich malen. Sind wir erſt in Sicherheit, oder finden wir gar ein Schiff, das uns fortbringen wollte, ſo wollen wir ſchon dafür ſorgen, daß wir wieder eben ſo wie jetzt ausſehen, wenn wir an Ort und Stelle kommen.“

Alle waren das zufrieden; ſie mußten es auch ſeyn. Erfreulich war ihre Lage wirklich nicht.

Als den folgenden Tag ſich Sirius und Monasdina ganz verkleidet, auf den Weg machen wollten, kam ein Unbekannter zu Sisrimonas und fragte ſein Punktir-Orakel um Rath, einer Reiſe wegen, die er antreten wollte, und deshalb in Ungewißheit war. Monasdina zog ſich in die untere Höhle zurück, Sirius aber, der ſich ſchon weit von dem Hauſe entfernt hatte, vernahm ganz deutlich in der Nähe, zwiſchen alten, verfallenen Mauern hervor, einen gedämpften Trompetenſtoß.

Alſobald trat hervor, aus den Ruinen, ein Mann von ſehr ehrwürdiger Geſtalt, mit weißem, krauſem Barte und Haupthaar, ohne Kopfbedeckung, in einen weißen Mantel gehüllt. Dieſer redete den Alten Sirius ganz freundlich an:

„Einen glückſeligen Morgen, Alter! Wohinaus? Gewiß, nach Limiſſo? Es iſt in dieſer Hafenſtadt ein guter Korn- und

Sclavenmarkt. Der letztere, wird dich wohl nicht furchtſam machen? — Du ſcheinſt ein Fremder zu ſeyn?"

„Auf Cypern bin iſt erſt ſeit einigen Tagen. Der Sturm hat mich hieher geworfen und mein Schiff in's weite Meer getrieben."

„Es ſind vor kurzen, große Schiffbrüche an der Küſte Cyperns geſchehen. Einem ſolchen, ſoll der Codja Baſcha, den Einkauf einen hübſchen Weibes zu verdanken haben. Wie man ſagt, läßt er jetzt Mädchen für ſeine Söhne zu Kammerjungfern auf dem Weibermarkte zu Limiſſo ſuchen und kaufen. — Es iſt ſchon zu viel, daß ein ſolcher Hecht dies kann und darf; denn er iſt zwar hier Ober-Munizipal-Beamter, aber er iſt wohl der mittelmäßigſte Kopf in ganz Nikoſia."

„Ach! das ehemalige und das jetzige Cypern." —

„Kein Gedanke mehr! — Ich will nicht

von Cypern ſprechen zu den Zeiten, da man daſelbſt die Liebesgöttin, als in ihrem Vaterlande, und daher Cypria genannt, verehrte, da die Phönizier dieſe Inſel bevölkerten und beſetzten, nicht von ihrem nachherigen Weſen und Umgeſtaltungen; denn ſie war, wie alle Staaten, auf dieſer Erdenwelt, doch nur ſtets ein Schauplatz der Eitelkeit, der Thorheit, des Stolzes und des Elends der Menſchen, ſondern, ich will ſie nur erwähnen zu den Zeiten der Templer und als das Haus Luſignan hier das Regenten-Scepter führte. — Kennſt du dieſes Hauſes Geſchichte? Sie findet ihren Urſprung in ſehr alten Traditionen."

„So erzählt man!"

„Hugo von Luſignan ſah einſt in ſeiner Heimath, im Ardenner Walde, auf der Jagd, ein ſchönes Fräulein an einem Brunnen ſitzen; die reichte ihm einen Labetrunk und raubte ihm ſein Herz. Er fand Erhörung, da er ihr ſeine Liebe geſtand. Das Fräulein gab ihm die Hand, und wurde ſeine Gattin. Nur Einen Tag in der Woche behielt ſie ſich vor, an welchem ihr Gemal weder nach ihr ſehen noch fragen durfte. Er hielt ſein Verſprechen. Glücklich lebten beide zuſammen in einer geſegneten Ehe, in der ſie viele Kinder zeugten. — Aber Hugo's Brüder entflammten, mit der Zeit, ſeinen Argwohn, und der unglückliche, glückliche Gatte, lies ſich bereden, ſeine Gattin zu belauſchen. Er ſah durch's Schlüſſelloch an dem verbotenen Tage, in das Zimmer, ſeiner geliebten Gattin Meluſina. Da ſah er ſie im Bade, halb Weib, halb Fiſch, ein Meerwunder. Jetzt war es um ſein Glück geſchehen. Ach, Himmel! Sie war eine Fee. Er hatte ſein Wort gebrochen; ſie mußte ſich von ihm trennen, und er, bewirkte ſein Geſchick. — In ſeinen Kindern blühte ſein Geſchlecht, und Fulko von Luſignan, brachte die Königskrone auf ſein Haus. — Der letzte dieſes edlen Königsgeſchlechts, Jakob von Luſignan, vermählte ſich mit der edlen Venetianerin, Catharina Cornara, welche die erlauchte Republik als eine geborene Königin, zur Tochter feierlich annahm. Denn damals waren edle Venetianerinnen geborene Königinnen, weil Venedig, drei Königreiche beherrſchte. Die Republik, die eben in ihrem verdammten Politiſchen Fett erſtickt iſt, weil ſie in neuern Zeiten glaubte, die alte noch zu ſeyn, und nichts mehr an ihr, weder alt noch neu, war, machte, daß der König ſterben mußte. Er hatte einen Sohn gezeugt; aber auch dieſer mußte ſterben. Viel Glück! Die Republik wußte ihre edle Königstochter zu beerben, gab ihr einen Gnadengehalt und erbte von ihr, lebend, die Inſel Cypern. *) So

---

*) Armidoro. Eine Wundergeſchichte. 1. Bd. S. 25.

wurde dieſes ſchöne, fruchtbare Mutterland der Liebe ſo lange von der Republik beherrſcht, bis die Osmanen es derſelben entriſſen. — Freundſchaftlich geliebt und nah verbunden durch wahre Hochthaten, waren ſtets die Templer dem Königshauſe Luſignan. Sie hauſten, mit ſeinem Fall, nach und nach im Stillen und Verborgenen, immerfort in dieſem Inſellande, unter den Venetianern und unter den Osmanen."

„Ich habe es auch gehört. — Jetzt aber"

„Aber jetzt?" —

„Dieſe Ruinen und der Trompetenſtoß den ich vernahm, als ich auf dieſelben zukam."

„Die Zeit kann mancherlei gebähren, ſelbſt Wunder."

„O ja! Das habe ich wohl ſchon oft erlebt."

„Wenn nun der verfolgte Orden, den

man in Frankreich den Todesſtoß zu geben glaubte, — wenn dieſer nun, — im Stillen" —

„Noch fortlebte, exiſtirte? das wär ſonderbar, aber nicht unmöglich. Denn z. B. die Jeſuiten" —

„Sind keine Templer, aber — Folge mir, und ſieh dich unter den Ruinen um. Sie ſind von innen mehr, als ſie von außen ſcheinen."

„Das iſt gar oft der Fall bei Sachen, und bei Menſchen. — Wenn ich mir aber denke" —

„Ich warte auf einen Ewigwandernden." —

„Da haſt du mich."

„Dein Name?"

„Ahasverus, Sirius sic dictus."

„Du kennſt den kühnen Lionardo Montebello?"

„Ach! wohl. — Wo mag er jetzo ſtecken?“

„Komm! und folge mir. — Ich weiß nun, mit welchem Mann ich ſpreche; und kennen lernen ſollſt du mich.“

„Ich habe in der Welt ſchon Mancherlei kennen lernen; warum nicht alſo dich? — denn, was ich auch ſehen werde; zu etwas Intereſſanten führſt du mich gewiß.“

Sirius folgte ſeinem Führer, durch die Ruinen, über die Mauern durch ſonderbare Pfade zu einem Felſenſtück, wo eine Thür ſich öffnete, als der Unbekannte ſie berührte und ſonderbar, ſich doppelt in ihren Angeln drehte

Durch eine Art von Kellerſchlucht, durch welche da und dort ein wenig Tageslicht auf verfallene Stufen fiel, gelangten beide zu einer zweiten, ſtarkverwahrten eiſernen

Thür, die gleichfalls ſich in Doppelangeln drehte, in einen finſtern Raum, und aus dieſen, in einen hohen, feſtgewölbten, durch ſtarke Säulen geſtützten Saal. — In dieſem prangten an den Wänden, Säulen und allenthalben, der Templer Kreuz; das geheimnißvolle T und alle die ſeltenen Embleme des Drachens, des Mannweibes, und dergleichen.

„Zum Spaß hat einer das wohl nicht gemacht!" — rief Sirius, alles wohl betrachtend, aus.

Der Unbekannte trat in eine Niſche, kam wieder ſchnell aus derſelben heraus, und ſtand als Templer, ganz gekleidet, vor ihm.

„Ja, ſo ſahen ſie aus!" — rief Sirius und fuhr mit der Hand über die Augen; als reibe er, dies ſchauend, etwa den Schlaf aus denſelben.

„Du ſiehſt, — fuhr jener fort; — es giebt noch Templer, und ich, bin deren einer. — Wenn du alles kennſt, was ſymboliſch die Templer umgab, und die umgiebt, die einzeln noch da ſind, fortzuſetzen, — wenn auch im Stillen — das edle Templerthum, ja! wenn du es auch nur halb kennſt, ſo wirſt du alles hier erblicken, woran du ſie, und mich erkennen kannſt. Hier ſiehſt du das edle T des Lebensſchlüſſels Bild." —

„Und des Phallus?"

„Wie du willſt. — Hier, ſieh das Idol der Meta, der himmliſchen **Sophia** und der Weisheit; die Schlange hier, das **Cingulum** der Weihe." —

„Ich kenne die Ophiten."

„Wie? Sollte es noch welche geben?"

„Sieh hier auf dieſen Signatſtern? dieſen kennen mehrere, auch in unſern Zeiten. Hier Sonne, Mond und Schurz und Leuchter. Der Kelch des Vereins der Gnoſtiker erglänzt in dieſem Strahlenkreiſe."

„Du weißt zuviel von dem allen, als daß ich dich entkommen laſſen könnte. Wenn du nicht ſchwörſt zu thun, was ich von dir verlange, und mir nicht in meine Einſamkeit mich mit ihr zu erfreuen, ein Judenmädchen lieferſt, ſo — mußt du ſterben."

„Oho!"

„Es iſt nur Einer in der Welt, der unſerm Dolche entrinnen kann, — der ewige Jude."

„Der bin ich. — Habe ich dir es nicht geſagt?"

„Du? — Iſt es möglich!" —

„Verſuche es, mich zu töden."

„So kannſt du auch die Feuertaufe beſtehen, wenn du biſt, was du ſagſt."

„Warum nicht? — Ich ſchwöre dir deshalb bei den drei Elementen, bei Waſſer, Luft und Erde; — du ſiehſt das ich weiß, welch ein Element zur Gnoſtiſchen Feuertaufe gehört; — daß ich der Mann bin, als den ich mich zu erkennen gebe, und der ich bin. — Du ſprachſt vorhin, von Lionardo Monte Bello. Er kennt mich *). — Ich kann zu vielerlei mich gebrauchen laſſen, aber nicht zu einem Mord, und ein Judenmädchen führe ich dir auch nicht zu, denn ich weiß, wozu ihr ſolches Blut gebrauchen wollt."

„Was iſt mit dir zu thun?" — fragte der Templer, nicht ganz unbefangen, und ſtützte ſich an eine Säule.

Ganz gelaſſen antwortete Sirius, indem er eine Priſe Tabak nahm: „Mich gehen zu laſſen, nach Limiſſo. Ich verrathe dieſen Ruinenaufenthalt keinem Menſchen, denn er könnte mir ja ſelbſt einmal zum

---

*) Lionardo Monte Bello. 2. Thl. S. 130.

Sicherheitsplatze dienen. Nur der Codja Baſcha“ —

„Dieſer iſt nicht zu fürchten. Er ſelbſt fürchtet ſich und weiß nicht warum, für Allen, was einen Menſchen und einen Codja Baſcha umgeben kann und umgiebt. Uebrigens, iſt er ein ſehr beſchränkter Kopf — Aber noch Eines, ehe wir ſcheiden. — Wenn du der wirklich biſt, der du zu ſeyn ſagſt, ſo mußt du mir auch dein Signum zeigen.“

„Wenn du das nicht kennſt, ſo ſiehſt du es;“ — und ſchlug ſein Mäntelchen zurück.

„Ich kenne und ſehe es jetzt zum erſtenmal. — Wir ſind jetzt klein, verborgen, uns wie Regentropfen in die Fluth verlierend; Aber wir können doch ein Theil des Meeres werden. — Ich bin auch nicht ganz allein.“ —

„Ich verlange nicht deine Umgebungen zu ſehen. — Erlaube mir, zu ſagen, daß es mir hier ziemlich unheimlich wird. — Laß mich ziehen, nach Limiſſo!"

„Wirſt du auf Cypern bleiben?"

„Jetzt, wohl."

„Verſäume nicht den Meluſinen-Thurm zu ſehen. Noch lebt und würket die Meerfeine dort, und unſere Brüder." —

„Ich verſtehe!"

„Vielleicht ſehen wir uns dort."

Aus der Tiefe herauf ertönte ein Trompetenſtoß. Der Templer trat durch eine Niſche ab, und blieb geraume Zeit abweſend. Sirius, der indeſſen ſich allenthalben herum umſah, ſprach kopfſchüttelnd, bei ſich ſelbſt: „Was ich nicht alles erlebe!"

In einer eiſernen Niſche ſah er jetzt das geheimnißvolle Idol der Templer, den belobten Bafomet ſtehen, der beweglich war, und wie es ſchien, durch Drathzüge von außen bewegt wurde; denn Kopf und Arme waren ganz gelenk. — Noch umging er disſes Idol betrachtend, den Platz, als der Templer haſtig, mit verlegenen Blicken eintrat und ſprach:

„Jetzt, Jude! mit dem ich es anders vor hatte, mußt du dich entfernen. Da dir der Tod nicht werden kann, droht dir doch Qual und Verwundung. Ich muß dich wieder ſprechen, und will ein andermal dich ſehen.“

Da klirrten Waffen, Sporen, die eiſernen Thüren flogen auf; der Templer ſchob ihn ängſtlich fort, und Sirius befand ſich bald unter den Ruinen. Er ſuchte einen Ausgang aus dieſem Ruinengewinde, fand ihn endlich, nicht ohne Mühe, ſah ſich auf einem gebahnten Fußwege und begegnete Landleuten, mit denen er, in Geſellſchaft auf Limiſſo zuging.

Sirius ging nach den Hafen zu und erblickte, was er kaum erwartete, den alten

Iſaſchar, vertieft in ſchachernde Geſchäfte. Er klopfte mit der Hand ihm auf die Achſel und ſagte:

„Einen guten Morgen von deiner Monasdina!“

Ganz gelaſſen, erwiederte Iſaſchar: „Mag ſie ſich doch wohl befinden! Das ſoll mir lieb ſeyn, zu hören.“

„Du machſt hier wohl gute Geſchäfte?“

„Das beſte iſt ſchon gemacht. — Ja! was konnte ich dazu, daß in Samos die glorreiche Bubkina ermordet werden ſollte; ſollen es auch meine Brüder geweſen ſeyn, war ich es doch nicht. Da nahm mir der Senat mein ſchönes großes Vermögen und ich wurde ein Bettler. — Nun! da kömmt denn zuweilen dem Bettler auch die Gelegenheit ſich zu helfen, zu revangiren — und ich denke, ich habe mich revangirt.“

„Wie? -- Rede!“ — Ich fürchte du haſt“ —

„Ich habe mich, ſage ich, revangirt. — Der Sturm hat zerbrochen ihr Schiff, — ſie fiel in die Hände der Sclavenhändler — ſie wußten nicht welch einen Vogel ſie hatten. — Ich erkannte ſie gleich, verſtellte mich aber, nahm ſie in den Handel.“ —

„Wie wird ſie dich belohnt haben!“

„Ich gedachte meines Unglücks, und — Wer ſoll ſich nicht gern rächen? — Ich verſchacherte die Heldin an den edlen Codja Baſcha.“ —

„Elender! — Sie ſelbſt? die edle Bublina?“

„Was thut's? Er hat ſie in ſein Serall gethan.“

„Gut! — So verkaufe ich deine Tochter auch, die in meiner Gewalt iſt.“

„Kann ich's ändern?“

„Biſt du Vater?“

„Meine Jſche hat's ja geſagt. — Aber wenn ich das Prachtmädchen, die Monasdina, zu Gelde machen kann, ſo verkaufe ich ſie ſelbſt. Denn ich will wieder zu Reichthum kommen; das iſt mein Sinn."

„Jetzt, habe ich dir weiter nichts zu ſagen, als daß du ein Elender biſt" —

„Gottes Wunder! — Wer hat mich elend gemacht und hat mir genommen mein Geld und Guth?"

„Und Bublina war's wirklich, die du in's Serail verkaufteſt?"

„Ja! So wahr ich lebe! Sie war's."

„Verderbe der Kakadaimon dich, nochmals Elender!"

Er ſties den Juden heftig zurück und entfernte ſich eilig, ſelbſt nicht wiſſend, was er thun und wohin er gehen ſollte.

Kurz vor dem Sturme, der die Flotte überfiel, hatte Bublina eine Barke beſtiegen, mit welcher ſie den Schiffen voreilen wollte, um ihren Sammelplatz, allerlei anordnend, früher zu erreichen, als das ſchreckbare Ungewitter losbrach, welches auch den Meerpfau ſo unſanft mitnahm.

O Schrecken ſchwarzbeſchwingter Schatten,
Die ſich in Sturmwinds Flügeln gatten,
Wie rauſchet die Verwüſtung her!
Die Fluth erbebt, der Wellen Hügel
Erheben zu den Wolken ſich;
Der Sturmwind hebt die ſchweren Flügel,
Nicht deckt das kleine Schiffchen dich.

Geſchleudert wie ein Ball, durchflog die Fregatte das Meer, ſtrandete endlich und zerbrach am Felſen vor dem Hafen von Limiſſo. — Nur mit Noth rettete Bublina ſich, fiel in die Gewalt der Strandräuber, wurde auf den Sclavenmarkt geführt und verkauft.

Dort erkannte ſie den Juden Iſaſchar, der ſie ſogleich ganz iſraelitiſch — merkantiliſch auf's Korn nahm, ſagte aber kein

Wort. — Sie wurde ins Serail des Codja Baſcha gebracht und redete nicht.

Es wurden ihr drei prächtig meublirte Zimmer eingeräumt. Ein alter, ſchwarzer Eunuch und drei zigeunermäßig geſtaltete Megären trugen mehrere Körbe herbei, angefüllt mit herrlichen Kleidern, ſetzten Schatullen und Käſtchen auf die Tiſche, breiteten ſchöne Decken aus, beſetzten die Konſolen mit Scherbet und Thee-Kannen, legten Zuckerwerk auf, und redeten der Traurigen zu, ſich alles deſſen nach ihrem Wohlgefallen zu bedienen. Sie aber, ſprach kein Wort, warf, als die Läſtigen ſie verlaſſen hatten, ihre ſchlechten Kleider ab, womit der Slavenhändler ſie umgeben hatte, warf ein Oberkleid über, hüllte ſich tief in einen großen Schleier, ſtreckte ſich auf ein Sofa und ſeufzte:

„Ach Bublina! dahin iſt es mit dir gekommen? — Hier liegt ſie die Heldin der Helenen in dem Frauenzwinger eines Ungläubigen, als Sklavin ſeiner ungezähmten Lüſte! — Bublina! Bublina! hatteſt du darauf gerechnet?“

In ſtille Wehmuth, blieb ſie, verſunken in Betrachtungen, nun unbeweglich liegen, faltete betend ihre Hände, und ſchloß:

O Panaga! du herrliche und hochgebenedeyete Jungfrau, verlaß mich nicht und ſtehe mir kräftig bei in jeder Gefahr, die mich bedroht. Schütze mich und meine Ehre, oder laß mich rühmlich ſterben!“

Mit leiſen Tritten öffnete einer die rauſchenden Vorhänge der Thüren und prächtig gekleidet, trat herein Ibrahim der Cedja Baſcha, ſo gut wie möglich, ganz orientaliſch ſtutzerhaft, blieb einige Augenblicke ſtill vor dem Sofa ſtehen, auf welchem Bublina lag, und begann endlich im griechiſcher Sprache, mit ſanfter Stimme:

„Licht meiner Augen! entſchleiere dich und verbirg meinen Blicken nicht das ſchöne Licht deiner herrlichen Augen-Sterne.“

Bublina antwortete nicht. Er ſprach weiter.

„Edles Inkarnat, gleich einer der reizenden Houris des Paradieſes, die den frommen Moslemin mit Liebe beglücken in jenem Leben“ —

„Laß dort dich beglücken!„ — erwiederte raſch und aufgebracht Bublina. Er fuhr fort.

„Du ſiehſt hier, vor dir, deinen Sklaven, der ſich freiwillig fügt in deine ſanften Feſſeln. Wird deine Liebe mich beglücken, ſo wird mit goldener Feder der Engel Algazel meine Lebensaugenblicke einzeichnen in das Buch des frohen Lebens. — O! rede freundlich mit mir, du Sonne meines liebeathmenden Herzens!“

„Ich fürchte, du wendeſt deine paraboliſchen Schäfer-Worte übel an.“

„O! werde, ſey und bleibe die Schäferin, die da weidet mein Herz auf ſanft ergrünender Liebesau; leite mich zu dem Bächlein der Empfindung, und laß mich ſchöpfen aus deinem Freudenquell.“

„Ich kenne keine Freude, da mir die Freiheit fehlt.“

„Die Freiheit deines Herzens“ —

„Wird mir bleiben, ſo, wie die Freiheit meines Lebens. Stets iſt die frei, die den Tod nicht fürchtet. Rein bleibe meine Seele und entſchwinge ſich rein von dieſem terreſtriſchen Leben, zu dem ätheriſchen Glanz des ewigen Lichts. Weißt du, was es heißt, reiner Seele, und reines Herzens zu bleiben? Reine Seelen erhalten den Feuerglanz der Götter; Einfach iſt dieſes Feuer unausſprechlich aber erglänzend, erfüllend alle Gegenden des Himmels. — Laß mich allein. Selbſt ſterben läßt ſich's beſſer, in der Einſamkeit."

„Lebe, lebe, herrliches Idol meiner Empfindungen, und beglücke mich mit der Erhörung meiner ſüßeſten Wünſche!"

„Rede nicht alſo mit mir!"

„Biſt du kein Weib?"

„Ein anderes wenigſtens, als wie du die Weiber kennſt."

„Eben das entzückt mich."

„Es mache dich verlegen und beſcheiden; dieſes wünſche ich dir."

„Selbſt Drohungen, aus einem ſchönen Munde, ſind reitzend."

„Du irrſt dich. — Ich ſpiele nicht mit Worten."

„Das iſt bekannt."

„Du kennſt mich alſo?"

„Warum nicht?"

„Du kennſt mich, weißt wer ich bin, richteſt dennoch ſolche Worte an mich, wie du verlierſt und fürchteſt mich nicht?"

„Ich fürchte nur die Liebe."

„So fürchte ſie und mich dazu."

„Bublina!"

„Wie? du nennſt dieſen Namen und erbebſt nicht?"

„Ich ſchreye."

Er ſetzte ſich auf ein Polſter und klopfte in die Hände. Sogleich wurde Kaffee und Thee aufgetragen. Zwei reich gekleidete Knaben bedienten ihn; zwei Sängerinnen mit Lauten und zwei zierlich, in griechiſche leichte Tracht gekleidete Tänzerinnen traten auf. Ibrahim nickte mit dem Kopfe, Tanz und Muſik begannen.

Zierlich geſchmückt, im Prunkgewande, ſchwebte eine ägyptiſche Alme ins Zimmer trat mitten unter die Tänzerinnen und Sängerinnen, ergriff eine Laute, in Form einer

Almen-Lyra, und ſang, ihre Worte mit Tönen der Lyra begleitend, ganz deklamirend:

Alſo ſang Azraim der Dichter, in einem Liede an Gulindi:
Wirſt du ihn hören jenen ſanften Schall
Des Sanges einer Nachtigall,
So fühle wie Azraim ſeufzend klagt.
Nur traurig blickt er nach den ſchönen Sternen
Die deines Himmels Aether trägt,
Wenn in den dunkeln Unglücksfernen,
Sein Herz ſo klopfend, ängſtlich ſchlägt.
Licht meiner Augen, fühle dieſes Klopfen!
Soll ich, du Wohnung meines Athems von dir getrennt
Soll ich fern von dir ſeyn?
Ach nein!
Die Liebe, die mein ſanftes Sehnen kennt,
Führt mich dir nach, o Quelle meines Lebens!
Gulinde, höre mich! Laß nicht den Stern vergebens,
An deines Hauptes Himmel leuchten.

Ibrahim klatſchte ihr Beifall. Die Tänzerinnen ſchwebten ſchäkernd im luſtigen Kreiſe umher. Die Knaben, welche ihren Herrn bedienten, miſchten ſich tanzend unter die Tänzerinnen. Die Gruppe wurde ziemlich lebhaft. Klein war der Kreis, in welchem, ſehr erfahren, die Tanzenden ſich drehten, Bald verſchlangen Tänzer und Tänzerinnen ſich enger und inniger; geſpannt erdehnten ſich alle ihre Muskeln; die Körper waren in zitternder Bewegung; Bald warfen die Tänzerinnen, wie vom Vergnügen betäubt, die Köpfe rückwärts, bald lehnten ſie dieſelben, ſchmachtend, ſeitwärts; Ihre Arme waren erhoben, ihre Wangen glühten; ihre Augen tanzten mit. — Bublina, zog ihren Schleier dichter vor's Geſicht und wendete ſich auf die Seite. — Ibrahim klatſchte in die Hände und befahl: „Die Albaneſiſche Romanze!“

— Die Lauten wurden ergriffen, die Sängerinnen ſangen:

Romanze.

An dem königlichen Male
Speiſten hundert edle Gäſte,
Auch der wackre Maurogeni;
labten und erquickten ſich.

Wein und Lieder machten fröhlich,
Und ſie ſprachen dies und jenes,
Schäkerten und ſangen fröhlich:
Wohl! ſo ſey uns jeder Tag!

Und ſie lobten ihre Frauen,
Ihre Schönheit, ihre Tugend,
Maurogeni aber miſchte
Sich in dieſes Lobgeſpräch;

Rühmte laut die ſchöne Schweſter,
Ihre Tugend die ſo ſelten,
Die von keinem Gold geblendet,
Herrlich und erhaben blieb.

Fing der König an zu lächeln,
Sprach: „Wohlan die Wette gelte!“

Maurogeni aber ſagte:
„Meinen Kopf ſetz' ich dafür."

Sendete der König Schätze,
Zu der allerliebſten Schöne;
Und es ſprach des Königs Kämmrer,
Neigend tief in Demuth ſich:

„Heil ſey dir zur guten Stunde,
Glänzend ſchönes Edelmädchen,
Schlank wie eine Silberſäule,
Duftend, wie ein Veilchenbeet!

Dieſe Schätze will verehren
Dir der gute König alle,
Wenn du ſeine Liebe kröneſt
Wenn du ihn beglücken willſt."

Und ſie ſprach: „Er möge kommen
Still zu mir, allein, im Dunkeln."
Rufte nun die treue Amme;
Dieſer gab ſie ihren Schmuck;

Gab ihr ihre ſchönſten Kleider
Schmückte ſie ganz ſchön und herrlich
Und die Amme, wohlgerüſtet,
Nahm des Nachts den König auf.

Als der Morgen aber tagte,
Stand vom Lager auf der König,
Schnitt ihr ab des Haares Flechte,
Und den Finger mit dem Ring.

dem Markte, ſeine Beute
Zeigt allen er, frohlockend,
Maurogeni aber klagte:
„Schweſter ach! wie beugſt du mich.“

Aber ſchön geſchmückt und bräutlich
Eilt die Schweſter ſchnell und eilig,
Mit der Eil der Schwalbe, nähernd
Sich dem Marktplatz raſch daher.

Und ſie ſprach: „Ihr edlen Herren
Was der Fürſt ſagt, iſt erlogen:
Seht die vollen Haares Flechten,
Zählt, ob mir ein Finger fehlt.

Er hat mit der Magd gebulet
Und ſo iſt er jetzt mein Sklave,
Ziehe nun mit Brod im Sacke,
Mit der Waſſerflaſche fort.

Treibe, Knecht, nun meinen Eſel,
Hole Holz mir aus dem Walde.“ —

Als das Volk nun dies vernommen,
Zürnt es auf den Fürſten ſehr.

In der Wuth des tollen Haſſes,
Fällt der Fürſt; er wird ermordet;
Und zur Herrſcherin erkohren
Wird das holde Mädchen ſchnell.

Sey willkommen auf dem Throne,
Königin, ſey uns willkommen!
Sey geprieſen von uns allen,
Und geprieſen ſey der Tag!

Bublina regte ſich nicht; ſie blieb verſunken in tiefe Trauer. Ibrahim lies die Tanzenden gehen und blieb allein bei ihr.

Sich ihr langſam nahend ſprach er zu ihr ſanft:

„Bublina! Es iſt Ibrahim, der mit dir ſpricht. Er will dich nicht betrüben. — Dein Schickſal liegt in deiner Hand.“

„Mein Schickſal, — anwortete die Heldin; — liegt nur in Gottes Hand. Kein Menſch wird es regieren.“

„Wenn ich dich nun nach Konſtantinopel ſendete?"

„So würde mein Kopf prangen, neben den Köpfen der gemordeten Griechen, der frommen Patriarchen und Prieſter, des ſeeligen Märtyrer und Märtyrinnen. — Wenn aber, ehe ich dahin käm, dein Schiff einem Schiffe der Griechen begegnete, ſo käm es mit ſeiner Mannſchaft, ſicher nicht davon. — Nicht das Gefecht, das Loos der Waffen nicht, der Sturm hat mich in deine Gewalt gebracht und eines Juden Niederträchtigkeit, hat dir geſagt, wer ich bin."

„Wenn ich aber nun hier" —

„Was?"

„Wenn Gewalt —?"

„Du ſprichſt mit Bublina. Dieſe fürchtet keine Gewalt."

„Wenn ich dich aber bitte?"

„So bitte auch ich: Laß mich frei. — Glaubſt du nicht; daß dich dies angeſehen und berühmt machen wird?“

„Ich bin hier Codja Baſcha; der oberſte Munizipal-Beamte dieſer Inſel.“

„So biſt du noch lange keine Bublina.“

„Kannſt du mir zumuthen ein Feind der hohen Pforte zu werden?“

„Ich muthe dir gar nichts zu, als das, was ich wohl voraus ſetzen darf; daß du bedenkſt, daß ich Bublina bin. Willſt du kein Feind der hohen Pforte ſeyn; ſo führe mich nach Konſtantinopel. Das aber bedenke noch einmal, daß auf dem Meere Schiffe der Griechen ſegeln. — Mein Leben iſt dein und der Pforte, wenn es erlaubt iſt mir daſſelbe zu nehmen, aber nichts von dem allen, was mir ſonſt gehört. — Willſt du aber groß handeln, ſo giebſt du mich den Griechen zurück.“

„Das kann und darf ich nicht.“

Ein ſchwarzer Verſchnittener brachte einen Brief. Ibrahim ſagte: „In einer halben Stunde, will ich ihn ſprechen“

Bublina verhüllte ſich in ihre Schleier. Ibrahim ging mit ſtarken Schritten auf und ab, ſchien mit ſich ſelbſt zu ſprechen und verlies endlich, wie es ſchien, ziemlich unzufrieden, das Zimmer.

Der Defterdar, Schatzmeiſter des Groß-Veziers, erwartete den nicht ganz unbefangenen Ibrahim, ihm von dem Baſcha ſowohl als von dem Aga eine ihnen und der Inſel unangenehme Nachricht zu überbringen. Ibrahim, falſch jedoch, argwöhnend fragte ziemlich ſtolz:

„Was giebt es alſo?“ — indem er den Defterdar erſuchte ſich auf einen Polſterſitz niederzulaſſen, da Kaffee und Tabackspfeifen gebracht wurden. Als die Sclaven abgetreten waren, begann der Defterdar:

„Eine ſonderbare Nachricht iſt aus dem Hafen bis zu uns gebracht worden. — Ein junger Wagehals, der aus Maltha gekommen ſeyn ſoll, aus dieſer Wiege des Haſſes gegen die Osmanen und die herrliche Pforte, hat nebſt ſeinem Schiffe, ſich mit den Schiffen der Hydrioten vereinigt, hat die Hafenfahrzeuge angegriffen, vernichtet, und zwei Schiffe aus dem Hafen herausgeholt. Er hat gedroht, die Stadt anzuſtecken, wenn nicht die Seeheldin Bublina ausgeliefert würde, die vom Sturme hier ans Land geworfen und in irgend eines Mannes Macht ſich befinden ſoll. — Nun hat der Aga erfahren, ein gewiſſer Jude, Iſaſchar, Namens, habe kürzlich ein feines Weib in dein Serail verkauft, die vielleicht“ —

„Nun? Wenn nun die Erkaufte Sclavin Bublina wirklich wär?“

„Du haſt gehört, die Griechen wollen die Stadt anzünden.“

„Soll die Herausgabe meines Eigenthums ſie retten?“

„Es iſt Sache des Staates. — Der Gros-Vezier, als Eigenthümer der Inſel, wird wenn er hört“ —

„Mir den Strick um den Hals legen laſſen; das weiß ich. Aber iſt Bublina, dieſe gefürchtete Piratin, nicht vielmehr eine Beute des Staates?“

„Alſo des Gros-Veziers“ —

„Der Jude ſoll die Baſtonade bekommen. Wie kann und darf er uns etwas weiß machen wollen? Ein Jude Muſelmännern! — Und wie will er Bublinen kennen? — Er ſoll hieher gebracht werden. Sie ſelbſt ſoll — Gut! — Ich ſpreche den Baſcha, wir ſehen uns wieder. —

Sclaven! Ihr bringt den Juden Iſaſchar hieher.“

Ibrahim eilte zu der edlen, jetzt in Kummer verſunkenen Bublina, und benachrichtigte ſie von dem allen, was zwiſchen ihm und dem Defterdar geſprochen worden war, Dann ſetzte er hinzu:

„Was bekümmere ich mich um die Stadt. Willſt du mit mir entfliehen, ſo ſoll Rath geſchafft werden. — Von Geburt bin ich ein Albanier“ —

„So hätteſt du, — fiel Bublina ein; — mich nicht als Sclavin kaufen ſollen.“

Ein Verſchnittener trat ein, meldete, man führe ſo eben den Juden Iſaſchar herbei, und brachte ein Billet, an Ibrahim, darauf ſtand:

„Ibrahim! Zu deinem Heil, laß mich eine halbe Stunde mit Bublina ſprechen;

es wird dir viel nützen. Sie kennt mich; frage Sie.

Sirius."

Schweigend reichte Ibrahim ihr den Brief. Sie ſprach:

„Den guten Sirius kenne ich. Laß mich ihn fragen, was er zu ſagen hat?"

„Du ſollſt ihn ſprechen."

„Sey gnädig gegen den Juden Iſaſchar und verfahre nicht eher gegen ihn, als bis du mich wieder geſprochen haſt."

„Das ſoll geſchehen. — Allah wende alles zum Beſten und verhänge über uns, was gut iſt! — Aber Bubilna, — doch davon nachher!"

„Nein jetzt! — Was willſt du?"

„Laß uns alles erwarten. — Ich bin gefaßt."

„Ich auch: wie ich es immer war und ſtets ſeyn werde."

Sirius trat ein. Nach ſeiner gewöhnlichen Art, den Kopf auf die linke Seite ſenkend, die Augen dann langſam erhebend, ſprach er:

„Das Sonderbarſte in der Welt, was man oft kaum denken kann, geſchieht, ich habe ſogar Könige im Gefängniſſe geſprochen, *) aber die edle Bublina im Harem eines Regenten aus Albanien zu ſehen, das hätte ich nie gedacht.“

„Du ſieheſt aber, daß es dennoch ſo iſt, wie es nicht ſeyn ſollte. Es iſt auch leichter zu ſehen, als zu rathen oder gar zu retten.“

„Dennoch kannſt du unmöglich hier bleiben. — Die Schiffe der Hydrioten liegen vor der Stadt, mit ihnen hat ſich Lionardo vereiniget, und ohne dich zu kennen

---

*) Theodor, König der Corſen. Drei Bände Leipzig, 1801.

achtet und ehrt er dich über alles. Er hat gedroht die Stadt in den Boden zu ſchießen, wirſt du nicht den Schiffen und deinen Landsleuten übergeben. Ich kenne ihn: Er hält Wort. Wenn aber nun — man kennt die Hartnäckigkeit der Türken.“ —

„Was du auch fürchten magſt, Sirius, für mich, fürchte nichts. Ich habe Gift bei mir und einen Dolch. Jedoch verlaſſe ich mich auf den Schutz der Allerheiligſten, die ihn mir gewiß gewähren wird. Das hoffe ich, glaubensvoll.“

„Ich hoffe es auch. Dennoch erlaube mir“ —

Bublina richtete ſich auf, ſprang ſchnell vom Sofa, warf ſich auf die Knie, zog das Kreuz aus den Buſen und betete ſtill und herzlich, während Sirius auch, in ſtille Selbſtbetrachtungen vertieft, die Hände faltete. Als aber Bublina wieder ſich erhoben hatte, fragte ſie:

„Wie kamſt du auf dieſe Inſel?„

„Durch Sturm, wie du. Kaum hatten wir das Leben gerettet und waren am Lande, als die fürchterlichſten Stürme, den guten Meerpfau davon führten.“

„Und die Mädchen, die mit dir waren —?“

„Sind alle gerettet, ohne daß ich weiß, was ich mit denſelben anfangen ſoll. In einer Hütte, unfern vom Strande, ſteckt der dir von Samos her wohlbekannte Zirkler und Punktirer, Sisrimonas. Bei dieſen hauſen jetzt die Mädchen. Isminde aber iſt hier, zeigt ſich als Tänzerin und Sängerin dem Publiko, und mit ihr kam Monasdina, die ſchöne Täumerin, die jetzo, wie ich glaube, zu des Baſcha Füßen liegen wird, ihres Vaters Leben zu erbitten, der todt geprügelt werden ſoll.“

Da ſtürzte Monasdina in's Zimmer, umfaßte Bublinens Knie, hob weinend ihre Augen, und ſtammelte:

„Rette mich!"

„Monasdina! Ich? — Was ſoll, was kann ich thun?"

„Die Baſtonade auf den Tod, iſt meinem Vater zu erkannt. Er kann ſich retten, wenn ich der Preiß bin.„

„Und du willſt es nicht ſeyn?"

„Ach! wie kann ich?"

„Und dein Vater, bleibt ungerettet?"

„Gerechter Gott! — Er hat mich ſelbſt verhandelt."

„Maria!"

„Eine Priſe Tabak nehmend, rief Silius aus:

„Da habt ihr den Juden! — Freilich, wenn man bedenkt, — die Todesangſt —"

„Nein! Er iſt mein Vater nicht;"— jammerte Monasdina.

In dieſem Augenblick trat Ibrahim ein, und wollte eben ſprechen, als der erſte Kanonenſchuß und die erſte Bombe von den

Schiffen, ſchmetternd in die Stadt fiel. Erſchrocken blickte Ibrahim über ſich, als auch ſogleich Feuerlärm entſtand. Athemlos ſtürzte ein Sklave ins Zimmer, ſchreiend:

„Euer H[illegible]s brennt!“

Den Säbel ziehend, ſprang Ibrahim aus den Zimmer. Sirius, einige umherliegende Decken und Mäntel zuſammenraffend, mit denen er Monasdinen und Bublinen eilig bedeckte, wurde ängſtlich und ſprach:

„Jetzt iſt keine Zeit mehr zu verlieren; Wir müſſen uns retten. Folge mir!“

Damit zog er ſeinen Dolch, Bublina den ihrigen, und ſo, eilten ſie der Thür zu.

Ueber den Saal gingen ſie behutſam der Gallerie zu, die in den Garten führte. — Alles eilte dem Dache zu, das Feuer zu löſchen. Ein Mohr trat den Fliehenden in den Weg. Sirius ſchleuderte ihn auf die Seite. Er ſuchte Bublinen zu ergreifen; ihr Dolchſtich ſtreckte ihn zu Boden.

Sirius ſtieß eine Gitterthür ein. Die zweite Bombe fiel. Der Giebel des Vorhauſes ſtürzte zuſammen. Die Fliehenden waren im Garten und verſteckten ſich in ein Wäldchen, welches ſchattenbringend, über einen Kiosk ſich erhob. Nahe bei demſelben entdeckte Sirius eine Fallthür. Dieſe wurde eingeſchlagen. Sie fanden eine, in einen dunkeln Gang führende Treppe, drückten durch denſelben ſich hindurch und ſahen ſich bald in einer freien Gegend, die links vom Hafen hinweg, in ein Olivenwäldchen führte. Dieſes erreichten ſie bald. Die Dämmerung des Abends brach herein. Sie ſuchten ſich zu verbergen.

Um nicht entdeckt zu werden, da ſie wohl befürchten mußten, daß ihnen nachgeſetzt würde, ſchlichen ſie, ſo bald des Tages erſte Schimmer durch die Bäume brachen, am Rande des Olivenwäldchens, ſorglich hin, erreichten das Ende deſſelben und kamen endlich an eine Quelle, wo ſie ſich labten, ſo gut es ſich da laben ließ. Aus einem kleinen Gebüſch blickte ein ſchöner weißer Thurm, ganz allein ſtehend, ihnen entgegen. Dieſen umgingen ſie wiederholt, ſahen aber an demſelben keinen Eingang. Nicht weit davon ſammelte ein alter Mann, in einer braunen, verſchabten Kutte, Kräuter ein. Dieſen grüßte Sirius, redete ihn an und fragte: welch ein ſonderbarer Thurm ohne Eingang dieſes ſey? Der Alte antwortete:

„Ihr ſeyd gewiß nicht aus Cypern? Darum werdet ihr es auch nicht wiſſen. — Dieſes Alterthum, iſt der Meluſinen-Thurm. Man ſagt, ſie wohne ſtets noch hier, die Frau Meluſine, die Ahnenfrau der Luſignans, die ſtets in ihrem Wappen das Meerweib führten, ihr Andenken zu ehren *). Zuweilen wird ſie, ſagt man, ſichtbar. — Ich aber, habe ſie noch nie geſehen. Wiewohl ſie, da ſie eine Fee iſt, wohl in mancherlei Geſtalten erſcheinen mag "

„Kannſt du, für Geld, uns Brod verſchaffen?"

„Ein halbes Brod, kann ich euch geben."

Er gab's. Die Fliehenden eilten damit nach dem Brunnen zu und labten ſich, mit Speiß und Trank. Da rauſchte es auf einmal ziſchend über ihren Köpfen hinweg, wie ein ſchneller Luftſtoß. Sie blickten auf. Ein fürchterlicher Drache wogte geräuſchvoll, wie gepanzert, in der Luft dahin, dem Thurme zu, auf grünen, goldgefleckten Flügeln und ziſchend ſchoſſen dreizehn pfeilgeſpitzte Zungen aus dreizehn ſcharf bezähn-

---

*) Armidoro, 1. Th. S. 31.

ten Rachen. Vom Entſetzen ergriffen, bedeckte Monasdina mit den Händen ihr Geſicht und ſchrie:

„O! ſchütze uns, Gott Abrahams!“

Bublina ſchaute fragend auf Sirius, der ſein Geſicht dem Thurme zu gewendet hatte, und dort den ihm wohl bekannten Templer erblickte. Raſch trat derſelbe bei dem Thurme hervor, und ſchnell war er wieder verſchwunden. Verwunderungsvoll ſah Sirius ihm nach und Bublina fragte: „Was iſt dir?“

Sirius erzählte ihr kurz, was ihm begegnet war, was er bei dem Templer geſehen und gehört hatte und daß derſelbe ein Judenmädchen zu ſeinen Myſterien begehre. Monasdina bebte erſchrocken zuſammen, und Bublina wollte eben antworten, als ein Verſchnittener Ibrahims herbei trat, und frohlockend ausrief:

„Haben wir euch endlich! — Wartet, ihr feinen Spechte! Jetzt entkommt ihr nicht.“

Ohne ſich zu beſinnen ergriff Bublina mit ſtarker Hand, den Verſchnittenen bei der Gurgel, entriß ihm das Schwert und ſtieß es ihm durch den Leib. Schnell trat der Tempelherr herbei, ganz gewappnet mit gezogenem Schwerte. Zwei Schwarze, die den durchbohrten Verſchnittenen fallen ſahen, lieſen in den Wald zurück, der Templer eilte ihnen nach. Sirius, die Heroine Bublina, jetzt bewaffnet, und Monasdina zitternd und bebend, gingen weiter, um den Thurm herum, einer Felſenhöhle zu, wohin ſie ſich verbergen wollten. Da ertönte eine reine ſanfte Stimme und ſang:

Gleich des Brunnens Silberſpiegel,
Wie die Quelle, hell und rein,
Wohlverwahrt mit Schloß und Siegel
Müſſen Mädchen Herzen ſeyn!“

Alſobald ſtand eine freundliche, liebliche Mädchengeſtalt an dem Thurme. Blau gekleidet, mit einer ſilbernen Zone hochgegürtet, trat die Freundliche heran. Lang rollte ihr goldenes Haar auf die gewölbten Hüften wellend hinab und freundlich blickten ihre großen blauen Augen die Kommenden an, die jetzt, ſie wußten ſelbſt nicht wie, keine Kraft hatten, ihre Füße weiter zu ſetzen, ſich der holden Frauengeſtalt zu nähern, wie ſie wollten.

Von ſo viel Lieblichkeit, Hoheit und Würde entzückt, und hingeriſſen, begann endlich Sirius die Schöne anredend:

„Prinzeſſin! -- Denn das iſt jedes Mädchen, wenn ſie ſchön iſt; den Stern, trägt ſie im Auge."

Die Liebliche lächelte und antwortete nicht. Sirius aber fuhr fort:

„Du ſiehſt uns, verfolgt und in Verlegenheit,“ —

Da fiel ein Schuß. — Die erſchienene Schöne winkte die Erſchrockenen herbei; ſie eilten ihr, als einer Schützerin zu, traten, ihnen unwiſſend, auf eine mit Raſen verdeckte, begrünte Fallthür, die in einer Rolle ging und fuhren ſchnell hinab, ehe ſie es ſich verſahen, in die Tiefe, auf dieſem Flugwerke. Mit Finſterniß umgeben, wußten ſie nicht wo ſie waren, und wagten es eben ſo wenig zu ſprechen. Ein „ſonderbar!“ entſchwebte Bublinens Munde, als ein ſchwacher Lichtglanz ſchwebend auf ſie zu kam. — Sie gingen denſelben zu.

Ein Alter, gehüllt in eine Eremittenkutte trat ihnen entgegen, beleuchtete ſie mit ſeiner ziemlich hell erfunkelnden Laterne, die jedoch weder ein alt- noch neumodiſcher Karfunkel war, ſchüttelte den Kopf, und rief aus:

„Wie kommt ihr hieher?“

„Wie Unglücksvögel allenthalben hinkommen, durch Nothwendigkeit, Drang der Umſtände und Zufall; — antwortete Sirius, mit der ihm ſo gewöhnlichen Juden-Bewegung, die wir alle kennen, und die er nie verläugnen konnte, als wär ſie ihm angeboren, wie allen ſeinen Genoſſen, in Abraham. Darauf erzählte er ihm ihre Begebenheiten in einer ſo gewandten Manier, wie er ſie zu oſtendiren pflegte; die gar nicht lapidariſch, noch weniger Ciceronianiſch, aber doch ganz Abrahamiſch war, ſo dünn, als ſey ſie wie die Relationen jenes Jenaiſchen Saalbaders, in Saal-Waſſer getaucht. Jedoch; was that das? In der Waſſerfluth erſäuft alles, ſelbſt der Geiz, der in ſeiner Erzählung ſo jüdiſch ſichtbar geweſen war, als hätte er noch geſchachert.

„Wenn es das iſt, — fuhr der Alte fort; — ſo bin ich vermöge meines Invaliden Poſtens, inſtruirt und ſtationirt, euch aufzunehmen. Folgt mir!"

„Ein ſchöner Hecht!" — lispelte Sirius ſeinen Begleiterinnen zu, die ihm und dem Laternenmanne folgten.

Dieſer, brachte ſie in ein hohes, gewölbtes Gemach, wo ſie einige ſehr beſchränkte Bequemlichkeiten fanden, zündete zwei Lampen an und ſetzte ihnen Waſſer, Wurzeln und Brod vor. Da ſie, obgleich ſehr hungerig, nur langſam von dem vorgeſetzten Gerichten ſpeißten, konnte Sirius noch mancherlei fragen und erzählen, mit erlaubter Gemächlichkeit. Alſo ſprach er auch, von der am Thurme erſchienenen holden Frauengeſtalt. Da lächelte der Alte und ſprach:

„Das war die Fee, Meluſine."

„Lebt dieſe noch?"

„Sie iſt eine Fee; die Feen aber leben länger, wie wir wiſſen, als mehrere Jahrhunderte, Es geht ihnen, wie dem ewigen Juden."

„Jawohl!"

„Ich möchte den alten Affenſchwanz doch wohl einmal ſehen."

„Das kann wohl geſchehen, geſchieht vielleicht, ehe du es glaubſt; aber ein Affenſchwanz iſt er nicht. Vielleicht ein Affenzahn, dann aber iſt er auch ſo viel werth und ſo koſtbar, als der Ceyloniſche."

„Wie iſt das, damit?"

„Als im Jahre Funfzehnhundert vier und funfzig die Portugieſen mit den Einwohnern auf Ceylon Krieg führten, eroberten ſie auf dem Adams Pik, ein Käſtchen, herrlich und köſtlich geſchmückt, mit Edelſteinen. In dieſem lag der von den Ceylonern angebetete und hochverehrte Affenzahn, ein Backenſtück des hochgeehrten, göttlichen Affen, genannt Haineman. Ihn wieder zu erhalten, boten die Ceyloner acht und zwanzig Holländiſche Tonnen Gold, bekamen ihn aber damals nicht, die Idololatrie nicht zu begünſtigen. — Doch, jetzt erzähle uns etwas von der Fee und von dem Meluſinen-Thurme.“

Der Alte putzte die Lampen, ſetzte ſich auf ſeinen alten Strohſtuhl nieder, indeß die Fliehenden, Platz auf dem Binſenlager, auf der Erde nahmen, und begann.

„Die Fee liebt, behütt und beſchützt ihr Plätzchen und ihren Thurm; noch weilt ſie hier, und gern.“

„Du haſt ſie geſehen?“

„O ja! ſie zeigt ſich oft. Als ich ſie ſah, ſtand ſie, prächtig vor mir, in einem weißen Gewande, geziert mit Edelſteinen; eine diamantene Krone prangte auf dem Haupte, auf dem goldgelben Haar, das, lang hinab, geringelt, ihr bis auf die Hüften floß. — Es iſt bekannt, daß ſie jedesmal am ſiebenten Tage in der Woche, ein Meerweib wird; über alle ſiebenzig Jahre, wird ſie, — weil alle Feen zeitliche Veränderungen erdulden müſſen, — auf ein ganzes Jahr, zum Drachen, und zwar, zu einem ſehr gräulichen. Dreizehn Köpfe ſitzen auf ſeinen dreizehn ſcharf bezähnte Rachen, *) aus welchen dreizehn pfeilbeſpitzte Zungen drohend, ziſchend ſchießen. — So ſah ſie, wie die Sage ſagt, Armidoro, der letzte Luſignan.“

Da trat ein zierlich, weiß gekleidetes Mädchen herein, einen Myrthenkranz im braunen Haar, eine goldene Harfe in der linken Hand, verbeugte ſich ſchweigend, ſpielte und ſang:

Wie iſt die goldene Kronenzier
Der Luſignan's geſchwunden!
Venedig hat voll Kronengier
Den Erben ſie entwunden.
Dann nahm ſie der Osmannen Brut;
Nun, ſchwimmt in goldner Freiheit Flut
Das Kleinod zu den Griechen.

Trompeten und Pauken ertönten; die Flügel einer Doppelthür flogen auf. Ent-

---

*) Armidoro a. Th. S. 196.

gegen den Blicken, ſchimmerte ein herrlich dekorirter Saal, erleuchtet mit mehr als hundert Kerzen, und prangend, beſetzt mit herrlichen Speißen und Weinen, ſtand mitten drinne, eine gedeckte Tafel. Dienende, fein gebildete Mädchen und Knaben ſchwebten umher und belebten die jetzt ſo ſtumme Tafel-Szene. — Bublina wendete ſich zu Sirius fragend:

„Wie iſt dir?“

Sirius ſchob die Achſeln höher hinauf, lächelte, ſo auf ſeine Manier, und ſprach:

„Wenn kein Feind mehr auf der Welt, und der gehoffte Meſſias nun erſchienen iſt, — ſagen die Juden, — ſo wird er geben das große Gaſtmal, auf welchem geſpeißt werden, der ungeheure Ochſe Behemot, der über Nacht tauſend Berge abweidet, der furchtbare Leviathan, ein Wallroß, welches täglich einen Fiſch verſchlingt, der hundert Meilen lang iſt, und der Vogel Ziz-Sadai, deſſen Eines Ei, als es einſt aus ſeinem Neſte fiel, dreihundert Zedern zerſchlug und vernichtete.“

Monasdina ſah den Erzähler lächelnd an, und ſetzte hinzu: „So ſagt der Talmud.“

„Dieſe tauſendfach breite Lüge;“ — erwiederte Sirius gelaſſen; — „Doch hier iſt mehr als ein Feen-Mahl, wie du ſiehſt; und wir, dächte ich, wären hungrig. — Wenn's euch gefällig iſt, ſo nehmen wir Platz. Ehemals und bei den alten Griechen, ſtand bei Gaſtungen ſtets einer an der Thür, der ſagte zu jedem eingehenden Gaſte: Bringt keine Unluſt in das Haus, und nehmet ſie nicht mit hinaus.“

Trompeten ertönten und eine Stimme ſprach: „Ihr ſeyd geladen!“ — Sie traten ein. Ein artiger, junger Mann, ging auf ſie zu, ſie bewillkommend.

Sirius rief aus:

„Himmel und Erde! Das iſt Lionardo!“ Monasdina, gerieth in eine Art von magnetiſcher Bewegung und ſtammelte:

„Ach! Das iſt mein Traumbild!“

Beſchreiben, ſchildern läßt es ſich nicht, das Erſtaunen, die Verwunderung, die Ueberraſchung, das Entzücken und all das Getreibe der Leidenſchaften, welches die ſich ſehnenden und findenden ſo unerwartet, umflutete, und all das auszudrücken, wer kann's der Feder überlaſſen! — — Lionardo umarmte den alten Sirius; ſtill und überlegend ſtand Bublina da, bei dieſer Scene, und in Monasdinen regte die elektriſche Zauberkraft ſich ſonderbar. Jeder Pulsſchlag wechſelte ihre Farben, bis brennend heißes Roth des Entzückens eines Traumes der in Erfüllung ging, die Wangen überflog und Herz und Buſen hob.

„Es iſt mir Vieles ſchon geſchehen, in dieſer ſonderbaren, runden Welt, rief endlich Sirius aus; — ſchon mancherlei hat ſich in bunten Zauberfarben um mich her gedreht, aber das, was jetzt geſchieht, iſt eine der unerwarteſten und erfreulichſten Zauberviſionen meines Lebens.“

„Und dennoch haſt du ſie wirklich, — fiel Lionardo ein; — ehrlicher Sirius! Dieſe braunen, mit Gold durchwirkten Schleier, ſich dir nahend, decken die Viſagen deiner alten Freundinnen, der Signora Tempo und der Amika Uſanza.“

„Cospetto! willkommen, alte, freundliche Gewohnheiten! Entſchleiert euch und nehmt mit uns Platz, an dieſer Tafel; denn, in der That, der Vielerdulder aus Ithaka, konnte am Hofe des Königs Albinoos ſich nicht ſo ſehr nach etwas Gutſchmeckenden ſehnen, als ich mich hier, bei dieſen dampfenden Schüſſeln ſehne.“

Lionardo klopfte in die Hände. Alle nahmen an der Tafel Platz. — Sogleich ergriff Sirius den wohlgefüllten Becher, hob ihn gen Himmel und ſprach:

„Dir, guter Geiſt, auf deſſen Winken hunderte von viel noch ſchöneren Sfären rollen, als dieſe iſt, auf der wir uns bewegen!“

Alle Becher hoben ſich und erklangen. Sirius aber fuhr fort:

„Der edle Wein; der herrliche Wirth, und die erfreuten Gäſte! — Bei Sonne und Mond! ſchon um des edlen Weines willen, dürfen die Weinhaſſer, die trägen Kaffeetürken, Cypern nicht behalten.“

„Nein! — ſchrien alle; — Gott ſegne die Waffen der Griechen!“

Da trat ein freundliches Mädchen mit einer Harfe herein, beugte ſich, zog lächelnd den Schleier vom Geſicht und grüßte die Bekannten.

„Isminde? — rief Bublina aus; — Auch du hier?“

„Edle Bublina, ja! — So wollten es die Götter. — Ich ſinge das auf Cypern ſo beliebte Liedchen, und ſetze mich dann zu den Freunden.“

Sirius grüßte ſie nochmals mit dem Becher; ſie dankte mit der Hand und ſpielte und ſang:

Lied.

Hier ſteh' ich auf dem Hügel;
Ich ſteh' und ſchau in's Meer.
Wer leiht den Wünſchen Flügel?
Sie brächten's Liebchen her.

Ich ſtehe auf der Haide,
Ich blicke rings um mich;
Du, meiner Augen Weide,
Wo ſeh' ich Liebchen, dich?

Ich ſtehe bei der Quelle,
Du Spiegel, ſchön und rein,

So ungetrübt; du Helle,
Sahſt du das Liebchen mein?

Ich klimme auf die Höhe;
Die Wellen ſeh' ich dort.
Die führten doch nicht, wehe!
Mir gar das Liebchen fort?

„O! führen uns die Wellen doch nichts Leibes fort! — rief Bublina aus. — Komm Isminde, ſetze dich zu mir.“

„Worüber denkſt du lächelnd nach, alter Freund? — fragte Lionardo.“

„Ich denke — antwortete Sirius, — ſo über die Gaſtgelage nach. — Welch ein Gaſtmal doch dieſes iſt, gegen eins wie Kaiſer Domitian ſeine Feten gab. — Dieſer allerliebſte Bluthund, ließ ein Zimmer ganz ſchwarz ausſchlagen, Boden und Decke eben ſo malen und Polſter von eben dieſer Farbe auflegen. In dieſes Zimmer wurden die eingeladenen Gäſte des Nachts allein und ohne Gefolge geführt. Vor jeden Gäſt hin wurde eine kleine Stütze, wie eine Säule gebildet, geſtellt, an welcher eines jeden Name ſtand, dem ſie gehörte. Auf dieſer Säule ſtand eine kleine Lampe, wie ſie in Todtengrüften zu hängen pflegen. Nackende Knaben, alle ſchwarz gefärbt erſchienen, gleich Genien, tanzten einen fürchterlichen Tanz um die Gäſte herum und traten dann, einzeln, zu eines jeden Füßen hin. Die Gerichte, alle von der Art, wie ſie bei Todtenmalen damals gebräuchlich waren, waren ſchwarz zugerichtet und wurden in ſchwarzen Geſchirren aufgetragen. Kein Gaſt konnte, alles das fürchtend, was kommen könnte, reden; Domitian allein, ſprach, aber was er ſprach, hatte nur Beziehung auf Mord und Tod. Zwar ließ er die ſo ſonderbar Geängſteten endlich von ſich, aber ganz unbekannte Menſchen brachten ſie da ihre Diener entfernt worden waren, in ihre Wohnungen. Die Säulen und die Knaben ſchickte der erlauchte Aengſtiger ihnen nach, ſchlechte Geſchenke, verdient durch die Todesangſt einer Nacht.“

„So ſey es nicht bei uns; — ſprach Lionardo. — Laßt uns vergnügt ſeyn, froh genießen, was wir finden, Gott preiſen, die Liebchen lieben und den Türken die Hälſe brechen. — — Erzähle uns etwas ſonderbares, alter fröhlicher Sonderling.“

„Ad vocem Gaſt, Gaſtirung und dergleichen, fällt mir ein, — ſprach Sirius; — was ein alter, läſtiger Rechenmeiſter in der Stadt Nürnberg, in Deutſchland, als ſie noch frei war, berechnet. Wenn einer 12 Perſonen, ſo viele Tage wollte nach einander zu Gaſte laden, und wollte allemal ihre Sitze ſo verändern, daß nie ein Gaſt ſo wieder ſäß, wie er geſeſſen hätte an ſeinem Tafelplatze, ſo würden zu ſolcher Einladung mehr als 100,000 Jahre gehören, dann würden damit 479 Millionen und 1600 Tage verbracht werden. — Die alten Nürnberger waren curiöſe Menſchen, und ihre Rechnungsmeiſter waren berühmt.“

„Kennſt du, der du ſo vieles kennſt, die Rechnungsmeiſter der Liebe?“

„Wer ſind ſie?“

„Die Augen;“ — ſagte Lionardo, und neigte, ihre Geſundheit ſtill und zierlich trinkend, ſeinen Becher Menandinen zu.

Ganz erglühend ergriff dieſe, dem freundlichen Traummann dankend, ihren Becher, und liſpelte: „Erfüllung, jedem Traume!“

Muſik ertönte; kriegeriſch erſchallte die Trompete; bewaffnete Tänzer traten ein und führten den bei den Griechen ſo beliebten Pyrrhiſchen, oder Waffentanz auf.

„Gott ſegne Griechenland, und den Freiheitsmuth der Griechen!“ — rief Bublina aus. Die Gäſte aber jubelten:

„Bublina lebe hoch!“

Sechstes Buch.

Was ein Traumbild ſchön verſchlungen,
Bleibe ſtets ein Wahrheits Traum;
Was die Wirklichkeit errungen
Siehſt du wohl und weißt es kaum!

"Wer wollte nicht, — begann Lionardo, hingeriſſen von wahrhaft redneriſchem Feuer; — der gerechten Sache der Griechen ergeben ſeyn, mit Herz und Seele? Was war der Perſer Wuth und Stolz, gegen die Vorfahren der Griechen, verglichen mit der Abſcheulichkeit des Benehmens der tollen Mahoms Knechte? Wer hat den Fanatiſmus und die Lehre des lahmen Kameeltreibers über Griechenlands Fluren getrieben? Der Hunger und die Grauſamkeit. Dieſe ſind es, die die feindlichen Eroberungshorden über die Felder des Friedens treiben, gleich der verheerenden Heuſchrecken-Schaar; und der ſchrecklichen Peſt, die Freundeskrankheit der Osmanen! — Was ſollen dieſe Baſtarde der Menſchheit, die Mahoms Knechte, in Griechenlands Zonen? Hinaus müſſen ſie, wohin ſie gehören, in die Mumiengegenden Aegyptens, in die Hungerländer Arabiens, wo der Stern ihrer Verderbenlehre zuerſt aufgieng. Dort ſtrahle er und erleuchte die Wüſten und Sandmeere, wo die Verzweifelung thront, neben der Peſt und dem Hunger. Das Fett ihrer magern Kameele würze ihre übelriechenden Zwiebelſpeißen, die ihnen der Strauſenhunger bei erlabenden Samiel, zur Koſt bereite. Geht in die Wüſte, und betet euern Götzen an, ihr entarteten Menſchen, denen, euer Truggeſetz, der unſinnige Koran, den Muth ertheilt, unmenſchlich zu ſeyn. — In Siziliens Thälern lachten mir die frühern Tage meiner Kindheit, die Jugend lächelte mir in Kaſtiliens Gefilden. Am herrlichen Manzanares entfalteten ſich über mir des Muthes Panner, und auch am Tajo focht ich mit, nicht ohne Ruhm. Da wurde ich bemerket. — Kein Ungeprüfter, ſondern als ein des Kriegs Erfahrener, beſuchte ich Neapels Fluren. Mein Glück ſchien in Maltha's Gefilden zu reifen. Da ſank ſchreckbar der ſchöne Stern, der meines Lebenspfad erleuchtete; des Todes Dunkel deckte meines Lebens Herrlichkeit, und Andorena, hob ſich zu ihren Schweſtern auf, in herrlicher Verklärung. — Was ſuchte, — da es nun ſchmerzlich wahr und nicht zu ändern iſt, — mein Sinn an Stätten der Vernichtung? — Der Menſch gehört der Welt. — Wohin blickt nun mein Auge? Es ſind die Auen der Helenen, in die die freien Blicke dringen. Dort ſieht dies vom Schmerz gedrübte Auge die Verwüſtung, dort hört das Ohr die Jammertöne der Unſchuld, die bedroht, erliegt; dem Grimm der Barbaren aufgeopfert. Es empört ſich das Gefühl. Das Herz klopft Rache; die Hand ergreift das Schwert. — Und ſo gerüſtet ſteh' auch ich im Kampfe der Helenen, ihrem Muthe zur Seite. Mit dieſen Tiefgekränkten will ich fechten und ſiegen, oder ſterben zur Ehre Gottes, in dem hohen Freiheitskampfe, der jetzt gefochten wird, für Seeligkeit und Ehre. — — Seyd mir gegrüßt, im Namen des HERRN, ihr edlen Freiheitshelden, wackre Mitſtreiter der Ehre und der guten Sache. Sey mir gegrüßt, du hohe Heldin Griechenlands, der Frauen Krone und hohe Zierde, herrliche Mahoms Feindin, Bublina! Weit ſtrahlt dein Ehrenruf vor dir her, und deine Augen weiſagen in der Nähe Muth und Vertrauen, für die gute Sache der Griechen, die ſelbſt zur Sache des Himmels wird, durch ſeinen Beiſtand. — Ich kam mit meinem Schiffe, begleitet von mir bekannten Entſchloſſenen. Dein Ruhm war meine Kerze. Sie leitete mich zum Hafen vor

Kimiſſo. — Ich hörte, was dir begegnet war. Stürtzen mußte die Wohnung des frechen Türken Ibrahim, der es wagen konnte, dich edle Frau in den verpeſteten Zwinger ſeiner Moslimslüſte zu ſperren, um dir vielleicht zu ſagen, was dein keuſches Ohr nie hören kann, was deinen reinen Buſen nie beengen wird, da du das Rachſchwert der Vergeltung ſchon ſo hoch gezückt und überall das hochgeſchwungen haſt. Ich ließ des Brandes Kugeln ſchleudern auf das Dach, das dich bedeckte, und ſegne das Geſchick, das mich zu dir geführt. — Dich, edles Kleinod, dich Schutz und Schild der unterdrückten Griechen, grüße ich wiederholt, erfüllt mit Wonne und Entzücken, im Namen der geſammten Menſchheit! Erhalte Gott dich, ſiegreich ſtets zum Beſten Griechenlands? — Ich reiche dir die Hand, im Namen des hohen Bundes und Bandes der Menſchheit! Ich grüße dich beim frohen

Mahle; ich begleite dich zur See und werde mit dir fechten, ſtets auf der See und auf dem Lande in der Ehre ſchönem Felde. — Du biſt jetzt gerettet; erhalten für Gottes Sache und für der Ehre ſchöne Zone. Bald wird dein Stern die Meere wieder überſpiegeln, und deine Klinge blitzt, das Schwert der Rache, über allen dem Tode geweihten Mahoms Schädeln. — Gott gebe uns einen ſchönen Abend, und frohe Tage, die der ſchönen Nacht im Sternenglanze folgen!"

Eine ſanfte Muſik ertönte, und ſüße Stimmen ſangen:

Dem Vaterlande lachen Sterne,
In lichten Kreiſen hell empor,
Die in des Aethers ſchöner Ferne
Die Gottheit, leidend, ſelbſt erkohr.
Ergreif die Palme die dir winket,
Schau auf das Kreuz das dir erſcheint,
Das iſt die Flamme, die nie ſinket,

Die mit dem Muth ſich ſelbſt vereint.
Froh hebt das Herz ſich in des Muthes
So hoch verklärtes Aetherfeld.
Da jauchzt es: „Schone nicht des Blutes
Es wallt zu deiner Sonnenwelt.“

Ein beinahe ägyptiſch gekleideter Prieſter, auf ſeiner Bruſt ein Schildchen, in Gold geſtickt, mit der Geſtalt der Meerfrau Meluſine, den Kopf bedeckt mit einer phrygiſchen Hörnermütze, nahte ſich feierlich der Tafel, ging auf Bublina zu und ſetzte einen Kranz ihr auf, gewunden aus mancherlei ſonderbaren und ſeltenen Kräutern. Dazu ſprach er:

„Heil dir Bublina, der Frauen Preiß und hohe Zier! — Unter heilbringenden Glücks-Worten kränze ich dich bedeutungsvoll mit dieſem herrlichen Kranze, gewunden aus den herrlichen Planeten-Kräutern. — Sieh, hier, das Kraut des Planeten

Saturn, Goldwurz. Dieſe Wurzel getragen bei Nacht ſichert vor allen Unfall; Wegwart der Sonne, ſtärkt die Augen, ſo auch die Hundesträublein, dem Mond geweiht. Das iſt die Martis-Blume und Wurzel. Wegerich, verdünnt das Blut und ſtärkt den Magen. Fünffingerkraut, gewidmet dem Merkur, des Planeten der Zugreifenden, heilt Schmerzen der zugreifenden Glieder. Obermennig iſt Jupiters Kraut, hilft gegen Hitze und Froſt. Und das Eiſenkraut Veneris. erfreut in Schmerz und Leid.“

Dann trat der Templer herbei, legte Bublinen ein ſchön erfunkelndes Armband an, und entfernte ſich ſchweigend und ſchnell Der prieſterliche Kräutermann aber ſprach:

„Dies Armband, iſt gefertiget von den köſtlichſten der Edelgeſteine, die es giebt unter den edlen Geſteinen; von Ophtalmiten, Onix, Tripentanen, Siloiten, Topaſen, Memphiten, Albeſtonen, Adamanten, Ajaten, Amethiſten, Berillen, Theloniten, Hellotropen, Chalcidonen, Chelidonen, Garatiten, Smaragden, Draconiten, Echiten, Safiren, Hiacinthen, Orithen und Sammatien. Alle dieſe Steine haben Tugenden und Kräfte, die ſich in dir vereinigen mögen, vortrefflichſte der Meerheldinnen Griechenlands!“

„Mit Dank und Ehrfurcht, — antwortete Bublina; — nehme ich dieſe Geſchenke an; doch bitte ich, vergeſſet nicht, daß ich ein Weib, in der nur die Gnade des Herrn mächtig iſt, der ſie beſchützen wird und leiten zu dem beſtimmten Ziele, das mächtig ſtrahlt, mit Gottes Sonnenkraft, in ihren Augen, die ſehnend blicken nach des Himmels Heil.“

Der Prieſter zog langſam ſich zurück, und herrliche Muſik ertönte.

Sirius. Nun wohl, Isminde! Sieh, ſo geht's zu, bei einem Feen-Male.

Isminde. Ich ſage dir, daß es mir hier zehnmal beſſer gefällt, als in den Höhlen auf Antiparos.

Sirius. Wie man nun eben geſtimmt iſt! Freilich du würdeſt nicht einmal in Pathmos eine Apokalypſe ſchreiben.

Isminde. Willſt du, wenn du vom Schreiben ſprichſt, mein Tragemich vergeſſen? — — Zu dem, eine Apokalypſe der Liebe könnte mir vielleicht doch gelingen.

Sirius. Das will ich nicht bezweifeln, wiewohl ich dennoch glaube, du biſt nicht myſteriös genug. — Wie aber, wenn man dich erſuchte, eine Onirokritik zu ſchreiben?

Monasdina. O Sirius! Wie kannſt du zweifeln, daß es eine gibt, daß ſie divinatoriſch und gewiß iſt? — Siehſt du denn nicht? — Sehe ich nicht?

Sirius. Der Zufall ſpielt bisweilen ſolche Spiele!

Tempo. Die Zeit prüft und gewährt.

Uſanza. Die Gewohnheit macht alles erträglich. Ihr Schleier, iſt der ſchönſte Makrama, und iſt werth der Griechinnen Wertheſte zu decken.

Lionardo. Bublina! ſey der Waffenruf der Griechen, ſie trage ſtets des Heeres geweihte Oriflamme und ſiegreich ſtehe ſie, geſtützt auf ihr geweihtes Schlachtſchwert!

Sirius. Gott gebe alles ſo, wie es gut iſt!

Isminde. Geht's denn nun ſchon wieder über's Meer?

Sirius. Wollen wir denn nicht nach Samos?

Isminde. Ein ſchlechter Spaß, Signor Sirius!

Sirius. Der Schlund einer geöffneten Paſtete gewährt freilich eine andere

Ausſicht, als ein Seeſtrudel; du weißt doch aber, und haſt es gehört, daß aus den Fluthen Zypris ſelbſt entſtand?

Jsminde. Man ſagt's; — doch wird's vielleicht zu Waſſer, das Götterbild, vom Schauen, wenn man's genau beſieht.

Sirius. Liebes Kind! was iſt die Liebe anders, als Schaum und Waſſer?

Jsminde. Aber Waſſer, iſt das beſte! ſagt Pindar.

Sirius. Ich ſage es auch, wenn ich keinen Wein habe. — Es giebt Nothſprüche, mit welchen man ſich zu tröſten hat, wenn weiter nichts helfen will. — Wenn wir im Meerpfau ſäßen. —

Lionardo. Er liegt mit vor Limiſſo.

Monasdina. Doch nicht für uns?

Sirius. Ich hoffe. — Was wollen wir auf Cypern thun? Willſt du durch deine Reize, das Serail eines verliebten Muſelmanns ſchmücken?

Monasdina. Ach, Sirius! wie kannſt du mit mir von einem ſolchen Wunſche ſprechen. Lieber will ich von einer Meerfahrt reden hören. — Ihr geht doch aber alle mit?

Lionardo. Freunde! genießt und laßt es euch ſchmecken. — Der Morgen wird bald ergrauen. Die Hydrioten rufen: Bublina!

Bublina. Sie kömmt.

Lionardo. Jetzt aber, bitte ich nochmals genießet. — Sagt mir, genießen wir nicht alles mit Vergnügen? Iſt nicht ſelbſt der Genuß der Friedens, die herrlichſte Wirklichkeit? — Wer leben will, und wer verſteht was Leben iſt, der genieße. Ich fliehe und meide allen Geiz, doch im Genuſſe nicht. — Bei dieſem heutigen Genuſſe —

Eine ſtarke Stimme rief: Still! — Sogleich ertönte eine feierliche Muſik, begleitet von herrlichen Singſtimmen. Dieſe ſangen:

Wo der Lorbeer und die Mirthe
Sich um Schwert und Lyra rankt,
Wo einſt Zypris Taube girrte,
Wo des Schläfers Schatten wankt.

Als noch Cinthia, die Schöne,
Sich Endymion erkohr.
Wo die reizende Kamöne
Schwebte ſanft und hold hervor;

Da auch finden Muth und Ehre,
Ihre ſchöne Heldenbahn,
Welche mit dem Kriegesgott Cythere,
Alle Götter wandeln ſahn

Dieſes Land iſt euch geblieben
Wenn ihr's zu erſtreiten wißt.
Wo die Mahoms Brut vertrieben,
Wandelt dann der Griechen-Chriſt!

Feierlich, zwiſchen mehreren Waſſenbrüdern, trat der bekannte Templer in den Saal, mit einem wahren Templeranſtand keck doch edel, mit vieler Haltung, und ſprach:

„Im Speiſeſaal und in den andern Hallen, wo wir weilen, ſind wir in Meluſinens Heiligthum. Ueber der Erde ſchwebten ihre Thürme, jetzt von den Kameeltreibern Aſiens zerſtört; aber unter der Erde weilen in köſtlichen Gewölben die Templer, die, ſtets des Hauſes Luſignan's Freunde, ſich hier ihre verborgene Wohnung erkohren.

Aber ſie werden hervorſproſſen, wenn die Zeit die reife Erndte gebiert, aus der Erde, wie gedeihende Halmen, werden da ſtehen, wie hoch erwachſene Zedern; denn, in der Griechen Siegesjubel, miſcht ſich der Freundesjubel. Stets wirkend bleiben wir im Zwielicht, aber im ganzen Tagesglanze werden wir wieder erſcheinen. — So Gott will, ſehen wir uns alle wieder!"

Er verließ den Saal. Trompeten und Pauken ertönten. — Der Morgen brach an. Eine Glocke erklang. Lionardo ſprang auf und ſprach: „Das iſt das Signal."

„Wo geht es hin?" — fragte Bublina.

„In den Hafen, wo dich die Schiffe der tapfern Hydrioten erwarten."

„Und wir?" — fragte Isminde."

„Ihr bleibt, wo euer Haupt bleibt; das bin ich;" lächelte Sirius.

Da trat herein, an den man nicht gedacht hatte, der wohlbekannte Geomantiſt, der bedenkliche Sisrimonas, und mit ihm kamen Zafira, Zingarella, Eurynome, Hermione, Evdippe und Roſana.

„Da ſind ja meine Schäfchen! — rief Sirius aus. — Sie folgen ihrem guten Hirten nach."

Lionardo beſah die lieblichen Schönen, und nickte dem Alten ſeinen Beifall zu, ob dieſer Erſcheinung. Dieſer aber fragte ſo, wie ganz unbefangen:

„Wo ſtecken denn deine Neapolitaniſchen Schäfchen."

„In meinem Hauſe, zu Neapel. Die Iſispriеſterin Zerline, hält dort vortreffliche Ordnung, wie man mir ſchreibt.“

„Nun aber ſage mir nur Etwas von dem Templerweſen hier.“

„Und das begreifſt du nicht? — Glaubſt du denn nicht, daß die Carbonari größere Verbindungen haben, als jene in Neapel und Sizilien?“

„Aha! — ich begreife — Aber, in vielen Dingen, und über Vieles mußt du mir doch gelegentlich noch Aufſchluß geben.“

In einem Landhauſe, nahe dem Hafen, bei einem Olivenwäldchen, das von gelandeten Griechen ſtark beſetzt war, befand die Geſellſchaft ſich beiſammen, als Bublina nach einer Unterredung mit ihrem Schwiegerſohne Craſtos, der die Schiffe der Griechen befehligte, erklärte, daß ſie ſich ſogleich einſchiffen werde. Bedeutend ſetzte ſie hinzu;

Der Meerpfau ſey gerüſtet, die Mädchen alle einzunehmen, die Sirius bisher geleitet habe, und Sisrimonas gehe mit ihnen und mit den Schiffen, nach Samos, wo auch Sirius und die andern erwartet würden. Er erklärte, er werde mit Lionardo ſegeln, und übergab dem Meerpfau auch die alten Damen, Tempo und Uſanza.

Monasdina, hatte ſich verloren, man wußte nicht wie und wohin. Man ſuchte ſie allenthalben auf.

Bublina ergriff des Kreuzes Panner, alle zogen ihr nach in den Hafen, beſtiegen die beſtimmten Schiffe und ſuchten ſich in dieſe Fahrt zu finden. Nur Isminde klagte: „Vergangen wäre ich, ging's nicht nach Samos!“ — dann, fragte ſie nach Alexis, drückte Sirius die Hand, rief aus: „Komm bald nach, alter Schalk!“ und ſprang in das Boot, das ſie zum Schiffe brachte.

Die Griechen ſangen den Schlachtgeſang, die Kanonen brüllten das Lebewohl! und ſechs Griechen-Schiffe liefen aus dem Hafen, indem noch deren zwei dort zurückblieben, neben Lionardo's Galeere.

Gedankenvoll ging Sirius umher und murmelte für ſich: „Was wird's nun werden?" — als ein nahes Geräuſch ihn zu ſich ſelbſt brachte und ſeinen Meditationen entriß. — Von einem kleinen Hügel aus dem Dickicht herab, ſprach Monasdina und fragte:

„Sind ſie fort?"

„Die Griechen und die Mädchen ſind fort."

Dort habe ich gelegen, auf dem Hügel an dem Quell, habe gebetet und habe geſagt: „O! Herr, mein Gott, meiner Väter und der meinige! der du durch Moſes Stab den Israeliten in der Wüſte eine Quelle gabſt, erleuchte mich und zeige mir den Ort, wohin ich wandeln ſoll. — Bin ich doch ſo ganz fremd unter Fremden; was ſoll aus mir werden?"

„Am Ende gewiß noch eine Mutter. Das iſt ſo der gewöhnliche Lebenslauf der Mädchen. — Kennſt du einen andern, der dir gefällt? — Wir wollen dir ſchon einen alten reichen Mauſchel verſchaffen."

„O! kränke mich nicht."

„So übergieb dich deinen Traumgeliebten."

„Ach! Sirius" —

„Wärſt du, wie ich dir in Samos ſchon gerathen habe, eine Chriſtin geworden" —

„Das kann ich nicht!"

„Freilich, danach, fragt eine Liebhaberin nicht, der Liebhaber auch nicht; aber der, den man zum Gemal durch die Ehe freien will;" — dieſer hat doch lieber eine ſeines Glaubens an ſeiner Seite; zumal eine Tochter Abrahams des Erz-Juden."

„Wenn du wüßteſt, was in meinem Innern wogt, was mich bedrängt, quält und erſchüttert, du würdeſt mich beklagen!“

„Liebes Kind! Das würde uns leider nichts helfen.“

„Habe ich den Traum mir ſelbſt gegeben? Habe ich das Traumbild mir ſelbſt geſchaffen? mich damit überraſcht?“

„Darüber läßt ſich freilich weiter nichts ſagen, als das, daß es nun einmal ſo iſt. Indeſſen, mußteſt du als eine Tochter Abrahams, doch alles von dir entfernen, was chriſtlich war, oder ſogleich ſelbſt Chriſtin werden. Darinn liegt dein Verſehen. — Ich kenne übrigens dein Traumbild ganz genau. Die Wirklichkeit deſſelben läßt ſich ganz ungemein gern lieben, liebt ſelbſt erſchrecklich gern, aber — **in fine.** — Kind? du magſt da ſtehn, vor ihm, ſo reitzend wie du ſtets vor jedem Mann zu ſtehen pflegſt, ja vor jedem empfindenden Weſen, — das iſt ſo wahr Gott lebt, wahr! — ſo müßte er blind ſeyn, ſäh er nicht ein allerliebſtes Mädchenweſen, aber die Ehe-Verbindungs-Convenienz wird ſtets rufen: Sie iſt eine Jüdin!“

„Ach Gott! die Jüdin bringt mich noch um!“

„Meine Liebe! Werde keine Selbſtmörderin? — Sieh? da kömmt Lionardo.“

„Ach Gott!“

„Ich laſſe euch allein. Ich gehe in dies ganz nahe Haus. — Traumliebchen! halte dich feſt, in ſüß erſehnter Wirklichkeit. — Er, weiß zu lieben.“

„Wo warſt du, ſchönes Kind? — fragte Lionardo; — Die andern alle, die du kennſt, ſind zu Schiffe gegangen. Nur noch der alte Sirius iſt hier.“

„Gott weiß, was aus mir werden ſoll! Bin ich doch ſchon unglücklich genug; ohne

Vaterland, ohne Eltern, preißgegeben fremder Willkühr" —

„Das fürchte nicht, ſo lange Ich in deiner Nähe lebe."

„Biſt du das Schickſal? — Und was iſt ſelbſt eines Fremden Schutz, gegeben einer Fremden? — Erlaube mir, nur dir mit einigen Worten mein Unglück zu klagen. — — Ich lebte frohe, ſchöne Tage, als in Samos mir ein erträumtes Idol im Wonneſpiele meiner Gedanken lachte; als ſich der Sinne ſüßer Rauſch in einem Traume ſpiegelte, der" —

Da trat Sirius ſchnell herbei, und rief: „Kinderchen! In dieſem Wäldchen iſt es nicht geheuer. Von jenem Hügel herab, habe ich Janitſcharen erblickt."

Lionardo ergriff Monasdinens Hand, die ſie zitternd, ganz ſelbſt erbebend, ihm überließ; Sirius folgte. — Schon hörten ſie nahe Stimmen hinter ſich, als ſie ſich der mit Roſen bedeckten Fallthür nahten. „Agape!“ — rief Lionardo aus. Die Thür rollte mit ihnen hinab.

Der bekannte Alte nahte ſich ihnen, grüßte den Grüßer mit dem Bundes-Gruſſe, und führte ſie, mit ſeiner Lampe voranleuchtend, in den Saal, wo ſie geſtern beim frohen Mahle ſaßen.

In einem Seiten-Zimmer auf einem Sofa ſetzte ſich Lionardo nieder, erwartend die Dinge, die da kommen ſollten. Zögernd und in ſichtbarer Bewegung, unruhig, mit hochklopfendem Buſen, ſetzte ſich, auf ſein Zureden, Monaſdina neben ihn. Sirius ſpazierte im Saale auf und ab.

Lionardo ergriff die Hand des ſchönen Mädchens, drückte ſie ſanft und ſprach:

„Du wollteſt, als wir geſtört wurden, von einem Traume ſprechen, der auf Samos“ —

„Ja! dieſer Traum iſt jetzt noch meines Lebens Freude, der Einklang meines Weſens, mit“ —

„Mit? — Womit?“

„Mit dieſer Traum-Erfüllung.“

„Er iſt erfüllt? — Erzähle mir, ſchönes Kind! was träumte dir? — Ich laſſe mir gar gern Träume erzählen. Ja, ich bin ſelbſt ſehr traumreich, und träume gar oft und viel.“

„Ach! wenn ich dürfte“ —

„Warum nicht?“

„Wenn mein Herz — wenn meine Verlegenheit“ —

„Die Verlegenheit gehört uns beiden, ſchöne Mor[illegible]dina! Ein Mann, neben einem ſo hübſchen Mädchen“ —

„Mir wird bange!“

„Neben mir? — Ich ſollte mich wahrhaftig ſelbſt beneiden, wenn ich dies mir wahr denken könnte und dürfte. — Den

Traum, erzähle mir, ſchöne Liebreizende!"

„Sirius, weiß um alles, und kennt den Traum!"

Sie ſprang auf, als ſie das ſagte, und ging in den Saal. — Da bewegte ſich das in der Ecke ſtehende Idol des Baſomet. Menasdina ſchrie laut auf. Lionardo ſprang ſchnell herbei. Sie zeigte mit der Hand auf das Idol, das immer noch ſich bewegte, und ſank halb ohnmächtig in ſeine Arme. Er trug ſie zurück in das Kabinet, aufs Sofa, und drückte einen Kuß auf ihre feuchten, ſchwellenden Roſenlippen.

Sirius trat herbei und ſagte: „Was ſoll das? Warum bewegt die Unform des Mannweibes ſich? — Es iſt ein Gaukelſpiel. Warum das uns? — Sollte es nur Menasdinen ſchrecken, ſo war der Spaß ſchlecht ausgeſonnen. — Mich? dazu gehören ganz andere Dinge."

Der Templer trat ein. — Gelaſſen wendete er ſich zu dem Sprechenden, ſah ihn ganz ernſthaft an, und ſprach:

„Es giebt in der Welt Bewegungen, deren Grund zu erforſchen, eben nicht jedermann gegeben iſt, auch iſt es nicht immer nöthig, daß man deren Urſach wiſſe. Genug, ſie geſchehen. — Der Weg iſt jetzo rein und ſicher. Ihr ſollt zu dem Hafen gebracht werden. Das Mädchen, bleibt hier."

„Wie? — rief Monasdina zitternd aus; — Was ſoll ich hier?"

„Das Mädchen geht mit uns;" — ſetzte Lionardo hinzu.

„Die Jüdin, bleibt!" — gebot der Templer.

„Die Jüdin?" — fragte Lionardo.

„Ja! Eine Jüdin bin ich; — jammerte Monasdina; —

„Und du Lienardo, biſt mein Traumbild!“

„Ich? — dein Traumbild?“

„Ja, das hat ſeine Richtigkeit; — ſetzte Sirius hinzu; — Ehe ſie dich noch ſah hat ſie dich mir ſo beſchrieben, wie du vor ihr ſtehſt.“

„Mit einer Jüdin Blute, ſoll Baſomet gewaſchen werden.“ — fuhr trotzig der Templer fort.

„Gerechter Himmel!“

„So will es die Gewohnheit, der Gebrauch. — Ihr unterwerft euch dem Gebote.“

„Nimmermehr! Iſt dieſes Mädchen auch eine Jüdin, ihr Blut ſoll euern Baſomet nicht reinigen. — Dein Traumbild, Monasdina! ruft dich zu einer Wirklichkeit, um dich zu retten. — Ruhig! Denke nichts Schlimmes. — Es ſchmerzt nicht; — rief Lienardo aus, zog ſeinen Dolch und verwundete die Zitternde leicht, bedeckte ihren

Kleiklopfenden Buſen mit ſeiner linken Hand, hob mit der Rechten den Dolch, und ſprach: — Ich weihe dieſe hier zur Iſisprieſterin. *) — Sie iſt geweiht, gereiniget, und ſteht im Schutze der Bundes=Bluts=Taufe. — Was willſt du nun thun? Man kennt euere Opfer; und wozu dieſes Mädchens Unſchuld dienen ſollte, weiß ich auch. — Kannſt du dich an dieſer Iſisprieſterin vergreifen?"

„Ein Carbonari=Jeſuiten=Kniff" — lächelte der Templer bitter und ſehr aufgebracht.

„Wie du willſt! — Aber dieſe Iſisprieſterin gehört dem Bunde. Als Jungfrau, führe ich ſie rein, in die Arme der Göttin, deren Schleier noch kein Sterblicher gehoben hat. Ihrem Traume, hat ſie ihre Roſen erhalten."

---

*) Leonardo Monte Bello, 2. Th. S. 71.

Ein Knabe trat ein, und liſpelte dem Templer zu: Lionardos Schiffsvolk fordert mit Ungeſtüm ihres Herrn Gegenwart.“

„Befriedigt ſollen dieſe Carbonari werden;“ — antwortete der Templer ziemlich verächtlich.

Die zitternd, bebend, weinend, mit Blut Geweihte, aber ſchloß Lionardo feſt in ſeinen Arm. Sie jammerte:

„Es ſchmerzt nicht!“ — ihn ſanft anlächelnd.

Leicht hob Lionardo ſie empor, ſprach zu dem Templer: „Laß öffnen!“ und trug leicht ſeine Geweihte davon:

„Es war mit mir und ihr nichts anzufangen!“ — murmelte Sirius, und folgte ſeinem Freunde. — Der Templer knirſchte mit den Zähnen. Die Verſammlung rollte hinauf. Sie waren im Freien.

Lionardo legte ſeine ſchöne Laſt unter einen Baum nieder. Ihre Wunde blutete heftig; halb ohnmächtig, lag ſie weinend da. — Sirius zog ein kleines Glasfläſchchen aus einer Taſche, und ſprach:

„Hier iſt das vortrefflichſte aller Wunderelixire; die Quinteſſenz des Wunderbalſams des Königs Gebeo, den Theophraſtus Paracelſus erprobt, Sendivogius rektifiziert, Stahl purifizirt und Bernhardus Terviſanus mit hoher Wirkſamkeit applizirt hat. Ich ſelbſt habe dieſes Wunderbalſams Kräfte mehr als einmal erprobt. *) — Zwei Tropfen gieße davon in deine Wunde und bald iſt ſie verſchloſſen und geheilt.“

Monasdina zuckte, als die Tropfen ihr in die Wunde fielen, ſchloß aber leicht die Augen und entſchlummerte ſchnell.

Das Schiffsvolk Lionardo's trat, frohlockend, ihn zu finden, herbei. — Eine Trage von Zweigen wurde leicht gemacht,

---

*) Lionardo Monte Bello. 2. Thl. S. 227.

und Monasbina auf dieſelbe gelegt. So brachte man ſie in den Hafen. Lionardo und Sirius folgten.

Monasbina wurde in das Schiff gebracht, wo ihr Lionardo ein feines Zimmerchen in der Cajüte einräumte, und ein Dienſtmädchen zur Aufwartung gab. — Sirius hing am Borde des Schiffs, ſeinen eigenen Betrachtungen nach, und Lionardo ſchien zu ſpekuliren, als er die Nachricht erhielt, türkiſche Schiffe kämen auf den Hafen zu. Er zog die Fahrzeuge der Griechen an ſich, verlies den Hafen und ſegelte den Türken entgegen. — Sirius verwickelte ihn in ein Geſpräch über die Türken und über das, was der Pforte bevorſtehen könne.

„Es ſoll der beſten Prophezeihung nach, (welche auch den Osmanen bekannt,) das Türkiſche Reich in Europa, im Jahre 1822 untergehen, der Mond erbleichen und das ganze Mahoms-Pack nach Aſien und Afrika gejagt werden. — — Wie es dann in Griechenland werden wird, iſt jetzt noch nicht vorauszuſehen. Wenn es nur nicht wird, wie es im Alten Griechenland war. Das war ein erbärmliches Weſen. Alexander war der Einzige, der etwas Großes wollte und that; aber er war auch ein König. — Die lockere Freudenſchenkin, Signorella Thais, hätte der liebe König abandoniren können; aber, es geht nun einmal ſo in der Welt. Wer in die Schlingen ſolcher Demoiſellen fällt, der iſt verloren; er mag ſich anſtellen wie er will. Kömmt eine dergleichen graziöſe Hetäre in's Herz, ſo kömmt ſie auch in den Charakter, wie ein Dieb, bei der Nacht. Die **cara amica** ſchwärzt oder zündet. So loderte die Flamme auf über Perſopolis, aber nicht zu Alexanders Ruhm. — Ach Gott! es läßt davon ſich viel ſprechen. Aber mit Worten, jagen wir die Türken nicht aus Europa. — Der ſeel. Hr. v. Voltaire, der gar zu gern ſeine Romane zu Geſchichten und die Geſchichte zu Romanen machen wollte, lies in ſeiner Erzählung von den Kreuzzügen, die Franzoſen in der Sophien-Kirche einen Ball halten, was ihm niemand glaubte, am wenigſten, die Benediktiner von der Congregation de S. Maure, das war nun freilich ſehr unwahrſcheinlich, aber es wird ſchwerlich dazu kommen, daß man die Koſaken dort die Pferde an die Säulen binden ſieht; wiewohl die halbe Welt es wünſchet, nur nicht die Kaufmanns-Säcke in England. — Wie wär es, wenn wir jetzt Limiſſo nähmen?"

„Freund! — Ich denke, das, überlaſſen wir den Griechen. — Wir wollen uns vergnügen und nach Samos, vor der Hand ſegeln. — Kommen uns aber Türkiſche Schiffe entgegen, ſo verbrennen wir ſie."

„Recht gern, wenn ſie es leiden! — Stelle dir aber, beiläufig geſagt, keine große Herrlichkeit in Samos vor. Die Hydrioten kennſt du?“ —

„Ach recht aufrichtig geſagt: Ich wollte ich wär wieder in Neapel. — Freund! geſtehe es ſelbſt. Neapel, iſt doch die einzige Stadt in der Welt; wer Neapel nicht geſehen hat, hat nichts geſehen.“

„Ach wohl! — Warum nur die verdammten Kerle revoltiren wollten? — ſelbſt der Bettler in ſeinen Lumpen, kann in ſeiner Art, in Neapel glücklich ſeyn. — Wenn ich mir ſo denke, die dortigen Tavernen, die Beichtväter, die improviſirenden Prediger und Dichter, die Bänkelſänger, die ſchönen Kunſtreiterinnen. — — Was muß Diana machen?“

„Was ſie denkt, möchte ich wiſſen.“

„Haſt du keine Hoffnung, nach Neapel zurückkehren zu können?“

„Nur ſchwache. — Alle Carbonari ſind zum Tode verdammt.“

„Ja, freilich.“ —

„Ich habe mich, durch den Gouverneur auf Maltha, an den Engliſchen Geſandten gewendet, als ehemals dienender Offizier unter der Engliſchen Legion in Portugall, aber — ich weiß nicht, ob das etwas helfen wird. — In Maltha konnte ich nicht bleiben.“ —

„Wenn es deinen Schmerz nicht zu heftig erneut, ſo könnteſt du mir wohl erzählen, welch ein unglücklicher Zufall dir deine gute Anderena raubte.“

Schweigend ſchaute Lionardo in's Meer und Thränen rollten aus den Augen über ſeine Wangen; doch ſuchte er ſich zu faſſen, und wollte antworten, als vom Maſtkorbe herab die Nachricht ertönte: „Türkiſche Schiffe!“

„Ergreift die Waffen, und haltet euch ſtreitfertig!“ — befahl Lionardo. Dies geſchah: die Stücklöcher wurden geöffnet. Sirius, ging zu Monasdinen, in die Kajüte.

Schon hatte im harten Kampfe, ein Hydriot eine Türkiſche Golette genommen; die Türken waren niedergehauen, aber zwei Chriſtenſclaven, ein Franzos und ein Spanier befreit worden. Da aber die Hydriotiſche Brigantine, genannt die Seeblume, ſehr beſchädiget war, wurde es nöthig dieſelbe auszubeſſern. Deshalb ſollte ſie, an einem nahen, kleinen Inſelchen, genannt S. Nicolo, anlegen, und aus dem nahen Gefechte ſich zurückziehen. Für Monasdinens Leben beſorgt, lies Lionardo dieſelbe auf dieſe Brigantine, mit ihrem Kammermädchen, bringen, Sirius folgte ihr und nahm die erretteten Chriſten-Sclaven mit ſich. — Kaum waren ſie an's kärgliche Land geſtiegen, und hatten in einer Felſen-Höhle zu S. Nicolo, ſo gut es ſeyn konnte, eine Herberge ſich zugerichtet, als ſie durch eine Griechiſche Speronara die Nachricht erhielten, das Seegeſchwader der Heldin Bubulina, eile, unter ihrem Commando, gleichfalls der Schlacht zu. — Und die Schlacht begann.

Der gerettete Franzos, ein Schwertfeger ſeiner Profeſſion, ſprach viel, doch nichts Erhebliches, aber er nannte ſich einen Anverwandten des gemordeten Fualdes. Da wurde Sirius ſogleich ſprachſelig und begann:

„Das war eine ſaubere Geſchichte! Ich war damals an Ort und Stelle. Die ſcharmante Mde. Clariſſe Engelrein Manſon kenne ich recht gut. Das liebe Weibchen war eben, weder ein Schönheits- noch Tugend-Spiegel. Fatal ging es ihr aber, das iſt gewiß! — Was das Hintergehen der Frauen anbetrifft, — ſagte mein Freund Caſanova, einmal zu mir, — ſo iſt es gegenſeitig mit dem Hintergangenwerden gemein. Man muß es nicht in die Rechnung bringen, denn gemeiniglich werden, wenn die Liebe im Spiel iſt, beide Theile angeführt. Die Weiber haben ſo viel Anmaßungen, daß ſie ſtets den Geiſt und Verſtand heraus fordern. Daher muß man wiſſen, wie man ſich gegen ſie zu benehmen hat. — Mich, hätte die Dame Manſon nicht verführen können, und wenn ihr dieſes Talent auch angeboren geweſen wär. Die Franzöſinnen jener Gegend, wo die Kataſtrofe vorfiel, ſind ohnehin nicht ſonderlich ſchön. Ihre Landsleute, müſſen mit denſelben vorlieb nehmen und wiſſen es nicht beſſer."

Der Spanier wurde endlich auch laut und ließ ſich beſonders über die Amerikaner, die er Pfefferſäcke nannte ſehr ſarkaſtiſch heraus.

„Ich war, — ſagte er, — Attaché bei den wackern Don Onis und habe ſie kennen lernen dieſe neuen Weltmänner und Weiber. Es wird dieſem Volke nie gelingen, die koloſſale Größe, nach der es ſtrebt, oder überhaupt irgend einen wohlbegründeten und dauernden Ruhm zu erlangen. Ein aus allen Nationen zuſammen gelaufener Hauſe, der nur auf Handel und Spekulationen bedacht, den Eigennutz zu ſeinem Götzen erhebt iſt keines wahren Nationalgeiſtes fähig. Die Grundlage iſt zwar engliſch, aber das Gebäude nicht. Die Amerikaner und Engländer berühren ſich jedoch in vielen Punkten. Sprache und Handelsgeiſt, vereinigen beide. Dieſe Anglo-Amerikaner ſehen mit Verachtung auf alle Nationen herab, indeß ſie nur die Engliſche bewundern und ſich es zum Ruhme rechnen, von ihr abzuſtammen. Ihr Dünkel iſt zu einer faſt unbegreiflichen Höhe geſtiegen. Sie glauben alle übrige Menſchen zu überſehn, und betrachten ihr Staatsgebäude, als ein Weltwunder, der Weisheit und Vortrefflichkeit. Ein ſolcher Eigendünkel, führt nun freilich zu offenbaren Lächerlichkeiten; ihr Congreßhaus, nennen die Amerikaner das Capitol und ein winziges Flüßchen, von halbem Fuß Tiefe, welches daran vorbeifließt, -heißen ſie den Tiber. Ach Gott! — — Was nun die National-Amerikanerinnen betrifft, ſo haben ſie etwas, was ſie Zärtlichkeit ſeyn, Verliebtſeyn nennen, es iſt's aber nicht. Wenigſtens wird es kein Spanier dafür erkennen. Gott ſegne mir ein zärtliches **Alma de mia Alma**! von einer Caſtilianerin, und gebe allen Pfefferſäcken, ein amerikaniſches: **For love or money**. Denn wahrhaftig, ihre Liebenswürdigkeit iſt eine wahre Paſſionsblume; **Love in a mist**!"

„Ich will nicht widerſprechen, — fiel Sirius ein; — denn ich kann weder den

Amerikanerinnen noch den Schönen in den Cretins-Thälern Geſchmack abgewinnen, aber, das weiß ich, die hübſchen Franzöſiſchen Schuſtermädchen, die Deutſchen Kürſchnermädchen, die Italieniſchen Sträußermädchen, und die Spaniſchen Schokoladenhändlerinnen, ſind mir Dutzendweiſe lieber, als die hundertfältigen Caminliebchen der Nord-Amerikaniſchen Freiheitsmänner. Auch will ich bemerken, die lieben Griechinnen, ſind gar nicht zu verachten, beſonders die allerliebſten Judenmädchen."

„Beten denn dieſe Judenmädchen, — fiel der Franzos fragend ein; — auch den Eſel an?"

„Nein! die Eſel beten die griechiſchen Judenſchönen nicht an; — antwortete Sirius; — ſondern, ſo glaubt der gemeine Mann in Griechenland: Im Winter ſchleicht alles umher, was bös und nicht erfreulich iſt. Da kommen die Sabatianen, anderswo Wehrwölfe, genannt, und die unreinen Geiſter und durchziehen die Winterfluren, das wahre Leichentuch der Natur, allenthalben. Dieſe unreinen Geiſter aber ſind, nach dem Aberglauben der Griechen, Eſel anbetende Juden, die es ſich angelegen ſeyn laſſen, den Meſſias in der Wiege aufzuſuchen, um ihn umzubringen. Sie ziehen umher, mit der Pagania, das iſt die Mutter dürrer Zauberinnen, umherſchweifend auf den traurigen Winterfluren. Hier verſammelt ſich dieſes Gezücht auf den Kreuzwegen, ſie rufen den Mond an und bitten ihn, ihre infernaliſchen Gelage zu beleuchten, wo ſie Fröſche und andere unreine Thiere ſpeiſen. Nur mit dem Dreikönigstage ſollen alle dieſe Unholde verſchwinden, die der Aberglaube geſchaffen hat. — Ueberhaupt, was lies ſich nicht alles über den Aberglauben der Griechen ſagen! Sie waren ſtets, was ſie noch ſind, ein mythologiſches Volk!“

Der Donner der Kanonen überrollte das Meer. Sirius rief bedenklich aus; „Die ſind hart an einander gekommen! — So bald die Seeblume in's Meer ſtechen kann, wollen wir uns fortmachen. — Indeſſen laßt uns Gott bitten, den Griechen den Sieg zu ſchenken, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen."

Ihre Mutter aufzuſuchen, waren Eraſtos und Evandros mit allen Schiffen, die ſie nur hatten zuſammen bringen können, ausgelaufen, hatten nicht fern von Cypern die Türkiſchen Schiffe angetroffen, und gingen nun zuſammen, gegen dieſe Feindes-Flotte. Die Türken, welche eine nahe Empörung auf Cypern befürchteten, glaubten durch eine gewonnene Seeſchlacht derſelben vorzubeugen. Die Griechen aber, beſonders die ſtets kampfgierigen Hydrioten, die kühnſten Waſſermänner der griechiſchen Inſelwelt, weit, ſuchten dieſe Flotte auf, dieſelbe zu vernichten. Und ſie trafen auf das Geſchwader. Einen Schlachtgeſang hatte Marſondo gedichtet, und Iſida, die Blonde, führte die Albaneſen an.

Eine Meile ungefähr weit, ſties Lionardo zu der Flotte. Die Türkiſche Eskadre rückte langſam und feierlich heran, den Griechen entgegen. Bublina ſteckte die weiße Flagge mit dem rothen Kreuze auf ihr Admiralsſchiff auf, genannt der Donnerer, theilte die Befehle zur Schlacht aus, und griff freudig, voll Glauben und Vertrauen die Türken an.

Voraus ſegelte die Dafne, eilend im ſchnellſten Laufe; Apoll, ihr nach. Dieſen folgten Merkur und Saturn, während die Fregatte Iris das Gefecht begann. Lionardo auf der Iſis, legte ſich dem Türkiſchen Schiffe, der Todes-Engel genannt, entgegen und ſcheß ſo kräftig auf dieſen ſtolzen Segler los, daß derſelbe bald, entmaſtet, ſich zurückzuziehen genöthigt war, aber an die Fregatte Juno ſties und ſogleich genommen wurde. Von der Schiffsbeſatzung blieb kein Türke am Leben. Iſida und ihre Albanier, gaben keinen Pardon. Nun wurde das Treffen allgemein. Das ferne Land erbebte vom Donner des Geſchützes, hoch auf ſpritzten die Wellen, Tod und Verderben rauſchten auf ehernen Fittigen einher. Lange ſchwankte hin und her, der ungewiſſe Sieg; als Bublina der Kühnſten Kühne am Schiffe, auf welchem ſich der Baſſa befand, die Enterhaken konnte anwerfen laſſen. Als die Griechen dieſes Schiff überſtiegen hatten, fing das Morden an, aber der entſchloſſene türkiſche Konſtabler, einer, der ohnehin wußte, daß er ſterben mußte, da er ſchwer verwundet war, warf ſeine noch letzte Lunte in die Pulverkammer, und das Schiff flog auf mit allen Türken und Griechen. Bublina auf dem Donnerer, wurde zurückgeſchleudert, von der ſchreckbaren Erſchütterung. Sie beſtieg die Fregatte Meduſa, und eilte auf die rechte Fronte, wo Lionardo die Dafne zu bezwingen hoffte. Alle Kräfte wurden beinahe erſchöpfend benutzt, und gegen Abend ertönte auf den Griechiſchen Schiffen, das Siegs- und Danklied: Herr Gott, dich loben wir! — Was von den Türkiſchen Schiffen noch entkommen konnte, entfloh. Die Griechiſche Flotte legte ſich bei Limiſſo und Famaguſte vor Anker, ſtellte ſeine Vor- und Nach-Huth bei Capo Bianka auf, und beſetzte die Inſel S. Catharina. Die Schnellſegler, fünf wohlbemannte Fregatten, Galatea, Eufroſine, Sybilla, Adonis und Polyfemos, nebſt einigen Brigantinen, unter denen ſich auch unſer wohlbekannter Meerpfau, der ſeiner ſchönen Laſten ſich entledigt hatte, wie wir hören werden, befand, ſegelten den fliehenden Schiffen der Türken nach. Bublina aber ſprach: „Samos und die nahen Inſeln ſind gerettet. Eilet und bringt dorthin die Siegesnachricht und überall ſollen Dankfeſte und Gebete angeordnet werden; Denn der HERR war mit uns!“

Auch nach St. Nikolo kamen die frohen Siegs-Nachrichten und erfüllten die Herzen in der einſamen Höhle mit Freude, aber auch die Trauer-Nachricht: Lionardo iſt verwundet.“

„Wo iſt er? wo iſt der Verwundete?“ — fragte Monasdina ſchnell und nahm dem alten Sirius die Frage aus dem Munde, der ſchon, als ſey Lionardo in der Nähe, nach ſeinem Wunderbalſam griff.

„Bublina hatte befohlen, — antwortete der Schiffer: — ihn zwiſchen Rhodos und Skarpantho hindurch, nach Polikandro zu bringen, wo auch der Sammelplatz der Flotte ſeyn ſoll, weil das Aegäiſche Meer nun frei iſt. — Ich aber ſoll euch dorthin führen.“

Eilig packten ſie zuſammen, was mitzunehmen war und eilten dem Schiffe zu. Monasbina ängſtlich, als ſuchte ſie ihre verlorne Ruhe zu erhaſchen, lief voraus, indem ſie ausrief: ‚Hurtig nach Polikandro! Ach, führe uns ſchnell hinüber, gutes Meer! Leitet uns, günſtige Winde zum Ziele und der Himmel zügele alle Stürme, die ſich gegen uns erheben wollen! Glücklich, ſteure uns das freundliche Zwillingsgeſtirn in den Hafen von Polikandro.“

Sie ſtiegen ein nebſt den Geretteten dem Franzoſen und dem Spanier, und das Schiff ſtach in die See. — Bei Skarpantho lagen zwei griechiſche Fregatten, die eine genommene türkiſche Galeere, die noch ziemlich brauchbar war, mit ſich führten. Sirius ſtieg an's Land mit einigen Matroſen, kaufte Wein, Brod, Käſe, Oel und Obſt ein, verſah ſich mit ſeinen Leibgerichten mit Hühnern und Eiern, brachte alles glücklich an den Bord des Schiffs, und ſegelte fröhlich weiter. Ja, er ſang ſogar, an den Maſt gelehnt, das Freundes-Lied der Schiffenden; mitſingend fielen im Chor die Schiffer ein, und ſanft ſang auch Monasdina mit:

Bring o lieber Abendſtern
Mich zu meinen Lieben, fern,
Leite mich, o Meeresfluth
Hin, wo meine Freude ruht!

Im Hafen von Polikandro lag, ruhig, die Iſis, ſie war Tages vorher hier angekommen, und Lionardo war an's Land gebracht worden. Die Kommenden ſtiegen aus, wurden in den beſten Flecken der Inſel und in ein ziemlich feines Haus gebracht, welches der Vorſteher des Ortes, zugleich ein ſehr beliebter Arzt, bewohnte, der nebenbei ſo mancherlei divinatoriſche Dinge promulgirte, eine alte Freundin bei ſich habend und einige

Dienſtmädchen. Sein Haus hatte für die Ankommenden Raum genug. Zwei Stübchen, für Monasdinen und ihr Mädchen das eine, und für Sirius das andere, wurden ihnen eingeräumt.

Sirius eilte ſogleich zu Lionardo, der ihn auf dem Lager liegend, lächelnd empfing:

„Sieh, Sirius, willkommner Freund! Auf dieſen Feldern bricht man ſolche Blumen, wie du an mir ſiehſt.“

„Es ſind keine Jungfrauſchaften dieſe gebrochenen Blumen — Gedenke z. B. an Tarent! — *) Indeſſen, wie dort, wird auch hier mein Wunderbalſam ſeine Kraft beweißen. Es iſt ein kapitales Mittel.“

Damit zog er ſein Fläſchchen hervor und tröpfelte einige Tropfen auf Lionardo's Verband, die ſich, durchdringend, auf die Wunde ſogleich den Weg zu bahnen wußten.

---

*) Lionardo Monte Bello, 2. Th. S. 198. 287.

„Es iſt mir, — ſagte Lionardo; — als fühlte ich ſchon jetzt Linderung.“

„O! gewiß. — Das Brennen der Wunde wird ſogleich beſchwichtiget. — Du magſt nachdenken, wie du willſt, ſo wirſt du doch endlich, durch Erfahrungen belehrt, geſtehen müſſen, daß es eine Art von Wunder-Magie, von Wunder-Kraft gibt, die nicht wegzuſtreiten iſt. Es giebt Menſchen, denen eine Magiſche Schöpfungskraft, gleichſam anerſchaffen iſt; oder, wie ſoll man ſonſt ſagen? — Ob der ſogenannte Aſtralgeiſt hierbei würkt, das mag ich nicht unterſuchen, noch weniger, entſcheiden. — Auſſerordentliche Arzneien können auch wunderbare Kräfte hervorbringen. In der Natur liegt noch, gar viel und Vieles verborgen, was derſelben nur mit Mühe abſtudirt werden muß; und dazu muß der Geiſt und die Kraft in dem Menſchen ſelbſt liegen; ein ſolcher Menſch aber, iſt gleichſam zu dem, was er würkt und würken kann, erwählt.“

„Du rechneſt, bei ſolchen Kuren aber doch auch auf den Glauben der Einbildungskraft?“

„Warum nicht? — Ich kannte ehemals einen gewiſſen Hans Rudolpf von Lamberg, den man in den Jahren ſiebenzehnhundert und zwanzig den Wunderarzt nannte, dieſer bewieß, daß der Glaube alles allein bei ſeinen Arzeneien, gehörig wirke. — Locatelli erfand einen herrlichen Balſam. **Clossaei Balsamum mirabile** iſt gar nicht zu verachten, der aber, den ich dir aufgegoſſen habe, iſt allein der herrlichſte aller Wundbalſame, die es giebt. — Jetzt, ruhe ein wenig. Ein ſanfter Schlaf wird dich überfallen und erquicken. Und bald ſehen wir uns wieder!“

Monasdina, von erhaltenen guten Nachrichten getröſtet und von der Reiſe ermüdet, war gleichfalls entſchlummert, als Sirius ausging, ſich in dem Orte und in der Gegend umzuſehen. — Vor der Stadt lag ein beinahe ganz rundgebautes, mit zwei Thürmchen verſehenes Haus, deſſen Aeuſſeres den Betrachter ſehr fixirte. Ein Mädchen, die mit einem gefüllten Waſſerkruge auf das Haus zuging, fragte er:

„Wer wohnt in dieſem Hauſe?“

Das Mädchen, ihren Waſſerkrug auf die Erde ſtellend, fragte wieder:

„Ihr ſeyd gewiß fremd hier?“

„Ei, ja wohl!“

„Das muß wohl ſeyn, denn ſonſt, fragtet ihr dies gewiß nicht. — In dieſem Verſammlungshauſe, wohnt der Vorſteher der Geſellſchaft der Liebesfreunde.*) — Ach Herr! das ſind gar gute Menſchen, unter denen es einem ſehr wohl geht.“

---

*) Adele du Thon Histoire de la Secte des Amis. Lond. 1821.

„So? — Du gehörſt alſo wohl zu der Geſellſchaft der Liebesfreunde? — Ich, gehöre auch dazu.“

„Seyd Ihr ein Engländer?“

„Ich bin ein Kosmopolit. — Die Kosmopoliten aber, wohnen noch weit hinter England.“

„Da ſeyd Ihr alſo ſehr weit her? dorther wohl wo die Kälte daheim iſt?“

„Kälte und Hitze, wie in deiner Geſellſchaft. O! ich kann auch erzittern, wenn es nöthig iſt, ein **Templeur** zu ſeyn; und wär ich jünger, ich wünſchte ſelbſt mit dir in's angenehme Zittern zu fallen.“

„Ach ja! Es iſt ſehr angenehm. — Die Entrückung des Geiſtes, die ſo ganz in ſpiritueller Höhe zur erſtatiſchen Geiſteskraft ſich erhebt, iſt das ſchöne Siegel der Gefallenserhörung. Dieſer Geiſt iſt, wie der Vorgeſetzte lehrt, das Prinzip des Lebens, welches wir alſo doppelt genießen. — Wollt ihr nicht mit mir in das Haus gehen? Wir gehen dennoch, wie Ihr wißt, als Eins hinein; wie zur Liebesmiſſion; und ich hätte dieſelben an Euch gehabt,*) wenn ich Euch nicht ſchon erfahren genug erfunden hätte."

„Leben denn Engländer hier?"

„Drei Männer und zwei Weiber."

„Wie lange biſt du ſchon eine Zitternde?"

„Seit anderthalb Jahren. — Ich kam mit Madam Fry hieher."

„Aha! — Hat ſich dieſe hieher gewendet?"

„Ja. — Glaubt Ihr nicht auch, daß die Türken ſich endlich bekehren werden?"

„Es wird ſchwer halten!"

„Um deſto erheblicher iſt es. — Aber, ob ich gleich als einen der Unſerigen Euch glaube, ſo bitte ich doch, mir zu erlauben, Euch ein wenig zu katechiſiren.“

---

*) Les Femmes prennent part aussi à Missions: Car Hommes et Femmes ne sont qu'un en Christ." p. 100.

„Recht gern! — Ich will aber lieber noch Einen mitbringen, der jünger iſt als ich bin, und der ſich doch jugendlicher wird katechiſiren laſſen, als meine alte Wenigkeit. — Vorjetzt dem Herrn Vorſteher meinen Gruß, und ich hoffe ihn näher kennen zu lernen.“

„Ich empfinde“ —

„Was?“

„So eben empfinde ich den ſtillen Anfang der Regung.“

„Und dieſe Regung —?“

„Ach! was alles läßt ſich nicht von der Gnade des HERRN reden. Aber ſo iſt es mit dem ſchwachen Geiſte. Da eben fehlen ihm die Worte, die er der Sprache geben ſoll, ehe die ſprechende und empfindende Nichtigkeit zum Durchbruche kommen muß; denn ohne denſelben, wie kann es zur Wiedergeburt kommen?“

„Das alles haben die Engländer ſchon weislich berechnet. Die Geſellſchaft der Liebesfreunde iſt eben ſo epochirend, als die, der Bibelgeſellſchaft. — Darum heißt es auch: Haltet feſt an dem Glauben, daß euch das Kleinod niemand raube!"

„Ich fühle, daß das Zittern, welches mich ergreift, mich in die Verzuckung bringen wird" —

„Die ich wahrhaftig nicht würdigen, nicht benutzen kann; denn dergleichen Fälle, wo" —

Da kam der Spanier ſchnell herbei geſprungen und meldete, Lionardo und Menasdina wären erwacht, ihn erwartend. Sogleich nahm Sirius einen ganz ſpirituellen Abſchied von der Zitternden, und ging mit dem Spanier davon.

Lionardo lag auf dem Lager; ihm gegenüber, ſaß der Hauswirth, Ortsvorſteher und Arzt, Pavopvlos: unten, an den Füßen des Betts, auf einem Sofa, ruhte Monasdina, ſtrickend und ihre Zofe ſaß neben ihr. — Als Sirius eintrat war der Arzt erklärungsvoll im Reden begriſſen. Ohne ſich ſtöhren zu laſſen, fuhr er fort:

„Ich komme auf das, worauf ich kommen muß und will; und ſpreche nun weiter: — Es iſt bekannt, daß der Menſch beſteht; aus Seele, Geiſt und Leib. Natürlich muß die Seele einen Adjutanten haben, und dieſer, iſt der Geiſt, der da ſitzt und wohnt im Blute des Menſchen, während, wie wir wiſſen, die Seele ihren Quaſiſitz, d. i. ihr Wirken und Walten im Gehirn hat. Wenn nun, z. B. des Nachts, wo der Leib ſchläft, die Seele umherſchweifen will, — wie das Geiſter zu thun pflegen, — ſo läßt ſie als eine Schildwacht, den Geiſt zurück. Kömmt ſie ſchnell wieder, ſo ruft die Schildwacht ihr: Wer da!

und der angerufene Menſch erwacht. Während aber nun die Seele umherſchweift, konverſirt ſie freilich mit andern Seelen, Lebender ſowohl, die auch während ihr Leib ſchläft, umher promeniren, oder Verſtorbener, die bis zu überſtandener Zeit ihrer Purifikation, noch zwiſchen Erde und Himmel umherſchweben. Daher läßt ſich denn, auf die beſte und natürlichſte Art das ſo oft wahrhaft ominöſe Traumweſen erklären. Ich habe eine kleine Piece geſchrieben, benennt: Anmuthiges Roſengebüſch der Seelen-Verrichtungen; aus welchem ich ſogleich einen Zweig des Gebüſches preisgeben will."

Hiermit zog er ein Manuſcript aus der Taſche. Monasbina aber, ganz ungeduldig, fragte:

„Wie aber, Herr Doktor! iſt das? — Ein Traum zeigt uns eine Geſtalt, die wir noch nie geſehen haben, und dieſe exiſtirt doch und kommt auch wirklich endlich zum Anſchauen!"

„Der-

„Dergleichen Traumbilder giebt es allerdings wohl auch, jedoch gewiß nicht oft.“

„Aber, — ſiel Sirius ein; — was iſt zu den weiſſagenden Traumgeſichtern zu ſagen? Wir finden, daß dergleichen hatten: Abimelech, Jakob, Laban, Joſeph, Pharao, Salomo, Nebukadnezar. — “

„Wenn nun aber der Traum ganz unerwartet einen Gegenſtand der Liebe zeigt, den man eben nicht ſich angewünſchet hat, weil man ihn nicht gekannt, auch überhaupt, für ſo etwas gar nichts gefühlt hat; und dieſer Gegenſtand erſcheint und iſt dann wirklich das wie mit Farben gemahlte Traumbild?“

„So iſt es da! — Höre zu, meine Tochter!“

„Vorher, mit Erlaubniß; — ſiel Sirius ein; — noch ein Paar Worte. — Daß der Aſtralgeiſt den dritten und weſentlichen Theil des Menſchen ausmacht, davon, bin ich überzeugt. Es ſind dieſes, wie mein Freund Paracelſus ſagt, die drei großen Subſtanzen, aus welchen der Menſch beſteht; jede kehrt wieder dahin, woher ſie gekommen iſt; die Seele zu dem Urſtoff des ewigen Weſens, der Aſtralgeiſt, (den man auch Sternenleib nennen möchte,) gleich dem Firmante, beſtehend aus Feuer und Luft kehrt zurück zur Luft, wo er freilich eine längere Zeit zu ſeiner Auflöſung braucht, weil er aus weit reinern Elementen beſteht als der Leib, und der Leib ſinkt wieder zur Erde, woraus er geformet iſt. Während nun aber dieſer Aſtralgeiſt mit dem Leibe lebt, webt und waltet, ſo kann er doch wohl ſeinem Geſellen das Anſchauen und Sehen ſeiner Mitkreaturen, der Elemente verſchaffen? — Was haltet ihr von der Viſibilität der Elementargeiſter?"

„Ich kann ſie nicht poſitiv läugnen, aber das Hindrängen zum Tellurismus, geſchieht durch magnetiſche Attraktionen."

„Und hat die Traumwelt ihre eigene Zone; — fiel Monasdina ein; — ſo hat ſie auch eine einwirkende Wirklichkeit in die wirklichen Bewohner der wirklichen Welt.“

„Kinder! laßt uns nicht zu philoſophiſch werden, — ſagte der Arzt; — denn da käme nicht viel Erfreuliches für die Unterhaltung heraus, aber hört Einiges an, was in meinem Roſengebüſch ſteckt.“

Im Hafen fielen mehrere Kanonenſchüſſe. Der Spanier meldete: Es liefen griechiſche Schiffe ein. Lionardo fragte: Iſt Bublina auf einem dieſer Schiffe? — Sirius erbot ſich, ſelbſt in den Hafen zu gehen, wohin der Arzt ihn begleiten wollte. — Monasdina, die eben, kurz zuvor, ihre Zofe nach Waſſer geſchickt hatte, blieb und ſah ſich mit Lionardo jetzt allein.

Beide fragten einander, um ihre Wunden, lobten die Kraft von Sirius Heilbalſam, und geriethen endlich in ein ganz anderes Geſpräch:

Er. So iſt es alſo wirklich? Im Traum haſt du mein Bild geſehen? Und ich bin die Wirklichkeit dieſes Traumbildes?

Sie. So iſt es.

Er. Wenn du mich nun nicht gefunden hätteſt?

Sie. Ach! Das Finden mußte ſeyn. So, ſagte mir mein Herz.

Er. Da du aber mich nun ſiehſt? —

Sie. Frage nicht ſo grauſam! — Siehſt du denn nicht, daß es mir eine Freude macht, meinen Traum erfüllt zu ſehen?

Er. Mir auch wohl; wohin ſoll's aber führen?

Sie. Kennt denn dein Herz gar keine ſüße Berührung des Einklangs?

Er. Wohl; aber, wie ſoll das enden?

Sie. Laß mich empfinden und nicht ſprechen.

Er. Ich hörte dich ſo gern!

Sie. Auch Schweigen, hat Worte.

Er. So laß uns ſchweigen. — In deinen ſchönen Augen leſe ich des Schweigens-Worte. Was wirſt du in den meinigen leſen?

Sirius kam zurück, ſprechend:

„Ich bin nicht weit gekommen. — Bublina iſt noch nicht im Hafen. — Da habe ich aber eine gar liebe Freundin mitgebracht, unſere heitere Isminde. — Sieh dieſer hier, der verwundet da liegt, iſt der Ritter ohne Furcht und ohne Zorn. Sein Fehler iſt, er kann kein Mädchen ſehen, ohne ihr gut zu ſeyn."

„Du biſt und bleibſt doch ſtets, der alte Spaßvogel!" — lächelte Lionardo.

Eine Pauſe entſtand. — Der Tiſch wurde gedeckt. Isminde that einige Griffe in ihre Zither, ſchwebte zierlich einher und ſang:

Wie des Brunnens Silberſpiegel,
Wie die Quelle, hell und rein,

Wohl verwahrt mit Schloß und Siegel,
Sollen Mädchen Herzen ſeyn!

Jsminde ging mit der halb träumenden, halb wachenden Seufzerin Monasdina auf ihr Zimmer, der geſprächige Arzt aber blieb am Tiſch mit Lionardo und Sirius. Redſeliger noch als gewöhnlich, machte der herrliche Cyperwein den fröhlichen Papopylos, der hunderterlei Anekdötchen und Geſchichtchen erzählte, die, gewöhnlich auf Unkoſten der Weiber, intereſſant und vergnügend waren.

„Man lernt die Weiber nie ganz kennen, ſo lange man auch lebt! — rief Lionardo aus; — Und will man ſie ſtudiren, ſo lernt man weiter nichts, als daß man ſie nicht kennen lernt. Eigenſinn Herrſchſucht, Gefallſucht, Stolz, Laune, beherrſcht ſie alle; man ſieht ſie aber doch gern.“

„Hat ein Menſch, — fuhr Sirius; — den ich gekannt habe, die Weiber und Mädchen gekannt, ſo waren es die Brüder, Mr. Retif de la Bretonne, und Signor Caſanova. Dieſer ſagte: Die Frauen ſind Bücher, die gut oder nicht gut, zuerſt durch den Titel anziehn. Iſt dieſer gleichgültig, ſo läßt er die Leſeluſt unerregt, dieſe wächſt aber eben ſo, wie er anzieht. Das Titelblatt einer Frau, lieſt man wie das, eines Buchs, von oben bis unten. Darum thun die Weiber wohl, auf ihr Aeußeres und ihren Anzug zu halten. Dadurch erwecken ſie die Leſeneugier. Wie nun dieſe wächſt, jemehr einer Bücher geleſen hat, ſo wird ein Mann, der viele Frauen geliebt hat, auch neugierig auf die häßlichen, wenn ſie nur neu ſind. Wenn er nun ſieht, daß das Titelblat falſch iſt, ſo wird ſeine Aufmerkſamkeit erregt. Er fängt an das Buch durchzublättern. Aber das geht nicht. Das lebendige Buch widerſetzt ſich; es will in Ordnung geleſen ſeyn; ſo wird jeder ein Opfer der Koketterie, die alle verfolgt, denen die Liebe ein Geſchäft wird. Die Liebe aber, hat zur Quelle Neugier, und dabei walten und wirken mit die eingepflanzten Neigungen. Das macht uns verloren. Wir bleiben bis an's Ende des Lebens Opfer des ſchönen Geſchlechts, wenn ſie uns auch nicht ganz geheilt haben.“

„Was mich betrifft; — ſagte Papopylos; — Ich bin geheilt.“

„Ich nicht; — lächelte Lionardo, und ſetzte hinzu; — Jedoch giebt es für mich Weiber, die mich gleich heilen; wiewohl es keine denkt. — Wenn ich in dem Weibe mehr ſehe, als die Weiblichkeit, ſo kann ich ſie wohl bewundern, aber zur Liebe reißt ſie mich nicht hin. Mit einer Omphale, mit einer Dejanira hätte ich nie eine Liebſchaft anſpinnen und unterhalten können. Je zarter die Weiber ſind und je weiblicher, je herrlicher ſind ſie in der Liebe.“

„Nur reißen die feinen Saiten leichter, als die ſtarken;“ — lächelte der Arzt.

„Dann flickt man ſie entweder, oder greift nach neuen.“

„Ja, das iſt auch das Beſte, was man thun kann.“

Indem machte ganz unwillkührlich, Papovlos, das Carbonari-Zeichen; Lionardo ergriff ſeine Hand und drückte das Gegenzeichen hinein. Lächelnd, als dieſer dies erfuhr, gab er die Jeſuiter Loſung von ſich. *)

---

*) Es würde hier zu weitläuftig ſeyn, darüber ganz erſchöpfend zu ſprechen. Wer aber neugierig auf ſo etwas iſt, mag es ſelbſt leſen. Das neueſte was darüber geſchrieben iſt, erſchöpft nichts, und belehrt auch nicht genugſam. Was Gutes und Aechtes man darüber hat, findet man in folgenden Piecen: La morale politique des Iesuits. Col. 1665 — 1698. Le Catechisme des Iesuits. 1602 et Editions A. 1677 et 1693. Doctrine des Iesuits. 1728. Privata Monita Sociatatis Iesu. 1723 Das Signum I. H. S.

Sirius, der dies bemerkte, nahm eine ganz gelaſſene Miene an, und lächelte: „Ja, ja!“ Lionardo aber, ſetzte ganz froh hinzu:

„Gewiß! unter den Jeſuitinnen, gab es ſcharmante Vögelchen; ausgeſuchte Scharmantchen!“

„Darum hießen ſie auch Jeſuiten-Töchterchen; *) — ſagte Sirius; — Ihr hättet ſie nur in Toulouſe kennen ſollen, dieſe Herzblätchen. Eine jede glich einer Demoiſelle Cadiere, und war wohlunterrichtet, in allen, worin die lieben Patres unterrichten können und wollen. — Laßt mir dieſe

---

iſt aber gewiß ſchon den meiſten Leſern bekannt. Die Signa der Carbonari ſind ja jetzt auch zu jedermanns Kenntniß gekommen, und kein Geheimniß mehr.

*) Relat. de l'Etablissement de l'Institution des Filles de l'Enfance de Iesus. Touluse. 1689.

Schlauköpfe zufrieden, ſie ſind die Köpfe des Höllenhundes, die ſtets wieder doppelt wachſen, wenn ſie einfach abgeſäbelt werden. — Ach! du armer, guter Ganganelli! Es geht den Päbſten mit den Jeſuiten, wie den Laien mit böſen Weibern. Wer ſie hat muß ſie behalten, oder riskiren, daß er noch ſchlimmer wegkömmt. — Mein Herr Doktor für den Tod kein Kraut gewachſen iſt.“

„Keines; — erwiederte dieſer; — und gäb es eins, das würde mit keiner Mauthabgabe zu bezahlen ſeyn, und wenn es auch die theuerſte wär. — Uebrigens glaube mir, je mehr Charlatanerie in der Medizin, je mehr Praxis; und durch dieſe werden mehr Menſchen getödet als geheilt, was auch gut iſt! Meine Herren, obgleich ein Grieche von Geburt, ſo habe ich doch, ehe ich mich feſtſetzte, in Wien und in Jena ſtudirt. Was ſoll ich mehr ſagen? Ich wär auch nach Berlin gegangen, der Charité wegen, wären damals nicht ſo ſonderbare Brochüren über dieſelbe erſchienen. — Auf den griechiſchen Inſeln, pfuſchen die Weiber ſo ſehr in unſer Handwerk, daß uns wenig Zeit bleibt, Menſchen zumzubringen. Sie haben alte, mündliche Rezepte, kennen einige Kräuter, und kuriren friſch drauf los. — Zum Sterben ſind die Menſchen alle reif und gut genug."

„Es geht damit, — lächelte Lionardo; — wie mit der Liebe; Ein jeder muß einmal daran. Wohl dem, der nicht daran hängen bleibt, oder ſich ſo ganz darinn einſpinnt, wie der Seidenwurm in ſein Gewebe; oder ſey es, wie die Raupe, die doch endlich zum Schmetterlinge wird. So geht's gewöhnlich, den Puppen Naturen; denn die Liebe ſelbſt, iſt eine Puppe, macht zur Puppe, ſpielt mit einer Puppe, und läßt die Puppe mit ſich ſelbſt ſpielen.

So giebt's ſtets Chriſtgeſchenke und Weihnachtsfreuden.“

„Spielzeug braucht der Menſch ſtets; — fuhr Papopylos fort; — und die Weiber ſpielen bis an's Ende ihres Lebens, mit der Liebe, mit Karten, mit Moden und mit Andachten. Wenn ſie recht ſehr fromm werden, dann ſteht der Barometer auf Austrocknen. So etwas Mumienartiges nehmen auch die meiſten alten Männer an, wenn ſie Betbrüder werden; gewöhnlich, die Geizhälſe; gleichſam, als würde das Gebet der Phylax ihrer Schätze. So legen ſie das Gebetbuch zum Mammon, wie die Larven zum Ballkleide, und die Kokarde der Frömmigkeit, zur Sterbe-Montur. — Ich bin eigentlich, ein Menſch, der, wo möglich, entſchuldiget, was nur halbweg zu entſchuldigen iſt, — aber die Schwachheitsſtärke des Geizes, kann ich nicht entſchuldigen.

Denn, alles Uebel, was ſich gebären läßt, gebiert der Geiz.“

„Auf langes Leben! — rief Sirius aus, indem er das Glas ergriff und anſtieß; — Denn der weiſe Salamo ſagt: Wer den Geiz haßt, der wird lange leben.“

„Der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels! — fuhr Lionardo fort! — Dem Geize grünt kein Grün, ihm duften keine Blumen, ihm ſingt kein Vogel Freude zu. Nichts behagt ihm als der Schimmer des Geldes und deſſen Klipper-Klang. — Nur der Liebesgeiz iſt allenfalls noch zu entſchuldigen, wiewohl auch nicht immer. Geben iſt ſeeliger als Nehmen; ſo denken die wenigſtens Weiber. Selten geben ſie ſelbſt ſich ganz, wenn ſie andere nehmen. Im Kränzchen der Weiber, iſt ſtets etwas da, das feil iſt; wie wohl die meiſten. am liebſten en gros handeln. — Was wir lieben! Viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählt. Die ſchöne Träumerin Monasdina ſoll leben! — Freunde! Dieſes Mädchen, hat ein herrliches, ſeelenvolles Auge, einen Körper, gewoben wie aus Lilienſchnee, und eine zärtliche, Hinſtrebungs-Einbildungskraft, wie ein ſideriſches Inkarnat. — Und dieſe ſoll die Gattin eines Handelsjuden werden? Nein dazu iſt die Gerechtigkeit zu gerecht. Für Schnupftabacksſchnupfer blühen keine Lilien."

Da wurden kleine Kuchen aufgetragen bei den Griechen, Colywa genannt, gebakken aus gekochtem Weizen, bedeckt mit Korinthen, Granatapfelkernen, Zucker, Konfekt, Sahne, mit Baſilienkraut zierlich verziert.

„Kennt ihr die Kunſt, das Baſilienkraut ſo auf dieſen Kuchen zu ordnen, daß es ſpricht?" — fragte Papopylos.

„Das iſt, wie mit der Blumenſprache?"

„Gleichſam; aber einfacher."

„Was ſagen dieſe labyrinthiſch geordneten Stengelchen?“

„Sie rufen aus: „dem Verliebteſten!“

„Das bin ich; — rief Lionardo aus; — zum Aerger ſo vieler, die es im Grunde auch gern wären. Es kann's aber nicht jeder, wenn er will. So etwas, wird ſo gut erlernt, wie eine jede Kunſt.“

„Nun! So lebe denn die Kunſt des Verliebtſeyns!“

„Und ſterbe nimmer.“

„Das wird auf dieſer Welt, auch wohl nicht möglich ſeyn.“

Es fielen Kanonenſchüſſe von den Wachtſchiffen, vor dem Hafen. — Bald gab es Allarm und Geſchrei, Berichte und Nachricht; es hatten ſich Türkiſche Schiffe ſehen laſſen, die, wie man glaubte, ſich bei Stanchio vorbei, nach Rio zugedrückt hatten, und von ihrer Flotte entfernt und verſprengt worden waren. Der Befehlshaber der Schiffe

Schiffe im Hafen vor Polikandro, rieth, ſogleich dieſe Türkiſchen Prieſen, wie er ſie nannte, anzugreifen, und alle rüſteten ſich zum Kampfe. — Lionardo, lies ſich auf ſein Schiff bringen. — Monasdina und Isminde ſtürzten erſchrocken in den Saal. Ganz außer ſich, ohne zu wiſſen, was ſie thun ſollte, befand ſie ſich ſogleich in Lionardos Armen, der ſie küßte und ſprach: „Schönes Kind! wir ſehen uns auf Samos wieder.“ Sirius fuhr fort:

„Nur ruhig! Wir kommen auch nach. Balgt euch nur herum. Der Meerpfau wird bald kommen. Ich liebe das Schiff und den Namen. Gelaſſen, meine Schönen! der Meerpfau wird uns tragen, wohin wir ſollen.“

„Ach Lionardo!“ ſeufzte Monasdina.

„Beruhige dich, gute Träumerin, von mir geweihte Iſispriesterin! mein Schiff, die Iſis, wird dich erwarten, wenn das

Gefecht vorbei iſt, und bei mir, biſt du ſtets, ſchönes, liebes Bild, meiner Gedanken!“

Ihn, ganz in ſich ſelbſt verloren, an ſich drückend, ſank ſie auf ein Sofa zurück. — Die Kanonen ertönten von neuem; was zum Gefecht gehörte, rief: „Zu Schiffe! Zu Schiffe!“ — Sirius ſprach: „Wir wollen den Wein erſt austrinken;“ und ſetzte ſich nebſt Papopylos an den Tiſch.

Drei Fregatten und zwei Kutter der Türken lagen den griechiſchen Schiffen entgegen, die in den Hafen von Polikandro lagen. Schon zogen lichtgelbe Streifen am Himmel heran, der Morgen ſchien beginnen zu wollen, als die Griechen das Signal gaben die Türkiſchen Schiffe anzugreifen. Dieſe zogen nicht weit ſich zurück und ſchienen das Gefecht zu erwarten Da brachen, zuckend, hundert Morgenſtrahlen aus Oſten und in der Nähe rollte der Donner griechiſcher Kanonen; die Hörner erklangen und durchtönten den Freudenruf; „Bublina kömmt!“ — Ein lautes Hurrah! überflog die Flotte. Bublina ſteckte des Kreuzes Panner auf ihrem Schiffe auf. Die Schlacht begann.

Nach einem hartnäckigen Streite von länger als zwei Stunden, waren die Schiffe der Türken genommen, in die Luft geſprengt in den Grund gebohrt; und keiner der Muſelmänner blieben am Leben. — Ihre Schiffe auszubeſſern, gingen die Griechen in die Hafen Naxos, Mykone und Pathmos. Auch Lionardo ſegelte auf ſeiner ſtark beſchädigten Iſis dem Hafen des Eilandes zu, wo Theſeus einſt Ariadnen ſchlafend verlies.

Hier fand und ſprach er die hehren Frauen Bublina und Iſida, und geſtand es ſich ſelbſt, er habe nicht die Kühnheit, eine der=

ſelben zu lieben. Ganz reſignirt ſprach er bei ſich ſelbſt:

„Ich kann es mir recht wohl erklären, wie die freudenſelige, immerſchöne Ninon bei einer Umarmung gegen den Prinzen Conté ſagen konnte: „Ach mein Prinz, wie tapfer mögen Sie ſeyn!“ — Man kann die kriegeriſchen Weiber wohl bewundern und verehren, aber man wagt es nicht einmal, mit ihnen zu tändeln, geſchweige denn ſie zu lieben. Es iſt, als wenn ſo etwas gar nicht ſeyn ſollte; doch an den Männern, lieben es die Weiber, weil ſie in uns, nur ſtets ſich ſelbſt lieben.“

Bublina aber, verwunderte ſich im Stillen, wie es möglich ſeyn könne, daß ſolch ein Mann des Lebensgenuſſes, wie Lionardo ſo tapfer ſeyn könne, wenn es zum Gefecht kam; Jedoch, ſetzte ſie hinzu: „Achilles hatte ja auch eine Briſeis!“

Da trat er ſelbſt einher, ſo zierlich und galant, als ein zweiter Paris. Bublina lächelte:

„Die Verwundungen heilen bei Euch ſchnell!“

„Es würde mir nicht lieb ſeyn, heilten ſie langſam; denn ich verſichere, bei Schmerz und Genuß, iſt ſtets die kurze Dauer die beſte. Zwar möchte man von dem Genuſſe das nicht glauben, aber es iſt dennoch gewiß: der Ueberfluß erſtickt und überſättiget; und das Verlangen iſt es, was den Reiz erhöht, indem es ihn beflügelt.“

„Kann möglich ſeyn!“

„Es iſt Wahrheit und gewiß. Glaubt mir, ich ſpreche aus Erfahrung.“

„Ei warum nicht! welche Erfahrungen alle mögt Ihr nicht ſchon gemacht haben. — Wie dem nun ſey! Wir ſegeln nun nach Samos. Wird es Euch dort auf dem ſtillen Eilande wohl gefallen?“

„Was werdet Ihr dort wohl thun?“ — ſiel, fragend, ſchnell Iſida ein.

„Ich werde den Homer ſtudiren, und leben, wie Anakreon;“ — antwortete Lionardo und drückte ihr die Hand. Das fuhr ihm wie ein Schauer durch die Nerven. Sie aber ſah ihn dreiſt in die Augen und antwortete:

„Ich bin weder Homer noch Anakreon.“

„Das wage ich gar nicht zu ſagen; — fuhr Lionardo fort; — Aber die Zeit, wird Euch doch gewiß auch lang werden, da Ihr Euch nicht einſpinnen könnt, wie eine Raupe in ihr eigenes Geſpinſt.“

„So raupenartig, kann ich leben. — Wenn du mich im Geſpinne ſiehſt, ſo denke —“

„Welch ein ſchöner Schmetterling wird da heraus kommen!“

„Weißt du, wie Pſyche ſich entwickelt?“

„Erkläre dir das der Weiſe, oder ſein Schatten, der einſt auf Samos wandelte, mit der goldenen Hüſte.“

„Du weißt nur auszuweichen. — Ich ſehe dir es aber an; Dir wird in Samos Zeit und Weile lang werden.“

„Die Welt ſteht mir ja offen.“

„Freund, Lionardo! fiel Bublina ein; — Studire auf Samos, Philoſophie, oder ſuche dir eine Braut aus.“

„Ich will, wenn es ſo ſeyn muß, lieber ganz unphiloſophiſch bleiben. — Es iſt auch kein Unglück!“

Auf Samos wurden große Vorbereitungen getroffen; Triumfbogen wurden erbaut, Ehrenſäulen errichtet, Kränze gewunden, Rednerbühnen geſchmückt! alle Einwohner rüſteten ſich zu, die zu erwartenden Sieger zu empfangen.

Schon waren die Schiffe dem Hafen nahe. Der Donner der Kanonen brüllte tauſend Grüße der harrenden Menge zu, die am Lande ſtand, die Kommenden zu erwarten. Lauter Jubel der Grüßenden der Begrüßten, ertönte überall.

Als nun, am folgenden Tage, die Landung geſchah, erſchien Bublina halb gerüſtet, die ſchwarzen Locken mit einem glänzenden Helme bedeckt, den hohe ſchwankende Federn ſchmückten, im ſchwarzen Kleide, ſo geziert, wie die Bildner und Maler der Griechen die Göttin Minerva darſtellten. Sie wurde von der freudetrunkenen Menge, wie ein höheres Weſen empfangen, aber ſtill und beſcheiden wie immer, dankte ſie mit glänzenden Augen, ließ den Zug ordnen, und zog mitten in denſelben der Kirche zu, wo feierliche Muſik, wo Orgelton, Trompeten, und Pauken ſie empfingen. Ein feierlicher Geſang ertönte; Der Zug ordnete ſich feſtlich an die gehörigen Plätze, und mitten aus demſelben trat, würdevoll, Bublina hervor, nahte ſich dem Altare, ſetzte den Helm auf denſelben, zwiſchen die glänzenden, mit ſtrahlenden Kerzen beſtekten Leuchter, legte ihr Schwert nieder, am Fuße des Altars, kniete hin, hob Arme und Augen, betend, gegen das heilige Kreuz und gegen das Bild der göttlichen Panaga, mit des Lobes und Entzückens feierlichem Tone ausrufend: „Gelobt ſey Gott, und die allerheiligſte Jungfrau.“ — Der Biſchof trat herbei und ſegnete ſie, gab allen ihren Waffengenoſſen den Seegen und in herrlicher Andacht fiel nieder des Volkes andächtige Menge.

Aus der Kirche kommend, erwartete man die Siegerin und ihre Streitgenoſſen auf dem Markte. Von allen Rednerbühnen erſchollen freudige Bewillkommnungen, tauſende von Grüßen tönten ihr entgegen, eine angenehme Blumenlaſt von Siegeskränzen überſtrömte die Gefeierte, und Miſpas reichte, im Namen der Stadt, ihr den goldenen und ſilbernen Siegeskranz. Sie aber nahm den Kranz, ihn küſſend, und ſetzte denſelben der Bildſäule der allerheiligſten Panaga auf, legte ihr Schwert und ihre Waffen vor ihr nieder und ſprach:

„Lobt, edle Griechen! Gott mit mir. Der Herr hat Großes an mir gethan; ſeinen Namen laſſet uns dankend preiſen. Von mir aber, dem ſchwachen Werkzeuge, — denn ich bin ein Weib! — nehmet meinen Dank, edle Waffengefährten! Die Menſchheit und die Griechen danken euch. Europa ſieht auf uns und unſer Ruhm erſchallt überall. — Verliehen hat der Herr uns herrliche Siege. Beweinen wir die gefallenen Brüder; Alle ſtarben als Helden für die gerechte Sache ihres Vaterlandes. Feierliche Todtenfeiern ſollen ihnen werden; Friede ſey mit ihren Seelen. — Unſere gemachte Beute ſoll gewiſſenhaft unter die Mitſtreiter vertheilt werden. Meinen Antheil, habe ich in drei Theile geſchieden. Der eine Theil gehört der Allerheiligſten, der Kirche, und ihren frommen Dienern; der zweite, ſey meinen erkohrenen Töchtern; den dritten Theil, weihe ich dem Staate und den Armen. Meinen Schmuck, meine Ketten und Ringe will ich unter meine Freundinnen theilen, ich aber, nehme für mich, feierlich, den Kloſterſchleier und das Gewand der frommen Büßerinnen. Erfüllt iſt, was ich gelobt habe; und nun, erfülle ich auch mein heiligſtes Gelübde. Treu dem erblichenen Gatten, rächend meiner Kinder Schatten, rein und unbeſcholten trete ich ein, in das ſtille Haus der frommen Kloſterfrauen. Ich ſegne das Volk, die Griechen, meine erwählten Töchter und Söhne; mich aber ſegne der Herr, ſenke ſeinen Himmelsfrieden auf meine ſtille Wohnung und bereite, gnädig, mir die himmliſche, auf die ich hoffe.“

Leonardo, an eine Statue gelehnt, ſah, tiefgerührt vor ſich nieder, und ſeufzte: „Ach Anderena!“ Da nahten ſich ihm Sirius, Isminde und Monasdina, die indeſſen mit dem Meerpfau angekommen waren, und ſtellten ſchweigend, ſich neben ihn, ihn nicht in ſeinen Betrachtungen zu ſtöhren. Monasdina aber ſprach:

„So, war der Traum geträumt!“

Druckfehler im zweiten Theile.

Seite 5 Zeile 2 das; lies daß.
S. 16 Z. 21 Roſona; lies Roſana.
S. 18 Z. 17 nach es, muß ein ; ſtehen.
S. 29 Z. 8 und l. mit.
S. 47 Z. 21 Pathenos; l Pathmos.
S. 49 Z. 13 Tagemich; l. Tragemich.
S. 55 Z. 9 dieſem; l. dieſen.
S. 82 Z. 13 Söhne l.. Schöne.
S. 84 Z. 20 bewirkte; l beweinte.
S. 92 Z. 19 Bollo; l Bello.
S. 93 Z. 12 fehlen die Worte: ſagte Sirius.
S. 103 Z. 8 ſchreve; l. ſcherze.
S. 110 Z. 6 zeigt; l. zeiget.
S. 113 Z. 11 vorans; l voraus.
S. 119 Z. 9 Regenten; l. Renegaten.
S. 139 Z. 18 Albinoos l. Alkinoos
S. 144 Z. 12 läſtiger; l. luſtiger.
S. 144 Z. 13 berechnet; l. berechnete.

Folgende empfehlungswerthe Romane ſind in der Henningsʼſchen Buchhandlung zu haben.

Abentheuer Wilhelms von Berg. 10 gr.

Adelhaupt von Stockfiſch. Mit einem Kupfer und Vignette von Schule. 2 Thle. 1 thlr. 8 gr.

Adelina, die Fürſtenbuhlerin. 2 Bde. 1 thlr. 16 gr.

Albine, Saint, der Schauſpieler 2 Thle. 18 gr.

Aretinus Lovala, oder der Geiſterſeher ohne Geiſt. 2 Bändchen. 1 thlr. 8 gr.

Arnold, K. F. K., Amalie Balbi. Wiederſehen der Geliebten nach dem Tode. Eine pſychologiſche Erſcheinung aus dem Gebiete der Geiſterſeherei und genau wahr. 1 thlr.

Aruja, oder die eheliche Treue. Eine morgenländiſche Erzählung aus Tauſend und einem Tag. 1 thlr.

Begebenheiten, ſeltſame, eines jungen franzöſiſchen Offiziers. Aus deſſen Papieren mitgetheilt von ſeinen Kriegskameraden, zur Belehrung für junge Schwärmer. 3 Bdchn. 2 thlr 12 gr.

Bertuch, H., Weinblüthen oder Novellen für Geiſt und Herz. 2 Bde. 1816. 1817 1 thlr. 12 gr.

Bußtage eines Wüſtlings 2 Bde. 1 thl 16 gr.

Chargenverkauf, der, ein Luſtſpiel. 4 gr.

Deſſalines, Tyrann der Schwarzen und Mörder der Weißen auf St. Domingo. Ein Gemälde politiſche Ungeheuer. 16 gr.

Edmund Olivier, ein Seitenſtück zu Rouſſeau's Heloiſe Aus dem Engl. 2 Bdchn. Mit Kupfer v. Kohl 1 thlr 16 gr.

Einſiedler, der, oder die Geſchichte eines Sonderlings 1 thlr.

Eliſe ein Luſtſpiel. 6 gr.

Familie Gronau, die, oder die Reiſe nach dem Jahrmarkt. 1 thlr. 16 gr.

Flucht, meine, nach Irrland. 2 Thle. N. A. 1 thlr. 12 gr.
Flüchtling, der ſchöne, Luſtſpiel in 5 Akten. 10 gr.
Friederike, die dreifache, Schauſpielerin, und unglücklich durch Glauben, Hoffnung und Liebe. Eine wahrhafte Geiſtergeſchichte a. d. Nachlaſſe des unglücklichen Königsſohns von ** in — 1 thlr.
Fürſtenfrauen, die privatiſirenden. Zugabe zu den privatiſirenden Fürſten. 1 thlr. 8 gr.
Gall's Reiſe durch Deutſchland 16 gr.
Garnerin's, B., Reiſen über der Erde, gezeichnet und geſchrieben fürs große Publikum. 16 gr.
Georges, Chef der Chouans, Held der Vendée und Oberhaupt des hölliſchen Blutbundes. 2 Bde. 1 thlr. 4 gr.
Geſchichte des Ritters Joshua Truemann. 2 Theile. 18 gr.
Geſchichte eines Glücklichen. 11 gr.
Harlekins Wiedergeburt. Ein Spiel luſtiger Intrigue von H. Schorch. 16 gr.
Heiligthümer aus dem Archive der Tempelherren. 1 thl. 16 gr.
Hennings, Carl, Kindespflicht und Liebe. Trauerſpiel in fünf Aufzügen nach Corneilles le Cid bearbeitet 8 gr.
— die Hofleute. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 12 gr.
Jasmin und Granatblüthen, gepflückt in Kaſtiliens Gefilden und meiner Charis in Deutſchland gewidmet. 2 Bdchn. 3 thlr.
Jonas, der ſchwarze, Räuber Kapuziner und Mordbrenner. Ein Blutgemälde aus der furchtbaren Genoſſenſchaft des berüchtigten Schinderhannes. 1 thlr.

Jonas, Bruder, der Menonit, herausgegeben vom Verfaſſer d. privatiſirenden Fürſten. 2 Bde 1 thlr. 16 gr.

Johanne Soutgate, die neue Prophetin in England. Ein Gemälde des Myſtizismus aus unſern Tagen. Aus den Memoiren des Herzogs von * ingham und den Ritualen des neuerſtandenen Ordens Jeſuchriſti Roman aus jetzigen Zeiten. 2 Thle. Neue Auflage 2 thlr 16 gr.

Judith. Aus den Engliſchen. 2 Thle. 2 thlr. 16gr.

Jungfrau Europa im Wochenbette. 2 Bde. 1 thlr. 16 gr.

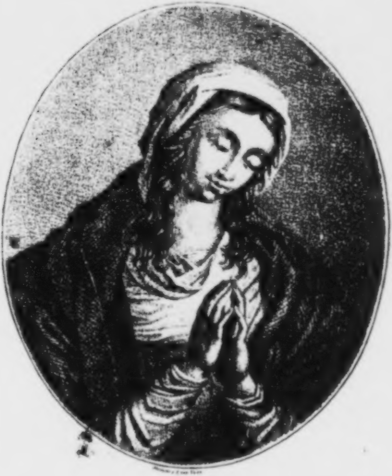
Kalb, das ſilberne, eine Zugabe zum goldenen u. ſ. w. 4. Bde. Mit einer Viginette 3 thlr.

Kamjaſchott's, J. B., Wanderungen durch Syrien, Egypten und einen Theil Arabiens. Nach ſeinem Tagebuche und den Bemerkungen anderer klaſſiſcher Reiſebeſchreiber bearbeitet. 3 Bde 2 thlr 22 gr.

Kantoſchkin, der ſchreckliche Muttermörder von St. Petersburg. Eine Criminalgeſchichte, aus ſeinen Unterſuchungsakten biographiſch bearbeitet. St. Petersburg und Moskau. 18 gr.

Karoline Williſiora, oder die Schrecken des gelben Fiebers auf Mallaga Eine wahre Geſchichte, aus dem Originale frei überſetzt. 1 thlr.

Kathinka, die unglückliche Fürſtentochter von * — l —. Nebſt der Biographie meiner fürſtlichen Mutter. 2 Bde. 1 thlr. 16 gr.



Maria d'Agreda.

Umherſchweifungen
in den
Labirinthen
ſchwärmeriſcher und myſtiſcher
Frauen;
und
Herzenserleichterungen
eines Beobachters
der
# exzenteriſchen Frauenwelt.

[illegible]

> Entre el Si y No de una Muger
> No cabe punto de alfiler!
>
> Quevedo.

Leipzig, 1825.
Rein'ſche Buchhandlung.

16

Mandorla inzuccherata.

Un cibo di fuor dolce, e dentro amaro,
Donna, voi mi porgeste;
Q. Quasi dir mi voleste,
Gusta, e impara à saper che tale i'sono.

Guarini.

Land Thüringen
Landesbibliothek Weimar

Ich kam in Wiesbaden, aus dem prächtigen, ziemlich uneigentlich ſogenannten Kurſaale, aus einer großen Geſellſchaft, die ſich nach der Tafel in die ſchönen Gefilde und Anlagen zwiſchen den Roſenbeeten gezogen hatte, wo viel und mancherlei, größtentheils aber über den jetzigen Hang ſo vieler Menſchen zum Myſticismus geſprochen wurde. — Es konnte nicht fehlen, wir ſetzten dieſe Unterhaltung am folgenden Tage in dem Hotel zu den vier Jahrszeiten wieder fort. Und ſo ging es die ganze Badezeit hindurch, wo wir zuſammenkamen. Alles hatte tiefe Wurzel gefaßt, zumal da es in einen gedeihlichen Boden gefallen zu ſeyn ſchien. — Die verſtändigſten und einſichtvollſten Badegäſte ſprachen darüber ſich ſo entſchieden aus, daß es unmöglich war, darüber nicht nachzudenken. Daß es mir auch ſo ging und gehen mußte, konnte nicht fehlen. Vieles ſagte ich in Gegenwart der Anweſenden, aber vieles behielt ich mir vor noch darüber zu ſagen, was ich mehreren der Badegäſte feierlich verſprach. „Recht ſo! recht ſo! — ſagte ein ſehr Unbefangener der Geſellſchaft. — Thun Sie das; et publica verba juvant.“ — Ich gab ihm mein Wort noch einmal, als wir uns eben, zu unſerm Weiterreiſen, in Frankfurt trennten. Ich will es thun, und ich thue es, mit eben der Freiheit und Unbefangenheit, mit der ich es in unſern Geſprächen in der Geſellſchaft that.

Dilige, et dic, quod volas, nullo modo maledictum erit, quod specie maledicti sonuerit.

S. Augustinus.

Non cuique contigit adire Corinthum!

Stets waren es die Frauen, die dem Myſticismus am ſtärkſten ergeben waren; da ſie überhaupt ſehr geneigt ſind der unmittelbaren Aeuſſerung ihres Gefühls zu folgen. Daher muß auch dem ſchönen Geſchlecht mehr Fähigkeit zu Ueberſpannungen und Verirrungen dieſer Art zugeſchrieben werden.

Im Menſchen iſt die wahre Quelle des Myſticismus ein innerer Kampf zwiſchen verſtändiger und idealer Anſicht der Dinge, zwiſchen Verſtand und Gefühl, Wiſſen und Glauben, Begriff und Bild, Idol und Symbol, Wahrheit und Schönheit. Nun entſteht ein Streit zwiſchen dem allen. Daher iſt Myſticismus vorherrſchende Gefühlsreligion; Vermiſchung zwiſchen Wiſſen und Glauben; Verwechſlung zwiſchen Idol und Symbol, Sache und Bild. In dieſem allen liegt die Vermengung des Unendlichen und Endlichen.

Die Quelle, aus welcher der Myſticismus ausfließt, iſt das Gefühl; und das Ziel, welchem es zuſtrebt, iſt unmittelbare Vereinigung mit Gott. Das Mittel aber, durch welches dieſes Gefühl das Ziel zu erreichen ſtrebt, iſt Oppoſition gegen die Natur.

Was blos das Bild des Göttlichen

iſt, das wird von den Myſtikern für das Göttliche ſelbſt gehalten. Daher entſteht auch der Glaube der Myſtificirten, eines nähern Umgangs mit Gott, in welchem, ſchon in den früheſten Zeiten und im Mittelalter, mehrere Frauen zu leben glaubten; z. B. Hildegard die Begeiſterte im XII. Jahrhundert und Angla die ſogenannte Seherin.

„Es iſt der Weiber allgemeiner Sinn, — ſagen die ältern, ſich um die Gynäceen bekümmert habenden Schriftſteller — daß ſie immer erleuchteter ſeyn wollen, als die Männer. Dieſem Vorwitze haben wir ſchon das Unglück der Eva durch ihren Apfelgenuß zu verdanken. Von ihrer Ehrbegier kömmt es her, daß ſie immer lehrend und belehrend ſeyn wollen und, in ihrer Art, ſo recht apoſtelartig. Stets paart ſich ihr Vorwitz mit ihrer Neugier und Liſtigkeit; daher wollen ſie gern für andächtig gehalten werden und ehrbar erſcheinen.“

Wie dem nun ſey! Leichter laſſen ſie ſich überſpannen, nehmen äuſſere Eindrücke gar leicht für innere; Liebhaber für Engel und Verhaßte für Teufel an, und gehen daher ganz gemächlich, als müßte es ſo ſeyn, zu Offenbarungen über. Erregen ſie Aufſehen dadurch, deſto beſſer für ſie, nach ihrem eigenen Wollen und Verlangen.

Laſſen wir doch mehrere dieſer Seherinnen und myſtiſicirten Damen vorübergehn; beſehen, muſtern, und hören wir, was ſie meinten und ſagten.

Herbei, meine Schönen! — — Sind Sie es, hochgefeierte Syrakuſanerin? — Willkommen beglückte Seherin aus dem III. Jahrhundert! — Es tritt auf

die Heil. Lucia.

Erloſchen war in ihr (wahrſcheinlich durch eine unglückliche Liebe, von ihrer Seite) das Feuer irrdiſcher Liebe. Sie erklärte dem ihr beſtimmten Bräutigam, ſie könne nicht ſeine Gattin werden, da ſie ſich mit dem Himmliſchen verlobt und vermält habe. Er mußte ſich das gefallen laſſen; ſie aber bekam Viſionen, und wurde als Chriſtin von den Heiden verbrannt. Ihre Expektorationen ſind uns nicht aufbewahrt worden.

Die Offenbarungen und Viſionen der ſeeligen Juliana im XII. Jahrhundert brachten uns die feierlichen Aufzüge des glänzenden Frohnleichnamsfeſtes.

Erzogen nach dem Tode ihrer reichen Eltern zu Retina, bei Lüttich, auf dem Cornelien-Berge, fand ſie eine ſie belehrende und erziehende Freundin, in der frommen Frau, Sapientia, ſehr bedeutend genannt.

Dieſe hielt die junge Juliana fleißig an zum Gebet und zur Arbeit. Ganz ſelbſt dazu geſtimmt, überlies ſie ſich frommen, ſtillen Betrachtungen und beſchickte dabei das Vieh, als Magd. Nebenbei aber übte ſie ſich ſehr im Leſen, und hatte ſie Zeit, las ſie mit ganz ſonderbarer Zuneigung und Begierde, beſonders die Schriften des heil. Bernhard. Nach und nach und mit Beharrlichkeit, hatte ſie es, ganz aſcetiſch, auch im Faſten ſehr weit gebracht. Darüber aber wurde ſie (wie ſie erzählte) des Nachts von dem Böſen, ohne welchen damals (ſo wenig er wollte) nichts Herrliches geſchehen konnte, gar hart angefochten und geplagt. Sie jedoch blieb, wie ſie war, andächtig, entzückt und ſich ſtets gleich. Immer größer und ganz hervorleuchtend bemerkbar wurde ihre Andacht, beſonders in der Charwoche. Da wünſchte ſie ſich am Kreuze zu ſterben. Täglich weinte ſie in dieſer Stimmung herzlich, bekam Viſionen, Entzückungen, und fing an zu profezeihen, gar wunderbar.

So brachte ſie es, durch Andacht und Profezeihungen erhoben, bis zur Priorin des Kloſters auf dem Cornelien-Berge, in welchem ſie ſich befand, da ihre Offenbarungen immer ſtärker und vielumgreifender wurden, als man nur ahnen und glauben konnte.

Es konnte daher nicht fehlen, dieſelben mußten höheren Orts gelehrten Prüfungen unterworfen werden; aber, zu ihrer Satisfaktion, wurde alles das von Papſt Urban IV. ganz rein und lauter befunden.

Dennoch drohten der Seherin drückende Verfolgungen. Dieſen zu entgehen, wanderte ſie mit Entſchloſſenheit und Geduld nach Kölln, wurde aber von einem Kloſter zu dem andern vertrieben, bis ſie endlich (wie ſich denn ſo etwas immer findet) an der Aebtiſſin von Salſines eine glaubige, gute Seele fand, welche ſie auf und in ihren Schutz nahm. — Aber es wurde der guten Seherin von ihren Verfolgern und deren Machinationen dennoch unmöglich gemacht in Ruh zu leben, was ſie doch ſo gern wollte, damit ihre Viſionen immer heller würden. — Schnell entſchloſſen, bezog ſie, neuen Verfolgungen zu entgehn, bei Foſſa, eine ganz allein liegende Klauſe, als eine Verſchloſſene (Incluſa) und verkündigte ſelbſt ihren Tod, [1]) als das Ende ihrer Profezeihungen. — Einzelne Mittheilungen von ihren Offenbarungen haben wir nicht, da ſie nichts aufgezeichnet hat, wie doch andere Seherinnen gethan haben.

Einer ihrer heftigſten Gegner in Lüttich behauptete: Man müſſe nichts glauben, was nicht mit der Vernunft übereinkomme. Sie aber hatte profezeiht: die Lütticher wären unruhige Köpfe und würden ob des Unglücks geſtraft werden, welches ſie über ihr Vaterland gebracht hätten; und behauptete: das zu ſagen, habe Gott ihr geboten, dem man gehorchen müſſe.

Aber dieſe Jungfrau der Offenbarungen iſt tod, und wir wollen ihre Gegner, welche auch nicht mehr leben, ſo wie ſie ſelbſt, ruhen laſſen, indem wir uns vorgenommen haben, mehrere kennen zu lernen, und uns noch nach andern Seherinnen auch umzuſehen, damit keine unmuthig gemacht werde. — Da iſt ſchon aufgetreten; es iſt die phyſiſch-anatomiſche Beweißlieferin des hohen Wundergeheimniſſes,

Clara de Montefalco.

Wir werden finden, daß ſie mit allem Fug und Rechte von ihren Biographen und Freunden eine eingefleiſchte heilige Seherin genannt werden konnte.

Wir kannten ſie gleich, da wir ihr Bild geſehn haben. — In ihrer Hand hält ſie den hochberühmten Beweiß des unbegreiflichen Geheimniſſes der heil. Dreifaltigkeit, die drei Kügelchen, oder Gallenſteine, liegend in einem Triangel. Wunderſeltſam genug, hat ein ſolches Kügelchen ſo viel als drei, und alle dreie ſo viel als eins gewogen. [2]) Da hält ſie nun, gleichſam als einen Nebenbeweiß, zu Unterſtüzzung des rechten, in ihrer linken Hand, einen Lilienſtengel, deſſen drei Blumen auch nur auf Einem Stengel ſtehn.

So tritt ſie auf. — Die Myſtiker unſerer Zeit haben ſchon das anathematiſche Zetergeſchrei über alle Läugner des Wundervollen (welches jedoch in dem modiſchen Muſeum noch nicht berührt iſt, ob es gleich ſchon viele ungelegte Eier berührt hat) ertönen laſſen. Wir wollen es im Stillen verhallen laſſen! Das hat auch der ſeelige Thümmel (Werke 4. B. S. 155 — 183) gethan, ehe er tod war.

Ganz dichteriſch haben wir die Jungfrau angeredet und mit einem Sonett begrüßt (welches wir aber, als eine poetiſche Gelegenheits-Arbeit, dem Publiko zu leſen nicht zumuthen wollen), und haben erhalten, was vielen Lehrdichtern, auch einigen Naturhiſtorikern gewährt wurde, daß ſie ſelbſt reden durfte. — Nach einer freundlichen Bewegung ſprach ſie:

„Ich habe das Licht der Welt erblickt zu Montefalco, einem Marktflecken, liegend im heiligen Kirchenſtaate, in der Provinz Spoleto, auf einem Berge, über dem Fluſſe Clitunno.

Damian war meines Vaters Name, und Jacoba hieſs meine Mutter. Beide Eltern waren gottesfürchtige, gute Menſchen. — Wie hell und klar der mir in der Taufe ertheilte chriſtliche Name war, ſo klar und rein beſtrebte ich mich auch meinen Wandel zu machen. In dieſen Bemühungen aber geſchah es, daß mein Herz gar wunderbar ſich hob und endlich ganz entzündet wurde in der Liebe unſers Heilands. Ach! dieſe traf, rührte und behandelte mich dergeſtalt zu wahrer, hoher Würdigung, da mein Herz rein gefunden worden war, daß demſelben die myſteriöſen Werkzeuge der heiligen Paſſion eingedrückt wurden. Daher nannte man mich auch: Clara vom Kreuz."

„Mit Wahrheit und aller, unſerm Geſchlechte gebührenden Beſcheidenheit, kann und darf ich ſagen, daß ich von früher Kindheit an, mich fleißig im Gebete übte, ſo eifrig daß der allgemeine Feind des menſchlichen Geſchlechts darüber ſehr ergrimmt wurde, daß er mir zuſetzte Tag und Nacht, und mich abzuziehen ſuchte von meiner Andacht. Deshalb verſtellte er ſich, voll Liſt und Trug, wurde ungemein freundlich, ſuchte mich zu verwickeln in anlockende Geſpräche und führte allerlei liebliche und freundliche Reden.“

Gern hätte ich von dergleichen Deklarationen dieß und jenes der lieben Jungfrau abgefragt, und etwas davon vernommen, aber ich war betroffen und reſpektirte die gefällige Erſcheinung. Auch iſt es meine Gewohnheit nicht, Sprechenden fragend in die Rede zu fallen. — Sie aber fuhr fort:

„Wie der Böſe ſah und erfuhr, wie ich geſinnt war, wurde er auf einmal ganz fürchterlich ungeſtüm und rumorte allenthalben um mich herum mit großem Lärm und ſchrecklichem Getümmel. Dabei ſuchte er durch allerlei Illuſionen mich zu täuſchen, zu blenden und zu berücken; ja endlich drohte er gar, mich umzubringen.“

Von den Täuſchungen und Illuſionen hätte ich gern etwas gehört, aber ich wagte es nicht die Sprecherin zu unterbrechen. Doch ſtellte ich mir den Verſucher ſo etwa wie einen verzweifelnden Liebhaber vor. Mitten in dieſer meiner Vorſtellung ſprach Clara weiter:

„Standhaft verlachte ich ſeine Drohungen, ſagte ihm das in's Geſicht und erhob mich eifriger im Gebet noch als vorher, kaſteite mich durch ſtrenges Faſten, enthielt mich aller leckern Speiſen, nahm nur Brod und Waſſer zu mir, zuweilen einige Früchte, weidete jedoch meinen Geiſt, ganz verachtend meinen Leib, mit den allerköſtlichſten Speiſen himmliſcher Betrachtungen. — Es war aber meine Schweſter, die — ich darf ſie wohl ſo nennen — fromme Johanna, die ſich in ein neues Kloſter begeben hatte, wo ſie bald von den guten Kloſterſchweſtern zur Aebtiſſin gewählt wurde. Zu dieſer begab ich mich, damals neunzehn Jahr alt, und wurde auf meine Bitten aufgenommen in die fromme Geſellſchaft. Da lebte ich nun ganz ſtill, nur der wahren Gottesfurcht und erquickte mein Gemüth mit Himmels Troſt und Koſt. Da geſchah es denn, daß meine Zelle oft erleuchtet und erfüllt war mit einem ganz himmliſchen Glanz und Scheine, bei welchem ich, wenn Leibesſchwächlichkeiten mich bedrohten, durch Engels-Melodien gar wunderſam ergötzt, geſtärkt und erheitert wurde.“

Ich fand in dieſem Augenblick mich wirklich ganz muſikaliſch geſtimmt, und indem die Sprecherin, eben ein wenig pauſirend, etwas an ihrem Schleier ordnete, gedachte ich der herrlichen Cäcilia, doch der nicht, die ſich jetzt in Mainz eingefunden hat, obgleich ihre Nachbarſchaft mit dem Waſſer Wiesbadens und den Strömen des nachbarlichen Rheins der muſikaliſchen Welt nicht wenig auffiel. — Indeſſen war der Schleier geordnet und weiter ſprach die Jungfrau.

„Da die liſtigen Nachſtellungen des Böſen mir ſo bekannt geworden waren, ſo konnte ich nicht anders, ich mußte meine lieben Mitſchweſtern warnen und ſprach: Hütet euch und ſeht euch wohl vor, denn der Verſucher, der uns allen nachſtellt, nimmt, um ſeinen Endzweck zu erreichen, allerlei Geſtalten an, ja, ſelbſt die, unſrer andächtigen Frau Aebtiſſin, und wird euch zu berücken ſuchen. Mich ſucht er auf alle Art und Weiſe in meiner Andacht zu ſtören, erſcheint mir auch gar oft in den ſchrecklichſten Geſtalten, vermag aber doch nichts über mich und meinen Muth, ihm zu widerſtehn. — Ach!

man mußte mich damals ſehn. So unfreundlich und rauh auch die Witterung ſeyn mochte, ich ſtand ſtets draußen in den Kreuzgängen, in bloſen Füßen, ſo lange, bis ich hundert Vaterunſer gebetet hatte. Dabei enthielt ich mich aller Fleiſchſpeiſen. Nur einmal ſpeißte ich ein Ei, was mich aber ſehr gereuet hat. — So errang ich den Sieg über alle den Frauen ſo ſehr anklebende Begierden, blieb fromm und rein, in erwünſchter, ſanfter Heiligkeit. — Darauf waren die Aebtiſſin und mit ihr alle Kloſterjungfrauen entſchloſſen eine viel ſtrengere Regel und Weiſe anzunehmen; und es geſchah.“

Da blätterte ich in dem vor mir liegenden Legendenwerke, und fand, daß es im Jahr 1290 geſchehen war. — An ſo etwas denkt man zwar jetzo nicht, aber an myſtiſchen Anſichten und Hinſichten ſucht man doch zu gewinnen, um ſie ſogar mit Kannen zu genießen. — Sie ſprach weiter:

„Wir bauten ein neues Kloſterhaus. Die Unkoſten dazu zu beſtreiten und armen Leuten wohlzuthun, mußten wir milde Herzen anſprechen. Ich rüſtete mich ſelbſt zu einer Einſammlerin aus. Mit einem ſchwarzen Schleier bedeckte ich Geſicht, Arme und Hände und ſammelte Almoſen ein, von Gottes wegen. Meine Bitten rührten der Menſchen Herzen und ich brachte viele Gaben heim; dann aber, im Kloſter, faſtete, betete ich und geiſelte, zur Ehre Gottes, mich heftig. — Wie ich nun dem allen ſo oblag im Glauben, geſchah es, daß meine liebe Schweſter Johanna abgefordert wurde von dieſer Welt, alſo erwählten mich ganz einmüthig die Kloſterjungfrauen zu ihrer Aebtiſſin und Vorſteherin. Darinne fand ich des Herrn Beruf und nahm die Würde an, ganz wohlbedacht, als erwählte Gottesfreundin. Fleißig und wohl nachſehend ging ich auch des Nachts umher im Kloſter, wo oft der Böſe mich zu necken geſonnen war, obliegend meiner Pflicht und ging als Beiſpiel thätig in die Kreuzgänge zu heftiger Geiſelung. Stets trug ich ein haarnes Hemd, ging baarfuß, demüthig einher, und ſpeißte nur Waſſer und Brod. Erſchien der Verſucher, fand er mich ſtets im Gebet und feierlich geſtimmt an den Feſten der Heiligen. Da wurde ich gar oft verzückt und gerieth in

Betrachtungen hoher Geheimniſſe, wo mir die Göttlichkeit gegenwärtig wurde. Meine Schweſterñ, die Kloſterjungfrauen, ſtaunten oft mich an, verſicherten dann, daß meine Augen glänzten wie die Sonne und mein Leib in Strahlen erglänzte. — Mir aber wurde die Welt ganz zum Ekel; alle angeborne Neugier, aller Vorwitz wurde von mir geworfen und abgethan. Ich mochte von dem allen nichts wiſſen, was in der Welt vorging. Viel aber las ich, nachdenkend dem Geleſenen und herzlich mich erbauend. Das war mein Studieren, aber ich wußte alles wohl anzuwenden und mich zu vertheidigen gegen die Ketzerbrut. Täglich nahm ich zu in der Erkenntniß des Herrn und — jetzt, lies weiter in dem Buche, das vor Dir liegt.“

So hatte ſie geſprochen und verſchwand. — Schweigend ſchlug ich das Legendenbuch nach, und las:

Es hatte damals ſchon die fromme Clara eine vollkommene Erkenntniß der göttlichen Geheimniſſe und erforſchte die Tiefen derſelben mit wunderbarem Geiſte. Sie erkannte zukünftige

Dinge, erleuchtet mit dem himmliſchen Glanze der Weisheit und ſonderbarer Weiſſagungen. Sie kannte Menſchen, die ſie nie geſehn, und ſprach Sprachen, die ſie nie gelernt hatte; auch wußte ſie, und es war ihr offenbart, was die Menſchen dachten. Dieſes offenbarte ſie laut, ſchonte weder Geiſtliche noch Weltliche, weder Hohe noch Niedrige, und vermahnte Alle, die zu vermahnen waren.

Aber Gott liebte auch dieſe fromme Seele gar ſehr, ihr himmliſcher Bräutigam reichte ihr mit eigener Hand die heil. Communion und küßte ſie herzlich. Ja, zuweilen nahm er auch die Geſtalt eines Lämmchens an, ſpielte, tändelte und ſcherzte mit ihr gar lieblich und herzlich. Bei dieſer Herzlichkeit bat ſie ihn, daß er ihr die Gnade erzeigen wollte, ſie empfinden und ſehn zu laſſen die unausſprechliche Pein und Marter die er erduldet mit den Sinnen des Leibes. Und ihre Bitte wurde erhört. Alle Schmerzen des Leidens ihres Gottes wurden ihr mitgetheilt. Da kam eine Stimme vom Himmel, die ſprach: „Clara! Alſo giebt es für dich nichts Lieberes und Angenehmeres, als daß du theilhaſtig wirſt meiner Marter?" Und ihr geſchah, was ſie wünſchte.

Einſt aber erſchien ihr der Herr Chriſtus in der Geſtalt eines Pilgrims, grüßte ſie gar freundlich und ſprach: „Geliebteſte Tochter! Dieſes Kreuz wird deinem Gemüthe eine unendliche Freude und Süßigkeit gewähren, deswegen empfange es und nimm es an. Anders wohin kann ich es nicht ſtellen, daß es ſicherer und feſter ſtünd. Und ſo ende ich mit dieſem heilſamen Zeichen deine Tage." — Als er das geſagt hatte, wuchs das Kreuz und Geheimniſſe deſſelben in ihr Herz ein; wo es blieb, wie es war. Bald darauf aber wurde ihr gezeigt, in welcher Majeſtät Chriſtus ſitzen werde am jüngſten Tage des Gerichts. Auch ſah ſie die Freuden des Himmels und die Martern der Hölle, und eine Stimme ſprach: „Bald, geliebte Clara! wirſt du ſchauen die Freuden des Paradieſes." Chriſtus aber zeigte ihr ſein Bild, in einer Geſtalt, die Himmel und Erde erfüllte. Darauf ſegnete er mit ſeiner gütigen Hand ihr heiliges Kloſter. — Sie aber legte ſich nieder, zu ſcheiden von dieſer Welt und rief aus:

„Chriſtus iſt gekommen, mein lieber Bräutigam und Freund, mich zu führen zur ewigen Freude und Seeligkeit.“ Zu den Schweſtern aber ſprach ſie: „Sucht ihr das heilige Kreuz, ſo werdet ihr es in meinem Herzen finden.“ Darauf, als ſie gebeichtet hatte, hob ſie ihre Augen gen Himmel, und ging zu ihrem Bräutigam und Erlöſer. Das geſchah, als ſie 40 Jahr alt war, den 17. Auguſt, an einem Sonnabend, zur Zeit des Papſts Klemens des Fünften, des Jahrs 1307.

Nun kömmt das Wunder der Anſchaulichkeit.

Als der Leib der heil. Clara geöffnet wurde, fand ſich ihr Herz in der Größe des Hauptes eines kleinen Kindes, und wie es getheilt wurde, ſtanden darinne, im Abdruck, die Geheimniſſe und Werkzeuge des Leidens Chriſti. In der ſehr harten Galle aber lagen drei aſchfarbene harte Kugeln von einerlei Größe, fein geordnet, in einem vollkommenen Triangel. Durch dieſelben wurde vorgeſtellt das Geheimniß der heil. Dreifaltigkeit. Die Kugeln aber waren (wie ſchon geſagt) eine ſo ſchwer wie alle, und alle ſo ſchwer wie eine.

„Das iſt nun — ſagt der Beſchreiber der Wunder und des Lebens der herrlichen Clara — eines der größten Wunderwerke, darinn der menſchliche Verſtand keinen andern Grund ſehen kann, als eben die unbegreifliche Allmacht Gottes. Die Kugeln hat man gethan in ein kriſtallenes Käſtlein, wo die Gläubigen ſie nebſt dem Leibe der heil. Clara, der ganz unverweſet mehr noch als 300 Jahr von Augenzeugen im Kloſter Montefalco geſehn wurde, ſehen und das Wunder bewundern können.“ — Und bei dem Ableben dieſer heil. Jungfrau geſchahen der Wunder gar viele, ſo wie auch bei ihrem Leben. Davon, wie auch von dem Aufwallen ihres Blutes dieſes „Etoile Polaire“ des Myſticismus, wär gar viel zu ſprechen, wenn man wollte.

Aber 482 Jahre ſind vorüber, und — wir wollen es gut ſeyn laſſen!

Wir haben noch von mehreren andächtigen, ſelbſtbetrogenen, ſich über ſich ſelbſt erhobenen, myſtiſchen Frauen und Jungfrauen zu ſprechen. Es werden mehrere Bücher aufgeſchlagen und ergriffen wird das Leben der myſtiſch-frommen

Maria Alacoque.

Zwar hat der einſichtsvolle Papſt Clemens XIV. die Offenbarungen dieſer merkwürdigen Kloſterfrau von Mariä Heimſuchung, welche zu Charlerois 1690 ſtarb, die der Jeſuit P. la Colombiere, ihr lieber Beichtvater, unter ſeinen Papieren finden lies, im J. 1772 unterdrücken laſſen; aber es haben ſich doch Exemplare der gedruckten italieniſchen Ueberſetzung durchgeſchlichen, und wir können viel und mahcherlei davon erzählen. Auch hat uns Egon, P. et unus ex illis olim, jetzt ein Freier, eine Handſchrift mitgetheilt, die gar ſehr benutzt worden iſt.

Sehr leicht gebaut, leicht zu erſchüttern und zu beleben, kam Schweſter Maria Alacoque in's Kloſter, empfindlich, immer höher ſtrebend zu himmliſcher Gnade, wohlvorbereitet von ihrem ſanften Beichtvater und belebt vom eigenen Gefühl des Emporſtrebens und Herzerhebens. Ganz ſich hingebend und über ihr ſchwaches Fleiſch ſich erhebend, mit ſtets geſpannter und aufgeregter Geiſteskraft, nahte die

Erkohrne ſich im Kloſter und in der Kirche allen heiligen Handlungen mit ganz aufgeſchraubten Gefühlen, alſo mehr ſehend und empfindend als ihre Schweſtern, die die Empfindungen ihrer Menſchlichkeit nie ablegen konnten. Sie aber ſtrebte nur nach dem, was droben iſt und über ihr war. So kam es, daß, als ſie betend einſt vor dem h. Sakrament lag, der Erlöſer ihr erſchien, ſein Herz ihr zeigte und ſprach: „Siehe! dieſes Herz hat alle meine Kraft erſchöpft, um den Menſchen die vollkommenſten Beweiſe ſeiner Liebe zu geben; nun aber wendet es ſich an dich, geliebte Gläubige! Ich verlange von dir es zu veranlaſſen, daß der Freitag nach der Oktave des Himmelfahrtsfeſtes beſtimmt werde, die Andacht zu meinem Herzen zu feiern. Wende dich an meinen Knecht, den P. la Colombiere, den Mann aus der Geſellſchaft Jeſu, und ſage ihm, daß ich ihm befehlen laſſe ſein Möglichſtes zu thun dieſe Andacht zu ſtiften und meinem Herzen das begehrte Vergnügen zu gewähren. *) Denn ich ſage dir, ich erwarte große Dinge von meinen Dienern aus der Geſellſchaft Jeſu."

Die geehrten Leſer und ſanſten Leſerinnen werden gebeten, ſich das zu merken!

Unſere Maria brachte ganze Nächte, ehe ſie das heil. Abendmahl genießen wollte, in Liebesgeſprächen mit ihrem geliebten Jeſus zu, der ihr dann ſtets freundlich und vertraulich, mit ihr ſich unterhaltend, erſchien.

Eines Tages erlaubte er ihr, ihr Haupt auf ſeine Bruſt zu legen, und verlangte von ihr, ihm ihr Herz zu geben. Und ſie gab es ihm. Jetzt nun begann ihre Liebe, im höchſten Entzücken, und erreichte eine dahingebende Höhe, die nur Liebenden bekannt ſeyn oder werden kann.

Ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagt und bemerkt ſehr richtig: Die Liebe iſt nichts, als eine Epiſode im Leben des Menſchen, für die Weiber aber iſt ſie die Geſchichte ihres ganzen Lebens. — Das hatte der Beichtvater gewiß geleſen, oder ſonſt ſelbſt abſtrahirt.

Dergleichen Bemerkungen können, hoffe ich, nicht ſchaden.

Die vortreffliche Kennerin ihres Geſchlechts, ſeiner Wünſche und ihrer Forderungen, die

Verfaſſerin der Geſchichte der Marie Müller, läßt in ihrem Romane Kloſterberuf, einer Frau (S. 148.) eben ſo treffend als wahr ſagen: „Es iſt gewiß, daß ein weibliches mit Gefühl ausgeſtattetes Herz eines Gegenſtandes bedarf, der es auszufüllen, zu ſtärken und zu erheben vermag, wie die Liebe höherer Weſen iſt.“

Konnte Maria Alacoque ſich einem höheren Weſen, als dem genannten, ergeben?

Was geſchah nun weiter?

Der himmliſche Bräutigam nahm das ihm von ſeiner Braut gegebene Herz, legte es in ſein Herz, erwärmte es durch ſeine Liebe und gab es ihr dann wieder zurück.

Wir bemerken hier nur, ein ſolcher gottgeliebter und gottliebender Herzenstauſch geſchah auch, wie die Legenden und P. Liebre erzählen, zwiſchen dem Seelenbräutigam und der zärtlichen h. Katharina von Siena.

Als unſere zärtliche Jungfrau Alacoque ihr Geſchenk zurückerhielt, fühlte ſie ſogleich einen drückenden Schmerz auf der Stelle, wo ihr Herz aus und eingegangen war. Als ſie ſeufzend das äuſſerte, ſprach ihr hoher Geliebter: „Wird der Schmerz allzu heftig, ſo laß dir eine Ader öffnen.“

Das geſchah, und ſie fühlte, indem ſie ſchwächer wurde, wie noch zärtlicher ſie geworden war.

Raſch unterzeichnete ſie ihr Herzgeſchenk mit ihrem Blute und den Worten: Schweſter Marguerite Marie, Schülerin der heiligen Liebe des anbetungswürdigen Jeſus. Durch dieſe Schenkung (machte der Beichtvater ihr begreiflich) ſetzte Jeſus ſie zur Erbin ſeines Herzens ein, für Zeit und Ewigkeit, und ſprach zu ihr: „Sey nicht zu karg damit, und diſponire nach Belieben darüber. Du aber ſollſt ſeyn mein Spielzeug und mein Vergnügen.“ Darauf nahm ſie ein Federmeſſer und grub tief auf ihre Bruſt den Namen Jeſus ein.

Darum wußte auch (erzählte ihr der Beichtvater) die allerheiligſte Jungfrau, erſchien ihr und zeigte ihr ihr Kind, ruhend an ihrer Bruſt, erlaubte ihr daſſelbe zu liebkoſen und auf ihre Arme zu nehmen. Sie aber ſprach: Ich werde ſo lange im Gefängniß deines Herzens bleiben, bis ich meine Schulden bezahlt habe.

Ihr Biograph Languet verſichert ſogar, Jeſus habe die zärtliche Nonne geheurathet, und theilt das Eheverſprechen, nebſt einer umſtändlichen Erzählung der Verlöbnißfeier, der Trauung, des Hochzeitgelags rc. den glaubigen Leſern beſtens mit.

Den Rath, wenn der Herzensſchmerz zu heftig würde, ſich eine Ader öffnen zu laſſen, befolgte die glückliche Schweſter Maria nicht nur ſogleich, ſondern ſie that es auch an jedem erſten Feiertage des Monats. Daraus geht hervor, daß die liebe Aderlaſſerin ſehr vollblütig geweſen ſeyn muß. — Da nun dieſes Aderlaſſen zum erſtenmal im J. 1674 geſchah, und ſie im J. 1690 ſtarb, ſo iſt berechnet worden, daß ſie ſich 192mal, zu Ehren des geheiligten Herzens, die Ader hat öffnen laſſen.

Die geiſtlich-weltlichen Aerzte ex societate Jesu ſollen ſtets gern Blut geſehen haben, wie, en passant geſagt, der Verf. des Mikromegas bemerket; ſo auch der Beichtvater der gottſeligen Aderlaſſerin, der das Gute des Experiments auf die Verordnung des himmliſchen Arztes ſchrieb.

In den Stunden nach den Aderlaßſzenen beſchrieb die fromme Blutgeberin Zettel, welche ſie liebreich verſchenkte. Nüchtern verſchluckt, waren es Päſſe zum Himmel, die immer guten Abgang fanden.

Je mehrere Aderläſſe erfolgten, je ſtärker häuften ſich die Viſionen der guten, ſchwachen Nonne. In ſolchen Erſcheinungen ſah ſie, ganz wunderbar, was im Himmel, im Fegfeuer und in der Hölle geſchah. — Das war die begünſtigende ſchmerzvolle Anſchaulichkeit der Viſionen der Stifterin der Andacht zum geheiligten Herzen!

Da ſangen, in einer Litanei, die Glaubigen und Verehrer dieſer Herzenandacht:

Seht dieſes Herz! es iſt gebildet
aus Davids edlem Blute,
koagulirt aus reinen Fiebern,
aus Nervenreiz ſubtiler Art.
Ein Spiegel hoher Einheit iſt's,
erfüllt vom wahren Himmels Nektar.
Sey uns gegrüßt, du aller Schätze
geſchmückter Abgrund des Ergötzens ꝛc.

Feierlich wallte man, betend und ſo ſingend [4]) auf und nieder, verloren ganz in Andacht und Entzücken. — In Rom wollte man nichts davon wiſſen, keine Herzensandacht dieſer Art konfirmiren, trotz allen Anſuchungen, bis endlich Clemens XIII. eine ſolche Feſtfeier zwar bewilligte, wo aber in dem Breve geſagt würde: Es ſolle kein Feſt des materiellen, ſondern nur des ſinnbildlichen Herzens, d. i. ein Feſt der Liebe des Herrn zu uns ſeyn. — Die neue Andacht erregte Aufſehen und veranlaſte viel Streit.

Da trat auf eine ſchwärmeriſche Kloſterfrau, Eudi Agemi. Die ſtritt mit allen nur erdenklichen Kloſter- und Zärtlichkeitswaffen für die Herrlichkeit und Vortrefflichkeit dieſes Feſts, 5) und erregte einen ſolchen myſtiſchen Lärm, daß Papſt Pius VI. ſich genöthigt ſah im J. 1779 öffentlich zu verfahren und die Widerrufung ihrer Irrthümer der Schreierin zu gebieten.

Sie ſind angebrevet worden, vortrefflichſte Schwärmerin und Kloſterjungfrau mit warmem, empfindungsvollen Herzen! Sie werden ruhig ſeyn. — Aber wir müſſen nun von ihnen ſprechen, zärtlich feingeſtimmte

Demoiſelle Brohon.

Im J. 1804 hörte man von einer geheimen Geſellſchaft der Jeſusopfer (Societé des Victimes de Jesus) ſprechen. Sie erregte Aufſehn und endlich Nachdenken.

Man rief aus: Dahinter ſteckt gewiß wieder eine Myſtikerin! — Und ſo war es auch.

Obgleich nicht im Kloſter, hatte doch das Unweſen eine Demoiſelle ergriffen, die Schriftſtellerin war, Reflexions édifiantes herausgegeben hatte, aber ihr Werk nicht genug gelobt und wenig geleſen ſah. — Das konnte ſie nicht ertragen; wie denn ſo etwas die Frauen gar nicht ertragen können ſollen! — Es war eine (im J. 1778) verſtorbene Demoiſelle Brohon, die dachte, euch Kritikern zum Aerger will ich mich ſo bekannt und berühmt machen, daß euch die Galle in's Blut treten ſoll.

Es iſt aber nicht geſchehn, weil (ſagt man) ächte Kritiker gar keine Galle haben und haben dürfen.

Wie dem nun ſey! Demoiſelle Brohon trat endlich aus den Couliſſen heraus, auf den Schauplatz, auf welchem ſich ſchon Maria Alacoque und Eudi Agemi als würdige, myſtifizirte Schauſpielerinnen gezeigt hatten, mit einer gewiſſen Herzhaftigkeit, die ſolchen Damen gleichſam eigen und angeboren iſt. Sie kannte die Alacoquiſchen Offenbarungen, die Viſionen einer Marie des Valles, die Revelationen und Werke der herrlichen Maria d'Agreda (von welcher wir bald weitläuftiger ſprechen werden), die Expektorationen der Madame Guyon (deren Unſinn uns nächſtens eine Ueberſetzerin ganz neu verdeutſcht geben will), und machte ſich an das beabſichtigte Werk.

Sie trug auf ihrem Herzen ein ſilbernes Medaillon, auf welchem Jeſus und Mariens Herzen abgebildet zu ſehen waren, und wenn ſie es zeigte, erzählte ſie: „Jeſus habe ſie auf ſeine Bruſt ſtützen laſſen, habe ſie an die ſeinige gedrückt, das bebende Herz ihr aufgeſchloſſen und ſeine Flammenpfeile hineingeworfen.“

In ihren Schriften aber regulirte ſie die Andacht zu den geheiligten beiden Herzen, und brach in Weiſſagungen aus. Der Fundamentalartikel derſelben war ein neues Apoſtelat von zwölf Perſonen, ſechs Männern und ſechs Frauen, die unter dem Namen der Jeſus-Opfer die Kirche reformiren ſollten. Die Seherin hatte Freunde und Anhänger, die es ſich angelegen ſeyn ließen, der Geſellſchaft Anſehen, Jünger, und den Geſchäften erſprießlichen Fortgang zu geben.

Wir dürfen nicht vergeſſen zu erzählen, daß die begeiſterte zu Coutarces 66 Jahr alt 1655 geſtorbene Marie des Valles es, wie ſie ſagte, über ſich genommen hatte, alle Qualen der Hölle zu dulden, um die Sünder davon zu befreien. Und das ſoll geſchehen ſeyn, indem Gott die ſich dazu Hingebende ergriff, wie eine Kugel oder ein Knauel zuſammenballte, und ſie hinabwarf in die tiefſte Hölle. So wurde ſie die Mittlerin für die Menſchen und wendete ab den Zorn des Ewigen gegen die Sünder. Ihr aber war er gnädig, hieß ſie im J. 1646 in den Himmel eintreten und alle Heiligen grüßen. Wie ſie nun das that und die Heiligen ſo ohne Geſchäfte ſah, hielt ſie dieſelben für Müßiggänger, hätte ſie gern angetrieben geſehn zur Arbeit am Heile der Seelen und ſprach zu Gott: Was thun dieſe Heiligen im Paradieſe? Warum kommen ſie nicht und helfen uns auf der Erde? Da verſprach ihr der darüber ſelbſt frappirte HERR, gegen die Herſagung dreier Roſenkränze an jedem Tage, von Oſtern bis zum Frohnleichnamsfeſte 34000 Seelen täglich aus dem Fegefeuer zu entlaſſen. — Nun glaubte ſie ſich beſtimmt, in Verbindung mit zwölf Brüdern, als Apoſteln, die ganze Welt zu reformiren und zu bekehren.

Viel Zutrauen zu ſich ſelbſt haben, wie man weiß, die Frauen ſtets gehabt; zumal die myſtiſchen. Auch ſtellte ſich Demoiſelle Brohen die Fähigkeit ihrer Reformationsgehülfen, gewiß nicht ohne Probe, ſehr wichtig vor, beſonders der Franziskaner Mönche, die ohnehin Zeit genug hatten, ſich Kräfte zu ſammeln. Auch waren ihre Predigten gar nicht zu verachten. So ſagte z. B. ein ſolcher Franziskaner Bruder, P. Cornet, in einer gar wohl berechneten Predigt: „Warum wurden die thörigten Jungfrauen nicht in's Paradies eingelaſſen? Darum, weil ſie, an's Thor klopfend, riefen: Herr! Herr! Hätten ſie gerufen: Madame! Madame! ſo wär ihnen der Hochzeitſaal ſogleich geöffnet worden.“

Gewiß aber, es kömmt gar viel darauf an, das rechte Wort zur rechten Zeit zu ſprechen! — Daß das doch auch die Leſer mit dem Pater und mit dem Wanderer durch dieſe myſtiſchen Labyrinthe fühlten, um es zu beherzigen!

So intereſſant und in ihrer Art merkwürdig dieſer und jener Seherin Viſionen und Mittheilungen auch ſeyn mögen, ſo müſſen wir dieſelben doch nicht in Spanien, Italien und Frankreich allein ſuchen, ſondern ſie ſind beinahe allenthalben zu finden. Deßhalb wollen wir jetzt zu einer ſolchen Schau nach England gehn.

Da finden wir eine dieſer Frauen, zur Bewunderung myſtiſch viſibel, ſchön und ſehr intereſſant. Ihre Erſcheinungen und erhaltenen, entdeckten Offenbarungen (denn dieſe Seherinnen ſind ſehr freundſchaftlich mittheilende Weſen) ziehen uns hörend ihnen immer näher und mögen gern hören, daß allenthalben lobpreiſend von ihnen geſprochen wird. Wir laſſen uns ihre Geheimniſſe entdecken und empfangen dieſelben voll Verwunderung, wiewohl in einem weit geringern Grade, als dieſelben von den Erkohrnen empfangen wurden. Sie ſind alle wundervoll dieſe Entdeckungen, aber ſie ſcheinen zu verſchwinden vor jedem größern Sterne am Horizont der Myſtik, welcher zu ſehn iſt „ſtrahlend wie die Umzirktheit, die weder Anfang noch Ende hat,“ — nach der Sprache der Myſtikerinnen, wozu wir fügen: und die uns immer neu aufgeht, in verſchiedenen Regionen. So ſehen wir die, wie ſie ſich ſelbſt nennt, „Vermählte der himmliſchen Sophia, auf dem Tabernakel, im Allerheiligſten des Neuen Jeruſalem,“ die gefeierte Seherin

Jane Leade.

Wir haben (denn ſie war — wie alle Weiber, wenn ſie einmal ſich mit ſo etwas die Zeit vertreiben oder ausfüllen wollen, ſagt Salvator Roſa — ſehr ſchreibſeelig) ihre Selbſtbiographie. In dieſer erzählt ſie uns: Daß ſie eine Tochter war ſehr rechtſchaffner Eltern, geboren im Jahr 1633 in der Grafſchaft Norfolk. Ihr Vater war der Esqu. Wardo. In allem Guten, ſtill und häuslich erzogen, mehrere Kenntniſſe ſich eigen gemacht, gab ihr ſtilles, zu Betrachtungen geſtimmtes Gemüth, ſich mit ſüſſer Wehmuth der Einſamkeit hin. In derſelben ſtillen Thälern wandelnd, vertiefte ſie ſich in die Erforſchungen der Geheimniſſe der Gottheit und der Geburt des Erlöſers. Die feierlichen, jedes Chriſtenherz erhebenden Weihnachtsgeſänge gaben ihrer Fantaſie den höchſten Dichterſchwung. In ſich fühlte ſie den Gott, umgebend mit des Rhytmus Glanz die empfängliche Seele. Sie feierte des Erlöſers Geburtsfeſt mit innerlicher Freude, indem ihre Seele zu den feierlichſten Akkorden geſtimmt war. Das zog ſie hin zu Saitenſpiel und Tanz wie alle ihre Schweſtern. — Aber mitten unter dem Tanze bemächtigte ſich ſtille Wehmuth und innige Trauer ihres Gemüths und aus dem Innern rief es ihr zu: „Gieb dich dir ſelbſt, da wirſt du zu ganz anderen Entzückungen gelangen.“ Gleich — das im Innern hörend — floh ſie alle Geſellſchaften, und bat den heil. Geiſt um Erleuchtung. — Aber ihre Seele überfluteten trübe Gedanken; ſie ſah ihr ſündiges

Weſen ein, und eine Lüge, womit ſie einſt etwas beſcheinigt hatte, was ſehr verzeihlich war, lieh ihr den Stachel, den ſie unaufhörlich in ſich bohrte, ſich zu quälen und zu martern, da ſie, nach der Schrift (Offenbar. Johannis 21; 27. 22; 15.) nun ſchwerlich hoffen konnte, die Herrlichkeit Gottes und ſeines Reichs zu ſehn.

Ihre Eltern redeten ihr zu, ſich ſolcher Gedanken zu entſchlagen, und brachten ſie, um ihr Zerſtreuungen zu verſchaffen, vom Lande hinweg, zu ihrem Bruder, der in London wohnte. Aber das Gewühl dieſer großen, lebhaften Stadt (eine halbe Welt) machte auf ihre, für ſo etwas nicht geſtimmte Seele keinen Eindruck; ſie überließ ſich, wie zuvor, ſtillen Betrachtungen, bat Gott, ihre Sünden von ihr zu nehmen, und beſuchte die Kirchen fleißig. Da hörte ſie den D. Crispus predigen, deſſen geſalbte Vorträge ihm ihr Zutrauen und ihre völlige, herzliche Gewogenheit ſchenkten. Sie ſuchte ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen, machte ſie, und fand in ſeinem Umgange ſich getröſtet und erquickt. Durch ſeine Unterweiſungen geſtärkt, nahm ſie zu in der Erkenntniß Gottes und in ſeiner Liebe zu ihm.

Dieſer Unterweiſer, Prediger in London, wurde ſeiner ſonderbaren Meinungen wegen endlich abgeſetzt, pfuſchte darauf in die Arzneikunſt und trieb die Geſchäfte des Vorſteheramts ſeiner Geſellſchaft glaubiger Seelen mit viel Nutzen und zu großer Zufriedenheit. Er ſchrieb eine: Göttliche Mystica, eine Theologia mystica, eine Sophia, von welchen allen wir auch in Amſterdam herausgekommene, deutſche Ueberſetzungen haben, in welchen ſich die Leſerinnen, wenn ſie wollen, erquicken können; denn er war einer von den Männern, wie die Frauen ſie gern haben, oder wenigſtens finden mögen.

Dieſer Mann und Seelenfreund machte unſere wohl präparirte Jane mit den Geſellſchaftsgliedern glaubiger Seelen bekannt, wo ſich die Getröſtete ſo wohl befand, daß ſie ſich nach und nach im Glauben ganz geſtärkt und befeſtiget fühlte.

Den Eltern aber gefiel der Umgang mit dieſem Glaubigen und ſeiner Geſellſchaft nicht ſo wohl, als ihrer getröſteten Tochter. Sie betrachteten dieſelbe als eine von Schwärmern Verführte, entriſſen ſie der heiligen Geſellſchaft, und verheuratheten ſie, in ihrem ein und zwanzigſten Jahre, an William Lead, einen rechtlichen und wohlhabenden Edelmann. — Mit dieſem lebte ſie ſieben und zwanzig Jahre in einer zufriedenen, glücklichen Ehe und zeugte in derſelben mehrere Kinder, von denen eine Tochter am Leben blieb, die nachher an den geſchickten Arzt Franz Lee zu London verheurathet wurde.

Es wird nun nicht übel gethan ſeyn, nach ihrer eigenen Erzählung, *) die Seherin ſelbſt ſprechen zu laſſen. — Sie ſpricht:

„Im Jahr 1670 ſetzte Gott mich in den Wittwenſtand. Dieſe Veränderung trieb mich zu einer innigeren und genaueren Verbindung mit meinem geiſtlichen Manne an, deſſen Sorge ich mich ganz ergab. Sofort entſchloß ich mich Hannah's Theil zu erwählen, Tag und Nacht im Tempel des HERRN zu verweilen und eine wahrhafte Wittwe zu ſeyn, nachdem ich 27 Jahr eines guten Ehemanns Frau geweſen war. Denn, nach ſeinem Tode enthielt ich mich aller Arbeit und häuslichen Sorge und machte mich ganz frei, des Himmels Beruf allein abwarten zu können.“

Ob D. Crispus damals noch lebte, davon findet ſich in den Schriften der frommen Hannah keine Spur. Aber einer der erſten Schwärmer und Theoſophiſten ſeiner Zeit, ein gewiſſer Johann Pordage, hatte nebſt anderen Erfahrenen, einen Klubb geſtiftet, aus welchem nachher die, in ihrer Art ſo berühmte Philadelphiſche Geſellſchaft [*]) entſtand. — Als Mitſtifterin trat Jane Leade ſogleich zu derſelben und wurde eine der wichtigſten Philadelphierinnen. Die Societät ſelbſt, deren Vorſteher und Oberhaupt endlich Pordage wurde, ſollte, nach Meinung der Mitglieder derſelben, eben die Gemeine jener Philadelphier ſeyn, von welcher Johannes im 3ten Kapitel ſeiner Offenbarung ſpricht; die Kirche Chriſti, durch des heil. Geiſtes kräftige Ergießung.

Nachdem nun unſere verehrliche Jane Leade ſich entſchloſſen hatte Hannah's Theil zu erwählen, ging ſie rüſtig an das große Werk, welches ſie in und durch ſich ſelbſt zu vollenden gedachte. Dieſes vollendete ſie auch endlich wirklich. Aber es iſt äuſſerſt intereſſant, beſonders in pſychiſch-anthropologiſcher Hinſicht (aus welcher der Myſticismus allein gehörig zu betrachten iſt), die Seherin auf dem eingeſchlagenen Wege zu verfolgen, ihre pſychiſchen Wageſtücke zu bewundern, ihre Selbſtgeſtändniſſe zu hören, ihre Viſionen anzuſtaunen und ſie ſelbſt ſo ganz ihrem Wohlgefallen überlaſſen zu ſehen. Ihr Ich, oder vielmehr ihre Ichheit, in ſeiner ganzen Glorie und ohne Schleier zu ſehn, nehmen wir unſere Zuflucht zu ihren Selbſtgeſtändniſſen und eigenen Werken; da ſagt ſie:

„Der allgemeine Ruf aus der Neuen Jeruſalems-Welt war ausgegangen, als die Stundenuhr des Geiſtes zum zweiten Mal umgewendet wurde, dem Aufrufe Gehör zu geben und jedes güldene Sandkörnlein wohl in Acht zu nehmen, das durch dieſe Uhr abfällt, damit keines verloren gehe; denn die Morgenwache und der Tagesanbruch des Geiſtes, der die Welt erleuchten wird, iſt gekommen.“

Man kann es ſich nicht lebhaft genug einbilden, wie froh die Seherin geweſen ſeyn muß, als ſie davon Ueberzeugung und Gewißheit bei ſich ſelbſt fand, um alles recht wohl zu bewahren.

In dieſer herrlichen Zeit gelang es nun der glücklich Ueberzeugten, wie ſie erzählt: „aus unendlicher Liebe und reicher Gnade, in dieſe glorreiche Offenbarung des Geiſtes eingetaucht und mit derſelben getauft zu werden."

Von dieſem Zeitpunkte an führte ſie nun ein Diarium und bittet die Leſer deſſelben: „erſtlich genaue Acht zu haben, und auf die Art und Weiſe wohl zu merken, die Gott mit ihr gehalten, ſie durch mancherlei Grade des Wachsthums zu dem Reifwerden zu bringen."

Umſtändlich erzählt ſie uns, wie das zugegangen iſt und auf wie vielerlei Arten ſie „die reinen Ströme der Offenbarungen eintrank, bis ſie den Zugang zu dem völligen Leibe und Centro der Dreiheit erhielt." Dadurch gelangte ſie zum „Schauen und bekam viele Geſichte (Viſionen). Aber das allein war ihr zu mager und ſeicht, weßhalb ſie hinabſtieg, dahin, wo der Geiſt mit ſeiner eigenen, ewigen Weſenheit vereiniget iſt. Da breitete ſich nun die Beſchirmungsflamme des Heiligen über ſie aus und über alle ihre Sinne, und hielt ſie auf, unten am Fuße des Bergs, mittlerweile der Geiſt in die Tabernakel-Glorie der heiligen Dreiheit einging. Dieſes war die Art des Geſichts, in welcher der Geliebte Johannes ſtand, als er ganz verzückt des HERRN ausgedrückte Perſönlichkeit ſah.“ Gleiches Glück genoß die Verfaſſerin dieſes Tagebuchs, die beglückte Seherin.

Dergleichen Expektorationen aber, ſind doch wohl eigentlich eben das, was das Licht war, welches Diogenes anzündete, um am hellen Tage Menſchen zu ſuchen? — Ja, aber Oſtentationen müſſen da ſeyn, wo Frauen ſind, ſelbſt in Labyrinthen; wiewohl wir dabei der Behülflichkeit einer Ariadne nicht gedenken können, jedoch wollen wir ſie wünſchen und hoffen.

Gewiß, nur Wenige wird es geben, die, wie der Verfaſſer dieſes Büchleins, mit wahrem Wohlbehagen in die Viſionen und Herzenserleichterungen ſich ſelbſt beglückender Frauen und Seherinnen ſich hineindrängen können und mögen, dieſelben zu hören und zu leſen, ohne darinne Ueberzeugungen oder gar Ueberredungen zu Nachahmungen zu finden. Daher ſteht er auf einem ſehr freien Platze, den man aber dennoch wenigſtens von Gefälligkeiten umzäunt finden könnte, was aber nicht iſt, von welchem er das Gaukelwerk des Myſticismus überſieht; wiewohl (was er nicht läugnen will) mit Wohlgefallen, ſo, wie ein Schauluſtiger etwa die Künſtlichkeiten geübter Equilibriſtinnen anſieht. So hat er auch den Beſtrebungen der ſich ſehr beſtrebenden Frau von Krüdener zugeſehen. Aber ſie haben keine Bekehrungswünſche hinter ſich gelaſſen, da doch ihre früher geborne Valerie ihn nicht wenig angeſprochen hatte. Er nimmt es, wie er es findet, aber gewiſſen Eindrücken eines beſondern Dahingebens hat er nie weichen, oder gar ſich dieſelben eigen machen können. — Doch, es iſt noch viel und Vieles zu ſagen von der beglückten Jane Leade.

Gleich ihr erſtes Geſicht im April 1670 zeigte ihr „die Weisheit mit den neuen Schöpfungsgeſetzen. Sie trat hervor, aus einer hellen Wolke, eine ſchöne Weibesgeſtalt, aufs köſtlichſte mit durchſcheinendem Golde geziert und geſchmückt. Ihr Haar hing über die Schultern hinab und ihr Angeſicht glänzte wie ein hellblinkender Kriſtall; ihr Anſehn war lieblich und gütig, und ſanft ihre Stimme, indem ſie ſprach: Siehe, ich bin Gottes ewige Jungfrau der Weisheit, die gekommen iſt dir die Schätze der tiefſten Weisheit Gottes zu entſiegeln. Darauf legte ſie dar ein güldenes Buch, verſchloſſen mit drei Siegeln, ſprechend: Hierinne liegen die tiefen Wunder der Weisheit verborgen." Dieſe wurden nun nach und nach von der Eingeweihten entſiegelt, „begriffen, und von der himmliſchen Sophia mitgetheilt." Jane wurde zu dieſer „Jungfräulichen Königin und ihren erſtgebornen Kindern geführt und in die Schaar derſelben aufgenommen. Alſobald umgab ſie dieſe himmliſche Heerſchaar und machte ſie zu einem Lichtgeiſte." — Es konnte ihr nun nicht fehlen; ihr Glück war gemacht.

Glaubt man nicht, die Seherin habe, als Mithandelnde, ein gegebenes Schauſpiel mit angeſehn?

Nach dem von ihr gemachten Glück, öffnete ihr „der Schlüſſel der Weisheit die Thür im Feuer. Ihr thieriſch ſinnliches Leben wurde in ihr getödtet, und ihre Selbſtheit verzehrte ſich in dieſen Flammen. Aller Schaum wurde weggekocht von ihr, und kriſtalliniſch wurde ihr Gemüth. Da geſchah, was der Profet Malachias 4, 1. ſagt. — Nun legte ſie ihren Mund an die Bruſt der Weisheit, aus welcher lieblich ausfloß das Wort des Lebens, welches ſie einſaugte, indem die himmliſche Sophia ihr zeigte ihren Lebensbaum mit zwölf Aeſten, auf deſſen Wurzel eingegraben ſtand: Gott iſt der Saft des Lebens und die Kraft.“

Die Vielerfahrende, in Weisheit und Erkenntniß zunehmend, wohlausgerüſtet und mit dem Nöthigen verſehn, „trat den 7. November 1674 ihre Magiſche Reiſe an und erhielt auf derſelben die bündigſte Nachricht von Verfertigung des Steins der Weiſen.“

Um die Erzählung nicht mit artiſtiſchen Experimenten und Rezepten zu unterbrechen, wollen wir die Beſchreibung in einer Anmerkung geben, *) weil es dennoch wißbegierige Liebhaber auch unter unſern Leſern geben könnte, denen ſo etwas gelegen käme, was ſelbſt Damen, wie wir ſehen, nicht verachteten, und es mehrere Liebhaberinnen von dergleichen Arkanis gegeben hat, ſelbſt illuſtre, wie z. B. die Kurfürſtin Anna von Sachſen, die dabei ſich gar wohl befunden haben ſoll, ob ſie gleich auch, wie ſelbſt die künſtlichſten Artiſten, der Natur ihre Schuld bezahlen mußte.

Unſere Seherin nahm dieſen Stein der Weiſen ein, gleich einer heilgebenden Goldtinktur. „Sie hatte aber dieſen geiſtlichen Stein kaum in ſich (wiewohl er gar nicht laſtete), als ſie durch die drei engen Thore reiner Liebe den Bräutigam eindringen fühlte, der bald ſichtbar wurde, und ihr zurief: Ich will mich dir ſelbſt vermälen; du biſt mein! Sogleich wurden zu dieſer Vermälung Vorbereitungen gemacht. Die Braut entging der Vernunftliſt und fand die tiefe Glaubenswurzel in ſich. Da erging der Weisheit Anordnung zum Tabernakel-Baue, und in der Braut wurde mit der Kraft Gottes ſeine Lade aufgeſtellt, Jeſaias 4, 5. 6., nachdem das heilige Salböl verfertigt worden war aus ſieben Geiſtern. Hierauf geſchah die Vermälung mit der Sophia, in einem anmuthigen Luſtgebüſche, einerndtend den Honigthau ſüſſer Roſenlippen, damit Männlein und Weiblein, in Einem reinen, jungfräulichen Leibe, einander behülflich ſeyn konnten, die toden Lebens-Eſſenzen aufzuwecken."

Den 16. Februar 1675 gab es einen Kampf mit dem ſinnlichen Leben, und die Vermälte mußte „den Geiſt des Ausbrennens über ſich kommen laſſen." Da dieſe Operation glücklich überſtanden war, bekam den 26. März 1676 der „reinaufſteigende Geiſt Kräfte, und bezwang nach und nach ſeine Feinde."

Wie nun das geſchehen war, ging die Wohlverſehene „durch Feuer und Waſſer, auf das Neue-Jeruſalem zu, ſah, beſchrieb es, und kam hinein. Die Neue-Creatur erhielt den dritten Grad der Weihe und ſchwamm hindurch, durch das Liebes-Meer."

Dieſes Ueberſchwimmen brachte die Geweihte in's bezaubernd ſchöne Feld der Viſionen. Hier ſah ſie mit ihren gereinigten und geſtärkten Augen den 16. Julius „das hellflammende Auge Gottes blickend durch ein laſurfarbenes Firmament, welches dermaßen hell und ſchön war, daß ich (ſagt ſie) ſo etwas Schönes, Strahlendes noch nie geſehen habe, was ich mit nichts in der Welt vergleichen kann, denn es hat keinen Anfang und kein Ende. Verſchwindend, ließ es aber ſeine flammenden Influenzen in meinem Herzen, hinter ſich. Nach meinem ernſtlichen und herzlichen Flehen aber, kam es bei mir, in meinem Innern zum völligen Durchbruch der Kraft. Die Nothwendigkeit der Salbung trat ein und das hochzeitliche Kleid wurde mir angethan. Mir aber war die Zeit lang geworden und ich konnte nicht umhin, ich mußte eine ſehr bewegliche Liebesklage über den Verzug meiner Vermählung mit Gott erheben. Da drang die Stimme des Bräutigams zu mir, mich zu tröſten. Ich vernahm die Tröſtung und beruhigt drang mein Herz ein, in das dreifache Herz meines Bräutigams. Triumfirende Freundes=Stimmen aber ſangen:

„Ströme dein fruchtbares, himmliſches Thauen
hin in die Gründe und grünenden Auen,
fülle bis oben an alle zumal,
welches da fließet
und ſich ergießet
aus einem jeglichen Zimmet=Kanal;
daß ihr das himmliſche, reine Getränke
klaren quinteſſentialiſchen Wein,
göttlichſter, tiefſten Liebes=Geſchenke
mildiglich nehmet und trinket hinein,
reſtituiret,
völlig kurieret,
durch und durch wieder geneſen zu ſeyn!

Da wurde ich durch das Gebet meines Freundes Pordage erwacket und ſank in's Centrum des Lebens hinab. Die liebeszerſchmelzenden Kräfte des Geiſtes meines HERRNN entzündeten mich innigſt und das gröbere Element des Lebens wurde in die Flucht geſchlagen. Da kamen neue Offenbarungen über mich von der Zerſtöhrung des Reichs des Thiers und ich trank aus dem magiſchen Kelche, indem ich hinein blickte in die Zone des Neuen=Reichs.“

Es konnte nicht fehlen, ſo zur Lehrerin ausgerüſtet, übernahm Jane Leade ein Lehramt bei der Philadelphiſchen Gemeine, wo ſie durch Reden und Schriften ganz ungemein erbaute. Erſtaunungsvoll wurden ihre Profezeihungen angehört.

Ihr Schwiegerſohn, der Arzt Franz Lee, wurde von ihren Lehren ganz entzückt, und gab (ein Schwärmer wie ſie) ihre Schriften, ihr Leben, Thun, Wandeln, Belehren und Wirken, mit großen Lobpreißungen heraus, und machte bekannt, als ſie geſtorben war,9) ſey ſie Dreien der Gemeine im Lichtglanze erſchienen und habe verſichert, ihr Geiſt werde ſtets bei den Freunden bleiben.

Es iſt nicht zu läugnen die kluge Seherin vergaß ſich zuweilen und ſchrieb dann Dinge von ſich ſelbſt, die oft ſonderbar genug waren. So erzählte ſie z. B., in einer Nacht ſey, 7 Jahr nach ſeinem Tode, ihr Mann zu ihr gekommen und habe ſich ſeiner ehemaligen Rechte bedienen wollen, 10) aber da ſey ſie ſehr aufgebracht geweſen, habe ihm tüchtig den Text geleſen und ihm erklärt, ſie ſey jetzt die Erkohrne eines unwandelbaren Mannes, der ſie verklärt habe; ſie könne jetzt nichts mit ihm zu ſchaffen haben, werde ſich aber ſehr freuen, wenn ſie ihn dereinſt, in einem andern Leben, fröhlich wiederſehen werde. Da ſey er, ſehr unwillig, verſchwunden.

Da könnte man wohl glauben, ſie habe auf ihren ſeel. Mann einen noch nicht unterdrückten Groll gehabt und habe ihn als einen nicht züchtigen Geiſt, zur Schau ſtellen wollen. Dennoch aber ſagte ſie vorher, er habe, als Ehemann ſich immer gut gegen ſie benommen. — Aber jedes Holz hat ſeinen Wurm (ſagen die Italiener) und Jane Leade, die offenbar der Würmer mehrere hatte, mochte vielleicht noch einen Beiwurm haben, welchen ſie, einem hülfeleiſtenden Blutigel gleich, vielleicht noch ihrem ſeeligen Manne anſetzen wollte, da die Philadelphier alle, beſonders der Seher Pordage, ganz andere Menſchen waren, als der ehemalige Ehegatte, die wohl der geiſtlichen Ausbrennung durch überirdiſche Moxa, aber keiner Blutigel bedurften. — Verdrüßlichkeiten müſſen ſich immer in dergleichen Geſchichten einmiſchen, aber in England ging es doch der werthen Seherin Jane, vor und nach ihrem Tode, beſſer und erfreulich ehrenvoller, als der

Böhmiſchen Wilhelmine.

„Die Wilhelminen ſind ſehr begehrlich und wollen immer den Helm haben,“ ſagen die Crainer; ob ſie ihn aber auch immer bekommen? das iſt die Frage.

Eine myſtiſch-hyſteriſche Schwärmerin, die ſich Wilhelmine nannte, und vorgab, die Tochter einer Böhmen-Königin Conſtanza (die aber nie gelebt hat) zu ſeyn, erklärte ſich für eine geiſtig Inkarnirte.

„Des göttlichen Worts Inkarnation habe ihr ihre Inkarnation (ſagte ſie) verkündigen laſſen, durch den Engel Rafael, am Pfingſtfeſte (1280), gerade an ihrem Geburtstage. **) Alſo habe ſich auch der heil. Geiſt an ſeinem Feſte verkörpert, beſonders zur Bekehrung der hartherzigen Juden und gottesläſterlichen Sarazenen. So, wie Chriſtus gekommen ſey zum Heile glaubiger Chriſten, ſey der heil. Geiſt gekommen zum Heile aller Unglaubigen. Ehe das

Jüngſte Gericht beginne, werde er ihren Körper erwecken und als Weib erſcheinen. So wie der Heiland, nach angenommener menſchlicher Natur, ſich einen Nachfolger in dem Apoſtel Petrus gewählt habe, ſo habe der heil. Geiſt, nach angenommener menſchlicher, weiblicher Natur, ſich ſeine Nachfolgerin, Maifreda gewählt.

Wohl zu bemerken, der heil. Geiſt war ſie, Wilhelmine ſelbſt, und ihr weiblicher Nachfolger und Statthalter, ihre eingeweihte Schülerin und Freundin Maifreda. Dieſe (ſagte die Profethin) celebrire hernach die Meſſe in dem unterirdiſchen Gewölbe, wo der h. Geiſt ſich inkarnirt habe.

Die vier Evangelien würden abolirt und von Wilhelminen vier andere ſubſtituirt werden, die ſie ſelbſt ſchreibe.

Ihr Grab werde in Zukunft beſucht werden, ſo, wie man jetzo das heil. Grab zu Jeruſalem beſuche. Auch Wilhelmine werde einen Judas finden, der ſie der Inquiſition überliefern werde ꝛc. ꝛc.“

„Da nun — lehrte ſie weiter — in mir der heil. Geiſt inkarnirt wurde, ſo bin ich der heil. Geiſt ſelbſt, alſo die dritte Perſon der Gottheit.“

Dieſe ſich ſelbſt verherrlichende Wilhelmine, die ſich zu ſo etwas von Bedeutung zu machen ſuchte, war aus den Böhmiſchen Wäldern gekommen und was ſie erzählte, waren vielen böhmiſche Dörfer. Der Seherin natürliche Geſichtsbläſſe, ihr anhaltendes Beten und Faſten, gaben ihr das Anſehen einer Büſſenden. So kam ſie zu dem Rufe hoher Frömmigkeit.

Zu ihrer Schaubühne hatte ſie ſich die Kirche des heil. Markus der Karmeliter in Mailand gewählt, weil bei derſelben viele tiefliegende Zimmer und Gänge befindlich waren, die ſie zu ihren Gottesverehrungen geſchickt und paſſend fand, um unbeobachtet und im Stillen mit ihren Anhängern und Verehrern von beiderlei Geſchlecht, an deren Spitze ein gewiſſer Andrea **Saramita** ſtand, der ihr Vertrauter war, ihr religiöſes Weſen mit ſelbſtbeliebigem Anſtand treiben zu können.

Die Geſellſchaft, welche dieſe exaltirte ſogenannte heil. Geiſtin Wilhelmine errichtete, beſtand in Männern und Weibern, die an jedem

Tage ihren Gottesdienſt früh vor Sonnenaufgang in dem unterirdiſchen Gewölbe verrichtete, welches noch jetzt die Benennung la Guilielmina hat. Das Zeichen der Aufnahme in dieſe Verbindung war eine kleine Tonſur in der Mitte des HauptHaars, welche von dieſem bedeckt wurde. Männer und Weiber waren damit verſehn.

Fünf Jahre dauerte die Exiſtenz dieſer Verbindung, ohne daß man ihr öffentliche Aufmerkſamkeit ſchenkte, als Wilhelmine im Jahre 1282 ſtarb. Sie hinterließ einen ſolchen Geruch von Frömmigkeit, daß ihre Anhänger nicht zufrieden waren, ihren Leichnam in der kleinen Kirche zu S. Peter beigeſetzt zu ſehn, ſondern ſie trugen denſelben mit großem Gepränge fort, nach der ſchönen Kirche der Karthäußer zu Chiaravalle, und brachten ihn daſelbſt unter die Erde. Kerzen brannten fortdauernd um das Grab der aus der Welt Gegangenen; drei Tage waren im Jahre beſtimmt, an welchen man den Leichnam ſehen ließ, und Wunder geſchahen bei demſelben.

Unter Leitung des geweihten Saramita und der Vorſteherin Maifreda wurden die religiöſen Uebungen fortgeſetzt, bis ein unvorhergeſehener Zufall dieſelben ſtöhrte und vernichtete. Dann entſtand das in Mailand noch gewöhnliche Sprichwort: Egli ha a fare peggio che la Guilielmina, um ſchlimme oder ſchändliche Dinge zu bezeichnen.

„Und der unvorhergeſehene Zufall?“

Sogleich, meine vortreffliche, wißbegierige Zuhörerin und Leſerin! Erfahren Sie, was geſchah.

Ein Kaufmann in Mailand, Corrado Coppa, hatte ſich kürzlich mit ſeiner liebenswürdigen Geliebten (was er aber nicht wußte, einer Eingeweihten in dieſer Geſellſchaft) verheurathet. Da er ſah, daß ſeine Zärtlichgeliebte ſo oft und ſo früh das Ehelager verließ, um ihrem Hange zu geiſtlichen Uebungen zu folgen, bekam er endlich eiferſüchtige Gedanken. Er durfte ſich freilich den frommen Gefühlen nicht widerſetzen, welche ſeine Traute antrieben, mit ſo vielem Eifer dieſen ſogenannten Religionsübungen beizuwohnen; doch faßte er einmal den Entſchluß, verkleidet ihr zu folgen, was deſto weniger auffallend geſchehen konnte, da er einen von jenen Kappenſchleiern, in welche die Eingeweihten ſich hüllten und ſo einander erkannten, gefunden und ſich deſſelben bemächtiget hatte. In dieſe Tracht vermummt, folgte der Ehegatte ſeiner vermeinten vielgetreuen Gattin nach, kam mit in das myſteriöſe Gewölbe, und miſchte ſich mit unter die Andächtigen.

Nachdem die Geſellſchaft ihre religiöſen Ceremonien geendet hatte, liefen alle durch einander und ſchrien, wie von einer Wuth ergriffen: heurathen wir uns! heurathen wir uns! **) Sogleich wurde das ſchwache Licht, womit der dunkele Aufenthalt beleuchtet war, unter einem Scheffel verborgen. Mehr der Zufall als freie Wahl trug dazu bei, daß Coppa die ſtrafbaren Handlungen der Geſellſchaft entdecken ſollte.

Seine Frau erkannte er an einem Ringe, in welchen ein Saphir gefaßt war und welchen ſie am Finger zu tragen gewohnt war. Er nahm ſogleich Theil mit ihr an dieſer entſetzlichen Orgie, und benutzte ihre, ſich ganz dahingebende Sinnlichkeit, um ihr den Ring zu entwenden,13) mit dem er ſich von einem Orte entfernte, der ihm ſeine häusliche Ruhe koſtete.

Noch immer aber wußte Coppa indeß ſeinen Zorn und Kummer zu verbergen, beſchloß aber, ſeine Rache auf eine dem Verbrechen gebührende Art zu nehmen. Das geſchah bald. Zu einem großen Gaſtmal lies er, mit ihren Männern, die Frauen einladen, welche von der Geſellſchaft ſeiner Ehegenoſſin waren und von denen er wußte, daß ſie die Orgien beſuchten. In ihrer Gegenwart befragte er ſeine Gattin: Wohin ſie ihren Ring gethan habe? Sie lächelte, „den Ring, lieber Schatz! habe ich verloren.“ Und ich, ſagte er, habe ihn gefunden. — Nach dem Eſſen bat er, daß jeder der anweſenden Männer ſeinem Beiſpiele mit ſeiner Frau nachfolgen möge. Das verſprach jeder. — Sogleich nahm Coppa ſeine Frau bei dem Kopfe, legte ihre Haare aus einander und zeigte die verfängliche Tonſur, welche ihre Haare bedeckten. Die Männer thaten, wie ſie verſprochen hatten, und fanden das nämliche Zeichen an ihren Ehegenoſſinnen. Noch waren ſie vom Erſtaunen nicht zu ſich gekommen, als Coppa das Geheimniß enthüllte, welches er ſelbſt, zu ſeinem Schrecken, entdeckt hatte; und indem er ſeinen, in ſo frohen Augenblicken errungenen Ring vorwies, erzählte er ſeine unangenehme Geſchichte. Da waren nun Alle überzeugt, daß ſie mit ihm gleiches Schickſal gehabt hatten.

Aufgebracht über die ihnen wiederfahrene Beſchimpfung, wollten ſie ſich ſogleich ſelbſt rächen und die Weiber bebten ſchon, wenn ſie an das dachten, was ihnen geſchehn könnte. Indem ſie ſich weinend und flehend vor ihnen niederwarfen, waren die Männer zu ſich gekommen, und beſchloſſen, zu ihrer und anderer Leidensgenoſſen Satisfaktion, ihre Genugthuung gerichtlich zu ſuchen. Das geſchah.

Die heil. Inquiſition leitete eine Unterſuchung gegen die tode Wilhelmine und das ſchreckbare Benehmen ihrer Sekte ein. In dieſer wurde die Urheberin zwar von der Unzüchtigkeit freigeſprochen, aber ihre Jünger und Saramita, auch ihre Schülerin Maifreda (eine Humiliaten Nonne), die ſich Vikarie ihrer Meiſterin nannte, und ihrem Wahne und ihren Lehren nicht entſagen wollten, wurden verdammt lebendig verbrannt zu werden. Die liebebeglückten Frauen und Mädchen wurden öffentlich gezüchtigt und im Klöſter als Büſende geſteckt. Der Verſammlungsort der luſtigen Geſellſchaft wurde gereinigt und frommen Eremitten zur Wohnung überlaſſen; wodurch dieſe Geſchichte, welche viel Aehnliches mit der Entdeckung der ehemaligen Bacchanalien des alten Roms, auch in Italien, hatte, (im J. 1300) beendigt ward.

Gewundert haben wir uns, daß nachher der gute Coppa ſelbſt in ein Kloſter gegangen ſeyn ſoll!

Wer tritt jetzt in der Reihe unſerer darzuſtellenden und vorzuführenden Myſtikerinnen auf? — Ein weibliches Weſen gekleidet in ein ſchwarzes Gewand, koeffirt mit einer Niederländiſchen ſchwarzen Fontange. — — Sie naht ſich. Welch ein Geſicht! — Die Portraits und von ihr geſehenen Kupferſtiche machen ſie mir bekannt. Ha! ſie iſt es:

Antoinette Bourignon.

Gleich bei ihrer Geburt war ihr Geſicht mit ſchwarzen Haaren ganz bedeckt, und ihre obere Lefze ſo feſt an der Naſe angewachſen, daß ſie den Mund nicht ſchließen konnte. Mit großen Schrecken erblickte dieſe Geburt ihre Mutter, die Frau eines Kaufmanns zu Ryſſel, in Flandern, als ſie den 13. Jan. 1616 auf die Welt kam. — Die Nachbarinnen hatten viele Wochen hindurch von dieſer Mädchenmißgeburt zu ſprechen. Ja, wenn ſie gewußt hätten, wozu ſie ſich qualificiren würde, da ſie ſich um die Verwunderten gar nicht mehr zu bekümmern brauchte!

Jedoch ihr Spiegel und ihre innern Empfindungen mochten der guten Antoinette doch wohl geſagt haben, daß ſie nicht in die allgemeine Luſtbarkeit tauge, daher entſchloß ſie ſich ſo zu leben, als ſey ſie ganz allein in der Welt. In dieſer Abgezogenheit wurde ihre Einbildungskraft gar bewunderungswürdig erregt und erhoben, ſo, daß ſie endlich Viſionen bekam. Dabei ſagte ein gewiſſes Etwas im Innern ihr, Gott habe ſie erkohren, ſein Evangelium auszubreiten und zu lehren. Dazu wollte ſie ſich zwar nicht verſtehn, aber es half nichts, Gott wollte es, um durch ſie die Hoffart der Männer zu ſchanden zu machen.

Sie glaubte alſo würklich, die Männer wären hoffärtiger als ſie bei ihrer ſtillen Demuth? In dieſer Einbildung hatte ſie Schweſtern.

In dieſer Zeit ſtarb ihre Mutter. Darüber fiel ſie in eine Entzückung, in der ſie noch nach ſieben Tagen lag und Offenbarungen hatte. Da aber auch (1648) ihr Vater ſtarb, ſah ſie ſich genöthiget an einen Erwerb zu denken. Sie legte alſo eine Religionsunterrichts-Mädchenſchule an. Das konnte aber keine Dauer haben. Bald bekam ſie Ekel an dem Catechiſiren; eine Anſtrengung die, wie ſie ſagte, nur Menſchen von ſehr beſchränkter Einbildung erträglich ſeyn konnte, und mochte auch nicht mehr, wie ſonſt, predigen, da, wie ſie ganz freimüthig deklarirte, Predigten nichts wären, als Oſtentationen, Prahlereien und vergebliche Erluſtigungen. Das nahmen die Prediger ſehr übel und machten ihr ihr Daſeyn ſo unleidlich, daß ſie beſchloß, ihre Vaterſtadt ganz zu verlaſſen.

Das that ſie, und ging nach Mecheln,

immer zunehmend in den Erfahrungen ihrer (wie ſie ſagte) innern Sinne und ihrer Viſionen Anzahl. Kurz, ſie war eine von jenen Demoiſellen mit ſo ſtarker Einbildungskraft begabt, daß die Lebensgeiſter, vermöge der Wirkungen der Sinne, ſich zuſammen ziehn und in der Einbildung ſo hervorherrſchend würken, daß ſie ganz beſonders lebhafte Träume erwecken, ſo, daß die Entzückten nicht anders meinen, ſie ſähen und hörten das wirklich, was ſich nur innerlich ihnen darſtellt.

In Mecheln nahm ſie ihre Zuflucht zu dem [illegible] [illegible] Janſeniſten Barthel Cort, der ſie liebreich, als ein geiſtlicher Vater und Schutzengel aufnahm. Deshalb folgte ſie ihm auch nach, als er, ob ſeiner Schwärmereien ſeines Amtes entlaſſen, nach Holſtein ging.

Ihr Licht ließ ſie beſonders in Huſum und Schleswig mit inniger Freude vor den Einwohnern leuchten und in Flensburg ließ ſie ihre Schriften drucken, [14]) deren Lekture ihr und ihren Meinungen viele Anhänger erwarben. Da gab es wieder eine Sekte, welche in verborgenen Zuſammenkünften ſich ausſprach, jedoch nur kurze Zeit, denn die geiſtlichen Seelſorger ihrer Gemeine waren ſehr wachſam und legten der Seherin das Handwerk. Ihre Bücher wurden in Flensburg, Tönningen und Huſum verbrannt, und eine förmliche Unterſuchung begann gegen Antoinetten, als eine Erzverführerin Rechtglaubiger. Sie wurde des Landes verwieſen, ging davon, ſchüttelte den Staub von den Füſſen und wanderte nach Frieſland, wo ſie Anhänger zu finden wußte.

Die auch dort wachſame Geiſtlichkeit aber, lies ſie zu keiner Ruh kommen. Jammer und Verdruß warfen die gute Seherin endlich aufs Krankenlager; überall ſah ſie ſich verfolgt und verlaſſen und ſtarb in ſolch einem bedauerungswürdigen Zuſtande (den 30. Oktober 1680) zu Franecker.

Vergebens wurde ihre Lehre von Peter Poiret vertheidigt; er wurde deshalb angegriffen, widerlegt und mußte ſtill ſeyn. Ihre Anhänger aber nannten ſie ein „Weltwunder, eine durch den unmittelbaren Einfluß des Himmels erhellte Seele.“ Ja, einige gingen noch weiter und ſagten, ſie ſey „eine zweite Mutter

Chriſti." Ihr Freund Cort wußte die Begeiſterte nicht hoch genug zu erheben und ſtellte ſie dar als eine „Göttin"; Conrad Haß aber nennt ſie eine „himmliſche Profetin." — So waren die Menſchen damals, wenn ſie ſich einmal myſtificiren ließen!

„Zu früh iſt ſie von uns geſchieden, — ſprachen ihre Jünger, Anhänger und Lobpreiſer — dieſe erleuchtete Chriſtin, dieſe preiswürdige Sulamithin, die ausgerüſtet war von Gott, zu leiten die Menſchen zur ewigen Seeligkeit. Denn in ihren Lehren und Schriften findet ſich der wahre Weg zur himmliſchen Glückſeligkeit; ſie ſind unter den Schriften Aller das, was die Sonne allen Gewächſen der Erde iſt. Wahrheiten enthüllen dieſelben, die heilſamer ſind, als alle, die man bisher Wahrheiten nannte."

Mit dieſen Nachpreißungen und Lobenserhebungen konnten die erleuchtete Nichtſchöne und ihre Anhänger gar ſehr zufrieden ſeyn, aber Unpartheiiſche ſtimmen nicht in die Lobeserhebungen ein, nennen ſie auch „eine freigeiſteriſche Weibsperſon", und Aufgebrachte meinen, die

Schriften der begeiſterten Antoinette Bourignon, ganz ärgerlich und hinwegwerfend, „wären blos Wiſchlappen für die Krämerbuden," was aber freilich orthodoxen Predigten und Betrachtungen auch begegnen kann.

Freilich hat es die Schwarmſeelige in ihren Schriften ein wenig arg getrieben und Sachen behauptet, die wir jetzt *verlachen*. Damals aber *ärgerten* ſich die darüber, die eben nicht ſo leicht zu myſtificiren waren, als die Jünger ſolcher Seherinnen. So ſagt ſie z. B. „Was braucht ein Menſch zu reden und zu wiſſen von der Menſchwerdung Chriſti? Es iſt genug, zu wiſſen, daß es eine Göttliche Wahrheit giebt. — Wozu in der Welt ſogenannte Obrigkeiten? — Gewerke und Kaufmannſchaft könnte man ganz aufheben. — Was iſt der Eheſtand für ein klägliches Ding! — Gedenkt der Wiedergeburt. Das iſt die Rekollektion eines evangeliſchen Geſetzes, welches auch mir die Gedanken der Menſchen offenbart. — Und ich ſage euch: Es giebt kein jüngſtes Gericht! Türken und Heiden werden ſelig werden; aber ein tauſendjähriges Reich wird die Erde beglücken."

Nun kommen wir zu ſolchen Schönen, die eben das glaubten und erwarteten. Gewiß die Erwartung des tauſendjährigen Reichs und die davon erträumte Glückſeligkeit, hat viele Verirrungen unter den Menſchen erzeugt. Männer und Frauen wetteiferten mit einander ſich in dieſem Wahnglauben zu übertreffen. — Jetzt wollen wir eine ſolche glaubige Seele kennen lernen.

Eleonore von und zu Merlau

tritt auf, ein wenig keck und voll Selbſtvertrauen, aber das kann auch nicht fehlen. Sie war eine gutgeſinnte, aber lange in ſich verſchloſſene Leſerin der heiligen Schrift, voll Vertrauen auf Gott und ſeine allmächtige Einwirkung auf ihr Inneres und ihre Erkenntniß. Dieſe aber erlangte ſie erſt vollſtändig, nachdem ſie ihre Hand dem gelehrten D. **Peterſen** auf des frommen D. Speners Empfehlung (1680) als Gattin gereicht und unter ſeinem Beiſtand die Apokalypſe recht durchſtudiert hatte.**) Nun erklärte ſie, wie ihr Gatte, ſich öffentlich für das zu erwartende tauſendjährige Reich.

Ihre Feinde und Gegner ſchrieen: „Fort mit dem Chiliaſten und ſeinem Eheweibe, der Chiliaſtin! Das giftigſte Pulver der Seele iſt die Schwärmerei, welches vorwitzige und ehrgeitzige Weiber unter die Menſchen von jeher ausgeſtreut haben. Ueberhaupt hüte man ſich für allen Weiſſagungen der Weiber!“

Eine ſonderbare Erleuchtung kam über Eleonoren, als ſie den Spruch las: Offenbar. Johann. 1, 3. Seelig iſt der lieſet und die da hören die Worte der Weiſſagung, und behalten was darinne geſchrieben iſt ꝛc. Da ergriff ſie, unter der ſeeligſten Erſchütterung, die Feder, ſchrieb ihre Erklärung darüber und ſagte: Es habe ihr der treue Heiland die letzten Zeiten aufgeſchloſſen und ihr ihre Erkenntniß in Gnaden mitgetheilt. Dieſe werde ſie der Welt nicht vorenthalten. Sie that es. — Freilich hat ſie die Auslegung und Träume anderer, beſonders des Fantaſten Breckling (wie man nachgewieſen hat) über die Offenbarung Johannis recht wohl benutzt und ihr Gemal hat ihr kräftig beigeſtanden, aber genug, die Schrift erſchien und wurde von Vielen für ein wahres

Wunderbuch gehalten. Ihre ſüſſen Träume von einer beſſern Zeit und der Zukunft des künftigen Reichs Chriſti belebten ſie ſo ſehr, daß ſie über denſelben und ihrer Hoffnung ganz auſſer ſich kam. In ſolchen Stunden hatte ſie auch Entzückungen, und ſonderbar genug, ſie und ihr Mann mochten auch noch ſo weit von einander entfernt ſeyn, ſo hatten ſie doch gewöhnlich in eben derſelben Stunde die nämliche freudige Rührung des Geiſtes empfunden, die Glaubige belebt, ergreift und ſanft erſchüttert. So ſagten ſie.

Das chiliaſtiſche Unweſen machte ſehr groſſes Aufſehn, und der eben ſo wie ſeine Frau geſinnte Mann wurde, der Irrlehren wegen, ſeines wichtigen Amts als Superintendent zu Lüneburg (1692) entſetzt. Er kaufte ſich das Guth Nieder-Dodeleben bei Magdeburg, zog dorthin mit ſeiner Gattin in die gewünſchte Einſamkeit, wo ſie ſich recht wohl befanden. Sie ſchrieb dort den dritten Theil ihrer Glaubensbekenntniſſe, wo ſie ſich als eine ganz Begeiſterte zeigte. Das erwarb ihr noch mehrere Anhänger. Sie ſammelte eine Geſellſchaft um ſich und nannte dieſelbe, nebſt ihrer Freundin, der ſenſibeln Roſamunda (von der wir nachher ſprechen werden) und dem Pietiſten Kelner die erſt ſogenannte Patriarchiſche und Apoſtoliſche Geſellſchaft, hernach wie die in England ſo getaufte, von Jane Leade gegründete, Philadelphiſche Vereinigung.

Nun beherrſchte ſie ganz willkürlich ihr ſelbſtgeſchaffenes Gebiet, in welchem ihre goldenen Träume als Wahrheiten und Gewißheiten glänzten in einer ſtrahlenden Allgewalt, die ihr Gemüth abzogen von allem, was nicht in das zu erwartende Reich gehörte. — Ihr Mann bekannte ſich von den himmliſchen Gaben und Viſionen, welche über ſeine liebe Frau und ſeine Freundin Roſamunda (ſeinem Orakel) ſo überſchwenglich ausgegoſſen worden waren, ganz überzeugt und überwunden **) zu ſeyn. Des herrlichen tauſendjährigen Reichs Anbruch glaubend und wünſchend-erwartend ſangen ſie und ihre Gemeine mit erfreulicher Herzerhebung:

Wenn endlich, eh' es Zion meint,
die längſt erwünſchte Stund' erſcheint,

da Gott wird die Erlöſung geben,
die unſern Kerker bricht entzwei
zu laſſen die Gefangnen frei,
was Freude wird man da erleben!

•

Die herrlich nun gekommne Zeit
und übergroße Seeligkeit
wird über unſre Sinnen gehen.
Wir werden ſeyn wie Träumende,
beſtürzt, ob's wirklich auch geſcheh'
und wahr ſey, was die Augen ſehen.

•

Der Winter kömmt, der Regen fällt,
der Frühling hat ſich eingeſtellt,
die Tage ſind zu zählen,
dann kömmt der Hoffende erfreut,
trägt ſeine Gaben heim und ſchreit:
ſeht, Hoffnung kann nicht fehlen!

Indem das Chiliaſten-Häuflein aber alſo fröhlich ſang, ſchrieen, beſonders die Prediger, Zeter und Weh über die Teufels-Lehre, wie ſie dieſelbe nannten. Ja, einer derſelben, der Senior Winckler in Hamburg, wünſchte ſich ein ſeeliges Sterbeſtündlein, um ſolchen Jammer nicht länger zuſehen und anhören zu müſſen. Andere riefen aus: „Die Tauſendreichsjährler ſind Patienten, die im Hoſpital der menſchlichen

Narrheiten krank liegen! laßt ſie ihr Sterbeſtündlein erwarten mit Furcht und Zittern. Wir können und mögen den Irrgeiſtern nicht helfen.“ — Andere ſprachen: „Alles was von den Weibern herkömmt, iſt Irrwahn, trotziges Anmaßen und ſtrafbare Religionsverirrung. Die Frau Peterſen hat ihrem Mann den Kopf verrückt und macht ihn zum Narren; das mag er haben, warum hat er es gelitten! Aber zur Satisfaktion des Publikums ſollte die Widerſinnige in ein Correktionshaus geſperrt werden.“ Einer, der gegen ſie ſchrieb, war gleichfalls ſo ungalant zu ſagen: „So iſt es! Ein kleines Lüftlein des Lobes, welches man über ſolche Irrlehrerinnen dahin ſtreichen läßt, blähen dieſe ruhmräthigen Weiber dermaßen auf, daß ſie alſobald mit Einbildungen geſchwängert werden, welche nachher ihre Lehren und Schriften gebären. Da habt ihr die Beiſpiele an der verrückten Johanna Eleonora und ihrer wahnſinnigen Freundin Roſamunda.“ — Dieſe aber müſſen wir auch nun vorführen.

Roſamunda von Aſſeburg.

Ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt: „Die von Aſſeburg hat andere verführt, nachdem ſie ſelbſt verführt worden war, und zwar erſtens von dem Sathan, von welchem ſie in ihren Selbſtbekenntniſſen ſagt, daß dieſer Unhold ihr mehr als einmal erſchienen ſey, ſchwarz, tingirt wie die Nacht, ſchrecklichen Geſichts, Hörner auf dem Kopfe, auch ſogar bei hellem lichten Tage; zweitens von verführeriſchen Leuten, hauptſächlich von der Frau Peterſen und deren Ehegatten. Dieſer war der geiſtliche Numa, ſeine Frau die gefällige Nimfe Egeria und die Verführte 15 Jahr alt! Verführt iſt ſie ferner worden von ſchwärmeriſchen Büchern, z. B. durch die Schriften des exaltirten Schuſters Jakob Böhme, von den Tändeleien der Eleonora von Merlau; und auch von ihrem eigenen Herzen. Dieſes iſt von einer geiſtlichen Hoffarth ganz eingenommen worden, welche ſie verleitet und dahin gebracht, daß ſie göttliche Offenbarungen vorgegeben und ſie zum Grunde ihrer Glaubens-Artikel gelegt hat. Das alles kömmt von ihrem blöden Verſtande und ihrem melancholiſchen phantaſtiſchen Gemüthe her.“

Ein anderer ſagt: „Es iſt für wahr luſtig, zu ſehen, wie die von Aſſeburg und die von Merlau in ihren Schriften einander beſtohlen haben. Da rühmen ſie ſich unmittelbarer Erleuchtungen, himmliſcher Offenbarungen, göttlicher Geſichter und betrügen andere und ſich ſelbſt.“ Beſonders weit aber ſoll Roſamunda es durch ihre Briefe gebracht haben, ſo daß auf einen derſelben der D. Peterſen ſich gleich bewogen fand, ſie in Lüneburg zu ſeiner Hausprofetin anzunehmen.

Sie war 1672 von angeſehener, guter Familie geboren, wurde wohl erzogen, unterrichtet und jeder Tugend zugeführt. Aber ihre eigenen Einfälle und Träume leiteten ſie auf eine ſo gefährliche Bahn, welche ſie mit ſo großer Entſchloſſenheit und Freudigkeit betrat, daß ſie von derſelben nicht mehr zurückzuziehen war.

Sehr frühzeitig wurde das Fräulein (wie ſie erzählte) hoher Viſionen gewürdiget. Sieben Jahr war ſie kaum alt, als ſie Chriſtum in Geſtalt einer Jungfrau erblickte; in ihrem zwölften Jahre aber ſah ſie ihn bald als einen Gekreuzigten, bald einen zu der Herrlichkeit ſeines Vaters Erhöheten, in Geſellſchaft vieler Heiligen. In dieſem Geſicht wurde ihr auch das aus ſeinen Wunden quellende Erlöſungsblut in Tropfen als koſtbare Rubinen gezeigt. Im J. 1687 offenbarte ſich und erſchien ihr Gott der Vater, deſſen Antlitz ſie aber nicht recht ſehen konnte. Und nun fingen ihre Offenbarungen und Viſionen an ſich gewöhnlich täglich einzuſtellen. Da verharrte ſie im Gebet, ſchier Tag und Nacht, und die hohen Offenbarungen vom tauſendjährigen Reiche kamen über ſie. Dieſe Viſionen beſchrieb ſie in Briefen, die: die Herzen aller Glaubenden rührten und mit ſüſſem Dahingeben erfüllten. Auch waren ihr kräftige und eindringende Reden und Worte geworden, welche die Sinne der Hörenden zu ihr zogen, mit ſüſſer Allgewalt, zumal, da ihr Geſicht ganz leidend intereſſant gebildet war und ihre Augen ſchwärmeriſch ſanft in tiefen Höhlen umherrollten.

Als ſie aber in das Haus des freudigen tauſendjährigen Reichs-Mannes Peterſen kam, war ſie den Jüngern gar ſehr liebenswürdig und ſprach zu ihrer erwartungsvollen Freundin Eleonora: „Liebe Johanna, ich ſage dir und deinem Gatten, daß ihr recht erkannt habt das Thier der Offenbarung und die große Stadt. Denn ich, die Profetin, habe ſie euch erkennen laſſen. So ſeyt hiermit geſtärkt und aufgerichtet, mit der erſten Auferſtehung im tauſendjährigen Reich. Wohl euch, daß ihr mit mir lebt in der philadelphiſchen Gemeinde, unter den ſieben, derer gedacht wird in der Offenbarung des herrlichen Sehers Johannes." Da ſprachen nun ſehr viele Zungen herrliche Dinge zum Lobe der vortrefflichen Roſamunda, ſo daß man allbegierig wurde, ſie zu ſehen und zu hören.

Sie aber empfing die ſich ihr Darſtellenden ſehr freundlich und feierlich, redete in gewichtigen Worten von dem, was ſie erforſcht und geſehn hatte, und ſprach: „Wahrlich! ich ſage euch, erfüllt iſt die Weiſſagung Joelis 2, 28. und es wird ſeyn eine leibliche und geiſtliche Auferſtehung, wenn es kömmt das ewige Gnadenreich. Dann aber wird erſcheinen der Antichriſt. Bei dem allen ſeyd nur glaubig und indifferent. Ich ſage euch: es iſt die Seele des Menſchen vorzüglichſter Theil, der Menſch ſelbſt. Der Körper deſſelben iſt nur das Gefängniß der Seele. Dieſe aber iſt göttlicher Natur, iſt aus Gott und alſo ewig. Laßt euch nicht irre machen von Predigern; denn was dieſe ſagen, iſt nicht immer das, was ſie ſagen ſollten, daher wir ſie auch gar nicht hören mögen und ihrem äußerlichen Menſchen kleben ſie nichts an, als ihren geiſtlichen Stolz und ihren Geiz, eine Vortrefflichkeit, mit der ſie alle ausgeſtattet werden, ſobald ſie unter die geiſtliche Kappe gekommen ſind. Wir aber, was wir bekennen und haben, iſt uns vom Himmel gegeben worden.“

Und hatte ſie nun ſo geſprochen, was ſie jedoch mit vielem Anſtand und in ſehr theatraliſcher Stellung that, ſo zog ſie ſich ganz feierlich zurück, ſchlug die Augen nieder und lehnte ſich auf die Schulter ihrer Freundin Eleonore oder der Neophitin Regina (welche bald auftreten wird). Dann aber trat der Herr D. Peterſen (ein geſchickter Redner) auf, und fiel alſo ein: „Ja, er wird kommen, kommen wird er dieſer Tag, und bald, wie es Gott der Schweſter Aſſeburg offenbart hat, mit welchem dann beginnen wird das geweiſagte und verſprochene tauſendjährige Reich! Ja, wir werden ſehen und erleben, was ſo viele gottesfürchtige und gelehrte Menſchen ſich ſchon zu erleben gewünſcht haben und es nicht erlebten. Mit großer Sehnſucht haben ſie es erwartet, jedoch vergebens. Jetzt aber iſt die Zeit gekommen. Die Siegel der Verſchloſſenheit werden gelöſet, zu erfüllen die heiligen Worte der glorwürdigen Offenbarung des hohen Sehers und Evangeliſten." Es ertönte eine ſanfte Hausorgel-Muſik und die Eingeweihten ſangen:

Heilig, heilig ſind die Stunden
von dem Geiſte aufgefunden,
der von hinnen aufwärts ſchwebt.
Flügel her! Ein aufwärts Schweben
wird die Freude ganz beleben,
die ſich von der Erde hebt!

Roſamunda aber neigte ſich ſanft gegen die Hörenden, blickte, wie entzückt gen Himmel, breitete und ſtreckte beide Arme über ſich, als wollte ſie hinaufſchweben, und verſchwand hinter einer grünſeidenen Gardine, die im Hintergrunde des Zimmers ſanft hinab rollte. — Dann trat auf die ſehr Entzückte, Jungfrau

Regina Bader.

Sie, die Tochter eines Predigers zu Simmersfeld im Würtembergiſchen, hatte ſich (wie ſie ſagte) nie in den Predigten ihres Vaters und ſeiner Collegen erbauen können, hatte aber die eben erſt erſchienenen Selbſtgeſtändniſſe der begeiſterten Seherin Roſamunde von Aſſeburg geleſen, dieſelben beherzigt, bekam nächtliche Träume, endlich Viſionen am Tage, kämpfte mit dem ihr erſchienenen Teufel, ſchnürte ihr Kleiderbündelchen zuſammen, machte, als eine gute fußgängeriſche Pfarrerstochter ſich auf den Weg, und eilte zu der erleuchteten Roſamunda. Erſt 15 Jahr alt war ſie damals, aber beherzt, entſchloſſen und unternehmend, als kaum ein Mädchen ihres Alters. Ihren Gott und ihre Ueberzeugung im Herzen, bebte ſie vor keinem Ungemach zurück, welches auf der weiten Reiſe ſie hätte betreffen können.

Froh und wohlgemuthet wanderte die Hoffnungsvolle eines Tages (1698) einer einſamen

Herberge zu, fand in derſelben eine gute, freundliche Wirthin, ging hinauf in das kleine ihr angewieſene Stübchen und ſang mit frohem Sinn:

Es wird mir weder warm noch kalt,
ich fürchte keine Drehgewalt.
Da wo ich bin, iſt Gott um mich,
auf den vertrau ich ſicherlich!

Da knackten die Stuben-Dielen. Regina wurde aufmerkſam, blieb aber ſtill, warf ſich auf das ihr nahe ſtehende Bettlein, fühlte einen ſanften Schmerz in ihrer Bruſt, athmete ängſtlich und bekam ihre erſte Viſion. Siehe da, es erſchien ein Engel, heraustretend aus einem rothen Ringe, der ihr Stübchen mit einem hohen Scheine erleuchtete. Dieſer, ſie herzlich anſchauend, ſprach: Sey ruhig, liebe Regina! Zwar biſt du keine irdiſche Königin, aber eine himmliſche ſollſt du werden. Merke wohl auf! Bald werden Zeichen und Wunder geſchehn, denn Gottes Reich iſt nicht fern.“ Und ſie entſchlummerte. Als ſie aber wieder erwachte, fühlte ſie ihre Seele erfüllt von grenzenloſer Himmelswonne. Und da erblickte ſie die heil.

Dreieinigkeit in drei Kopfgeſtalten, **) an ihr vorüber ſchwebend.

Sie war noch nicht nach Magdeburg gekommen, als ihr der Sathan, ſie zu necken, erſchien, ſie aber ſprach ſo herzhaft mit ihm, verſchanzte ſich mit Gottes Wort, ſtimmte einen geiſtlichen Geſang an und vertrieb ihn. Bald darauf aber gelangte ſie an einem andern Orte zu einer zweiten Viſion. Da befand ſie ſich in einer Engels-Converſation, umgeben mit einer Glorie von einer Lichtherrlichkeit, welche nicht zu beſchreiben war. Sie erfuhr in derſelben viel und unter andern auch, daß das Büchlein Tobiä unter die canoniſchen, vom heil. Geiſte eingegebenen Bücher gehöre. Dabei trat auf ein Engel mit einem Blumenſtrauß und überreichte ihr die Schriften der Frau Peterſen und die Offenbarungen der erwählten Roſamunda von Aſſeburg.

Sobald die Viſion vorüber war, ſchrieb ſie ſogleich an dieſe herrliche Seherin, vertraute ihr alles was ſie geſehn, gehört, empfunden hatte, und wanderte auf das Haus zu, in welchem dieſer leibliche, lebendige Seelenſchatz ſich befand. Als ſie eintrat, ſprach ſie: Da bin ich! — Die Geiſtesverwandten aber wußten gleich, wer ſie war, und wer die war, die ſprach: Da bin ich! Alſobald und wie ſtets einſtudiert, ſangen ſie:

Ach Schweſter, komm zu uns herein!
Du ſollſt uns ſchön willkommen ſeyn.

Es ertönte eine ſanfte Muſik, unter welcher helle Cymbeln erklangen, bei dem Refrain:

Wo die Schellen klingen
und die Englein ſingen
in regis curia,
eia, wären wir da!

Dann trat Roſamunda, ganz theatraliſch, wie auf dem Kothurn hervor und ſprach:

Willkommen ſey uns, zahme Taube,
die ſchnell aus ihrem Neſte flog,
des Teufels Geier nicht zum Raube
ſich her in unſre Grenzen zog.
Mit Roſen ſind ſie rund umzüngelt,
mit Dornenhecken ſcharf und fein.
Ein Engel hat dein Haar geringelt,
Roſina, komm zu uns herein!
Als Königin wirſt du erſcheinen
im ſchönen, neuen Freudenreich,
wirſt goldne Freudenthränen weinen
und werden jedem Engel gleich.
Denn bald ertönt die Zitterſtunde,
in der der Seigerſchlag erklingt,

in der das Herz aus frohem Munde:
Willkommen! Hallelujah ſingt.
Da wir in grünen Wonneauen,
mit Freudenthau ſo ſanft benetzt,
den Herrlichſten im Glanze ſchauen,
der ſich an unſrer Freude letzt.
Er ſpricht: Kommt her, ihr Glaubenswesen,
zu mir und meiner Herrlichkeit,
von mir ſeyd ihr ſchon längſt erleſen
zu meines Reiches Sichtbarkeit.
Die hohe Stunde hat geſchlagen,
ihr ſeht in meiner Herrlichkeit
mich hier, voll Zuverſicht zu fragen:
ſeyd, kluge Jungfrau'n, ihr bereit!

Eleonora. Ja, Herr! wir ſind bereit. Oel haben wir in unſern Glaubenslampen, Vertrauen und Freudigkeit in unſern Herzen. Geſchmückt ſind wir, als Bräute, mit den Kränzen der Erwartung und Ergebenheit. Nieder fallen wir vor dir in ſtiller Ehrfurcht.

Roſamunda. Kaum können wir ſprechen. Staunen und Entzücken binden uns die Zungen. Nimm, o König und Herr! das Klopfen unſerer Herzen als Sprache an, indem wir uns vor dir niederwerfen, zu dir flehen im Staube: Tauſendfacher Geber und Herr, wohl uns Glaubenden, daß du bei uns biſt.

Doktor Peterſen. Sey gelobt mit ſchwachen Menſchenzungen! Nimm an das Lallen deiner Kinder, als frohes Lobgetön in unſer Heilig! heilig! als Lobgeſang. Denn das iſt dir ja jedes Gebet im Glauben. Wir loben, preißen und anbeten dich, Beherrſcher aller Himmel und Kreaturen. — Aber draußen ſind die Hunde!

Regina. Mögen ſie bellen. Uns können ſie nicht erſchrecken.

Roſamunda. Und wären ſie auch die Drachen und Ungethüme der Unterwelt. Unſer Reich ſteht feſt und iſt gegründet hier oben, wo auch wir ſtehn, die Säulen der Rechtgläubigkeit.

Wer will ſie beugen und erſchüttern?
Sie ſtehen auf Granit und Stahl,
ſind von des Schriftheils ſtarken Müttern
geboren in dem Himmelsſaal,
wo nur des Glaubens ſtarke Wehen
gebährend bringen Herrlichkeit,
wenn wir die Freudenkinder ſehen
des Mannes hoher Ewigkeit.
O! ſeht des Heils Karfunkelſteine,
ſie ſchimmern durch die Erdennacht,
wo mich der König, den ich meine,
durch ſein Erſcheinen glücklich macht.

Ich taumle über Erdenſchranken
in wolluſtvoller Trunkenheit;
was mich umgiebt, mag alles wanken;
feſt ſteht der Thron der Herrlichkeit!

Doktor. O! Roſamunda, reine Blüthe
der ſchönſten Roſenherrlichkeit,
durchläutert hat dich im Gemüthe
ſchon deines Königs Freundlichkeit,
laß auf uns Sonnenſtralen fallen,
die dir die Herrlichkeit verlieh,
wenn jubelnd das Gemüth vor allen
dir zujauchzt: Edle Seele! wie?
Dich ſtöhrte nichts; du warſt erkohren
zu bleiben deiner Wahrheit treu.
Ihr habt, zu hören, Glaubensohren:
Hört! Erd und Himmel werden neu!

Roſam. Zurück du, höllenunglücks Natter,
genährt von Phariſäerblut.
Was hilft dein Ziſchen und Geſchnatter?
Das übertobt nicht Chriſtenmuth.
In Edelſteine ſind gegraben
die Namen der Erkohrnen ſchon,
mit Palmen wird man ſie begaben,
womit ſie ſtehn am Königsthron.

Eleonora. Ja, an dieſem Throne wirſt du auch mit ſtehn, glaubige Seele, Regina! und ich und ihr alle, die ihr glaubt, nebſt der hohen Seherin Roſamunda, werden dort ſtehn, mit allen glaubenden Seelen. Jetzt aber ſollt ihr hören, lieben Schweſtern und Brüder, was das hohe, hellſtrahlende Licht der Kirche und der Chriſtenheit, die theure Chriſtenſeele, der grundgelehrte, gottesfürchtige Theologus, aufwiegend tauſend ſolche Phariſäer, wie jene, die gegen uns blöken, ſchreien, ziſchen und ſchnattern, der andächtige D. Philipp Jakob Spener ſagt und ſchreibt. — Sekretarius! leſet den Brief und die Stelle aus dieſem, ſeinem Buche: Bedenken ꝛc. die ich roth unterſtrichen habe, laut ab und der Gemeine vor.

Sekretarius Hoppe (das Buch nehmend und leſend:) „Es iſt nun weiter zu ſprechen von dem erleuchteten weiblichen Werkzeuge, der Roſamunda von Aſſeburg. Gewiß iſt es: die Göttlichkeit und Richtigkeit ihrer Offenbarungen iſt gar nicht in Zweifel zu ſtellen. Der chriſtliche Tugendruhm dieſer theuern Seherin würde nie einen Betrug oder eine Falſchheit zulaſſen. Sie iſt die Taube der Verheißung, die Wahrnehmerin alles deſſen, was engbrüſtige Seelen nicht begreifen können.“

Doktor. Ja, alſo ſchreibt dieſer grundgelehrte, einſichtsvolle, mit leuchtendem Tiefblick begabte, herrliche Theologus. — Wahrlich! ich ſage euch, alles wird offenbar werden und geſchehen, was Roſamunda, dieſer Edelſtein der Gnade Gottes, profezeiht und geſagt hat; meine theuere Ehegattin auch, und ich, der willige Diener Chriſti, in dieſer Irrdiſchkeit. Da wird erfüllt werden und geſchehen, alles das, worauf wir glaubigen Chiliaſten 19) hoffen. Ja, ja, es ſoll alſo ſeyn!

Roſamunda. Tritt näher zu mir her, Regina, du Geweihte! Ich reiche dir die Glaubenshand und gebe dir den Schweſterkuß, im Abſchlag auf die Freuden des tauſendjährigen Reichs, welches unſer chiliaſten Mund nun bald laut, jauchzend und entzückt begrüßen wird. — Heilig, heilig! findet euch zuſammen, hoffnungsvoll erkohrene Glieder unſerer Gemeine!

Da erſchienen, als man davon nichts vermuthete, ein Commiſſarius und ein Diener der Landespolizei und machten bekannt: auf eingegangene Requiſition der Landesregierung des Herrn Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg ſolle die entflohene Regina Bader nach Stuttgart gebracht und abgeführt werden. Da konnten keine Deklamationen ſie beſchützen und zurückhalten; ihr Jammern und Weinen konnte ſie nicht verbergen; kein Wunder geſchah, obgleich Roſamunda mit einem drohte. Die Diener der Obrigkeit ſprachen: Wir erwarten es; und nahmen die ängſtlich flehende Regina mit ſich fort.

Durch gewaffnete Reuter bedeckt wurde der Wagen, in welchem Regina fortgeführt und nach Stuttgart gebracht wurde. Da wurde ſie der Geiſtlichkeit übergeben und zu dem Oberhofprediger Hedinger gebracht, der alles, was er nur konnte, verſuchte, ſeiner Anbefohlnen andere Gedanken beizubringen; aber vergebens. So gelaſſen und ſanft chriſtlich er auch fragen und bittend in ſie bringen mochte, ſie antwortete nicht und erklärte endlich: Ein Engel ſtehe zwiſchen ihm und ihr, der ihr zu ſprechen verbiete. Der Oberhofprediger aber drang heftiger in ſie, erklärte ihr die Unwahrheit ihrer vorgegebenen Viſionen und bat ſie, deren Falſchheit und Unwahrheit zu beſtätigen. Sie blieb verſtockt und wollte nicht widerrufen. Endlich aber gelang es dem ſanften Seelenhirten doch, ihr Herz und ihren ſtarren Sinn zu erweichen. Da erklärte ſie alles vor Trug und gab die Liſt und Falſchheit an, mit welcher ſie die Erklärungen geiſtlicher Entzückungen und Betrügereien geſpielt habe. — Niemand ſtand ihrer Hinterliſt bei; die Obrigkeit verdammte ſie, als Betrügerin und Verführerin vieler getäuſchter Menſchen, zum Staupenſchlag und Prangerſtehn. Die Glaubigen der Chiliaſtengemeine verfluchten den Ausſpruch der (wie ſie ſich ausdrückten) im Argen liegenden, vom Widerſacher bethörten Obrigkeit. Roſamunda erlies Ermahnungsſchreiben und ſchrieb Droh- und Bitt-Briefe. Der Herzog Eberhard beklagte die verführte Enthuſiaſtin, zweifelte an der Richtigkeit ihres Verſtandes, ſo wie an dem ihrer Freunde, linderte Reginens Strafe und verdammte ſie zu öffentlicher, feierlicher Kirchenbuſe, zum Widerruf ihrer fantaſtiſchen Lehren, und dreijähriger weiblicher Arbeitsſtrafe auf der Feſtung Hohen-Tübingen. Bei dieſem Strafvergange hielt, nach der von Reginen abgelegten Kirchenbuſe, der Oberhofprediger Hedinger in der Kirche eine vortreffliche Rede, über Offenbarungen, Träume und Viſionen, aus 2. Petr. 1, 19., die er nachher auch dem

Druck übergab, nebſt kurzer Erzählung des verübten Unweſens dieſer von ihren Glaubensgenoſſen ſo geehrten Schwärmerin Regina.

Peterſen, ſeine Freundinnen und Freunde, in ſtiller Freude ihres Herzens über die bald zu erhoffende Erſcheinung des tauſendjährigen Reichs, haben ſich über den ihre Schülerin und Freundin betroffenen Unfall in ihren Schriften nichts merken laſſen, denn endlich (dachten ſie) würde es ſich ſchon ausweiſen und Regina dennoch zu ihnen kommen und mit ihnen eingehn durch die ſmaragdenen Thore in das neue Jeruſalem.

Auf dieſer Welt iſt aber davon nichts geſchehn. Dennoch dachten gewiß manche der harrenden Chiliaſten (jetzt wird es wohl keine mehr geben) mit dem Dichter:

> Ogni impossibil cosa al ſin si vede!
>
> GUARINI.

Wir haben von dieſer Regina weiter nichts geleſen. Ein Unpartheiſcher aber hat ihrer mit einem guten Wunſche 12 b) erwähnt.

Uns umſchauend, erblicken wir aber ein weibliches Weſen, welches auch in die Reihe der Vorgeführten gehört; wir begrüßen ſie und ſie erſcheint.

Maria Guyard

geboren zu Tours in Frankreich, war die Tochter von Eltern, die in ziemlicher Erniedrigung des Glücks, aber redlich und fromm lebten, in ſtiller Herzens- und der Seele Einfalt, gottſelig in Worten und Werken, zufrieden mit dem, was ihnen Gott geſchenkt hatte, der auch „voll Gnade das Herz ihrer Tochter zu ſeinem Tempel zubereitete.“ [20]

Dergleichen Zubereitungen gehen ſo frühzeitig wie möglich an, wenn ſie von beabſichtigter Dauer ſeyn ſollen.

In ihrem ſiebenten Jahre ſchon hatte (wie ihr Sohn und Biograph erzählt) Maria die lieblichſten Träume von ihrem Heiland; der ſie in ſeine Arme ſchloß, küßte, und ſie fragte: Willſt du mein ſeyn? Sie antwortete mit frohem Herzen: Ja. Als er nun ihre Einwilligung erhalten hatte, fuhr er wieder gen Himmel auf.

Sie erwachte, war entzückt von der ihr wiederfahrenen Gnade und von dem ſüſſen Wohlwollen ihres Heilands. Nun war in ihr geſtärkt und bekräftigt jede Neigung zum Guten. So ging ſie denn im Stillen dahin allein, um insgeheim zu beten, ohne daß ſie es wußte oder dachte, gedrungen, als ein unwiſſendes Kind, durch den Geiſt des Inwendigen [21]) (**l'esprit interieur**), geleitet von dem dreieinigen Gott.

Hätte Maria ihn gekannt nach des Schuhmachers Jakob Böhmens Vorſtellung, ſo würde derſelbe ſiebenfach geweſen ſeyn. [22]) So wollte es ſeine korrupte Fantaſie.

So wuchs die Gute ganz gedeihlich heran und erreichte ihr ſiebenzehntes Jahr; als es ihren Eltern einfiel, ſie zu verheurathen. Das geſchah, zu großer Verwunderung ihrer Nachbarn, die ihre große Neigung zur Abſonderung kannten. Aber die Zeit ihres Eheſtandes waren Jahre ihres ſchwerſten Kreuzes, welches ſie tragen mußte, denn ihr Ehemann verurſachte durch ſeine gar nicht preiſwürdige Lebensart ihr ſchweren Kummer.

Zwar bat ſie der Unordentliche, wenn er zuweilen zu ſich kam, oft mit Thränen um

Vergebung, wegen der ihr zugefügten übeln Behandlungen, aber alle ſeine Verſprechungen, ſich zu beſſern, blieben unerfüllt. Mit Geduld ertrug ſie ihre Leiden und mit wahrer, lobenswerther Standhaftigkeit. Gelaſſen und ſich immer gleich blieb ſie in ihrem Erdenunglück.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß überhaupt die Frauen das Unglück weit ſtandhafter ertragen können, als das Glück.

Endlich, nach zwei Jahren ihrer Dultung, nahm der Himmel ihr ihren Mann ab und zu ſich; aber dieſes Glück ertrug ſie ſehr gelaſſen. Wieder ging ſie vor ſich hin im Stillen, erfuhr viel Gutes und Eindringendes in ihrem jetzt dazu wieder empfänglichen Herzen, welches entzückt wurde in ſich ſelbſt, durchdrungen von dem Liebespfeile der göttlichen Gnade. Da das geſchah, wurde ſie verändert in eine ganz andere Kreatur, ja ſo gleichſam umgeſchaffen, daß ſie ſich ſelbſt endlich beinahe nicht mehr kannte.

Wie ſie nun ſo ein Jahr in der Einſamkeit gelebt und hingeträumt hatte, zog ſie Gott heraus und brachte ſie zu einer ihrer Schweſtern, welche in ganz verwirrte Welthändel verwickelt war und ſie nebſt ihrem Manne zu ſich verlangte, um ihre Laſt ihnen tragen zu helfen. Maria willigte darein, unter der Bedingung, daß man ihr in ihren Andachten ihre Freiheit laſſen ſollte. P. Raimond, ihr Führer, ſtand ihr bei mit Rath und That und geiſtlichen Ermahnungen in aller Güte des Herzens, mit der Freude des uneigennützigſten Willens.

Endlich hatte ſie ihr fünf und zwanzigſtes Jahr zurückgelegt, als ſie die Einſicht in die göttliche Gemeinſchaft (Commerce) erhielt, welche die drei göttlichen Perſonen unter ſich haben; „nämlich (um mit ihren eigenen Worten zu ſprechen), den Verſtand des Vaters, der ſich ſelbſt beſchauend, ſeinen Sohn gebiert, welches von Ewigkeit her geweſen iſt, und in Ewigkeit alſo ſeyn wird. Darauf ſah ſie die beiderſeitige — Liebe hervorbringen den heil. Geiſt, welches geſchah durch eine gegenſeitige Liebeseintauchung (reciproque plongement d'amour) untereinander, jedoch ohne Vermengung und Verwirrung.“ [23])

In dieſe Herrlichkeit war Mariens Seele ganz verloren. Sie wünſchte ihre gänzliche Vermälung mit Gott, und bereitete, in bittender Liebe, ſich bräutlich dazu. So rang ſie, nach ihrem Wunſche, mehrere Monate in dieſem Zuſtande, als ihr endlich im Inwendigen die Worte geſagt wurden: „Im Glauben will ich mich mit dir vermälen.“ Endlich geſchah die Vermälung mit dem ewigen Worte, als ſie ganz erſunken war in die Gegenwart der überanbetungswürdigen Majeſtät.

Da in der geiſtlichen Vermälung der Stand der Seele verändert wird, ſo hat ſie nun keine Beſtrebung (tendance) mehr, weil ſie beſitzt, was ſie liebt, und davon ganz eingenommen und durchdrungen wird. Da nun die Seele nicht mehr in ſich ſelbſt lebt, ſondern in demjenigen, der ſie umſchlungen hält mit ſeiner Liebe, ſo führte auch Mariens Seele der heilige Geiſt, wohin er wollte, ohne daß ſie widerſtehen konnte. — Das empfindend, kam auch der Geiſt der Dichtung des HERRN über ſie, und ſie ſang:

O Liebe, deine Roſenſchlingen,
wie ſind ſie doch ſo ſanft und leicht!
Du ſchlieſſeſt deiner Augen Schwingen
und was uns ſpricht zu Sinnen, ſchweigt.

Verwundend willſt du uns auch heilen,
und bindeſt uns mit ſüſſer Macht.
Ach Liebe wirſt du mich ereilen,
erhalt' ich was mich glücklich macht.

*

Was du verlangſt, es ſoll geſchehen;
ich halte ſtill, wenn du mich ſchlägſt.
Ich folge dir auf Roſenhöhen,
wohin du auch mich hebſt und trägſt.
Ganz dir allein bin ich ergeben,
nimm mich, o ſüſſe Liebe hin;
wie fröhlich will ich zu dir ſchweben.
Dann, wohl mir daß ich bei dir bin!

*

In Liebe ganz bin ich verſunken,
in Liebe, nur für dich allein.
Die ſprühen dieſes Herzens Funken,
gern will ich dein auf immer ſeyn.
Und winkten aller Welten Freuden,
für mich giebt's dort nicht Seeligkeit;
in dir nur find' ich Seeligkeiten
für mich, in alle Ewigkeit.

In Proſa aber drückte ſie ſich über ihr ſie beinahe gar verzehrendes Liebesweh alſo aus.

„So war ich. Ich verſchmachtete vor Liebe, dennoch aber genoß ich der Liebe. Ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll. Man leidet, man verſchmachtet, man genießt. Es iſt mir eine große Verläugnung ſo etwas zu ſchreiben, aber ich kann die Art meiner Führung nicht erzählen, ohne von Dingen zu ſprechen, welche ich wünſche, daß ſie auf ewig heimlich in meinem Herzen verborgen bleiben möchten.“

Nach und nach wurde ihr ihr Beruf zum Kloſterleben immer deutlicher, und dringender die Anmahnung dazu. Da entſchloß ſie ſich alles Irrdiſche hinter ſich zu werfen und dem Himmliſchen entgegen zu gehn, mit Freude und in aller Einfalt ihres Herzens. Davon ſpricht ſie ſelbſt alſo:

„Dergeſtalt verließ ich alles, was hienieden mir am liebſten war, früh morgens an Pauli Bekehrungstage, im Jahr 1631. Wie ich aus unſerem Hauſe trat, ging mein Sohn, welcher zwölf Jahr alt war, mit mir, ganz gelaſſen an meiner Seite. Er durfte mir ſeine Traurigkeit nicht merken laſſen, aber ich ſah wohl die Thränen aus ſeinen Augen rollen, welche mir zu erkennen gaben, was er in ſeiner Seele fühlte.“

Wie? und dennoch konnte die inſpirirte Närrin vergeſſen, daß ſie Mutter war? Warum ſollte ihr Sohn ſeine Traurigkeit nicht merken laſſen? Sollte er die ſo mächtig ihn drängende Stimme der Natur vergeſſen, welche die liebeentzündete Mutter verläugnete? Das arme Kind! War das eine Glückſeligkeit eine in alle ſogenannte Heiligkeit verlorne Mutter zu haben? Welche Verbrechen umlagern ſolche inſpirirte Mutter-Herzen! Wie weit kann ihre Unempfindlichkeit und ihr verſtocktes Weſen gehen! Der arme Junge, den ſeine Gebärerin verließ, ſah ſpäterhin ſich genöthigt auch in ein Kloſter zu gehn und ein Mönch zu werden. Dann theilte er, in heiliger Ergebenheit, das Leben ſeiner Mutter der Welt mit. Er iſt der Pere Martin, der die Biographie dieſer Mutter ſchrieb, die ihn verließ und von ihm ſich losſagte, wie ſie der Welt entgehen wollte. — Sie ſpreche weiter:

„Ich hatte großes Mitleid mit ihm, daß, wenn ich ihn anſah, es mir däuchte, man riſſe mir die Seele aus meinem Leibe. Ich ließ mir aber nichts merken, denn Gott war mir lieber, als alles dies. Gottes Händen überließ ich meinen Sohn, und ſagte lächelnd ihm ein Lebewohl! Darauf empfing ich den Seegen von meinem Beichtvater, und wurde von der Vorſteherin des Kloſters mit vieler Liebe aufgenommen. — Es iſt nicht auszuſprechen, wie ſo ſüß mir das Kloſterleben war, nachdem ich die Welt verlaſſen und Gott mir dieſes irrdiſche Paradies geöffnet hatte, in welchem man ſich um nichts zu bekümmern braucht, als daß man die Kloſterregeln beobachtet.“

„Es geſchah aber, daß viele Kinder, welche meines Sohns Schulgeſellen waren, ſich um ihn herum verſammelten, welche ihn auslachten, daß er ſo albern geweſen ſey, und mich habe in's Kloſter gehn laſſen, und ſagten: er ſey nun ohne Vater und ohne Mutter, und würde ganz verlaſſen bleiben. Darüber wurde das Kind ſo heftig bewegt, daß es jämmerlich weinte. Da ſprachen die Jungen: laß uns hingehen und die Mutter wieder holen; wir wollen recht lärmen, daß man ſie uns wiedergeben muß. Da liefen die Kinder vor das Kloſter und ſchrieen mit großem Ungeſtüm, man ſolle mich herausgeben. Mein Sohn aber flehte: Gebt mir meine Mutter! Gebt mir meine liebe Mutter wieder! Das durchſchnitt mir mein Herz, und ſetzte mich in Furcht, daß die Schweſtern mir den Abſchied geben möchten.“

Darauf hatte ſie noch mancherlei Kummer von innen und von außen, ihres Sohnes wegen, denn die Stimme der Natur wollte ſich nicht erſticken laſſen, bis fromme Leute ſich des Kindes annahmen. Nun wurde die vortreffliche Mutter ruhiger, als ſie ihr Kind bei Fremden wußte, und hing ihren Liebesentzückungen weiter nach. Da geſchah es denn, daß der HERR, ſie ganz zu beruhigen, zu ihrem Innern ſagte: Gieb mir dein Herz. Das gab ſie ihm mit tauſend Freuden.

Es gehört wirklich viel dazu, ſich ſo recht con amore ſelbſt zu belügen, und eben ſo viel Dreiſtigkeit gehört auch dazu, es andern zu erzählen, daß ſie es auch glauben ſollen. Mit einer von jenen Heroinen, die uns Ovid klagend-frohlockend vorgeſtellt hat, möchte man wohl ausrufen: Felices, quibus ista licent! aber man bedenke nur, daß die myſtiſchen Frauen dieſes alles ſich erlauben können, ohne Naſo's Heroiden zu kennen, wenn ſie auch ſogar aus ihrer Rolle fallen ſollten. Gewöhnlich aber bleiben ſie drinne, indem ſie ſelbſt übertreiben.

Nach dieſer Herzverſchenkung wurde ſie ſo glücklich, daß ſie ſagt: „Dieſer Stand der Vereinigung hielt meine Seele in dem lieblichſten Stillſchweigen.“

Dennoch aber ſpricht ſie davon. Doch ſie war ja eine Frau! ²⁴) — Sie ſpreche weiter:

„Meine Seele war gleich einem Menſchen, der aus der Schlacht kömmt, und dem man ein Bett von wohlriechenden Blumen zur Ruh gäb. Dieſes Gleichniß iſt zwar uneigen, aber ich habe kein anderes, das nicht noch uneigener wär.“

Eine ſolche Exploration konnte doch gewiß nur aus der Feder und dem Denken einer Frau kommen! zumal wenn ſie einmal ſo ſtark myſtiſizirt war. — Aber wie müſſen ſie fortſprechen laſſen.

„Wie nun die drei göttlichen Perſonen mich beſaßen, alſo beſaß ich dieſelben auch, in der Weite und Breite der Mittheilung aller Schätze der göttlichen Herrlichkeit. Der ewige Vater war mein Vater, der Sohn, das überanbetungswürdige Wort, mein Bräutigam, und der heil. Geiſt diſponirte über meine Seele 25) ſo, daß dieſelbe die göttlichen Eindrücke empfangen konnte.“

Bald darauf aber erwachten die Empfindungen des Weibes in ihr, und ſie hatte einen gar ſchweren Kampf mit ihrem Fleiſche, welchen ſie doch drei Jahre lang durch den Beiſtand ihres Freundes, des ſchon genannten P. Raimond, ritterlich beſtand. So gelang es endlich, nach gar großen und beſchwerlichen Kämpfen und Selbſtpeinigungen, der Schweſter Maria von der Menſchwerdung (ihr Kloſtername) ruhiger zu werden, getröſtet durch den innern Zuruf: Du wirſt mit Thränen ſäen, aber mit Freuden erndten.

Im Kloſter wurde ſie Untermeiſterin, bei den Probetöchtern, lehrte mit beſonderer Liebe zu Aller Erbauung, und bekam ein Geſicht, in welchem ihr eine weite Reiſe angedeutet wurde; was ſie damals nicht verſtehen konnte.

Es kamen aber viele Menſchen in's Kloſter, die Schweſter Maria ſprechen zu hören; „denn (ſagt ſie) meine Worte hatten ſtets etwas Feuriges bei ſich und meine Reden waren alle ſinnreiche Sprüche." — Deren theilt ſie eine ganze Sammlung mit. Man weiß aber nicht wo das Feuer ſteckt, wenn man ſie lieſt; z. B.

„Verſuchungen ſind Unterweiſungen.

Leiden und beten iſt alles, was wir thun können in dieſer Welt."

Im fünf und dreißigſten Jahre ihres Alters trat bei der Schweſter Maria, nach einem ſehr merkwürdigen Geſicht und Traume, in welchem ſie ſich in ein ſehr großes, fremdes, noch etwas wildes Land verſetzt ſah, der Stand ein, welchen ſie erwartet hatte: Es war der apoſtoliſche Geiſt, der ihres weiblichen Geiſtes ſich bemächtigte. „Dieſer Geiſt führte ſie im Geiſte hin nach Japan, China, Indien, Amerika, nach Morgen und Abend und in die ganze bewohnte Erde, wo nur vernünftige Seelen waren, welche ſie dort alle, zu ihrem großen chriſtlichen Erſtaunen, Jeſu Chriſto zugehören [26]) ſah."

Ob alle die Träume oder vorgegebenen Offenbarungen ſo organiſirter [27]) und myſtificirter Weiber [28]), wie die Schweſter Maria eine war, nicht auf vorhergegangene Nachrichten, Muthmaſungen, Wünſche ꝛc. ſich beziehen, gründen und in denſelben zu finden ſind? braucht man wohl kaum zu fragen, ohne ſich die Antwort gleich ſelbſt geben zu können. Die Folge und Erzählung dieſer Geſchichte, ſo wie die der meiſten vorgeführten Seherinnen, wird den Leſern gewiß auch dieſe Frage und Antwort ſelbſt geben. Denn wir ſind jetzt doch ziemlich darüber hinaus (jedoch freilich nicht Alle!) ſolchen Relationen und Erzählungen unbedingten Glauben zu ſchenken.

Der Schweſter Maria innigſter Herzenswunſch war, die heidniſchen Seelen in den fremden Ländern dem Teufel zu entreißen, um ſie „einzutauchen in das Blut der Erlöſung.“

Um dieſe Zeit genas eine gewiſſe Madame de la Peltrie von einer tödlichen Krankheit, that ein Gelübde, und übergab ihre Perſon und alle ihre Güther der Miſſion in Canada. Dort wollte ſie ein Haus ſtiften zur Bekehrung armer wilder Mädchen. „Da fügte es (ſagt Maria) die göttliche Güte ſo ſachte und lieblich,“ daß ſie in das Bekehrungsgeſchäft mit eingemiſcht wurde, ehe ſie es dachte. Denn der Herr ſprach zu ihr: Gehe hin und gieb mir Proben deiner Treue. Ein gutgeſinnter Geiſtlicher machte den Vermittler und beide Frauen traten den 22. Febr. 1639 von Tours aus die Reiſe nach Canada an. Eine Kloſterſchweſter, ein Dienſtmädchen und der gut geſinnte Geiſtliche Pater Bernieres begleiteten ſie und ſchifften ſich zu Dieppe mit ihnen ein.

Sturm und alle Seegefahren überwindend, kamen ſie am 1. Auguſt in Quebeck an. Nun gingen ſie mit großer Freude an das Werk, trafen Anſtalten daſſelbe zu gründen, achteten das ihnen zugeſtoßene Kopfweh gar nicht und erlernten die Sprache der Wilden. — Indeſſen erkannte aber Maria das Land für das, welches ſie vor Jahren im Traume geſehn hatte.

Aber indeſſen hatte ſie auch viel Kummer und Leid in ihrer Seele und fürchtete, ſie ſey nicht erleſen und erkohren zu dem begonnenen Werke. „Aber mitten durch die Finſterniſſe (ſagt ſie) ſtrahlte zuweilen ein Licht, welches meine Seele erleuchtete und dieſelbe in ſolcher Liebe entzündete, daß ich in ordentliche Freudenentzückungen gerieth, und zwar ſo, daß ich endlich glaubte, ich ſey im Paradieſe, wo Gott mich durch ſeine Umarmungen liebkoſete.“ 20)

Sie quälte ſich fort, erquickte ſich wieder, marterte ſich durch Fantaſieen ab, ſtärkte ſich jedoch wieder durch Empfindungen und ſtand ihrem Geſchäft und Dienſte rühmlich vor. Endlich am 15. Auguſt 1647 fühlte ſie, daß alles wieder gut war, ſpürte die „Entlaſtung ihrer ſchweren Widerwärtigkeiten,“ und pries den HERRN mit lauter Stimme.

Indem aber jetzt thätig an der Bekehrung der wilden Seelen und am Bau des Kloſters ämſig fortgearbeitet wurde, fielen die unbekehrten wilden Irokeſen ein, ſchlugen drei Beichtväter tod, ermordeten was ſie fanden und verbreiteten großen Jammer weit umher, bis Hülfe kam.

Nun aber war das von Tannenholz erbaute Kloſter bewohnbar, als daſſelbe durch Unvorſichtigkeit einer Laienſchweſter (1650) abbrannte. Die Schweſtern und ihre Mägde retteten kaum ihr Leben, ſaßen aber, als ſey nichts geſchehn, „ſanft und ſtill“ im Schnee. Da ſagte ein ehrlicher Mann, als er die Schweſtern ſo ruhig und mit Andacht da ſitzen ſah, „ſie müßten entweder toll ſeyn oder eine gar zu große Liebe zu Gott haben.“ Der kannte freilich nicht das Feuer und die Kraft der Gnade, welche der Heiland ausgoß in ihre Herzen.

Deßhalb fingen ſie auch an ein neues Klöſterlein zu bauen und wählten im J. 1651 die Schweſter Maria zu ihrer Vorſteherin. Dieſe fühlte „Gottes Willen und ſeine liebreiche Aktivität“ und bekannte frei und unbefangen, mit möglichſter Reſignation:

„Ja, ſo iſt es! Es iſt mein Stand ein ſanftes, liebliches Athemholen, welches kein Ende nimmt; eine Unterhaltung des Geiſtes mit dem Geiſte, vom Geiſt im Geiſt. Ich lebe nicht mehr, denn Jeſus lebt in mir. Dieſe Vereinigung iſt reiner, als alles, was rein iſt. *Hierzu gehört die innere Mäßigung;* daß damit nicht der Leib das Leben verliere.“

Im Jahr 1663 den 5. Februar erhob ſich ein fürchterliches Erdbeben, durch Tage und Nächte hindurch, daß die Erde nach 6 Monaten noch zitterte und bebte. Häuſer fielen wie Staub zuſammen, Wälder wurden entwurzelt, überall Angſt und Graus, Schrecken und Vernichtung; es ſchien, als wolle der jüngſte Tag kommen. Da fielen viele Menſchen in Ohnmachten, andere bebten, flehten, klagten und ſchrieen; Maria aber blieb ruhig, lobpreiſete Gott und ſang ihm ein neues Lied; denn ſeine Liebe wohnte in ihr. Sie empfand das Walten der göttlichen Majeſtät über die ganze Natur und über alle Herzen, wenn dieſelben erſchüttert werden ſollen.

Ein Jahr darauf wurde unſere glaubige Dulderin ſehr krank. Sie bekam Nierenſteine, welche ihr ſchreckliche Schmerzen brachten. Endlich gingen mehrere Steine von ihr, deren einer ſo groß war, wie ein Taubenei. Sie war aber nicht verzagt, denn ſie wollte lieber durch Gehorſam ſterben, als leben nach eigenem Willen. Da ſang ſie:

Wenn's Leben lebt nach eignem Willen,
da hat das Leben keine Kraft,
Ergebung giebt dem Herz im Stillen,
was es zu ſeiner Freude ſchafft.
Das hebt und trägt durch alle Leiden
zu hohen Himmelsſeeligkeiten.

Iſt nur die Seele froh und muthig,
erringt ſie ſich Zufriedenheit;
es ſey der Kampf auch noch ſo blutig,
er giebt dem Innern Heiterkeit,
die durch das Ganze ſich verbreitet,
und gegen alle Schmerzen ſtreitet.

Nun trat ſie freudig auf, wie ein Stern, der weitere Strecken noch zu durchlaufen hat ſeine Bahn. Die jungen Schweſtern unterwies ſie in der Huroniſchen und in der Algonguiniſchen Sprache und unterrichtete dieſelben mit großer Fertigkeit, in der Stärke ihres liebebelebten Herzens. — Zu ſich ſelbſt aber ſprach ſie:

„Ich befinde mich in jedem Augenblicke, ohne daß ich darauf achte, in meinem gewöhnlichen Grund, in welchem meine Seele Gott beſchaut, aus welchem ſie lebt und iſt. Da rede ich denn zu Ihm, nach den Bewegungen, die er mir dazu giebt. Dieſe große Beſchaulichkeit läßt nicht zu, daß ich mit Ihm rede mit andern Worten, als in mir ſind. Wird aber mein Geiſt von einer großen Entzückung ergriffen, die mich überwältiget, ſo wanke ich einher, gleich einer Trunkenen. Da möchte ich gern den umarmen, der alſo mich gefangen genommen hat; er hält mich aber, als eine gebundene Perſon. Doch ſehe ich, daß er mich liebt, und dulde alles mit Liebe.

Es iſt die Liebe meiner Liebe,
die meinem Herzen Stärkung giebt;
indem ich meine Schmerzen liebe,
lieb' ich auch den, der mir ſie giebt."

Mehrere Jahre darauf aber (1672) fühlte Maria, da ſie von einer ſchmerzlichen Krankheit befangen war, ſie werde heimgehn zu ihrer Liebe und vom Krankenlager nicht wieder aufkommen. Dennoch aber blieb ſie ruhig. Der Reſt ihres Lebens war eine ſanfte und faſt immerwährende Entzückung. Sie ging tiefer als jemals in ſich ſelbſt, damit ſie ſterben möchte in der innigſten Vereinigung mit ihrem Bräutigam. Sie redete wenig; was ſie aber ſprach, ſprach ſie mit engliſcher Freundlichkeit, bei ihren ſo großen Schmerzen, welche ſie durch innere Geſchwüre erduldete.

Sollten etwa daher die Bewegungen, ſo wie auch von den von ihr abgegangenen Steinen, in ihrem Innern gekommen ſeyn? Dergleichen Dinge wachſen und nehmen zu. Und nicht wenig hyſteriſch ſcheint die Gute doch geweſen zu ſeyn.

Endlich ging denn wirklich ihre Seele über in die Arme ihres himmliſchen Bräutigams, den 30ſten April 1672 im 73ſten Jahre ihres Alters.

Die Freudigkeit mit der ſie geſtorben, blieb abgemalt in ihrem Geſicht, nebſt einer gewiſſen Freundlichkeit, Herrlichkeit und Schönheit, ſo, daß es ſchien, ihre Seele theile den Leib ſchon mit einem Strahl der Majeſtät, welche ſie ſo oft überſtrahlt hatte.

Klagend brachten ihre Schweſtern ſie zur Ruh und ſangen:

Erſcheine als ein ſchöner Stern
den dir verwandten Seelen,
und ziehe mit dem feinſten Strahl
ſie auf zu deinen Höhen!

Ganz gewiß werden die Leſer ſich aus der erzählten Biographie alles ſelbſt abſtrahiren, was wir hier noch ſagen könnten, da die Entzückte ſchon längſt an den Ort ihrer Entzückungen hinüber gegangen iſt. — Dennoch aber müſſen wir noch mehrere hyſteriſch-nervenſchwache, entzückte Frauen und Mädchen vorführen, von denen es durch ihr Thun und Benehmen offenbar wurde, was ſie waren.

Jetzt wieder in ein Kloſter, aber in keins der wilden Welt. Treten ſie, werthe Gefällige! gefälligſt näher, reitzbare Schöne, vortreffliche

Maria von Agreda.

In der Stadt Agreda, in Caſtilien, wurde dieſe Seherin den 2. April 1602 geboren.

Sehr gut, daß es nicht der erſte April war, an welchem voreilige Meinungen die Menſchen oft dahin ſchicken, wohin ſie nicht gehören!

Bekannt waren ihre Eltern ihrer Frömmigkeit wegen, in der ganzen Gegend. Deßhalb weihten ſie die neugeborne Tochter ſogleich dem Kloſter. Das hatten ſie auch mit ihren Söhnen gethan. Bei der Tochter aber brachte es ſogleich gute Früchte. **) Täglich nahm ſie zu an Kräften des Leibes und der Seele, und ehe ſie noch Lehrer erhielt und zur Schule ging, ,,war ſie ſchon eine Lehrjüngerin in der Schule des heil. Geiſtes," wie ihr frommer Biograph, nachher Biſchoff in Placenzia, verſichert.

Schon in ihrer Kindheit (fährt er fort) eröffnete Gott, unmittelbar, der Schweſter Maria die Glaubensartikel und die Gebote der Kirche. Sie aber wurde gar trübſinnig und betete täglich und ſtündlich mit wahrer Seelenrührung. Damals war ſie 6 Jahr alt und ihr Benehmen machte ihrer Mutter ganz auſſerordentliche Freude. Sie aber blieb ruhig, verſchloſſen, und hielt im Stillen Herzensgeſpräche mit Gott. Da ſprach eine innere Stimme 12) zu ihr:

„Meine liebe Braut! kehre dich nur zu mir. Verlaß alles Irrdiſche und Vergängliche und wandle auf meinen Wegen. Suche mir wohlzugefallen; denn ich bin, wer ich bin.“

Jetzt war Maria ſeelig und wurde erleuchtet. Da ſprach abermals die Stimme in und zu ihr:

„Schwinge dich auf, mein Täubelein! Ich erwarte dich. Eile, und beginne deinen Flug zu mir.“

Alſo von oben behandelt und eingeweiht, wurde Maria 12 Jahr alt, als es ſich in ihr regte, bekannt zu machen, ſie werde in das Kloſter zu Turelaſona zu den Carmelitterinnen gehen. Aber ihre Mutter bekam auch eine Erleuchtung und ihr Haus wurde 1618 zum Kloſter eingeweiht. Aus Burgos wurden drei Kloſterjungfrauen herbeigeholt und die feierliche Weihe erfolgte den 13. Jan. 1619.

Tochter, Mutter und Schweſter ſahen ſich nun beglückt, und fanden beinahe täglich ſich entzückt. Sie hatten die Weihe erhalten und wurden genannt: Maria von Jeſu, Katharina vom Sakrament, und Hieronyma von der heil. Dreifaltigkeit. Darauf legten ſie das Ordenskleid der Barfüſſerinnen an, zur unbefleckten Empfängniß Maria. Das ſchöne geiſtliche Leben begann.

Der ganzen Familie aber nachblickend, iſt noch zu ſagen, daß der Vater (ſein Name war Coronel) mit ſeinen beiden Söhnen nach Nalda ging, wo ſie alle dreie das Ordenskleid der Rekollektur-Franziskaner anlegten.

Da wir die Familie untergebracht wiſſen, wenden wir uns nun wieder zu der Heldin der Erzählung, der glaubig entzückten Maria. — Sie war 16 Jahr alt, als ihr Inneres die Offenbarung bekam: „Eine vernünftige Creatur habe nur deßwegen das Leben erhalten, damit dieſelbe ihren Schöpfer erkenne, liebe und ihm diene.“

Dies zu thun beeiferte ſich nun Mariens fromme Seele mit hohem Entzücken unter den lieblichſten Geiſtesentrückungen und Viſionen. Der HERR aber, der beſchloſſen hatte ihre Seele zum höchſten Gipfel der Vollkommenheit zu erheben, befahl der frommen Seele, das Leben der allerheiligſten Mutter Gottes zu beſchreiben. Darüber ergrimmte der hoffärthige Geiſt der Hölle und beſchloß, die Dienerin Gottes zu ängſtigen und zu verfolgen, ſo gut er nur wußte und konnte. Das that er auch redlich. [32]) Alſo litt die „gute Seele große Anfechtungen, wurde von mancherlei Schreckbildern beunruhigt und kam mit ſelbſt in Streit.“ Jedoch die äußerliche Gnade rettete ſie, als Dienerin Gottes. Da warf ſie ſich (1620) zu den Füßen des HERRN und rief: „Ach Herr! was willſt du, das ich thun ſoll?“

Kaum hatte ſie das geſprochen, als ihr Herz von Jubel erfüllt, getröſtet und erquickt wurde. Nun kamen die ſchönſten Entzückungen [33]) und Verzuckungen, denen die fromme Dienerin Gottes gern unterlag.

Der fromme Biograph hätte doch einen gewiſſenhaften Arzt fragen ſollen, ob das nicht etwa epileptiſche Zufälle waren? — Aber freilich, es war in Spanien und man ſchrieb 1620! — Er fährt fort:

In ſolchem Zuſtande blieb der Leib der Entzückten, der zwar auf der Erde lag, dennoch aber erhoben, ohne Schwere, leicht wie ein Federlein. Ihr von Natur bräunliches Antlitz wurde ſchön, herrlich, weiß und roth. [14]) Alles aber an ihr war ſo andächtig, daß ſie gleichſam ein inkarnirter Seraphin zu ſeyn ſchien. Sangen die Schweſtern das Nonnenbrautlied: A la regolada Esposa! ſo wurde Mariens Geſicht ganz glänzend hell und freudig.

Sonſt entzog ſie ſich keiner, nicht einmal der Küchen-Arbeit, war aber in Faſten und Buſen ſehr ſtreng gegen ſich. Ihre Kleider waren rauh und grob. Dieſe trug ſie auf ihrem zarten, bloſen Leibe, war ſehr mäßig und mochte nie Fleiſchſpeißen eſſen. — Sehr erbauend, herzlich und eindringend ſprach ſie mit allen, im Kloſter Einſprechenden. Der HERR aber ſprach zu ihr:

„Sey ruhig und gefaßt; ich will dich in

einen Zuſtand des Lichts verſetzen, der ſtets dich leiten wird auf ſicheren Pfaden. Keine Gefahr ſoll dir drohen, und dein Schatz ſoll verborgen ſeyn. Dieſen behüte und bewahre wohl mit einem vollkommenen Leben; ſprich aber nicht davon.“

Nun gerieth die fromme Dienerin Gottes in die Gemeinſchaft der lieben Engel und Heiligen. Es wurden ihr, außer dem ihr bei ihrer Geburt zugegebenen Schutzengel, **) noch fünf andere zugeſellt. Der vornehmſte derſelben war ihr Vorſprecher bei Gott, anlangend die Ausſpendung der göttlichen Gnade; der zweite diente ihr zu ihren Seelenbothſchaffter an Gott; der dritte erleuchtete ihre Seele; der vierte beſchützte ſie gegen die Anſtörung der böſen Geiſter; der fünfte offenbarte ihr die Hoheit Gottes; dem ſechſten aber lag ob, ihrer Seele die Benedeihungen und Süßigkeiten der Wunder zu erklären, welche Gott in ihr würkte.

Darauf geſchah es, daß Maria im Jahr 1627 zur Aebtiſſin ihres Kloſters erwählt wurde. Dazu wünſchte ihr, ganz gütig, die heilige Jungfrau ſelbſt Glück; ja der HERR ga ihr dieſelbe gar zu ihrer Lehrmeiſterin. Alſo regierte die erkohrene Begeiſterte ſehr wohl und einſichtsvoll ihr Kloſter 35 Jahr, wo ſie ſelbſt bat, eine andere Aebtiſſin zu wählen; was auch im J. 1652 geſchah, zu ihrer großen Freude.

Ganz demüthig, ihr Unvermögen erkennend, hatte ſie den zuerſt geſchriebenen Lebenslauf der allerheiligſten Jungfrau wieder zerriſſen, das gefiel aber Gott nicht. Er befahl ihr alſo zum zweitenmal, ganz ernſtlich, denſelben noch einmal zu ſchreiben. Sie zitterte und gehorchte. Da fing der Teufel an ſie noch weit heftiger zu verſuchen, als vorher. Sie aber beſtand die Verſuchungen gelaſſen und mit großem Muthe. — Indeſſen gebot ihr aber auch Gott, die Geſetze einer geiſtlichen Braut zu entwerfen. Auch das that ſie ſehr willig und gern.

Der Teufel aber wurde ganz wüthend, als er den Erſten Theil der Geſchichte der allerheiligſten Jungfrau ganz ausgearbeitet ſah. Doch das half ihm alles nichts. Das ganze Werk wurde fertig, ehe der Böſe es nur denken konnte.

König Philipp V., der indeſſen durch Agreda kam, beſuchte, durch ihren Ruf angezogen, die reine, in ſeinem Reiche ſich befindliche Kloſterſeele, und unterhielt ſich mit ihr ſehr liebreich und gnädig. Er erſuchte ſie, ihm Lebensregeln aufzuſetzen und gerieth endlich ſogar in einen Briefwechſel mit ihr.

Nun aber kam es zum geiſtlichen Abſterben der Dienerin Gottes, welches darinne beſtand, daß dieſelbe täglich, ohne ihr Zuthun, hene Gnadenſpenden von Gott erhielt. Als ſie nun endlich in den letzten Stand der Vollkommenheit trat, „wurde ihre Seele ganz erleuchtet von Klarheit, gleichſam zu einem Himmel gemacht und zur Wohnung der göttlichen Sonne.“

Aber auch der heil. Geiſt zierle dieſe Dienerin Gottes mit der Rede der Weisheit, gab ihr die Gnade des Glaubens, der Geſundmachung und die Würkung der Wunderwerke; davon gar viele Beiſpiele zu erzählen wären, ſo, wie von der ihr ertheilten Gnade der Auslegung und der Weiſſagungen. So überſchwenglich reichlich beſchenkte er ſeine fromme Dienerin.

Wie denn aber alles in der Welt ſein Ende erreicht, ſo gut und fromm es auch ſeyn mag, ſo mußte auch die ſo ſehr Begünſtigte endlich das Loos aller Sterblichen erfahren. — Des Todes Vorboten ſtellten ſich ein. Mit der Vesper des Himmelfahrtsfeſtes legte ſich Maria nieder und verſchied ſanft und ſeelig, am erſten Pfingſtfeiertage. Da holte der heil. Geiſt ſein frommes Geſpons zu ſich, im Jahr 1665. Ihre Leichenbeſtattung war feierlich und im HERRN erhaben.

In derſelben konnten wir ihr freilich nicht folgen, aber wir wollen uns nach ihrem, auf Gottes Befehl geſchriebenen Werke, das Leben der allerheiligſten Jungfrau enthaltend, umſehn. Es erſchien unter dem Titel: die geiſtliche Stadt Gottes; und wurde, in alle Sprachen überſetzt, ³⁸) ſehr und mit ungemeinem Beifall geleſen.

In dieſem Werke hat die ſo überſchwänglich beglückte Dienerin Gottes die reine Kraft ihrer empfänglichen Seele, ihre erhabene zu großer Himmels-Sinnlichkeit geſtimmte Geiſteskraft, geſtützt auf ihre geiſtlichen Gefühle, auf ihre Ichheit und Selbſtheit, verkettet und verſchlungen in das Einkehren in ſich ſelbſt (auf welche ſich auch die heil. Catharina von Genua berufte, die wir bald werden näher kennen lernen), anſchaulich gemacht die Kräfte und Nichtkräfte ihres Kopfs, ihres Gehirns und ihrer Fantaſie, ganz deutlich und ſo anſchaulich, daß wir, ohne alle Beſchwerlichkeit, das Werk ganz oſtenſibel machen können. Es verſteht ſich aber, daß eine Ueberſicht dazu am bequemſten ſeyn wird. — Die Verfaſſerin erzählt:

„Kaum hatte die allerheiligſte Jungfrau das Licht der Welt erblickt, als der Allmächtige den Engeln befahl, das liebenswürdige Kind in den Feuerhimmel zu tragen. Das thaten ſie; mehr als einmal. Es wurden ihr aber zur Bedienung zugegeben 900 Engel; d. i. von jedem Engel-Chor 100 Engel. Unter dieſen waren 12, die ihr in ſichtbarer, körperlicher Geſtalt dienen mußten, und 18 der vornehmſten, die angewieſen waren auf der Himmelsleiter **) herabzuſteigen zu der zukünftigen Himmelskönigin, ihre Geſandſchaften hin und her zu beſtellen. Chef dieſes Corps war der heil. Erz-Engel Michael. — Die erſte Empfängniß der allerheiligſten Jungfrau geſchah an einem Sonntage, an welchem ehemals die Engel erſchaffen wurden. — Nach ihrer Geburt, ſogleich, konnte die allerheiligſte Jungfrau ſprechen; ſie mochte aber nicht. — Ehe die Unausſprechliche (ineffabile) drei Jahr alt war, kehrte ſie ſchon das Haus aus, wobei ihr jedoch die Engel halfen. — Als ihr Geſpons Joſeph alt und krank wurde, mußte die allerheiligſte Jungfrau viel ertragen, leiden und thun. Aber ſie that alles mit großer Freudigkeit und Liebe, kochte ihrem guten Alten Kraftſüppchen und allerlei andere ſtärkende Speißen. Aber ſeine Zeit war gekommen und er mußte ſcheiden.“

Jedoch läßt ihn die wohlbelehrte Lebensbeſchreiberin erſt mit den heil. Sakramenten verſehen, an die aber zur Zeit Joſephs noch gar nicht gedacht war. Das thut nichts, einer Dichterin iſt alles erlaubt, wenn ſie beſonders recht begeiſtert iſt.

„Die allerheiligſte Jungfrau ſelbſt, die

Unerklärliche, Unbegreifliche, der liebliche Garten Gottes, [38]) zog ihm das Sterbekleid an und legte ihn in ſein letztes und ewiges Ruhebettlein.“

„Still lag die Allerheiligſte in der Geduld, als Gott ſeinen heiligen Sohn ſelbſt aufopferte. Da es aber geſchehen ſollte, verlangte ſie vorher von ihm, mit ſeinem heil. Fleiſch und Blute geſpeißt zu werden. Das geſchah. Getroſt folgte ſie ihm nach, als Chriſtus ſein Kreuz auf die Schulter nahm, und vernahm ſein Todesurtheil. Indeſſen erfuhr ſie ganz von ungefähr, daß die Welt im Monat März geſchaffen [39]) und daß dieſelbe, als Chriſtus ſchied, 5230 Jahr alt war.“

„Leidend folgte die Gottmenſchin [40]) ihrem Sohne nach, bis zur Schädelſtätte. Damals überſtiegen ihre Schmerzen alle menſchliche Einbildungskraft (ſogar die der Lebensbeſchreiberin). Verloren hätte ſie ihr Leben auf der Stelle, aufgegeben ihren Geiſt, hätte nicht der Allmächtige ihr beides erhalten. Sieben Dolche waren die ſieben Worte ihres Sohnes am Kreuze, für die gebeugte Mutter, keiner aber traf ihr Herz bis zur Verblutung durch Gottes Beiſtand.“

„Als nun ihr Sohn wieder auferſtanden war, und ehe er gen Himmel fuhr, erſchien er ihr noch einmal, beſonders, in Geſellſchaft ſeines Vaters und des heil. Geiſtes. Da übergaben ſie ihr die Sache der Kirche auf Erden, indem ſie zugleich zur allmächtigen Himmelskönigin creirt wurde. Darauf beſtellte ſich Chriſtus 120 Perſonen nach Bethania, in deren Gegenwart er auffuhr gen Himmel. Maria ging neben ihm, in froher Geſellſchaft der Engel und Heiligen, welche er aus der Vorhölle bei ſeiner Höllenfahrt erlöſt hatte, ſah aber dieſelben nur allein, unter dem Gefolge.“

„Dann aber beurlaubte ſich der Heiland, mit einem angenehmen, majeſtätiſchen Angeſicht, 41) ganz liebreich; fing an, mit zuſammengeſchlagenen Händen 42) ſich in eigener Kraft von der Erde zu erheben, und in derſelben ſeine Fußtapfen eingedrückt zurück zu laſſen. Mit der allerlieblichſten Bewegung fuhr er fort, durch die Lüfte, und tauſende von Seufzern folgten ihm nach. Chriſtus aber führte mit ſich ſeine allerſeeligſte Mutter, begrüßt von allen erfreuten Engeln, ſetzte ſie zu ſeiner Rechten und warf ihr ein goldenes Kleid über, umgeben mit den Strahlen der himmliſchen Glorie. Da umarmte ſie der heil. Geiſt und ſagte: „Mein Geſpons und meine Freundin, komm zu meinen ewigen Umarmungen!“

„Nachdem nun die allerheiligſte Jungfrau drei Tage lang im Himmel geblieben, ſtieg ſie wieder herab auf die Erde, und unterhielt ſich mit den Apoſteln. Darauf erhielt die Göttliche einen Beſuch von Chriſto, und der heil. Geiſt ſtieg hernieder zu den Glaubigen, am Pfingſtfeſte. Nun zogen aus die Jünger und Apoſtel Jeſu, predigten und verkündigten das Evangelium mit großer Freude. Ausgingen ſie in alle Welt, die allerheiligſte Jungfrau bat Gott, ſeine Kirche und die Lehrer und Bekenner zu ſchützen und die böſen Geiſter entflohen beſchämt. [43])“

„Die Allerheiligſte that nun viele Reiſen, zu ſehen die Bemühungen der Lehrer der Chriſtus-Kirche, und ging auch nach Saragoſſa, wo ſich damals eben der Apoſtel Jakobus beſand. Mehrere muſicirende Engelchöre umſchwebten ſie. Einige ſangen das Ave Maria! andere: Sancta salve parens! und noch andere das: Regina coeli laetare! ſo lieblich, daß es nicht zu ſchreiben und auszudrücken iſt. — Der heil. Jakob betete eben, als ſich die Allerſeeligſte ihm nahte, ſchwebend auf einem Wolkenthrone. Sie gab ihm den Seegen und ſtieg zu ihm herab. Sie war auch ſo freundlich gegen ihn geſinnt, daß ſie, als er ſtarb, ſeine Seele ſelbſt in den Himmel trug; ſein Leib aber blieb zu Compoſtella, wohin noch ſtets die großen Pilgerfahrten **) geſchehn.“

„Darauf ging die Allerheiligſte nach Epheſus, kämpfte muthig gegen Hölle und Teufel, und zerſtöhrte daſelbſt den zweiten Tempel der heidniſchen Götzin Diana. Dann ging ſie nach Antiochien, und feierte ihre Geburt und ihre unbefleckte Empfängniß **) daſelbſt. Alsdann ſetzte ſie die Feier mehrerer Kirchenfeſte ein, ging nach Jeruſalem, rief die Freunde an ihr Bett und verſchied. Drei Tage darauf fuhr ſie zum zweitenmale zum Himmel auf. Dort wurde ſie zur Königin des Himmels und aller Kreaturen gekrönt.“

Es gehört wirklich eine große, oder (wie man ſich ſprüchwörtlich ausdrückt) himmliſche Geduld und Anregung dazu, eine ſo blätterreiche Civitas Dei in drei, nicht ſchwachen Bänden zu compiliren, zu erſinnen, erdichten und zuſammen zu ſchreiben, wie die gute Maria von Agreda gehabt hat. Jedoch, was alles war und wär den myſtiſchen Frauen nicht möglich!? Belebt vom ſüſſen Vielthun in ihrer ätheriſchen Angelegenheit, wozu ſie ſich von Innen angeregt fühlen, wird die größte Langweiligkeit (wie überhaupt von den Weibern alles), wenn ſie wollen; daher bleiben ſie auch die Allesbelebenden, ſo mögen nun in ſtillen Klöſtern oder auf ſchimmernden Bühnen, bei ſanftem Sterngefunkel oder bei ſtrahlenden Lichtkerzen handeln wollen, in Prunkſälen oder in Eremittagen. Wer kann das läugnen? — Hier aber wird ohne weitere Herzenerleichterungen geſchloſſen, mit der letzten, hier ganz ſchicklich ſtehenden Lobhymnen-Stanze:

Omnes laudent,
Unde gaudent,
Matrem Dei Virginem:
Nullus fingat
Ut attingat
Ejus celsitudinem!

Sie, verehrte Kloſterjungfrau Maria von Agreda! werden hoffentlich nichts dagegen haben, daß wir nun ſprechen von der ſeeligen

Katharina von Genua.

Dieſe wohlbelobte, adeliche Frau, eine Genueſerin (jedoch nicht wie ihre Landsmänninnen ſchlimm ſprüchwörtlich senza fede), abſtammend aus dem Geſchlechte Fiescho, reichte ihre bräutliche Hand, 16 Jahr alt, dem Edlen Juliano **Adorno**, jedoch nicht ihn ſelbſt erwählend aus Liebe, ſondern weil es ihre Eltern verlangten; wußte ſich aber mit und gegen ihn ſo wohl zu benehmen, daß auch der Neid ſelbſt nicht wagen konnte, ihr Betragen, ihre Sanftmuth und Gedult zu tadeln, obgleich ihr Mann eben nicht gar ſehr zu preißen und zu loben war. Denn er führte ein ſo unordentliches Leben, daß auch ihre zeitlichen Güther endlich zuſammenſchmelzen mußten. Sie ertrug aber alles das geduldig, zehn Jahre lang, lebte ohne Klage bei ihm ſo keuſch und rein, wie eine Schweſter bei ihrem Bruder. So lobenswürdig konnte und wußte ſie ſich ſelbſt zu bewahren. Ihren Mann aber, der wüſt und wild in der begehrlichen Welt ohne Nachdenken dahin lebte, griff eine ſchwere, ſchmerzhafte Krankheit ſo ſehr an, daß er endlich über die Heftigkeit derſelben von völliger Ungeduld befallen wurde. Sein Ende nahte ſich in dieſer Kriſis herbei; ſeine Gattin verlies ihn aber nicht, ſuchte mit Troſt ihn beſtändig aufzurichten und ſah mit dem größten Mitleid die Herannahung ſeines Todes. Im Stillen nur weinte, betete ſie und ſchüttete ihr Herz vor Gott aus. Mit innigſter Ergriffenheit ſprach ſie: „O höchſte Liebe! Ich bitte für dieſe arme Seele meines Gatten. Ach! ſchenke mir ſie doch, denn du kannſt ſie mir ſchenken.“

Augenblicklich nahm nach dieſer Bitte ihres Mannes Krankheit ab, er wurde ruhiger und gelaſſener, ſeinem Ende gefaßt entgegenblickend. Dieſes erfolgte. Ganz ergeben ſtarb er (1510).

Sie betete, unterhielt ſich mit ihrer Liebe (wie ſie Gott nannte) und ging endlich in ein Kloſter, wo ſie ihr ſo ſehr beliebtes Werk ſchrieb, an welchem glaubige Seelen in Italien, Frankreich, Spanien, Deutſchland, Holland ꝛc. ſich kaum ſatt leſen konnten, obgleich den Lehren des Oberhaupts der katholiſchen Kirche in demſelben nicht wenig und unbedeutend bei mehreren Herzenserleichterungen widerſprochen wird.

Der geiſtlich extravagirenden Antoinette Bourignon herzlich ergebener Freund, Pater Poiret, war von dem Werkchen Katharinens ganz entzückt, gab ihr Geſpräch: Von dem Fall und der Wiederkehr der Seele, unter dem Titel einer Liebes-Theologie [**]) heraus, und ſagt: „daß von den Zeiten der Apoſtel an, bis auf die jetzt belobte Katharina von Genua, Wenige gefunden würden, die mehr Kraft göttlicher Einfalt und tieferer Erfahrung, als ſie, von den Werken Gottes gezeigt hätten.“ Ja ein Anderer ſchrieb: „Weder in den Schriften der Altväter noch der Heiligen wären Beiſpiele zu finden, die denen gleich kämen, deren ſich Katharina von Genua zum Lobe erhabener, kräftiger und in wahrer Hoheit entſtrahlender reiner Liebe bedient habe."

Der Verfaſſer ihrer Biographie, welche der Ueberſetzung ihres Göttlichen Liebeswegs angehängt iſt, ſagt von ihr: „daß ſie mit reiner göttlicher Liebe ganz angefüllt geweſen, ſo, daß ſie einſt auf den Gedanken gekommen ſey, als könne die Liebe GOTTES die Liebe des Nächſten nicht neben ſich leiden." Andere dagegen aber meinen: „Erſt komme der Glaube, dann die Liebe; dieſe ſey die Tochter, jener aber die Mutter. Ohne wahren Glauben ſey Liebe ein todes Weſen. Deßhalb heiße es: (Petr. 2. Epiſt. 1.) Reichet dar in euerm Glauben Liebe; nicht aber, in euerer Liebe Glauben. Dieſer nur reinige die Herzen; nicht aber die Liebe."

Ja, aber die Herren vergaßen, daß Katharina ein weibliches Weſen und myſtificirt gewiß auch durch ihre klägliche Verbindung wurde, die keine Ehe war. Gewiß ihre menſchliche Lage war nicht zu beneiden! Daher ergriff ſie die göttliche Seite; jedoch in völliger Ueberſpannung, gewiß mit einer Art von geiſtlichen, ihr wohl zu vergebenden Unwillen, in dem ihr wohler wurde, als in der wirklichen, irrdiſchen Situation. Empfindungen hatte ſie doch, und zwar rechte innige, wie ihre Schriften beweiſen. Die Exaltation mußte alſo kommen, und nun verſank ſie in die Myſtik. Da ergriff ſie das Kreuz, lehrend: an dieſem hänge die Seeligkeit; innerliche Liebeswerke wären zu loben; dabei lobte und pries ſie das Verdienſt der Geduld und des Gebets. Auf dieſe ſich berufend, erhebt ſie die geiſtlichen Gefühle, lobt die Ichheit oder Selbſtheit und iſt entzückt von dem göttlichen Einkehren in ſich ſelbſt. Das war ihre innerliche Erleuchtung, der Enthuſiasmus, mit welchem ſie ſprach und aus welchem, nach ihrer Meinung, die höchſte Vollkommenheit hervorgehen mußte.

Die gleichſam in ſie eingeſchüttete, eingegoſſene Liebesflamme reinigte ſie (wie ſie ſagte) von den Neigungen der Welt; ſie wurde erleuchtet mit dem Lichte des heil. Geiſtes, ſo, daß ihr inneres Auge ſich aufgeklärt befand, deſſen angenehme Gütigkeit zu erkennen. Dieſe Liebe aber vereinigte ſie auch mit dem HERRN, der ſie immer mehr zubereitete (wie ſie überzeugt war) zu ſeinem Eigenthume.

Mehr als einmal war ſie bemüht, die ſüſſe Heimſuchung Gottes abzuwenden, aber vergebens. Gottes Hand ergriff ſie gewaltſam und führte ſie mit allen ihren Erkenntniſſen zur Buſe. Nun kaſteite ſie ſich heftig. Alles das, womit ſich etwa ihr Geſchmack oder ihr Gefühl hätte beluſtigen können, war ſie demſelben zu entziehen eiferig befliſſen; ſelbſt um der Zartheit ihres Leibes wehe zu thun, trug ſie ein grobes, härenes Kleid. Von Natur ſehr geſprächig, bemühte ſie ſich, ihre Zunge im Zaume zu halten, ihre menſchlichen böſen Triebe ganz auszurotten und ihre Begierden zu überwinden. Endlich legte ſie ſich nicht mehr auf ihr Strohlager allein, ſondern ſie beſtreute daſſelbe auch mit Dornen; alles das, um die ihr noch anklebende Sinnlichkeit ganz abzutöden.

Nach den vier Jahren dieſer Prüfungszeit, überwand die Liebe Gottes dieſe Strenge und ſie verlebte glückliche Tage in ihrer gegenſeitigen Liebe; denn jetzt fand ſie, daß in Gott Alles zuſammenfließe. Sie aber ſehnte ſich höher hinauf und rief: „Ach, Herr! ich kann nicht mehr in dieſem Leben bleiben.“

Von ihren vermeinten Geſprächen mit Gott wollen wir nur aus dem einen Geſpräch den Leſern eine kleine Probe deſſen geben, was ſie zu erwarten haben, wenn ſie etwa ausgerüſtet und entſchloſſen genug ſind, dieſelben alle und ganz zu leſen. Hier iſt die Probe:

Seele. O mein Herz! was ſagſt du von der Liebe, die du empfindeſt? Du kannſt es nur durch das Jauchzen deines Innern von dir geben. Sind das deine Worte? Die haben weder Form noch Ausdruck. Kein äuſſerliches Zeichen kann ſie darſtellen. Je tiefer ich in dieſe Liebe hineingezogen werde (wirſt du dir ſelbſt geſtehn), je weniger weiß ich davon zu ſagen. Du aber, liebes Herz, bleibſt erfüllt und vergnügt. Du ſuchſt nichts anderes, verlangſt nichts anderes zu finden als das, was du fühlſt. Gott allein verſteht alles, aber du empfindeſt nur, was auch ſein Wille iſt. Die ganze verbindliche Liebesgemeinſchaft zwiſchen Gott und dir, mein Herz, bleibt unter euch beiden (wie es ſoll) verborgen.

HErr. Aber, o Seele! kannſt du auch etwas von dieſer Würkung der Verborgenheit ſagen?

Seele. Geſtärkt fühle ich in mir meinen Willen, fühle ihn mit ganz freudiger Freiheit gewaffnet, daß ich mich für keinen Dinge fürchte, das ſich etwa unterſtehen möchte, dieſe Liebe mir zu rauben. Licht leuchtet meinem Verſtande und fühlbarer wird mir von Tage zu Tage meine Ruh. Stets liebliche Würkung und immer neue Gnade! Ohne Aufhören darinne ſtets beſchäftiget zu ſeyn, iſt wahre Luſt; u. ſ. w.

Mühe, Gedult, Egoiſmus, ſich ſelbſt gegebene Empfindung und Ueberſpannung, meint meine zärtliche Frau Nachbarin, hätten dieſe Geſpräche diktirt. Die Schreiberin ſey übrigens ſehr redſeelig geweſen, was man im Leſen bemerken müſſe. Wahre Liebe ſpreche wenig oder gar nicht; ich denke aber, die geiſtliche, myſtiſche Liebe thut es doch.

Unſere zärtliche Katharina war 63 Jahr alt, indeſſen aber die Vorſteherin eines Hoſpitals geworden, wo ſie ſehr thätig würkte, als ſie ihre Sprache verlor; da konnte ſie von ihrer enthuſiaſtiſchen Liebe nicht mehr ſprechen. Neidiſche Frauen ſagten: ſie habe zu viel geſprochen und ſey nun dafür geſtraft worden. Der Himmel weiß es, wie dem war; aber ſie blieb ſtumm. Mit der Feder ſagte ſie: die heftigſten Schmerzen folterten ſie. Das war ihr zu glauben. Denn ſie rieben ihren Leib beinahe ganz auf; ja, in offenbar völliger Vernichtung, endigte ein fürchterlicher Blutſturz den 14. Septbr. 1510 ihr Leben.

Cicada cicadae chara, formica formicae!

Die heil. Hildegard

hatte ehemals Offenbarungen, die der heilige Bernhard, welcher ſie mit ſeinem Beſuche beglückte, der Papſt und die Kirchenverſammlung zu Trier für göttlich erklärten. Sie war ſtets krank, lag oft Tage lang unbeweglich in Entzückungen. Da kam es ihr vor (wie ſie ſagte), als ſchwebe ihre Seele hoch über den Wolken, wo ſie das Leben und Weben der Menſchen ſehe, wie im Vogelperſpektiv.

In unſern Zeiten, in welchen wir ſo aufgeklärt ſind, würden wir dieſe Seherin ſicher für eine Königin der Somnambülen halten.

Was ſie ſagte, offenbarte und profezeihte, ſagte ſie in lateiniſcher Sprache, welche ſie, wie ſie erklärte, nie gelernt hatte. Könige, Päpſte, Prälaten, Laien und Geiſtliche fragten ſie bei den wichtigſten Angelegenheiten um Rath, als eine Vertraute der Gottheit, wofür man ſie hielt. [47])

Sie machte viele Reiſen durch Deutſchland und Frankreich und wurde allenthalben als eine Geſandte Gottes aufs ehrerbietigſte aufgenommen.

Sie lehrte und weiſſagte aber nicht allein, ſondern ſie that auch, ſchon bei ihrem Leben, wie nach ihrem Tode, Wunder.

Wir wiſſen nicht viel weiter von ihr zu ſagen, was die Leſer groß intereſſiren könnte; ſie ſoll oft myſtiſch ſonderbare Sachen genug geſprochen haben, und wir haben ſie in der Reihe der Seherinnen mit aufgeführt, weil hundert Jahre ſpäter, wie ſie, eben ſo offenbarungsvoll raſete die

Mutter Genton.

Sie hat Aufſehen erregt durch ihr Buch: Les Dispositions de la Mere Genton, oder die fünf Stufen innerlicher Gefühle, welches ehemals in vielen Händen war, und in den Klöſtern mit Entzücken geleſen wurde.

„Anfangs (ſagt die verehrliche, vollkommener Myſtik nachjagende Mere Genton) war es mir, als ſey ich ein Spiel des Satans; oft war ich an Einem Tage in Gottes Schooß, und auch wieder zehntauſend Meilen tief in der Hölle; dann gerieth ich in einen leidenden Zuſtand, und darauf folgte das dritte Gefühl, der Leere oder Nichtigkeit. Dieſes Nichts war aber ſo mächtig, daß Gott der verſinkenden Seele folgte, ihre Leere füllte, und da verging mir Hören, Sehen und Sprache. Nun wurde ich erhoben in einen Stand der Klarheit, ſo, daß ich Gott zu ſehen glaubte, wie einen Sonnenſtrahl, der durchs Fenſter fällt.“

So wird es wohl auch geweſen ſeyn; wenn die liebe Mere nicht alles ganz erdichtet hat, vielleicht zum Spaß für ſich ſelbſt, was jedoch auch nachher andere amüſirte. — Wohl! ſie dichte und ſpreche weiter:

„Wenn nun ſo der Sonnenſtrahl hereinbrach, befand ich mich mit einer lichtvollen Finſterniß umgeben, welche meine Seele mit Majeſtät erfüllte. Nun kam ich in den Stand der Göttlichkeit und der innigſten Vereinigung mit Gott (Deificationi); ein Gefühl der Nacktheit, das auch die Gottheit nackend wünſcht, kein Unterſchied mehr zwiſchen Gott und der Seele. Die Fülle des Herzens ſuchte ſich freie Luft und laut mußte ich ausrufen: O Gott! o Liebe! o unendliche Liebe! o! alle ihr Kreaturen ruft: Liebe! Liebe! Liebe!“

Muß man hier nicht ausrufen: Da iſt die wahre Unio mystica der ſublimen Myſtiker, und der Phyſiker leibhafter furor uterinus?

Eine andere Richtung nahm die Ciſterzienſer-Nonne

Paſidea von Siena.

Sie geiſelte ſich mit Dornen und Wachholderſträuchen, wuſch die Wunden mit Eſſig, Salz und Pfeffer, ging auf Kirſchkernen und

Schrot, ſtieg in gefrierende Teiche, um ſelbſt mit einzufrieren; hing ſich zuweilen, den Kopf unterwärts, wie ein Schinken in einen Schornſtein, und trug ein Panzerhemd, welches 60 Pfund ſchwer war.

Dafür erſchien ihr aber (1587) der Heiland und drückte ihr ſeine fünf Wundenmahle auf. Das ſahen zwei neugierige Nonnen mit eigenen Augen, wie der Heiland verſchwand (der viel Aehnlichkeit mit ihrem Beichtvater hatte) und wie die Wunden bluteten, durch das Schlüſſelloch der Zelle der lieben, erquickten, gelabten, geehrten und gemißhandelten Dulterin und Seherin, der guten Nonne voll Ergebenheit und Andacht, im völligſten Unbewußtſeyn.

So etwas geſchah freilich in ſehr entfernten Zeiten, und es ſcheint uns faſt unglaublich; wir wollen uns aber Seherinnen, ſo myſtiſch wie möglich, näher in unſere Zeiten rückend, vorſtellen laſſen. — So mag ſie herbei und vortreten die viel ſprechende und viel beſprochene, myſtificirte

Madame Guyon.

Als Lehrerin und Verbreiterin ihrer als Wahrheiten glauben wollenden Träume wollte ſie nur gar zu gern auftreten, aber ihre Lehren ſind mehrentheils ſehr dunkel und nicht leicht zu verſtehn. Und wie kann das anders ſeyn? In Räthſel und in Dunkelheit verhüllen ſich gar zu gern die Täuſchung und der Betrug. Ihre Offenbarungen und Viſionen entſtanden durch Entzückungen, Verſchlingungen, Entführungen, Entgeiſterungen, Zerſchmelzungen, Offenbarungen in der Hitze des Gemüths, des Gebets und ſelbſtgeſchaffener Andacht. — — Wer möchte auf dieſe Art und nach dieſer Methode belehrt ſeyn? — In Berlin ſoll es welche geben.

Alſo dieſe Lehrerin war eine Franzöſin?

So iſt es. Und ſie meint und ſagt: ihre *Lehren allein* führten den Menſchen zur *Vollkommenheit*. Um dieſe zu erlangen, ſoll man (ſagt ſie) nichts reden, keine Gedanken, keine Begierden haben, nichts thun, nichts werden, nichts leſen, ſondern in das innere Centrum gehn und daſelbſt ruhig, in ſich ſelbſt gekehrt, auf das innerliche Licht warten. — Blickt daſſelbe nicht hell genug auf, ſo iſt es nicht die Sache und das Beſtreben der Lehrerin.

So war ſie, dieſe unterrichtende Lehrerin, als ſie ſprach und lehrte, ſo iſt ſie noch geblieben, durch ihre Schriften.

Das hat ſie mit allen ihren Vorgängerinnen und Nachfolgerinnen, den myſtiſchen Frauen gemein!

Wir wollen ſie jetzt näher kennen lernen. — Erſt ihr Leben, dann ihre Lehren.

Johanna Maria Bouvieres de la Mothe Guyon — (ſo etwas Weitſchweifiges in den Namen lieben mitunter Franzoſen und Franzöſinnen, wie die Spanier; es hat aber weiter nichts zu ſagen, als daß es da iſt) — war im J. 1648 zu Montargis in Frankreich geboren. Ihr Vater war ein Edelmann, der ſie, nach dortigem Gebrauch, verheurathete, als ſie noch ſehr jung war. Der ihr angetraute Mann war ein wunderlicher Geſell und ihre Schwiegermutter eine ſehr eigene Frau; wie es deren welche, beſonders in Frankreich, giebt.

Daher wurde von ihr auf den Tod beider gerechnet. Dieſer Wunſch ging in Erfüllung.

Um nicht allein zu ſeyn, machte ſich die einſame Wittwe, welche ſchon damals geiſtliche Antriebe fühlte, unterrichtet und geſtärkt von einer gewiſſen Matrone, welche nach dem Tode ihrer Mutter ihr Vater als Haushälterin zu ſich nahm, mit dem Barnabiten, P. la Combe bekannt. Mit dieſem entſchloß ſie ſich nach Genf zu gehn, um die Einwohner der Stadt zur katholiſchen Religion zu bekehren, da ſie ſich ſchmeichelten, dazu große Kräfte in ſich zu fühlen. 48) Es ging aber nicht. Sie ſchlugen mehrere Wege ein und Madame Guyon fand für gut, ſich einſtweilen in der Nähe von Gex, Thonon und dortherum aufzuhalten.

Immer lauter wurden unter dem Volke ihre Lehren und Bekenntniſſe, beſonders ihre Anweiſung zu dem innerlichen Gebete, worinne ſie die Haushälterin unterrichtet hatte; dennoch aber wollte es ihr nicht gefallen, ein Kloſter zu ihrem Aufenthalte zu wählen. Das verdroß den Biſchoff zu Annecy, zumal da es ſchien, als werde ſie einen großen Menſchen-Anhang bekommen, und er brachte es dahin, daß ſie weichen mußte. Sie wanderte nach Piemont, kam aber wieder zurück und hielt ſich bald zu Grenoble, bald zu Marſeille auf. Es war ihr aber nicht anders möglich (zumal da man anfing, ſie tückiſch zu verläumden, und ihr allerlei nachzuſagen 49), was ſie nicht dulden konnte), ſie mußte ihrem lieben P. la Combe 50) wieder nachziehen. Sie folgte ihm nach Verceil und wußte ihn zu bereden, mit ihr nach Paris zu gehn. Vor ihr her gingen aber ſchon der Ruf, die Stimmen ihrer Anhänger und Gegner, und ſie wurde in ein Kloſter gebracht. Ihr Freund der P. la Combe aber mußte in die Baſtille; dann aber anderswohin wandern und wurde zu Handarbeiten verdammt. Da dieſe nicht angenehm waren und ihm nicht ſo gut zuſagten, wie ſein voriges Leben, ſtarb er 1714.

Madame Guyon aber wurde enge in ihrem Kloſter gehalten und mußte ſich öftern geiſtlichen Prüfungen unterwerfen. Aus dieſer Verlegenheit und aus dem Kloſter half ihr Madame Maintenon, die von ihren Lehren und Schriften erbaut war. — Lehrend und unterrichtend lebte ſie nun in Paris, und wurde, zu ihrem Vortheil, mit Boſſuet und dem Kardinal Noailles bekannt, brachte es aber endlich doch wieder, da ſie keine Ruh halten konnte, dahin, daß ſie, als eine Gefangene, in die Baſtille geſetzt wurde. Sie wußte aber zu entfliehn, ging nach Holland, ließ ihr Licht leuchten vor ihren Anhängern, hatte ſich noch gar viel vorgenommen, ſtarb aber den 9. Juni 1717 zu Blois, ehe ſie es ausführen konnte.

Sie ſchrieb, wie geſagt, ihr Leben und referirt in dieſer Beſchreibung: Bei allen Widerwärtigkeiten, welche ſie in ihrer Jugend betroffen hätten, habe ſie ſtets gedacht, „das hat Gott über dich verhängt, damit er dich recht hoch zu Ehren bringe und durch ſeine Wunder dich heilige.“

Dieſer Wunder ſich theilhaftig zu machen, fing ſie an ihren Leib ſehr ſonderbar und auffallend zu züchtigen. Da ſie z. B. ſehr hübſche Zähne hatte, ließ ſie ſich dieſelben ausreißen; goß zerſchmelzendes Blei über ihren Leib. Das glaubte ſie (toll genug), ſey die Probe eines göttlichen Lebens. Dabei bildete ſie ſich ein, eine ganz unbegreifliche Unſchuld erhalten zu haben und was ſie thun möge, ſey göttlich. Sie nannte ſich eine geiſtliche Mutter und behauptete, mit ihren Gaben die Menſchen glücklich zu machen, wenn ſie dieſelben über ſie ausgieße. Wie Ebbe und Fluth ſollten ihre geiſtlichen Gaben und die ihres Freundes la Combe in einander hineinfließen.

Nun kam ſie auf den Gedanken, alles was ſie ſchreibe gebe ihr Gott ein. Da ſchrieb ſie nun darauf los, ſo gut es ihr immer nur möglich war, und behauptete: nur *ihre Art zu beten* ſey die wahre und rechte. Durch dieſe habe ſie göttliche Macht über die Seelen. Sie behauptete: Chriſti Reich werde aufhören, damit das Reich des heil. Geiſtes eintreten könne, in welchem ſie als Märtyrin enden werde. Sonderbar genug erklärte ſie ſich wegen der Aufopferung der Reinheit oder Keuſchheit, bei den Anfechtungen der böſen Geiſter.

In ihrem Traktat: *die Ströme* (**torrentes**) ſtellte ſie dar: drei myſtiſche Wege, in Geſtalt dreier Ströme. Den praktiſchen Weg, als einen kleinen Strom, der nur einem größern

Fluſſe zuſtröme; den Weg der Contemplation, als einen größern Strom, der langſam in's Meer ſich ergieße; den Weg des myſtiſchen Todes aber, als einen Strom, der von der Anhöhe herab ſich in die See ſtürze.

Sonderbar genug iſt ihr Traktat: Erklärungen über die heilige Schrift, eben ſo ihr: kurzes und ſehr leichtes Mittel zu beten. — Sie hat auch noch geſchrieben eine Erklärung der Offenbarung Johannis, über deren Deutlichmachung ſo Viele ſchon Narren geworden ſind, wenn ſie es vorher nicht ſchon waren. Auch gab ſie, darüber ſehr hart angegriffen, eine Vertheidigung des kurzen Mittels zu beten, heraus.

Da endlich der Zufall ihre Gönnerin, Madame Maintenon, auch gegen ihre Lehren aufgebracht hatte, wurden ihr ſchriftliche Erklärungen abgefordert, die ſie gab, welche aber nicht befriedigten. Daher verdammten der Erzbiſchoff zu Paris und der Biſchoff zu Meaux ihre Schriften nochmals als Bücher, in welchen man abſurde, teufeliſche und monſtröſe Lehren ſinde, deren Verbreitung durchaus nicht zugegeben werden könne.

Man ſieht alſo, wie aufgeklärt und unverwundbar wir ſeyn müſſen, da man öffentlich eine neue deutſche Ueberſetzung dieſer monſtröſen Schriften ankündigt!

Damit aber die Leſer ſo ziemlich alles wiſſen mögen, was die ſchreibſelige, auf ihre Art gottergebene, Madame Guyon geſchrieben hat, ſo ſetzen wir zu der davon ſchon gegebenen Nachricht noch hinzu. Von ihr hat man auch eine Erklärung des hohen Lieds Salomonis; ferner vielverſprechende Regeln der Kindheit Jeſu Genoſſen; auch einen Traktat von der: Reinigung der Seelen nach dem Tode; und eine Anweiſung zu Gott und zu der Vereinigung mit ihm zu gelangen. Lieblich und erfreulich zu leſen für Unpartheiiſche ſind der ſchwärmenden Madame: Chriſtlich-geiſtliche Briefe von allerlei Materien des innern Lebens.

Der damals berühmte Fenelon, Erzbiſchoff und Fürſt zu Cambray, nahm ſich der Madame Guyon auch an. Er ſuchte ſie zu entſchuldigen und zu vertheidigen, 11) wodurch der Streit über den Quietismus, der ſich damals erhoben hatte, immer weiter fortgeſetzt wurde. 12)

Wohl uns Unbefangenen, daß uns. dieſe Streitigkeiten nichts mehr angehen und uns nur geſchichtlich, aber weiter nicht, intereſſiren können!

Die ſeltſamen, harten Ausdrücke und Redensarten, welcher ſich die Madame Guyon in ihren Schriften bedient, hat auch ſchon ihr Vertheidiger Fenelon ſelbſt getadelt. Will man nichts Gefährliches ausſtreuen, muß man ſich keiner dunkeln Ausdrücke bedienen. Die lebhafteſte, nur erdenkliche Imagination beherrſchte und regierte die exaltirte Madame Guyon, die mit dem Raptus womit ſie lebte, ſich auch nie mäßigen und bezähmen konnte. Ihre prätendirte Ruh und Gemüthsgleichgiltigkeit, der leidende Zuſtand des Gemüths, welcher alles erlaubt und duldet, kann mit dem chriſtlichen Glauben, der Liebe und Hoffnung nicht beſtehn.

Wie klingt und beſteht alſo das Paradoxon der ſchreibſeligen Seherin und Erfinderin:

„Wird man (hat man ſich einmal zur durchaus nöthigen Ruh gebracht) zur Sünde gereitzt, hat man dem Reitze gar nicht zu widerſtehen, damit das Gemüth nicht aus ſeiner Ruh gebracht werde und brächen auch ſogar die Reitzungen in wirkliche Sünde aus.“ [53]

Daher kam es wohl, daß die beliebte, berühmte Ninon L'enclos, ſich eine Quietiſtin in der Liebe nannte?

Ei, ei, Madame! Sie, très-célebre et très-pieuse Madame Guyon! [54] was ſollen wir ſagen zu Ihrer inneren Stimme? [55] Gewiß, ſie iſt ſehr erlaubnißgebend!

Man hat die Schreibeluſtige auch ziemlich kritiſch wegen ihrer Ueberſetzung des Hohenlieds Salomonis [56]. behandelt. — Es iſt ziemlich wahrſcheinlich, daß die myſtiſche Ueberſetzerin recht zärtlich wenigſtens, wenn auch nicht außerordentlich verliebt geweſen iſt; doch ſoll ſie ſehr nervenſchwach geweſen ſeyn, was jedoch nach ſolchen ſchriftſtelleriſchen Anſtrengungen, dergleichen ſie ſich erlaubte, gar nicht bewunderungswürdig iſt. Daß der Gedanke: „Ich will Salomons hohes Lied überſetzen,“ ſie übrigens ganz angeſprochen haben kann, wer mag das läugnen? Wär ſie dabei geblieben, ſie ſtänd nicht hier, in Reihe und Glied, unter myſteriöſen, myſtiſchen, hyſteriſchen Weibern, denen weder Predigten noch Bäder helfen.

Wir haben aber noch mehr mit ihr zu ſprechen und von ihr zu ſagen, was wir aus ihrer Selbſtbiographie nehmen wollen, wo ſie alles das von ſich ſelbſt geſchrieben hat, was ſie ſchwerlich verantworten konnte und kann. — So nennt ſie ſich z. B. (II. 91. 92.) eine Gnaden-Mutter; Gottes Eingabe (II. 154.) ſey, was ſie ſchreibe, und ſie ſetze nichts von ihren eigenen Einfällen dazu.

Madame, Madame! tragen Sie die Farbe nicht gar zu ſtark auf ihr Selbſtgemälde auf.

Sie habe die Macht eines Gottes (II. 166.) über die Seelen; ſie thue Wunder, ohne ſie zu erbitten (167.); hätten Abweſende gerufen, liebe Mutter, liebe Mutter! (II. 256.) ſo ſey denſelben ſogleich geholfen worden; für gewiſſe Leute habe ſie ſo viel leiden müſſen (225) als Jeſus, daß ſie bekehrt würden; ſie laſſe ſich mit dem P. la Combe alſo ein (III. 3.), daß ſie ihn nicht mehr von Gott unterſcheiden könne; Gott habe in ihr den Thron ſeiner Güte und Strenge errichtet (III. 106.), und ſie könne ſelbſt auf und in Abweſende auf beiderlei Art wirken; ſie habe die weſentliche Verlaſſung Chriſti am Kreuz (III. 326.) von innen und von außen thätig erfahren. Weiter erzählt ſie uns: Das Mittel zu einer Vereinigung mit Chriſto ſey, wenn die Seele ihre Eigenheit verliere; das Gebet wirke nur alsdann, wenn die Seele in ihrer centraliſchen Neigung ſey; alles thue die Ruhe vor Gott und das innere Stillſchweigen, aber kein mündliches Gebet; das ſey Verſuchung, denn es ſolle hier nichts ſeyn als Gelaſſenheit; böſe Gedanken könnten die Frucht des Gebets nicht hindern; der Verdruß geiſtliche Bücher zu leſen und nach dem Gebet kaltſinnig zu ſeyn, ſey ein gutes Zeichen; das, daß der Höchſte den Beter höher rufe; daß man durch die Betrachtung des Wortes Gottes zu keiner Vereinigung mit Gott komme; Dürre und Vertrocknung der Andacht zum Beten ſey ein heilſames Werk; gute Regungen in der Seele wären kein Beweiß der Gunſt und Gnade Gottes; nur Zerſchmelzung und Verſchlingung in möglichſter Verſenkung dringe in das Innere und in den Abgrund der Gottheit; man gelange eher durch die Liebe zu Gott als durch die Erkenntniß von Gott zum Himmel; der innerliche Einfluß der Stille ſey der Zuſtand vollkommener Vereinigung mit Gott; u. dgl. m.

Ganz triumfirend, ſagt ſie endlich: Will der Menſch wieder in ſeinen verlornen, vorigen Zuſtand kommen, muß er ſeine Eigenheit verlieren, ſich mit der Seele centraliſcher Neigung in ſeine Seele kehren und in derſelben auf das innere Licht warten.

Gewiß haben die Leſer an dieſen Proben genug; wo nicht, ſo mögen ſie ſich an den Werken und an der Biographie der Madame Guyon ſelbſt delektiren. Es iſt ein ſchreckbares Stück Arbeit, all den Unſinn zu leſen!

Alle die unſinnigen Träumereien der inſpirirten, verſtandskranken Madame Guyon haben den Traum der Madame Maintenon, Königin zu werden, nicht realiſiren können. Darum konnte ſie nicht in ihrer Gnade bleiben, ſo ſehr ſie auch in der Gnade Gottes zu ſeyn glaubte.

Vorüber, innigſt (herum, wie ein Gewand) in ſich ſelbſt gekehrter Schatten, vorüber!

Von den Hoffnungsvollen auf die Erſcheinung des tauſendjährigen Reichs ſind wir mit der zärtlichen Aſſeburg abgegangen, was uns wirklich ein wenig leid gethan hat, denn es war nicht zu verkennen, daß ſie Bildung und Erziehung hatte und nicht in den Troß der chiliaſtiſchen Handwerkerinnen gehörte; wir wollen aber jetzt, der Unterhaltung wegen wenigſtens, noch welche aus der Chiliaſten-Reihe herausſuchen und dieſelben den Leſern vorſtellen. Lebhaft genug waren ſie, dieſe Tauſendjährler, ſo, daß ſich auch einer jener Ueberzeugten, ſelbſt, vergnügungsvoll, den Narren des lieben Gottes nannte. 57)

Wir führen jetzt wieder eine chiliaſtiſche Verſemacherin vor:

Margaretha Fröhlich.

Schon als Frau Hauptmännin, dann als die eines Oberſten, hatte ſein Gretchen ſo viele unausgefüllte Stunden, daß ſie ſich ihren Selbſtbetrachtungen, innern Erhebungen und der Lectüre ganz überlaſſen konnte. Da ſprach ſie denn die

Hoffnung der Errichtung und Erſcheinung eines ſogenannten tauſendjährigen Reichs beſonders an; und das zwar ſo ganz ausſprechend, daß ſie an ihre Wohnung zu Amſterdam ein Schild aushing mit der Inſchrift: Hier wohnt eine Profetin des tauſendjährigen Reichs, welche heißt Margaretha Eva Fröhlich.

Vorher lebte, webte und profezeihte ſie in Liefland, wo ſie in Riga auch einen Glaubigen ihrer Art, einen Goldarbeiter, Bernhard Dorchmann fand, der mit ihr die Hörenden allarmirte. Es fanden ſich auch wirklich viele ein die zuhörten und dem Gehörten Glauben ſchenkten. Für dieſe trat ſie als Schriftſtellerin in Proſa und in Verſen auf. [58]) In einem ſolchen gedruckten Berichte nahm ſie ſich die Freiheit zu ſagen: „daß auſſer ihr, keine Seeligkeit ſey.“ Dann fuhr ſie in ihrer Revelation fort:

Gekommen iſt die Zeit, bald ſtündlich am Erſcheinen
wo Iſrael befreit iſt, um nicht mehr zu weinen.
Dann jubilirend wird das Glaubens Zion ſpringen
und Halleluiah! Preiß, frohlockend, heiter ſingen.
Dann kömmt die ſchöne Zeit auf die wir längſt gehoft,
eh' wir es ſelbſt gedacht im Glauben gar zu oft.

Den Eilften König Karl, Regierer tapfrer Schweden
hat huldreich auserſehn der Herr. In Glaubensbeeten
erzogen wird die Schaar die er zum Kampfe führt,
ſo bald er ſeinen Ruf in dem Gemüthe ſpührt.
Und fallen wird das Volk verkehrter, blinder Heiden,
des Glaubens Panner weht, die Worte zu verbreiten
die die Profetin ſpricht. Die Stadt wird ſich erheben
Jeruſalem genannt, in der dann Chriſten leben.
Der Juden blindes Volk wird ſich zu Gott bekehren
wenn wir in ſtiller Ruh die Irrenden belehren.

Mit dem größten Seelen-Eifer trachtete ſie dahin, den König ſelbſt zu ſprechen, um ihm die Verſicherung der bei ihr zur Gewißheit gewordenen Hoffnung zu geben.

Das geſchah endlich; — ich finde nicht wenn und wo? — Sie redete ihn an: „Erhabener König! großer evangeliſcher Held! Ich verkündige dir, daß Gott dich erkohren hat, in der nun anbrechenden Zeit des neuen Reichs, zu gehen in das gelobte Land zur Auferbauung der neuen Stadt Jeruſalem.“ Ganz kurz antwortete der König: „Liebe Frau! wenn ich zu dieſer großen Reiſe mich fertig machen ſoll, ſo bitte ich, bei meinen andern Geſchäften, mich jetzt nicht länger aufzuhalten.“ Er ging fort. Sie ſprach: „Das wird ſich alles finden.“

* Da ſie aber mit Bittſchriften, Ermahnungen, Verheißungen, Verkündigungen den König zu belagern und zu beſtürmen nicht aufhörte, übertrug er endlich ſeinem Conſiſtorio die Profetin vorzunehmen und ihr den Kopf zurecht zu ſetzen. Da es aber nicht in der Macht der Conſiſtorien ſteht, Chiliaſten und Chiliaſtinnen die verſchobenen Köpfe in ihre gehörige Lage zu ſchieben, wie wir ſchon wiſſen, mußte berichtet werden: die Seherin ſey nicht zur Ordnung zu bringen, zu bekehren und vernünftig zu machen. Ja, endlich habe ſie gar, in beinahe raſender Wuth geſagt:

> Was mich belehren ſoll iſt gar zu geiſtlich dumm;
> behalte es für dich, o Conſiſtorium!

Das konnte nicht ſtillſchweigend ertragen werden. Der König wollte mit der Profetin auch nichts zu thun haben und übergab die Sache dem Miniſter des Cultus. Dieſer lies die inſpirirte Glaubige (deren Mann vielleicht tod war) auf ein Schiff bringen und nach Holland führen, wo damals (1685) die Tauſendjährigen beſonders zu finden waren.

So kam ſie nach Amſterdam, wo es ihr, bei ihren Glaubensſchweſtern und Glaubensbrüdern recht wohl gefiel. Sie kramte ihre Weisheit aus, ſprach im hohen Ton als Seherin und Profetin, und gefiel ſehr. Mit kühnem Muthe machte ſie ſich an das hohe Buch der Offenbarungen, glaubte es zu verſtehen, erklärte es und ſprach:

Der Schlüſſel liegt im Buch. Ich leg' ihn in die Seele,
bewahre ihn da auf, und was ich euch erzähle
zieh ich heraus gar ſchön und emblematiſch fein
aus dem Behältniß hier, aus meines Herzens Schrein.

„Recht ſo, erleuchtete Lehrerin! ziehe es nur heraus und theile es uns mit;“ ſchrieen die Empfänglichen. Dieſe aber verſammelte ſie, ſie belehrend, um ſich herum, indem ſie in ſolchen Verſammlungen die Augen ſchwärmeriſch froh erhob, zum Himmel blickte und ſprach: „Siehe da, Allmächtiger! die Vorſteher der ſieben Gemeinen!“ — Die gehaltenen Vorleſungen und Vorträge aber lies ſie (1687) drucken. 50) In der Vorrede dieſes Werkes profezeihte ſie: die Franzoſen würden mit einem Kriegsheer 1691 bis nach Stockholm kommen, Chriſtus aber werde für den König ſtreiten und ſie 1692 zurückſchlagen. Gleich darauf würde das tauſendjährige Reich ſeinen Anfang nehmen.

Daß die Profetin, wie ihre Schweſtern gewöhnlich, **) ein ſehr geſchwätziges und vorwitziges Weſen, falſch profezeihte, wiſſen wir. Ich kann aber das Jahr nicht finden, in welchem ſie ihr Theater verlaſſen hat. Gewiß iſt ſie jedoch mit der Ueberzeugung aus der Welt gegangen, daß ſie dennoch eine Seherin ſey. — Ach! wie viele haben das ſchon vor und nach ihr geglaubt, und ſind, in der Welt nicht, in's neue Reich und in die Stadt gekommen, in der die Thore von Edelſteinen gemauert und aufgeführt ſind.

Von der Compagnie der Tauſendjährlerinnen könnten wir noch eine gute Anzahl vorführen, die ſich größtentheils ziemlich gleich ſehen, jedoch nicht alle gleich lieblich. Eine ſolche war eine gewiſſe Alcida Lyſting, eine Amſterdamerin, verheirathet an einen wohlhabenden Mann, die aber dem Glauben und der Ergebung zum neuen Reiche ſo zugethan war, daß ſie gerade nach Weſtphalen reiſte und ſich dem neuen König Johannes von Leiden, dem verdorbenen Schneidergeſellen, nachherigen Comödianten und dann ſogenannten Profeten, geradezu in die wiedertäuferiſchen Arme warf, eine ſeiner zwei Dutzend Weiber zu werden.

Wir wollen den zärtlichen Leſerinnen durch die weſtphäliſchen Geliebten des wiedertäuferiſchen Königs die Ausſicht nicht zu ſehr verengen, jedoch des Anſchauens wegen jetzt eine nicht wenig enragirte Chiliaſtin vorführen, um wenigſtens im Zuge zu bleiben.

Anna Margaretha Jan

trete hervor! — Sie war bekannt unter der Benennung die halberſtädtiſche begeiſterte Jungfer, auch genannt die Oswaldiſche Kramers Tochter. So viel man wußte, war ſie ſehr zärtlich, auch freundlich geſinnt gegen Herrn M. Andreas Achilles, den Prediger an der Hoſpital-Kirche zu Halberſtadt. Er ſoll ſie auch gern geſehen haben, zumal da er ſie ſo glaubig, chiliaſtiſch geſinnt fand.

Dieſem Benehmen und Unfuge konnten die andern geiſtlichen Herren nicht gelaſſen zuſehen und ſagten unumwunden heraus, was ſie dachten. Weil nun die begeiſterte Jungfrau ſehr leicht aufzubringen war, wenn man etwas ſagte das mit ihrem Glauben nicht übereinſtimmte, lies ſie ſich ſehr anzüglich und jähzornig heraus und konnte es durchaus nicht vertragen ſich widerſprochen zu hören. Das konnte aber nicht unterbleiben. Darüber kam die Jungfer Jan auſſer ſich. Sah ſie einen ihrer geiſtlichen Gegner, ging ſie entrüſtet auf ihn zu, ſah ihn mit großen Feueraugen an, gerieth in Entzückungen, krähte wie ein Hahn, ziſchte wie eine Otter, brüllte wie ein Oechslein und ſtellte ſich ganz ungeberdig. War es zu verwundern, wenn ſich die friedfertige Geiſtlichkeit vor ihr zurückzog?

Sie hatte eine gute Freundin, das damals begeiſterte Lenchen zu Quedlinburg. Dieſe und die dortigen Tauſendjährler und Tauſendjährlerinnen zu beſuchen, dieſelben im Glauben zu grüßen, reiſte ſie dahin. Auf dem Poſtwagen aber kam die Begeiſterung über ſie. Hoch braußte ſie auf, ſchmolz girrend wie eine Taube herab, klapperte wie ein Storch, erſchreckte die Reiſegeſellſchaft, rief aus: „Es iſt über mich gekommen, wie Geburtsſchmerzen über eine Gebährerin. Ja, im Glauben habe ich geboren!“ und deklamirte:

Herbei, Gemeine ſondergleichen!
Ich will dir eine Henne zeigen
die's wohl verſteht zu gackern ſo
daß man hinieden werde froh;
dann legt ſie auch ein großes Ei,
es heißt Jeruſalem. Herbei!
und ſeht des ſchönen Städtchens Lage,
die preißt man in der Glaubensſprache
und nennt ſie in des Glaubensgrimm
das Gaſthaus Aſcher Elohim.

Die erſtaunten Zuhörer auf dem Poſtwagen ſchwiegen und ſchlugen die Augen nieder. Einer derſelben aber ergriff raſch ihre Hand und fragte ſehr markirt:

„Weibsbild! biſt du keine Sünderin?"

„Nein; — antwortete ſie gelaſſen, aber mit ſtarker Stimme; — ich thue keine Sünde. Der Herr iſt mit mir, der begeiſterten Deborah ſeiner Gemeine."

Der Frager ſchwieg, ſeufzend den Kopf ſchüttelnd. Sie aber hob langſam ihre Augen himmelauf, drückte ihre Hände, ſie zuſammenlegend, auf die Bruſt, breitete ihren Schleier um ſich herum und ſprach:

Euch alle die ihr auf dem Wagen ſitzet,
nehm ich, wenns um euch ſtürmt und blitzet,
und wickle euch in meine Sünden,

die ſchneerein ſind; euch zu verkünden:
ich führe euch zum Lebensborn,
daß ihr entgeht des Himmels Zorn.
Den Schleier will ich um euch breiten
und euch zum neuen Zion leiten!

Die Poſtwagengeſellſchaft verſtummte, als eben ſingend eine Geſellſchaft von Frauen der vielleicht erwarteten Fuhre entgegen kam. Die vorher deklamirende Zionitin, die Augen jetzt auf die Singenden werfend, ſprach:

Lena von Magdala in ihres Glaubens Prangen
Kommt hier aus Quedlinburg entgegen mir gegangen!

Alſobald erkannten ſie die ihr verwandten ſingenden Glaubensſeelen, hoben ſie vom Wagen herab und führten ſie frohlockend in die Stadt. Das Miniſterium daſelbſt aber ſuchte die Angekommene bald wieder aus der Stadt los zu werden, denn überall ſuchte man die Jeruſalems Begehrer und Erwarterinnen von dannen zu treiben.

So eben nach Halberſtadt zurückgekommen, als ſie Quedlinburg hatte verlaſſen müſſen, verwünſchte ſie öffentlich die Ungläubigen dieſer Stadt, nannte ſie Heiden, in Finſterniß umherfliegende Eulen; ihre Kirchen Hütten voll Aberglauben, die Kanzeln Holzthrone und predigte ihre chiliaſtiſche Lehre mit ungemein viel Heftigkeit, in großer Wuth. Darauf fuhr ſie auf die Juden los und fing einen ſolchen theologiſchen Lärm an, daß es endlich zur Unterſuchung kam. Die Akten wurden eingeſchickt und nach Jena an die theologiſche und juriſtiſche Fakultät geſendet. Den Ausſpruch derſelben verlachte die Seherin und predigte den Unſinn fort, der, wie ſie ſagte, ihr von oben eingegeben worden war. In dieſen Predigten nannte ſie die Kirchendiener antichriſtiſche Thiere und drohte ihnen mit dem Höllenpfule.

Als nun ihr ehemaliger Beichtvater M. Würtzler ſtarb (1692), ſendete ſie eine Schrift in ſein Haus und ließ ſagen: Man ſolle ihm dieſelbe auf die Hände legen, ſo würde er wieder lebendig werden. Da man dieſelbe aber las, fand man, daß die tolle Schwärmerin ihren Seelenhirten nannte: ein Antichriſtenthier, einen verfluchten Antichriſten, eine geſchmückte Babylonshure, ein Höllenpfulthier das Gott verworfen habe ꝛc. — Da mußte die Obrigkeit ſich kräftig ſolchen Beleidigungen entgegen ſetzen und ließ ihr ſagen: ſie ſolle ſchweigen, ſonſt wolle man ihr auf eine unangenehme Art den Mund verſtopfen. Sie aber ſprach zu dem Gerichtsdiener:

Geh, Sündenknecht! von hier und ſchweige ganz beklommen
nebſt deiner Obrigkeit. Schon iſt die Zeit gekommen
wo die Profetenſchaar durch Friedensauen wallt,
denn Hallelujah hoch von jener Zinne ſchallt
da der Poſaunenton durch alle Welten tönet
und man der neuen Zeit die goldnen Locken krönet.
Auf Perlen wandeln wir und über Edelſteine
hin auf das Wonnefeld der herrlichen Gemeine,
wo goldne Palmen ruhn für jede Glaubenshand.
Die ſind des Sieges Lohn, des Himmels Unterpfand!

Der Gerichtsdiener mochte es nun in Verſen oder in Proſa geſagt haben, die Obrigkeit nahm es ſehr übel. Ihr Zorn mußte über die enragirte Dichterin ausbrechen.

Der Stadtſchreiber, ein heroiſcher Mann, in ſeinen Studentenjahren zu Jena ein gefürchteter Schläger, den Muſen nebenbei nicht abhold, noch dermalen wohl dicht und ſchlagfertig, wurde vom Stadtrath zu der wüthenden Begeiſterten abgeſchickt, ihr zu ſagen was geſchehen werde, da ſie ſich nicht fügen wolle. Von zwei

Stadtdienern begleitet, ging er auf das Haus zu, in welchem der Zionsſchatz ſich aufhielt. Unterwegs traf er den M. Achilles an, ſetzte dieſen zur Rede und verwies ihm ſein ſchützendes Benehmen gegen die flammenſprühende Zionsträumerin. Er entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, ſchützte ſeine Chriſtenliebe vor und erklärte, er nehme keinen Antheil an den Lehren, Viſionen und Meinungen der Seherin, ob man gleich ſagte, er bereite ſie mit ſeinem Quäker-Pulver gewöhnlich zu. Die Seherin, welche, wie man ſagte, ſo zubereitet wurde, trat eben herbei, vernahm ſeine Erklärung, ſchlug den Herrn Magiſter mit der Hand auf die Achſel und ſprach:

Ein Pfaffe biſt du auch. Verläugnen willſt du mich?
Nun wohl! ich lache nur, doch auch beklag' ich dich.
Achilles Name liegt bei dir doch nur im Fuße.
Lauf hin, entfliehe ſchnell und eile raſch zur Buße.'
Denn bald erſcheint die Zeit; die Welttrompeten blaſen;
die Zionsmutter ſchaut nach Engeln, nicht nach Haſen.

Der Stadtſchreiber, den Huth tief in die Augen drückend, fiel mit ſtarker Stimme ein:

Sie höre ferner auf in Halberſtadt zu raſen,
denn hier iſt Obrigkeit und läßt nicht mit ſich ſpaßen!

„Was will die Obrigkeit von mir?“ — fragte die Seherin.

„Sie will, — ſprach der Stadtſchreiber — daß die Jungfer ruhig ſeyn ſoll, und thut ihr kund, daß ſie übermorgen, wird ſeyn der 21ſte Mai, dieſes Jahres 1694 mit ihren Vielgetreuen dieſe Stadt räumen ſoll. Wonach ſich zu achten! Wird ſie dieſe Weiſung nicht befolgen, wird ſie mit Gewalt von hier transportirt werden.“

Verächtliche Blicke auf den Sprecher werfend, ſprach die begeiſterte Halberſtädterin:

Ihr habt mich ſehr verkannt. Ich folge als ein Lamm,
geh fort aus Halberſtadt, ſogleich nach Amſterdam.
Dort weilt die Zionsſchaar erblickend Freudenpalmen,
und ihr in Halberſtadt ſingt Davids Bußp'ſalmen.
Singt fort und ſchreit!
die Herrlichkeit
umſchwebt uns dann in Frieden. — —
Seht uns beneidend an: verklärt ſind unſre Leiber;
wir lächeln mi leidvoll auf ſolche Städteſchreiber.

Dieſer lächelte mit magiſtratiſcher Selbſtzufriedenheit:

Ihr ſchwatzt, man kennt euch ſchon, als ganz verrückte Weiber!
Ja, euer Unſinn iſt ein Labſal für die Treiber,

die zwiſchen Diſteln hin ihr träges Volk regieren.
So wird's in Zion ſeyn euch zu regeneriren.

Die von ihren Meinungen überzeugte Seherin verlor weiter kein Wort, wendete ſich zu ihren Mitgläubigen und ſprach: „Schüttelt den Staub von euern Füſſen! Wir verlaſſen Sodom, ziehen in's Land des Glaubens, zu unſern Brüdern und Schweſtern, und ſehen uns bald im neuen Jeruſalem.“

„Dahin gehe ich auch mit;“ ſagte der Jude Abraham und warf ſeinen Querſack auf den Rücken.

Sie aber ſprach: „Ja, ein Hirt und eine Heerde wird es ſeyn.

Zion hört die Wächter ſingen;
das Herz will ihr mit Freuden ſpringen.
Wie kömmt der Herr ſo prächtig!
aus Gnade mild, in Hoheit mächtig,
zur neuen Stadt Jeruſalem!

Als nun die Begeiſterte ſo hohen Ernſt ſah und erfuhr, daß ihres Bleibens in Halberſtadt nicht mehr ſey, verſammelte ſie die reiſeluſtigſten ihrer Schweſtern und Brüder, und alle traten die Wanderung an zu der Chiliaſtenſchaar, die des neuen Reichs Erſcheinung in Amſterdam erwarteten.

Die Halberſtädter Einwohner aber, des Abmarſches froh, verſammelten ſich an dem beſtimmten Tage und ſahen ſie, ihrer Leichtgläubigkeit ſpottend, mit Sang und Saitenſpiel von dannen wandern. Zu dieſem Zuge wurden der Seherin Margaretha und ihrer Geſellſchaft zugeſellt der zweideutige M. Achilles, und Levin Gebhard Semler der chiliaſtiſche Student **), ein wackerer Tauſendjährler. Margaretha ſchwang ein weißes Fähnlein; darauf war gemalt ein Lämmchen mit einem Fähnlein, dahin ſchreitend vor einer Stadt mit ſieben Thürmen; drüber ſtand:

DAS NEW JERVSALEM;

ſo zog die Geſellſchaft von dannen. Die Prieſter ſchlugen ihr ein Kreuz nach; die Wandernden aber ſangen:

Dort ſtrahlt ein Stern im Morgenroth!
Zu wandern iſt des HERRN Gebot.

Es war damals eine Freudigkeit unter dieſen hoffenden Menſchen, die weder zu beſchreiben noch zu erklären iſt. Die ſich ſelbſt vorgeſpiegelte Herrlichkeit hatte die Köpfe der Gläubigen dieſer Art ganz und gar verrückt. Die Vernunft weder noch die Religion vermochte etwas über dieſe exzenteriſchen, leichtgläubigen Menſchen. Als Verrückte gaben ſie ſich ganz einer Idee und Chimäre hin, die nie realiſirt werden konnte.

Es waren aber nicht nur arbeitsunluſtige Handwerker und gemeine Leute, die im ſüſſen Nichtsthun ſingend und jubilirend gern dahin leben wollten, ohne ſich um den Erwerb für den folgenden Tage zu bekümmern, ſondern auch Leute höherer Klaſſen gaben ſich dieſer chiliaſtiſchen Myſtik hin, opferten derſelben ihre Zeit, ihr Vermögen und ihre Ruh. Selbſt ſtudierte und wohlunterrichtete Männer, wie z. B. ein Theolog Peterſen, Perſonen höherer Stände lieſen ſich gefangen nehmen von den myſtiſchen Schlingen und taumelten in Gedanken dem neuen Jeruſalem zu. So war u. a. die Gemalin des letzten Grafen Johann Ludwig von Gleichen Erdmuthe Juliane. Dieſe in ihrem Gemüthe und Kopfe etwas beſchränkte Dame 62) hatte ſich von den Irrgeiſtern Eſaias Stiefel und Ezechiel

Meth, der ſich in ſeiner Ueberſchnapptheit den Erzengel Michael nannte, ſo einnehmen laſſen, daß ſie ihren Schwärmereien und verkehrten Lehren unbedingten Glauben ſchenkte. Da ſie mit ihrem Gemal nicht ganz vergnügt lebte, hatte ſie ſich in Erfurt ein Haus gekauft, wo ſie lebte, ſchwärmte und ſich in Geſellſchaft der Unſinnigen erbaute. Sie ernannte den Fantaſten Stiefel zu ihren Haus-Verwalter, den überſpannten Schriftforſcher Meth aber zu ihren Haus-Profeten und Chemikus. Ihr Gemal mochte ſchreiben, vermahnen, bitten ſo viel und ſehr er wollte, ſein Superintendent und Beichtvater, D. Johannes Weber, mochte ihr den Zuſtand in welchem ſie ſich befand, das Labyrinth, in welches ſie gerathen war, mit noch ſo gut evangeliſchen Worten, ſo liebreich als er wollte, vorſtellen, ſie blieb bei ihrem Wahne. Ja, ſie ließ ſogar 1624 mehrere Verantwortungsſchreiben drucken, in welchen ſie D. Webern ziemlich unſanft angriff, ihre chiliaſtiſchen Freunde zu vertheidigen, welchen ſie Glauben und Schutz geſchenkt hatte. Der Graf, ihr Gemal, wurde durch ihr Benehmen ſehr aufgebracht, zumal da die Grafſchaft

Gleichen öffentlich beſchuldigt wurde, daß in derſelben die Irrthümer dieſer Halbverrückten im Schwange gingen; da noch dazu Meth öffentlich auftrat, ſich nicht allein den Erz-Engel Michael nannte, und mit frecher Stirn behauptete, ſeine Lehre ſey ihm durch himmliſche Offenbarungen und göttliche Träume von dem heil. Geiſte eingegeben worden; das Prediger-Amt ſey nicht von Gott, weil es ſündige Menſchen verwalteten; daß die Taufe ein zauberiſches Werk ſey; daß die chriſtliche Kirche ohne Sünde und Makel ſeyn müſſe, daß Eſaias, ſonſt Stiefel genannt zu Erfurt *3)), Chriſtus, der Braut Chriſti einziges Vorbild ſey; daß da Chriſtus perſönlich und weſentlich in ihnen wohne, ſie ohne Sünde und deßhalb unſterblich wären ꝛc. Alles das glaubte und vertheidigte auch die ſchwachgeſinnte oder überſpannte Gräfin, als gewiſſe, erwieſene und ausgemachte Dinge. Da aber die genannten Irrlehrer wohl wußten was ſie thaten, ſo ſuchten ſie vor allen erſt die Frauen für ihre ſchwärmeriſchen Doktrinen zu gewinnen, um Anhang zu bekommen, weil dieſelben ſtets wahre Chorführerinnen (quos choros ducant fosmineos) genannt werden können. Deshalb war es denſelben auch ſehr gelegen, die Gräfin Erdmuthe Juliana und damit eine Freiſtatt gewonnen zu haben. Der Graf aber that alles was er nur konnte, ſeine verführte Gemalin von den geſchlungene Ketten und Schlingen zu löſen; da ſie aber nicht hören und folgen wollte, gebot er (nihil ventrem conjugis curans) Methen, ſich ſogleich zu entfernen.

Wiederholungen zu vermeiden, gehen wir an mehrern Hundertjährlerinnen vorüber, da ſich dieſelben in ihren Meinungen und Aeuſſerungen ziemlich ähnlich ſehn und wir nichts ſchon Geſehenes ſtets wieder darſtellen wollen. So mag auch nun nur eine vorübergehen,

Anna Eva Jakobi.

Die Freuden des tauſendjährigen Reichs in der Einbildung hatten ihr Gehirn ziemlich zerrüttet. Dabei hatte ſie eine ganz herrſüchtige, hoffärthige, widerſprechende Art an ſich, ſo daß ſie gar keine Freunde hatte. Nichts durfte man ihr z. B. an Lebensmitteln verehren, ſie dankte nie, weil die Menſchen, wie ſie ſagte, es nicht von dem Ihrigen nähmen, ſondern von dem, was ihnen Gott gebe. Deshalb danke ſie auch nur Gott.

Ihre Träume nannte ſie göttliche Offenbarungen. Einmal hatte ſie drei Tage und drei Nächte auf innern göttlichen Befehl gefaſtet, ſo daß ſie ganz ſchwach wurde. Auf einmal ſchüttelte ſie ein inneres, aber wohlthätiges Fieber und ſie bekam eine Erſcheinung. Sie ſah die heil. Dreifaltigkeit, Gott den Vater, in einer weißen Geſtalt, mit einem großen, langen Barte: den Sohn Gottes, mit einem weißen Schurze, und ſeinen blutenden, weitaufſtehenden Wunden: den heil. Geiſt, der über Vater und Sohn ſchwebte, in Geſtalt einer gelben Taube.

Dieſe Erſcheinung hatte ſie ſicher auf einem Kirchen-Gemälde geſehn!

Andere erzählten, Evchen habe dreimal Blut geſchwitzt und dreimal Blut geweint. So wollte man die Mirakel häufen und beſtätigen; es waren aber ganz natürliche Sachen.

Bekam die Wunderbare Verdrehungen und ſogenannte Entzückungen, ſo fing ſie an zu predigen, zur Buſe zu ermahnen und preſcribte der Welt nahes Ende. Dabei ſchlug ſie ſich heftig, ja ganz barbariſch wild mit den Fäuſten, zerkratzte ſich allenthalben und ſagte: Jeſus ſpreche mit ihr. Ja, ſie gab vor, er habe ihr ein beſonderes Gebet gelehrt. **)

Im Jahre 1686 und 1689 zu jener Zeit konnte es wohl Leute geben, die einer ſolchen enragirten Frau glaubten, aber jetzt — — wir wollen von dem nicht ſprechen, was alles jetzt und in unſern Zeiten geglaubt wird. Doch wird ſich vielleicht in einem andern Werkchen davon mehr und ausführlicher ſprechen laſſen, als es hier ſeyn konnte.

Mehreren ganz unpartheiiſchen Menſchen damaliger Zeit waren die Träumereien vom tauſendjährigen Reiche ſchon gleichgiltig, vielen ganz verhaßt; ſie glaubten nicht an die vorgegebenen Viſionen, Offenbarungen ꝛc. und entzogen ſich der Sache und allen preis gegebenen Alfanzereien. Satyriſche Beobachter geißelten das Chiliaſtenweſen, ſo gut ſie konnten, machten es als Fabelwerk lächerlich und ſchrieen:

Mirakel! aufgeſchaut! Das ganze Werk iſt Trug,
Erſcheinung, Rede, Schrift und Chiliaſten-Buch.

Die Chiliaſten zuckten die Achſeln und dachten: Ihr werdet ſchon erfahren, was ihr nicht glauben wollt.

Betrogene oder mehrentheils ſich ſelbſt Betrügende haben an einem ſolchen Troſte gewöhnlich genug. Einmal ſind ſie in die deckenden Fluthen verſunken, und wollen nicht geholfen haben, nicht gerettet ſeyn. Wie dem nun ſey; ſie haben ihren Lohn dahin!

Die glänzendſten Darſteller auf der Chiliaſten-Bühne waren, wie auch die Leſer ſelbſt gefunden und eingeſehen haben werden, der gelehrte Herr Doktor Peterſen, ſeine Gattin Eleonora, geborne von und zu Merlau, und Fräulein Roſamunde von Aſſeburg. Als Schriftſteller aber, jedoch als nicht ſelbſt handelnde Perſon, ſteht ihnen und dem ganzen Chiliaſten-Heere der Alſtädter Prediger Arnold zur Seite. Dieſer iſt, beſonders von enthuſiaſtiſirten Frauen, ein ſo großer Freund, daß er ſich in ſeinen Lobeserhebungen beinahe gar nicht mäßigen kann. Man würde ſagen, er habe Mitleid mit ihren Schwächen, wenn man nicht ſagen müßte, daß dieſe Schwächen ihm ſo verzeiblich, auch wohl gar angenehm, wie ſeine eigenen ſind. Man hat ſich gar heftig mit ihm mündlich und ſchriftlich herumgeſtritten, er hat aber demungeachtet fortgeſchrieben und behauptet, was er wollte und ſich vorgenommen hatte. So ganz unſinnig wie viele von ihm gerühmte und geprieſene Frauen war er freilich nicht, aber doch ganz ſtill einer ſogenannten überirdiſchen Weisheit ergeben, die er ganz entzückt in ſeinen Schriften und Gedichten pries. Dieſe Gedichte laſen die Frauen ſo gern und die meiſten lernten ſeinen Lobgeſang an die göttliche SOPHIA auswendig. In einer Stanze deſſelben ſingt er, anredend dieſe **Sophia**:

Ach! nimm mich mit in deinen Garten,
Der als ein Paradies uns grünt,
Und uns mit ſüſſen Früchten dient.
Nur Thau von oben zu erwarten,
Und Kraft der Sonne ſammt dem Regen
Sonſt ſey er um und um verzäunt.
Kein anderer ſoll die Früchte legen,
Und hätt' er's noch ſo gut gemeint!

Einer ſeiner Gegner, der ihn, ſo gut es nur ſeyn konnte, ſtets und zwar noch immer ſanft faßte, ſchloß eine ſeiner Schriften **) mit der poetiſchen Herzenserleichterung:

Mit Leuten die nicht richtig ſeyn,
Kann ich nicht einig bleiben;
Ich haß von Grund des Herzens mein,
Die falſche Lehre treiben;
Ich hüthe mich für ihre That;
Mein Seel komm nicht in ihren Rath.
Ich will, ihr Feind, erſterben!

Auf der Titel-Vignette ſeines Fanatiſchen Ketzer-Gynäceums iſt zu ſehen die Göttin des Enthuſiasmus, ſitzend auf einem Stuhle, ein Buch mit der Inſchrift: Ketzerhiſtorie in der Hand haltend, aber gleichſam in Ohnmacht ſinkend, da auf einer neben ihr befindlichen kleinen Kanzel eine Frau ſtehend, mit derſelben ſie vom Poſtement hebend, dieſelbe von rüſtigen Männern umgeworfen wird. Die Sanduhr fällt herab, obgleich links ein (vielleicht verſtellter) Engel die Kanzel zu halten vergebens bemüht iſt. Die Männer rufen aus und ſchlagen es an die Kanzel an: Taceat mulier in ecclesia! Eine Nebenprofetin ſtürzt, vom Schreck getroffen, mit dem Stuhle, auf welchem ſie ſitzt, um. Im Hintergrunde ſtehen verwunderungsvoll, das Unglück erblickend, funfzehn glaubige Ketzerweiber. Auf der größern Kupfertafel ſieht man den Einzug des Quäckers Nayler in die Stadt Briſtol, begleitet von einem Zuge von Männern und Weibern, alle ausrufend: heilig! heilig! indem die Chorführerinnen Martha Simond und Hannah Stranger voranziehen und das Pferd, auf welchem er ſitzt, zum Stadtthore leiten, indem vor ihm die Kleider auf die Erde ausgebreitet werden.

Von den genannten Frauen und ihrem Benehmen etwas zu ſagen, wird zu leſen gar nicht unerfreulich ſeyn. — — Erſcheinen ſie!

Hannah Stranger und Martha Simond.

Dieſe Schwärmerinnen, enthuſiaſtiſche, verführte Frauen waren es, welche ihren Lehrer und Freund den Hauptquäker Jakob Nayler in der Stadt Briſtol öffentlich als einen Erlöſer des Menſchengeſchlechts und Meſſias der Welt verkündigten und proklamirten. Wie der Zug ihrer und ſeiner Anhänger ihren Heiland und Tröſter in die Stadt Briſtol (den 24. Okt. 1656) einführte, ſtimmten die Frauen das ihm zujauchzende:

heilig! heilig! an und ruften aus: Heiligſter Herr Zebaoth! Sie führten das Pferd, auf welchem der Verehrte ſaß, bei'm Zügel, bis an das hohe Kreuz, in die breite Gaſſe. Hier empfingen ihn die beiden vornehmſten Quäker, Dionys Holliſter und Heinrich Rowe, vor ihrer Wohnung mit einem Hallelujah! Nun verſammelten ſich die Quäker und Quäkerinnen alle, jubilirten, jauchzten und frohlockten. Die ſchon genannten Frauen und Chorführerinnen aber konnten wohl (heißt es) mit „der Medea bei'm Euripide von ſich ſagen: Nos sumus Mulieres ad bona infirmissimae; malorum vero omnium effectrices sapientissimae."

Die Obrigkeit wollte in der Nacht noch den gefeierten Held des Quäker-Schauſpiels und ſein Herzliebchen feſtnehmen laſſen, aber der Tumult und Volkszulauf war zu ſtark und das ewige Hoſiana- und Heilig-Rufen ſo betäubend, daß in der Nacht nichts Gerichtliches vorgenommen werden konnte. Den folgenden Morgen aber wurden die Hauptperſonen feſtgenommen und in's Gefängniß geführt.

Nach einem ſummariſchen Verhöre derſelben wurden ſie nach London gebracht. Da ſie (im November) in's Verhör gebracht wurden, erklärte Naylor: „er habe den Weibern nicht befohlen, ſein Pferd am Zaume in die Stadt zu führen, ſondern ſie hätten es gethan, weil der HERR ſie dazu angetrieben habe.“ Nun wurden die Frauen examinirt, aus deren Verhör das Vorzüglichſte mitzutheilen iſt.

Martha Simond erklärte: ſie habe Naylorn wohl vorher gekannt, jetzt aber ſey er nicht mehr der vorige, ſondern er ſey geſäubert worden, zu einer herrlichen Selbſtſtändigkeit.

Frage: Warum ſie bei dem Eintritt in Briſtol Naylors Pferd geleitet, heilig! geſungen und ihre Kleider vor ihm auf den Weg geſtreut habe?

Antwort: Dazu ſey ſie gedrungen worden durch die Kraft Gottes.

Ob ſie, wie geſagt werde, dieſen Naylor für die Hoffnung Iſraels und den eingebornen Sohn Gottes halte?

Der Jakob Naylor, von welchem ihr redet, iſt in mir begraben und hat gelobt wieder zu kommen.

Warum haſt du vor Naylor gekniet?

Was ich gethan habe, iſt geſchehen, gehorſam zu ſeyn der Macht, die droben iſt.

Sagſt du wirklich: Naylor ſey [ein Friedefürſt.]

Er iſt ein vollkommener Menſch, und wer das iſt, iſt ein Friedefürſt.

Warum haſt du deinen Mann verlaſſen und biſt dieſem Naylor nachgezogen?

Es iſt unſer Leben, dem Herrn zu folgen; und der Herr, meine Stärke, der Himmel und Erde erfüllt*, iſt in Jakob Naylor offenbart.

Warum nennt ihr dieſen Naylor einen König von Iſrael?

Weil er dazu geſalbet iſt.

Wer hat ihn geſalbet?

Ein Profet.

Wer war der?

Das will ich euch nicht ſagen.

Macht denn der Geiſt Jeſus, von welchem ihr ſagt, daß er in Naylor wohne, ihn zu einem genugſamen Jeſus für andere?

Ich ſage euch, daß eine Saat in ihn geſäet iſt, welche ich und jeder Menſch ehren ſoll, über alle Menſchen.

Die andere Chorführerin **Hannah Stranger** ſagte in ihrem Verhöre gerade heraus: in Jakob Naylor ſey der HERR erwecket.

Warum haſt du, vor ihm herſchreitend, heilig! heilig! geſungen?

Weil ich nicht ſtumm ſeyn konnte, da der HERR mich nöthigte, ſo zu rufen.

Willſt du dieſen Naylor auch für den Friedefürſten halten?

Er iſt es.

Haſt du an ihn dieſe Briefe geſchrieben, in welchen er von dir Gottes Sohn genannt wird?

Ja, das ſind meine an ihn geſchriebenen Briefe; und er iſt, was ich ſage. 66)

Sie ſagt in dieſem Briefe: „In der reinen Furcht und Macht Gottes grüßt dich meine Seele, du ewiger Sohn der Gerechtigkeit und Friedefürſt. Ach! wie hat meine Seele gearbeitet, dieſen Tag zu ſehen welchen Abraham ſah. O, Friedefürſt! laß uns freuen, zu ſchauen in dein Bildniß voll Heiligkeit und Reinigkeit. Das will auch ich; und ich bin die Gedult; ich wache und will bewahren die Macht der Subtilität, oder Tiefſinnigkeit, wiewohl im Mißtrauen; wegen ſchlechter Weisheit. Jedoch der HERR wird nicht zulaſſen, daß ſeine Heiligen die Verweſung ſehn.“ ꝛc. ꝛc. In einem zweiten, nennt ſie ihren Gebenedeihten, den verherrlichten Jakob Naylor: „den Schönſten unter Zehntauſenden, den einigen Gottes-Sohn, dem ihr Herz nachſpringe“, und fährt fort: „Ach! unterſtütze mich mit deinen Flaſchen, und ſtärke mich mit Wein, mein Geliebter! Du biſt gleich einem Reh oder Hirſch auf dem Berge. Deine dich liebende Braut hat lange dich ſchon gerufen, zu ihr zu kommen. Gedenke meiner wahren Liebe zu dir, du, deſſen Namen nicht mehr Jakob iſt, der vielmehr Jeſus heißt ꝛc. ꝛc.

Es ergab ſich, daß Naylor, der verheirathet war, auch die beiden Frauen, von denen eben geſprochen wird, zu Geliebten und Ehegeſponſen hatte. Sie aber mußten ſagen, ſie trügen den Sohn Gottes und hätten ihn empfangen, durch Naylor, der ſelbſt Gottes Sohn ſey.

In einen ſolchen Zuſtand ſich nun ſelbſt gleichſam hineinzuwerfen, daß heißt die Erlaubniß mißbrauchen, welche zuweilen gegeben oder wenigſtens vergönnt wird, ein wenig zu ſchwärmen; ſie wird Närriſchheit. Das alles aber hat der verkehrte Sinn jener Zeit, beſonders in Holland, England ꝛc. für Gottesfurcht, Erleuchtung, Religion und Weisheit gehalten.

Jedoch auch jetzt noch kommen in Amerika, wo die Quäker ſo ganz gedeihlich in den dortigen vereinten Staaten wohnen, anſäßig ſind, und haußen, oft noch Szenen vor, bei welchen kein Unbefangener ſich des Kopfſchüttelns enthalten kann. 67) Der Unfug, welchen dort die Methodiſten treiben, iſt beinah gar nicht zu beſchreiben. So nehmen ſie z. B. den Ausdruck der heil. Schrift: daß man mit Gewalt in das Reich Gottes dringen müſſe; ſo wörtlich, daß ihre Gebete ganz auſſerordentlich lärmend und ihre Predigten beinahe nichts als nur ausgeſtoßene Seufzer ſind. Darauf fangen alle Zuhörer zu ſeufzen an; dann ſchluchzen ſie, gerathen in die höchſte Exſtaſe, kommen endlich in das durchdringendſte Geſchrei, heulen, ſchreien, ſchlagen um ſich herum, klagen, brüllen, lachen, umarmen einander, drücken ſich die Hände, drehen die Augen herum, ſtieren zum Himmel und rufen aus: Dorthin kommen wir! dort werden wir uns wiederſehen! Dabei raſen ſie herum, wie wahre Bakchanten des ehemaligen Heidenthums, und ſchreien ihr Myſterien-Wort: das Werk! (the Work!) Das Werk dauert die ganze Nacht fort, zwiſchen Männern und Weibern. [68]) Am allerunſinnigſten und widerlichſten gebehrden ſich die Weiber, die, gar keine Decenz achtend, ſich niederwerfen und in den unſittlichſten Stellungen blöken: Glory! glory! So bleiben ſie ganz epileptiſch zuckend liegen. Man trägt ſie auf den Anger, unter einen Baum, wo ſie liegen bleiben, bis ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen. Das iſt die Himmelswonne ihrer Andacht!!

Eben ſo unſinnig toben die Mitglieder der Sekte der Jumpers (Springer, von to jump, ſpringen), die mit Herumhüpfen, in Bocksſprüngen, Gottesdienſt zu halten glauben, und ſo dem Himmel dienen zu müſſen glauben. [69]) Dabei brüllen ſie, gerathen in die höchſte Exſtaſe und ſchreien: Gogoniant! darauf fahren ſie ſich, im völligſten Enthuſiasmus in die Haare, reißen die Kleider auf, entfeſſeln die Buſen, ſchreien aus allen Leibeskräften und taumeln herum, wie Wahnſinnige. Gewöhnlich werden dann die Weiber, im Zuſtande der völligſten Bewußtloſigkeit, fortgetragen.

Wie gewöhnlich endigen die Prediger dieſer Springer ihre Reden damit, daß ſie das Springen den Zuhörern empfehlen und erzählen, daß daſſelbe Gott angenehm ſey, da ſchon David auch vor der Bundeslade hergeſprungen ſey. Darauf macht er des Tanzes Vorſpiel durch Geſten und ſpringt endlich ſelbſt wie nicht klug herum.

Wenn man dächte und ſagte: Dergleichen Unſinn und ekelhaftes Benehmen dieſer wahnſinnigen Religions-Weiber und Männer kann wohl in den freien amerikaniſchen Staaten, wird aber nicht in Europa geſchehn, ſo glaubte man vielleicht, es ſey etwas Wahres. Nichts weniger! Selbſt in dem freien England, in der aufgeklärten Stadt London fand man nur vor zehn Jahren ein hektiſch=myſteriöſes Weib, der eine Unzahl von Menſchen zulief, um zu ſehen, wie ſie (was ſie verhieß) den Meſſias gebären würde, indem ſie ſich ſelbſt eine Mutter Gottes nannte.

Daß im Jahr 1655 eine ſolche Verrücktheit vorkommen konnte, war kein Wunder, war wohl zu erklären, daß aber 1814 wieder eine Meſſias-Gebärerin, und zwar in der aufgeklärten Stadt London ſich produciren könnte und dürfte, das hätte man kaum geglaubt. Doch aber geſchah es.

Ein Weib bei Rochlitz in Meiſſen, welche man gewöhnlich nur die taube Otter nannte, weil ein Unfall ſie um ihr Gehör gebracht hatte, war ſo myſteriös eingebildet, daß ſie glaubte, da ſie mit einem Knäblein in die Wochen kam, den Meſſias geboren zu haben, 7*) was ihr auch gar nicht aus dem Kopfe zu bringen war. Das geſchah aber, wie geſagt, freilich im J. 1655. Doch im J. 1814 — was laßt ſich dazu ſagen, dabei denken?

Man wird kaum begreifen können, wie es möglich iſt, daß eine ſo aufgeklärte Nation, wie die Engliſche, dergleichen tolles Zeug dulden, ja, was noch mehr iſt, heben und pflegen kann, wenn man nicht weiß, „daß dort (wie ein wohlunterrichteter Erzähler ſagt) die Erziehung der Jugend ſo ſehr von der unſerigen abweicht, daß Lehrer und Lehrlinge, Kinder und Eltern, ihrer politiſchen Meinungen wegen, ſtets im offenbarſten Widerſpruche ſtehen können. 11)“ Auch muß der dortige Hang zum Sonderbaren, ſo wie zur Singularitätswuth, gar hoch mit in Anſchlag gebracht werden. Kurz, nur unter den Engländern und Nord-Amerikanern könnte und kann in unſern Zeiten es einer Frau gelingen, ſo tolles Zeug zu behaupten und deshalb vor den Mißhandlungen ihrer Mitbürger, vor ihrem Hohngelächter oder obrigkeitlicher Ahndung ſicher zu ſeyn.

Wie dem nun ſey! Das Faktum iſt da.

Johanna Southcott

hat durch ihre Vorgebungen ein ſolches Aufſehen erregt, daß, als ſie zur Schau auf die Bühne trat, alle Zeitblätter davon voll waren; während mehrere Druckpreſſen in London unaufhörlich in Bewegung geſetzt wurden, die von der

Meſſias Gebärerin gegebenen Nachrichten noch weiter zu verbreiten. Welche Flugſchriften, zu ſo vervielfältigten Auflagen gebracht, erſchienen nicht damals in England! Die vorzüglichſten derſelben liegen vor mir. *2) Aus dieſen nehme ich die Nachrichten, die ich mittheile.

Johanna Southcott (die Profetin, wie ſie ſich ſchelten lies) war in dem Dörfchen Gettisham, in Devonſhire, im April 1750 geboren. Ihre Eltern waren William und Hannah Southcott, ihr Vater ein Pachter, beide der Engliſchen Kirche zugethan. Von beſondern Zeichen und Wundern bei ihrer Geburt weiß man nichts zu erzählen; ſpäterhin aber meldete ihr (nach ihrer eigenen Angabe) ein Geiſt, daß die Engel ſich des Sichtbarwerdens eines ſo ausgezeichneten Geſchöpfs, wie ſie eines ſey, gar ſehr erfreuten. Einer ihrer Anhänger aber behauptete: der Komet des J. 1811 habe eben ſo wohl den zu erwartenden neuen Meſſias, welchen Johanna der Welt ſchenken ſollte, verkündigt, als der wandernde Stern, der ehemals den Geburtsort Chriſti anzeigte.

Sie erzählt von ſich ſelbſt, ſie ſey immer in ihres Vaters Hauſe die Einfältigſte geweſen, habe im Stillen die heil. Schrift geleſen und ſtets die Furcht Gottes in ihrem Herzen getragen. Dieſes habe ſie unempfindlich gegen alles Irdiſche gemacht. Jedoch läugnet ſie nicht, daß ſie einen ihrer Liebhaber, einen gewiſſen Noah Biſhop, recht gern geſehen habe. Dieſe Liebe aber ſey ungleich ſchwächer geweſen als die, welche ſie gegen Gott getragen habe. Es wären aber mehrere gekommen, ein gewiſſer John Thomas, und einer, Namens Rigsby, welche, ihren Reizen huldigend, ſich um ihre Liebe und ihre Hand beworben hätten; ſie habe aber alle Bewerbungen und Anerbietungen ausgeſchlagen, indem ſie entſchloſſen geweſen ſey, ganz jungfräulich, und als eine Braut des HERRN in den Himmel einzugehen. Da kam aber wieder ein Freier, Peter Weſt (ſie hatten alle Patriarchen- oder Apoſtel-Vornamen), und ſie wußte gar nicht, wie ſie die Männer, welche alle ſo verliebt in ſie waren, abhalten ſollte, ihr nichts von Erdenliebe vorzuſchwatzen. Da wendete ſie ſich auch in dieſer Verlegenheit mit ihrem Gebet

; den HERRN. Eine ſie tröſtende Stimme
m von Oben, und Peter Weſt kam nicht wie-
r; denn „der HERR wollte nicht haben, daß
n Erdenſohn ſo glücklich ſeyn ſollte, ihren heil.
lb zu umfahen.“

In Exeter aber war es, wo ihrer Keuſchheit
ehe von ihrem Wirthe, Mr. Wills, geſtellt wur-
n. Aber ſie wußte ſich ſo zu benehmen, daß
ruhig und unbefleckt dieſes Verſuchers Haus
780 verlaſſen konnte. Sie übernahm die Pfle-
ihres kranken Vaters, und er gab ihr ſeinen
egen, ehe er ſtarb.

Nach und nach aber erhielt ſie einen gehei-
en, innern Befehl, nach welchem ſich Johan-
a im J. 1792 als das Weib bekannte, wel-
es in der Offenbarung St. Johannis (Kap. 12.
1.) genannt wird: „die Braut des Lam-
es, gekleidet mit der Sonne.“ Sogleich trat
her ihrer Jünger auf und ſprach: „Johanna
die Verläuferin der Wiederkunſt Chriſti,
r erſcheinen wird zum zweitenmal, zu neh-
en die Unheiligkeit von Jakob. Eine neue
irche muß nun entſtehen, denn wir leben in
n letzten Zeiten, von welchen die Offenba-

rung des heil. Sehers Johannes ſpricht, vor der Ankunft Chriſti. Ein Wunder für die Welt! Der Schatten für Einen, die Subſtanz für Alle. Eine Frau ſoll heimgeſucht werden, von der Sonne der Gerechtigkeit, dem Geiſt der Wahrheit, um die Menſchen zu erinnern an das gegebene Verſprechen: daß zertreten werden ſoll des Satans Kopf. Iſt das zu verwunderungsvoll? Geſchah nicht das Verſprechen dem Weibe, als ſie die Schuld ihres Vergehens auf den Satan zu wälzen wußte? (I. B. Moſ. III.) Darum wohnt der Geiſt in dem Weibe, zu löſen das Verſprechen. Auf dieſes Weibes Vorbitte wird der HERR vernichten den Satan und ſeine böſen Engel. Die zwölf Sterne (in der Offenbarung) ſind Männer. Die Erde iſt ein Mann, und alle ſtehen dem Weibe bei, zu zerſtöhren das Reich der Lügen.″

So war alles, wie gewünſcht, vorbereitet, und es verkündigte nun die Seherin, entflammt vom innern Selbſtbetruge, in völliger Begeiſterung, daß die zweite Ankunft Chriſti erfolgen würde, wollte auch die Geiſtlichen in Exeter bewegen die nahe, bevorſtehende neue

Menſchwerdung Jeſu bekannt zu machen, verfehlte aber ihren Zweck und wurde für verrückt gehalten. *3)

Im J. 1801 ließ Johanna die fünf erſten Sätze ihrer ſeltſamen Wirkungen des Glaubens drucken, welches ihr den Beſuch von fünf Herren ſchenkte, die geſonnen waren „die Natur ihrer Miſſion zu erforſchen.“ Dies nennt ſie ihr erſtes Gericht. Im J. 1803 wurde ihre zweite Vernehmung in Paddington bei London gehalten, und dazu ſogar in den öffentlichen Zeitungen förmlich eingeladen. Ihr Angeben war damals, wie auch in dem erſten Verhör: Sie ſey das Weib, das der Schlange den Kopf zertreten und den Meſſias gebären werde. Ein folgendes Verhör 1804, bei welchem die Anweſenden beinahe alle ſogenannte Gläubige und Anhänger der Tollhäuslerin Johanna waren, dauerte 7 Tage. Die Anweſenden, unter welchen auch Geiſtliche waren, behaupteten nach dem Verhöre, daſſelbe auf göttlichen Befehl angeſtellt zu haben, die Wahrheit der Sendung der Seherin zu unterſuchen, in einer offenen Erklärung: Johanna ſey wirklich von dem höchſten Weſen erleuchtet.

Ein Inſpirirter, William Sharp, gab darauf eine Schrift heraus: Antwort an die Welt, und ſagte in derſelben: Ihre Papiere vom J. 1792 her bis 1802 wären mit 7 Siegeln verwahrt worden und in Paddington in Gegenwart von 40 Zeugen erbrochen worden, und ihr ſelbſt von denſelben eine Abſchrift zugeſtellt worden. Hierauf wurde ſie nach London beſchieden, wo ihre Papiere abermals unterſucht werden ſollten. Da fand ſich der Fanatiker Joſeph Perescott ein, ein Jüngling von 18 Jahren, und theilte ſeine ſeit 1793 gehabten Viſionen auch mit. Da lernte die Seherin den jungen Seher (wie ſie ſagte) erſt kennen. Alle Papiere wurden (1805) wieder durchgeſehen und von 58 Zeugen, unter denen auch Geiſtliche waren, unterzeichnet. Johanna aber trat auf und erklärte alle Viſionen des jungen Sehers. Darauf wurden dieſelben abgemalt und in der Kapelle eines Geiſtlichen, Mr. Carpenter, zur Erbauung aller Schauenden [14]) aufgehängt.

Darauf aber hatte Johanna viele Anfechtungen von dem Teufel auszuſtehn. Der HERR gab ihm Macht über die Seherin, aber er erlaubte ihn nicht ihr ſichtbar zu erſcheinen. Dennoch gab es Kämpfe zwiſchen ihm und ihr. In einem derſelben biß die Seherin dem Unholde aller Unholden einen Finger ab. Sein Blut ſchmeckte ſüß. 12)

Die Seherin brachte es nun dahin, daß ſie ſogenannte Freibriefe ertheilte, welche viele verlangten, um dieſelben in die Särge zu Verſtorbenen zu legen, weil ſie dieſe Papiere als Freipäſſe zum Himmelreiche betrachteten. Der Satan erklärte: es machten ihm dieſe Freibriefe viel Verdruß. Es half ihm aber nichts. Die Seherin ertheilte deren ſo viele, als nur verlangt wurden. Dieſelben aber ſahen alſo aus:

Auf einem Bogen geſchrieben, ſtanden die Worte:

Die Beſiegelte des HERRN.
Die Erwählte und Koſtbare.
Die Menſchenerlöſerin.
Zu erben den Baum des Lebens.
Zu Gottes Erbin und Chriſti Miterbin gemacht:
Joanna Southcott

Anfänglich ſchrieb ſie dieſe ſogenannten Freibriefe ſelbſt, da aber das Schreiben ihr ſehr beſchwerlich fiel, nahm ſie eine ihrer Anhängerinnen, Anna Underwood, die ſehr fertig im Schreiben war, zu ihrem Sekretair an. Sie diktirte alſo, beſonders wenn ihr Geiſt, in einer gewiſſen Art von Beklemmung, über ſie kam.

Die Seherin ſchrieb ſehr ſchlecht und undeutlich, demungeachtet aber viele Bücher und Piecen, 1*) ſehr oft in ganz gewöhnlichem Volks-Balladen-Tone. Von einer ihrer Erſcheinungen ſchreibt ſie poetiſch:

> Und da erſchien mir auch der HERR,
> und ſprach: Um nicht die Menſchen zu vernichten,
> ſäh'n ſie in meiner Majeſtät erſcheinen
> mich, will ich, und weil ich doch erſcheinen will,
> Joanna, nur durch dich, erſcheinen.
> Da kam er ſchön und hold
> zu mir, im Glanz der Jugend,
> faſt unbekleidet, grüßte mich,
> lag ich im Bett' und dachte ſeiner Güte,
> als wie ein Bräutigam die Braut
> mit ſüßem Liebesſehnen grüßt.
> Dann ſprach er: Sieh, ich ſage dir,
> geſegnet ſind die Frauen
> die Glauben haben an Dich ſelbſt,
> wie du an mir, Erkohrne!

Um ſich Proſelyten zu verſchaffen, durchſtreifte Johanna verſchiedene Gegenden Englands und fand Anhänger genug. In London hatte ſie eine Kapelle in Duke street, wo ihr Oberprieſter, W. Tozer, ſeines Gewerbes ein Schuhflicker und Leiſtenmacher, nach Verleſung der Liturgie der anglikaniſchen Kirche, die Profezeihungen der Seherin Johanna mittheilte und erklärte. Auch wurden die von ihr gefertigten Lieder dort geſungen.

Im Oktober 1813 geſchah von dem Geiſte ihr die große Verkündigung: Sie werde den Meſſias gebären. Zugleich wurde ihr von demſelben befohlen, in ſelbſt gewählter Einſamkeit ſich dazu vorzubereiten. Das that ſie, und im M. Mai 1814 glaubte ſie ſchwanger zu ſeyn. Mehrere Weiber verſicherten ihr es, und auch einige Aerzte. Andere aber widerſprachen dieſen. Zwei Hebammen verſicherten dennoch, ſie ſey ſchwanger. Johanna blieb bei ihrer Meinung und verkündigte großes Heil, welches nach der Geburt des Kindes den Juden widerfahren werde, denn daſſelbe werde ihr König und Friebefürſt werden, und ſie wieder zurückbringen in das Land ihrer Väter.

Ihre Anhänger trafen nun Anſtalten, dem erwarteten Meſſias ein anſtändiges Lager zuzubereiten, und zeigten ſich dabei nicht karg. So entſtand die höchſt elegante Meſſias-Krippe. [77]). Es war dieſelbe von Feroleholze, reich mit goldenen Zierrathen, rund umher mit vergoldetem Gitterwerk verſehen. Dieſes, inwendig mit blauem Atlas drappirt, die Füſſe gewunden und mit goldenem Schnitzwerk geziert. Die Kopfwand, von blauem Atlas, mit einer himmliſchen, mit Sternen gezierten, von Strahlen umgebenen Krone, geſtickt von Gold, unter welcher das hebräiſche Wort SCHILOH (d. i. der Meſſias; nach den Verheißungen 1. B. Moſ. 49, 10. Jeſaias 49, 6. Micha 5, 1.) ebenfalls reich geſtickt, zu ſehen war. Ueber dem Kopf ein Himmel von blauem Atlas mit dem feinſten weißen Mouſſelin garnirt, in einem Punkte zuſammenlaufend, unten mit einer blauen Atlas-Roſe befeſtiget. Auf der Spitze dieſes Wiegenhimmels ruhte eine goldene Taube auf einer weißen Kugel, einen Oelzweig im Schnabel. Rund um den Himmel herum zog ſich die goldene Inſchrift: Freiwillige Gabe von den Gläubigen an den verhießenen Saamen. Die Bettvorhänge waren von blauem Atlas, beſetzt mit goldenen Frangen, aufgezogen mit goldenen Schnüren und Quaſten. Das Bett war von den feinſten Eiderdunen, weiße Ueberzüge, die Decke vom ſchwerſten weißen Atlas, in deren Mitte ein Medaillon, in welchem ein goldener Löwe neben einem ſilbernen Lamme ruhte; über ihnen ein Lebensbaum, in Gold geſtickt. Die Betttücher waren von dem feinſten Battiſt, mit Spitzen beſetzt. Dieſe koſtbare Wiege oder Krippe koſtete mit allem Zubehör 200 Pfund Sterl. (1200 Rthlr.)

Nun verkündigte Johanna große Plagen, als Vorläufer des tauſendjährigen Reichs, welches nun beginnen ſollte. Was ſie aber alles noch weiſagte, iſt nicht eingetroffen.

In ihren frühern Jahren konnte Johanna hübſch geweſen ſeyn (deßhalb beſtürmten ihr Herz auch ſo viele Liebhaber); ſie hatte kein unangenehmes Aeuſſeres und in ihren Augen lag viel Anziehendes. Eher klein als groß, war ſie ziemlich ſtark. Uebrigens, ihren Geiſt betreffend, war ſie ziemlich unwiſſend und konnte nicht einmal leſerlich ſchreiben. Doch alle Dinge, die ſie gehört und geleſen hatte, gab ihr das Gedächtniß getreu wieder. Was ſie aber wußte, war ſie auch bemüht in ihren Profezeihungen wieder anzubringen.

Als es nun mit ihr am beſten ging, bildete ſich endlich eine Southcottianiſche Kirche. Der Schuhflicker Tozer ſtellte ſich eben bei der Profetin ein, als dieſe mit ihrem bisherigen Apoſtel, dem Prediger Carpenter, in Zwieſpalt gerathen war, und bot ſich an, die Stelle und das Amt d ſſelben zu verſehen. Da dieſes, ſein Anerbieten angenommen worden war, eröffnete derſelbe im Frühjahre 1805 ihre Kapelle, bei deren Erbauung er, kunſtverſtändig, ſelbſt mit Hand anlegte. Aber der Anhänger wurden ſo viele, daß er es bereute dieſelbe nicht größer gemacht zu haben. Viele verließen die Kirchen, ſchalten ihre Prediger, und liefen Tozers Vorträgen zu. Seine Schwärmerei zog die Hörer herbei, ſeine Keckheit hielt ſie feſt. Tobende Lebhaftigkeit charakteriſirte ſeine Reden. Die Wild=

heit ſeiner Blicke, der Donner ſeiner Stimme war gewaltſam, wenn er das tauſendjährige Reich und das verzehrende, ſtrenge Gericht verkündigte. — Bei einer ſolchen Gewaltspredigt d. 28. Auguſt 1814 ging es ſehr ſtürmiſch zu, man forderte von ihm Erklärungen, Beweiße u. dgl. Er war nicht verlegen; erklärte: die Zeit des Beginnens des tauſendjährigen Reichs breche nun an. Nahe ſey das den Menſchen verhießene Glück; das Schwert werde in den Pflugſchaar, der Speer in die Sichel verwandelt werden u. ſ. w. Die Zuhörer ſchrieen: „Das wollen wir nicht wiſſen! Wir fragen: Iſt Johanna ſchwanger, oder nicht?“ Ganz unbefangen verſicherte er: In der Mitte des Oktobers ſey ihre Niederkunft zu erwarten, und bis dahin bleibe; wie er hiermit bekannt mache, dieſe Kapelle verſchloſſen. Zugleich erklärte er: erfolge die Niederkunft nicht, ſo werde er zum Chriſtfeſt hier wieder erſcheinen und alle Gläubige, und ſich ſelbſt dazu, für betrogen erkennen. Somit wünſchte er allen Gottes Segen, Friede und Freiheit, beugte ſich zierlich und ging davon.

Johanna ſah ſich nun von allen Seiten eingeengt und bedrängt, von ihren ungeduldigen Anhängern ſelbſt und ſo herzhaft angegangen, daß ſie endlich ganz krank wurde. Dieſe Krankheit verſammelte ihre Freunde erwartungsvoll um ſie herum. Aber ihre Todesſtunde war nicht abzuwenden. Noch zuletzt waren bei derſelben ihr Oberprieſter Tozer und ihr Sekretair Anna Underwood und drei Perſonen von Range, deren Namen die Delikateſſe verſchweigt. Der Wundarzt Mr. Want hatte ſchon ſieben Wochen vorher erklärt, ſie ſey nicht ſchwanger, habe die Trommelſucht, und werde an derſelben ſterben. Sie ſelbſt hatte erklärt, ſie, „als Mutter des kleinen Schiloh, werde 4 Tage vor deſſen Geburt tod ſeyn, dann aber wieder aufleben. Als ſie nun tod war, behandelte man ſie über 4 Tage lang mit der größten Sorgfalt; aber ſie war und blieb tod. Endlich wurde ihr Leichnam im Beiſeyn von 15 Doktoren und Chirurgen geöffnet, indem eine unglaubliche Menge Menſchen vor ihrem Hauſe ſtand; und es fand ſich, daß ſie nie ſchwanger geweſen war. Man fand ihre Eingeweide auſſerordentlich ausgedehnt und in der Gallenblaſe der Verſtorbenen lagen eine Menge Gallenſteine. Das Volk vor dem Hauſe machte ſich durch Verwünſchungen und Schimpfworte Luſt und warf ihre Anhänger mit Koth und Steinen.

So endete dieſe Farce der Schwärmerei, welche 150,000 Menſchen die Köpfe verrückt hatte. Zwar myſtiſch anbrüchig mögen wohl Einige auch unter uns zu finden ſeyn, aber bis zu Extremen dieſer Art kömmt es gewiß nicht, da ſelbſt Jakob Böhmens neuerweckte Aurora wieder erblichen iſt, weshalb wir auch wohl darauf rechnen können, daß die angedrohte deutſche Ueberſetzung den Werke der aberwitzigen Madame Guyon den Weg aller gedruckten Unverdaulichkeiten wandern wird.

In Sachſen lebte, aber ſchon zweihundert Jahre vor der Seherin Southcott, eine gewiſſe Barbara von der Meden, die Mutter des ſogenannten Langenſalzaer Schwärmers Ezechiel Meth, der ſich Großfürſt Michael, und Gottes Wort nannte (von welchem wir auch ſchon im Vorbeigehen geſprochen haben), die ſich zwar eine Profetin nennen lies, aber es nicht wagte ſich eine Gottesgebärerin zu nennen, [78]) was dennoch aber 1814 (doch nur in England) geſchehen durfte.

Nach ihrem Tode erhielt die famöſe Miß Southcott in London ihren Begräbnißplatz in Mary-le-boan. Auf das Grab aber legte man einen Stein mit der ſehr myſtiſchen Inſchrift:

Entzücken hat in deinen wundervollen Tagen
Den Himmel und die Erd' emporgetragen.
Geheimniſſe, die eitlerweiſe ſich vertrauen,
Kannſt du allein ergründen und durchſchauen.
Und ſagen ſoll die Zeit allein die Stund',
Wenn größre Macht in dir wird werden kund!

Würdig iſt dieſe Inſchrift, ſich eine Dichterkrone der Unverſtändlichkeit zu erringen! Vor einigen Jahren konnte ſie noch auf den Preiß, ſelbſt hier und dort in Deutſchland rechnen. Jetzt aber weiß man anſprechendere und beſſere Verſe zu dichten.

Alles wär vorbei geweſen; aber lange nach dem Tode der abgeſchiedenen Pſeudo-Meſſiasgebärerin, am 13. Jänner 1819 ereignete ſich in London (wo man die Harlekinade längſt vergeſſen glaubte) ein Auflauf, der bewieß, daß auch die Narrheiten nicht gar zu ſchnell in Vergeſſenheit gerathen. Es ſtiegen Schüler der Träumerin auf, die ihre Wiederauferſtehung erwarteten. Den Zug derſelben, mehrentheils aus Handwerkspurſchen beſtehend, führte ein Bettler, Shipley, an. Sie hatten ſich mit weißen Kokarden geſchmückt, trugen auf der Bruſt Sterne, von gelben Bändern, und im feierlichen Zuge, voran Muſik, zogen ſie in die City ein, und ſchrieen: Wehe! wehe! den Bewohnern dieſes Landes, denn der Schiloh, der Meſſias iſt gekommen. Im Anfang lachte das Volk darüber, dann aber kam's zu Expekterationen, Schimpfwörtern, endlich aber zu Raufereien und Schlägen. Der Lärm und die Unordnung wurden endlich ſo groß und bedeutend, daß die Polizei ſich darein miſchen mußte, um denſelben zu wehren und zu unterdrücken. Shipley und ſein Anhang wurden in Verhaft genommen. Er erklärte: eine göttliche Stimme habe ihm befohlen, im Mittelpunkt der großen City den Meſſias zu verkündigen. Dieſem Befehle ſey er nachgekommen und habe ihn feierlich ausgeführt. Der Aldermann ließ ſich durch dieſe Er=

klärung nicht beruhigen, die Gefängnißſtrafe wurde durch Züchtigungen verſtärkt. Die Spektakelmacher nannten ihre gelben Bänder die Gottesfarbe, ließen ſich einkerkern und ſchrieen: der Meſſias iſt gekommen! — Die Stimmen ſind ihnen aber doch — ich habe nicht geleſen, auf welche Art — genommen worden. — So iſt in der Welt alles vorübergehend, dennoch (wenn auch in andern Formen) aber wieder kommend, um auch wieder zu vergehen. So iſt es einmal in der Welt.

Aber achten muß der Menſch auf die Zeichen ſeiner Zeit. — Wenn es möglich wäre, die Meinung von der Erſcheinung des tauſendjährigen Reichs drängte ſich wieder in unſere Mitte. Man bereitete uns gern zu dieſer Erſcheinung vor. Wir wiſſen, was vor kurzem in der Schweitz geſchah, und öffentliche Nachrichten machen uns aufmerkſam auf das Treiben und Beginnen der Myſtiker und Frauen, die, in Weſtphalen umherziehend, ihren Unſinn zu verbreiten und Anhänger zu erhalten ſuchen. Gott aber wird die Regierungen behüten, daß ſie ihre Unterthanen dergleichen Unſinnigkeiten preisgäben!

Es läßt ſich beinahe nichts ſagen, was über den myſteriöſen Unſinn in dieſem Werkchen nicht ſchon geſagt werden wär; und wenn man recht leidenſchaftlich ſeyn wollte, ſo wie Seherinnen in ihrem Unweſen ſelbſt waren, ja, noch weit weniger, ſo könnte darüber noch viel mehr geſagt werden. Es iſt aber ſchwer für einen Unbefangenen, ernſthaft dabei zu bleiben, wo man des Lachens ſich nicht enthalten kann. In ſich ſelbſt verſchloſſen, könnten ſich ſelbſt Betrügende bei ſolchen Ueberſpannungs-Ueberzeugungen ruhig bleiben, da doch nicht jeder dieſelben mit ihnen theilen kann; aber nein! Das iſt den Exaltirten nicht möglich; und ſind es Weiber, die die Seherinnen ſind, ſo iſt an gar kein Schweigen zu denken. Sie wollen nun einmal ihr Licht öffentlich und vor den Leuten leuchten laſſen, weshalb ſie auch ganz diogeniſch ihre Laterne anzünden, um — Gaffer zu ſuchen.

Schöner Frauen Eigenheiten und Launen ſieht man zuweilen gern dies und jenes nach, auch verzeiht man welche denen, die davon beſtürmt werden, wenn ſie nicht ſchön ſind; wie kann man aber das ertragen, was in wahrem

Unſinn empfangen und zur Oſtentation gebracht wird? Und das iſt doch ausgemacht, daß, wenn, wie ich glaube, Montaigne ſagt, Frauen einmal raſen, die Raſerei derſelben ganz auffallend eigen iſt.

Wenn man uns nun noch überreden wollte, alle dieſe vorgegebenen Viſionen ſollten wir anſehen als ſolche, die von Gott gekommen wären, wie könnten wir uns da benehmen, wenn wir nicht lachen dürften?

Der Verfaſſer dieſes Werkchens hat gegeben was er fand, das ſchon gegeben worden war; das aber, was er nach eigenen Beobachtungen noch geben könnte, behält er ſich vor nach zu geben, wenn er Luſt und Zeit dazu hat und Anregungen dazu erhält. Uebrigens ſagt er, mit **Calderon**, dem lieblichen Dichter:

und käm's von noch ſo ſchönem Munde,
wär's ohne Sinn, es könnte mich nicht rühren.
Nur Ekel und Verdruß, in Einem Bunde,
müßt' ich, ich könnte gar nichts anders, ſpüren!

* * *

Wenn der Alſtedter Prediger **Arnold** (von welchem in dieſem Werkchen ſchon mehrmals geſprochen worden iſt), aus wahrer, wirklicher Zärtlichkeit ein ſo großer Vertheidiger der myſtiſchen Frauen und ihrer Viſionen und Meinungen geweſen iſt, ſich ſelbſt aber irdiſch-himmliſche Weisheit ganz dichteriſch gewünſcht hat, ſo ſoll er um den Wunſch der Erfüllung nicht verdacht werden, zumal da andere geiſtliche Dichter dieſen Wunſch gleichfalls ausgeſprochen haben, z. B. der gefeierte Liederdichter **Paul Gerhard**, der ſich alſo hat hören laſſen; welche Herzenserleichterung das Werkchen beſchließen mag, damit auch wir der Einſeitigkeit den Rang ablaufen.

Die Weisheit.

Ich lieb' ihr liebes Angeſicht,
Sie iſt des Herzens Freud' und Licht,
Sie iſt die Schönſte, die mich hält
Und meinen Augen wohlgefällt.

*

Sie iſt ganz edel auserkohrn,
Von dir, o Höchſter! ſelbſt geborn.
Sie iſt der hellen Sonne gleich,
An Tugend und an Gaben reich.

*

Ihr Mund iſt ſüß und tröſtet ſchön,
Wenn uns die Augen übergehn,

Wenn uns der Kummer niederdrückt;
Sie iſt es, die das Herz erquickt.

*

Sie iſt voll Ehr' und Herrlichkeit,
Steht gegen Tod und Erdenleid;
Wer fleißig um ſie kämpft und wirkt,
Der bleibet lebend, wenn er ſtirbt.

*

Sie iſt des Schöpfers nächſter Rath,
Von Worten mächtig und von That;
Durch ſie erfährt die blinde Welt,
Was Gott gedenkt im Sternenzelt.

Wenn ich (der Verfaſſer dieſes Werkchens) mir etwas wünſchen dürfte, ſo wär es: auf einige Stunden die beiden Liebhaberinnen des tauſendjährigen Reichs, Eleonora von und zu Merlau und Roſamunda von Aſſeburg ſehen und ſprechen zu können; denn das iſt doch wohl gewiß, daß man ſo etwas in der Welt nur Einmal ſieht; wie wohl ſolche Einzigkeiten, ohne Zweifel, gerne geſehen werden!

Nachweiſungen, Bemerkungen und Anmerkungen.

Variabile effigies alternat opus.
Casp. Barth.

Nicht auf's Wort ſollen die Leſer den mitgetheilten Erzählungen glauben; deshalb ſtehen hier die Belege, die ich unter den Text nicht ſetzen wollte, um die Aufmerkſamkeit der Leſer nicht zu theilen. Daß ich ſie aber geben mußte, davon bin ich überzeugt; denn ohne Belege, wo blieb die Glaubwürdigkeit auch an dergleichen ſonderbare myſtiſche Dinge, wie ich erzählen mußte! Wer von meinen Leſern ohne Belege und Beweiſe glaubt und dem Geſagten ohnehin traut, überſchlage dieſe wenigen Seiten; was, wie ich hoffe, ſelbſt mehrere Frauen thun werden.

---

1) Baillet Jugemens des Savans. Paris 1722. Acta Sanctorum. M. April. T. I. p. 437.

2) Vita B. Clarae Virg. de Montefalco; in Chronic Minor. c. 8. et P. II. L. 8. c. 41. Bagatta Admiranda orbis Christian. T. II. p. 512. n. 58. Doubdan Voyage de la Terre Sainte. (Paris 1666.) p. 649.

3) Gregoire Histoire des Sectes religieuses etc. Paris 1810. Languet Vie de la vénérable Mere Marie (Alacoque) Religieuse du Monastère de Paray-le-Monial. Paris 1729. Fumel Le culte de l'amour divin, ou la devotion au sacré coeur de Jesus 1776.

4) La devotion au sacré Coeur. Nancy 1749. Milano 1766. Sopra la divozione al cuor di Jesu. Bergamo 1781. Delle divozione ad S. Cuore di Jesu. ib. 1781.

5) Anali Ecclesiastici. A. 1785. p. 85. Oeuvres d'Arnaud. T. 30. p. 475.

6) Da wir ſchon von der vortrefflichen Seherin Jane Leade Schreibeluſt geſprochen haben, wollen wir ganz kurz etwas von ihren in den Druck gegebenen Schriften ſagen, die uns bekannt geworden ſind. Sie ſchrieb: Ein Gartenbrunnen, gewäſſert durch die Ströme der göttlichen Luſtbarkeit und hervorgrünend zu einem Paradieſe. Ein rechtes Diarium deſſen, was ſich mit der Autorin zugetragen. Ausgefertiget in drei Theilen durch Jane Leade. A. d. Engl. Amſterd. 1697. Die himmliſche Wolke; Offenbarung der Offenbarungen; Myſtiſcher Verſtand der zehn Gebote; der Baum des Glaubens; der Berg des Schauens; der geiſtliche Alarm; die Auferſtehung des Lebens ꝛc. A. d. Engl. Amſterd. 1705. Leben des göttlichen Werkzeugs Johann Pordags. A. d. Engl. Amſterd. 1690. In dieſer Biographie verſichert die Verfaſſerin dieſes göttliche Werkzeug gar oft verzückt und wie gen Himmel auffahrend und aufſchwebend ꝛc. geſehn zu haben u. dgl. m. Von ihrem geiſtlichen Verkehr, Beſtreben und Beleben ihres Freundes, heißt es: Specimina quaedam mutui inter Leadem et Pordagium in spiritu commercii, conjunctique in conversatione et communione plus singulari, et laboris fructus, sacri praemii observare licet in illius Diariis; in J. W. Jaegeri Diss. de Johannae Leadaeae Vita, Visionibus ac Doctrina. Tubing. 1712 et 1716. 4.

7) Nachrichten von dieſer Philadelphiſchen Geſellſchaft findet man in den Unſchuldigen Nachrichten von theologiſchen Sachen. Jahrg. 1708. S. 29 ff.

8) „Der Stein der Weiſen iſt zuſammengeſetzt aus dem Weſen der vier Elemente. Dieſes Weſen

aber wird durch das obere Element in der vollkommenen Zehnzahl ſublimirt, dann calcinirt, wiederum ſeparirt und in der Phiele eines geheiligten Gemüthes verſiegelt und verſchloſſen, damit die übernatürlichen Bewegungen nach der ewigen Natur eine Reinigkeit auswirken und das Grobe fermentiren. Da hat man nur Acht zu haben, daß das Feuer nicht ausgehe, bis der Stein ſeine Vollkommenheit erhalten hat.“

9) Auf ihrem Grabſtein ließ ihr gläubiger Schwiegerſohn die Inſchrift ſetzen: Exuviae carnis heic deposuit Venerabilis Ancilla Domini, Joana Leade, peregrinationis suae Anno 81.

10) Ad turpissimum factum Leadeam invitavit, videlicet ad concubitum, qui non aliter, nisi ut diabolicus intelligi potest etc. Jaeger diss. cit. p. 81.

11) Millin Voyage dans le Milanais. T. I. p. 78. Muratori Antiquitat. medii aevi. T. V. p. 92. Giulini Memorie. T. VIII. p. 33. Tristani Calchi Historiae Mediolanensis Libri XX. Mediol. 1628.

12) „In unum coite; coite in unum!“ Calchi l. c. p. 407.

13) „Uxorem incognitus compressit; atque de digito annulum eripuit.“ Ibid. p. 408.

14) Der Jungfrau Antoinette Bourignon innerliches und äuſſerliches Leben, aus ihren eigenen und Peter Poirets Zeugniſſen zuſammengezogen. Hamb. 1699. Otto Beyer de originibus urbis Flensburg. § 25. V. L. de Seckendorf in Actis Lipsiensibus. A. 1686. p. 10. Moelleri Historia Cymbrica. P. II. p. 151.

15) Leben Frauen Joh. Eleonora Peterſen, gebornen von und zu Merlau, von ihr ſelbſt aufgeſetzt. 1718 mi.

dem Leben ihres Mannes D. Johann Wilhelm Peterſen ꝛc. endlich Superintendentis in Lüneburg. 1717. Benz Chiliaſten-Freund. S. 59. Pfeifferi Anti-Enthusiasm. p. 165. 166. Herr Kanne, der ſie, ſehr undeutſch, ſtets die Fräulein nennt, erzählt ihr Leben auch (Leb. erweckter Chriſten. 1. Th. S. 181. f f.), und ſpricht von ihren Meinungen, an welche (wie er ſagt, S. 209.) „jeder zu glauben Luſt und Drang fühlt, der mit Chriſti Geiſt der Liebe getauft iſt.“ Erklärt von ihm im J. 1816!

16) „De Johannae meae et Asseburgiae dono coelesti ego et multi alii mecum convicti sunt.“ Petersen in Nube Testium. L. III. N. 46.

17) Curriculum vitae Asseburgicae. 1691. Robert Barclay Apologia. Thes. 5. 6. p. 70. 71. Pfeifferi Anti-Enthusiasm. c 4. p. 164. Feustking Gynaec. haeretic. fanatic. p. 141. Der feine theologiſche Caſuiſt D. Spener, deſſen Ausſprüche und Meinungen damals doch ſehr viel galten, lobet in ſeinen: Theologiſchen Bedenken den Peterſenſchen und Aſſeburgiſchen Bezeugungen auch das Wort. Wie konnte man glauben, daß ſie unbedeutend wären? Daß jedoch die Mad. Peterſen ihren Mann in der Lehre aſſiſtire, meinten Andere ſey contra decorum ecclesiae. Bücher Fanatism. p. 101.

18) Ibid. p. 162. Hedinger Larva mendaci lucis angelo detracta. Pantheon Anabaptistico-Enthusiasticum p. 158.

19) Chiliaſten; Tauſendjährler; Millenarii. Das Reich Chriſti auf Erden, auch genannt die fünfte Monarchie Peterſen: Nubes testium p. 17. In dieſem werden fallen die Regenten, welche Gottes Feinde ſind

und alle Stände die ihm nicht anhängen. Die Polizei wird abgeſchafft werden, alle Sekten und Rotten werden aufhören und Babel (die Religionen) wird nicht mehr ſeyn. Dann gibt es nicht mehr Zank und Hader. Keine Juriſten und Advokaten werden mehr ſeyn, das Schwert und alle Waffen werden verroſten, kommen wird die goldene Zeit und das Säkulum des heil. Geiſtes wird anheben." Mataeologia fanatica. Praefat. p. 98.

19b) „Deus veritatis Baderiam (Rosinam) a fascinationibus abductam suis, in pia veritate, veraq. pietate conservet: Fiat!" Christ. Sonntag Disp. de fugienda Xenophonia. p. 14.

20) La Vie de la vénérable Mere Marie l'Incarnation; par Claude Martin. Paris 1677.

21) Von dieſem Geiſt des Inwendigen oder Innern, (l'esprit interieur.) ſagt Terſteegen (Lebensbeſchreibungen heiliger Seelen. 1. Bd. S. 268.) „Er iſt der Zug des Geiſtes, wodurch uns die Gnade zum inwendigen Gebet und Leben angeboten und mitgetheilt wird." — Wir haben zu dieſer gründlichen Erklärung nichts hinzuzufügen!

22) Dieſer halbverrückte Görlitzer Schumacher ſagt: „Es beſteht aber Gott in ſieben Geſtalten oder Quellgeiſtern, da immer einer aus dem andern, gleich als in umtreibenden Rädern, geboren wird. So ſteht der ganze Gott in ſieben Species oder ſiebenerlei Geſtalt oder Gebärung und wenn dieſe Geburten nicht wären, ſo wäre kein Gott, auch kein Leben, auch kein Engel, noch einige Creatur. Und dieſe Geburten haben keinen Anfang, ſondern haben ſich von Ewigkeit alſo geboren. Nach dieſer Tiefe weiß Gott ſelber nicht, was es iſt. Die ſieben Geiſter Gottes gebären ſich immer einer den andern; und iſt,

wie man ein Rad umwendet, da ſieben Räder in einander; und eins dreht ſich immer anders als das andere, in ſeinem Inneſtehen, und ſind in einander gefäſſet, wie eine runde Kugel." Jak. Böhme in ſeiner Aurora C. 14. §. 16. 30—35. p 301. Von den drei Prinzipien des göttlichen Lebens, im Mysterio Magno. Mori Censura Philos. Teuton. p 543.

23) Davon weiß der ſchon angeführte begeiſterte Schumacher ganz anders zu ſprechen. Er ſagt: „So iſt es mit der Geburt der Dreifaltigkeit. Das Wort das der Vater ausſpricht, hat eine ſolche Schärfe, daß der Ton des Wortes augenblicklich geſchwind durch die ganze Tiefe des Vaters geht, und dieſe Schärfe iſt der heilige Geiſt und das iſt die Geburt der heil. Dreifaltigkeit." Nun wiſſen wir, wie alles zugeht, wenn wir böhmiſtiſche Einſichten haben! Aurora c. 6. §. 3. p. 41. Dieſer Schumacher ſagt von ſich ſelbſt: „Wenn ich ſchreibe, diktirt mir's der Geiſt in großer, wunderbarer Erkenntniß, daß ich oft nicht weiß, ob ich, nach meinem Geiſt in dieſer Welt bin. — Und nicht aus meinem Verſtande, ſondern aus Chriſti Geiſt habe ich mein Erkenntniß des Mysterii magni empfangen." Das heißt doch, etwas ſagen! Man leſe darüber A. Pfeifferi Compend. Mataeologiae Bohemianae. p. 168 seqq.

24) Und für dieſe iſt es gar zu ſüß zu ſprechen. Journal anecdotique de Madame Campan. Paris 1824.

25) Da ſagt der ſchon belobte Sutor Goerlizianus, Jak. Böhme: „Der heil. Geiſt ſchwebte in der Jovis und Veneris Matrice, und führte das Fiat." Vom dreifachen Leben. S. 162.

26) „Das ſind ſolche Worte (würden die theologiſchen Chiliaſten=Gegner ſagen), wie ſie der Coriphaeus fanaticorum, der Herführer aller Irrgeiſter, ausgeben ließ; der Vater aller Schwärmer, Carlſtadt. Dieſer Andreas Bodenſtein in Carlſtadt, welcher von den Namens Anfangsbuchſtaben, Doktor A B C darius genannt wurde, war der chiliaſtiſchen Schwärmer Ahnherr.“

27) Sexus Mulierum incautus et mollis est“; ſagte ſchon der heil. Chryſoſtomus. (Explic. in N. T. T. II. f. 121.) quia non omnia, quae videt aut audit, cum sapientia et ratione considerat etc.“ Es gab auch äuſſere Veranlaſſungen die Einbildungen der Weiber zu dergleichen Zwecken zu benutzen: variis desideriis gloriae, novitatis et ambitionis ducuntur; (Sulpicius Severus L. II. Hist. sacr. p. 619) quae novarum rerum cupidae sunt, fluxa fide, et ad omnia curioso ingenio“

28. Die ältern Schriftſteller, welche über dergleichen myſtificirte Weiber ſchrieben, nannten ſie nur Weiberlein; Weiblinnen; (Muliers abjectae sortis, in genere mulierum leviores.) Sie nennen auch die Erklärungen und Angaben derſelben: ein ſchädliches Weiber=Miniſterium. Und: was kann bei denſelben nicht alles in's Spiel kommen?! Damals mußte gewöhnlich allein der Teufel, dieſer Haupt=Verführer geweſen ſeyn. Wenn man aber in der Einbildung eſſen kann, ohne Zähne und Magen zu haben (wie bei den Böhmiſten der erſte Menſch), ſo kann man ſich auch einbilden Viſionen und Offenbarungen gehabt zu haben, die man nicht gehabt hat. So ſagt der berühmte Jakob Böhm (Von der Wiedergeburt. S. 117.) „Adam, der erſte Menſch hatte einen Engliſchen Kraftleib. Er konnte die

paradieſiſchen Früchte auf magiſche Art eſſen und bedurfte keiner Zähne und Därme im Leibe." Die den myſteriöſen Dingen ergebenen Frauen, wußten Viſionen, auf dieſe Art genoſſen, am beſten zu verdauen. — Das iſt ja auch das Manna, welches (wie Kanne im Leben erweckter Chriſten; Vorr. S. 14. ſagt)" nur denen unbekannt iſt, die es nicht genoſſen haben; weil die Zeit der Wunder (S. 6.) keineswegs vorüber iſt." Und ſo etwas ſchrieb er noch und lies es drucken im Jahr 1816. Ja, ſolche Wunder geſchehen noch! Sie ſind aber auch danach. Wunder zum Verwundern, wie die Wiedergeburt, (S. 11.) „jenes große über alles Große erhabene Wunder, daß es Engel gelüſten könnte gefallen zu ſeyn um wiedergeboren aufzuſtehn." O cognitio energetica et practica Auctoris!

29) Freilich eine Seherin, wie unſere Maria, die dergleichen göttliche Herzlichkeiten und Geſpräche ſchon kannte und gewohnt war, konnte ſo etwas nicht (wenn auch ſanft) ſchrecken, zumal in jenen Zeiten wo es häufiger vorkam, als in den jetzigen, aber man denke ſich die Betroffenheit, in der ſich im J. 1817 die Frau Profeſſorin Henriette Kanne befand, als ihr Mann in der Nacht vor unbeſchreiblicher Freude zitterte und bebte; ſie ihn fragte: was iſt es? und er freudetrunken ausrief: O, der Herr Jeſus ſpricht mit mir!" Zwar fühlte er darüber im Herzen einen kleinen Verweis, aber man denke ſich das Erſchrecken der Frau über dieſe ſonderbare Mittheilung. Erweckte Chriſten. 1. Th. S. 294.

30) P. Jos. Ximenes Vida de Maria de Jesu Agreda. Barcellona 1698. Bayle Dictionnaire. T. I. p. 12. Journ. des Savans. 1696. Jan. p. 52.

31) Dieſe inneren Stimmen ſind, eben die gegen welche man ſagen muß: ſie ſind nicht immer gut. „Die innern Stimmen der Frauen (die der Männer mit eingeſchloſſen ſind die verfänglichen, ſie ſelbſt täuſchenden, die das Geiſtliche nur an das Inwendige binden und die Mittel zur Seligkeit nicht achten wollen.“ Daher werden auch die Ketzereien nur durch Viſionen vertheidigt, die der Chriſt nicht braucht. So entſtehen die myſtiſchen Schriften; die, wenn ſie auch noch ſo fromm wären was jedoch nicht iſt), doch nicht den Schaden bedecken können, den ſie bei Schwachgläubigen wirken. *Feustking* Gynaec. haeret. fanat. p. 118. sqq. Indeſſen: Nullus liber tam malus est, ut non aliqua sui parte prosit. Und wie könnten wir denn ſonſt die myſtiſchen Frauen, ohne ihre Schriftten, ſo ganz genau kennen lernen und darſtellen? — Es iſt auch keine kleine Reſignation dieſe Unſinnigkeitsbücher durchzuſtöhren und zu leſen. Das iſt nicht einem Jeden gegeben. Es iſt zu hoffen, daß die Leſer das fuhlen!

32) Vor zweihundert Jahren und viele Jahre noch weiterhin, ſpielte der *Teufel* eine große, ſchreckbare Rolle, beſonders in den Geſchichten der begeiſterten Frauen. Dieſen ſetzte er oft (wie ſie erzählten auf die empörendſte Weiſe zu. Zwar gewöhnlich vernichteten ſie ſeine Beſtrebungen, aber ſie hatten große Noth und vielen Aerger dabei. Späterhin als man an dergleichen Teufels-Bemühungen und Einwirkungen auch noch glaubte, ſchreiben die Theologen, die myſtiſchen Menſchen zu berücken, dem Teufel ein *dreifaches* Netz zu, ſie zu fangen. Da ſagten ſie: „Das erſte Netz, iſt ficta pietas, eine Gottesfurcht ohne Saft und Kraft; alles nur Schein, keine Wirklichkeit. So betrügt er die Einfälti-

gen. Das zweite, iſt doctrinae facilitas, die leichte, ſpielende Lehrart, in ihrer vermeinten Geiſtesſchule. „Das dritte Netz iſt, mysteriorum expedita scientia, ein Vorgeben von göttlichen Geheimniſſen, und von einer Perfektion jede Bewegung ſündlicher Begierden und Lüſte zu verdrängen und zu mortificiren. Aus dem allen aber entſteht Verſtellung, Liſt, Feinheit im Argen, Hochmuth, Vermeſſenheit und Ruhmräthigkeit. Mit dem Allen greift der Teufel das Leben an, ſucht im Trüben zu fiſchen und kirrt die leichtgläubigen Weiber, die ſich ſo gern dem Vorſpiegeln und Verführen ergeben.“ Feustking. l. c. p. 13. 19 et 183.

33) Die alten Theologen, wenn ſie von Entzückungen und Verzuckungen myſtiſcher und fanatiſcher Frauen ſprachen, dachten an gar keine Epilepſie und hektiſchen Zufälle derſelben, ſondern ſchrieben alles den Aeffungen der Teufel zu. Dieſer ſollte die ſogenannte Gelaſſenheit oder geiſtliche Dahingebung ſtets benutzen, um die ſinnkranken Weiber in Entzückungen und Verzuckungen zu bringen; (Mataeologia fanatica p. 150.) Das that er auch ſchon (ſagen ſie) bei den Heiden, wo die ärgerlichen Tempelgeſchichten ꝛc. vergingen. Das iſt aber gewiß: die Stellen der Weiſagungen gebenden Nymphen, Halbgötter ꝛc. bei den Griechen, Römern ꝛc. nahmen nachher bei den Chriſten die Engel und Heiligen ein.

34) Ob denn wohl der Biograph wußte, daß die Hindus ſagen: Das Geſicht iſt das Bild der Seele? So etwas wäre anzuwenden geweſen; aber was ſollte er damit? Im Legendenſtyle wär es nicht geweſen.

35) Auf der Erdkugel konnte überhaupt die Engelsgeſellſchaft Statt finden, aber nicht im Monde, wo es

keine geben ſoll. I. H. Seyfried Medulla mirabilium naturae. p. 143.

36) In's Franzöſiſche hat Th. Creſet das Werk überſetzt. La mystique Cité 1694. Der Titel der deutſchen iſt viel weitläuftiger, (nach dem Spaniſchen) dieſer: Geiſtliche Stadt Gottes, Mirakul ſeiner Allmacht und Abgrund der Gnade. Göttliche Hiſtorie und Leben der Mutter Gottes unſer Frauen und Königin MARIAE der allerſeeligſten Jungfrau; geoffenbaret in dieſen Zeiten dieſer göttlichen Jungfrau, mindeſte Dienerin, Schweſter Mariä von Jeſu Aebtiſſin des Convents der unbefleckten Empfängniß in der Stadt Agreda. Aus dem Spaniſchen und Welſchen überſetzt, von einem andächtigen Diener Mariä. Augsburg und Dillingen. Vierte Auflage. 1728.

37) Dieſe Himmelsleiter (Scala paradisi) ſoll, wie der heil. Perpetua geoffenbaret wurde, 30 Sproſſen, jede von eigener Benennung, haben. Eine Abbildung derſelben ſieht man in: Lambecci Comment. in Biblioth. Vindobon. T. IV. p. 190.

38) Das treue Centifolium der Liebe Gottes; die himmelblaue Hyacinthe der himmliſchen Begierden; die Sonnenblume der Vereinigung mit dem Willen Gottes; das Kreuzblümlein der Mortification; das Nägelſtöcklein der Demuth; der Mandelbaum des Gehorſams; ein hortus conclusus, mit einer porta clausa."

39) Das wußte alſo die Lebensbeſchreiberin beſſer (ohne Zweifel durch eine himmliſche Offenbarung), als gewiße Gelehrte. Dieſe referirten der Welterſchaffungstag ſey der 26ſte Oktober geweſen. Hogelii Manuduct. ad Hist. univers. p. 32.

40) Gotti Vera Jesu Christi Ecclesia. Art. 14. N. 40. p. 410.

41) Reiske Diss. de immaginibus Jesu Christi. Jen. 1685.

42) Ein Wink für Maler und Zeichner, welchen die Wiſſende hier giebt. Er bleibe nicht unbeachtet, beſonders wegen der Aufhebung in eigener Kraft. — Auch iſt das Coſtum der allerheiligſten Jungfrau zu berückſichtigen.

43) „Die Luftgeiſter, wie fürchten ſie Mariens Namen! Wie Wachs am Feuer zerfließen ſie, wenn ſie ihn nennen hören." Bonaventura Specul. B. Virgin. c. 9. „Von ihres Namens Ausrufung, wie Raubvögel vom Geſchrei erſchreckt, entläßt der Böſe aus ſeinen Klauen Alle, ſogleich." Beyerlinck Them. II. in Fest. purificat. p. 37.

44) Die ſogenannte Milchſtraße am Sternenhimmel ſoll ein Wunderſchein der vielen Pilgerſtäbe ſeyn, die nach Compoſtella wanderten. Engelgrav Panth. Coelest. P. II. c. 28. Sousa Hist. Apost. S. Jacobi. Lisbon. 1727.

45) Dieſe mußte ja der Teufel ſelbſt anerkennen, wie uns erzählt wird. Velasquez Immacul. Concept. Virg. L. II. Assert. 6. N. 8. Fabri Festival. Sulzb. 1678.

46) Theologie d'amour. Paris 1691. Die angeführte Lobeserhebungsſtelle ſteht in Poirets Oeconomia providentiae divinae. C. 7. p. 74. Der andere angeführte Schriftſteller iſt Arnold Defens. Theol. myst. p. 181. Die deutſche Ueberſetzung der Liebesgeſpräche liegt vor mir, und hat den Titel: Der göttliche Liebesweg unter

dem Creutz. Zu eifriger Vollendung der innern Heiligung ꝛc. übertragen aus dem Italieniſchen. Halle 1701.

47) Meiners Pr. de S. Hildegardis Vita, scriptis et meritis. Goetting. 1793. Göttinger hiſtoriſches Magazin. S. 649. Bibliotheca Patrum Max. T. XXIII. p. 555.

48) Histoire litteraire des Femmes Francoises. T. II. p. 108. Jaeger Nucleus Theologiae mysticae Mad. de Guyon eisque multis passim vermibus erosus. Tubing. 1736. Histoire de la vie de Fr. de Salign. de la Mothe Fenelon. Haye 1723. Jurieu Jugement d'un protestant sur la theologie mystique. Cambray 1700. Arnold Hist. et descript. theologiae mysticae. p. 425. Vie de Madame Guyon. Col. 1720. Zuſammengedruckt ſind ihre Schriften unter dem Haupttitel: Recueil de divers Traites de Theologie mystique.

49) In ihrer ſelbſtgeſchriebenen Lebensgeſchichte ſagt ſie (P. II. c. 22. p. 300.) „Man ſpargirte, ich ſey eine Hexe, ich zög die Seelen durch Zauberei an mich; alles was an und in mir ſey, ſey vom Teufel; ich hätte gut Almoſen geben, weil ich eine Falſchmünzerin ſey; alſo beſchuldigte man mich tauſenderlei anderer Greuel und Laſter."

50) Der P. la Combe war eine der vornehmſten Perſonen in dem Streite der Franzöſiſchen Quietiſten. Mit beſonderm Eifer hatte er ſich auf die myſtiſche Theologie gelegt und ſchrieb eine analysin orationis mentalis, die damals gelobt wurde. Aber ein Freund des ſchwärmeriſchen Molinos, mußte er, wie dieſer, viele Unannehmlichkeiten erfahren. Da die angeführte Schrift als ſehr verwerflich unterdrückt und vernichtet wurde,

ließ dieſelbe P. Poiret, nebſt andern Traktätchen gleiches Inhalts, in ſeiner Sacris orationis theologia. 1711. wieder abdrucken. Er hatte auch ſchon 1704 eine neue Ausgabe ihrer Opusculorum spiritualium beſorgt. Es iſt von dem allen nachzuleſen Weismann Introduct. in memorab. eccles. histor. sacr nov. testam. T. II. p. 544. und: Commentariol. de vita et scriptis Petri Poireti. Amst. 1721. Bei den quietiſtiſchen Unruhen in Frankreich wurde endlich die werthe Madame Guyon die Hauptperſon. Walch Einleit. in die Religionsſtreitigkeiten auſſer der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. 2. Th. S. 996. Fortgeſetzte Samml. von alten und neuen theologiſchen Sachen auf d. J. 1731. S. 204. Feustking Gynaec. haeretic. fanatic. p. 326.

51) So ſchrieb der gute Erzbiſchof und Telemachs Verfertiger, damals: Explications des maximes des saints sur la vie interieure, wodurch eben die Quietiſten-Streitigkeiten neue Nahrung bekamen und verlängert wurden. Darüber leſe man den erſten Theil von dem angeführten Werke: Walchs Religionsſtreitigkeiten ꝛc. nach und die Acta Eruditorum. 1699. p. 147.

52) Quietismus war die Lehre: Man ſolle ſich bemühen das Gemüth in eine ſolche Ruhe zu bringen, daß daſſelbe gleichſam wie ein Klotz, oder wie ein todter Körper, ohne alle Bewegung und Thätigkeit ſey. Darauf und auf dieſe Hauptlehre, gründeten die Quietiſten noch die andere: Die Seele müſſe ſich zernichten und wieder zu ihren erſten Urſprung zurückkehren, wo ſie ſelbſt verändert und vergöttert werde. Deshalb ſolle man ſich, anſtatt der Meditation eines ſolchen innerlichen Gebetes des Herzens befleißigen, bei welchem gleichſam ein heiliges

Stillſchweigen aller Gedanken, Stillſtehen aller Bewegungen, in Erwartung deſſen, was Gott nun thun wolle, ſtatt habe. Alle Andacht beſtehe in einer immer fortgehenden Contemplation, die niemals unterbrochen werde. Dabei habe man ſich um die Menſchheit Chriſti nicht zu bekümmern. Werde man zur Sünde gereizt, habe man nicht zu widerſtehen, damit das Gemüth nicht aus der Ruhe gebracht werde, wenn auch gleich ſolche Reizungen in wirkliche Sünden ausbrächen ꝛc. Man ſagt aber auch: es ſey von ihren Gegnern den Quietiſten vielerlei angedichtet werden, wovon ſie nichts gelehrt und gewußt hätten.

53) Malavalli Pratique facile pour elever l'ame à la contemplation. Unpartheiiſch ſind folgende Schriften. Segner Concordia tra la fatica e quiete nel orazione. Parma 1701. Felle Rouina del Quietismo et del amor puro. Sfondrato Gallia vindicata. p. 792.

54) Le Quietiste: ou les illusions de la nouvelle oraison de quietude. Paris 1687. Rango Neue Quäckerey in der Quietiſterey. 1688. Kuhn Myſtiſche Beſchauungs-Ruhe. 1688.

55)

La parole interieure.

Amour pur et divin
J'entends bien ton langage;
Qu'il differe de l'humain!
Et c'est un grand avantage.
  Ma bouche soyez sage;
  Mon coeur est en sa main.

56) „Madame de Guyon a traduit le Cantique des Cantiques, dont je ne citerai que quelques strophes:

Que je te donne un saint baiser;
Car je l'aime plus que ma vie etc. etc.
Hist. litter. de Femmes Françoises. T. II. p. 110.

57) Der Chiliaſt Homagius brachte es dahin, daß er ganz aufrichtig ſich morionem Dei nannte und ſchrieb in ſeinem Werke: Das neue tauſendjährige Reich. Marb. 1619. Dergleichen Selbſtbekenntniſſe ſind nicht zu überſehen und zu verachten. Es können ſie ſich chiliaſtiſche Männer und Weiber geben; denn in der Begeiſterung iſt alles möglich.

58) Rangonis Orth. Sueciae. P. III. c. 21. p. 332. Feustking l. c. p. 300. Colberg Platoniſches Chriſtenthum. 1. Th. S. 261.

59) Hier iſt der Titel dieſes durch hohe Inſpiration erzeugten Werkes: Auslegung über die ſieben Gemeinen in der Offenbarung Johannis, auf welche Potentaten ſie zielen in der Chriſtenheit, durch den Geiſt der Wahrheit, ſo der große Gott mir ertheilt, aus dem A. und N. T. bewießen. Weil nun die Chriſtenheit ſoll verſtöhret werden und die Juden zum chriſtlichen Glauben bekehret, und ein Hirte und eine Heerde in der Chriſtenheit auf Erden, ein Glaube ſoll werden. Und dieſes wird geſchehen zu der Zeit, wenn Chriſtus, Carl und Chriſtian werden zuſammen gehen. So iſt es mit dem Pabſt gethan, ſie können nicht beſtehen. Dieſes verſichere aus Gottes Wort, ich Eva Margaretha Fröhlich 1687.

60) „Foemineum genus magna ex parte loquax et curiosum est.“ Belusita. L. III. Epist. 152. Ein anderer aber ſagt: „Sunt asperiores tentationes, quae fiunt per mulieres.“ Feustking l. c. p. 365.

61) Schelvigii Piet. Sect. P II. p. 130. Schneider Panth. Anabapt. f. 150. Feustking l. c. p. 377. Figken Hist. Anabapt. p. 12. Der Herr M. Achilles war ein Frauen-Freund und hatte ſie gern. In Leipzig beſuchte er die Collegia pietatis, ging darauf nach Halle, wo er der Liebhaber einer hübſchen Kutſchers Frau war. Seinen übrigen Lebenswandel erzählt Faustking l. c. p. 572—591. Von ſeinem Quäker-Pulver, welches Entzückungen bewirken ſollte, ſpricht Colberg in ſeinem Platoniſchen Chriſtenthum. 1. Th. S. 295.

62) Schmid de mulieb. heterod. §. 31. p. 45. Colberg Platoniſches Chriſtenthum. 1. Th. S. 224.

63) Arnold Kirchen- und Ketzerhiſtorie. 3. Th. K. 4. Er hatte zehn ſogenannte gottſelige Traktätlein herausgegeben, die zu Danzig 1621 gedruckt wurden. Er brachte es ſo weit, daß er nach einer über ihn ergangenen Unterſuchung in Dresden, wohin er gehörte, 1626 ins Tollhaus gebracht wurde, wo er, als ein völliger Narr, den 12. Auguſt 1627 ſtarb. Unſchuldige Nachrichten. J. 1715. S. 596 und 760. Was die Gräfin und ihre Bethörungen betrifft, ſo iſt davon geſprochen werden in der Zeitſchrift: Curioſitäten. VII. B. S. 139. Sagittarii Geſchichte der Grafſchaft Gleichen. S. 476.

64) Gothaiſche Confeſſion. S. 62. Schelvig. P. II. Pieet. sect. 228. Man hat dieſe Frau auch mit einer gewiſſen Barbara Jacobäa verwechſelt, die allerlei Teufeleien in Harlem trieb und erregte. Dieſe war aber (was vielleicht auch mehrere auf ſolche Art entzückte Frauen waren) eine Bauchrednerin. A. v. Dalen de divinationibus. c. 10. p. 651.

65) D. Jo. Henrici Feustkingii Arnoldus ελεγχομενος, oder: Kurze doch gründliche Widerlegung der vornehmſten Einwürfe, worinnen Gottfried Arnold, Fürſtl. Sächſ. Hofprediger zu Alſtädt, ſeinen Adeptis und begeiſterten Weibs-Perſonen das Wort hat reden wollen. Frkf. u. Leipz. 1704.

66) Dieſe Briefe ſind abgedruckt in Laſſenii Bericht von der Quäker-Sekte. K. 4. Regy de stat. Eccles. Britann. p. 46. 68 102. 103. erzählt die Geſchichte dieſer ſauberen Weiber. „Circa somnia, visiones, signa, mulieres insaniebant." Voetius Diss. select. T. II. p. 1062. In England gingen und gehen noch dergleichen Dinge vor, von denen ſchon frühere Schriftſteller ſagten: Nihil istis fabulis fabulosius, nihil istis mendacius! Usserius. Ein anderer ſagt: „Cave quisquis ties, ut non applaudas tali personae et non laudes, non mireris quasi sanctam dignamque revelationibus et miraculis." Gerson.

67) Man zählt dort dreitauſend dergleichen aſterreligiöſe Sekten. Letison Public Characters. A. 1801. p. 505. Gregoire Hist. des Sectes religieuses. Paris 1810. Der Unfug, welchen die Methodiſten-Sekte in Nord-Amerika treibt, iſt unglaublich ſtark: Wendeborn Zuſtand Grosbrittaniens. 3. B. S. 130. Curioſitäten. III. B. S. 433. Burkhard Geſchichte der Methodiſten. Nürnb. 1795.

68) Perrin du Lac Voyage d. l. Deux Louisianes. Paris 1805. F. A. Michaux Voyage a la Ouest de Monts Alleghanys, dans les Etats de l'Ohio etc. (Paris 1804.) p. 213.

69) W. Sampson Memoirs (New-York 1807.)

p. 85. Annual Register. A. 1800. p. 121. Monthly Review. T. 48. p. 189.

70) Ernesti Amphitheatrum, hist. 45. p. 1115. Feustking l. c. Prooem. p. 113.

71) Wendeborn Zuſtand von Grosbritanien. 2. B. S. 244.

72) Fairburn Genuine Edition of the Life of Joanna Southcott the Prophetess. Eight Edition; with Joanna's Pregnancy confirmed, and frontispice of the Crib and Manger etc. Lond. 1814. The Life of Joanna Southcott the Prophetess. Account of her miraculous Conception, the coming of Shiloh and preparatory to her Accouchement etc. Lond. 1814. Memoirs of the Life and Mission of Joanna Southcott. Interspersed with authentic Anecdotes and Documents etc. Lond. 1814.

73) Auch ihr hatte, wie ſchon mehrern Männern und Weibern, die Offenbarung Johannis den Kopf verrückt, beſonders da ſie das Werk: An Explication of the Apocalypse of St. John, and Part of Daniels Prophecy, Lond. 1757, ſo fleißig geleſen, bewundert und ſtudirt hatte. Die Franzoſen und Deutſchen haben eben ſolche die Gehirne verrückende Bücher; z. B. J. Napur Ouverture de tous les Secrets de l'Apocalypse. Rochelle 1605. Peterſen über die Offenbarung Johannis. Frkf. 1696. Bengel erklärte Offenbarung Johannis. Stuttgart 1746. Genßler Aufſchluß des Apokalyptiſchen Geheimniſſes. Hildburghauſen 1813. Das Jahr des widerſinnigen Ausbruchs der Geheimniſſe der Seherin Johanna Southcott. Es iſt in der Welt noch keine Dummheit geſagt und behauptet worden, die nicht noch mehrmal wiederholt und behauptet würde.

74) Solche Herrlichkeiten konnte man in Deutſchland auch aufzeigen. Ein gleichfalls verrückter Seher Lautenſak premulgirte ſolche apokalyptiſche Viſions-Zeichnungen. Nachrichten davon und dem Zeichner ſelbſt: Unſchuldige Nachrichten. J. 1711. S. 588. Zeltneri Diss. de fatis et placitis P. Lautensaccii. Altorf. 1716.

75) Andere, die auch mit dem Böſen zu thun gehabt hatten, würden dies kaum glauben. Dieſe erzählten, das ſataniſche Blut ſey wahres Drachengift. Franciſci Hölliſcher Proteus. Nürnb. 1690.

76) J. B. Book of Wonders; Letter to the Rev. Mr. Tucker. Lond. 1800. Lettres and Advertissements. 1804. Letter to the Nation. 1813.

77) Nach der oben angeführten engliſchen Piece iſt dieſelbe zu ſehen in den Curioſitäten, IV. B. S. 64. Taf. 3. Ebendaſelbſt befindet ſich auch ihr Bildniß.

78) Hierbei ſehe man nach die in gegenwärtigem Werkchen mitgetheilten Nachrichten, in der Anmerkung N. 63. Jedoch ſonſt noch die Erzählung in Wecke Dresdener Chronik. 4. B. S. 139. Feustking l. c. p. 484. Das ſehr geiſterähnliche Portrait der vermeinten Erzengel-Mutter befindet ſich in dem Pantheon Anabaptistic. p. 63.

Esso pára las mugéres de trás de los tiçónes.
Lope de Vega.

Dd, 4: 300.

Aloiſio und Dianora

oder

der Pilger und die Nonne.

Romantiſche Geſchichte

aus

dem ſiebzehnten Jahrhundert

vom

Verfaſſer des »Rinaldo Rinaldini.«

Quedlinburg und Leipzig,
bei Gottfr. Baſſe.
1826.

Me lege cum tristes torquent tua pectora curae,
Invenies mixtos cum gravitate jocos!
Ottomar Luscinius.

Erſtes Buch.

Begonnen iſt das Spiel. Wird ſich's wohl auch ſo ſchließen?
Ich zweiſle faſt; denn leider iſt's ein Spiel! —
Nicht zugegriffen, um gleich Alles zu genießen,
Denn jedes Wollen hat nicht gleiches Ziel.

Erſter Abſchnitt.

Variabile effigies alternat opus
Casp. Barth.

»So ſage mir aber nur, um aller lieben zwölf Apoſtel willen!« polterte Marfonte, der Wirth zum deutſchen Hauſe in Venedig, »vortreffliche Mariliſa, wie kannſt Du nur ſo gleichgültig ſeyn, und Dich um gar nichts bekümmern, woran uns ſo viel liegt? Zudem weißt Du ja auch, daß meine werthe Frau, Deine Dir ſo gewogene Tante, ſo wißbegierig iſt, trotz einer Wißbegierigen in der Welt, und ſuchſt gar nicht im geringſten der Erfüllung ihrer Wißbegier Vorſchub zu thun! — Ach, heil. Markus! wie das blitzt. Das gibt ein ſchweres, liebes Wetter! — Da geht nun der ſogenannte, feine Pilger bei uns, Gott ſey Dank! ſchon vierzehn Tage lang, als ein gar preiswürdiger Kunde, aus und ein, und Du weißt immer noch nicht, wie er heißt, was er eigentlich iſt, woher er kommt, wohin er will, was er hier in Venedig thut und treibt, — ſprichſt mit ihm über die Oper, über Bälle, Converſationen, läßt Dir Verſe von ihm vorleſen, und — heilige Perpetua! ſey uns gnädig! Bliß auf Bliß.« —

»So viel ich ungefähr von dem werthen, geheimnißvollen Herrn Pilger weiß, iſt er ein Dichter. Und die Dichter ſind gar beſondere Menſchen, lieber Herr Onkel!« — antwortete Marilisa, ihre Augen nicht von ihrem Stickrahmen abwendend.

Er. Wenn Du weiter nichts von ihm weißt, als das, was Du ſagſt, ſo weißt Du nicht viel. Wahr iſt es, die Dichter ſind ſonderbare Patrone, aber bei Euch Mädchen gelten ſie dennoch oft mehr, als ſonſt ein ſolider Mann, der nicht immer gleich oben hinaus will. Das wollt Ihr aber ſo haben. Es iſt jammervoll genug! — Mein Gott! wie ein Feuermeer leuchtet der Himmel. Eure Mädchen-Vorliebe zu den Dichtern kommt daher, weil es gewöhnlich in Euren Oberparliamenten auch nicht recht geheuer iſt.

Sie. Was thut das? ſo haben wir ja uns nichts vorzuwerfen.

Er. Ach! davon iſt gar nicht die Rede; wenn Ihr nur ſonſt nicht ſo unachtſam wäret. Aber über einer wohlbegonnenen und gut geſchloſſenen Stanze vergeßt Ihr Vater und Mutter, Onkel und Tanten, und fragt keinen Pfifferling nach ihren Wißbegierden. Ja, ſo ſeyd Ihr, Gott ſey's geklagt!

Sie. Denken Sie an mich, wenn er wiederkommt, der dichteriſche Herr Pilger, ſo frage ich ihn, wer er iſt, woher er kommt und wie er ſich nennt.

Er. Das Fragen muß nicht geradezu geſchehen, — bei Leibe nicht! — aber ſo fein, nach und nach, mit Manier. — Lerne doch etwas von Deiner Tante! — Cospetto! da kommt der Barigello, über Ponte Rialto, gerade auf unſer Haus zu. Was will der? — O Dio! wie das blitzt, und — hörſt Du es donnern?

Sie. Es donnert allerliebſt!

Er. Ja, das Donnern iſt auch Eure Sache.

Sie. Die meinige gar nicht. Ich werde mich gleich in den Keller verfügen. — Herein!

Der Barigello trat ein, zog den Wirth in eine Ecke und ſagte: »Freund! es geht ein Fremder bei Euch aus und ein, trinkt oft ſein Fläſchchen Wein hier, — ſeyd vorſichtig. Im Namen der Republik! nehmt ihn auf's Korn.« —

»Wer iſt er denn wohl?«

»Ein Tauſendelementer! Euer weibliches Perſonale beſonders nehmt wohl in Acht.«

»Meine Nichte und meine Frau?«

»Er fragt den Teufel darnach, und wenn es Deine Schweſter wäre.«

»Was?«

»Ja, wenn einer ſich, wie man wiſſen will, dem Böſen ſelbſt ergeben hat —«

»Wie?«

»Ich will nichts geſagt haben, aber — das ſage ich: Seyd aufmerkſam und vorſichtig. Es könnte ſein Hierſeyn Euer Unglück werden, und —«

O heil. Florian! das hat eingeſchlagen «

»Ich bin des Todes!« ſchrie Mariliſa und fiel vom Stuhle, indem ſie, ſeufzend auf ihre Stickerei blickend, hinzuſetzte: »Der Schlag hat mein Vergißmeinnicht ganz vernichtet.«

Der Barigello ging; der Wirth griff nach einem Gebetbuche: mit bebender Stimme ſang die erſchrockene Nichte:

Straf', mit Sünden uns beladen,
Herr, doch nicht durch Wetterſchaden,
Wenn du ſendeſt Flammenblitze
Aus dem dunkeln Wolkenſitze ꝛc.

Der ſogenannte Pilger aber, der Fremde, deſſen Exiſtenz, Name, Treiben, Wirken und Walten dem Wirthe ſo großes Kopfbrechen verurſachte, kam, in eine Pilgerkutte gehüllt, eben über Ponte Rialto, auf die Fonte tedescha (das deutſche Haus) zu, unterhielt ſich mit dem Barigello über das Wetter, wie es ſchien, ſah an den Himmel, breitete zuweilen die Arme aus, demonſtrirte und ſprach, mußte man glauben, ganz harmlos und unbefangen. Dies erzählte Meſſer Marſonte und gab der geſunkenen Mariliſa ſogleich Stärke, von der Erde aufzuſpringen und ſich an's Fenſter zu ſtellen.

»Sieh, ſieh!« ſagte Marſonte, »da ſteht er und demonſtrirt. So wahr ich Dein Onkel bin! er iſt auch mit dem Barigello bekannt; und der raiſonnirt erſt über ihn. Ja, ſo iſt der feine Hecht. Hm! hm! — Ei! das iſt ja eine liebe Noth und eine Herrlichkeit. — Sie geben einander die Hände. So! ſo! — Endlich: Adio! — Ach, da kommt die ſprachſelige Pomeranzenkönigin. — Was hat denn die vorzutragen? Er kennt ſie alſo auch?«

»Freilich kennt er ſie,« fiel Mariliſa ein. — »Er kauft ihr ja immer Zitronen und allerlei Früchte ab, wenn ſie noch ſelten zu haben ſind — Blumenbouquets und dergleichen.« —

Frau Brigitta, die Obſt- und Blumenhändlerin, hatte ihm mancherlei zu erzählen, offerirte eine ſchöne Pempelmouſe und fixirte endlich den Signor Pellerino, wie ſie ihn nannte, mit ſo großer Bedeutung, daß ſie, ihren Regenſchirm über ſich ausſpannend, und theilnehmend denſelben auch über ihn mit verbreitend, nicht vom Flecke wich, auf welchem ſie ſtand. Er bemerkte:

»Wie es ſcheint, biſt Du auch eine Bekannte von dem Signor Barigello?«

»Ei! warum denn nicht! Er hat ja meine Schweſter zur Frau.«

»So!«

»Ja! ſehen Sie! Es waren unſerer fünf Schweſtern. Die älteſte iſt Silberkämmerin im Pallaſte des erlauchten Herrn Doge. Zugleich die Frau des Signor Barigello. Die andere hat einen Nadler zum Manne, mit dem es nicht recht fort will, ich weiß nicht, warum, hat aber ein engelſchönes Mädchen zur Tochter. Ach! wenn man von der ſchönen Nadlerstochter ſpricht, weiß ganz Venedig, wer gemeint iſt Die dritte Schweſter iſt Pförtnerin in dem St. Claren-Kloſter, die Sie kennen und mit der Sie geſprochen haben. Die vierte bin ich, die Pomeranzenhändlerin, wie man mich im gemeinen Leben nennt, die Wittwe des damaligen Wagemeiſters und Güterbeſchauers der erlauchten Republik. Meine Töchter habt Ihr geſehen? Nun, lieber Gott! ſie dürfen ſich auch ſehen laſſen, der Himmel hat ihnen Lärvchen gegeben, mit denen ſie zufrieden ſeyn können. Ach! mein Gott und Herr! Mein Anſehen war ſonſt auch nicht zu verachten; jetzt freilich ſind die Jahre eingetreten — lieber Gott! man kann's nicht ändern, man muß es ſich gefallen laſſen. Es iſt freilich nicht angenehm —«

»Und die fünfte Schweſter?«

»Hat vor einem Vierteljahre den Wein- u. Licentſchreiber der Republik geheirathet, ſieht aber immer noch aus, wie ein Donzellchen; denn wir ſind überhaupt Alle von einem guten, feinen Schlage und haben unſere Mädchenpoſten wohl ausgefüllt.«

»Daran iſt nicht zu zweifeln. — Der Regen kommt heftiger. Ich will —«

»Signor! wenn nur der Regen nicht wär'. Ich habe noch von etwas mit Euch zu ſprechen, was gar nicht unangenehm klingen wird.« —

»Recht gut!«

»Nennt mir nur eine Stunde.« —

»Sobald der Regen aufgehört hat, bin ich in meiner Wohnung zu finden.« —

»Werde mich einſtellen. Es iſt wahrhaftig nöthig, daß wir da über ſprechen.« —

»Gib noch einige Pfirſchen, Aprikoſen und dergleichen her. Im deutſchen Hauſe iſt ein Mädchen — «

»Nehmen Sie ſich nur in Acht!«

»Wie ſo? Warum?«

»Die böſe Welt will allerlei von ihr wiſſen.« —

»Was denn?«

»Sie ſoll, wie man wiſſen will, z. B. ſchon mehrere Liebſchaften gehabt haben.« —

»Das läßt ſich denken; ſie iſt ja ein hübſches Mädchen. Und es wär' unerwartet, wenn ſie etwas Liebes gehabt hätte. — Was thut denn das?«

»Wenn's auch dem Mädchen nichts thut, aber — zudem, ſagt man auch, ſie ſoll Mancherlei verſtehen.« —

»Zum Beiſpiel?«

»Es regnet gar zu ſtark. Wir ſprechen uns ja wieder. — Ei, der Tauſend! jetzt wird's arg! — Ich muß nur —«

»Auf Wiederſehen!«

»Wünſche angenehme Unterhaltung!« —

Frau Brigitta trat in ein nahes Häuschen ein, der Pilger lief in's deutſche Haus.

Marſonne, der ſchon das Gewöhnliche des zu erwartenden Gaſtes aufgetragen hatte, grüßte ihn, als er eintrat, ſprach von dem Regen, von dem, wie er meinte, nun vorüberziehenden Gewitter, bedauerte ihn, daß er naß geworden ſey, und ſetzte hinzu:

»Die ſchwatzluſtige Frau Pomeranzenhändlerin hielt Sie aber recht feſt!«

»Sie hat ſchöne Töchter,« ſetzte Mariliſa ganz hingeworfen hinzu, »und eine noch ſchönere Nichte, die man nur den Engel nennt. Die hat ſchon einigen Malern zu Madonnen geſeſſen«

Ohne ſogleich darauf zu antworten, präſentirte der Gaſt ihr die erkauften Früchte, ſetzte ſich hinter die Weinflaſche und begann:

»Ich kenne weder die ſchönen Töchter der Frau Brigitta, noch ihre noch ſchönere Nichte, den Engel; werde jedoch ſuchen, ſie kennen zu lernen, meine Vortrefflichſte! Das aber kann ich Ihnen ſagen, daß der Signor Barigello der Schwager der Signora Fruttiera iſt; was ich auch von ihr erfahren habe«

»Hat ſie nicht auch erzählt, daß ihre ganze

Familie im Palazzo des erlauchten Herrn Doge ungemein gut ſteht und er wohl angeſchrieben iſt?«

»Nur daß ihre Schweſter dort Silberkämmerin und die Frau des Signor Barigello iſt, hat ſie berichtet.«

»Ja, Silberkämmerin und ſogar Vertraute der Frau Dogareſſa, der ſchönen Frau! Die zweite Gemahlin des Herrn Doge, bei der Tonkünſtler und Franziskaner Mönche ſehr viel gelten.«

»Das kann auch gut ſeyn! Zum Vergnügen und zur Erbauung. — Haſt Du dich auch gefürchtet bei dem Gewitter? meine Vortrefflichſte!«

»Das können Sie ſich denken, wie alle Mädchen und Weiber. Ein Blitz warf ſie i ſogar vom Stuhle,« lächelte der Wirth erzählend.

»Die linke Seite thut mir davon noc weh,« ſetzte Marilisa hinzu, «mein vortrefflichſter Herr Pilgrim!»

»Schaffe Dir einen Chirurg zum Liebhaber an.«

»Das iſt wohl dort gebräuchlich, wo Sie her ſind? War's nicht in Arqua, wo Petrarcha gewohnt hat?«

»Nein, ſcharmantes Kind! Ich bin ein teufelmäßiger Kerl; aus Val Demonio. Jetzt ein Pilgrim.«

»Ein Bußgänger? Hat denn der Böſe auch welche?«

»Wenn die Mädchen Teufel ſind, ja.«

»Alſo eines Mädchen wegen, pilgern Sie?«

»Da wäre ſie ein diaboliſcher Engel; wie man ſagen könnte.«

»Nicht wahr, ſo recht dichteriſch geſprochen: den Engel im Geſicht und in der Bruſt die Hölle?«

»Wie Du meinſt! Oder wie ein Anderer ſagen könnte: den Böſen im Geſicht und in der Bruſt den Engel!«

Der Wirth, der doch auch nicht ganz ſtumm bleiben mochte, erzählte: er habe im Val Demonio einen Vetter, der aber ein ſehr lobenswerther Schuhmacher ſey. Mariliſa meinte, das Thal, welches einen ſo diaboliſchen Namen habe, könne doch ſo gar ergötzlich nicht ſeyn. Es kam wieder zum Geſpräch:

»Sie ſehen, als Pilger mich die Achſeln zucken.«

»Sind Sie denn wirklich ein Teufelsthaler?«

»Wär es beſſer, wenn ich es nicht wär? Was könnte mir es helfen?«

»Werden Sie doch auf einmal ſo ernſtlich, daß man ſich gar nicht einfallen laſſen kann, noch mehr zu fragen!«

»Was willſt Du mir denn noch abfragen?«

»Ihren Namen. Man weiß ja gar nicht, wie man Sie nennen ſoll, wer und was Sie ſind.«

»Ein Fremder, ein Weltbürger, im deutſchen Hauſe ein Gaſt; übrigens ein Zerſtreuter, ein dichtender Pilgrim, ein Verehrer ſchöner Frauen.« —

»Dabei vielleicht ein Militair? ein Jäger?«

»Nichts weniger. — Ich bin mein eigener Herr; in Venedig, und wohin ich noch wandere, ein Pilgrim, und über mein Seyn kannſt Du ruhig bleiben, wenn ich auch Dein Liebhaber wäre.«

»Nein! da wär ich es nicht; denn Sie ſcheinen mir ein ſehr flatterhaftes männliches Weſen zu ſeyn.«

»Scheine ich?«

»Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich ſo aufrichtig bin. — Ich bin nun einmal ſo.«

»Das Gewitter ſcheint von neuem anfangen zu wollen;« — äußerte der Wirth ganz bedenklich, worauf der Pilgrim ausrief:

»So bleibe ich bei der Aufrichtigen. — Doch muß die Aufrichtigkeit nicht vom Stuhle fallen.«

»Wenn's nicht zu heftig blitzt, gewiß nicht.«

»Was thut das? Du kennſt doch wohl des Dichters Guarini Ausruf:

Was ſchaden Donner, Sturm und Blitzen;
Aufrichtigkeit muß Unſchuld ſchützen.“

»Unſchuldig kann man ſeyn,« lächelte Mariliſa, »und doch vom Stuhle fallen.

Wie Mancher fällt und weiß es nicht,
Wenn er nicht Arm und Bein zerbricht.

Zerbrochen habe ich nichts, aber weh thut mir die linke Seite «

»Da liegt das Herz. Aufrichtigkeit ſucht Theilnahme und Hülfe.«

»Da heißt es: Arzt hilf Dir ſelbſt. — Hilf, heil. Clara, welch ein Schlag!«

»Aus der Gegend des Claren-Kloſters kam er.«

»Daher mag wohl mancher Schlag ſchon gekommen, auch wohl mancher ſchon hinein gefahren ſeyn. Eine Clariſſer Nonne möchte ich aber doch ſeyn «

»Wirklich? Nun wenn es Dein Ernſt iſt; mein Onkel der Patriarch — «

Raſch fragte der Wirth: »Cospetto! ſind Sie denn ein Venetianer?«

»Gleichſam. Mein Vater war durch Zufall, auf einer Reiſe ſeiner Mutter in Venedig geboren. Aber ich nicht. Weil ich ein freier Menſch bin, habe ich mich zum Pilger geſtempelt. O welch ein Mann iſt ein Pilger; wie ehrenvoll und köſtlich iſt ſein Kleid!«

Schnell nahm er Mariliſens Guitarre von der Wand, ſetzte ſich neben die lauſchende Stickerin, ſpielte und ſang:

Wie liebe ich mein Pilgerkleid!
Ich kann mit Muſchelſchalen
Und einem: Seyd gebenedeit!
All überall bezahlen.
Es drückt mich nichts; ich wandre fort,
Wie mir's gefällt, von Ort zu Ort;
So weit wie mir's beliebet.

Gar leicht trägt ſich ein Pilgerſtab,
Nicht ſchwer ſind Muſchelſchalen.
Wohl der, die mir den Mantel gab,
Den Hut und die Sandalen.
Da wandle ich ganz froh dahin
Mit leichtem Stab und leichtem Sinn,
Und habe keinen Kummer.

Kein Räuber ſchreckt den Pilgersmann;
Er hat nichts zu verlieren;
Geht keck und frei, wohin er kann,
Braucht ſich nicht ſtolz zu zieren

Mit Schmuck und Gold und Edelſtein;
Doch tritt er in Palläſte ein;
Iſt immer eingeladen.

Drum lob' ich mir den Pilgerſinn!
Ich wandre ohne Sorgen,
Wo ich nur will ganz fröhlich hin,
Des Abends und am Morgen.
Und, wenn auch heiß die Sonne ſticht,
Drück' ich den Hut mir in's Geſicht
Und ſuch' ein kühles Plätzchen.

Auch wandelt man nicht ſtets allein;
Oft wallen Pilgerinnen:
Mit dieſen weiß man gut und fein,
Geſpräche anzuſpinnen.
Man fragt um dieß, man fragt um das,
Wird mit einander warm und naß
Und will ſich nicht mehr trennen.

Da wandelt man denn Hand in Hand
Berg auf Berg ab geſchwinder,
Man neckt ſich ſanft, man wird bekannt,
Und küßt die ſchönen Kinder.
Da, ſchäkert man und ſingt und lacht.
Auf eine ſchäkervolle Nacht
Folgt dann der ſchönſte Morgen.

Nehmt, Freunde! nehmt den Pilgerſtab.
Wie leicht iſt er zu führen!
Wenn Wollen Pilgerkleider gab,
Wird Gram dich nimmer rühren.

Der Himmel iſt dein Prachtgezelt,
Dem Pilger offen ſteht die Welt:
Er kann ſich nicht verirren.

»Das Liedchen gefällt mir; was es ſagt, iſt Wahrheit« ſagte Marſente. »Vor ſechszehn Jahren habe ich auch gepilgert; zwar nur bis Mailand; aber es war doch auch viel Spaß dabei. Ich lernte damals meine jetzige, zweite Frau kennen, und ſo hatten wir beide nicht umſonſt gepilgert. In Bädern und auf Pilgerfahrten, finden ſich immer Dinge, die annehmbar ſind und werden.«

»Warum nicht!« rief die ämſige Stickerin aus.

»Wir ſind ja alle geborene Pilger,« fiel der Sänger ein. »Was mich betrifft: Ich denke, mir ſoll den Pilgerſtab niemand abnehmen als der Tod, oder eine Frau. Das erſtere, muß ich mir gefallen laſſen das zweite wird aber gewiß, nach meinem Willen, nun nie, nie geſchehen. Freiheit iſt das Ordensband welches der Himmel, wie der Natur ſeinen Regenbogen, den Menſchen umgehängt hat; die ſchönſte Gnadenkette, die er geben kann. Wer ſie nicht vertheidigen kann, und ſie zu ſchätzen weiß, muß ſich das Kleinod nie nehmen laſſen. Mein jetziges Kleid iſt das Gewand der Freiheit; es wird allenthalben reſpectirt. Mit dem Ehe-Talar iſt es aber nicht ſo; der wirft ſtets unſcheinbar machende Falten. Eine angenehme und bequeme Tracht wird ſo etwas nie; höchſtens, ein Hauskleid.«

»Iſt auch gar nicht zu verachten. Oder wäre denn in der Ehe gar nichts Angenehmes zu erkaufen?«

»Ja eben, daß es erkauft werden muß, iſt ſchlimm. Umſonſt, erhält man etwa Thränen. Sie ſind das Regenwaſſer der Natur — «

»Bleibt es aus, ſehnt man ſich danach; ja man bittet, man fleht ſogar darum. Ja, ſicher ſind Thränen von einem höhern Alter, als das Lachen.«

»Die jüngſten Thränen ſehe ich am liebſten, nur die nicht von Kindern.«

»Ach, zuweilen iſt es ſogar eine Wohlthat zu weinen; für ein armes, unglückliches Mädchen zwar, eine ſchmerzliche; aber doch eine. Wenn man ſich recht ausgeweint hat, iſt man froher geworden. Auch die Freude hat Thränen. — Ich weine gern;« fuhr Mariliſa fort.

»Ei, Du mußt allerliebſt weinen! — Laß mich einmal zuſehen.«

»Ich weine nur unter Gefühlvollen.«

»Ich bin alſo keiner?«

»Es wird ſchwer halten, daß ich das glaube.«

»Was gab ich Dir vorhin?«

»Aprikoſen; da liegen ſie noch. Die ſind keine Thränen werth.«

»Dieſe Aprikoſe ſieht aus wie ein Herz.«

»Sie ſieht aber nur ſo aus. Vielleicht wie das Ihrige? — Doch nur ein Surrogat. — Ach! der Blitz!«

»Und — hörſt Du?«

»Wenn Sie da ſind, falle ich nicht vom Stuhle. — Sie ſind ja ein Dichter, und in

Lorbeeren ſchlägt's nicht ein. Es iſt noch kein Dichter vom Blitz erſchlagen worden.«

»Du haſt ſchon oft bewieſen, daß Du ſehr beleſen biſt.«

»Ja, im Sticken und Leſen ſucht ſie ihres gleichen,« ſagte der Wirth. »Sie iſt ein wahres Repertorium. Nur in die Geſchichte der Familien iſt ſie nicht ſonderlich tief eingedrungen. Sie wüßte ſonſt gewiß Ihren Namen.«

»Ich habe denſelben ſelbſt ſehr ſpät erfahren. O! wenn ich einmal meine Geſchichte erzähle —«

»Thun Sie das; ſo bald wie möglich!«

Der Pilger ſah nach der Uhr, verſchluckte ſeinen Wein, und rief aus: »Daß ich nur nichts verſäume!«

Mariliſa lachte: »Ein Paar Küſſe mehr oder weniger! Die Himmelsthränen fallen ja ohnehin zu ſtark herab. — Doch ihrer Kutte thut ja ſo etwas nichts.«

Ganz wie von ungefähr, ſchlug er eben ſeine Kutte zurück, zeigte ſich in Uniform, auf der linken Seite einen goldenen Stern auf der Bruſt, eine goldene, dreifache Kette um den Hals geworfen, vorn ein anhängendes, mit Edelſteinen garnirtes Portrait.

»Ei!« ſchrie der Wirth, verſtummte aber und konnte nicht weiter reden.

Als alles mit dem Pilgergewande wieder bedeckt war, trat eben die Wirthin in die Stube. Sie grüßend empfahl ſich der Pilger zugleich und ging.

Wirth. Haſt Du reflektirt, Marliſa! welchen Staat der Pilger unter ſeiner Kutte trug? Uniform, Orden, Verdienſt- und Affections-Kette und Portrait; tauſendwetter! —

Wirthin. Und davon habe ich nichts geſehen! —

Wirth. Es thut mir leid! aber ich habe es geſehen und bin überzeugt, er iſt eigentlich ein ſehr vornehmer Herr, oder gar ein Prinz. Dergleichen Herren haben oft Launen, und es iſt vielleicht auch von ihm Laune, als Pilgrim umher zu wallen. Wiewohl, wenn ich ſo recht die Inſinuationen und hingeworfenen Reden des Barigello über ihn erwäge, ſo weiß ich nicht, was ich denken ſoll. Gleichwohl that er ſo bekannt mit ihm; aber der Barigello gebot mir auch, im Namen der Republik, den Pilger auf's Korn zu nehmen, er nannte ihn einen Tauſendelementer. —

Wirthin. Wie? einen Tauſendelementer? in welcher Hinſicht?

Wirth. Ich ſollte Euch in Acht nehmen; die Nichte, Dich —

Wirthin. Mich? — Hm! was denkt denn der Barigello? Was mich betrifft, ſo weiß ich mich ſchon ſelbſt in Acht zu nehmen. — Und was kann denn der Pilger mir thun? da müßte ich doch auch dabei ſeyn; he! nicht wahr?

Wirth. Je nun! er warf das nur ſo hin: wenn einmal einer ſich dem Teufel ergeben habe —

Wirthin. Was? wer hat ſich dem Teufel ergeben? der Pilger oder der Barigello?

Wirth. Natürlich, der Pilger. Wenn aber nun, wie er ſo hinwarf, der hieſige Patriarch ſein Onkel iſt, ſo weiß ich nicht, was ich denken oder dazu ſagen ſoll. Dennoch aber ſagte er: ſeinen Namen habe er ſelbſt ſehr ſpät erfahren.

Wirthin. Das muß doch ſeinen Grund gehabt haben. Vielleicht iſt er ſo ein —

Marilisa. Es iſt Affektation, weiter nichts. Mit Fleiß nennt er ſich einen Zerſtreuten. — Zwar macht er Verſe, und die Dichter haben alle ſo etwas Zerſtreutes, aber —

Wirth. Ich weiß was ich anfange! — Er iſt mit der Frau Brigitta, wie es ſcheint, gut bekannt, und dieſe iſt keine Verſchwiegenheit, wie man weiß. Ich werde alſo —

Wirthin. Ach! Ihr habt nichts als Einbildungen und Dinge, die Ihr euch vornehmt, ſind nichts als Vermuthungen, und im Ganzen iſt es nichts. Seyd vigilant und erforſcht etwas, wie es ſich in einem Wirthshauſe gebührt. Was hilft alles Geſchwatze, wenn der Menſch nicht handelt und wirkt? — Ich muß nur einmal den Pilger ſelbſt vornehmen, da ſoll es ſich ſchon ergeben, wer und was er iſt, was er thun und unternehmen will u. dgl. m. — Das will ich alles ſchon einrichten.

Wirth. Das glaube ich recht wohl! — Wenn aber nun der Fremde, — was man aus den Reden des Barigello ſchließen darf, — wirklich ein Magico, oder ein Teufelsbanner iſt? —

Wirthin. Ein Teufelsbanner? — — Nun wohl! wir wollen ſehen, ob er den Teufel bannen kann, den ich habe. Den kennſt Du noch gar nicht.

Wirth. Ach ja, mein Schatz! Wenn auch nicht genau, aber ich weiß doch, daß bei Dir einer vorhanden iſt. —

Wirthin. So? Nun wir wollen einmal ſehen, wie es wird, wenn der Teufelsbanner ſich legitimiren will!

Marilisa. Er iſt mit einem Worte, ein gar wunderbarer — eben nicht Heiliger, — aber ein Menſch. Daß er ein Magico iſt, glaube ich ſelbſt, liebe Tante!

Wirthin. Gut dann! ich bin der Magie gewogen.

Wirth. Wetter! mit welcher Bachſtelzenſchnelle ſchwebt Frau Brigitta über die Brücke. — Ha! ſo entfernt ſchon? Ich glaube, das war der letzte Schlag des Gewitters.

Zweiter Abſchnitt.

Nunquam nimium dicitur, quod nunquam satis dicitur.

Seneca.

Der Pilgrim ſiegelte eben Briefe, als bei ihm angeklopft wurde, und ein allerliebſtes Mädchen in ſein Zimmer trat. Sie brachte Früchte von Frau Brigitten und gab Bericht auf des Pilgers Anfrage: Sie ſey die Nichte der wohlerfahrnen Frau Brigitta, von der ſie ſchon erzählt hatte; von der ſchönen Nadlers Tochter ſpreche jedermann. Mit zärtlichem Wohlgefallen ſah ſie der Mann an, vor dem ſie jetzt ſtand, und konnte es ſich nicht verſagen, ein Geſpräch mit ihr zu beginnen.

Er. Alſo ich habe das Vergnügen die ſchöne Nadlers-Tochter vor mir zu ſehen?

Sie. Eine Nadlers-Tochter bin ich, ob ich aber ſchön bin, weiß ich nicht; daß Sie, (wie Sie ſich ausdrücken), das Vergnügen haben, mich zu ſehen, macht mir viel Freude; ob ich es gleich nur für eine galante Aeußerung und Redensart halten kann.

Er. Soll ich Dir, ſchönes Kind! zum Andenken einen Spiegel ſchenken?

Sie. Ich glaube Sie zu verſtehen; aber ich weiß auch, was Artigkeiten ſind, die gewöhnlich, (was auch recht gut iſt), nicht höher als wie Artigkeiten verſteuert werden. Sie ſcheinen ein galanter Herr zu ſeyn, und ein ſolcher nimmt es, im Sprechen, nicht immer ſo genau, wie es genommen werden ſollte. — Es iſt mir übrigens lieb, daß Sie zu Hauſe ſind —

Er. Lieb? — Wirklich lieb?

Sie. Ja; denn die Frau Muhme wird gleich kommen.

Er. Das wäre eben nicht nöthig geweſen.

Sie. Ach ja! die Frau Muhmen ſind

gar nicht zu verachten. — Ich höre die meinige ſchon kommen. Herein!

Frau **Brigitta** trat ein. Die Nichte küßte ihr die Hand, empfahl ſich und ging.

Brigitta. Eine haben Sie nun geſehen; die andern ſollen auch erſcheinen. Es ſoll ſich alles fügen!

Pilgrim. Scharmant! — Wie geht es denn?

Sie. Ja, wie es einer armen Obſthändlerin gehen kann; ſo, ſo! — Wiewohl ich damit nicht ſagen will, daß es keine Frau gäbe, der es nicht vielleicht noch ſchlimmer gehen könnte —

Er. Alſo, es gibt welche?

Sie. Ach ja! Zumal ſolche die nach Freiheit ſchmachten; die z. B. an Geizhälſe ehelich angekettet ſind, Nonnen. — Ach! laſſen Sie ſich erzählen.

Er. Erſt ein Täßchen-Chokolade, vortreffliche Frau Obſthändlerin.

Sie. Nun, wenn Sie es ſo haben wollen —

Er. Getrunken!

Sie. Das muß ich ſagen: ein delikates Täßchen Chokolade!

Er. Aus dem deutſchen Hauſe.

Sie. Sehen Sie doch! — Allerliebſt! — Ja, was ich erzählen wollte. — Es lebte hier ein Prokurator der Republik, ein kluger und ſehr rechtſchaffener Mann; äußerſt redlich und geſchickt, aber ſo hülfsbedürftig, wie die beſte Redlichkeit. Recht beneidenswerth glücklich war er verheirathet, mit einer lieben, herzlich guten Frau, die gar guten Sinn, aber eben ſo wenig Vermögen hatte, als ihr lieber Mann. Darüber kamen ſie nun in mancherlei Hülfsbedürftigkeiten und wußten oft nicht, wie ſie ſich helfen ſollten. Da half denn nicht ſelten, gegen gar hohe Intereſſen, ihnen ihr Nachbar aus, Grimani, einer der entſetzlichſten Geizhälſe der Republik, den die Herren Savj Grandi, ſeine Kollegen, ſelbſt nur den unbarmherzigen Kröſus nannten. Dieſen alten Sünder aber beſchlich, — wie es ſolchen alten Wiedehopfen oft geht, — die Liebe. Er verliebte ſich in ſeine Nachbarin, des Prokurators älteſte Tochter, ein ganz allerliebſtes Mädchen. Da ſprach er: Herr Nachbar, geben Sie mir Ihre Tochter zur Gattin, ich ſchenke Ihnen alles, was Sie von mir geliehen haben, noch mehr als das, und mache Ihre Tochter reich und glücklich. Die edeldenkende Tochter, welche ihre Eltern von ihrer Schuldenlaſt befreien und ſie wohlhabender machen konnte, als ſie waren, entſchloß ſich gleich, brachte das Opfer und gab dem alten, entzückten Geizhalſe ihre Hand. Gott aber befreite ſie bald von ihrer Qual. Dreivierteljahr nach ihrer reſignirten Verheirathung ſtarb der alte Sündenknecht, hinterließ ihr aber als Erbin ſein ganzes Vermögen. Darüber kam das gute Frauchen, ſo richtig und klar auch alles war, mit der geldhungerigen Familie in einen Prozeß, den ſie aber, aller Weitläuftigkeit ungeachtet, gewann. Während der Prozeßzeit ging die gute Roſaura in das Claren-Kloſter, wo ſie mit meiner Schweſter, der Pförtnerin, Bekanntſchaft machte und die innigſte Freundſchaft errichtete. — Es iſt ein ſeelengutes, vortreffliches Weibchen, herrlich gewachſen, wie eine Oreade, fein, voll und rund, ſchön jugendlich, zärtlich wie eine Braut, erſt neunzehn Jahr alt, Beſitzerin von drittehalb Millionen Zechinen. —

Er. Da muß ſie ſich einen Mann ausſuchen und wieder heirathen.

Sie. Das wird ſie wohl auch thun; aber — ſind denn die Bräutigame, ſo wie man ſie gern haben will, gleich bei der Hand?

Er. Ich dächte doch.

Sie. Ach! hören Sie, meine Schweſter im Claren-Kloſter ſollten wir doch einmal beſuchen; ein wahres gutes Geſchöpf. Sie gingen mit mir — die Signora Roſaura ſähen Sie vielleicht. —

Er. Wozu?

Sie. Je nun! man kann nicht wiſſen — unverhofft kommt oft —

Er. Was ſoll kommen?

Sie. Signora Roſaura iſt ein unterhaltendes, feines Weibchen, voll Leben und Geiſt, iſt ungemein muſikaliſch, und macht, — ſtellen Sie ſich nur vor! — ſogar Verſe. Da habe ich ſo ein Stanzengedicht von ihr einmal bei meiner Schweſter erwiſcht, es iſt überſchrieben: Empfindungen auf einem Kloſterkirchhofe — o! es iſt allerliebſt!

Eben ſchickte ſich Frau Brigitta an, das Gedicht herbei zu ſuchen, als angeklopft wurde, und zwei Mädchen ins Zimmer traten. Es waren die beiden Töchter der Erzählerin, welche kamen, die Mutter zu ihrer Schweſter ins Claren-Kloſter abzuholen. Laut auf ſcherzend rief der Pilgrim aus: »Dahin begleite ich Sie!«

»Sie begleiten jetzt die Signorellen nicht und bleiben hier!« — rief eine Stimme. Ein Mann trat in's Zimmer, gehüllt in einen rothen Mantel, das Geſicht verlarvt, den Kopf mit einem großen runden Hute bedeckt.

Beinahe zugleich mit ihm, trat Mariliſa herein, einen Brief in der Hand haltend. Denſelben hoch erhebend, konnte ſie kein Wort ſprechen, legte den Brief auf einen Tiſch, als ſie die Mädchen und den Rothmantel erblickte, verneigte ſich und wollte eben wieder gehen, als der Pilger auf ſie zuging und fragte:

»Warum ſo eilig ſchon wieder fort?«

Mariliſa zeigte, ohne zu antworten auf den Rothmantel, indem ſie mit fragenden Blicken die Geſichter der Mädchen und ihrer Mutter überlief.

Indem Mariliſa, Frau Brigitta und ihre Töchter gegangen waren, that der Rothmantel Hut und Larve ab, und ſagte:

»Viele Grüße aus Piacenza.«

»Wie lebt Dianora?« fiel der Pilgrim raſch ein.

»Von ihr komme ich eben und bringe dieſen Brief von ihr, nebſt ſehr vielen, den beſten und herrlichſten Grüßen. Wie es ihr geht, werdet Ihr in dem Briefe leſen. Was ich von ihr ſagen kann: ſo lebt ſie ſtill, einſam und beinahe unbemerkt in Piacenza. — Ich habe noch einen Brief von ihr bei mir.«

»Von Dianoren? — Ramiro! zu wem ſollſt Du den Brief tragen?«

»Gerade nach Rom, zu dem Onkel, den Herrn Cardinal.«

»Ueber Nacht aber bleibſt Du hier?«

»Wenn ich ein Nachtlager in einer ſtillen, verborgenen Herberge finden kann — freilich. Sonſt aber, muß ich fort. Ihr wißt, die vorſichtige, geflügelte Löwenrepublik — die mißtrauiſchen Signori Savj Grandi — ihr feiner, erzliſtiger Barigello — Ihr wißt ja, alle die nur nach Luft aus Parma riechen — der Argwohn, die Aengſtlichkeit der erlauchten Republik —«

»Ach! ich weiß alles. — Aber, warte Ramiro! ich könnte vielleicht doch noch dies und das mit Dir zu ſprechen haben; – ich muß für Deine ſichere Nachtherberge ſorgen, und will — Aha! ſcharmant!« —

Da trat Frau Brigitta herein, bat um Verzeihung, um ihren Fächer zu ſuchen, welchen, wie ſie ſagte, ſie vergeſſen und hatte liegen laſſen.

Der Pilger aber bat ſie, ſeinen Boten aus Placenza aufzunehmen und ihm ein ſtilles, verborgenes Nachtlager zu gewähren; was ſie zu thun ſogleich ganz willig erklärte. Sie beſchrieb ihm ihre Wohnung und machte, indem ſie einen Blick auf die Adreſſen der erhaltenen Briefe warf, den Herrn Marcheſe aufmerkſam, daß ſie eben die Gondel beſteigen, in welcher ſie zu ihrer Schweſter im Claren-Kloſter fahren wolle. — Der von ihr nach den Briefadreſſen ſogenannte Marcheſe, lächelte:

»Wenn ich nun auch in das Claren-Kloſter führe?«

Sie. Ei! das wäre ja recht ſchön; ganz allerliebſt.

Er. Aber allein muß ich in einer Gondel ſeyn. Ganz für mich und ungeſtört, will ich die erhaltenen Briefe leſen, mancherlei überlegen und allein ſeyn.

Ramiro. Ja, ich denke immer, der Brief aus Piacenza wird wohl des Ueberlegens werth ſeyn.

Sie. Ja, ja! übereilen Sie ſich nicht, überlegen Sie alles beſtens, es ſey auch was es wolle. — Ach Gott! ſolch ein Herr, wie Sie, hat nichts Unwichtiges zu überlegen, alſo —

Er. Die Gondel für mich!

Sie. Soll ſogleich beſtellt ſeyn. — Mein fremder Herr! wenn's gefällig iſt —

Ramiro ging mit ihr. Der Marcheſe ſteckte die Briefe zu ſich, was er ſonſt noch für nützlich und nöthig hielt, und eilte der für ihn beſtellten Gondel zu.

Eben wollte er die anlegende Gondel beſteigen, als der Barigello herbei und auf ihn zu trat, indem er ihn anredete:

»Ein Proveditore wird Sie beſuchen und Ihnen die Notifikation ertheilen, daß die erlauchte Republik geruhet hat, Ihren Oheim, den Herrn Kardinal Farneſe, zum Großprior der Republik zu ernennen. Morgen geht der Staatsbote mit dem Ernennungsdekrete zu ihm, nach Rom ab.«

»Ungemein verbunden.«

»Sie ſind jetzt in Geſchäften?«

»Eine Fahrt zu den Clariſſerinnen —«

»Wünſche viel Vergnügen! — Ich wollte nur noch inſinuiren: im Namen der Republik habe ich zwei Vagabunden feſthalten und ihnen gehöriges Quartier im Bagno geben laſſen. Sie ſchwatzen dummes Zeug; es ſind ſogenannte Negromanten, freche Geſellen, wie es ſcheint, die ſich ſogar prinzlicher Bekanntſchaften in Parma und Piacenza rühmen.« —

»Aha! Ja, des Spaßes und der Beluſtigungen wegen macht man ſich dort zuweilen das Vergnügen, Taſchenſpielern, Künſtlern ſolcher Art, und ſogenannten Magikern zu erlauben, ihre Tauſendkünſteleien zu zeigen. In ſolchen Kunſtſtücken natürlicher Magie haben es einige wirklich ſehr weit gebracht.« —

»Wohl weiter, als ſie es hätten bringen ſollen und dürfen?«

»Es iſt nicht zu läugnen, daß aus dieſen natürlichen Kunſtſachen eine gewiſſe, von Einigen ſogenannte Philosophia occulta entſtanden iſt, welche vielen Schwachgläubigen die Köpfe verrückt hat.«

»Davon haben wir Beiſpiele. — Dieſe Kunſtmenſchen, mehrentheils verſchlagene Gauner und Windbeutel, vacirende Magiſter, umherſtrömende, nichts thun wollende Studenten, ſpeculirende Juden und dergleichen, ſtets nüchterne Vaganten, haben durch unerlaubte Handlungen die Menſchen befangen und ihre Köpfe ſo verrückt, daß es kaum zu glauben iſt. Alle

Species dieſes Geſindels an ſich ziehend, finden ſie zu ihren Unternehmungen ſtets brauchbare und einzurangirende Subjekte, Empiriker, Epileptiker, Bauchredner, Springer, Seiltänzer, Geheimſchreiber, Fratzenmaler, Calletiker, Stigmatiker, Larvenfabrikanten u. dgl. m., mit welchen und durch welche ſie ihre Wunderdinge verrichten. — Welchen verderblichen Einfluß dieſe Gaunerei auf die Sitten hat, iſt kaum zu beſchreiben. Unſere Sittenpolizei weiß davon ein Liedchen zu ſingen! — Uebrigens freue ich mich, daß ich der Erſte bin, der das Vergnügen hat, Ihnen zu berichten, welch einen Vorzug die erlauchte Republik Sr. Eminenz, Ihrem werthen Herrn Oheim, gewährt hat.«

Als der Marcheſe, nachdem der Barigello ihn verlaſſen hatte, die beſtellte Gondel beſteigen wollte, vernahm er, daß er gerufen wurde, ſah ſich um und erblickte den Grafen Sandinello, der mit ausgebreiteten Armen auf ihn zueilte. Sogleich entließ er den Gondelier, bezahlte ihn und ging, Arm in Arm, mit dem Grafen dem Markusplatze zu, mit ihm in das tiefſte Geſpräch verſenkt.

Zweites Buch.

Führt auch die Liebe mit ſchmeichelndem Sinn
Ueber ſanft duftende Auen dich hin,
Hat ſie mit leitendem Arm dich umfangen;
Fürchte in Blumen ſelbſt lauſchende Schlangen.

Dritter Abſchnitt.

La flor entre las cambronéras huële,
y resplandece.

Lope de Vega.

Herzog Odoardo ſtarb und ſein Sohn Raniero folgte als Herzog von Parma ihm in der Regierung. Seine Brüder, mit ihm, wie es ſchien, ziemlich einig lebend, hielten ſich auf ihren Schlöſſern auf und beluſtigten ſich mit Jagd, Geſellſchaften und andern Zerſtreuungen. Der ältere derſelben aber, Aleſſandro, den eigentlichen Familiennamen Farneſe als Fürſt führend, ſuchte Kriegsdienſte, fand ſie bei dem Könige in Spanien, der ihn zum Grand des Reichs erhob, und lebte, größtentheils zu Piacenza, unvermählt, aber mit freundlicher Liebe umfangen, von der ſchönen Gräfin Blanka Roſpiglioſa, die ihn zum glücklichen Vater eines Sohnes und einer Tochter machte, bei deren Geburt ſie der Tod von der Seite ihres Geliebten riß.

Alles wendete der Vater zur Erziehung ſeiner Kinder an, gab ſeinem Sohn Aloiſio einen rechtlichen Edelmann, Lodovico Raſtello, zum Hofmeiſter und Inſtructor und ſeine Tochter Roſaura that er zu einer Freundin ſeiner verſtorbenen Geliebten, der Baronin Rovezzo, während er, ſeinen Gram zu vergeſſen, nach Spanien ging.

Hier blieb er aber nur einige Jahre, kam nach Piacenza zurück und bekam eine neue Bekanntſchaft, welche ſeinem Herzen täglich theurer wurde. Die liebenswürdige Clara Marcheſa Ronara war der Gegenſtand allgemeiner Verehrung der männlichen und der Freundſchaft der weiblichen Welt. Doch nur für den glücklichen Aleſſandro war ihr Herz empfindlich, nur ihn durfte ihre Liebe entzücken.

Sie beglückte ſeine Wünſche und ſeine Hoffnungen mit einer Tochter. Dianora war das Bild ihrer Mutter. Sanftmuth und alle Tugenden freundlicher Geſelligkeit ſchmückten das ſchöne, liebenswerthe Mädchen, welches ihre Mutter, nach einer Spannung mit ihrem Geliebten, der ſie, wie ſie hoffte und wünſchte, nicht zur Gemahlin erklärte, bei einer Tante erziehen ließ, die mit ihrem Gemahl in ſtiller Zufriedenheit auf dem Lande lebte.

Mit väterlicher Sorgfalt verweilte Aleſſandro bei ſeinen Kindern, war immer eben ſo oft bei denſelben, als dieſe bei ihm waren. Sehr theilnehmend hatte er ſeinen Sohn Aloiſio oft um ſich, unterhielt, beſchäftigte ſich mit ihm und bemühete ſich ſehr, denſelben dem väterlichen Herzen immer näher zu ziehen, was ihm auch recht wohl gelang; denn der Sohn war ein gutes, gelehriges Kind und wuchs, ſehr wohl geziert mit männlichen Eigenſchaften und lobenswürdigem Sinne, als Jüngling bei Allen die ihn kannten, beliebt, heran.

Achtzehn Jahre war er alt, als ihn Aleſſandro ſeinen Freunden vorſtellte, ihn als Sohn öffentlich erkannte, ihn wehrhaft machte, zum Marcheſe erklärte und ihm das ſchöne Gut, Flecken und Schloß Fiormino ſchenkte.

Als der Vater ſeinen Sohn Aloiſio ſeinem Bruder, dem Herzoge, und dem Hofe vorſtellte, wurden Roſaura und Dianora von demſelben und der Baronin Rovezzo der Gemahlin des Herzogs vorgeſtellt. Dieſe, die zweite Gemahlin des Herzogs, nahm die fromme, ſittſame Roſaura ſehr gütig auf und beſtärkte in der Unterhaltung die ſtille Jungfrau in ihrem Entſchluſſe, den Schleier zu nehmen, zumal, da die Schweſter ihrer Mutter Aebtiſſin der Urſelinerinnen war.

Aloiſio wurde von ſeinem Onkel, dem Herzoge, mit einem ſchönen, muthigen Roſſe beſchenkt und von ihm eingeladen, ſo oft es ihm gefalle, an ſeinen Jagdvergnügungen Antheil zu nehmen. Dieſem Vergnügen überließ ſich Aloiſio ohnehin gern, da er von Fiormino aus ſehr oft in den Umgegenden umherſtreifte.

Es war ein ſehr ſchöner Morgen; laue Lüftchen überflogen auf lichten Sommerwölkchen den blauen Aether. Tauſende von längſt erwachten Lerchen durchſchwirrten Anger und Feld im fröhlichſten Uniſono. Auf ſein Rohr gelehnt, überſchauete Aloiſio die Gegend und ſeine Blicke ruheten auf einem entfernten, nicht ſehr großen Hauſe. Er wußte nicht, was es war, das ihn nach jener Gegend zog, wo das Haus ſtand. Fuß vor Fuß langſam fortſetzend, kam er endlich, raſcher zuſchreitend, der Wohnung nah, die er, wie er meinte, in ſeiner Nachbarſchaft noch nie geſehn hatte.

Bald ſah er ſich bei einem geſchmackvollen Thore von eiſernen Stäben, vor welchem vier Marmorſäulen ſtanden. Es war verſchloſſen. Er ſah durch die Stäbe in einen ſehr wohlerhaltenen Garten, in welchem eine Dame, in einem Buche leſend, auf- und abging. Ein munteres, weißes Windſpiel ſprang neben ihr her. Sobald es den fremden Jäger Aloiſio erblickte, bellte es laut auf und lief zum Gatterthore.

Die leſende, ganz Verſchleierte ſah ſich um und fragte mit ſanfter, melodiſcher Stimme: »Freund! ſucht Er etwas?« indem ſie, ſich ihm nähernd, den Schleier von den Augen zurückſchob. — Zwei ſtrahlende Sterne, im Zurückſchieben des Schleiers erblickend, kam Aloiſio ziemlich aus ſeiner Faſſung, zog den Hut und antwortete: »Ich habe geſehen, was ich nicht zu finden hoffen konnte, und ſehe, daß wirklich ätheriſche Weſen ſich zuweilen zu uns herniederlaſſen.« Immer näher kommend lächelte ſie: »Sahen Sie ein ſolches Weſen, ſo will ich Ihnen auch ein irdiſches zeigen. Darf ich vorher aber noch wiſſen, wer der Nimrod iſt, der vor der Thür ſteht? was er ſucht? und was er will?« Von ſo freundlicher, gefälliger Rede ganz wieder zu ſich ſelbſt gebracht, ſuchte Aloiſio ein Geſpräch anzuknüpfen, und erwiederte:

Er. Ein beklagenswerther Zufall iſt es, daß nachbarliche Nähe ſich erſt ſo ſpät findet!

Sie. Unſer Nachbar ſind Sie? — Ei! Sie müſſen ſich um die Umwohnenden wenig bekümmert haben. Ein Jäger noch dazu, der ſtets umherſtreift, ſollte doch ein wenig neugieriger ſeyn, als Sie vielleicht nur ſcheinen wollen. Nicht wahr?

Er. O! hätte ich gewußt, nur ahnen können —

Sie. Ich erlaſſe Ihnen das, was Sie ſagen wollen! — Jetzt nur: wo wohnen Sie? wer ſind Sie?

Er. Kaum zwei Stunden von hier liegt, mitten in meinen Beſitzungen, am Berge, mein Schloß und mein Gut, Fiormino, wo ich wohne. Aber mein ganzes Marcheſat gebe ich für einen ſo ſchönen Augenblick, wie der jetzige iſt.

Sie. O! welch ein theurer Augenblick wäre das! Sind Sie ſo reich?

Er. Wie wenig und wie viel könnte ich darauf antworten! Jetzt bin ich reicher, als ich jemals war.

Sie. Nun, da Sie das ſagen, öffne ich Ihnen die Thür. Denn ein Reicher bedarf nichts, wird nichts nehmen. — So kommt der Reichthum zu einer Nichtreichen. Ein ſonderbarer Zufall, dem man ſchon die Thür öffnen muß.

Indem ſie das thun wollte, rief eine Stimme: »Fräulein, in die Meſſe!« und ein Gouvernantengeſicht blickte hinter der Hecke hervor. Die Gerufene verneigte ſich, Abſchied nehmend, ganz leicht, ſprach kein Wort weiter, öffnete, worauf Aloiſio harrte, die Thür nicht, ſchob den Schleier wieder über's Geſicht, und ging ſchnell den Gartenweg hinauf, dem Orte zu, wo die Rufende ſie erwartete.

Ziemlich ärgerlich, ſtampfend mit dem Fuße, ging Aloiſio weiter und ſah in der Thür eines kleinen Hauſes einen Alten ſtehn, der ganz einfach gekleidet, ſehr freundlich ihm zuſprach:

»Gebe Gott Ihnen einen glücklichen Morgen, Herr Marcheſe! Woher oder wohin?«

Aloiſio blieb ſtehen und fragte: »Kennſt Du mich, Alter?«

Alter. Hm! habe ich Sie doch im Hauſe des Herrn Premierminiſters Gauffridi in Parma geſehen; wo Sie aber mich nicht bemerkten. Wie konnten Sie auch? Sie waren in wichtigen Angelegenheiten dort, und ich harrte in der Dienerſtube. Aber Ihr Herr Vater, der mich kennt, nickte mir freundlich ſein: »Guten Morgen, Alter!« zu. — Ach! er iſt doch ein gar zu guter Fürſt.

Marcheſe. Wenn Du meinen Vater kennſt, ſo laß mich auch wiſſen, wer Du biſt.

Alter. Wollen Sie nicht gefälligſt näher treten, und bei mir, in meinem kleinen Hauſe einſprechen?

Ziemlich mißtrauiſch ihn anblickend, ging Aloiſio, einigermaßen überraſcht, mit dem Alten ins Haus, wurde von ihm in einen ziemlich geräumlichen, aber nicht gar vortheilhaft dekorirten kleinen Saal geführt, in welchem, auf einem runden Tiſchchen, ſonderbar genug gepaart, ein Todtenkopf und zwei vergoldete Becher ſtanden, neben welchen einige alte Bücher lagen.

Rund herum blickend, griff Aloiſio nach einem der Bücher, ſich etwa den Leſenden vorzuſtellen, oder ſeinen Geſchmack zu erforſchen; fand aber, daß ſie mit hebräiſchen Lettern gedruckt waren. Der Alte trat lächelnd ein wenig weiter zurück und Aloiſio, indem er das Buch aus der Hand legte, ſagte:

»Da Du weißt, wer ich bin, ſo laß mich auch fragen: wer biſt Du?«

»Ich bin,« antwortete der Alte, »Eleazar Decimo, wohlbekannt im Hauſe des genannten Herrn Premierminiſters; den Hofherren allen, ein wenig auch dem Herzoge ſelbſt, bekannt, auch beiher Ihrem Herrn Vater, einem ganz charmanten Fürſten, der gar nicht genug geprieſen werden kann.«

Aloiſio. Ein Jude?

Alter. So iſt es.

Aloiſio. Hofjude?

Alter. Rabbiner der hier und in Parma wohnenden Brüder unſerer Nation.

Aloiſio. Hier geboren?

Alter. In Liſſabon; wohne aber ſchon dreißig Jahre hier, habe den vorigen Herzog Odoardo, des jetzigen Herzogs und Ihres Herrn Vaters Vater gekannt; ein freigebiger Herr! unter deſſen milder Regierung ich hierher kam.

Aloiſio. Der jetzige aber? —

Alter. Iſt auch ein guter Herr. Und, unter uns! — er wäre noch beſſer, wenn er nicht den Premierminiſter, und nicht die Mediceerin zur Gemahlin hätte.

Aloiſio. Wie ſo?

Alter. Der Großherzog Cosmus iſt ein feiner, höflicher Mann, wie die reichen Kaufleute ſind — ſo etwas Angeborenes läßt ſich nicht verleugnen! — aber ſeine Kinder, ihr franzöſiſches Blut in den Adern; es ſpricht die Italiener nicht an.

Aloiſio. Was thut ſie ihnen denn?

Alter. Ach! davon würde ſich Mancherlei ſprechen laſſen, aber — es iſt nicht meine Sache, von ſo etwas zu reden. Die Unterthanen aber murren ſehr, beſonders über den Herrn Premierminiſter. — Sehen Sie, unter dem vorigen Herzoge iſt er hierher gekommen, gab zuerſt Stunden, machte den franzöſiſchen Sprachmeiſter, und ſchmeichelte nachher durch ſeine Fineſſen ſich ſo ſehr ein, daß man ihn für einen Staatsmann hielt. So iſt er geſtiegen, immer höher, höher hinauf. Der jetzige Herzog hat ihn geerbt, aber er kommt nach und nach hinter ſeine Schliche — und denken Sie an mich! es bricht. Ja, es bricht, und es wird grauſam ſchlimm für ihn. Ich ſpreche nicht aus Haß, denn ich gehe aus und ein in ſeinem Palais, aber ich höre und merke gar zu viel.

Aloiſio. Das ſoll uns, hoffe ich, keinen Kummer machen!

Alter. Dem Eleazar gar nicht. Aber — es wird ſo.

Aloiſio lenkte das Geſpräch auf ſeinen Vater, kam dann wieder auf ſich ſelbſt und erkundigte ſich endlich, (was ihm am nächſten am Herzen lag) nach dem Fräulein, mit welchem er geſprochen hatte. Eleazar ſchenkte Wein in die Becher, präſentirte den einen ſeinem Gaſte, trank aus dem andern ihm zu und ſprach:

»Geſundheit und langes Leben! — Es iſt ein Ding, ſagen unſere Talmudiſten, von dem man nicht ſcheiden ſoll, wenn es nicht von uns ſcheidet; das Ding aber iſt der Wein.« Er macht heiter, vergnügt, redſelig und redlich alle Menſchen, die gut ſind. Wer aber einen Becher Wein mit Dir trinkt und dennoch verſchloſſen bleibt, dem traue in Deinem Leben nicht; denn Gott hat dem Weine die Aufrichtigkeit, ſo zu reden, auf die Zunge gelegt; wer dieſelbe verſchluckt, der hat Verborgenes, aber nichts Gutes im Sinne.«

Aloiſio. Wohl! aber das Fräulein?

Eleazar. Sehen Sie! — Nicht weit von mir wohnt auf ſeinem Gute ein Signor, aus dem alten adelichen Geſchlechte Bluno, der als Capitano im Dienſte des Kaiſers im Kirchenſtaate und im Mailändiſchen ſich wacker herumgeſchlagen, aber nichts ſich erworben hat, als Wunden.

Aloiſio. Schlimm genug!

Eleazar. Ja, wie geſagt. Es wäre doch aber für ſolche tapfere Kriegsmänner beſſer, wenn die erhaltenen Wunden Taxen hätten, als daß man ſie zur Belohnung fortſchickt, wenn ſie preiswürdig gehandelt haben; nicht? Dem guten, tapfern Signor Bluno iſt es auch ſo gegangen. Er hat ſich mit ſeiner Gattin auf ſein Gütchen, aus den Welthändeln zurückgezogen, und lebt hier einfach und ſtill. Kinder haben die guten Menſchen nicht. Deshalb haben ſie auch eine Nichte zu ſich genommen und erziehen ſie als ihre Tochter. Dieſe wird es geweſen ſeyn, die Sie geſprochen haben. — Ich kenne ſie weiter nicht, — wiewohl ich zuweilen, aber ſelten, den Herrn Capitano beſuche — und weiß nichts von ihr, als daß ſie ſchön iſt, ſehr gut, fröhlich und lebhaft ſeyn ſoll, und daß ſie Dianora gerufen wird. — Nur höre ich, daß die Herren Franziskaner, die Beichtväter ihrer Frau Tante, es ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, die liebenswürdige Dianora zu einer franziskaniſchen Himmelsbraut zu machen. — Sie werden nicht nachlaſſen, bis es ihnen gelingt. Denn was gehen dieſen ehrwürdigen Vätern die Empfindungen eines jungen Mädchens an?

Aloiſio warf ſich nachdenkend auf einen Stuhl und griff wieder, ohne zu ſprechen nach den Büchern. In dem, welches er aufſchlug, befanden ſich mehrere Kreiſe und Zirkel, mit ſonderbaren Charakteren garnirt. Er wollte das Buch eben zurücklegen und lachte:

»Wozu dieſe ſonderbaren Schnirkel, Züge und Kreiſe?«

Eleazar. Nur dem ſind ſie verſtändlich, der die Kabbala kennt.

Aloiſio. Die kennſt Du?

Eleazar. Ich glaube ſie zu kennen.

Aloiſio. Und die Schrift?

Eleazar. Samaritaniſch.

Aloiſio. So gelehrt biſt Du?

Eleazar. Das wäre nicht viel! — Ich weiß noch weit mehr, im Großen und im Kleinen.

Aloiſio. Alſo im Kleinen eine Probe.

Lächelnd ſchlug Eleazar das Buch auf und rief aus: »Die Probe iſt gar zu ſehr im Kleinen! Eine Einladung zu dem Herrn Capitano.«

Aloiſio wollte eben etwas ſagen, als geklopft wurde, und ein Diener eintrat und fragte: ob der Herr hier ſey, der vor etwa anderthalb Stunden mit dem Fräulein geſprochen habe? und ob, in dieſem Falle, der Herr Capitano nicht das Vergnügen haben könne, ein Paar Worte mit ihm zu ſprechen?«

Als dies bejaht wurde, ſah Aloiſio den

alten Eleazar an und fragte: »Was ſoll es geben?« Eleazar ſah in das Buch und lispelte ihm zu: »Ein Kauf.« Aloiſio ſchüttelte den Kopf und folgte dem Diener.

Dieſer führte ihn zu ſeinem Herrn, dem Capitano, der, eingepackt in Kiſſen, in einem Krankenſtuhle ſaß; neben ihm ſein Beichtvater, ihm vorleſend aus einem Buche die Legende vom Ritter St. Georg.

»Ich freue mich, einen neuen Gutsnachbar bekommen zu haben, der, wie ich vernehme, ein Liebhaber von der Jagd iſt. Der Herr Marcheſe Fiormino, — wenn ich recht gehört habe –«

Aloiſio. Der bin ich.

Capitano. Werden einem alten Jagdliebhaber verzeihen, daß er es wagt, Ihnen, als einem Jagdfreunde, zu klagen, daß ſeine guten Gewehre ihrer Unbrauchbarkeit ganz gewiß entgegen gehen müſſen, wenn ſich Keiner derſelben annimmt. Da ſitze ich aber nun da, bin lahm und gichtbrüchig und kann mich nicht mehr vom Flecke bewegen. An einen fernern Gebrauch der ſchönen Gewehre iſt nicht mehr zu denken, wenn alſo der Herr Marcheſe —

Aloiſio. Ich verſtehe und erſuche Sie, die Gewehre mir zeigen zu laſſen. —

Der Diener führte ihn ſogleich in die Gewehrkammer und zeigte ihm die Geſchoſſe. Als Aloiſio zu dem Capitano zurückkam, konnte er ihm nicht bergen, daß er wünſche, die Gewehre zu beſitzen. Der Capitano forderte; Aloiſio fand den Preis billig und der Handel wurde ſogleich richtig. Den folgenden Tag wollte Aloiſio die Gewehre abholen laſſen und verſprach, ſie zu bezahlen. Der Pater wünſchte Glück und freute ſich wie er ſagte, den Herrn Marcheſe kennen zu lernen. Aloiſio wollte der Frau Gemahlin ſeine Aufwartung machen, hörte aber, ſie ſey mit ihrer Nichte zu der Frau Aebtiſſin gegangen. Nicht ganz zufrieden verließ Aloiſio den Verkäufer, da er das Fräulein nicht zu ſehen bekommen konnte. Der alte Eleazar war ausgegangen. Aloiſio ging in ſein Schloß zurück.

Die erkauften Gewehre mitzunehmen, machte Aloiſio ſich den folgenden Tag auf den Weg, konnte aber nicht vor der Gatterthür vorbeigehen, ohne durch dieſelbe in den Garten zu blicken, wo geſtern ihm der ſchöne Morgenſtern erſchienen war, deſſen Anblicken ihm ſo bald entzogen wurde. Umſonſt machte er ſein Daſeyn bemerkbar; im Garten regte ſich nichts. Verdrießlich wollte er eben weiter gehn, als das weiße Windſpiel, an die Thür laufend, ihn anbellte. Er blieb und erwartete die freundliche Signora. Dieſe kam eben herbei und wollte ſprechen, als ſie den Jäger von geſtern erblickte und nichts ſagte, als: »Guten Morgen!« Aloiſio erzählte ihr, was ihn hierher brachte und ſetzte hinzu: »Was mein Glück ſelbſt über meine Erwartung erhöht, iſt, daß ich —« Lächelnd fiel ſie ihm in die Rede:

»Nicht wahr? daß Sie mich antreffen. — Ganz natürlich! — Kommen Sie herein. Ich will Sie durch den Garten zu dem Onkel führen.« Sie öffnete die Thür, und als er in dem Garten war, fragte ſie: mit wem ſie das Vergnügen habe, zu ſprechen?

Er. Marcheſe Fiormino.

Sie. Ach! wie vergeſſend iſt bin! Das haben Sie mir ja geſtern ſchon geſagt. Und Ihre Frau Gemahlin? —

Er. Ich habe keine. Wenn aber mein Glück —

Sie. Alſo Gewehre wollen Sie uns abnehmen?

Er. Wenn ich ſo glücklich wäre, etwas —

Sie. Was denn?

Er. Daß Sie geſtern abgerufen wurden, als ich —

Sie. Kommen Sie zu dem Onkel!

Er. O, mein Fräulein! wenn Sie wüßten —

Sie. Ich lebe auf dem Lande und weiß freilich nicht viel.

Er. Doch gewiß genug, daß Sie wiſſen können, was mich glücklich machen würde.

Sie. Nein! das weiß ich nicht. Und wenn ich es auch wüßte, was —

»Dianora!« wurde gerufen. Sie antwortete. Das verlebte Geſicht kam wieder herbei, und indem Dianora ſagte: »Meine Gouvernante,« erzählte ſie auch derſelben, wer der Herr ſey, mit dem ſie ſpreche, daß er eines Gewehrhandels wegen zum Onkel wolle und daß ſie ihn dahin führen werde. Die Gouvernante, ſich ſehr ſteif benehmend, bemerkte, daß die Tante nach ihr bei dem Frühſtück gefragt habe. »Ich komme gleich« erwiederte Dianora, ging aber nur, wie es ſchien, ganz abſichtlich, der Gouvernante ſehr langſam nach. Als dieſe weit genug voraus war, glaubte Aloiſio alles wagen zu müſſen, und begann:

»Schönes Kind! Wenn ich es nun wagte, mit Ihrem Herrn Onkel auch von etwas anderm als von den Gewehren zu ſprechen? Von Ihnen, meine Theuerſte? Denn, ich geſtehe es Ihnen, hier unter freiem Himmel, unter Gottes allſehenden Augen, daß ich — — vergeben Sie mir dies freie Geſtändniß meines bewegten Herzens! daß ich Sie liebe.«

Hohes Roth überflog ihre Wangen; ſie ſchlug die Augen nieder und lispelte:

»Herr Marcheſe! — Iſt es möglich? mich?«

Er. Sie, ſchönes Fräulein!

Sie. Sie kennen mich ja nicht.

Er. Ach! mein Herz hat ſie bei dem erſten Anblick gekannt.

Sie. Darauf weiß ich nichts zu antworten. — Ach! Herr Marcheſe! ich bin ein unvermögendes, armes —

Ein alter, ſteifer Soldat trat herbei, und brachte einen Gruß und eine Einladung zu dem Capitano Das Geſpräch war zum großen Verdruß des Sprechenden ganz unerwartet abgebrochen worden. Aloiſio, mehr als verlegen, ſah Dianoren nach, welche links ging, indem der erwartete Gaſt rechts hinauf zu dem Capitano geführt wurde. So eben öffnete die Tante das Fenſter und fragte, aber ganz freundlich den Fremden grüßend: »Wo bleibſt Du, Dianora?« Aloiſio, zum Fenſter hinaufblickend, fragte: »Werden wir nicht das Vergnügen haben, Sie näher zu ſehen, damit ich ſo glücklich ſeyn könnte, Ihnen meine Ehrerbietung zu beweiſen?« Die Tante lächelte: »Vielleicht ein andermal,« und ging von dem Fenſter. Dianora ſah ſich um, Aloiſio warf ihr einen Kuß zu und ging zum Capitano.

Hier wurde getrunken, von den Vortrefflichkeiten der erhandelten Gewehre geſprochen, und dieſelben dem Käufer überliefert. Dieſer bezahlte, ließ die Gewehre von ſeinen Leuten forttragen, und nahm ſich vor, ſein Herz vor dem Verkäufer, wegen Dianoren, auszuſchütten, aber das Geſchwätz des Beichtvaters, der anbei den Flaſchen ziemlich zuſprach, verhinderte alles. — Ganz verdrießlich durch das Geſpräch gemacht, ging Aloiſio endlich fort und ſuchte — was wir leicht denken können — den alten Eleazar auf. Er war, wie geſagt wurde, nach Piacenza gegangen. Sein Meſchores wollte den Herrn Marcheſe fetiren. Dieſer verbat ſich alles, verlangte aber Feder und Papier, was er ſogleich erhielt.

Er ſetzte ſich und ſchrieb einen Brief an Dianoren, der, ganz aus dem Herzen fließend, das Fräulein eben ſo herzlich anſprechen mußte, und es auch that. Der Meſchores erhielt ein gutes Trinkgeld und nahm es auf ſich, den Brief in die Hände des Fräuleins gewiſſenhaft ſelbſt zu liefern.

»Iſrael! wenn Du mir erfreuliche Antwort bringſt, bekommſt Du von mir ſechs Zechinen!« ſagte Aloiſio, beſtieg das ihm vorgeführte Pferd und trabte auf Piacenza zu.

Vierter Abſchnitt.

El Alva es acomodada para las Musas.
Tirso de Molina.

Er war kaum in der Stadt angekommen, als er zu ſeinem Vater gerufen wurde:

»Mein Sohn!« redete dieſer ihn an, »ich bin auf unbeſtimmte Zeit zum Vicekönig von Navarra ernannt worden, und ſchicke mich jetzt an, die Reiſe dahin anzutreten Anfangs war ich geſonnen, Dich mit dahin zu nehmen, jetzt aber habe ich mich entſchloſſen, mich dort erſt zu orientiren und Dich bis dahin hier zu laſſen. Höre mich wohl an. Halte Dich, ſo lieb Dir dein Marcheſat iſt, welches mein Bruder, der Herzog, Dir ertheilt hat, ruhig und nimm an Staatshändeln nicht den geringſten Antheil;

beſonders miſche Dich in keine Sache, welche den Premier-Miniſter Gauffridi auch nur auf die entfernteſte Art betrifft; denn (das vertraue ich Dir allein) er wird ſeinem traurigen Schickſale nicht entgehen. Alsdann mache ich es Dir zur Pflicht: beſuche Deine Schweſter Roſaura, jetzt genannt Schweſter Roſa, Priorin der Clariſſerinnen zu Buſſetto, die Dich zu ſprechen wünſcht. Kommſt Du in Geldverlegenheiten, welchen mit Ehren nicht zu entgehen iſt, ſo wende Dich an Eleazar Decimo, mit welchem ich darüber ſchon geſprochen habe. Uebrigens bitte und ermahne ich Dich nochmals, ſey vorſichtig und lebe ſtill und ruhig. Laß es nicht daran fehlen, der Herzogin Dich ehrerbietig und gefällig zu erzeigen und allen Menſchen die ihnen gebührende Ehre zu geben. Ich nehme den alten Grafen Sandinello mit. Seinen Sohn, mit welchem Du ohnehin ſchon bekannt biſt, laß Deiner Freundſchaft empfohlen ſeyn. Er iſt im Begriff, ſich mit der Erbin des Grafen Roſano zu verbinden; ſuche Dir in ihr eine

Freundin zu erwerben. Ueberhaupt halte Dich zu jedermann freundlich und redlich, und brauchſt Du guten Rath, ſo ſuche ihn bei deinem ehemaligen Erzieher Lodoviko Raſtello, welcher ein eben ſo wackerer Edelmann, als ehrlicher Mann, mein und Dein Freund iſt. — Was ich ſonſt noch für Dich zu thun nöthig halte, werde ich Dir von Navarra aus, ſchriftlich befehlen. — Mit Deinen Nachbarn halte Freundſchaft und miſche Dich nicht in fremde Händel. Noch weniger wirſt Du, hoffe ich, Deine Zeit bei Spielern oder gefälligen Mädchen verlieren.«

Dabei küßte er ihn, und Aloiſio wollte eben ganz aufrichtig ſeinem Vater das neue Verhältniß ſeines Herzens geſtehen, als die Thür aufging und der Graf Sandinello in's Zimmer trat.

»Lebe wohl! mein Sohn!« rief Fürſt Aleſſandro, ging mit dem Grafen in ein Nebenzimmer und ſogleich wurden die Pferde zur Reiſe vorgeführt.

»Was ich ihm nicht mündlich geſtehen kann, will ich ihm ſchreiben,« ſprach Aloiſio bei ſich ſelbſt und ging gedankenvoll aus dem Pallaſte hinaus. — Auf der Straße ſtieß er auf Eleazar, der ihn anredete und ſich zu dem erbot, was ſein Vater ihm ſchon geſagt hatte. Als er ihn fragte, ob er bald in ſeine Wohnung zurückgehe? zuckte Eleazar mit den Achſeln, und ſagte:

»Das kommt auf unſere gnädigſte Fürſtin, die Herzogin, an.«

»Haſt Du einen Juwelenhandel mit ihr?«

»Diesmal nicht; aber —«

»Nun; was denn?«

»Unter uns — aber, nur unter uns! — dieſe Nacht bin ich in dem Vorzimmer der Herzogin.«

»In ihrem Vorzimmer — dieſe Nacht? — Sprich deutlicher!«

»Wie kann ich deutlicher reden? — darf ich? — die Kabbala —«

»Aha!«

»Verſtehen Sie mich nun?«

»Ich verſtehe nicht, aber ich vermuthe —«

»Und alſo —? — Still! da kommt der Mohr der Herzogin. Er geht auf mich zu. — Gott befohlen! leben Sie wohl! Wir ſehen einander ſchon wieder. — Guten Morgen, Signor Moro!«

Nachdenkend ging Aloiſio von ihm, und murmelte bei ſich ſelbſt: »Die Herzogin — um Mitternacht — die Kabbala — Eleazar — Hm!« — und hätte ſich noch mehr in Vermuthungen erſchöpft, wäre nicht Alonzo, der junge Graf Sandinello, zu ihm gekommen. Dieſer, wie er nun war, konnte nicht wohl raſten und bat Aloiſio, mit ihm zu gehen.

»Sehe ich Dich endlich einmal!« rief er aus, »komm mit mir, zur alten Signora Fracaſtera, in ein ſuperbes Weinhaus.«

»Was ſoll ich bei der alten Signora?«

»Närrchen! die Signora glorioſa hat ganz vortrefflichen Wein, und zwei Jungfer Mühmchen, die alle liebſt ſind. Dieſe Heben ſchenken Dir ein, mit einer Zierlichkeit und mit einer Miene, — o! zum Bezaubern ſchön!«

Damit zog er ihn fort, in das Weinhaus, wo die alte Signora ihre Gäſte mit Freude empfing. Bald kamen die Mädchen, trugen den Wein auf und ſetzten vergoldete Becher auf den Tiſch. Die Mädchen waren wirklich allerliebſt und wußten mit viel Anmuth ſich zu benehmen. Alonzo ſchien ganz glücklich zu ſeyn, da er denſelben ſo nahe war. — Als ſie ſich ein wenig entfernt hatten, kam es zwiſchen den Gäſten zur Unterhaltung.

Alonzo. Nun? Was ſagſt Du zu den Mädchen?

Aloiſio. Sie ſind ſcharmant.

Alonzo. Nicht wahr? — Es ſind freilich Römerinnen.

Aloiſio. Dort gibt es ſchöne Geſtalten —

Alonzo. So lieblich aphroditiſch — aber doch dabei ſo junoniſch — und wahrhaft minerviſch —

Aloiſio. Gewiß. — Aber, wie ich höre, haſt Du eine Braut?

Alonzo. Die Gräfin Roſano? — Nun ja! Was thut das? Die Gräfin wird eine prächtige Frau werden, aber wenn ſie das einmal iſt, bleibt ſie doch keine Geliebte mehr. — Ach! das iſt das traurige Loos der Ehemänner, daß ſie Mädchen zu Weibern machen müſſen, — und zwar, zu den ihrigen. Es iſt unerträglich!

Aloiſio. Ja, wenn man es freilich ſo nimmt!

Alonzo. Und, wie iſt es anders zu nehmen?

Aloiſio. Wenn aber nun Deine Braut —

Alonzo. Sobald ich ſie zu meiner Frau gemacht habe, vergebe ich ihr alles.

Aloiſio. Höre! Nimm Dich auch vor mir ſelbſt in Acht.

Alonzo Ich bin gar nicht eiferſüchtig darauf. Nimm Dich aber vor mir in Acht, wenn Du auch geheirathet haſt.

Aloiſio. Das will ich mir verbitten!

Alonzo. Verbitten kannſt Du es Dir; es wird Dir aber nichts helfen.

Die Mädchen kamen wieder. Alonzo war gegen ſie ungemein zärtlich. Aloiſio war in Gedanken nur bei Dianoren. Endlich gab er für ſeinen Vater noch zu beſorgende Geſchäfte vor, ging, und ließ den (wie es ſchien) glücklichen Freund allein bei den Mädchen.

Am folgenden Tage wollte Aloiſio dem Herzoge ſeine Aufwartung machen, fand ihn aber auf die Jagd geritten. Er wollte ſich bei der Herzogin anmelden laſſen. Sie war nicht wohl. Der bekannte Mohr that ſehr geheimnißvoll. Aloiſio, auf allen Seiten zurückgewieſen, beſtieg endlich ein Pferd und trabte nach Buſſetto.

Im Claren-Kloſter fragte er nach der Schweſter Roſa und wurde ſogleich in das Sprachzimmer zu ihr geführt. Sie empfing den Bruder mit herzlicher Freude. Ihr Vater hatte ihr geſchrieben. Sie wußte von ſeiner Reiſe, ſprach von ſeiner erhaltenen Dignität und freute ſich ſehr über ihres Bruders erhaltenes Marcheſat. So weit ging alles gut, als aber die Pförtnerin den Nekromanten meldete, der die Aebtiſſin ſprechen wollte und Eleazar eintrat, konnte Aloiſio ſich nicht hoch genug verwundern. Dies ſchien der Eintretende zu bemerken und in ſeinen Geſichtszügen zu leſen, als er ihm zulispelte: »Ich komme in Aufträgen der Herzogin hieher;« gab einen Brief ab, und wurde bald darauf zur Aebtiſſin gerufen.

Da Aloiſio es ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß eine Nonne ein einſeitiges Geſchöpf und als die Schweſter eines Bruders, doppelt einſeitig ſey, nahm er von der Priorin Abſchied, und ritt nach Piacenza zurück, unterwegs ſich ſelbſt fragend: was wohl Eleazar mit den Weibern zu verhandeln haben möchte? — Mitten aber in ſeine Vorſtellungen hinein, drängte ſich Dianorens Bild, und er beſchloß, erhalte er keine Antwort von ihr, ſo bald er nur könne, ſie wieder aufzuſuchen.

Kaum aber war noch ein zweiter Tag vergangen und er auf ſein Schloß, nach Fiormino zurückgekommen, als Iſrael eintrat, und einen Brief empor hebend ausrief: »Die verſprochenen Zechinen ſind verdient; hier iſt eine Antwort auf Ihren Brief« Ohne ein Wort zu ſprechen, gab Aloiſio ihm den verſprochenen Botenlohn, erbrach, entfaltete den Brief mit zitternden Händen, und las:

»Herr Marcheſe!

Sie ſind der erſte Mann, an den ich ſchreibe, und ich weiß nicht, was ich ſchreiben kann und ſollte. — Auf Ihren ſchönen Brief, der mich ganz ergriffen hat, weiß ich Ihnen nichts zu antworten, als, was wahr iſt, daß ich Ihnen gewogen bin.

Dianora.«

»Herr Marcheſe!« ſagte Iſrael, »ich habe dem Fräulein recht zureden müſſen; ſie wollte gar nicht antworten. — Ich bin ja zu ſprechen, ſagte ſie. Aber, ich ließ nicht nach, vorzuſtellen und zu bitten, bis ſie mir endlich den Brief gab. Eine Stunde darauf, wollte ſie ihn wieder haben; aber ich ſagte: ich hätte ihn ſchon an Sie nach Parma abgeſchickt. Da weinte ſie ſo heftig, daß ſie mich jammerte. Sie ging fort und nannte mich einen Malchus. — Was iſt das?«

»Ein Diener des hohen Prieſters Eurer Nation.«

»Nun! das will ich leiden.«

»Haſt Du Dianoren nachher wieder geſehen?«

»Nein! Ich ging ihr aus dem Geſichte. Denn wenn die Mädchen einmal hitzig werden, ſollen auch die zahmſten ordentliche Baſilisken ſeyn.«

»Wirklich?«

»Ja; das hat mir meine Mutter oft erzählt.«

Sehr früh ſchon trat, ganz zur Jagd gerüſtet, Aloiſio ſeine Wanderung an. Daß er an der bewußten Gatterthür vorbeiging, läßt ſich denken. Im Garten aber war niemand zu ſehen, kein Fräulein und kein aufmerkſam machendes Windſpiel. Mehr als einmal kehrte er zu der Gartenthür zurück, aber es half kein Hineinblicken in den Garten, kein Räuspern und ſich Bemerkbarmachen vor demſelben. Alles blieb einſam und ſtill. Und wenn er nur wenigſtens den alten Invaliden erblickt hätte, ſo hätte er ihm doch einige Grüße auftragen können; aber auch das war ihm nicht vergönnt. Endlich, von der höchſten Ungeduld getrieben, ſchrieb er ſeinen Namen auf ein Blättchen Papier und warf es in den Garten.

Da nun weiter nichts zu unternehmen war, ging er gerade auf das Haus des Negromanten zu, wie derſelbe ſich nicht ungern nennen hörte. Er trat ein und fand ihn in ſeinem Zimmer, unter Büchern ſitzend, die er, wie es ſchien, etwas ſuchend, ſehr aufmerkſam durchſah.

Aloiſio. Guten Morgen, gelahrter Freund!

Eleazar. Guten Morgen! Schon ſo früh auf den Beinen?

Aloiſio. Wie die Jäger überhaupt.

Eleazar. Beſonders, wenn ſie etwas auf dem Korne haben. Sie gehen aber auch oft vergebens. — Ja, das iſt nun einmal ſo. Es iſt ein allgemeiner Jammer.

Aloiſio. Da Du, wie ich merke, alles ſchon vermutheſt, oder es aus Deinen geheimnißvollen Büchern weißt, ſo will ich Dir nicht verhehlen, daß ich ein ſchönes Geſicht zu finden hoffte, was ich aber nicht gefunden habe.

Eleazar. Doch die liebenswürdige Dianora?

Aloiſio. Wo mag ſie jetzt ſeyn?

Eleazar. Doch in der Kirche. — Wenn es möglich wäre, hätten die Nonnen ſie ſchon bei ſich behalten im Kloſter und in der Kirche.

Aloiſio. Jetzt ſage mir aber nur, was

Du in den Klöſtern zu thun haſt, da Du kein Chriſt biſt?

Eleazar. Da bin ich doch wohl nicht der erſte Iſraelit, der in einem Kloſter war. — Meinſt Du denn nicht, daß die Aebtiſſinnen auch neugierig ſind?

Aloiſio. Aber nach Zeichendeuterei zu forſchen, verbietet dieſen Neugierigen doch ihre Religion.

Eleazar. Nun ja, das verbietet ſie ja allen Chriſten und Juden. Aber, Du ſiehſt ja, ſie treiben dieſe Scienz doch.

Aloiſio. Scienz, — ſolche Gaukelei?

Eleazar. Was ſonſt? — Allerdings Scienz; wie jede wiſſenſchaftliche Sache. — Oder, ſind Erforſchungen geheimer Dinge, nichts Wiſſenſchaftliches?

Aloiſio. Die Geiſtlichkeit aber muß doch wiſſen —

Eleazar. Die Geiſtlichkeit iſt darin am wißbegierigſten. Mehrere Biſchöfe, Aebte, Prieſter, — ja, Eminenzen ſelbſt, ſind für dieſe Scienz gar ſehr eingenommen.

Aloiſio. Nekromantie — Zauberwiſſenſchaft —

Eleazar. Ach! ich dachte gar. — Philosophia occulta, Geheimwiſſenſchaft. — Und glaubſt Du denn nicht, daß die Natur Geheimniſſe hat, die nicht alle Menſchen kennen? dazu gehört reiner, empfänglicher Sinn, eingeweiht in eine Scienz, welche Alltagsmenſchen gar nicht denken, viel weniger faſſen können.

Aloiſio. Eine Scienz, welche der ſogenannte Meiſter dazu macht, ganz nach ſeinem Willen und nach ſeinen Einſichten. — Beklagenswerthe Menſchen, die ſich ſolchem ſelbſtſchaffenen Willen hingeben! — Welchen Gewinn haben ſie davon? — Geſetzt nun auch, es wäre möglich, hinaus zu ſchauen in die verborgene Zukunft; iſt das Gewinn für die Menſchheit? — Eben deswegen, weil es uns nützlich iſt, das nicht zu wiſſen, was wir nicht wiſſen ſollen, wiſſen wir es nicht; und es iſt frevelhaft, den deckenden Vorhang zurückzuziehen, der eben deswegen da iſt, weil er zu unſerm Beſten da ſeyn ſoll.

Eleazar. Kleinigkeiten aber — z. B. zu wiſſen, wenn mir daran gelegen iſt, ob ich und wo ich dieſe oder jene Perſon heute noch ſprechen kann —

Aloiſio. Aha! ich merke, daß das auf mich geht.

Eleazar. Da werfe ich einen Blick in dieſes Buch, und leſe — wenn ich die Kabbala verſtehe: Du wirſt ſie ſprechen können, dieſen Abend, in dem bewußten Garten. Jetzt ſpaziert ſie in dem kleinen Birkenhaine umher, wo eine ſogenannte kluge und weiſe Frau wohnt, die gar viel weiß, was nicht alle wiſſen. — Solche Kleinigkeiten zu erfahren, können keinen Menſchen verlegen machen.

Aloiſio. Wer aber ertheilt die Orakel?

Eleazar. Die Kabbala.

Aloiſio. Und in dieſer biſt Du der Lehrmeiſter, bei Herzoginnen und Aebtiſſinnen?

Eleazar. Wenigſtens Erklärer.

Aloiſio. Liegt denn die Erklärung nicht offen da?

Eleazar. Ja; aber nur für den, der ſie leſen kann.

Es kamen Juden, in Handelsgeſchäften und Bothen mit Briefen. Aloiſio ging Eleazar hielt ihn nicht zurück. — Das von der Kabbala ertheilte Orakel zu probiren, ging Aloiſio auf das Birkenwäldchen zu.

Kaum war er mitten drinne, als das bekannte weiße Windſpiel ihn bellend begrüßte. Nicht weit davon, unter einem blühenden Mandelbaume, welcher nebſt noch einem Dutzend Mandelbäumen, auf einem freien Platze ſtand, wo dieſe Gruppe eine Art von Laubenzirkel bildete, ſaß Dianora, in einem Buche leſend.

»Herr Marcheſe!« rief das Fräulein, als ſie ihn erblickte, erſchrocken aus, blieb ganz betroffen ſitzen, und ſetzte endlich, fragend hinzu: »Wie kommen Sie hieher?«

Wer ſagte dem Beglückten alles nach, was er antwortete? Wer könnte ſich die vielen ertönenden O! und Ach! der Liebenden nicht vorſtellen? Denn das konnte nun Dianora nicht läugnen, daß ſie den Liebhaber eben ſo gern, als er ſie ſah. Als er nun davon überzeugt war, warf er, von dem höchſten Entzücken überwältigt, mit herzlicher Inbrunſt ſeinen Arm um ihren Nacken, küßte ſie, und rief aus:

»Mein, mein! — Ja, nun biſt und bleibſt Du mein!«

Zitternd blieb ſie liegen in ſeinem Arm, ſenkte ihren Kopf auf ſeine Bruſt, und ſtammelte, langſam und ſanft ihre Augen zu den ſeinigen erhebend:

»Ich bin Dein!« — ſeufzend und tief aufſtöhnend ſetzte ſie hinzu: »Verlaß mich aber nicht.«

»Nie, nie! ſo wahr ich Athem und Leben habe.«

Ein Zug verhüllter Büßender nahte ſich, im Dahinwandeln ſingend:

Ach, du Mutter voller Gnaden,
klagend und mit Schmerz beladen,
wallend auf der Lebensbahn;
nimm dich unſrer gnädig an!

Dianora ſprang auf und bat: »Lieber Aloiſio, verlaß mich. — Wir ſehen uns ſchon wieder. — Geh! daß man uns jetzt nicht zuſammen ſieht. — Ich liebe Dich. Liebe mich auch!«

Sie nahm das Buch, und eilte einer kleinen Kapelle zu, wohin auch die Büßenden zu wallen ſchienen. — Aloiſio einen andern Weg, tiefer in das Wäldchen einſchlagend, verließ ſie, und wanderte, von ihren Erklärungen entzückt, wieder den gekommenen Weg zurück.

»Wie glücklich,« rief er aus, »bin ich, da ich weiß, daß ich von ihr geliebt werde! Jetzt erſt beginnt meines Lebens glücklicher Morgen.«

Vor dem Dorfe kam ihm Eleazar entgegen und lächelte fragend:

»Nicht wahr, das Birkenwäldchen iſt ein allerliebſtes, ſtilles Plätzchen? Mitten drinne liegt ein Kapellchen, geweiht der heil. Luzia, zu der alle Liebende, glückliche und unglückliche, ihre Zuflucht nehmen. Ungefähr vierhundert Schritte davon, wohnt in einer Klauſe, eine fromme Waldfrau, welche Viſionen hat, prophezeiet und vorherſagt. — Haben Sie dieſe Prophetin geſprochen?«

»Was frage ich nach dieſer Waldfrau? — Dianoren habe ich geſprochen —«

»Haben Sie? — Hm! hm!«

»Und dieſen Abend —«

»Aha! die Kabbala. — Ja, auf ihre Verſicherungen iſt zu rechnen. — Ich muß nach Parma. Haben Sie etwas zu beſtellen?«

Ein mit Strohbedeckungen künſtlich geordneter Wagen fuhr herbei. Er reizte ihre Neugier. — Eleazar, der den Fuhrmann kannte, fragte, was er fahre. Ein nebenher gehender, mit Schlägel, Meißel und Feile verſehener Bildhauergeſell antwortete: »Es iſt das Monument der Gräfin Bianka Roſpiglioſa.«

»Meiner Mutter?« ſchrie Aloiſio, wie zerſchmettert in ſich ſelbſt zuſammenſinkend.

»In Parma, in der Kirche St. Luzia, wird das Monument ihr errichtet.«

Der Wagen fuhr weiter. — Sich faſſend, ſo gut es ihm möglich war, ſagte Aloiſio mit gebrochener Stimme:

»Morgen bin ich in Parma.«

Unter einem nahen Baume hinſinkend, bedeckte er ſein Haupt und weinte bitterlich:

»O meine Mutter! Meine gute Mutter! wenn Du noch lebteſt — wenn Du Deinen Sohn ſäh'ſt, glück ich in ſeiner Liebe – nicht Dein frühes Dahinſcheiden beweinend —«

»Was gibt's da zu beweinen?« fragte eine ſtarke Stimme.

Aloiſio richtete ſich auf und ſah einen Schwarzbekutteten neben ſich ſtehen, deſſen merkwürdige, abſtoßende Phyſiognomie ihn erſchütterte. Aber ganz gelaſſen antwortete er:

»Was Du vielleicht nicht zu beweinen haſt. Ich beweine eine Mutter.«

»Die meinige habe ich ſchon als Kind beweint. — Da die Deinige eine Sterbliche war, ſo war ſie nicht unſterblich« ſagte der Widerwärtige, in der ſchwarzen Kutte, und ging fort.

Aloiſio, der wie angekettet an den Boden weinend da lag, überließ ſich ganz ſeinen wehmüthigen Empfindungen, bekümmerte ſich um die Vorübergehenden nicht, und ſah erſt jetzt, daß die Abenddämmerung ihn überraſcht hatte. Da raffte er ſich auf, und eilte auf die uns bekannte Gartenthür zu. — Kaum war er dort angekommen, als Dianora ſich umſah, ihn erblickte, auf ihn zu eilte und die Thür öffnete.

Mit klopfendem Herzen warf er ſich an ihre Bruſt und erzählte ihr, was ihm begegnet war. Schweigend drückte ſie ihren Mund auf ſeine thränenſchweren Augen, und lispelte ihm zu:

»Beruhige Dich, wenn Du kannſt Ich liebe Dich von ganzem Herzen; eben ſo zärtlich, wie Deine Mutter.«

Aufs heftigſte bewegt ſtürzte Aloiſio vor ihr nieder, legte ſein Geſicht auf ihre Kniee und ſprach:

»O Dianora! mein Glück, mein Leben! laß uns in Liebe ganz glücklich ſeyn. — Was in der Welt Dich auch umgeben möchte, ſo innig, zärtlich, wie ich Dich umgeben, wie herzlich ich Dich umfangen werde, wird niemand Dich außer mir umfangen. Hier, unter Gottes freiem, uns umfangendem Himmel, bei dieſen ewig erglänzenden Sternen, ſchwöre ich treue Liebe Dir zu, bis in den Tod.«

»Ewige Liebe, diesſeits und über den Sternen,« antwortete Dianora, und bedeckte ſeine Stirn mit feurigen Küſſen.

»Wer trennt uns?« fragte Aloiſio.

»Ich;« ſagte eine weibliche, verſchleierte Figur, welche ſchnell vor die Liebenden trat, und eben ſo ſchnell wieder verſchwand.

Er. Was war das?

Sie. Aloiſio! Haſt Du es geſehen?

Er. Geſehen, — und verſchwunden iſt es.

Sie. Wohin?

Er. Sinnentäuſchung!

Sie. Zu deutlich habe ich's geſehen. Es war kein Trug.

Er. Wär's Wirklichkeit geweſen, warum wäre es ſogleich verſchwunden. Bleiben hätte es ſollen. Ich hätte es gefaßt.

Sie. Zu faſſen war es nicht. Es war nichts Irdiſches. Es ſprach. — »Wer trennt uns?« fragteſt Du. »Ich,« ſprach die ſchwindende Geſtalt.

Er. Was ſoll das Ich? Wie kann die ſchnell verſchwindende Geſtalt uns trennen? Kein Körper war's —

Sie. Ein Geiſt rief es uns zu.

Er. Er komme noch einmal.

Sie. O frevele nicht!

Er. Du glaubſt: es werde etwas in der Welt mich von Dir trennen können?

Sie. Ich glaube es nicht, ich will's nicht fürchten. — Aber dieſe Erſcheinung. — O ſprich! o rede! ſieh nicht ſo fürchterlich, ſtarr vor Dich hin. — Was denkſt Du?

Er. Nichts.

Sie. Vom fürchterlichſten Staunen umfangen, iſt ſelbſt der Ton Deiner Sprache ungewiß.

Er. Es wird ſich alles erklären.

Sie. Iſt es Geiſterweſen, erklärt ſich's nicht. War es Betrug; wie käm der hieher, an dieſen freien Platz, wo nichts Geheimnißvolles waltet, ſelbſt, nicht wahr? in unſerm Herzen nichts. — Mein Herz hat für Dich kein Geheimniß.

Er. Nie wird das meinige für Dich eins haben. Haben es Andere, was kümmert's uns? — Sind wir doch rein und offen gegen einander. — Was wir aber ſahen, oder zu ſehen meinten, bleibe bei uns, ſey für alle ein Geheimniß. Selbſt Dein Beichtvater erfahre nichts davon. Dieſe engbrüſtigen Prieſter —

»Dianora!« rief es.

»Die Stimme meiner Hofmeiſterin. Lebe wohl, guter Aloiſio! erhalte mir Dein Herz, und ſey der Treue des meinigen gewiß. — Gute Nacht, Du Lieber, Du Guter! Ewig, ewig Dir getreu! — Hier bin ich. Ich komme!«

Sie küßte ihn und eilte fort. — Er wankte nach Fiormino zurück.

Drittes Buch.

Decken im Glauben dich irdiſche Roſen,
wollen dich ſchmeichelnde Lüſtchen umkoſen,
traue nicht immer dem glänzenden Schein;
plötzlich auch toben wohl Stürme herein.

Fünfter Abſchnitt.

La novedád adquiére agrádo.
A. de Solis.

Den folgenden Tag war Aloiſio kaum in Parma angekommen, als er in die Kirche eilte, wo über der Gruft ſeiner Mutter das Monument aufgerichtet wurde. — Als er ſeine Thränen geſtillt hatte, eilte er, da der Herzog abweſend war, dem Premierminiſter ſeine Aufwartung zu machen. An der Treppe begegnete ihm Eleazar, ſehr zerſtreut, wie es ſchien.

Aloiſio, um ihn feſtzuhalten, erzählte ihm die geſtrige Erſcheinung. Er wiegte den Kopf auf den Schultern hin und her, lächelte und ging, ohne ein Wort zu ſprechen, davon. Aloiſio wußte nicht, was er von ſeinem ſtummen Benehmen denken ſollte, ſtieg langſam die Treppe hinauf und ließ ſich bei dem Miniſter melden. — Sein Beſuch wurde ſogleich angenommen.

Der Empfang war miniſtermäßig, artig, auf franzöſiſche Manier. Von der Abreiſe ſeines Vaters, der, wie der Miniſter lächelte, ſchönes Wetter auf den Weg bekommen habe, ſprach Aloiſio, und von der ihn betroffenen Rührung, da er das Sterbemonument ſeiner Mutter geſehen habe. Der Miniſter verſicherte: es ſey eine vortreffliche, allgemein geſchätzte und von den Armen ſehr geliebte Frau geweſen. Er ſprach alsdann von der zweiten Mutter, und ſetzte hinzu:

»Das Einzige hat man nicht begreifen können, daß ſie ihre Tochter —«

Unangemeldet trat ein Officier von der Garde herein, und kündigte auf des Herzogs Befehl dem Miniſter Arreſt an.

»Mir?« fragte dieſer, indem das tiefſte Staunen auf ſeinem Geſichte lag.

Der Offizier überreichte ihm ſeine Ordre. Der Miniſter ſah ſie an, wendete ſich zu Aloiſio und ſagte: »Schreiben Sie das Ihrem Herrn Vater.« Hierauf verlangte er ſeine Gemahlin zu ſprechen. Der Offizier verſicherte: ſie ſey ſchon in das Urſelinernonnen-Kloſter gebracht worden.

»So!« rief der Miniſter aus. »Alſo dieſe auch? — Und der Herzog? die Herzogin?«

»Sind beide ausgefahren,« antwortete der Offizier.

»Nun gut,« ſagte der Miniſter, wie es ſchien, ganz gefaßt; »ſo kommen Sie,« und ging mit dem Offizier.

Der Saal war mit Wache von der Garde beſetzt. Die Sekretaire wurden auch fortgeführt. Aloiſio eilte aus dem Palais.

Schon hatten viele Menſchen ſich verſammelt. Der Miniſter ſtieg in den Wagen, den die Gardiſten umgaben. Der Wagen rollte fort, nach der Citadelle.

Aloiſio ging ganz zerſtreut zur Signora Frakaſtera, und forderte Wein. Eleazar ſaß ſchon dort, ſich zu erholen und zu ſtärken wie er ſagte. Nach einem herzhaften Schlucke rief er aus:

»Das kam gar zu ſchnell!«

Aloiſio ſagte: ihm ſey es eben ſo gegangen und wendete ſich nun wieder an Eleazar, der Erſcheinung wegen. Ganz hingeworfen ſagte dieſer:

»Sie können nicht wiſſen, was alles noch kommen wird.«

»Was denn?«

»Machen Sie ſich auf alles gefaßt.«

»Auf Alles?«

»Wenn meine Vermuthungen —«

»Welche Vermuthungen?«

»Vermuthungen ſind keine Gewißheiten. Indeſſen —«

»Warum und wozu ſo geheimnißvoll?«

Die von Alonzo ſo geprieſenen Mädchen traten ein, und erzählten, die Kammerfrauen und Zofen der Frau Staatsminiſterin hätten ſich ganz troſtlos benommen, als ſie mit in das Kloſter gebracht worden wären. Eleazar trank aus, bezahlte und ging. Aloiſio rief ihm nach: »Signor Decimo! Erklärungen« Er nickte mit dem Kopfe, verließ aber das Zimmer ſchnell.

»Ein alter, intrikater Jude!« rief Mirabella, die eine der von Alonzo ſogenannten Nektarſpenderinnen aus, — »von dem alle Menſchen in Parma behaupten, er habe nicht immer die unbefangenſten und reinſten Verhältniſſe mit der Frau Staatsminiſterin gehabt. Ja, einige glauben ſogar, der Herr Staatsminiſter ſelbſt habe ſich ſeiner in gewiſſen Angelegenheiten recht wohl zu bedienen gewußt. — Lieber Himmel! was wird das nun werden?«

Indem kam Alonzo hereingeſtürmt, und ſchrie:

»Viktoria! Endlich einmal hat der Herzog den Muth gehabt, durchzugreifen. — Das wird ſchöne Unterſuchungen geben! Viele legen ſich dieſen Abend gewiß nicht ſo ruhig zu Bette, wie unſere vortreffliche Mirabella. Wiewohl — der Jude Eleazar geht hier auch aus und ein. Der kommt ſicher auch mit in die Sauce.«

Mirabella. Was geht denn das uns an?

Alonzo. Je nun! als Hehler betrachtet —

Mirabella. Als Hehler?

Alonzo. Ja, die Juſtiz vermuthet lieber zu viel, als zu wenig. Sie ſchließt, bringt Wahrſcheinlichkeiten heraus, inquirirt —

Mirabella. Inquirirt?

Alonzo. Es wäre doch verdrießlich, wenn Ihr zur Unterſuchung in ein Kloſter gebracht, in eine Pönitenzzelle geſperrt würdet —

Mirabella. Wie? was? — wir? —

Roſibella. Mirabella und ich? — Warum?

Alonzo. Das könnt Ihr doch nicht läugnen, daß Ihr bisweilen von Eleazar Packete erhalten habt, die er Euch aufzuheben gab?

Roſibella. Er hat ſie aber auch wieder abholen laſſen.

Alonzo. Wenn gleich! Es waren Nekromanten-Apparate in den Packeten.

Mirabella. So etwas kennen wir gar nicht.

Alonzo. Sie wurden bei der Frau Staatsminiſterin gebraucht, zum Schrecken und Entſetzen des Publikums. — Ihr ſeyd mit ihren Kammerfrauen bekannt — dieſe ſtecken jetzt im Urſeliner-Kloſter, in Pönitenzzellen — ſagen vielleicht auf Euch aus —

Mirabella. Was?

Alonzo. Weiber und Mädchen ſind in Unterſuchungen betroffen, zuweilen auch ſchadenfroh, gehäſſig — ſpargiren Dinge — Ach Gott! wer weiß, wie weit das gehen kann. Es iſt erſchrecklich, wie weit dergleichen Dinge getrieben werden können. — Und im glücklichſten Falle geht doch in den Unterſuchungen ſo viel Zeit hin, daß ein Mädchen darüber ganz unſcheinbar werden kann. Zumal, da Gram und Kummer dazu kommen.

Roſibella. Wie Sie nur ſo ſeyn können! — Wiſſen Sie denn ſchon etwas?

Alonzo. Die nekromantiſchen Zurüſtungen — Abzweckungen, die Sinne zu verrücken —

Mirabella. Wir verrücken keine Sinne.

Alonzo. Das könnt ihr nicht behaupten. So etwas geht leicht an. Ihr ſeyd liebe, angenehme Mädchen —

Roſibella. Ach! gehen Sie, mit dem Angenehmen!

Alonzo. Aloiſie, iſt das nicht mehr als zu gewiß?

Aloiſio. Wer könnte es läugnen?

Mirabella. Nun fangen Sie auch an!

Aloiſio. Bedenklich iſt die Sache auf jeden Fall.

Alonzo. Seht! die Inquiſitions-Prozeſſion dort. Die geht nach dem Urſeliner-Kloſter zu. — Die Inquiſitoren ſehen doch nicht herüber? —

Roſibella. Halten Sie Ruh!

Mirabella. Ein wahrer Schadenfroh ſind Sie!

Alonzo. Ach nein! Aber die Mädchen dauern mich — wenn ſie vielleicht auf die Tortur kommen, dieſelbe nicht aushalten können — bekennen, der Schmerzen wegen, was ſie auch nicht verbrochen haben — Ach, Gott!

Mirabella. Sie thun ja, als wenn —

Alonzo. Der verdammte, nekromantiſche Zauberapparat — gegen göttliche und menſchliche Geſetze — Ach, es iſt beklagenswürdig —

Roſibella. Machen Sie einem das Herz nicht ſo vergebens ſchwer!

Alonzo. Noch einen Becher Wein! Ich bin ſelbſt ſo ängſtlich — Ihr dauert mich!

Mirabella. Warum denn wir?

Alonzo. Das werdet Ihr ſelbſt am beſten wiſſen. — Nun? Iſrael, wo kommſt Du her?

Iſrael. Ach Jammer und Elend! Mein Rabbi — mein armer Rabbi —

Mirabella. Um der heil. eilftauſend Jungfrauen willen! was iſt ihm?

Iſrael. Genommen haben ſie ihn und geführt in die Inquiſition.

Roſibella. Was hat er denn verbrochen?

Alonzo. Sicher das nekromantiſche Weſen! Ihr habt ja die Packete oft in dieſem Hauſe abgelegt —

Signora Frakaſtera. Wer konnte denn wiſſen, was in den Packeten ſteckte? Aber mit

Euch Juden ſollte eine Chriſtin ſich gar in nichts einlaſſen.

Alonzo. Freilich nicht! — Aber ſo ſeyd ihr Weiber. — Das kann euch ſchlimm bekommen.

Mirabella. Daß wir euch doch nie geſehen hätten! — Eures Tröpfchen getrunkenen Weins wegen, ſoll man nun wohl gar in Unterſuchung gerathen?

Alonzo. Das wird nicht fehlen.

Iſrael. Gotteswunder! So weit wird's nicht kommen. Es ſind ja lauter Spaßexperimente, aus der natürlichen Magie. Daran ergötzte ſich die Frau Miniſterin. Sollten denn alſo die Jungfern gegen die gebietende Frau nicht ſo gefällig ſeyn und ihr die Inſtrumente aufheben, die zu ihrer Ergötzlichkeit gebraucht wurden?

Alonzo. Die Geiſtlichkeit läßt dergleichen Entſchuldigungen nicht gelten. Die Zaubereien ſind gegen Gottes Gebot. Es wird ein ſchweres Gericht über die Mitwiſſenden ergehen.

Aloiſio. Vielleicht hilft der Rabbi ſich durch ſeine Kunſt aus der Schlinge.

Alonzo. Das iſt wohl möglich für einen Meiſter. Wo kommen aber ſolche Mitwiſſende hin, wie z. B. die artigen, guten Mädchen hier; die ganz zerknirſcht vor uns ſtehen?

Mirabella. Wie können Sie von Verknirſchtſeyn ſprechen? Wir wiſſen gar nicht, was das iſt.

Alonzo. Daß ſich Gott erbarme! Seyd ja recht zerknirſcht, vor der Inquiſition, denn das will ſie haben. Die Diener der Inquiſition greifen gleich ſo herzhaft zu, zumal wenn ſie Frauenzimmer zu erfaſſen haben.

Iſrael. Ja, zugreifen können ſie derb. Ich bin zwar, Gott ſey Dank! kein Weibsbild, aber dennoch haben ſie mich einmal tüchtig gepackt. Wäre Rabbi Eleazar Decimo nicht geweſen, wer weiß, wo ich jetzt ſtäk. Damals war aber freilich die Frau Miniſterin noch am Regimente. Jetzt aber — Gott weiß, wie es ihren Kammerfrauen gehen wird!

Alonzo. Die zuckerſüße Martella wird ſich ſchön krümmen!

Mirabella. Und darüber können Sie ſich freuen? — O! man ſollte mit Ihnen gar kein freundſchaftliches Wort mehr ſprechen!

Iſrael. Gott bewahre! Ein Offizial kommt in's Haus.

Roſibella. Jeſus Maria! — Was iſt Ihnen gefällig, Herr Offizial?

Offizial. Was iſt das? Sie zittern ja. Bin ich denn ſo furchtbar. — Ei, ei! wer ein gutes Gewiſſen hat, den ſetzt kein Offizial in Verlegenheit. — Herr Marcheſe! der Herr Miniſter hat etwas mit Ihnen ſprechen wollen; es kann aber jetzt nicht ſeyn. Sie werden es von dem Herrn Criminalrichter ſchriftlich erhalten. — Die Signorellen aber hier, werden erſucht, morgen vor Gericht zu erſcheinen; desgleichen die Signora Frakaſtera. — Gott ſey mit Ihnen!

Indem er fortging, ſchrie die Signora: »Hole der Böſe den Rabbi, mit ſeinem nekromanten Krame!« — Die Mädchen gingen, die Hände ringend und weinend, umher. Alonzo nahm ſie bei den Köpfen, ſchäkerte und ſprach ihnen Troſt ein. Iſrael ging fort und Alonzo erklärte: er wolle ſeine Braut tröſten, die eine gute Freundin der Miniſterin geweſen ſey und vielleicht auch Theil an den nekromantiſchen Späßen genommen habe. Abſchied nehmend, kneipte er die Mädchen in die Backen und Aloiſio blieb allein bei ihnen. Da ſie aber ganz außer ſich waren, war nichts mit ihnen zu reden. — Die Signora erſchöpfte ſich in Verwünſchungen des Juden und ſeufzte ſo herzhaft als möglich. Aloiſio ließ ſein Roß vorführen, ſetzte ſich auf, und verließ Parma. Sich zu zerſtreuen, ritt er zu ſeiner Schweſter nach Buſſetto, und kam erſt ſpät nach Formino auf ſeinem Schloſſe an. Es wurde ihm gemeldet, ein Schwarzmantel ſey zwei Mal dageweſen und habe nach ihm gefragt.

Kaum brach der Tag an, als Aloiſio ſich aufmachte, die zu ſehen, welche nicht geſehen zu haben, ihm eine Ewigkeit zu ſeyn dünkte; wie das in ſolchen Fällen allen Liebhabern geht. — Wie gewöhnlich fand er ſie im Garten. — Als ſie ihn erblickte, eilte ſie ſogleich zur Gartenthür und öffnete dieſelbe.

Er hatte ihr viel zu erzählen, doch verſchwenderiſch mit ſeinen Liebkoſungen, kam er kaum dazu. Endlich aber überließen ſich Beide den Ausdrücken der innigſten Zärtlichkeit, als Dianora unvermuthet zuſammenfuhr und mit dem Ausrufe: »Die Tante! die Tante!« ſich ſeinen Armen entriß. Er that eben das, ſtand mit ihr auf und ging der Tante entgegen.

Dieſe drohte mit dem Finger, indem Aloiſio auf ſie zu eilte, ihre Hand ergriff und ausrief:

»Ach! eine gute Seele habe ich gefunden. Werden Sie meine geliebte, gute Mutter!«

Die Tante. Mein Herr Marcheſe! Ich hätte nicht geglaubt —

Aloiſio. Vergeben Sie der Liebe, die ſo unverhofft ſich gefunden hat —

Tante. Dianora! ich hätte nie geglaubt, daß Du ſo hinter dem Rücken Deiner Tante, die als Mutter —

Dianora. Ach, gute Mutter! verzeihen Sie —

Tante. Und Sie, mein Herr! Sie ſind —

Aloiſio. Ich bin der Marcheſe Fiormino, bin frei, ſuche eine Gattin und hoffe ſie gefunden zu haben. Beide haben wir einander gefunden. Die Glücklichen bitten um Ihren Segen!

Tante. Und Sie glauben, daß alles ſo raſch gehen könnte, wie Sie ſich einbilden? Haben Sie keine Eltern?

Aloiſio. Meine gute Mutter lebt nicht mehr. Mein Vater iſt gut, er wird gewiß meine Wahl billigen.

Tante. Wo lebt Ihr Vater?

Aloiſio. Jetzt iſt er in Navarra. Aber —

Tante. Sein Name?

Aloiſio. Fürſt Farneſe.

Tante. Fürſt —

Aloiſio. Fürſt Aleſſandro Farneſe.

Tante. Gerechter Gott! Und dieſe hier haben Sie zu Ihrer Gattin gewählt?

Aloiſio. Dieſe, und werde nie eine Andere wählen.

Dianora. Ewig bin ich die Seinige und werde nie die Gattin eines Andern werden —

Tante. Dieſes Mannes Gattin darfſt, kannſt Du nie werden.

Aloiſio. Wer will es hindern? Wer kann es?

Tante. Gott, die Kirche, alle menſchliche Geſetze.

Aloiſio. Wie? — Wie können ſie das?

Tante. Dianora — iſt Ihre Schweſter.

Aloiſio. Gerechter Gott!

Dianora. Aloiſio mein Bruder? — Ewiger Himmel! Ich, ſeine Schweſter?

Tante. Die Tochter der Marcheſa Clara Novara und des Fürſten Aleſſandro Farneſe. — In meine Arme legte ſie ihre Tochter und ſagte: Freundin! werde Du ihre Tochter. — Sie war damals ſehr krank und glaubte ſich ihrem Ende nahe. Nachher erlangte ſie ihre Geſundheit wieder und iſt verſchwunden. Man weiß nicht, wohin ſie gekommen iſt. — Der Fürſt, Dein Vater, beobachtet das tiefſte Stillſchweigen über ihren Aufenthalt. Als

Mutter habe ich Dianoren erzogen und ihre Mutter hat ſie für das Kloſter beſtimmt. — Nichts iſt bis jetzt in ihrer Schickſals-Aenderung beſtimmt worden, und Ihre Schweſter kann nicht Ihre Gattin werden.

Bei dieſer Erklärung ſank Dianora in Ohnmacht. Aloiſio fing die Sinkende mit offenen Armen auf, ausrufend:

»Dianora, mein Leben!«

Sehr angegriffen, mußte die Tante ſich niederſetzen, indem Aloiſio fortfuhr und mit rollenden Augen ausrief:

»Die Beweiſe!«

Tante. Die ſollen Sie haben. — Jetzt beruhigen Sie ſich bei meinem Schwur auf dieſes Krucifix, die Geſtalt des Erlöſers, unſers Seligmachers, am Kreuze.

Aloiſio. Dianora! — Kehre zurück, geliebte Schweſterſeele! in Deine ſchöne, irdiſche Hülle. Mit treuer Liebe wird ewig Dir ergeben bleiben Dein Bruder, der den letzten Augenblick ſeines Daſeyns gern in Deinen Armen gefunden hätte. Das hat nicht ſeyn ſollen. — Aber rein ſind unſere Geſchwiſterherzen, die keine Macht wieder trennen ſoll. — Ach, liebe Tante! So gern ich Ihnen alles glaube, aber — die Beweiſe von dieſer ſo gebieteriſch beſtimmten Trennung erbitte ich mir.

Dianora. Ach! Aloiſio, Du mein Bruder? Nicht mein Geliebter mehr? Wie ſchnell kam dieſe Stunde der Trennung, wie unvermuthet. — Nun werde ich gern eine Nonne. — Lebe wohl, geliebter Bruder! — Wenn wir uns wieder ſehen, ſiehſt Du mich im heiligen Gewande, und ſo — hoffe ich dereinſt auch Dich zu ſehen; denn Keiner gönne ich Dich als Gatten. — Gedenke meiner, wohin Du auch gehſt. Wo Du auch biſt und ſeyn wirſt. Stets iſt Deine Dianora bei Dir. — Aber Abſchied nehme ich von Dir, mit dieſem meinem letzten Kuſſe. Lebe wohl! Du Einziger meines Herzens, lebe wohl! — Nimm, klöſterliche Einſamkeit, mich, Dein Opfer, auf! Ich komme. — Zum letzten Male, Aloiſio, lebe wohl! — Wieder ſehen wir uns gewiß, aber als Liebende nicht; nicht als Braut und Bräutigam.

Aloiſio. O! ich bin vernichtet. — Du gehſt? — Nur einmal noch in meine Arme! — Nimm Alles, alles mit Dir, was Dir geweiht war. Mich ſelbſt, ganz, wie ich bin, mit mir ſelbſt. — O Tante! daß Sie es doch nie wieder erleben, zwei Liebende ſo unglücklich zu ſehen, als uns.

Weinend, ſchnell wie ein Sturmwetter, flog er auf ſein Schloß zu, ſchloß ſich dort ein und wollte keinen Menſchen ſprechen oder ſehen. So verfloſſen ihm in quälender Einſamkeit ſechs Tage. Am ſiebenden bekam er einen Brief aus Parma, von dem Erzbiſchof, der ihn zu ſprechen verlangte. Zwei Tage nach der Einladung ritt er nach Parma.

Der Erzbiſchof nahm ihn ſehr liebreich auf, und gab ihm einen Brief von ſeiner Schweſter, und einen von der Frau von Binuo, der Tante Dianorens, bei welchem die Dokumente und Beweiſe lagen, daß das Fräulein ſeine Stiefſchweſter ſey. — Seufzend faltete Aloiſio die Dokumente zuſammen, ſteckte ſie nebſt dem Briefe zu ſich, und rief aus: »Ja; es iſt hart!«

»Und ſehr ſchmerzlich, lieber Sohn! für Dich und Deine Schweſter;« ſetzte der Erzbiſchof hinzu. »An allem dem iſt ihre Mutter ganz allein Schuld. — Geſchmeichelt hatte ſich ihr ſtolzes Herz, die Gemahlin des Fürſten Farneſe zu werden. Da das nicht geſchah, entfernte ſie ihre Tochter von ſich, und übergab ſie ihrer Freundin, meiner Schweſter, zur Erziehung. Sich ſelbſt verbannte ſie zu ſelbſt gewählter ſtrenger Buße in ein Kloſter, wie wiſſen nicht und können nicht erfahren, in welches; vermuthlich aber in eins der ſtrengen Büßenden im Kirchenſtaate. — Nun bedenke einmal, mein Sohn und überlege, welch ein Unglück, welch Verbrechen hätte geſchehen können, hätte des Himmels Hand nicht den Schleier weggezogen von Eurer Unwiſſenheit, noch als es Zeit war. Unwiſſend hättet ihr geſündigt, gelebt in ſchreckbarer Blutſchande. — O! daß meine Zunge dieſes Wort nicht hätte ausſprechen müſſen! — Ausſprochen iſt es; aber Gott ſey Dank! geſchehen iſt die Schreckensſünde nicht — Weil doch aber auch dergleichen Unwiſſenheit, wenn auch nicht hart, dennoch aber doch zu beſtrafen iſt, hat Dianora ſich entſchloſſen, einer ſelbſtgewählten Buße im Kloſter ſich zu unterwerfen, und was Dich betrifft, mein Sohn! Dir gibt die Kirche Erlaß, nach einer zweijährigen Pilgrimſchaft nach Trapani in Sicilien, zum wunderthätigen Bildniß der allerheiligſten Mutter Gottes. — Wandere hin, und lebe fromm und keuſch als Pilger, ſo bald Du kannſt und die Sachen Deines irdiſchen Lebens in Ordnung gebracht haſt. — Gottes Segen walte über Dir und überſchütte Dich reichlich mit allen Glaubensgütern und Wohlthaten. Gott ſey mit Dir.«

Von dem Erzbiſchof ging Aloiſio zu dem Criminalrichter, ihn zu fragen: was es geweſen ſey, das der inhaftirte ehemalige Premierminiſter ihm habe ſagen wollen? Der Criminalrichter holte ein an ihn gerichtetes Billet herbei, bat ſich aber die Einſicht davon aus, wenn er es geleſen habe. Aloiſio las, geſchrieben von des Miniſters Hand:

»Herr Marcheſe!

Die, ohne daß ſelbſt Ihr Herr Vater weiß, wohin, verſchwundene Marcheſe Clara Ronara, ehemals von ihm, nach dem Tode Ihrer Frau Mutter, geliebt, hat eine Tochter der Erziehung Ihrer Tante, der Signora di Binuo, übergeben. Sie lebt auf dem

Lande, unweit Ihrem Schloſſe Fiormino, und heißt Dianora. Setzen Sie davon Ihren Herrn Vater in Kenntniß.

Gauffrido.«

Dieſes Billet überreichte Aloiſio dem Criminalrichter, der es durch as, und es ihm ganz gleichgültig zurückgab, indem er bloß ausrief: »Sonderbar!«

Aloiſio konnte ihm nicht verhalten, was geſchehen war. — Ganz verwundert hörte er die Erzählung an, ſagte: »Danken Sie Gott, daß es ſo gekommen iſt, wie es kam!« und wünſchte ihm glückliche Pilgrimſchaft.

Nun eilte Aloiſio zu ſeinem Freunde Alonzo, erzählte ihm, was ihm begegnet ſey und ſchrieb einen langen Brief an ſeinen Vater, legte die nöthigen Belege ein, und meldete ihm, daß er ſich zurüſte, ſeine Pilgrimſchaft anzutreten.

Dann ging er zur Frau von Vinuo und theilte ihr ſeinen Entſchluß mit. Dianoren konnte er nicht ſprechen. Sie hatte ihre Buße im Kloſter ſchon angetreten, ließ ihm aber verſichern, ſie werde ihm nach Venedig ſchreiben, alles was ſie ihm noch zu ſagen habe.

Aloiſio brachte nun ſeine Sachen in Ordnung und verſuchte nach und nach, ſich, ſo gut es ihm möglich war, zu beruhigen. Indeſſen aber ging er noch einmal nach Parma, wo Alonzo ihn mit zu ſeiner Braut nahm, welche ihn mit großer Theilnahme empfing und ihm erzählte, ſie ſey in ihrer Wohnung, auch der nekromantiſchen Affairen der Frau Miniſterin wegen, verhört worden, und zugleich viel von Eleazar ſprach.

Aloiſio. Und dieſer ehrenfeſte Rabbi?

Gräfin. Iſt mit aller nur erdenklichen Schlauheit durchgekommen, wiewohl auch ein nekromantiſcher Gewaltſtreich, wie man ſagt, ihn gerettet haben ſoll.

Aloiſio. Wie ſo?

Gräfin. Der Ober-Inquiſitor will nichts davon wiſſen und geſtehen; Einige aber ſagen, eine Erſcheinung, am hellen, lichten Tage, habe den Inquiſitor ſo beſtürzt gemacht, daß Eleazar ſogleich entlaſſen worden ſey. Wäre Pasquino hier, er würde ſagen — lacht, mein Bräutigam —: das Judenthum habe das Chriſtenthum in den Furchtſack geſteckt. — So viel iſt gewiß, über alle Erwartungen wunderbar ſind die Erſcheinungen, welche Eleazar durch ſeine Kunſt zu bewirken weiß. — Ich ſelbſt habe Dinge von ihm geſehen, die mich mit Furcht und Entſetzen erfüllt haben.

Aloiſio. Und alles das für Geld?

Gräfin. Wenigſtens brachte alles Geld ein, wenn er auch öffentlich keins nahm. — Jetzt aber denke ich immer, er wird ein wenig verbannt werden. Er hat es gar zu toll getrieben. Doch ſtarken Rückenhalt hat er noch. Die Mediceer, — unter uns, — lieben ſolche Geiſterſtreiche und Gaukeleien. Dies wird auch wohl die Gemahlin des Miniſters retten. Er aber kann nicht gerettet werden. Seine Erpreſſungen, Ungerechtigkeiten und Unredlichkeiten können keinen Vertheidiger finden. Sein Miniſter-Despotismus hat den Herzog ſo offenbar bloß geſtellt, daß es unmöglich wird, ihm zu vergeben. Das Volksgeſchrei iſt ſo laut geworden, daß es nicht übertäubt werden kann. Ohne Diskretion und Klugheit hat er ſich und ſein Daſeyn ſo ganz bloß dahingegeben, daß nichts ihn retten kann. Zudem hat er noch ganz unverſchämt dem Herzog alle ſeine Nachbarn auf den Hals gehetzt, unter welchen die Republik Venedig am lauteſten geworden iſt. Und dieſe iſt bekannt. An Schlauheit und an Liſtigkeit den geflügelten Löwen zu übertreffen, dazu war Gauffridi zu viel franzöſiſcher Egoiſt, der noch dazu nicht einmal den Machiavell verſtand.

Aloiſio. Mein Vater meinte auch, er ſey nicht zu retten.

Gräfin. Schwerlich!

Nach einer Pauſe ſtellte ſich die Gräfin an ein Fenſter theilnehmend an ſeine Seite, legte ihre zitternde Hand auf die ſeinige, blickte ihm mit ſeelenvollen Augen an, und begann mit zitternder Stimme:

»Marcheſe! Aufrichtig und auf Ehre! Haben Sie, wenn Sie Dianoren küßten, wenn Sie zärtlich ſie umſchlangen, wenn Sie von ihr geküßt wurden — keine, auch nicht die leiſeſte Ahnung von Blutsfreundſchaft gehabt?«

»Nichts.«

»Kein unerklärbares Entgegenſträuben, — keine ſchauernde Bewegung — kein Zittern? kein inſtinktartiges Erſchüttern? — keine unerklärbare Aengſtlichkeit?«

»Nichts von dem allen.«

»Alles, wie bei keiner ſo nahe Verwandten?«

»Alles, wie bei einer Fremden. — Wir haben beide nichts davon empfunden und geahnet.«

»O Ihr Caſuiſten! Was man nicht weiß, gibt auch kein Vorurtheil.«

»Die Natur gab weder Ahnung noch Vorurtheil.«

»Bravo! Das war es, was ich wiſſen wollte. — Kommt mir, ihr Pfaffen! mit der innern Stimme, mit angeborenem Inſtinkt. — Es iſt alles nichts.«

Wäre es nicht Alonzo's Braut geweſen, Verhöre und Geſtändniſſe hätten vielleicht noch nicht aufgehört. Da aber der Beichtvater der Braut kam, empfahl ſich Aloiſio ihr feierlich und ging, wo er Alonzo anzutreffen hoffte, zu den Nektarſchenkerinnen.

Mit ſehr guter Laune ritt Aloiſio nach Fiormino, legte zwei Tage darauf die Pilgerkutte an und wanderte fort, bis nach Venedig, wo wir ihn gefunden haben.

Wir wiſſen nun, wer der Pilger war,

was zu wiſſen der Wirth vom deutſchen Hauſe ſo angelegentlich ſich beſtrebte. — Wir wiſſen ferner, daß der Graf Sandinello mit ihm nach dem Markusplatze zu ging, als er den Gondelier fortgeſchickt hatte, und daß beide in ein tiefes Geſpräch verſtrickt waren. Wir wollen hören, wovon ſie ſprachen.

Alonzo. Du biſt wohl ganz verwundert, mich hier zu ſehen? Höre! — Die Geſchichte mit meiner Braut hat ein ſchnelles Ende genommen. Wir gaben beide einander die Erlaubniß zu thun, was wir wollten. So ſagten wir uns, gemeinſchaftlich, den Handel auf. Dabei haben wir, glaube ich, nichts verloren; als ich, einige tauſend Dukaten mehr, als ich habe. Das iſt kein Unglück. — Mein Vater aber war mit meinem Benehmen nicht zufrieden. Mich ſelbſt in erwünſchte Thätigkeit zu ſetzen, brachte er mich in Geſandtſchaftsgeſchäfte; wozu ich auch gar nicht tauge. In ſolchen Angelegenheiten muß ich jetzt nach Neapel reiſen, wo mir die Spanier auch gehörig den Kopf waſchen werden. — Ich bin überzeugt, die Mädchen in Neapel werde ich beſſer kennen lernen, als die Geheimniſſe der Diplomatiker Spaniens. Meinetwegen mag in Neapel herrſchen, wer will. Die Mädchen und Weiber werden doch ſtets regieren; in Neapel ſo gut, als in Madrid, oder in Parma. Mein Vater kam aus Navarra nach Parma, gab ſich viel Mühe, mir den Kopf zurecht zu ſetzen, richtete aber nichts aus und gab mir dieſen Brief an Dich mit. Er iſt von Deinem Vater. — Er hat auch einen ſehr engbrüſtigen Streich gemacht. Sonſt hätteſt Du keine Liebſchaft mit Deiner Schweſter anſpinnen können. — Ein fataler Handel! Gegen eine Schweſter könnte ich gar nicht verliebt zärtlich ſeyn. — Wie wird es denn nun mit Deiner Pilgerſchaft werden?

Aloiſio. Bis nach Trapani geht ſie.

Alonzo. Ich wünſche Geduld und geſunde Füße. — Höre! wenn doch Dein Onkel, der Kardinal, von Rom aus, Deiner Schweſter einige Heiligkeitsworte ans Herz legen könnte, damit ſie ſich nicht gar zu heftig geiſelte, aus ſchweſterlicher Einfalt und Gottesergebenheit. Wenn Du wiederkommſt, wirſt Du ſie kaum kennen, denn ſie ſoll ordentlich raſend gegen ſich ſelbſt geworden ſeyn. — Nun laß uns in ein Weinhaus gehn, wo wenigſtens ein Subjekt von einem hübſchen Mädchen iſt. — Ueberdenke alles, was Du mir zu ſagen haſt; denn morgen früh reiſe ich weiter.

Aloiſio. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird.

Alonzo. Ich auch nicht. — Komm!

Sechſter Abſchnitt.

No fies en la color
Que pusto se passa!

Calderon.

Den folgenden Tag, als Aloiſio allein war, nahm er die Briefe vor ſich, die er erhalten hatte.

Der Brief ſeines Vaters war in ſichtbarer Verlegenheit geſchrieben. Er klagte über den ſtolzen, hartnäckigen Sinn der Marcheſe Clara Monara, die Gewaltthätigkeit und Hartſinnigkeit derſelben und zeigte ſich ſehr erſchrocken über ſeinen gehabten Zärtlichkeitsumfall. Recht herzlich ſprach er ſich aus über das ſeiner Mutter errichtete Monument, und ſagte: er beklage ihren gutmüthigen Sinn noch jetzt und werde ihn ewig bedauern. Zugleich legte er ihm das Patent als Oberſter der Cavallerie bei.

Als Aloiſio den Brief, um ihn aufzuheben, wieder zuſammen faltete, ſeufzte er: »O Dianora!« Dann erbrach er ihren Brief, den ihm Ramiro gebracht hatte, der auch von ihm Antwort verlangte. Seufzend und langſam machte er den Brief auf, und las:

»Lieber Aloiſio!

Bald werde ich es über mich gewonnen haben, Dich Bruder zu nennen, obgleich meine aufgeregte Phantaſie immer der Benennung noch entgegenſtrebt. Die Zeit wird, hoffe ich, auch dieſe mir von dem Himmel geſchlagene Wunde endlich heilen, ſo wie die Salben die Wunden, welche ich mir mit der Bußgeißel ſchlage, heilen werden. Ganz demüthig zufrieden bin ich mit der auferlegten Buße; wiewohl es nicht hätte ſo ſeyn können, wenn es nicht hätte zu unſerer Prüfung ſo werden ſollen. Bedenke, daß alles, was geſchehen, zu unſerm Beſten geſchehen iſt. Vollbringe Deine Bußpilgerfahrt mit frohem, geiſtlichem Muthe —«

Hier warf Aloiſio den Brief aus der Hand, ausrufend: »Nonnengeſchwätz, diktirt von der vorgefaßten Heiligkeitsmeinung eines Beichtvaters! Tyranniſiren können ſie wohl, dieſe Seelenverſchnittenen! ſich an den Striemen blutender Geißelhiebe Anderer laben, aber nie Gefühle würdigen. — Ich mag nichts weiter leſen! und ſchrieb es auch ſelbſt Dianora.«

Der noch unerbrochene Brief, den Marilla gebracht hatte, war unterſchrieben: Erlina Gräfin Roſana. Sie gab ihm — was er gar nicht erwartet und vermuthet hatte — die Nachricht: daß ihr ſtilles, in die ſich ſelbſt gezauberten Freuden verſchloſſenes Herz genöthigt geweſen ſey, ſich von Alonzo zu trennen, der nie ein für ſie geſchaffenes Herz gehabt habe. Uebrigens bat ſie ihn, ihr zuweilen

Nachrichten von ſich zu geben und verſicherte ihn, Dianoren ſo oft zu beſuchen, als ſie dazu Erlaubniß erhalte. Aloiſio griff wieder zu Dianorens Briefe und las weiter:

» – mit innerm regen Sinn für gute Werke, gedenke meiner in Deinen Gebeten, ſchreibe mir zuweilen und adreſſire Deine Briefe an die Tante.«

Ramiro kam, erzählte ihm, er habe mit Alonzo geſprochen, ſey von ihm als Geſandtſchaftsbote angenommen worden, folge ihm morgen nach und bat Aloiſio, ihn für entſchuldigt zu halten, daß er keinen Brief an Dianoren mit zurücknehmen könne.

Aloiſio ſtieg in eine Gondel, warf ſich aufs Canapé, ließ den Kanal ſich hinabfahren, und ſprach mit ſich ſelbſt:

»Was fange ich nun an? Bleibe ich hier? Wozu? — Iſt das eine Pilgerfahrt? — Will ich ſie denn wirklich vollbringen? Warum nicht? Habe ich es nicht verſprochen? Dein gegebenes

Wort wollteſt du brechen, Aloiſio? — Nein! — Auch dem Vater habe ich es ja geſchrieben. — Aber ſo, bloß nur zu pilgern? — Was ſoll ich denn ſonſt thun, unternehmen? — O! daß es Krieg gäbe! daß ich hinziehen, in die Schlachtgewühle mich hineinſtürzen könnte! — Und für wen? — Wer würde es mit Theilnahme vernehmen? — Dianora? Tod für mich und die Welt? — Erlina? Tolles Beginnen!«

Bei dem Claren-Kloſter ließ er anlegen. — Er wollte die Pförtnerin ſprechen, ihr einen Gruß, eine Empfehlung von ihrer Schweſter bringen; vielleicht Gelegenheit zu erhalten, die ſchöne Wittwe Roſaura Grimmani zu ſprechen.

»Wozu?« fragte er ſich ſelbſt, hatte keine Antwort darauf, blieb aber doch bei ſeinem Wunſche.

Er ſtieg aus, fragte, wurde berichtet und die Pförtnerin erſchien ſogleich. Er ſtattete ſeine Grüße ab, und ſie begann:

»Verzeihen Sie, daß ich auf mich warten ließ. — Ich war eben bei der jungen, ſchönen Wittwe, Signora Roſaura Grimmani, — von der Ihnen meine Schweſter ſchon erzählt haben wird, — und wie das nun ſo geht, wenn man mit einer ſo intereſſanten Dame in's Geſpräch kommt; man kann nicht wieder aufhören; — da wurde ich gerufen und eilte ſogleich zu Ihnen. Ei, der tauſend! wie freue ich mich, einen ſo artigen, galanten Cavalier kennen zu lernen!« —

»Ich bitte — ohne dergleichen —«

»Dergleichen Expectorationen müſſen erfolgen, das läßt ſich gar nicht anders thun! — Aber, hören Sie! da Sie, wie meine Schweſter ſagt, — die es von unſerm Schwager hat — aus Parma ſind, ſo könnten Sie der Dame einen Gefallen erzeigen, wenn Sie ihr ſagen könnten, wie dort eine Freundin von ihr lebt. — Das thun Sie gewiß! — Ich ſage es ihr. Laſſen Sie ſich nieder. Ich komme gleich mit ihr zurück!«

Sie ging. Bald aber kam ſie wieder und eine ſehr intereſſante Dame mit ihr. — Nach abgelegten Complimenten, kam es ſogleich zum Geſpräch:

Roſaura. Sie ſehen mich, wie das hier gebräuchlich iſt, im Nonnen-Schleier und Gewande; ob ich es gleich noch nicht bin.

Aloiſio. Noch nicht? — Alſo doch wohl?

Roſaura. Ich glaube nicht; wiewohl ich ſagen muß, daß es mir ſehr wohlthut, in dieſem Gewande mich hier zu befinden. — Sie kennen das freilich nicht! —

Aloiſio. Doch. — Meine Schweſter iſt Priorin. und noch eine mir ſehr theuere Freundin trägt auch ein Nonnengewand. — Alſo —

Roſaura. Was mir begegnet iſt, werden Sie wiſſen?

Aloiſio. Man hat mir davon erzählt.

Roſaura. Ich weiß nicht, ob es gut oder böſe zu nennen iſt, was mir begegnete; aber nicht ganz gewöhnlich iſt es doch wohl, und ſo darf ich es nennen. — Da Sie aber, wie ich höre, aus Parma ſind, ſo darf ich doch wohl hoffen, Nachrichten von einer Herzensfreundin meiner Mutter, einer gewiſſen Signora Binuo, zu erhalten, von der wir lange nichts mehr gehört haben, die aber jetzt, wie wir vernehmen, mit einer ſonderbaren Begebenheit umfangen worden ſeyn ſoll? Was wiſſen Sie davon und von ihr, mir zu ſagen?

Aloiſio. O Signora! Alles was ich davon weiß, betrifft mich ſelbſt.

Roſaura. Wie? Sie ſelbſt? — Iſt das möglich?

Aloiſio. Es iſt.

Roſaura. Mein Gott! Wie ſonderbar!

Aloiſio. Sehr ſonderbar. — Empfangen Sie, mit der Erzählung, mein Geheimniß.

Roſaura. Geheimniß — Wie? — Wiſſen Sie aber, ob es bei mir aufbewahrt iſt?

Aloiſio. Gewiß! das ſagt Ihr ſchönes, theilnehmendes Auge mir.

Roſaura. Herr Marcheſe! ungemein verbunden — aber —

Aloiſio. Dergleichen theilnehmende Strahlen können nicht trügen. — Was gleich und in den erſten Augenblicken ſo zu Herzen ſpricht, verdient Erwiederung und Vertrauen. — Signora Binuo erzog ein Fräulein bei ſich, als Tante, welche ich Unglücklicher! liebte —

Roſaura. Unglücklicher? — Sie? — Und Sie lieben ſie nicht mehr?

Aloiſio. Immer noch. Aber als Geliebte, darf ich nicht.

Roſaura. Sie dürfen nicht?

Aloiſio. Mein Unglück faſſe ich in ein Wort zuſammen: Sie iſt meine Schweſter.

Roſaura. Die Geliebte, Ihre Schweſter?

Aloiſio. Sie wußte das nicht, ich nicht, die Tante nicht, keine Ahnung flüſterte uns Vermuthungen, Abſchreckungen, Schauer — zu —

Roſaura. Naturgefühle —

Aloiſio. Vertrauten uns nichts, verboten uns nichts, warnten uns nicht —

Roſaura. O! wer ergründet die Geheimniſſe der Liebe?

Aloiſio. Kein Zufall, kein Gebot. Ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel war's, der uns betrübte, der die Gewißheit uns zublitzte: Ihr ſeyd Schweſter und Bruder.

Roſaura. Schrecklich!

Aloiſio. Ich bin der Sohn des Fürſten Farneſe; meine Mutter Bianka Roſpiglioſa iſt geſtorben; an ihrem Grabe weine ich und meine Schweſter, die Priorin. — Meine zweite Mutter, Clara Ronara, gab ihre Tochter ihrer Freundin, der Signora Binuo, zur Erziehung und ging, in heiliger Verzweiflung als Büßende, man weiß nicht, wohin. Und dieſe, ihre Tochter Dianora, liebte ich. — Jetzt trauert ſie, als Büßerin, in einem Kloſter. — Dies, edle Signora! iſt meine Geſchichte und die Nachricht von der Freundin, die ich Ihnen geben kann.

Er ſtieg auf und trat mit thränenſchweren Augen an ein Fenſter. Bald darauf ſtieg Roſaura auf, ging ihm nach, ergriff ſeine Hand und ſtammelte:

»Faſſen Sie — beruhigen Sie ſich!«

Er küßte ihr die Hand, empfahl ſich und verließ das Kloſter.

Nach Murano, nach St. Giorgio und auf alle benachbarte Inſeln Venedigs ließ Aloiſio ſich nach und nach überſetzen und brachte einige Tage auf dieſer Umherfahrt zu, alle Seltenheiten der dortigen Gegenden beſehend, um ſich zu zerſtreuen. — Als er endlich wieder nach Venedig zurückkam und kaum wieder in Ordnung gekommen zu ſeyn ſchien, kam Frau Brigitta mit Obſt, ſetzte ihr Fruchtkörbchen ab und rief endlich verwunderungsvoll aus:

»Gelobt ſey der heil. Florian! daß man Sie endlich wieder ſieht. Wo haben Sie denn geſteckt? Halbtodt hat man ſich nach Ihnen gefragt. — Einen Jammer und eine Theilnahme haben Sie angeſtellt, daß es kaum zu ſagen iſt. Er wird ſich doch kein Leid angethan haben? rief Signora Roſaura einmal über das andere Mal aus, und fragte hin und her. Ich wußte keine Antwort zu geben. — Mein Gott und Herr! Haben Sie denn gar nicht daran gedacht, daß es in Venedig auch theilnehmende Herzen gibt?« —

»Meine Lage fordert Zerſtreuung. Deshalb will ich auch Venedig verlaſſen, ſobald es möglich iſt.«

»Das ſagen Sie nur fein vorher, daß man auf's Verlaſſen gefaßt iſt.«

»Wer denn?«

»Wer denn? wer denn? — Thun Sie doch, als wüßten Sie gar nicht, was ein theilnehmendes Herz — Ach Gott! haben Sie denn nichts geſehen, nichts empfunden, bemerkt? Soll man es denn ſo ganz augenſcheinlich präſentabel machen? — Hier habe ich drei Stück recht ſchöne Ananas. Wollen Sie ein Paar davon? Nicht, und eine davon in's Claren-Kloſter?«

»Beſorge das alles beſtens und melde mich im Claren-Kloſter. Ich will Abſchied nehmen von der theilnehmenden Vedova Roſaura.«

Das wurde alles wohl ausgerichtet und beſtellt. Er nahm, ſeine Pilgerreiſe weiter fortzuſetzen, Abſchied. Sehr theilnehmend, mit naſſen Augen, bat ihn Roſaura, bei ſeiner Zurückkunft von Trapani wieder einzuſprechen. »Denn,« ſetzte ſie hinzu, »ehe ich Sie wieder geſehen habe, verlaſſe ich meinen Aufenthalt in dieſem Kloſter nicht, — Wollen Sie mir zuweilen ein Brieſchen gönnen, ſoll es mich ſehr freuen. So oft ich weiß, wo meine Briefe Sie finden können, werde ich ſchreiben. Wenn man ſich nicht ſelbſt ſehen kann, ſind Briefe das einzige wünſchenswerthe Unterhaltungsvergnügen. In den Zeilen und Worten lebt, was die Zunge nicht ausdrücken kann.«

Im deutſchen Hauſe nahm Marliſa ſehr theilnehmend Abſchied von dem Pilger, den der Wirth ſehr verbindlich bat, auf ſeinem Zurückwallen bei ihm einzuſprechen. Aloiſio ließ ſich, wie er ſcherzte, von Marliſa den Abſchiedswein reichen, öffnete das Fenſter und ſprach mit einigen Sträußermädchen.

Als er ſich umwendete, den beſtellten Wein erwartend, ſah er ein offenes Papier, auf der Weintafel liegen, beſchrieben mit den Worten in ſpaniſcher Sprache:

Pilger! meide den Kirchenſtaat.

Marliſa, die den Wein hereinbrachte, verſicherte nicht zu wiſſen, wo das Papier herkomme. Eben das beſchwor der Wirth bei den Reliquien des heil. Evangeliſten Markus. Niemand konnte ſich denken, woher das Zettelchen gekommen war. Aloiſio wurde nachdenkend, vertrank aber ſeine Bedenklichkeit, beſorgte, was ihm zu beſorgen nöthig ſchien, verſah ſich mit friſchen Wechſeln, einigen Empfehlungsbriefen, und wanderte aus Venedig hinaus, von dannen.

Siebenter Abſchnitt.

Il Sofista suol cercare
Per dove scappare.
Loredano.

Auf dem Wege einſam und allein dahin wallend, ſprach Aloiſio mit ſich ſelbſt:

»Wie konnte ich mich aber der Waller Buße unterwerfen? Gab es für mich keine andere? Mußte es überhaupt eine geben für unwiſſend begangene Schuld? — Und eben deswegen, konnte es eine ſeyn? — Wie ſoll ein Prieſter, wär er auch Erzbiſchof, entſcheiden, verdammen und beſtrafen können, etwas, wobei noch nichts Böſes geſchehen iſt?«

So ſprach er mit ſich ſelbſt, ging aber dennoch auf ſeiner Pilgerfahrt der Buße immer weiter fort. Indem er ſo dahin wanderte, ſang er:

Lerchentöne! meinen Ohren
ſanft ertönend; ſingt ihr mir
Klagen jetzt von Dianoren
auf dem Wanderpfade hier?
Iſt es klagendes Bedauern,
aus Venedig von Roſauren
kommt es, zu beleben mich.

Schweben Klagen, Schmerzenstöne,
zitternd um's getäuſchte Ohr,
ſind's nicht Stimmen der Kamöne,
iſt es nur ein Nonnenchor,
das ſo ſchmerzlich wiedertönet,
in mir die Natur verhöhnet,
die mich zwingt zum Pilgergang.

Fürchterlich vor meinen Ohren
tönt's, wie dumpfer Grabgeſang:
Dianora iſt verloren
für dich; deinem Pilgergang
folget keine ſanfte Laura,
nicht Erlina, nicht Roſaura;
ſcheint kein lichter Lebensſtern.

Nacht und Dunkel ſind erkohren
mir zu Leitern auf dem Pfad.

den ich willig ſelbſt verloren,
da ich ihn nicht gern betrat.
Schwindet, ſüß gehegte Träume,
über wolkenleere Räume,
wo der Lerche Jubel ſchwebt.

So kam er nach Albano. Hier nöthigte ihn ſein wundgegangener Fuß, auszuruhen.

In dem Hauſe eines Schneiders fand er Wohnung, Pflege und, wie es ſchien, gefällige Wirthsleute. Beſonders ſchien die Frau ſich mit ihm ſehr zu beſchäftigen, nahm Antheil an der Lage des ermüdeten Pilgrims und brachte ihn in die behülfliche Unterſtützung ihres Beichtvaters, des Paters Unicorno. Dieſer wußte ganz geſchickt ſich ſeines Zutrauens zu bemächtigen und wich, ſo viel es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, nicht von ſeiner Seite.

Aloiſio ſchrieb Briefe, erhielt welche und Antworten; und auch einen Brief von ſeinem Vater, der ihn vor der Liſt und den Fallſtricken der Mutter Dianorens warnte, welche, ihrem Stolze und ihrem Hochmuthe keine Grenzen ſetzend, ſehr gegen ihre Tochter wüthete, ſich mit ihm ganz entzweiet, und ihm und ſeinen Kindern die bitterſte Rache gedroht habe, da der in Unterſuchung gerathene Miniſter ſie in ihrem Wahne beſtärkt habe, ſie müſſe geſetzliche Gattin des Fürſten Farneſe werden. Einen ſehr zärtlichen Brief erhielt er von der theilnehmenden Signora Roſaura, und einen ſehr kläglichen von der unglücklichen Dianora, welche ihm ſchrieb, da ihre Tante plötzlich geſtorben ſey, habe ihre Mutter ſie unter die ſtrengſte Zucht ihrer Aebtiſſin geſetzt, und ſie mit ihrem Fluche bedroht, da ſie ihre unwiſſende Liebe zu ihrem Bruder erfahren habe; welche ſie als ein außerordentliches Verbrechen und Vergehen gegen geiſtliche und weltliche Geſetze betrachte und ihrer Aebtiſſin befohlen habe, ohne Schonung mit den heftigſten Kloſterbußen gegen ſie zu verfahren.

Tiefe Traurigkeit befiel ihn, und der Gedanke bemächtigte ſich ſeiner, der Pilgrimſchaft ein Ziel zu ſetzen, nach Navarra zu ſeinem Vater zu eilen und alles zu verſuchen, Dianoren von ihren ſchrecklichen Kloſterbußen zu befreien.

Mit dieſen Gedanken beſchäftiget, entdeckte er ſich und ſein Vorhaben ſeinem Vater völlig, und traf im Stillen Anſtalten, Albano zu verlaſſen. So geheim er auch alles einrichten und ausführen wollte, ſo war es ihm doch nicht möglich, ſein Vorhaben vor dem P. Unicornu ganz geheim zu halten, und dieſer, ohne daß Aloiſio es nur ahnen konnte, ſein geheimer Beobachter, der ihn nicht aus den Augen ließ, um im Stillen das zu vollführen, wozu er von ſeinen Obern erkohren und beordert war, ging nun, um nicht ſich das Opfer entkommen zu laſſen, raſch zu Werke. Aloiſio war den Abend vorher, ehe er fortwandern wollte, ausgegangen, um die umliegende Gegend zu beſchauen, als er, nicht weit von dem Dominikaner-Kloſter, von einem Armen um eine Gabe angeſprochen wurde. Als er ſeine Börſe zog, ihm etwas mitzutheilen, trat ein Dominikaner-Laienbruder auf ihn zu, ihn fragend: ob er Aloiſio Fiormino heiße? Als er das bejahte, fuhr jener fort: »in dieſem Fall werdet Ihr erſucht, im Namen des heil. Gerichts mir zu folgen.« — »Wozu? wohin?« fragte er.

»Das wird ſich geben,« fuhr jener fort. »Was iſt da noch weiter zu fragen?«

»Ich werde nicht thun,« ſagte Aloiſio, »was ich nicht thun will, und auf Deinen Befehl gar nicht.«

Ohne ein Wort zu antworten, klatſchte er in die Hände. Sogleich traten drei Schergen herbei, faßten ihn kräftig an, und zogen ihn zu einer Kloſterpforte hinein. Unweit davon öffneten ſie eine zweite Thür, drängten ihn in ein dunkeles Behältniß, indem ſie hinter ihm eine Thür verſchloſſen und verriegelten.

Aloiſio fühlte um ſich herum nichts als ſteinerne Wände, eine hölzerne Bank und in der Ecke eine Art von Strohlager. In die Mauer eingepaßt waren eiſerne Ringe und Ketten. — Lange blieb er allein, ſeinen Betrachtungen überlaſſen. Endlich wurde die Gefängnißthür geöffnet. Ein grämlicher alter Kerl trat ein, eine Laterne mit einer Oellampe in der Hand, unter dem Arme eine Flaſche mit Waſſer und ein Stück ſchwarzes Brot. Als er dieſes auf die Bank legte, fragte Aloiſio:

»Was ſoll ich hier? Wer hat das Recht, mich einzukerkern?«

»Darauf habe ich keine Antwort zu geben,« brummte der Alte, ging, verſchloß und verriegelte die Kerkerthür wieder hinter ſich.

Allein, zu ohnmächtig ſich ſelbſt zu helfen, jammerte Aloiſio zwei Tage lang in dem Kerker, ſeine Fragen wiederholend, die der Alte, wie die vorigen, nicht beantwortete. Endlich, ganz ungeduldig, rief er ſeinem Gefängnißwärter zu:

»Werde ich von meiner Ungewißheit nicht befreiet, vergreiſe ich mich an Dir, und Gott ſey Deiner Seele gnädig! denn ich bringe Dich um, ſo gut ich es vermag.«

»Oho!« brummte der Alte, ging davon und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

Den folgenden Tag kam ein Laienbruder mit ihm und befahl dem Gefangenen: »Folge mir!« Er ging mit ihm, einige Treppen hinauf, über zwei Säle und wurde in eine ziemlich groſse Gerichtsſtube gebracht, in welcher eine ſchwarzbeſchlagene groſse Tafel ſtand, mitten zwiſchen ſchwarz behangenen Wänden. An der hinterſten derſelben, prangte das Bild des heiligen Dominikus, umgeben mit einem Flammenkreiſe, ſtehend auf einem Poſtamente von Todtenköpfen mit dazwiſchen liegenden blanken Schwertern, und brennenden Fackeln. Auf den Stühlen hinter der Tafel ſaß, als Oberrichter, wie es ſchien, ein feiſter Dominikanermönch, neben ihm, zwei ſeiner geiſtlichen Brüder und unter dieſen, zwei ganz ſchwarz gekleidete Schreiber.

Viertes Buch.

Hat der Schmeichellüfte Koſen
dich auch aus dir ſelbſt geführet,
hat doch alle Purpurroſen
nie die frohe Hand berühret.

Achter Abſchnitt.

Los crudes no con forman entresi.
Quevedo.

Eine, weit umhertönende Glocke erklang. Der eine von den Schreibern rief mit lauter Stimme:

»Das Gericht beginnt!«

»Welch ein Gericht? Ueber wen? Mit welchem Recht?« fragte Aloiſio mit deutlicher und ſtarker Stimme.

Die Fragen wurden nicht beantwortet. Der Oberrichter aber fragte mit imponirender Stimme weiter:

»Du biſt Aloiſio Fiormino?«

Aloiſio. Du ſagſt es. Ich bin Aloiſio Marcheſe di Fiormino, der Sohn des Fürſten Aleſſandro Farneſe.

Oberrichter. Wie kommſt Du hieher?

Aloiſio. Laßt mich das fragen. — Ich bin auf einer Pilgerfahrt nach Trapani in Sicilien begriffen und weiß nicht, warum ich auf derſelben aufgehalten werde.

Oberrichter. Es iſt eine Bußfahrt, welche Du begonnen haſt?

Aloiſio. Aus Gefälligkeit und nach den Wünſchen des Erzbiſchofs von Parma.

Oberrichter. Sage vielmehr, aus Schuldigkeit und Obedienz gegen die Befehle dieſes geiſtlichen Seelenhirten, deſſen Verlangen Du unterworfen biſt.

Aloiſio. Nur, wenn ich will.

Oberrichter. Du haſt eine Schweſter, Dianora genannt?

Aloiſio. Eine Geliebte meines Vaters, die ich nicht gekannt, von der ich nichts gewußt habe, ſo wenig, als von ihrer Tochter, meiner Halbſchweſter, war ihre, aber nicht meine Mutter. Denn dieſe lebt bei Gott.

Oberrichter. Mit dieſer Schweſter Dianora haſt Du dich in eine zärtliche Verbindung eingelaſſen?

Aloiſio. Wer ſpricht davon? Es iſt zwiſchen uns nichts Unerlaubtes geſchehen. Ich lernte ſie kennen, lernte ſie hochſchätzen, liebte ſie, mit reiner Zärtlichkeit und Ergebenheit, da wir beide nicht wußten, daß ſie meine Halbſchweſter war. Sobald wir das erfuhren, trennten wir uns ſogleich. — Das wußte Dianorens Tante, welche ſie von Jugend auf erzogen hat. Ihre grauſame Mutter machte ein Geheimniß aus der Geburt ihrer Tochter. Wie konnten wir wiſſen, was ſie der Welt nicht wiſſen laſſen wollte?

Oberrichter. Aber, ihr geſtandet euch Liebe?

Aloiſio. Wie alle gute Menſchen ſich einander welche geſtehen.

Oberrichter. Sagte euer Inneres, ſagte die Stimme des Bluts euch nicht, daß ihr thatet, was ihr nicht thun ſolltet?

Aloiſio. Auch nicht die leiſeſte Ahnung hatten wir davon.

Oberrichter. Habt ihr euer Gefühl nicht übertäubt?

Aloiſio. Wer könnte ſo gottlos ſeyn, das zu thun? Wer könnte es nur denken?

Oberrichter. Warum widerſtrebtet Ihr nicht?

Aloiſio. Es war ja nichts zu widerſtreben. Wir wußten nicht, wer wir waren. — Der unſinnige Stolz der Mutter Dianorens, ihre Grauſamkeit und Unrechtlichkeit gegen ihre Tochter und das unrechtmäßige Geheimhalten ihrer Geburt verdient allein Beſtrafung — Ich bin überzeugt, ſie muß ein unnatürliches, böſes Herz haben, dem auch ſelbſt mein Vater keine Theilnahme hat abgewinnen können.

Warum behielt ſie als Mutter, nicht ihre Tochter bei ſich?

Oberrichter. Sie büßet das Vergehen ihres Weltlebens und ihrer Mutterſchaft.

Aloiſio. Nein! — Fürſtin wollte ſie werden. Das hatte ſie ſich erträumt. Ihren Stolz wollte ſie befriedigen, aber nicht ihre Mutterpflichten. — Wie kann ſie Andere einer Ungerechtigkeit anklagen, während ſie ſich einer Unmenſchlichkeit anklagen ſollte? deshalb kann ſie mich nicht vor Gericht ziehen. Dazu hat auch kein anderer Menſch ein Recht.

Oberrichter. Religionsgeſetze und Geſetze des Staates —

Aloiſio. Wo die Natur nichts ſagt, haben dieſe nichts zu ſagen.

Oberrichter. Auch ſelbſt die angeborne Religion nicht? — Blasphemie!

Aloiſio. Die angeborene Religion hat uns nichts geſagt.

Oberrichter. Ihr habt's verläugnet.

Aloiſio. Lügner, in Richter Tracht!

Oberrichter. Welche Frechheit!

Aloiſio. Ich appellire an Se. Heiligkeit.

Oberrichter. Verſtockter Sünder!

Aloiſio. Ungerechter Richter! der Sohn des Fürſten Farneſe ſteht nicht unter Dir und Deinem Pfaffengericht.

Oberrichter. Du biſt wahnſinnig!

Aloiſio. So fürchtet mich.

Oberrichter. Haſt Du nicht dem Gefangenwärter ſchon gedroht, ihn zu ermorden?

Aloiſio. Er hat keine Gewalt über mich. Ich bin kein Verbrecher. Laßt mich los, gebt mir die angeborene Freiheit, oder —

Oberrichter. Oder?

Aloiſio. Wollt Ihr erwarten, was geſchehen wird, ſo — erwartet es. Beſchorene Schädel kann ich ohnehin nicht leiden.

Oberrichter. Alles protokollirt. — Beleidigung für unſern glorreichen Ordensheiligen!

Aloiſio. Beleidiget ihn nicht ſelbſt.

Oberrichter. Wir wollen den Frechen zahm machen! (ſchellt) Führt ihn ab.

Mit einem Schlage warf Aloiſio den eintretenden Gerichtsdiener zu Boden und trat raſch auf die Tafel zu. Der Oberrichter entfloh; die Schreiber eilten ihm nach. Die beiden Dominikaner-Mönche knieten nieder. Er rief ihnen zu: »Steht auf, verächtliche Kuttenhelden, und entflieht!« — Das ließen ſie ſich nicht zwei Mal ſagen; ſprangen auf und entflohen. Der niedergeworfene Gerichtsdiener raffte ſich auf und kroch zur Thür hinaus. Nach ihm aber traten drei Dominikaner-Laienbrüder herein, in der Abſicht, wie es ſchien, Aloiſio zu umringen. Dieſer trat aber keck hervor und rief denſelben mit ſtarker Stimme entgegen: »Keiner nahe ſich mir, dem ſein Leben lieb iſt!« Als demungeachtet der eine auf ihn zutrat, ergriff er ihn bei den Schultern und warf ihn mit ſolcher Gewalt zu Boden, daß der kräftige Fall den Saal erſchütterte.

Dann aber ging er auf die andern los und jagte ſie beide zur Thür hinaus.

Ein ſtarker, von Figur ſehr imponirender Mann, ganz einfach, bürgerlich in Schwarz gekleidet, eine dreifach verſchlungene goldene Kette aber um den Hals, herabhängend auf die Bruſt, an welcher eine goldene Schaumünze hing, umfaßt mit einer ſilbernen mit Rubinen beſetzten Einfaſſung, einen mit Gold beſchlagenen Stock in der Rechten, trat herein, begleitet von dem Oberrichter und ſechs Dominikaner-Mönchen. Sogleich ſich gegen Aloiſio wendend, fragte er:

»Warum in ſo drohender Stellung? Iſt das nöthig, hier an dem Orte der Ruhe und Gerechtigkeit?«

Bitter lächelnd erwiederte Aloiſio: »Ich finde hier weder Ruhe noch Gerechtigkeit.«

»Das iſt mir zu hören nicht angenehm,

— Ich bin **Orſello**, Oberrath der Rota in Rom. Auf Verlangen Sr. Heiligkeit bin ich, nach der Verordnung Sr. Eminenz des Herrn Cardinals Rainieri Farneſe, Fürſt des heil. Stuhls, hieher gereiſet, um zu ſehen, ob es wahr iſt, daß Aloiſio Marcheſe Fiormino in dieſem Kloſter ſich in gerichtlicher Verwahrung befindet?«

Oberrichter. So iſt es.

Aloiſio. Leider! Ich bin Aloiſio, mit Hinterliſt hieher gebracht, eingekerkert, auf einer Bußfahrt ergriffen und wurde hier vor ein Gericht gezogen, welches nicht das meinige ſeyn kann.

Orſello. Meine Legitimation habt Ihr Herren geſehen. Ich frage nun: wer gab Euch das Recht, den Neffen des Cardinals, den Sohn des Fürſten Farneſe hier einzukerkern und als einen Verbrecher zu behandeln?

Oberrichter. Die Kirchenrechte und das Verlangen der Mutter der Schweſter des Marcheſe, mit welcher er ein unerlaubtes Liebesverhältniß begonnen hat.

Orſello. Unwiſſend, daß Dianora ſeine Halbſchweſter war, das iſt bekannt und er wird es ſicher ſelbſt geſagt haben. Auch iſt bekannt, daß Dianorens ſehr hartherzige, unbeſonnene Mutter wahnſinnig iſt.

Oberrichter. Wahnſinnig?

Orſello. Der Stolz hat ihr das Hirn verrückt. Sie wollte Fürſtin werden und Aleſſandro Farneſe hat ihr, als ſeiner Gattin, nicht die Hand gereicht. Sie wüthet nun gegen ihre Tochter.

Oberrichter. Ihr Beichtvater —

Orſello. Iſt ihr jetziger, unerlaubter Liebhaber. — In dieſem Augenblicke wird er in einem Gefängniſſe auf der Engelsburg ſitzen. — Er iſt ein Aufwiegler. Ein Landsmann des ränkevollen ehemaligen Premier-Miniſters Gauffridi, der in Parma, wie er es verdiente, durch die Hand des Nachrichters ſtarb.

Oberrichter. Gerechter Himmel!

Orſello. Aloiſio iſt frei. Hier iſt der Befehl Sr. Heiligkeit. — Ihr, Herr Oberrichter, folgt mir nach Rom. — Euch, Herr Marcheſe, dispenſirt Se. Heiligkeit von der Buß- und Pilgerfahrt nach Trapani. Se. Eminenz der Herr Cardinal, Euer Onkel, wünſcht Euch in Rom zu ſprechen.

Aloiſio. Ich folge dieſer freundſchaftlichen Einladung, aber ich fordere auch Genugthuung von der Dominikaner Arroganz, mich ſo hinterliſtig aufzufangen und einzukerkern.

Orſello. Euer Oheim wird ſorgen, daß Ihr dieſe bekommt. Euer Vater hat alles wohl betrieben.

Aloiſio. War aber der Oheim nicht?

Orſello. Endlich entgeht doch nichts den Blicken der Gerechtigkeit.

Aloiſio. Bei ſolchen Gerechtigkeits-Verwaltern, und ihren Verborgenheits-Gewaltthätigkeiten?

Orſello. Habt Ihr viel gelitten?

Ein Dominikaner. Er hat unter uns hineingewüthet, wie ein Beſeſſener.

Aloiſio. Ich habe Euch fühlen laſſen, daß Ihr euch an einem Farneſe vergriffen hattet. — Noch möchte ich einige handgreifliche Worte mit dem ehrloſen Pater Unicorno ſprechen und einige beruhigende mit der unbarmherzigen Rabenmutter, der unſchuldig gemarterten ſanften Dianora.

Orſello. Dieſe iſt ſchon von ihrer Kloſterlaſt befreiet und ihr freigeſtellt worden, wo ſie ihre Tage verleben will.

Aloiſio. Tauſendfachen Dank dem gefühlvollen, gütigen Oheim —

Orſello. Und Sr. Heiligkeit —

Aloiſio. Mit dankgerührtem Herzen!

Orſello. Laienbrüder! laßt meinen Wagen anſpannen und die Gerichtsreiter ſollen aufſitzen. — Aloiſio! der Herzog von Parma, der Gran-Genfalonier der Römiſchen Kirche iſt, hat Euch zum Oberſten ſeiner Leib-Garde in Rom ernannt.

Aloiſio. O, daß ich in meinem ſtillen Flormino hätte bleiben können, daß der Wahn meines Glücks nicht ſo gewaltſam von mir geriſſen worden wäre!

Orſello. Hier iſt ein Brief an Euch, aus Navarra, von Eurem Vater.

Aloiſio. Wo treffe ich Euch in Rom?

Orſello. In der Villa Eures Oheims werdet Ihr mich erfragen.

Aloiſio. Und die, die Dianora Mutter nennt?

Orſello. Sie lebt in Frascati. Seht Euch aber vor, wenn Ihr ſie ſprechen wollt. — Gehabt Euch wohl! Meine Stunden ſind gezählt.

Der Dominikaner-Prior war ausgegangen und nicht zu ſprechen, da er Aloiſio's Heftigkeit fürchtete. Dieſer hinterließ ihm einen Brief, den er Keinem zu zeigen Beruf fühlte.

Aloiſio machte ſich auf den Weg und ſuchte Frascati ſo bald wie möglich zu erreichen.

Er kam nach Frascati; er fand die aufgeſuchte Marcheſe Nonara, die Mutter der ſanften Dianora, aber wie? — Einer entfeſſelten Furie gleich, ſtand ſie, eine Birkenruthe in der Hand unter vier bis fünf Landmädchen, ihnen vorleſend aus einem alten Buche, erweckend ihre Aufmerkſamkeit mit der Ruthe. Hinter dem Tiſche ſaß ein ſchmunzelnder Franziskaner-Mönch und ließ ſich die ihm vorgeſetzten Feigen, Aprikoſen und andere leichte Speiſen, nebſt edlem Falerner Wein recht wohl ſchmecken, zuweilen nur ein Wort in die Lectüre hineinſprechend. Von der Ankunft des Fremden ſchien die fromm bewegte Marcheſe Clara Nonara gar keine Notiz zu nehmen, bewegte bei ſeinem Gruße ganz leicht den Kopf und fuhr fort mit lauter, gellender Stimme vorzuleſen:

»Da ſprach die heilige Theokla: ſieh, Paulo! ſo gefällſt Du mir. Verlaſſen muß der Menſch alles, was ihn an die Welt hienieden feſſeln könnte; weder Eltern, Geſchwiſter, Kinder, noch alle Blutsverwandte, ja alles was zeitlich iſt, hinieden, muß er achten, muß ſich von ihnen reißen und nachjagen dem, was droben iſt. Daher gehe ich von den Meinigen, achte nicht deſſen, der ſich meinen Bräutigam nennen möchte, entſage dem allen, was andern eitelen Erdenkindern auf Erden lacht, werfe hinter mich die Lockung und das Blenden des Erdentandes, vermähle im Geiſte mich mit dem himmliſchen Geſpons, der zu der klugen Jungfrau ſpricht: Komm, meine Taube und Auserwählte, verlaß die Schaar der thörichten Jungfrauen, die kein Oel in ihren Lampen haben, bereit ſtehend, den Bräutigam zu empfangen, und eile zu ihm, herzlich voll Sehnſucht ihn zu umarmen.«

»Sehr angenehm war das Paulo zu hören;« fiel der Franziskaner ein, leerte das neben ihm ſtehende Glas, ſetzte es freudig nieder und fuhr fort: — »und reichte ſeiner Schülerin die Hand, die mit ihm ging.«

»Da hört ihr es,« fuhr die Marcheſe fort und ſchlug kräftig mit der Ruthe auf die Mädchen los, »ihr thörichten Fraskataner Käthen!« — Dann kehrte ſie den Kopf auf Aloiſio zu und fragte: »Was beliebt?«

Betroſſen empfing Aloiſio die Frage: Was beliebt? — und entgegnete, gar nicht überdenkend, was er ganz eilig herausſtotterte: »Ich bin Aloiſio Farneſe, Marcheſe Fiormino.«

»Ha! Lotterbube!« ſchrie die aufgebrachte Vorleſerin mit gellender Stimme, warf das Buch auf die neben ihr ſtehende Bank und ſchwang die viel bei ihr geltende Ruthe ſehr bedeutend über ſeinem Haupte.

Außer ſich gebracht, griff Aloiſio ſchnell in die drohend erhobene Ruthe, entriß ſie ihren Händen, warf dieſelbe ihr an den Kopf und ſchrie: »Rabenmutter! — den Lotterbuben ſollſt Du kennen lernen.«

»Zeige Dich, elender, gottvergeſſener Schweſterliebhaber!« kreiſchte die gereizte Furie und ballte drohend die Fäuſte.

Der Franziskaner ſah den Sprechenden mit hohnlächelnden Blicken an. — Die Marcheſe aber fuhr fort:

»Und Du wagſt es, unnatürlicher Schweſterbetrüger! Dich der bedrängten Mutter zu zeigen, die jetzt in einer gottgefälligen Verleſung begriffen iſt und zitternd und erſchrocken ſich von einem ſolchen Weltfrevel geſtört ſehen muß?«

»Ich habe es gehört und ſehe es jetzt ſelbſt, daß die Marcheſe Ronara ihrer Sinne beraubt iſt;« fuhr Aloiſio ſehr gelaſſen fort. »Und ich will Gott bitten, daß er ihr das Verlorene wieder ſchenkt.«

»Ruchloſer Verläugner aller heiligen Naturgeſetze!« fuhr die Marcheſe mit wüthenden

Geberden fort; »Gott will ich bitten, daß er Dich von der Erde verſchlingen läßt, die Du mit Deinen unheiligen Füßen zu betreten Dich erkühnſt.«

Darauf wollte Aloiſio antworten, als ein gebietender Diener der Gerechtigkeit eintrat und erklärte: »Die Frau Marcheſe ſolle ſich bequemen, ihm zu folgen.«

»Wohin wollt Ihr mich führen?« fuhr dieſe auf, »und auf weſſen Befehl?«

»Auf Befehl Sr. Heiligkeit, nach der Verordnung Sr. Eminenz des Herrn Cardinals und Legaten, zu den barmherzigen Schweſtern in das nahe Gabio;« ſagte der ernſthafte Diener der Gerechtigkeit und ſtreckte ihr einen ſchriftlichen Befehl entgegen.

Bebend am ganzen Leibe, kreideweiß im Geſicht knirrſchte die Marcheſe: »O! Farneſiſches Otterngezücht!«

Aloiſio, die Stube verlaſſend, ſagte: »Ach ſie ſind barmherzig, die barmherzigen Schweſtern.«

Der Franziskaner ſchob ſeine plumpe Figur hinter dem Tiſche hervor, ermahnte die Marcheſe, ruhig zu ſeyn, leerte noch ein Glas Wein und ging Aloiſio ſchnell nach.

Fraskati im Rücken, traf der Franziskaner bei dem freundlich durch nahe Wieſen rollenden Bächlein, Niſello genannt, mit Aloiſio zuſammen und knüpfte ſogleich ein Geſpräch an mit der Erklärung:

»Es iſt ſicher, wahr und gewiß, die gute Marcheſe Ronara iſt ihres Verſtandes nicht mehr mächtig. Dieſen Verluſt aber hat nicht allein die verbotene Liebſchaft ihrer Tochter erzeugt, ſondern die fehlgeſchlagene Hoffnung, Gattin und Fürſtin Farneſe zu werden. — Ach! die Weiber haben ſtets nur allzu viele Hoffnungen und Einbildungen; hat ſchon der heil. Origines geſagt und erfahren. Das brachte ſie auch in das ſelbſt gewählte Unglück, um dem allen zu entgehen.«

»Was ſoll nun aus dem allen werden?«

»Das weiß Gott und die heil. Nothhelferin!«

Aus einer fein erbauten Klauſe trat ihnen ein Eremit entgegen, und kam mit einem: »Gelobt ſey Gott!« auf ſie zu, legte den Zeigefinger ſeiner rechten Hand an die Naſe, faßte mit eindringenden Blicken ihre Geſtalten und ſprach, ohne gegebene Veranlaſſung und Vorrede:

»Merket auf! So ſpricht Bruder Ligorio, der Eremit am Bächlein Niſello, bei Fraskati: Ich ſage Euch! der vornehmſte Theil des Menſchen, die Seele, iſt der Menſch ſelbſt. Der Körper iſt nur der Seele Gefängniß. Die Seele aber iſt göttlicher Natur und aus Gott, alſo ewig. Der zweite Theil des Menſchen aber iſt der aſtraliſche Geiſt, entſprungen aus dem Geſtirn, regierend den irdiſchen Leib. Der dritte Theil iſt der Leib, das Gefängniß der Seele, in demſelben die begangenen Fehler abzubüßen. In ihren Urzuſtand zu kommen, muß ſie ſuchen, ſich ſelbſt erkennen zu lernen. Nach dem äußerlichen Tode geht ſie wieder zurück in den Weltgeiſt, aus welchem ſie floß. Gebe der Himmel, daß es bald dahin komme!«

Aloiſio ſah mit ſehr zweifelhaften Blicken den Franziskaner an, der eben ein:

»Sicuro!« herausſtammelte und ſeine Blicke in das Bächlein hinabſenkte. Der Bruder Ligorio aber, auf nichts achtend, fuhr fort:

»Das habe ich alles überdacht und forſchend ergründet. Es ſagt aber der heil. Auguſtinus: Dilige, et dic, quod voles, nullo modo, maledictum erit, quod specie maledicti sonuerit. Glaubet mir, ſo iſt es wirklich! — Ich habe es ergründet und alles wohl geprüft, aber freilich non cuique contigit adire Corinthum!«

Aloiſio. So iſt es, wertheſter Bruder Ligorio! Aber nicht allein nicht nach Corinth, auch nicht nach Fraskati können Alle kommen; wenn es aber geſchieht, ſtoßen ſie auch nicht immer auf einen Bruder Ligorio.

Franziskaner. Wohl nicht! Doch wohl gemerkt; die Rede ſtellt uns den Menſchen dar, wie er iſt. Daher meine ich, (was ich lange ſchon gehört, jetzt aber ſelbſt abſtrahirt habe), daß der Bruder Ligorio ein denkender Kopf iſt.

Ligorio. Sagt das mein Geſicht?

Franziskaner. Sicuro! das heißt: ſo iſt es.

Ligorio. Freund in dem Franziskaner-Gewande, laß Dir ſagen von dem Bruder in der Einſiedler-Kutte: das Geſicht, ſo ſichtbar es iſt, iſt das Bild der Seele, die man nicht ſieht.

Franziskaner. Erlaubt! Die Einſiedler werden immer melancholiſche Menſchen genannt. Denn freilich, die Einſamkeit ſchickt ſich gar ſehr zur Melancholie. Wir Franziskaner ſchaffen uns gern Beſchäftigung, wie unſer heiliger Ordensſtifter, und ſollten wir ſogar genöthigt ſeyn, mit Thieren zu ſprechen.

Ligorio. Wohl! Ich, wie Er: Sta, frater asine!

Franziskaner. Caput melancholicum est Diaboli balneum.

Aloiſio. Variabile effigies, alternat opus! — Wie weit habe ich noch nach Rom?

Franziskaner. Vier Stunden; — angenehmer Weg!

Aloiſio. Bruder Ligorio! Ich erlaube es mir, Euch recht bald wieder zu beſuchen. Dann wollen wir, hoffe iſt, recht viel mit einander ſprechen.

Neunter Abſchnitt.

> Neque mala vel bona quae Vulgus putet!
>
> *Tacitus.*

Aloiſio hatte in Rom kaum ſich ſeinem Oheim gezeigt und ſeine Stelle als Oberſter der Leib-Garde angetreten, als es ihm wieder in den Sinn kam, auf die gewohnte Art ſein Leben zu durchleben. In einen Mantel gehüllt, ohne ausgezeichnete Unterkleider, ziemlich unbekannt durchſtrich er die entfernten Gegenden der Stadt und unterhielt ſich mit den Bewohnern jener in die Felder zerſtreuten Häuſer.

Ein ſchöner Morgen hatte ihn eben einmal in die Gegend von S. Sebaſtiano gelockt, als er, Roſenkranz und Gebetbuch in der Hand, ein Mädchen, wie es ſchien, der nahen Kirche zueilend, bei ſich vorüber eilen ſah. Sie ſogleich erkennend, rief er:

»Liſa! verehrte Liſa, biſt Du es oder nicht?«

Vor ihm ſtehen bleibend, fragte ſie voll Verwunderung:

»Und Sie, Herr Marcheſe? Sie hier?«

»Wie Du ſiehſt, und in Rom können ja die Pilger nicht ſelten ſeyn. Aber — was bringt Dich hieher?«

»Was viele Ihrer venetianiſchen Bekannten hieher gebracht hat. Glück und Unglück, Entſchloſſenheit und Vorſicht. Vierzig bis funfzig Schritte weit von hier, ſteht unſer Haus.«

»Euer Haus? — Liebes Kind, ſprich Dich ganz aus. — Sieh, in dieſem Hauſe hier vor uns, gibt es, wie die Ueberſchrift ſagt, Frühſtücke. Laß uns eins verzehren und erzähle mir alles, was Du mir erzählen willſt.«

Ganz vergnügt entſchloſſen reichte ſie ihm die Hand ſo graziös wie möglich und folgte ihm. In einer angenehmen Laube hatten ſie ſich niedergelaſſen, als, (die uns von Venedig her bekannte ſentimentale) Marliſa ihr Gebetbuch auf ein Tiſchchen legte, den Roſenkranz in den Gürtel ihrer Zendala ſteckte und alſo begann:

»Sie wiſſen wohl, Herr Marcheſe, daß die Republik Venedig ihren Unterthanen, bei Strafe, Konfiskation des Gewinns, nach Befinden auch bei Lebensſtrafe ſogar, das Spielen in dem Lotto di Genova verboten hat? — Und Sie kennen ja, denke ich, meinen Oheim, — wie der ſo iſt — eben weil es verboten war, trachtete er nach dem Verbotenen, wollte gern ſein Glück in dem ſo ſtreng verbotenen Lotto verſuchen, und beredete auch — wie er das angefangen hat, weiß die heil. Clara! — den Barigello der erlauchten Republik dazu; — und ſetzte mit ihm und der werthen Fruttinea, Frau

Brigitta, in das verhängnißvolle Lotto ein. — Weder ich noch meine Frau Muhme wußten davon ein Wort. Es vergehen kaum zwei Monate, da gewinnen ſie den enormen Preis von 66,000 und mehr Zechinen. Nun wird es ihnen Angſt, ſo viel gewonnen zu haben. — Die Frau des Signore Barigello, Silberkämmerin im Pallaſt des erlauchten Herrn Doge, Begünſtigte der Frau Dogareſſa, vertraut in geheim ihrem Manne ſo vielerlei, was die Signora Dogareſſa ihr vertraut hat, es werden Conferenzen gehalten. mein Oheim Signor Marſonte verſilbert, was zu verſilbern iſt, beredet ſeine Frau, und ſchnell einmal bei Nacht und Nebel geht es fort. Ehe wir es uns denken, ſind wir in Genua, erhalten anſehnliche Geldſummen, Wechſel, Creditbriefe und wie das Zeug alles heißt und werden alle nach Rom kutſchirt. Hier hat ſich Signor Marſonte, der Oheim, ein ſchönes Haus gekauft, der Signor Barigello eins dergleichen, nicht weit von ihm, und die Signora Fruttinera einen herrlichen Fruchtgarten, in deſſen Hauſe ſie mit ihren beiden wunderſchönen Töchtern wohnt, wie auch ihre Nichte Jazinta, die engelſchöne Nadlers-Tochter, die den venetianiſchen Nobile's die Köpfe ſo warm machte, aber mit uns gegangen iſt; und ſo ſind wir in drei größern Häuſern und einem kleinern Hauſe, eine ganze venetianiſche Colonie, ſeit fünf Wochen nun hier, und werden uns gewiß alle recht ſehr freuen, Sie auch hier zu wiſſen.«

»Viva, la Fortuna, Donna senza Cervello, e il Lotto di Genova con Cervello.«

»E io?«

»Bellissima cittadina in Roma!«

»Es iſt mir angenehm, es denken zu können, wenn Sie wollen, da Sie hier ſind. — Wenn aber nun die engelſchöne Nadlers-Tochter erſcheint?«

»So ſoll ſie auch willkommen geheißen werden.«

»Das konnte ich mir denken! — Sie ſind galant und ein Dichter. — Sehen Sie dorthin, eine unſerer Coloniſtinnen, die Wittwe des ehemaligen Wagemeiſters und Güterbeſchauers der erlauchten Republik Venedig, Frau Brigitta, in Handſchuhen mit dem Gebetbuche und Roſenkranze, wie ich. Sie geht in die Kirche, als eine fromme Chriſtin, Gott zu danken, daß er ihr durch das Lotto di Genova eine gute Ausſteuer für ihre Tochter beſcheert hat.«

»Und wofür wollteſt denn Du Gott danken?«

»Für's liebe Leben.«

»Ihr habt doch einen Schutzherrn?«

»Ei wohl, und welchen! das hat der ehemalige Signor Barigello beſorgt — Es hat die erlauchte Republik den Herrn Cardinal Rainieri Farneſe zu ihrem Groß-Prior ernannt. Dieſen hat er aufgeſucht und ſich und uns allen ſeinen Schutz erworben.«

»Das hat mein Oheim gut gemacht! Er wußte wohl, daß die Coloniſten aus Venedig ſo ſchöne Mädchen unter ſich hatten?«

»Der gute Herr! Vergelte es ihm Gott in der Todesſtunde! — Da kommt auch Signor Marfonte einhergeſtelzt.«

»Ich habe keine Zeit, jetzt Expektorationen zu hören. Mein Oheim erwartet mich. Seine Villa liegt gleich vor Porta S. Lorenzo. — Behüten Dich alle Muſen und die Huldgöttinnen dazu! — Wir ſprechen uns ſchon wieder, vortreffliche Mariliſa!«

Aloiſio ging auf die Villa ſeines Oheims zu, als, er wußte nicht wie, und ehe er es ſich verſah, Marfonte ihm in den Weg kam. — Erklärungen und Nachrichten erfolgten von beiden Seiten. Der im Lotto Beglückte, ließ ſich weit heraus über die Nummern-Berechnung durch die Kabbala und wurde ſo myſtiſch, daß ſich endlich Aloiſio nicht enthalten konnte, ihn zu fragen: wie er zu einer ſolchen Wiſſenſchaft gelangt ſey? Bruder Ligorio, der Einſiedler bei Fraskati, wurde genannt und Marfonte wurde offenherzig. Es kam zum Geſpräch.

Marfonte. Erlauben Sie, vortrefflichſter Herr Marcheſe! der Herr iſt in den Schwachen mächtig. Ich bin auch ein Schwacher, wie jeder ſündige Menſch, und der Herr iſt in mir mächtig geworden. »An den Ohio und in die Gegend des See's Ontario, nach Amerika ſollſt du gehen, armer Menſch!« ſprach eine innere Stimme zu mir; »ich will mit dir ſeyn und dich erleuchten. Dort ſammele dir eine Gemeine, und nimm mit dir den Bruder Ligorio; es wird ſich alles wohl ſchicken.« Da bin ich nun bereit, mit den Freunden mich aufzumachen und nach Amerika zu reiſen. — Wir kaufen uns an, vertreiben die heidniſchen Wilden, ich gründe eine Colonie und nenne den

Landesdiſtrikt Marſontenia. — Herr Marcheſe, das ſoll ein Coloniechen werden, daß jedem Menſchen das Herz im Leibe lachen ſoll, die dieſelbe ſehen. — Vier Stück Mädchen nehme ich mit, von denen drei wahre Schönheiten zu nennen ſind, und die vierte, welche die Ehre hat, Ihnen bekannt zu ſeyn, iſt ſo klug und witzverſtändig, daß man wohl ſagen kann: ſie verdiente Sophia, d. i. die Weisheit, zu heißen.

Aloiſio. Signor Marſonte, Gründer einer Colonie und Stifter einer Meinungsſekte zu werden, iſt für Ihre Thätigkeit die herrlichſte Belohnung! — Sie ſind ein glücklicher Mann!

Marſonte. Das Glück ging mit dem Genueſer Lotto an. Herr Marcheſe! in den Zahlen überhaupt liegt große Weisheit verborgen; beſonders aber ſind die einfachen Nummern 3 und 7 und 9 reſpektabel. Was wollen Sie ſagen: ſo wie ein Viereck den Leib und ein Triangel die Seele ſignifizirt, ſo iſt 3 die Seele und 4 der Leib. Es iſt aber der Körper der Kerker der Seele, und der Aſtralgeiſt, entſprungen aus dem Geſtirn, regiert den irdiſchen Leib. Die Seele ſtrebt zurück nach ihrem vorigen Zuſtande, indem ſie ſucht ſich ſelbſt kennen zu lernen und hat ſie ſich kennen lernen, geht ſie ruhig dem äußerlichen Tode entgegen, weil ſie wieder zurückgeht in den Weltengeiſt, aus welchem ſie gefloſſen und herausgegangen iſt.

Aloiſio. Es ſoll alſo eine innerliche Selbſttödtung angefangen werden?

Marfonte. Gleichſam. — Dort, am See Ontario.

Aloiſio. Und das hat alſo erſt der Gewinn im Lotto di Genova bewirkt?

Marfonte. Ja, es iſt ein Lotto, in welchem man, wie ich, circa 68.000 Zechinen gewinnt, eine herrliche Sache! Sinnbild und Wirklichkeit zugleich, Emblem und Gewißheit.

Aloiſio. Alſo eine terreſteriſche Schöne?

— Denn iſt nicht jedes Mädchen Emblem und Wirklichkeit zugleich?

Marfonte. Ja; oft aber wird die Wirklichkeit zum Embleme, wie z. B. die Wappen. Der geflügelte Löwe der erlauchten Republik Venedig iſt aber kein wünſchenswerther Lottogewinn. Solch ein überirdiſcher Gewinn iſt der Zurückgang der Seele in den Weltengeiſt, woher ſie gekommen iſt.

Aloiſio. Gewiß, ſo ein Geldgewinn kann Vieles bewirken! — Das Geld iſt auch eine, gleichſam irdiſche Weltenſeele.

Marfonte. Weltenſeele? wohl möglich, jedoch nicht Weltengeiſt. Ein ſolcher iſt höher als Metall und gewiß herrlicher und ſtrahlender organiſirt als Gold. Ja, es klingt wohl, aber es iſt doch keine ſelbſtertönende Fiber.

Der uns ſchon bekannte Franziskaner, genannt P. Silvio, der mit Aloiſio bei dem Bruder **Ligorio** war, ſchritt ſehr eilig auf die Sprechenden zu und ſprach ſogleich:

P Silvio. Erwünſcht! — Man ſagte mir, Herr Marcheſe, ich würde Sie in der Villa Sr. Eminenz des Herrn Cardinals ſprechen, und bin geeilt mit wahrer Vogelſchnelle, flüchtig wie eine dem Purgatorio entronnene Seele, den Geſuchten anzutreffen.

Aloiſio. Was treibt denn den Herrn Pater zu der Eile? Darf man es wiſſen?

P Silvio. Ei wohl! die Nothwendigkeit.

Aloiſio. Zu mir?

P. Silvio. Ich komme aus dem Hauſe der barmherzigen Schweſtern, wo ſich eine gewiſſe Marcheſe Clara Novara befindet, die ſehr nach dem Herrn Marcheſe verlangt.

Aloiſio. Nach mir?

P. Silvio. Sie iſt bedeutend krank und will ſich erleichtern.

Aloiſio. Wie?

P. Silvio. Nämlich ihr Gewiſſen; wie ſie ſagt.

Aloiſio. Das alſo glaubt ſie doch zu haben?

P. Silvio. Sie wünſcht gar ſehr den Herrn Marcheſe zu ſprechen.

Aloiſio. Iſt ſie wieder bei Sinnen?

P. Silvio. Ach ja! da ſie weiß, daß ſie dem Tode entgegen geht.

Marſonte. Schwebt? nicht wahr, wollen Sie ſagen? Ihre ihren Erdenleib bewohnende und bewegende Seele geht alſo der Vereinigung mit dem Weltengeiſte entgegen? — Ihr Aſtralgeiſt iſt aber noch bei ihr?

P. Silvio. Ein Geheimniß drückt die ſich ihrer Vollendung Nahende. — Herr Marcheſe, benutzen Sie, gönnen Sie ihr den gewünſchten Augenblick.

Aloiſio. Ich gehe mit Ihnen, Herr Pater. — Freund Marſonte! wir ſprechen uns doch noch, ehe Sie die Wellen des Ontario ſehen?

Marfonte. Das hoffe ich.

Mit dem P. Silvio eilte Aloiſio fort. Ehe ſie aber noch das Haus der barmherzigen Schweſtern erreicht hatten, kam Orſello aus demſelben heraus, trat ihnen entgegen und ſprach:

»Herr Marcheſe! Sie werden erwartet — Wie durch eine Art von Wunder hat die Marcheſe Clara Ronara ihren Verſtand wieder erhalten, erwartet Sie und hat herrliche, wichtige Nachrichten Ihnen mitzutheilen. — Ich ſpreche Sie, hoffe ich, bei Sr. Eminenz, Ihrem Herrn Oheim, wo ich dieſen Mittag ſpeiſe. — Geleite Sie Gott!«

Aloiſio eilte den ihn erwartenden Nachrichten entgegen, aber nahe an der Eingangsthür in das Haus der barmherzigen Schweſtern, ſprang ihm eine wohlgekleidete, noch nicht alte ſeine Landsfrau entgegen, faßte ſeine Hand und ſchrie:

»Sicher ſind Sie der Herr Marcheſe, der erwartet wird. Segne Sie Gott! — Ich habe mein Kind, meine Tochter wieder!«

»Was will das ſagen?« fragte Aloiſio. Aber die ihm entgegentretende Pförtnerin des Hauſes der barmherzigen Schweſtern reichte ihm die Hand und ſagte: »Gelobt ſey der Herr! Kommen Sie näher «

Mit den Worten: »Die Frau Marcheſe Ronara erwartet Sie mit Ungeduld « öffnete ſie die Thür einer Zelle, in die er eintrat.

Auf einem Sofa ſaß die Marcheſe ſchwarz gekleidet und verſchleiert, ſtieg ſchnell auf und ſprach:

»Sind Sie der Herr Marcheſe Fiormino, ſo loben Sie Gott mit mir Er hat große Dinge an mir gethan. — Ach! ich bin gerettet. Wieder hat er mir gegeben meinen verlornen Verſtand. Ich bin wieder bei mir, weiß was ich gethan habe, bereue es, und bin entſchloſſen, ſo gut ich kann, alles wieder gut zu machen. — Setzen Sie ſich zu mir.«

Aloiſio. Frau Marcheſe! Fiormino bin ich, aber ich weiß nicht —

Clara. O Sie ſollen und müſſen alles wiſſen. — Ich erwachte vor einigen Tagen aus einem unvergeſſenen Traume, in welchem ich auf einer ſchönen, waldumgrenzten Wieſe umhergegangen war, Blumen zu ſammeln. Da rief eine unſichtbare Stimme: Brich doch die weiße Blume der Erbarmung, und ziehe ihren Geruch in dich; es iſt die Blume des Nievergehens *), ihr Geruch wird dich ſtärken und deine Sinneszerrüttung von Dir nehmen. Ich ſah über mich, erblickte rein und heiter den Himmel, der herrlich ſich über mir wölbte, wie das freundlichſte, himmelblaue Dach; und ſiehe da! weit von einander that er ſich gleichſam auf, und aus ihm rollte herab, wie eine ſich wölbende Brücke, ein ſchön erſtrahlender Regenbogen. Ich faltete meine Hände und frohlockte der ſchönen Himmelsbrücke entgegen: O, wie ſchön und lieblich ſind, Gott und Herr! die Werke Deiner Allmacht! Aber es rauſchte um mich, wie ein dichtes ſeidenes Weibergewand und ſchnell trat hervor auf der Regenbogenbrücke, eine ſchöne Weibergeſtalt. Da klopfte mein Herz mir zu: Das iſt deine Bundesſchweſter, die heilige Clara. Ich ſank nieder und ſeufzte betend: »O Santa mia Chiara!« Sie aber umſchlang mit ihrem Sternenſchleier ein feines Kindchen, drückte es an ihren Buſen und ſang mit himmliſchſüßer Stimme: Dormi, dormi nel mio seno! Da ſchaute ich genauer hin und erblickte die Geſichtszüge meines erblichenen Kindes —

---

*) Immortelle, Reinblume.

Aloiſio. Ihres erblichenen Kindes?

Clara. So iſt es. — Die Heilige aber fragte: Siehſt Du? — Mir ſchlug das Herz ſo heftig, als wollte es meinen Buſen zerſprengen; ich wachte auf. Dahin war, o Wunder! — verſchwunden der Irrwahn, der meinen Kopf ſonſt zerrüttet hatte. Ich fühlte mich frei von den Banden der Sinnenbeſtrickung und ſeufzte: »Ach Herr! wie gut haſt du an mir gehandelt!« Zu mir ſelbſt aber ſprach ich: Geloben will ich forthin, unverſtellt zu handeln, da der Herr mich erledigt hat. Er hat mir wieder gegeben die Kräfte meines Verſtandes. Er hat Großes an mir gethan und ich will von mir werfen alle Verſtellung. — Ja, Herr Marcheſe! Dianora — ach! mein Herz erzittert wenn ich ihren Namen nenne! — Dianora, welche Sie kennen, iſt nicht meine Tochter —

Aloiſio. Wie? — Was ſagen Sie?

Clara. Iſt nicht Ihre Schweſter.

Aloiſio. Gerechter Gott! — Sie weiß es?

Clara. Noch weiß ſie es nicht; aber ſie

ſoll es erfahren. — O! daß ſie mir ſo leicht verzieh, als der Himmel gütig mich bekehrt hat! —

Aloiſio. Ach, Mutter! was haben Sie gethan?

Clara. Mein Kind ſtarb — Ich tauſchte das meiner Milchſchweſter von ihr ein, welche mit zwei Töchtern niedergekommen war, — in der Hoffnung, wenn ich Mutter wäre, Aleſſandro würde mich zu ſeiner Gemahlin machen. — Mein Stolz hat alles vereitelt, hat mich wahnſinnig gemacht und ich war grauſam gegen Dianoren. — Wie hätte ich ſo gegen meine Tochter handeln können? — O! Herr Marcheſe! was alles habe ich Ihnen abzubitten! Können, wollen Sie mir vergeben? — Barmherzig war der Himmel gegen mich —

Aloiſio. Und ich vergebe Ihnen.

Clara. Aſtrella! Aſtrella, herein! Er vergibt mir.

Die feine Landfrau trat herein, die Aloiſio ſchon geſehen hatte. Clara bog ſich zurück, verhüllte ihr Geſicht in den Schleier und ſeufzte: »Aſtrella, jetzt erzähle.«

Aſtrella. Ich bin die Frau des Müllers zu Bueno; die Frau Marcheſe iſt meine Milchſchweſter. Mutter zweier Mädchen, überließ ich ihr das eine, da das ihrige ſtarb. Dianora iſt meine Tochter.

Aloiſio. Wirklich nicht meine Schweſter?

Aſtrella. Nein. — Gott verzeihe mir in meiner Todesſtunde nicht, ſage ich jetzt nicht die Wahrheit.

Aloiſio. Ob die Tochter einer Müllersfrau oder nicht, Dianora verdient ſchon ihrer Sanftmuth wegen die Hochſchätzung der Welt und das, was ſie ungerechterweiſe hat unverſchuldet dulden müſſen —

Clara. Ach! vergebe Gott und die Heiligſte der Heiligen, mir dieſe Sünden!

Aloiſio. Der heilige Vater —

Clara. Eine Kapelle will ich bauen, geweiht der heil. Clara und einen Claren-Schleier will ich nehmen, will bereuen meine Sünden und —

Aloiſio — keine Fremde wieder zu eines Fremden Schweſter machen?

Clara. Gewiß nicht!

Aloiſio. Zerriſſen haben Sie der Liebe Band mit frevelhafter Hand.

Clara. O! könnte ich es wieder anknüpfen! Doch Nonne iſt leider Dianora ſchon.

Aloiſio. Erzwungene Gelübde löſet mit Menſchenſinn und nach Gottes Willen der heil. Vater.

Clara. Ich ſelbſt will hin. — Ich will zu Dianoren —

Aloiſio. Geleite Sie Gott! — Sie haben mich einſt den Dominikanern zugeſchickt —

Clara. Vergeſſen Sie!

Aloiſio. Die Laienbrüder werden an mich denken!

Clara. Vergeben Sie der Reuigen! — Aſtrella! komm jetzt mit mir.

»Man ſieht doch noch, wer ſie war und iſt!« murmelte Aloiſio, verließ das Haus und ging, ohne zu wiſſen wohin, gerade nach der Strada di S. Sebaſtiano zu. — Bei der Villa Coloro blieb er ſtehen und ſprach mit ſich ſelbſt, was er ſo oft that, wenn er gedankenvoll einherſchlich:

»Dianoren ſoll ich aufſuchen? Als Nonne ſie im Claren-Kloſter ſehen? — Als Nonne? Was hilft mir das? — Und ihr? Was kann es ihr helfen? — Nicht hindernder lag zwiſchen uns der Schweſter Name, als jetzt der Nonnenſchleier. — Was die Schweſter mir nicht ſeyn ſollte, kann mir die Himmelsbraut nicht ſeyn.

— Verloren iſt für mich die Herrliche! — O Dianora! Dianora!«

»Wo iſt ſie? Was ſoll ſie?« fragte eine ſtarke Stimme hinter ihm. Aloiſio drehte ſich ſchnell herum und ſah Eleazar Decimo vor ſich ſtehen. — Ziemlich verlegen fragte er, mit großen Augen:

»Eleazar? Du hier?«

Eleazar. Seyn Sie ohne Verwunderung, Herr Marcheſe! Wohin können nicht Geld und Juden?

Aloiſio. Wo kommſt Du her?

Eleazar. Jetzt aus dem Claren-Kloſter.

Aloiſio. Aus dem Claren-Kloſter?

Eleazar. Je nun! die Frau Aebtiſſin ſchaut auch gern in die Zauberſpiegel. Und, Sie wiſſen ja —

Aloiſio. O Eleazar! wenn Du wüßteſt —

Eleazar. Was könnte ich nicht wiſſen, wenn ich darauf ausginge, es zu wiſſen? —

Aber jetzt — bin ich zerſtreut — fürchterlich — Getroffen hat es mir das Herz, mit kräftiger Allgewalt. — Bleich und zitternd habe ich geſehen die Schweſter Monika, vorher genannt Fräulein Dianora —

Aloiſio. Dianoren? — Rede!

Eleazar. Nun? was iſt da zu reden? — Geſagt habe ich, ich habe ſie geſehen, bleich und zitternd — und als nun ſprach die Frau Marcheſe Nonora: Du biſt nicht die Schweſter des Marcheſe Fiormino, veränderte ſich ihr Anſehen — das Geſicht vergeſſe ich in der Stunde des Todes nicht, ſo wahr Gott lebt! — und patſch! da lag ſie, längelang zu Boden hingeſtreckt, wie eine Kiefer im ſchreckbaren Windbruche —

Aloiſio. Eleazar!

Eleazar. So wahr Gott lebt! ſo iſt es. — Die Nonnen ſprangen herbei und rafften ſie auf und führten ſie in ihre Zelle. Mir aber ſtand zu Berge das Haar. — Ich bin, ich weiß nicht wie, hieher gekommen. — Ach, du mein Gott! — Und Sie, ſtehen hier ſo ruhig?

Aloiſio. Ruhig? — Siehſt Du mein Inneres?

Eleazar. Je nun! Ich dachte, da Sie ſo ruhig, ſo philoſophiſch daſtanden, Sie wüßten ſchon alles.

Aloiſio. Was Dianoren betrifft, weiß ich.

Eleazar. Wiſſen Sie? — O! Sie Philoſophus. — Sie iſt nicht die Tochter der Frau Marcheſe — die Müllersfrau iſt ihre Mutter —

Aloiſio. Iſt ſie deshalb weniger ſchön und edel?

Eleazar. Für Denkende gewiß nicht.

Aloiſio. Und denken kann ich doch wohl?

Eleazar. Ich glaube das auch. — Sie haben aber nicht geſehen die Rührung. Und als die Nonnen das Fräulein fortführten, haben ſie ſie nicht ſeufzen hören: O! Armidoro. — Der Ton der Stimme — des Ausdrucks dieſes — wie ſoll ich ſagen? — Angſtgeſchrei's? Jubeltons? — Ach! es war beides. So wahr Gott lebt, es war's!

Aloiſio. Willſt Du mich vernichten?

Eleazar. Ach! hätten Sie es gehört; Sie lebten vielleicht nicht mehr; was ich doch aber nicht wünſchen möchte.

Aloiſio. Gefürchtet habe ich, was ich hoffen konnte.

Eleazar. Die Frau Marcheſe aber blieb bei Faſſung. — Gewiß, um ſo etwas ſind die Frauen ſehr zu beneiden. Sie wiſſen immer ſich zu faſſen, — wenn ſie nicht verliebt ſind, — wir aber wiſſen's nicht. Darum ſind wir Männer, ſagt der Rabbi Ben Iſaſchar. Und ich kann es von mir auch ſagen, und verſtehe doch die Kabbala.

Aloiſio. Was ſagt dieſe von mir?

Eleazar. Darum habe ich ſie nicht gefragt.

Aloiſio. Ich bin zerſtreut — zerrüttet — zerknirrſcht. — Ich möchte hineilen zu Dianoren, möchte ſie in meine Arme ſchließen, an meine Bruſt drücken, — ihr zujauchzen: du biſt nicht meine Schweſter! — und kann nicht. Ach! welch ein Menſch bin ich?

Eleazar. Ein Farneſe — ein Marcheſe — Dianora iſt nicht Ihre Schweſter — iſt nur ein ſchönes, herrliches Landmädchen. — Uns Allen eine Schöne iſt die Natur, und die, welche in ihr geboren, in ihr wandeln — ſind rein und klar. — — Die Frau Marcheſe aber —

Aloiſio. Iſt? —

Eleazar. Eine ſchöne, verſteckte Gartenhecke —

Aloiſio. War ſie wirklich jemals ſinnlos?

Eleazar. Die Frauen wiſſen ſelbſt nie, was ſie ſind.

Aloiſio. Eleazar Decimo! —

Eleazar. Wäre ich auch Riceſimo, ich wüßte es nicht.

Aloiſio. Und biſt ſo klug! — Du, und die Kabbala —

Eleazar. Ich will ſie fragen. — Herr Marcheſe! das Mädchen dort hat Sie in den Augen. Sie kennen ſie doch?

Aloiſio. Eine Venetianerin von Geburt —

Eleazar. Die ſollen ſich nicht auskennen laſſen. — Sie ſind wie ihre Republik — deren Löwe ein geflügeltes Halbthier, und doch kein Vogel iſt —

Aloiſio. Eine Fledermaus —

Eleazar. So ſagen die Florentiner —

Aloiſio. Und die Juden?

Eleazar. Sagen nichts; denken aber mancherlei; ſo, vor ſich, verſteht ſich, wenn ſie klug ſind.

Aloiſio. Eleazar's?

Eleazar. Auch Baruch's und Sirach's.

Aloiſio. Ach Dianora!

Eleazar. Froh ſollen Sie ſeyn, daß Sie nicht mehr zu ſeufzen brauchen: Ach, Schweſter! — Dabei läßt ſich gar nichts Erfreuliches denken.

Aloiſio. So wenig, wie bei Deiner Laterna magika.

Eleazar. Meine Repräſentations-Laternen ſind, glauben Sie mir, nicht ganz zu verwerfen. Indeſſen, quod Deus vult! — — Unter uns: Trauen Sie der Frau Marcheſe Nonara und ihrer Aufrichtigkeit ganz und unbedingt?

Aloiſio. Ach! Eleazar Decimo, was glaubſt Du?

Eleazar. Das Beſte. — Das Böſe kommt ſchon.

Aloiſio. Sagen die Praktiker. — Hier iſt die Nummer meiner Wohnung. — Jetzt muß ich zu meinem Oheim.

Eleazar. Gott laß uns einander geſund wiederſehen!

Aloiſio eilte in die Villa ſeines Oheims. Der Haushofmeiſter trat ihm mit der Nachricht entgegen: Se. Eminenz habe ſich in ſeiner Staats-Sedia in das Claren-Kloſter tragen laſſen. — Das konnte Aloiſio begreifen, glaubte er, und wollte ihm dahin folgen. Da trat Signor **Orſello** in die Villa. Die Bedienten trugen ſogleich eine Collation auf. Beide gingen in den Garten. In einem Pavillon kam's zur Unterhaltung.

Orſello. Se. Eminenz der Herr Cardinal ſind in's Claren-Kloſter, das Dispenſations-Breve Sr. Heiligkeit zu überbringen, durch welches Dianora ihres Kloſter-Gelübdes entbunden wird. Die Marcheſe wird es, glaube ich, nicht ganz gleichgültig anhören. — Glauben Sie mir: hätte das heil. Officium nicht ſchon ziemlich triftige Vermuthungen gehabt und die Marcheſe keine Gewaltthätigkeit befürchten müſſen, die gemachte Entdeckung wäre noch verborgen geblieben. Das heil. Officium hatte ſogar nicht ganz ungegründete Hinweiſungen ob ihres verſtellten und angenommenen Wahnſinns. — O! ſie iſt ein ſehr böſes, jeder Verſtellung fähiges Weib. Das iſt auch ihre Schweſter, die Novizen-Meiſterin im Kloſter.

Aloiſio. O! die unglückliche Dianora!

Orſello. Und Sie haben die Unglückliche noch nicht geſprochen?

Aloiſio. Ach! noch nicht.

Orſello. Zeigen Sie ſich bald, ihr zum Troſte; jeder Sinnesänderung der Marcheſe zum Trotz; denn ich fürchte von der rachſüchtigen ungedemüthigten Marcheſe alles. — Suchen Sie, durch Ihren Oheim die Akten des heit. Inquiſitions-Gerichts zu bekommen, leſen und erſtaunen Sie!

Aloiſio. Wie konnte aber mein Vater einer ſolchen Kreatur —

Orſello. Das ſind eben die gefährlichſten Weiber für Männer, die in ſie verliebt ſind. — Laſſen Sie ſich bei einem Unterſuchungs-Gerichte anſtellen, und lernen Sie Menſchen- und Weiber-Kenntniß.

Ein Diener der Rota brachte einen Brief. Orſello entſiegelte, las ihn, empfahl ſich und ging mit dem Diener fort. Aloiſio warf nachdenkend ſich auf ein Sofa. Sich ſelbſt fragend, begann er:

»Warum bin ich noch hier? warum nicht bei der ſanften, geretteten Dianora? — Bin ich nicht undankbar gegen den Himmel ſelbſt? — Fort, hin zu ihr! in meine Arme will ich ſie ſchließen, mit ihr nach Flormino — Ach! Dianora! Wirſt du mich noch lieben? —

Will ich nicht das von ihr ſelbſt hören? — Muthig! muthig! zu ihr!«

Er ſprang auf, den Garten und die Villa ſogleich zu verlaſſen, als er eine artige, niedliche Mädchenfigur die Mauer des Gartens überſpringen und, ehe er es glaubte, dieſelbe vor ſich ſtehen ſah.

Aloiſio. Seiltänzerin!

Gazzina. Die bin ich. Gazzina, genannt die Bewegliche, Mitglied der Springer- und Seiltänzer-Geſellſchaft des Signor Calpeſtri, welche jetzt Rom und ſeine Bewohner ergötzt. Ich, bewundert, verehrt und beſchützt, erhielt das Zutrauen einer neben uns wohnenden Dame. Dieſe hat, an den Herrn Marcheſe Flormino gerichtet, mir dieſes Briefchen anvertraut. — Mit Einem Sprunge (wie Sie, hoffe ich, geſehen haben werden), war ich über der Mauer, und hier iſt das Briefchen.

Aloiſio. Wie wußteſt Du mich hier zu finden?

Gazzina. Iſt es ungelegen, Herr Marcheſe! ſo machen Sie es mit dem Meiſter Eleazar aus Parma aus.

Aloiſio. Und die Dame iſt aus Parma?

Gazzina. Das wird wohl das Briefchen ſagen.

Aloiſio. Wie? ohne Namen? — Sie erwartet mich? Was will ſie? Wer iſt ſie?

Gazzina. Was ſie will, weiß ich nicht; wer ſie iſt? — Eine Fremde. — Aber ſicher kennt ſie den Herrn Marcheſe.

Aloiſio. Sie geht mit Eleazar um?

Gazzina. Er lernt ihr, glaube ich, Kartenkunſtſtücke.

Aloiſio. O! der Tauſendkünſtler! — Den Namen der Dame aber muß ich wiſſen.

Gazzina. Im Geſpräch nennt er ſie Gräfin.

Aloiſio. Hm! — Was will ſie hier in Rom?

Gazzina. Schön iſt ſie; ſehr ſchön! —

Am beſten werden Sie doch wohl erfahren, wenn Sie zu ihr gehen, wer ſie iſt, wie ſie heißt und alles das, was Sie wiſſen wollen. Ich kann wohl mit ſpaniſchen Doppelſchritten, ſogar mit einem Salto furioso dienen, mit einigen Cadencen und freundlichen Blicken, aber nicht mit Familien-Nachrichten von der fremden Gräfin. — Wollen Sie mit mir gehen? wo nicht, ſoll ich ein Paar Zeilen mitbringen; die werden Sie mir doch wohl geben?

Aloiſio. Was gäbe man einem artigen Mädchen, was einer Beweglichen nicht? Laß Dich Zefiretta nennen!

Gazzina. Wenn es mir etwas einträgt, — warum nicht? Und Zefiretta iſt gewiß ein ſchönerer Name, als Gazzina; aber ſo bin ich getauft. Sind Sie ein Wiedertäufer?

Aloiſio. Warum nicht gar! — Ich folgte, — ich ging mit Dir, wenn ich nicht in ein Kloſter gehen müßte —

Gazzina. Von einem Kloſtergange ſprach auch die Gräfin mit Meiſter Eleazar. — Dabei ſprach ſie den Namen Dianora aus —

Aloiſio. Was ſagſt Du? — Ja! zu ihr muß ich, in's Claren-Kloſter.

Gazzina. Geht die Gräfin auch dorthin, ſo komme ich mit ihr. — Nach Tiſche erſt beſteige ich das Seil in der Strada dell' Corſo —

Aloiſio. Hier iſt meine Adreſſe, die Nachricht, wo ich wohne, und der unbekannten Dame, tauſend Empfehlungen!

Gazzina. Nehme die heil. Lucia Sie Grauſamen in ihren Schutz!

Aloiſio. Dich der ſtarke S. Criſtoforo!

Gazzina. Das will ich mir ſelbſt erbitten! — Im Claren-Kloſter leben wohl intereſſante Nonnen? — Sie aber werden mich doch wohl auf dem Seile ſehen? Ich tanze nicht übel!

Fünftes Buch.

Kniet auch, durchrollend das Paternoſter
Blickend zum Himmel, die Nonne im Kloſter,
Denkt ſie doch immer: es möchte wohl ſeyn,
Daß auch die Liebe mich könnte befreien!

Zehnter Abſchnitt.

Ubi amor defuerit, nil valet, quicquid agitur!

Raim. Jordan.

»O Herr Marcheſe! wie ſehr ſind Sie erwartet worden!« rief ihm die Marcheſe Ronara entgegen, als er in den Kloſter-Sprachſaal eintrat; »Dianora, nachher Schweſter Monika, iſt nicht mehr Schweſter Monika in dieſem Kloſter. Ein Breve des heil. Vaters hat ihr Gelübde gelöſet; ſie hat wohl hundert Mal ſchon gefragt: Wo bleibt Aloiſio?«

Aloiſio. Gewiß haben Sie ſich mit der guten Dulderin gefreut!

Clara. Warum nicht? Aber angegriffen

hat es mich ſehr. Ich eile deshalb in meine Wohnung, mich zu erholen und Ruhe zu genießen.

Als ſie das ſagte, zog ſie den Schleier über's Geſicht und ging, begleitet von ihrer Schweſter, der Novizen-Meiſterin, bis vor die Kloſterthür. Ganz in ſich ſelbſt verſenkt ſaß Aſtrella in einer Ecke des Saals, regte und bewegte ſich nicht; aber einzelne Thränen ſchlichen ſtill ſich über ihre Wangen hinab.

»Wo iſt Dianora?« fragte Aloiſio. Eine Laienſchweſter öffnete die Thür einer Zelle, in deren Mitte Dianora beinahe halb entkleidet ſtand, ihrer Nonnenkleider ſich entledigend. Er eilte auf ſie zu, ſchlang ſeinen Arm um ſie und drückte ſie an die Bruſt.

Er. Mein! mein!

Sie. Wieder mein; mir von Gott und Welt wiedergegeben.

Er. Um nie wieder von Dir zu laſſen.

Sie. Aber nun — ich, das arme Müller-Mädchen.

Er. Weß Standes Du auch ſeyn magſt; Dein Herz iſt Dein Wappenbrief und Deine Liebe, Deine Duldung die Ausſteuer, die Du mir zubringſt. — Indem ich Dich an mein Herz drücke —

Sie. Ach mein Aloiſio! — Aber — ach! nicht ſo heftig — dieſe Schmerzen — die Wunden, mir geſchlagen von der Disziplin —

Er. Wie? die Bußgeiſſel —

Sie. Die Novizen-Meiſterin hat mich ſehr hart, oft ſchrecklich behandelt, gepeitſcht und gepeiniget —

Er. Sie iſt die Schweſter der Marcheſe Ronara; die die Benennung erſtahl und ſich, um Dich zu martern und zur Verzweiſlung bringen laſſen zu können, — Deine Mutter nannte.

Sie. O! wenn Du mich geſehen hätteſt, knien in der ſchaudervollen, ſogenannten Bußkammer; ein feuchtes, dumpfes Gewölbe, entblößt den Leib, zitternd und erſtarrt die ſchwachen Glieder, hinter mir die Henkerin mit der Geißel, mächtig dieſelbe ſchwingend, durch fürchterliche Streiche mich, ach, wie oft! zu Boden ſtreckend — wie das Blut ſtrömend von mir rann, und ich verzweiflungsvoll oft knirſchte: »Aloiſio hilf mir!« oder: »Gott, erlöſe mich und nimm mich zu Dir!« — Ach! da half kein Bitten und Flehen. Bußſtrafe ſollte es ſeyn, für begangene Verbrechen. Doch aber wußte ich von keinem. — Und ſieh! auch nicht einmal ein erdichtetes Vergehen iſt es geweſen.

Er. Nein! wir haben uns ohne Verbrechen geliebt. Darum wußte auch die Natur nichts davon. — Kein Schauer, kein Erbeben, keine Ahnung —

Sie. Klagen hätte ich nicht wollen. Gern ſogar wäre ich Kloſterjungfrau geblieben, aber ach! die Bußſtrafe — und es war kein Verbrechen da — O! die ſchreckliche Marcheſe, das Weib ohne Gefühl —

Er: Wir wollen Sie verabſcheuen — Aber an's Kloſter darfſt Du nicht mehr denken.

Sie. Und doch; ich werde immer, werde gern an's Kloſter denken — Und ich bitte Dich, laß mich hier. — Was ſoll ich jetzt in der Welt?

Er. Mit mir leben, wenn Du mich liebſt.

Sie. Das Landmädchen?

Er. Dianorà — über Alles habe ich mich ſchon erklärt. — Willſt Du mit mir leben? mir nach Fiermino folgen?

Sie. Ach! wie gern. — Was ſoll ich aber in der Welt? unter den Menſchen? Laß mich in dem ſtillen Kloſter; da will ich im Stillen und recht herzlich für Dich beten.

Er. Willſt Du mich betrüben?

Sie. Wie könnte ich das?

Er. Jetzt gehſt Du mit mir. Wir ſprechen bei meinem Oheim ein. Und ſo bald Du willſt, verlaſſen wir Rom und reiſen über Parma nach Fiormino. — Wenn Dir dort die herzlichſte, getreue Liebe Belohnung für die erduldeten Leiden ſcheint, ſo ſollſt Du ſie bei mir, in mir finden.

Sie. Was wird Aſtrella ſagen?.

Er. Biſt Du nicht mein geweſen, ehe wir Aſtrella kannten?

Sie. Ach! wenn Du wüßteſt, fühlen könnteſt, wie mir iſt —

Er. Denke an nichts, was Dir nicht gefallen kann! — Wenn wir ſtill, ruhig, und glücklich in Fiormino leben, — uns nur allein — glaubſt Du nicht, daß wir dann glücklich ſeyn werden?

Sie. Ich zweifle nicht daran. Aber — ach! — ich weiß nicht — Ruhig ſoll ich ſeyn, und ich kann nicht —

Er. Was kannſt Du fürchten? Sind wir nicht im Schutze der Kirche? — Ach! was haben wir nicht alles ausgeſtanden? — Aber es iſt überſtanden. Denke nicht mehr daran.

Sie. Ach! mein Aloiſio.

»Das iſt ja alles ganz herrlich gegangen!« rief eine ſchön gekleidete Dame und trat in Begleitung einiger Laienſchweſtern ein. Mit Einem Sprunge war **Gazzina** in der Zelle, eilte auf **Aloiſio** zu, und rief aus: »Wie geſagt; ich komme mit ihr. — Das iſt die Gräfin.«

Aloiſio. Erlina Gräfin Roſano? Wie? — Sie hier?

Erlina. Die bin ich, und da bin ich. — Warum? Das ſollten Sie dieſen Morgen erfahren. — Und Sie reſpektirten meine Einladung ſo wenig! und kamen nicht? — Nun muß ich Ihnen alles in Gegenwart Ihrer Geliebten erzählen und anvertrauen.

Dianora. Thun Sie das!

Aloiſio. Aha! — Ich hoffe —

Dianora. Alles, nur gerade heraus.

Erlina. Ich bin in Rom. — Nur ruhig, Wertheſte! er ſoll ſchön erſchrecken. — In Rom bin ich, um eine Erbſchaft anzutreten, die eine Tante mir hinterlaſſen hat, und mich, — wenn ich mag — zu verheirathen. Der Bräutigam hat ſich mir antragen laſſen, und ſeine Perſon iſt auch von mir ziemlich annehmlich gefunden worden — Nun? Herr Marcheſe?

Aloiſio. Man kann dem Gewählten Glück wünſchen!

Erlina. Und das iſt alles? Sie beneiden ihn nicht? ſind nicht eiferſüchtig? — Wahrhaftig in Parma hätte ich das von Ihnen gedacht.

Aloiſio Immer noch die Muthwillige!

Dianora. Aloiſio! Aloiſio!

Erlina. Ja ſo! ſie iſt keine Nonne mehr. — Ich wünſche Ihnen Glück, daß alles ſo gut gegangen iſt; — aber Gott weiß, wie mir es gehen wird! Denn eine Braut iſt doch ein Weſen, das weder ſchwimmt noch badet.

Dianora. Iſt es nicht beſſer, daß ich in dem Kloſter bleibe? Da kann ich doch ſchwimmen —

Erlina. Im Gebete, liebe Freundin, ja!

Dianora. Aber die Frau?

Erlina. Schwimmt, — wenn ſie ſonſt ſchwimmen kann, in der Weltluſt und im Vergnügen. Eine Braut aber weiß wahrhaftig nicht, was noch mit ihr werden wird.

Aloiſio. Schlagen Sie die Hand des Liebhabers aus, und werden Sie eine Nonne.

Erlina. Dazu gehört eine Art von Reſignation, die ich ſicher bin nie zu bekommen.

Aloiſio. Ihre Unentſchloſſenheit iſt zu beklagen! — Darf man den Namen Ihres Bräutigams wiſſen?

Erlina. Der iſt ſehr ehrenwerth! Marcheſe Marliano, ein Herr von beträchtlichen

Beſitzungen, die unweit Palermo liegen, wo, wie Sie wiſſen werden, es jährlich viel Spaß gibt bei der Feier des Feſtes der heil. Roſalia. — Da beſuchen Sie uns doch einmal, verſteht ſich, glücklich vereiniget!

Aloiſio. Wohl! — Dianora! eine Fahrt über's Meer? — Alſo Sie ſind entſchloſſen, Gattin des Marcheſe Marliano zu werden?

Erlina. Meinen Sie nicht auch? — Sie ſind freilich nicht mehr zu haben; was iſt alſo zu thun?

Aloiſio. O! wie ſehr ſind Sie um Ihre herrliche Laune zu beneiden!

Erlina. Den erſten Bräutigam habe ich, wie Sie wiſſen, ſchon in Parma fortgeſchickt; ich muß alſo doch wohl dem zweiten meine Hand reichen, damit ich nicht ſo ausgeſchrieen werde, daß hernach gar keiner mehr Brautaugen auf mich richtet. — Und, man ſperre ſich, ſo lange und wie man will, zur Mitleidenheit wird man endlich doch gezwungen.

Dianora. Mitleidenheit?

Erlina. Ja! Was iſt auch das beſte Ehe-Leben als, höchſtens, ein Prachtſtück für eine Geſellſchaftskette?

Aloiſio. O Gräfin! Ihre Laune tobt umher in Schwermuth und Bitterkeit.

Erlina. O! daß ſie toben könnte! — Nein! ſie ſchleicht umher im Brautwechſelfieber.

Dianora. Und das muß ich ſo mit anhören!

Erlina. Warum ſind Sie ein Mädchen, eine Braut!

Dianora. Iſt das gewiß?

Aloiſio. Gräfin! was thun Sie?

Erlina. Nein! die Mädchen ſollen nicht aufrichtig ſeyn. — Nun, ſo täuſchet nur zu; ihr werdet auch getäuſcht. — Täuſchung um Täuſchung.

Aloiſio. Dabei iſt doch der ſeligſte Wahn!

Erlina nahm Platz auf einem Stuhle, ſprang aber ſchnell wieder auf, ſah nieder auf den Stuhl und fragte:

»Sitzen alle Nonnen ſo hart?«

»Wenigſtens die im Claren-Kloſter,« fiel Dianora ein.

»So, wie ich zum erſtenmal im Garten Dich ſah, liebe Dianora! ſehe ich jetzt Dich wieder; und immer ſo gekleidet wünſche ich Dich in Fiormino an meiner Seite zu ſehen;« ſagte Aloiſio, indem er ihr die Hand drückte.

Erlina, indem ſie ihren Kopf in den auf den Tiſch geſtemmten Arm legte, und ſich wieder niederſetzte, rief lachend aus: »Nein, wahrlich, zur Nonne bin ich viel zu weltlich; wird aber aus meiner Heirath nichts, ſo bitte ich, nehmt mich zu Euch und in Fiormino auf. Wir wollen dort gewiß keine Langeweile über uns kommen laſſen. Ach ja! wir nehmen unſere Gazzina, die Bewegliche, mit. Sie tanzt und ſingt, wir freuen uns, machen Verſe, necken einander, lernen Kartenkünſte von Eleazar, vertiefen uns in die Kabbala, gehen, reiten, fahren auf die Jagd, und ich, — bin wieder frei und ungebunden; denn, was man ſagen mag, eine Kette iſt die Ehe denn doch, wenn auch eine ſeidene. — Kette bleibt immer Kette! — Das nehmt mir nicht übel, langweilig muß das Einerlei endlich doch werden.«

»Wohl! man muß in der Welt alles kennen lernen, was wenigſtens nur erträglich zu ſeyn ſcheint. — Kommen Sie zu uns, leben Sie mit uns. Ich erwarte Sie, wenn Dianora – « erwiederte Aloiſio.

Dianora eilte herbei. umarmte Erlinen herzlich und ſetzte hinzu: »Zweifeln Sie meinetwegen an Allen, nur an mir nicht.«

Es wurde ein Brief gebracht. Aloiſio riß ihn auf und rief aus: »Von meinem Vater!« — In das Refectorium eilend entfaltete und las er den Brief, in welchem ſein Vater ſich über Vieles ſehr weitläuftig heraus ließ, und fand gegen das Ende dieſer Herzenserleichterungen die Worte: »Auch weiß ich nun gewiß, daß die von mir ſo herzlich geliebte Marcheſe Nonara mich hintergangen, ein fremdes Kind untergeſchoben, und es für ihre und meine Tochter ausgegeben hat. Der Himmel hat ſie durch Verwirrung ihres Verſtandes geſtraft. Halte Dich, mein Sohn! in allem was Du thuſt, an das, was Dir Dein Onkel, der Cardinal, rathet und thue danach. Ich hoffe bald Dich wieder zu ſehen, iſt es nicht in Fiormino oder in Parma, ſo wird es doch wohl in den Niederlanden oder am Hofe des Königs in Spanien ſeyn. — Dianora iſt nicht Deine Schweſter; aber ich bitte, ihres Schickſals wegen, ehre ſie, und trage alles dazu bei, ihr ein frohes Leben zu bereiten.«

Als er in ihre Zelle zurückkam, gab er dieſen Brief Dianoren, die ihn weinend durchlas, ihren Liebhaber herzlich umarmend, zurückgab und ausrief: »Ach Aloiſio! verlaß mich nicht!«

Elfter Abſchnitt.

In der Dichtkunſt Wunſch und Treiben
Lacht der Jugend Morgenroth!

Was Aloiſio alles mit ſeinem Oheim, dem Cardinal, zu ſprechen hatte, läßt ſich, um nicht langweilig zu erſcheinen, hier gar nicht wiederholen. Dazu kam noch eine bedeutende Krankheit der Marcheſe Nonara, in deren Kriſen ſie ſo toll und verkehrt ſchwatzte, daß man gar nicht klug werden konnte. Dianora glaubte vor Kummer vergehen zu müſſen.

Das Sprechen der Kranken wurde immer verwirrter. Sie nannte ſich zuletzt ſelbſt Fürſtin Farneſe. Ihr Arzt erklärte ganz aufrichtig ihre Krankheit für unheilbar. Dianora, in

Thränen ganz zerfließend, fragte noch einmal: ob ſie wirklich nicht ihre Tochter ſey? — »Nein! nein!« ſchrie ſie ganz außer ſich und ſetzte weinend hinzu: »Heilige Clara! nimm mich zu Dir.« — In's Claren-Kloſter, wo ſie ſterben wollte, ließ ſie ſich bringen. Der Cardinal redete ihnen zu, nach Parma zu reiſen, um Fiormino näher zu ſeyn.

Die Gräfin Erlina ſagte, ſie werde den ſich ihr angebotenen Bräutigam nicht heirathen und erklärte ſich, mit nach Parma zu reiſen. Gazzina, die Bewegliche, folgte ihr und Aſtrella erklärte als Mutter, mit Dianoren gehen zu wollen.

Seine Heiligkeit, der Papſt, gab Allen den Segen. Die Entſchloſſenen beſtiegen die Wagen und reiſten nach Parma. Fiormino war der beſtimmte Platz ihres Ausruhens.

Eleazar, der ſich als Beſuch bald einſtellte, ergötzte und vergnügte beſonders die weibliche Geſellſchaft durch alle preisgegebenen Karten und andere Kunſtſtücke und gefiel ſich ſelbſt in Fiormino ganz wohl. — Zärtlich umſchlang Aloiſio ſeine Dianora und wollte die Zeit ihrer beiderſeitigen Verehlichung erfragen; ſie lächelte und bat den feierlichen Actus aufzuſchieben. Aſtrella weinte und rief aus:

»Ach Gott! ich danke Deiner Fügung, daß ich meine Tochter Frau Marcheſe nennen ſoll.«

Erlina lächelte: »Es iſt mir lieb, Euch bald als Brautleute erblicken zu können! — Aber darauf rechne ich, daß mir von Euch geſagt wird, wie Ihr euch als Eheleute gefallt; und gewiß, wenn Ihr aufrichtig ſeyd, bin ich überzeugt, daß Ihr ſagen werdet: ach! es iſt eben ſo gar wünſchenswerth nicht, in der Eheſchlinge herum zu toben, wenn man ledig umherflattern kann.«

»Ich werde mir vorkommen,« lächelte Dianora, »glaube ich, wie eine mit Theilnahme gefangen genommene Droſſel, die Fliegen hinwegfangen ſoll.«

Ein ſpaniſcher Courier ließ ſich anſagen und wurde ſogleich vorgelaſſen. — Er gab Briefe des Fürſten Aleſſandro Farneſe ab. Dieſer ſchrieb ſeinem Sohne und ſchickte ihm das Dekret zu: »Der König von Spanien ernenne ihn zum Hofkämmerer und wünſche ihn zu ſprechen.«

Sogleich wurden Anſtalten zu ſeiner Abreiſe getroffen. — Dianora umarmte ihren Geliebten frohlockend: »Als mein Bräutigam kommſt Du wieder!« — Erlina verſprach bei Dianoren zu bleiben und des Bräutigams Zurückkunft zu erwarten. — Gleichfalls wollten, nach ihrer Verſicherung, Aſtrella und Gazzina bleiben. Eleazar verſicherte, als getreuer Nachbar ſich ſtets finden zu laſſen.

»Wohl, geſund und zufrieden erhalte Euch Gott und laſſe mich Euch fröhlich wiederſehen;« ſprach Aloiſio, ſie Alle mit gleicher Zärtlichkeit küſſend, beſtieg das Roß und eilte mit dem Courier nach Genua, wo ſie ſich einſchiffen wollten.

Kaum war Aloiſio an's Land geſtiegen, und hatte ſich, um ſich einige Tage in Genua aufhalten zu können, im Durchſichts-Amte aufſchreiben laſſen, als eine ſchwarze, bekuttete Figur ihn aufſuchte. Da ihm dieſelbe ganz ungelegen und unerwartet kam, trat er, ſie fragend, ihr entgegen:

»Wer wird geſucht?«

Die Schwarzkutte antwortete: »Aloiſio Fiormino.«

»Was ſoll er?«

»Er kennt den Kabbaliſten Eleazar Decimo?«

»Wie man dergleichen Wunderthäter kennt. Gewiß von der unrechten Seite.«

»Es wird auch ſchon an die rechte Seite kommen. — Er hat mich Ihnen nachgeſchickt und läßt Ihnen ſagen: nach Fiormino ſey aus Rom ein feines Mädchen kommen, genannt Miramika, und habe Sie aufgeſucht. Signora Dianora habe dieſelbe aufgenommen und bei ſich behalten; alle erfreuten ſich ihres Wandels, Verhaltens und ihrer Zuthätigkeit. Sie ſey ſehr hülfreich und mache artige Verſe. — Das ſey alles recht artig, läßt Meiſter Eleazar wiſſen. — In einer andern Angelegenheit aber ſende er Ihnen den von Orſello, dem erſten Rathe der Rota, erhaltenen Brief zu, der Ihnen ſagen werde, daß die Marcheſe Ronara geſtorben ſey. Ein ſehr bedeutender Todesfall! — Eleazar hat wichtige Veranlaſſungen und Gründe, Sie bitten zu laſſen, in Genua vierzehn Tage lang zu verweilen, weil er bis dahin Ihnen ſicher noch wichtige Nachrichten zu ertheilen haben werde. Die Kabbala veranlaſſe ihn zu glauben, daß er etwas Wichtiges Ihnen zu offenbaren habe. — Von Fiormino werde er ſich in dieſen verhängnißvollen Tagen wenig entfernen können; er habe aber auch wichtige Subjecte in Rom zurückgelaſſen, welche ſelbſt Ihr Oheim, der Herr Cardinal, recht wohl kenne.«

»Und Du, biſt doch auch ein — Jude?«

»Wohl! — Geboren unweit Parma; ein Schüler in der Wiſſenſchaft der Kabbala. Levi Sohar iſt mein Name. Aber ein Sohariſt bin ich nicht, denn dieſe kennen nichts als Zweifel gegen die Kabbala.«

»Was ſagt Deine Kabbalakenntniß mir von meinem Aufenthalte in Genua, den Eleazar mir anrathen läßt?«

»Soll ich fragen?«

»Das verſteht ſich und ich wünſche es.«

»Da ich meine Lameth und die Soffiths nicht bei mir habe, will ich ſie holen. — Um welche Stunde ſoll ich wieder kommen?«

»Ich denke gegen Abend. Da ſollſt Du mich hier finden. — Ich will hier wohnen bleiben.«

»Halt! da finde ich in der Taſche ein Niswi. Laſſen Sie ſehen. Was ſagt dieſes Orakel? — Da liegt es. — Fein gedreht! — Nun? Was ſoll's ſeyn?«

»Betrifft's mich?«

»Sie gewinnen im Lotto di Genova — legen Sie ein! — in drei Tagen eine beträchtliche Summe. — Aha, eine intereſſante Bekanntſchaft, — einer vortrefflichen Sängerin, — ſteht Ihnen bevor. O! Sie glücklicher Dichter! Verſe bewirken alles, was Sie ſich wünſchen. — Sie wiſſen, was Marino ſagt:

Die Verſe geben
Was das Geld nicht geben kann.
So läßt ſich's frech mit Weibern leben;
Und das gefällt dem Mann!

»Sonſt haben die Juden keinen Sinn für Verſe.«

»Ach ja, die Sohariſten-Juden. Und alle Judenmädchen aus dem Stamme Benjamin. Dieſe ſind im Grunde alle Dichterinnen, oder wenigſtens Dichtkunſtliebhaberinnen.«

»Du beſorgſt mir Lotto-Nummern.«

»Welche?«

»Frag die Kabbala.«

»Gegen Abend ſehe ich Sie wieder. — Jetzt, leben Sie wohl.«

Dem ſpaniſchen Courier gab Aloiſio ein Dankſchreiben an den König und Briefe an ſeinen Vater mit, in welche er den von Orſello einſchloß.

Vor dem Palazzo d'Oria ſchwebte ein leichtes, jungfräuliches Weſen umher, die Aloiſio, ihrem Aeußern nach, für die in Fiormino zurückgebliebene Bewegliche gehalten hätte, wäre es ihr nicht gelegen geweſen, ihn ſo eben anzureden:

»Daß Sie in Genua ein Fremder ſind, ſehe ich Ihnen an, aber gewiß ein Florentiner, wie ich glaube — «

»So iſt es nicht, freundliches Donzellchen! — Ich bin ein Parmeſaner.«

»Ich habe immer ſagen hören: die Parmeſaner wären ſehr ungetreue Liebhaber.«

»Ich hoffe, ein getreuer zu ſeyn.«

»Heißt alſo Fidelio? — Ich heiße Fidelia. — Zum Erſtaunen verſtehe ich das richtige, herrliche Kartenſchlagen. Kommen Sie her; laſſen Sie ſich ſagen. — Sehen Sie — der Treffbube ſind Sie — Geld gewinnen Sie —«

»Ich will nichts weiter hören. — Wer hat Dich abgeſchickt, mich aufzuſuchen? — Ich bin hier ganz unbekannt.«

»Dem Karten-Orakel iſt nichts unbekannt.«

»Wie es auch ſey. Ich will nichts wiſſen.«

»Wollen auch nicht mit mir gehn?«

»Wohin?«

»Wo eine ſehr ehrenwerthe Geſellſchaft Ihnen gar vielerlei ſagen kann —«

»Ich bleibe gar nicht hier. — Wozu das Hin- und Herſprechen?«

»Sie haben alſo keine Luſt, vieles zu bewundern, was bewunderungswürdig iſt?«

Da trat der ſchwarzbekuttete Student der Kabbala, Levi Sohar, herbei, grüßte die Sprecherin und wendete fragend ſich zu Aloiſio:

»Ihr kennt doch wohl ſchon die vielwiſſende Florentinerin von Parma her?«

»Ich ſehe ſie hier nur zum erſtenmale.«

»So, ſo! — Sie war die Eingeweihte im Dienſte der Frau Premierminiſterin Gauffridi. Freund Eleazar wußte ihre Kenntniſſe gehörig zu ſchätzen. — Die Florentinerinnen im Dienſte der Frau Premierminiſterin waren alle Unterrichtete und Wohlerkohrene. Sie waren auch verſtändig und wußten dem Sturme zu entgehen, welcher mit dem Sturze ihres Gemahls über dem Haupte ihrer Gebieterin ausbrach. Vierzehn Tage darauf, als ihres Gemahls Haupt endlich unter dem Schwerte des Scharfrichters gefallen war, ſtarb ſie an einer Indigeſtion.«

»Ich war ſchon in Genua,« fuhr das Mädchen fort; — »bin noch hier, und habe, Gott ſey Dank! ſo viel Verſtand, mich zu ernähren. — Meiſter Eleazar hat ungemein viel Verſtand, hohe Connexionen, aber — er bleibt dennoch ein Jude.«

»Nun? Und Du?« fiel Levi Sohar ein.

»Ich bin auch eine Jüdin; wenigſtens, eine geborene. Aber, ich weiß mich zu benehmen. Ueberhaupt, ein Jude muß und wird ſtets ein Jude bleiben. Eine Jüdin nicht. Das weiß auch ſelbſt die Geiſtlichkeit der Chriſten. — Glauben Sie das, Herr Marcheſe? — Ach! die Herren der Geſellſchaft Jeſu, ſind in dieſem Wiſſen herrlich erfahren. — Dabei kann und muß ich wohl ſagen: Hätte der Herr Staatsminiſter Gauffridi die Herren Jeſuiten und die Iſraeliten gewußt gehörig zu benutzen, zu veneriren u. dgl., er hätte ein ſolches Ende nicht nehmen müſſen, wie er nehmen mußte. Die Florentiniſche Klicke hätte die Frau Herzogin nicht benutzen können. — Ich ſah mich ſtets vor und wußte mir die Ecke offen zu halten, durch welche ich entflohen bin, als es Zeit war. — Ein kleines wohlverſiegeltes Päckchen aus den Briefſchaften der Frau Staatsminiſterin habe ich gerettet, auf welches die Dame mit eigener Hand geſchrieben hat: Dienlich der Familie Farneſe. Ich habe es nicht entſiegelt. Für tauſend Zechinen liefere ich es an Liebhaber aus.«

»Deinem Liebhaber gehörte es ja ſchon deswegen, weil er Dein Liebhaber wär'!«

»Ja, wenn es ſo wär! Aber als Liebhaber der Papiere in dem Päckchen, muß er ſie bezahlen. Doch der meinige iſt er nicht.«

»Gern wäre ich es, denn artig biſt Du, wie ich gern geſtehe; doch die tauſend Zechinen gebe ich für das Päckchen, als ein Farneſe, wenn ich gleich nicht weiß, ob die Frau Staatsminiſterin ſich darauf verſtanden hat, zu wiſſen, ob die geſammelten Papiere die Familie Farneſe intereſſiren werden. — Morgen früh, ehe ich in die Meſſe gehe, erwarte ich Dich mit dem Päckchen. Das Geld ſoll parat liegen. — Was man einem artigen Mädchen geben will, liegt ſtets auf erfreulichen Zinſen.«

»O! daß ich es doch liegen laſſen könnte! — Nur bisweilen holte ich Intereſſen. — Aber ich weiß, daß der neue Miniſter des Herzogs von Parma und ſeine Helfershelfer es auf mich abgeſehen haben. Sie denken mich, auf Requiſition, hier arretiren zu laſſen.«

»Du weißt aber der Requiſition zu entgehen?«

»Ich muß mich freilich vorſehen.«

Der Schwarzbekuttete ſagte: »Schatz! es wird Noth thun.«

Als die artige Jüdin Tags darauf zu Aloiſio kam, ihm das Briefpäckchen brachte und Geld holte, brachte der Lotto-Caſſirer ihm ſeinen Lotto-Gewinn.

Das der Familie Farneſe als nützlich beſtimmte Päckchen, hatte Aloiſio ſeinem Vater zugedacht, packte überhaupt alles zuſammen, was er mitnehmen zu müſſen glaubte, und ſah erwartungsvoll der Abreiſe mit einem ſpaniſchen Schiffe nach Spanien entgegen.

Als endlich ein Schiff erſchienen und der Tag der Abfahrt ſchon beſtimmt war, eilte den Morgen vorher Aloiſio in den kleinen, ängſtlich ſchauerlich innigen, ſüdweſtlich dem Hafen zuliegenden Hain, in deſſen Mitte ſich eine kleine Kapelle befand, geweiht dem heil. Chriſtoph, dem Schutzpatron der Schiffenden, überließ ſich ganz ſeinen Empfindungen gegen den Allmächtigen, warf ſich, ſeinen Hut vom

Kopfe auf das nächſte Raſenſteck werfend, nieder und betete mit ausgeſtreckten Armen:

»Allmächtiger Himmel! Du, deſſen herrliches Frühlingswalten jetzt im Beginnen iſt, wirf Deine heitern Maienſtrahlen auf den Ort in Fiormino, wo jetzt meine liebe Dianora weilt. Erquicke und belebe die gute Seele mit allen Wonneſtrahlen deines Waltens; ſäuſelt, ihr lauen Lüftchen, der Lieben meine Wünſche und Grüße zu, und bringt endlich mich wieder zu ihr, der Herrlichen, bis dann der Kirche Segen mit mir vereinigen wird. Erhöre mich, allgütiger Himmel! und erfülle meine regen Herzenswünſche. — O herrliche Lüftchen dieſes ſchönen Frühlingsmorgens, bringt den innigſten Gruß meines froh und tiefbewegten Herzens, meiner edlen Dianora!«

Ein alter Einſiedler, ein Dienender an der Kapelle, ging vorüber, und ſang mit ſanfter Stimme: »Amen!«

Ende.

Folgende Unterhaltungsſchriften ſind beſonders zu empfehlen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen:

Abentheuer, das nächtliche, Treue bis zum Tode und andere Erzählungen von C. Hildebrandt. 8.	1 Thlr.
Agathe, oder der Eidſchwur. Eine Kloſtergeſchichte von C. Hildebrandt. 3 Theile. 8.	3 Thlr. 4 Ggr.
Armenteros, Thomas, oder das Auto da Fé. Vom Verfaſſer von Wilhelm Meiſters Meiſterjahren. 8.	20 Ggr.
Baſtardbrüder, die, oder der Fluch der Geburt. Ein romantiſches Gemälde von J. Albiny. 2 Theile. 8.	1 Thlr. 20 Ggr.
Berggeiſt, der, des Harzes. Von Eduard Wehrmann. 8.	20 Ggr.
Bernardo und Emmelina, oder die Schreck-	

niſſe der Folterkammer, und Woldemar. Von Alexis dem Wanderer. 8. 1 Thlr. 8 Ggr.

Boja, das ſchöne Räubermädchen oder der große Teufel. 3 Theile. 8. 3 Thlr. 4 Ggr.

Brautſchau, die. Komiſcher Roman vom Verfaſſer der Mitternachtsglocke, des Pips u. a. m. 8. 1 Thlr. 4 Ggr.

Buch, das, ohne Titel. Wer lachen will, der leſe es. Mit einem illuminirten Kupfer. 8. geh. 20 Ggr.

Bund, der ſchwarze. Vom Verfaſſer der »Stimme des Unſichtbaren, des wandernden Gerippes« ꝛc. 8. 1 Thlr. 4 Ggr.

Clara, oder das Licht im Hüttchen. Ein einfacher Roman von C. (Verfaſſerin der »Marie Müller, der Erna« u. a. m.) 8. 1 Thlr.

Corſanello der furchtbare Seeräuber. Vom

Verfaſſer des Romans: »Fernando Lomelli, der kühne Räuber oder die Höhlen der Rache.« 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Don Roman der Goldmacher in Sevilla. Eine ſpaniſche Geſchichte aus den Zeiten der Eroberung Perus. Von H. Müller. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 18 Ggr.

Eiche, die heilige und andere Erzählungen aus dem Mittelalter von E. Hildebrandt. 8. 20 Ggr.

Entführte, der. Ein Roman nach dem Franzöſiſchen von Alexis dem Wanderer. 3 Thle. 8. 3 Thlr. 8 Ggr.

Erſtürmung, die, von Selama, oder die Rache. Eine ſchottiſche Sage von Walter Scott. 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Fahrt, die, in die neue Welt. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. — Das Grab der Mutter. Von Alexis dem Wanderer. 8. 1 Thlr.

Flucht, die. Ein Roman von M. Reichenbach. 8. 1 Thlr.

Frühlingsgaben. Erzählungen von Eliſe Freifrau von Hohenhauſen, Max von Schenkendorf, Eduard Meſſow, Freiherrn von Münchhauſen, Ernſt Wahlert, Julie Freifrau von Bechtolsheim, Alexis dem Wanderer u. a. m. Herausgegeben von F. Raßmann. 8. 1 Thlr.

Geächtete, der, oder Pfaffenmord und Rache. Ein Roman aus der Vorzeit vom Verfaſſer des »Albert von Reinſtein, Ritter Golo« u. a. m. 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Gelübde, das. Roman aus der Vorzeit vom Verfaſſer des »Albert von Reinſtein.« 3 Theile. 8. 3 Thlr.